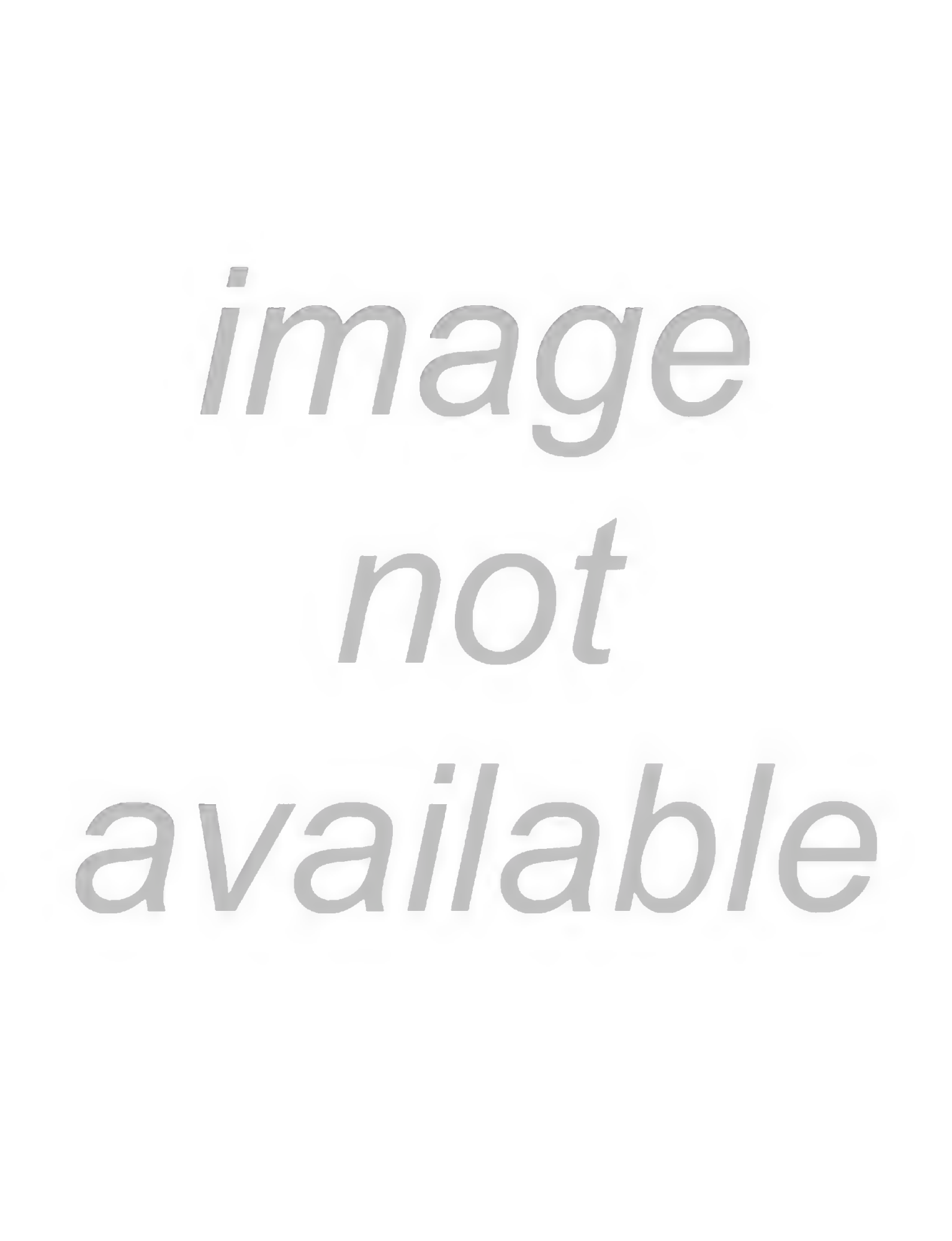
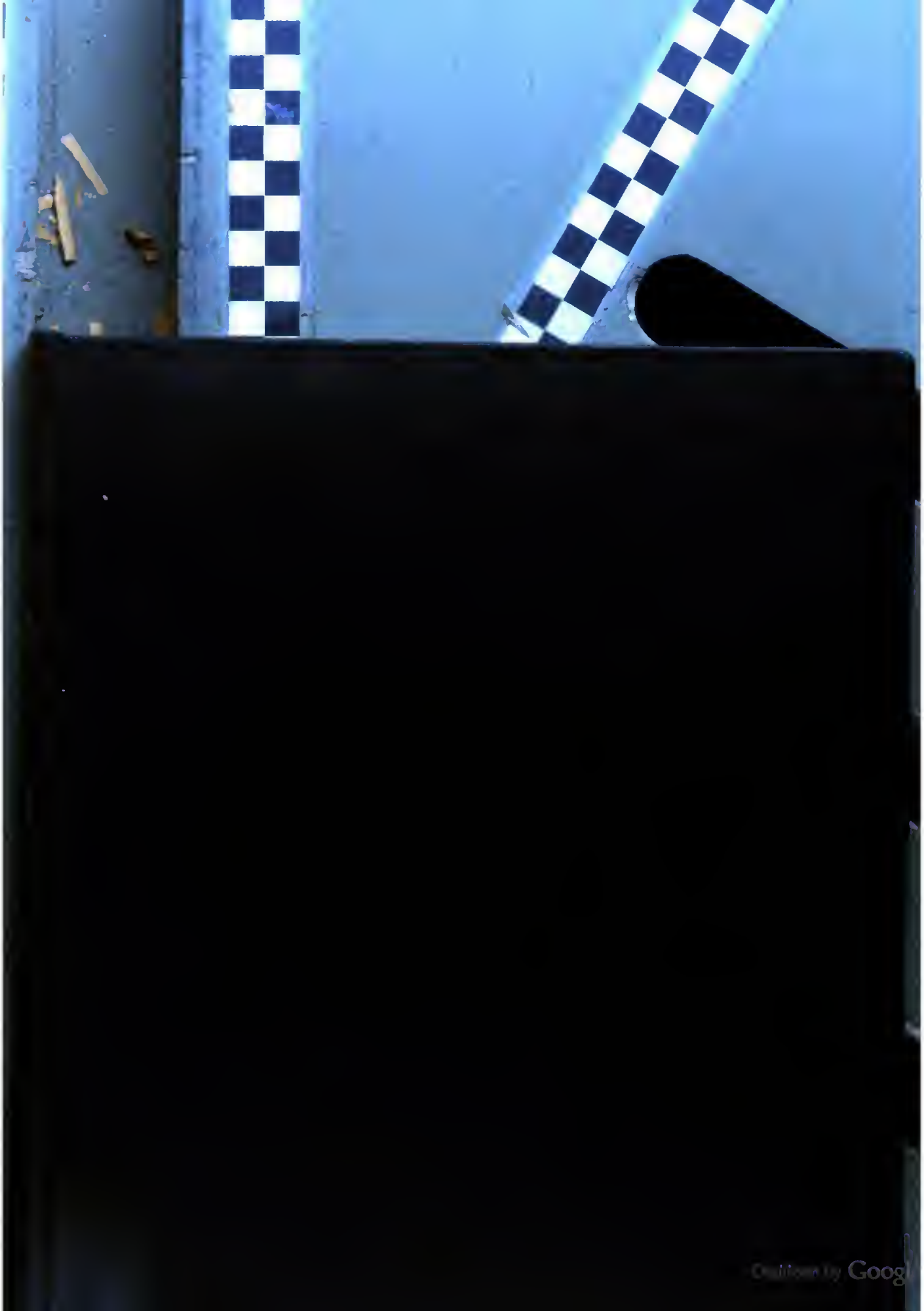


image
not
available

Digitized by Google



THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
A L ZB
1896'

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

Januar, Februar, März 1896.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

253
ALZB
1896

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 2. Januar. Nummer 1.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. VII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

VII.

„Scribere jussit amor."
Ovid.

Berlin, 25. Dec. 1895. Zwiefach mahnt die herannahende Sylvesternacht den Spectator an sein ernstes Geschäft, und so beginnt er denn eine rasche Umschau über die in den bisherigen sechs Briefen noch nicht besprochenen kirchenpolitischen Ereignisse und die allgemeine Lage der Dinge mit dem, was ihn an Ort und Stelle zunächst ansieht.

Von den Angelegenheiten des Centrums haben wir in unserm zweiten Briefe vorläufig genug gesagt; es ist nach dieser Richtung nur der beiden Wahlen zu gedenken, welche reiflichen Stoff zum Nachdenken geben. Wir meinen einmal das Unterliegen des Frhrn. v. Huene in einem Wahlkampfe, wo ihm die zweifellose Begünstigung der höchsten kirchlichen Provincialbehörde und die ebenso zweifellose geistige Ueberlegenheit über den Gegencandidaten zur Seite standen. Das hat die echten Ultramontanen nicht gehindert, den alten Centrumsführer, der mit der Regierung seinen Pact geschlossen, über Bord zu werfen und für einen homo novus zu stimmen, der von den Sympathien der Polen und Demokraten gestützt war. Noch weit merkwürdiger ist die Dortmunder Wahl gewesen. Wiederum und offenkundiger als irgendwo hat hier der socialdemokratische Candidat den Sieg durch die directe Unterstützung der ultramontanen Wähler gewonnen. Hr. Lüttichau hatte die Bosheit, ihnen dafür öffentlich zu danken. Wir thun es auch, denn solche erbauliche Exempel sind nothwendig, um gewissen Leuten die Augen über das zu öffnen, was längst allen Einsichtigen handgreiflich ist. Gespannt kann man nur sein, ob auch diesmal die „Civiltà cattolica" das Kunststück wiederholen wird, das sie gelegentlich der letzten Militärvorlage lieferte. Bei den damals ausgeschriebenen Wahlen haben bekanntlich die Socialdemokraten und Ultramontanen in einer Reihe von süddeutschen Städten zusammengewirkt und gegenseitig ihre Candidaten durchgesetzt, wie in Straßburg Bebel u. s. f. Wie hat nun das Organ der Jesuiten darüber berichtet? Es mußte natürlich verhindert werden, daß an gewisser Stelle und in gewissen hohen Kreisen die Allianz der Socialdemokratie und der Centrumsleute zum Bewußtsein komme. Der wahrheitsliebende Correspondent der „Civiltà" berichtete also ruhig seinem Blatte: in all jenen Städten hätten die Nationalliberalen aus Haß gegen die Kirche sich bei den Wahlen mit den Socialisten gegen das Centrum verbündet, um die Candidaten des letzteren zu schlagen. Das war natürlich in usum Delphini geschrieben. Und es gibt solcher „Delphini" noch recht viele, in geistlichen und weltlichen, in schwarzen und violetten, auch in purpurnen Gewändern, die man gerade für gut genug hält, um sie mit solcher schamlos gefälschten Berichterstattung zu regaliren.

Unser preußischer Cultusminister hat die Gnade des Centrums vollkommen verscherzt, indem er sich im Laufe des Herbstes einem Interviewer gegenüber über die Aufrechterhaltung der Staatshoheit auf dem Gebiete der Schule ausgesprochen hat. Diese Aeußerung lag uns noch nicht vor, als wir uns in unserm fünften Briefe über dieses Thema verbreiteten. Wir hätten sonst hinzufügen können, daß wir dem Minister durchaus beipflichten. Ein preußischer Unterrichtsminister konnte nicht anders sprechen; im übrigen ist der Ingrimm gewisser Centrumsblätter über Dr. Bosse durchaus unberechtigt. Wir werden hier in Preußen nicht leicht einen Cultusminister erhalten, der den wirklichen Bedürfnissen und Rechten der Katholiken wohlwollender und verständnißvoller gegenüberstünde, als der gegenwärtige, dem Gott noch manches Jahr zulegen möge.

Ehe wir den Wanderstab weitersetzen, sei es gestattet, noch eines Berliner Vorfalles zu gedenken, der für weitere Kreise nicht ins Gewicht fällt, den wir aber gern erwähnen, um den Lesern auch einmal etwas Erfreuliches zu berichten. Seit Jahrzehnten haben im Stadttheil Moabit die Dominicaner ein Kloster, in welchem sie eine von den hiesigen Katholiken dankbar empfundene und segensreiche Thätigkeit entfalten. Diese Dominicaner sind sehr ungefährlich. Sie verbrennen keine Ketzer mehr, sie walten nicht mehr des heiligen Amtes der Inquisition. Seit den Tagen, da Lacordaire den Orden in Frankreich wiederherstellte, geht sogar ein Souffle de libéralisme über ihn her, und wenn er auch in unsern Tagen einige Männer vom Holze der Torquemada, wie den verstorbenen Cardinal Zigliara, aufzuweisen hat, so hat er anderseits auch eine beträchtliche Anzahl hochgebildeter und maßvoller Charaktere gezeitigt. Die Thätigkeit der Predigermönche in Moabit bedurfte, nach ihrem Neubau, im Interesse der katholischen Einwohner des ganzen Stadtviertels und des Conventes der Zuerkennung der Parochialrechte. Gewiß hat der Seelsorgeklerus Recht, wenn er sich das Hereinregieren der Regularen in die Pfarreien vom Leibe hält. Der Fall einer unberechtigten Einmischung der letzteren lag aber hier nicht vor, wo die Mönche die Uebernahme parochialer Gerechtsame und Verpflichtungen und damit die Einreihung in den Seelsorgeklerus nachsuchten. Lange ward die Erfüllung dieses Wunsches durch kleinliche Rücksichten verweigert, bis ihnen endlich in diesem Herbste die Parochialrechte eingeräumt wurden und ihre Wirksamkeit damit in geregelte Bahnen geleitet ward. Für diese Entscheidung sind die katholischen Umwohner in erster Linie dem Cardinalfürstbischof Kopp verpflichtet, dessen Einsicht und Wohlwollen auch diesmal, wie so oft, über entgegenstehende Bedenken gesiegt hat.

In Oesterreich-Ungarn haben die Begebenheiten der letzten Monate unsern Sommer-Betrachtungen Recht gegeben. Die Haltung des ungarischen Fürstbischofs und

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 278 vom 2. December v. J. Der Abdruck dieser Briefe wird von den Herren Einsendern freigestellt. D. Herausg.

255504

der Mehrzahl der Bischöfe trägt langsam, aber sicher den Sieg über die intransigenten Elemente in der Angelegenheit der Civilehe davon. In Wien hat sich die Partei der Antisemiten und Christlich-Socialen seither mehr und mehr in ihrem demagogischen, die Basis des staatlichen Friedens und der staatlichen Ordnung unterminirenden Charakter entpuppt; die hohe Gesinnung des Kaisers, der Muth und die Entschlossenheit des leitenden Staatsmanns, des Grafen Badeni, hat sich in der Nichtbestätigung Dr. Luegers als Bürgermeister von Wien aufs neue bewährt und in verständigen Kreisen die angenehme Empfindung hervorgerufen, daß man es endlich einmal wieder mit einer Regierung zu thun habe, welche regieren und nicht regiert werden will. Und nun ist sehr beachtenswerth zu sehen, welche Haltung die vaticanische Presse zu diesen Dingen einnimmt. Der „Osservatore Romano" insbesondere läßt keine Gelegenheit unbenützt, um seinem Bedauern über die Nichtbestätigung Luegers und seiner Hoffnung auf dessen Wiederwahl Ausdruck zu geben. Aehnlich die „Voce della Verità". Hält man diese constante Anfeindung der Badeni'schen Verwaltungspolitik als einer ungerechten, gewaltthätigen und ungeschickten zusammen mit der Niederlage, welche der österreichische Episkopat im vorigen Winter sich betreffs der christlich-socialen und Antisemitenbewegung in Rom geholt, so ist klar, daß hier eine bestimmte Taktik vorliegt und der Vatican offen Partei für Lueger und gegen Kaiser und Ministerium nimmt. Kein Wunder, daß die Gesundheit des Grafen Revertera demselben noch immer nicht erlaubt, nach der „heiligen Stadt" zurückzukehren[1]).

Länger als irgend ein anderes deutsches Land hatte sich Württemberg des religiösen Friedens und eines erträglichen Zusammenlebens der beiden Confessionen erfreut. Die ruhige, besonnene Art des württembergischen Schwabenvolkes; die vortreffliche Erziehung desselben in Schulen, um die jedes andere Land dies kleine Württemberg beneiden konnte; das wohlgeordnete Verhältniß, welches nach 1848 zwischen Krone und Landesvertretung eingetreten war; nicht an letzter Stelle endlich die viele Jahrzehnte ausfüllende ruhmvolle Thätigkeit der katholisch-theologischen Facultät in Tübingen, welche nach der einen Seite auch die Achtung der Protestanten sich erzwang und nach der andern Seite durch die hohe Einsicht und die maßvolle Besonnenheit ihrer Häupter, der Professoren Kuhn und Hefele, in politischen Dingen vortheilhaft einwirkte und die Velleitäten der extremen Richtung im Zaume hielt; zuletzt dann noch der Episkopat Hefele's — das alles waren kirchenpolitische Lebensbedingungen, welche dem Königreich lange Zeit hindurch einen viel beneideten Frieden gesichert haben; derart, daß man in den siebziger Jahren wohl ultramontane Blätter darüber klagen hörte, es sei in Württemberg nicht einmal ein kleiner Conflict fertig zu bringen. Das hat sich nun auch sehr geändert. Die Mast'schen Streitigkeiten waren schon vor zwanzig Jahren eine ferne Ankündigung dieses Friedens und der ihn begünstigenden bischöflichen Politik. Schon in den letzten Jahren von Hefele's Episkopat erhoben sich auch in Württemberg die Störenfriede, und in den letzten Wahlbewegungen zeigte sich eine sehr starke Zunahme des demokratisch-demagogischen Elementes in den katholischen Kreisen. Die neuesten Verfassungsstreitigkeiten, bezw. Verhandlungen, haben allerlei neuen Gährungsstoff in die Massen hineingeworfen, und die Wagschale ist zu gunsten der ultramontanen Bewegung in demselben Maße gestiegen, als die evangelische Prälatenbank bei der Discussion über die Zusammensetzung der Ersten Kammer und die eventuelle Thronfolge einer katholischen Linie nichts weniger als Lorbeeren um ihr Haupt gewunden hat.

[1]) Der Graf ist seitdem zurückgekehrt, die Wiederannäherung erfolgt. (D. Herausg.)

Ueber die Zustände des Großherzogthums Baden hoffen wir später durch dortige Freunde in die Lage versetzt zu werden, zuverlässig berichten zu können. Heute sei dies Thema nur gestreift. Im November meldeten die Blätter das Ableben des erzbischöflichen Kanzleidirectors Dr. Maaß; vor Jahren wäre das ein kirchenpolitisches Ereigniß von einer gewissen Tragweite gewesen. Kaum vom Judenthum zum Christenthum übergetreten, wurde Maaß bald nach den Stürmen von 1848 an die Spitze der erzbischöflichen Kanzlei gestellt, wo er, als Laie, einen weder dem kanonischen Recht, noch den Wünschen des badischen Klerus entsprechenden maßgebenden Einfluß ausübte. Mit vorzüglichem Talent, tüchtigen juristischen Kenntniffen und allen Qualitäten feiner Rasse ausgestattet, hat er es vierzig Jahre hindurch verstanden, die Zwietracht zwischen Staat und Kirche in Baden zu entfachen und die glimmende Asche des chronischen Conflicts immer warm zu halten. Indessen, de mortuis nil nisi bene. Man schreibt uns, daß Maaß als Mensch gutmüthig und liebenswürdig gewesen und daß er seit den letzten zehn Jahren sich einer friedfertigen Haltung befliffen, vielfach ganz liberale Ansichten geäußert (ob auch vertreten?) habe und mit manchen Dingen, welche seither geschehen, durchaus nicht einverstanden gewesen sei. Alter und reichere Erfahrung werden auch ihn über manche Täuschung jüngerer Jahre hinausgehoben haben. Sicher war er in seiner Intelligenz und Bildung weit mehr werth, als diejenigen, welche sich seither der ultramontan-demokratischen Agitation bemächtigt haben, und die in dem schönen, sonst so glücklichen Lande ein Schauspiel aufführen, dem man nicht zusehen kann, ohne Schmerz und Scham darüber, daß solch frivoles Aufwühlen der schlechtesten Leidenschaften unter Deutschen möglich ist.

Setzen wir unsern Fuß über den Rhein. Die Esplanade des Deutschen Reichs hat seit 1871 nicht aufgehört, in kirchenpolitischer Hinsicht ein höchst merkwürdiges, zugleich auch ein durchaus unerfreuliches Beobachtungsfeld darzubieten. Im Elsaß wie in Lothringen hat das Germanisirungswerk keinen mächtigeren Gegner gefunden als den Klerus, welcher mit wenigen Ausnahmen bis auf diese Stunde französisch erzogen wird, französisch denkt und für Frankreich arbeitet. Die Moeller'sche Verwaltung hat diesen Einfluß durch eine verständige und ruhige Entwicklung der Institutionen, hie und da auch durch Entfernung der Agitatoren, zu bekämpfen gesucht. Das Manteuffel'sche Regime warf das alles um und glaubte einen tödtlichen Gegner mit Zuckerbrod zu besänftigen. Einige Tage vor seinem Tode in Karlsbad hat uns der Feldmarschall zugestanden, daß er sich getäuscht habe, indem er von einer Verwaltung weniger Jahre erwartete, was nur die Frucht der geduldigen Arbeit eines ganzen Jahrhunderts sein kann. Es war die höchste Zeit, daß die Reichslande aus dieser nervösen, unsachlichen Behandlung in die eines erfahrenen und vorsichtigen Arztes gelangten. Was unter diesen Umständen mit dem Patienten zu machen war, hat die Hohenlohe'sche Regierung geleistet. Sie hat die Verwaltung wieder auf eine gesicherte Basis gestellt und durch die Verbindung von Wohlwollen und Festigkeit in den Principien sich als einen Segen für das Land erwiesen. Auch der Klerus konnte wahrhaftig mit ihr zufrieden sein. Er ist trotzdem nicht zu uns bekehrt worden. Wer daran etwa zweifeln sollte, braucht nur den neuesten Artikel zu lesen, welchen das „Evènement" und nach ihm der „Univers" vom 6. December über die Führer der elsässischen Geistlichkeit, die Winterer, Guerber, Simonis u. s. f., gebracht haben. Ihnen allen wird das authentische und gewiß wohlverdiente Zeugniß ausgestellt, daß sie unentwegte und muthige Vertreter des Protestes sind und daß sie alle denken wie der Mülhäuser Pfarrer Winterer, dessen

ganzer Gedanke auf Frankreich steht („à la France de jadis, à la France de demain"). Es war an sich eine richtige, durch die Sachlage gebotene Entschließung der Regierung, bei der letzten Vacanz des bischöflichen Stuhls von Straßburg auf der Berufung eines Altdeutschen auf diesen ebenso schwierigen wie bedeutungsvollen Posten zu bestehen. Sie hat sich nur in der Ausführung dieses Gedankens geirrt oder ist vielmehr absichtlich in Irrthum geführt worden. Der brave, aber kranke Mann, welchen man auf diesen volle Kraft und unbeugsame Energie fordernden Posten gestellt, hat sich seiner Aufgabe nicht als gewachsen erwiesen. Unter der Etikette des deutschen Bischofs treibt die französische Partei ihr Spiel fort, dreister und verwegener als je, ungeduldig den Tag der Revanche erwartend, wo sie den elsässischen Bürger und Bauer zur offenen Empörung gegen Kaiser und Reich führen wird. Um den deutschen Bischof kümmert man sich wenig oder gar nicht, er kann noch zufrieden sein, wenn er nicht, wie neulich von dem Cantanalpfarrer von M., bei Vereinigungen der Geistlichkeit geradezu beschimpft wird. Sind wir Deutsche nicht ein bewundernswerthes Volk, wenigstens wegen unsrer Geduld und Gutmüthigkeit? Da haben die Franzosen doch ganz andere Recepte, um renitente Bevölkerungen und einen renitenten Klerus zu „gallisiren". Ludwig XIV. warf, als er das Elsaß nahm, einfach auf die Straße, was ihm wegen zu deutscher Färbung im Welt- und Ordensklerus mißfiel; und ganz dasselbe haben die Franzosen in unsern Tagen, hat der Cardinal Lavigerie in Tunis mit den italienischen Capucinern gethan.

In Lothringen beschäftigt man sich in diesem Augenblick viel mit der Frage, wer Coadjutor des Bischofs von Metz werden soll. Hier liegen die Dinge ähnlich, aber doch nicht ganz so, wie im Elsaß. Unsre Verwaltung hat die eigentlich französische Bevölkerung des westlichen Lothringen leichter zu behandeln gefunden, als das hartköpfige Element des Sundgaues, wo alle Stammeseigenschaften des Alemannen in ihrer ungünstigsten Ausbildung uns entgegentraten. Der französische Lothringer ist schmiegsamer, er ist außerdem durchweg monarchisch gesinnt und hat keinen sonderlichen Geschmack an der französischen Republik gewonnen; während umgekehrt wenigstens in den Städten des Elsasses, namentlich in Mülhausen, die republicanische Gesinnung vorwiegt und die durch ihren Einfluß die Bevölkerung vielfach beherrschenden Fabrikherren des Oberelsasses mit den Führern der französischen Republicaner vielfach in engsten, auch verwandtschaftlichen Beziehungen stehen. Demgemäß ist die deutsche Regierung in Metz im allgemeinen bei der lothringischen Geistlichkeit auch auf weniger Widerstand gestoßen. Der Bischof Dupont des Loges machte kein Hehl aus seiner französischen und legitimistischen Gesinnung. Niemand konnte das dem bretonischen Edelmann im Grunde übel nehmen. Seine Position war offen, unzweideutig, ein gewisser Rest gallicanischer Gesinnung hinderte ihn, der ultramontanen Mode in allweg nachzugeben. Sein Nachfolger ist ein deutscher Elsässer, der sich s. Z. durch Versicherung seiner Loyalität viele Mühe gegeben hat, Generalvicar und Coadjutor zu werden. Seit er Bischof ist, hat er sich dem deutschen Interesse in keiner Weise entgegenkommend gezeigt. Wir hoffen, daß die Regierung nicht den Fehler begehen wird, ihm einen Coadjutor cum jure successionis zu geben, der, um Hrn. Fleck genehm zu sein, nothwendig eine Persönlichkeit sein müßte, die wir nicht auf dem Metzer Bischofsstuhl brauchen können. Es liegt gar kein Grund vor, diese Angelegenheit zu übereilen; sie wird jedenfalls klarer und besser zu bereinigen sein, wenn der Sitz erledigt ist. Nicht darauf kommt es an, einen erledigten Bischofssitz möglichst bald zu besetzen, sondern mit wem die Episkopate besetzt werden, und diese Frage ist heutzutage so brennend, daß es endlich Zeit ist, die Augen zu öffnen. Die Fehler, welche durch unbedachte Eile, durch mangelhafte Information, durch willfähriges Anhören unberechtigter und bedenklicher Empfehlungen, durch Unkenntniß der Aufgaben, die in einem speciellen Fall und in der betreffenden Diöcese vorliegen, durch völlige Unbekanntschaft mit den in Betracht kommenden Factoren und den zu wählenden oder den zurückzuweisenden Candidaten begangen worden, sind in allen unseren Cabinetten Legion; sie tragen zum größten Theil die Schuld an der heutigen Lage der Dinge.

Von Lothringen ist nur ein Schritt ins Großherzogthum Luxemburg. Von den Tagen des Bischofs Laurent angefangen, hat es keinen Moment gegeben, in dem man mit Befriedigung auf die kirchlichen Zustände dieses Ländchens hätte hinblicken können. Die liberalistische Partei hat seit den dreißiger Jahren das Liebäugeln mit Frankreich und die Affichirung vollkommener Gottlosigkeit für angezeigt gefunden. Der Klerus, in einer für ein an Deutschland grenzendes und im Grunde ganz deutsches Land unerlaubten Unwissenheit erzogen, hat, wie in Belgien, durchweg den äußersten Fanatismus mit einer bis heute unzerstörbaren Anhänglichkeit an die Franzosen und Abneigung gegen die „Preußen" zu verbinden gewußt. Die wenigen in deutscher Bildung erzogenen und wissenschaftlich hervorragenden Persönlichkeiten sind in die Ecke gestellt und ohne Einfluß. Der Rücktritt des Bischofs Adames war von Scandalen begleitet, welche die völlige Zerstörung des religiösen Einflusses in der Luxemburger Jugend herbeiführen mußten. Das Großherzogthum verfügt im Laien- wie im Priesterstand über einen Stamm vortrefflicher und verständiger Elemente; sie sehen mit Schmerz und Entrüstung dem Gang der Dinge zu.

Auch in Belgien haben die letzten Monate der Im Sommer von uns vorgelegten Beurtheilung der Lage Recht gegeben. Die ausweichende Antwort, welche Papst und Bischöfe in Angelegenheit der „Christlichen Demokratie" gegeben, ist in der That nichts weniger als eine Entscheidung gewesen. Die Partei hat sich nicht im mindesten für geschlagen erachtet, und der große Tag, den sie in Gent gefeiert, hat ihre Bedeutung und Unternehmungslust aufs neue herausgestellt. Die Einigkeit unter den Katholiken, welche die kirchliche Autorität wiederherzustellen gesucht hatten, ist unterweilen wieder völlig in die Brüche gegangen. Wer etwa daran zweifeln sollte, den bitten wir, den Bericht über eine Versammlung der Christlich-Socialen im Cercle St.-Alphonse zu Lüttich zu lesen, welchen die Ligue antisocialiste daselbst (gez. Graf de Meeus) soeben unter dem 29. Nov. 1895 (in der „Gazette de Liége", 1 déc., Nr. 307) veröffentlicht hat. Wir setzen zur Erbauung unsrer Leser den Wortlaut des Hauptpassus her. „En séance publique au Cercle St.-Alphonse, M. le professeur Kurth, suivi par M. l'abbé Pottier, a dénancé à l'indignation de l'auditoire la conduite des conservateurs liégeois en les qualifiant tour-à-tour de coffres-forts en délire (?), coffres-forts en ribotte (??), de traîtres! imbéciles! misérables! méritant d'être flétris par les hau haul de l'assemblée. — Pas une protestation ne s'est élevée à ce mament, et depuis l'article du „Patriote" qui a reproduit la scène. Nous avons vainement attendu un démenti ou un désaven. Ni l'un ni l'autre n'est venu." Solche Vorkommnisse reichen hin, um den von der officiellen Welt aufgezogenen Schleier zu zerreißen und die sich zwischen zwei Stühle setzende, innerlich haltlose Politik des Vaticans gegenüber dieser Bewegung ad absurdum zu führen. So leichtfertige Schriftsteller wie Alfred de Musset hat man gewiß im Vatican nicht vorräthig. Wir gäben sonst den Staatsmännern desselben den Rath,

die schöne Parabel zu lesen, welche den Titel trägt: „Il faut qu'une porte soit ouverte ou qu'elle soit fermée."

In England hat die gemäßigte Richtung der Katholiken unter der Führung des Herzogs von Norfolk einen Sieg über die extreme davongetragen, indem sie beim hl. Stuhl mit ihren Vorstellungen dahin durchdrang, daß derselbe den Söhnen englischer Katholiken den Besuch der Universitäten Cambridge und Oxford nunmehr gestattet, freilich noch immer mit der Clausel, daß diese Studirenden verpflichtet sein sollten, an den betreffenden Hochschulen zugleich von katholischen Lehrern gehaltene apologetische Vorlesungen zu hören. Cardinal Vaughan, welcher früher das Verbot des Besuches dieser Universitäten für Katholiken aufrecht erhalten wollte, hat schließlich nachgegeben und sich zu der milderen Praxis bekehrt. Diese Dinge sind für unsre deutsche Auffassung von dem rein wissenschaftlichen Zweck der Universitäten und der Competenz der kirchlichen Behörden, sich in solche Angelegenheiten zu mischen, höchst sonderbar. Thatsächlich haben auch schon seit langer Zeit viele katholische Väter ihre Söhne in Oxford oder Cambridge studiren lassen, ohne sich zu fragen, was die Curie dazu sagt.

In Nordamerika ist der Streit zwischen den deutschen und irischen Katholiken noch keineswegs eingeschlafen. Die deutschen Katholiken, welche hier den conservativen Standpunkt gegenüber den als „Liberalen" bezeichneten Iren vertreten (alle diese Termini haben hier einen andern Werth als bei uns), sehen mit unverhohlener Befriedigung der demnächstigen Abreise des zum Cardinal ernannten päpstlichen Legaten Msgr. Satolli entgegen und sie glauben auch sonst Anlaß zur Zufriedenheit zu haben. Der römische Stuhl hat zwar, ihren Ansichten entgegen, welche auf Feststellung des aus Deutschland gewohnten katholischen Pfarrschulsystems auslaufen, seinerzeit dem von Msgr. Ireland protegirten Gemeindeschulsystem ein „Tolerari potest" zugestanden. Als dann aber die sog. liberalen Prälaten auch die Duldung der sog. „Sons of Temperance" und anderer geheimer Gesellschaften anempfahlen, antwortete Rom mit einem absoluten Verbot derselben, und jetzt liegt abermals eine Entscheidung des hl. Stuhles vor, welche diesen Prälaten Unrecht gibt, und damit großen Jubel unter den strengkirchlichen deutschen Katholiken Amerika's hervorgerufen hat.

Bekanntlich war mit der Chicagoer Ausstellung ein Religionscongreß verbunden, der von dem Cardinal Gibbons enthusiastisch begrüßt und, gewiß auf seine Anregung, von den meisten Bischöfen Nordamerika's gebilligt wurde. Der Rector der katholischen Universität zu Washington, Bischof Keane, wurde zum Commissarius bei dem Congreß ernannt, und der vielberufene Erzbischof von S. Paul, Msgr. Ireland, von dem Generalcomité zu Chicago zum Mitglied des „Advisory-Council" gewählt. Höchst bezeichnend sind die Worte, mit denen dieser Prälat das ihm angetragene Ehrenamt bei dem Religionscongreß annahm: „I promiso my active cooperation in the work; the conception of such a religious assembly seems almost like an inspiration." Nicht minder enthusiastisch äußerte sich der Bischof Keane, indem er in seinem Ausschreiben an die Veranstalter des Religionsparlaments dasselbe für ein ausgezeichnetes Mittel zur Verständigung über die Wahrheiten der Religion erklärte. „Solch eine Versammlung intelligenter und gewissenhafter Männer, die ihre religiösen Ueberzeugungen darlegen, ohne Schönfärberei, ohne Bitterkeit, ohne Streit, vielmehr mit Liebe zur Wahrheit und Humanität, wird ein ehrenvolles Ereigniß in der Religionsgeschichte sein und kann unmöglich verfehlen, viel Gutes zu wirken." Das Hauptorgan der deutschen Katholiken der Vereinigten Staaten, die „Amerika", constatirte dann in seiner Nr. vom 23. Oct. 1895 mit großer Genugthuung, daß der hl. Vater all diesen Herren nun in der liebenswürdigsten Weise sagt, sie seien auf dem Holzweg, es sei rathsamer, daß die Katholiken ihre Conventionen gesondert halten, wozu den Andersgläubigen der Zutritt gestattet werden könne; auch empfehle sich die von den Paulistenvätern eingeführte Praxis, in umsichtiger Weise öffentlich zu andersgläubigen Brüdern zu sprechen. Das an Msgr. Satolli gerichtete Schreiben des Papstes, welches diese Entscheidung bringt, ist seither (im „New-York Freemans Journal" und anderen Organen, z. B. im „Univers", 8. Nov.) veröffentlicht; es hat im allgemeinen den Eindruck gemacht, daß damit den Katholiken die positive und wirkliche Theilnahme an den Religionscongressen, wie z. B. dem in Paris projectirten, untersagt oder wenigstens abgerathen sei. Denn die gleichzeitige Abhaltung gesonderter Versammlungen oder specifisch confessionell-katholischer Lehrvorträge kann doch im Ernst nicht mehr als eine Betheiligung an dem Congreß und seinen Verhandlungen bezeichnet werden. Nur Msgr. Ireland ist verschiedener Ansicht. Er weiß einem Repräsentanten der „Associated Press" gegenüber das päpstliche Schreiben so auszulegen, daß damit die Religionsparlamente keineswegs verurtheilt, sondern nur der Modus der Betheiligung an denselben geregelt wird. Er betont, „daß auch in Chicago seitens der an dem Congreß theilnehmenden Katholiken nichts geschehen, nichts gesprochen worden sei, was den Schein erwecken könne, als ob sie die übrigen Religionen der katholischen irgendwie gleichgestellt hätten. Da jetzt diese Congresse häufiger werden und geradezu eine stehende Institution zu werden bestimmt scheinen, so müßten die Katholiken eine feste Stellung zu denselben einnehmen, und diese habe der Papst nur zu regeln im Sinne gehabt. Die Religionscongresse werden fortgesetzt werden und die Katholiken können unter bestimmten Bedingungen auch daran theilnehmen; sie werden ihre aparte doctrinelle Stellung nur dadurch markiren, daß sie ihre Vereinigungen in eigenen Localen halten. Im übrigen wird das vergleichende Studium der Religionen und die Herausstellung der ihnen gemeinsamen Fundamentalwahrheiten, der guten Seiten, welche jede dieser Religionen haben mag, nicht beeinträchtigt werden und die erwarteten guten Früchte dieser Religionscongresse also nicht ausbleiben." Ob diese Ausführungen sich der Billigung des hl. Stuhles erfreuen werden, ist uns fraglich. Jedenfalls sieht man, daß Msgr. Ireland ein Geist von schwer zu erschöpfenden Ressourcen ist, der, anscheinend geschlagen, mit großem Geschick auf seine quattre pattes zu fallen und sich wieder aufzurichten versteht.

Gewiß den allersonderbarsten Anblick gewährt die kirchenpolitische Lage Frankreichs. Mit breiten Buchstaben muß man darüber schreiben: difficilo est satiram non scribere. Das Gesetz vom 16. April 1895, welches im Grunde nur die Ausführungsordre eines älteren (loi d'accroissement) darstellt, hatte das mobile und immobile Vermögen der religiösen Congregationen mit einer Steuer belegt, welche die Angehörigen dieser Communitäten zu einer besonderen, im Vergleich zu den übrigen Steuerzahlern durchaus ungünstig und ungleich behandelten Kategorie von Bürgern machte. Die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz ist diejenige Errungenschaft von 1789, welche sich der Nation am tiefsten eingeprägt hat und welche im Princip wenigstens von keiner der in diesem Jahrhundert sich folgenden Regierungen angetastet worden ist. Hier liegt der erste Fall einer solchen Verletzung vor. Die Anhänger der Regierung suchten die Maßregel mit der Nothwendigkeit zu rechtfertigen, das außerordentliche Anwachsen des Besitzthums der todten Hand zu behindern und das der öffentlichen Controle und der Besteuerung bisher vielfach geschickt aus dem Wege gehende Vermögen

Digitized by Google

der geistlichen Genossenschaften einer geregelten fiscalischen Behandlung zu unterziehen, wie das auch anderwärts, z. B. in Italien, durch eine eigene „Tassa di mano morta“ geschehen und ohne Murren ertragen worden ist. Die Freunde der Orden dagegen machten geltend, die Steuer sei unvernünftig hoch, die meisten Genossenschaften absolut nicht in der Lage, sie zu bezahlen; oder wenn sie dieselbe bezahlten, müsse ihr Capital — sagen wir, ihr Betriebsfonds — innerhalb zehn Jahren völlig aufgezehrt sein. Was die Lage der Congregationen noch schwieriger macht, sind die Strafbestimmungen des Gesetzes. Ist die Steuer an einem bestimmten Tage nicht gezahlt, so wird sie verdoppelt. Und doch sind die ersten Ansätze schon hoch genug. Schwestern, die in Villepint ein Spital für schwindsüchtige Mädchen gegründet, sollen 20,000 Frcs. zahlen; die der Besserung gefallener Mädchen und anderen guten Werken sich hingebenden Schwestern vom Guten Hirten in Angers schulden eine Taxe von 130,000 Frcs. Besteht der Staat darauf, so müssen demnächst die 400 Brustkranken von Villepint und die Tausende von Kindern und armen Geschöpfen, welche der Bon Pasteur in seiner Obhut hat, auf die Straße gesetzt werden. Und so geht es durch ganz Frankreich. Kein Wunder, daß alle gläubigen Katholiken diese Loi d'abonnement als einen unerhörten und ebenso grausamen wie thörichten Mißbrauch der legislativen Gewalt brandmarken und der Regierung vorwerfen, mit diesem Gesetz einfach den Untergang der Congregationen und damit die Erstickung des religiösen Lebens zu bezwecken. Sie werden in dieser Annahme kaum fehlgehen. Das jetzt der Kammer bereits angekündigte Gesetz über die Freiheit der Association, in dessen Berathung die Regierung sich soeben bereit erklärt hat einzutreten, der Bericht Goblets über den Gesetzantrag Cuneo d'Ornano's lassen keinen Zweifel an den Absichten der radicalen Partei, welche jetzt am Ruder ist. Man beruft sich darauf, daß bereits im Jahre 1880 in Frankreich 1265 autorisirte oder nicht autorisirte geistliche Genossenschaften mit einem Besitz von etwa 700 Millionen bestanden. „Il nous paraît impossible“, meint Hr. Goblet, „qu'on veuille laisser se perpétuer indéfiniment un semblable régime.“ Das vorzulegende Gesetz soll einen wesentlichen Unterschied machen zwischen der Freiheit der Association, „que nous consacrons de la façon la plus large“, und der Capacität, zu besitzen, die man mit allen nöthigen Restrictionen umgeben will. Es soll dann weiter hinsichtlich aller Associationen, mögen sie geistlichen oder weltlichen Charakter haben, eine absolute Gleichheit herbeigeführt werden. Wie man im katholischen Lager diese Gesetzentwürfe beurtheilt, zeigt der Brief des in dieser ganzen Streitfrage sehr hervorgetretenen Vorstehers der Eudisten, des P. Doré („Univers“, 2. Dec. 1895). Es heißt da u. a.: „Cette loi en effet ne se borne pas, comme celle d'abonnement, à voler une partie des biens des religieux, elle prend tout ce qui appartient aux Congrégations non autorisées et elle accorde au pouvoir le droit de ne laisser à celles qu'il lui plaira de reconnaître, que la portion de leur fortune qu'il jugera leur être nécessaire. Les Congrégations ne seront plus scalemeat entravées dans leur action, elles seront supprimées, c'est la ruine, la confiscatioa, la destruction complète, en dehors de quelques exceptions auxquelles forcera la nécessité et auxquelles coasentira l'arbitraire.“ P. Doré findet, daß dies projectirte Gesetz, welches die nothwendige Einleitung zum Bruch des Concordats sei, den Katholiken eine härtere Situation auferlege, als selbst die Gesetzgebung Trajans und Septim Severs, und daß es in folgerichtiger Ausbildung nicht bloß den Bestand der Congregationen, sondern selbst den der katholischen Kirche in Frankreich bedrohe.

Es erhob sich natürlich sofort in Frankreich die Frage: was sollen die Congregationen dem Gesetz vom 16. April gegenüber thun? Sollen sie, sobald das Gesetz (vom 16. Oct. an) in Kraft trete, zahlen oder nicht? Die katholische Presse des Landes, der Episkopat selbst, waren in diesem Punkte verschiedener Meinung. Die der Republik ungünstigen royalistischen Kreise empfahlen das System der passiven Resistenz, dessen Durchführung der Regierung die allergrößten Unannehmlichkeiten bereiten und sich schließlich als untauglich erweisen müsse. Die „Ralliés“ im Gegentheil suchten zu vermitteln, und namentlich unter den autorisirten Congregationen machte sich durchweg die Ansicht geltend, man solle um dieser Steuer willen nicht Bestand und Zukunft ganzer blühender Institute gefährden. Die intransigente Meinung vertrat, außer der legitimistischen „Gazette de France“, u. a. der erwähnte Eudist P. Doré mit größter Energie und Festigkeit; den opportunistischen Standpunkt nahm der „Univers“ ein. Er hatte auch diesmal die Genugthuung, den hl. Stuhl auf seiner Seite zu sehen. Auf eine Anfrage, welche ein Ordensoberer nach Rom gerichtet hatte, antwortete der Cardinal Rampolla unterm 22. August: der hl. Vater lasse den Congregationen Frankreichs volle Freiheit, dem Gesetz vom 16. April gegenüber diejenige Haltung zu beobachten, welche sie den Interessen ihrer Congregation entsprechend erachteten. Schon vorher war einigen anderen Congregationen erklärt worden: „N. S. P. le Pape Léon XIII. n'a, à aucun momeat et sons aucune forme, donaé son approbation aux conseils de résistance à l'application de la loi dite d'accroissemeat.“ Diese Weisungen des apostolischen Stuhles entsprechen den das ganze Pontificat Leo's XIII. beherrschenden Grundsätzen und standen namentlich in vollkommener Uebereinstimmung mit seiner bisherigen Politik Frankreich gegenüber. Allein diesmal konnte man wohl sagen: „Roma locuta est“, aber nicht: „causa est finita.“ Im Gegentheil. Nach der päpstlichen Entscheidung mehrten sich erst recht die Stimmen, welche die Resistenz empfahlen, und der unglückliche einzige Bischof, welcher öffentlich von einer solchen abgerathen, wurde in der Mehrzahl der katholischen Blätter sozusagen in Stücke gerissen. Vor uns liegt eine vom 25. August, also nach Bekanntwerden der päpstlichen Ordre, datirte „Instruction familière à mes compatriotes sur la loi du 16 avril dite d'abonnements contre les Communautés religieuses“, geschrieben von dem Erzbischof von Aix, Arles und Embrun. Dieses Actenstück ist von der denkbar größten Heftigkeit. Es nennt das Gesetz ganz kurz „un brigandage“; es findet darin empörende Ungerechtigkeit, satanische Verfolgung, gehässige Confiscation unter dem Mantel des Gesetzes. „Unsre Congregationen“, heißt es weiter, „können und wollen nicht bezahlen, und zwar 1) weil die Zuschlagsteuer ungerecht ist. Sie ist von der ganzen anständigen öffentlichen Meinung verworfen; sie verletzt aufs schmerzvollste die republicanische Verfassung, welche die Gleichheit aller Franzosen vor dem Steuergesetz wie vor jedem andern ausspricht; hier sind wir die wirklichen Vertheidiger der Republik. 2) Die Congregationen können nicht zahlen, weil sie die Mittel dazu nicht haben. Ich weiß das genau, denn ich muß jedes Jahr mehreren derselben helfen, damit sie wenigstens das tägliche Brod haben. 3) Die Congregationen wollen auch nicht zahlen, weil sie sich an einer Ungerechtigkeit nicht betheiligen dürfen. Ihre Güter sind das Patrimonium der Armen, sie sind bloß deren Verwalter, nicht Eigenthümer, sie können keinen Verrath an ihren Wohlthätern üben.“

Thatsächlich hat sich seit Mitte October, wie es scheint, ungefähr ein Drittel der Congregationen gefügt; zwei Drittel verharren auf der Politik der passiven Resistenz.

Diese Spaltung ist selbstverständlich für die Sache der Congregationen fatal. Die „Gazette de France", das Hauptorgan der Legitimisten, nimmt (3. December) keinen Anstand, den „Univers" und hinter dem „Univers" den Papst selbst anzuklagen, Urheber dieser Spaltung und damit der Schwächung der katholischen Action zu sein. Man sieht, wie die Angelegenheit der Zuschlagsteuer allen nicht auf Befehl Leo's XIII. ralliirten Elementen Anlaß gegeben hat, ihrer Erbitterung über die päpstliche Opportunitätspolitik Luft zu machen und in einem Punkte, wo sie die „katholische Meinung" zum größten Theile für sich haben, der Nation zu zeigen, welche Vortheile das Entgegenkommen des Papstes zu gunsten Frankreichs gebracht hat. Den Legitimisten konnte nichts willkommeneres begegnen. Die Regierungskunst der Herren, welche diese Republik regieren, muß allerdings im allersonderbarsten Licht erscheinen. Ihr Interesse ginge dahin, den Ralliirten das Leben leicht zu machen und, unterstützt von der jetzigen Politik des Vaticans, durch eine wohlwollende Haltung die in Auflösung begriffen gewesene monarchisch-katholische Partei mit der Republik endgültig zu versöhnen. Aber nein, der Haß der Radicalen gegen die Kirche ist zu groß, ihre doctrinäre Besangenheit zu stark, als daß sie der Versuchung widerstehen könnten, die erlangte Macht möglichst rasch gegen die Gegner auszunützen.

Die Haltung des officiellen Frankreich, die officielle Feindschaft desselben gegen die Kirche, die fortgesetzte Mißachtung, die zunehmende Verletzung der religiösen Interessen — all das hindert gewisse Leute nicht, in Frankreich den treuesten Freund der Kirche, den Bundesgenossen des heil. Stuhles, das auserwählte Volk des Neuen Testamentes zu sehen. Daß Franzosen so reden, wie neulich, bei der Glockenweihe auf dem Montmartre, der P. Monsabré gesprochen hat, und wo selbstverständlich la France als die „fille chérie du Sacré-Coeur" gepriesen wurde, ist kein Wunder. Es sind bei dieser Gelegenheit auch von anderer, nicht französischer Seite recht merkwürdige Kundgebungen zu verzeichnen gewesen. Daß so ein auserwähltes Volk einer besonderen Führung seitens der höchsten kirchlichen Autorität würdig ist, muß dann als sehr naheliegend erscheinen. Ist Frankreich der Soldat Gottes, bezw. seines Stellvertreters auf Erden, so muß es auch unter eine specielle, nur ihm zuerkannte und nur ihm zukommende Direction gestellt werden. Diese sehr berechtigte Schlußfolgerung ist denn nun auch kürzlich von dem Canonicus Brettes in einer bei Bloud et Barrall in Paris erschienenen Broschüre („De la direction politique du Pape à l'égard des Francais") gezogen worden. Der Papst hat das Recht, sagt Hr. Brettes, „de diriger la politique de la France, parceque la France est le peuple de Dieu du Nouveau-Testament, le „peuple-prêtre" de Jésus-Christ". Dem Recht entspricht die Verpflichtung der Franzosen, sich dieser Leitung ganz hinzugeben. Die Bedeutung und Absicht der Schrift wird allein schon durch die Ueberschriften ihrer Capitel klar: wir citiren sie, um einen Begriff von einer Publication zu geben, welche symptomatisch interessant ist. 1) Ce que le Pape enseigne en théorie sur la question politique. — Église. — Indifférences des formes de gouvernement. — L'Instabilité des formes du gouvernement; les changements, les gouvernements de fait. 2) Ce qne le Pape impose comme direction politique. — Respect du pouvoir et résistance aux lois injustes. — Acceptation du gouvernement existant. — Réponse à cette objection: que la politique n'est pas du domaine du Pape. 3) Compétence du Pape en la matière. 4) Obligation pour les catholiques d'adhérer à la direction du Pape. 5) Résumé et conclusion. Das Resumé läßt an Klarheit nichts zu wünschen. „Avec le pouvoir politique, Dieu a institué le pouvoir religieux, l'Église. Au sommet de l'Église, et par conséquent, de toute la société chrétionne, est le Pape, docteur, juge et directeur suprême. — Le Pape, en qualité d'administrateur souverain des intérêts spirituels, juge la ligne de conduite nécessaire au bien de la Société chrétienne et au salut des âmes, et il l'impose obligatoirement aux catholiques français en vertu de son autorité apostolique." Einstweilen ist diese specielle Leitung der Politik einer großen Nation durch den Papst noch ein Privileg Frankreichs — wie sagte Guizot 1851? „César est avide du pouvoir, mais la France fut encore plus avide de la servitude."

Aber, wird der Leser sagen: das alles sind doch höchstens Phantasien irgend eines Abbés, der nach der violetten Farbe lüstern ist. Es scheint doch nicht. Man lese folgenden Artikel des in Brüssel erscheinenden „Patriote", welchen die „Gazette de France" vom 7. December mit einigen Randglossen abgedruckt hat: „Rome, 2 Déc. Des échanges de vues viennent d'avoir lien entre le Vatican et de hautes personnalités catholiques françaises. „Ces négociations confidentielles visent l'établissement, à Paris, d'une organisation religieuse et d'un comité central au profit des instructions pontificales en matière sociale et politico-religieuse. Ce comité se composerait des hommes les plus marqnants, et notamment des „jeunes" qui désirent réaliser pratiqnement l'idéal romain, dans ses relations avec l'Église de France. Le programme serait large, national, constitutionnel. Il statue 1° la reconnaissance loyale de la République; 2° l'action sociale et religieuse snr le terrain constitntionnel, par les conférences, les jonrnaux et les comités de Paris et de province; 3° l'accès de „tous les honnêtes gens, car le comité ne veut pas un parti „catholiqne", mais nn parti „national", où toutes les forces favorables à la renaissance trouveraient leur emploi; 4° l'organisation de toutes les sympathies personnelles aux grands intérêts de la nation et do l'Église. Uno note confidentielle est communiquée aux catholiques les plus sûrs du pays." Die „Gazette" verräth uns, daß dies Project längere Zeit zu seiner Geburt gebraucht hat. Ihre abfälligen Bemerkungen zu demselben behagen dem „Univers" nicht, welches in seiner Nummer vom 9. December das Programm gleichfalls abdruckt, und zwar mit einem Ausdruck unverhüllten Behagens. Es handelt sich also offenbar nicht um einen schlechten Scherz.

Von sonstigen res Gallicae wäre etwa noch die Discussion über die Universitäten, bezw. das Schulgesetz zu erwähnen, welche sich am 26. November in der Kammer zwischen dem Abgeordneten Mfgr. d'Hulst und dem Unterrichtsminister Combes entsponnen hat. Es handelte sich um das Budget, aber bei diesem Anlaß hat der Rector der freien „katholischen Universität" einige beachtenswerthe Dinge gesagt. So scheint er dem Staat überhaupt das Recht nicht zuzugestehen, Mittelschulen (also Gymnasien und Realschulen) mit Internaten zu unterhalten. Mfgr. d'Hulst ist bekanntlich einer der eifrigsten Vorkämpfer der Monarchie. Er war der Vertraute und Gewissensrath des Grafen von Paris. In kirchlicher Hinsicht gehört er der gemäßigten Partei an und er war im vorigen Jahre in Folge einiger ziemlich freisinnigen Aufsätze über die Stellung der kirchlichen Autorität zur heutigen Bibelwissenschaft nahe daran, dem Verdicte des Index zu verfallen. Jedenfalls gehört er zu den Personen, welche gegenwärtig im Vatican mit höchstem Mißfallen betrachtet werden. Daß ein solcher Mann dem Staat das Recht absprechen will, den Gymnasialunterricht zu ertheilen und zu reglementiren, beweist, wie tief den französischen Katholiken die Vorstellung der Doctrinärs vom Staate als einem Uebel, das man sich möglichst weit vom Leibe halten muß, in Fleisch und Blut einge-

drungen ist und wie weit entfernt die Ansichten dieser Herren von den unsern betreffs der staatlichen Hoheitsrechte über die Schule abliegen. Noch auffallender aber sind die Ausführungen zu seiner Kammerrede, welche Hr. d'Hulst in einem Schreiben an den „Temps" vom 28. November gegeben hat. Der Rector der katholischen Universität wendet sich hier gegen die Vorstellung, als ob die sogenannten freien, d. i. katholischen Universitäten in großer Gefahr seien, unter die Tutel, bezw. unter die Herrschaft der Kirche zu fallen. Er behauptet, daß diese Facultäten zwar im Gegensatz zu den staatlichen einen entschieden idealistischen und christlichen Charakter haben würden, daß aber bei dem jetzigen Zustand der Geister der Kirche nicht der Gedanke kommen könne, „de vouloir s'imposer". Man traut seinen Augen nicht, wenn man das liest. Die sogenannten „freien" Universitäten oder vielmehr Facultäten, denn keine dieser Schulen umfaßt alle vier alten Facultäten und streng genommen hat deßhalb allein schon keine den Anspruch auf den Namen einer „Universität", in Frankreich wie in der Schweiz (Freiburg) sind gänzlich von den Bischöfen abhängig, ebenso Löwen; die Professoren sind ad nutum episcopi amovibel, und Hr. d'Hulst weiß, welchen Gebrauch man in Paris selbst von dieser bischöflichen „tutèle" an seinem Institut gemacht hat. Von einer Lehrfreiheit kann da gar nicht gesprochen werden; irgend eine Meinungsäußerung, welche oben mißfällt, führt die sofortige Removirung oder wenigstens Lahmlegung des betreffenden Docenten herbei; ganz abgesehen davon, daß die Lehrer dieser soi-disant „Hochschulen" alle nur widerruflich angestellt und damit in eine der Wissenschaft absolut unwürdige Stellung gebracht sind.

In Italien hat der 20. September noch mancherlei Nachspiel gehabt. Ich will hier nicht von der die Römische Frage betreffenden Literatur reden, welche seither zahlreich wie die Pilze aus der Erde geschossen ist; wir kommen demnächst auf diese Dinge zurück. Aber auch sonst hat die Feier vom 20. September noch allerlei Schatten geworfen. Von kirchlicher Seite ist das Sündenregister der Regierung bereichert worden durch die Klagen über die Abschaffung des Schulgebetes in den Volksschulen. Man fragt sich in der That, wozu solche Thorheiten und weßhalb man es darauf anlegt, das religiöse Gefühl der Bevölkerung zu verletzen und die Grundbedingungen der religiösen Volkserziehung systematisch zu ignoriren. Es muß freilich gesagt werden, daß bei den gesetzlichen Einrichtungen des heutigen Italiens (die der Spectator für recht mangelhaft hält) die Hauptschuld an solchen Fehlern nicht die Regierung, sondern die radicalen Gemeindevertretungen trifft. Dem gegenüber darf nun auch hervorgehoben werden, daß gerade in den letzten Monaten wieder eine Anzahl größerer Stadtverwaltungen die Wiedereinführung des Schulgebetes in ihren Schulen angeordnet haben. Belehrend sind nach dieser Rücksicht die Verhandlungen im Schoße des Municipio von Venedig, worüber die „Perseveranza" vom 21. November eine ausgiebige Mittheilung gebracht hat.

Der Streit zwischen Staat und Kirche in Italien hat auf keinem Gebiete schlimmere Früchte gezeitigt, als auf dem der Erziehung und des Unterrichts. Die Mißachtung und Vernachlässigung des religiösen Elements in den Volks- und Mittelschulen hat das Heranwachsen einer völlig frivolen und irreligiösen Jugend zur Folge gehabt. Staat und Gemeinde tragen in dieser Rücksicht eine große Verantwortung. Aber auch andere Leute. In Mailand hat sich vor einigen Jahren ein Vorgang zugetragen, der ganz besonders charakteristisch ist. Angesichts der Schwierigkeiten einer gesetzlichen Regelung des Religionsunterrichts in den Mittelschulen und bewegt von dem Anblick einer zunehmenden religiösen Verwilderung der studirenden Jugend, traten, auf Anregung hochangesehener Bürger der Stadt gegen vierzig der gebildetsten und würdigsten Geistlichen Mailands zusammen und erboten sich, an den Gymnasien und Realschulen den Religionsunterricht gratis zu ertheilen. Sowohl die städtische Verwaltung als die Regierung waren für das Anerbieten dankbar. Die Partei des Don Albertario und seines „Osservatore cattolico" dagegen fand, daß das unstatthaft sei. In Staats- und Gemeindeschulen, welche dem Klerus nicht ganz unterworfen seien und einen nationalen Charakter haben, soll kein Religionsunterricht gegeben werden; die Ertheilung eines solchen würde erreichen, daß solche Schulen in den Augen frommer Eltern weniger discreditirt wären, man könnte sie nicht mehr als völlig gottlos in Acht und Bann erklären. Die Intransigenten siegten und es wurde den vierzig national gesinnten Priestern verboten, das Wort Gottes an Knaben und Jünglinge zu spenden, welche das Unglück haben, von ihren Eltern in Staatsschulen geschickt zu werden. Aehnliche Dinge sind auch in Deutschland vorgekommen. Sie entspringen einer Gesinnung, welche vollkommen „correct" ist im Geiste des ultramontanen Princips, die aber mit der Lehre und dem Beispiel Christi nichts mehr gemein hat.

In der Kammer hat Rudini am 2. December eine große Rede gegen das Ministerium gehalten. Er hat ihm vorgeworfen, den Conflict zwischen Staat und Kirche unheilbar gemacht zu haben, die ungeheure Mehrheit der Nation (der Marchese meint von 30 Millionen 29½ Millionen) sei in ihrer inneren Gesinnung katholisch — anche se non praticanti (!) —, weil die Tradition Italiens katholisch sei. Eine Politik antikatholischer Gewaltthätigkeit sei daher nicht bloß unnütz, sondern auch schädlich. Nicht so heftig ist der Aufsatz R. de Cesare's, welcher („Nuova Antologia" vom 15. Nov.) der Crispi'schen Kirchenpolitik Inconsequenz vorwirft und behauptet, daß der Ministerpräsident bald das Papstthum durch heftige und aggressive Maßregeln verletze, bald Transactionen anknüpfe, welche die Stärke und Würde des Staates schädigten. Crispi hat darauf in der „Riforma" vom 29. November geantwortet oder antworten lassen.

Es heißt, der Sultan habe Se. Heiligkeit ersucht, die katholischen Armenier zur Ruhe aufzufordern. Es ist komisch zu sehen, welche Freude der „Osservatore Romano" (3. und 4. Dec.) darüber hat, daß der Papst jetzt überall „dabei ist". Die Freude darüber bringt das officielle Blatt derart aus dem Häuschen, daß es seinen Artikel mit dem großen Worte gelassen schließt: „Wir sind dem Augenblicke nahe, in welchem das Papstthum nicht mehr bloß die erste, sondern die einzige Macht in Europa sein wird." „Ego sum Caesar" herrschte Bonifaz VIII. die flandrischen Gesandten an, als er auf der Höhe seiner vermeintlichen Macht und auf der Höhe seiner thatsächlichen Verblendung über den Werth dieser Macht stand. Anagni und Avignon sind dieser Ueberhebung auf dem Fuße gefolgt.

Niemand wird verständigerweise das verehrungswürdige Oberhaupt der Kirche für solche Ausschreitungen seiner Umgebung verantwortlich machen. Der freiwillige Gefangene im Vatican kann nicht alles controliren, was um ihn vorgeht. Darum ist aber die Lage nicht minder ernst. Die Mission der Kirche hat unsrer Auffassung nach heute und in dem vor uns liegenden Jahrhundert die größte Analogie mit derjenigen, welche das Christenthum in den Tagen Pauli hatte. Damals handelte es sich darum, die junge Kirche aus der Beschränktheit der judenchristlich-pharisäischen Auffassung herauszuführen und zu einer wirklichen Weltreligion zu machen. Heute handelt es sich darum, den Katholicismus aus der Beschränktheit und der Unwahrhaftigkeit des ultramontanen Princips, das nichts anderes ist, als die Fortsetzung jenes judenchristlichen Pharisäismus,

herauszuführen, mit geistiger Freiheit und weitem Blick der heutigen Culturwelt so wie einst Paulus dem Hellenismus seiner Zeit entgegenzutreten: amnia amnibus fieri. Das ist der Ruf des Herrn am Schlusse dieses Jahrhunderts. Der Ultramontanismus verkennt durchaus diese Sendung. Er will, wie einst der Prophet Jonas, von dem Auftrag des Herrn nichts wissen, er kehrt der modernen Cultur, ihrer Wissenschaft und ihrer Staatsidee den Rücken, weil er die sehr begründete Empfindung hat, daß päpstliche Weltherrschaft, Kirchenstaat, Gewissenszwang, eine uncontrolirte Führung der kirchlichen Geschäfte, tagtägliche Versündigung gegen die historische Wahrheit Dinge sind, welche das moderne Gewissen und die mit diesem ausgestatteten Gesellschaftskreise nicht mehr annehmbar finden. Er sucht seine Rettung in dem Bündniß mit den dunkeln, geistig noch unentwickelten, seiner Ansicht nach leicht zu leitenden Massen des vierten Standes. Die Lockspeise, mit der er diese Massen kirrt, ist das Entgegenkommen in den socialen Fragen. So wird der Ultramontanismus seltsamerweise der Testamentsvollstrecker des Abbé de Lamennais, dessen „Paroles d'un Crayant" diesen Ton angestimmt haben. Msgr. Ireland hat das Programm in die Worte gefaßt: „Christ made the social question the very basis af his ministry. The strength af Church to day, in all countries, particularly in America, is tha people." Das ist Jonas, der sich lieber dem uferlosen Ocean der Demokratie anvertraut, als dem offenbaren Ruf der Vorsehung nachgeht.

Es ist möglich, daß das Abenteuer besser ausfällt, als es heute und in unsern Augen den Anschein hat. Möglich, daß nach hundert Jahren ein anderer „Spectator" berichten kann, daß das Seeungeheuer den Propheten wieder ausgespieen und daß er wohlbehalten aufs Trockene gekommen; daß er da an dem rasch erblühenden und rasch ersterbenden Kikajon die starke Hand Gottes erkannt hat und sich seiner Mission bewußt worden ist; daß er endlich dem modernen Ninive gepredigt und die Welt seine Predigt angenommen hat. Der Spectator von 1896 sieht nur die erste Scene der Jonas-Bilder: der Prophet läßt sich aus dem Schifflein der Ueberlieferung herauswerfen in das Mare magnum der Volksherrschaft, und das grausige Behema ist drauf und dran, ihn zu verschlingen.

„Videte qualibus litteris scripsi vobis mea manu" (Galat. 6, 11).

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Das Notariat der preußischen Monarchie.** Von Adolf Weißler, Rechtsanwalt. Leipzig, C. L. Pieffer, 1896. — Es ist etwas kühn, von einem Notariat der preußischen Monarchie zu reden; denn die in den verschiedenen Gebietstheilen Preußens unter dieser Bezeichnung bestehenden Rechtseinrichtungen haben so wenig gemeinsames, daß man sie kaum als Einheit behandeln kann. Das altpreußische Notariat und das rheinische Notariat lassen sich nicht von einem Gesichtspunkt aus betrachten; sie sind in ihrem Wesen vielfach geradezu gegensätzlich. Auch die neuere Gesetzgebung, welche ja viele Ungleichheiten auf diesem Gebiete beseitigt hat, konnte nicht durchgreifend alle Minersprüche aufheben. Das Notariat ist ja mit dem Privatrecht des Landestheils, für den es eingesetzt ist, so innig verwachsen, als daß bei Ungleichheit der Privatrechte ein gleichartiges Notariat bestehen konnte. Gerade bezüglich der hier einschlägigen Frage, in welcher Weise die einer öffentlichen Urkundsform bedürfenden Rechtsgeschäfte vorzunehmen sind, ob vor dem Gericht, ob vor dem Notar, ob vor einer anderen Behörde, gehen aber die im Gebiet der Monarchie geltenden Rechte sehr weit auseinander. Die Darstellung des gesammten, das Notariat in Preußen betreffenden Rechtszustandes erfordert darum eingehende und mühevolle Arbeit. Allerdings lohnt sich dafür das gelungene Werk; es bietet eine Fülle beachtenswerther Gesichtspunkte. Sein Erscheinen ist gerade jetzt ja begrüßens, wo die Frage näher tritt, in welcher Weise das Notariat geordnet werden soll, wenn der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich zum Gesetz wird und ein einheitliches — oder doch ziemlich einheitliches — Recht für das ganze deutsche Reich herstellt. Weißler führt zunächst den Text der drei preußischen Notariatsordnungen (rheinische, preußische, hannoversche) in vergleichender Zusammenstellung auf, läßt sich dann in fesselnder Weise auf die Geschichte des preußischen Notariats ein und reiht daran eine knapp gehaltene, aber gediegene systematische Verarbeitung des verwickelten Rechtsstoffes. Die darin enthaltenen Erörterungen allgemeiner Natur machen das Buch auch außerhalb des Gebiets der preußischen Monarchie werthvoll. Eine Commentirung der für das preußische Notariat giltigen Gebühren- und Stempelvorschriften bildet den Abschluß.

* Das große Unternehmen eines **Wörterbuchs der elsässischen Mundarten**, an dem Prof. Ernst Martin in Straßburg mit Unterstützung des Oberlehrers Dr. Lienhardt seit nahezu 7 Jahren arbeitet, steht gegenwärtig vor seinem Abschluß. Es sind gegen 100,000 Zettel mit Wörtern und Sätzen gesammelt, die aus etwa 150 Ortschaften aller Gegenden des Elsaß stammen, und die geordnet und verarbeitet werden mußten. Das Werk, von dem voraussichtlich noch im Laufe dieses Winters die erste Lieferung erscheinen wird, wird ungefähr 20,000 Artikel umfassen, die nach dem Muster des bereits erschienenen schweizerischen Idiotikons geordnet werden, das seinerseits wieder auf das vorerkannt vortreffliche bayerische Dialektwörterbuch von Andreas Schmeller, dem genialen Begründer der deutschen Dialektforschung, zurückgeht.

* In der Nähe des Kollerhauses zu **Gustav** werden gegenwärtig Ausgrabungen nach alten Grundmauern der zur Kollegpfalz gehörenden früheren Gebäulichkeiten vorgenommen. Während man vor der Hauscapelle zu St. Ulrich auf ansehnliche Mauerreste stieß, wurden in dem Garten bei der neuen Caserne am Kaiserbeete noch gut erhaltene Fundamente und Gewölbe von ehemaligen, zur Pfalz gehörigen Gebäulichkeiten freigelegt, bei denen die Steine hochkantig gestellt waren.

* **Gießen.** Die Zeitungen erzählen vom bevorstehenden Erscheinen einer Berliner Broschüre, die nach der heute so beliebten Unsitte der peinlichen Frage nach unmaßgeblichen Ansichten anscheinend hervorragender Menschen über dies und das eine Uebersicht der Meinungen deutscher Professoren über Fähigkeit und Recht der Frau zum akademischen Studium enthalten wird. Der Berliner Jurist Prof. Dr. **Heinrich Dernburg** soll darin mit folgender Aeußerung glänzen: „Nichts ist unzweifelhafter, als daß es Frauen gibt, welche zum akademischen Studium befähigt, also auch berechtigt sind. Eine andere Frage ist, ob es für unsere Universitäten gerathen ist, Frauen wie Männer zu den Vorlesungen unterschiedslos zuzulassen. Zweckmäßig wäre es, eine der deutschen Universitäten vorzugsweise zum Frauenstudium zu bestimmen. Man könnte zum Beispiel **Gießen**, im Mittelpunkte Deutschlands und in anmuthiger Lage, zur **deutschen Frauen-Universität** erheben." Prof. Dernburg geht also mit dem für einen Juristen auffallenden Gedanken um, den stiftungsmäßigen Charakter unsrer Universität ohne weiteres zu entmannen. Oder spricht er vielleicht von einem anderen „Gießen"? Bisher waren wir uns wenigstens nicht bewußt, „im Mittelpunkt Deutschlands" zu liegen.

* **Berlin.** Die **militärärztlichen Bildungsanstalten** sollen **erweitert** werden. Nothwendig wird dies dadurch, daß die Zahl der unbesetzten Arztstellen seit der Heeresvermehrung beträchtlich gestiegen ist. Man will deßhalb zunächst die Studirenden der dem Friedrich Wilhelms-Institut angegliederten sogenannten Akademie den eigentlichen Institutsangehörigen an Emolumenten und sonst auch in der Dauer der späteren Dienstpflicht gleichstellen, welche vom Staat als Entgelt für die genossene Wohlthat den freien Studiums u. s. w. gefordert wird. Zugleich soll die Zahl der Stellen bei der Akademie von Jahr zu Jahr um 12 vermehrt werden bis 111. Nach Abschluß der Neuordnung werden die militärärztlichen Bildungsanstalten insgesammt 318 Studirende haben. Die für die Erweiterung zunächst nothwendigen Mittel sind im Etat des Reichsheeres für 1896/97 bereits ausgeworfen.

* **London**, 1. Jan. Die Liste der **anläßlich des Jahreswechsels ertheilten Gnadenerweisungen** ist gestern Abend veröffentlicht worden. Der Dichter, Journalist und Kritiker **Alfred Austin** wurde danach zum Poëta laureatus ernannt. Der Posten war sein Tennysons Tode unbesetzt geblieben. — Dem Präsidenten der k. Akademie, **Frederick Leighton**, wurde die Peers-Würde zutheil.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 3. Januar. Nummer 2.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Römisches Siegesdenkmal in Rumänien. Von Dr. Heinrich Bulle. — Kuno Fischer über „Goethe's Sonettenkranz". — Mittheilungen und Nachrichten.

Römisches Siegesdenkmal in Rumänien.

Als im Jahre 1837 vier preußische Officiere, unter ihnen der nachmalige Feldmarschall Helmuth v. Moltke, in Diensten Sultan Mahmuds II. die unteren Donauländer bereisten, fanden sie in der südlichen Dobrudscha, ein wenig südlich von dem Punkte, wo die Donau bei Rassova sich in einer scharfen Biegung nach Norden wendet, den Rest eines gewaltigen runden Baues, der auf einer beherrschenden Stelle des Hügellandes in der Nähe des ärmlichen Dorfes Adamklissi gelegen war. In diesem öden geschichtslosen Winkel, inmitten einer baumlosen eintönigen Landschaft, in welcher nur niedrige Lehm- und Strohhütten von der Anwesenheit spärlicher Bewohner zeugen, mußte die ungeheure, oben kuppelförmig gerundete Masse aus kleinen, durch steinharten Mörtel zusammengehaltenen Kalkbrocken, von 100 Fuß Umfang und von 40 Fuß Höhe, überraschend und räthselhaft wirken, umsomehr, als man nirgend einen Eingang in diesen merkwürdigen Mauerklotz fand. Wie die Umwohner zu erzählen wußten, hatte einst ein türkischer Pascha eine Kanone davor aufgefahren, aber nichts als ein unbedeutendes horizontales Loch zuwege gebracht; auch von oben hatte man vergeblich in den „Kern dieser harten Nuß" einzudringen versucht. Moltke und seine Genossen, welche richtig erkannten, daß dieser Kern einst von einem architektonisch gegliederten Mantel aus Hausteinen umgeben war, nahmen das Ganze für das Grabmal eines römischen Feldherrn. Es blieb nach der Einverleibung der Dobrudscha in das junge Königreich Rumänien dem eifrigen Forschen rumänischer und österreichischer Gelehrter vorbehalten, nicht nur die wahre Bedeutung des Monuments als eines Siegesdenkmals Trajans über die Daker zu erschließen, sondern es auch im Bilde wiederherzustellen, und zwar in seinen Bautheilen wie in seinem Sculpturenschmucke mit einer Vollständigkeit und Sicherheit, wie sie uns bei antiken Bauten selten oder nie zutheil wird.

Die Erfolge der Anstrengungen des verdienstvollen Directors des Bukarester Museums, Hrn. G. Tocilesco, der sich der thätigen Beihülfe von Otto Benndorf und George Niemann zu erfreuen hatte, liegen jetzt vor in einer Veröffentlichung, die in ihrer Gründlichkeit und vornehmen Ausstattung des Gegenstandes würdig ist[1]). Für den rumänischen Herausgeber bedeutet dieses Werk nicht nur eine wissenschaftliche Leistung, sondern gewissermaßen auch eine nationale That. In Trajan, der den Gegenden an der untern Donau mit der Unterwerfung auch die Cultur brachte, sehen die Rumänen wenn nicht den eigentlichen Begründer ihrer Nationalität, so doch den Mann, durch welchen zuerst ihre Heimath in das Licht der Geschichte gerückt wird. Schwerer aber noch wiegt, daß die Untersuchung über das Denkmal von Adamklissi sich weit über den Rahmen der Localforschung erhebt und, indem sie sich an die Gelehrten Europa's wendet, uns zeigt, daß die Rumänen, von allen Völkern der Balkanhalbinsel vielleicht das sympathischste, mit Eifer und Geschick der Erforschung ihrer Vorzeit obliegen; das ist im Leben der Völker das Zeichen, daß sie mit der Erlangung der politischen Selbständigkeit auch innerlich sich soweit beruhigt und gekräftigt haben, um sich den höchsten Aufgaben der Cultur mit Erfolg zuzuwenden. König Karl I., der die Widmung des Werkes angenommen hat, hat den Ausgrabungen des Denkmals sein persönliches Interesse und die ausgiebige Hülfe der Regierung zutheil werden lassen; die prachtvolle Publication aber wurde ermöglicht durch die Freigebigkeit eines in Wien lebenden Rumänen, Nikolaus Dumba.

Das Monument ist in fünf Ausgrabungsabschnitten während der Jahre 1882—90 in seinem untern verschütteten Theile freigelegt und im Herbst 1890 von George Niemann technisch untersucht, zeichnerisch aufgenommen, beschrieben und wiederhergestellt worden. Auf einem runden siebenstufigen Unterbau mit etwa zwei Meter breiter Plattform erhebt sich ein Cylinder, dessen unterer Theil mit sechs Lagen rechteckiger Quadern verkleidet ist, während seine obere Hälfte durch kleine flache Pilaster in 54 einzelne mit Sculpturen geschmückte Felder abgetheilt ist. Dieses Bauglied, das unten und oben durch ununterbrochen umlaufende Rankenfriese eingefaßt ist, wirkt in seiner Eintheilung wie das in Triglyphen und Metopen gegliederte Gebälk des dorischen Tempels, weßhalb der Herausgeber der Kürze halber die Sculpturenplatten als Metopen bezeichnet. Gekrönt wird der Cylinder durch eine geschlossene Balustrade mit etwa 39 überhöhten Feldern, auf welchen gefesselte Barbaren an Bäumen dargestellt sind; zwischen ihnen dienen ebensoviele als Rundwerke vorgelagerte Löwen als Wasserspeier. Hinter dem Zinnenkranze steigt das Zeltdach, aus schuppenförmig gelagerten halbrunden Steinziegeln gebildet, mit mäßiger Neigung an, um auf seinem Scheitel einen mächtigen sechseckigen Bau zu tragen, welcher, oben und unten energisch profilirt und an den Ecken durch Pilaster eingefaßt, die Basis bildet für eine 10 Meter hohe gewaltige Trophäe, einen Baumstamm, an welchem ein Panzer, ein Helm, Beinschienen, Schilde, Schwerter und Lanzen aufgehängt sind; an seinem Fuße kauern auf jeder Seite zwei besiegte Barbaren, während ein dritter in der Mitte steht. Das ist das steinerne Symbol des Sieges, für welches der mächtige Unterbau nur als Träger gedacht ist. Der Bau, der mitsammt seiner Bekrönung die Höhe von etwa 32 Meter erreichte, also beispielsweise das Brandenburger Thor in Berlin noch um 6 Meter überragen würde, war bestimmt, der Ewigkeit zu trotzen. Das Innere besteht aus dem schon gekennzeichneten unverwüst-

[1]) Das Monument von Adamklissi (Tropaeum Trajani). Unter Mitwirkung von Otto Benndorf und George Niemann herausgegeben von Gr. G. Tocilesco. Mit 3 Tafeln und 134 Abbildungen im Text. Wien 1895, Alfred Hölder. — Das Werk ist gleichzeitig in rumänischer Sprache erschienen.

lichen Material des opus incertum, die großen Kalksteinplatten aber des Mantels und Daches waren durch ein von außen nicht sichtbares sinnreiches System untereinander derartig verklammert, daß sie nur bei einer Auflösung des ganzen Baues aus ihrer Fugung gehen konnten. Wahrscheinlich ist die aus sieben Blöcken aufgethürmte, übrigens noch für sich durch den Gußkern hindurch auf starken Quadern fundamentirte Trophäe zuerst in Folge eines Erdbebens herabgestürzt und hat den Ruin des andern nach sich gezogen. Die Hände von Barbaren, welche nach dem Eisen und Blei der Klammern suchten, werden die Auflösung des Steinmantels beschleunigt haben. Aber der schlimmste Feind antiker Monumente fehlt hier einmal, die ärmlichen Nachfahren, welche Kalk zu brennen verstehen und die Quadern zerschlagen, um Hütten daraus zu bauen. Ein großer Theil der Werkstücke und Sculpturenplatten war unter die schützende Erde gekommen, manches aber fand sich, als Brunnentröge oder Grabsteine verwendet, in den umliegenden Dörfern wieder. Alles künstlerisch werthvolle hat jetzt im Museum von Bukarest seine bleibende Stätte gefunden.

Die historische und kunstgeschichtliche Ausbeutung des wiedergewonnenen Denkmals ist von Tocilesco mit Erfolg in Angriff genommen worden. Er hatte das Glück, unter den Trümmern auch die Reste einer großen, an der sechsseitigen Basis des Tropaeums angebrachten Inschrift zu finden, von deren 30 Centimenter hohen Buchstaben noch so viele zusammenkamen, um den Text in seiner ersten Hälfte sicher zu ergänzen. Dem rächenden Kriegsgott, Mars Ultor, dem Schutzpatron des römischen Heeres, ist es von Kaiser Trajan noch Beendigung des zweiten dakischen Krieges im Jahre 107 n. Chr. errichtet und bereits im Jahre 109, vermuthlich am 1. August, geweiht worden. Wir besitzen zu jenen Kämpfen Trajans gegen die wehrhaften Daker ein eigenartiges, lapidares Bilderbuch in dem Reliefband an Trajans Siegessäule in Rom, aber die verbindenden Worte dazu, wie sie die verlorenen Schriften des Kaisers über seine Kriege hätten geben können, fehlen uns. Die Episoden sind uns verständlich, aber der kriegsgeschichtliche Zusammenhang bleibt unklar. Nun versucht Tocilesco an einer Stelle wenigstens, dort wo die statuenartig eingeschobene Siegesgöttin den Beginn des zweiten Dakerkrieges bezeichnet, mit Hülfe des neugewonnenen Denkmals den erläuternden Text zu dieser Bilderchronik zu schreiben. Er weist nach, daß der Kaiser den Feldzug zur See begann, indem er von Ancona auslief, wo der schöne Triumphbogen hart am Meere sein Andenken noch heute erhält; daß er über die Landenge von Korinth ging, welches mit seinem doppelten Meere und mit einem in Eile, aber mit aller Feierlichkeit begangenen Opfer an den isthmischen Poseidon deutlich gekennzeichnet ist; daß er sich hierauf in einer Griechenstadt an den pontischen Gewässern ausschiffte, von dort durch barbarisches, aber den Römern noch freundlich gesinntes Land den Marsch nach Norden antrat, um endlich an einer dreifachen Reihe von Landwällen den ersten Strauß mit den Feinden zu bestehen. Diese Wälle können aber kaum andere sein, als die, welche noch heute in ihren Resten erkennbar von dem Knie der Donau bei Rassova in der Verlängerung der Flußlinie zum Meere führen, wenig nördlich vom Standplatz des Denkmals von Adamklissi. Dieses versinnbildlicht somit nicht nur den ersten Sieg des zweiten und entscheidenden Feldzugs, welcher mit der Vernichtung des Decebalus und der Unterwerfung der Daker endigte, sondern bezeichnet auch als Markstein den äußersten Punkt des römischen Reiches, über welchen hinaus ihm nicht mehr bestimmt war, sich auszudehnen. Es vermag uns kaum etwas so sehr mit Staunen vor dem monumentalen Sinn der Römer zu erfüllen, als dieses Mal, zu dessen Bau erst ein drei Kilometer entfernter Steinbruch eröffnet werden mußte, das mit fabelhafter Schnelligkeit aus dem Boden wuchs und nun mitten in der Einöde die Macht und Größe der Weltherrschaft verkündete. Nirgends sehen wir die monumentale Kunst so beredt in den Dienst einer kriegerischen Politik treten, als in diesem und ähnlichen Siegeszeichen, wie sie Augustus am Fuße der Seealpen, Pompejus in den Pyrenäen, Germanicus und Drusus in den Wäldern Germaniens errichteten. Mit scheuer Ehrfurcht müssen die Barbaren, zumal in Gegenden, wo sie mit dem Steinbau so gut wie unbekannt waren, solche unnahbare Wunderwerke angestaunt haben, welche ihnen auch nach dem Abzug des Heeres die Macht der Römer in lebendiger Erinnerung hielten.

Am Denkmal von Adamklissi sahen sich die Unterworfenen nicht nur an den Zinnen und in den Gruppen am Fuße des Tropaeums abgebildet, sondern auch auf den Metopenfeldern waren die Schrecken des Krieges und die endliche Unterwerfung in Stein verewigt. Tocilesco hat die Metopen in bestimmte Gruppen mit zusammenhängenden Darstellungen geordnet, in denen, wie an der Säule in Rom, Kämpfe zu Pferd und zu Fuß, im Feld und in der Wagenburg, Gefangennahme der Barbaren mit Weib und Kind und Heerden und endlich Ansprachen des Kaisers an sein Heer geschildert werden. Wenn ein Kunstforscher die Zeit dieser Sculpturen ausschließlich nach ihrem Stile bestimmen sollte, so würde er allerdings vor der Zumuthung zurückschrecken, sie einer Epoche zuzuweisen, in welcher in der Hauptstadt die historische Bildhauerei der Römer ihre höchste Blüthe erlebte. Verwandt sind sie zwar den hauptstädtischen Monumenten in der liebevollen Ausführung aller Einzelheiten an Waffen, Kleidern und Geräth; auch ist auf manchen besser gearbeiteten Stücken der wohlbekannte Typus der Daker nicht übel getroffen. Aber in der Composition der Gruppen wie in der Ausführung der Gestalten zeigt sich eine rührende Unbeholfenheit, die vor grausamen Gliederverrenkungen und Verzeichnungen nicht zurückschrickt, und dennoch mit handwerksmäßiger Verrohung nichts zu thun hat. Wie in aller naiven Kunst ist ihr Hauptziel die Deutlichkeit. Die Erklärung für diesen eigenartigen Stil ist leicht zu finden. In dieser von aller Cultur entfernten Gegend mußte das Heer selbst sich sein Siegesdenkmal errichten, dieses Heer, das auch mitten im Kriege die Steine zu brechen, den Mörtel zu rühren und Mauern zu errichten gewohnt war, wie es die Trajanssäule uns lebendig vorführt, und das auch in Friedenszeiten allein durch die beständige Beschäftigung an nützlichen Bauten sich Tüchtigkeit und Manneszucht bewahrte. Diese Ingenieurtruppen waren freilich keine Künstler, aber im Ornamentalen leisteten sie ganz Tüchtiges, mit Liebe und Sorgfalt brachten sie auch getreue Abbilder von sich und ihren Uniformen zu Stande, und mit Stolz mögen die improvisirten Bildhauer das erkennbar und charakteristisch geglückte Bild ihres Kaisers an dem Baue angebracht haben. Die Treue in den Einzelheiten ist hier durch keinerlei künstlerische Rücksichten beeinflußt, die an der Trajanssäule vielleicht doch hie und da maßgebend waren, und darum sind für die antiquarische Forschung diese Bilder des römischen Heeres doppelt werthvoll, aus denen Tocilesco zum erstenmale mit Sicherheit den Unterschied in der Bewaffnung des Praetorianers (mit Ovalschild und Kettenpanzer) und des einfachen Legionars (mit Schienenpanzer und halbcylindrischem Schild) feststellen konnte.

Für den Gesammtentwurf des Tropaeums müssen wir natürlich einen Architekten von Fach voraussetzen. Tocilesco denkt an den berühmtesten Baumeister trajanischer Zeit, an Apollodor von Damaskus, von dem wir wissen, daß er

den Kaiser auf seinen Kriegszügen begleitete, und dem die Erbauung der großen Donaubrücke bei Turn-Severin zugeschrieben wird[1]). An sich ist es deßhalb gewiß sehr wahrscheinlich, daß Apollodor den Plan des Denkmals geliefert und die Ausführung angeordnet hat. Nur hätte der Herausgeber diese Vermuthung nicht mit dem Hinweis stützen sollen, daß die äußere Erscheinung des Siegesdenkmals, mit seinem Zeltdach, dem Pilasterkranz und den Metopen dazwischen, an das Odeion des Perikles in Athen erinnere und daß Apollodor selbst, vielleicht in Anlehnung an das athenische Bauwerk, in Rom ein Odeion gebaut habe. Diese Aehnlichkeit, wenn sie besteht, ist rein äußerlich und zufällig. Das Monument von Adamklissi ist vielmehr ein echt römischer Bau, der bei seiner vortrefflichen Erhaltung einen neuen Markstein in der Geschichte der römischen Architektur bildet. Er gehört neben den oben genannten, uns leider verlorenen Siegesmalen in eine Reihe mit den großen Grabbauten der Caecilia Metella, des Augustus und — dem mächtigsten von allen — der moles Hadriani, der heutigen Engelsburg. Bei keinem dieser Rundbauten größten Stils ist der obere Abschluß erhalten. Wir dürfen uns nun wenigstens beim Hadriansgrabe, das die Statue des Kaisers trug, die Dachlösung genau so denken wie an dem Tropaeum Trajani, nämlich mit einer besonderen Basis für die Bildsäule auf dem Scheitel des Schuppendaches; und vielleicht wird auch die bisher in Geltung stehende Canina'sche Reconstruction der unteren Theile mit Säulenumgängen eine Revision zu gunsten einer Pfeilerordnung nach der Analogie von Adamklissi bedürfen. Das Grab des Augustus trug nach den Berichten einen mit Cypressen bepflanzten Erdhügel und stand darin dem Urtypus, dem einfachen aus Erde aufgehäuften Tumulus, noch näher. Da hier die Erdaufschüttung ausdrücklich erwähnt wird, so wird für die gewöhnlichen Gräber dieser Art, wie man auch bisher annimmt, der Abschluß mit Zeltdach das Uebliche gewesen sein. Immerhin werden wir jetzt durch Adamklissi zum erstenmale mit dem Aussehen und der technischen Herrichtung eines derartigen Abschlusses bekannt, und wie in diesem Punkte, so dürfte das neugewonnene Monument noch in vielen anderen auf die römische Architekturforschung anregend wirken. Wenn übrigens die Inschrift nicht aufgefunden worden wäre, so würden wir mit Moltke und den anderen früheren Betrachtern immer noch versucht sein, an der Deutung auf ein Grab festzuhalten. Der Natur der Sache nach haben die Typen von Sieges- und Grabdenkmälern, insofern sie auf dem Schlachtfelde selbst errichtet wurden, einen gemeinschaftlichen Entwicklungsgang gehabt, weil in der Regel beide Bedeutungen in ihnen zusammenfielen. Der Soros auf dem Schlachtfelde von Marathon ist die einfachste Form des monumentalen Grabes, das man sichtbar in der Ebene anlegen und gleichzeitig dem Zwecke der Verherrlichung des Sieges dienstbar machen wollte; auf seiner Spitze wird der Pfahl mit den aufgehängten Waffen, wie wir ihm hundertmal auf den Denkmälern seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. begegnen[2]), nicht gefehlt haben, wenn auch das steinerne Tropaion später nicht auf diesem Hügel, sondern in der Nähe errichtet wurde. Um den Grabtumulus in dieser einfachsten Form vor der Abschwemmung zu schützen, hat man schon früh begonnen, den Fuß mit Steinen zu umstellen. Die Etrusker und nach ihrem Beispiel die Römer schufen daraus die Kunstform eines geschlossenen Rundbaues mit kegelförmigem Abschluß, die an imponirender Masse vielleicht durch die Pyramiden der Pharaonen, an wuchtiger Einfachheit neben prunkvoller Größe aber durch keines Volkes Grabmäler übertroffen wird. Daß an den Gräbern siegreicher Männer die Verherrlichung ihrer Thaten eine bevorzugte Stelle findet, ist natürlich. Wie innig aber die Gedanken von Grab- und Siegesdenkmal immerdar verschmolzen waren, zeigt ein merkwürdiger Umstand. Am Grabe der Caecilia Metella ist über der Inschrifttafel der ringsumlaufende ornamentale Fries plötzlich von einem breiteren Felde unterbrochen, auf welchem Schilde, Trophäen und Gefangene dargestellt sind; selbst am Grabe einer Frau mochte man den Hinweis auf die Kriegsthaten ihres Geschlechts nicht missen.

Das einsame Denkmal an der äußersten Grenze des einstigen römischen Weltreichs wird noch zu manchen Betrachtungen und Untersuchungen Anlaß geben, aus denen Alterthums- und Geschichtskunde in gleichem Maße Nutzen ziehen werden. Seine mustergültige Veröffentlichung kommt aber doppelt willkommen in einem Augenblick, wo eine neue Bearbeitung der Trajanssäule von deutscher Seite in Aussicht steht und wo auch zum erstenmale eine gründliche Erforschung der Marc-Aurelsäule, die uns Deutsche besonders angeht, durch das persönliche Interesse des Kaisers ermöglicht worden ist.

Dr. Heinrich Bulle.

Kuno Fischer über „Goethe's Sonettenkranz".[1])

C. F. Ein Kranz entsteht, indem eine verständige Hand Blumenstrauß neben Blumenstrauß an einem Reifen befestigt, der dem Ganzen Ziel und Form verleiht. So windet unser berühmter Philosoph dem größten unsrer Dichter einen Kranz voll tiefen Verständnisses und geistvoller Erklärung, zu dem die Werke des genialen Poeten den Inhalt der einzelnen reizvollen Blumenbouquets hergeben, die er zusammenreiht, damit sie, wenn sie zum Kranze geworden, den Cultus unsres Dichterheros, hervorgegangen aus klarstem Erkennen und Verstehen, darstellen. Unwillkürlich wurden wir durch den Titel der neuen Goethe-Schrift Fischers, einen frischen Blumenstrauß zum Kranze der Goethe-Verehrung, veranlaßt, in diesem Bilde zu bleiben.

„Goethe's Sonettenkranz" heißt die jüngste Schrift unsres bewährten Goethe-Kenners. Hat denn Goethe einen Sonettenkranz gedichtet? Eine geistlose und pedantische Kritik könnte darauf hinweisen, daß sich diese Ueberschrift bei keinem der zahllosen Werke unsres Dichters findet und daß Goethe auch nichts geschrieben hat, was man nach der alten Bezeichnung der Poetik einen Sonettenkranz nennen könnte. Nach jenen längst veralteten Regeln bestand der Sonettenkranz aus einer zusammenhängenden Reihe von 15 Sonetten, von denen jedes nach den allgemeinen Gesetzen für diese Form gebildet wurde, aber durch eigene Regeln mit den übrigen verbunden ward. Nach diesen Regeln muß die Schlußzeile des ersten Sonetts die Anfangszeile des zweiten bilden, die Schlußzeile des zweiten die Anfangszeile des dritten und so weiter bis zum Ende. Die Schlußzeile des 14. Sonetts entspricht wieder der Anfangszeile des ersten und alle diese 14 Zeilen, genau in der Reihe, wie sie in den einzelnen Sonetten auf einander folgen, bilden ein 15., das sogen. Meistersonett. Dabei muß ein Hauptgedanke alle einzelnen Gedichte mit einander verbinden und so eine gewisse geistige Einheit den Kranz zusammenhalten. Es kommen noch einige formelle Vorschriften hinzu, die wir hier übergehen können. Das Wesentliche bei diesem

---

[1]) Die Glyptothek in München besitzt ein inschriftlich bezeichnetes Portrait dieses genialen Architekten, dem man den gesammten Aufschwung des römischen Kunstlebens am Ende des 1. und Anfang des 2. Jahrhunderts nach Chr. zuzuschreiben geneigt ist, und der durch Hadrian, dessen Eigenliebe er durch scharfe Kritik über das künstlerische Dilettiren des Kaisers verletzt hatte, einen schmählichen Tod fand.

[2]) Lehrreich ist Tocilesco's Nachweis, daß sich diese Form der Trophäe in homerischer Zeit noch nicht nachweisen läßt.

[1]) Goethe's Sonettenkranz von Kuno Fischer. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1896.

Sonettenkranz alter Observanz bildet die formale Einheit neben der geistigen. Selbstverständlich sind solche Sonettenkränze wegen der großen Schwierigkeit und der daraus entstehenden Steifheit der Form nur wenig gedichtet worden. Der bekannteste ist von F. W. Reimer verfaßt. Aber man hat schon vor langer Zeit von jenem Formzwang abgesehen und eine Reihe von Sonetten, welche durch einen geistigen Faden mit einander verbunden sind, Sonettenkranz genannt. So dichtete Ernst Schulze im Jahre 1816 eine Reihenfolge von 12 Sonetten, die dem Inhalt nach streng zusammengehörig sind, und nannte sie Sonettenkranz.

Neben verschiedenen einzelnen Sonetten disparaten Inhalts finden wir nun unter den Gedichten Goethe's eine Reihenfolge von 17 Gedichten dieser Form, die man bisher immer als eine Sammlung betrachtet hat, zu verschiedenen Zeiten aus verschiedenen Motiven hervorgegangen und an verschiedene Personen gerichtet. Fischer hat in seiner neuen Goethe-Schrift unwiderleglich dargethan, daß jene 17 Sonette dem Inhalt nach in klarstem Zusammenhange stehen und sämmtlich aus dem Liebesverhältniß des Dichters zu Minna Herzlieb hervorgegongen sind, womit denn auch unser scharfsinniger Philosoph die volle Berechtigung gewinnt, jene 17 Gedichte einen Sonettenkranz zu nennen und so den Titel seines Buches zu rechtfertigen.

Ein kleiner Theil dieser Schrift wurde bereits vor Jahren in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. Derselbe knüpfte an das Werk des Buchhändlers Frommann in Jena „Das Frommann'sche Haus und seine Freunde" an, zu welchen letzteren, eigentlich zu den Familienmitgliedern, bekanntermaßen Minna Herzlieb gehörte. Vollkommen neu in Fischers vorliegender Schrift ist der Nachweis der Zusammengehörigkeit jener Sonette, sowie eine Reihe geistvoller Reflexionen über die „Wahlverwandtschaften" und „Pandora", welche gleichfalls der Liebe des Dichters zur Pflegetochter des Frommann'schen Hauses ihre Entstehung verdankten, und endlich die Lösung von mancherlei wichtigen und interessanten biographischen, ästhetischen und kritischen Fragen, die in der Sonettenfrage zusammentreffen.

In dem ersten Capitel, das speciell von dem Frommann'schen Hause und seinen Freunden handelt, spricht Fischer eine Wahrheit aus, zu deren Anerkennung und Verbreitung er vor allen andern das meiste beigetragen hat, „daß man die geistigen Werke nur in dem Maße verstehe, als man ihre Entstehung und Entwicklung einsieht, als man sie genealogisch und biographisch durchdringt". Bei keinem Dichter — sagt Fischer — sei ein solches Verständniß lehrreicher und lohnender als bei Goethe; daher denn auch jeder Beitrag über das Leben und die Lebenskreise des wunderbaren Mannes auf seine Werke erleuchtende Strahlen fallen lasse. Diese Wahrheit an Frommonns Buche nachzuweisen, fällt Fischer nicht schwer. Goethe im House Frommann bildet den Schluß des ersten Abschnittes, Goethe und Minna Herzlieb den Inhalt des zweiten. In diesem wird besonders erörtert, wie der Dichter eine seiner psychologisch bewunderungswürdigsten Dichtungen, die „Wahloerwandtschaften", in Jena erlebt hobe und daß sich das Frommann'sche Haus zu diesem Roman Goethe's ähnlich oerhatte, wie das Buff'sche in Wetzlar zum „Werther", wenn auch der biographische Hintergrund der „Wahloerwandtschaften" bei weitem dunkler ist, als bei dem letzteren. Hier fehlt uns die Beleuchtung einer Selbstschilderung oder eines Briefwechsels. Daß ein leidenschaftliches Erlebniß in Jena stattgefunden und aus demselben die Dichtungen der „Pandora", der „Wahloerwandtschaften" und der Sonette hervorgingen, wird auf das klarste nachgewiesen und über die Entstehung der letzteren ausführlich berichtet, sowie der Beweis geführt, daß sie dem Inhalt nach zusammenhängend, an ein und dieselbe Person gerichtet sind.

Das dritte Capitel enthält interessante Mittheilungen über Minna's Persönlichkeit und ihre Verwandtschost mit der Ottilie der „Wahloerwandtschaften", ingleichen den unwiderlegbaren Beweis, vaß das fünfte Sonett „Wachsthum" sich nicht auf die Prinzessin Caroline, sondern nur auf Minna Herzlieb beziehen könne.

Das vierte Capitel stellt den Zusammenhang der Epimetheuslieder mit den Sonetten ins klare, wobei Fischer die treffliche Aeußerung einflicht: keinem Dichter der Welt sei die Weisheit und der Schmerz der Entsagung so vertraut gewesen als Goethe.

Das fünfte Capitel erörtert mit des Verfassers eigenem Scharfsinn eine höchst interessante literarhistorische Frage. Es ist das Verhältniß der Bettina zu Goethe und namentlich zu den in Frage kommenden Sonetten. Wie aus Goethe's „Briefwechsel mit einem Kinde" erhellt, hat Frau v. Arnim die Sonette, wenigstens einen guten Theil derselben, auf sich bezogen und sechs von ihnen in jenen Briefwechsel so verwebt, daß der Schein hervorgerufen wird, als ob diese Sonette aus Bettina's Briefen stammten und Goethe einige dieser Briefe sozusagen in die Sonettenform übersetzt habe. Was hier Fischer über die Goethe-Religion in Bettina sagt, ist ebenso treffend wie bedeutsam. Diese Goethe-Religion hat viele Bekenner gefunden, aber dieselbe in einem von ihr erfüllten Werke der Literatur bekundet zu haben, ist die That der Bettina und die Bedeutung, die in dem Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde liegt. „Aber", so fährt unser philosophischer Kritiker fort, nachdem er die Goethe-Religion Bettina's sattsam beleuchtet, „die Religionen erzeugen Mythen und täuschen die Gläubigen mit Berechnung und Absicht." Damit der Briefwechsel der Idee, von der er erfüllt war, der Apotheose Goethe's vollkommen entspreche, hat ihn Bettina, als sie ihn herausgab, vielfach verändert und tendenziös umcomponirt. Da wurden Daten umgestellt, Namen und Personen verändert, Stellen weggelassen, andere erfunden und hinzugefügt, Goethe'sche Gedichte, die mit dem Briefwechsel gar nichts zu thun hatten, demselben einoerleibt. Ergötzliche Beispiele finden sich bei Fischer erwähnt. Natürlich hat Bettina durch die vielfachen berechneten Täuschungen dem Werth und Eindruck ihres Briefwechsels außerordentlich geschadet. G. v. Loeper hat sich ihrer angenommen und das Verhältniß so dargestellt, als ob sie namentlich in Betreff der Sonette ganz in ihrem Rechte gewesen wäre. Fischer tritt dem entgegen, er behauptet mit vollem Recht, die Zusendung einiger Sonette, die einen Kranz bilden, sei nicht die aller und die Mittheilung an Bettina beweise nicht, daß sie der Gegenstand dieser Sonette gewesen, auch nicht in dem einzigen Falle, in welchem Goethe einige ihrer Worte in eins seiner Sonette aufgenommen und nach seinem eigenen Ausdruck „übersetzt" hat. Auch aus Aeußerungen von Riemer zieht Fischer den unangreifbaren Schluß, daß der Stoff der Sonette nichts mit Bettina und ihrem Briefwechsel zu thun habe.

Das sechste Capitel behandelt einige Briefe von Minna Herzlieb, welche Gaedertz herausgegeben hat, und knüpft doran das wenige, was wir oon ihrem Leben wissen. Wir erkennen daraus, daß sie von kindlicher, ehrfurchtsvoller Bewunverung für Goethe erfüllt war, daß aber auf ihrer Seite nicht von Liebe die Rede sein konnte und auch in jener Zeit, wo der Dichter, von Leidenschoft für sie getragen, die Sonette dichtete, ihr Jugendgeliebter, ein Herr v. Manteuffel aus Livland, unentwegt in ihrem Herzen wohnte. Wenn sie im Frommann'schen Hause das Goethe'sche „Die Sterne, die begehrt man nicht" häufig gesungen, so hat sie dabei wohl schwerlich an den Dichter des herrlichen Liedes gedacht. Aus ihren späteren Schicksalen gibt uns Fischer eine treffliche Charakteristik des jungen Mädchens,

Digitized by Google

die uns in vielen Punkten an die Ottilie der „Wahlverwandtschaften“ erinnert. Interessant ist es auch, daß Fischer in den ersten Jahren seiner Jena'schen Zeit ihr noch häufig auf Spaziergängen begegnet ist. Sie war damals nahezu 70 Jahre alt, von jugendlich schlanker Gestalt und freundlich einnehmendem Wesen.

Zum Schlusse dieses Abschnitts stellt Fischer in seiner scharfen und klaren Art die beiden Persönlichkeiten und ihre Charaktere, die eine, welche die Sonette fälschlich für sich beanspruchte, die andere, an die sie gerichtet waren und die in ihrer echt weiblichen bescheidenen und demüthigen Natur sich durch die Huldigung des titanischen Dichters keineswegs verblenden ließ, Bettina Brentano und Minna Herzlieb, in trefflicher Schilderung einander gegenüber.

Der siebente Abschnitt untersucht die Sonette selbst in Bezug auf ihren Inhalt. Im ersten erwachen in dem Dichter die Bilder seiner Jugend; er betrachtet sein Leben wieder als Weltstrom, wie in Mahomets Gesang, der unaufhaltsam, thalab, dem Ocean zueilt, da wird er plötzlich durch einen mächtigen Felsensturz gehemmt; es ist die Oreas, die sich plötzlich herabstürzt und ihm den Weg sperrt. Die Felsen bilden eine weite Schale, der Strom breitet sich aus zum See, sein Lauf ist bewältigt durch ein „mächtiges Ueberraschen“; — so nennt sich das erste Sonett, das Goethe in seiner ursprünglichen Fassung an Bettina sandte, die in der Oreas sich selbst erblickte.

Ein anderes, der Jugend Goethe's vertrautes Bild, war der Wanderer. Als solcher kommt er den schroffen Felsenweg herab, es ist November (die Zeit seiner erwachenden Leidenschaft für Minna). Da begegnet dem Wanderer ein herrliches Mädchen; sein Sehnen ist gestillt, er möchte bleiben. So schwankt er und folgt ihr gleichsam wider Willen. Sie wendet sich zu ihm, er wirft die Hülle ab und sie sinkt in seine Arme. Das ist der Inhalt des zweiten Sonetts, welches „freundliches Begegnen“ überschrieben ist. Auch dieses zweite Sonett bezog Bettina auf sich selbst, in einem der leidenschaftlichsten ihrer Briefe, der an Goethe's Mutter gerichtet ist. Fischer sagt: „Das Sonett hat ihr Goethe nicht zugeschickt, sie hat es erst kennen gelernt, nachdem es im Druck erschienen (1815), also sieben Jahre nach dem Tode der Mutter Goethe's. Der obige Brief ist nie an diese gerichtet worden, sondern gehört zu den Erfindungen des Briefwechsels; die Scene, die er beschreibt, hat nie stattgefunden und konnte erst nach dem Tode Goethe's gedruckt werden.“

Der Dichter fühlt sich in die Nähe der Geliebten gebannt, sie erscheint ihm unentbehrlich. Er fürchtet für seine Freiheit, reißt sich los und bleibt ihr fern, aber die Sehnsucht nach ihr ergreift ihn so mächtig, daß er in melodische Liebesklagen sich ergießt. Das Lied ist fertig, es ist gelungen, er bringt das Sonnet der Geliebten dar. Das war ein kurzer und guter Entschluß und „Kurz und gut“ heißt das dritte Sonett.

Nachdem er sein Lied gesungen, ist der Dichter ernst und schweigsam geworden, wie seine Büste im Besitz der Geliebten; sie macht es ihm zum Vorwurf und will seine Büste liebkosen, bis er, gleichsam eifersüchtig auf sich selbst, sie dem stummen Bilde entreißt. Das ist der Inhalt des vierten Sonetts: „Das Mädchen spricht.“

Mit dem Mädchen wächst die Neigung des Dichters. Als sie ein liebliches Kind war, hat er sich gern auf seinen Spazierwegen von ihr begleiten lassen und sich ein solches Töchterchen gewünscht. Als er das heranwachsende Mädchen im Hause wirken und sorgen sah, wünschte er sich eine solche Schwester. Nun erblickt er sie plötzlich zur Jungfrau erblüht, in vollendeter Anmuth. Sein Herz entbrennt in Liebe; aber sie steht vor ihm wie eine Fürstin, unnahbar, unerreichbar. Das ist der Inhalt des fünften Sonetts, welches der Dichter bezeichnend: „Wachsthum“ nennt. Dieses fünfte Sonett schließt nach Fischers Eintheilung die erste Gruppe derselben.

Die zweite Gruppe besteht aus den Gedichten 6 bis 10. Das Glück der Vereinigung bleibt den Liebenden versagt, das Schicksal trennt sie und der Dichter muß, wie er es oft im Leben erfahren hat, die Pflicht der Entsagung üben und hinauswandern in die weite Welt. Er entsagt allem, nur nicht der Liebe, deren Gefühle und Gedanken er nicht entbehren kann; diese sollen ihm zur Zehrung dienen auf der Reise, zu welcher er sich rüstet. So heißt denn das sechste Sonett: „Reisezehrung“. Das siebente Sonett: „Der Abschied“ besingt das zärtlichste Lebewohl und die schönsten Erinnerungen. Aber die Sehnsucht nach der Trennung hat auch die Liebende mächtig ergriffen. Alle ihre Gedanken richtet sie auf ihn. Sie fühlt, daß die eigenen liebenden Gedanken die Wirkungen sind, die er aus der Ferne auf sie ausübt. Sie glaubt, dasselbe vermögen zu können und will ihm fühlbar machen, daß sie ihm nahe ist, daß ihre Liebe ihn anregt. Sie schreibt es ihm. Das achte Sonett, ihr erster Liebesbrief, hat die Ueberschrift: „Die Liebende schreibt.“

Sie schreibt abermals, nicht weil sie etwas Neues zu sagen hätte, sondern nur um die Fülle ihrer Sehnsucht vor ihm auszuschütten. Das ist das Thema des neunten Sonetts und seine Ueberschrift lautet: „Die Liebende abermals.“

Mit dem nächsten Briefe kommt ein weißes Blatt, welches der Geliebte ausfüllen und in dem gewohnten blauen Umschlag zurücksenden soll. Im Geiste schon liest sie die süßen Worte, die ihre Sehnsucht so oft gestillt. Nun ist ein Sonett daraus geworden mit der Ueberschrift: „Sie kann nicht enden.“

Die dritte Gruppe nach Fischer enthält die Sonette 11 bis 15. Noch vor kurzem hatte der Dichter die Liebessonette, welche die romantischen Poeten der neuen Schule in Aufnahme gebracht, wie eine Art Influenza gemieden, aber er ist im Irrthum. Im echten Liebessonett wohnt der Genius der Kunst und unser Dichter hat an ihm gefrevelt. Die gerechte Strafe ereilt ihn, die Rachegöttinnen verfolgen ihn und er hört ihr Gelächter, denn er ist selbst ergriffen von „Sonettenwuth und Raserei der Liebe“. So heißt denn das elfte Sonett: „Nemesis“.

Die Liebessonette haben in der ersten Woche des December 1807 begonnen. Die Weihnachtszeit naht; ein Christgeschenk darf nicht fehlen, welches der Dichter aus der Ferne dem geliebten Mädchen sendet: kein poetisches Zuckerbrod in Sonettenform, aber süße Erinnerungen, die vom Herzen zum Herzen sprechen. „Christgeschenk“ heißt das zwölfte Sonett. Des Jahres Ende erinnert an den jüngsten Tag, an das Weltgericht, wo jeder Rechenschaft ablegen muß von jedem unnützen Wort, das er gesprochen. Aber jedes Liebeswort, das die Geliebte unerhört, unerwidert, unbelohnt gelassen, war ein unnützes Wort. Das möge die Geliebte beherzigen, damit nicht durch ihre Schuld die Zahl jener unnützen Worte zu einer Höhe anwachse, die das Geschäft des Weltgerichts derart vermehren würde, daß der jüngste Tag sich zur Jahreslänge ausdehnen müsse. Das ist die „Warnung“, welche im 13. Sonett ausgesprochen wird. Der Dichter kommt wieder auf die Kunst der Sonette, von der Warnung an die Geliebte wieder auf die Zweifel am Werthe jener Kunst, welche Zweifel er noch jüngst getheilt und gekräftigt hatte. Nun ist er aber selbst ein Liebesdichter in Sonettenform geworden und führt die Vertheidigung derselben gegen „Die Zweifelnden“ im Namen „Der Liebenden“. Das ist der Inhalt des vierzehnten Sonetts. Das funfzehnte Sonett enthält ein Zwiegespräch zwischen Mädchen und Dichter. Sie hegt Zweifel, ob die

Digitized by Google

schönen Klanggedichte ernsthaft zu nehmen sind. Das natürliche Gefühl vertrage keine Feile, deren das Sonett bedürfe, auch wolle der Dichter Theilnahme und Interesse erwecken und darum müsse er die Gluth seiner Gefühle gewaltiger erscheinen lassen, als sie in Wirklichkeit sei. Der Dichter läßt diese Zweifel nicht gelten.

So sind die drei letzten Sonette der Vertheidigung und dem Preise der Sonettenkunst gewidmet. Im sechzehnten Sonett vergleicht der Dichter seine Liebe mit der Petrarca's, des auserlesenen Sonettendichters, dessen Liebe, die in der Osterwoche begann und zu beständigem Fasten verurtheilt war, Goethe einen ewigen Charfreitag nennt. Die Epoche der seinigen war der 29. Nov. 1807, der erste Advent, an welchem seine Liebe culminirte. Der Geburtstag der Geliebten ist der 22. Mai, das ist ihr Advent, „Der Herrin Ankunft". So preist Goethe im Gegensatz zur Liebe Petrarca's, die ein ewiger Charfreitag war, die seinige als ewigen Maitag und den ersten Advent des Jahres 1807 nennt er „Epoche" und ebenso das vorletzte Sonett.

Eins fehlt noch, um den Kranz der Sonette zu vollenden: wer ist die Geliebte? Goethe beantwortet diese Frage mit der vielbesprochenen bekannten „Charade", welche so leicht zu errathen war und welche die nur in sich selbst vertiefte Bettina nicht errathen konnte.

Im achten Abschnitt seines hochinteressanten Buches betrachtet Fischer nochmals die beiden ersten und die beiden letzten Sonette. Sie schließen sich zusammen und machen die Guirlande zum Kranz. Der zum See gewordene Alpenstrom, mit dem der Dichter sich verglichen hat, spiegelt nicht bloß den Himmel und die Sterne, sondern auch ein himmlisches Frauenbild; wann empfängt er dieses Bild und von wem? Darauf antworten die beiden letzten Sonette: „Epoche" und „Charade".

Wir haben versucht, in aller Kürze den Inhalt und die aus demselben erfolgende Zusammengehörigkeit der Sonette nach Fischer und möglichst mit seinen eigenen Worten wiederzugeben. Es ist das geschehen, um die Unwiderlegbarkeit und Feinheit des Raisonnements unsres großen Philosophen und Aesthetikers nachzuweisen. Dadurch hoffen wir nicht den überaus köstlichen Eindruck geschmälert zu haben, den Fischers Buch in seiner bewunderungswürdigen Tiefe und Erschöpfung des Gegenstandes macht, sondern denken, eine große Schaar von Bewunderern des Dichters und seines geistvollen Commentators angeregt zu haben, sich den unschätzbaren Genuß zu bereiten, den die Lectüre dieser trefflichen Schrift gewährt.

Mittheilungen und Nachrichten.

α **Die alte Burg Wertheim am Main** und die ehemaligen Befestigungen der Stadt. Nach architektonischen, geschichtlichen und culturhistorischen Gesichtspunkten untersucht und mit Benutzung der hinterlassenen Arbeiten des Prof. Karl Wibel, dargestellt von Dr. **Ferdinand Wibel**. Mit 1 Titelbild und 133 Abbildungen im Text. Freiburg i. B. u. Leipzig, J. C. B. Mohr. — An der Mündung der Tauber in den Main liegt das reizende Städtlein Wertheim und hoch über ihm die gleichnamige Burg, seit dem 30jährigen Kriege eine Ruine, und zwar eine der großartigsten auf deutschem Boden. Sie lockt nicht bloß den schönheitsfrohen Wanderer, sondern auch den Forscher mit mächtigen Reizen, erstens wegen ihres bedeutenden Umfanges, zweitens wegen ihres hohen Alters — der Ort Wertheim wird zum ersten male 779 urkundlich genannt und die erste Anlage der Burg wird dem Anfange des 12. Jahrhunderts angehören —, drittens wegen der guten Erhaltung ihrer aus 4 Jahrhunderten, von 1100—1500, stammenden Schutz- und Vertheidigungswerke, deren alterthümlicher Charakter so gut wie gar keine Veränderung durch spätere Umbauten erfahren hat, viertens wegen der bequem zu verfolgenden Umwandlung der festen „Burg", des Wehrbaues, in einen prächtigen Herrensitz, in das „Schloß". Unter Benützung der Vorarbeiten seines Vaters liefert der Verfasser eine bis in die kleinsten Einzelheiten eingehende Beschreibung der Burg, ihrer architektonischen und fortificatorischen Theile, sowie der an sie angeschlossenen Stadtbefestigungen und auf ihr fußend und die vorhandenen urkundlichen und literarischen Hülfsquellen damit vergleichend eine sehr lehrreiche allgemeine Entwicklungsgeschichte derselben, wobei die zahlreichen guten Illustrationen, Grund- und Aufrisse, sowie Ansichten große Vortheile gewähren. Wer bei sorgfältigem Studium unter Heranziehung aller Hülfsquellen für die Gesammterforschung einer Burg geleistet werden kann, ist in dieser Monographie auf dem Wege nüchterner und planmäßiger Forschung erreicht worden, so daß nur zu wünschen ist, andere Burgen und Stammsitze edler Geschlechter möchten eine ähnliche musterhafte Schilderung erfahren, wie die Burg der alten Grafen v. Wertheim und ihrer Erben, der Fürsten v. Löwenstein.

† **Würzburg.** Professor Dr. **Joseph Grimm**, welcher (wie gemeldet) am 1. Januar einem plötzlichen Schlaganfall erlag, wurde am 23. Januar 1827 zu Freising geboren, machte mit Auszeichnung seine Studien daselbst und auf der Universität zu München, wo er im Frühjahr 1848 im Studenten-Freicorps vorübergehend auch die Waffen trug, dann aber als Candidat der Theologie eine historische Preisfrage über „die Samariter und ihre Stellung in der Weltgeschichte" löste, welche, nachdem He. Grimm einige Zeit eine Stelle als Hofmeister im Hause des Grafen Arco-Valley bekleidet hatte, 1854 in erweiterter Gestalt erschien und dem Verfasser eine Professur der Exegese am Lyceum zu Regensburg erwarb. Während seiner Wirksamkeit daselbst verfaßte Grimm die Abhandlungen über „die Einheit des Lucas-Evangeliums" (1863) und über „die Einheit der vier Evangelien" (1868). Hier begann er auch die universellen Vorarbeiten zu seinem Werke über das „Leben Jesu", welches er, als Universitätsprofessor nach Würzburg berufen, mit energischem Fleiße nach zwanzigjährigen Mühen nahezu zum Abschluß brachte. Die Geschichte des öffentlichen Lebens Jesu liegt in vier Bänden seit 1887 vollendet vor; von der Geschichte des Leidens konnte der Verf. 1894 den ersten Band, den sechsten des ganzen Werkes, fertigstellen; die zweite umgearbeitete Auflage, welche seit 1890 nothwendig wurde, verzögerte leider den völligen Abschluß des Ganzen. Grimm hatte die gediegensten Kenntnisse in den orientalischen Sprachen, besuchte auf wiederholten Reisen nach Italien die dortigen Bibliotheken und weilte 1890 auch längere Zeit zu Paris. Die katholische Kritik rühmte seine ausgedehnten Kenntnisse in der Patristik und im ganzen Gebiet der Exegese, die anspruchslose Schönheit seiner Darstellung und die warme, mit echter Liebe verbundene Frömmigkeit. Seine Zuhörer hielten ihn überaus werth und bereiteten ihrem Lehrer, als es sich im Sommer 1885 um eine Berufung nach München handelte, eine großartige Ovation. Händelsüchtige Polemik und hochfahrendes Gelehrtendünkel lagen ihm fern; nur in positiver, exemplarisch einfacher Arbeit fand er sein stilles Genügen.

* **Stuttgart.** Die bekannte **Göschen'sche Verlagshandlung** (Inh. Adolf Nast) ist von ihrem Besitzer auf 1. Januar 1896 verkauft worden. Dieselbe wird wieder nach Leipzig verlegt, wo sie 1785 gegründet ward und wo in ihrem Verlag die ersten Classiker-Ausgaben von Goethe und Schiller erschienen sind.

γσ. **Berlin.** Im **Museum für Völkerkunde** hielt am 28. December Professor Adolf **Bastian** einen Vortrag über **lasmaganische Vorstellungen in der Ethnographie.** Die buddhistischen Erwerbungen, die wir seit einigen Jahren gemacht, haben uns dieses älteste Weltsystem des genaueren kennen gelehrt, und wir haben besonders in den Anschauungen über Werden und Vergehen, wie sie in diesem Jahrtausende alten und über weite Strecken der Erde verbreiteten Weltsystem sich darstellen, ein wahres Magazin von Gedanken über die Schöpfung kennen gelernt, und fast alle „Elementargedanken", deren das menschliche Denken überhaupt fähig ist, hier verwirklicht gesehen. Da wie heute wissen, daß die psychischen Gesetze ebenso fest bestimmt und gleichartig sind wie die Gesetze der Physik und sich in der einen oder anderen Art stets reproduciren müssen, so hat die inductive Forschung in der Ethnologie uns dahin geführt, die allen Erscheinungen des Völkerlebens zu Grunde liegenden „Elementargedanken" herauszuschälen, und seit anderhalb Jahrzehnten etwa können wir sagen, daß die Zahl dieser Elementargedanken nur beschränkt ist, daß sie jedoch die Atome darstellen, aus denen die geistige Thätigkeit entspringt, ähnlich den physikalischen Atomen,

Digitized by Google

die den Elementen zu Grunde liegen. In dem bunten Maskenwesen der einzelnen „Völkergedanken“, das man bisher eifrig studirt hat, erscheinen die „Elementargedanken“ differenzirt und sind oftmals in ihrer stabilen Monotonie schwierig zu analysiren, zu erkennen und aus der Umgebung des sie deckenden „Völkergedankens“ loszulösen. Namentlich erhöht sich die Schwierigkeit der Analyse bei einem so hoher Cultur entstammenden System, wie es das buddhistische ist, und man bedarf zu ihrer Lösung eines Leitungsfadens. Das reiche Material, das gegenwärtig schon der ethnologischen Forschung, nachdem sie ihre Aufgabe in der Auffindung der Elementargedanken richtig erfaßt, zu Gebote steht und über die ganze Erde, über Afrika und Amerika namentlich einen Ueberblick ermöglicht, muß uns diese Leitungsfäden liefern. Die mannichfach auch geographischen und historischen Provinzen stets verändert erscheinenden „Völkergedanken“ sind ihrerseits, namentlich bei den Fällen von Racenkreuzung auch nicht leicht zu erkennen, doch nehmen sie den „Elementargedanken“ gegenüber stets nur die Stelle ein, die die Race ihrer Urzelle gegenüber darstellt, und wie uns das Studium der Algen, der Pilze und Moose, der Kryptogamen das Wachsthum der Pflanzen verfolgen gelehrt hat, so kann aus den Gedanken der „Wildstämme“, die hier die Stellung der Kryptogamen einnehmen, das Wachsthum der menschlichen Vorstellungen sich uns erschließen, und wie die Kryptogamen dem Kunstgärtner Anleitung verschafft haben, pathologische Erscheinungen der Pflanzen zu heilen, so können wir auch hoffen, daß die Ethnologie uns vielleicht dahin führen wird, Ordnung und Klarheit verlaßt in die Anarchie unsrer sociologischen Vorstellungen zu bringen; denn selbst in den niederen Schichten der höchsten Culturvölker finden wir noch Reste der Elementargedanken lebendig, deren Erkenntniß hier vorzüglich von den neuerdings vielfach entstandenen folklore societies in fast allen modernen Culturstaaten gefördert wird. Die kosmogonischen Vorstellungen der Wildstämme nun sind am bestens geeignet, uns die ihnen zu Grunde liegenden Elementargedanken zu enthüllen, enthalten sie doch in nuce das gesammte geistige Leben dieser Stämme, da das menschliche Denken, durch das Causalitätsbedürfniß geleitet, stets sich mit den Fragen des Wohin, Woher und Warum lebhaft beschäftigen muß, bis es an eine Grenze gelangt, jenseit der das Transscendente Kants wie die εἰκόνες und μῦθοι Platons gelegen sind. Zunächst ist es das Wohin, das das menschliche Denken am nächsten berührt, es enthält das Schicksal der armen menschlichen Seele, und die Lösung dieser Frage, ob befriedigend, ob schreckvoll, hängt mit dem Seelenheil auf das innigste zusammen. Wir erfahren bei den Wildstämmen das Genauste darüber, ihnen sind alle Stationen wohl bekannt, die die Seelen oft auf weiten Wanderungen zu passiren haben; ihre revenants, die Propheten und Visionäre, sind ihnen nach der Rückkehr von ihren Exspirationsreisen dessen Zeugen, wie wir ähnliche Visionäre bei den Gewährsmännern Dante's auf seiner Höllenfahrt finden und von anderen vernehmen, sie hätten Karl Martell in der Hölle schmoren sehen, weil er Kirchengut negeführt habe, oder von St. Patricks Fegefeuererlebnissen hören. Wie Magellan, Buddha's Lieblingsschüler von dem Lehrer berichtet, so finden wir bei fast allen Wildstämmen solche Autoritäten für die Beantwortung der Schicksalsfrage des Wohin. Dem Woher, das nicht eine solche vitale Bedeutung wie das in der Extase ermittelte Wohin darbietet, steht der Mensch kühler gegenüber. Allein bei den Wildstämmen finden wir auch eine Antwort auf die Frage nach der Schöpfung und der Entstehung der Welt, deren Beantwortung die Kirchenväter so sehr gequält hat, die Zoroaster als ihm von Ormudz verkündet mittheilte und deren Kenntniß nach Platons Timaeus den Menschen von den Nachkommen der dritten Göttergeneration gekommen ist, wie die Bororó in Centralbrasilien sie von ihren Vorfahren, vielleicht von ihrem Großvater, der noch dabei gewesen ist(!), erfahren haben. Die grübelnde Neugier der Wildvölker findet eine Schöpfungstheorie. Wenn wir die Zeugnisse dafür zusammenlegen, so finden wir die Vorstellung, wie etwas aus dem Unbekannten hervortritt ähnlich der Entwicklung der Pflanze; Entwicklung hier als ein festgeschlossener Cyclus von Vorstellungen der ἐπεκμή, ἀκμή, und παρακμή gefaßt; als zweite Form dann die Vorstellung, daß es gemacht wird, wobei man zwischen Entstehung und Schöpfung im besonderen zu scheiden hat; ferner, daß es aus der blauen Luft gekommen, entsprechend der Annahme der durch Meteoriten auf die Erde gebrachten Keimkräfte. Auf Hawaii ist die Vorstellung der Entwickelung lebendig, das Gudmai, das Hervorblühen, erst der Algen, der Kryptogamen, Blätter, Fische, bis in der achten Entwicklungsstufe der Mensch auftritt. Diese Anschauung ist in ganz Polynesien verbreitet und die Missionare haben die Schwierigkeit, die ihnen das Vorhandensein dieser Anschauung entgegensetzte, nach Will's Berichten nicht anders zu lösen vermocht, als daß sie das Wort unga = machen für die Schöpfung der Bibel einfügten. Es knüpfen sich hieran die Fragen: woraus ist die Welt gemacht? und wer hat sie gemacht? von denen namentlich die Beantwortung der letzteren aus den Vorstellungen der Wilden schwierig zu erkennen ist. Die Lösung dieser Fragen hat die mittelalterlichen Denker zu ihrer Theorie der Grenzen geführt, die sie für das Denken aufstellten. Nicolaus Cusanus, ein Vorläufer der Renaissance, stellt ein Maximum und ein Minimum für das Denken auf, über das hinaus der regressus ad infinitum statuirtet, Anselm von Canterbury setzt als dies Höchste das, worüber hinaus nichts größeres zu denken ist; ähnlich ist der Puter anonymus der Neupythagoräer und Neuplatoniker ein ἐπικείμενον ἐκ τοῦ ὄντος, dem gegenüber steht das Anú bei den Indern, das den 3 Atomen des Sonnenstäubchens, also dem Element, dem Minimum des Denkbaren entspricht; überall führt das Denken über die Weltentstehung auf Elemente zurück, es bleibt der Ausgang vom Gegebenen. Die Australier behaupten nach den Berichten der Reisenden: „the world always existing“, die Welt sei seit immer da, dagegen statuiren die Naturvölker für den Menschen oft eine besondere Schöpfung. Die Matoti in Californien stellen sich die Weltschöpfung so vor, daß sie einem auf öder Insel vom Donner betäubten Menschenpaare nach ihrem Erwachen aus der Betäubung als vorhanden erschienen sei. Ueberhaupt ist es ein durchgehender Unterschied in der Anschauung der Naturvölker, daß der Gott nur schafft, daß indessen neben dem Schöpfer noch ein Demiurg existirt, der die Welt verfeinert; der erste Schöpfer setzt die Welt, er hat keine materia prima; diese vorausgesetzt, beginnt erst die Thätigkeit des Demiurgos, der in dem Streite der Gnosis gegen die Kirchenväter schon eine wichtige Rolle spielt. Dieser Weltverfeinerer findet sich bei den Indern, den Maori und Polynesiern. — Als Urstoff der Welt gilt in der Mehrzahl der Mythologien der Wildstämme, so in Australien, das Wasser, das einst Thales für das Urelement ansah gegenüber den hylozoistischen Theorien. Wie finden bei den Wilden stämmen oft mehrere Zerstörungen der einmal gegebenen Welt, so daß die bestehende stets eine secundäre ist, ein Umstand, der gewöhnlich übersehen wird. Die Indre wissen von vier Zerstörungen, ebenso wie die alten Mexicaner. Die Zerstörung der ersten Welt durch Wasser bedingt das Entstehen der Erneuerung durch Wasser, wofür die zahlreichen Fluthsagen den Beweis geben. Die Datú oder Elemente sind gerettet. Je nach der Zerstörung gestaltet sich die Erneuerung. Im Wasser sind die Keime verborgen. Aus dem Feuer sind die Atome gerettet, aus denen die Neuentwicklung beginnt. In Hawaii ist die Kummulittu oder die „Wurzel des Abgrunds“ der Ausgangspunkt für die Erneuerung der Welt, ihr entspricht der „gähnende Abgrund“ unsrer Edda. Die Polynesier, die in dem Po, das sind die kreißenden Mutterkräfte, die Maori, die im „noch nicht“, dem „nesi“ der Samoaner eine Vorstellung, die ähnlich auf Mangaia vorkommt, den Ursprung der Welterneuerung finden, sind alle nach des Aristoteles Wort als die „aus dem Dunkel (ἐκ νυκτός) philosophirenden“ zu bezeichnen. Hat man den ersten Anfang, so geht die Schöpfung weiter, namentlich die des Menschen, der auf Samoa als aus den Würmern, in Australien aus der Eidechse, in Tibet aus dem Bergaffen entstanden gedacht wird; ähnliche Vorstellungen haben die Malayen, die jedoch öfters Affen aus Menschen sich entwickeln lassen, wofür in Mexico der Wohnsitz der Menschen auf Bäumen nach der durch Wind verursachten Weltzerstörung die Ursache ist. Die Jodianer der nordamerikanischen Seeregion lassen aus dem Wasser die Bisamratte auf Geheiß des höchsten Gottes auftauchen, die unter ihren Zehen das Sandkorn trägt, das der Gott auf dem Wasser ausbrütet und durch den Wolf festtreten läßt. Endlich finden wir die Schöpfung der Welt durch das Wort, die Contemplation im brahmanischen System, das hier die gleichartigen Elementargedanken aufweist, wie sie in Iran durch Zoroaster von Ormuzd verkündet werden, der die von ihm geschaffene Gedankenwelt hinabschickt in die Welt. Etwas der Contemplation Verwandtes ist das „Schweigen“, das Ruheprincip, unter dem Tangaloa bei den Samoanern seine vogelgestaltige Tochter aussendet, um die himmlische Schlingpflanze auf den von ihm ins Meer geworfenen Fels, d. i. die Welt, zu bringen, aus der dann alles auf der Welt sich entwickelt. Daß der Mensch verhältnißmäßig spät auftritt, deuten die oftmals in den Sagen der Wildstämme gemachten Angaben an, die auf Zustände vor der Menschheitsepoche hinweisen. In

dem buddhistischen Weltsystem finden wir alle Elementargedanken in Bezug auf Werden und Vergehen vereinigt. In dem Koiduma, dem All (*ἄπειρον*) der Buddhisten ist der Berg Meru der kosmische Mittelpunkt, über den sich sechs Himmel erheben: der erste ist der Himmel Indra's, unsrer Walhall oder dem Olymp als Sitz des Zeus entsprechend, der zweite darüber befindliche Himmel ist die Jaina, die ewige Ruhe, an der Grenze des sechsten Himmels thront der „Herr der Welt", der Feind des Buddha, wie Demiurges der Feind des Christus; über seinen Wohnsitz hinaus sind andere Welten. Die Ursachen der Zerstörung der Welt wechseln, auf Wasser folgt Wind als Zerstörungsursache. Wenn die Welt verwüstet ist, so wird nicht ein Etwas aus dem Nichts geschaffen, es sind vielmehr ganz oben die Keime zur Welterneuerung, die nicht zerstört sind und sich herniedersenken, es ist der Mahabrahma-tota, der Brahma, der zu denken beginnt und dessen Denken die Welt erneut. Allein was er denkt, ist die Erinnerung, die platonische *ἀνάμνησις*. Eine solche Erinnerung kennen die Neger an der Guinealküste auch. Man kann der Klá, der Seele, die eben aus ihrem Heim kommt, das Horoskop stellen, ihr manches absagen, das sie später, wenn sie erst als Kind zur Welt kommt, nicht mehr weiß. Aus dem Aether der Luft entsteht durch das Denken des Brahma als den Nachschimmer der Idee die Welt aufs neue. Auf alle diese kosmogonischen Vorstellungen hat nachweisbar die Cultur- oder Uncultur-stufe der Völker, bei denen sie entstanden sind, sowie die geographische Provinz, in der diese leben, stets den bedeutsamsten Einfluß gehabt.

* **Berlin.** Wie die „Voss. Ztg." erfreulich berichtet, ist Ernst Curtius von der schweren Unpäßlichkeit, die ihn unlängst betraf, vollkommen hergestellt und wird seine Vorlesungen in nächster Zeit wieder aufnehmen.

* **Wien.** An der Universitätsbibliothek wurden die Amanuensen Dr. August Weisz und Dr. Theodor Ritter v. Grienberger zu Scriptoren und die Praktikanten Dr. Michael Maria Burger und Dr. Hans Bohatta zu Amanuensen ernannt.

* **Budapest.** Die Gebeine Béla's III. und seiner Gemahlin, der Königin Anna, werden vor ihrer neuen Beisetzung, die bekanntlich in der Gruft der Mathiaskirche erfolgt, zu „anthropologischen Zwecken" photographirt und sodann noch in natürlicher Größe in Wasserfarben abgebildet werden. Die Bilder sind für das anthropologische Museum, dessen Director Dr. Aurel Török ist, bestimmt.

* **London,** 1. Jan. Der neue „Poeta laureatus", in der radicalen Uebersetzung Hof- und Staatspoet, Alfred Austin, kann wenigstens auf eine lange Reihe von Werken hinweisen, welche ihn dieser Auszeichnung würdig machen. Mehr als 30 Jahre hat er vor dem englischen Publicum gesungen. Zu seinen bedeutendsten Leistungen gehören: „The Human Tragedy", „The Golden Age", „Savonnrola", „English Lyrics" ꝛc. Sein Brod hat sich Austin in diesem dannusischen Zeitalter mit Tagesschriftstellerei verdienen müssen. Als Vertreter des „Standard" hat er dem letzten ökumenischen Concil in Rom beigewohnt und während des deutsch-französischen Krieges für dasselbe Blatt vom Hauptquartier in Versailles aus correspondirt. Die „National Review" hat er gegründet und bis 1893 selbst geleitet. Von 1868—72 war Austin einer der Hauptleitartikler der „Daily News". Daß namentlich Swinburne den erwählten Austin an dichterischer Begabung übertrifft, dürften wenige bezweifeln. Die Ernennung Swinburne's gehörte aber eben zu den vielen Sachen, die recht gut und schön sind, von denen man aber sagen muß: es geht nicht! Austin ist 60 Jahr alt. Bis vor kurzem noch hatte man geglaubt, daß die Wahl der Königin auf den Dichter des „Light of Asia", Sir Edwin Arnold, fallen würde. — Der zum Pair des Reichs erhobene Präsident der k. Kunstakademie, Sir Frederick Leighton, ist 63 Jahr alt. Nachdem er in die Malerei zuerst von dem Italiener Filippo Meli eingeführt worden war, bezog er die Kunstakademie in Berlin und studirte darauf noch in anderen europäischen Kunstcentren. Sein erstes in London ausgestelltes Gemälde „Cimabue" wurde von der Königin angekauft. 1864 wurde er als Beisitzer und 1869 als volles Mitglied in die Akademie aufgenommen; seit 1879 ist er ihr Präsident. Bei ihrem Regierungsjubiläum ernannte ihn die Königin zum Baronet.

* **Washington.** Der Abgeordnete McCleary von Minnesota hat dem Congreß eine Vorlage unterbreitet, daß der durch Longfellows Dichtung „Hiawatha" berühmt gewordene Pfeifensteindruch in Minnesota, das Heiligthum der rothen Race, dem die Indianer das Material für ihre Friedenspfeifen entnahmen, zu einem Nationalpark der Vereinigten Staaten umgewandelt werden soll.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind dem 31. December bis 2. Januar folgende Schriften eingegangen:

Junius: Die skandinavische Unionsfrage. Berlin, Bibliograph. Bureau 1895. — Dr. jur. Karl Pflug: Das Princip der Publicität in Deutschland. Erlangen, Max Mende 1895. — Erhebung über Verhältnisse im Handwerk, veranstaltet im Sommer 1895; bearbeitet im Kgl. Statistischen Amt. Berlin 1895. — Die Criminalität der Juden in Deutschland (Die Juden in Deutschland I.); hggb. v. d. Comité zur Abwehr antisemitischer Angriffe in Berlin. Berlin, Siegfried Cronbach 1896. — Dr. Franz Hilscher: Der Begriff Localbahn staatswirthschaftlich entwickelt. Wien, Selbstverlag 1895. — Ed. Tiessen: Der Börsengesetzentwurf. Berlin, Leonhard Simion 1895. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 243. Böhmen. 38. Heft. Wien, Alfred Hölder. — A. v. Schweiger-Lerchenfeld: Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsstraße und Reiseroute. Lfg. 26—30. Wien, A. Hartleben. — Album auserlesener Gegenstände der Antikensammlung des A. H. Kaiserhauses, hggb. v. Robert v. Schneider. 50 Tafeln in Lichtdruck. Wien, Carl Gerolds S. 1895. — Dr. Theodor v. Frimmel: Verzeichniß der Gemälde im Besitze der Frau Baronin Auguste Stummer v. Tavarnok (Galerie Winter). Wien, Verlag der Sammlung 1895. — Neubauten und Concurrenzentwürfe in Oesterreich u. Ungarn; Organ f. d. Hochbaufach, redig. v. Oskar Marmorel. Jhgg. II. 1896. Heft 1. Leipzig, J. J. Arnd. — Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern, Kgl. Hoh.: Elegie, componirt. Ausgabe für Piano, Ausg. f. Cello u. Piano. Albumblatt, componirt. Ausg. f. Piano, f. Cello u. Piano. München, Josef Seiling. — Centralblatt für Instrumentalmusik, Solo- u. Chorgesang, hggb. v. A. W. Gottschalg. X. Jhgg. 1894/95. XI. Jhgg. 1895/96. Nr. 1—6. Leipzig, Hans Licht. — *Le monde moderne*; revue mensuelle illustrée. Vol. III. 2. année. Janvier 1896. Paris, A. Quantin. — Gregor Samarow (Oskar Meding): Valle; historischer Roman. 10.—12. Tausend. Berlin, Schall u. Grund. — O. Lassar: Geschichten und Gedichte für kleine Kinder; mit Musik zum Spielen und Singen von A. Tuczek. Berlin, A. Asher u. Co. 1895.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleichfrei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 117. Band. Erstes Heft. (523)

Inhalt: Neujahr im Orient. — Hartmann von Aue im Lichte der neuesten Untersuchung. — Zwei Tage in Kairo. — Vom Vatikanischen Archiv. (Großbritannien und Irland.) — Fünfzig Jahre Klostersterben. — Ein Edelstein der katholischen Kirche in Oesterreich. — Eberhard Gothein über Ignatius von Loyola.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 4. Januar. Nummer 3.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung. — Die Lebensmittelversorgung der nordamerikanischen Großstädte. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung.

fr. Als im Jahre 1891 das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz in Kraft trat, wurde mehrfach darauf hingewiesen, daß in manchen Bestimmungen desselben indirect ein Recht auf Arbeit anerkannt sei. Thatsächlich entstehen einzelne Rechte der Versicherten aus diesem Gesetz erst dann, wenn für sie eine gewisse Zahl von Beitragsmarken infolge der Versicherungspflicht entrichtet wurde, wenn sie also eine gewisse Zahl von Arbeitswochen nachzuweisen vermögen; können sie diesen Nachweis nicht führen, so werden auch die schon für sie entrichteten Marken, zu denen sie die Hälfte beizutragen hatten, werthlos. So ist es unzulässig, daß eine Person, welche weniger als 117 Arbeitswochen darthun kann, den Rest der zur Erfüllung der Wartezeit für Invalidenrente (235 Beitragswochen) erforderlichen Marken durch freiwillige Fortsetzung der Versicherung aufbringe. Darin kann eine Härte des Gesetzes erblickt werden, aber nicht mehr. Indem der Staat den Arbeitern eine Versicherung für bestimmte Fälle bietet und gewisse Rechte aus dieser Versicherung nur den Personen zuweist, welche der Versicherung eine bestimmte Zeit angehört haben, übernimmt er keine Verpflichtung, den in die Versicherung eingetretenen Personen dazu zu verhelfen, daß sie diese Zeit zurücklegen können. Dafür haben, soweit es an ihnen liegt, sie selbst zu sorgen; können sie es nicht, so ist es ein Unglück, aber kein Unrecht.

Der Parteicongreß der Schweizer Socialdemokraten zu Olten vom Jahre 1891 beschloß, an das Schweizer Volk das Initiativbegehren zu richten: es möge in die Bundesverfassung ein Artikel des Inhalts aufgenommen werden, daß das Recht auf ausreichend lohnende Arbeit jedem Schweizer Bürger gewährleistet sei und daß die Gesetzgebung des Bundes unter Mitwirkung der Cantone und Gemeinden diesem Grundsatz in jeder möglichen Weise praktische Geltung zu verschaffen habe. Vorgeschlagen wurde zu diesem Behuf: Schaffung neuer Arbeitsgelegenheit durch Kürzung der Arbeitszeit, unentgeltlicher öffentlicher Arbeitsnachweis, Schutz der Arbeiter gegen ungerechtfertigte Entlassung, Unterstützung unverschuldet Arbeitsloser, sei es auf dem Wege öffentlicher Versicherung, sei es durch Unterstützung privater Versicherungsinstitute der Arbeiter aus öffentlichen Mitteln; Schutz der Coalitionsfreiheit der Arbeiter; Begründung und Sicherung einer öffentlichen Rechtsstellung der Arbeiter gegenüber ihren Arbeitgebern und demokratische Organisation der Arbeit in den Fabriken und ähnlichen Geschäften, vorab des Staates und der Gemeinden. Die Abstimmung fand am 3. Juni 1894 statt und ergab eine nachdrückliche Ablehnung dieser Forderungen; 75,880 Stimmen waren dafür, 308,289 dagegen. Der erste Versuch, ein Recht auf Arbeit gesetzlich zur Anerkennung zu bringen, war mißlungen.

Es wurde bei der Beurtheilung dieses merkwürdigen Unternehmens nicht verkannt, daß ein Theil der darin liegenden Ansprüche berechtigt sei; insbesondere ließ sich das den Punkten nicht abstreiten, die eine ausdrückliche Formulirung gefunden hatten, abgesehen etwa von dem Verlangen der demokratischen Organisation der Arbeiter, das aber bei der Vorliebe, mit welcher die Schweizer ihre demokratischen Einrichtungen hervorheben, ganz natürlich erscheint. Die Nothwendigkeit, den Arbeitsvertrag unter die Gesichtspunkte des öffentlichen Rechts zu stellen, die Arbeiter gegen ungerechtfertigte Zumuthungen der Arbeitgeber durch besondere Vorschriften zu schützen, insbesondere auch die Gefahr ungerechtfertigter Entlassung von ihnen abzuwenden, die Nothwendigkeit, den Arbeitern das Recht der Vereinigung behufs gemeinschaftlichen Hinwirkens auf Erlangung günstiger Arbeitsverhältnisse zu gewähren, ist mehr oder weniger in der Gesetzgebung aller Culturstaaten anerkannt und berücksichtigt. Zögernder war das Vorgehen dieser Staaten bei Begründung positiver Einrichtungen zu gunsten der Arbeiter. Das Deutsche Reich machte mit seiner groß angelegten Arbeiterversicherung den Anfang; die übrigen Staaten folgten nach, wie es ihre Verhältnisse gestatteten. Seit 1888 ist aber in dem Ausbau des Planes im Deutschen Reich ein Stillstand eingetreten, der wohl noch einige Zeit dauern wird. Derselbe ist vollständig berechtigt, nachdem für die dringendsten Bedürfnisse der Arbeiter bereits gesorgt ist und den bestehenden, ja keineswegs einfachen Gesetzen auf diesem Gebiete erst Zeit gegönnt werden muß, um sich einzuleben, ehe auf ihrer Grundlage weitergebaut werden kann. Die Pause wird zudem, wie bekannt, zu einer eingehenden Revision dieser Gesetze verwendet, welche bezüglich des Krankenversicherungsgesetzes schon vollendet, bezüglich der Unfallversicherungsgesetze über die Vorarbeiten hinausgediehen und bezüglich des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes wenigstens in Angriff genommen ist. Ein weiterer Vortheil des eingetretenen Stillstandes ist endlich der, daß während desselben die Fertigstellung der Arbeiterschutzgesetze eingehender vorbereitet werden kann, als dies bei den bestehenden Gesetzen dieses Inhalts der Fall war, und daß insbesondere Versuche, welche von anderen Staaten in dieser Richtung gemacht werden, genau in ihrer Wirkung beobachtet und beurtheilt werden können.

Ob die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit dem Bau unsrer Versicherungsgesetze einzufügen ist, muß derzeit noch als bestrittene Frage bezeichnet werden. Eine allgemeine Wittwen- und Waisenversicherung dürfte jedenfalls dringender sein. Derzeit ist für die Hinterbliebenen eines Arbeiters ja nur dann gesorgt, wenn derselbe den Tod durch einen Betriebsunfall erlitt, obwohl das Bedürfniß nach einer solchen Fürsorge in anderen Fällen nicht minder vorhanden ist. Bis zu deren Einführung wird die Arbeitslosenversicherung wohl zurückzustellen sein. Gleichwohl erscheint es mit Rücksicht auf eine gründliche Erledigung der Vorarbeiten kaum verfrüht, sich jetzt schon mit ihr zu beschäftigen.

Der Würzburger Professor der Nationalökonomie, Dr. Georg Schanz, hat in einem, kürzlich erschienenen Werke[1]) eine eingehende Untersuchung angestellt, in welcher Weise gegenwärtig das Bedürfniß, dem die Versicherung wegen Arbeitslosigkeit abhelfen soll, anerkannt ist, wie demselben begegnet wird, ob die Einrichtung einer staatlichen Arbeitslosenversicherung möglich ist, ob sie sich empfiehlt und ob nicht eine andere Art der Fürsorge für stellenlose Arbeiter mehr angezeigt sei. Das Buch, in dem eine Menge Material zusammengetragen und verarbeitet ist, bietet derzeit die beste Grundlage für die Behandlung all dieser Fragen.

Der aus Arbeitslosigkeit entstehenden Nothlage kann auf doppelte Weise abgeholfen werden: einmal durch Verschaffung neuer Arbeitsgelegenheit und sodann durch Gewährung von Unterstützungen während der Dauer der Arbeitspause. Dem ersteren Zweck dienen die Arbeitsvermittelung und der Arbeitsnachweis; sie sind das näher liegende, einfachere, billigere Mittel; zu ihnen wird zunächst gegriffen, wenn aus Arbeitslosigkeit ein Nothstand zu entstehen droht. Unterstützungen werden in der Regel nur gewährt, wenn Verschaffung neuer Arbeit nicht möglich ist. Das liegt in der Natur der Sache. Die Arbeitslosigkeit ist an sich kein beschwerlicher Zustand, aus dem man sich, wie aus Krankheit, gern herausbegibt; wird genügende Unterstützung für die Dauer derselben vorbehaltlos gewährt, so besteht Gefahr, daß mancher Arbeiter diesen Zustand freiwillig herbeiführt oder über die Nothwendigkeit ausdehnt. Wo davon abgesehen wird, vor Reichung von Unterstützung die Ermittlung und Zuweisung von Arbeitsgelegenheit zu versuchen, müssen darum andere Maßregeln vorgesehen werden, um mißbräuchlichen Unterstützungsbezug zu verhindern. Besonders nahe liegt, die Unterstützung dann nicht eintreten zu lassen, wenn die an sich unterstützungsberechtigte Person freiwillig aus einem Arbeitsverhältniß ausgeschieden ist oder zufolge eigenen Verschuldens entlassen wurde. Die praktische Durchführung einer solchen Beschränkung ist aber außerordentlich schwierig. Ein scheinbar freiwilliges Ausscheiden aus einem Arbeitsverhältniß kann oft tieferliegende Gründe haben, welche dasselbe zur Nothwendigkeit machten, und die Grenze, bei welcher das Verschulden beginnt, ist keineswegs mit Sicherheit festzustellen; auch das Aufzählen einzelner Entlassungsursachen, in welchen immer ein Verschulden erblickt werden soll, erleichtert die Sache — abgesehen davon, daß auf die Behauptung des Arbeiters, der angebliche Entlassungsgrund sei unrichtig, die Untersuchung doch von vorne zu beginnen hat — nicht wesentlich. Eine leichter durchführbare und sehr wirksame Maßregel ist die Einführung einer Carenzzeit, die um so mehr gerechtfertigt ist, als unmittelbar nach Eintritt der Arbeitslosigkeit der zuletzt erhaltene Lohn regelmäßig noch zur Bestreitung der wichtigsten Bedürfnisse auf einige Zeit ausreicht. Das Bewußtsein, wenigstens eine bestimmte Zeit lang aus eigenen Mitteln leben zu müssen, hält wenigstens davon ab, daß die Arbeitslosigkeit muthwillig herbeigeführt wird. Als entsprechendes Gegengewicht dafür, daß sie nicht länger als nöthig aufrecht erhalten wird, ist in England vielfach üblich, die Höhe der Unterstützung immer mehr sinken zu lassen, je längere Zeit die Unterstützung beansprucht wird. Ueber eine gewisse Zeit hinaus wird die Unterstützung sich nie erstrecken können; ebenso wird ihre Höhe von vorn herein hinter dem regelmäßigen Arbeitsverdienst der bedachten Person zurückbleiben müssen; das ergibt sich schon aus ihrem Zweck. Ein Abgehen von diesen Sicherungsmaßregeln ist nur da möglich, wo die Persönlichkeit des zu unterstützenden Arbeiters hinreichende Gewähr dafür bietet, daß kein Mißbrauch getrieben werde; so können insbesondere langjährige Mitglieder der Unterstützungseinrichtung, vorausgesetzt, daß sie während der Dauer ihrer Mitgliedschaft die Unterstützung nur selten in Anspruch nahmen, besser gestellt werden als neu eingetretene. Ebenso können die Bedingungen für Reichung der Hülfsbeträge vereinfacht werden, wo eine ausgiebige Controle über die Empfänger möglich ist. In manchen Fällen widerstreitet der Zweck der Unterstützung den vorgenannten Sicherungsmaßregeln; eine Unterstützung, welche gewährt wird, damit an anderem Ort Arbeit angenommen oder aufgesucht werden kann — Reiseunterstützung — kann nicht wohl an eine Carenzzeit gebunden werden.

Auf diesen Grundlagen fußen alle bestehenden Unterstützungseinrichtungen für den aus Arbeitslosigkeit entstehenden Vermögensschaden oder Versicherungen gegen Arbeitslosigkeit, wie man sie kurzweg, wenn auch nicht eben richtig, benennt. Die Bezeichnung Versicherung läßt sich allerdings durchgängig anwenden, wenigstens wenn man darunter nach dem Vorgehen der Arbeiterversicherungsgesetze einfach versteht, daß Einzahlungen in eine Casse geleistet und aus dieser Casse in bestimmten Fällen Unterstützungen gereicht werden. Es handelt sich fast ausschließlich um Privatunternehmungen, Einrichtungen, welche von den Arbeitern oder von den Arbeitgebern — wie beim Deutschen Buchdruckerverein — geschaffen wurden; von dritter Seite liegt nur ein mißglückter Versuch hiezu vor, der von der Norddeutschen Versicherungs- und Rentenbank in Hamburg ausging. Dieselbe wollte gegen einen Jahresbeitrag von 2 Proc. des jährlichen Lohnes im Fall der Arbeitslosigkeit eine Unterstützung von 60 Proc. des versicherten Lohnes bis zu 6 Monaten gewähren; gleichzeitig war Stellenvermittlung geplant. Es fanden sich aber nicht genug Theilnehmer.

Die von den Arbeitern begründeten Unterstützungseinrichtungen sind besonders in England, dem classischen Land der praktischen Arbeitervereinigungen zu bemerkenswerther Vollendung ausgebildet. Die unions wie die friendly societies wenden seit einigen Jahren der Arbeitslosenunterstützung immer wachsende Aufmerksamkeit zu. Der letzte, vom Labour Department herausgegebene Jahresbericht über die unions, der sich auf das Jahr 1892 bezieht und 594 unions berücksichtigt, gibt an, daß 298 dieser Vereine in dem Betriebsjahr sich mit Arbeitslosenunterstützung befaßten und dafür 386,973 Pfd. St. ausgaben. Im Jahre 1890 waren es nur 136 Vereine mit einem Gesammtaufwand von 144,763 Pfd. St. Für keinen der übrigen Zwecke, welche die unions verfolgen, wurden im Jahre 1892 höhere Summen aufgewendet; nur die Kampfesunterstützung, von der übrigens die Streikauslagen mit der Arbeitslosenunterstützung zusammengenommen werden könnten, stieg auf 467,291 Pfd. St. (gegen 106,985 Pfd. St. im Jahr 1890). Die älteste Art der Arbeitslosenunterstützung ist das Reisegeld zum Aufsuchen neuer Arbeit an anderem Ort; diese Art tritt aber gegenwärtig mehr zurück, auch in der Form der Auswanderungsunterstützung. Das Wandern, um Arbeit zu finden, ist größtentheils außer Uebung gekommen; man begibt sich an einen anderen Ort nur, wenn man gewiß ist, dort Arbeit zu erhalten. Hiefür werden Uebersiedelungsgelder gewährt, deren Gesammtsumme auf Kosten der Reiseunterstützung im Steigen ist. Das Schwergewicht legt sich aber auf die Ortsunterstützung. Schanz gibt in seinem obengenannten Werke an, daß von 184 Vereinen, welche er einer näheren Betrachtung unterwarf, 82 nur Ortsunterstützung, 20 nur Reiseunterstützung, die übrigen neben Ortsunterstützung auch Reisegeld oder Uebersiedelungshülfe gewährten.

Bei den deutschen Gewerkvereinen findet sich die gleiche Entwicklung wie bei ihrem Vorbild, den englischen unions.

[1]) Zur Frage der Arbeitslosenversicherung. Untersuchungen von Dr. Georg Schanz. Bamberg, C. C. Buchner 1895.

Das Musterstatut von 1868 sah eine Wanderunterstützung vor, aus der aber nicht Ernst wurde, da die Gewerkvereine sich vorwiegend aus älteren, festgesessenen Arbeitern bildeten und diese die Streichung dieser Bestimmung, von der sie eine Ausbeutung der Vereinsmittel durch die leichtsinnigen Mitglieder befürchteten, schon im folgenden Jahre durchzusetzen wußten. Dasselbe Bedenken waltete auch 1879 vor, als man eine Orts- und Reise-Unterstützung einführen wollte; man machte sich wohl über die Statuten einer Casse für Reisende und Arbeitslose schlüssig, überließ es aber den einzelnen Vereinen, ob sie beitreten wollten oder nicht. Die Folge war, daß die Casse mangels genügender Betheiligung überhaupt nicht existent wurde. Bald nachher begannen jedoch einzelne Gewerkvereine, zum Theil ohne Erhebung besonderer Beiträge, zum Theil unter mäßiger Erhöhung der bisherigen Einzahlungen, Reisegeld, Uebersiedelungshülfe und auch Ortsunterstützung zu gewähren. Den Anfang machte der Gewerkverein der Metall- und Maschinenbauarbeiter (1879); derzeit hat sich die Mehrzahl der Gewerkvereine angeschlossen. Das Schwergewicht liegt auch hier auf der Ortsunterstützung; für diese wurden 1894 ausgegeben 44,539 Mark, für Reisegeld und Uebersiedelungsbeihülfe 18,151 Mark. Eine besondere Art der Arbeitslosenunterstützung im Deutschen Reich ist die Beitragsdeckung bei den Reichsversicherungen, damit nicht die erworbenen Rechte durch die Aussetzung der Beiträge verloren gehen. Bei den Gewerkschaften, welche erst seit Aufhebung des Socialistengesetzes eine größere Thätigkeit zu entwickeln vermögen, ist, wie jede andere Einrichtung, auch die Fürsorge für die arbeitslosen Mitglieder auf den socialdemokratischen Parteistandpunkt zugeschnitten. Es wird fast durchweg Reiseunterstützung, dagegen selten Ortsunterstützung gewährt, denn die Seßhaftigkeit der Arbeiter soll nicht gefördert werden; das Hauptaugenmerk wird aber auf die Arbeitsvermittlung und den Arbeitsnachweis gerichtet, wobei das Bestreben zu Tage tritt, die Herrschaft über das ganze Angebot von Arbeit zu bekommen und dadurch nicht nur die Arbeiter zu zwingen, sich der Partei anzuschließen, sondern auch die Parteigenossen an gute und für die Partei wichtige Posten zu bringen. Die Gewerkvereine vernachlässigen die Arbeitsvermittlung und kommen dadurch gegenüber den Gewerkschaften sehr in Nachtheil.

Organisationen für sich haben die Buchdrucker und die Handlungsgehülfen geschaffen, beide unter Theilnahme der Principale. Hier ist die Fürsorge für stellenlose Mitglieder wohl am eingehendsten und besten geregelt. In neuerer Zeit nehmen sich auch die confessionellen Arbeitervereine mehr dieser Frage an.

Von staatlicher oder communaler Seite wurde bisher eine Fürsorge für Arbeitslose durch Reichung von Unterstützung nur in der Schweiz bethätigt. In Deutschland versuchten die Gemeinden durch Vornahme von Nothstandsarbeiten, Verschiebung nicht dringlicher Arbeiten in den Winter, in neuester Zeit auch durch Errichtung von gemeindlichen Arbeitsnachweisen zu helfen; von Staatswegen ist die Frage noch nicht angebrochen worden. Von den Schweizer Städten hat Bern den ersten Schritt gethan, indem es 1893 eine Arbeitslosencasse einrichtete, zu der der Beitritt den in Bern sich aufhaltenden Arbeitern schweizerischer Abkunft möglich ist. Die Betheiligung ist aber noch gering. Die Mittel werden nur zum kleineren Theil durch die Versicherten, überwiegend aus städtischen Mitteln aufgebracht; der jährliche feste Zuschuß der Stadt beträgt 7000 Franken. Es wird nur Ortsunterstützung gereicht in der Maximalhöhe von $1^1/_2$ Franken für alleinstehende Arbeitslose und 2 Franken für jene, welche Familienmitglieder zu ernähren haben. Die Beiträge sind monatlich nur 50 Centimes. Es handelt sich also mehr um ein Almosen als um eine Versicherung.

Schärfer wurde der Versicherungsgedanke in St. Gallen gefaßt. Ein Cantonsgesetz vom 19. Mai 1894 gibt den Gemeinden das Recht, Arbeitslosenversicherungen mit obligatorischem Beitritt füe männliche Arbeiter, deren jährlicher Verdienst nicht mehr als 2000 Franken beträgt, zu errichten. Durch besonderen Beschluß kann die Beitrittspflicht auch auf Arbeiterinnen ausgedehnt werden. Das Statut ist von der Gemeinde zu entwerfen; einzelne Punkte legt das Gesetz fest. Die nöthigen Mittel sollen durch Beiträge der Arbeiter, Zuschüsse der Gemeinden, die jedoch höchstens 2 Franken pro Jahr und Mitglied betragen dürfen, und einen Cantonszuschuß aufgebracht werden. Von dem Gesetz hat bisher nue die Stadt St. Gallen Gebrauch gemacht. Die Bürgerversammlung hat am 23. Juni 1895 die probeweise Einführung einer Arbeitslosencasse genehmigt. Dieselbe ist am 1. Juli 1895 ins Leben getreten. Ein Versuch, die Gemeinden St. Gallen, Tablat und Straubenzell zu einer Versicherungscasse zu vereinigen, ist mißlungen.

St. Gallen wurde überholt durch den Canton Basel-Stadt. Am 8. November 1894 wurde der Entwurf eines Gesetzes, betr. Errichtung einer Anstalt zur Versicherung gegen Arbeitslosigkeit im Canton Basel-Stadt, fertiggestellt, welcher, auf einem Gutachten des Baseler Professors Dr. Adler fußend, sofort Aufsehen in wissenschaftlichen Kreisen erregte und für weitere gesetzgeberische Thätigkeit auf diesem Gebiet als Grundlage genommen werden muß. Er beruht auf dem Grundsatz der Versicherungspflicht der dem Fabrikarbeiterschutzgesetz unterstellten Arbeiter, sowie der Bau- und Erdarbeiter, und sieht auch innerhalb dieses Kreises noch zahlreiche Ausnahmen vor; doch dürfte seine Abgrenzung dem dringendsten Bedürfniß genügen. Ein wichtiger Fortschritt gegenüber St. Gallen ist die obligatorische Beizlehung der Arbeitgeber zu den Versicherungsbeiträgen und die Abstufung der Beiträge nach Lohnclasse und Risico, der Renten nach Lohnclasse und Familienstand.

Der Arbeitsnachweis ist in den drei genannten Städten bereits seit Ende der 80er Jahre trefflich geregelt. Der ganzen Frage — Arbeitsnachweis und Unterstützung — hat nunmehr auch die Schweizer Centralbehörde ihr Augenmerk zugewendet und es sind auf Beschluß des Ständo- und Nationalraths hin — veranlaßt durch das schon oben erwähnte Initiativbegehren — vom Industriedepartement Gutachten dee Cantonsregierungen, sowie der Secretariate des Schweizer Gewerbevereins und des schweizerischen Arbeiterbundes über Mitwirkung des Bundes bei diesen Einrichtungen verlangt worden.

Auf den schweizerischen Gesetzen fußt der vom Deputirten Camille Jouffray der französischen Kammee am 28. Januar 1895 vorgelegte Entwurf einer Arbeitslosenversicherung. Die Einführung soll — wie nach dem Gesetz von St. Gallen — den Gemeinden freigestellt sein, Beiträge und Renten nach Beruf und Lohnhöhe abgestuft, zu den Beiträgen die Arbeiter, Arbeitgeber, Gemeinden, Departements und die Staatscasse herangezogen werden.

Die Darstellung der fesselnden und gründlichen Ausführungen in dem erwähnten Werke von Schanz, auf welche Weise die Versicherung gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit in Deutschland durchzuführen wäre, muß ich aus räumlichen Gründen unterlassen. Schanz kommt nach Abwägung der Gründe und Gegengründe zu dem Ergebniß, daß es sich empfiehlt, von einer obligatorischen Versicherung abzusehen und statt ihrer ein System individuellen Sparzwangs einzurichten. Die Durchführung soll in der Weise erfolgen, daß bei jeder Krankencasse eine Sparcasse errichtet wird, zu welcher die Arbeitgeber für jeden krankenver-

Digitized by Google

sicherungspflichtigen Arbeiter wöchentliche Einzahlungen zu leisten haben. Der Kreis der dem Sparzwang unterworfenen Personen ist also derselbe, wie der dem Krankenversicherungsgesetz unterstellten. Die Einlage soll nicht unter 30 Pfennig pro Woche, bei Bauhandwerkern und ihnen durch Bundesrathsbeschluß gleichgestellten Arbeitern, bei welchen jährlich eine längere Arbeitspause einzutreten pflegt, 10 Procent des bedungenen Lohnes betragen; der Arbeitgeber soll von ersterem Betrag 10 Pfennig, von letzterem den zehnten Theil auf sich nehmen müssen, den Rest bei der Lohnzahlung in Abzug bringen dürfen. Die ganze, auf solche Weise eingezahlte Summe wird Guthaben des Arbeiters und wird ihm auch als solches verzinst; doch kann der Arbeiter nicht frei darüber verfügen. Herauszahlnng kann er nur verlangen, wenn er die Lohnstellung dauernd aufgibt oder in solcher Weise verändert, daß er dadurch aus der Krankenversicherungspflicht ausscheidet; bei Uebersiedelung in einen andern Bezirk kann eine Aushändigung des Guthabens oder eine Ueberweisung an die nunmehr zuständige Sparcasse erfolgen. Außer diesen Fällen kann der Arbeiter nur über den Theil seines Guthabens Verfügung treffen, welcher über 100 Mark hinausgeht; bis zu 100 Mark bleibt die Einlage für den Fall der Arbeitslosigkeit gesperrt. Tritt dieser Fall ein, so erhält der Arbeiter, nach Abfluß einer einwöchigen Carenzzeit, aus seinem Guthaben Wochenzuschüsse von 5—8 Mark, je nach der Höhe des Guthabens, bis er wieder Arbeit findet oder bis das Guthaben erschöpft ist. Ausnahmsweise können Zuschüsse auch in Zeiten besonderen Lohndrucks gewährt werden. Die Kosten des Sparzwangs sollen in einer von den Einzelstaaten näher zu regelnden Weise von Staat und Gemeinde getragen werden.

Der wesentliche Vortheil einer solchen Einrichtung besteht darin, daß der Arbeiter für den Fall der Arbeitslosigkeit aus eigenem Gelde unterstützt wird. Dadurch kommen die sonst nothwendigen, schwer durchzuführenden Sicherungsmaßregeln gegen ungerechtfertigten Unterstützungsbezug in Wegfall. Es liegt ja im eigenen Interesse des Arbeiters, daß er sein Guthaben ntcht unnütz verbraucht. Zugleich fällt tür eine solche Einrichtung ins Gewicht, daß sie geeignet ist, den Sparsinn des Arbeiters und damit seine Solidität zu erhöhen. Von besonderer Bedeutung wäre aber, daß die Durchführung weder große Arbeit, noch erhebliche Kosten verursachen würde, während für eine wirkliche Versicherung gegen Arbeitslosigkeit schon die Herstellung der statistischen Grundlagen auf kaum zu überwindende Schwierigkeiten stößt. Allerdings ist bei einer solchen Gestaltung der Fürsorge möglich, daß die Unterstützung jeweils nur kurze Zeit dauert; so, wenn ein Arbeiter außer Stelle kommt zu einer Zeit, da sein Guthaben vielleicht erst 15—20 Mark beträgt. Doch ist hiebei zu bedenken, daß bei einer staatlichen Versicherung eine Wartezeit vorgesehen werden müßte, wie dies auch bei den Privatversicherungen geschieht, und daß, wenn in analoger Weise bei dem Sparzwang eine Auszahlung nicht erfolgt, bis das Guthaben eine bestimmte Höhe erreicht hat, durch das gleiche Mittel die dort gebotene größere Sicherheit ebenfalls zu erzielen ist.

Die Lebensmittelversorgung der nordamerikanischen Großstädte.

G. Z. Nichts ist interessanter und auch dankbarer als die verschiedenen Einrichtungen zu beobachten und zu vergleichen, welche in civilisirten Ländern dem gleichen Zweck dienen, und nach den Gründen der hervortretenden Unterschiede zu forschen. Bei sorgsamer Ueberlegung führt uns unsre Vernunft oft zu ganz überraschenden Resultaten. Wir brauchen dabei nicht einmal auf verwickelte Probleme einzugehen, da schon das gewöhnliche Leben uns in dieser Hinsicht Anlaß genug zum Vergleichen und Nachdenken gibt. — Befinden wir uns in einer Großstadt zu Besuch, so finden wir es ganz selbstverständlich, daß die Speisekarte eines anständigen, größeren Restaurants uns eine erstaunliche Anzahl von Gerichten anbietet, ohne daß wir meist einen Augenblick auch nur daran denken, auf welchem Wege denn alle diese zu den fertiggestellten Speisen nothwendigen Bestandtheile ihren Weg in die Restaurationsküche gefunden haben. Ja, ist die Auswahl etwas beschränkt, so rümpfen wir wohl über die „Armseligkeit der Speisekarte" unsre Nase. Und doch, was für eine complicirte Maschinerie muß heute in Bewegung gesetzt werden, um, ganz abgesehen von den höheren Anforderungen der großen Hotels, nur den gewöhnlichen Ansprüchen einer Großstadt Genüge zu leisten! In einem uncivilisirten Lande, wo Verkehrsmittel fehlen, wird der Mensch selbstverständlich noch eine sehr einfache Lebensweise führen, er wird sich seinen Lebensbedarf meist selbst oder höchstens mit Hülfe seiner Nachbarn verschaffen müssen, sein Vieh selbst schlachten, melken, selbst sein Brod backen u. s. w. Derartige Zustände finden wir heute aber doch fast ausschließlich bei Nomadenvölkern. Sofern der Mensch sich seßhaft gemacht hat, tritt wie auf allen anderen Gebieten auch hier die Arbeitstheilung ein, und nicht mehr der einzelne sorgt für seine Bedürfnisse allein, sondern wechselweise der einzelne für die Bedürfnisse mehrerer, von denen er wieder andere Dienstleistungen erwartet. Aber auch Dorfbäcker, -Fleischer genügen nicht mehr den Anforderungen ihrer Dorfgenossen und daher sehen wir selbst im kleinsten Städtchen die ständigen Wochenmärkte, auf denen die Dorfgemeinden sich auf die Dauer der laufenden Woche mit dem, was ihnen die Gewerbetreibenden des Dorfes selbst nicht bieten können, aus der meist freilich allernächsten Nachbarschaft versorgen. Je größer die Städte nun aber werden und demnach auch die Menge der zu ihrer Verproviantirung erforderlichen Lebensmittel, um so verwickelter wird auch die Art und Weise, auf die dieselbe vor sich geht. Der Großfleischer in der Stadt z. B. hat keine Zeit, persönlich seine Einkäufe auf dem Lande bei den Bauern zu machen, und so muß er die Hülfe von Zwischenlieferanten und Zwischenhändlern in Anspruch nehmen, sodaß oft eine Waare, bis sie in die Hände des Abnehmers gelangt, durch so und so viele andere wandert.

Sind z. B. die Ansprüche eines Samoseden oder Kirgisen oder Südseeinsulaners an das Leben überaus einfach und bescheiden, da er eben andere, als die ihm von der Natur gebotenen Genüsse nicht kennt, so liegen die Verhältnisse bei einer Großstadt geradezu umgekehrt. Die Ansprüche der Bewohnerschaft sind auf das äußerste gestiegen, und demgemäß werden auch an den Verproviantirungsapparat einer Welt- oder Großstadt unglaubtiche Anforderungen gestellt, in erster Linie eine automatenhafte, uhrenartige Pünktlichkeit. Nimmt man dazu, daß zur Verproviantirung einer Großstadt die nächste Umgegend durchaus nicht hinreichend ist, daß dieselbe ihre Lebens- und Genußmittel oft aus überseeischen Gebieten regelmäßig beziehen muß, so wird man staunen, mit welcher Genauigkeit und Schnelligkeit dieser Waarenverkehr vor sich geht. Das Vieh und die Fische erhalten wir durch die Bahnen oder oft auch durch die überseeischen Dampfer, Brodgetreide liefern uns Mitteleuropäern, deren Länder mit ihrer Getreideerzeugung zur Ernährung ihrer Bewohner nicht ausreichen, Rußland, Rumänien, Nordamerika, nur Obst und Gemüse und Blumeu, die erstens einen langen Transport nicht gut aushalten und dann wegen ihrer hohen Preise auch noch mit Vortheil auf dem theuren Grunde in der Um-

Digitized by Google

gebung der großen Städte gezogen werden können, kommen meist aus nächster Nähe der Verkehrscentren, falls nicht die Jahreszeit uns auch da zur Einfuhr aus dem Auslande, meist Algier und Südeuropo, zwingt. Aber immer huldigen wir dobei der Billigkeit und Concurrenzfähigkeit, dem Grundsatze, das Erforderliche aus nächster Nähe zu beziehen, und so umgibt jede Großstadt ein concentrischer Ring von Gebieten, aus denen dieselbe ihren Bedarf bezieht, bis ihre Anziehungskraft wegen der zu großen Entfernung oder der Nachbarschaft einer anderen Großstadt erlischt. Da nun die Gebiete, aus denen sich die Großstädte Europa's mit Lebensmitteln versehen, für jede einzelne derselben in sehr verschiedenen Weltgegenden und Erdtheilen liegen, so ist es klar, daß das Leben in den verschiedenen europäischen Houptstädten auch sehr verschieden sein wird. Wien kennt z. B. den ungeheuren Fischconsum Londons nicht und dieses wieder nicht den Gemüsereichthum der Pariser Markthallen, und so lebt man in jeder Stadt anders.

Wie stellen sich nun diese Verhältnisse in der neuen Welt dar? Ebenso wie in Europa, aus dem ja bis auf die Neger, Chinesen und die aussterbenden Indianer die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten herstammt, sollten dieselben sich doch auch hier gestolten, da beide Bevölkerungen sich auf gleicher Culturstufe befinden und auch in ihren staatlichen und socialen Beziehungen wenig Unterschiede aufweisen. Wer aber in den Vereinigten Staaten einmal gereist ist, dem muß es, wenn auch nicht gerade zu seinem besonderen Vergnügen, aufgefallen sein, daß das Leben an einem Orte, im kleinsten Städtchen der Union genau so ist, wie in den Millionenstädten. Der Lunch, das Dinner und Supper, alles ist nach derselben Schablone angerichtet und selbst in Privatkreisen unterscheidet sich eine Provinzstadtfamilie von einer solchen in einer Großstadt in der Art und Weise ihrer Lebensführung und dem Lebensunterhalt durchaus nicht. Insofern als die Saison für eine Waore da ist, erscheint sie auch zu gleicher Zeit auf allen Plätzen und Märkten, ganz gleich, ob dieser Morkt 1000 Meilen südlich, nördlich, östlich oder westlich liegt. Die Kartoffel von Connecticut erscheint nicht einen Tag früher auf dem Markte von New-York, als auf dem von New-Orleans. Und wenn in Florida die Ananasernte eintritt, kauft man diese Frucht in New-York oder Chicago ebenso billig wie an Ort und Stelle. Ja selbst Bananen, die zwar auch schon in Florida wachsen, aber als Morktwoore aus Jamoica kommen, sind in Quebec und Montreal so billig, daß für die kleinste Geldmünze eine ganze Familie sich an Bananen satt essen kann. Und bei uns in Europa, obgleich wir uns diese herrliche Frucht ebenso leicht beschaffen könnten, gilt sie als theurer Leckerbissen. Ebenso steht es mit Fischen und Austern, die in Baltimore ebenso billig sind wie in Chicago.

Das muß jedermonn zum Nachdenken auffordern, denn gerade in Amerika sollten die Nahrungsverhältnisse der einzelnen Städte sehr von einander abweichen. Die großen Städte sind dort so von ungeheuren Landstrecken in unmittelbarster Nähe umgeben, wie z. B. Chicago, dos direct auf der Prärie aufgebaut ist, die an seinen äußersten Häusern unmittelbor beginnt. Nun sollte man doch vor diesen Städten wenigstens wie bei uns Gemüse- und Obstgärten anzutreffen hoffen, aber nichts derartiges findet man, obgleich diese Städte sich sehr gut aus den Erträgnissen ihres Hinterlondes ernähren könnten.

Worin liegt nun diese auffallende Eigenthümlichkeit begründet? In erster Linie ist daran die ungeheuer rasche Entwicklung der amerikanischen Städte schuld, mit der die Urbar- und Fruchtbarmachung der nächsten Umgebung nicht Schritt halten konnte. Ferner aber auch die eigenthümliche Art der amerikanischen Städteentstehung. Bei uns in Europa ist man gewohnt, Eisenbahnlinien nach der Lage der schon vorhandenen Städte und größeren Ortschoften anzulegen und so diese in den allgemeinen Verkehr einzubeziehen. Bei uns richtet sich also die Eisenbahn nach den Städten. In der Union gerade umgekehrt, hier baute man zuerst, um die ungeheuren Länderstrecken des Ostens und Westens einander zu nähern, Bahnen und dann erhoben sich an geeigneten Punkten derselben die Städte mit ihrer oft fabelhaften Wachsthumsgeschwindigkeit. Und so war von Anfong an fast jede neuere Stadt von der Eisenbohn, an der sie lag, abhängig, auch in ihrer Verproviantirung, da ihre Umgebung meist noch Wildniß war. Einen dritten, auch nicht zu unterschätzenden Grund müssen wir aber auch in dem großartigen Geschäfts- und Unternehmungsgeist des Amerikaners suchen, dem es nicht genügt, einen größeren Kundenkreis für sein Unternehmen oder Geschäft sich zu sichern, sondern dem es nur gleich darum zu thun ist, sein Geschäft über das Gebiet der ganzen Union auszudehnen, um so jede Concurrenz im Keime ersticken zu können. Eine Stadt, und wäre es New-York, genügt ihm als Abnehmer nicht, und so versorgen heute z. B. Chicago die ganze Union mit Fleisch, Minneapolis und St. Paul mit Mehl, Denver und Leodville mit Silber, Californien mit Obst, Baltimore und New-York mit Austern, Florida mit Ananas und Orangen und Kentucky mit Whisky u. s. w. Da nun alle Städte sich nur an solchen Stellen erheben, wo sie durch die Bohnen leicht verproviantirt werden können, so konnte man, besonders da das dem Amerikaner viel zu viel Zeit gekostet hätte, von der Anlegung von Gemüse- und Obstgärten, Schlachthäusern, Brauereien ꝛc. in der Nähe jeder Stadt ganz absehen. Nur zwei unangenehme Seiten hat dieses einheitliche Verpflegungssystem, das wir fast überall antreffen. Erstens wird die Gleichförmigkeit des Lebens auf die Dauer wenigstens für uns Europäer unerträglich oder wenigstens longweilig, und dann kann man auf diese Musterverproviantirung auch nur in der nächsten Nähe der Bahnen und Hauptverkehrswege rechnen. Führt einen das Schicksal seitwärts einmal von diesen Lebensadern des unermeßlichen Landes ab, so thut man gut daran, an die Besorgung eines auskömmlichen Vorraths von Lebensmitteln für den Abstecher zu denken, denn seitwärts der Bahnen findet man höchstens condensirte Milch und Büchsenfleisch in dem Vorrath der Händler der kleinen Ortschaften. Jedenfalls ist aber auf der anderen Seite mit dieser großartigen Organisation der Verproviantirung gewissermaßen des ganzen Landes eine Reihe von Annehmlichkeiten wieder verknüpft, auf die wir Europäer bei unsrer Art der Lebensführung verzichten müssen.

Sehen wir uns nun einmal nach den Bedingungen um, die es der amerikanischen Nahrungsmittelindustrie ermöglichen, das ganze Land gleichmößig mit ihren Producten zu versehen und zu so einheitlichem Preise, daß die Versendung einer Waare auf ein poar hundert Meilen mehr oder weniger nichts an dem Preise ändert, so finden wir die Möglichkeit hiefür gegeben erstens in der Massenfabrication auf allen Gebieten der Lebensmittelproduction und dann in den ungleich billigeren Frachtsötzen der Eisenbahnen. Wenden wir uns zunächst zu dem amerikanischen Eisenbahnfrachtwesen, so muß dem Uneingeweihten besonders der Umstand ouffallen, wie es bei dem fast auf allen amerikanischen Bohnen herrschenden Eingeleisesystem möglich ist, Woaren und Personen so billig auf so ungeheuren Strecken zu befördern. Do darf mon aber nicht vergessen, daß alle größeren Städte, obgleich die ersten Bahnen aus leicht begreiflichen Gründen nur einfach gelegt wurden, doch fast immer durch mehrere Eisenbahnstrecken mit ihren Nachbar-

städten verbunden sind. Das ist die Folge des amerikanischen Concurrenzeifers. Rentirt sich eine Bahn heute, so kann man sicher darauf rechnen, daß morgen der Bau einer concurrirenden Parallelbahn in Angriff genommen wird, nach deren Fertigstellung nun die eine Bahnverwaltung die andere, um den ganzen Verkehr an sich zu ziehen, zu unterbieten anfängt. Daß das amerikanische Publicum dabei ganz gut fährt, läßt sich wohl denken.

Aber selbst wenn eine Stadt nicht in der glücklichen Lage ist, aus diesem Concurrenzkrieg zweier oder gar dreier Eisenbahngesellschaften Vortheil ziehen zu können, so tritt doch fast nie eine wesentliche Vertheuerung der ihr zugesandten Lebensmittel ein, einfach aus dem Grunde, weil der amerikanische Lebensmittelhändler oder -Fabrikant nur im großartigsten Maßstab arbeitet und dasjenige, was an Bahnfracht vielleicht mehr gezahlt werden muß, durch den rationellen Betrieb seines Geschäftes und den Umfang desselben mehr als ausgleicht. So treibt, um ein Beispiel anzuführen, der große Viehschlächter Armour in Chicago, in dessen Schlachthäusern täglich Tausende von Schweinen ihr Leben lassen müssen, die Ausnützung seines Schlachtviehes viel weiter, als es bei uns der kleine Metzgermeister bei allem Raffinement im Stande wäre. Die Borsten der abgebrühten und mittelst äußerst rasch arbeitender Maschinen abgehaarten Schweine werden sofort in der Fabrik selbst weiter verarbeitet und geben einen gesuchten Handelsartikel, aus dem Blute wird Albumin bereitet, die Klauen und Knorpel geben in Folge der Massenfabrication äußerst gleichmäßigen und gesuchten Leim, aus den sorgfältig gesäuberten Mägen wird Pepsin in so großen Mengen erzeugt, daß selbst Europa damit überschwemmt wurde u. s. w. Kurz es gibt absolut nichts, das bei dieser Art der Massenfabrication etwa verloren ginge, selbst nicht einmal der Darminhalt u. a., so daß der aus diesen mannichfachen Nebenproducten gewonnene Ertrag den Kostenpreis des Hauptproductes, des Fleisches, um so billiger stellt.

Waltet so schon in den Fabriken die größte Sparsamkeit und eine raffinirte Ausnützung aller gegebenen Bedingungen, so ist die Art des Versandes mindestens ebenso sinnreich wie praktisch. Die großen Fleischfabriken besitzen alle ihre eigenen Wagen, die zum Schutze gegen die Sonne weiß angestrichen sind und auf einem directen Schienengeleise von der Fabrik aus nach dem Bahnhof und zurückbefördert werden. Ihre Wände sind oft drei- und vierfach, damit die dazwischen ruhende Luft- oder Isolirschicht den Innenraum der Waggons vor der äußeren Hitze schütze. Außerdem ist am Vorder- und Hinterende des Wagens ein großer Eisbehälter oben am Dache angebracht, aus dem das aus den mächtigen Eisblöcken entrinnende Schmelzwasser durch ein ganzes Röhrensystem läuft und dabei überall im Innern des Wagens eine Temperatur unter 0° erzeugt. Außerdem hat auch die Anbringung der Eiskästen oben auf dem Dach den großen Vortheil, daß die im Wagen befindliche warme Luft sich oben an den Eiskästen abkühlt und niedersinkt und damit diese Circulation eine ganz gleichmäßige Temperatur durch den ganzen Binnenraum verbreitet und erhält. Die Abflußrohre für das verbrauchte Schmelzwasser sind außerdem so eingerichtet, daß ihre Ventile nur das abfließende Wasser heraus-, aber keine Luft von außen hereinlassen.

Ganz anders sind wieder die Waggons zur Beförderung von Obst und Gemüse construirt, aber auch diese könnten uns eingebildeten Europäern durchaus als Muster dienen. Da man in der Union besonders gern auch tropische Früchte genießt, die selbst eine dem Gefrierpunkt sich nur nähernde Temperatur nicht vertragen, also auch zur Conservirung nicht in Eis gepackt werden können, so sind die Wagen mit Heizvorrichtungen versehen und auf besonders guten Federn gelagert. Die Früchte selbst kommen in zierliche, aber doch feste Spahnkörbe zu liegen oder werden einzeln in Seidenpapier eingeschlagen und in Lattenkisten versendet, diese Kistchen passen nun wieder ganz genau in die im Wagen befindlichen Rahmen, so daß ein Schütteln und Fauligwerden des Obstes ganz unmöglich wird. In Folge dessen kommt das Obst überall in einem so delicaten und appetitlichen Zustand an, daß man um so mehr sich über seine Billigkeit wundern muß. Selbst die aus Japan stammenden zarten, mit einem überaus feinen Häutchen versehenen Persimons mit scharlachrothem, zerfließendem Fleisch, die man neuerdings in Florida cultivirt, halten den Transport auf Hunderte von Meilen aus und sehen dann so aus, als ob sie eben gepflückt wären.

Man ersieht daraus, daß die Versorgung mit Lebensmitteln und deren Qualität fast an allen Orten der Union dieselbe gleichmäßige sein muß, was auch den Thatsachen entspricht, und darin liegt ein großer Vorzug dieser Massenversorgung und -Verproviantirung; aber wie jedes Ding auf dieser Welt, hat auch diese Einrichtung ihre Schattenseite. Allerdings braucht die amerikanische Hausfrau sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, ob sie bei dem Fleischer X oder Y besser kauft, weil sie bei beiden dieselbe Waare findet, da ja beide von dem Großlieferanten ihren Bedarf beziehen. Hat aber dieser einmal das Unglück gehabt, statt jungen Viehes eine Herde altehrwürdiger Kühe zu erhandeln, dann kann auch die ganze Bevölkerung der Union an dem Fleisch derselben sich die Zähne ausbrechen, bis der auf den Markt geworfene Vorrath vertilgt ist. Und der Amerikaner nimmt einen derartigen Vorfall nicht etwa tragisch, wie bei uns mancher Familienvater, da ihm ja sonst der Großlieferant ganz die Mühe abnimmt, sich nach einer guten Kaufquelle umzusehen, was ja auch Zeit kosten würde. Der Yankee spart eben durch diese bequeme Art der Versorgung seines Haushalts viel Zeit, und so schaut er auch nicht darauf, wenn die Waare einmal nicht ganz prima ist oder vielleicht etwas theuerer als sonst. In der gewonnenen Zeit kann er ja das Zehnfache verdienen.

Mittheilungen und Nachrichten.

L.K. Der erste Jahrgang der Zeitschrift „Das Gemecht", des Organs des Vereins für Luxemdueger Geschichte, Literatur and Kunst, liegt jetzt in einem ziemlich starken Bande vor. Er enthält meistens sehr interessante Abhandlungen, von denen die werthvollsten aus der Feder des auf dem Gebiete der luxemburgischen Bibliographie unermüdlich thätigen Pfarrers M. Blum stammen. Derselbe behandelt in zwei längeren, nach nicht abgeschlossenen Artikelreihen sehr eingehend die Geschichte der luxemburgischen Literatur und der im Großherzogthum erschienenen Zeitungen und Zeitschriften. Die Sprache der Urkunden, besonders der deutschen Weisthümer des Luxemburger Landes, behandelt Prof. M. J. Follmann, während J. B. Bourg die Luxemburger Mundart untersucht. Bemerkenswerth sind auch einige geschichtliche Einzelforschungen, so die betreffend Stadt und Grafschaft Vianden von 1794 bis 1816. Aus dem letzten Heft der Zeitschrift ist zu ersehen, daß bis jetzt 18,000 Frcs. für die Errichtung eines Denkmals für die beiden Nationaldichter Michel Lentz und Dicks (Ed. de la Fontaine) gesammelt sind. Von dieser Summe hat der Großherzog von Luxemburg aus seiner Privatschatulle 1000 Frcs., die Kammer 3000, der hauptstädtische Gemeinderath ebenfalls 3000 Frcs. bewilligt. Es ist eine Preisbewerbung für den besten Entwurf zu dem Denkmal unter den luxemburgischen Künstlern und Architekten ausgeschrieben worden. Das Denkmal wird auf dem Rothenbrunnenplatz, in der Mitte der Stadt Luxemburg, errichtet. Dieser Platz, den Michel Lentz besungen hat, ist sehr gut gewählt, aber da die Stadt an Denkmälern arm ist, so wäre es wohl zu wünschen gewesen, man hätte sich nicht mit einem allzu einfachen Denkmal, das vermuthlich nur die Medaillonbilder der beiden Dichter enthalten wird, begnügt, auch wenn die Errichtung sich noch einige Jahre verzögert hätte.

Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins. Zehnt IV. Magdeburg, Heinrichshofen 1894—95. 8°. Seit der Zeit, wo ich das ganze Unternehmen und den glücklichen Anfang der Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins in der Beilage vom 7. September 1893 (Beilage Nr. 207) freundlicher Beachtung des Leserkreises warm empfehlen durfte, ist das verdienstliche Unternehmen rüstig vorgeschritten. Zu den 14 damals vorliegenden Heften sind 26 weitere gekommen. Da es des Raumes wegen unmöglich ist, auf einzelne darunter näher einzugehen, seien sie wenigstens nach Verfassern und Gegenständen kurz aufgezählt: 15. Devaranne, die französisch-reformirten Gemeinden zu Gr. und Kl. Ziethen (Brandenburg); 16. Sillem, die wallonische Gemeinde zu Stade; 17. 18. Tollin, Geschichte der hugenottischen Gemeinde von Celle; 19. Brandes, die reformirte Kirche in Göttingen; 20. Tollin, Urkunden zur Geschichte hugenottischer Gemeinden in Deutschland; 21. Albrecht, zur Geschichte der französisch-reformirten Gemeinde in Altona; 22. Gümbel, die Fremdencolonie in Billigheim und Umgegend; 23. Cuno, Geschichte der wallonisch-reformirten Gemeinde zu Frankenthal; 24. Berlitz, die französische Colonie in Halle a. S.; 25. 26. Kopp, die Waldensergemeinde Pérouse (Württemberg); 27. 28. Brandes, die französische Colonie in Bückeburg; 29. Achard, die Waldensercolonie Dornholzhausen; 30. Tollin, Urkunden ꝛc.; 31. 32. Bonin, die Waldensercolonien Rohrbach, Wembach und Hahn I.; 33. 34. Tollin, die wallonisch-französische Colonie in Mannheim; 35. 36. Brandes, die französische Colonie zu Minden i. W.; 37. 38. Tollin, die wallonisch-französischen Colonien zu Oranienburg und Umgegend; 39. Bonin, die Waldensercolonie Rohrbach u. s. w. II.; 40. Tollin, Urkunden ꝛc. Man weiß nicht, ob man das Ganze mehr wegen des schon jetzt in reicher Fülle zu Tage geförderten geschichtlichen Stoffes oder wegen der Anregung preisen soll, die in zweifellos noch weit reicherem Maße vorhandenen Schätze zu beachten und vor Untergang zu bewahren. Besonderer Werth liegt in dem je zehnten Hefte, das nach der verständigen Anordnung des leitenden Mitarbeiters Lic. Dr. Henri Tollin einen Sammelband oder ein Zehnt mit urkundlichen Gaben abschließt. Mit Freude liest man in einer von Tollins Vorreden die Anerkennung, daß das „Verständniß für die Herausgabe hugenottischer Urkunden, der sich schon seit Jahren französische, holländische, englische und amerikanische Gesellschaften mit Aufopferung so vielen Geldes unterzogen haben, seit Stiftung des deutschen Hugenottenvereins auch in Deutschland mächtig zugenommen hat", und — „daß je das zehnte Heft ganz andere Leser findet als die mehr volksthümlich und gemeinverständlich gehaltenen anderen". Möge das geschichtliche Sammelwerk auch ferner gedeihen und rege Theilnahme finden! Mit Tollin darf man getrost sagen: Et hoc Deil Sr.

* Ueber den durch unzulängliche Vorbereitungen verschuldeten Untergang der Expedition Ehlers empfing die „Frkf. Ztg." von ihrem australischen Correspondenten folgende Berichte:

„Sydney, 23. Nov. Ueber das beklagenswerthe Ende einer deutschen Forschungsexpedition in Kaiser Wilhelmsland sind aus Thursday Island telegraphische Meldungen eingelaufen, denen zufolge ein aus Deutschland eingetroffener Naturforscher, dem besondere Empfehlungen zur Seite standen, in Begleitung des Commandanten der Polizeitruppe mit 43 Eingeborenen aus Neu-Pommern eine Forschungsreise in südlicher Richtung in das Innere des Schutzgebietes angetreten hatte. Schon nachdem die Reisenden zwei Monate unterwegs waren, sollen die mitgeführten Mundvorräthe erschöpft und sämmtliche Mitglieder der Expedition gezwungen gewesen sein, von Wasser und Gräsern zu leben, da die Gegend ringsumher keinerlei Nahrungsmittel geliefert habe. In dieser Nothlage ist, wie es scheint, der Entschluß gefaßt worden, den Versuch zu machen, bis nach Britisch Neu-Guinea vorzudringen, um dort Hülfe zu suchen. Die Leiden, welche die Unglücklichen indessen auf ihrem nunmehr angetretenen Marsche zu bestehen hatten, müssen entsetzlich gewesen sein. Halbverhungert, todesmatt, dazu des größten Theiles ihrer Bekleidung in Folge des unablässigen Eichdurchackerns durch das Dickicht verlustig, fielen sie den zu Tausenden sie umfallenden Buschstöcken und Landblutegeln zur leichten Beute. Die größte Qual bildeten hierbei die Flöhe, welche ihre Eier unter die Haut der Körper legten, so daß sich bald die schmerzhaftesten Entzündungen einstellten. Zu alledem war die Gegend bergig, wodurch der Weg durch das jungleartige Dickicht noch um vieles beschwerlicher gestaltet wurde. Auch Eingeborene, die vielleicht einige wenige Lebensmittel hätten verschaffen können, wurden nirgends angetroffen.

In dieser sich immer entsetzlicher gestaltenden Lage ist die Reisegesellschaft neulich an den Oberlauf eines in den vorliegenden Meldungen nicht näher bezeichneten größeren Flusses, der nach Süden fließt, gelangt, wo auf Veranlassung der beiden Europäer, die auf diese Weise rascher bewohnte Gegenden zu erreichen hofften, ein Floß gezimmert worden ist. Als dasselbe fertiggestellt war, scheinen die Eingeborenen indessen Bedenken geltend gemacht und den Wunsch geäußert zu haben, das Fahrzeug möge zuvor einer Probe unterworfen werden. Auf Zureden des Commandanten der Polizeitruppe hat sich der größere Theil der Leute dann aber anscheinend wieder beruhigt. Nur sechs der Insulaner waren nicht zu überreden, und dieselben sind, als sich das Floß mit der Reisegesellschaft in Bewegung setzte, in der That am Ufer zurückgeblieben. Inwieweit die Bedenken dieser sechs etwa schon durch die Construction des Floßes berechtigt gewesen sind, wird wohl nie aufgeklärt werden, in anderer Weise sollten ihre Befürchtungen leider nur zu bald bestätigt werden, denn das schwanke Fahrzeug hatte erst eine kurze Strecke zurückgelegt, als es an einer Stelle, wo der Fluß Stromschnellen bildet, nach der einen Seite umstürzte, wobei der andere in Trümmer zerschlagen wurde. Sämmtliche auf demselben befindliche Personen, 39 an der Zahl, sind ins Wasser geschleudert worden und es ist von denselben nur 16 Eingeborenen gelungen, sich durch Schwimmen ans Ufer zu retten. Die übrigen, darunter beide deutsche Herren, sind ertrunken, weil sie, wie der Bericht hinzufügt, durch die ausgestandenen Entbehrungen bereits ganz erschöpft gewesen seien. Die Ueberlebenden, zu denen sich nach kurzer Zeit die sechs Insulaner gesellten, welche nicht zu bewegen gewesen waren, die Fahrt mitzumachen, schlugen sich, so gut es gehen wollte, in der Richtung nach der Küste durch. Nach namenlosen Qualen und als sie schon dem Hungertode nahe waren, gelang es ihnen endlich, auf eine in dem britischen Gebietsantheil gelegene Bananenpflanzung zu stoßen, deren Früchte sie mit wilder Gier verschlangen. Die Folgen dieser Unmäßigkeit haben, wie leicht erklärlich, nicht auf sich warten lassen: die Aermsten waren bald noch schlimmer daran als vordem.

Zu allem Ueberflusse waren aber mittlerweile auch die in der Nachbarschaft ansässigen Eingeborenen auf die Spuren der Unglücklichen gekommen und schienen wenig Gutes im Schilde zu führen. Beide Parteien nahmen zeitweilig sogar eine ausgesprochen feindselige Haltung ein, wobei die 22 deutschen Insulaner allerdings nur über die sechs Remingtongewehre der seinerzeit am Ufer zurückgebliebenen Genossen verfügten, da mit dem Floß auch die gesammte Ausrüstung der Expedition, soweit dieselbe überhaupt noch vorhanden gewesen, in den Wellen verschwunden war. Die Neu-Guinea-Eingeborenen, — dieselben waren auch der Zahl nach sehr beträchtlich überlegen, — waren sämmtlich mit Pfeilen und Bogen, theilweise überdies mit Speeren bewaffnet. Sie mochten indessen schließlich wohl zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß die Ankömmlinge keine feindlichen Absichten hegten, und senkten, nachdem sie sich beruhigt, plötzlich ihre Waffen, ein Friedenszeichen, das, wie wohl nicht hinzugefügt zu werden braucht, von Seiten der armen Ausgehungerten alsbald seine Erwiderung gefunden hat. Nunmehr wurden die letzteren auch mit großer Freundlichkeit behandelt, und in der Folge bis nach Motu Motu geleitet, wo sie in der dortigen Missionsstation die sorgsamste Pflege gefunden haben sollen.

Der Zustand, in welchem sich die armen Leute befunden haben, soll aller Beschreibung spotten. Die meisten der Zweiundzwanzig waren durch die ausgestandenen Entbehrungen so zugerichtet, daß sie sich schwerlich je bald erholen dürften. Man hat sie später nach Port Moresby übergeführt; auf dem Wege dorthin ist indessen bereits ein Mann seinen Leiden erlegen, während an dem Aufkommen eines zweiten gezweifelt wird.

Wie aus Vorstehendem bereits ersichtlich, enthalten die über das Schicksal der Expedition veröffentlichten Nachrichten keinerlei Angaben über die Namen der beiden ums Leben gekommenen Deutschen. Es dürfte indessen leider kaum einem Zweifel unterliegen, daß der als deutscher Naturforscher bezeichnete Führer der Expedition Dr. Otto Ehlers gewesen ist, der sich, wie noch erinnerlich sein wird, von Sydney seinerzeit über Colombo nach dem Schutzgebiet der Neu-Guinea-Compagnie begeben hat. Das zweite Opfer der Expedition ist, das geht aus den mitgetheilten Angaben hervor, der Commandant der Polizeitruppe. Die Station Motu Motu liegt, um dies noch zu erwähnen, an der Südküste von Britisch Neu-Guinea, ungefähr 8° 10′ südlicher Breite und 146° 10′ östlicher Länge von Greenwich.

Ein eigenthümlicher Zufall hat es im übrigen gewollt, daß

sonst um die gleiche Zeit, zu welcher die Katastrophe über unsre deutsche Expedition hereingebrochen ist, nach der Gouverneur von Brittisch Neu-Guinea, Sir William Mac Gregor, sich in unmittelbarer Lebensgefahr befunden hat. Er hatte, nachdem er einen nomadisirenden Stamm wegen wiederholter Mordthaten ausgerottet und ihm 30 Kähne abgenommen hatte, sich in das Dorf eines bisher noch jederzeit friedfertig und freundlich gesinnt gewesenen anderen Stammes begeben. Es scheint indessen, als ob jene Eingeborenen durch die Vorgänge bei der Auseinandertreibung ihrer Landsleute selbst in große Aufregung versetzt worden seien, so daß sie Sir William Mac Gregor und dessen Begleiter nunmehr ebenfalls als Feinde betrachteten. Der Gouverneur war im Begriff, sich in sein Boot zu begeben, als sein Begleiter, Mr. Green, sich noch einmal umwandte und zu seiner Ueberraschung plötzlich zwei Insulaner gewahrte, die bereits die Speere erhoben hatten, um Sir William niederzumachen. Zum Glück bewahrte Mr. Green in diesem kritischen Augenblick seine volle Geistesgegenwart. Blitzschnell anlegend, streckte er den einen der beiden Eingeborenen mit einem wohlgezielten Schuß zu Boden, wodurch der Genosse des Erschossenen so in Ueberraschung gerieth, daß er seinen Speer zu werfen zögerte. Dieses momentane Zögern sollte ihm verhängnißvoll werden, denn alsbald krachte ein zweiter Schuß und auch er wälzte sich in seinem Blute. Danach hielt der Gouverneur es aber für gerathen, sich so rasch als möglich zu entfernen."

„Sydney, 25. Nov. Weitere Mittheilungen aus Port Moresby lassen leider keinen Zweifel darüber, daß der als Naturforscher bezeichnete Führer der Forschungsexpedition in der That mit Dr. Otto Ehlers identisch ist. Außer ihm sind noch der Polizeiminister Piering, meines Wissens gebürtiger Hamburger, sowie 20 Eingeborene ertrunken. Eine gleiche Anzahl der letzteren befindet sich zur Zeit in Port Moresby, von wo aus dieselben Anfang nächsten Jahres wieder nach dem deutschen Schutzgebiet zurückgebracht werden sollen. Sämmtliche Ausrüstungsgegenstände der Expedition sind ebenso, wie etwaige Sammlungen, als verloren zu betrachten. In hiesigen deutschen Kreisen hat das betrübende Schicksal des Dr. Otto Ehlers und seiner Begleiter selbstverständlich allgemeines Bedauern hervorgerufen."

* **Bonn.** Geh. Rath Prof. Dr. **Wilhelm Endemann**, der seit 1875 unsere Universität als Ordinarius für Civil- und Strafproceß, Handels- und Staatsrecht angehört, gedenkt zu Ostern 71jährig seine Lehrthätigkeit zu beschließen und sich in seine kurhessischen Heimath zur Ruhe zu setzen.

* **Berlin.** Die **Akademie der Wissenschaften** hat die Astronomen Dr. **William Huggins** in London und **Maurice Loewy** in Paris zu correspondirenden Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Classe gewählt. — Die Mitglieder der **Physikalisch-technischen Reichsanstalt**, H. F. **Wiebe** und Dr. **Feußner**, sind zu Professoren bei diesem Institut ernannt worden.

* **Wien.** Die unter Vorsitz des Unterrichtsministers Dr. Frhrn. v. Gautsch in den letzten Tagen der vorigen Woche stattgehabte **Enquete zur Reform der medicinischen Studien- und Prüfungsordnung** schloß nicht, ohne daß principiell wichtige Beschlüsse gefaßt wurden. Hiesige Blätter theilen über die Resultate dieser Enquete, die eine neue Aera des medicinischen Studiums in Oesterreich anbahnen wird, Folgendes mit:

Die Vorprüfungen aus Zoologie, Botanik und Mineralogie entfallen vollständig. Das erste Rigorosum muß am Schlusse des vierten Semesters abgelegt werden, da sonst die folgenden Semester den Studirenden nicht gezählt werden. Prüfungsgegenstände des ersten Rigorosums werden sein: Anatomie, Physiologie, Physik, Chemie, Histologie. Bei diesem wie bei allen Rigorosen wird hauptsächlich auf die praktische Seite der Themata Rücksicht genommen werden. Erst nach Ablegung des ersten Rigorosums darf der Student das fünfte Semester inscribiren. Von klinischen Fächern entfallen je drei Semester (bisher vier) auf interne Medicin und Chirurgie, zwei Semester auf Gynäkologie und Geburtshülfe, je ein Semester auf Psychiatrie, Augenheil- und Kinderheilkunde. Ueberdies wird von den Studirenden gefordert, daß sie Vorlesungen und Curse über pathologische Anatomie und experimentelle Pathologie, Pharmakologie, Kehlkopf- und Ohrkrankheiten, ferner über gerichtliche Medicin und Hygiene hören. — Nachdem der Mediciner durch zehn Semester die vorgeschriebenen Vorlesungen gehört hat, muß er seine zwei weiteren Rigorosen ablegen, wobei darauf gesehen wird, daß das Intervall zwischen diesen zwei Rigorosen nicht größer als ein Jahr ist. Nach Ablegung des letzten Rigorosums muß der Mediciner ein Jahr in einem Spitale dienen. Erst nach absolvirtem Spitaldienste erhält er das Doctordiplom, das ihn zur Ausübung der Praxis berechtigt. — Schließlich nahm die Enquete folgende zwei Resolutionen an: 1) Es ist danach zu streben, daß diejenigen Mediciner, welche Stipendien haben, dieselben auch während des Spitaldienstjahres fortbeziehen; 2) daß das medicinische Studium möglichst billig gemacht wird, um auch den mittellosen Studenten das bisher so kostspielige Fach leichter zugänglich zu machen. — Der sundamentale Unterschied dieser projectirten Studienordnung im Vergleiche mit der jetzt gültigen liegt, wie schon auch unsern bisherigen Mittheilungen vorauszusehen war, in der Bevorzugung der praktischen Fächer und der praktischen Ausbildung des Mediciners. Mehrere bisher nicht obligate Fächer, wie Kinderheilkunde, Hygiene, Ohren- und Kehlkopfkrankheiten, sind obligat geworden. Dementsprechend wurde auch beantragt, daß der Mediciner, der bisher per Woche nur zehn obligate Stunden zu hören verpflichtet war, von nun ab zwanzig obligate Stunden inscribiren soll. Besonderen Werth haben die Praktikee auf das praktische Studium im Spital gelegt. Es wurde hiebei betont, daß es wünschenswerth sei, daß die Mediciner in allen größeren Spitälern der diesseitigen Reichshälfte zur Ablegung des praktischen Jahres vertheilt werden sollen. Der Unterrichtsminister kam den Wünschen der Mitglieder der Enquete in jeder Beziehung entgegen und versicherte, daß er es sich angelegen sein lassen werde, durch Vermehrung und Vergrößerung der Kliniken und Institute den gedeihlichen Fortgang der Studien zu erleichtern. Insbesondere betonte der Minister, daß die Errichtung einer dritten chirurgischen Klinik in Wien sofort werde in Angriff genommen werden, sobald der nöthige Platz hiefür gefunden sein wird.

* **Prag.** Hier starb im Alter von 77 Jahren der ehemalige Professor der Geographie an unsrer deutschen Universität, Dionys R. v. **Grün**, ehedem Gymnasialprofessor in Wien und zugleich Lehrer des Kronprinzen Rudolf in dieser Wissenschaft.

* **London**, 2. Jan. Ganz ohne Ehren ist die englische Wissenschaft bei den üblichen Neujahrsauszeichnungen auch nicht gefahren. Der 83jährige Opfander Geolog Prof. Joseph **Prestwich** ist zum Ritter erhoben worden. Seine Erforschung der Formation in der Grafschaft Kent bildet sein wissenschaftliches Hauptverdienst.

* **Paris**, 31. Dec. Der „Eclair" macht auf die Inferiorität des **französischen Instituts in Athen** dem dort befindlichen **deutschen** gegenüber aufmerksam und legt dar, daß sich dies nur aus der Engherzigkeit der französischen und der Weitherzigkeit der deutschen Einrichtungen erkläre. „Deutschland hat auch eine Schule in Athen, die es, wie alle seine wissenschaftlichen Anstalten, reichlich ausstattet. Gegen diesen Nebenbuhler muß man ankämpfen, on sein Einfluß von Tag zu Tag anwächst. Der Hauptgrund unsere Inferiorität ist darin zu suchen, daß die Studirenden unsrer Schule viel weniger zahlreich sind, als die der deutschen. Die letztere recruirt sich nämlich nicht aus Deutschland allein, sondern gewährt auch den Russen und Engländern Gastfreundschaft. Neben dem halben Dutzend Franzosen, die unser gelehrter Landsmann Homolle leitet, ist eine Truppe von 20 bis 30 Gelehrten unter der Fahne der deutschen Wissenschaft eingereiht. Die Zahl gewährt eine Ueberlegenheit, die in die Augen springt, und erlaubt die Ausführung vieler Projecte, die den anderen, weniger zahlreichen nicht möglich sind." Die Franzosen, die in den letzten Jahren dort thätig waren, haben nach einem Mittel gesucht, auch Studenten anderer Nationalitäten heranzuziehen. Hr. Paul Melou, der Generalsecretär des Pariser Patronat-Comités der fremden Studenten, steht an der Spitze dieser Bestrebung. Die ausländischen Universitäten sollen ersucht werden, die Unterhaltungskosten von Zöglingen ihrer Nationalität an der französischen Schule, die auf 100 Frcs. per Monat veranschlagt werden, zu tragen, wogegen die anderen allgemeinen Ausgaben für Nachgrabungen u. s. w. auch wie bis aus dem französischen Budget bestritten würden. Verschiedene Universitäten, darunter die von Helsingfors, sollen bereits zugesagt haben. — Die deutsche Wissenschaft wird dies nicht als eine unlautere Concurrenz, sondern als eine Förderung der Studien ansehen und es deshalb mit Freuden begrüßen.

* **Rom.** In Ruvo, dem Fundort der schönsten und größten apulischen Vasen, starb am Heiligabend **Giovanni Jatta**, archäologischen Reisenden wohlbekannt durch seine reiche Sammlung, die er als Kennee beschrieben hat.

☞ **Mit Rücksicht auf die gesetzlichen Vorschriften über Sonntags- (und Feiertags-) Ruhe erscheint die nächste Nummer der Beilage am Dienstag.**

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 7. Januar. Nummer 4.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Warum herrscht in Altbayern bäuerlicher Grundbesitz? I. Von Lujo Brentano. — Ludwig Tieck und Gustav Freytag. Von Alfred Bock. — Mittheilungen und Nachrichten.

Warum herrscht in Altbayern bäuerlicher Grundbesitz?

Von Lujo Brentano.

I.

Es gibt keinen größeren Gegensatz zwischen den Gegenden, welche im heutigen Deutschland maßgebend sind, und dem übrigen Deutschland, als die Vertheilung des Grundeigenthums. Jene Gegenden sind bekanntlich die preußischen Provinzen östlich der Elbe. Dort hat der Großgrundbesitz den größten Theil der landwirthschaftlich bestellten Fläche inne, und zwar in Betriebsgrößen, welche im übrigen Deutschland — namentlich auch in Bayern — entweder vollständig oder nahezu völlig unbekannt sind. Während Betriebsgrößen über 1000 Hektar dort nichts seltenes sind, kommen solche in Ober- und Niederbayern überhaupt nicht vor. Während in einzelnen preußischen Provinzen, namentlich in Pommern, und ebenso in den beiden Mecklenburg die Betriebsgrößen über 200 Hektar die größere Hälfte der ganzen Bodenfläche innehaben, erreichen diese in Ober- und Niederbayern noch nicht 1 Proc. des landwirthschaftlich benutzten Grund und Bodens. Ja selbst die Betriebsgrößen über 100 Hektar sind in Ober- und Niederbayern noch von verschwindender Bedeutung, während umgekehrt in einzelnen Gegenden Ostelbiens der kleine und mittlere Bauer äußerst spärlich vertreten ist. Dieser Unterschied erschöpft sich aber nicht in seiner landwirthschaftlichen Bedeutung und in dem wirthschaftlichen Interessengegensatz, der an ihn anknüpft und der uns das politische Uebergewicht Ostelbiens oft sehr peinlich fühlbar macht. Es beruht darauf die durchaus verschiedene sociale Structur des ostelbischen und des übrigen Deutschlands und dieser entsprechend so mancher Gegensatz in den socialen Anschauungen. Es beruhen darauf auch die so mannichfachen politischen Unterschiede zwischen dem Nordosten und namentlich Bayern.

Als ich, der ich in einer Gegend des kleinen Grundbesitzes aufgewachsen bin, vor mehr als 25 Jahren nach dem ostelbischen Deutschland kam, drängte sich mir dieser Unterschied von meiner Heimath in allen seinen Wirkungen naturgemäß auf. In mehr als zwölfjährigem Aufenthalte hatte ich Gelegenheit, sie zu beobachten, und zwar nicht bloß von der Stadt aus, sondern auch in oft wiederholten mehrmonatigen Aufenthalten auf dem Land. Nachdem uns die ausgezeichneten Forschungen Knapps[1]) und seiner Schule den Einblick in den Werdegang des ostelbischen Grundbesitzes verschafft haben, gibt es nichts, was seit meiner Rückkehr nach Bayern in gleichem Maße mein wissenschaftliches Interesse erregt hätte, als die Frage: worin wurzelt dieser tiefgreifende Gegensatz zwischen dem Nordosten und Bayern?

Es gibt gar manche, die sich mit dieser Frage sehr einfach abfinden, indem sie sagen, das liege in der verschiedenartigen historischen Entwicklung. Allein diese Antwort erinnert in fataler Weise an das Wort bei Fritz Reuter: Die Armuth kommt von der Poverteh. Solange uns nicht gesagt wird, welche Momente in der historischen Entwicklung diese Verschiedenartigkeit der Wirkung hervorgebracht haben, wissen wir offenbar nichts. Diese Verschiedenartigkeit ist aber um so auffallender, als die rechtliche Stellung des ostelbischen Rittergutsbesitzers zu seinen Bauern im 16., 17. und 18. Jahrhundert bis auf wenige Punkte dieselbe war, wie die des bayerischen Hofmarchsherrn zu seinen Bauern. Da ist es doch erstauntich, daß die Entwicklung dort zur Aufsaugung des bäuerlichen Besitzes durch das Rittergut geführt hat, in Bayern beinahe umgekehrt. Und dazu muß man noch in Erwägung ziehen, daß die preußischen Könige im 18. Jahrhundert diesem Aufsaugen, dem sogenannten Bauernlegen, energisch entgegentraten, in Bayern dagegen das Bauernlegen rechtlich gestattet blieb. Trotzdem ist dort der Bauernstand so weit geschwunden, daß man ihn heute wieder künstlich zu schaffen sucht; in Bayern ist er geblieben.

Wie ist dies zu erklären?

Bei der Beantwortung dieser Frage müssen wir zwei Zeitabschnitte unterscheiden: die Zeit bis zu den Bestrebungen für die Bauernbefreiung am Anfang dieses Jahrhunderts und die Zeit von da ab bis jetzt.

Betrachten wir zunächst die erste Periode.

Ein jeder hat heute eine ungefähr zutreffende Vorstellung, wie die Landwirthschaft bis zur Zeit der Bauernbefreiung organisirt war. Da haben wir zuerst den Herrenhof, von dem aus das Herrenland, in der bayerischen Gesetzessprache „der Hofbau", in der brandenburgischen „das Ackerwerk" genannt, bewirthschaftet wird. Der Herrensitz ist umgeben von Scheunen und Ställen. Diese für die Pferde, eventuell auch für die Schafheerde des Herrn. Die Scheunen, um die Ergebnisse der Wirthschaft aufzunehmen. Diese Erträgnisse werden mit Hülfe der Dienste der pflichtigen Bauern und mit Hülfe des ihnen gehörigen Viehs und der ihnen gehörigen Ackergeräthe gewonnen, nach Anweisung des Grundherrn, resp. seines Verwalters. Außerdem bedient sich die Herrschaft des Gesindes und eventuell der Arbeit von Taglöhnern zur Bewirthschaftung ihres Hofes. Die Bauern haben außerdem die Pflicht, das von ihnen hergestellte Product auf den Markt zu führen, wo es von dem herrschaftlichen Verwalter für Rechnung des Grundherrn verkauft wird.

Das übrige Land ist Bauernland und wird von den Bauern in der Zeit, da ihre Arbeit nicht vom Herren-

[1]) G. F. Knapp, Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens, 2 Bände. Leipzig 1887. Vgl. dazu F. Großmann, Ueber die gutsherrlich-bäuerlichen Rechtsverhältnisse in der Mark Brandenburg. Leipzig 1890; hiezu C. J. Fuchs in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abth. XII. S. 17 ff., sowie Mylius Corpus Constitut. Marchicarum.

Digitized by Google

dienst in Anspruch genommen wird, für eigene Rechnung bestellt. Abgesehen von den Diensten, haben die Bauern Abgaben in Naturalien oder Geld zu leisten. Dabei war allenthalben, damit bei solcher Arbeitsverfassung das Herrenland bestellt werden konnte, das Bauernland weit größer als das Herrenland; dieses war klein.

Diese Organisation der Landwirthschaft herrschte überall im Mittelalter, wo immer die Bauern ihre Freiheit an einen Grundherrn verloren hatten. Wo dagegen die Bauern frei waren, standen Zwangsdienste zur Bewirthschaftung des Herrenlands nicht zur Verfügung. Dies gilt namentlich für einen Theil des Landes im nordöstlichen Deutschland, das seit dem 12. Jahrhundert den Slaven wieder abgerungen wurde. Während die Entwicklung, welche den Bauern aus einem freien Markgenossen zu einem hörigen Hofgenossen gemacht hatte, im übrigen Deutschland seit lange beendet war, war hier die Lage des deutschen Bauern im 12. und 13. Jahrhundert eine freiere.[1]) Und doch ist es gerade hier, daß das Herrenland das Bauernland auffraß.

Wie ging dies vor sich? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns vor allem die doppelte Art und Weise, wie die deutsche Ansiedlung in der Mark stattfand, vergegenwärtigen.

Entweder der Landesherr rief niedersächsische und vlämische Ansiedler herbei, die sich dorfweise niederließen. Allein sie thaten dies nur gegen die Zusicherung der Freiheit ihrer Person und der freien Vererblichkeit und Veräußerlichkeit ihres Bauerngutes, und die Abgaben, die sie zahlten, entsprangen nicht aus irgendwelchem Verhältniß der Unfreiheit; sie waren öffentlich-rechtlicher Natur. So waren dies auch die Dienste, wie der Wagendienst bei Heereszügen, die sie zu leisten hatten. Der Bauer war freier Erbzinsbauer des Landesherrn. Der Ritter, der neben ihm im Dorfe wohnte, — und es gab deren oft nicht bloß einen oder zwei, sondern drei bis fünf — war nicht der Herr, sondern der Nachbar des Bauern.

Oder der Landesherr entlohnte die Dienste seiner Großen, indem er sie mit Grundbesitz — namentlich slavischen Dörfern — belehnte. Der so Belehnte zog dann deutsche Colonisten heran. Hier hatte der deutsche Bauer von Anfang an einen kleinen Grundherrn und besaß Land gegen Abgaben und Dienste. Doch war er auch hier persönlich frei.

Die erstere Art der Ansiedlung scheint in der Altmark die Regel gewesen zu sein. Je weiter nach Osten, desto mehr scheint dagegen die andere Art der Ansiedlung zu überwiegen. Namentlich in der Neumark finden wir, daß der Markgraf angesehene Vasallen mit größeren geschlossenen Bezirken belehnte, die sie selbst zu vertheidigen hatten.

In beiden Fällen aber war der Hof des Ritters nur klein. Für die Altmark hat Fuchs[2]) die Durchschnittsgröße des Ritterhofs und zwar für eine Zeit, da schon zwei Jahrhunderte seit Beginn der Ansiedlung verflossen waren, auf nur 3¼ Hufen berechnet. Dagegen war sie größer, je mehr man sich den slavischen Grenzen näherte. Aber auch in der Ukermark betrug nach Fuchs die Durchschnittsgröße 1337 erst 6½, in der Mittelmark 1375 erst 7½ Hufen; in der Neumark dagegen finden wir 1337 141 Ritterhöfe von einem Umfang von 7—27 Hufen gegen nur 46 Ritterhöfe von geringerem Umfang; die Durchschnittsgröße des Ritterhofs betrug in der Neumark damals 8½ Hufen. War hier das Ritterland also größer wie in der Altmark, so bildete doch auch hier den weitaus größten Theil der Feldflur das Bauernland. Auch in der Ukermark betrug das Ritterland damals nur 14.87, in der Mittelmark nur 9.91 und in der Neumark nur 13.15 Proc. der gesammten Feldflur.

Wo der Ritterhof so klein war wie in der Altmark, ließ er sich leicht mit Gesinde bewirthschaften. Dieses Gesinde war hier freies Gesinde. Waren doch die deutschen Ansiedler als freie Leute angezogen und Ueberreste der slavischen Ureinwohner wahrscheinlich nur spärlich. Auch blieb der Altmark selbst in der späteren Zeit der immer drückender werdenden Zwangsdienste relativ die größte Freiheit erhalten. Aber auch in den übrigen Theilen der Mark war der Ritterhof als Regel nicht so groß, daß er nicht noch mit Gesinde hätte bewirthschaftet werden können. Nur standen hier Zwangsdienste der da gebliebenen slavischen Einwohner von Anfang an zur Verfügung, und auch der von einem Grundherrn angesiedelte freie deutsche Bauer war diesem zu Diensten verpflichtet.

Aber gleichviel, in welcher Art und Weise die Ansiedelung da und dort stattgefunden, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hat jedes Dorf seinen bestimmten Grundherrn, und da, wo es einen solchen von Anfang an gegeben, hatten sich die Rechte der Grundherren über die Bauern mächtig gesteigert. Die Landesherren hatten nämlich in ihrer Geldnoth die ihnen zustehenden Rechte häufig an andere abgetreten: den Ackerzins, das Zehentrecht, den Wagendienst, der dann in die Pflicht zur Leistung von Ackerfronden verwandelt wurde, nicht zum wenigsten auch die niedere Gerichtsbarkeit. Erwerber war der Ritter gewesen. Dadurch war dieser aus einem bloßen Nachbarn des Bauern zur Obrigkeit des Bauern geworden. Doch war die Grundherrschaft eine Herrschaft noch wesentlich über Freie, nicht über Leibeigene, und der Herr war nicht der Eigenthümer des Landes. Von da ab datirt die fortschreitende Verstärkung der Rechte des Ritters über Bauern und Bauernland.

Um dieselbe Zeit, da so die Begründung der Grundherrschaft in der Mark ihre Vollendung fand, ging nämlich durch das gesammte übrige Deutschland ein Zug der Reaction gegen die Besserung, welche Hand in Hand mit dem zunehmenden Wohlstand seit dem 13. Jahrhundert in der Lage der Bauern stattgefunden. An vielen Orten waren ihre Pflichten in fixe Geldrenten verwandelt worden; es schien die natürliche Entwicklung von selbst zur Bauernbefreiung zu führen. Da begann jene Wiedersteigerung der Ansprüche an die Bauern, die dann zum Bauernkrieg führen sollte. Diese Strömung blieb aber nicht auf das alte Deutschland beschränkt; sie macht sich um dieselbe Zeit auch in der märkischen Ritterschaft fühlbar. Im Jahre 1484 verlangt diese, daß fortan kein Bauer ohne Stellung eines Gewährsmannes solle abziehen können, und nach dem Landtagsabschied von 1518 scheint der Antrag bewilligt worden zu sein.[1]) Damit war der erste Schritt zu jener Herabdrückung des freien deutschen Erbzinsbauern in das Rechtsverhältniß der zurückgebliebenen Wenden geschehen, die ihn schließlich um Freiheit und Gut bringen sollte. Da man von der Zugfreiheit aber naturgemäß nur selten Gebrauch machte, scheint diese Beschränkung damals nicht allgemein als lästig empfunden worden zu sein. Wenigstens nehmen die märkischen Bauern nicht Antheil an der großen socialen Erhebung, welche, durch jene reactionäre Strömung hervorgerufen, vom Juli 1524 an wie ein Brandfeuer von den Alpen bis zur Elbe hinlief. Hier, an der Elbe, machte sie Halt. Doch sollte es den märkischen Bauern wenig nützen, daß sie am Bauernkriege unbetheiligt geblieben; an dem weißen Schrecken, der nach der Niederlage der Bauern in ganz Deutschland zur Herrschaft gelangte, nahmen sie nichts-

[1]) Vgl. Schröder, Die niederländischen Colonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Berlin 1880.

[2]) Zeitschrift der Savigny-Stiftung, Germ. Abth. XII, S. 20 ff.

[1]) Vgl. Großmann S. 11, 12 Note 2.

destoweniger theil. War der Anfang des Bauernkrieges rohe Gewaltthat gewesen, so war sein Ende ein ruhmloser Sieg der staatlichen Ordnung ohne innere Heilung: die Dienste und Abgaben der Bauern wurden allenthalben gesteigert, „um den Posel nicht zu verwenen und frecher zu machen“. Die wenigen wahren Edelleute, wie Heinrich von Einsiedel, deren Gewissen gegen die unrechtmäßige Vermehrung der bäuerlichen Bürden sich aufbäumte, wurden selbst von den Reformatoren im Stiche gelassen.[1]) Die Folge war, daß Sebastian Münster 1550 von den deutschen Bauern schreiben konnte: „Nihil est, quad servilis et misera gens dominis debere non dicatur, nihil quad jussa facere absque periculo recusare audeat.“ Der Kurfürst von Brandenburg aber war gern bereit, den Ständen gegen Hülfe in seinen Geldverlegenheiten immer steigende Rechte über die Bauern zuzuerkennen; erschien dies doch als das beste Mittel, um den Junker aus einem nubotmäßigen Raubritter[2]) zu einem friedlichen Landwirth zu machen.

Die Wandlung ging auf folgende Weise vor sich. Der Ritter vergrößerte sein Herrenland, zuerst durch Einziehung wüster Höfe, dann durch Kauf von Bauernhöfen, dann durch Vertreibung „muthwilliger“ Bauern. Der Landtagsrevers von 1540 gestattet denen von Adel, „daß sie einen ungehorsamen muthwilligen Pauren auskauffen mögen, doch ihnen die Güter, nach Würdigung, was sie gelten möchten, bezahlen“. Damit war der Expropriation des Bauern durch den Ritter Thür und Thor geöffnet, und bald sollte der Ritter nicht einmal des Vorwands des Ungehorsams bedürfen, um das Bauernland einzuziehen. In dem Landtagsreceß von 1572 bewilligt der Kurfürst dem Ritter das Recht, den Bauernhof gegen Entschädigung an sich zu bringen, wenn er den Hof mit seiner Wirthschaft vereine. Scheplitz faßt in seinen Consuetudines Marchiae den Sinn dieses Gesetzes in den Satz zusammen: Nobilis ob causam sufficientem rusticum potest exterminare. Die Folge war: das Bauernland nahm immerfort ab, das Ritterland zu.

Wie aber sollte der Ritter das Land bewirthschaften? „So wenig er das Land, das er braucht, nur im freien Verkehr durch Kaufen erwirbt, so wenig verschafft er sich die Dienste durch freies Dingen: er zwingt vielmehr, die in seiner Gewalt sind.“ (Knapp I, 40.)

Hätte der Bauer fortziehen können, so hätten die Ritter die Arbeitskräfte zur Bewirthschaftung ihres vergrößerten Grundbesitzes verloren. Daher bereits 1484, wie wir gesehen haben, verlangt und, wie es scheint, genehmigt wird, daß der Bauer nicht fortziehen dürfe, ohne einen Vertreter zu stellen. Damit war der freie Bauer an die Scholle gebunden. Der ehemals freie Erbzinsbauer ist unfrei geworden, dem Grundbesitz eines Grundherrn zugehörig. Allein diese Abzugsverbote entwickeln sich immer weiter an Umfang und Schärfe. Allmählich wird die Verpflichtung von den Eltern auch auf die Söhne ausgedehnt. Zuerst wird der Erbe zur Beschaffung eines Gewährsmanns angehalten. Dann folgt der Zwang, den Hof anzunehmen, für den ältesten Sohn; dann auch für den zweiten Sohn. Im Jahre 1681 wird sogar jedes Kind zur Annahme eines Hofes verpflichtet. Außerdem wird der Obrigkeit eingeschärft, keine ledigen Leute in ihrem Bezirke zu dulden, sondern sie zu zwingen, wenn sie das Alter von 20 Jahren erreicht haben, „sich zu verheirathen und zu setzen“.

In welcher Weise aber nutzte der Ritter den so festgehaltenen Bauern?

Einmal durch Scharwerke, die der Bauer zu leisten hatte. Wo freie Bauern angesiedelt waren, hatte die Verpflichtung mit der Verwandlung des vom Landesherrn abgetretenen Wagendienstes und Ackerzinses in Fronden begonnen. So lange das Hofgut klein war, war der Dienst leicht zu tragen gewesen. Schon bald nach dem Bauernkrieg aber treten die ersten Klagen über übermäßige Dienste hervor, und je mehr das Ritterland in Folge des Bauernlegens zunahm, desto mehr steigern sich die Bedrückungen bis zu „ägyptischen Frondiensten“, wie Friedrich Wilhelm I. sie nannte.

Sodann durch den Dienstzwang der Bauernkinder. Ursprünglich hatte er als väterliche Ermahnung begonnen, die Kinder sollten, falls sie nicht von ihren Eltern benöthigt würden, ihre Dienste vor anderen ihrer Herrschaft anbieten um billigen Lohn. Allein je mehr das Ritterland in Folge des Bauernlegens anwächst, desto strenger werden die Vorschriften. Der Ritter erhält nun das Recht, den Eintritt zu verlangen. Schließlich können sich die Kinder selbst durch Verzicht auf die väterliche Erbschaft nicht von der Dienstpflicht befreien. Die Eltern, die ihren Hof verlassen, um ihre Kinder dem Dienst zu entziehen, werden mit Gefängniß bestraft; die Kinder, die entlaufen, sollen beim ersten male durch den Landreiter zurückgebracht, im Wiederholungsfall in Haft genommen werden. Während in der Altmark dieser strenge Gesindezwangsdienst niemals Rechtens wird, steigert sich der Dienstzwang in der Ukermark und Neumark, in Beeskow und Storkow, sowie in einzelnen Fällen in Cottbus, Crossen und Züllichau bis zur Leibeigenschaft.

So entstand der landwirthschaftliche Großbetrieb des märkischen Rittergutsbesitzers des 17. und 18. Jahrhunderts, indem der Ritter zuerst das Herrenland auf Kosten des Bauernlandes vergrößerte und dann die verbleibenden Bauern zwang, sein vergrößertes „Ackerwerk“ zu bestellen. In welchem Maße diese Vergrößerung des Herrenlandes stattfand, zeigt, daß das platte Land der Mittelmark Brandenburg (ausschließlich Beeskow und Storkow) im Jahre 1570 noch 7989 Bauernstellen und 5487 Kossäthenstellen, 1725 aber nur mehr 6822 Bauernstellen und 3141 Kossäthenstellen besaß. Der Bauer aber, der sich über ein ihm bei diesen Wandlungen widerfahrenes Unrecht beklagen wollte, hatte seit dem Landtagsrevers von 1540 mit der Bestimmung zu rechnen, daß ein Bauer, der mit seiner Klage abgewiesen werde, mit dem Thurm bestraft werden solle, „damit die andern sich dergleichen muthwilligen Beklagens enthalten“. „Und doch gilt der bäuerliche Rechtszustand der Kurmark im Anfang des 18. Jahrhunderts als ein guter im Vergleich mit dem der übrigen östlichen Provinzen der preußischen Monarchie. Friedrich Wilhelm I. will in Preußen ‚den märkischen Fuß‘ eingeführt wissen.“[1])

Diese Entwicklung mußte nämlich den preußischen Königen nach der Beseitigung der Landstände durch den großen Kurfürsten als verderblich erscheinen. Nunmehr war der Landesherr nicht mehr vom guten Willen der Junker abhängig und brauchte ihnen daher auch keinen weiteren Gefallen zu thun. Viel wichtiger wurde für ihn nunmehr der Bauer. Der Ritter zahlte noch immer nicht die Steuern der übrigen Staatsbürger, obwohl er schon lange keine Kriegsdienste als Vasall mehr leistete. Ja es kam vor, daß die Ritter die besten Bauernhöfe mit ihrem Ackerwerk vereinten und das so eingezogene Bauernland sogar frei von der darauf ruhenden Grundsteuer machten, was ihnen oft gelang, wenn sie selbst in der Verwaltung Stellen hatten.[2]) Der Bauer lieferte dem Heer die Re-

1) Vgl. darüber Moser, Die bäuerlichen Lasten der Württemberger. Stuttgart 1832. S. 164.

2) Vgl. den brandenburgischen Landtagsreceß von 1527, Art. 1. Mylius VI, 1 S. 17, und die Rothe Joachims I. mit den Köckeritz und Lüderitz, den Kracht und Itzenplitz.

1) Großmann 81.

2) Vgl. Knapp I, 51; Großmann 27, Anm. 5, 28, 62, 88.

cruten, der Staatscasse die Steuern. Es wurde für den Landesherrn daher von der größten Wichtigkeit, den Bauernstand zu heben. Daher die veränderte Stellung der preußischen Könige. Während der große Kurfürst noch 1653 das Recht des Bauernlegens aufs neue bekräftigt und die Gesindeordnung von 1681 gewissermaßen den Schlußstein der Unterthänigkeit bildete, insofern alle Kinder eines verstorbenen Bauern gehalten wurden, ein Gut anzunehmen, wenden sich die preußischen Könige zunächst gegen das Bauernlegen, sodann — wenn auch ohne Erfolg — gegen die Leibeigenschaft. Nach etlichen schlgeschlagenen Versuchen — i. J. 1709, 1714, 1739 — wird 1749 und besonders 1764 der sog. Bauernschutz durch Friedrich den Großen verwirklicht. Die Bedeutung dieser Maßnahme erkennt man an den Folgen, die es hatte, wo im ostelbischen Deutschland der Bauernschutz fehlte, wie in Mecklenburg, dem östlichen Holstein, dem damals schwedischen Neuvorpommern[1]) und in Ostpreußen, wo Friedrichs Edict nicht zur Ausführung kam. Hier ist gerade die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Zeit des stärksten Bauernlegens gewesen. Hier ist, wie die landwirthschaftliche Betriebsstatistik von 1882 zeigt, der Bauer nahezu völlig geschwunden.

Anders in Bayern.

Ludwig Tieck und Gustav Freytag.

Von Alfred Bock.

Tieck war 1842 von Dresden nach Berlin übergesiedelt. Friedrich Wilhelm IV. wünschte den letzten Vertreter einer Literaturepoche, die ihn selbst in ihren magischen Zauberkreis gezogen, an seiner Tafelrunde zu sehen. Zugleich hoffte er, daß Tiecks bewährter Rath der Sache des Theaters in Berlin, die sehr im argen lag, gute Dienste leisten werde. Dem Dichter der Genoveva, der in Dresden feste Wurzeln gefaßt hatte, waren die Verhältnisse in Berlin fremd geworden. Von allen Seiten kam man dem gefeierten Gaste des Königs rücksichtsvoll und ehrerbietig entgegen, gleichwohl vermochte er sich in der preußischen Hauptstadt, deren Kind er war, nicht mehr recht heimisch zu fühlen. In der Literatur nahm der Dichtergreis eine vollkommen isolirte Stellung ein. Längst hatte der Tod die gleichgesinnten Genossen ihm entrissen, er selbst, der wetterfeste Alte, schien jedem Sturm, der ihn erschütterte, Trotz zu bieten. Das „junge Deutschland" hatte eine Zeitlang den Glauben genährt, Tieck werde sich an seine Spitze stellen, bis dieser öffentlich bekannte, daß ihm der absprechende Ton des „neuen Systems" durchaus verhaßt sei. Er verurtheilte „die Eitelkeit, das rohe Zerstören und die Opposition", die die Jungdeutschen mit viel Geräusch in Scene setzten, und erklärte, daß er mit diesen Leuten niemals gemeinschaftliche Sache machen könne. In der Folge sah sich Tieck aus der Schlachtlinie der Literaturrevolutionäre heraus den heftigsten Angriffen preisgegeben. Aeußerlich bewahrte er seinen Gleichmuth, insgeheim wuchs seine Erbitterung und er schloß sich allmählich von der Außenwelt ab. Sein Versuch, auf der Berliner Hofbühne die antike Tragödie wieder zu beleben, war an der Theilnahmlosigkeit des Publicums gescheitert und den Aufführungen seines „Gestiefelten Katers" und seines „Blaubarts" blieb der Erfolg versagt. In seinen dramaturgischen Blättern polemisirte Tieck gegen die heillosen Zustände, die auf dem deutschen Theater Platz griffen. Die Schicksalstragödie, das Schauer- und Rührstück beherrschten das Repertoire, die Bühne war nach Tiecks Wort undeutsch, chaotisch, ja völlig anarchisch geworden. „Ist der Deutsche nur Deutscher, weil er kein Vaterland hat, alles anerkennt, nichts durchdringt, jedes Neue versucht, mit eiligem Enthusiasmus lobt und nachahmt, um es nach zehn Jahren zu vergessen und noch früher verschmähend mit Füßen zu treten? Ich will es nicht glauben, weil diese Universalität, mag man sie preisen wie man will, den Deutschen erniedrigt. Daß aber unser Theater sich so gezeigt hat, scheint mir ziemlich erwiesen. Können wir nicht Shakespeare zum Grundstein unsrer Bühne brauchen, Goethe, Schröder, Schiller, manche von den Tadelnswürdigen hinzufügend, Engländer, Italiener, Franzosen, selbst Spanier, aber mit Auswahl und besonnener Kritik nutzen, so wird die Verirrung immer wilder und in schnelleren Verhältnissen sich steigern und jedermann wird einsehen, daß wir Deutsche, mag unsre Literatur auch merkwürdig sein, doch keines eigentlichen Theaters bedürfen."

Ueber die Schwelle des 74jährigen Tieck, der also warnend seine Stimme erhob, trat 1847 mit heiliger Scheu ein junger dramatischer Dichter, dessen Stirne die tragische Muse mit dem ersten Kranze geschmückt hatte. Es war Gustav Freytag. Der Schüler sah in jugendlicher Verehrung zu dem Meister empor. Dem Aufstrebenden galt Tieck als Vertreter einer glorreichen Zeit deutscher Dichtkunst, die romantische Zauberwelt seiner Gedichte hatte sich in seine eigenen lyrischen Versuche gedrängt. „Die persönliche Bekanntschaft Tiecks", erzählt Freytag, „that mir wohl, die wunderbar leuchtenden Augen in dem ausdrucksvollen Haupte, welches wie ermüdet über die zusammengedrückte Gestalt neigte, und die milde feine Weise, in welcher er sprach und zu fragen wußte. Er war gegen mich von anmuthiger Herzlichkeit."

In vertraulichem Gespräche fanden Tieck und Freytag mancherlei Berührungspunkte. Es war seit Jahren das erste mal, daß der Ton jugendlich-pietätvoller Dankbarkeit wieder an das Ohr des Greises drang. Wie Tieck stand auch Freytag dem „jungen Deutschland" kühl, geradezu ablehnend gegenüber. Dem einsamen Greise gestand der Jüngling, daß auch er sich vereinsamt fühle und der Förderung mitstrebender Freunde entbehre. Aber an dem Helden aus der Väter Zeit, an Tiecks Künstlerseele möchte er sich emporbilden und der Wunsch beseelt ihn, in unmittelbarer Nähe des Altmeisters sein Zelt aufzuschlagen. So tief und nachhaltig war der Eindruck, den der junge Gustav Freytag von Tieck empfing, daß er ihm gleich nach seiner Rückkehr von Berlin am 5. Juni 1847 aus Breslau schrieb:

„Hochverehrter Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen aus der Ferne noch einmal zu sagen, daß ich mich herzlich der Stunde freue, welche mir Ihre Persönlichkeit in die Seele führte, und daß ich Ihnen sehr dankbar dafür bin, daß Sie mir gütig und wohlwollend entgegentraten. Wir Jungen sind schlimm daran; wir bleiben in vieler Beziehung roh und dünkelhaft, weil uns der lebendige Verkehr mit dem Größten der Gegenwart und nächsten Vergangenheit so sehr fehlt. Da formt denn jeder so für sich an seinem Seelchen, saugt in sich, was gerade in seinen Kreis fällt, und hält sich endlich für fertig und etwas Großes, weil die anderen eben so klein sind. Ihnen mag das wohl manchmal gar kläglich und lächerlich erscheinen, das wunderliche Spreizen und Stolziren einer unreifen, kraftlosen Jugend, mich aber, der ich mitten darin stecke, beängstigt das doch. Wie lange ist's, daß Goethe noch lebte, noch hat ein gnädiges Geschick uns Ihr Bild erhalten; und wohin sind wir gekommen? Ist mit Ihnen und Ihren Freunden der starke Quell poetischer Kraft dem deutschen Volk versiegt, wenigstens für die nächste Zeit? Oder ist es ein Glück für uns, daß wir

---

[1]) Vgl. C. J. Fuchs, Der Untergang des Bauernstandes und das Aufkommen der Gutsherrschaften. Straßburg 1888.

alle, Publicum, Theater und Dichter recht dumm geworden sind, damit wir auf eigenen Beinen stehen lernen? Gott weiß es — das aber fühlt sich für einen Jüngeren heraus, daß es viel werth ist, einmal einen zu sehen, der ein Held ist aus der Väter Zeit. Und deßhalb wiederhole ich Ihnen, hochverehrter Mann, jetzt wenige Tage nach Ihrem Geburtsfeste, die Versicherung treuer Ergebenheit und ehrerbietiger Zuneigung. Zürnen Sie nicht, daß ich ein paar Bände meiner Fabrik beilege; ich wünsche sehnlichst, daß Sie die Güte haben möchten, meine Valentine zu lesen, und gerade jetzt habe ich selbst kein Exemplar, ich habe zu wenig für den Manuscriptdruck abziehen lassen, doch habe ich für eins gesorgt und bitte um die Erlaubniß, dasselbe unter Kreuzband, sobald es in meinen Händen ist, nachsenden zu dürfen. Haben Sie die Güte, Frau Gräfin Finkenstein von meiner respectvollsten Ergebenheit zu versichern.

Mit Ehrerbietung

Freytag."

Dem 1846 geschriebenen Schauspiel „Die Valentine" hatte Freytag 1847 den „Grafen Waldemar" folgen lassen. Letzteres Stück sollte in Berlin zur Darstellung gelangen. Tieck erbot sich in einem aufmunternden Briefe [1]) an Freytag, die Rolle der Georgine der Schauspielerin Viereck einzustudiren. „Die Rolle," berichtet Freytag, „welche nicht leicht und in gewissem Sinne nicht dankbar ist, wurde durch Tiecks Hülfe eine sehr gute Leistung." Froh der warmen Antheilnahme, die seinem Schaffen begegnete, wandte sich Freytag am 1. Februar 1848 wiederum an Tieck:

„Mein hochverehrter, würdiger Freund!

Erst heute kann ich Ihnen danken, ich war körperlich leidend. Ich lese Ihren Brief immer wieder mit Freude und Rührung, auch mit Stolz. Wie liebevoll ist Ihr Lob und Ihre Sorge um mich so weise. Vor allem gibt mir eine Stelle zu denken. Sie fürchten, zu vieles in meinen Stücken könne Erlebtes sein. Das ist zwar nicht der Fall, für die Valentine fand ich den ethischen Inhalt allerdings in meinem Leben, beim Waldemar ist alles erfunden, bis auf ein paar schlechte Witze; aber es ist doch etwas Bedenkliches dabei, und Ihre Bemerkung hat mir's wieder in die Gedanken gebracht, ohne daß ich's vollständig zu begreifen vermag. In meiner Art, Charaktere zu empfinden und darzustellen, ist etwas Eigentümliches, was nicht normal ist, etwas Ueberschüssiges, das den idealen Gestalten eine Portraitphysiognomie gibt. Das schadet ihrer Idealität, jedenfalls erschwert es dem Schauspieler die Darstellung. Was ist das? Ist das ein Ueberschuß, den Zeit und Praxis wohl mildern können, oder ist's nicht vielmehr ein Mangel, ein organischer Fehler in der Gestaltung? Es scheint mir aber diese Eigenthümlichkeit daher zu kommen, daß ich mit vielen kleinen Strichen zeichne, deren ich mich nicht erwehren kann, weil sie mir schnell und lustig aus der Feder laufen; das gibt einen Schein von innerem Reichthum, hinter dem sich wohl Dürftigkeit verbergen kann. Es ist eine Art Arabeskenzeichnerei, bei der ich mir sehr klein vorkomme, wenn ich sie gegen die einfachen, kühnen und groß geschwungenen Linien Shakespeare'scher Conturen halte. Und ich fürchte sehr, dieser Uebelstand wird mich verhindern, dem Theater viel zu werden und Großes in unsrer Kunst zu leisten. Ich versuche mich aber nächstens an einem Stoff mit großen Leidenschaften, um dahinter zu kommen, wie es mit meiner Kraft steht. Wohl aber erkenne ich, daß in der gegenwärtigen Schlaffheit und Nichtswürdigkeit des dramatischen Schaffens mein Beruf ist, die Fahne künstlerischer Wahrheit und Ehrlichkeit zu tragen, bis ein Besserer kommt, der sie mir aus der Hand nimmt. Das wird mir vielleicht weh thun, es wird mich nicht verwirren. Mein Unglück ist, daß ich allein stehe, sehr allein, ich entbehre der Förderung durch Mitstrebende zu sehr. Mit den andern habe ich wenig gemein. „Der Gelehrte" war eine vier Jahre alte, aufgestutzte Uebung im Vers, er ist nicht fertig geworden, weil ich dieser Manier gram wurde. Und wohin ich sehe, zur Zeit nirgend ein Mann, mit dem ich Hand in Hand gehen möchte. Ihre liebevolle Theilnahme ist mir ein rechter Sonnenblick. Und wenig fehlt, so käme ich nach Berlin und Ihnen auf den Hals, um von Ihrer Nähe das zu erbitten, was mir am meisten fehlt, eine Künstlerseele. Sie selbst würden wenigstens die Empfindung haben, jemandem recht wohl zu thun, und ich würde um vieles reicher und stärker. Und doch, obgleich ich frei bin, wie ein Vogel, kann ich in Berlin auf die Länge schwerlich froh sein, ich kann diesen Wust von Thorheit und Arroganz, der sich um die dortigen Theaterzustände gelegt hat, nicht vertragen. — Und das alles müßig ansehen zu müssen! Sie sind glücklich, Sie haben die Ruhe und Sicherheit eines großen, starkbewegten Lebens in sich, und wenn das Völkchen zu Ihren Füßen Dummheiten macht, bis an Ihr Haupt reichen sie nicht. Sie sehen aber muß ich und will ich, und bald. Sobald die Witterung milder wird, komme ich nach Berlin, und da Sie mir erlauben, Sie zu sehen, will ich dies zu meinem Hauptzweck machen und mich nicht darum kümmern, ob der Waldemar gerade gegeben wird. Erwarte ich doch auch ein wenig von der Aufführung in Berlin. Die Viereck kenne ich gar nicht, ich werde aber Ihrer Andeutung nach ihr die Rolle geben lassen. Und Sie selbst wollen ihr dabei helfen. Das macht mich sehr froh und ist mir ein gutes Omen und innig danke ich Ihnen im voraus dafür. Möchte der Winter Ihnen ohne die Belästigungen vergehen, die er uns allen bringt. So ödes Licht und die Natur so schmutzig, man lebt doch nie mehr in der Hoffnung, als im Winter. Das ist recht die Zeit dazu, Pläne zu machen. Auch ich habe welche. Zuerst komme ich nach Berlin zu Ihnen; dann schreibe ich zwei übermüthige Stücke, eins nach dem andern. Das erste soll ein Volksstück [1]) werden, ich habe unser Märchen vom schlafenden Dornröschen zu Grunde gelegt und lasse vier schnurrige Gesellen danach ausziehen. Das Ganze soll so sehr als möglich der herrschenden Form der Wiener Possen sich anschließen, damit die Laune und Satire, über die ich etwa kommandiren kann, nicht zu sehr befremdlich werde. Dies Stück ist schon einmal gemacht, aber es ist zu sehr Skizze geblieben, ich muß es lustiger, burlesker austreiben. Dazu warte ich auf Uebermuth. Das zweite soll was Großes werden, und ich kann sehr ausführlich melden, was es alles werden soll, da ich noch über nichts im klaren bin. Leben Sie wohl, mein lieber, hochgeehrter Mann, bleiben Sie mir hold, ich bin mit inniger Verehrung Ihr treu ergebener

Freytag."

In Freytags Autobiographie schließt der Abschnitt „Beim Theater" mit den Worten: „Fünf Jahre von der ‚Brautfahrt' bis zur ‚Valentine' war ich nach den Geheimnissen des dramatischen Stils auf der Fahrt gewesen, wie das Kind im Märchen hatte ich bei Sonne, Mond und Sternen darnach gesorscht, endlich hatte ich sie gefunden, die Seele schuf sicher und behaglich in der Weise, welche die Bühne für sich fordert, und ich durfte ohne Selbstüberhebung mir sagen, daß es zur Zeit in Deutschland niemanden gab, der die technische Arbeit des Bühnenschriftstellers besser verstand als ich. Ich hatte einigen Grund zu der Hoffnung, daß ich in dem gewählten Berufe ohne übergroße Anstrengung alljährlich ein neues Stück für die

[1]) Nach einer mir von Frau Geheimrath Gustav Freytag gewordenen Mittheilung haben sich im Nachlaß ihres verewigten Gatten Briefe von Ludwig Tieck nicht mehr vorgefunden.

[1]) Holtei, der 1845 die erste Niederschrift dieses Volksstückes las, spricht sich höchst anerkennend darüber aus.

deutschen Theater schreiben und eine gute Stellung in unsrer Literatur behaupten würde." Der siebzigjährige Dichter versenkt sich liebevoll in die Zeit drangvoller Jugendlage, aber er hört den Sturm nur noch von fern, der sein junges Haupt umbraust hat. Die überlegene Ruhe des autobiographischen Bekenntnisses steht in lebhaftem Contrast zu der Zurückhaltung und Zaghaftigkeit, wie sie die hier reproducirten Briefe an Tieck aus den Jahren 1847 und 1848 wiederspiegeln. Sicherlich war es nicht allein der Respect vor Tiecks scharfem Urtheil, der Freytag die selbstkritische Sonde an seine Bühnenschöpfungen „Die Valentine" und den „Grafen Waldemar" legen hieß, sondern seine innerste künstlerische Ueberzeugung, daß das Beste seinem zukünftigen Schaffen noch vorbehalten sei. Und in der That sollte er erst den Völkerfrühling entstehen und verwehen sehen, ehe er dem deutschen Volke sein herrliches Lustspiel „Die Journalisten" bescheerte. Freytags Briefe aber an das Haupt der romantischen Schule sind gewichtige Documente im Entwicklungsgang des Dichters, die sein künftiger Biograph nicht übersehen darf.

Mittheilungen und Nachrichten.

u. Ein neues deutsches Wörterbuch. („Deutsches Wörterbuch von Hermann Paul. I. Lieferung. A—Gebühr." Halle, Max Niemeyer, 1896.) Bei dem langsamen Fortschreiten und den Unterbrechungen, unter denen das große Grimm'sche Wörterbuch in der Gunst des größeren Publicums oft genug einbüßt, ist nun ein halbes Jahrhundert vorüber, seit Jacob Grimm sein Werk begonnen hat, und in dieser Zeit haben sich die Anschauungen über Leben und Wachsthum der Sprache und die Kenntnisse im engeren Bereich der deutschen Sprachgeschichte so vielfach geklärt und erweitert, daß das Erscheinen kürzerer deutscher Wörterbücher nicht überraschen kann. Aber eine Ueberraschung ist's, daß einer unsrer ersten Sprachforscher und Germanisten aus seiner langjährigen Facharbeit heraus mit einem „Deutschen Wörterbuch", dessen erste Lieferung soeben erschienen ist, vor das große Publicum tritt. Prof. Paul in München, der kritische Schärfe und philosophischen Tiefblick mit einer ungewöhnlichen schöpferischen Kraft verbindet, zeigt in dem vorliegenden Werk eine Selbständigkeit und Eigenart, die eigene Wege sucht und findet. Das Buch wird sich schnell eine hervorragende Stellung unter den deutschen Wörterbüchern erobern. Paul meidet die landläufigen Trivialitäten der Bedeutungsangaben; so seltsame Begriffsanalysen, wie „Blindschleiche eine blinde giftige Schlange" oder „Feelschütz jaculator honorarius" — man sehe das Grimm'sche Wörterbuch — wird man bei Paul nicht finden. So übergeht er auch die gleichgültigen Tatsachen der Wortgeschichte, die für die begriffliche Entstehung der Worte keine Richtung angeben, alles gegenstandlose Etymologisiren, wenn es nicht zur Klärung der Bedeutungsgeschichte eines Wortes beitragreich ist. Paul concentrirt seinen Scharfsinn mit Vorliebe eben auf die Bedeutungsgeschichte und die begriffliche Verzweigung der Worte. Er zeigt, wie alte Bedeutungen unbemerkt neben jüngeren stehen, und regt den Benützer zu eigenem Sprachdenken an. Das Verhältniß z. B. von Brief zu Steckbrief, Adelsbrief, von Freiheit zu Schlafsfreiheit, von Braut zu Brautnacht bedarf der Aufklärung, wie Paul sie bietet. Welche Fülle von Fragen beantwortet seine Artikel über Frau und über Fräulein! Feld in seiner weiten begrifflichen Verzweigung (Schaefeld, Feldhuhn, Schlachtfeld, Feldflasche, Wappenfeld) ist ein schönes Beispiel für Pauls Eigenart. Worte, über die vom solchem Standpunkt aus nichts zu bemerken ist (wie Erdbeben, Erdrutsch, Flußwasser, Frachtschein) werden mit Recht übergangen; denn auch unsre größeren Wörterbücher können eben nur die Existenz solcher Worte constatiren. Indem Paul es vermeidet, damit Raum zu vergeuden, gewinnt er Raum für die Archaismen der Bibelsprache, für auffälligen Sprachgebrauch unsrer Classiker, für das Verhältniß der Umgangssprache zur Schriftsprache, für den Gegensatz von Norddeutsch und Oberdeutsch. Das alles tritt uns in einer überraschenden Fülle von Beobachtungen vor die Augen. Bedenkt man noch, daß auch die Entstehung der modernen Wortformen überall zu ihrem Recht kommt (z. B. bei dem Verhältniß von Bräutigam zu Braut, Gänsebraten zu Gans, gegessen zu essen), so ahnt man die Unmasse der Sprachprobleme, die Paul im einzelnen Falle behandelt und beantwortet. Dabei kommen die syntaktischen Fragen nicht zu kurz und die sprichwörtlichen Redensarten spielen auch ihre Rolle. Im ganzen ist das vorliegende erste Heft ein voller Beweis, daß wir von dem wohl übers Jahr abgeschlossenen Buch reichen Gewinn für die Wissenschaft wie für den Schulunterricht erwarten dürfen. Wir kennen kein Wörterbuch, das in gleich hohem Maße zu sprachlichem Denken anregt, und man muß es um so mehr begrüßen, daß der Laie nicht durch überflüssiges Verwerthen altdeutscher Sprachmaterialien verwirrt oder gehindert wird. Das neuhochdeutsche Material ist Ausgangspunkt und Endziel dieses Buches. Vor allem wird der Lehrer für den deutschen Unterricht hier Rath suchen und finden. Wir kommen auf dies Wörterbuch eingehender zurück, sobald es vollendet vorliegt.

α Bau und Einrichtung der deutschen Burgen im Mittelalter von Johann Nepomuk Cori, weiland k. k. Militärbezirkspfarrer für Oberösterreich und Salzburg u. s. w. 2. Auflage. Durchgesehen und mit einem Anhang aus dem Nachlasse Cori's vermehrt von Alois Czerny. Mit 89 Abbildungen. Linz, Städtebilder-Verlag (E. Marcis). Als im Jahre 1874 im 32. Jahresbericht des Linzer Museum Francisco-Carolinum die vorstehend genannte Schrift an die Oeffentlichkeit trat, wirkte sie geradezu bahnbrechend, denn bis dahin besaß Deutschland bloß ein einziges Werk über Burgen und Burgenbau, die „Geschichte der Militär-Architektur des früheren Mittelalters" vom General Krieg v. Hochfelden, welches indessen damals bereits in vielen Partien von der Forschung überholt war. Inzwischen sind in den letzten Jahren verschiedene Werke erschienen, welche, auf der Höhe der Zeit stehend, den Burgenbau wissenschaftlich behandeln: Köhler, die Entwicklung des Kriegswesens und die Kriegführung in der Ritterzeit, 3. Band; v. Essenwein, die Kriegsbaukunst (1. Heft des 4. Bandes von „Die romanische und die gothische Baukunst" im II. Theile vom „Handbuch der Architektur", herausgegeben von Durm, Ende, Schmitt, Wagner) und vor allem Dr. O. Pipers „Burgenkunde" (vergl. Beilage Nr. 198 v. J.). Während das letztgenannte Werk durch die Gediegenheit der Bearbeitung und den Reichthum an Stoff alle seine Vorgänger übertrifft und insbesondere den Gelehrten dient, wird die neue Ausgabe von Cori's seit lange vergriffen gewesenes Schrift allen jenen höchst willkommen sein, welchen eine populäre Beschreibung des Baues und der Einrichtung mittelalterlicher Burgen genügt, zumal dieselbe auch das kriegerische, häusliche und gesellige Leben in den Burgen umfaßt, das in den genannten Werken keine Berücksichtigung gefunden hat. Die ursprüngliche Arbeit des Verfassers blieb unangetastet; als Anhang wurde ihr eine detaillirte historische und architektonische Beschreibung der sechs Donauburgen Krempelstein, Dichtenstein, Wesen, Falkenstein, Rannariedl, Maesbach und der Burg Wildberg bei Linz angefügt.

* Der Wirkl. Geh. Admiralitätsrath und Director der deutschen Seewarte in Hamburg, Dr. Georg Neumayer, der bekannte geographische Forscher (geb. zu Kirchheimbolanden in der bayer. Pfalz), wird am 21. Juni 1896 sein 70. Lebensjahr vollenden. Aus diesem Anlaß hat ein Comité von deutschen Gelehrten und Freunden der Erdkunde beschlossen, eine Portraitbüste des Gefeierten aus carrarischem Marmor anfertigen zu lassen. Etwaige Ueberschüsse würden zur Prägung einer Neumayer-Medaille verwendet werden, die an verdiente Forscher im Einverständniß mit Hrn. Neumayer bei bestimmten Anlässen vertheilt werden soll. Geheimrath Bütow, Berlin SW., Zimmerstr. 90, Schatzmeister der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, nimmt Beiträge entgegen.

* Die Reihenfolge der Universitäten des Deutschen Reichs nach der Besuchsziffer stellt sich für das laufende Wintersemester folgendermaßen: Berlin zählt 5368 Studirende (außerdem 292 Hospitanten, darunter 40 Frauen, 256 Studirende der militärärztlichen Bildungsanstalten, 1935 Studirende der Technischen Hochschule, 132 Studirende der Bergakademie, 525 Studirenden der Landwirthschaftlichen Hochschule, 415 Studirende der Thierärztlichen Hochschule, 280 Studirende der Akademie der Künste, im ganzen zum Hören von Vorlesungen Berechtigte 9203); München 3621, Leipzig 3019; Bonn 1631; Halle 1488; Breslau 1390; Würzburg 1365; Tübingen 1138; Erlangen 1116; Freiburg 1036; Heidelberg 1026; Straßburg 1004; Marburg 888; Göttingen 870; Greifswald 807; Königsberg 712; Jena 682; Gießen 558; Kiel 538; Rostock 426; Akademie Münster 434. Im ganzen studiren also gegenwärtig an den deutschen Hochschulen einschließlich der Akademie Münster 29,117 junge Männer, und zwar 2917 evangelische Theo-

logie, 1450 katholische Theologie, 7943 Rechtswissenschaft, 7967 Heilkunde, 8840 philosophische Wissenschaften. Deutsche 26,823, Ausländer 2294. Von den schweizerischen Universitäten deutscher Zunge zählen Zürich 668, Basel 410 Studirende.

* **Gießen.** An Stelle des nach Breslau berufenen Romanisten Prof. Dr. Paul Jörs hat Dr. Johannes Biermann, bisher außerordentlicher Professor in Berlin, einen Ruf als Ordinarius an die hiesige Juristenfacultät erhalten und angenommen.

* **Leipzig.** Prof. Melchior Zurstraßen, Docent für Modelliren und für Kunstgewerbe an der hiesigen Kunstakademie, ist zum Director des Leipziger Kunstgewerbemuseums ernannt worden. Die Leitung des Museums für Völkerkunde ist dem praktischen Arzte Dr. med. Bruhard Hermann Obst hierselbst übertragen worden.

* **Berlin.** Am 4. Januar beging die hiesige „Physikalische Gesellschaft" die Feier ihres 50jährigen Bestehens. Ihre Grünoung bezeichnete einst den endgültigen Broch der deutschen Naturwissenschaft mit der sog. Naturphilosophie in ihren hegelianischen Ausläufern. Nach und nach haben der Gesellschaft sämmtliche bedeutende Physiker Deutschlands angehört und sie ist vorbildlich gewesen für die später begründeten Gesellschaften in Rußland, England, Frankreich u. s. w. Von den Gründern der Gesellschaft wohnte nur Geh. Rath du Bois-Reymond der Feier bei. Der zweite noch lebende Gründer, Prof. Karsten in Kiel, war durch sein hohes Alter am Erscheinen verhindert. Die Redacteure der Zeitschrift, die Proff. Börnstein und Aßmann, überreichten den 50. Band der „Fortschritte der physikalischen Wissenschaft". Der vornehmste Theil der Feier bestand aus einer Reihe sehr interessanter Demonstrationen. Der Director des physikalischen Instituts, Prof. Warburg, wiederholte die Versuche von Hertz, Prof. Arthur König zeigte zum ersten Male vor einem größeren Kreise die interessanten Entladungserscheinungen des Sehpurpurs, Prof. Vogel von der technischen Hochschule führte Versuche über Farbenempfindung vor, andere Demonstrationen betrafen den Wechselstrom und sonstige Erscheinungen der Elektricität und knüpften an die im Saal aufgestellten Instrumente an. Aus Anlaß des Jubiläums wurden du Bois-Reymond und v. Bezold durch Ordensverleihung ausgezeichnet, der Privatdocent Dr. Heinrich Rubens mit dem Prädicat „Professor" bedacht.

* **Berlin.** Geh. Rath Prof. Dr. Adolf Kirchhoff feierte am 6. Januar seinen 70. Geburtstag. Im Namen seiner Schüler und Freunde begrüßte ihn der Generaldirector der Museen, Geh. Rath Dr. Schöne, mit einer Ansprache, in der er Kirchhoffs dem griechischen Alterthum gewidmete Forschungen und seine Verdienste um die Fortführung des von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Corpus Inscriptionum Graecarum würdigte und des fruchtbaren Einflusses gedachte, den Kirchhoff auf die künftigen Gymnasiallehrer ausgeübt, sowie der treuen Theilnahme, die er stets seinen Freunden und Schülern entgegengebracht. Professor Schröder vom Joachimthal'schen Gymnasium, der Stätte, an der auch der Jubilar von 1846 bis 1865 als Lehrer gewirkt, überreichte sodann das Verzeichniß der Schüler und Freunde, welche sich an der Stiftung einer Marmorbüste des Gefeierten betheiligt haben. Leider ist die Ausführung der Büste durch Erkrankung des Bildhauers Martin Wolff verzögert, so daß die Ueberreichung selbst noch nicht stattfinden konnte. Größere Ehrungen sind für den 4. Februar, die 50. Wiederkehr des Tages der Doctorpromotion, geplant.

* **Breslau.** Mit Rücksicht darauf, daß die Herstellung eines aseptischen Operationssaales für die hiesige chirurgische Universitätsklinik in Aussicht genommen ist, hat Regierungsbaumeister Buchwald den Auftrag erhalten, eine Informationsreise nach Berlin, Hamburg und Kiel zur Besichtigung ähnlicher Operationsräume zu unternehmen. Auch der Director der chirurgischen Klinik, Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Mikulicz, wird sich an der Reise betheiligen. — Der Gerichtsassessor Dr. Teäger in Berlin hat den Auftrag erhalten, die Vorlesungen des verstorbenen Professors Dr. Schott, soweit dieselben nicht bereits von Prof. Dr. Leonhard übernommen worden sind, hierselbst für das laufende Wintersemester zu übernehmen und zu Ende zu führen.

* **Budapest.** Das „Pester Amtsblatt" veröffentlichte jüngst einen sehr interessanten Erlaß des ungarischen Cultusministers Dr. Wlassics an die Senate der Universitäten in Budapest und Klausenburg, betreffend die Zulassung der Frauen zum Studium an den philosophischen und medicinischen Facultäten der genannten Hochschulen. Der Erlaß verbreitet sich im allgemeinen über die Frage des Frauenstudiums und verweist auf die Umwandlung der socialen Verhältnisse und die Erschwerung des Kampfes ums Dasein, welche die den gebildeten Ständen angehörenden Frauen in immer größerer Zahl nöthigt, an diesem Kampfe theilzunehmen und die Ruhe des Familienlebens mit der schweren, ermüdenden Arbeit um das tägliche Brod zu vertauschen. Mit der Erweiterung der Bildung der Frauen erschlossen sich denselben auch solche Berufskreise, für welche ein gewisser Grad wissenschaftlicher Vorbildung gefordert wird und welche früher ausschließlich von Männern bekleidet wurden. Mit der Vermehrung der Zahl der zur Selbsterhaltung genöthigten gebildeten, den besseren Ständen angehörenden Frauen gewann auch die Auffassung immer mehr an Raum, daß besonders befähigte Frauen durch einen Lebensberuf, welcher gewissermaßen auf einer etwas niedrigen Stufe der Bildung und des Wissens sich bewegt, nicht mehr befriedigt werden können. Daraus erkläre es sich, daß die Frauen niemals aufgehört haben, dahin zu streben, daß der Staat ihnen auch die gelehrten Berufe im engeren Sinne des Wortes erschließe, und wer sollte es nicht fühlen, daß die principielle strenge Ausschließung des weiblichen Geschlechtes von einem Theile der wissenschaftlichen Berufe „eine jener großen wissenschaftlichen Ungerechtigkeiten und Unbilligkeiten sei", welche der Civilisation niemals zum Ruhme gereichen werden? Die Natur der Frauen verweise sie allerdings auf das Familienleben. Allein die Zulassung hervorragend begabter Frauen zu den wissenschaftlichen Berufen vermöge sie niemals an der Erfüllung des weiblichen Berufes, der Ausübung der weiblichen Tugenden, zu hindern. Der überwiegend größte Theil der Frauen werde auch in Zukunft ausschließlich in der Erfüllung ihrer Familienpflichten ihre Lebensaufgabe erblicken. Uebrigens werden auch jene Frauen, welche einen wissenschaftlichen Beruf ergreifen, in der Erfüllung ihrer Familienpflichten keineswegs behindert sein. Der Minister ist überzeugt, die Zulassung der Frauen zum Studium werde der in gesellschaftlicher und moralischer Beziehung gleich schädlichen Situation ein Ende machen oder sie wenigstens mildern, wonach bei der Eheschließung die Wahlhabenheit sehr häufig allein den Ausschlag gibt und die arme, obgleich persönlich in jeder Beziehung hervorragende Frau von dem Familienleben ausgeschlossen bleibt, indem dann diese Frauen befähigt sein werden, ihre Gatten bei der Erhaltung der Familie zu unterstützen. Der Minister verweist sodann auf die bisherigen Erfolge der ungarischen Frauen auf künstlerischem und schriftstellerischem Gebiete und die kaiserliche Entschließung vom 18. November, nach welcher die Frauen zum Studium an den philosophischen und medicinischen Facultäten, sowie den pharmaceutischen Lehrcursen von Fall zu Fall zugelassen werden sollen. Das Hauptziel, welches dabei im Auge zu behalten sei, bestehe darin, daß Frauen von hervorragender intellectueller Kraft und Eignung zur wissenschaftlichen Laufbahn die Möglichkeit nicht verschlossen werde, einen Beruf zu ergreifen, durch welchen sie der Menschheit nützliche Dienste leisten und sich selbst eine sichere Existenz gründen können, vor allem, wie zahlreiche Beispiele im Auslande beweisen, als Frauen- und Kinderärzte. Es sei ferner ein unabweisliches pädagogisches Erforderniß, daß von den weiblichen Professoren an den höheren Mädchenschulen und Lehrer-Präparandenschulen eine höhere Qualification als bisher gefordert werde. Der Minister bemerkt aber sofort, daß er an Gymnasien und Realschulen für die männliche Jugend weibliche Professoren nicht anzustellen gedenke.

* **Dorpat.** Die „N. D. Ztg." brachte zum Schluß eines wehmüthigen Artikels am 24. Dec. als dem 93. Stiftungstage der Universität die Stiftungsurkunde der letztern in ihren Hauptpunkten nach der officiellen Uebersetzung zum Abdruck. Das historische Actenstück wird überall bei deutschen Lesern die gleichen Empfindungen wecken:

„Wir von Gottes Gnaden Alexander I., Kaiser und Selbstherrscher von ganz Rußland u. s. w. Infolge der wohlthätigen Absichten Unseres vielgeliebten Vaters des Kaisers Paul I., glorreichen und gesegneten Andenkens, errichten Wir durch gegenwärtige Gründungs-Urkunde auf ewige Zeiten für Unser Reich, und insbesondere für die Gouvernements Livland, Estland und Kurland, eine Universität, deren Sitz wir in der Stadt Dorpat bestimmen, und weil es Uns zu sehr am Herzen liegt, dieses Heiligthum in einen blühenden Zustand zu versetzen, so nehmen wir diese Universität in unseren besonderen Schutz und Schirm. Da diese Anstalt vorzüglich die Er-

weiterung der menschlichen Kenntnisse in Unserem Reiche, und zugleich die Bildung der Jugend zum Dienste des Vaterlandes beabsichtigt, so haben Wir, zur Erreichung dieses wichtigen Zweckes, für unumgänglich nöthig erachtet, ihr die hiezu erforderlichen Mittel zu gewähren. In dieser Absicht ertheilen Wir dieser Universität folgende unbewegliche Güter und Vorrechte:

1. Wir schenken ihr den früher zur Dorpatischen Festung gehörigen Platz, der Dom genannt; den Platz der gewesenen Schwedischen Kirche, mit den beiderseitigen Zubehörden und außerdem nun den Krongütern 240 Livländische Haken Schwedischer Revision. Weil aber die Universität nicht auf einmal von diesen Gütern Besitz nehmen kann, so weisen Wir ihr, bis zur Erledigung derselben, ein jährliches Einkommen von 120,000 Rubel Bank-Assignationen aus dem Reichsschatze an, von dem 23. April d. J. als von dem Eröffnungstage dieser Universität an gerechnet, dergestalt, daß, sowie die Universität in den Besitz dieser erledigt werdenden Güter tritt, der Reichsschatz von der obenerwähnten Summe für jeden Haken 500 Rubel Bank-Assignationen abzuziehen hat. — 2. Jede Adels-Corporation der drei obenerwähnten Gouvernements, welche zur Errichtung dieser Universität beitragen wird, hat das Recht, einen Curator, zur Führung der ökonomischen Geschäfte bei der Universität, zu ernennen. Diese Curatoren werden, so lange sie in Thätigkeit bleiben, zur fünften Classe gerechnet; ihre Pflichten werden im Statute der Universität bestimmt. — 3. Die Universität führt, gemeinschaftlich mit den Curatoren, die Verwaltung der ihr geschenkten Güter, und verfügt auch, unter Oberaufsicht des Ministers der Aufklärung, über alle ihre Einkünfte, indem sie diesem durch das Mitglied der Schul-Commission, dem die besondere Fürsorge für die Universität, Unserem Ukase vom 8. September dieses Jahres gemäß, übertragen werden wird, jährlich von allem eine Rechnung abgibt, die auch dem Publikum durch den Druck bekannt zu machen ist. — 4. Die Universität steht unter dem Ministerium der Aufklärung und dem Mitgliede der Schulcommission, dem die Sorgfalt für diese Universität besonders aufgetragen wird. Uebrigens hat sie das Recht, alle für nützlich erachteten Veränderungen in ihrer inneren Verfassung, insofern es ihre Einkünfte erlauben, selbst vorzunehmen; worüber indessen dem Minister der Aufklärung durch das Mitglied der Schulkommission derjenigen Abtheilung, zu welcher die Universität gerechnet wird, zur Bestätigung Bericht erstattet werden soll. — 5. Die Universität ertheilt, nach Art der ausländischen Universitäten, akademische Grade oder Würden. Die von derselben geprüften und graduirten Candidaten haben das Recht, zu allen Aemtern in ihrem Fach zu gelangen, ohne sich einer anderen Prüfung zu unterwerfen. — 6. Die Universität hat ihre innere Gerichtsbarkeit und volle obrigkeitliche Autorität über alle Mitglieder und Untergebene und deren bei der Universität gegenwärtige Familien, sowohl in persönlichen Angelegenheiten, als auch in Schuldsachen. — 7. Die Universität hat ihre eigene Censur für alle von ihr, oder einem ihrer Mitglieder herauszugebende Schriften, wie für die von ihr, zu ihrem Gebrauche, aus dem Auslande verschriebenen Bücher. Die Einfuhr derselben ist, sowohl zu Wasser, als auch zu Lande, ungehindert erlaubt. — 8. Die Universität hat eine Buchhandlung und eine Buchdruckerei zu ihrer völligen Verfügung. Die dazu gehörigen Personen stehen unmittelbar unter der Universität und genießen die der Universität ertheilten Privilegien. — 9. Die Universität wählt mit Unserer Bestätigung aus den Professoren den Rector. Die Professuren, Lehrer und Beamten aber, ebenfalls von dem Universitäts-Conseil erwählt, und durch das fürsorgende Mitglied vorgestellt, bestätigt der Minister der Aufklärung. — 10. Weil der Rector besonders verpflichtet ist, für die Erhaltung der guten Ordnung bei der Universität in allem zu wachen, so wird ihm das Recht ertheilt, in wichtigen Fällen von dem Chef des Militärs Hülfe zu fordern. — 11. Alle ausländischen Professoren und Beamten der Universität sind auf immer von jeder persönlichen Abgabe befreit, und haben das Recht, aus Reich zu verlassen ohne irgend eine Vermögens-Steuer an die Krone zu entrichten. Bei ihrem Eintritte in das Reich darf jeder von ihnen Güter aber Sachen, 3000 Rubel an Werth, zollfrei mit sich hereinführen oder nach seiner Ankunft verschreiben. — 12. Für die ersten 10 Jahre bestimmen Wir den jährlichen Gehalt eines ordentlichen Professor auf 2000 Rubel Bank-Assignationen, der Rector erhält den vierten Theil als Zulage und der Dekan jeder Facultät den zehnten Theil des obenerwähnten jährlichen Gehalts. — 13. Jeder Professor, der 25 Jahre lang seinem Amte mit Eifer und Fleiß vorgestanden hat, erhält, wenn er nicht länger an der Universität zu bleiben wünscht, aus den Einkünften derselben seinen Gehalt als lebenslängliche Pension, und kann ihn genießen, wo er es für gut befindet. Ebenso erhalten diejenigen Professoren und Lehrer, welche nach dem Zeugniß des Universitäts-Conseils wegen irgend einer unheilbaren Krankheit ihrem Dienste nicht mehr vorzustehen im Stande sind, die Hälfte ihres Gehaltes; aber für ausgezeichnete Verdienste und auf ein besonderes Zeugniß der Universität wird ihnen ihr ganzer Gehalt als Pension zuerkannt."

Art. 14. enthält die Bestimmung über die Pension der Wittwen, Art. 15. über den Rang der Professoren, Art. 16. über die Befreiung der Häuser der Professoren von der Einquartierung, Art. 17. über die Aufnahme und Rechte der Studirenden. Die Stiftungsurkunde schließt:

„Endlich empfehlen Wir diese Unsere Kaiserliche Universität zu Dorpat der Redlichkeit ihrer Mitglieder, der Sorgfalt ihrer Vorgesetzten, der Achtung aller Unserer getreuen Unterthanen und dem Allerhöchsten Schutze Unserer Thronfolger. Zur Urkunde dessen, und um dieser Gründungsurkunde für die Zukunft die gesetzliche Kraft und Festigkeit zu ertheilen, haben Wir allergnädigst geruht, sie Allerhöchst Eigenhändig zu unterschreiben, und befohlen, sie mit dem Reichssiegel zu bekräftigen, und dieses Original dem Universitäts-Conseil zur ewigen Aufbewahrung zu übergeben. — Gegeben in der Residenzstadt St. Petersburg, am 12. Dec. (A. St.) 1802. Alexander. — Contrasignirt: Minister der Volksaufklärung Graf Peter Sawadowski."

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 3. bis 5. Januar folgende Schriften eingegangen:

Henri Pensa: L'Égypte et le Soudan égyptien. Paris, Hachette et Cie. 1895. — Nochmals die braunschweigische Thronfolgefrage; ein Wort zum Frieden von einem Braunschweiger. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1896. — Dr. M. Schwalb: Beichtgeheimniß und Zeugnißpflicht; Entgegnung auf Dr. Joders Schrift. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1896. — Julius Juns: Das Anerbenrecht für die Rentengüter; kritische Bemerkungen über den Gesetzentwurf. Frankfurt a. M. H. Bechhold 1895. — Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. XX. Jhgg. Statistik des Jahres 1893; hggb. v. R. Böckh. Berlin, P. Stankiewicz 1895. — Minerva: Jahrbuch der gelehrten Welt, hggb. v. Dr. R. Koiuio u. K. Trübner. V. Jhgg. 1895/96. Straßburg, Karl J. Trübner 1896. — Ernst Moetin: Das Wörterbuch der elsässischen Mundarten. (Sep.-A.) Straßburg, H. L. Kayser 1895. — Rochus Schmidt: Deutschlands colonisle Helden und Pioniere der Cultur im schwarzen Continent. I. Bd. Braunschweig, Albert Limbach 1896. — Otto Warschauer: Gesch. des Socialismus und Communismus im 19. Jhdt. III. Abth. Louis Blanc. Berlin, Hermann Bahr 1896. — Georg Brandes: Das junge Deutschland; übers. v. A. v. d. Linden. (Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jhdts. Bd. VI.) Leipzig, H. Barsdorf 1896. — Scherr: Illustrirte Geschichte der Weltliteratur. Lfg. 15—20. Stuttgart, Franckh. — Gemsen-Eier; Alpin-humoristisches in Wort u. Bild. Kempten, Jos. Kösel. — Die evangelischen Missionen; illustr. Familienblatt, hggb. v. Julius Richter. II. Jhgg. 1896. Heft 1. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Verlag von Hermann Bahr's Buchhandlung (K. Hoffmann) in Berlin W. 8.

Soeben erschien die dritte Abtheilung der

Geschichte des Socialismus und Communismus

im

19. Jahrhundert

von

Professor Dr. Otto Warschauer.

Louis Blanc. Preis 3 Mark.

Die bisherigen Abtheilungen behandeln Saint-Simon nebst den Saint-Simonismus, sowie Fourier, seine Theorie und Schule. Jede Abtheilung bildet ein abgeschlossenes Ganze und ist einzeln käuflich. (665)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 8. Januar. Nummer 5.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.
Warum herrscht in Altbayern bäuerlicher Grundbesitz? II. Von Lujo Brentano. — Mittheilungen und Nachrichten.

Warum herrscht in Altbayern bäuerlicher Grundbesitz?

Von Lujo Brentano.

II.

Das bayerische Landrecht von 1616 enthält Tit. 22 Art. 4 die Bestimmung, welche den Grundherren das Bauernlegen ausdrücklich gestattet. Es heißt da: „es mag ein jeder Hofmarchs-Herr einen großen oder kleinen Hofbau, wenn er zuvor gleich keinen gehabt hätte, wol anstellen, nach seiner Gelegenheit.“

Was war die Gelegenheit?

1. Der Hofmarchsherr erwarb andere Höfe durch Kauf und verwandelte sie in einen Hofbau. Oder — quod frequentius est, sagt Baron Schmid[1]) — 2. der Hofmarchsherr that einen Hof, der ihm wieder zugefallen war — ein Erbrechtsgut, das heimfällig geworden, ein Leibrechtsgut beim Tod des Leibrechters, ein Freistift durch Kündigung und Rückzahlung der vom Freistifter gezahlten Ansahrt — nicht wieder aus.

Auf diese Weise war dem bayerischen Hofmarchsherrn also seit 1616 ausdrücklich gestattet, einen neuen Hofbau zu errichten und seinen bestehenden zu erweitern. Dabei blieb es, so lange die Grundherrlichkeit in Bayern bestand. In Bayern war also das Gesetz bis zuletzt entgegengesetzt dem von 1749 bis 1807 in Preußen gültigen. Hier war das Bauernlegen verboten, in Bayern war es erlaubt.

Warum hat sich gleichwohl in Bayern ein landwirthschaftlicher Großbetrieb nicht entwickelt?

Nicht weil die Grundherren zu gutmüthig waren, um Bauern zu legen. In den Schriften seit dem 17. Jahrhundert lesen wir fortwährend von der saevitia dominorum; sie werden wieder und wieder an die ewigen Höllenstrafen erinnert, und bis in die Mitte dieses Jahrhunderts klagen die Bauernpetitionen über die Tyrannei ihrer Zwingherren. Auch nicht, weil der für einen Großbetrieb unentbehrliche Absatz fehlte; Bayern exportirte damals Getreide nach Oesterreich, der Schweiz und nach Schwaben. Auch nicht wegen zu großer Vornehmheit. Baron Schmid berichtet von Versuchen zu Anfang des 17. Jahrhunderts, Hofbäue zu erweitern. Auch sieht man nicht ein, warum die bayerischen Hofmarchsherren, selbst wenn sie sich für zu vornehm für den landwirthschaftlichen Großbetrieb gehalten hätten, denselben nicht unbeschadet ihrer Vornehmheit durch Pächter hätten ausüben lassen können, ebenso wie er in Brandenburg und Preußen auf den landesherrlichen Domänen und den Gütern der Corporationen durch Pächter ausgeübt wurde. Alle diese und ähnliche Gründe, wie man sie hie und da geltend gemacht hat, treffen nicht zum Ziel. Zur Erklärung dienen vielmehr meines Ermessens folgende Thatsachen:

1. Vor allem die Vertheilung des Grundeigenthums. Die im Jahre 1800 von Franz v. Krenner veröffentlichte Statistik der Grundeigenthumsvertheilung im Jahre 1760, die nach Hazzi auch für den Anfang des 19. Jahrhunderts noch zutraf und wahrscheinlich seit Beginn des 17. Jahrhunderts ebenso bestand, ergibt die in umstehender Tabelle aufgeführten Zahlen[1]).

Demnach standen also im 18. Jahrhundert noch nicht einmal ganze 24 Procent der Bauernhöfe im Obereigenthum des Adels. Von den übrigen waren 3.9 Proc. freieigener Besitz der Bauern und 0.6 Proc. Besitz von Hintersassen anderer Bauern; diese 4.5 Proc. kommen für unsre Frage von vornherein außer Betracht. Deßgleichen wäre an die Errichtung landwirthschaftlicher Großbetriebe durch Einziehen der 2.15 Proc. der Bauernhöfe, welche den weltlichen Corporationen und Stiftungen gehörten, wohl erst dann zu denken gewesen, nachdem von anderer Seite das Beispiel gegeben worden. Dagegen gehörten 13.67 Proc. der Bauernhöfe dem Landesherrn, und die große Masse gehörte der Kirche.

[1]) Commentarii ad jus municipale Bavaricum, Monachii 1695. Ad Stat. Bavar. Tit. 22, art. 4.

[1]) Das Churfürstlich pfalzbairische Regierungs- und Intelligenzblatt von 1800 S. 12—14 enthält unter dem Titel „Beitrag zur Bairischen Staatskunde“ umstehende vom kurf. bayer. geh. Finanzreferendär Franz v. Krenner mitgetheilte Angaben über die Grundbesitzvertheilung in Bayern mit Einschluß der Grafschaft Cham, aber ohne obere Pfalz, ohne die bayerischen Herrschaften in Schwaben und ohne die Reichspflege Wörth. Sie sind den landgerichtlichen und hofmarchischen Hofanlagsbüchern des Jahres 1760 entnommen. Ich habe dieselben statt nach staatsrechtlichen Gesichtspunkten, wie bei Krenner, hier so geordnet, wie das für die hier angestellte Betrachtung von Bedeutung ist, und das Procentverhältniß der einer jeden Art von Grundherrn gehörigen unterthänigen Familien und Höfe, sowie die Durchschnittsgröße des in den verschiedenen Kategorien auf je eine Familie kommenden Hofes berechnet. Das letztere ist nur ein Nothbehelf. Viel werthvoller wäre es, wenn wir wüßten, wie viel ganze, halbe, drittel, viertel, achtel, sechzehntel und zwei- und dreißigstel Höfe auf jede Kategorie kommen. Allein derartige, für die Erkenntniß wirklich brauchbare Angaben finden sich nur in den Arbeiten der Privatstatistiker, wie z. B. in der Statistik Dachau's von Westenrieder. Die amtliche Statistik hatte schon damals die Gepflogenheit, ihre Angaben nur in Gesammtsummen zu veröffentlichen, die es unmöglich machen, ein klares Bild zu gewinnen. So hat Krenner die verschiedenen ganzen, halben u. s. w. Höfe zu einer Gesammtsumme von ganzen Höfen addirt, und es läßt sich daher nur die durchschnittliche Größe des auf je eine Familie kommenden Hofes für die verschiedenen Kategorien angeben. Auch diese Durchschnittsgröße aber ist von Interesse. Sie zeigt, daß die Höfe der den nichtständischen Klöstern und geistlichen Gemeinden gehörigen Bauern am größten waren; an 4. Stelle kamen die Höfe der kurfürstlichen Bauern, erst an 9. Stelle die der Bauern des landständischen Ritter- und Adelstandes; an vorletzter Stelle kamen — weil hier die altgermanische gleiche Erbtheilung durch die Grundherrlichkeit nicht beschränkt war — die Höfe der freieigenen Bauern, und noch kleiner waren nur die solcher Bauern, welche „anderen weltlichen mit Rittersitzen nicht begüterten Grundherrn, Dorfgemeinden oder auch Bauern“ gehörten. Dies waren wohl zumeist die Höfe jener „Hintersassen“, welche die ganzen und halben Bauern anzusiedeln das Recht hatten. Nach Hazzi's Statistischen Aufschlüssen über das Herzogthum Bayern II, 2 S. 97 ff. konnte sich der Besitz des ständischen Ritter- und Adelstandes i. J. 1802 mit dem der bayerischen Kloster nicht entfernt vergleichen. Unter den letzteren gab es 43, welche mehr als 100 Höfe besaßen, darunter Niederaltaich mit 731 und Tegernsee mit 403 Höfen; ähnlich groß war der Besitz der Collegiatstifte, während nur 8 Familien des landsässigen Adels mehr als 100 Höfe besaßen. Riesig waren ferner die Besitzthümer der ausländischen geistlichen Stände in Bayern.

	Familien		Höfe		Auf 1 Familie kommen Höfe.	Reihenfolge nach der Durchschnittsgröße der einzelnen Höfe.
	Absolute Zahl	in %	Absolute Zahl	in %		
I. Sr. kurfürstlichen Durchlaucht Kastenamtsunterthanen, Grundunterthanen in kurfürstl. Hofmarchen und Lehenunterthanen Summa I.	13479	11.64	4074.04	13.67	0.377	IV.
II. Geistliche Unterthanen						
A. des landständischen Prälatenstands mit Einschluß der Collegiatstifter, des Johanniter-Ordens in Bayern, Damenstiftes und der Universität	31831	27.5	9523.73	31.95	0.299	VI.
B. der ausländischen Geistlichkeit, Hochstifter, Domcapitel, Klöster, Kirchen ꝛc.	10537	9.1	3247.72	10.9	0.308	V.
C. der nichtständischen Klöster und geistlichen Gemeinden	642	0.54	305.79	1.2	0.477	I.
D. der Kirchen	11807	10.17	2390.45	8.0	0.203	X.
E. der Pfarrer und Beneficiaten	3893	3.35	1151.29	3.8	0.295	VII.
Summa II.	58710	50.66	16618.98	55.85	0.283	
III. Unterthanen weltlicher Corporationen und Stiftungen.						
A. der Stadt- und Marktskammern (außerhalb des Burgfriedens)	170	0.14	73.66	0.25	0.433	II.
B. der Spitäler, Armenhäuser, Almosenämter u. dgl.	1163	1.00	481.55	1.6	0.415	III.
C. der Brüderschaften und Zünfte	357	0.37	96.52	0.3	0.27	VIII.
Summa III.	1690	1.51	651.73	2.15	0.385	
IV. Unterthanen anderer weltlicher, mit Rittersitzen nicht begüterter Grundherrn, Dorfsgemeinden oder auch Bauern Summa IV.	1583	1.35	194.89	0.6	0.123	XII.
V. Unterthanen des ständischen Ritter- und Adelstands Summa V.	32974	28.48	7106.20	23.83	0.215	IX.
VI. Freieigene Güter ohne Grundherrschaft Summa VI.	736	0.36	1162.09	3.9	0.157	XI.
Summa I, II, III und IV.	75462	65.16	21539.64	72.27	0.285	
Summa Summarum I—VI:	115777	100.00	29807.93	100.00	0.257	

Was nun die landesherrlichen Urbarsgüter angeht, so zeigt das Gutachten[1]) der Räthe Albrechts V., daß man in Bayern schon im 15. Jahrhundert statt auf Erweiterung der Hofbäue auf die Verwandlung der Leibrechts- und Freistiftgüter in Erbrechtsgüter bedacht war. Man versprach sich davon vielerlei Nutzen: 1) Die Mehrung der Gilt und daß dieselbe ohne Abgang beständig wäre; 2) die große Summe, die man für die Erbrechte erlöste; 3) die Todfälle und Reichnisse; 4) die Mehrung der Landsteuern, wovon dem Fürsten und der Landschaft großer Nutzen erwachse. Man findet hier also eine überraschend frühe Vertretung der Anschauungen, die in Brandenburg im 18. Jahrhundert zur Herrschaft gelangten; allerdings scheint die Maßregel nicht zur Ausführung gekommen zu sein. Dagegen hören wir — mit Ausnahme eines Falles[2]) im Jahre 1597 — auch nichts von Bauernlegen zum Zweck der Vergrößerung eines herzoglichen Hofbaues. Das 17. Jahrhundert brachte dann den dreißigjährigen Krieg; während desselben war man dankbar für jeden Bauern, der auf seinem Bauernhof blieb, und nach demselben bemühte man sich viel mehr um die Wiederbesiedelung der heimgefallenen Güter[3]) als um deren Einziehung. Noch weniger war die Zeit der österreichischen Occupation während des spanischen Erbfolgekriegs geeignet, durch Einziehung von Bauernhöfen auf kurfürstlichem Grund und Boden landwirthschaftliche Großbetriebe zu begründen. Nicht lange nach Wiederherstellung des Friedens bemüht sich aber das Mandat von 1723 „zur Vermehrung der Unterthanen und eigenen Cameralgefälle" des Landesfürsten „die Bau- und Mannschaft bei dermalig ohnedem volkreicher Welt" durch Ansiedelung auf dem „unnütz ungebrauchten und ödliegenden Erdreich" „mehrers" unterzubringen. Es lag also ebensowenig in der Politik der bayerischen Kurfürsten des 17. und 18. Jahrhunderts wie in der der preußischen Könige, durch Bauernlegen landwirthschaftliche Großbetriebe einzurichten.

Aber weit wichtiger als der kurfürstliche Besitz war der enorme Besitz der Kirche; umfaßte derselbe doch nahezu 56 Proc. sämmtlicher Bauernhöfe. Auch sollen die Klöster die größten Hofbäue besessen haben. Allein groß scheinen dieselben auch nicht gewesen zu sein, wenigstens wenn wir die übrigen Klöster noch dem von Polling beurtheilen dürfen. Nach Hazzi[4]) besaß Polling im Jahr 1802 128 Bauernhöfe; sein Hofbau aber wurde bei der Säcularisation in nur zwei Anwesen und das gegenwärtige Pfarrwiddum zertrümmert.[5]) Die Zeiten, da die Klöster die Pioniere des landwirthschaftlichen Fortschritts gewesen, lagen weit zurück. Geistliche Verwaltungen wie die in dem an Bayern grenzenden Hochstifte Kempten müssen für den Zeitraum, den wir hier im Auge haben, in jeder Beziehung als Ausnahmen betrachtet werden — sowohl hinsichtlich der Bedrückung der Bauern,[6]) die dort bekanntlich den Anstoß zum Ausbruch des Bauernkriegs gab, als auch was die kühne Initiative angeht, die sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in der durch die Natur des Bodens gebotenen, systematisch durchgeführten Vereinödung[7]) äußert. Das regelmäßige Merkmal der kirchlichen Verwaltung war vielmehr milde Handhabung der zustehenden Rechte, aber Festhalten an dem Ueberkommenen. Aehnlich wie Rambaud von Frankreich berichtet, daß die letzten französischen Bauern in Leibeigenschaft am Vorabend von 1789 die Leibeigenen des Capitels von Saint-Claude im Jura gewesen seien, wissen Reisende „durch den bayerischen Kreis" von einem wirklichen Vorkommen der im 18. Jahrhundert in Bayern noch zu Recht bestehenden Leibeigenschaft nur aus dem sogenannten Pfaffenwinkel zu berichten.[8]) Aber diese Leibeigenschaft war mild; mit 45 Kreuzern konnte man sich davon loskaufen. Derselbe Zug beherrscht auch sonst die Wirthschaft der Geistlichkeit; und wenn es richtig ist,

[1]) Vgl. Riezler, Zur Würdigung Herzog Albrechts V. von Bayern. München 1894. S. 12.

[2]) Vgl. Freyberg, Pragmatische Geschichte der bayr. Gesetzgebung und Staatsverwaltung II, 237.

[3]) Vgl. Freyberg a. a. O.

[4]) Statist. Aufschlüsse II 2, S. 112.

[5]) Hartwig Peez, Der Haushalt des Klosters Polling im 18. Jahrh., im Jahrb. für Münchener Geschichte IV, Bamberg 1890. S. 318.

[6]) Vgl. Ranke, Deutsche Geschichte II, 131.

[7]) Vgl. die leider jedes historischen Geistes entbehrende Schrift von H. Ditz, Geschichte der Vereinödung im Hochstift Kempten. 1865.

[8]) Pezzl, Reise durch den bayerischen Kreis. Salzburg 1784. S. 139 ff.

was gesagt wird,[1]) daß „Unbeweglichkeit des Grundbesitzes und Anhänglichkeit an denselben zwei Dinge seien, die der Oberschwabe nicht kennt", so äußert sich darin, sowie in dem noch mehr als gewöhnlich ausgebildeten zähen Festhalten am Ueberkommenen bei dem bayerischen Bauern vielleicht noch eine Nachwirkung der Verschiedenheit des Charakters ihrer früheren beiderseitigen Grundherrschaften. Die bayerischen Klöster pflegten ihren Hofbau durch einen Pater Oeconomus bewirthschaften zu lassen; und wenn wir auch die Anklage der zeitgenössischen Schriftsteller[2]) über die ökonomische Unwissenheit dieser Klosterökonomen für einseitig und übertrieben halten wollen, so zeigt doch selbst Pezz' Schilderung der Klosterökonomie von Polling, daß sie alles eher als Neuerer waren. Ihr ganzes Streben ging dahin, die Klosterwirthschaft in üblicher Weise fortzubetreiben und für das richtige Eingehen der überkommenen Abgaben und Dienste zu sorgen. Selbst wenn sie noch so verschuldet waren — und dies kam nicht selten vor —[3]) und dem entsprechend eine rentablere Betriebsweise angezeigt gewesen wäre, mußten aber außerdem die Rücksichten auf Erhaltung des religiösen Einflusses von allen Aenderungen abhalten, welche die Bauern aufgebracht hätten.

Somit war vermöge der Grundeigenthumsvertheilung bei 76.17 Procent der bayerischen Bauernhöfe das Bauernlegen von vornherein ausgeschlossen.

2. Was nun die 7106 Bauernhöfe angeht, die sich in Händen des Ritter- und Adelstands befanden, so bestand ein Theil derselben aus „einschichtigen Höfen". So nannte man die Bauernhöfe, welche fern von der Hofmark, deren Herrn sie gehörten, als Enclaven in das Gebiet der landesherrlichen Gerichtsbarkeit „eingeschichtet" lagen. Daß die Zahl dieser Höfe eine sehr beträchtliche war, können wir daraus schließen, daß der bayerische Adel einen so großen Werth darauf legte, seine Gerichtsbarkeit auf diese seine einschichtigen Höfe auszudehnen, daß er gegen Verleihung dieser Gerichtsbarkeit — die sog. Edelmannsfreiheit — sich bereit erklärte, dem Herzog Albrecht V. 800,000 fl. zur Deckung seiner Schulden zu bewilligen. In der Statistik Hazzi's finden wir bei der Beschreibung fast jeden Gerichtes eine Mehrzahl solcher einschichtiger Höfe als im Obereigenthum verschiedener Herren befindlich aufgeführt, leider nicht so vollständig, um ihr Verhältniß zu den geschlossenen Hofmarchen genau feststellen zu können. Vielleicht, daß dieser Streubesitz eine Folge davon war, daß in Bayern der Proceß der Ergebung der ursprünglich freien Bauern an einen Grundherrn nur allmählich stattgefunden und sich der Einzelne bei diesem Jahrhunderte währenden Processe bald dem einen, bald dem andern benachbarten großen Herrn ergeben hatte. In Preußen dagegen hatten die Ritter, wie wir gesehen haben, die deutschen Bauern entweder zur Besiedelung der großen zusammenhängenden Strecken, mit denen sie belehnt worden waren, herangezogen; oder wo sie sich den gleichzeitig mit ihnen angesiedelten Bauern nachträglich als Grundherren aufgedrängt hatten, fand dies innerhalb relativ kürzerer Zeit statt; hier umfaßten dementsprechend die Grundherrschaften die Bauern einer Gemarkung (oder mehrerer Gemarkungen) insgesammt und lückenlos. Wie Professor Knapp, dem ich den Hinweis auf die letztere Thatsache verdanke, bemerkt, mußte der Streubesitz von Bauernhöfen ihre Verwandlung in einen landwirthschaftlichen Großbetrieb sehr erschweren. In der That heißt es im bayerischen Landrecht von 1616: „Wurden sie" (die Unterthanen) „aber zu dem Hofbau von einer Hofmarch in die ander, oder von den einschichtigen Gütern erfordert, seyn sie zu solchem Hofbau über ein Meil ungefährlich zu kommen nit schuldig." und der Commentar des Baron Schmid erläutert diese Stelle dahin, daß der Hofmarchsherr von den einschichtigen Unterthanen auch nicht etwa statt der zum Hofbau nöthigen Dienste einen Ersatz in Geld, damit er Taglöhner dinge, beanspruchen könne.

3. Immerhin blieben dem Ritter- und Adelstand noch genug geschlossene Hofmarchen, daß er durch Einziehung der dazu gehörigen Bauernhöfe landwirthschaftliche Großbetriebe hätte begründen können, die etwa 15—20 Procent der Bodenfläche umfaßt hätten. Aber auch dies war ihm nicht möglich, und zwar bestand das Hinderniß hier in der Arbeitsverfassung. Die Errichtung eines neuen Hofbaus und die Erweiterung eines bestehenden waren an solche Bedingungen geknüpft, daß sie bei der bestehenden Arbeitsverfassung nicht stattfinden konnten.

Hier ist vor allem auf einen gewaltigen Unterschied zwischen dem ostelbischen Deutschland und Altbayern aufmerksam zu machen. Jene böse Vorschrift, welche im Jahre 1484 mit dem Verlangen der märkischen Ritterschaft begann, daß kein Bauer von seinem Hofe abziehen dürfe, ohne einen Gewährsmann zu stellen, und die sich mit Zunahme des Bauernlegens und mit der im Gefolge davon eintretenden Steigerung der „ägyptischen" Dienste von Decennium zu Decennium bis zur Verpflichtung eines jeden Bauernkindes, einen Hof anzunehmen, auswuchs, wäre in Bayern etwas Unerhörtes gewesen. Der Bauer, der aus einer Hofmarch abzieht, bedarf zwar auch hier[1]) der „Urkund eines ehrbaren Abschieds", aber nur dem Leibeignen kann dieselbe verweigert werden. Niemals kannte man in Bayern die Pflicht zur Stellung eines Gewährsmanns. Und nichts, was den Unterschied in der Lage des bayerischen und des ostelbischen Bauern besser charakterisirt. In Bayern war nämlich gar keine Gefahr, daß der Bauer von seinem Hofe ohne Stellung eines Gewährsmanns davonlief. Hatte er doch das Recht, seinen Hof, allerdings nicht ohne Zustimmung seines Herrn, zu verkaufen; und vor allem: sein Hof war nicht mit solchen Diensten beschwert, daß er nicht einen Käufer dafür gefunden hätte oder daß es nöthig gewesen wäre, seinen Kindern den Besitz eines Hofes zwangsweise aufzunöthigen. Und daß dem so war, war wiederum die Folge der Verschiedenheit in der Verpflichtung zur Bestellung des Herrenlandes.

Obwohl nämlich dem Hofmarchsherrn das Recht auf ungemessene Scharwerke principiell zustand, wurde er doch durch das Landrecht von 1616 in der Verwendung dieser Scharwerke bei der Bestellung eines neu errichteten oder erweiterten Hofbaus beschränkt. Es heißt, der Hofmarchsherr habe folgende Ordnung fürzunehmen und den Hofbau also anzustellen:

„Nemblich daß ein jeder Mayr, der einen gantzen Hof hat, ihme jedes Jahrs zwey Joch Ackers im Winterigen unnd zwey Joch im Summerigen, aber ein Hueber halb so viel, und vier Lehner so viel wie ein Bauer, der einen gantzen Hof hat, mit aller Feldarbeit als Ackern, Egen und was sonsten zu Erbauung des Traidts zu Feld notwendig ist, bauen solle."

---

[1]) Ditz a. a. O., S. 5.

[2]) Vgl. Baierische Beyträge 1779 I, S. 178: „Die nämliche Unwissenheit in ökonomischen Dingen herrscht auch bei unsern Klöstern und Pfarrern. Die meisten baierischen Abteyen haben große und weitläufige Oekonomien; oft besteht ihr größtes Einkommen darinnen. Sie sind aber gemeiniglich übel bestellet. Der Student, so manchmal nicht weiß, wie man Brod machet, kommt ins Kloster; als Novitz und Klerikus darf er mit Gottes Erdboden nichts zu thun haben. Er wird Priester, und auf einmal, wie es seinem Oberen einfällt, Klosterökonom. Da steht der Hausvater ohne einzige Kenntniß und Erfahrung, läßt in Mayershöfen und Schwaigen herum, läßt sich von Dienstleuten Schwarz Weiß machen, geht überall den alten Schlendrian, und legt am Ende nach dem Muster der Vorfahren die Rechnung."

[3]) Vgl. Ritzler a. a. O. S. 15; Pezzl a. a. O. S. 16.

[1]) Vgl. Chlingensperg, Tractatus juridicus de jure hofmarchiali, Ingolstadii 1731, cap. 24.

Ferner: Was die Einführung des geernteten Getreides, des geschnittenen Grases und das Dungerfahren aufs Feld angeht, soll eine jede Herrschaft solche Arbeit so anstellen und austheilen, daß zwischen den Unterthanen keine sondere Ungleichheit entstehe. Was dagegen das Ernten und Zusammenstellen in Garben angeht, so sagt der Commentar des Baron Schmid, daß die Bauern dazu nicht verpflichtet seien, und der Art. 4 des Tit. 22 sagt ausdrücklich, daß der Hofmarchsherr kein Recht habe, aus Anlaß der Errichtung oder Erweiterung eines Hofbaus die Unterthanen über das oben genannte Maß zu beschweren; er solle sie so halten, daß sie nach Leistung der Scharwerke noch ihrer und der Ihrigen Nahrung nachkommen und abwarten konnten. Der Commentar Schmids fügt hinzu, daß der Herr demnach nicht mehr Scharwerke, sowohl Spann- wie Handdienste, als 1 Tag per Woche oder 50 Tage per Jahr verlangen solle.

Ferner lernen wir aus dem Commentar Schmids, daß, wenn ein Grundherr einen Hofbau errichten wollte und die Bauern die dazu nöthigen Scharwerke zu leisten verweigerten und der Herr bei diesem Widerspruch sich beruhigte, der Hofmarchsherr nach Ablauf von 30 oder 40 Jahren das Recht auf diese Dienste kraft Verjährung verloren hatte.

Es erhellt also: es war in Bayern den Grundherren erlaubt, Bauern zu legen, um einen Hofbau zu errichten oder zu erweitern. Allein sie durften zu diesem Zwecke die Scharwerke ihrer Bauern nur in beschränktem Maße heranziehen,[1]) woraus nach Baron Schmid folgt: si domini mansus tam amplus sit, ut ad illum excolendum numerus subditorum non sufficiat, quod illum defectum dominus proprio et domestico famulitio supplere vel mercenariis pro certo pretio excolendum concedere debeat; d. h. der Hofmarchsherr mußte die über das beschränkte Maß der Scharwerksleistungen seiner Bauern nöthige Arbeit durch Gesinde und Taglöhner leisten lassen. Damit war aber nicht nur der Entstehung einer „ägyptischen Dienstplage" ein Riegel vorgeschoben. Es liegt auf der Hand, daß mit jedem Bauernhof, der gelegt wurde, die Zahl der Scharwerke, die zur Bestellung des Hofbaues zur Verfügung standen, abnahm, die Zahl der Gesinde- und Taglöhnerdienste, die zur Bestellung nothwendig wurden, zunahm. Die Frage, ob und in welchem Maße Hofbäue eingerichtet und erweitert wurden, war also vor allem eine Frage der Beschaffung der dazu nöthigen Gesinde- und Taglöhnerdienste. In welchem Maße standen diese dem Hofmarchsherrn zur Verfügung?

Zunächst von den Gesindedienstlen. Wir haben gesehen, wie sich in der Mark das Recht des Ritters auf die Dienste der Bauernkinder von einer Ermahnung, der Herrschaft die Dienste zuerst anzubieten, bis zu einem Anspruch auf diese Dienste, „so lange die Kinder nicht etwas Eigenes anfangen", steigerte. Dabei zeigen die bei Mylius abgedruckten Lohnsätze für Dienstboten, daß der Lohn, den der gezwungene Knecht und die gezwungene Magd erhielten, niedriger war als der Lohn der ungezwungenen. In Mecklenburg, Pommern, in der Ukermark und im Lande Stolpe gingen die Rechte der Ritter von Anfang an auf unbeschränkte Dienste der Bauernkinder.

In Bayern hat früher ein Gesindezwang auch bestanden. Das bayerische Landrecht von 1553 besagt dies ausdrücklich, aber nur, um ihn fortan abzuschaffen und zu verbieten. Es heißt daselbst V. Buch, Tit. 12, Art. 8:

„Wiewol bisher in unserem Fürstentum an etlichen Orten durch unsere Pfleger und Richter die Knechte und Dirnen, ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen, ihnen um einen geringen Lohn bei unsern Schlössern und Hofbäuen zu dienen, oder so sie der zu ihren Diensten nicht nothdürftig gewesen, dennoch mit ihnen deshalb abzukommen und zu vertragen gezwungen sein, wollen wir doch solches füran Niemand mehr gestatten, sondern gemeiner unserer Landschaft zu Gnaden hiermit ernstlich abgeschafft haben.

„Wo auch unser Amtleute Einer oder mehr, fürohin die armen Leute deshalb anziehen oder, wie obsteht, unbillich beschweren, das uns glaublich angezeigt wurde, dieselben wollen wir alsdann mit Entsetzung ihrer Aemter oder nach Gelegenheit ihres Verbrechens in ander Weg gebührlich strafen.

„Doch sollen solche Dienstknecht und Dirnen gemeldten unseren Amtleuten bei unseren Schlössern und Hofbäuen, dergleichen auch andere Unterthanen ihren Herrschaften, wenn sie deren nothdürftig sein, um den gewöhnlichen hiervor angesetzten Lohn vor Anderen zu dienen schuldig sein."

Diese Bestimmung wurde durch die Lands- und Polizei-Ordnung von 1616, IV. Buch, Tit. 12, Art. 13, wiederholt. Der Artikel 11 desselben Titels wendet sich sogar umgekehrt gegen die Bauernsöhne und Töchter, welche wider der Eltern Willen anderswo dienen, untersagt ihnen dies und verlangt, daß sie ihren Eltern vor Anderen, und zwar umsonst — nur gegen Nahrung und Kleidung — dienen. In Bayern waren also die Kinder des Bauern nicht nur nicht zu dienen verpflichtet, sondern es wurde ihnen sogar eingeschärft, daß sie ihren Eltern vor ihrer Herrschaft zu dienen hätten. Nur, falls sie überhaupt dienen wollten, sollten sie ihre Dienste zuerst dem Hofmarchsherrn anbieten;[2]) dieser mußte ihnen aber alsdann denselben Lohn zahlen, den sie überhaupt erhielten.

Der Codex Maximilianeus brachte nun allerdings eine Aenderung. Er bestimmte (IV, Cap. 6, § 2), daß „die Jurisdictions-Unterthanen auf dem Lande sich ihrer Herrschaft, sofern sie dieselbe bedarf, sowol zum Schloß- und Hofbaue, als anderen anständigen Diensten, jedoch andergestalt nicht, als in der Hofmark und um gebräuchigen Lohn, wenigstens auf einige Jahre zu verdingen schuldig sind". Kreittmayr sagt in seinen Anmerkungen, dies sei „hier zu Land hergebracht", fügt aber bei Anführung der Verpflichtung, sich der Herrschaft zu verdingen, die Worte „vor anderen" hinzu, welche im Codex selbst fehlen. Er beruft sich ferner auf die Landes- und Polizei-Ordnung von 1616 und auf Ehlingensperg, de jure hoffmarchiali, welche beide einen weitergehenden Dienstzwang, als daß derjenige, der sich überhaupt verdingen wolle, „vor anderen" dem Hofmarchsherrn seine Dienste anbieten solle, und daß dieser den allgemein gebräuchlichen Lohn zahlen müsse, ausdrücklich bestreiten.

Nichtsdestoweniger wurde nunmehr in Bayern ein Dienstzwang ähnlich wie in Nordostdeutschland geltend gemacht. Vielleicht trägt daran Kreittmayr selbst schuld, indem er in seinen Anmerkungen das Beispiel von Sachsen und Brandenburg anzog. Daß dies ein Mißbrauch war, zeigt ein Erlaß der kurfürstlichen Generallandesdirection vom 28. November 1801. Es heißt da, jener Paragraph des Codex habe „eine der vorigen Bestimmung zuwiderlaufende Auslegung und Anwendung erhalten, welche zu

[1]) Vgl. hiezu auch Freyberg a. a. O. S. 227 Note.

[2]) In ähnlicher Weise bestand manchenorts in Bayern die Observanz, daß die Bauern die Lebensmittel — wie Geflügel, Kälber, Hämmel, Käse, Butter, Milch —, die sie verkaufen wollten, zuerst dem Herrn zu dem Preise, den sie anderswo erhielten, anbieten mußten. (Vgl. Ehlingensperg. De hoffmarchiali jure cap. 21.) Daß die Unterthanen nicht geneigt und auch nicht gezwungen waren, sich dabei mit einem geringeren Preise seitens des Herrn als dem sonst erhältlichen zufrieden zu geben, zeigt folgende Bemerkung des Baron Schmid, der selbst Besitzer von 7 Hofmarchen war: „Saepius risimus, cum nostri subditi spe majoris lucri tribus milliaribus ad fora nundinatoria cucurrerint, et nec obolum plus retulerint, quam ipsis in sedibus nostris oblatum fuerit." (Ad Stat. Bavar. Tit. 25, art. 9, p. 272.)

großen Mißbräuchen Anlaß gab und den Unterthanen sehr drückend war. Es wird daher bis zu weiterer Bestimmung verordnet, daß in Fällen, wo der Dienstzwang noch besteht, die Grenze der Polizeiordnung (von 1616) nicht überschritten, sohin derselbe im Falle der Nothwendigkeit nicht anders als um den gewöhnlichen und ortsüblichen Lohn, auch solcher den Unterthanen, welche ihre Kinder zum eigenen Hauswesen nöthig haben, nicht zugemuthet werden soll."

Dieser Erlaß bestätigt also, daß bis 1756 ein Dienstzwang im ostelbischen Sinne in Bayern nicht bestand. Da nun die Kinder vor allem auf dem elterlichen Hofe dienten, ja sogar nach der Landes- und Polizei-Ordnung von 1616 daselbst, und zwar, da sie die „recht natürlich Rotherben" seien, umsonst zu dienen verpflichtet werden, ist klar, daß bis dahin nur diejenigen Bauernkinder dem Hofmarchsherrn als Gesinde zur Verfügung standen, die überhaupt sich verdingen wollten, und daß der Hofmarchsherr, im Falle er von seinem Vorkaufsrechte Gebrauch machen wollte, diesem Gesinde den allgemein gebräuchlichen Lohn zahlen mußte.

Somit hatte der Hofmarchsherr bis 1756 jedenfalls keine erzwungenen Gesindedienste in ausreichendem Maße zur Verfügung, um damit allein eine Erweiterung seines Hofbaues vornehmen zu können.

Wenn der Hofmarchsherr durch Bauernlegen einen Hofbau errichten oder den bestehenden erweitern wollte, konnte er dies daher nur mit Hülfe von Taglöhnern thun. Dies führt uns zur Frage: Wie stand es mit den Taglöhnern in Bayern?

Es ist eine Eigenthümlichkeit der bayerischen Gesetzgebung sei dem 16. Jahrhundert, daß sie vor besitzlosen Leuten eine sehr große Angst hat. Sie gelten der Gesetzgebung als verdächtig, werden von den Commentatoren als Gesindel und Diebe bezeichnet, als Personen, die nur ex rapto leben. Die Bauern scheuen sie aber nicht bloß aus diesem Grunde, sondern auch, weil sie der Unterstützung anheimfallen könnten, und ferner, weil durch das Vieh, das sie auf die Gemeinweide schickten, der Blumbesuch für das Vieh der Bauern beschränkt wird.

Die Hofmarchsherren dagegen hätten gern Taglöhner angesiedelt, um die nöthigen Arbeitskräfte zu erlangen. Sie zerschlugen Bauernhöfe, um darauf leere Sölden, d. h. Wohnhäuser für Taglöhner, die keinen Grundbesitz hatten, zu errichten. Um nun jene Gefahren, die sie befürchtete, zu vermeiden, verbot die Gesetzgebung von 1553, 1578, 1598 und 1605, Söldenhäuser zu bauen, „es könnten denn zu solchen Sölden so viel Wiesen und Aecker füglich gelegt werden, dabei sich ein Söldner ziemlich erhalten und seine Nahrung ohne anderer Nachbarn Beschwer und Schaden gehaben möge". Es wurde also die Theilung der Güter verboten, falls kleinere Sölden als Baufölden, d. h. Achtelhöfe, errichtet würden. Selbst die Hofmarchsherren konnten ohne Consens der Bauerngemeinde keine Häuser bauen und in denselben besitzlose Leute — Leerhäusler — ansiedeln. Nur dem Vollbauer war gestattet, zwei, dem Huber, einen Hintersassen auf seinem Besitzthum ohne Consens der Gemeinde aufzunehmen, damit er nicht der Arbeitskräfte entbehre.[1]) Die Besitzlosen sollten, statt Taglöhner zu werden, sich als Gesinde vermiethen, sagen die Gesetze.

Die Folge war der ländliche Arbeitermangel in Bayern.

Es ist die Eigenthümlichkeit aller kurzsichtigen Interessenpolitik, in sich Widersprechendes zu verlangen. Man sucht nur das, was augenblicklich Vortheil bietet, tritt aber ebenso energisch jeder sich daran anschließenden nachtheiligen Begleiterscheinung entgegen. Man erkennt nicht, daß beide im Causalzusammenhang stehen, und glaubt, durch Gewaltmaßregeln es erzielen zu können, daß man bloß die Vortheile einheimse, ohne von den Schattenseiten belästigt zu werden.

Man hätte gern ländliche Arbeiter gehabt. Die Klagen über ihren Mangel sind im 18. Jahrhundert in Bayern noch weit größer als in der Gegenwart. In den breitesten Schilderungen machen diese Klagen sich Luft.

Aber man wollte diese Arbeiter bloß als Gesinde. Dem Gesinde aber verbot man es, sich zu verheirathen, weil dadurch vermögenslose, d. h. möglicherweise unterstützungsbedürftige Leute entstehen könnten. Die Gesetze von 1553 bis 1616 enthalten strenge Verbote gegen das Heirathen der Dienstboten; den Pfarrern wird verboten, sie zu trauen; Knechte und Mägde, die heirathen, werden mit den schlimmsten Namen belegt.

Daher wollten die Leute lieber Taglöhner sein; dann konnten sie heirathen.

Allein man wollte keine Taglöhner, weil sie einmal der öffentlichen Unterstützung anheimfallen konnten und die Weidenutzung schmälerten. Folglich unterdrückte man die Ansiedlung von Taglöhnern.

Was sollten die nachgeborenen Bauernsöhne und Bauerntöchter nun thun? Vermöge der Grundherrlichkeit und des seit 1612 stabilen Steuerkatasters war die Theilung der Bauernhöfe unmöglich. Nur einer der Söhne konnte heirathen und nur diejenigen Töchter, die einen übernehmenden Erben erwischten. Die übrigen hatten keine Aussicht auf Grundbesitz. Ohne Grundbesitz ließ man sie aber nicht heirathen.

Die Folge war: die Knechte und Mägde flohen das Land und zogen in die Stadt. Die Klagen[1]) darüber aus dem vorigen Jahrhundert sind so lebhaft, als hätte sie ein heutiger Agrarier geschrieben. Man hatte keine Arbeiter — dagegen hatte man eine ungemein große Anzahl unehelicher Kinder.

Ganz anders im ostelbischen Deutschland. Bis zur Regierung Friedrichs des Großen gab es dort zwar auch nur wenig Taglöhner auf dem Land. Aber man verhinderte wenigstens nicht ihre Ansiedelung, und Friedrich der Große suchte sogar Häusler anzusiedeln, allerdings zunächst, um die Bauern vom Frondienst befreien zu können. Hier verbot man nicht das Heirathen des Gesindes. Im Gegentheil. Wenn sich ein Knecht oder eine Magd verlobt, hört sogar der Dienstzwang auf. Der Gesetzgeber wird sentimental und sagt, man solle ihr zeitliches Glück nicht verhindern. Man betrachtete eben nicht, wie Baron Schmid, die multiplicatio hominum congrua sustentatione carentium als reipublicae plurimum nociva, sondern strebte nach möglichster Zunahme der Bevölkerung als nach einer Vorbedingung für das Aufblühen des Staates.

Im ostelbischen Deutschland hatte man also, um das durch Neuanlagen vergrößerte Hofgut zu bewirthschaften, 1. das Recht, die verbleibenden Bauern ad libitum zur Bestellung heranzuziehen, 2. den Dienstzwang und seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auch Taglöhner in größerer Zahl. Schon früher hatte man, um die vorhandenen Taglöhner nicht zu verlieren, dort auch dem Nichthufener verboten, ohne schriftliche Erlaubniß des Rittergutsbesitzers abzuwandern.

In Bayern durfte der Hofmarchsherr die verbleibenden Bauern zur Bestellung eines neu errichteten oder erweiterten Hofbaues nur in beschränktem Maße heranziehen, kannte man bis 1756 keinen Dienstzwang, sondern nur ein Vorkaufsrecht des Gutsherrn für freiwillig angebotene Dienste, unterdrückte die Ansiedelung von Taglöhnern und

[1]) Vgl. Chlingensperg, de jure hofmarchiali, cap. 16. §§ 7—14.

[1]) Vgl. z. B. Baierische Beyträge 1779 I¹, S. 592 ff.; I² S. 701, 1006 ff.; II² S. 929, III¹ S. 360.

vertrieb durch Verehelichungsbeschränkungen die Knechte und Mägde. Von 1756 bis 1801 allerdings übte man mißbräuchlich den Dienstzwang. Aber aus eben dieser Zeit stammen die lauten Klagen über Arbeitermangel und die großen Ansprüche, die das Gesinde erhebe. Ohne eine ausreichende Anzahl von Taglöhnern ließ sich kein großes Gut von dem Umfang eines ostelbischen Rittergutes bewirthschaften.

Hierin liegt die Ursache, warum aus der Lust, den Hofbau durch Einziehen von Bauernland zu vergrößern, welche auch bei den bayerischen Hofmarchsherren zu Anfang des 17. Jahrhunderts vorhanden war,[1]) nicht jenes allgemeine Streben nach Vergrößerung des eigenen Betriebes, das für den ostelbischen Ritter so charakteristisch ist, sich entwickeln konnte, — ja warum nicht einmal die 5000 ödliegenden bayerischen Bauernhöfe[2]) mit den Hofbäuen vereinigt wurden. Der Hofbau, der in Ostelbien das Bauernland anfraß, mußte in Folge des Mangels an Arbeitern in Bayern stets klein bleiben. Die Bauernhöfe blieben.[3]) Die Grundherren waren darauf beschränkt, von den Vortheilen zu leben, welche die Grundherrschaft an Gerichts- und notariellen Gefällen, an Stift und Gilt, an Kucheldienst, Laudemien und Jagdvergnügen abwarf, und auf das, was die Bestellung ihres kleinen Hofbaues mit den Scharwerken der Bauern, sowie das Bräuhaus ergaben.

Allein nun bleibt noch eine wichtige Frage: Warum warf der preußische Junker alle Schranken nieder, welche dem Bauernlegen im Wege standen, und warum gelang dies dem bayerischen Ritter- und Adelstand nicht? Daß dieser von demselben Geiste wie jener beseelt und jederzeit bereit war, gegen Erweiterung seiner Rechte über die Bauern dem Landesherrn Gelder, die er selbst ja nicht zu zahlen hatte, zu bewilligen, zeigt die Geschichte der Ottonischen Handveste von 1311 und die der Erlangung der Edelmannsfreiheit im Jahre 1557. Warum hat er nicht auch ein schrankenloses Recht, die Bauern zur Bestellung des erweiterten Hofbaues zu nöthigen, einen Dienstzwang wie in Ostelbien und das Recht der unbeschränkten Ansiedelung von Taglöhnern erlangt? Der Grund ist sehr einfach. Die Zeit, da die brandenburgischen Kurfürsten die Arbeitskraft der Bauern den Junkern gegen Geldbewilligungen ausliefern mußten, ist besonders die zweite Hälfte des 16. und das 17. Jahrhundert, und noch der brandenburgische Landtagsreceß von 1653 zeigt, was heute zu gewärtigen wäre, wenn ein Reichstag, in dem die Fabrikfeudalität allein vertreten wäre oder den Ausschlag gäbe, als Bedingung für Uebernahme von Schulden und für Steuerbewilligungen Zugeständnisse auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung und des Coalitionsrechtes forderte. In Bayern bestand schon seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, geschweige denn im 17. Jahrhundert, keine solche Abhängigkeit des Kurfürsten von den Ständen mehr. Und der Grund? Er liegt in dem geschilderten Uebergewicht des geistlichen Besitzes. Die Kirche nämlich war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Bayern äußerst gefügig; unter Albrecht V. fürchtete sie, daß ihre Güter, wie in anderen deutschen Ländern, säcularisirt werden könnten, und seine Nachfolger waren so sehr Streiter der Kirche, daß diese alle Ursache hatte, die zur Führung ihrer Sache nöthigen Mittel zu bewilligen. Die Folge war: zur Zeit, da der große Kurfürst von Brandenburg den Junkern noch einmal alle Ansprüche auf Bauern und Bauernland bekräftigen mußte, sind die bayerischen Fürsten bereits unabhängig von ihrem Adel. In Bayern ist die Landschaft im 17. Jahrhundert nur dreimal zusammengetreten, zweimal unter Max I. (1605 und 1612), dann nicht mehr unter diesem Regenten. Das Landrecht von 1616, das den Hofmarchsherren die Beschränkung in der Ausnützung der Arbeitskraft der Bauern bei Erweiterung des Hofbaues auferlegte, ist bereits ohne Bewilligung der Stände erlassen. Max I. ertheilte seinem Sohne und Nachfolger Ferdinand Maria den Rath, er möge ohne höchst dringende Ursachen keinen Landtag zusammenrufen, „weilen bei demselben die Landstände gewöhnlich nur Privilegien und Bewilligungen verlangen, welche einem Landesfürsten in vielerlei Wegen zu Präjudiz und Schaden gereichen", und erst 1669 wurde noch einmal ein Landtag berufen. Dieser zeigte sich völlig unfähig. Es war der letzte Landtag des Ancien Régime. In Bayern ist also die Unabhängigkeit der Gesetzgebung von Ständen, die keine Volksvertretung, sondern eine Vertretung von Privilegirten waren, und von den Interessen, die diese einseitig verfolgten, weit früher als in Brandenburg eingetreten. Der bayerische Kurfürst brauchte daher weit früher als der brandenburgische keine Rücksicht mehr auf die Grundherren zu nehmen. Er konnte das Bauernlegen den Hofmarchsherren ruhig als Recht zuerkennen; da er die Bedingungen versagte, unter denen sie allein von dem Rechte Gebrauch machen konnten, mußten alle auf Einziehen der Bauernhöfe gerichteten Wünsche bei den Hofmarchsherren einfach ersticken.

Somit sind es drei Dinge, welche die Ursache waren, warum, als die Aera der Bauernbefreiung begann, der bäuerliche Besitz in Altbayern noch der vorherrschende war: das eine ist das Ueberwiegen des geistlichen Besitzes, der nahezu 56 Procent aller Bauernhöfe umfaßte; das zweite ist die zerstreute Lage vieler dem Ritter- und Adelstande gehöriger Bauernhöfe, wodurch die Einrichtung eines landwirthschaftlichen Großbetriebs sehr erschwert wurde; das dritte ist die Arbeitsverfassung, welche auch auf den noch verbleibenden Gütern des Adelstandes die Einrichtung eines solchen unmöglich machte. Von diesen drei Ursachen ist das Ueberwiegen des kirchlichen Besitzes unstreitig die wichtigste. Denn nicht nur daß über 55 Procent der Bauernhöfe dadurch der Gefahr, eingezogen zu werden, entrückt waren: in Folge des Ueberwiegens des kirchlichen Besitzes war auch die Stellung des bayerischen Adels gegenüber dem Landesherrn eine so schwache, daß auch die dem Ritter- und Adelstande gehörigen 23.83 Procent der Bauernhöfe dadurch vor einer Abänderung der Arbeitsverfassung bewahrt wurden, welche ihr Fortbestehen in Frage gestellt hätte. Erwägen wir, daß es gerade die Zeit nach der Säcularisation der Kirchengüter war, welche, wie in England, so auch in Ostelbien[1]) den ersten Grund zum Schwinden des dortigen Bauernstandes gelegt hat, so erscheint das Uebergewicht des kirchlichen Besitzes über den adeligen in Altbayern von um so größerer Bedeutung. Und auch die Vorgänge einer viel weiter zurückliegenden Zeit erscheinen nunmehr in einem anderen Licht. Gar oft habe ich, wenn ich in den Urkunden las, wie dieser oder jener

---

1) Vgl. Baron Schmid, Commentarii ad jus municipale bavaricum III, S. 171, 172.

2) Vgl. Baierische Beyträge, 1779, I S. 78, 81.

3) Nach einer Notiz bei Freyberg (a. a. O. II S. 227 Note), die sich auf das Jahr 1616 zu beziehen scheint, gab es damals in Bayern (einige Gebiete ausgeschlossen) 30,565 ganze Höfe und 118,212 unterthänige Familien. Nach Krenner gab es 1760 29,807.93 ganze Höfe und 115,777 Familien, wobei jene Gebiete mit eingeschlossen, aber andere dafür ausgeschlossen sind. Daraus läßt sich wohl der Schluß ziehen, daß zwischen 1616, 1760 und 1802 (vgl. Hazzi II², S. 126) keinerlei erhebliche Veränderung in der Zahl der Bauernstellen in Altbayern vor sich gegangen ist. Danach wären auch die Verödungen während des 30jährigen Krieges um 1760 wieder beseitigt gewesen. Nach den Angaben bei Freyberg, II, S. 235, waren diese in Altbayern überhaupt nicht so arg, wie man meint. Die 5000 öden Höfe, die zu Ende des 18. Jahrhunderts vorhanden waren, hätten somit eine andere Ursache.

1) Für Pommern vgl. Fuchs, Untergang des Bauernstandes, S. 66.

freie Markgenosse um seiner Seele willen, oder um Nachlaß der Sündenstrafen zu erlangen, oder um einer Begräbnißstätte willen, oder für Abhaltung besonderer Gottesdienste sein freies Eigenthum an eine Kirche oder ein Kloster hingab, um es als abgabe- und dienstpflichtiges Gut wiederzuempfangen, mit Wehmuth der Generationen der darauffolgenden Jahrhunderte gedacht, welche so um des frommen Glaubens ihres Ahnherrn willen ihrer Freiheit verlustig gingen. Wer eine noch größere Spanne der geschichtlichen Entwicklung ins Auge faßt, wird ein solches Urtheil nun corrigiren müssen. Kein Zweifel: durch die Ergebung an eine Kirche oder ein Kloster wurde die Freiheit von Generationen verwirkt. Allein kein Zweifel auch, daß diese Freiheit ohnedies zu gunsten eines Ritters verloren gegangen wäre. Indem die freien Markgenossen in Bayern sich mit Vorliebe einem Kloster oder einer Kirche ergaben, haben sie aber, wie unsre Betrachtung zeigt, nicht nur ihre eigenen, auf sie folgenden Generationen vor der Aufsaugung durch den Ritter- und Adelstand, sondern den ganzen bayerischen Bauernstand vor einer Herrschaft des Junkerthums ähnlich wie in Ostelbien bewahrt.

Zur Zeit Herzog Albrechts V. von Bayern erachteten seine Räthe den Besitz der Klöster als einen Vorrath, den man im Falle der Landesnoth gebrauchen könne.[1]) Uns erscheint heute seine Function weniger als die eines finanziellen Reservefonds; seine socialpolitische Function war vielmehr die Erhaltung des Bauernstandes. Als dann zu Anfang des Jahrhunderts der Staat den Kirchenbesitz durch Säcularisation der Abhülfe der Landesnoth wirklich dienstbar machte, schwoll der staatliche Besitz an Bauernhöfen auf einmal außerordentlich an. Betrug doch die Zahl der Tagwerke, die sich — allerdings auf einem bedeutend vergrößerten Gebiete — noch im Jahre 1848 im grundherrlichen Verbande des Staates befanden, 5 Millionen gegen 1 Million der Stiftungen und 2 Millionen einzelner Privater, während der Kurfürst im 18. Jahrhundert der Obereigenthümer von nur 13.67 Procent der Bauernhöfe gewesen war. Allein nun war die Zeit vorbei, da diese Säcularisation den Bauern gefährlich war. Es nahte die Stunde ihrer völligen Befreiung.

Mittheilungen und Nachrichten.

Beiträge zur Glacialforschung und Teleologie der Eiszeit. Von Dr. K. Pfeifer. Münster i. W. Aschendorff'sche Buchhandlung 1895. 8°. — Localprofessor Pfeifer in Dillingen, obwohl zunächst als Lehrer der Philosophie thätig, hat sich doch seit geraumer Zeit schon auch mit naturwissenschaftlichen Fragen eingehend beschäftigt und manches einschlägige, so namentlich über die Eiszeit und ihre Residuen, veröffentlicht. Dadurch zog er sich eine ganz eigenartige Gegnerschaft zu, welche vielleicht mancher andere Gelehrte, eben ihrer Sonderbarkeit wegen, ignorirt haben würde, welche aber von Prof. Pfeifer in seiner Stellung berücksichtigt werden mußte. Ein streitbarer Theologe aus dem Bayerischen Walde wandte sich nämlich gegen ihn in einer — nun auch bereits in zweiter Auflage erschienenen — Abhandlung und stellte gegen die ihm schriftwidrig und unmöglich erscheinende Lehre von der Eiszeit eine sehr merkwürdige neue Hypothese zur Erklärung des Vorhandenseins erratischer Blöcke in großer Entfernung von den Alpen auf. Ihm zufolge sind die Findlinge zur Zeit der großen Fluth auf schwimmenden Bäumen ins Flachland hinaus verfrachtet und dort allmählich abgesetzt worden. Hr. Pfeifer sah sich dieser Ansicht gegenüber veranlaßt, neues Beweismaterial für die von ihm vertretene wissenschaftliche Auffassung zu sammeln, und unternahm zu dem Ende größere Reisen, über welche er in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung" Bericht erstattete. Die vorliegende Schrift stellt diese Aufsätze in einem Separatabdruck zusammen.

Die erste der erwähnten Reisen erstreckte sich über Südbayern, die Schweiz und Savoyen, also Gebiete von ausgesprochen „moränenlandschaftlichem" Charakter, in denen ein Sachkenner ausgedehnte Studien über die einschlägigen Probleme machen kann. Das ist vom Verfasser denn auch redlich geschehen, und es ist ihm gelungen, manche schon früher wahrgenommene Thatsache zu bestätigen, manche neue Beobachtung zu machen. Insbesondere polemisirt er mit Glück gegen die ihm entgegengehaltene Meinung, daß die Alpen zur Diluvialzeit viel höher als jetzt hätten sein müssen, wenn Gesteinstrümmer von ihren Gipfeln durch Gletscher an ihren gegenwärtigen Fundort transportirt werden sollten, und stellt zugleich fest, daß für eine stellenweise aufwärts gerichtete Bewegung der eiszeitlichen Gletscher sich unverkennbare Anzeichen vorfinden. Nachdem schloß sich der Verfasser jener Excursion an, welche im Anschluß an den Züricher Geologencongreß von 1894 zu einer ganz im glacialgeologischen Sinne angelegten Durchquerung der Alpen von Südwest nach Nordost unternommen wurde und welche ihre Theilnehmer von dem berühmten Moränenamphitheater bei Ivrea aus über den Gardasee, Bozen, Innsbruck und Kufstein an die so viel des Interessanten darbietenden Ufer der Isar führte. Die Belege für die Richtigkeit der nahezu von allen Fachmännern rückhaltlos anerkannten Eiszeitlehre häuften sich auf dieser Wanderung natürlich für jeden, der mit offenen Augen sehen wollte, und es konnte insonderheit an der vielbesprochenen Breccia von Hötting — nicht Höttinger — die doppelte Uebereisungsperiode sinnenfällig nachgewiesen werden.

In dem dritten Bestandtheile der Schrift, „Teleologische Bedeutung der Eiszeit" betitelt, sucht der Verfasser darzuthun, daß man die ältere Quartärzeit nicht bloß als eine furchtbare Katastrophe sich zu denken habe, sondern daß dieselbe in mancher Hinsicht den mit ihrem Ende die Erde besiedelnden Menschen die Stätte bereite, was er an einigen gut gewählten Beispielen erörtert. Wir möchten hoffen und wünschen, daß diese beherzigenswerthen Betrachtungen gerade in den Kreisen, für welche sie in erster Linie berechnet sind, ihre Schuldigkeit thun und das Umsichgreifen der „Flußtheorie" beschränken möchten. Inwieweit dies aber möglich sein wird, vermögen wir nicht zu beurtheilen. S. Günther.

Uebersichtskarte von Europa. Für den Schulgebrauch und zum Selbststudium bearbeitet von V. v. Haardt. 1894. Verlag von Ed. Hölzel in Wien. Der Name des Kartographen, dessen neuestem Werke diese Zeilen gewidmet sind, ist vielen wohlbekannt, und seine ethnographische Karte von Asien hat wohl in allen geographischen Instituten Eingang gefunden. Die gegenwärtige Karte von Europa ist nicht eine eigentliche Schulkarte, wie sie dem Elementarunterrichte dient, sondern sie ist für eine höhere Unterrichtsstufe bestimmt; Mittelschulen aller Art werden sich ihrer mit Vortheil bedienen können, aber der Unterzeichnete kann gerade gegenwärtig bezeugen, daß sie auch bei geographischen Hochschulvorträgen als Wandkarte sehr gut am Platze ist. Sie zerfällt in 16 Blätter, die man einzeln verwenden, aber auch zu einer Generalkarte von 200 Centimeter Breite und nahe 180 Centimeter Höhe zusammensetzen kann, wie dies z. B. bei dem von dem Unterzeichneten in Gebrauch genommenen Exemplare der Fall ist. Zweck des Autors war es, den Uebergang von der derben Ausführung der gewöhnlichen Schulwandkarte zu einer die wirklichen Verhältnisse ganz correct darstellenden Form zur richtigen Geltung zu bringen, denn auf Deutlichkeit sollte natürlich doch auch nicht verzichtet werden. Die Karte ist in erster Linie eine politische, aber es ist trotzdem auch der Oberflächengestalt Rücksicht getragen, so daß man erstere nach dann verwenden kann, wenn es sich zunächst um die physischen Verhältnisse handelt. Ein sehr hohes Maß von Uebersichtlichkeit darf als eine der auszeichnenden Eigenthümlichkeiten des Kartenbildes hervorgehoben werden, und in der Aufnahme von Ortsnamen u. dgl. wurde geschickt damit Bedacht genommen, daß einerseits keine Ueberfüllung stattfand und andererseits doch nichts wirklich Wichtiges weggelassen wurde. Der Terraindarstellung war eine sehr schwierige Aufgabe gestellt: es durfte nicht die absolute Höhe irgend einer Erhebung als das entscheidende Moment anerkannt werden, sondern das Verhältniß der Erhebungen zu ihrer Umgebung hatte besonders Berücksichtigung zu finden. Wir glauben, daß Hr. v. Haardt in seinem Bestreben, nach dieser Seite hin einen Mittelweg zwischen der herkömmlich-schematischen Situationszeichnung der Schulwandkarte älterer Ordnung und der fein individualisirenden Methode der Specialkarte einzuschlagen, sehr glücklich gewesen ist und ein Werk geschaffen hat, welches dem von ihm angestrebten Zwecke in jeder Hinsicht entspricht. Der verhältnißmäßig sehr billige Preis ermöglicht es auch solchen Gymnasien und Realschulen, welche auf die Verwendung von „Wandatlanten", wie wir sie von Kiepert und Habenicht besitzen, verzichten müssen, die Karte v. Haardts anzuschaffen. — Uebrigens denkt der

---

[1]) Vgl. Riezler, Zur Würdigung Herzog Albrechts V., S. 14.

genannte Kartograph für den wahrscheinlichen Fall, daß das vorliegende Probestück in Fach- und Lehrerkreisen Anklang findet, daran, ebenfalls einen solchen europäischen Wandatlas zu liefern, der den verschiedenen Gesichtspunkten, unter welchen eine Karte Dienste thun soll, gerecht werden könnte. Nachdem die politische Geographie ihre Erledigung gefunden hat, würde sich je eine orohydrographische, klimatologische, geologische, ethnographische Karte und endlich noch eine solche für die Verkehrsverhältnisse anschließen müssen. Gewiß kann dieser Entschluß nur gebilligt und seine Ausführung begrüßt werden von allen, welche die Veröffentlichungen des Hölzel'schen Instituts kennen und wissen, wie viel Vorschub dasselbe seit Jahren der Lehrkunde und ihrer Didaktik bereits geleistet hat. Der Berichterstatter kann auch diesmal nur den Wunsch aussprechen, daß die hier in Rede stehende, 16blättrige Karte sich rasch ein Publicum erwerben und so dem Autor wie dem Verlag zu weiterem Fortschreiten auf dem von ihnen betretenen Wege die unentbehrliche Aufmunterung zutheil werden möge. S. G.

* Die von seltsam äußerlichen Anschauungen über das Leben der Sprache ausgehenden **Untersuchungen zur Feststellung der Häufigkeit deutscher Wörter, Silben und Laute** sind nach einer Mittheilung des Vorsitzenden des Arbeitsausschusses, F. W. Kaeding in Berlin, jetzt soweit gediehen, daß die Abtheilung V geschlossen und die alphabetische Liste aller Wörter, sowie die Abtrennung der Vorsilben vom Stamm vollendet worden ist. Unter den in der Zählung befindlichen 10,910,777 Wörtern = 20 Millionen Silben befinden sich nach den vorläufigen Feststellungen im Abschnitt „Vorsilben" 2,106,658 Silben; nimmt man hiezu 10,910,777 Wörter mit je einer Stammsilbe (obwohl dies nicht ganz zutrifft), so ergibt sich die Summe von 6,982,565 als Gesammtsilbenzahl für die Endungen und Nebensilben. Die Vorsilben (trennbare und untrennbare) sind in 1021 verschiedenen Formen einzeln und in Verbindung untereinander vorgekommen mit einer Gesammthäufigkeit von 1,788,198 = 2,106,658 Silben. Das Verhältniß des Wortes zur Silbe beträgt nach früheren Mittheilungen = 1.83. Diese Zahl ist nun endgültig festgestellt worden auf 1 Wort = 1.83,305 Silben. . . . Durch die Zerlegung der zusammengesetzten Wörter in ihre einzelnen Stämme ꝛc. hat sich auch eine Verschiebung in der Reihenfolge der häufigsten Wörter ergeben. Das Wort „die" hat die Führung verloren, es ist durch „der" um 2989 geschlagen worden: „der" = 361,043, „die" = 358,054, „und" hat sich als dritthäufigstes Wort der Sprache behauptet mit 318,303, während „zu" die bisher inne gehabte vierte Stelle gegen „ein" hat räumen müssen; „ein" = 250,346 + 56,972 als Vorsilbe, „zu" = 161,745 + 75,211 als Vorsilbe; dann folgt „in" = 194,377 + 9976 als fremde, + 10,232 als deutsche Vorsilbe; „den" = 138,064 u. s. w. Als häufigste Vorsilben sind ermittelt worden: „ge" = 441,792, „be" = 224,976, „ver" = 193,081, „er" = 123,018, „zu" = 75,211, „ein" = 56,972, „aus" = 51,005, „un" = 49,792, „ent" = 48,371, „ab" = 43,511 (deutsch) + 997 (fremd), „auf" = 38,671, „über" = 33,788, „unter" = 22,373. Dann fallen die Zahlen bedeutend ab. Der Arbeitsausschuß hat eine genaue Scheidung vorgenommen zwischen den deutschen und fremden, sowie den trennbaren und untrennbaren Vorsilben. In der Abtheilung VI wird die Zerlegung der Wörter in Stamm und Endungen, in Abtheilung VII die Zerlegung der sämmtlichen Silben in die einzelnen Laute bewirkt. Die Arbeiten haben jetzt verlangsamt werden müssen, weil es der Casse des Arbeitsausschusses an den erforderlichen Geldmitteln gebricht (Jahresabschluß 1895 345 M. Fehlbetrag). Da die Ergebnisse der ersten 5 Abtheilungen druckfertig vorliegen, so soll noch vor vollständiger Fertigstellung des Gesammtwerkes mit der Drucklegung begonnen werden, und zwar in Form einer Zeitschrift unter dem Titel: „Statistische Mittheilungen über die Häufigkeit deutscher Wörter, Silben und Laute".

* **Heidelberg.** Dr. Joseph **Schick**, außerordentl. Professor der englischen Philologie, hat einen Ruf an die Universität München, zum Ersatz für Prof. Köppel, erhalten.

* **Leipzig.** Hier verschied am 5. Januar der Nestor der deutschen Verlagsbuchhändler, **Anton Philipp Reclam**, im Alter von 89 Jahren. Französischer Abkunft, Sohn eines hiesigen Buchhändlers, begründete er sein eigenes Verlagsgeschäft 1839 unter der Firma Philipp Reclam jun. Allgemein bekannt ist sein Name durch die „Universal-Bibliothek", den beispiellos billigen Hausschatz der Weltliteratur, geworden, die er 1867 herauszugeben begann und deren Bändchen bereits die Zahl von 3480 erreicht haben. Schon in den vierziger Jahren unternahm er neben Tauchnitz und Teubner eine billige Ausgabe der lateinischen Classiker für den Schulgebrauch, die bei der Reorganisation der österreichischen Gymnasien in diesen eingeführt worden ist. — Am 7. ds. Mts. vollendete der Oberbibliothekar an unserer Stadtbibliothek und Director des städtischen Archivs, Dr. **Wustmann**, seine 25jährige Wirksamkeit bei der Stadtbibliothek. Neben zahlreichen Verdiensten, die er sich als Forscher und Verwalter um Leipzig selbst erwarb, ward sein Name weithin bekannt durch die heilsame Kritik, die er mit Gottschedischer Zuversicht, aber mehr im Sinne vernünftiger Freiheit, an den „Sprachdummheiten" seiner Zeitgenossen literarisch übte.

* **Halle.** Der akademische Musiklehrer an unserer Universität, Musikdirector Otto **Neudke**, erhielt das Prädicat „Professor".

* **Berlin.** Das 50jährige Doctorjubiläum beging noch rüstig am 7. Dr. Friedrich Heinrich **Dieterici**, seit 1850 Extraordinarius des Arabischen an hiesiger Universität, bekannt als emsiger Erforscher, Herausgeber, Erklärer und Uebersetzer, zumal der philosophischen Literatur der Araber.

* **Königsberg.** In der **Palästra Albertina** besitzt die hiesige Universität eine eigenartige Stiftung. Die Erträgnisse derselben sind nämlich lediglich der körperlichen Ausbildung der Studirenden gewidmet. Nunmehr hat der Begründer dieser Stiftung, der Ostpreuße Dr. med. **Fritz Lange** in New-York, beschlossen, derselben sein gesammtes Vermögen im Betrage von 250,000 M. zu dem Zinssatz von 2 Proc. unter der Bedingung hinzugeben, daß mit dem Bau der zu dem gedachten Zwecke geplanten Anstalt am 1. Juni 1896 begonnen und 1000 Personen sich bis zum 1. Mai 1896 als Mitglieder in die Stiftung aufnehmen lassen. In einer hierwegen Versammlung, welcher der Rector der Universität hievon Kenntniß gab, fand die Idee begeisterten Anklang.

* **Wien.** Hofrath Prof. Eduard **Albert**, der während der Weihnachtsferien an einer gichtisch-rheumatischen Entzündung der Ballengelenke erkrankt war, ist bei den ungünstigen Temperaturverhältnissen seines Hörsaales nicht im Stande, während der nächsten kalten Winterswochen die Vormittagsvorlesungen abzuhalten, wird jedoch die Leitung der chirurgischen Klinik behalten und nach bei den strengen Prüfungen fungiren. Zur Abhaltung der Vorlesungen ist Prof. Julius **Hochenegg** vorgeschlagen.

* **Bierun**, 7. Jan. Mit lebhaftem Antheil feiert unser Curort heute den 80. Geburtstag seines berühmtesten Bürgers und Wohlthäters Dr. **Franz Tappeiner**.

* **St. Petersburg.** Die öffentliche Sitzung der **Geographischen Gesellschaft** vom 20. December war dem Vortrage Th. **Tschernyschews** über „die Ergebnisse seiner Arbeiten auf Nowaja Semlja im Sommer 1895" gewidmet. Schon seit der Zeit der Reise Karl Ernst v. Baers hat sich in der Literatur die Vorstellung festgesetzt, daß die ganze Insel Nowaja Semlja eine unmittelbare Fortsetzung des Pai-Choi sei. Es bestätigt sich nun diese Auffassung nur für den südlichen Theil Nowaja Semljn's, denn hier ist zweifellos die Faltung nordwestlich gerichtet, ebenso wie die Schichten, welche die Insel Waigotsch und den Pai-Chni aufbauen. Diese nordwestliche Richtung ist gleichzeitig parallel mit dem Streichen des Timangebirges und des Nordendes des Ural-Tobinsoisch-Kolaschen Massives. Von der Namenlosen-Bai ab nach Nordost aber haben sie eine ganz andere Richtung der Falten, welche nicht dem Pai-Choi, sondern dem Ural selbst entspricht. Dort, wo die beiden Faltensysteme zusammenstoßen (d. i. bei der Namenlosen-Bai), findet sich eine große Verwerfung. Der gebirgsbildende Proceß fand auf Nowaja Semlja am Ende der paläozoischen Epoche seinen Abschluß, und seit der Zeit wirkten auf Nowaja Semlja ununterbrochen die Kräfte der Denudation. In jene Zeit schon fällt der erste Beginn zur Ausarbeitung der Querthäler, welche das gesammte Gebirgssystem Nowaja Semlja's in einzelne getrennte Massive zergliedern. Zu der Zahl dieser Querthäler gehört auch der Matotschkin-Scharr, über dessen Entstehung bisher verschiedene Vermuthungen ausgesprochen wurden. Zur Zeit der größten Vereisung Europa's war auch Nowaja Semlja unter einem zusammenhängenden Inlandeise begraben. Darauf wurde es von demselben Meere bedeckt, dessen Wellen weite Strecken Nordeuropa's, Amerika's und eines Theiles von Nordasien überfluteten. Das weitere Stadium in der Geschichte Nowaja Semlja's war ein Rückgang der Gletscher in Folge dieses Andringens des Meeres. Heute endlich erhebt sich das Land, und wenn dieser Proceß bis zu einer bestimmten Grenze fortschreitet, so verhüllt sich Nowaja Semlja von neuem und wird dann eine öde Eismasse darstellen, wie jetzt schon nördlich von der Kreuzbai.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 9. Januar. Nummer 6.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Ueberſicht.

Eine Titurel-Handſchrift aus dem XIV. Jahrhundert. — Warum herrſcht in Altbayern bäuerlicher Grundbeſitz? III. (Schluß.) Von Lujo Brentano. — Zwei Schriftſtellerinnen. Von Ludwig Geiger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine Titurel-Handſchrift aus dem XIV. Jahrhundert.

Die private Sammelthätigkeit unſrer Zeit hat ſchon ſo manchen literariſchen Schatz zu Tage gefördert. In dem raſtloſen Eifer, mit dem der Sammler jedes ihm intereſſant erſcheinende Object ſeiner Sammlung einzuverleiben trachtet, vergißt oder verabſäumt er es oft abſichtlich, von ſeinen ſorgſam gehüteten Pfleglingen der wiſſenſchaftlichen Welt Kunde zu geben. Oft bleibt es dann dem Zufalle vorbehalten, den wenig oder gar nicht bekannten Schatz ans Tageslicht zu bringen.

Das war auch mit der im Titel genannten Handſchrift „des jüngeren Titurel" der Fall. Die letzten Nachrichten über ihre Exiſtenz führen um circa 30 Jahre zurück. Damals befand ſie ſich im Beſitze des bekannten Wiener Bibliophilen Karl Ritter v. Keſaer († 1863). Später gelangte ſie in die Sammlungen des verſtorbenen Grafen Ludwig Paar, öſterreichiſch-ungariſchen Botſchafters beim Vatican, ohne daß die wiſſenſchaftliche Welt davon Kenntniß hatte. Sie blieb ſeither verſchollen und man mußte ſich mit der auf der Breslauer Univerſitätsbibliothek befindlichen Copie begnügen, welche der Germaniſt Büſching vor dem Jahre 1816 angefertigt hatte. Letztere wurde benützt von J. Grimm (Zſ. f. deutſches Alterthum V., 498) und von Zarncke (Der Gralstempel, in den Abhandl. d. ſächſ. Geſ. d. Wiſſenſchaften, phil.-hiſt. Cl. VII., 380). Der Umſtand, daß die Handſchrift mit den übrigen Schätzen der Paar'ſchen Sammlung den Zufälligkeiten einer demnächſt ſtattfindenden Verſteigerung überantwortet wird,[1]) läßt es wünſchenswerth erſcheinen, derſelben eine eingehende Beſchreibung zu widmen.

Ueber das Aeußere der Handſchrift hat Büſching in ſeinen Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geſchichte II. (1816) S. 197—201 Folgendes mitgetheilt: „Dieſe treffliche Hſ. des Titurel, deren Daſein zuerſt Herr A. W. v. Schlegel in den Heidelberger Jahrbüchern bekannt machte, habe ich durch die freundſchaftliche und höchſt gefällige Bemühung des Hrn. Mathias v. Collin nach erhaltener gütiger Erlaubniß des Eigenthümers Hrn. Grafen v. Dietrichſtein eine ſehr geraume Zeit zu meiner Benutzung gehabt und ſie während dieſer Zeit genau und ganz beſchrieben.

„Obgleich der Band nur die letzte Hälfte des Gedichts enthält — wo ſich der erſte befindet, iſt noch unbekannt — ſo iſt er doch von einer höchſt beträchtlichen Stärke. Er iſt von ſchwarzem Leder mit großen meſſingenen Eckbeſchlägen und war früherhin durch eine Krampe, die jetzt verloren gegangen und deren Schloß nur noch blieb, zu verſchließen. Auf der vorderen Seite ſieht man oben einen Anker von Meſſing, unten ein doppeltes, ineinander ſtehendes Dreieck Ω. Hinten ſteht oben ein Wappen (das des Fernberg'ſchen Geſchlechts), darunter die ebenfalls meſſingenen, roth angeſtrichenen Buchſtaben C. A. F. (Chriſtoph Adam Fernberger), ganz unten eine Egge (die auch im Wappen ſteht).

„Die Hſ. iſt auf Thierhaut, 282 Bl. ſtark, von denen 271 auf den Titurel gehen. Auf der inneren Seite des Deckels iſt ein ſehr altes Gemälde geklebt: Chriſtus am Kreuze zwiſchen Maria und Johannes. Das Bild verräth ein hohes Alter; gegenüber ein kleiner Stammbaum, den Gang der rechtlichen Erbfolge nachweiſend. Inwendig, dem Gedichte gegenüber, ein Kupferſtich, das Bild des Chriſtoph Adam Fernberger vom Jahr 1650. Das erſte Blatt iſt rund herum mit einem Blätter- und Blumengeranke umgeben, das zierlich gehalten iſt. Das Gedicht ſteht in zwei Spalten auf jeder Seite, die Verſe wie ungebundene Rede hinter einander geſchrieben und nur durch einen Punkt bezeichnet. Die Ueberſchriften der Abſchnitte ſind immer roth, ein großer ſchöner Buchſtabe fängt jedesmal den Abſchnitt an, der Anfangsbuchſtabe jedes Liedes wechſelt; der des erſten Liedes iſt roth, der des zweiten blau, der des dritten gold, dieſe Reihe wiederholt ſich durch das ganze Gedicht. Innerhalb der Lieder finden ſich oft roth durchſtrichene Buchſtaben. Es ſind dies beſonders die Eigennamen.

„In der Handſchrift fehlen mehrere Blätter, die ſchon früher müſſen ausgeſchnitten worden ſein, da die Bezeichnung der Blätter, eine ältere und eine etwas neuere, auf dieſen Mangel keine Rückſicht nimmt. Innerhalb fehlt bisweilen auch ein Lied, höchſt ſelten iſt eines mehr. Außerdem iſt die Hſ. mit ſehr hübſchen Bildern geziert, deren man 85 Stück zählt. Merkwürdig iſt beſonders das Bild auf der Rückſeite von Bl. 164, auf welchem ſteht: „(h) Je hat nu Sygoun daz sail vnd list darin", denn hier findet ſich auf dem Bracken ſeile, das ein goldenes Band iſt, wirklich eine Schrift mit weißen Buchſtaben, die aber nicht mehr ganz deutlich iſt. Was ich davon leſen kann, lautet: „a . . . ma vule (?) amor . ma la speranza.""

Der Beſchreibung Büſchings haben wir noch Folgendes beizufügen: Die Handſchrift beginnt auf fol. 1 a col. 1: „Hie enpfie der kaiſer akorein den Talfeln vnd all di sein. Der boten einer gathe der dem auz kanfoleise die grozzen reichhait brachte ob der iht verlur an sainer raise. der paroc gab im botenbrot daz reichte. do er ze recht gesagte daz der Talfein chom so wirdichleiche." Schluß auf fol. 271 b col. 2: „Ez ist vor allem male, ich main daz übel haizzet. swer sich der sünden stralc versneiden let. daz er zer hell erbaizzet. daz ist ein mal daz ewichleichen brennet. Vater sun heiliger gaist mache vna die himel freude wol erchennet. Amen." Sie beſtand urſprünglich aus 30 Lagen ſtarken Pergaments, zu je 10 Blättern, mit Ausnahme der 1., 29. und 30. Lage, welche bloß 6, 8 und 6 Blätter enthalten. Jede Lage iſt am Schluſſe ganz unten mit einem Cuſtos verſehen. Bei genauer Berückſichtigung dieſes Lagenverhältniſſes läßt ſich conſtatiren, daß gegenwärtig in der Handſchrift 19 Blätter fehlen, wobei zu bemerken iſt, daß die Lücke

[1]) Dieſelbe wird im Febr. d. J. durch das Kunſtantiquariat S. Kende in Wien verſteigert.

zwischen fol. 10 und 11 und 265 und 66 keinen Textverlust aufweist.

Die Handschrift zeichnet sich durch reichen, künstlerisch hochinteressanten Bilderschmuck aus. Sie enthält nicht weniger als 85 Miniaturen, davon 29 in voller Blattgröße (22 : 14 Centimeter), 56 in $^2/_3$ oder $^1/_2$ Blattgröße. Sie gehört demnach zu den reichsten deutschen Bilderhandschriften des Mittelalters. Die einzelnen Ueber- und Unterschriften der Miniaturen sind mit rother Tinte eingetragen.

Die Miniaturen zeichnen sich durch die Schönheit und Feinheit der Farbenbehandlung und die harmonische Wirkung der Darstellungen aus. Die einzelnen, auch costümlich hochinteressanten Figuren heben sich sanft und weich vom Goldgrunde ab. Die Erhaltung der Miniaturen ist im allgemeinen sehr gut, nur hie und da hat die Farbenauftragung, der Goldgrund leicht gelitten.

Sehr interessant ist auch der Umstand, daß die freigebliebenen Ränder der Handschrift als Stammbuch verwendet wurden. Dieselben tragen viele Hunderte von Nameneintragungen der hervorragendsten Persönlichkeiten des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Sie umfassen den Zeitraum von 1583—1663. Am Schlusse befinden sich 11 Blatt Register der in der Handschrift befindlichen Namenseintragungen. Ueber den Aufenthalt der Handschrift läßt sich bei flüchtiger Musterung der Daten ungefähr Folgendes ersehen: 1583 bis 1588 Wien, 1594 Weinzierl, 1600 Baden, 1603—14 Eggenberg, 1619—20 Wien, 1645—57 Wien, 1659 Baden, 1660—63 Wien. Interessant ist die Notiz auf fol. 126 h: „Nachdem Herr Hanss Fernherger etc. als ihm diss huech zuegeherdt und solliches alsa angefangen, den 11. Nov. anno 1600 zu Padoa die schuld der natur bezalt, dem der Allmechtige geb genat, zufar aber schrifftlich hindee sein verlassen, diss buech nach seinem tot alhier gen Egenbergg zu bringen und daselbst zu sein und der ganzen hierinn alle eingeschriebenen ehrlichen ahnsechlichen geselschafft ewiger gedechtnuss aufzuhehalten und alsa fort zu continniren, hab ich C. A. Fernberger etc. solliches gethan und nunmehr hey mier also in diss buech heut dato den 22. Januarii anno 1601 allhie zu Egenhergg der erste anfangg van dieser nachvolgenden gesellschafft gemacht worden, der Allmechtige geb allen sa hierin, zeitliche und ewige freit amen. C. Adam, C. Carll u. J. Elisabeth Fernherger alle 3 geschwister."

Die für die deutsche Kunst und Dichtung des Mittelalters hochinteressante Handschrift verdient die vollste Beachtung unsrer Germanisten. J. S.

Warum herrscht in Altbayern bäuerlicher Grundbesitz?

Von Lujo Brentano.

III. (Schluß.)

Damit komme ich zu der zweiten Ursache, warum in Altbayern der bäuerliche, im ostelbischen Deutschland der Großgrundbesitz überwiegt: es ist dies die verschiedene Art und Weise, wie die Bauernbefreiung da und dort durchgeführt wurde.

Ich kann mich, nachdem das große Werk Knapps über die preußische Bauernbefreiung nun schon seit 8 Jahren vorliegt und auch die bayerische Entwicklung ausreichend bekannt ist,[1]) über diesen Punkt kurz fassen.

In Preußen waren die Bestrebungen, die Bauern zu befreien, im 18. Jahrhundert an dem Widerstande der Rittergutsbesitzer und der mit diesen verbündeten Bureaukratie gescheitert. Erst nach der Niederlage bei Jena, zur Zeit, da es galt, alle Kräfte zusammenzufassen, den preußischen Staat zu regeneriren, gelangten sie zu einem wenigstens theilweisen Siege. In Folge des Edicts vom 9. October 1807 hörte vom 10. November 1810 alle Gutsunterthänigkeit, die sog. Leibeigenschaft, im damaligen Preußen auf. Ein weiteres Edict, vom 14. September 1811, faßte die Beseitigung der auf den Grundstücken haftenden Frondienste und Abgaben ins Auge: der Bauer sollte einen Theil seines Gutes — ein Drittel oder die Hälfte, je nach der Güte seines Besitzrechtes — sowie alle Ansprüche auf Unterstützung seitens des Rittergutsbesitzers aufgeben und dafür den Rest als freies Eigenthum, frei von Frondiensten und Abgaben, erlangen.

Dies war eine weit günstigere Behandlung der Rittergüter, als die Krone sich selbst hatte zutheil werden lassen; sie hatte keine Landabtretung für die Befreiung von Diensten und Abgaben verlangt.

Dazu kam, daß die Rittergutsbesitzer — gegen den Willen des Freiherrn vom Stein — als weitere Gegenleistung durchsetzten, daß der von Friedrich dem Großen decretirte Bauernschutz theilweise aufhörte. Dem Gutsherrn wurde erlaubt, wenigstens einen Theil des Bauernlandes einzuziehen, wenn der übrige zu erblichem Besitzrechte ausgethan wurde.

Trotz alledem nahm der Adel das Edict von 1811 äußerst unwillig auf, wie schon 1808 seine Feindseligkeit gegen Stein als den Urheber der Reform zu dessen Sturze mitgewirkt. Es kam eine romantische Strömung auf, welche das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß in einer den Thatsachen wenig entsprechenden Weise verklärte. Da ihre Träger dem Könige nahestanden, erlangte sie auch Einfluß auf diesen. Am 15. März 1814 reichten die adeligen und köllmischen Gutsbesitzer des Kreises Mohrungen in Ostpreußen unter Führung des Grafen Dohna dem in Frankreich befindlichen Könige eine Bittschrift ein, in der es hieß:[1])

„Krieg und Kriegsverwüstung hat unsre alte Verfassung in den Grundfesten erschüttert. — Der Einfluß französischer Gesetzgebung verbreitete seinen giftigen Hauch über uns. — Doch jetzt haben Ew. Majestät als Sieger sich in Frankreich selbst von den Früchten eines Systems überzeugt, das nur Unmuth, Elend und allgemeine Unzufriedenheit erzeugen konnte. — Während Ihre Kriegsheere, durch einen Gemeingeist erschaffen, durch einen Heldenmuth belebt, dessen nur ein Volk fähig ist, das seinen König und seine Verfassung liebt, Wunder thaten — fanden sie in Frankreich nur einen schlaffen Widerstand bei einer Nation, die keinen Gemeingeist mehr hatte. — Möge es daher Ew. Majestät gefallen, unsre Constitution aus ihren Trümmern wieder hervorzurufen!"

Auf diese Bittschrift hin decretirte Friedrich Wilhelm III. am 18. April 1814 — sechs Monate nach der Befreiungsschlacht von Leipzig —: der Staatskanzler möge über die Bauernbefreiungsedicte nochmals Vortrag erstatten, und am 29. Mai 1816 erfolgte unter dem Namen „Declaration" eine theilweise Zurücknahme derselben. Dem größten Theile der Bauern wurden die Wohlthaten des Edicts von 1811 über die Ablösung der Fronden und Reallasten wieder entzogen. Nur die spannfähigen und katastrirten Bauern sollten gegen Aufgeben von einem Drittel, resp. der Hälfte ihres Besitzes die Freiheit erhalten können.

Der König trat also unter dem Einfluß einer romantisch aufgeputzten Reaction der Rittergutsinteressenten von der Politik seiner Vorfahren zurück. Die Folge war eine schlimme Lage der Bauern. Die großen Bauern konnten sich frei machen, aber nur gegen Abtretung eines großen Bruchtheils ihres Landes. Die kleinen konnten sich gar

---

[1]) Vgl. Pözl in Dollmanns Gesetzgebung des Königreichs Bayern seit Maximilian II., Erlangen 1856. I. S. 165 ff. Hausmann, Die Grundentlastung in Bayern. Straßburg 1892.

[1]) Knapp, Bauernbefreiung II, S. 355.

nicht frei machen; dagegen konnte in Folge der Beseitigung des Bauernschutzes Friedrichs des Großen ihr Bauernland nunmehr eingezogen werden. Ihr einziger Vortheil war, daß sie nicht mehr an die Scholle gebunden waren. Die Folge war: das Ritterland nahm zu, das Bauernland ab.

Endlich brachten die Stürme des Jahres 1848 die lang erhoffte Befreiung. Die Fortdauer der Frondienste erwies sich als eine Hauptursache der Unzufriedenheit auf dem Lande. Als die Reaction eintrat, verstand sich daher auch sie zum Gesetze vom 2. März 1850, das alle Bauern für regulirbar erklärte. Das Gesetz zeichnete sich außerdem dadurch aus, daß es das Princip der Entschädigung durch Abtretung von Bauernland durch ein anderes ersetzte: der Bauer sollte den Gutsherrn nunmehr durch Zahlung einer Geldrente entschädigen. Die Geldrente sollte nicht größer sein, als ein Drittel des Reinertrages des Bauernguts. Zur Erleichterung der Ablösung wurden Rentenbanken geschaffen.

Allein das Gesetz kam nun, da es endlich kam, für viele zu spät. Wie es in den gedruckten Motiven zu den Gesetzen von 1850 heißt, waren die Aecker der in Folge der Declaration von 1816 unregulirbaren Bauern häufig von den Gutsherren zu ihren Vorwerken eingezogen worden; die Besitzer derselben waren Taglöhner geworden. Der Rest war ungemein bedrängt durch zu zahlende Renten und durch die Reform der Feldmark. Die Beseitigung der Weideberechtigungen und die Gemeinheitstheilungen hatten die Lage vieler verschlechtert. Daher dann die verbliebenen Bauern zu einem weiteren Theile verschwanden. Viele verkauften ihr Land an den Rittergutsbesitzer — und dieser glaubte nicht genug erwerben zu können — und zogen in die Stadt, wo sie in der aufstrebenden Industrie Beschäftigung fanden. Andere, die zurückblieben, wurden Taglöhner in ärmlicher Lage.

Diese Entwicklung ist die zweite Ursache des Vorherrschens des Großgrundbesitzes im ostelbischen Deutschland. Viel glücklicher für die Bauern war auch diese zweite Periode in Bayern.

Man ist bis in das letzte Decennium gewohnt gewesen, die besonderen Verdienste der preußischen Könige des 18. Jahrhunderts um den Bauernstand hervorzuheben. Auch verdienen die Absichten Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen alle Anerkennung, die ihnen geworden. Indeß läßt sich dieses Lob doch nur dadurch begreifen, daß diejenigen, von denen es ausging, mit den preußischen lediglich die übrigen ostelbischen Lande verglichen haben. In diesen, wo Friedrichs d. Gr. Bauernschutz nicht zur Anwendung kam, ist der Bauernstand, wie schon oben gesagt worden ist, nahezu völlig geschwunden. Dagegen wird jenes Lob nicht durch den Vergleich der preußischen Bauernpolitik mit der anderer deutscher Länder zur Zeit des aufgeklärten Absolutismus gerechtfertigt. Dies hat nicht nur neuerdings Grünberg in seiner Geschichte der österreichischen Bauernbefreiung für Oesterreich gezeigt, es gilt dasselbe von Bayern. Statt des Bauernschutzes finden wir hier die Aufrechterhaltung einer viel freieren Arbeitsverfassung, die, wie wir gesehen haben, den Zweck, den Friedrichs Bauernschutz verfolgte, weit wirksamer erreichte. Im übrigen gingen die Bemühungen der bayerischen Kurfürsten ebenso wie die der preußischen Könige dahin, durch Verwandlung der unsicheren Besitzrechte in sichere und durch Beseitigung des letzten Restes von Leibeigenschaft die Landwirthschaft zu heben. Allein auch in Bayern scheiterten alle diese Reformversuche an denselben widerstrebenden Mächten, welche die energischen Anläufe Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen zum Scheitern brachten: an dem Widerstand der Hofmarchsherren und an dem der Beamten.

Auch in Bayern war der Landesherr zunächst darauf angewiesen, seine Reformversuche auf seine eigenen Bauern zu beschränken. So erging am 3. Mai 1779 ein Mandat Karl Theodors, das allen kurfürstlichen Bauern gestattet, da, wo sie ihr Gut nur nach Leibrecht oder Freistift inne hatten, dasselbe in Erbrecht zu verwandeln; auch sollten Neuverleihungen kurfürstlicher Höfe nur mehr nach Erbrecht stattfinden. Die Laudemien sollten fixirt werden und statt auf einmal in wohl erschwinglichen jährlichen Fristen entrichtet werden. Der Bauer, der sich zu dieser Fristenzahlung bereit erklärte, sollte dafür auch von allen übrigen Abgaben, die im Falle einer Besitzänderung erhoben wurden, namentlich auch von Mortuarien frei sein.

Dies war ein großer Fortschritt, der da geboten wurde. „Man sollte glauben," so schreibt ein Schriftsteller[1]) von 1809, „daß eine so wohlthätige Verordnung allenthalben mit dem wärmsten Dankgefühl aufgenommen worden wäre: allein die Erfahrung lehrte, daß selbst kurfürstliche Staatsdiener und Collegien die verschiedensten Anstände an der Ausführung des Edicts nahmen, weil es ihrem Eigennutzen, ihrer Sportelsucht und Wohldienerei nicht entsprach." Da nämlich die Beamten auf Taxen und Sporteln gesetzt waren, ging ihr Interesse dahin, Zustände aufrecht zu erhalten, die möglichst viel abwarfen. Außerdem waren die Beamten nach Westenrieder von unglaublicher Unwissenheit[2]) und nach Rottmanner[3]) voll von jenem beschränkten Spott über Menschenbeglücker, der die Signatur des strebenden Philisters aller Zeiten ist. Statt die Bauern über die weittragende wirthschaftliche Bedeutung der angebotenen Umänderung aufzuklären, arbeiteten sie der Durchführung der Verordnung geradezu entgegen. Die Folge war: die Maßregel blieb fast ganz ohne Erfolg.

So ist — wie in Preußen — in Bayern die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Aera vergeblicher Reformversuche. Die wirklichen Erfolge brachte auch hier erst das 19. Jahrhundert, nach der Thronbesteigung Max Josephs IV. Wie dringend die dahin zielenden Reformen von den Bauern selbst begehrt wurden, zeigt die 1802 im Druck erschienene „dringendste Bitte an Max Joseph IV. von der Bauernschaft am Isarthal um Aufhebung der Frohnen", eine Schrift, welche heute den Staatsanwalt veranlassen würde, auf Grund des Haß- und Verachtungsparagraphen, sowie wegen Beamtenbeleidigung einzuschreiten.

Sehen wir von einer für das kleine Herzogthum Neuburg im Jahre 1799 ergangenen Instruction, die mehr für den Geist des neuen Herrschers charakteristisch, als von großer, praktischer Tragweite war, ab, so war die erste für die Bauernbefreiung wichtige That der neuen Regierung die Säcularisation des Jahres 1803. Damit wurde der Staat der Obereigenthümer von weitaus der größten Zahl der vorhandenen Bauernhöfe und erhielt somit für alle seine Reformen weil freiere Hand. Auch wurde den Grundholden der säcularisirten Klostergüter sofort durch eine Verordnung vom 21. Juni 1803 die Möglichkeit eröffnet, das an den Staat übergegangene Obereigenthum zu sehr mäßigen Bedingungen abzulösen und volles freies Eigenthum zu erwerben. Allein auch diese Maßregel verlangte, um erfolgreich zu sein, einen reorganisirten Beamtenstand, und diese Reorganisation wurde erst mit dem Gesetze von 1805 vollendet.

Dann aber brachte das Jahr 1808 einen mächtigen Fortschritt. Die Leibeigenschaft, die freilich nur noch vereinzelt vorkam, wurde gänzlich aufgehoben; desgleichen die

---

[1]) Kopf, Die Grundherrlichkeit in den älteren Bestandtheilen des Königreichs Bayern. Landshut 1809.

[2]) Vgl. Bayerische Beiträge 1[1], S. 173 ff.

[3]) Vgl. Unterricht eines alten Beamten an junge Beamte ꝛc. 3 Bände. Linz 1783.

Verpflichtung der Bauernkinder, welche ihre Dienste vermiethen wollten, dieselben in erster Linie dem Grundherrn anzubieten. Sodann — eine sehr wichtige Bestimmung zur Erhaltung des Bauernstandes — die Strafe der Heimfälligkeit der Bauernhöfe an den Grundherrn (Caducität) und das gutsherrliche Einstandsrecht wurden beseitigt. Es wurde die Verwandlung der ungemessenen Scharwerke in gemessene ausgesprochen, und zwar, ohne daß der bisher Berechtigte darum Entschädigung beanspruchen konnte. Die gemessenen Dienste sollten alsdann in Geldabgaben verwandelt und die Bodenzinse und Zehnten sollten abgelöst werden können. Dagegen blieben dem Gutsherrn noch Gerichtsbarkeit, Polizei, Jagdrecht, Fischerei-, Forst- und Bergrecht.

Wären diesen grundlegenden Bestimmungen alsbald die verheißenen Ausführungsverordnungen gefolgt, so wäre die Frage der Bauernbefreiung schon damals gelöst worden. Allein mit dem Jahre 1808 verlangsamte sich der Reformeifer. Mit der Umgestaltung der Verwaltungsorganisation trat an die Stelle der Generallandesculturcommission, welche die Reform bis dahin betrieben hatte, das Ministerium. Die Aufmerksamkeit desselben war aber durch die Aufgaben, welche die Annexion neuer Landestheile stellte, in Anspruch genommen. Auch erhoben die „wohlerworbenen Rechte", d. h. die Obereigenthumsrechte der Grundherren, den Anspruch auf stärkere Berücksichtigung. So unterblieben die Verordnungen, welche den Ablösungsmaßstab für Bodenzinse und Zehnten festsetzen sollten. Außerdem fehlte es — bei dem elenden Stand des Hypothekenwesens — dem Landmann an Credit, um sich Ablösungscapitalien zu verschaffen. Die Folge war: die meisten der Bestimmungen von 1808 blieben praktisch bedeutungslos.

Trotzdem trat kein völliger Stillstand ein in der Reform. Verordnungen von 1810 und 1813 zeigen, wie man weiter vor allem bedacht war, den Besitzern der säcularisirten Klostergüter und den Grundholden auf anderen staatlichen Domänen die Verwandlung ihres Besitzes in freies Eigenthum zu erleichtern. Allein viel war es nicht, was erreicht wurde, und das Verhältniß der nicht staatlichen Bauern zu ihren Grundherren blieb völlig unberührt. Es blieb demnach eine starke Erbitterung gegen die Grundherrlichkeit, und man erwartete tief einschneidende Veränderungen von der Verfassung. Diese kam 1818. Allein sie ließ im wesentlichen alles bei den Bestimmungen, welche bereits die Constitution von 1808 getroffen hatte. Sie wiederholte die dort bereits ausgesprochenen Grundsätze über Verwandlung der ungemessenen Scharwerke in gemessene, über Verwandlung derselben in Geldabgaben und die Ablösbarkeit dieser letzteren; aber die Fixirung und Ablösung sollte nur stattfinden auf Grund von Uebereinkommen der Parteien. Für die Ablösung war die Bestimmung daher von geringer Bedeutung. Es fehlte eben ein gesetzlicher Ablösungsmaßstab.

So brachte die Verfassung von 1818 keine Förderung. Allein sie brachte wenigstens keine rückläufige Gesetzgebung wie die Declaration von 1816 in Preußen. Auch wurde die von vielen Grundherren gewünschte Ablösung durch Abtreten von Land, wodurch Latifundien, wie in Preußen, hätten gebildet werden können, nicht gewährt. Da aber die grundherrlichen Lasten fortdauerten, traten die Beschwerden darüber sofort in der ersten Landtagssession hervor und rissen dann nicht mehr ab bis 1848. Man verlangte, die Regierung möge dafür sorgen, daß die in der Verfassung bestimmte Regulirung der ungemessenen Fronden alsbald durchgeführt werde.

Soweit der Staat selbst im Besitze von gutsherrlichen Gefällen war — und fünf Achtel der in grundherrlichem Verbande befindlichen Bodenfläche befand sich ja noch 1848 im grundherrlichen Verbande des Staats — suchte er nun die Fixirung und Umwandlung dieser Gefälle zu beschleunigen, indem er gewisse allgemeine Regeln für dieselbe aufstellte. So erging 1825 eine Erklärung über die Bedingungen, unter denen eine Fixirung der unständigen Gefälle des Staats (insbesondere der Fronden und Zehenten) und die Umwandlung der fixen Naturalreichnisse in Geld stattfinden solle. Ein Ministerialrescript vom 29. December 1834 gab die Norm für die Fixirung der Besitzänderungsabgaben. Deßgleichen wurden für die Ablösung der Grundgefälle des Staats allgemein gleichförmige Bedingungen festgestellt, und zwar sollten ständige, auf eine jährlich gleiche Abgabe fixirte Gefälle nach einer Verordnung vom 13. Februar 1826 durch Zahlung des 25fachen Betrages, Laudemien nach einer Verordnung vom 19. Juni 1832 durch Zahlung des doppelten Betrags des Fixums abgelöst werden können, und mit dieser Zahlung sollte die Grundbarkeit erlöschen.

Allein unter dem Ministerium Abel erfolgte ein Stillstand in der Reform, obwohl diese doch eher der Beschleunigung benöthigt hätte. Durch eine Verordnung vom 21. April 1840 wurde die Verordnung vom 13. Februar 1826 außer Kraft gesetzt und verfügt, daß fortan jede Baarablösung einer Dominicalrente des Staats der Genehmigung des Königs bedürfe. An die grundherrlichen Verhältnisse der den Stiftungen und Privaten gehörigen Bauern aber hatte man überhaupt noch nicht gerührt.

Da kam das Jahr 1848. Der Widerhall, den die Münchener Vorgänge auf dem Lande fanden, läßt sich nur aus der tiefgehenden Erbitterung über die endlose Verschleppung der Bauernbefreiung begreifen. An zahlreichen Orten kam es zu bedauerlichen Ausschreitungen,[1]) die indeß überall schnell unterdrückt wurden. Eine Fluth von Adressen an den König und an die Ständekammern verlangte die Beseitigung der Grundherrlichkeit.

Zunächst wurde am 17. März 1848 die Verordnung von 1840 wieder aufgehoben und der Inhalt der Verordnung von 1826 wieder hergestellt. Aber bald gab man mehr. Die Regierung brachte einen Gesetzentwurf zur Ablösung der bäuerlichen Lasten im Landtage ein. Bei der Stimmung, die vorherrschte, war kein Zweifel, daß er in der Hauptsache Gesetz werden würde. In der Reichsrathskammer wurde er mit allen gegen sechs Stimmen angenommen. Einer der wärmsten Befürworter war der gegenwärtige Reichskanzler Fürst Hohenlohe. Die Hauptgegner der Vorlage waren hier wie in der zweiten Kammer die Vertheidiger der Zehenten. Am 4. Juni 1848 wurde der Entwurf Gesetz. Durch dieses wurde die Begründung neuer gutsherrlicher Rechte verboten; ferner wurden aufgehoben, und zwar ohne Entschädigung: alle Naturalfrondienste, gemessene und ungemessene, mit Ausnahme jener gemessenen Dienste, für welche nachweisbar auch ein bestimmter Geldbetrag erhoben werden konnte, ferner alle Mortuarien, der Blutzehent, alle rein persönlichen Abgaben, die Heimfälligkeit der Güter, auf welchen Leibgerechtigkeiten verliehen waren; gegen nachträgliche Entschädigung: die Gerichtsbarkeit und die Laudemien. Als Aequivalent für das Recht der Laudemienerhebung war bei Erbrecht und Freistift der anderthalbfache Betrag des ganzen Laudemiums, bei Leibrecht und Neustift der doppelte Betrag des ganzen Leibgeldes zu zahlen. Alle fixen Grundgefälle wurden für ablösbar erklärt und der Zehent fixirt. Dabei wurde ein sehr günstiger Ablösungsmaßstab eingeführt. In Preußen und Hannover hatte der Bauer den 25fachen Betrag, in Bayern — wie in Baden und Hessen — nur den 18fachen Betrag der fixen Rente zu zahlen. Zur Erleichterung der Ablösung übernahm der Staat die sämmtlichen Grundrenten auf Verlangen der

[1]) Vgl. Hausmann a. a. O., S. 141.

Berechtigten und entschädigte sie, während er selbst nur den 18fachen Betrag der Renten von den Bauern erhielt, mit deren 20fachem Betrage, und zwar in vierprocentigen Ablösungsschuldbriefen nach dem Nennwerth. Leider wird es nach bis 1934 dauern, bis die Ablösung der Bodenzinse beendet und damit die letzten Reste der Grundherrlichkeit in Bayern verschwunden sein werden.

Vergleichen wir die bayerische Bauernbefreiung mit der preußischen, so erkennen wir als die großen Vortheile der bayerischen für die Bauern, daß sie das Princip der Ablösung durch Landabtretung nie gekannt hat und daß sie den Grundherren nie die Gelegenheit bot, die grundbaren Bauernhöfe einzuziehen; daß ferner die Naturalfrandienste und andere Lasten, die in Preußen abgelöst werden mußten, in Bayern ohne Entschädigung der Berechtigten beseitigt wurden; daß endlich, wa der Bauer in Preußen den 25fachen Betrag der schuldigen Rente an Geldentschädigung zu entrichten hatte, der bayerische Bauer nur das 18fache zu leisten hatte. Somit finden wir, daß in Bayern die Bauernbefreiung in einer für den Bauern ganz außergewöhnlich günstigen Weise durchgeführt wurde. Und darin ist die zweite Ursache zu erblicken, warum heute in Altbayern der bäuerliche Besitz statt des landwirthschaftlichen Großbetriebs vorherrscht.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die Thatsachen der Grundeigenthumsvertheilung in Deutschland, soweit sich aus der Betriebsstatistik van 1882 auf diese schließen läßt, so finden wir, daß dieselben mit den Ergebnissen unsrer Betrachtung über die Verschiedenartigkeit der Entwicklung in Ostelbien und Bayern bis zur Aera der Bauernbefreiung und über die verschiedene Art der Durchführung der letzteren genau übereinstimmen. Es gehörten 1882 von je 100 Hektar der landwirthschaftlichen Fläche zu Betrieben der Größenclasse

	unter 1 ha	1—10 ha	10—100 ha	100—200 ha	200—500 ha	500—1000 ha	1000 ha u. mehr
im Reg.-Bez. Königsberg	1.01	7.6	47.9	8.2	18.7	11.7	4.9
Gumbinnen	1.11	11.6	55.6	9.7	11.9	7.9	2.2
Danzig	1.51	11.0	47.1	10.8	16.4	11.3	1.9
Marienwerder	1.2	8.2	40.3	8.9	18.8	17.2	5.4
Potsdam	1.91	10.0	52.1	4.8	13.6	14.2	3.4
Frankfurt a. O.	2.01	17.8	43.3	4.8	13.5	12.9	5.7
Stettin	1.41	10.7	38.2	4.8	16.2	23.7	5.8
Köslin	1.3	11.4	29.8	4.5	21.1	25.2	6.7
Stralsund	1.5	4.6	18.1	9.1	40.8	25.8	0.4
Posen	1.3	12.9	31.6	3.7	19.2	21.8	9.5
Bromberg	1.3	7.8	33.7	7.5	20.6	19.8	9.3
Breslau	1.31	21.2	37.0	7.3	22.1	8.4	2.7
Liegnitz	1.71	27.4	41.1	6.8	16.4	4.9	1.7
Oppeln	2.81	31.9	33.7	3.8	15.4	9.1	3.3
Magdeburg	3.21	15.3	59.9	4.7	11.1	10.8	5.0
Merseburg	2.91	19.3	52.0	7.6	13.5	4.1	0.6
Mecklenburg-Schwerin	2.22	6.9	31.0	3.2	28.6	25.7	2.4
Mecklenburg-Strelitz	2.5	4.5	32.0	3.6	20.0	32.4	5.0
Im Gegensatze dazu stehen:							
Oberbayern	0.6	24.0	72.5	2.1	0.5	0.3	—
Niederbayern	0.9	26.6	71.2	0.9	0.1	0.3	—

Zu den Gegenden des landwirthschaftlichen Großbetriebs wären noch einzelne Bezirke im östlichen Holstein zu rechnen, doch sind die darauf bezüglichen Angaben in der officiellen Statistik nicht ausgeschieden.

Im Zusammenhang mit dieser Vertheilung des Grundbesitzes stehen die folgenden Verhältnißzahlen:

Auf 100 Besitzer kamen 1882 in

	Ostpreuß.	Westpreuß.	Pommern	Posen	Schlesien	Brandenbg. und Berlin	Provinz Sachsen	den beiden Mecklenbg.	Schleswig-Holstein	Bayern r. d. Rh.
landwirthschaftlich thätige Familienglieder	62	58	60	72	73	74	67	50	45	134
landwirthschaftlich thätige Dienstboten	108	87	97	89	77	96	76	293	117	95
Taglöhner mit Besitz	64	88	102	85	28	67	76	283	71	11
Taglöhner ohne Besitz	170	190	137	196	120	91	122	51	41	33
zusammen Gehülfen	404	423	396	442	297	330	341	677	274	273

Zwei Schriftstellerinnen.

Charlotte Niese hatte ihre Specialität bisher in Skizzen, welche Zustände entschwundener Tage, aus der dänischen Zeit, frisch und lebenswahr, ohne Verschönerungssucht, aber auch ohne absichtliche Verzerrungen schilderten. Sie hat nun beim Verleger der „Grenzboten" einen Roman erscheinen lassen[1]), der in Hamburg und zwar in der Cholerazeit spielt. Dieser Realismus könnte besser Medicinern überlassen bleiben. Sonst ist der gesunde Realismus, der in dem Roman herrscht, gewiß zu loben, in der Darstellung des Treibens am Hamburger Hafen, in den Kreisen der Arbeiter und Patricier, des Lebens in der Stadt und der Villa. Es sind gute und gesunde Typen: die Tante Tine, eine ehemalige Köchin, die nun von ihrem Ersparten lebt, Mund und Herz auf dem rechten Fleck hat; die Frau Doctor, die nichts vortrefflicheres als ihr Hamburg kennt, alles Fremde entschieden abweist und sich kaum durch den Augenschein von Mißständen überzeugen läßt; der biedere, gutmüthige, etwas tölpische und leicht zu betrügende Landmann, der in der großen Stadt Luft und Licht vermißt und aus dem hastigen Treiben sich nach seinem ruhigen ländlichen Aufenthalt zurückzieht. Aber daneben viel Gewöhnliches, theils Conventionelles, theils Verkehrtes: der junge Lebemann, der in seinen Verhältnissen mit einer Schauspielerin und Putzmacherin durchaus keinen Hinderungsgrund gegen seine Verlobung mit einem wahrhaft vornehmen Mädchen sieht; die Madedame, die nur in Aeußerlichkeiten aufgeht und weder für geistige noch Gemüthsvorzüge Sinn hat; der schmachtende Cammis, der durch sein kaufmännisches Genie den Principal vom Ruin rettet und das Töchterlein gewinnt; der übelwollende Concurrent, der, aus dem Freunde zum Feinde geworden, die Wechsel aufkauft und den Gegner an den Rand des Ruins bringt; das Confectionsdämchen, das sich van einem ernsthaften Bewerber Geschenke machen läßt und dreisteren Liebhabern ihre Gunst gewährt; das Hinterhaus mit all seiner Roheit. Schlimmer als diese Vorführung gewöhn-

[1]) Licht und Schatten. Eine Hamburger Geschichte von Charlotte Niese. Leipzig, F. W. Grunow 1895.

licher Figuren sind aber die Ungerechtigkeiten und Unmöglichkeiten. Ungerecht ist es, wenn als einziger Vertreter der Socialdemokratie ein Schlemmer und Säufer, ein roher Nichtswisser und öder Schwätzer vorgeführt wird, mit der offenkundigen Absicht, durch diesen Typus die ganze Partei zu zeichnen. Unmöglich aber, mindestens höchst unwahrscheinlich sind die Angelpunkte der ganzen Handlung. Der erste, daß ein allerdings sehr reicher Herr einem jungen Kaufmann, dem er allerdings verpflichtet ist, eine sehr große Summe zu völlig freier Verfügung schenkt, die von diesem benützt wird, um seinen Brodherrn und künftigen Schwiegervater aus einer peinlichen Verlegenheit zu reißen. Der zweite, daß das Kind einer angesehenen Familie, in ein falsches Hospital gebracht, unter fremdem Namen verpflegt wird, ohne daß es der Familie möglich ist, die Identität des Kindes festzustellen; nur durch einen Zufall wird es wieder erkannt und den Seinen zurückgegeben. Wo gibt es einen Hausarzt, der einer Mutter befiehlt, ihr Kind in ein Hospital zu einer Operation zu bringen, deren Unterlassung den sofortigen Tod zur Folge haben würde, und sich dann, ohne die Befolgung seiner Anordnung abzuwarten, empfiehlt, mit dem kahlen Trost, er werde am nächsten Morgen nachsehen? Auf diesen Unmöglichkeiten aber baut sich die ganze Geschichte auf, die eben, weil die Grundlagen falsch sind, auch im ganzen verfehlt genannt werden muß. Die Stärke der Verfasserin liegt, wenn ich nicht irre, im Nacherzählen, in der Schilderung des Wirklichen; fabuliren und componiren ist ihre Sache nicht.

Dagegen ist Beobachtung und Erfindung die starke Seite einer Erzählerin, die nun zum ersten male mit einem Buche vor die Oeffentlichkeit tritt.[1]) Das Buch enthält, wie sein Titel besagt, drei verschiedenartige und auch nicht gleichwerthige Bestandtheile: eine Skizze und zwei Novellen, deren eine in zwei Abschnitte zerfällt, von denen nur der erste in den „Grenzboten" abgedruckt war. Die Skizze ist, wie mir scheint, ein Ausschnitt aus einer Selbstbiographie, natürlich in der Art, wie Dichter schreiben, die Dichter bleiben und nicht Biographen werden wollen. Eine Frau wird uns vorgeführt, die viel erfahren und aus dem Schiffbruch des Lebens einen Knaben gerettet hat, den sie abgöttisch liebt. Ihm zuliebe, um dem bleichen Stadtkinde gute Luft zu verschaffen, verbringt sie Frühling, Sommer und Herbst in einer im Wald belegenen Hütte, ohne gebildeten Umgang; nur von Zeit zu Zeit sieht sie einen benachbarten Förster, der sie trotz einer gewissen Verehrung, die er für sie hegt, für verrückt erklärt. Denn sie ist nicht wie andere Menschen. Statt für sich zu leben und sich auszuruhen, verbringt sie ihre Nachmittage damit, der gesammten Dorfjugend die Schularbeiten nachzusehen, die Abende und schulfreie Tage damit, den Kindern Märchen zu erzählen und Ausflüge mit ihnen zu unternehmen. Wohl erwirbt sie durch solches Thun, besonders durch ein großes Fest, das sie der ganzen Kinderschaar gibt, aufwallende Dankbarkeit; aber die Hauptwirkung ist, daß die wilde Schaar anspruchsvoll, ungeberdig wird, so daß die arme „Klucke", so genannt, weil sie eben ihre Kinder wie eine Henne die Küchlein versorgte, die letzten Tage ihres Sommeraufenthalts bei dem zwar brummigen aber gutmüthigen Förster zubringen muß, der ordentlich stolz darauf ist, mit seiner Prophezeiung Recht behalten zu haben. Nicht dieser Moral wegen ist die Skizze merkwürdig — denn der Leser ist überzeugt, die Frau werde das nächste mal genau ebenso handeln —, sondern wegen ihrer vollendeten Darstellungsart. Sie ist überaus plastisch, zeigt feine Ironie, gesunden Humor und liebevolles Gemüth. Die Technik ist vortrefflich: keine lange Erzählung der im Grunde unbedeutenden Vorgänge, sondern das Ganze bald in Briefen des Försters, bald in längeren Reden der Heldin, bald in Schilderungen eines ein bischen ironischen Zuschauers. Die Skizze erweckt die Sympathie des Lesers für die Heldin: er möchte der kleinen tapferen Frau die Hand drücken und sie seiner Theilnahme versichern.

Ein tragischer Stoff wird in der Novelle „Maria Neander" behandelt. Maria, die Tochter eines Künstlers, hat einen Fehltritt begangen. Sie lernte in Italien einen jungen schönen Maler kennen und ergab sich ihm; der Verführer flüchtete und starb. Sie brachte die Tochter, deren sie genas, nach Siebenbürgen, übergab sie gegen eine Abfindungssumme einem ihr nur dem Namen nach bekannten Mann und kümmerte sich durchaus nicht mehr um ihr Kind. Nun lebt sie, ohne daß jemand eine Ahnung ihres Fehls hat, in Berlin; wegen ihrer Schönheit und Kunst — sie ist eine vollendete Musikerin — angestaunt, wegen ihres eigenartigen Wesens, das, da niemand seinen Grund kennt, als Launenhaftigkeit verurtheilt wird, gefürchtet. Sie liebt einen tüchtigen Arzt, Dr. Weber, dessen Begabung und thätige Liebe sie bei einer schweren Erkrankung ihres Vaters kennen gelernt hat. Sie fürchtet seine Werbung, um so mehr, als sie in einer gesellschaftlichen Unterredung seine Verdammung jedes ungesühnten Fehltritts vernommen hat. Daher meidet sie jedes Zusammentreffen mit ihm, muß aber im Auftrag ihres Vaters ihn besuchen, wird von ihm, der seit einigen Jahren Wittwer ist, mit großer Innigkeit empfangen und zu seinen Kindern geleitet. Trotz ihres Fluchtversuchs empfängt sie sein Bekenntniß. Nun veranlaßt sie ihren Vater, der zuerst in seiner Bequemlichkeitssucht und seinem Leichtsinn diese Werbung als hochwillkommene Lösung betrachtet und ihr nur widerwillig folgt, die Schuld seiner Tochter dem Arzte zu beichten. Dieser hat zwar strenge Worte für den Vater als ungetreuen Hüter seiner Tochter, für diese aber nur Ausdrücke innigen Mitgefühls; jetzt, da sich zu Bewunderung und Liebe noch Mitleid gesellt, erneuert er seine Liebeswerbung. Schon fühlt sich Maria gesühnt und empfindet sich als glückliche Braut, da fragt Weber nach dem Kinde, das er als das seinige anzuerkennen gewillt ist, und da er statt des erwarteten Jubelrufs haßerfüllte Antworten und statt der geforderten Auskunft über die Schicksale des Kindes schnödes Eingeständniß des Nichtwissens erhält, verurtheilt er herbe und entfernt sich als strenger Richter, die Verlassene ihrem Schmerz anheimgebend.

So endete diese tragische Novelle in den „Grenzboten". Eine wahrhaft ausgezeichnete Erzählung, knapp und maßvoll vorgetragen, mit allerliebsten Arabesken geschmückt, mit anerkennenswerther Kunst der Charakterzeichnung, mit der echt tragischen Hervorhebung von Schuld und Sühne, die, mögen unsre Modernsten in der Kunst immer nur ein Abbild des Lebens sehen wollen, jetzt und immerdar das Kennzeichen wahrer tragischer Kunst bleiben wird. So endete diese Novelle und so mußte sie enden. Es mag unerörtert bleiben, ob ein Mann eine Gefallene, nicht eine ohne ihre Schuld Verführte, sondern eine, die in heißer Liebe zu einem armen Manne fehlte, heirathen kann; thut er dies, so muß er die Forderung stellen, die Joseph Weber stellte. Marie hat eine Schuld begangen; sie sühnt sie, indem sie von der Pforte des neuen Paradieses fortgewiesen wird. Wie sie nun endet: ob in stummer Resignation oder mit freiwilligem Entschluß, — sie hat zu enden.

Unsre Verfasserin hat in der neuen Fassung dieses Ende nicht gebilligt, sondern eine sehr lange Fortsetzung hinzugefügt. Ihr wesentlicher Inhalt ist, daß Maria, zum wahren Entsetzen ihres Vaters, den Entschluß faßt, ihr Kind aufzusuchen, daß sie es, nach manchen Irrfahrten,

---

[1]) Der erste Beste. Die Neuenhofer Klucke. Maria Neander. Von O. Berbeck. Leipzig, Fr. W. Grunow 1895.

wild und verwahrlost findet, daß sie es mit Strenge zum Menschen macht, daß sie ebenso wie ihr Vater durch die Holdseligkeit des Kindes gewonnen, erweicht wird und schließlich durch eine gefährliche Krankheit des Kindes zum Gefühl des herzerhebenden Mutterglücks gelangt und daß sie dann, als Weber, der sein hartes Urtheil längst bereut, sie in ihrem neuen Wohnort aufsucht und die Umgewandelte mit doppelter Inbrunst an sein Herz drückt, die Seine werden will und kann. Diese Fortsetzung ist schön fabulirt, der allmähliche Sieg des Kindes über die störrige Mutter und den noch störrigeren Großvater mit feiner psychologischer Kenntniß durchgeführt, — und doch bleibt das Ganze unbefriedigend. Der zweite Theil will nicht zum ersten passen; er ist durch nichts vorbereitet und angekündigt. Eine derartige Umwandlung muß von innen heraus geschehen, sie darf nicht von außen hineingetragen werden. Soll sie glaubhaft sein, so müßte Marie schon im ersten Theile nicht bloß Bitterkeit über ihren Fehl, Haß gegen ihren Verführer und die schuldlose Frucht, sondern Reue über ihr Verlassen des Kindes empfinden. Indem diese Sühne eines Fehlers nur auf fremden Antrieb erfolgt, erreicht sie ihren Zweck nicht; das Ganze bleibt unorganisch, der zweite Theil, so schön er an sich ist, läßt sich in keine wahrhaft innere Verbindung mit dem ersten bringen.

Den Band eröffnet eine größere Erzählung: „Der erste Beste“. Man könnte sie als alte Manier bezeichnen, und ich erkläre gern, daß ich ein Anhänger der alten Manier bin. Zur alten Manier gehört auch eine gewisse behagliche Breite und etwas Rührseligkeit; beides findet sich in dieser Novelle. Aber der Conflict ist gut erfunden: ein Mädchen, das sich in einen Romandichter verliebt, zu ihrem Schmerz hört, daß dieser ein Schuft ist, der schon verheirathet, sich nur die Badesaison mit einer Liebelei vertreiben wollte, und nun ohne innere Neigung einem Mann, der sie wahrhaft liebt, die Hand reicht. Trotzig will sie die Unverstandene, Unglückliche spielen, erkennt allmählich ihr Unrecht, geht tapfer den Weg, sich das Herz ihres Mannes zu erobern und durch eifrige Thätigkeit in dem großen Haushalt des Gatten sich nützlich zu erweisen, und nachdem sie noch die Hohlheit ihres ehemaligen Verehrers im Gegensatz zur Tüchtigkeit ihres Gatten erkannt hat, erlangt sie in dessen Herz und Haus die Stellung, die sie begehrt und verdient. Das alles ist trefflich erzählt, das Wesen der Frau psychologisch vertieft, ihr von Liebe überquellendes Verhältniß zur Mutter schön dargestellt, die einzelnen Typen der Stadt- und Landmenschen: ein blinder Pastor, eine resolute Hausverwalterin, eine duldende Märtyrerin, die Frau des Dichters, ein jugendlicher Brausekopf von Schwager, der den Moralprediger spielen will, nachdem er selbst erst kürzlich sich aus moralischer Depression erhoben hat, mit sicherer Hand gezeichnet. Eine frische erquickliche Lectüre.

O. Verbecks erstes größeres Werk darf als eine wahrhafte Bereicherung unsrer Erzählungsliteratur froh begrüßt werden. Technisch ist die Skizze gewiß das beste; der erste Theil von „Maria Neander“ ist ein Meisterstück. Ueberall aber tritt die gesunde Auffassung der Schriftstellerin hervor, ihr feiner Humor, ihre Sicherheit in der Beherrschung der technischen Mittel und, was man heute so selten findet, ein ausgezeichneter Stil, vorzügliche, wahrhaft vornehme Sprache. Diese Schriftstellerin wird, so darf man hoffen, uns noch manch Köstliches bescheeren.

Ludwig Geiger.

Mittheilungen und Nachrichten.

γσ **Berlin.** 5. Jan. Die gestrige Monatssitzung der „Gesellschaft für Erdkunde“ ward von dem Vorsitzenden Prof. Dr. Karl v. d. Steinen mit Worten der Erinnerung an den am 21. December verstorbenen stellvertretenden Vorsitzenden der Gesellschaft, General der Artillerie Salbach, eröffnet, an dessen Stelle Prof. Dr. Hellmann in den engeren Vorstand gewählt ward. In den Beirath ward der Botaniker Geheimrath Dr. Englee gewählt. Nach dem vom Generalsecretär, Hauptmann G. Kollm erstatteten Jahresbericht weist die Gesellschaft gegen 1026 Mitglieder zu Beginn des vorigen Jahres gegenwärtig 1048 auf, von denen 931 ordentliche und 60 correspondirende sind, während 57 Ehrenmitglieder gezählt werden. Der Vermehrung der Mitgliederzahl entspricht auch die Vermehrung der Bibliothek, der Karten- und photographischen Sammlungen. Die Zinsen der Karl Ritter-Stiftung wurden sowie die von Dr. Lauterbach mit Unterstützung der Colonialabtheilung des Auswärtigen Amts, der Deutschen Colonialgesellschaft und der Neu-Guinea-Compagnie auszuführende Expedition nach Neu-Guinea verwandt. Der zweite Band der Bibliotheca geographica liegt vollendet vor. Als erstes Redner des Abends sprach Prof. Dr. Rumann von der Forstakademie Eberswalde über eine Studienreise durch Finnisch-Lappland, die er im letzten Sommer ausgeführt hatte. Wenn auch die Seengebiete östlich besucht werden, so ist doch der östliche Theil Finlands, namentlich der nordöstliche, wenig bekannt, trotzdem er des Interessanten genug bietet. Ausgedehnte Waldungen und Moore finden sich hier, von denen erst im Laufe des letzten Jahrzehnts durch die ausdauernde Energie der Bevölkerung einige zu Culturboden umgewandelt worden sind. Indem man die unterliegenden Thonschichten auf das Moor bringt und sie brennt, schafft man so Getreide und Futtergewächse geeigneten Culturboden, dagegen tritt schon auf dem 67° nördlicher Breite im Moore das Bodeneis an einzelnen Stellen auf, das erst im September oder October vom Regen schwindet und diesen Theil der Moore für die Agricultur unfähig macht. Das dortige Klima hat auf diese Verhältnisse kaum eine Einwirkung. Die Reise ging bis zur Hafenstadt Kemi mit dem Dampfer, alsdann landwärts über Rovaniemi nach Kemiträsk, dem Luleojoki entlang nach Enare, von dort nach Neiden am Varara-Fjord. Finland gliedert sich leicht in drei Theile, in das südliche, der norddeutschen Ebene ähnliche Flachland, dann einen schmalen Streifen von Inundationsgebiet, endlich im Norden in eine gebirgige Hügelkette. Die Moore (Suo = Moor) sind sehr ausgedehnt, wo nicht Fels ist, befindet sich Moor. Die von Süd nach Nord parallel miteinander ziehenden Moränenzüge erschweren den Weg; doch gestattet die höchste Moräne einen Ausblick auf den Kemisee. Die finnische Bevölkerung, die, ganz auf sich selbst gestellt, unter schwierigen Verhältnissen das Land erst spät besiedelt hat, ist gastfrei und besitzt eine hohe Intelligenz, die Winterschulen sorgen für eine weite Verbreitung der Elementarkenntnisse. Der Fremde wird selbst bei mangelhafter Sprachkenntniß leicht verstanden. Der Winter ist die Zeit des lebhaften Verkehrs zwischen den einzelnen Gehöften, von denen viele im Sommer fast gänzlich vom Verkehr ausgeschlossen sind, das verursacht die Natur des Rennthiers, das als wichtigstes Verkehrsmittel dient. Bei 10 bis 20 Grad Kälte macht es regelmäßige Tagestouren von mindestens 80 Kilometer, während es bei wenig Grad unter Null und nun gar über Null gänzlich versagt. Hart und einfach ist hier im Norden das Leben, bis zum 67. Grad nördl. Breite wird Hafer, selbst Roggen noch versuchsweise gebaut, Gerste und Kartoffel gedeihen noch höher im Norden. Mitte Mai ist Aussaat, im August die Ernte, die Rindviehzucht auf wiesigem Gelände ist nicht unbedeutend, man findet oft 30 bis 40 Stück auf den weiten Gebieten, die die Regierung den Ansiedlern anweist, auf denen sie indessen hart um ihr Leben zu arbeiten haben, und wenn gar Spätfröste, wie nicht selten, die Saaten verderben, müssen sie zu dem „Petajalaibe“, dem Rindenbrod, als Nahrung greifen. Das Heu, das für die Rinder sehr werthvoll ist, muß im Norden durch Flechten und Zweige wie durch Fischreste als Nahrung für das Vieh ersetzt werden. Die Rinder bekommen im Winter selbst weichgekochte Dorschköpfe als Nahrung und sind im Sommer dann schwer wieder an Pflanzenkost zu gewöhnen. Fett und Fleisch des Rennthiers nutzen die Finnen, Milch und Käse gewinnen sie nur in geringen Mengen. Das fette Rennthierfleisch wird schnell schlecht, im Winter trocknet man es an der Luft. Das Weideland für die Rennthiere ist durch lange Zäune, die ein Ausbrechen verhindern und wegen des bei den Lappen beliebten Diebstahls von Rennthieren, der streng bestraft wird, abgetheilt und wird streng bewacht. Neben Brod und Salzfisch bildet Butter ein hervorragendes Nahrungsmittel der Eingeborenen.

Alkoholische Getränke sind überhaupt nicht vorhanden, wohl aber findet sich Kaffee, selbst bei ärmeren Leuten. Die Wohnungen, die mit Barrathshäusern aus Holz gebaut sind, haben stets neben sich die nie heilig erachtete Badstube, sonst ist die Reinlichkeit, wie es ein Holzbau mit sich bringt, nicht allzu sehr übertrieben. Der Luirojoki fließt durch dichte Fichten-, Kiefern- und Birkenwaldungen, aus deren Stille kaum von Zeit zu Zeit der Schrei eines Haselhuhns ertönt. Der Bär ist scheu und im Sommer kaum sichtbar, dagegen ist der Wolf den Rentthieren gefährlich, die kaum wild vorkommen. Stromschnellen erschweren die Fahrt auf dem Luirojoki. Das Inundationsgebiet, im Winter überschwemmt, bietet vielem Wassergeflügel, Enten und Gänsen, Aufenthalt. Der Sompiojewi-See ist reich an Fischen, die am Norduser von den Lappen, am Süduser von den Finnen gefangen werden. Im Gebirge sind die natürlichen Witterungsverhältnisse überall zu beobachten, doch ist die Fichten-Grenze unter Einfluß des Menschen nach Süden gerückt worden, ebenso wie die Kiefer. Bei Enare am Inare-See ist die nördlichste hölzerne Kirche Finlands nebst einem Pfarrhause. Der Wechsel zwischen Thau und Frost hat hier die Verwitterung des Gesteins befördert und vor allem das Bodeneis, das sich noch 60 bis 70 Centimeter unter der Torfschicht findet, ist die Ursache der heutigen Verhältnisse des Landes. — Darauf berichtete Prof. Dr. v. Krasnow von der Universität Charkow über Beobachtungen aus dem Gebiete der nordostsibirischen Insel Sachalin, der nördlichsten der japanischen Inseln, die, etwa auf gleichem Breitengrade mit Triest und Hamburg gelegen, ein Stück Sibirien mit polaren Lebensverhältnissen darstellt. Ohne Vulcane, wie sie Japan aufweist, zeigt sie Jurakreide und tertiäre Sandsteinformation, aber an einigen Stellen der Ostküste kommt auch trachytähnliches Eruptivgestein vor, und die hier zwischen schwarzen Felsenklippen aufschäumenden Wellen bieten ein weitaus anderes Bild als die an den an anderer Stelle grasbewachsenen Strand donnernden Wogen des Pacific. Die Insel Sachalin ist früher einmal in drei Inseln durch Wasser getrennt gewesen. Im Westen finden wir Juraschiefer und flache Sandküste, in der Mitte Gebirge bis zu 5000 Fuß Höhe und auf der Höhe selbst die mannichfachste Flora. Zwei kalte Seeströmungen im Verein mit dem nordwestlichen, sibirischen kalten Antievllon schaffen auf Sachalin einen kalten Sommer mit durchschnittlich 8° Celsius. Schnee finden wir bis Ende Mai, im September tritt schon Frost ein. Die sehr langsame Verwitterung hat nur an den Flüssen ackerbaufähigen Boden entstehen lassen. Im Sommer bildet die Insel eine Anomalie; unten an der See ist es kalt, und oben auf dem Gebirge, wenn der sibirische Nordwest im Juli bis September nicht vorherrscht, ist es warm. Wir finden auf dem Breitengrade von Triest deshalb eine arktische Vegetation, die Flora ist der der nordlappländischen Wälder ähnlich, Tannen, Fichten, Ahorn herrschen vor. Im Südwesten jedoch finden wir auf den Gebirgen des Südens im Innern der Insel fraxinus excelsior, Maiglöckchen, ostsibirische Orchideen wie die tropischen Formen einer japanischen Bambusart und dergleichen. Die Seeküste aber ist das Gebiet der arktischen Flora, wo das Litoral flach ist, tritt die polare Tundre mit dem Torfmoor auf. Die Ostküste Asiens hat keine Gletscherzeit gehabt. Im Norden ist die tropische Vegetation ganz allmählich in die arktische übergegangen. Die Abkühlung scheint hier seit der Glacialzeit anzudauern, Reste der Flora der Tertiärzeit deuten auf die Umbildung tropischer in arktische Formen, wie sie sich als tropisch noch auf den japanischen Vulcanen finden. Die tropischen Formen haben sich der Abkühlung angepaßt, eine Thatsache, die wir in Europa nicht beobachten und nachweisen können, da hier die ursprünglichen Vegetationsformen durch die Vergletscherung zerstört worden sind. Auf Sachalin stößt man 7 Faden unter der Oberfläche der Tundre noch auf fossile in situ begrabene Lärchenwälder. Unter den Bewohnern von Sachalin, die vor Russen und Japanern dort gewesen sind und deren Einwanderung aus Süd oder West erfolgt ist, sind die mongolischen Giljaken am interessantesten. Sie sind kräftiger als die Ainoten und bedienen sich mandschurischer Tracht. Sie glauben an unsichtbare Geister, namentlich des Meeres, dem sie ihre Fischnahrung entnehmen. Tabak, das theuerste, was sie bekommen, opfern sie den Geistern, Leichenverbrennung, Aufbewahrung der Reste der Todten ist bei ihnen mit Ahnencult verbunden. Die Frauen werden geraubt oder gekauft, doch existirt eine Art Weibergemeinschaft im Clan, der auch zusammenwohnt. Die Frauen genießen eine ähnlich hohe Stellung wie bei den Indianern Nordamerika's. Die Orotschonsen und Tungusen sind dem Ainoa nach Christen. Die Ainos sind Fischer, wohnen in kleinen Dörfern und sind aus Japan eingewandert. Ihre Tracht ist japanisch, doch benutzen sie Bastschuhe als Fußbekleidung. Sie zeichnen sich durch starke Behaarung des Körpers aus, die schon bei Kindern beobachtet wird. Die etwa 17,000 Köpfe zählenden russischen Verbannten müssen in den Kohlenbergwerken und Petroleumgruben fünf Jahre arbeiten und geben dann zum Ackerbaubetrieb auf weitere fünf Jahre nach Ostsibirien, so daß nie fünf Jahre diese Bevölkerung wechselt. Der Fischfang im großen befindet sich heute auf Sachalin in japanischen Händen. Die Lage der Insel auf dem Wege nach Amerika dürfte in Zukunft dazu beitragen, ihr größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

* **Leipzig.** Der Professor der classischen Archäologie an der Universität Freiburg, Dr. Franz Studniczka, hat, wie verlautet, einen Ruf an die Universität Leipzig als Nachfolger Overbecks erhalten. — Am 8. Januar feierte hier Prof. Wilhelm Scheibner, unser erster mathematischer Docent, bekannt auch durch einzelne astronomische Arbeiten, sowie als Herausgeber der Werke von Möbius, den 70. Geburtstag. — Dr. Gregor Urban, Privatdocent der Chirurgie an hiesiger Universität, ist zum Director des Marienkrankenhauses in Hamburg berufen worden. Er tritt dort an Stelle des Dr. Kümmell, der zum Ersatz für Dr. Schede, jetzt Professor der Chirurgie in Bonn, die Leitung der äußeren Abtheilung des allgemeinen neuen Staats-Krankenhauses zu Hamburg-Eppendorf übernommen hat.

* **Rostock.** Prof. Dr. Otto Körner, seither Ohrenarzt in Frankfurt a. M., hat nach längeren Verhandlungen den Ruf nach Heidelberg abgelehnt, weil ihm dort keine Klinik zur Verfügung gestellt wurde.

* **Lissabon.** Die Königin, welche, wie bekannt, an der Universität medicinischen Studien obliegt, hat, nachdem sie jetzt das zweite Jahr ihrer Studien absolvirt, sich der vorgeschriebenen Jahresprüfung unterzogen und dieselbe mit Erfolg bestanden.

* In Baumgart bei Elbing wurde auf einer Wiese ein Wikingerschiff aus dem 9. Jahrhundert durch Hrn. Professor Dr. Loewentz in Danzig ausgegraben und dem Westpreußischen Provincial-Museum einverleibt. Es ist das der erste Fund dieser Art in Deutschland.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 6. bis 8. Januar folgende Schriften eingegangen:

Charles Lowe: The German emperor Wiliam II. (Public men of to-day, an international series.) London, Bliss, Sands a. Foster. — Dr. Gustav Sommerfeldt: Der Reichsnationalcurs in Vergangenheit u. Gegenwart. Königsberg, Selbstverlag 1896. — Josef Maier: Die Speculation mit der Arbeitskraft u. deren Beseitigung ꝛc. München, Selbstverlag 1895. — Dr. Leo Derblich: Die Grundlagen des österreich. Assecuranzrechtes. Prag, H. Dominicus 1895. — Dr. Th. Tveche-Mittler: Die Kaiserproclamation in Versailles. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1896. — Dr. Richard Thiete: Was hat Preußen für Deutschland gethan? Festrede. 2. Aufl. Erfurt, Hugo Neumann 1895. — Dr. Paul Eulenburg: 25 Jahre! Das Deutsche Reich 1871—1896 in Wort, Bild und Statistik. Dresden, Lehmann 1896. — Mittheilungen des k. u. k. Kriegsarchivs; hggb. von der Direction. N. F. IX. Bd. Wien, L. W. Seidel u. S. 1895. — Prof. Dr. Ludwig v. Graff: Die Zoologie seit Darwin. Rede. Graz, Leuschner u. Lubensky 1896. — Prof. Dr. K. W. v. Dalla Torre: Die volksthümlichen Pflanzennamen in Tirol u. Vorarlberg, gesammelt. Innsbruck, A. Edlingee 1895. — Thomas Morus: Utopia; hggb. v. Viktor Michels u. Theobald Ziegler (Latein. Literaturdenkmäler des 15. u. 16. Jhdts. hggb. v. Max Herrmann 14). Berlin, Weidmann 1895. — Dr. Wilhelm Mangold: Methodische Fragen des englischen Unterrichts. Berlin, Julius Springee 1896. — Dr. Hermann Conrad: Schillers Realismus; Th. Marx: England in Indien (Virchow-Wattenbach, Vorträge 293/34). Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1895. — Cosmopolis; internationale Revue. Vol. I. Nr. 1. Januar 1896. London, T. Fisher Unwin; Berlin, Rosenbaum u. Hart ꝛc. — J. B. Widmann: Novellenbuch II; Die Wettwerbsteierer u. andere Geschichten. Wien, Literar. Gesellschaft 1896. — Artaria's Eisenbahn- u. Post-Communicationskarte von Oesterreich-Ungarn 1896; mit Stationsverzeichniß. Wien, Artaria u. Co. — Neuen Adreßbuch für Berlin und seine Vororte. Mit Plan. 1896. Berlin, August Scherl. — Almanach des k. Hof- und Nationaltheaters und des k. Residenztheaters zu München f. d. J. 1895, hggb. v. Anton Hagen. XXV. Jhgg. München, Brudmann 1896.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 10. Januar. Nummer 7.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Sir Joseph Crowe. — Der Selbstmord in Deutschland. Von Georg v. Mayr. — Mittheilungen und Nachrichten.

Sir Joseph Crowe.

K. W. Der Name Crowe ist in Deutschland keinem, der sich mit der Geschichte der Malerei beschäftigt hat, unbekannt. Crowe und seinem Freunde Cavalcaselle verdanken wir jene Werke über die Geschichte der altniederländischen und altitalienischen Malerei, die durch viele bis dahin ungenügend erforschte Gebiete der Kunstgeschichte neue sichere Richtwege legten; demselben Freundespaar sind wir für die in großem Maßstabe angelegten und bis in die kleinste Einzelheit sorgsam ausgearbeiteten Lebensbeschreibungen Tizians und Rafaels zu Dank verpflichtet. Für die Wichtigkeit dieser Werke spricht schon der Umstand, daß sie von den berufensten Männern, Springer und Max Jordan, ins Deutsche übersetzt sind, wie andererseits Crowe mit der deutschen Forschung dadurch eng verbunden ist, daß er wesentliche Theile von Kuglers Geschichte der Malerei durch Uebersetzung seinen eigenen Landsleuten zugänglich gemacht hat. Wenn ein Mann, dessen Verdienste um die Kunstgeschichte so unbestritten überall anerkannt werden, in seinen alten Tagen nochmals die Feder ergreift und uns in „Erinnerungen“ [1]) die fünfunddreißig Jahre seines Lebens vorführt, in denen er wurde, was er ist, so ist es wohl Pflicht der Dankbarkeit, diesem Buche gegenüber das Interesse zu bekunden, das der bescheidene Verfasser, dessen Aufzeichnungen seiner Familie gelten und seiner Gattin und seinen Kindern gewidmet sind, nicht anstrebt, das er aber sicher verdient.

Ganz abweichend von deutschen Vorstellungen hat sich Sir Joseph Crowe's äußerer Lebensgang entwickelt. Nicht in der ungestörten Ruhe der Museen, nicht im Frieden des Studirzimmers sind seine Werke zu Stande gebracht; in den knappen Mußestunden eines außerordentlich thätigen, dem stets anspruchsvollen Dienste der Oeffentlichkeit und des Staates gewidmeten Lebens sind sie entworfen und ausgeführt. Selten wohl bieten die Entwicklungsjahre eines bedeutenden Mannes so mannichfachen, oft ganz unvermittelt vor sich gehenden Wechsel der Umgebung, des Landes, der Beschäftigung, wie die fünfunddreißig Jahre, die Sie Joseph uns vorführt; aber bei all der unruhigen Thätigkeit, die ihm die gefestete sociale Stellung verschaffen sollte und verschaffte, erlosch nie in seiner Brust das heilige Feuer der Kunst und der Wissenschaft.

In mehr als einer Hinsicht erinnern die Blätter, die Crowe seiner Kindheit widmet, an das Idyll, das Kügelgen in den Erinnerungen eines alten Mannes von seiner eigenen Jugendzeit entwirft. Wenn auch die Umsiedelung der Eltern von London nach Paris, die bald nach seiner Geburt (20. October 1825) stattfand, gewissermaßen vorbildlich auf die vielen Ortsveränderungen hinweist, denen der Mann eines Tages ausgesetzt sein sollte, so ist doch das Leben des Knaben ruhig und wohl geleitet, die Luft, in der er athmet, durchweg rein und kräftigend. Der Vater, Eyre Evans Crowe, war als Correspondent des „Morning Chronicle“ nach Paris gesandt worden. Seine Intelligenz stand auf seiner Stirn, seine Begeisterung leuchtete aus seinem funkelnden Auge. Er galt lange Zeit in England wie in Frankreich als einer der besten Kenner der europäischen Politik; seine persönlichen Beziehungen zu den hervorragendsten Politikern diesseits wie jenseits des Canals, zu Thiers, Guizot, Granville, Palmerston, John Russell, sprechen für seine Bedeutung. Wenngleich er im gewöhnlichen Leben nicht ohne Schüchternheit war, so hatten seine Worte doch die Gewalt eines Schmiedehammers, sobald das Gespräch auf Gegenstände der Politik fiel, über die er sich eine feste Ansicht gebildet hatte. Die Gediegenheit seiner Studien, nicht minder aber auch die Geradheit seiner Gesinnung zeigen sich in mehreren historischen Werken, von denen die französische Geschichte noch heute nach beinahe dreißig Jahren eine geachtete Stellung behauptet hat. Seinen Lieblingsgedanken, eine Geschichte Deutschlands zu schreiben, hat er leider nicht zur Ausführung bringen können. Von Natur streng, war doch seinen Kindern gegenüber sein Ernst mit Liebe und Freundlichkeit gepaart. Es ist kein Zweifel, daß Sir Joseph Crowe seinem Vater ein gut Theil seiner Kenntnisse in der Politik und Geschichte verdankt; kein Zweifel auch, daß er vom Vater ebenfalls die Arbeitsfreudigkeit und die Arbeitsausdauer geerbt hat.

Da E. Crowe von dem französischen Schulsystem nicht viel hielt, wurde Joseph mit seinen Geschwistern zu Hause erzogen. Die Leitung der Erziehung übernahm der Vater selbst. Trotz seiner vielseitigen Beschäftigung fand er Zeit, selbst seine Knaben in die Geheimnisse der lateinischen und griechischen Sprache einzuführen. Tüchtige Lehrer, wie der bekannte Philologe Benlöw, denen Crowe noch im Alter eine dankbare Erinnerung bewahrt, standen ihm zur Seite. Die wissenschaftliche Ausbildung der Söhne beschränkte sich aber nicht auf den Kreis der Disciplinen, die den Inhalt der englischen Schulbildung ausmachen. Frühzeitig hielt der Vater Joseph an, aus französischen und deutschen Zeitungen zu übersetzen, und gewährte ihm wohl die Freude, einen Abschnitt, den er übersetzt hatte, in einer Zeitung zum Abdruck bringen zu lassen. So wurde schon der Knabe auf den zukünftigen Beruf hingewiesen und vorbereitet. Zur gleichen Zeit hatte ihm schon die Göttin der Kunst den Kuß der Weihe auf die Stirn gedrückt. Der funfzehnjährige Knabe, der im elterlichen Hause schon vielfach mit Künstlern zusammengekommen war, besuchte zeitweilig das Atelier des Malers Paul Delaroche, in welches sein Bruder schon vorher eingetreten war. Zu einer Zeit, in der es ihm noch Vergnügen machte, sich mit Altersgenossen im Tuileriengarten herumzutummeln, war er schon ein eifriger Gast der Louvregalerie, um dort von der Erlaubniß, Copien anfertigen zu dürfen, fleißig Gebrauch zu machen. Bald kannte er alle Gemälde der Louvresammlung, und schon jetzt war es sein Ehrgeiz,

[1]) Reminiscences of thirty-five Years of my Live. By Sir Joseph Crowe, K. C. M. G., C. B. London, John Murray, 1895.

die Maler durch das Studium der Eigenart ihrer Malweise von einander zu unterscheiden und zu gruppiren.

Doch nicht sieht der Mann auf seine Jugend ausschließlich als auf eine Zeit der Arbeit zurück. Heitere Sommertage in Fontenay, St. Germain und St. Cloud mit allen Freuden des Landlebens und besonders mit allen Vergnügungen, die der Wassersport den Engländern gewährt, folgten den Arbeitswochen in Paris. Reisen, die der heranwachsende Knabe mit seinem Vater nach den Vogesen, nach der Schweiz und Tirol, nach Deutschland machte, und die oft zu Fuß mit dem Tornister auf dem Rücken zurückgelegt wurden, stählten den Körper und führten dem schon geweckten Kunstverständniß neue Eindrücke und neue Bilder zu. Im gastfreien Hause seiner Eltern lernte er nach des Tages Arbeit eine große Zahl einheimischer und fremder Berühmtheiten kennen; ich erwähne nur Dingelstedt, Gutzkow, Venedey und von Engländern Th. Moore und besonders Thackeray, der ein treuer Freund unsres Erzählers wurde und blieb.

Im Herbste 1843 verließ Eyre Crowe mit seiner Familie Paris, um nach London zu gehen, wo ihm eine neue Stellung als Leitartikelschreiber für das „Morning Chroniele" übertragen war. Die Tage der sorgenlosen Kindheit waren jetzt auch für Joseph vorüber, und der Ernst des Lebens trat auch an ihn heran. Aehnlich wie Ch. Dickens erlernte er im Winter des Jahres die Kunst der Stenographie, um schon im Sommer 1844 als Reporter in die Redaction des „Morning Chronicle" einzutreten. Bescheiden war zunächst seine Stellung. Täglich wanderte er zu dem alten Polizeigericht in Bow-Street und später zu dem „Central Criminal Court", um hier die Verhandlungen anzuhören und zu Papier zu bringen. Mit der wachsenden Kraft dehnte sich allmählich der Kreis seiner journalistischen Thätigkeit aus. Im Jahre 1846 wurden die „Daily News" von Ch. Dickens gegründet, und beide Crowes, Vater und Sohn, wurden für das neue Unternehmen gewonnen. In den Jahren, die folgen, erkämpfte sich der jugendliche Schriftsteller seine Sporen auf dem Kampfplan der politischen Journalistik. Bald in Paris, bald in London, bald unterwegs auf dem Continent, geleitet von dem auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und der Politik so wohl bewanderten Vater, bringt der junge Crowe in die politischen Bewegungen jener Zeit so weit ein, daß er in kurzer Zeit schon zum zweiten Director für auswärtige Angelegenheiten bei den „Daily News" aufsteigt. In diesen Jahren hat Crowe gewiß den Grund gelegt zu den Kenntnissen auf den verschiedensten Feldern der Staats- und Wirthschaftslehre, die ihn später auszeichneten. Doch nicht ganz füllte die Erwerbung und Bethätigung dieser Kenntnisse die Zeit des jungen Mannes aus. Wenn er schon als Knabe im Louvre den Niederländern seine Aufmerksamkeit gezollt hatte, so reifte jetzt in ihm der Plan, eine Geschichte jener Malschule zu schreiben. Eine Reise nach Holland und Deutschland belehrten ihn, wie dies Unternehmen ringsum von Schwierigkeiten allerlei Art eingehegt war. Seine Lust und Liebe zur Sache wurde indeß dadurch nicht erschüttert. Auch nicht, als er im Jahre 1852 seine Stellung an den „Daily News" verlor und eine Zeit lang nur mit Mühe im Stande war, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Schien es doch, als ob gerade in den mißlichen Verhältnissen seine Freude an kunstwissenschaftlichen Untersuchungen wüchse. Ein Umstand eigener Art wirkte auf diese seine Bestrebungen fördernd ein.

Auf einer Reise durch Deutschland im Sommer 1847 hatte Crowe im Postwagen zwischen Hamm und Minden die Bekanntschaft eines um einige Jahre älteren italienischen Künstlers gemacht, der die Bilder der italienischen Meister, die sich in deutschen Museen befanden, studiren wollte. Es war Giovanni Baltista Cavalcaselle. Im Berliner Museum, wo die beiden weiter zusammentrafen, flammten die Herzen der jungen Männer vor van Eycks Agnus Dei in gemeinsamem Entzücken. Sie brachten den Tag zusammen zu und trennten sich dann, wie man sich von einer guten Reisebekanntschaft trennt, ohne zu ahnen, wie eng ihr gleiches Streben sie eines Tages verbinden sollte. Gerade zwei Jahr später, an einem Juliabend im Jahre 1849, wurde Crowe auf dem Platze Notre-Dame-des-Victoires in Paris von einem Manne von heruntergekommenem Aussehen angesprochen; es war sein einstiger Reisegefährte. Trübe Tage waren über Cavalcaselle gekommen. Das Jahr 48 hatte den Patrioten nach Hause gerufen. Er hatte unter der Führung Manins einen lebhaften Antheil an dem Versuche Norditaliens, die Herrschaft der Oesterreicher abzuschütteln, genommen. In Vicenza, Padua, Verona, Mantua hatte er energisch die revolutionäre Bewegung verbreitet. In Piacenza fiel er mit drei Gefährten in die Hände Radetzky's. Alle vier wurden zum Tode verurtheilt. Die drei Genossen erlitten die Todesstrafe; Cavalcaselle, der schon alle Hoffnung aufgegeben hatte und der jeden Augenblick die österreichischen Soldaten, die ihn zum Richtplatz führen sollten, erwartete, rettete das Heranrücken der Insurgenten, vor denen Radetzky sich zurückziehen mußte. Alsdann hatte sich Cavalcaselle Garibaldi angeschlossen und in den Laufgräben Roms als gemeiner Soldat gegen die Franzosen gedient. Bei der Capitulation Roms von den Franzosen gefangen genommen, war er in Frankreich frei gelassen worden, mit der Weisung, den französischen Boden so bald wie möglich zu verlassen. So traf ihn, der seine Heimath und sein Vermögen verloren hatte, Crowe. Er nahm sich des Verbannten an und half ihm, nach London zu gelangen. Nothdürftig schlug sich Cavalcaselle hier manches Jahr durch. Ein intimer Verkehr zwischen ihm und Crowe kam aber erst zu Stande, als der letztere seine Stellung an den „Daily News" verlor.

Das Unglück brachte die Freunde enger zusammen. Beide wohnten in derselben bescheidenen Wohnung, theilten ihre einfachen Mahlzeiten, lebten wie Brüder. „Unser Arbeitszimmer", so erzählt Crowe, „war etwa zwanzig Fuß im Quadrat und enthielt einen Tisch und drei Stühle. Unser Frühstück bestand aus Thee und einem Stücke Brod; unser Mittagessen hing von Umständen ab, und ebenso unser Abendbrod. Wir lebten so sparsam wie möglich, kauften unsern Thee pfundweise und hielten damit Haus, solange wir nur konnten. Unsere Mittel erlaubten uns kein Feuerungsmaterial; Decken mußten uns warm halten, so gut es ging." In dieser trüben Zeit fanden die beiden Freunde, wie sie sich gegenseitig in ihren Bestrebungen ergänzten und wie sie sich einander fördern und unterstützen könnten. Sie besuchten zusammen Gemäldegalerien, studirten in den Schätzen des Brittischen Museums, verglichen ihre Beobachtungen und Notizen. Das Werk über die niederländische Schule schwoll mehr und mehr an; aber es sollten noch mehrere Jahre hingehen, ehe es zum Abschluß kam.

Denn bald sollten für Crowe wieder freundlichere Tage kommen. Auf Thackeray's Empfehlung wurde er von der „Illustrated London News" als Zeichner und Berichterstatter nach der Türkei und später nach der Krim geschickt. Und man hatte in der That den richtigen Mann gewählt, der Stift und Feder gleich gut zu handhaben wußte. In einer Reihe von Artikeln und Skizzen hielt er das englische Publicum über die Kriegsereignisse auf dem Laufenden und gab ihm ein anschauliches Bild von dem Kriegsschauplatz, den Bewohnern jener Länder, den politischen Verhältnissen, den führenden Männern unter Türken, Franzosen und Engländern. Mit Vergnügen blicken wir noch heute in Crowe's Erinnerungen die Blätter durch,

Digitized by Google

in denen er die persönlichen Eindrücke, die er in jener Zeit erhielt, wiedergibt. Seine Beobachtungsgabe, sein sicheres Urtheil, seine schlichte, oft mit Humor gewürzte Darstellungsweise ziehen uns heute noch ebenso an, wie das englische Publicum jener Zeit.

Von hier an bewegt sich Crowe's Leben in aufsteigender Linie. Am letzten Tage des Jahres 1856 erschienen nach mancherlei Schwierigkeiten die Early Flemish Painters von Crowe und Cavalcaselle. Sehr bescheiden ist das Urtheil, das Crowe jetzt nach beinahe 40 Jahren über das Buch fällt. Wenn er auch noch jetzt die Arbeit und Geduld, die er und sein Freund auf das Werk verwandt haben, rühmt, so meint er doch, daß die Anlage des Buches wenig einheitlich und daß auch der Stil dem Charakter desselben nicht recht angepaßt gewesen wäre. Dazu kam vielleicht, daß das Zusammenarbeiten beider Freunde an diesem ihrem ersten Werke doch noch nicht so methodisch und so aus einem Gusse war, wie in ihren späteren Arbeiten. Mag dem Indeß sein, wie ihm wolle, fest steht, daß beide Freunde sich in gemeinsamer Arbeit genau hatten kennen lernen, daß jeder von ihnen das Urtheil des andern schätzenswerth fand, und daß beide die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß sie sich harmonisch ergänzten und zu weiteren gemeinsamen Arbeiten wohl befähigt waren.

Die nächsten Jahre (1857—1859) brachte Crowe in Indien als Director der Zeichenschule und daneben als Secretär an der Handelskammer in Bombay zu. Aber seine Thätigkeit war auf diese Stellungen nicht beschränkt. Es war die Zeit des großen Aufstandes; die englische Herrschaft in Indien war aufs äußerste bedroht. Da regte sich in Crowe das Blut des Journalisten. Bald redigirte er die „Gazette", eines der gelesensten Blätter in Bombay; daneben schrieb er Briefe für die „Daily News" und sandte Telegramme über den Stand der Dinge in Indien an die Regierung. Durch seine vielseitige Thätigkeit gewann er in kurzer Zeit einen klaren Einblick in die politischen Verhältnisse des Landes. Bald erkannte er, daß England selbst die Schuld an der revolutionären Bewegung trug. Die militärischen Commandos und die wichtigen Verwaltungsstellen lagen in den Händen von Leuten, die außer ihrer Ehrlichkeit nichts zu ihrer Empfehlung hatten, als die Fähigkeit, die laufenden Geschäfte in hergebrachter Weise zu erledigen. Einige Mitglieder des Raths, so heißt es wörtlich bei Crowe, konnten nicht buchstabiren; andere hatten diese Kunst gelernt, waren aber nicht in die Geheimnisse der Satzbildung eingedrungen. An der Spitze der Verwaltung mochten immerhin bedeutende Leute stehen; die Masse der Beamten war im höchsten Grade minderwerthig. Und gerade sie hatten durch falsche, weichliche Behandlung der Eingeborenen den Aufstand verschuldet. Die Brahminen hielten den Zeitpunkt für gekommen, in dem sie das verhaßte Joch der Engländer abstreifen könnten. Sie waren es, die in den fanatischen Mohammedanern den Wunsch anfachten, wieder ihre alten Fürsten im Lande herrschen zu sehen. Sie bereiteten die Empörung mit der Schlauheit, die ihnen eigen war, vor, und sie schürten den Aufstand so kräftig und geschickt, daß es der ganzen Energie des angelsächsischen Vollsstammes bedurfte, um desselben Herr zu werden.

Aber nicht nur die Darstellung der politischen Verhältnisse des Landes füllt die Seiten, die Crowe Indien widmet. Wir erhalten ein treu und lebendig nach der Natur gezeichnetes Bild von dem Leben und Treiben der Engländer und der Eingeborenen in Indien. Amüsant ist die Schilderung, die Crowe von seinem Haushalt entwirft. Er hatte nicht weniger als zwölf Diener, nämlich den Hausmeister und dessen Gehülfen, einen Koch nebst Küchenjungen, einen Kutscher und Stallknecht, einen Laufburschen, einen Schneider, einen Wäscher, einen Wasserträger, einen Scheuermann und einen Punkahtreiber. Zank über Kastenfragen waren an der Tagesordnung. Der Kutscher wollte nicht mit dem Schneider zusammen fahren, weil dieser einer tieferen Kaste angehörte. Der Haushälter fing die Mäuse, die es in Massen gab, in sechs eigens dazu gekauften Fallen, ließ sie aber sofort wieder laufen, weil er nie ein lebendes Wesen tödtete.

Nach zwei Jahren machte es die angegriffene Gesundheit Crowe's nöthig, Indien zu verlassen. Kaum war er in London angekommen, als er von den Verwaltern der „Times" das Anerbieten erhielt, als Kriegscorrespondent in das österreichische Lager nach Italien zu gehen. Unmittelbar nach dem italienischen Feldzuge, in dem er sich ebenso wie in der Krim als unermüdlicher und gewissenhafter Arbeiter bewährte, wurde er von Lord John Russell in geheimer politischer Mission nach Deutschland geschickt.

Es handelte sich für das brittische Cabinet darum, einen Einblick in die Stimmung, die in den Einzelstaaten Preußen und Oesterreich gegenüber herrschte, zu gewinnen. Als der englische Botschafter Lowther, der sich des Gefühls eifersüchtiger Verstimmung nicht erwehren konnte, Crowe in Berlin den Auftrag im einzelnen mittheilte und ihm zugleich eröffnete, daß er auf eine Hülfe von seiten der englischen Botschaft nicht rechnen könne, da die gewöhnlichen Canäle, deren sich die Diplomatie bediente, in Fragen dieser Art nicht zu benützen seien, war unser junger Diplomat nahe daran, an der Ausführbarkeit seiner Mission zu verzweifeln und dieselbe in die Hände des Ministers zurückzulegen. Von der Wichtigkeit seines Auftrages war er freilich überzeugt. Hatte doch auch sein Vater ihm vorher von Paris geschrieben, daß Europa sich in einem Zustand der Starrheit befinde, aus dem es nur eine kräftige Politik Deutschlands aufrütteln könne. Aber, so hatte der Vater gefragt, würde Deutschland die Aufgabe gelingen? Nicht auf Regierungen und Diplomatie allein käme es an; nur eine große nationale Bewegung, nur das Erwachen Deutschlands zu neuem Leben unter einem vertrauenswürdigen Führer könne den nöthigen Anstoß geben, und nur wenn Preußen zur Uebernahme einer solchen Führerrolle gerüstet und bereit wäre, könne eine neue Aera für Deutschland und für Europa aufblühen. Doch wie war es für Crowe, der keinerlei Beziehungen in Deutschland hatte, möglich, festzustellen, ob in der That in der Volksseele Deutschlands die Kräfte schlummerten, die sein Vater herbeisehnte? Im letzten Augenblicke fiel ihm ein, daß es in der That in Deutschland eine hochstehende Persönlichkeit gab, die er kannte und die zugleich besser als irgend jemand über Preußens Politik unterrichtet war — Josias v. Bunsen in Heidelberg. Ein Besuch bei Bunsen orientirte Crowe über alles, was ihm zu wissen nöthig war. Von Bunsen erfuhr er, welche Maßregeln ergriffen werden sollten, um Preußens Suprematie in Deutschland zu sichern; von ihm hörte er von den Umrissen der Militärreform, die der Prinz-Regent plante und ohne die Preußen zu einer entscheidenden Stellung nicht gelangen konnte; von ihm endlich erhielt er Empfehlungsschreiben an Männer von maßgebendem Urtheil in den wichtigsten deutschen Staaten und Städten. In den nächsten Monaten bereiste Crowe ganz Deutschland. Wir sehen ihn in Danzig, in Hamburg und Lübeck, in Berlin, Dresden und München, in Würzburg und Frankfurt, in Stuttgart, Karlsruhe und mehrmals in Gotha und Coburg. Ueberall gelingt es seinem Geschick und seinem Tact, Zutritt zu den hervorragendsten Persönlichkeiten zu erhalten (nur in Hannover scheiterte die schon gewährte Audienz beim König an — dem Mangel an einer Uniform); überall ist er bemüht, ein genaues Bild von der Stimmung der leitenden

Kreise der Nation zu gewinnen. Dieses Bild, das Crowe in kurzen Zügen in den Memoiren wiedergibt, entspricht dem, was jedem Kenner der deutschen Einheitsbestrebungen bekannt ist. Aber trotzdem wird jeder deutsche Patriot aus der Darstellung des fremden Diplomaten mit Befriedigung die Zuversicht herauslesen, daß aus all den Wirren, aus all den Strömungen endlich ein einiges starkes Deutschland erstehen würde. Wir fühlen unsres Erzählers freudige Genugthuung nach, wenn er uns von dem prophetischen Worte des Generals v. Willisen berichtet, der der Ueberzeugung lebte, daß der Prinz-Regent mit Hülfe eines starken Heeres zu gleicher Zeit den Feinden im Osten und Westen entgegentreten könnte, daß er den Einfluß Preußens über ganz Deutschland ausdehnen würde, und daß er trotz aller Gegenströmungen unter ehrlicher Berücksichtigung der Rechte der Einzelstaaten ganz Deutschland nach den Wünschen und Bestrebungen derer, die den Nationalverein gegründet hatten, zu einen im Stande sein würde.

Crowe's Berichte hatten nicht das Schicksal, als schätzbares Material in den Archiven des englischen Ministeriums vergraben zu bleiben. Der Prinz-Gemahl von England, der die Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland aufmerksamen Auges verfolgte, nahm mit dem größten Interesse von denselben Kenntniß; sie sind ferner von Sir Th. Martin in seinem Leben des Prinzen Albert zur Schilderung der Zeit ausgiebig benützt worden. Ebenso ist Crowe's und seiner Thätigkeit in den Memoiren der Herzogs Ernst II. ehrende Erwähnung gethan, wie Crowe denn selbst von den politischen Ansichten und Bestrebungen dieses Fürsten ohne alle Uebertreibung ein sympathisches Bild entwirft.

Der Lohn für seine Thätigkeit auf deutschem Boden blieb für den jungen Staatsmann nicht aus. Gleich in seiner ersten Unterredung mit Lord John Russell theilte ihm dieser mit, daß er ihn für bestbefähigt hielt, die Stelle eines englischen Generalconsuls in Leipzig einzunehmen. Einen noch schöneren Lohn aber hatte für Crowe die diplomatische Sendung nach Deutschland dadurch, daß er in Gotha im Hause des Oberstaatsanwalts v. Holtzendorff dessen Stieftochter Asta v. Barby kennen lernte, die in wenig Monaten ihn als treue Lebensgefährtin nach Leipzig begleiten sollte.

Mit diesem Wendepunkte in seinem Leben schließen die Erinnerungen Sir Joseph Crowe's. Das, was er in jungen Jahren als Ziel seines Ehrgeizes Thackeray gegenüber verrathen hatte, hatte er erreicht. Er war in einer wichtigen Stellung in den englischen Staatsdienst getreten. Wenn irgend einmal die Bezeichnung self-made man in edlem Sinne angewandt worden ist, so paßt sie auf Crowe. Lang und dornig war der Weg vom Policereporter am Bowstreet-Polizeigerichte bis zum brittischen Generalconsul. Wenn Crowe den Weg in verhältnißmäßig kurzer Zeit durchmaß, so hatte er es einzig und allein seiner geistigen Begabung, seinem redlichen Wollen, seiner nie rastenden Thätigkeit zu verdanken. Daß er bei den Bestrebungen, eine feste Grundlage für das Gebäude seines Lebens zu gewinnen, stets seinen Lieblingsstudien treu blieb und somit stets die Fahne des Idealismus hochhielt, das wird ihm die Geschichte der Kunst nicht vergessen.

Mit dem befriedigenden Gefühl, die Werdejahre eines echten Mannes kennen gelernt zu haben, wird jeder Leser, welcher Nation er auch angehören mag, das schöne Buch Joseph Crowe's aus der Hand legen. Möge der Verfasser noch Muße und Lust haben, uns mit einem weiteren Bande zu erfreuen, der uns seine Thätigkeit als Generalconsul in Leipzig und Düsseldorf und weiterhin als Botschaftsattaché in Berlin und Paris vorführt und nicht minder uns über das Zustandekommen seiner Werke über die italienische Malerei und deren große Meister Tizian und Rafael Kunde gibt!

Der Selbstmord in Deutschland.

Von Georg v. Mayr.

Die statistische Buchführung über die Bevölkerungsbewegung ist leider nur in sehr ungenügender Weise in den Kreis unsrer reichsstatistischen Ermittelungen einbezogen. In der Hauptsache ist dieselbe ausschließlich Landessache. Nur einige summarische Uebersichten über Geburten, Eheschließungen, Sterbefälle und Wanderungen gelangen an das Kaiserliche Statistische Amt. Ueber die Einzelheiten der Gliederung des Gefüges dieser bedeutungsvollen socialen Bewegungserscheinungen weiß die Reichsstatistik nur wenig zu berichten. Insbesondere fehlt dabei für die Sterbefälle die bedeutungsvolle Unterscheidung nach Alter und Todesursachen. Einige Besserung ist in letzterer Beziehung in der neuesten Zeit dadurch bewirkt, daß das Kaiserliche Gesundheitsamt seit 1892 die Zusammenstellung einer namentlich auch geographisch recht eingehend gegliederten Statistik der Todesursachen, und darunter auch der Selbstmorde für jene Staaten, welche ihm das erforderliche Material zur Verfügung stellen, übernommen hat. Dadurch ist der Anfang eines Zusammenzugs der Nachweise über die Todesursachen für den größten Theil des Reichsgebiets, aber immer noch nicht für das Reich im ganzen gemacht. Die fraglichen Nachweise erstrecken sich auf Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Sachsen-Coburg-Gotha, Bremen, Hamburg und Elsaß-Lothringen. Es fehlen also die Nachweise für eine größere Zahl kleinerer Staaten, oder rund für 6 Proc. der Bevölkerung. Für die Zeit vor 1892 fehlt es überhaupt an einer fortlaufenden Zusammenstellung der in verschiedenen deutschen Staaten über die Statistik der Todesursachen gebotenen Nachweise.

Bei dieser Sachlage war es bisher nicht möglich, die Zahl der Selbstmorde als einer in den medicinalstatistischen Tabellen besonders nachgewiesenen Todesart für das Reich im ganzen erschöpfend festzustellen.

Aus Anlaß der Bearbeitung eines Aufsatzes über Selbstmordstatistik für den im Erscheinen begriffenen Ergänzungsband zum „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" war ich bemüht, durch Benützung der Veröffentlichungen der amtlichen Statistik und durch ergänzende Anfragen an verschiedene statistische Aemter und Regierungen deutscher Staaten ein vollständiges Material über die Zahl der in den Jahren 1881 bis 1893 im gesammten deutschen Reich zur statistischen Feststellung gelangten Selbstmordfälle zusammenzubringen. Meine Bemühungen, welche in vereinzelten Fällen ein zähes Beharren bei meinen bittenden Wünschen erheischten, sind von Erfolg gewesen und ich kann deßhalb zum erstenmale die Gesammtziffer der Selbstmorde im Deutschen Reich, und zwar für die 13jährige Periode 1881/93, vorführen.

Ich beschränke mich hier auf Auseinanderhaltung der einzelnen Kalenderjahre. Gesammelt habe ich auch die Nachweise über die Antheilnahme der beiden Geschlechter am Selbstmord. Ich will aber in diesem Aufsatz auf die Frage der Selbstmordneigung der Männer und Frauen nicht eingehen, sondern mich mit der kurzen Notiz begnügen, daß nach den Ergebnissen der neuesten deutschen Selbstmordstatistik die Selbstmordhäufigkeit bei den Männern ziemlich genau viermal so groß ist wie bei den Weibern. Wohl gibt es noch viele andere für den sorgsamen Ausbau der Selbstmordstatistik bedeutungsvolle Unterscheidungen. Aber abgesehen davon, daß es für diese vielfach an der für einen erfolgreichen Zusammenzug bedeutungsvollen Gleichartigkeit der statistischen Beobachtung und Bearbeitung gefehlt hätte, würde eine auf reichgegliederte tabellarische Nachweise sich einlassende Sammel- und Zusammenstellungsthätigkeit die Kräfte des Privatstatistikers überstiegen haben.

Digitized by Google

Die Zahl der Selbstmorde, welche im Gesammtgebiet des Deutschen Reichs für die einzelnen Jahre der 13jährigen Periode 1881/93 statistisch ermittelt sind, stellt sich folgendermaßen:

Jahre	Selbstmorde	Jahre	Selbstmorde
1881	8987	1888	9308
1882	9009	1889	9565
1883	10269	1890	9811
1884	9763	1891	10474
1885	10084	1892	10551
1886	10297	1893	10699
1887	10001		

Schon aus diesen groben absoluten Zahlen ergibt sich zweierlei, was der Beachtung werth ist. Man sieht erstens, daß im großen und ganzen die Jahresschwankungen in der Zahl der deutschen Selbstmorde nicht sehr erheblich sind, und man sieht zweitens, daß in der hier in Betracht gezogenen 13jährigen Periode der Neuzeit eine ausgesprochene Tendenz constant zunehmender Mehrung der Sterbefälle nicht erkennbar ist. Der Anschwellung im Jahre 1883 folgt ein unter Schwankungen sich vollziehender Rückgang bis zum Jahre 1888, von wo ab dann allerdings eine constante Zunahme der Selbstmordfälle zu verzeichnen ist.

Entgegen diesem Verhalten der deutschen Selbstmordmassen zeigt die neuzeitliche Entwicklung der Selbstmorde in Frankreich eine nur im Jahr 1889 und im letzten Jahre (1893) etwas abgeschwächte, im übrigen aber sehr ausgesprochene constante Mehrung der Fälle, was angesichts der geringen Zunahme der französischen Bevölkerung schwer ins Gewicht fällt.

Die französische Selbstmordstatistik stellt sich nämlich für die 13jährige Periode 1881/93 folgendermaßen:

Jahre	Selbstmorde	Jahre	Selbstmorde
1881	6741	1888	8451
1882	7213	1889	8180
1883	7267	1890	8410
1884	7572	1891	8884
1885	7902	1892	9285
1886	8187	1893	9043
1887	8202		

Berücksichtigt man die starke Zunahme der Bevölkerung in Deutschland, so erkennt man leicht, daß die wahre Gestaltung der Selbstmorderscheinung in Deutschland aus den absoluten Zahlen der jährlich verzeichneten Fälle nicht mit genügender Klarheit entnommen werden kann, daß vielmehr eine Vergleichung mit dem jeweiligen Bevölkerungsstand geboten ist. Thut man dies mittelst Berechnung einer „Selbstmordziffer", d. h. der je auf eine Million der deutschen Bevölkerung treffenden Selbstmorde, so findet man für die fragliche Periode 1881/93 Folgendes:

Auf je eine Million der mittleren deutschen Bevölkerung der einzelnen Jahre treffen Selbstmorde

1881	198	1888	193
1882	197	1889	196
1883	213	1890	199
1884	211	1891	210
1885	216	1892	210
1886	218	1893	211
1887	210		

Hieraus ergibt sich gegenüber den absoluten Zahlen ein etwas verändertes Bild der Entfaltung des Selbstmordtriebes in Deutschland. Wohl finden wir auch hier noch den Wellenberg in den achtziger Jahren und jenen am Anfang der neunziger; aber der letztere stellt sich nunmehr trotz der größeren absoluten Zahlen als der kleinere heraus. Nicht in den allerletzten Jahren, sondern in den achtziger Jahren, namentlich im Jahre 1883, ist die größte bisher in Deutschland vorgekommene Selbstmordhäufigkeit beobachtet worden.

Im übrigen stellen sich die Schwankungen der Selbstmordziffer geringer heraus als jene der absoluten Zahlen der Selbstmorde. Die niedrigste Selbstmordziffer, die seit 1881 in Deutschland beobachtet ist, fällt auf das Jahr 1888 mit 193 Selbstmorden auf eine Million Einwohner, die höchste auf das Jahr 1883 mit 223 Selbstmorden auf die gleiche Bevölkerungszahl. Bei oberflächlicher Auffassung könnte man daraus in Uebereinstimmung mit der älteren naiven Auffassung Quetelets zur Befürwortung der Theorie vom „Budget des Selbstmords" gelangen. Bei näherem Zusehen aber wird man diese relative Gleichmäßigkeit der Massenerscheinung beim Selbstmord als Entwicklungsthatsache wohl begreiflich finden. Es kommt darin zum Ausdruck, daß es sich bei dieser socialen Erscheinung um einen Vorgang handelt, welcher das Product schwerer und ernster körperlicher und seelischer Processe ist. Die flüchtigeren Veränderungen in den äußeren Druckverhältnissen natürlicher und socialer Art müssen in solchen Fällen gegenüber der mehr oder minder constanten Grundmasse natürlichen und socialen Drucks von geringerem Einflusse sein, als bei solchen Entschlüssen, welche leichterer Natur und deßhalb auch dem Einfluß flüchtigerer Erscheinungen der Außenwelt zugänglicher sind.

Immerhin aber sind die Schwankungen noch stark genug, um zu einem sorgsamen Studium der muthmaßlichen Ursachen anzuregen. Hier bleibt für die statistische Einzelarbeit noch viel zu thun. Aussichtsreich ist insbesondere die Vergleichung einerseits meteorologischer, andrerseits wirthschafts- und moralstatistischer, insbesondere eriminalstatistischer Curven mit der Selbstmordcurve. Sodann ist weiter zu tieferem Eindringen in die Gestaltung der deutschen Selbstmordverhältnisse ein sorgsamer geographischer Ausbau der Selbstmordstatistik nöthig. Die Arbeiten des Reichsgesundheitsamts bilden hiezu einen guten Anfang; denn sie geben das geographische Detail für die einzelnen kleinen Verwaltungsbezirke. Die Durchschnittsergebnisse ganzer Staaten und großer Verwaltungsbezirke dienen in ihren stark von einander abweichenden Ergebnissen gewissermaßen nur zur Mahnung, dem vollen geographischen Detail nachzugehen. Solche Arbeit kann selbstverständlich der Privatstatistiker nicht zu Stande bringen. Hoffentlich wird sie für Deutschland recht bald, sei es durch das Statistische Amt, sei es durch das Gesundheitsamt geleistet. Wenn wir die genaue Karte der deutschen Selbstmordhäufigkeit vor uns haben werden, dann wird die weitere Erforschung der socialen Verursachungen auf diesem Gebiet eine neue treffliche Grundlage haben.

Daß das Kartogramm der Selbstmordhäufigkeit in Deutschland lehrreich werden muß, geht am klarsten aus den großen Unterschieden der Selbstmordziffern hervor, welche sich schon bei den die thatsächliche Gestaltung doch stark nivellirenden Selbstmordziffern für die ganzen Staatsgebiete ergeben. Nach dem Durchschnitt des Jahrzehnts 1881/90 findet man nämlich für die einzelnen deutschen Staaten Folgendes:

Staaten	Selbstmordziffer	Staaten	Selbstmordziffer
Sachsen-Altenburg . .	461	Mecklenburg-Strelitz . .	248
Reuß jüngere Linie . .	416	Hessen	236
Schwarzburg-Sondershausen	384	Lübeck	235
Hamburg	370	Preußen	200
Sachsen	353	Baden	194
Braunschweig	344	Mecklenburg-Schwerin .	179
Anhalt	331	Württemberg	160
Sachsen-Weimar . . .	321	Bayern	137
Sachsen-Meiningen . .	319	Lippe	131
Oldenburg	311	Schaumburg-Lippe . .	126
Bremen	305	Waldeck	118
Reuß ältere Linie . .	286	Elsaß-Lothringen . . .	115
Schwarzburg-Rudolstadt	254	Deutsches Reich . . .	207

Digitized by Google

So sehr es von Interesse ist, daß durch die vorstehenden Zahlen (zum erstenmal) ein Ueberblick der Selbstmordhäufigkeit in allen einzelnen deutschen Staaten geboten wird, so kann dies doch in geographisch-statistischer Beziehung, schon wegen der außerordentlich verschiedenen Größe der einzelnen Staatsgebiete, nicht befriedigen. Während z. B. die Zahlen für Reuß j. L. oder Schwarzburg-Rudolstadt nicht nur einen Staatsdurchschnitt, sondern auch ein concretes Stück der deutschen Selbstmordgeographie bilden, erscheint der große Staatsdurchschnitt für Preußen nur als rechnerische Abstraction ohne irgend ein concretes geographisches Gepräge. Gleiches gilt auch noch von den Durchschnitten großer Verwaltungsbezirke. Erst das Herabsteigen zu den kleinen Verwaltungsbezirken (landräthliche Kreise, Bezirksämter) gibt ein richtiges Bild. Vorerst hat man nur aus den Durchschnitten verschiedener kleiner mittel- und norddeutscher Staaten, sowie einigermaßen aus dem mit ausgesprochen hoher Selbstmordziffer hervortretenden Staatsdurchschnitt für Sachsen und aus den Provincialdurchschnitten für das angrenzende, preußische Gebiet einigermaßen eine Ahnung davon, wie das Centrum hoher und höchster Selbstmordhäufigkeit in Mittel- und Norddeutschland gelagert sein mag. Klarheit kann erst die gleichartige geographische Darstellung für das gesammte deutsche Gebiet bringen; darum sei es gestattet, die wiederholte Bitte um Herstellung dieser Karte an die dazu berufenen centralen Instanzen — das Kaiserliche Statistische Amt und das Reichsgesundheitsamt — zu richten.

Der Gegenstand der socialen Buchführung, um den es sich hier handelt, ist gewiß wichtig genug, um die sorgsamste Bearbeitung des darüber gesammelten Materials zu rechtfertigen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Benedict Broemel. Eine Lebensgeschichte. Erzählt von **Alois Wahlmuth.** München, A. Ackermanns Nachfolger. — Eine Lebensgeschichte nennt sich das Buch und die schlichte einfache Darstellungsweise, der natürliche Ton, in dem uns die Entwicklung des Helden von der Kindheit durch harte Lehr- und prüfungsreiche Wanderjahre bis zum Einmünden in einen stillen friedlichen Hafen geschildert wird, hinterlassen in uns in der That den Eindruck, daß wir ein echtes Menschenschicksal kennen lernen. Wir gewinnen ihn lieb, den guten, treuherzigen, unweltläufigen Benedict, der seinen idealen Sinn auch in den ärgsten Nothlagen nicht verliert und mit unverwüstlicher Treue, die vor keinem Opfer zurückschreckt, bis ins reife Mannesalter immer für die nicht erwerbstüchtigen Eltern und Schwestern arbeitet. Benedicts Eltern verstanden es nicht, den Kindern eine richtige Erziehung zu geben und die individuellen Eigenschaften Benedicts konnten sich nicht frei entfalten, da die nach Reichthum gierige Mutter seine Neigungen, die ihn auf den Mechanikerberuf hinwiesen, unterdrückte und ihn zwang, seine Laufbahn im Ledergeschäfte des reichen Onkels zu beginnen. Sein mit genialen Anlagen zum Maler ausgestatteter Bruder Walter war von energischerer Beschaffenheit, er floh schon im jugendlichen Alter aus dem Elternhause und machte aus eigener Kraft seinen Weg im Leben, auf dem er es zum großen Künstler brachte. Benedicts Vater war der richtige Typus des leichtlebigen, unerschütterlich sanguinischen Oesterreichers, er hatte den Kopf immer voll neuer Projecte, konnte es aber nie zu was rechtem bringen. Wenn er Mißerfolge gehabt hatte, suchte er gewöhnlich die Erörterung darüber hinauszuschieben, die Augen selbst davor zu verschließen. Am Tage, da er von Wien heimkam und den Seinen erzählen mußte, daß er vollständig ruinirt sei, brachte er doch der Frau und den Kindern Geschenke mit und ins Kaffeehaus ging er selbst in der ärgsten Nothlage, und wie auch seine Gemüthsstimmung sein mochte, noch zum Angeln hat er immer Zeit. Die Mutter schien in ihren Mädchenjahren einen höheren Flug nehmen zu wollen, aber „wie sich jugendliche Gesichter schön oder häßlich auswachsen können, so auch die Seele mancher Menschen. Der Geist, der sich in frühen Jahren bei Frau Broemel angekündigt hatte, verleugnete sich nicht, aber er wurde mehr und mehr zu einem speculativen Börsianergeist. Sie schwärmte nicht mehr für Schiller, sondern für Strausberg. Alles, was mit Börsenspiel und Großcapital zusammenhing, imponirte ihr, erschien ihr „genial". Gerade ja plötzlich und gewaltsam wie Benedict in das Ledergeschäft des Onkels gebracht worden war, wurde er durch einen Machtspruch der Mutter über Nacht zur Leitung der väterlichen Viehwirthschaft berufen. Er cultivirte seine technischen Liebhabereien und Spielereien und es ging mit den materiellen Verhältnissen der Familie abwärts. — Benedict wurde vom Schicksal hin und her geschleudert und in seiner harmlosen Vertrauensseligkeit von den Leuten, in deren Dienst er sich stellte, zu Dingen gebraucht, die hart an die Grenze des Erlaubten streiften. Auf einer seiner Reisen wurde er von einer Dirne umgarnt, die ihn so geschickt in ihre Netze zu locken wußte, daß er sie heirathete. Als er und die Familie später erfuhren, in welchen Sumpf er gerathen war, da suchten sie die Einwilligung der Abenteurerin zur Scheidung zu erlangen, wozu die sich aber nur gegen Zahlung einer großen Summe erbötig zeigte. Um ihn zu befreien, stellte sein Bruder Walter sein Talent in die Dienste eines Kunsthändlers, für den er 2 Jahre hindurch wahre Frohnarbeit leisten mußte. Benedict suchte in Amerika den materiellen Erfolg, den er bei seiner wechselnden Thätigkeit in Bayern und Oesterreich vergebens nachgestrebt hatte, kam aber drüber immer tiefer herunter, so daß er als Kellner, als Statist ꝛc. ein kärgliches Dasein fristete und auch körperlich verfiel. Dieses allmähliche Hinabgleiten des mit europäischen Begriffen und schwachen Mitteln nach Amerika gewanderten Idealisten ist mit großem Wirklichkeitssinne geschildert. In seinem tiefsten Elend erhielt er auf dem Postschalter, wo er zuweilen nach Briefen fragte, ein Schreiben eines Unternehmers, in dessen Diensten er früher thätig war, und der selbst Schiffbruch erlitten hatte. Dieser forderte ihn auf, nach Europa zurück zu kommen, weil er ihn zu einem größeren Unternehmen brauche. Bei der Zusammenkunft tritt der Versucher mit dem Vorschlag an ihn heran, Wechsel zu fälschen. Tief erregt und erschüttert bleibt Benedict nachdenklich allein in der Gaststube zurück, wo sie sich getroffen hatten. Auch „er wäre fast verirrt und wußte nicht nach Haus, da stand das Kind am Wege ...." Im Augenblicke der Gefahr des Versinkens rettet ihn das Mädchen, das er einst, als er selbst 22jähriger hochstrebender Jüngling und sie ein dreijähriges Kind gewesen, zu seiner Braut zu erziehen sich vorgenommen hatte. Sie brachte ihm Nachrichten von seinem Bruder Walter und erzählte ihm, daß eine Erfindung, die Benedict selbst einst gemacht, patentirt worden und daß alle Noth nun ein Ende habe. Aus der tiefen Entmuthigung erhebt sich Benedict zu neuem Leben, und Emmy, die von früher Kindheit an stets liebend und verehrend an ihm hing, entschließt sich auf Walters eindringliche Ansprache, ihm die Hand zu reichen, obgleich sie schon resignirt auf eigenes Glück verzichtet hatte. Zu einem vollendeten Kunstwerke fehlt dem Buche die Geschlossenheit, gleichwohl ist es eine fesselnde, den Eindruck des wirklich Erlebten machende Geschichte. Der passive Held ist vortrefflich geschildert und viele der anderen Figuren treten uns so plastisch entgegen, daß wir den Eindruck gewinnen, es seien Portraits, so z. B. der Unternehmer Gründlau, der „Kunstkritiker" Kahn, der kunstliebende Baean ꝛc. Hübsche poetische Einzelheiten, namentlich die Darstellung des Verhältnisses zwischen Benedict zu seiner kleinen Braut, des Milieus, in dem Walter lebt, des verstohlenen Blickes, den er in der Zeit seiner tiefsten Entmuthigung in das Haus des geliebten Mädchens warf, wechseln mit derb realistischen Scenen. Manche Auswüchse müßten beseitigt und das ganze in straffenem Tone gehalten sein. tt.

* **Ausgrabungen in Afrika.** Die Ergebnisse der mehrerwähnten von P. Delattre rastlos und erfolgreich betriebenen tunesischen Ausgrabungen lassen sich jetzt im großen übersehen. Mit der Entdeckung der das punische Karthago umgebenden Nekropolen sind zugleich die Grenzen dieser ältern Stadt gegeben, gleichwie die römischen Nekropolen kundthun, welche Ausdehnung das auf den Trümmern des punischen erbaute römische Karthago bis zu seiner Zerstörung durch die Araber gewonnen hatte. Die Oertlichkeiten, wo die Punier ihre Todten beigesetzt haben, sind der Hügel St. Louis, dann derjenige, auf dem das kleine Seminar steht, ferner das Plateau des Odeon, die Umgebung von Bardj-Djedid bei den großen Reservoirs und schließlich der Bezirk Douimès. Diese ausgedehnten Friedhöfe, die zahllose punische Gräber bergen, bezeichnen also die Grenzen des alten Karthago, und somit ist, ein wesentliches Ergebniß der Arbeit Delattre's, der Umkreis bestimmt, innerhalb dessen sich die Durchforschung des Bodens nach Resten der von den Historikern erwähnten Tempel und Paläste zu bewegen hat. Man wird diese nun sicher finden,

Digitized by Google

wenn überhaupt noch Spuren davon vorhanden sind. Die Nekropolen haben über die Einrichtung des punischen Begräbnisses vom einfachsten bis zum prächtigsten vollkommen Aufschluß gegeben. Die wesentlichen und nie fehlenden Bestandtheile des Todtengeräthes sind: eine Opferschale, eine flache „Lampe" nan eigenthümlicher Form, die gewöhnlich auf jener Schale steht, zwei kleine und fast immer verschieden gestaltete Fläschchen (Phiolen) nnd zwei doppelgehenkelte Urnen. Diese sechs Thongefäße stellen die nothwendigsten Todtenmitgaben der Punier dar. Häufig finden sich aber noch andere Dinge, wie z. B. Masken, Figurinen, Amulette, Ringe, Halsbänder, Halbmonde, Scheiben, Armbänder, Spiegel, Handbeile, Cymbeln und Schellen, Ampeln, Spangen, Dolche, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Gewichte, Gußformen, Statuetten, Vasen nnn zierlichen Formen, sowie kleine Reproductionen nnn Tabouets, Tischen und Lehnsesseln. Diese Reproductionen sind für die Frage der Todtenmitgaben sehr wichtig. Hier zeigt sich wieder, wie richtig die Behauptung Böttichers ist, daß man die Todtenmitgaben nur in deutlich ausgesprochenen Fällen für mehr „als fanbilolich halten darf, und daß mithin Genbfunde, weil sie nicht den wirklichen Besitz der Verstorbenen, sondern vorwiegend aur Nachahmungen, und meist recht geringwerthige, der wirklichen Gebrauchsstücke der Nachwelt überliefern, nur sehr unsichere Grundlagen für die Beurtheilung neerjunkener Culturen. Die große Mehrzahl der Gradterracotten, die in Nekropolen gefundenen Thongefäße und noch je nieles andere hatte für die alten Völker nicht mehr Werth als jene Gefäße, Geräthe, Möbel, Wagen und Häuser mitsammt Menschen ana Thieren, die, aus Papier geschnitt, noch heute auf chinesischen Gräbern verbrannt werden, für die Chinesen haben. Pater Delattre hat seine Funde in dem an Ort und Stelle errichteten Museum St. Louis untergebracht, nad Beispiele nnn allem in Gold, Silber und Terracotta dem Louore-Museum in Paris übergeben. — Am 24. October 1895 bemerkte ganz zufällig ein Bahnaufseher der Linie Rhades auf der rechten Seite einer Kurve, daß dort, dicht unter dem Boden, eine Statue in der Erde liege. Als man sie ausgrub, sah man, daß sie aus weißem Marmor, überlebensgroß nad bis auf den wie gewöhnlich fehlenden Kopf wohlerhalten war. Sie wurde in das Museum des Bardo gebracht. In der Höhlung, in der sie lag, fand man noch Trümmer von Simsen und Marmorumkleidung, Ziegel und das Fragment einer Widmungeinschrift, nnn deren sehr langen Buchstaben man nur drei erkennen konnte: N S T oder N S I. Nahe der Stelle, wo diese Entdeckung gemacht wurde, hatte man bereits früher zwei gewaltige Torsos aufgefunden. — Von Bedeutung sind ferner die jetzt vollendeten Ausgrabungen bei Oudna, dem alten Uthina, die Hr. Gaudler, Chef der topikalen Abtheilung für Alterthümer und Kunst, seit zwei Jahren geleitet hat. Die Nachforschungen hatten anfänglich den Zweck, in den weitläufigen Ruinen nna Uthina die allgemeinen Bedingungen der römischen Wohnungen während der ersten Jahrhunderte n. Chr. zu erkunden. Sie führten bald zur Entdeckung einer großen Villa, die zwei reichen Angehörigen aus der Familie der Laberii gehörte. Das umfangreiche Gebäude, sowie die Nebengebäude und Privatbäder wurden vollständig freigelegt; man erkannte in dem Quartier, das von der Aristokratie von Uthina bewohnt gewesen sein muß, noch fünfzehn Privatwohnungen, die auch theilweise freigelegt wurden; keine ist nach der Regierung des Constantinus erbaut, die ältesten stammen aus der Zeit der Antonine, alle sind nach fast gleichem Plan errichtet und mit außergewöhnlichem Luxus ausgeschmückt. Zwei schöne Marmorstatuen, mehrere Wandgemälde, zahlreiche Architektur- und Sculpturfragmente und Hunderte von kleinen Gegenständen, wie Geschirre, Münzen nnd Schmuckjachen, wurden daraus hervorgezogen, um im Museum des Bardo aufbewahrt zu werden. Was aber die Villen von Uthina besonders auszeichnet, ist der Reichthum an schönen Mosaiken, mit denen sie durchgängig gepflastert sind. Man hat davon 87 entdeckt, die Figuren aufweisen. Die ganze Reihe der Stoffe, welche die Künstler jener Zeit in Mosaik darzustellen pflegten, findet sich vor: mythologische Scenen, wie die Entführung der Europa, Endymion, Dionysos dem Ikarus Reben schenkend, Orpheus die Thiere zähmend, alsdann die Darstellung nnn Gottheiten: Bacchus, mit seinem Gefolge, Venus mit ihrem Liebeshofe, Diana mit ihrem Jagdzug, Minerva, Apollo, Helios, Ceres, Hercules, demnächst aber die Meergottheiten: Neptun mit dem Dreizack, auf einem Wagen oder einem Meerungethüm ruhend, Amphitrite, Oceanus, die Nereiden and Sirenen; weiterhin ländliche und Familienscenen nas dem Alltagleben, die zeitgeschichtliche Documente von größtem Werth sind: Jagdscenen und Fischfang in erstaunlicher Mannichfaltigkeit und wahre Sammlungen von Pflanzen und Thieren, die einem Atlas der Naturgeschichte gleichen. Der Ausführung und ihrem Kunstwerthe nach stehen diese Mosaiken unter den in Afrika aufgefundenen in erster Reihe. — Wenig später haben die Herren Ordioni und Quoniam, zwei Lieutenants im 3. Bataillon d'Afrique, bei Médina die Ueberreste einer römischen Villa aufgefunden, die der von Oudna vollständig entspricht und mit deren Ausgrabung man beschäftigt ist. — Die Aufdeckung einer merkwürdig wohlerhaltenen antiken Stadt in Algerien, welche der Service des moaaments historiques de l'Algérie unternommen hat, verdient die volle Aufmerksamkeit der gebildeten Welt. Einem Bericht des Leiters der Ausgrabungen, Architekt en chef Albert Ballu, entnehmen wir Folgendes: Timgad, im Alterthum Thamugadi genannt, liegt im Departement Constantine, nicht weit von dem alten Lambessa, und war das Standquartier der berühmten dritten Legion. Kräftiger militärischer Schutz war hier eine Nothwendigkeit, denn es galt, die unruhigen Berberstämme im Zaume zu halten, die stets bereit waren, das römische Joch abzuwerfen und plündernd und zerstörend in die reichen Ebenen des Küstengebietes einzufallen. Die von Trajan im Jahre 100 erbaute Stadt hatte eine Blüthezeit von 4½ Jahrhunderten durchlebt, als Belisar Nordafrika eroberte. Die Siege des byzantinischen Feldherrn führten zu Thaten, die an das Heldenhafteste der Russen im Jahre 1812 erinnern, denn die eingedrungene maurische Bevölkerung verwüstete die Felder und zerstörte die Städte, damit die Eroberer sich nicht im Lande festsetzen könnten. Da ist auch Thamugadi zu Grunde gegangen und hat dann, unter dem Schlamm, den die Regengüsse von den Bergen herabspülten, unter dem Sande, den der Scirocco herbeiführte, länger als 12 Jahrhunderte verborgen gelegen. Die wichtigsten der nun wieder an das Licht getretenen Bauten seien hier kurz erwähnt. Ein Triumphbogen mit drei Thoren, der mit Säulen und mit Statuen geschmückt ist, steht noch fast ganz aufrecht. Im Schutze von hohen Säulenhallen sind schöne Kaufläden aneinander gereiht, und sehr gut eingerichtete öffentliche Aborte zeigen, daß auch diese Errungenschaft der Neuzeit schon im Alterthum bestanden hat. Auf dem Forum steht eine große Basilika, die (der ursprünglichen Bestimmung aller Basiliken entsprechend) das Gebäude des Handelsgerichts war. Außerdem sieht man auf dem Forum Magazine, Hallen für gesellige Zwecke, ein Gefängniß, eine Curie, wo der Gemeinderath tagte, einen Tempel des Sieges und eine sehr große Zahl Piedestale, worauf die Bildsäulen der Kaiser und berühmter Männer gestanden haben. Das an einem Hügel angelehnte Theater konnte 4000 Personen aufnehmen. Auf dem Capitol steht ein kolossaler Tempel des Jupiter, aber seine 15 m hohen Säulen sind umgestürzt und bedecken mit ihren Trommeln den Boden. In den prächtigen Thermen sind die verschiedenen Baderäumlichkeiten vollkommen wohlerhalten, und auf einem sehr merkwürdigen Markt, von dem ein Theil überdeckt war, stehen noch die steinernen Tische, auf denen die Waaren zur Schau ausgelegt wurden. Aus der christlichen Zeit stammen mehrere reich mit Mosaik und Sculpturen geschmückte Kirchen und eine große Citadelle. Alle Straßen sind sehr gut gepflastert und zeigen, wie in Pompeji, die Radspuren der antiken Wagen. Die Cloaken, die so tief sind, daß man sie ganz durchwandern kann, nehmen wieder das Regenwasser auf, welches sich in den nun freigelegten Straßen ansammelt, und die alten Brunnen, welche die Stadt versorgten, sind wieder zur Aufnahme des Trinkwassers bereit, das die bevorstehende Erneuerung der römischen Leitung von neuem in jene steinernen Behälter fließen lassen wird. Die Privatbauten nehmen unser Interesse nicht weniger als die Monumentalbauten in Anspruch. Dasselbe gilt nnn den militärischen Anlagen, sowie nnn Aquäducten, Stadtthoren, Friedhöfen und Vorstädten. Alles in allem ist dies der erste nad einzige Fall, daß die römische Kunst der Kaiserzeit sich uns in so geradezu wunderbarer Vollständigkeit vor Augen stellt. Natürlich haben örtliche asiatanische Einflüsse auf diese Werke eingewirkt, aber das hindert nicht, daß wir hier über jene so wichtige Kunstepoche Aufschlüsse erhalten, die uns das einer älteren Zeit angehörige und mehr griechisch gemalte Pompeji nicht hat geben können. — Der Pariser Académie des Inscriptions theilte Hr. Berger einen Bericht des Hauptmanns nom 3. algerischen Schützenregiment, Hélo, über dessen Ausgrabungen in Collo, einer kleinen Hafenstadt bei Constantine, mit, die derselbe 1893 und 1894 gemacht hat. Man hatte schon lange am dortigen, steil abfallenden Meeresstrande Höhlen nno Grotten bemerkt: Hr. Hélo machte sie zugänglich und entdeckte dort einen punischen Friedhof mit sehr alten Grabmälern aus dem Ende der punischen nnd aus der numidischen Zeit. Er fand eine große An-

Digitized by Google

zahl von Bronzegegenständen, Statuen und Thonwaaren, unter letzteren einige besonders interessante. Mehrere derselben sind Vasen in menschlicher und großentheils Frauengestalt. Die Arme bilden die Henkel. Auch sind sie mit Stempeln versehen, auf welchen die Namen des Töpfers und andere geschichtliche Notizen stehen. Die mit Gebeinen gefüllten Amphoren sind den auf Rhodus gefundenen Töpfereien ähnlich.

21 **Berlin**, 8. Jan. Nach Neu-Guinea geht im Monat März eine neue Forschungsexpedition, ausgerüstet durch das Auswärtige Amt, die Gesellschaft für Erdkunde, die Neu-Guinea-Gesellschaft und private Beiträge. Geführt wird diese Expedition durch die HH. Tappenbeck, Lauterbach und Dr. Kersting. Sowohl Hr. Tappenbeck wie Hr. Lauterbach kennen Neu-Guinea durch einen mehrjährigen Aufenthalt in den Jahren 1890 bis 1893. Dr. Kersting ist der rühmlichst bekannte ärztliche Berather und treue Begleiter des Grafen Götzen nach des Assessors v. Prittwitz auf deren Afrika-Durchquerung. Wie verlautet, beabsichtigt die Expedition, längs des Ongol-Flusses in das Innere des Landes vorzudringen. In einer Entfernung von etwa 75 Kilometer von der Küste soll ein Standlager errichtet werden, dessen Vorräthe mit Leichtigkeit von der Küste aus sich erneuern lassen. Im Nothfalle wird die Expedition sich auf dieses Standlager zurückziehen, damit sie nicht durch Hungersnoth einem ähnlichen Schicksal verfalle, wie die Ehlers'sche Expedition. Außer den genannten Europäern werden diese Forschungsexpedition 40 Schwarze und 2 Malayen ungehören. Die Ausrüstung ist die denkbar einfachste: die Europäer führen zwei Zelte mit sich mit wasserdichter Luft- und Bodendecke; die Schwarzen erhalten einfache Mittelzelte. Brodbeutel und Feldflasche müssen den Mundvorrath aufnehmen; das Haupt-Nahrungsmittel besteht aus Reis und (für die Europäer) aus Hülsenfrüchten. Zur Lieferung der nöthigen Fleischrationen soll eine Heerde von 40 Schlachtziegen mitgeführt werden. Hrn. Tappenbeck begleiten außerdem seine treuen beiden Hunde; wenn irgend möglich, soll das vierfüßige Personal der Expedition noch durch vier Packpferde ergänzt werden. Da man durchaus keine Feindseligkeiten der Eingeborenen fürchtet, ist das mitgenommene Waffenarsenal nur klein. Die Herren Tappenbeck, Lauterbach und Kersting reisen von Berlin am 4. März ab und gedenken ungefähr am 9. März in See zu stechen.

* **Berlin.** Dr. phil. Johannes Frenzel, der sich im Juli v. Js. an der Technischen Hochschule habilitirte, hat sich jetzt auch an der Landwirthschaftlichen Hochschule als Privatdocent für Nahrungsmittelchemie habilitirt.

* **Hamburg.** Um die Gründung einer Universität in Hamburg anzuregen, gedenkt Prof. Dr. Hottinger demnächst hier einen Vortrag zu halten. Derartige Anregungen sind, wie der „Hann. Cour." richtig bemerkt, im Laufe der letzten 25 Jahre wiederholt gegeben worden, ohne daß ihnen eine weitere staatliche Berücksichtigung zutheil geworden wäre. Der Senat hatte keine Neigung, auf die Gründung einer Hochschule einzugehen. Schon vor einigen Jahren hat er der preußischen Regierung — es standen damals Erweiterungsbauten für die Universität Kiel in Aussicht — auf diplomatischem Wege das Zugeständniß gemacht, daß man von Hamburg aus der Nachbarstadt Kiel keine Concurrenz machen werde. Die Anschauung dürfte auch heute noch dieselbe sein, wie sie zugleich der Natur der Dinge entspricht; denn ein, materiell wie geistig betrachtet, ungeeigneterer Platz für eine — übrigens mehr als überflüssige — neue Universität dürfte sich in Deutschland schwerlich auftreiben lassen. Fast alles, was Hamburg groß und einzig erscheinen läßt, müßte für die Studien unfruchtbar bleiben oder gar schädlich wirken.

* **Genf.** Ein am 2. Dec. 1895 zur Feier seiner 30jährigen Lehrthätigkeit dem Professor der Geschichte Pierre Vaucher von seinen Schülern gewidmeter Prachtband („Pages d'histoire") bringt u. a. von der Hand des Hrn. Bernard Bouvier (Prof. der französischen Literatur an der hiesigen Universität) eine Arbeit mit der Aufschrift: „Un cahier d'élèves du précepteur Wieland." Dieselbe enthält Abhandlungen, die Wieland, nachdem er von Bodmer nach Zürich gerufen worden, hier als Hauslehrer 1756 bis 1758 seinen Schülern dictirte, und zwar über folgende Themata: „1. Ermunterung die Zeit wohl zu gebrauchen. 2. Vorzug des Vergnügen des Geistes vor den sinnlichen. 3. Von den Requisiten zur Glaubwürdigkeit eines Geschichtschreibers und von den Kennzeichen der historischen Wahrheit. 4. Une lettre. 5. Ein Gespräch zwischen zwei Engeln und t. (veranlaßt durch die Geschichte Sir Grandisons). 6. Von der Mahler-Kunst überhaupt, ihre Verhältnisse mit der Bildhauerei, ihre Vorzüge und der Poesie und von der Sphäre derselben. 7. Les adieux de C. Wieland à ses élèves en 1759." Das Manuscript befindet sich in den Händen des Hrn. G. H. Ott-Däniker und wurde von dessen Urgroßvater unter dem Dictate Wielands geschrieben. Prof. Bouvier hat seine Ausgabe mit Einleitung und kritischem Commentar versehen, worin er die inneren und äußeren Momente jener Züricher Epoche im Leben Wielands lehrreich erläutert.

* **Budapest.** Vor kurzem sind zwei wissenschaftliche Expeditionen von hier aufgebrochen. Die eine, nach Ceylon bestimmte, hat der Reichstagsabgeordnete Emerich Szalay organisirt. Sie besteht aus dem Custos der zoologischen Abtheilung des Nationalmuseums, Dr. Julius Madarász, und dem Präparator Joseph Bárányos, denen sich noch einige andere Gelehrte anschließen. Ihr Zweck ist, zoologische, naturwissenschaftliche und ethnographische Sammlungen für das Nationalmuseum zu bewerkstelligen. Die Expedition verpflichtet sich, bis Ende April auf Ceylon im Interesse der Wissenschaft thätig zu sein. Dr. Madarász ist verpflichtet, das Resultat der Expedition binnen einem Jahre vom Tage der Rückkehr an wissenschaftlich aufzuarbeiten. — Die zweite Expedition, vom Minister Wlassics organisirt, besteht aus den Universitätsprofessoren Zsolt Beöthy und Ignacz Goldziher, denen sich eine Menge von Mittelschulprofessoren anreihen. Sie bereist zum Zwecke historischer, geographischer und kunstgeschichtlicher Studien Aegypten und Palästina und soll Ende Februar zurückkehren.

P. C. **Kairo**, 3. Jan. Auf dem Trümmerfelde von Theben werden gegenwärtig von der Verwaltung der ägyptischen Alterthümer Restaurirungsarbeiten ausgeführt, welche die Beachtung der gesammten gebildeten Welt verdienen. Es handelt sich um den großartigen, von 134 Säulen getragenen hypostylen Tempelsaal der Tempelgruppe von Karnak, der neben den Königsgräbern die größte Sehenswürdigkeit der auf dem Trümmerfelde des hunderthorigen Theben vorhandenen Alterthümer bildet. Der Saal, welcher eine Länge von über 100 Meter hat, ist durch Ueberschwemmungen und Erdbeben bereits ziemlich stark mitgenommen worden. Ein Theil der Säulen ist eingestürzt und andere haben sich so stark geneigt, daß ihr Einsturz jeden Tag eintreten kann. Die Consolidirung der Säulen wurde bereits früher, jedoch ohne Erfolg versucht. Nunmehr wurde diese Arbeit aufs neue begonnen und schon bei 25 Säulen glücklich durchgeführt. Man hofft, mit Ende dieses Jahres die Arbeiten bei sämmtlichen Säulen beendet zu haben, so daß die Erhaltung eines der herrlichsten Alterthümer, welche die Welt besitzt, aufs neue gesichert sein wird.

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. Jahrgang 1896. Zehn Hefte M. 10.80 (oder zwei Bände à M. 5.40). — Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. — Durch die Post und den Buchhandel.

Inhalt des 1. Heftes: Ziele und Grenzen der staatlichen Wirtschaftspolitik. I. (H. Pesch S. J.) — Der hl. Bonifaz, Universitätsprofessor zu Paris, Domschalaster zu Köln, Bischof von Lausanne, Weihbischof in Brabant und den Niederlanden. I. (D. Rattinger S. J.) — Die neueste Energetik und die chemische Willensfreiheit. (L. Dressel S. J.) — Die arabische Dichtung im Reiche der Chalifen. (A. Baumgartner S. J.) — Das Meerestenchten und seine Ursachen. I. (E. Wasmann S. J.) — Wie entstand „Des Knaben Wunderhorn"? (W. Kreiten S. J.)

Recensionen. — Empfehlenswerte Schriften. — Miscellen: Leo Taxil's neuestes Evangelium; „Wissenschaftliche" Berichterstattung im „Theologischen Jahresbericht"; Das Rom der Päpste das Rom der Welt.

Mit dem Jahre 1896 hat der **50. Band** dieser Zeitschrift seinen Anfang genommen. — Probehefte gratis und franko. (998)

Soeben ausgegeben:

Katalog 77. Religions- u. Kirchengeschichte. 819 Nummern.

Katalog 78. Allgem. Geschichte, Länder- u. Volkerkunde. 768 Nummern.

Katalog 79. Gesch. von Deutschland, Oesterr.-Ungarn, Schweiz. 1907 Nummern.

Auf Wunsch frank. Zusendung.

Eugen Stoll, Antiquarint, Freiburg i. B. (1015)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reit in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 11. Januar. Nummer 8.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.
Aus Kleinasien. Von Dr. K. Escherich. — Humanistenbriefe aus der neueren Zeit. Von Dr. Reichenhart. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus Kleinasien.

Reisemiscellen von Dr. K. Escherich (Regensburg).

So abwechslungsreich die Fahrt von Haidar-Pascha nach Eskischehir ist, so eintönig tritt uns die Natur im weiteren Verlauf der Bahn entgegen. Dort entzückt uns bald ein liebliches Thal mit reicher Vegetation beschenkt, bald fesselt uns der unvergleichlich schöne Blick auf das tiefblaue Meer, aus dem die Prinzeninseln, kleinen Paradiesen gleich, emporragen; wild-romantische Felsschluchten folgen weiten fruchtbaren Ebenen; ein steter Wechsel der Physiognomie!

Welch monotones Bild bringt dagegen der zweite Tag der Fahrt bis Angora! Wir befinden uns in einem weiten Thal, eingefaßt von völlig kahlen, meist breit abgestutzten Bergen, einer dem anderen ähnlich; schmutzig graue Farbe zeigt der Boden überall, wo das Auge hinblickt, mit Ausnahme eines grünen, geschlängelten Streifens, der seine Existenz einem kleinen Fluß verdankt und die einzige Abwechslung in die uneudliche Eintönigkeit bringt. Aber bald verläßt uns auch dieser und mit ihm schwindet das wenige Grün, an das sich unser Auge so krampfhaft gehalten! So weit der Blick reicht, eine todte Steppe. Umsonst sucht das Auge Lebewesen zu erspähen; die Thierwelt, die vorher die Ufer des Pursak reichlich bevölkerte, tritt hier völlig zurück.

Und trotz des großen Mangels an organischem Leben hat die Steppe doch etwas überaus reizvolles und belebtes. Die Lichteffecte sind es, die das ersetzen, was der sterile Boden nicht hervorzubringen und zu ernähren vermag. Dort glaubt man einen Wald zu erkennen, freudig richtet man seinen Blick dorthin, um bald wahrnehmen zu müssen, daß der „Wald“ fortwährend seine Gestalt verändert und plötzlich ganz verschwindet; es war der tiefblaue Schatten einer Wolke! Hier erblickt man Felder, dort einen kleinen See, wo in Wirklichkeit nichts ist, als todtes, graues Land. Gelbe, rothe, violette, blaue Farbentöne treten harmonisch zusammen, um die schönsten Landschaftsbilder aus der elenden Steppe hervorzuzaubern und dadurch das menschliche Auge und Gemüth über die traurige Wirklichkeit hinwegzutäuschen; so zwar, daß, wer einmal eine Steppe gesehen, sich stets wieder nach ihr und ihren reizvollen Phantasiegemälden zurücksehnt. —

Angora, der Endpunkt der anatolischen Eisenbahn, ist eine ganz ansehnliche, von 30—40,000 Menschen bewohnte Stadt in malerischer Lage. Auf dem steilen Abhang eines Felsenhügels zieht sich ein dichtes Häusergewirr hinauf bis zu dessen Spitze, auf der die Burg thront, dem Bilde einen gelungenen Abschluß gebend. Durch eine schmale, steile Schlucht getrennt, erhebt sich im Norden gegenüber der Burg ein spitzer Felsenkegel, der oben, gleichsam als Pendant zu jener, ein niedliches Mausoleum trägt, das nach Naumann „Hiderlik“ oder „Khide Iliyas“ benamst ist. Letzterer Name erinnert an den Propheten Elias, „den die Moslemin für einen unsterblichen islamitischen Heiligen ansehen. Heute noch soll dieser Elias auf Erden wandeln und sich den Derwischen zuweilen offenbaren.“ Ueber die Entstehung des kleinen Bauwerks konnte ich nichts näheres erfahren, ebensowenig wie Naumann in seinem sehr ausführlichen Werke über Kleinasien etwas darüber mittheilt.

Vor einigen Jahren noch mag der erste Eindruck, den die Stadt auf den von Westen oder Süden her Kommenden machte, weniger freundlich gewesen sein als heute. Damals starrten dem von einem langen Tagesritt ermüdeten Reisenden schmutzig graue Lehmhütten, die sich nur wenig von der staubigen Umgebung abhoben, entgegen und mochten eher abschreckend als einladend auf ihn gewirkt haben. Naumann, der auf seiner Expedition durch Kleinasien im Jahre 1890 Angora besuchte, schildert uns seine Ankunft dort in ziemlich düsteren Farben: „Als endlich, endlich die große Stadt vor uns lag, wie sie in dunklem Häusergewirr den burggekrönten Hügel hinauf und um ihn herumzog, als wir dann in die verödeten Straßen hineinritten und sich auch nicht eine Menschenseele zeigen wollte, als nun die Häuser mit ihren leeren, hohlen Fenstern uns anschauten wie Todtenköpfe: da wollte der freudige Ruf, mit dem wir die altehrwürdige Stadt, das vorläufige Ziel unsrer Reise, zu begrüßen uns vorgenommen hatten, nicht über unsre Lippen; denn es war uns, als ritten wir in ein Grab hinein.“ Heute ist dies anders; ein blendend weißes Häusermeer lacht den Reisenden bei der Einfahrt des Zuges entgegen, und zu oberst auf der Burg prangt in grellen Farben gemalt ein großes symbolisches Wappen, Gerechtigkeit, Weisheit und Tapferkeit darstellend. Das Innere der Stadt zeigt allerdings größtentheils noch die schmutzig graue Naturfarbe des ungebrannten Lehms, da der Befehl des damaligen Gouverneurs Abaeddin Pascha dahin lautete, daß nur die Wände, die gegen die Bahn zugerichtet sind, weiß übertüncht werden müssen. Im übrigen unterscheidet sich Angora in nichts von dem gewöhnlichen Typus der türkischen Städte: enge Gassen, schlechtes Pflaster, die offenen Verkaufsgewölbe, der Bazar, die Kebabbrater, die Limonadeverkäufer, die überall massenhaft herumliegenden Straßenhunde sind hier geradeso wie in jeder andern Stadt des Orients, und ich brauche, da diese aus den vielen Beschreibungen jedem schon sattsam bekannt sein dürften, mich mit der Schilderung der Stadt und des Straßenlebens nicht weiter aufzuhalten.

Die gesundheitlichen Verhältnisse von Angora sind nicht gerade die besten und es ist besonders das Fieber, das jedes Jahr sehr häufig auftritt, oft in sehr heftiger Form. Die Ursache dieser Krankheit liegt in den großen sumpfigen Wiesen, die den Felskegel, auf dem die Stadt aufgebaut ist, im Süden und Westen umgeben. Gegen Westen dehnt sich der Sumpf zu beiden Seiten der Bahn einige Kilometer aus, im Süden trifft man nur vereinzelte sumpfige Stellen.

Im Frühjahr steht hier das Wasser ziemlich hoch, dann ist es kaum möglich, sich durch diese Wiesen durchzuarbeiten, ohne bis weit über die Kniee in den weichen Boden zu versinken. Wenn nun die Regenzeit, die heuer bis Mitte Juni dauerte, vorüber ist, trocknen die Sümpfe aus und an Stelle der saftigen Wiesen treten, nachdem auch das Gras gemäht ist, graue, von tausend Rissen durchsetzte, öde Strecken. Erst nachdem sich dieser Proceß vollzogen, beginnt das Fieber, was also dafür spräche, daß die Fieberkeime durch die Luft (Winde) verbreitet würden. Die Temperatur des Fiebers erreicht oft sehr hohe Grade (42), aber selten soll es zu letalem Ausgang führen. Am häufigsten aber zeigt es ephemeren Charakter und äußert sich in großem Unbehagen, gänzlichem Appetitmangel, Gliederschmerzen und schrecklicher Müdigkeit, welche Symptome auf einige Gramm Chinin hin gewöhnlich am nächsten Tage schon wieder verschwinden. Als prophylaktische Maßregel ist eine gewisse Diät sehr vortheilhaft, so ist vom Essen von Eiern, vielem Fleisch, Fischen ꝛc. möglichst abzusehen und man gewöhne sich eine möglichst leichte Kost an, besonders halte man sich an die Gemüse, die ja ohnehin die Hauptsache des türkischen Speisezettels ausmachen.

Außer dem Fieber treten in Angora die verschiedenen Affectionen des Magens und Darms in den Vordergrund, die oft epidemischen Charakter zeigen sollen. So wurde voriges Jahr die asiatische Cholera constatirt. Doch ist es sehr fraglich, ob es sich wirklich um diese gehandelt oder ob Cholera nostras vorgelegen, vielleicht veranlaßt durch auf den Markt gebrachte unreife oder verdorbene Früchte. Die verhältnißmäßig geringe Sterblichkeit spricht für letztere.

Als dritte Krankheit, die in Angora sehr häufig auftritt, möchte ich eine Hautkrankheit erwähnen, die ein wenig an den „Bouton d'Alep“ (Aleppopustel), ein in Syrien und Kairo endemisches Hautgeschwür, erinnert. Die Gesichter werden durch dieses oft gräßlich entstellt.

Drei Factoren sind es, die als Krankheitsursache oder wenigstens als disponirend für die genannten Krankheiten angesprochen werden müssen: das sind einmal die ungünstigen Terrainverhältnisse, die Sümpfe, die oben schon für das Fieber verantwortlich gemacht wurden; zweitens die unvernünftige Lebensweise, besonders der Genuß unreifer oder verdorbener Früchte oder Fische, der oft zahlreiche Magendarmerkrankungen zur Folge hat, und drittens die klimatischen Verhältnisse, die derart sind, daß sie jedenfalls keine geringe hygienische Bedeutung beanspruchen dürfen. Solche thermometrische Schwankungen, wie sie die continentale Zone Kleinasiens aufweist, werden wohl selten noch anderwärts beobachtet werden.

Obwohl Angora auf demselben Breitengrade (ja noch etwas südlicher) wie Madrid und Neapel gelegen ist, besitzt es einen Winter, der dem Winter von München um nichts nachsteht. Im Monat April 1895 hatten wir noch oftmals 3, 4, 5° unter Null, und am 5. Mai verzeichnete ich noch Schneefall, der sonst bis zur Höhenlage der Stadt herabreichte. Dessenungeachtet hatten wir im April auch heiße Tage, ja sehr heiße Tage, an denen das Thermometer Mittags 30° und mehr (in der Sonne) zeigte. Eine noch größere Differenz beobachtete ich Ende Juni in Tschorba, 10 Stunden nördlich von Angora; damals hatten wir Mittags 48° (in der Sonne), so daß wir mit unsern Pferden kaum weiter kamen; Abends fiel das Thermometer nach einem Gewitter auf 8°. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie wir alle zitterten vor Kälte und uns um ein großes Feuer herumlauerten in höchst unbehaglicher Stimmung.

P. v. Tschihatschew, der um die Erforschung von Kleinasien hoch verdiente Geograph, studirte auch die klimatischen Verhältnisse recht eingehend und kommt zu dem Schluß, daß wenige Länder in der Welt geeignet seien, die Thatsache, wie wenig die geographische Lage eines Landes die wirkliche klimatische Beschaffenheit ausdrückt, so auffallend zu beweisen wie Kleinasien. Seine meteorologischen Beobachtungen sind hochinteressant und es sollen hier wenigstens einige mitgetheilt werden: „Kaisarie (38° 42′ n. B.) in einer Höhe von 1195 m liegend, hat einen Winter wie Amsterdam (52° 22′ n. B.) und einen Sommer wie Toulouse (44° 7′ n. B.). In Erzerum (39° 57′ n. B., 1987 m Höhe) sind die Winter im Mittel so streng wie in Moskau und auf dem St. Bernhard und strenger als in Petersburg (59° 60′ n. B.); der Frühling erinnert an den von Hamburg (53° 5′ n. B.), aber mit viel höheren Maxima, die so rasch auf den strengen Winter folgen, daß zwei Monate hinreichen, um das Getreide zu reifen, so daß die Gerste, die Mitte Juni sich kaum über den Boden erhebt, schon am 20. August geerntet werden kann. In Eriwan (40° n. B., 968 m) sind die Winter im Mittel denen von Petersburg gleich, aber die Sommer so heiß, daß das Thermometer im Schatten manchmal bis 45° und in der Sonne bis über 50° steigt, was den ungeheuren Unterschied von 70° zwischen dem Sommer-Maximum und dem Winter-Minimum (20—30° unter Null) liefert.“ Als die mittlere jährliche Temperatur der continentalen Zone gibt Tschihatschew 10° an, die ungefähr derjenigen von Paris entsprechen würde, aber die viel höhere Sommer-Maxima und tiefere Winter-Minima aufweist.

Diese wenigen Daten dürften genügen, die äußerst merkwürdigen klimatischen Verhältnisse Kleinasiens zu illustriren. Welche Factoren hier mitspielen, ist nicht zu eruiren, jedenfalls aber ist das Verschwinden der Wälder nicht ohne Bedeutung bei dieser Frage.

Daß diese kolossalen Temperaturschwankungen, die sich oft in wenigen Stunden vollziehen, nicht ohne Einfluß auf unsern Körper bleiben, ist klar; zum mindesten verringern sie seine Widerstandsfähigkeit gegen viele Krankheiten. Die dortige Bevölkerung sucht sich durch zweckentsprechende Kleidung gegen diese unangenehmen Verhältnisse zu schützen. Die großen, breiten, meist buntgefärbten Leibbinden, die der orientalischen Tracht ein so malerisches Aussehen verleihen, sind nicht nur deßhalb da, um dem Auge zu gefallen, sondern sie sind wohlbegründet als Schutzmittel gegen die dort sehr gefährlichen Erkältungen, sind also als Anpassungsproduct zu betrachten. Ueberhaupt lassen sich die meisten Trachten auf Anpassung an die äußeren Verhältnisse zurückführen, wenn sie auch durch spätere vielfache Modificationen, die dem stets wechselnden Geschmack entspringen, oft nicht mehr als solche erkannt werden. Die Leibbinde, die 2—3 m Länge und ½ m Breite besitzt, ist eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Kleidungsstücke des Orientalen, das auch zugleich als Tasche für das Geld und als Gürtel für den Dolch und die Pistole dient. Auch den Europäern, die den Orient bereisen, ist eine solche Leibbinde sehr zu empfehlen, sicher bleiben sie dadurch vor vielen Krankheiten, besonders vor den dort sehr gefürchteten Erkältungen des Unterleibs, bewahrt.

Aerzte gibt es in Angora genug und es sind die verschiedensten Nationen vertreten: Türken, Armenier, Serben, Griechen, Italiener, ja sogar ein Deutscher versuchte dort sein Glück, doch zog sich dieser bald genug wieder zurück. —

Der oben schon genannte Abaeddin Pascha war längere Zeit Gouverneur von Angora und erwarb sich um die Stadt große Verdienste, allerdings nicht, ohne sein eigenes finanzielles Interesse dabei im Auge zu behalten. Vor allem sorgte er dafür, der Stadt gutes Trinkwasser zu verschaffen, und ließ zu diesem Zweck von einem deutschen Ingenieur von dem 6 Stunden entfernten 1800 m hohen Etma-Dagh mit theilweiser Benützung eines alten römischen Aquaducts eine Leitung herstellen, die die Stadt bis hinauf zur Burg

Digitized by Google

mit laufendem Wasser versorgt. Das Erstaunen der Bevölkerung muß gewaltig gewesen sein, als plötzlich oben auf der Burg das Wasser aus allen Brunnen zu laufen anfing. Mit großer Begeisterung erzählte mir der Erbauer, wie er bei der Eröffnung gefeiert wurde, besonders von den türkischen Frauen, die in ihrem Freudentaumel sogar den Schleier vor ihm abgenommen haben sollen! Hatten ja auch die Frauen den meisten Grund zur Freude und Dankbarkeit, denn ihnen lag vordem das Geschäft ob, das Wasser von unten in Krügen heraufzuholen.

Außer der Wasserleitung verdankt Angora dem genannten Wali viele schöne Straßen, so die prächtige Chaussee, die vom Bahnhof zur Stadt führt. Ein großer Verehrer der abendländischen Cultur, ging Abaeddin Pascha den Europäern mit allen Mitteln an die Hand, sich in Angora ansässig machen zu können. Er selbst wollte gegenüber dem Bahnhof ein großes Hotel nach europäischem Stil bauen, wurde aber noch vor der Vollendung desselben abberufen, und nun steht das schöne Gebäude halbfertig und unbenützt da. Auch ein Café chantant ließ er errichten, scheint aber damit bei der Bevölkerung wenig Anklang gefunden zu haben; heute gleicht auch dieses einer verlassenen Ruine. Nach den Verhandlungen über die armenischen Unruhen, die bekanntlich in Angora stattgefunden, wurde Abaeddin Pascha entlassen, resp. in ein anderes Vilajet versetzt.

Sein Nachfolger, Memdouh Pascha,[1]) ist ein ruhiger, gerechter Mann, gegen die Europäer liebenswürdig und zuvorkommend, doch besitzt er keineswegs die Energie und die Unternehmungslust wie Abaeddin Pascha. Während meines dreimonatlichen Aufenthalts in Angora war ich öfter gezwungen, die Unterstützung der Regierung anzurufen, hauptsächlich, wenn ich längere Reisen ins Innere unternehmen wollte, und jedesmal gewährte sie mir Memdouh Pascha in der weitgehendsten Weise. Mag das Empfehlungsschreiben des türkischen Generalconsuls in München mir die große Gunst bei Seiner Excellenz dem Wali Pascha erworben haben oder mag der Umstand empfehlend gewirkt haben, daß ich in Begleitung des englischen Consuls erschien, jedenfalls war ich sehr erstaunt über die überaus große Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit, mit der Memdouh Pascha alle meine Wünsche erfüllte und meine Hoffnungen sogar noch weit übertraf. Zunächst theilte er mir einen ständigen Zaptieh zu, den besten Onbadschi (Unterofficier) des ganzen Gendarmeriecorps, der sich stets zu meiner Verfügung bereit zu halten und mich auf allen Excursionen zu begleiten hatte. Sodann ließ er mir einen laugmächtigen eigenhändig geschriebenen Schutzbrief überreichen, in dem mir die weitgehendsten Rechte ertheilt wurden: jagen durfte ich nach Herzenslust, ferner fischen, alle Felder und Gärten betreten ꝛc., kurz alles, was ich thun wollte, konnte ich ungehindert thun, ohne gegen die mir gewährten Rechte zu verstoßen. Der englische Consul bemerkte mir scherzhaft, nach diesem Briefe könnte ich sogar „räubern“ und morden. Einige male kam auch der Secretär in meine Wohnung, erkundigte sich im Auftrag des Wali nach meinem Befinden und besichtigte meine zoologischen Sammlungen.

Ich kenne den Türken als freundlichen, liebenswürdigen Menschen; doch bei dieser übertriebenen Höflichkeit und Sorge um meine Person kam hie und da ein Zweifel in mir auf, ob nicht etwa auch das leidige Mißtrauen hier mitgespielt habe. Gerade jetzt, wo durch die Engländer so viele infame Uebertreibungen und tendenziös entstellte Berichte zu Ungunsten der türkischen Regierung in allen Zeitungen verbreitet wurden, sehen die Türken mehr oder weniger in jedem Europäer, der sich längere Zeit in einer Gegend herumtreibt, einen Spion oder einen Berichterstatter nach englischem Muster. Ob also der Zaptieh lediglich zu meinem persönlichen Schutz mitgegeben wurde, oder ob er auch gleichzeitig mich beobachten und beaufsichtigen sollte, mag unentschieden bleiben. Doch genirte ich mich nicht im geringsten, alle Abend in Anwesenheit des Gendarms eine lange Litanei in mein Tagebuch zu schreiben, und auch die nöthigen Zeichnungen anzufertigen, obwohl mir von einigen wohl zu ängstlichen Orientreisenden empfohlen wurde, ja niemals eine Zeile im Beisein eines Zaptiehs zu schreiben, da man dadurch leicht in Unannehmlichkeiten gerathen könne. Der öftere Besuch des Secretärs mag vielleicht auch dazu gedient haben, darüber Gewißheit zu erlangen, ob ich denn wirklich zoologischer Studien halber in Angora herumstreifte oder ob vielleicht irgendwelche verdächtigen Dinge in meinem Zimmer zu entdecken seien. Wer wollte es aber dem Wali von Angora verargen, gegen Europäer mißtrauisch zu sein, nachdem ein großer Theil der armenischen Unruhen, wenigstens die Verhandlungen darüber, in dieser Stadt sich abgespielt hat, und nachdem schamlose Entstellungen und Lügen über dieselben den englischen Zeitungen von ihren Berichterstattern mitgetheilt wurden, so daß dadurch die für die hohe Pforte so peinliche armenische Frage entstand?

Wollte man den Berichten der Armenier Glauben schenken, so könnte man noch viel schrecklichere Gräuel nach Europa berichten, von Martern, von Maschinen zur Massenhinrichtung, von 5 jungen Armeniern, die ohne Untersuchung am Marktplatz aufgehängt wurden ꝛc. Jedoch auf den vorurtheilsfreien Beobachter, der längere Zeit den Charakter der Armenier studirt, machen solche Erzählungen gar keinen Eindruck; denn er weiß, daß das meiste, was der Armenier spricht, Lüge ist, wenn es sich um fragliche Angelegenheit handelt. Welch trauriges Volk sind doch die Armenier! Schon äußerlich heben sie sich durch ihre kleine, schwächliche Figur von dem prächtig gebauten, äußerst kräftig entwickelten Osmanen möglichst unvortheilhaft ab. Und erst ihr Charakter! Habsucht, Egoismus, Feigheit im höchsten Grad, keine Spur von Männlichkeit und andere schöne Dinge findet man bei den Armeniern harmonisch vereinigt. Wehmuth ergriff mich jedesmal, wenn ich durch den Bazar ging und dort fast alle Verkaufsgewölbe mit Armeniern besetzt sah; zog doch mit diesen die Unreellität und die größte Schund- und Ausschußwaare unsrer Fabriken in diese Hallen ein, in denen einst nur echte, werthvolle Handarbeiten von Türken verkauft wurden. Nur noch wenige alte Muselmänner mit grauen Bärten und ernsten Gesichtern sitzen in würdiger Haltung in ihrem Gewölbe, weit entfernt, den Vorübergehenden etwa anzurufen und ihn zum Kauf einzuladen. Der Armenier dagegen ist stets zum Sprung bereit, und sobald sich ein Fremder blicken läßt, stürzt er auf ihn zu, preist seine Waare in der zudringlichsten Weise an und geht meist von selbst auf die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel des zuerst geforderten Preises herunter!

Ein anderer Zug des Armeniers ist seine Herzlosigkeit und Grausamkeit gegen die Thiere, die man täglich hundertmal zu beobachten Gelegenheit hat. Wie in fast allen türkischen Städten sind auch in Angora die Straßen bevölkert von den herrenlosen Hunden, die von den Abfällen ein nothdürftiges Dasein fristen. Welch jämmerliche, erbarmungswürdige Thiere trifft man da oft in den Straßenecken zusammengekauert liegen, über und über mit Geschwüren bedeckt, mit abgefahrenen Beinen, von Schmutz bis zur Unkenntlichkeit entstellt, zum Gerippe abgemagert und zu schwach, aufzustehen! Anstatt sich dieser armen Hunde zu erbarmen, findet der armenische Junge ein besonderes Vergnügen daran, mit großen Steinen nach ihnen zu werfen, und freut sich dann höllisch über das Geheul

[1]) Gegenwärtig Minister des Aeußern.

des armen Wesens! Die Eltern stehen dabei und lachen über die Heldenthaten ihrer Kinder. Auch die katholische Geistlichkeit, die die Gassen von Angora sehr zahlreich bevölkert, sieht diesem unsagbar rohen, widerlichen Treiben ruhig zu, ohne Einspruch zu erheben. Nichts ist mehr geeignet, den Charakter, resp. die Gemüthsart eines Menschen oder auch eines Volksstammes besser zu illustriren als gerade das Verhalten des Menschen gegen die Thiere. Darnach fällt das Urtheil über die Gemüthsart des Armeniers sehr schlecht aus und bildet die grenzenlose Roheit dieses Volkes einen schroffen Gegensatz zu der Liebe der Türken zu den Thieren. Auch in anderen Punkten gibt sich dieser Gegensatz deutlich kund: die Pferde, die im Besitz oder in der Pflege eines Türken sind, haben meist ein wohlgenährtes, sauberes Aussehen, daher sind die Türken als Pferdewärter sehr gut zu brauchen und auch sehr gesucht; die Pferde dagegen, die einem Armenier anvertraut sind, sind schon von weitem an Schmutz, blutigen Schrammen, schlechter Ernährung zu erkennen. Nur acht Tage hatte ich mein Pferd meinem Koch, der ein Armenier war, zur Pflege übergeben und das Thier war so heruntergekommen, daß ich es kaum mehr erkannte. Auch in Tunis habe ich übrigens schon einen ähnlichen Gegensatz zwischen den Arabern und den Italienern bemerkt; während ich Acte der gemeinsten Roheit und Grausamkeit, von den letzteren an Pferden und Eseln verübt, täglich des öfteren zu beobachten Gelegenheit hatte, kann ich mich ähnlicher Fälle bei den Arabern nicht erinnern.

An Rechten fehlt es den Armeniern in Angora nicht, und es wäre Lüge, von einer Unterdrückung oder einer Beschränkung der religiösen Bedürfnisse zu sprechen. Vier ansehnliche Kirchen stehen ihnen zur Verfügung, von deren Thürmen ungehindert die Glocken läuten; äußerst geräuschvoll, unter fortwährendem monotonen Trommel- und Glockenschlagen, finden hier den ganzen Tag Gebetsübungen statt; Leichen, Processionen ꝛc. durchziehen in auffallender Weise die Straßen. Der Mohammedaner sieht dem Treiben ruhig zu. Von seinen Religionsgebräuchen sieht man und hört man wenig, nur der Muzzin, der in prächtiger, klangvoller Stimme von dem Minaret herab Allah preist, erinnert uns daran, daß wir unter Moslemin leben. In Angora bekommt man entschieden den Eindruck, als ob die Armenier das herrschende, die Türken das unterdrückte Volk seien. Dies entspricht auch ziemlich den thatsächlichen Verhältnissen, insofern als die Armenier die besitzende Classe sind; ihnen dienen die Türken. —

Von Angora aus unternahm ich mehrere Reisen zu Pferd über das mächtige Kalkgebirge Elma-Dagh an den alten Halys (Kyzyl-Irmak) und nach Norden in die vielbesuchten Bäder Lei- und Kyzyldja-Hammam. Die Touren, die gewöhnlich 8—10 Tage in Anspruch nahmen, gehören zu den schönsten Erinnerungen meines Aufenthaltes in Kleinasien. Traf ich doch nirgends die Harmonie so wenig gestört, als in diesen einsamen Gegenden. Eine ernste, äußerst sympathische Bevölkerung in einer eigenartigen, ernsten und für ein tieferes Gemüth sehr reizvollen Landschaft! Dabei liegt in der ganzen Landschaft eine gewaltige Ruhe, die auf den einer hastenden lärmenden Stadt Entflohenen überaus wohlthuend wirkt. — Ein weit herunterhängendes seidenes Tuch auf dem Kopf, eine breite Binde um den Leib, mit den nöthigen Waffen, das Gewehr am Rücken, so ritt ich mit einem Gefolge von drei Reitern bergauf, bergab, über Flüsse und durch dichtes Buschwerk oft den ganzen Tag, ohne einen Menschen oder eine menschliche Wohnung zu sehen. Wege gab es fast gar keine und so führte der Zaptieh uns aufs gerathewohl oft durch recht unangenehme Situationen. Ich erstaunte über die Gewandtheit der kleinen Pferde, mit der diese die steilsten, felsigen Abhänge hinabkletterten und sich oft durch das dichteste Buschwerk durchwanden. Dabei besitzen sie eine große Ausdauer, denn 10—12 Stunden waren wir täglich unterwegs, ohne daß die Pferde besonders ermatteten, trotz des ungünstigen Terrains. Abends kommen wir in ein Dorf, das aus 20—30 schmutzigen Lehmwürfeln besteht; der Mochtar, d. i. der Bürgermeister, und der Pfarrer stehen schon zum Empfang bereit da, nachdem man uns schon in der Ferne gesehen hatte. Man nimmt uns die Pferde ab und führt uns in eine Lehmhütte, die dem äußeren Ansehen nach recht verdächtig aussieht. Doch innen ist es gar nicht so schlimm; wir kommen in einen größeren Raum, der nur durch 1—2 kleine Löcher etwas Luft erhält. Im Kamin brennt ein lustiges Feuer und zu beiden Seiten desselben werden saubere Säcke mit warmen Decken ausgebreitet; der Bürgermeister lädt uns ein, es uns bequem zu machen, und zieht sich zurück. Nach einer halben Stunde kommen die Bewohner des Dorfes, setzen sich um uns herum und beschauen uns, als wären wir sonderbare Thiere. Gesprochen wird fast nichts, man dreht sich Cigaretten, bläst den Rauch in die Luft und verläßt ebenso stumm, wie man gekommen, unsern Raum. Hierauf erscheint der Bürgermeister mit seinen Dienern und lädt uns zur Mahlzeit ein; auf einen niederen Schemel wird eine große schön gravirte Kupferplatte gesetzt und in die Mitte dieser Platte kommt das Gericht, um die Schüssel herum werden so viele Brode gelegt, als Gäste geladen sind. Darauf setzt sich der Mochtar mit gekreuzten Beinen auf den Boden, und die Gäste machen es ebenso. Nun beginnt das Essen: das erste Gericht stellt gewöhnlich eine Suppe dar, die aus Milch mit Reis oder in Ermangelung dieses mit Getreide (Weizen) versetzt besteht; man bricht ein Stück Brod ab und schöpft mit Hülfe desselben aus der gemeinsamen Schüssel heraus; denn Löffel gibt es häufig keine; in größeren Dörfern fand ich allerdings meistens Holzlöffel vor und einmal wurde mir die Ehre zu theil, daß ich aus dem Löffel essen durfte, dessen sich früher ein Pascha bediente und der mit einem Spruch versehen war. Die Suppe wird abgetragen und es erscheint ein Brathuhn. Der Mochtar bemächtigt sich desselben, reißt es mit den Händen in Stücke und reicht jedem der Umsitzenden eine Portion hin. Eine sehr einfache Art des Tranchirens und Servirens; aber trotzdem schmeckte mir das Huhn ebenso wie in einem Grand Hôtel mit feinster Bedienung, und ich fühlte mich bei dieser Tischgesellschaft recht wohl und lustig, da alle diese Manipulationen mit größtem Ernst und der nöthigen Würde vollzogen wurden. Man denke sich einen Sohn des Propheten, wie er mit dem wichtigsten Gesicht von der Welt ein famos duftendes Brathuhn zerreißt und wie die herumsitzenden Gäste mit noch ernsterer Miene jede Bewegung ihres Gebieters betrachten und nicht wagen, durch ein lautes Wort die feierliche Ceremonie zu stören! Nach dem Huhn folgt gewöhnlich Pilaff, die Nationalspeise der Türken, und zum Schluß wird noch eine Mehlspeise aufgetragen, welche die Türken sehr schmackhaft zuzubereiten verstehen. Nach diesem reichlichen Mahl gibt ein Diener warmes Wasser herum zum Waschen der Hände. Es wird noch Kaffee gereicht und dann geht es zum Schlafen; der Zaptieh und oft auch der Bürgermeister schlafen vor der Hausthüre, zur Sicherheit der Pferde, da Pferdediebstähle durch Kurden dort täglich vorkommen. — Des andern Tags stehen wir um 5 Uhr auf und um 6 Uhr geht das Essen schon wieder los; mindestens ebenso viel wie am Abend wird aufgetragen, und was nicht gegessen wird, nimmt der Zaptieh mit. Um 6½ Uhr geht der Ritt weiter. Ich verabschiede mich vom Bürgermeister, versichere ihm, daß ich noch nirgends so gut bewirthet worden sei, und verspreche ihm, dem Wali von Angora von ihm zu erzählen, worauf er mich seinen Bruder nennt. Was beträgt die Schuld? Nichts! Nirgends

traf ich eine solche Gastfreundschaft wie in Kleinasien. Es ist dort Sitte oder sogar Gesetz, daß in jedem Dorf der Bürgermeister, der von den Bewohnern gewählt wird, ein Zimmer für Männer und eines für Frauen bereit zu halten und jedem Fremden, sei es ein Armenier, ein Europäer, ein Perser, unentgeltlich zur Verfügung zu stellen hat. Ferner liegt ihm auch die unentgeltliche Verköstigung des Fremden ob. Nur das Futter für die Pferde hat der Fremde selbst zu bestreiten. Auf diese Weise ist es möglich, durch ganz Kleinasien zu reisen ohne einen Pfennig Geld in der Tasche. Ein alter Ungar, den ich in Angora kennen lernte, marschirte bis Bagdad ohne jegliche Geldmittel und konnte mir die große Gastfreundschaft nicht genug loben, indem ihm die Bürgermeister sogar öfter noch Geld schenkten zur Weiterreise. Da ich Inhaber eines Schutz- und Empfehlungsbriefes Sr. Excellenz des Wali Pascha war, so wurde natürlich auf meine Bewirthung besondere Mühe verwendet. Was mich besonders erstaunte, war die Reinlichkeit der Decken, die zum Nachtlager auf dem Boden ausgebreitet waren. Während ich mich in der festen Ueberzeugung, in kürzester Zeit von unwillkommenen Insecten über und über bedeckt zu sein, zum Schlafen legte, wurde mir meistens die freudige Ueberraschung zutheil, daß außer mir kein anderes Lebewesen den Schutz der warmen Decken genieße. Nur ein einzigesmal in dem Bad Kyzyldja-Hammam bemerkte ich Vertreter des Genus Pediculus auf der Decke promeniren; ich schickte dieselbe zurück, worauf der Bürgermeister mit einer ganz neuen seidenen Decke erschien und sich vielmals entschuldigte ob dieses Vergehens, ja auch am andern Morgen beim Abschied bat er mich nochmals um Verzeihung. Ist doch der Orient so verschrieen ob dieser Plage und wird gerade dieser Punkt von vielen Orientreisenden als größte Unannehmlichkeit hervorgehoben. In der Stadt Angora, in den alten Häusern hat man ja etwas zu leiden in dieser Beziehung, doch draußen in den Dörfern konnte ich mich wahrlich nicht beklagen. Ueberhaupt war ich auch in anderen Beziehungen, wie über Verköstigung, Pflege der Pferde, freundliches Entgegenkommen der türkischen Bevölkerung wirklich erstaunt, ja ich wurde sogar arg verwöhnt. Das Reisen in Kleinasien ist thatsächlich sehr angenehm und hat etwas überaus reizvolles, natürlich nicht für den, der glaubt, ohne feingedeckten Tisch und feine Bedienung nicht leben zu können. Verwöhnte Feinschmecker werden besser thun, asiatischen Boden überhaupt nicht zu betreten, denn mit einigen „Büchsen Straßburger Trüffelpasteten", wie sie Dr. Louis Browski in seiner recht kindischen Schrift [1]) mitzunehmen räth, wird einem solchen hier auch nicht viel gedient sein.

Auf diesen kleinen Excursionen war mir die beste Gelegenheit geboten, den Türken näher kennen zu lernen, denn hier verkehrte ich ausschließlich mit solchen, da Armenier die Dörfer in den von mir besuchten Gegenden glücklicherweise noch verschonten. Welch schroffen Gegensatz bildet der Charakter des Osmanen zu dem obengeschilderten Armenier! Gewaltiger Ernst, Würde, Tapferkeit, Männlichkeit, Gastfreundschaft und Offenheit zeichnen die türkischen Bauern aus; dabei ist ihnen jede Sucht nach großen Reichthümern vollständig fremd, da ihre Bedürfnisse ungeheuer gering sind und ihre Lebensanschauung sehr nüchtern ist. Mit einer an Gleichgültigkeit grenzenden Kälte ertragen sie als reine Fatalisten alle Schicksalsschläge und gerade dieses Moment verleiht dem Ausdruck und dem Benehmen des Türken eine solch behagliche Ruhe, daß ein in unsrer hastenden, aufregenden Culturperiode aufgewachsener Mensch beim Anblick eines türkischen Bauern ein großes Wohlgefallen findet und selbst eine behagliche Ruhe bei ihm sich einstellt. Wenn der Türke aber am unrechten Punkt gereizt wird, so erwacht er plötzlich aus seiner beschaulichen Ruhe, und alle seine Kräfte, die bisher verborgen in ihm schlummerten, entfalten sich mit einer Gewalt, die schon oft den ganzen Occident in Angst und Schrecken versetzte und die eben nur der Fanatismus zu erzeugen vermag. In puncto religionis et feminae — noli me tangere! Jeder, der diese beiden Momente genügend respectirt, wird stets gut mit dem Türken auskommen. Alle Europäer, die ich in Kleinasien traf, urtheilten vollkommen übereinstimmend über den Türken, daß ein großer edler Zug in seinem Charakter liege und daß entschieden eine große Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Deutschen bestehe, eben in der Tapferkeit, Gastfreundschaft, dem Ehrgefühl 2c. Die Deutschen werden sehr geschätzt und der Türke hat großes Vertrauen zu ihnen, was schon daraus hervorgeht, daß mehrere Institutionen ganz nach deutschem Muster eingerichtet sind. Die anatolische Bahn trug sehr dazu bei, das Ansehen Deutschlands im Orient noch zu erhöhen, es wurde dadurch besonders auch die Ansicht über die Armuth der Franken ausgerottet.

Auch vom culturellen Standpunkt aus besitzt die Bahn eine hohe Bedeutung, und sollte von den Deutschen wirklich das großartige Project der Linie bis Bagdad ausgeführt werden, so wird auch sicher Kleinasien aus seinem langen, verderblichen Schlaf erwachen und wieder zu der Blüthe emporsteigen, in der es einst gestanden. Ein großes und schweres Werk fürwahr und würdig der Deutschen!

Mit Gefahren ist das Reisen in Kleinasien absolut nicht verbunden, besonders wenn man einen Empfehlungsbrief des Gouverneurs des betreffenden Vilajets besitzt. Die einzige Gefahr oder vielmehr Belästigung hat der Reisende von seiten der großen Schäferhunde zu erwarten. Einigemale stürzten 5—10 große weiße Hunde, die zum Schutz gegen die Wölfe mit einem mächtigen Stachelhalsband versehen sind, auf uns los und sprangen unter schrecklichem Gefletsch und Gebell an unsren Pferden hinauf, bis der weit entfernte Hirte herbeieilte und sie zurücktrieb. Die Situation kann mitunter recht gefährlich werden, wenn der Hirt zu weit entfernt ist oder sich aus seiner Ruhe nicht stören lassen will. Die Hunde zu erschießen, ist auch nicht rathsam; man kommt dadurch vom Regen in die Trause, da dann die ganze Bevölkerung des Dorfes, darob sehr erbost, den Unglücklichen überfällt. Das beste ist, die Thiere durch Kolbenschläge sich so lange vom Hals zu halten, bis der Hirt herbeigeeilt ist und seine Hunde zurücktreibt. Der Zaptieh leistete uns gegen diese Plage treffliche Dienste; er wußte meistens die verdächtigen Stellen, ritt hier voraus und erwartete uns wieder an den kritischen Punkten, die er bereits gründlich gesäubert hatte.

Die Hundeplage ist wohl die einzige, die dem zu Pferd Reisenden unangenehm werden kann. Ueberfälle von Wegelagerern 2c. kommen äußerst selten vor, besonders an einem Europäer, der in Kleinasien ebenso sicher reist, wie bei uns in Deutschland.

[1]) Ein Ausflug mit der anatolischen Eisenbahn. Konstantinopel, Otto Keil.

Humanistenbriefe aus der neueren Zeit. [1])

Postkarte und Telegraph beherrschen heutzutage den Fernverkehr zwischen Freunden und Verwandten. Sogar das Briefpapier hat deßhalb winziges Format angenommen, um mit ihnen den Wettstreit aufnehmen zu können. Dadurch ist leider eine Literaturgattung auf den Aussterbeetat gesetzt, die bisher dem Historiker als eine wichtige Quelle, dem Beobachter des Seelenlebens als eine reiche

[1]) Bomhards und Stadelmanns Briefwechsel. — „Amor und Psyche" und Sechs Grimm'sche Märchen aus Stadelmanns Nachlaß ... herausgeg. von H. Rubner. Ansbach, Brügel u. S. 1895.

Fundgrube diente. Werden die wenigen Zeilen überhaupt aufbewahrt, so läßt sich dereinst höchstens noch das Maß der Kürze des Ausdrucks bewundern, das dem Schreiber zu Gebote stand.

Doch, was nützt das Bedauern? Freuen wir uns lieber dessen, was uns aus der zunächst hinter uns liegenden Zeit geboten wird! Da finden wir in dem durch Gymnasialprofessor Rubner in Regensburg herausgegebenen Briefwechsel zweier seinen Geister einen Genuß seltener Art. Man sieht sich in die Zeiten eines Agricola und Erasmus zurückversetzt; im elegantesten Latein tauschen die beiden ihre Gedanken aus, bald Belehrung suchend, bald über ihre Arbeiten berichtend, bald die Vorkommnisse in ihrem privaten Leben einander mittheilend. Der eine war der berühmte Bomhard, weiland Rector des Ansbacher Gymnasiums, der andere sein hochbegabter Schüler, der als Dichter und Uebersetzer bekannte Stadelmann. Seit dessen Gymnasialzeit hatte sich zwischen beiden ein inniges Band der Liebe und Freundschaft entwickelt, das in unsern Briefen zum regsten Ausdruck kommt. Schon als Student (1850), dann als Studienlehrer zu Memmingen (von 1855 an) sendete Stadelmann an Bomhard bis zu dessen im Jahre 1862 erfolgtem Tode die mannichfachen Erzeugnisse seiner Muse theils zur Beurtheilung, theils als Zueignung. Bomhard freute sich der schönen Gaben aufrichtig und schickte ab und zu eine werthvolle Gegengabe, die mit jubelndem Dank entgegengenommen wurde. Manche der Briefe sind wahre Cabinetstücke seinen Humors, alle sind getragen von dem Geist echter Humanität. Vorausgeschickt ist eine über das Leben der beiden Gelehrten, besonders Stadelmanns, orientirende Einleitung und zu den einzelnen Briefen gibt Rubner sparsam eingestreute Anmerkungen. [1])

Damit ist aber der Schatz dieses Buches noch nicht erschöpft. Es hat nämlich, was mich aufrichtig freut, bei dieser Gelegenheit eines der schönsten Werke Stadelmanns seine Auferstehung gefeiert, nachdem es fast 20 Jahre bei seinen Lebzeiten und weitere 20 nach seinem Tode im Schrank begraben gelegen hatte — ein lyrisches Epos, „Amor und Psyche", nach Appulejus, von dem Stadelmann nur einige Proben in den „Jhrb. f. Phil. u. Päd." 1864 (90. Bd.) und in den „Bl. f. bayr. Gymnasialschulw." 1868 herausgegeben hatte. Das Gedicht, welches er Eichendorff 1858 im Manuscript zugeschickt hatte, war von diesem u. a. mit folgenden Worten anerkannt worden: „Die Formgewandtheit ist meisterhaft und häufig wahrhaft musikalisch. . . . Es freut mich, Sie als echten Dichter begrüßen zu können." (S. Einl. S. 17.) Und dieses Kleinod romantischer Poesie hat bis 1895 keinen Verleger gefunden und muß jetzt als Anhang zu einem ganz heterogenen Buch dienen! Ebenso konnten bisher die den Schluß des vorliegenden Werkes bildenden Nachdichtungen von sechs Grimm'schen Märchen nicht herausgegeben werden, deren herzinniger Ton aufs glücklichste getroffen ist. Vielleicht entschließt sich die Verlagshandlung, ihrem Verdienst die Krone aufzusetzen, indem sie diese beiden deutschen Werke im Sonderabdruck einem weiteren Leserkreis zuführt, dessen sie unbedingt werth sind.

Nürnberg. Dr. Reichenhart.

[1]) Einen kleinen Irrthum gestatte er mir an dieser Stelle zu berichtigen. Der S. 116 erwähnte Fries ist nicht der jetzt im. Gymnasialrector von St. Anno in Augsburg, sondern dessen Bruder, der damalige 2. Pfarrer, spätere Dekan Fries, ein herrlicher Mann von wahrer Frömmigkeit und tiefer Gelehrsamkeit. (Stadelmann hat ihn schon im 22. Brief, S. 80, genannt.) — An Druckfehlern sind der Kritik N.'s entgangen: S. 29, Z. 4 v. u. hane für hanc; S. 64, Z. 4: incidore f. incidere; S. 65, Z. 2 v. u. fehlt i vor in; S. 69, Z. 9 v. u. proptum f. promptum; S. 107 A. 1.: C-t. 36,67 ff. 36.7; S. 166 Z. 2 amenter für amanter.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Die Viehseuchengesetze des Deutschen Reiches und des Königreichs Bayern. Commentar von Ph. J. Göring. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. München, C. H. Beck 1895. Die neue Fassung der reichsrechtlichen Bestimmungen über Unterdrückung und Abwehr von Viehseuchen, wie sie im Jahre 1894 erfolgte, hat Anlaß gegeben, den seit 14 Jahren in der Praxis wohlbewährten Commentar Görings in zweiter Auflage erscheinen zu lassen. Er bietet nunmehr das Reichsgesetz vom 23. Juni 1880 in der Textirung vom 1. Mai 1894, die neue Instruction zur Ausführung der §§ 19—29 dieses Gesetzes, welche zufolge Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 27. Juni 1895 an die Stelle der früher gültigen vom 12/24. Februar 1881 getreten ist, das durch die Aenderung der Reichsgesetzes nicht mitbetroffene bayerische Ausführungsgesetz vom 21. März 1881 nebst der dazu gehörigen Allerhöchsten Verordnung vom 23. März 1881 und Bekanntmachung der Staatsministerien des Innern und der Finanzen vom 24. März 1881; die Bestimmungen über die Entschädigung für Viehverluste durch Milzbrand in Bayern, insbesondere das bezügliche Gesetz vom 26. Mai 1892 und die dazu ergangenen Ausführungsvorschriften, das Reichsgesetz vom 7. April 1869, Maßregeln gegen die Rinderpest betreffend, mit der Instruction vom 9. Juni 1873 und der Ministerialbekanntmachung vom 8. August 1873 unter Angabe der weiter einschlägigen Erlasse, die Bestimmungen über Desinfection der Eisenbahnwagen und endlich das Viehseuchenübereinkommen zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn vom 6. Dec. 1891 mit den dazu ergangenen, auch den Verkehr mit den andern Grenzländern normirenden Ministerialerlassen. Die Gesetze sind mit kurzen Anmerkungen versehen. In einem Anhang ist eine Beschreibung der von den vorausgängigen Gesetzen behandelten Krankheiten der Hausthiere geboten. Es erscheint somit in handlicher Ausgabe das gesammte, für die richtige administrative Behandlung dieses wichtigen Gebietes derzeit erforderliche Material zusammengetragen.

fr. Handbuch des amtsgerichtlichen Verfahrens in der freiwilligen Rechtspflege für das Königreich Bayern rechts des Rheins. Von Joseph Wagner, Landgerichtsrath und Landtagsabgeordneter. München, C. H. Beck, 1895. — Es gibt im diesrheinischen Bayern wohl wenige Amtsrichter, die nicht Wagners Handbuch des amtsgerichtlichen Verfahrens in der freiwilligen Rechtspflege als eines der am wenigsten entbehrlichen Werke ihrer Bibliothek bezeichneten. Das große, verantwortungsschwere Gebiet der freiwilligen Rechtspflege hat vor dem Erscheinen dieses Buches keine zusammenfassende Darstellung gefunden; der damit betraute Richter — und in der Regel ist diese Thätigkeit noch dazu den jüngsten Richtern zugewiesen — hatte die maßgebenden Bestimmungen aus den Gesetz- und Verordnungsblättern, aus gedruckten und geschriebenen Ministerialerlassen, aus Entscheidungssammlungen und theoretischen Werken zusammenzutragen und blieb dabei häufig im Ungewissen, ob nicht die von ihm als zutreffend angenommene Norm durch eine spätere, ihm unbekannt gebliebene beseitigt sei. In Wagners Handbuch sind die für das ganze Gebiet des rechtsrheinischen Bayern geltenden Vorschriften zu einer durch Klarheit und Kürze sich auszeichnenden systematischen Darstellung verarbeitet. Particularrechtliche Bestimmungen sind in den Anmerkungen vielfach berücksichtigt, obwohl eine erschöpfende Aufzählung bei der Zerfahrenheit unsres Rechtszustandes als unmöglich von vornherein ausgeschlossen war. Seit 13 Jahren hat das Buch sich trefflich bewährt. Die neue Auflage trägt das inzwischen neu hinzugetretene Material sorgfältig nach und erscheint auch sonst in mancher Beziehung — insbesondere hinsichtlich der Anmerkungen — ziemlich erweitert.

H.S. Gemseneier. Alpen-Humoristisches in Wort und Bild. Hggb. von Dr. C. Bayberger. Kempten, Kösel. M. 1.20. — „Wie viele gute, unregende Gedanken verkümmern im Staube des Vereinsarchivs, wie viele Witzfunken verglimmen im Dunkel des Schrankes", sagt der Herausgeber, der sich schon durch sein Alpenliederbuch „Sing ma oans" (gemeinsam mit M. Föderreuther und Dr. Geistbeck herausgegeben) in alpinen Kreisen einen guten Namen zu machen wußte, und ein jeder, der das Leben in den Alpenvereinssectionen kennt, wird ihm beipflichten. In diesem Büchlein sollen nun alle die Früchte gesammelt werden, die der alpine Humor gezeitigt, hier sollen alle die köstlichen Einfälle und Schnurren, die sonst einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen wären, eine Stätte finden. So bescheidener Weise ruft so der Herausgeber alle die zur Mitarbeiterschaft auf, denen in glücklicher

Stunde ein glücklicher Wurf gelungen, obwohl er selbst einen erklecklichen Beitrag zu dieser ersten Ausgabe beigesteuert hat. Und nun die „Gemseneier“ selber. Poesie und Prosa, Gedankensplitter, humoristische Vorträge und Gedichte in bunter Reihenfolge und für jeden Geschmack. Dazu die congenialen Zeichnungen von A. Hoffmann, die allein schon einen Vorzug des Büchleins bilden. Ich verweise z. B. nur auf die Zeichnung S. 6, die die Götter Griechenlands auf ihrer Bergtour auf den Olymp in köstlichem Humor darstellt. Und das alles in hübscher, gefälliger Ausstattung.

* Ueber eine merkwürdige Entdeckung des Physikers Prof. Röntgen in Würzburg brachte die Wiener „Presse“ am 5. und 6. d. M. die ersten Mittheilungen, die seitdem ihren Weg durch andere Zeitungen genommen haben. Da die am 9. als erschienen angekündigte eigene Darlegung des Entdeckers (vgl. „Allg. Ztg.“ Nr. 8. Abdbl. S. 4 unter „Würzburg“) noch nicht in unsern Händen ist, beschränken wir uns heute darauf, aus den bisherigen Angaben das Wesentliche kurz herauszuheben. Bekanntlich werden selbst dem Laien die prachtvollen elektrischen Lichterscheinungen im Innern der sog. Geißler'schen Röhren sein — geschlossenen mehr oder weniger vollständig luftentleerten Glasröhren, durch welche ein elektrischer Strom geleitet wird. Die Eigenthümlichkeiten dieser Lichterscheinungen hat vornehmlich Crookes festgestellt, der darauf seine Theorie von der „strahlenden Materie“ gründete. Bei zunehmender Luftverdünnung verschwindet das vom positiven elektrischen Pol ausgehende pfirsichblüthrothe (Anoden-) Licht mehr und mehr, während das tiefblaue Glimmlicht der negativen (Kathoden-) Seite im entsprechenden Maße vordringt. Die Strahlung dieses Kathodenlichtes geht dabei durchaus in geraden Linien vor sich, so daß ein ihm in den Weg gestellter fester Körper, z. B. ein in die Röhre eingelassenes Kreuz aus Metallblech, einen (elektrischen) Schatten auf die gegenüberliegende Glaswand der Röhre wirft, sofern dieselbe ringsumher noch von Kathodenstrahlen getroffen wird; denn diese haben die weitere Eigenschaft, das Glas, auf das sie stoßen, in lebhafter Fluorescenz aufleuchten zu lassen. All diese Vorgänge schienen bisher auf das Innere der Geißler'schen (oder (Crookes'schen) Röhren beschränkt zu sein; nur diese innere Lichterscheinung nahm man von außen wahr, ein Fortgang der Kathodenstrahlen durch das Glas und die Luft entzog sich als vollkommen unsichtbar der Beobachtung. Die Entdeckung Röntgens besteht nun darin, daß er einen solchen Fortgang der Kathodenstrahlen aus deren chemischer Wirkung, nämlich in der Photographie, erwiesen hat. Es ist ihm gelungen, Schattenrißbilder fester Gegenstände, die außerhalb der Röhre in die gerade Bahn der unsichtbar fortgehenden Kathodenstrahlen gebracht wurden, auf präparirten Platten photographisch zu fixiren; dabei durfte jedoch keine Linse, wie im gewöhnlichen photographischen Apparate, benutzt werden, da die Kathodenstrahlen wegen der Art ihrer Fortpflanzung keiner Brechung oder Ablenkung fähig sind. Noch weit merkwürdiger aber ist, daß sie ihren directen Weg nicht bloß durch Luft und Glas, sondern auch durch Holz, Weichtheile organischer Körper und ähnliche Substanzen von relativ lockerem Gefüge oder geradliniger Porosität zu nehmen im Stande sind, während Metalle und Knochen sich für sie undurchdringlich zeigen. Röntgen gewann seine elektrischen Photographien daher nicht bloß, ohne den Holzdeckel von der Platte zu entfernen; er photographirte vielmehr die Umrisse eines Satzes von Gewichten im geschlossenen Kasten, er erzeugte das Bild einer lebendigen Hand als Skelett, wobei die Goldringe den Fingerknochen freischwebend zu umgeben scheinen. Insonderheit an den letzteren Umstand knüpfen sich die kühnsten der durch die — auch ohnedies theoretisch hochwichtige — Entdeckung erregten praktischen Hoffnungen. Die Möglichkeit, das Knochengerüst eines lebenden Körpers vermöge dessen elektrischer Transparenz zur Anschauung zu bringen, eröffnet der Chirurgie weitreichende Perspectiven; und wie den Sitz und die Gestalt einer Knochenverletzung würde man auch die Lage einer in die Weichtheile eingedrungenen Bleikugel ohne Sondirung durch zwei im rechten Winkel zu einander aufgenommene Kathodenstrahlphotographien genau ermitteln können. Von einer wesentlichen Umgestaltung der bisherigen photographischen Technik oder dgl. ist dagegen hier, wo es sich lediglich um Schattenrisse handelt, keine Rede. Alles weitere müssen wir von den authentischen Aufschlüssen des Entdeckers erwarten.

b. Ueber das auf dem Grunde des Nemisees im Albaner-Gebirge wiederentdeckte antike Schiff, das seit dem October vielfach die Zeitungen, in der Sitzung vom 18. December neulich auch das italienische Parlament beschäftigt hat, liegt nun im neuesten Hefte der Notizie degli Scavi ein officieller Bericht von Barnabei an den Unterrichtsminister vor. Danach war die Existenz des Schiffes bereits im 15. Jahrhundert bekannt von bis heutigen Tages wurden die Fischer durch das Hängenbleiben ihrer Netze immer wieder an sein Vorhandensein erinnert. Neben vielen phantastischen Angaben besaß man den, wie die neuen Untersuchungen zeigen, außerordentlich zuverlässigen Bericht eines Architekten Francesco de Marchi, welcher im Jahre 1535 mit Hülfe einer Taucherglocke die Reste untersucht und vermessen hatte. Erneute Nachforschungen im Anfang unsres Jahrhunderts förderten Balken, Bronzenägel, aber auch Stücke von Mosaiken und Wasserleitungsröhren zu Tage, welche in die Magazine des Vaticans wanderten und dort vergessen wurden, so daß die Meinung auftam, es handle sich statt um ein Schiff, um die Fundamente einer Villenanlage im Wasser. Jetzt hat die Familie Orsini, deren Privatbesitz der Nemisee ist, einem Unternehmer die Hebung der antiken Reste gestattet, doch hat ihm der Staat die Bedingung auferlegt, nur Dinge herauszubefördern, welche ohne Anwendung von Gewalt fortgenommen werden können. Zuerst kamen bronzene Verkleidungen von Ruderenden, mit Löwen- und Wolfsköpfen verziert, welche große Ringe im Maul tragen, zum Vorschein; dann Theile eines schweren Gitters, von Pilastern unterbrochen; endlich nägelbeschlagene Balken und Holzstücke verschiedener Art, aus denen man schließen kann, daß es kein Floß, sondern ein wirkliches Schiff mit Kiel und Rippen war. Nach der Beschreibung des Tauchers sind mindestens zwei Drittel des Schiffsrumpfes, welcher in Sand eingebettet liegt, darzüglich erhalten. Seine Länge beträgt nicht weniger als 68 Meter, die Breite 20. Durch kleine schwimmende Körper, welche mit Fäden an dem Rande des Schiffes befestigt sind, hat man jetzt den Umriß desselben auf der Oberfläche des Wassers markirt. Ueber das Aussehen des Verdecks weiß man einstweilen nicht viel mehr, als daß es einen über den Schiffsrumpf vorragenden Umgang gehabt haben muß, der durch das schon genannte Bronzegitter eingefaßt war. Die Reste von Mosaikfußböden lassen auf eine sehr prächtige Ausgestaltung der Innenräume schließen. Nicht ganz erklärt ist bis jetzt das Auftreten zahlreicher Wasserleitungsröhren aus Blei, die vielleicht über eine Landungsbrücke, auf deren Vorhandensein auch andere Funde deuten, dem Schiffe Wasser zuführten. Auf den Stempeln der Bleiröhren steht die Titulatur des Caligula. Ihm also haben wir wahrscheinlich die absonderliche Idee zuzuschreiben, auf dem kleinen See ein Schiff von solcher Größe erbauen zu lassen. Wenn sich die Nachricht von der Auffindung eines zweiten Schiffes bestätigt, so wird die einfachste Erklärung sein, daß Caligula, dessen Extravaganzen ja hinreichend bekannt sind, hier von seinen Gladiatoren Seeschlachten aufführen ließ, wie Commodus später auf dem Fucinersee. Für die sorgfältige wissenschaftliche Verwerthung der Funde wäre es sehr wünschenswerth, daß die Hebungsarbeiten der Privatspeculation entzogen und vom Staat in die Hand genommen würden, was bei dem lebhaften Interesse, welches Minister und Parlament an der Sache nehmen, vielleicht zu erwarten steht.

* Nachstehende „Anfrage“ Mommsens entnehmen wir dem eben erschienenen ersten Heft der neuen Monatsschrift „Cosmopolis“ (internationale Revue in drei Sprachen). „Im südlichen Syrien, nordöstlich vom Todten Meer, hat sich an der Straße von Djerasch, dem alten Gerasa, nach Amman, dem Rabbath Ammon oder Philadelphia der Alten, ein römischer Meilenstein gefunden, der unter der Masse gleichartiger und im ganzen ziemlich gleichgültiger Denkmäler einzig dasteht. Er war zweisprachig, aber von dem lateinischen Text hat sich nur die Meilenzahl (VIII) und ein Rest des Statthalternamens erhalten; der griechische lautet also: *εἷς θεὸς* N. *εἰς Ἰουλιανὸς ὁ Ἀγγουστος*. Das heißt — der Statthalter spricht — Ein Gott und Ein Kaiser Julianus. — Daß Kaiser Julianus ebenso den einen Gott bekannte wie Athanasius von Alexandreien und Gregor von Nazianz, wenn auch mit etwas anderen Worten, ist nicht neu, und daß ein loyaler Beamter sich glücklich preist, wie einen Gott, so einen Kaiser zu haben, nicht wunderbar. Aber gern wüßte man, welcher Rome jenem Concurrenten des Christengottes von dem Publicum gegeben worden ist; und dieser Name muß in dem abgekürzten Wort stecken, welches auf *εἷς θεὸς* folgt. Hat der bisher einzige Abschreiber dieses Meilensteines richtig gelesen, so ist der Geist gemeint, der *νοῦς*; denn wenn auch nach julianischer Lehre dieser Geist, das Denken, nur das Zweite ist, und über ihm als Erstes das Ein und All, das Gedachte, das *νοητὸν* steht, so verträgt sich der Gottheitsbegriff des Publicums nicht gut mit dem neutralen Geschlecht, und wird man sich wohl bei dem Nus beruhigen müssen. — Aber einem

Digitized by Google

meiner Freunde, dem ich diese Inschrift vorlegte, kann ich darin nur beipflichten, daß der unpersönliche Geistbegriff in solcher Personificirung befremdet, und daß man lieber auf dem Stein H statt N sähe: dann hätten wir „die Sonne, Helios der Griechen" und Helios würde in jeder Weise hieher passen. — Ist es erlaubt, denjenigen Deutschen, Franzosen oder Engländer, welcher zunächst nach Rabbath Ammon gelangt, auf diesem Wege zu ersuchen, nachsehen zu wollen, ob N oder H, Nus oder Helios, Geist oder Sonne? Aus dem Umgang der Herren der Erde mit einer aber mehreren der neun Musen sind allerdings durchgängig recht mäßige Früchte hervorgegangen, und Kaiser Julianus, von dessen Literatenthum auch dieser Stein wiederum zeugt, macht unter den gekrönten Mittelmäßigkeiten der Künste und Wissenschaften keine Ausnahme. Aber das Publicum du dix-siècle interessirt sich für alles Bastardartige, und die Theilnahme für Kaiser Julianus ruht zum Theil auch auf besseren Motiven. Vielleicht bestimmt diese Anfrage einen der mit oder ohne Ziel Reisenden zu einem Spaziergang nach Gerasa und Rabbath Ammon."

* **Preisausschreiben.** Die „Biographischen Blätter", Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung, unter Mitwirkung von Gelehrten ersten Ranges herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim, schreiben folgende zwei Preise aus: 1. den Preis von 1000 Mark für einen in den Rahmen der „B. Bl." passenden biographischen Aufsatz im Umfang von 4—20 Seiten der „B. Bl.", der einem deutschen Charakter unsres Jahrhunderts gewidmet ist und in künstlerischer Darstellung ein rundes Lebensbild eines Fürsten, Staatsmannes, Denkers, Entdeckers, Soldaten, Dichters, Künstlers oder Gelehrten geben soll. Unter übrigens gleichen Umständen erhalten Charakteristiken von Kaiser Wilhelm I., Roon, Helmholtz, Siemens, Heinr. Barth, Franz Schubert, Gottfried Keller, Ludwig Richter den Vorzug. Von Nichtdeutschen sind Charakteristiken von Papst Leo XIII. und Pasteur besonders willkommen. — 2. den Preis von 500 Mark für ein 15—20 Druckbogen des Formats der Sammlung von Biographien „Geisteshelden (Führende Geister)" umfassendes Manuscript, das in der Form von autobiographischen Aufzeichnungen, Denkwürdigkeiten oder Erinnerungen deutsche Zustände der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts behandelt. Unter übrigens gleichen Umständen erhält ein derartiges der Regierungszeit von Kaiser Wilhelm I. gewidmetes oder entstammendes Werk den Vorzug. Die Manuscripte sind bis spätens 31. März 1896 abzuliefern; die Entscheidung des Preisgerichts erfolgt bis spätestens 30. September 1896. Das Preisurtheil 1) über die eingelaufenen Aufsätze fällt der Herausgeber, der sich vorbehält, erforderlichenfalls Sachverständige und Fachmänner als Preisrichter beizuziehen; das Preisurtheil 2) über die eingelaufenen Denkwürdigkeiten oder Autobiographien fällt der Herausgeber im Einvernehmen mit dem Verlagsbuchhändler Ernst Hofmann in Berlin. Wenn sich keine der einlaufenden Arbeiten als preiswürdig erweisen sollte, werden die Termine erstreckt oder die Preise nachmals ausgeschrieben werden. — Die Verlagsbuchhandlung erwirbt durch Auszahlung der Preise, für welche sie hostet, das Recht, die preisgekrönten Manuscripte in den „Biographischen Blättern" zu veröffentlichen; sie behält sich ferner das Recht vor, nach weiterer Vereinbarung mit den Verfassern diese Manuscripte späterhin auch selbständig zu verausgaben; endlich können nicht preisgekrönte, doch vom Preisgericht als empfehlenswerth bezeichnete Aufsätze und Memoiren zu den üblichen Honorarsätzen für die „B. Bl." erworben werden. — Für die Handschriften haftet die Verlagsbuchhandlung nur, falls sie „eingeschrieben" an ihre Adresse (Ernst Hofmann u. Co. in Berlin S.W. 48, Wilhelmstraße 122) abgeliefert werden. Sie dürfen mit keinem Autorennamen, nur mit einem Merkwort bezeichnet sein; jedem Manuscript soll ein mit demselben Merkwort versehener, verschlossener Briefumschlag beiliegen, der Name und genaue Adresse des Verfassers enthält.

* **Leipzig.** Das unter der Leitung des Professor Dr. Lamprecht stehende Seminar für mittlere und neuere Geschichte an unsrer Universität, dessen Organisation auf dem Frankfurter Historikertag ringehend besprochen wurde, hat zur Zeit 72 Mitglieder. Von den aus dem Seminar hervorgegangenen „Leipziger Studien auf dem Gebiet der Geschichte" liegt der erste Band abgeschlossen vor.

* **Berlin.** Bei der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ist Baurath Nitla, Privatdocent in der Abtheilung für Architektur, zum Professor befördert worden. Sein Lehrgebiet ist die Bauconstructionslehre.

* **Budapest.** An der Universität hat sich der Spitals-Ordinarius Dr. Emanuel Herczel als Privatdocent habilitirt.

* **St. Petersburg.** Die wissenschaftliche Expedition unter Leitung des Stabscapitäns Robarowski ist nach Durchquerung der Dsungarei in zwei Richtungen am 3. December in Saissan wohlbehalten eingetroffen. Die Expedition hat 16,000 Werst durchschritten und aufgenommen, 30 neue astronomische Punkte bestimmt, meteorologische Beobachtungen und Höhenmessungen vorgenommen und eine Menge photographischer Aufnahmen gemacht. Die naturhistorischen Sammlungen enthalten 250 Raubthiere, 30 Felle, 1300 Vogelskelette, 450 Amphibien und Fische, 30,000 Insecten; das Herbarium umfaßt 1300 Gattungen in 25,000 Exemplaren, ferner 300 Samenproben; die geologische Sammlung enthält 350 Muster. Die meteorologische Station in Ljaltschan hat zwei Jahre gearbeitet. Nach Auflösung des Expeditionscorps beabsichtigte Stabscapitän Robarowski mit seinen Begleitern nach St. Petersburg zu reisen.

* **St. Petersburg,** 11. Jan. Heute fand eine feierliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften unter dem Vorsitze des Großfürsten Constantin statt. Es wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt u. a. der Großfürst-Thronfolger, Papst Leo XIII., der Herzog von Aumale, der Director der Akademie der Wissenschaften in Paris, Prof. Leudart in Leipzig, Prof. Weierstraß in Berlin; zu correspondirenden Mitgliedern u. a. die Professoren Klein in Göttingen, Lazarus, Fuchs, Schulze und Köhler in Berlin und Bientano in München.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 9. bis 10. Januar folgende Schriften eingegangen:

Deutsche Juristenzeitung, hggb. v. P. Laband, M. Stenglein; H. Staub. Jhgg. I. Nr. 1 (Probenummer). Berlin, Otto Liebmann 1896. — Lorenz August Geill: Handbuch des bayerischen Staatsbürgers. Lfg. 7 u. 8. München, C. H. Beck 1895/96. — Prof. Dr. J. Sepp: Deutschland einst und jetzt; Mahnruf. München, J. F. Lehmann 1896. — M. Evers: Schule und Vaterland; Worte gesprochen bei Schulfeiern und anderen Vaterlandsfesten. Barmen. — Dr. Reinhold Seeberg: Gewissen und Gewissensbildung; erweiterter Vortrag. Erlangen, Fr. Junge 1896. — Albert Naudé: Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Siebenjährigen Krieges. I. Th. (Sondernusg.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1895. — Otto Erich Hartleben: Angelus Silesius. Dresden, Georg Bondi 1896. — Dr. Karl Vormeng: Auch dabei! Lieder aus der französischen Kriegs- und Occupationszeit 1870—73. 2. Aufl. Berlin, Borstell u. Reimarus 1896. — Paul Muencke: Festspiel zur Feier des 25. Jahrestages der Gründung des Deutschen Reiches. Berlin, Fritz Pfenningstorff 1896. — Résumé du *Rapport* annuel (pour 1894) du *Comité d'Instruction primaire*, section de la Société Impériale Economique Libre à St. Pétersbourg. St. Pétersbourg, P. P. Soïkine 1895. — Katalage: Breitkopf u. Härtel, Leipzig. Mittheilungen (Musikalien) Nr. 44. Jan. 1896. — J. Rider, Gießen 1896; Antiquar. K. 19: Hassinca.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Neuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns hierorts zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Jahrgang 1896. München, Montag, 13. Januar. Nummer 9.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Vom geschichtlichen Dr. Faust. Von Prof. F. Kluge. — Mittheilungen und Nachrichten.

Vom geschichtlichen Dr. Faust.

Von Prof. F. Kluge, Freiburg i. B.

Die Faustsage umspannt vier Jahrhunderte. Ehe Lessing sie erfaßt und Goethe sie für alle Zeiten geweiht hat, ist sie nur einmal flüchtig auf der Höhe dichterischer Kunst erschienen in den Tagen Shakespeare's, als Marlow sich ihrer bemächtigte. Mehr als zwei Jahrhunderte blieb Faust von der Kunstdichtung ausgeschlossen. In der Spinnstube und am Biertisch wohl bekannt und auf der wandernden Volksbühne der Jahrmärkte viel belacht und viel bejammert, ist er in den Bereich unsrer Literatur fast nur als Held der Volkssage und der niederen Volksdichtung getreten. Und wenn heute — seit Heine's Studienjahren — eine Faustvorlesung im Programm unsrer Hochschulen eine feste Stellung einnimmt und Goethe's Faust die akademische Zunft von Literaturforschern, Aesthetikern und Philosophen um den Sagenhelden des 16. Jahrhunderts schart, so durfte vor zweihundert Jahren ein Professor, der zum erstenmale den Dr. Faust zum Gegenstande einer gelehrten Untersuchung gemacht hat — es war der Wittenberger Neumann — seine akademische Gelegenheitsschrift mit den denkwürdigen Worten schließen: „Eigentlich ist der Kerl es nicht werth, daß man so viel Wesens von ihm macht.“

So war es denn auch noch im Zeitalter des Rationalismus — um die Mitte des 18. Jahrhunderts — ein kühner Gedanke und ein kühnes Unternehmen, ihn für die ernste Kunstdichtung wiederzugewinnen, wie es Marlow 1589 gethan. Als Lessing es plante, wollte Moses Mendelssohn ihn bestimmen, den Helden umzutaufen; er schrieb an Lessing: „Ich zweifle, ob sie ihm seinen Namen lassen werden; eine einzige Exclamation „O Faustus! Faustus!“ könnte das ganze Publicum lachen machen.“ In allem Ernst war der mit dem Teufel pactirende und durch Teufelsmacht zauberkundige Held der niederen Volksbühne dem Zeitalter unbequem. So verstehen wir auch den Jubelruf, zu dem sich 1771 ein Kunstkritiker versteigt: „Mit den bekannten elenden Tragödien von Dr. Faust hat es Gottlob! ein Ende, da man endlich so einfältige Vorurtheile abgelegt hat und vernünftigere Vorstellungen liebt. Faust hat es nunmehr lediglich Rembrandten zu danken, daß seiner noch gedacht wird.“

So war es noch kurz vor Goethe's Auftreten um das Ansehen desjenigen Sagenhelden bestellt, der seitdem im Höhepunkt unsrer Poesie steht. Und wenn der Bann, der über zwei Jahrhunderte auf ihm gelastet, durch die erlösende Macht der Dichtkunst von ihm gewichen ist, so verlohnt es sich wohl, der Spur seiner Erdentage nachzugehen, die nach des Dichters Worten nicht in Aeonen untergehen wird.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hat niemand an der Geschichtlichkeit eines Schwarzkünstlers Dr. Faustus gezweifelt; zwischen 1540—1600 versichern uns mehrere ernsthafte Gelehrte, er habe noch bei Menschengedenken gelebt. Erst mit dem 17. Jahrhundert beginnt man ihn für Mythe zu erklären, zuerst 1621 von Tübingen aus, wo um die Wende der beiden Jahrhunderte das Interesse an Faust und an Zauberunfug unter den Studirenden üppig blühte. Und dann taucht ganz vereinzelt auch wohl der Verdacht auf, Faust sei niemand anders gewesen als der Buchdrucker Johann Fust, der Zeitgenosse Guttenbergs; er sei von den Mönchen in den Ruf der Zauberei gebracht, weil er ihrem bibliographischen Gewerbe Abbruch gethan habe. Mit abweichender Begründung glaubt noch Heine an die Identität: „Mit Faust als Erfinder der Buchdruckerkunst hört die mittelalterliche Glaubensperiode auf und fängt die kritische Wissenschaftsperiode an“ — so urtheilt Heine in seiner Schrift über die romantische Schule[1]). Nichts ist haltloser als der Zusammenhang von unserm Dr. Faustus mit dem Buchdrucker Fust, und das ganze 16. Jahrhundert hat in seinen zahlreichen Faustanekdoten auch nicht einmal das Gebiet der Buchdruckerkunst gestreift. Unser Held hat später gelebt als der Zeitgenosse Guttenbergs, aber er hat gelebt.

Zwar kennt ihn weder die politische noch die Gelehrtengeschichte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, obwohl so reich an bleibenden wie an flüchtig verrauschenden Namen bedeutsamer Männer. Und als im Jahre 1587 ein Volksbuch, das Geschichte bieten will und Gewährsmänner und Documente anführt, seine Lebensschicksale zum erstenmale darstellte, hatte Mythenbildung schon ein halbes Jahrhundert lang die geschichtliche Persönlichkeit bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Daß wir aber trotz dieser romanhaft und tendentiös gefärbten Pseudobiographie eines Ungenannten an der Geschichtlichkeit des Schwarzkünstlers nicht irre werden dürfen — wie man neuerdings an der Persönlichkeit Shakespeare's irre geworden ist — lehren einige zum Theil erst neuerdings aufgefundene urkundliche Zeugnisse[2]).

Das Zeitalter Fausts war das der Reformation. Die geringen Spuren seiner Erdentage fallen in die Jahre 1507—1540. Aber die Kette seines Daseins, seine ganze Thätigkeit läßt sich nicht mit dem vollen Lichte geschichtlicher Ereignisse und geschichtlicher Personen beleuchten. Hin und wieder taucht er auf, bald hier, bald dort; aber zwischen den einzelnen Daten, die — so mühselig wie das Leben Shakespeare's — aus gelegentlichen archivalischen Funden oder aus nebensächlichen Erwähnungen im Briefwechsel von Zeitgenossen gewonnen sind, läßt sich nicht wohl ein noch so knapper Lebenslauf oder Bildungsgang herstellen.

---

[1]) In den Erläuterungen zu seinem Faustballet bekämpft er die Identität der beiden Persönlichkeiten.

[2]) Im Folgenden werden die neueren Funde von Ellinger, Kiesewetter, Mayerhofer und Szamatolski im 2. und 3. Bande von Seufferts Vierteljahrsschrift mit den älteren und mit eigenen Ermittlungen verschmolzen.

Dr. Faustus muß als Astrolog Aufsehen erregt haben. Noch sein anonymer Biograph vom Jahre 1587 weiß in einem besonderen Abschnitt davon zu erzählen, wie gründlich seine Kalender, wie richtig seine Wetterprognosen und wie glücklich seine Prophezeiungen gewesen seien, die er Fürsten und großen Herren über Krieg und Frieden, über Leben und Sterben, über Glück und Unglück ausstellte. Und eine spätere Faustbiographie, die im Jahre 1599 ein Schwabe Namens Widmann auf Grund eigener Forschungen über den Wundermann verfaßte, macht einen italienischen Prälaten namhaft, dem Faust die Nativität zu stellen hatte: er wurde später in Rom Cardinal und das stimmte zu der Prophezeiung des deutschen Astrologen. Aber diese noch vor wenig Jahren ins Reich der Fabel verwiesenen Angaben romanhafter Pseudobiographien eines späteren Geschlechts haben neuerdings überraschende Bestätigung erfahren. Und eigentlich das einzige objective, gesicherte Wissen über den geschichtlichen Faust ist die Thatsache, daß er als Astrolog bei Fürsten und hohen Herren großes Ansehen genossen hat.

Wir kennen seine Visitenkarte vom Jahre 1506, auf der er sich als Fons necromanticorum, Astrologus, magus secundus bezeichnet. Im Jahre 1520 steht sein Name in den Kammerrechnungen des Bischofs von Bamberg: Faust hatte ihm die Nativität gestellt und das hat ihm — jussu reverendissimi — ein Ehrengeschenk von 10 Gulden eingebracht.

Im Jahre 1535 schloß sich Philipp von Hutten — ein Vetter Ulrichs von Hutten — einer Expedition nach Venezuela an, zu der auch ernstere Astrologen Prognostikationen ausstellten. Joachim Camerarius, als Humanist und Freund Melanchthons und des Eobanus Hessus und auch als Astrolog hoch geschätzt, ein langjähriger Freund der Hutten'schen Familie, sah günstige Omina und knüpfte daran Wünsche in lateinischen Versen.

„Sic liquido coepta auspicio quemcunque habitura
Sunt finem, finis non erit ista malus ....
Omnia sint votis terraque marique secunda
Virtuti, juvenis nata Philippe tuis,
Ut quondam incolumi patriaeque tuisque reverso
Nemo sit in terra par tibi, Teutoside!"

Dr. Faustus prophezeite hingegen Mißerfolge und Unglück. Und im Jahre 1539 erhält Moritz von Hutten, der Fürstbischof zu Eichstätt und Dompropst zu Würzburg war, einen kurzen Bericht aus Venezuela von seinem Bruder, der sich noch in der Ferne an den Unglückspropheten erinnert. „Ich muß bekennen," — schreibt dieser — „daß es der Philosophus Faustus schier getroffen hat; denn wir haben ein sehr böses Jahr gehabt." Ob sich Fausts Prophezeiung auf die Expedition im allgemeinen oder auf ein bestimmtes Jahr oder speciell auf Hutten als Theilnehmer der Expedition bezogen hat, können wir allerdings nicht wissen; wahrscheinlich ist wohl die letzte Möglichkeit. Und da verlohnt es sich auch, kurz Huttens Schicksale in der neuen Welt zu erwähnen, weil gewiß die Zeitgenossen im Anschluß an eine derartige Prophezeiung den Namen Fausts vielfach genannt haben werden; vielleicht liegt hier geradezu ein Fall vor, der für die Entstehung der Sagenbildung bedeutsam mitwirkte.

Albrecht von Hutten, der Vater Philipps, hatte — wie die Fama erzählte — einen Reisebericht seines Sohnes erhalten, wonach sie auf der Seereise einem Meerwunder begegnet wären, das durch vollen bischöflichen Ornat auffiel; man hatte es gefangen, aber wieder ins Meer geworfen u. s. w. Als in der Charwoche 1546 Philipp bei Coro in Venezuela von einem Spanier hinterlistig umgebracht war, war sein Bruder Moritz im Verein mit der Welser'schen Familie eifrig bemüht, die kaiserliche Regierung zu vermögen, Sühne für die Ermordung und Auslieferung der Hinterlassenschaft zu verlangen, und er erzielte auch, daß der Kaiser eine Gesandtschaft nach Venezuela mit diesem Auftrage abordnete. Wir wissen, daß Moritz unterderhand Nachforschungen über die Schritte der Regierungsbevollmächtigten einzog; ihm lag besonders am Herzen, zu erfahren, ob sein Bruder aus der Ehe mit einer vornehmen Eingeborenen Kinder hinterlassen hätte; er hätte sich zur Ehre des Bruders und der Familie gefreut, etwa Söhne zu sich zu nehmen und erziehen zu lassen.

Vielleicht niemand verfolgte den Gang dieser Expedition mit mehr Interesse als Camerarius. Ungeduldig erwartete er Nachrichten und er horchte begierig in seinem Freundeskreise, ob Neues über Hutten bekannt sei. Er mochte wohl glauben, daß sein Ansehen als Astrolog im Wettbewerb mit Dr. Faustus leicht auf dem Spiel stehe. Unter den Zeugen, die das 16. Jahrhundert für den Sagenhelden bietet, steht zuletzt der Sohn des Joachim Camerarius, der Jurist Philippus Camerarius, und wenn er eine ungünstige Schilderung von unserm Schwarzkünstler entwirft, so beruht das gewiß auf einer Familientradition, für die jene Concurrenz der beiden Astrologen verhängnißvoll gewesen sein kann.

Joachim Camerarius erkundigte sich nach Hutten im August 1536 bei einem langjährigen Freunde, dem Würzburger Rathsherrn Daniel Stibarus von Rabeneck, der auch freundschaftliche Beziehungen zu den Huttens hatte und mit ihnen den Hang für Astrologie theilte[1]); ihm hat Camerarius zwei längere lateinische Gedichte mit astrologischem Inhalt gewidmet. Nun scheint sich damals gerade unser Faustus bei diesem Würzburger Rathsherrn aufgehalten — Würzburg hat den Schwarzkünstler mehrfach beherbergt — und ihn in seine Anschauungen über die Geheimnisse der Zukunft eingeweiht zu haben. Und Camerarius fragt in dem uns erhaltenen Briefe den Stibarus, ob er über Philipp von Hutten etwas wisse, und fügt hinzu: „Dein Faustus bringt mich auf diese Frage"; und eifersüchtig fährt er fort, den Verehrer des Doctors auszuholen, was denn dieser über den Ausgang des dritten französischen Feldzugs Karls V. gegen Franz I. von Frankreich prophezeie. Und im gleichen Jahre 1536 schreibt Camerarius an Eobanus Hessus, wie sehr ihn als Astrologen der französische Krieg interessire, aber er behält seine Zukunftsweisheit für sich, weil Eobanus sich darüber zu belustigen pflegte.

Es scheint, daß Camerarius, nachdem er in der Concurrenz für politische Prophezeiungen unserm Dr. Faustus unterlegen, ungern resignirte, aber eben resignirte; er schreibt 1538 einem Nürnberger Freunde, er hege wegen des französischen Krieges ernste Befürchtungen für das nächste Jahr; de quibus possem aliquid praedicere forsitan, sed ego hoc relinquo aliis, προίγμασι δὲ λέγω, quae vaticinia paulo prudentiores non facile solent fallere.

Unser Faust wird an den politischen Fragen jener Zeit als Astrolog und Magier auch sonst einen hervorragenden Antheil gehabt haben. Franz I. von Frankreich[2]) scheint, nachdem er seinem Hofastrologen Cornelius Agrippa seine Gnade und Gunst entzogen, vorübergehend unsern Schwarzkünstler an seinen Hof bestellt zu haben. Wenigstens wurde

---

1) Stibarus hatte 1518 unter Camerarius in Erfurt studirt; er war seit 1529 Canonicus in Würzburg und starb 1555. Er hat mit Erasmus Roterdamus in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden, aus den Jahren 1528—1530 sind mehrere Briefe beider Correspondenten erhalten geblieben. Auch unterhielt er sehr nahe Beziehungen außer mit Eobanus Hessus noch mit Melanchthon.

2) Er. Schmidt, Goethe-Jahrb. III, 100 und Kiesewetter in der Sphinx VII, 158; dazu Wierus De Praestigiis Daemonum II. Bach und Bodinus 1581 Magorum Daemonomania S. 449.

ein deutscher Schwarzkünstler — sein Name wird nicht genannt, aber wahrscheinlich ist Faust gemeint — 1528 am französischen Hof erwartet; wir wissen aus einem Brief des Cornelius Agrippa, daß der Hof große Hoffnungen auf ihn setzte: er überschaue die ganze Zukunft mit ihren Geheimnissen, könne die an Karl V. vergeiselten königlichen Prinzen durch die Luft zurückführen, Heere und Schätze hervorzaubern, Ehen und Liebesbündnisse trennen und unheilbare Krankheiten heilen. Lauter Künste, die im Faust'schen Mythenkreis wirklich eine Stelle haben. Auch in Deutschland wird in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts — allerdings unter Widerspruch von französischer Seite — jenes im Brief des Agrippa nur angedeuteten Ereignisses gedacht, daß man in Deutschland einen Zauberer geholt habe, der versprach, die Prinzen aus Madrid durch die Luft nach Frankreich zu entführen; man habe davon Abstand genommen, aus Furcht, sie könnten auf der Luftreise stürzen und das Genick brechen. Diese Nachricht geht allerdings auf Agrippa's Schüler und Freund Wierus zurück, der aber auch den Namen des Schwarzkünstlers leider nicht angibt. Aber auch uns scheint es nicht unmöglich, daß Dr. Faustus dahinter steckt.

Der Astrolog Faust — soweit er urkundlich bezeugt ist — bildet keine Sondererscheinung in seiner Zeit. Unter Maximilian und Karl V. besaß jede bedeutendere Stadt und jeder reichere Fürst einen Astrologen, dem nicht bloß das Aufstellen des Kalenders für das kommende Jahr oblag, sondern auch die Prognosticirung der Witterung, die Deutung außergewöhnlicher Naturerscheinungen und die Ankündigung drohender politischer und retigiöser Ereignisse. Die ernsthaftesten Männer übten diesen fragwürdigen Beruf, und ebenso ernsthafte Männer schenkten ihnen Glauben und Beifall. Mit Camerarius, dem angesehenen Humanisten, steht Melanchthon auf einer Stufe, er war ein gläubiger Verehrer der Astrologie und wagte auch selbst Prognostications. Aber die Zeit schied zwischen ernsthaften, sozusagen wissenschaftlichen Astrologen mit gelehrter Bildung und illis vaticinatoribus superstitiosis, qui quaestus causa praedictiones factitant. So reich nun auch jene Zeit an astrologischer Literatur ist, um so seltsamer ist es, daß Fausts Name darin gar nicht begegnet. Vielleicht haben die Zeitgenossen bei so manchen Ausfällen, die gegen ungebildete Astrologen gemacht wurden, wie 1532 in der Schrift De Ostentis von Camerarius, an den späteren Sagenhelden gedacht; ja manchmal dürfte man ihn angegriffen haben, ohne seinen Namen zu nennen. Einmal heißt es von Prophezeiungen: commemorare possem multa talia exempla vanissimarum praedictionum, quibus insignis quidam astrologiae encomiastes nostra memoria ludificatus est magnos principes et nunc etiam ludificatur — und damit dürfte nur Dr. Faustus gemeint gewesen sein.

Die ganze Zeit war voll der schrecklichsten Prophezeiungen. Vor allen für die Jahre 1524 und 1527 wurde Gewaltiges angekündigt. 1520 zog die alte Prophezeiung wieder durch die Lande, das Jahr 1524 werde eine neue Sündfluth bringen; und drei Jahre hindurch dauerte die Angst furchtsamer Gemüther. Man zimmerte sich neue Archen, man zog sich auf hohe Berge zurück, man wanderte aus den an der See gelegenen Gegenden aus. Ernsthafte Männer wie Augustinus Niphus suchten das arme Volk aufzuklären. Solch schwere Aussichten wiederholten sich nur zu oft. 1527 — hieß es bald darauf — sollte viel Wunderdinge bringen (Lycosthenes De Ostentis S. 533). Und bei dem großen italienischen Astrologen Lucas Gauricus lernen wir auf das Jahr 1524 eine Prophezeiung berühmter deutscher Astrologen kennen.

Gehörte unser Faust zu den Astrologen, die mit so ängstigenden Prophezeiungen Deutschland beunruhigten? Ist er vielleicht gar für eine oder die andere dieser Prophezeiungen als Autor anzusehen? Nur allzu oft wurden solche Prophezeiungen erwähnt, aber selten mit dem Namen ihres Urhebers, und noch ist keine bekannt geworden, die den Namen Fausts trüge. Und das befremdet um so mehr, als auch in den Kreisen der Gelehrsamkeit strengster Observanz astrologische Fragen gern und oft erörtert wurden.

Die Universitäten standen den mit dem vollen Ernst der Wissenschaftlichkeit betriebenen astrologischen Studien nicht fern. Das gleiche Ansehen, in dem Toledo und Salamanca im späten Mittelalter standen, galt bei uns für Krakau; um die Wende der beiden Jahrhunderte waren die Krakauer Almanache berühmt. Und in Krakau soll nach einer unter Melanchthons Gewähr auftretenden Legende unser Faust studirt haben, wie mancher andere, der der Astrologie treu blieb. Gewiß hat auch er — wie es die Historie von 1587 berichtet — Kalender verfaßt und mit ihnen Erfolge erlebt. Aber er war nicht einseitig Astrolog und noch weniger ausschließlich im Verkehr mit großen Herren. Mochte er sich auch mit Vorliebe um die Gunst des Adels bemühen und sich gern in die Nähe hoher Herren wagen — in viel höherem Maße als mit dem Adel hat Dr. Faustus mit dem Volk verkehrt und das Volk hat die Erinnerung an ihn in weit verbreiteten Sagen festgehalten. In den sonstigen Zeugnissen, die wir über unsern Helden als im Leben stehend besitzen, sehen wir Faust unter dem Volk und er ist alles andere mehr als Astrolog.

Im Jahre 1506 ist der berühmte Würzburger Gelehrte Trithemius unserm Faust auf einer Reise in Gelnhausen begegnet, ohne seine persönliche Bekanntschaft zu machen; Faust machte sich aus dem Staube, wie er von der Durchreise des Trithemius hörte; aber im Gasthof bildete er das Tagesgespräch. Er hatte in Gegenwart mehrerer geistlicher Herren geprahlt, wenn sämmtliche Werke von Plato und Aristoteles verloren gingen, sei er im Stande, besser und vollkommener sie wieder herzustellen. Und bald darauf rühmte sich Faust in Würzburg, daß er die Wunder Christi nicht bewunderungswürdig finde; er selbst könne sie beliebig oft ausführen.[1]) Dann kam er nach Kreuznach, wo Franz von Sickingen gerade eine Lehrerstelle zu besetzen hatte; der für die Künste der Astrologie empfängliche Ritter hat sie Faust übertragen. Aber Faust kam bald mit den Gesetzen in Conflict und der drohenden Verhaftung entzog er sich durch Flucht.

Dies alles wissen wir aus einem Briefe des Trithemius, der einen Freund vor dem Abenteurer warnen will; es war der Heidelberger Mathematiker und Astrolog Virdung, der damals unsern Faust bei sich zu Besuch erwartete.

Diese Begegnung mit unserm Faust hat Trithemius wohl oft und dringlich beschäftigt. Mehrfach hat er — wie wir bald sehen werden — jene Menschenclasse eingehend geschildert, zu der er den Faust rechnete; nirgends wohl lebhafter als in seinem Liber Octo Quaestionum, den er 1508 Kaiser Maximilian widmete. Kaum war Trithemius von seiner Brandenburger Reise heimgekehrt — es war 1506 und in demselben Jahre war er Faust in Gelnhausen begegnet —, als er zu Kaiser Maximilian nach Schloß Boppard beschieden wurde, um seine Anschauungen über Gott und Welt, Wissen und Glauben, Natur und Wunder dem Kaiser vorzutragen, der gern sich von zeitgenössischen Gelehrten über zeitgemäße Probleme Vortrag halten ließ. Noch lag ihm jene Begegnung frisch im Sinn, und eingehend und eindringlich schilderte er den gotteslästerlichen Unfug, der in dem uneingeschränkten Treiben von Nekromantikern sich allerorten breit machte. Teufels-

[1]) Das Volksbuch von 1587 weiß davon recht wenig; aber eine Reminiscenz daran ist es, wenn es im 26. Capitel berichtet, daß Faust auf seiner dritten Weltreise „etliche Tage auf dem Meere gewandelt sei".

Digitized by Google

pact, Geisterbeschwörung, Zauberkünste, Hexenwerk und Aberglauben — das alles hat der Abt vor dem Kaiser als gotteslästerliches und reichsgefährliches Teufelswerk erörtert. „Crede mihi, Caesar, quoniam hoc mendosissimum genus hominum sacro imperio tuo valde est perniciosum et ideo non minus quam maleficarum scaturigo penitus exterminandum.“ Tritheim schließt seine acht Probleme mit der Bitte, der Kaiser möge das Urtheil anderer glaubensstarker Gelehrter einholen, ehe er seine — des Trithemius — Anschauungen denen zur Kenntniß bringe, gegen die sie sich richteten. Man hat den Eindruck, daß der Abt den Kaiser bestimmen wollte, gegen Leute wie Faust vorzugehen.[1]) Und das hat wohl der üble Leumund verschuldet, der schon 1506/7 den späteren Sagenhelden charakterisirte. Und dieser böse Leumund blieb haften.

Im Jahre 1513 erfahren wir aus einem Briefe des Gothaer Humanisten Mutianus Rufus, daß Faust damals nach Erfurt gekommen war; das Volk bewunderte ihn, aber der Gelehrte sah ihn geringschätzig über die Achsel an und wünschte ihm die Geistlichkeit auf den Leib, die gerade gegen Reuchlin hetzte.

Was damals dem Mutianus Rufus, wie vorher dem Trithemius, am anstößigsten war, war das renommistische Gebahren des Mannes. Bei dem Heidelberger Virdung hatte er sich mit seinen sämmtlichen Titeln eingeführt als Fons necromanticorum, astrologus, magus secundus, chiromanticus, aeromanticus, pyromanticus, in hydra arte secundus, d. h. als Specialisten in allen Zweigen der Schwarzkunst. Und diese sämmtlichen Titel trug auch seine Karte, die er für den Trithemius in Gelnhausen zurückgelassen hatte. Maßlose Prahlereien, wie in Gelnhausen und in Würzburg, hat er auch in Erfurt gräußert. Und von seiner Prahlsucht als Wunderdoctor hören wir noch 1539 in der Gesundheitslehre eines Wormser Arztes Namens Begardi. „Da ist“ — so berichtet dieser — „vor etlichen Jahren ein namhafter tapferer Mann fast durch alle Landschaften, Fürstenthümer und Königreiche gezogen, hat seinen Namen jedermann selbst bekannt gemacht und seine große Kunst, nicht allein der Arznei, sondern auch der Chiromantie, Nigromantie, Physiognomie, Visiones im Kristall und dergleichen mehr Kunst sich berühmt. Und nicht allein berühmt, sondern sich auch einen berühmten und erfahrenen Meister bekannt und geschrieben. Er hat auch selbst bekannt und nicht geläugnet, daß er sei und heiß Faustus, und sich geschrieben Philosophum Philosophorum.“

Das war die Ehrenbezeigung, die das ausgehende Mittelalter dem großen Aristoteles beilegte. Und an solchem Prunken mit Titeln hält auch noch das alte Volksbuch von 1587 fest; der Pact, mit dem Faust sich dem Teufel verschreibt, trägt die Unterschrift: „Johann Faustus, der Erfahrene der Elementen und der Geistlichen Doktor.“

Man hat bisher vergebens in den Matrikeln der Universitäten, an denen die Legende unsern Helden studiren läßt, nach einem Johannes Faustus gesucht[2]), den man dem Schwarzkünstler gleichsetzen könnte. Aber weder der Magistertitel, mit dem er 1506 auftritt, noch der seit 1520 bezeugte Doctortitel braucht echt zu sein, und sein Lieblingstitel Philosophus, mit dem er beim Eichstätter Bischof und bei der Hutten'schen Familie bezeugt ist, spricht noch nicht für eine akademische Lehrthätigkeit, wie sie eine Ausgabe des Volksbuches 1589 und gleichzeitig Marlow wirksam verwerthet hat.

Ob er wirklich Faust geheißen oder ob dies nur ein Pseudonym gewesen, läßt sich nicht mehr feststellen. In der ältesten Urkunde seiner Geschichtlichkeit, in dem Briefe des Trithemius 1507, trägt seine Visitenkarte, die er in Gelnhausen für Trithemius hinterließ, einen ganz andern Namen: Magister Georgius Sabellicus, Faustus junior, fons necromanticorum, astrologus, magus secundus etc. Und unter dem gleichen Namen hatte Faustus damals bei dem Astrologen Virdung in Heidelberg brieflich seinen Besuch angemeldet. Dann hat er sich 1513 in Erfurt vorgestellt als Georgius Faustus Helmitheus Hedebergensis. Was es mit den seltsamen Namen und mit der Namensänderung[1]) für eine Bewandtniß hat, ist durchaus räthselhaft. Vielleicht hat Faustus in seiner Sucht, durch Aeußerlichkeiten aufzufallen, die beiden Namen sich in Italien angeeignet nach zwei venetianischen Humanisten jener Zeit: der eine hieß Antonius Sabellicus; der andere — Publius Faustus Andrelinus (gest. 1517 in Paris) — wurde nach der Sitte jener Zeit allgemein schlechtweg Faustus genannt und nannte sich auch selbst so in seinen Schriften. Noch einen andern gleichzeitigen Venetianer Namensvetter kennen wir, den Lucius Victor Faustus, dessen Name 1522 auf dem Titelblatt einer Straßburger Terenzausgabe steht; sie enthält von diesem Faustus einen Libellus de Comedia. Und von demselben Faustus kennen wir einen 1530 von Venedig aus datirten Brief, worin er sich rühmt, 1529 durch Erbauung eines fünfruderigen Schiffes eine unglaublich große That gethan zu haben, wie er denn Gelehrsamkeit ohne praktische Bedeutsamkeit für sich geringschätze; er seinerseits verzichte auf literarischen Ruhm als Dichter oder Geschichtschreiber und suche die gelehrte Bildung mit seinem praktischen Sinn zu einen. Unser Sagenheld, der zeitweise in Venedig gewesen sein soll, ist mit humanistischen Zügen ausgestattet, und der geschichtliche Faustus zeigt in dem Berichte des Trithemius wenigstens Prahlereien mit humanistischem Inhalt.

So dunkel also der eigentliche Name unsres Helden ist, der es offenbar verstanden haben muß, sich mit Wichtigthuerei und Geheimnißkrämerei auffällig zu machen — ebenso dunkel ist seine Herkunft, Geburtsjahr und Bildungsgang und sein Ende. Zu bald nach seinem Tode verdunkelt Sagenbildung seinen geschichtlichen Charakter und wir verlieren den festen Boden unter den Füßen; in allen Zeugnissen für unsern Helden von 1540 an sehen wir, wie geschäftig sich die Volkssage seiner annahm. Aber die eigentliche Blüthezeit dieser Mythenbildung sind die sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts.

Der Basler Pfarrer Gast, der im Jahre 1548 mehrfaches über unsern Faust berichtet, hat eigentlich noch keine breite Kenntniß von seinen Zauberkünsten, sondern nur erst geringe Ansätze der Sagenbildung. Weiher, der in der 1. Auflage seiner Schrift De Praestigiis daemonum 1563 noch nichts über ihn bringt, ergänzt erst die Auflage von

[1]) Anders deutet Ulmann in seinem Maximilian II, 725 den Vortrag Tritheims beim Kaiser, indem er an das — später allerdings verbreitete — Urtheil des Volkes anknüpft, das in Tritheim selbst einen Schwarzkünstler sah; der Kaiser soll nach Ulmann die Gelegenheit benützt haben, den so beleumundeten selbst über Wunderdinge reden zu hören.

[2]) Die Heidelberger Matrikeln allerdings verzeichnen im Januar 1509 einen Johannes Faust ex Simmern, der als erster von 16 Candidaten das Examen als Baccalaureus der Theologie bestanden; und im Frankfurter Volksbuch von 1587 hat Faust das Magisterexamen glänzender als 16 gleichzeitige Bewerber bestanden. Der Zusatz ex Simmern, der mehrfach auch beim Namen des Trithemius auftritt, wird in der Sphaxa VII, 21, 22 auf das Fürstenthum Pfalz-Simmern bezogen, zu dem das Kloster Maulbronn mit dem Städtchen Knittlingen bis 1504 gehörte. — In Krakau, wo die spätere Sage Faust studiren läßt, hatte auch der oben erwähnte Biehung von Hasfurt nach seiner eigenen Angabe seine astrologische Schulung erhalten.

[1]) Daß der Magister Georgius Sabellicus Faustus junior des Trithemius mit unserm Faust ein und dieselbe Person ist, bestätigt die Randbemerkung Fausti vanitas insignis in dem 1536 gedruckten Briefwechsel des Trithemius. Zu den gleich zu erwähnenden Faustus aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts fügen wir hier noch einen dritten, wie es scheint, niederländischer Herkunft, Faustus Celebris, von dem ein Brief an Erasmus Roterdamus von 1529 erhalten ist; er war bis dahin Famulus des Erasmus und trat dann als Hatschier in den Dienst des Königs Ferdinand.

1568 durch Faustanekdoten. Und im Jahre 1569 gibt dann bereits ein schweizerischer Schriftsteller „über Gespenster und Ungeheuer" — Lavater mit Namen — seiner Verwunderung über den Umfang der Sage Ausdruck mit dem Ausruf: „Was Wunder soll zu unsern Zeiten Faustus, der verrühmt Zauberer, getrieben haben!"

Um die Ehre, des Zauberers Geburtsort gewesen zu sein, wetteiferten im Zeitalter der Mythenbildung drei Orte oder mehr. In der alten Historie von 1587 ist es Rod bei Weimar, das heutige Dorf Rödingen. Die späteren „wahrhaftigen Historien" von 1599 nennen im Gegensatz dazu Sontwedel in der Mark. Das älteste Zeugniß, das einen Geburtsort angibt und Melanchthon als Gewährsmann nennt, bietet den schwäbischen Ort Knittlingen bei Maulbronn, wo dann auch nach einer in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts umlaufenden Sage Fausts sündhaftes Leben durch den Teufel ein so schmähliches Ende nahm.

Ueberhaupt war Schwaben ein rechter Nährboden der Faustsage. Unmittelbar nach dem Erscheinen des Volksbuches von 1587 und im engsten Anschluß an dieses schmiedeten ein paar Tübinger Studenten eine Fausthistorie in Reimen, die den Verfassern und ihrem Verleger Rüge und Strafe seitens der akademischen Disciplinarbehörde eintrug. Auch stammt die zweite Faustbiographie von 1599 aus Schwaben, und es wird aus schwäbischer Localtradition geschöpft sein, wenn sie Faust in Ingolstadt studiren läßt und einige in Schwäbisch-Hall und Heilbronn spielende Wunderabenteuer kennt, von denen die Frankfurter Historie nichts weiß. Im Kloster zu Maulbronn, wo schwäbische Legende unsern Helden bei einem Abt Namens Entenfuß im Jahre 1516 zu Besuch weilen läßt, localisirt eine schwäbische Ueberlieferung Fausts Tod, und damit verträgt sich Melanchthons Bericht bei Manlius 1562, der auf schwäbische Quellen zurückgehen kann. Und auf Schwaben müssen wir es beziehen, wenn sich der Tübinger Professor Schickard 1624 gegen Leute ereifert, qui patriam suam tanti praestigiatori origine honorare putant[1]).

So hat Schwaben und speciell Knittlingen wohl das größte Anrecht darauf, als Heimath des Schwarzkünstlers zu gelten. Aber die übrigen Landschaften respectiren Schwabens Anrecht nicht. Durch die Mythen jedoch, die in Oberdeutschland wie in Mitteldeutschland umliefen, schimmert in Einzelheiten noch die Geschichtlichkeit des Sagenhelden hindurch, kräftiger als wir es nach der Frankfurter Historia von 1587 erwarten würden. Wir vernehmen zunächst Zeugen, die den Wundermann noch persönlich gekannt haben.

„Ich habe einmal in Basel" — so erzählt 1548 der Basler Pfarrer Gast — „mit ihm im Collegium magnum gespeist; er hatte dem Koch allerlei seltsames Geflügel übergeben, wie ich's in unsern Gegenden nie gesehen habe, und ich weiß auch nicht, wo er sie gekauft oder wer sie ihm geschenkt hatte; in der Jahreszeit damals wurde überhaupt kein Geflügel bei uns verkauft. Er hatte gewöhnlich einen Hund und ein Pferd bei sich — ich glaube, es war der Teufel — und sie hatten alle seine Dienste zu besorgen. Man hat mir auch erzählt, der Hund verwandle sich zuweilen in einen Diener und schaffe ihm seine Mahlzeiten herbei."

Diese Angaben zugleich mit der vorgetragenen Auffassung sind von der Sage festgehalten und erweitert worden. Und wenn der Bericht dann noch erzählt, wie Faust einem Kloster, wo ihm schlechte Verpflegung zutheil wurde, einen Spuk schickt — so sehen wir überall den ersten zaghaften Ansatz zur Legendenbildung unmittelbar neben geschichtlichen Angaben.

In dem mehrfach erwähnten Bericht von 1562, der auf Melanchthon zurückzugehen vorgibt, fehlt der räthselhafte Hund nicht und wird auch hier als der Teufel aufgefaßt. Aber Melanchthon, der als Schwabe ein landsmannschaftliches Interesse an dem Schwarzkünstler haben mochte, berichtet mehr.

Zu Krakau — so sagt sein Bericht — hat Faust von Knittlingen Magie studirt. Er zog meist im Lande hin und her. In Venedig machte er einen verunglückten Flugversuch. Zeitweise hielt er sich in Wittenberg auf, sollte dann auf Befehl des Kurfürsten verhaftet werden und machte sich aus dem Staube. Auch in Nürnberg sollte er verhaftet werden, abermals entzog er sich den Gerichten durch Flucht. Es war ein dreister Prahler, die albernste Lüge war's, daß er sich rühmte, die kaiserlichen Heere hätten durch ihn und seine Zauberkunst in Italien alle ihre Siege erfochten.

Einen anderen eingehenden Bericht über den Knittlinger Schwarzkünstler erhalten wir 1568 von einem Schüler des Cornelius Agrippa, Namens Wierus oder Weiher. Wir hören darin von seiner Prahlerei, von seinem Umherziehen im Lande und daß er das Volk auf allerlei Art betrogen hat. Einem Bekannten des Berichterstatters hat er ein Mittel angegeben, wie man ohne Rasirmesser den Bart entfernen könne; der Erfolg dieses Wundermittels — es bestand in Arsenik — war der, daß mit dem Bart zugleich die ganze Kinnhaut wegging. Der Gefoppte hat diese Geschichte unserm Berichterstatter wiederholt erzählt.

In diesen posthumen Zeugnissen tritt durchweg eine ebenso ungünstige Auffassung von Fausts Persönlichkeit auf wie in den oft erwähnten Briefen des Trithemius und des Mutianus Rufus und in dem Bericht des Wormser Arztes Begardi. Mochte in den höheren Kreisen des Adels und der Geistlichkeit der Mann als Astrolog und Naturphilosoph ernst genommen werden — die Gelehrten nahmen ihn nicht ernst. Ihm fehlte die sichere Lebensstellung, und das abenteuernde Wanderleben, das damals manchem hervorragenden Kopf üble Nachrede eintrug, zugleich mit den Erfolgen seiner astrologischen Künste bei hochstehenden Persönlichkeiten, erregte ebenso leicht Kopfschütteln wie Neid. Der üble Leumund aber, in dem er sich gewiß schon bei Lebzeiten befunden, daß er mit dem Teufel im Bunde stehe, war damals nicht so unerhört, wie es uns leicht scheint. Vom Anfang bis zum Ende des 16. Jahrhunderts ist die gleiche Beschuldigung gegen manche mehr oder weniger hervorragende Gelehrte erhoben, und oft genug haben die so geschmähten sich vergebens gegen solche Verdächtigung zu vertheidigen gesucht. Ich nenne eben jenen Trithemius, der den Georgius Sabellicus Faustus jun. so ungünstig beurtheilt hat. Ich nenne Theophrastus Paracelsus und Cornelius Agrippa, und in der Sage erscheint unser Faust gelegentlich im Verkehr mit Cornelius Agrippa. Und mit Theophrastus Paracelsus stellt ihn der berühmte Züricher Polyhistor Conrad Gesner zusammen. Die Sagenbildung, die unsern Faust erfaßt hat, hat auch Agrippa und Theophrast mit Zauberanekdoten ausgestattet. Faßt unsre Zeit diese Naturphilosophen als ernste Gelehrte auf, so möchte sie auch für den Schwarzkünstler Faust nicht wohl solch niedrige Auffassung gelten lassen, wie sie Conrad Gesner hatte, wenn er ihn zu den fahrenden Schülern zählte, wie sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die deutschen Lande mit Lug und Trug durchzogen.

Wir kennen dieses zweifelhafte Geschlecht aus den Schilderungen der Zeitgenossen. Es waren abenteuernde

1) Andreae 1617 im Menippus S. 257 (timeo ne jam prae foribus adstaret Mephistopholes) ist ein weiteres Zeugniß für die Faustsage in Schwaben, zugleich wichtig wegen der Namensform des Dämon. Ueber Andrae's Faustische Interessen s. Erich Schmidt, Goethe-Jahrbuch.

Schwindler und Landstreicher, die mit Erfolg auf die Leichtgläubigkeit und Dummheit des ungebildeten Volkes rechneten und mit Amuletten und Zauberformeln Wundercuren versprachen und mit Teufelsbannen und Prophezeiungen gequälte Seelen täuschten. Unter zahlreichen Namen werden sie in der damaligen Literatur erwähnt; sie heißen Landfahrer oder Landstreicher, Strichlinge, Stolzenirer, Kuntzenspieler oder -Jäger, wohl auch Bettelstudenten und zumeist eben fahrende Schüler. Besonders auf alemannischem Boden trieben sie ihr Unwesen. Trithemius schildert sie mit Merkmalen, die er an seinem Zeitgenossen Faustus beobachtet haben mochte: es waren alchymistische Gaukler, die unter dem Titel von Professoren der Necromantie Gewaltiges versprechen und ankündigen; sie haben immer einige selbstverfaßte alberne Tractätlein bei sich, denen sie Plato oder Aristoteles als Verfassernamen vordrucken; arme Hungerleider wie sie sind, ziehen sie aus Schwindeleien ihren Lebensunterhalt. Sie hantiren mit alten Zauberformeln, die schon am Ende des 15. Jahrhunderts unter dem Namen des Albertus Magnus oder als Salomonis Schlüssel (Clavicula Salomonis) oder als Crepusculum matutinum (d. h. Morgenroth) im Schwange waren. Und im Elsaß zog in der Mitte des 16. Jahrhunderts solch ein fahrender Schüler umher, der mit dem uralten Zauberwort Abracadabra Fieberkranke mit Erfolg behandelte. Mehrfach wird überliefert, daß sie sich äußerlich durch Abzeichen (gelbes Band oder Mütze) als Glieder eines größeren Verbandes gaben und stracks vom Venusberg zu kommen vorspiegelten. Auch Hans Sachs schildert sie so in seinem Stück „Der fahrend Schüler im Paradeis", wo er ungebildete Bauersleute einem fahrenden Schüler zum Opfer werden läßt mit einer Schwindelei, die harmloser im Volksmärchen festgehalten ist. In einem anderen Fastnachtsspiel „Der fahrend Schüler mit dem Teufelsbannen" legt Hans Sachs folgende Selbstcharakteristik einem Vertreter dieser Menschenclasse in den Mund:

„Es ist uns auffgeietzt allfardt,
daß wir stetig im Land umwandern
von einer hohen Schul zur andern,
daß wir lernen die schwarze Kunst
und dergleich andre Künste sunst. —
Wo man einem etwas hat gestohlen,
das können wir ein'm wieder holen.
Wen Augenweh und Zahnweh kränken,
dem könn' wir ein' Segn an' Hals hänken.
Fürs Geschoß (Hexenschuß) Wundsegen wir auch haben.
Wir könn' wahrsagen und Schätz graben
auch zu Nacht auf dem Bock ausfahren."

Diesen fragwürdigen Gesellen begegnen wir in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts auf Schritt und Tritt, und einige von ihnen kennen wir mit Namen. Wir erwähnen zwei Ausländer, die damals großes Aufsehen machten. Im Jahre 1503 starb im Alter von 34 Jahren ein italienischer Chiromanticus mit Namen Bartholomäus Cocles, ein Prahlhans mit dem weiten Repertoire unseres Faustus. Und Trithemius hat uns einen andern italienischen Schwarzkünstler, der im Jahre 1501 in Paris Aufsehen erregte, mit fast denselben Zügen geschildert wie den Sabellicus Faustus; der bereits erwähnte Heidelberger Astrolog scheint zu dem einen wie zum anderen Beziehungen gehabt zu haben. Dieser Wundermann hieß Johannes, aber er ließ sich Mercurius nennen. Es war ein ebenso anmaßender wie ungebildeter Mensch, der durch seltsame Kleidung und maßlose Prahlereien Aufsehen zu erregen verstand; obwohl des Lateins fast unkundig, prahlte er, daß er Latein, Griechisch und Hebräisch und die gesammte Wissenschaft völlig beherrsche und Philosophen und Theologen sammt und sonders geringschätze; alles, was er äußerte, waren hochtrabende Geheimnisse, Versprechungen und Prophezeiungen; ohne die Hülfe dämonischer Mächte konnte er mit seiner alchymistischen Geheimweisheit Erfolge aufweisen.

Familienähnlichkeit und geistige Verwandtschaft solcher Vertreter der Magie und Alchymie mit unserm Faust war den Zeitgenossen unzweifelhaft. Der Wormser Arzt Begardi wie der große Naturforscher Gesner haben den Helden der Faustsage diesem Volk schwindelnder Abenteurer zugewiesen. Und die Nachwelt ist nicht im Stande, ihm einen höheren Rang in seiner Zeit zu geben. Cornelius Agrippa und Theophrastus Paracelsus, die oft genug unter gleich ungünstiger Auffassung von seiten der Zeitgenossen zu leiden hatten, haben durch ihre schriftstellerische Thätigkeit der Nachwelt eine sichere Unterlage für eine ruhige Beurtheilung ihrer Persönlichkeit hinterlassen, und damit zugleich dem Geist der so bald auftretenden Mythenbildung Widerstand entgegengesetzt. Unser Faustus weist keine literarischen Leistungen auf, die damals oder später in gelehrten Kreisen mit Achtung genannt wären. So fehlte jedes Correctiv gegen die ausschließlich ungünstige Beurtheilung seiner Persönlichkeit, und so konnte die Sage frei mit ihm schalten und walten. Und sie that es, indem sie auf den uncontrolirbaren Helden alle Zauberkünste übertrug, von denen man damals fabelte: mit seinem Tode bekommt die Volksphantasie die freieste Verfügung über ihn.

Ueber das Ende und die letzten Lebensschicksale des geschichtlichen Faustus wissen wir nichts sicheres, wie wir auch über sein Geburtsjahr und seinen Entwicklungsgang durch kein altes Zeugniß Kunde erhalten. Das Frankfurter Volksbuch von 1587 nennt überhaupt kein Datum für irgendein Ereigniß im Leben unsres Helden. Erst Widmanns Faustbuch 1599 strebt mit ein paar ausdrücklichen Zeitangaben nach dem Schein der Geschichtlichkeit, die der Speierer Anonymus ganz vernachlässigt hatte. Schon ein Nachdruck der Frankfurter Historie von 1589 fügt ein festes Datum ein, um jenem offenkundigen Mangel abzuhelfen, er setzt 1491 als Fausts Geburtsjahr an, was offenbar viel zu spät ist, und so dürfen wir nicht weiter erwarten, daß im Zeitalter der Mythenbildung noch glaubwürdige Data über Dr. Faust zu Tage treten können. Die nächste chronologische Angabe finden wir in der niederländischen Uebersetzung des Frankfurter Faustbuchs.

Und damit verträgt sich eine englische Fortsetzung des deutschen Faustbuches, die unter dem Titel the second Report of Dr. Faustus 1594 erschien; sie geht deutlich auf Wittenberger Mythen und Legenden zurück, und wir entnehmen daraus, daß Faust Mitte 1539 in Wittenberg sein schmähliches Ende genommen hat. Und dieses Datum kann immerhin Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben, wenn wir erwägen, daß der Bericht des Wormser Arztes Begardi (1539) sich damit verträgt und Wierus ausdrücklich angibt, daß Faust einige Jahre vor 1540 an verschiedenen Orten Deutschlands Aufsehen erregt habe. In der Chronik des Grafen Froben Christoph von Zimmern, die 1566 abgeschlossen ist, ergibt sich der Anfang der 40er Jahre für Fausts Ende, das in oder bei Staufen im Breisgau erfolgt sei. Aber die schwäbische Legende verlegt es wieder nach Knittlingen, wo er wahrscheinlich das Licht der Welt erblickt hat. So verwirrt sich das spärliche Material über den Sagenhelden aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von dem schon die Zimmern'sche Chronik prophezeit hat, daß sein in viel Jahren nit leichtlichen wird vergessen werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

ω **Die Grafen und die Fürsten von Hohenzollern.** Von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Dr. M. Schmitz. Sigmaringen, M. Liehner 1895. — Obwohl das kleine Buch zunächst nur für den Hausgebrauch in den hohen-

zollern'schen Landen bestimmt zu sein scheint, verdient es auch außerhalb derselben Beachtung und Würdigung. Denn wenn auch die schwäbische Linie der Zollern im Laufe der Zeiten an Bedeutung und Macht weit hinter der fränkischen zurückgeblieben ist und erst in der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts durch den Gang der Ereignisse und durch Familienverbindungen in den Vordergrund der europäischen Bühne geschoben wurde, so finden sich in ihr doch viele charakteristische und hervorragende Persönlichkeiten, welche es werth sind, weiter und in anderem Maße bekannt zu werden, als es bisher der Fall war: tüchtige Landesherren, Kirchenfürsten und Generale. Der Verfasser beabsichtigte nicht, die Ergebnisse eigener Quellenforschungen zu bieten, sondern die Resultate der bisherigen in populärer Darstellung weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und hat mit äußerst glücklicher Hand in Gestalt von gelungenen Lebensbildern die Geschichte eines erlauchten, bis in die neueste Zeit durch echten opfermuthigen Patriotismus sich auszeichnenden Fürstenhauses geschrieben.

□ Römische Funde zu Saarburg in Lothringen. Für die Richtigkeit der Annahme, daß die in dem Itinerarium Antonini und der Tabula Peutingerina als Pons Saravi bezw. Pontesaravi erwähnte römische Niederlassung eine bedeutende, räumlich sehr ausgedehnte gewesen sein muß, zeugen die an vielen weit auseinander gelegenen Stellen gefundenen römischen Alterthümer. Oben auf dem zum Theil abgetragenen Marxberge, ferner auf der anno 1552 durch Albrecht von Brandenburg zerstörten „Schanz", in der Langenstraße, sowie auch unter dem Plattenboden der Pfarrkirche, wurden Münzen, Waffen, Schmuckſachen, Urnen, Ziegel und Mosaik zu Tage gefördert, ja in den Fundamenten ein wohlerhaltenes Compositcapitell gefunden, das heute noch in dem Mariatte'schen Garten zu sehen ist. Schon zu französischer Zeit wurden mehrere Stringräben, deren jedes eine Lampe aus Terracotta und mit Gebeinen vermischte Waffenreste umschloß, aufgedeckt. Im Laufe dieses Jahres geschah aber ein Fund, der ganz außergewöhnlich interessant und für die Alterthumsforschung von großer Wichtigkeit ist. Nämlich gelegentlich der im Juni d. J. zu einem Casernenbau am Fuße des Nebberges vorgenommenen Erdarbeiten stieß man auf Mauerwerk, dessen römischer Ursprung sofort erkannt wurde. Die mit großer Umsicht bewerkstelligte Ausgrabung ergab überraschende Resultate. Es kamen zahlreiche Ueberreste von Sculpturen, über 300 Münzen, ferner Thon- und Glasscherben, sowie ein menschliches Skelett zu Tage. Aus der Anlage der Mauern und aus den Bildwerken ergab sich, daß man ein Mithras-Heiligthum aufgedeckt hatte. Dieser Fund trifft günstiger Weise gerade zu einer Zeit ein, wo die seit Jahren ins Stocken gerathene Mithras-Forschung durch die tiefeindringenden Untersuchungen von Professor G. Wolff (Frankfurt a. M.) und die fundamentalen Publicationen des Genter Professors Franz Cumont in ein neues verheißungsvolles Stadium getreten ist. Der letztgenannte Gelehrte hat bei einer kürzlich vorgenommenen Besichtigung dem Saarburger Fund eine ganz hervorragende Bedeutung zugesprochen.

Der Grundriß des in Rede stehenden Gebäudes zeigte ähnliche Verhältnisse, wie wir sie aus einer Reihe von anderen Mithreen kennen; deutlich ließ sich die Eintheilung der länglichen Tempelcella in einen vertieften Mittelraum (das sog. Spelaeum) und zwei längsseitige Podien erkennen. — Die Sculpturen trugen die Merkmale einer äußerst gewaltsamen Zerstörung an sich, und es bedurfte großer Sachkenntniß und Ausdauer, die unzähligen Bruchstücke zu einem Ganzen wieder zu vereinigen, das dem ursprünglichen Zustande nahe kam. Das Gelingen dieser schwierigen und mühevollen Arbeit ist in erster Linie dem Caserne-Bauinspector von Saarburg, Hrn. v. Fisenne, zu danken. — Die Hauptmasse der Sculpturen, die sämmtlich aus grauem, bezw. rothem Vogesensandstein gearbeitet sind, umfaßt ein großes Relief mit der bekannten Darstellung des stiertödtenden Mithras; es ist 2.15 Meter breit und 1.75 Meter hoch. Dasselbe wird links und rechts von je einem verticalen Reliefstreifen eingefaßt und baut sich über einem aus Blattwerk und Eierstab bestehendem Ornamentstück auf. Den Abschluß nach unten bildet eine Leiste mit der Weiheinschrift: In h(onorem) d(omus) d(ivinae) deo invicto Mercellus Marianus d(e) s(uo) p(osuit. — Oberhalb des Hauptreliefs läuft ein Figurenfries von 0.48 Meter Höhe, der von einem breiten Ornament überragt wird. Das Ganze ist von einer Kolossalbüste des Sonnengottes gekrönt. Denkt man sich an dem Kopf der letzteren die durch vorhandene Löcher angedeuteten 7 Strahlen aus Metall eingesetzt, so erreicht damit der ganze Aufbau eine Höhe von rund 4 Meter. Die größte Breite beträgt 2.50 Meter. Somit nimmt das hiesige Denkmal seiner Größe nach eine der ersten Stellen unter den erhaltenen Mithras-Darstellungen ein.

Der Mittelpunkt des Ganzen, das Stieropfer, ist in der typischen Weise dargestellt; eine kleine, aber eigenartige Abweichung von der bildlichen Tradition zeigt sich darin, daß der Stierkopf nicht im Profil steht, sondern von der linken Hand des Gottes so stark nach oben gerissen ist, daß er dem Beschauer beide Hörner zukehrt. Der blutleckende Hund, der Scorpion und der Rabe sind in der bekannten Weise dargestellt; auch fehlt unter dem Leib des Stieres nicht die aus einem Löwen, einer Vase und einer Schlange bestehende Gruppe. Rechts und links von der Hauptgruppe stehen zwei kleine Fackelträger, der eine mit erhobener, der andere mit gesenkter Fackel. In den 4 Ecken des Reliefs sieht man 4 große Köpfe, von denen die beiden unteren, ein bartloser und ein bärtiger, durch Flügel am Kopfe als Windgötter charakterisirt sind. Die zwei oberen, von denen ebenfalls einer bärtig, der andere bartlos ist, möchte man gleichfalls für Windgötter halten, so daß es deren 4 wären, wie auf dem großen Mithrasrelief von Heddernheim (im Museum zu Wiesbaden). Aber es fehlen ihnen die Flügel, und der rechte bartlose Kopf scheint sogar von Strahlen umgeben zu sein. — Ueber diesen beiden Köpfen waren in ganz kleinem Maßstabe links der auf seinem Viergespann emporsteigende Sonnengott, rechts die ihre Rosse abwärts lenkende Luna dargestellt.

Die beiden seitlichen Reliefstreifen enthalten in je fünf kleinen Feldern übereinander die Legende des Gottes Mithras. Links ist das oberste Feld noch nicht wieder hergestellt worden. Das zweite enthält die typische Darstellung der Felsgeburt des Gottes, der mit halbem Leib aus dem Felsen hervorengt; es folgt eine auf dem Felsen hingestreckte Figur (Mithras); dann eine erwachsene Person, die eine kleinere, auf dem Boden kniende, am Kopfe hält und, wie es scheint, gegen sie ausholt (Kampf des Mithras und Sol); zu unterst zwei Männer, die sich die Hand reichen (Versöhnung von Mithras und Sol). Rechts Mithras, wie er sich vom Stier, den er gepackt hat, schleifen läßt; Mithras den todten Stier schleppend; ein Löwe vor einem cypressenartigen Baum; zwei sich die Hände reichende Männer (ähnlich wie links unten); zwei Männer auf einem Speisesopha, vor dem ein dreibeiniges Tischchen steht (Sol und Mithras beim Schmaus). Mehrere dieser Bilder sind so stark beschädigt, daß sie nur durch Vergleiche mit anderweit erhaltenen Reliefs erkannt werden können. Auf dem breiten Fries über dem Hauptrelief setzt sich in beiden Ecken die Darstellung der Mithraslegende fort. Links die Scene des gegen den Felsen bogenschießenden Mithras, vor dem eine Figur in stehender Stellung kniet, während ein Mann in phrygischer Tracht den Felsen mit der Hand berührt; rechts im Hintergrund ein Gebäude, vor dem sich zwei Fackelträger, einer mit gesenktem, einer mit erhobener Fackel, nach der Mitte zu bewegen. Hier ist eine Götterversammlung geschildert: In der Mitte thront Jupiter, zu dessen Rechten Mercur steht, ihm schließt sich Vulcan an, im Hintergrund zeigen sich die Oberkörper von zwei weiteren Gottheiten. Zur linken Hand Jupiters stehen Hercules und Neptun; neben dem letzteren ruht Bacchus lässig auf einen Felsen gelehnt, dessen Vorderseite durch eine riesige Traube bedeckt wird. Die Darstellung dieses Gottes erinnert lebhaft an den bekannten schlafenden Satyr des Praxiteles. Auch die Figur Neptuns, mit dem Motiv des aufgestützten Fußes, knüpft an ein gutes Vorbild an, das nicht ohne Geschick nachgeahmt ist. Ueberhaupt ist der künstlerische Werth gerade dieses Götterfrieses nicht gering anzuschlagen. Die Modellirung der nackten Theile zeugt von richtigem Verständniß. Die Gruppirung der Figuren ist viel geschickter als bei der gleichen Darstellung auf dem bekannten Osterburkener Mithrasrelief. Auch in der Hauptdarstellung gibt sich eine gute Technik kund. Die Vertiefung des Reliefs geht bis 50 Centimeter.

Ueber die übrigen Funde wollen wir kurz berichten. Es sind zunächst mehrere Altäre von derselben eigenartigen Structur, wie sie im Großkrotzenburger Mithreum gefunden wurden, (Museum in Hanau). Zwei derselben, ohne Relief-Inschriften, standen in unmittelbarer Nähe des Cultbildes. Von zwei anderen, die auf den Podien gestanden hatten, zeichnet sich der eine durch vorzügliche Erhaltung aus. Er enthält die Darstellung zweier keltischer Gottheiten und die Aufschrift: Deo Sucello Nantosvalt(a)e Bellnusus Mnen(a)e filius v. s. l. m. — Die zwei Fackelträger sind noch einmal in Einzelreliefs vertreten. — Schließlich sei noch eine große steinerne Vase erwähnt, die, mit Wasser gefüllt, im Mithras-Cult die Stelle der heiligen Quelle vertrat.

Digitized by Google

Von außerordentlichem Interesse sind die Umstände, unter denen die Trümmer dieses Mithreums gefunden wurden. Alles weist, wie schon angedeutet, auf eine höchst gewaltsame Zerstörung hin; um Hauptrelief sind Flächen mit scharfen Instrumenten abgehauen worden und es scheint, daß die Zerstörung mit einer weiteren Gewaltthat verbunden war. Das oben erwähnte Skelett lag zwischen Trümmern des Reliefs, die mit offenkundiger Absicht darüber geschichtet waren; die Hände der Leiche waren unter dem Rücken gefesselt. Das geschah wahrscheinlich, um das zerstörte Heiligthum auch noch zu entweihen, wie vom Kaiser Commodus in ähnlicher Weise berichtet wird, er habe die bei den Mithrasmysterien übliche fingirte Ermordung eines Menschen in die Wirklichkeit übertragen und das Heiligthum damit geschändet. — Die Zeit der Zerstörung hat der um die lothringische Alterthumsgeschichte hochverdiente Professor Dr. Wichmann (Metz) uns den reichen Münzfunden mit großer Wahrscheinlichkeit bestimmt. Die Münzen gehören dem 3. und 4. Jahrhundert an, die jüngste ist eine des Theodosius vom Jahr 395. Da, wie berichtet wird, dieser Kaiser in den Jahren 394/95 in den westlichen Provinzen des römischen Reichs die heidnischen Cultusstätten vernichten ließ, dürfte man wohl berechtigt sein, das Jahr 395 als die Zeit der Zerstörung unsres Mithreums zu betrachten. — Ist dieser Schluß richtig, so feierte dieses Heiligthum des alten Ponu Sanvi, das durch seine stattliche Ausführung Zeugniß ablegt von der Bedeutung dieser alten Römerstation, genau anderthalb Jahrtausende nach seiner Verwüstung durch das vordringende Christenthum das Fest seiner Wiederauferstehung, um Kunde zu bringen von den gewaltigen Kämpfen der Zeit, da zum letzten mal das ganze römische Reich unter eines Kaisers Scepter vereinigt war.

λ **München**, 11. Jan. K. Akademie der Wissenschaften. Januar-Sitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Classe begrüßte der Vorsitzende das zum ersten male seit seiner Wahl erschienene Mitglied, Prof. Hr. Georg Ebers, Sodann wurde die bereits mitgetheilte Glückwunschadresse bekanntgegeben, welche unsre Akademie an das auswärtige Mitglied, Prof. Dr. Albrecht Weber in Berlin zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum gerichtet hatte, sowie die Antwort des Gefeierten. Darin äußert Weber u. a., daß unsre Akademie im Jahre 1851 ihn, den damals noch sehr jugendlichen Forscher, zum auswärtigen Mitglied wählte, habe er offenbar dem Umstand verdankt, daß einige Mitglieder, namentlich Windischmann, Lasaulx, Haneberg, von ihm eine eingehende Darstellung der indischen Philosophie erwarteten. Diese Erwartung habe er leidlich getäuscht, indem er seine Studien anderen Gebieten der indischen Philologie zuwandte; um so mehr sei es ihm eine hohe Freude, aus der wohlwollenden Beurtheilung seiner Arbeiten in der Glückwunschadresse unsrer Akademie zu entnehmen, daß er das in ihn gesetzte Vertrauen, wenn auch nicht ganz in der gehofften Richtung, leidlich erfüllt habe. — Vorgelegt und zum Druck in den Sitzungsberichten genehmigt wurde eine Abhandlung des auswärtigen Mitgliedes Prof. Wilhelm Meyer in Göttingen über „Vitra, Roue und die byzantinische Strophik". Weiter hielt Geh. Rath Dr. v. Maurer einen gleichfalls für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag über „Zwei Rechtsfälle aus der Egbbygja". Geh. Rath Dr. v. Christ überreichte der Classe die revidirte Auflage seiner bei Teubner erschienenen Ausgabe der Metaphysik des Aristoteles. II. In der mathematisch-physikalischen Classe berichtete Director Dr. Seeliger über einige Ergebnisse neuerer Pendelmessungen; Prof. Dr. Hartig sprach über die Einwirkung der schwefligen Säure auf die Nadeln und die Gesundheit der Fichte; Prof. Dr. Lindemann überreichte eine Abhandlung des auswärtigen Mitgliedes Pens. Dr. Rudel Voß in Würzburg „über die congruente Transformation der bilinearen Formen in sich selbst", welche in den Sitzungsberichten der Classe erscheinen soll. Prof. Dr. Dyck berichtete über die auf einer Zusammenkunft von Delegirten der verbundenen wissenschaftlichen Körperschaften in Leipzig gefaßten Beschlüsse über gemeinsame Herausgabe eines encyklopädischen Wörterbuchs der Mathematik. Die Classe stimmt diesen Beschlüssen bei und wählt daraufhin Hrn. Prof. Voß als Vertreter unsrer Akademie in der Commission für das durch die Akademien zu Wien und zu München und die Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig gemeinsam herauszugebende Werk. Prof. Dyck macht über den vorläufigen Plan für Umfang und Kosten des Werkes einige Mittheilungen, denen wir entnehmen, daß dasselbe sechs Bände mit 240 Druckbogen umfassen und im Verlage der durch Zuschüsse der drei Corporationen zu unterstützenden Firma Teubner erscheinen soll. III. In der historischen Classe hielt Prof. Dr. Friedrich einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag „über den ursprünglichen, bei Georgios Monachos nur theilweise erhaltenen Bericht über die Paulikianer". Im Anschluß an diesen Vortrag, welcher sich auf eine aus einem spanischen Archiv stammende Handschrift in Döllingers Nachlaß gründete, theilte Prof. Dr. Stieve einiges mit über Forschungen zur Geschichte des 30jährigen Krieges, welche sein Mitarbeiter bei der historischen Commission, Hr. Dr. Hayser, gefördert durch den spanischen Ministerpräsidenten und Historiker Cánovas de Castillo, in spanischen Privatarchiven angestellt hat.

* **München.** Durch Beschluß der letztjährigen Generalversammlung der Görres-Gesellschaft ist zum verantwortlichen Herausgeber des Historischen Jahrbuches der Secretär am hiesigen k. Geheimen Staatsarchiv, Dr. Joseph Weiß, gewählt worden. Das Historische Jahrbuch erscheint vom Jahre 1896, bezw. seinem XVII. Bande ab unter der Redaction des Genannten in Verbindung mit den bisherigen Herausgebern, den Professoren Genuert (München), Pastor (Innsbruck) und Schneer (Freiburg i. d. Schweiz) und mit Beihilfe des Assistenten an der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, D. Kampers.

* **Würzburg.** Der Privatdocent der Chirurgie P. Reichel wurde als Vertrauensarzt der Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalt nach Breslau berufen. Er wird sich dort auch als Privatdocent habilitiren.

* **Berlin.** Geh. R. Prof. Gerhardt ist von seiner Erkrankung völlig wiederhergestellt. — Am 14. d. M. feiert der Germanist Geh. R. Prof. Dr. Karl Reinhold sein 50jähriges Doctorjubiläum. — Der bisherige Privatdocent Dr. Paul Oertmann ist zum außerordentlichen Professor für römisches Recht in der juristischen Facultät ernannt worden.

* **Glarus**, 11. Jan. Gestern Nacht starb in Mollis, 69 Jahre alt, der berühmte Kartograph R. Leuzinger.

* **Klausenburg.** Die Berechtigung des außerordentl. Professors an der Universität Dr. Zoltán Ferenczy, Vorlesungen aus der neueren ungarischen Literaturgeschichte zu halten, wurde auf die gesammte ungarische Literaturgeschichte ausgedehnt.

* **Paris**, 11. Jan. Die Académie des sciences morales wählte den Professor W. Wundt (Leipzig) zum correspondirenden Mitgliede. — Emile Zola erklärt in einer Zuschrift an den ständigen Secretär der Académie française, daß er sich nicht mehr um den Sitz von Ferdinand de Lesseps, sondern um den von Alexandre Dumas bewerbe. — Der Forschungsreisende Fabert, der während der Madagascar-Expedition für die „Ag. Havas" berichtete, ist kürzlich nach Marseille zurückgekehrt und gestern dort in Folge der Malaria gestorben.

* **Berichtigung.** In der Mittheilung „Preisausschreiben" in Bibl. Nr. 8 vom 11. Jan., S. 8, Sp. 1, Z. 23, ist als Höhe des ersten, für die „Biographischen Blätter" ausgeschriebenen Preises nicht 1000, sondern 100 Mark zu lesen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 13. Januar folgende Schriften eingegangen:

Dr. Adolf Lade: Was verlangen wir von einem bürgerlichen Gesetzbuch? Ein Wort an den Reichstag. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. — R. E. May: Die wirthschaftliche Entwicklung; Jahresbericht der Firma Alexander Jahn u. Co. Hamburg, Dec. 1895. — Wilhelm Jerusalem: Die Urtheilsfunction; psychologische und erkenntnißkritische Untersuchung. Wien u. Leipzig, Wilhelm Beaumüller 1895. — Dr. W. Röntgen: Eine neue Art von Strahlen. (Sonderabdr.) Würzburg, Stahel, Ende 1895. — Dr. Ewald Heder: Die Behandlung der Schlußfolgkeit. Frankfurt a. M., Johannes Alt 1896. — Dr. Julius Althaus: Ueber Hypochondrie und Nosophobie, a. d. Engl. übers. v. Dr. Karl Oetker. Ebd. — Dr. Lassar-Cohn: Die Chemie im täglichen Leben, gemeinverständliche Vorträge. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß 1896. — Dr. Friedrich Simony: Das Dachsteingebiet; geographisches Charakterbild aus den österreichischen Nordalpen. Schlußlieferung, Text und Atlas. Wien, Ed. Hölzel 1895. — Armand Dayot: Napoleon I. in Bild u. Wort, mit ca. 500 Illustrationen; übertragen von O. Marschall v. Bieberstein. Lfg. 2—3. Leipzig, Heinrich Schmidt u. Carl Günther 1895. — Emil Pirazzi: Deutschland; 10 vaterländische Gesänge. Jubiläumsausgabe. Offenbach a. M., Theodor Steinmetz 1896. — Eugen Schwetschke: Aus Bismarcks Zeit (1879—95); vaterländische Gedichte. Heidelberg, Otto Petters 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 14. Januar. Nummer 10.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Recht der Schauspieler. I. Von Dr. Burckhard. — Randbemerkungen zu einer dunklen Dante-Stelle. Von Dr. H. Sabersky. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Recht der Schauspieler.

Von Dr. Burckhard.[1])

I.

Die Scholastik mit ihrer Methode, einzelne Fragen durch Zusammenschleppen und Nebeneinanderstellen von allem, was irgendwann irgendwo von irgendwem über sie geschrieben wurde, zu behandeln, hat eine ganz eigenthümliche, sehr belustigende Art von Literatur auf dem Gebiete der Doctrinen aller vier Facultäten, insbesondere auf dem der Jurisprudenz, geschaffen.

Wenn ich von einer belustigenden juristischen Literatur spreche, so ist es zweifellos, daß ich mit dieser Literatur nicht etwa die Dissertations- und Habilitationsschriften und sonstigen Monographien meine, mit welchen die geistigen Erben der alten Scholastiker unter unsern Doctoranden, Habilitanden und Professoren alljährlich die Bibliotheken belasten. Ich denke vielmehr an eine Reihe zur Zeit des angeblichen Ausganges der Scholastik entstandener Bücher, in welchen entweder mit köstlicher Würde die seltsamsten Fragen unter Verarbeitung eines gelehrten Apparates aus allen denkbaren geistlichen und profanen Schriften per longum et latum erörtert werden, oder in denen ein lustiger Schalk die gelehrsame Schreibweise seiner Zeit durch hämische Nachahmung persiflirt: das eine und das andere mit so überwältigender Albernheit und so hochfeierlichem Ernste, daß wir heute manchmal nicht mehr zu unterscheiden vermögen, ob es der würzige Duft eines unverfälschten Blödsinn-Eigenbaues ist, der uns erquickt, oder ob der alte Schelm Mephisto mit einem aus dem morschen Holzwerk der Scholastik hervorgelockten Zaubertranke unsre Sinne reizt. Wurden doch die Epistolae obscurorum virorum, diese Musterbeispiele vernichtender Satire, bei ihrem Erscheinen von den Verhöhnten selbst für Geist von ihrem Geiste gehalten!

Mit besonderer Vorliebe wurden von den Juristen die auf bestimmte Classen oder Kategorien von Personen bezüglichen Rechtsfragen in loser Nebeneinanderstellung besprochen, wobei die Zusammenfassung des vorgebrachten Gallimathias zu einem Buche oft von ganz merkwürdigen Gesichtspunkten aus erfolgte.

So ließ im Jahre 1609 der Frankfurter Professor Martin Beneckendorf ein dickes Buch von tausend Seiten über das Recht der Frauen (De jure mulierum) drucken, und im Jahre 1679 erschien das herrliche Buch des edlen Henricus Kornmann, De virginum statu ac jure, zugeeignet ad Julianam Morellam virginem Hispanam, ein Buch von so sonderbarem Inhalte, daß ich, seit ich es zu lesen begonnen, die quälendsten Zweifel nicht mehr loswerden kann, ob denn Fräulein Morella, die spanische Jungfrau, durch die Dedication dieses Buches nicht gerade in jenen Qualitäten empfindlich compromittirt worden sei, auf deren Vorhandensein der Autor mit seiner Widmung so zartfühlend hindeutete. Im Jahre 1616 erschien ferner ein „Jus potandi oder Zech-Recht durch Blasium Multibibum utriusque vini et cerevisiae candidatum (wie er in der Auflage von 1669 graduirt wird) aufgesetzt und jetzt aus dem Lateinischen übersetzt per Joannam Elisabetham de Schwinutzki“, und lange vor unserm Romancier Julius Wolff, nämlich 1671, schrieb schon der fürstlich Braunschweig-Lüneburg'sche Cammer-, Hof- und Consistorialrath Justus Georgius Schottelius ein „Hagestolzen-Recht“, dem noch 1728 ein Herr J. Paul Kreß mit einer Abhandlung „De jure hagestolziatus“ nachfolgte.

Ich bin dieser Art juristischer Literatur, als ich noch Berufsjurist war, zu meiner Erholung gern nachgegangen, und wenn ich gerade die erwähnten Bücher hervorhebe, so liegt der Grund darin, daß ich so glücklich bin, sie selbst in meiner Bibliothek zu besitzen. Als ich nun die Wage der Themis mit dem Wagen des Thespis vertauschte und in eine neue Welt blickte, ohne darum die alte völlig vergessen zu können, ging es mir oft durch den Kopf, ob denn niemand einen „Tractatus“ oder „Enucleatae quaestiones“ „de statu ac jure histrionum“, oder „de histrionibus eorumque privilegiis“, ein „Recht der Schauspieler“ geschrieben habe, und da ich ein solches Büchlein nirgends zu entdecken vermochte, so können die folgenden Ausführungen, wenn sie schon zu nichts anderem taugen sollten, wenigstens eine Lücke in unsrer nachscholastischen Literatur ausfüllen.

Ich fange natürlich mit dem römischen Recht an und zwar als alter Jurist ganz selbstverständlich mit dem heiligen Buche der Rechtsgelehrsamkeit, dem Corpus juris.

In ihm finden wir nun in der That eine Anzahl von Stellen, die der Schauspieler — histriones, nach der Art der speciellen Thätigkeit auch als comoedi, tragoedi, oder allgemein als scenici bezeichnet — und anderer verwandter Künstler, wie mimi, pantomimi, thymelici, Erwähnung machen. Aber meist nur beispielsweise, in Zusammenstellung nicht nur mit Musikern (de symphonia, symphoniaci), Ringkämpfern (de palaestra, xystici), sondern auch mit Copisten (librarii), Thürstehern (nomenculatores), ja mit Maulesseln und Pferden aus einem Viergespann. In den Digesten werden die Schauspieler besonders in der Lehre vom Nießbrauch an Sklaven und von den schuldigen Dienstleistungen der Freigelassenen, aber auch in der Lehre von der Bemessung des Schadens, welcher dadurch entstanden ist, daß eines aus mehreren zusammengehörigen Objecten schuldbar beschädigt oder in fehlerhaftem Zustande geliefert wurde, wiederholt genannt.

So bemerkt Ulpian, der mit besonderer Vorliebe die Schauspieler zu Schuldbeispielen nimmt, zur Illustrirung des Satzes, daß derjenige, dem Nießbrauchsrechte vermacht

[1]) Wir verdanken der Güte des Hrn. Verfassers den Vorzug ungeläuterter Mittheilung dieses Vortrags. D. Herausg.

worden seien, das Object des Nießbrauches nicht mißbrauchen dürfe, es liege eine solche unerlaubte Benützung vor, wenn der mit dem Nießbrauchsrecht an einem Sklaven bedachte Vermächtnißnehmer einen Musiker als Hausknecht, einen Ringkämpfer als Canalräumer, einen Schauspieler als Badediener verwende; dem Juristen ist es dabei natürlich nicht um den Sklaven, bezw. den Musiker, Ringkämpfer, Schauspieler zu thun, sondern um den Eigenthümer, und er besorgt offenbar, der Schauspieler, der angefangen habe, ein guter Badediener zu sein, werde aufhören, ein guter Schauspieler zu sein.

So belehrt uns Julianus, daß der Patron den freigelassenen Pantominen nicht nur bei den von ihm selbst, sondern auch bei den von seinen Freunden veranstalteten Spielen zur unentgeltlichen Mitwirkung heranziehen könne, gerade so, wie ein Freigelassener, der arzneikundig ist, auch die Freunde des Patrons behandeln müsse; denn, fügt weise der Jurist hinzu, das könne man vom Patron nicht verlangen, daß er, um die Dienstleistungen des Freigelassenen in Anspruch zu nehmen, stets selbst Feste veranstalte und selbst krank werde; und dem unbemittelten Patron gestattet er sogar, die Kunstleistungen des freigelassenen Pantomimen oder Archimimen für Geld an Dritte zu verdingen. Und von Paulus erfahren wir, daß, wenn jemand ein Exemplar aus einer Schauspielergesellschaft, einer Musikcapelle, einem Viergespann, einem zusammengestellten Maulthierpaare oder von Zwillingssklaven erschlägt, er nicht nur den Werth des erschlagenen Stückes, sondern auch die Werthverminderung ersetzen müsse, welche die anderen Stücke hiedurch erlitten.

Die römischen Schauspieler waren eben in der Regel Sklaven, und wenn daher die römischen Juristen von ihnen sprechen, so sprechen sie von ihnen als Objecten, die genau so wie Pferde und Maulesel nur insoweit rechtlich in Betracht kommen, als es sich um die Interessen ihrer Herren oder anderer Herren handelt. Das Corpus juris gedenkt aber der Schauspieler auch noch in einem anderen Zusammenhang und gerade in dieser Richtung zeigt sich der tiefeinschneidende Unterschied zwischen der Auffassung der Griechen und der Römer über die Bedeutung der Schauspielkunst und die sociale Stellung der Schauspieler.

Bei den Griechen waren die scenischen Aufführungen Staatsacte religiösen Charakters. Die dithyrambischen Chöre, welche bei den dionysischen Festen zur Aufführung gelangten, sind es, aus denen sich die Tragödie entwickelte, und aus den phallischen Liedern, welche die schwärmenden Theilnehmer der Umzüge (κῶμοι) bei den Dionysien sangen, bildete sich die Komödie heraus. Thespis war es, der zuerst auf den Gedanken kam, bei den vermuthlich durch Pisistratus nach Athen verpflanzten dionysischen Lenäen den die Chorgesänge verbindenden Text durch einen Schauspieler sprechen und darstellen zu lassen, und dieser Schauspieler war er selbst.

Eine Zeit lang blieb der Dichter als erster und einziger Schauspieler bei der Aufführung thätig. Den Chor hatte der Chorführer (χορηγός) auf eigene Kosten aus dem Kreise der Bürger beizustellen. Auch als seit Aeschylus (spätestens 499) ein zweiter und seit Sophokles ein dritter Schauspieler für die Darstellung vom Staate zur Verfügung gestellt wurde, die Mitwirkung des Dichters als erster Schauspieler (Protagonist) aufhörte, die Regel zu sein, und aus dem Protagonisten ein Unternehmer wurde, der sich dem Staate gegenüber verpflichtete, mit zwei Gehülfen die vorkommenden Rollen gegen Honorar zu spielen, litt darunter das Ansehen der Schauspieler nicht ernstlich. Sie wurden sogar gelegentlich in Kriegsfällen als Gesandte geschickt, wie jener Neoptolemos und jener Aristodemos, von denen uns Demosthenes und Aeschines berichten. Die dionysischen Künstlervereine aber, bei welchen überhaupt nur freie Männer Mitglieder sein konnten, besaßen juristische Persönlichkeit und nicht unwesentliche Privilegien. So waren ihre Angehörigen vom Kriegsdienste befreit, und Demosthenes konnte gegen Meidias zur Begründung des Vorwurfs, daß er ihm sein Amt als Chorege der Pandionischen Phyle zu erschweren gesucht, darauf hinweisen, daß dieser der Militärbefreiung seines Chorpersonals entgegenarbeitete.

Wie ganz anders in Rom! Durch griechische Sklaven nach Italien gebracht, erschien die Schauspielkunst nicht als Mittel zur Erlangung von ehrenden Preisen bei nationalen Festen, sondern als eine Art des Erwerbes durch persönliche Dienstleistungen; war doch selbst der dramatische Dichter, wenn er für die Ueberlassung seiner Stücke an die Magistrate oder den Schauspielunternehmer Bezahlung annahm, gering geachtet, so daß meist nur Leute niederen Standes sich mit dem Schreiben von Schauspielen beschäftigten; so waren Livius Andronicus, der 240 v. Chr. das erste nach einem griechischen Vorbild gedichtete Drama bei den ludi Romani zur Aufführung brachte und hiedurch den Sinn für dramatische Kunst bei den Römern weckte, sowie Terentius Afer freigelassene Sklaven, Plautus schrieb als Müllerbursche seine ersten Komödien und Ennius war gemeiner Soldat und dann Privatlehrer gewesen.

Die Geringschätzung der Schauspieler kam aber bei den Römern nicht nur im gesellschaftlichen Leben zum Ausdruck, sie verkörperte sich auch in einem geradezu diffamirenden Rechtssatz. Das prätorische Edict erklärte gewisse Classen von Menschen für ehrlos, für mit dem Makel der Infamie behaftet, und unter diesen neben Deserteuren, Kupplern, Dieben, Räubern alle jene, welche als Schauspieler oder Recitatoren die Bühne wirklich betraten; die Bühne aber definirt der Jurist Labeo geradezu als jenen Ort, welcher zur Veranstattung von Spielen ausersehen wird, so daß sich jemand auf ihn hinstellen und körperliche Bewegungen machen soll, um eine Schaustellung seiner selbst darzubieten.

Die Rechtsfolgen der Infamie waren sehr weitgehend, insbesondere war der Infamirte von allen Würden und Ehrenämtern, vom Kriegsdienste und von dem Recht, vor Gericht für andere Anträge zu stellen, ausgeschlossen, und die Geschwister eines Testators, welcher einen Infamen als Erben eingesetzt hatte, waren berechtigt, das Testament anzufechten; die Ehen von Schauspielern, Schauspielerinnen, Kindern von Schauspielern mit Senatoren und deren Kindern, Enkeln und Urenkeln waren nach der Lex Julia de maritandis ordinibus für ungültig erklärt, da man, wie der Jurist Modestin bemerkt, bei Eheschließungen auch auf den Anstand sehen müsse, und selbst nachträglich sollte die Ehe eines Senators oder des Sohnes, Enkels, Urenkels eines Senators gelöst werden, wenn die Frau sich der Bühne zuwende. Hatte aber die Tochter eines Senators selbst sich der Schauspielkunst zugewandt, dann durfte sie sogar in ihren Neigungen bis zu einem Freigelassenen herabsteigen und diesen ehelichen, denn, bemerkt Paulus, denjenigen braucht man die Ehre nicht zu bewahren, die sich selbst so schmählich erniedrigten. Ein besonderes Privilegium hatte der von einem Schauspieler oder gewissen anderen infamen Personen in seiner häuslichen Ehre betrogene Ehegatte; er durfte nämlich den Missethäter, aber nur, wenn er ihn in seinem eigenen Hause attrapirte, tödten, während ihm dieses Recht nicht zustand, wenn die Sünder sich für ihre verbotene Zusammenkunft einen anderen Schauplatz ausersehen hatten, wobei sie nur, wenn sie recht vorsichtig sein wollten, das Haus des Vaters der Gattin vermeiden mußten: denn der hatte ein noch weiter gehendes Privilegium und durfte sowohl im Hause des Schwiegersohnes als in seinem jeden,

Digitized by Google

wie der Jurist Pomponius sich feinsinnig ausdrückt, „in ipsis rebus Veneris“ ergriffenen Galan kalt machen, selbst wenn dieser nicht lediglich ein Schauspieler war. Von den mit der schauspielerischen Thätigkeit verbundenen Rechtsfolgen der Infamie thatsächlich befreit waren nur die Soldaten, diese sollten nämlich gleich mit dem Tode bestraft werden, wenn sie auf einer Bühne auftraten.

Der Grund dieser ungünstigen Rechtsstellung der Schauspieler lag nicht so sehr in der Sittenlosigkeit des römischen Bühnenlebens, als vielmehr in dem Moment der Entgeltlichkeit der körperlichen Schaustellung; darum waren nach einem Ausspruche der Juristen Sabinus und Cassius die Kämpfer in den heiligen Wettkämpfen (athletae), da sie aus Tapferkeit rangen, der Infamie nicht verfallen, und die gleiche Begünstigung genossen auch die Choristen (thymelici) und Ringkämpfer (xystici) bei den religiösen Wettkämpfen, und ebenso nach Ulpian auch die Thierkämpfer, wenn sie sich nur nicht bezahlen ließen, und, was für uns von besonderem Interesse ist, nach dem Zeugnisse des Livius auch die Mitwirkenden in den alten nationalen Volksschauspielern, den fabulae Atellanae. In diesen spielten die jungen Bürger als Dilettanten unentgeltlich, und zwar schon zu einer Zeit, in welcher die Berufsschauspieler noch ohne Masken auftraten, bereits mit Gesichtsmasken; als später die Berufsschauspieler sich auch der fabulae Atellanae bemächtigten und sie als Nachspiele zur Aufführung brachten, blieb das Privileg für die Dilettantenvorstellungen aufrecht, ohne auf die gewerbsmäßigen Darstellungen von Atellanen übertragen zu werden.

Das römische Recht hielt zähe an der Infamie der Schauspieler fest; erst unter den Kaisern Diocletian und Maximinian finden wir ausgesprochen, daß Personen, welche nur während ihrer Minderjährigkeit die Bühne betraten, der Infamie nicht verfallen sein sollen, und noch eine Constitution des Kaisers Constantin vom Jahr 336 erklärt Senatoren und gewisse andere Würdenträger für infam, wenn sie Kinder, die ihnen eine Schauspielerin oder die Tochter einer Schauspielerin geboren hatte, zu legitimiren suchen, und ordnet an, daß alles, was sie einer derartigen Person, die sie etwa zur Gattin genommen, zugewendet, dieser, nöthigenfalls unter Anwendung der Tortur, weggenommen werden solle. Erst Kaiser Justinus eröffnet Schauspielerinnen, „welche ihren schimpflichen Beruf aufgaben und anständig wurden“, wie er sich ausdrückt, und den Töchtern solcher Geretteter die Möglichkeit, eine legitime Ehe auch mit Würdenträgern einzugehen, und befreit sie vom Makel der Infamie.

Procopius von Cäsarea berichtet uns in seinen Anecdota, Cap. 9, daß Justinian es war, der den schwachsinnigen Justinus zu dieser Milderung bestimmt hatte, aber dies nicht etwa aus einem allgemeinen menschlichen Grunde — solche Gründe waren dem Justinian zeitlebens fremd —, sondern aus einem höchst persönlichen Motiv, damit er nämlich in die Lage komme, die Pantomimentänzerin Theodora zu ehelichen, jene Theodora, von der uns derselbe Procopius erzählt, sie sei wiederholt fast hüllenlos aufgetreten und ihr Vorleben sei so schamlos gewesen, daß ihr alle anständigen Leute aus dem Wege gingen, um sich nicht durch Berührung mit den Kleidern eines solchen Scheusals zu verunreinigen, sie sei eine der gemeinsten und berüchtigsten Dirnen, der größte Schandfleck des ganzen menschlichen Geschlechts gewesen: dieselbe Theodora, die Justinian in der Novelle 8 seine heiligste, von Gott ihm gegebene Gemahlin nennt.

Die Vergangenheit und wohl auch die spätere Aufführung der Kaiserin Theodora war nicht darnach angethan, den Stand der Schauspieler in den Augen Justinians zu erheben, allein eben darum, weil er noch von der Schimpflichkeit des Berufes durchdrungen war, suchte er jenen Frauen, welche die Theaterlaufbahn aufgeben wollten, die Lösung ihrer Bühnencontracte zu ermöglichen. Eine Anknüpfung hiefür boten schon frühere Kaiserconstitutionen, welche uns im Codex Theodosianus erhalten sind. Neben Gesetzen, welche den mimischen Darstellerinnen verbieten, Edelsteine und gewisse Kleiderstoffe, insbesondere goldgewirkte und purpurgefärbte, zu tragen, oder die Aufstellung von Bildern der Schauspieler in öffentlichen Säulengängen oder an Orten, an welchen Kaiserbilder stehen, untersagen, finden wir dort die Anordnung, daß Bühnenangehörige, welche im Angesichte des Todes das Sacrament erbeten hatten, wenn sie dann wieder genasen, nicht auf Grund ihres Vertrages in das Engagement zurückgerufen werden durften. So hatten die Kaiser Valentinian, Valens und Gratian im Jahre 371 verfügt. Eine Constitution der Kaiser Gratian, Valentinian und Theodosius vom Jahre 380 erkannte an, daß unter Umständen wenigstens die Berufung auf die Religion und das Gesetz Christi Frauen von weiteren Bühnenverpflichtungen befreien könne, schon im folgenden Jahre aber sahen sich dieselben Kaiser veranlaßt, denjenigen, welche der Religion, auf die sie sich zuerst berufen, hinterher durch ihren Lebenswandel ein Schnippchen schlagen zu können vermeinten, eine sehr ernste Verwarnung zu ertheilen; eine solche Person sagen sie, soll auf die Bühne zurückgeführt werden und an ihr ohne jede Hoffnung auf ein Loskommen verbleiben, bis sie ein altes, lächerliches, durch das Greisenalter entstelltes Weib wird, und nicht einmal dann soll sie ihre Freiheit erlangen, weil ihre Sittsamkeit dann kein Verdienst, sondern nur eine natürliche Nothwendigkeit ist.

Es fehlt uns leider an Nachrichten, ob die damaligen Theaterdirectoren von dieser kaiserlichen Erlaubniß so andauernden Gebrauch zu machen für zweckmäßig fanden, als die Kaiser vermeint hatten, unmöglich wäre es gerade nicht; denn hinsichtlich der zulässigen Altersgrenze der Darstellerinnen scheint man schon damals nicht sehr rigoros gewesen zu sein, wenigstens berichtet uns Plinius, daß die mimische Künstlerin Lucceja noch mit hundert Jahren aufgetreten sei, und von der Schauspielerin Galeria Copiola erzählt er gleich darauf, daß sie gleichsam zur Feier ihres neunzigjährigen Künstlerjubiläums im Alter von 98 Jahren von Pompejus bei Einweihung seines neuen Schauspielgebäudes auf die Bühne gebracht wurde; allerdings kann Plinius nicht verschweigen, daß die Sache mehr vom Standpunkte eines Mirakels als von einem anderen aus betrachtet wurde.

Die verclausulirten Bestimmungen der erwähnten Constitutionen verallgemeinerte nun Justinian und er verordnete, es dürfe niemand weibliche Bühnenmitglieder, die ihr Gewerbe aufgeben wollen, hieran hindern, ja er erklärte auch, es solle jede für die Einhaltung der Engagementsverpflichtung weiblicher Personen geleistete Bürgschaft ungültig sein und an dem Bürgschaftsnehmer gestraft werden; und als nun die Bühnenleiter klüger sein wollten als der Gesetzgeber und sich von ihren weiblichen Mitgliedern statt der Bürgschaft Eide leisten ließen, erklärte er auch diese Eide für ungültig und ihre Abforderung für strafbar, da sie ebenso schimpflich, blödsinnig und verderblich seien, wie etwa der Eid, jemanden morden oder einen Ehebruch begehen zu wollen.

Die angeführten gesetzlichen Bestimmungen beweisen gewiß zweifellos die Mißachtung der Schauspieler seitens der gesetzgebenden Gewalt; sie beweisen aber andrerseits auch gerade darum, weil sie nothwendig erschienen, daß die Römer es gelegentlich mit der ihnen durch die hohe Obrigkeit vorgeschriebenen Abneigung gegen die Personen des Theaters nicht sehr genau nahmen, insbesondere als unter den Kaisern das schöne Geschlecht, welches früher nur in

den derb lasiven, den fabulae Atellanae nahestehenden Possenspielen der Mimi an den Darstellungen activ theilgenommen hatte, begann, seine angeborene Fähigkeit zum Theaterspielen auch auf der Bühne allgemein zu bethätigen.

Sulla war der erste, welcher öffentlich intimen Verkehr mit Schauspielern pflog, und schon im Jahre 15 n. Chr. waren die Schauspieler trotz der ihnen anhaftenden Infamie gesellschaftlich so umworben, daß der Senat sich bemüßigt fand, zur Rettung der gefährdeten Würde der Senatoren und Ritter zwei Beschlüsse zu fassen, des Inhalts, daß kein Senator sich unterfangen solle, das Haus eines Pantomimen zu betreten, und daß die römischen Ritter diese Künstler nicht auf der Straße umschwärmen dürften. Es scheint, daß diese Verbote nicht viel gefruchtet haben; Seneca klagt in einem seiner Briefe, die vornehmsten Jünglinge erniedrigen sich zu Sklaven der Pantomimen, und in seinen Naturales quaestiones berichtet er uns, daß die Männer und ihre Gattinnen sich zankten, wer von ihnen den großen Mimen zur Seite gehen dürfe; Juvenal spottet über den Einfluß des Mimen Paris auf Verleihung militärischer und staatlicher Ehren und Plinius weiß das Ansehen eines Umstürzlers auf medicinischem Gebiete, eines gewissen Thessalus, der sich dadurch eine große Praxis schuf, daß er alle bisherigen Ansichten über den Haufen warf und wüthend über seine Collegen loszog, nicht drastischer zu schildern, als indem er sagt, nicht einmal ein Schauspieler oder ein Wagenlenker habe beim Ausgehen auf der Straße einen solchen Schwarm von Begleitern nach sich gezogen wie er. Einzelne der Kaiser verhielten übrigens Personen aus dem Ritterstande, selbst auf der Bühne zu agiren. Ueber das auf Andrängen Cäsars erfolgte Auftreten des Ritters Decimus Laberius in seinen Mimen berichten uns Macrobius und Sueton; letzterem verdanken wir auch die Ueberlieferung, daß Augustus gelegentlich römische Ritter in Schauspielen und Gladiatorenkämpfen auftreten ließ, und von Nero wird uns dies von verschiedenen Gewährsmännern bezeugt; ja Nero betrat wiederholt selbst die Bühne und Sueton schildert uns sehr humoristisch das Auftreten des kaiserlichen Histrionen, seine Befangenheit, wie er sich nicht zu räuspern getraute, wie er schwitzte u. s. w., und nennt uns als Rollen, in denen Nero als Sänger selbst die Bühne betrat, die kreißende Canace, Orest als Muttermörder, den geblendeten Oedipus, den rasenden Hercules.

So darf es uns nicht wundern, daß trotz des Fortbestandes jener gesetzlichen Bestimmungen, welche Schauspieler von Ehrenämtern ausschlossen, doch auch ihnen solche gelegentlich verliehen wurden; vom Archimimus L. Acilius Eutyches wenigstens steht es nach einer Inschrift aus dem Jahre 169 n. Chr. zweifellos fest, daß er in Bovillä das Ehrenamt eines wirklichen Decurio thatsächlich erlangte. Der Schauspieler Q. Roseins Gallus konnte Sulla und Cicero unter seinen Freunden nennen, und letzterer erwies ihm die Ehre, ihn in einer längeren Rede vor Gericht zu vertheidigen, als er von einem gewissen Fannius als dem Eigenthümer eines durch Roscius zum Schauspieler ausgebildeten Sklaven auf Theilung des für die Ermordung dieses Sklaven geleisteten Schadenersatzes belangt wurde. „Was gehörte dem Fannius?" fragt Cicero: „Der Körper. Und was dem Roscius? Die Geschicklichkeit: nicht die Gestalt, vielmehr die Kunst verlieh dem Sklaven seinen Werth." So weit geht Cicero in seinem Lobe des Roseius, daß er keinen Anstand nimmt, ihn für würdig zu erklären, daß er dem Senate angehöre.

Freilich hatte gerade Roscius in den letzten Jahren seines Lebens auf jede Entlohnung für die Ausübung seiner Kunst verzichtet, und Cicero schlägt das Einkommen, das ihm hiedurch in zehn Jahren entgangen sei, auf nicht weniger als sechs Millionen Sesterzien an, eine Angabe, die wir, obgleich sie von einem Advocaten herrührt, nicht einmal für übertrieben halten können, wenn wir damit zusammenhalten, daß er früher für jedes Auftreten 1000 Denare bezogen hatte, und daß sein College Clodius Aesopus seinem Sohne nicht weniger als zwanzig Millionen Sesterzien, also ungefähr 3,400,000 Mark hinterließ, so daß dieser, um nur ja das Geld sicher durchbringen zu können, zu den absonderlichsten Mitteln seine Zuflucht nehmen mußte, wie z. B., daß er einer Dame Namens Metella — hoffentlich war es nicht die gleichnamige Gemahlin Sulla's — aus ihrem kleinen, süßen Ohr eine riesengroße Perle im Werthe einer Million herausnahm, um sie in sauerem Essig aufzulösen und so ein Vermögen auf einmal hinabzuschlürfen.

So gut wie dem Komöden Roseius und dem Tragöden Aesopus ging es aber freilich nicht allen ihren Collegen, und schon gar nicht jenen, welche nicht, wie sie, so glücklich waren, zugleich auch Theaterdirectoren zu sein. Insbesondere ihr Verhältniß zu ihrem Vorgesetzten, dem Director, der bezeichnend dominus gregis, Heerdenführer, genannt wurde, zu den Magistraten und zum Publicum war ein geradezu unwürdiges. Daß der dominus gregis die Rollen austheilte und, weil er selbst Schauspieler war, die besten Rollen sich zuwies, ist selbstverständlich; auch daß er die Gagen bestimmte, werden wir nicht befremdend finden. Sehr unbillig aber müssen die Eingriffe erscheinen, welche sich, nach einer Bemerkung Juvenals zu schließen, die antiken Directoren in die Liebesfreiheit ihrer Mitglieder erlaubten und welche so weit gingen, daß sie im Interesse der Erhaltung der Stimmmittel derselben ihre Tugend mittelst einer sehr sinnvollen Einrichtung thatsächlich hinter Schloß und Riegel legten. Die Magistrate aber hatten sogar das Recht, Schauspieler, die schlecht spielten, durchprügeln zu lassen, und es war schon eine Vergünstigung, als dieses Recht später auf die Zeit und den Ort der Vorstellung beschränkt wurde. Auch das Publicum war in seinem Verhalten gegen die Spielenden nicht immer sehr rücksichtsvoll und zwang mißliebige Acteure gelegentlich nicht nur durch Zischen, sondern auch durch gemeinsames andauerndes Brüllen zum Abtreten, wofür es andrerseits allerdings auch wieder sogar die Freilassung sich als Schauspieler auszeichnender Sklaven stürmisch im Theater verlangte, weßhalb solche Freilassungen geradezu für ungültig erklärt wurden, und überhaupt mit seinem Beifalle nicht geizte, so daß für allzu eifrige Theaterenthusiasten Prügelstrafen, Verbannung, ja sogar die Todesstrafe angedroht wurde. Gelegentlich äußerte auch der liebe Pöbel mitten unter der Vorstellung den Wunsch nach Einschiebung einer Bärenhetze oder eines Faustkampfes und betheiligte sich bei Meinungsverschiedenheiten auch wohl actio mit einer Prügelei an der Vorstellung oder jagte die ganze Truppe zum Theater hinaus.

Bei der ganz besonderen Wichtigkeit, welche hienach die Zustimmung des Publicums für die römischen Schauspieler hatte, darf es uns nicht wundernehmen, daß sie auch schon eine wohlorganisirte Claque unterhielten. Von einem gewissen Tercennius erzählt uns Tacitus, er sei einmal Chef der Claque gewesen, und der Dichter Plautus erachtete es für zeitgemäß, in dem Prolog zu seinem Amphitruo einige sehr schöne Verse über die Nichtigkeit des Beifalls der Claqueure (favitores) einzuschalten; trotzdem halte ich es nicht für ganz ausgeschlossen, daß auch der Dichter Plautus, wie so manche seiner späteren Berufsgenossen, vor der Premiere mit dem Chef der Claque persönlich conferirte und einige inhaltsvolle Händedrücke wechselte.

So finden wir also im alten Rom als rechtlichen Zustand, daß die Schauspieler entweder Sklaven waren,

oder aber wegen der Verächtlichkeit des Standes der Berufsschauspieler in der Regel selbst dann, wenn sie nur aus Liebhaberei die Bühne betreten hatten, mit dem schwerwiegenden Ehrenmakel der Infamie behaftet waren; als thatsächlichen Zustand, daß die Sitte, welche dem Schauspieler eine gering geachtete sociale Stellung zuwies, wohl in einzelnen Fällen durchbrochen wurde, aber doch im allgemeinen fortbestand.

Randbemerkungen zu einer dunklen Dante-Stelle.

Vor ein paar Monaten brachten die Zeitungen die Mittheilung, daß die seit fast sechs Jahrhunderten dunkel gebliebene Stelle in Dante's „Göttlicher Komödie" (Inf. VII, V. 1) „Pape Satan, pape Satan aleppe!", die mit einem auf „seppe" ausgehenden Verse reimt, endlich in dem Reverend Governor ihren Erklärer gefunden habe. Die Verse, hieß es, seien nicht italienisch, sondern französisch; es wäre so zu lesen: „Pas paix, Satan, pas paix, Satan, à l'épée!" Der scheinbar bestechenden — übrigens nicht neuen — Erklärung folgten kurz darauf Widerlegungen, welche darin gipfelten, daß man zu Dante's Zeit das neufranzösisch lautende Wort „épée" noch „espee" ausgesprochen habe und der Dichter nimmer „espee" mit „seppe" gereimt haben könne. Der philologischen Forschungen fern Stehende hat ein Recht zu der Frage: „Wer könnte, da doch der Phonograph noch nicht erfunden war, den Beweis liefern, daß nicht vor sechshundert Jahren schon, wie heute, „epee" gesprochen wurde? Findet nicht jetzt noch bei einer Menge französischer Wörter ein geschriebenes s keine Berücksichtigung im Laut, wie z. B. in: „il est", „mesdames", „les villes" u. s. w.? Im Folgenden mögen daher im allgemeinen die Mittel angedeutet werden, deren sich die Sprachwissenschaft bedient, um zunächst zu ergründen, wie das ausgesprochen wurde, was in alten Handschriften und Drucken überliefert worden ist, sodann, wie man überhaupt in früheren Zeiten gesprochen hat. Da diese Fragen durch ein der französischen Sprachgeschichte angehörendes Problem angeregt wurden, seien die nöthigen Beispiele dem nämlichen Sprachgebiete entnommen.

Zur Erkenntniß des Lautstandes einer verflossenen Zeit bieten sich zunächst die Ueberlieferungen der Grammatiker. Da die französische Sprache als eine Fortentwicklung der römischen Volkssprache betrachtet werden muß, so fallen die Bekundungen der Grammatiker aus der römischen Kaiserzeit besonders ins Gewicht. Sie waren schon auf dem richtigen Wege, indem sie die Natur der einzelnen Sprachlaute dadurch schilderten, daß sie versuchten, die zu deren Hervorbringung von den Sprachorganen eingenommenen Stellungen zu beschreiben. Trotzdem diese Angaben von einer für jene Zeit bewunderungswürdigen Beobachtungsgabe zeugen, waren sie allein nicht ausreichend, den Nachkommen, bis ins 19. Jahrhundert hinein, einen richtigen Begriff von der gesprochenen lateinischen Sprache zu geben. Denn man paßte alle Beschreibungen irrthümlicherweise durchweg nur Lauten der heimischen Sprache an, während sich einige auf Laute bezogen, die einzig und allein dem lateinischen Idiom eigenthümlich waren.

Erst die neuere Sprachwissenschaft mit ihrem Rüstzeug von Kenntnissen der Lautphysiologie hat hier Klarheit geschaffen. Erst sie vermochte es, mit ihrer durch zahllose Einzelforschungen auf dem Gebiete der französischen Tochtersprache unterstützten Erfahrung über die Wandlungen der Laute auf ihrem Wege vom Lateinischen zum Neufranzösischen und über die Gesetze, denen sie dabei unterworfen sind, durch geeignete Rückschlüsse auf das schärfste festzustellen, welche Laute den Angaben der römischen Grammatiker entsprechen. Auch der letzteren sehr ausführliche Verzeichnisse von Aussprachweisen, die verpönt waren, weil sie nur vom ungebildeten Volke gebraucht wurden, lieferten treffliches Untersuchungsmaterial, weil ja die Tochtersprachen gerade von hier aus sich entwickelt hatten. Fernerhin benutzte man zur Controle die lateinischen Inschriften, die ohne Kenntniß der Orthographie nach dem Gehör von ungebildeten Steinmetzen eingemeißelt worden waren. Es traten die Ergebnisse der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung hinzu.[1])

Weit trüber flossen dem Forscher die Quellen in den folgenden Jahrhunderten, vom frühen Mittelalter bis ins 16. Jahrhundert. Hier war er auf andere Hülfsmittel angewiesen. Zunächst boten sich der Untersuchung die Reime solcher Dichter, die sich als exact in ihren Reimen erwiesen hatten. Um hiebei zu einem einwandfreien Ergebniß zu gelangen, ist nicht nur die Kenntniß der Geschichte der beiden zu untersuchenden Reimwörter nöthig, sondern auch die der physiologischen Bedingungen, denen sie bei ihren etwaigen Veränderungen bis zur Zeit ihrer Verwendung unterworfen waren. Ein Beispiel für viele: Bei einem Dichter des 12. Jahrhunderts (Philipp de Thaün) findet sich „mest" mit „est" gereimt. „Mest" (im heutigen Französischen „met" = setzt, stellt) entspricht dem lateinischen Worte „mittit". Dieses altfranzösische Wort fand sich in Handschriften aus noch früherer Zeit niemals mit einem s geschrieben vor und ein solcher Laut konnte sich in Anbetracht der in Frage kommenden Lautgesetze auch nicht darin entwickelt haben. Man hätte einen einfachen Schreibfehler vermuthen müssen, wenn sich nicht in derselben Epoche viele Wörter gefunden hätten, in denen überall ein s eingeschoben war, an Stellen, wo es auch nicht „etymologisch berechtigt" war. Man konnte aus diesen Thatsachen den Schluß ziehen, daß s in „est" (ehemals latein. „est") in der Zeit, die uns hier angeht, auch unausgesprochen blieb. Die nähere Erklärung ist diese: Die schriftliche Wiedergabe einer Sprache hält nie mit ihrer lebendigen lautlichen Entwicklung gleichen Schritt, bleibt vielmehr dieser gegenüber oft mehrere Jahrhunderte zurück, wie wir das an der heutigen französischen und englischen Orthographie besonders beobachten können. Den Schreibern jener entlegenen Zeit trat nun dieser Widerspruch, dessen Ursachen sie nicht kannten, am merklichsten entgegen, wenn sie Verse mit Reimen copirten. Der Copist sagte sich: „met" reimt auf ein „et" ausgesprochenes Wort, das aber „est" geschrieben wird; folglich wird wohl die Schreibung „met" falsch sein, es wird richtiger sein, „mest" hinzusetzen. Auf diese Weise entstanden die sogenannten „umgekehrten Schreibungen". Aus den erwähnten Fehlschlüssen ungebildeter Schreiber holt sich die Wissenschaft die Kenntniß, daß in den betreffenden Wörtern in dem Dialekt des Dichters und zu seiner Zeit ein s nicht hörbar war. Freilich darf nur von Fall zu Fall geurtheilt werden. Erst eine große Menge begründeter Thatsachen erlaubt dann, weitere Schlüsse in Bezug auf die näheren dabei in Betracht kommenden Umstände zu ziehen. Es wird beispielsweise die Natur der Nachbarlaute und der Einfluß untersucht, den sie auf den nur allmählichen Vorgang des „Verstummens" geübt haben.

Der Leser wird aus diesen Andeutungen schon erkannt haben, eine wie große Menge von Einzelforschungen nöthig ist, um sich über die zeitliche und örtliche Ausdehnung einer derartigen Erscheinung innerhalb auch nur eines Dialektgebietes Rechenschaft geben, sie einem System ein-

---

[1]) Ungeachtet besseren Wissens wird noch jetzt traditionell ein Latein gelehrt, wie es zu keiner Zeit von den Römern gesprochen wurde! Man sagte nicht: „Scipio", sondern „Skeipio", und nicht „cepit", sondern „kapet", nicht „Caesar", sondern „Kaesar" u. s. w. Vgl. hierüber: Seelmann, Die Aussprache des Latein nach physiolog.-histor. Grundsätzen. Heilbronn 1885.

ordnen zu können. Hier käme Mephisto's spottende Rede, daß sich „mit ‚Worten' ein System bereiten" läßt, ohne jeden Beigeschmack von Ironie zur Geltung. Daß es bei dem unmerklich vor sich gehenden Hinschwinden eines Lautes nicht an Zwischenstufen fehlt, ist begreiflich.

Die schriftliche Wiedergabe der ursprünglichen Aussprache hält sich aber meistens so hartnäckig im Gebrauch, daß wir von den ersten Etappen des Wandels häufig keine Kenntniß hätten, wenn sich nicht ein interessantes Mittel böte, auch hierüber Erfahrungen zu sammeln. In unserm Falle sind es die Handschriften mittelhochdeutscher Dichter, die Aufschluß brachten, wie in gewissen altfranzösischen Wörtern das s vor der völligen Verstummung gelautet hat. Jene Dichter entlehnten bekanntlich ihre Stoffe meistens französischen Dichtungen und Erzählungen in Prosa und, worauf es hier ankommt, nach dem Gehör. Eine Reihe französischer Wörter fand so in deutschen Dichtungen Aufnahme. Sie schrieben das Vernommene nach „phonetischem Princip" nieder, wie wir uns heute ausdrücken würden. Da finden sich nun Verse, in denen „foreht" (das heutige forêt) und „sleht" (das heutige deutsche „schlecht") miteinander reimen. Daraus wurde der Schluß gezogen, daß „forecht" ausgesprochen wurde, zu einer Zeit, die zwischen den Etappen „forest" und „foret" lag.[1]) Die mittelhochdeutschen Dichtungen bieten eine Menge werthvollen Materials für derartige Untersuchungen. So sei nur noch angeführt, daß aus der Schreibung „poys" für „bois" (Holz), „palas" für „palais" auf die Aussprache der entnommenen Wörter gefolgert werden konnte.

Noch ergiebiger flossen die Quellen aus dem englischen Wortschatz. Aus Wörtern, wie „estate", „beast", „feast", „forest", „tempest" u. s. w., die alle mit der Begründung der Normannenherrschaft in England von den Eroberern übermittelt wurden, erkennen wir deutlich, daß in ihnen das s vor t im Jahre 1066 auf französischem Boden noch nicht verstummt war.

So viel aus der Zeit der Manuscripte und des Vorherrschens der Dialekte in ihnen. Mit dem Schwinden der Feudalherrschaft treten auch diese mehr und mehr in den Hintergrund. Grammatiker, namentlich Torry und Palsgrave, ein Engländer, treten wieder auf mit dem Bemühen, auch in die schriftliche Wiedergabe des Gesprochenen Ordnung und System zu bringen. Besonders der letztere leistete durch vortreffliche Angaben nach Art seiner römischen Vorgänger der Forschung unsrer Tage hervorragende Dienste. Nur war seine Auffassung noch zu sehr von dem Geiste der Zeit beeinflußt, als daß sie nicht an Zuverlässigkeit eingebüßt hätte. Wenn er z. B. allen Ernstes meint, „die Zahl drei, die von allen die vollkommenste, vortrefflichste und am meisten mystische sei, spiele eine geheimnißvolle Rolle in der französischen Sprache, und die innere Modulation, die ein Mysterium sei, das Gott nur der allerchristlichsten Nation habe zutheil werden lassen, komme ausschließlich bei den Vocalen a, e und o vor"[2]) — so müssen wir befürchten, daß er jenem sonderbaren Glauben zuliebe noch anderes zusammengefügt hat, was nicht zusammengehört. Die Erfahrungen der Sprachgeschichte und die Lehren der Lautphysiologie haben auch hier wieder einzusetzen, um Spreu von Weizen zu sondern.

Dr. H. Saberský.

Mittheilungen und Nachrichten.

Quellenkunde. Lehre von der Bildung und vom Vorkommen der Quellen und des Grundwassers. Von Hippolyt J. Haas, Dr. phil. und Professor an der Universität Kiel. Mit 45 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber 1895. VIII. 220 S. 8°. — Seit der „Hydrophysik" von Leich ist in Deutschland keine zusammenfassende Darstellung der Lehre von den Quellen mehr erschienen, aber Fortschritte hat diese Lehre gerade während des betreffenden Zeitraums in sehr beträchtlichem Maße gemacht, und zumal das Werk des großen französischen Geologen Daubrée über die unter dem Erdboden circulirenden Gewässer hat eine Fülle neuer Gesichtspunkte in die physikalische Geographie hineingetragen, welche umgestaltend auf gar manches Einzelcapitel der Hydrologie einwirkten. Von vornherein also kann es nur freudig begrüßt werden, daß auch einmal wieder ein deutscher Fachmann sich dieser Disciplin annahm und von ihr in gemeinverständlicher Sprache eine zusammenhängende Schilderung entwarf, die insbesondere auch den Wünschen, welche die Studirenden der Erdkunde und der Naturwissenschaft hegen müssen, in durchaus zweckentsprechender Weise entgegenkommt. Leicht war es nicht, aus der überreichen Fülle des Stoffes die für ein Lehrbuch der bezeichneten Art geeigneten Partien auszuheben und diese dann wieder zu einem homogenen Ganzen zu verarbeiten, und es wird niemand sich darüber wundern, wenn der eine oder andere an der Auswahl einzelnes auszusetzen hat; aber man wird auch anerkennen müssen, daß vernünftige Ansprüche durch das Gebotene sich vollständig befriedigt fühlen können. Auf einzelne Punkte, die bei einer zweiten Auflage Berücksichtigung verdienen, wird der Berichterstatter selbst sich hinzuweisen erlauben. — In der Einleitung wird die Geschichte der Quellenkunde in großen Zügen vorgeführt, und daran reiht sich gleich die Feststellung der seit zweihundert Jahren immer mehr zur Anerkennung gelangten Thatsache, daß alles Grund- und Quellwasser nichts anderes als von den oberflächlichen Erdschichten aufgesogenes Regenwasser ist. Der Verfasser hat eine Reihe älterer Werke namhaft gemacht, in denen die Meinung vertreten wird, daß das Quellwasser nichts anderes als filtrirtes Meerwasser sei, aber es ist überhaupt zu betonen, daß diese sogenannte „Schwammtheorie", wie man sie genannt hat, zum eisernen Bestande mittelalterlicher Wissenschaft gehörte. Die Einleitung kennzeichnet weiter die verschiedenen Arten der Quellen, wobei der Thermen und Mineralwässer besonders gedacht wird. Der erste Abschnitt handelt von den Quellen im allgemeinen, indem er namentlich deren Beziehungen zu der geologischen Beschaffenheit des Terrains erörtert und das Verhältniß der Regenmenge zur Quellenergiebigkeit festzustellen sucht. Die schönen Untersuchungen des in Ostafrika leider einem so frühen Tode erlegenen Geophysikers F. Stapff über „Versicherungscoefficienten" konnten leider nicht mehr berücksichtigt werden. Rein stratigraphischen Inhalts ist das zweite Capitel; es wird eine Uebersicht über die Tektonik der Erdschichten gegeben, um darzuthun, daß diese Faltungen, Biegungen, Brüche u. s. w. die Vertheilung und den Wiederaustritt des ringesickerten Wassers vielfältig beeinflussen müssen. So sind denn zuerst die „Schichtquellen" erwähnenswerth, deren Austrittsstelle eben durch den aus der Lage und Neigung der Schichten sich ergebenden „Quellhorizont" bestimmt ist; die Beispiele, an denen der Sachverhalt klargelegt wird, sind durchaus der wirklichen Beobachtung entnommen und deshalb instructiver, als man dies von den bloß schematischen Zeichnungen anderer Lehrbücher verlangen kann. Man kann zumal recht gut erkennen, wie es geschehen kann, daß sich mehrere Quellhorizonte über einander ausbilden. Mit Rücksicht auf die Oertlichkeit ist dann auch die Auffindung neuer, bisher unbekannter Quellen möglich, in welcher Kunst ja der Abbé Paramelle eine ganz ungeheure Fertigkeit besessen haben soll. In eine besondere Kategorie gehören die „Verwerfungsquellen", mit denen sich das fünfte Capitel befaßt, und die z. B. im pfälzischen Haardtgebirge (nach Leppla) in einigen typisch zu nennenden Exemplaren auftreten, wie denn auch die Eigenart der Karlsbader Quellenspalten durch Verwerfungen im dortigen Urgebirge bedingt erscheint. Es wird dabei gelegentlich auch der verschiedenen Hypothesen Erwähnung gethan, welche man für die Entstehung der Mineralgänge aufgestellt hat (Steigners Ascensions- und Sandbergers Lateralsecretionstheorie). Auf die Zerklüftung im Gebiege weisen die Quellen insbesondere dann hin, wenn sie gleich als starke Wasserläufe aus den Felsen hervortreten, wie dies in Karstländern nicht selten der Fall ist, und gewisse Formen der unterirdischen Canäle geben zum zeitweisen Aufsprudeln sogenannter intermittierender Quellen Anlaß. Indem das Quellwasser mechanisch und chemisch auf die Wandungen der natürlichen Röhren, in denen es dahinfließt, einwirkt, nimmt es alle möglichen fremden Substanzen in sich auf, es bilden sich sogenannte Mineralwässer, und die Menge dieser Fremdstoffe, insonderheit des kohlen-

---

[1]) Vgl. Neumann, F. Zur Laut- und Flexionslehre des Altfranzösischen.

[2]) Vgl. Wildermuth, Ueber die drei ältesten süd- und nordfranzösischen Grammatiken. Tübingen 1857.

saueren Kalkes und der kohlensauren Magnesia, ist maßgebend für den „Härtegrad" des Wassers. Ueber diese Verhältnisse klärt das siebente Capitel unsrer Vorlage sehr gut auf, während das achte es mit denjenigen Quellen zu thun hat, bei denen nicht der natürliche Zug der Schwerkraft, sondern gegentheils die Spannung von Gasen als das treibende Agens anzusehen ist. Hierher gehören selbstverständlich in erster Linie die Geysirs, bezüglich deren wir jedoch neben den Auffassungen von Bunsen und Andreae auch diejenige O. Langs gern berücksichtigt gesehen hätten, von der sich jedenfalls nicht sagen läßt, daß sie gegen bekannte physikalische Wahrheiten verstoße. Den artesischen Brunnen widmet der Verfasser einen eigenen Abschnitt, der in mehrfacher Beziehung lesenswerth ist, weil darin auch die bekannte Wasserkatastrophe von Schneidemühl beschrieben und auf ihre Ursachen geprüft wird. Es ist dieses Vorkommniß nur zu verstehen, wenn man sich die ungeheuren, allüberall auf der Erde unter unsern Füßen circulirenden Wassermassen vergegenwärtigt, welche nach der Wüste nicht fehlen und nur auf den Act der Erbohrung warten, um sofort ihre belebende Wirkung in weitem Umkreise üben zu können. Ueber die Wasserversorgung Algeriens werden interessante Daten beigebracht. Etwas zu kurz scheint uns das von der Quellentemperatur handelnde Capitel gerathen zu sein, und es ist hier die doch ziemlich stattliche Literatur weniger als sonst ausgenützt worden. — Mit entschiedener Vorliebe ist die Lehre von den Thermalquellen abgehandelt worden, und auch die Mineralquellen sind zu ihrem vollen Recht gekommen. Den Schluß bildet, von den Anhängen abgesehen, die Lehre vom Grundwasser, welche sich hauptsächlich auf die Arbeiten von Sayka und Thieme stützt; die Thatsache, daß der Grundwasserstrom aus dem benachbarten offenen Gerinne sich nicht nur speisen, sondern unter Umständen das Wasser des letzteren zu seinen Gunsten vollständig aufzehren kann (Hachinger Bach bei München), hätte wohl noch etwas schärfer betont werden dürfen. Im Anschlusse an die Beziehungen zwischen Grundwasser und Bodenbeschaffenheit finden die Methoden zur Quellenfindung — phantastische sowohl wie rationelle — eine Besprechung. Ein erster Anhang befaßt sich mit den die Ergiebigkeit einer Quelle beeinflussenden Umständen, unter denen die Luftdruckschwankungen mit der Zeit noch besser gewürdigt zu werden verdienen, ein zweiter mit den Sinterbildungen und Incrustationen der Quellen, ein dritter mit den Mitteln, von denen man bei der Bestimmung des Härtegrades eines Wassers Gebrauch macht. — Daß ein Gealog das vorliegende Werkchen verfaßt hat, verleugnet dasselbe nicht, denn die geologischen Verhältnisse sind ersichtlich mit besonderer Vorliebe behandelt, während die meteorologischen dagegen ein wenig zurücktreten. Allein auf einem sehr bescheidenen Raum ist gleichwohl ein sehr stattliches Stoff verarbeitet worden, und wenn gegenüber einem Gegenstande, welcher unter den mannichfaltigsten Gesichtspunkten betrachtet werden kann, derjenige Gesichtspunkt als der vorwiegende erscheint, der dem Autor von Hause aus, seines Berufes wegen, der nächstliegende ist, so ist das eine sehr natürliche Sache. Eine gar nirgends Einseitigkeit verrathende Darstellung der Quellenkunde könnte heutzutage, streng genommen, nur noch von einem Fachmännervereine geliefert werden, und bis wir einmal eine solche erhalten, sei diejenige von Haas der allgemeinen Beachtung bestens empfohlen. E. Günther.

Das 12. Heft der Germanistischen Abhandlungen ist unter dem Sondertitel: „Beiträge zur Volkskunde. Festschrift, Karl Weinhold zum 50jährigen Doctorjubiläum am 14. Jan. 1896 dargebracht im Namen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" soeben erschienen. (Breslau, Koebner. 245 S. 8°.) Der Herausgeber, Prof. Friedr. Vogt, feiert in seinem Vorworte Weinholds Verdienste um die germanische, speciell schlesische Volkskunde und untersucht in einer ausführlichen Abhandlung (S. 197—237) die Geschichte des Märchens vom Dornröschen; die bisherigen Erörterungen dieses Themas, insbesondere Spillers Programm 1893, werden durch die Beiziehung des griechisch-sicilianischen Mythus von Thalia und den Paliken als die Grundlage der entsprechenden Erzählung in Basile's Pentamerone wesentlich erweitert; das ursprüngliche Motiv dieses ganzen Märchenkreises ist der Mythus von einem weiblichen Vegetations- und Wärmegenius, dessen Vergehen und Wiederaufstehen der dichterischen anthropomorphisirenden Phantasie einen willkommenen Stoff bot. — Ebenfalls auf dem Gebiete der vergleichenden Volkskunde bewegen sich die Beiträge der Breslauer Orientalisten Siegmund Fränkel und Alfred Hillebrandt. Ersterer ergänzt die Zusammenstellungen v. d. Hagens und Bédiers über das Abenteuer von den drei Mönchen von Colmar durch arabische Erzählungen, insbesondere bei Gâhiz (9. Jh. n. Chr.); Fränkel vermuthet Entlehnung aus Indien durch persische Vermittlung, wenn auch die uns vorliegende indische Version zeitlich und inhaltlich hinter jene arabische zurücktreten muß. Hillebrandt bespricht die Rechtsverhältnisse der untersten indischen Kasten und zeigt, daß hier nicht die Unterdrückungssucht der herrschenden Brahmanenkaste, sondern die politische Entwicklung maßgebender Faktor gewesen ist. Wenn man die Stellung der Sklaven im ältesten deutschen, im römischen und griechischen Heerwesen ins Auge faßt, so muß diese Berücksichtigung der antiken Weltanschauungen den Brahmanismus vor exceptionellem Tadel beschützen.

Von W. Creizenach erfahren wir den Inhalt zweier polnischen Weihnachtsspiele nach Handschriften der Krakauer Universitätsbibliothek aus dem 17. Jh.; kurze Bemerkungen über zwei ebendaher stammende Handschriften des 15. Jh., die für die Geschichte des Weihnachtsfestes von Belang sind, beschließen den Aufsatz. — Otto L. Jiriczek gibt (S. 61—108) einen ausführlichen Auszug der Amlethssagen nach drei isländischen Handschriften des 17. Jh. und erörtert dann ihr Verhältniß zu der Darstellung der Amlethsage bei Saxo Grammaticus im 12. Jh., in der man jedenfalls die directe Quelle jenes Textes zu suchen hat. — E. Mogk druckt Segen- und Bannsprüche aus dem 1768 zu Pforzheim erschienenen „Arztney-Büchlein" von Karl Ludwig Schneidemann ab, den historischen Commentar anderer Gelegenheit vorbehaltend. — Theod. Siebs erklärt sprachlich die Flurnamen des ostfriesischen Saterlandes. — O. Waenatsch untersucht die etymologischen Deutungsversuche des Namens von Thors Gattin Sif, den er selbst auf gath. sifan zurückleitet und als „die froh machende, erfreuende" erklärt.

Die übrigen Aufsätze befassen sich speciell mit der schlesischen Volkskunde. Paul Drechsler handelt über einige Handwerksbräuche und vornehmlich über die Sprache der Weber in dem oberschlesischen Städtchen Katscher; Karl Olbrich theilt Sagen über den Jungfernsee bei Breslau unter Rücksichtnahme auf stofflich verwandte Riesensagen mit; Paul Regell stellt „etymologische Sagen aus dem Riesengebirge" zusammen, und Franz Schroller charakterisirt in etwas socialpolitischer Färbung das in seinen patriarchalischen Eigenarten immer mehr verblassende schlesische Bauernleben.

Die Festschrift legt ein würdiges Zeugniß für die führende Stellung ab, die der hochverdiente Jubilar in der folkloristischen Wissenschaft einnimmt. Möge seine rüstige Kraft der jungen Disciplin zu ihrem ferneren Gedeihen und zu ihrer Bewahrung vor dilettantischen Eingriffen noch auf lange Jahre erhalten bleiben.

L. Schermann.

* Mit der Einführung eines Chemiker-Examens beschäftigt sich die deutsche Gesellschaft für angewandte Chemie seit einer Reihe von Jahren. Die lebhaften Verhandlungen der Hauptversammlung zu Frankfurt a. M. führten zur Wahl einer besonderen Commission, welche inzwischen einen Entwurf aufgestellt hat. Dieser Entwurf verlangt den Nachweis eines zweijährigen Studiums bei der Meldung zur Vorprüfung und eines vierjährigen Studiums für die Hauptprüfung, wobei Universität und technische Hochschule gleichwerthig sind. Bei der Vorprüfung ist eine qualitative und quantitative Analyse auszuführen und eine mündliche Prüfung zu bestehen, welche anorganische und analytische Chemie, Physik, Mineralogie und Krystallographie, sodann Grundzüge der Botanik und Zoologie oder Elemente der Maschinenkunde und Constructionslehre umfaßt. Die Hauptprüfung, bei welcher der Nachweis von mindestens 6 Semestern praktischer Arbeiten in einem chemischen Laboratorium erbracht werden muß, besteht zunächst in einer schriftlichen Arbeit über eine vom Candidaten ausgeführte experimentelle Untersuchung im Gebiete der Chemie, sodann aus einer mündlichen Prüfung in folgenden Fächern: allgemeine Chemie, organische Chemie, physikalische Chemie einschließlich Electrochemie, technische Chemie, Grundzüge der Nationalökonomie, der Fabrik-, Unfall- und Patentgesetzgebung in Bezug auf die chemische Industrie. Der Referent Prof. Feed. Fischer schickte diesen Entwurf an alle in Deutschland wohnenden Mitglieder der Gesellschaft. Bis jetzt haben 339 Mitglieder geantwortet: 177 stimmten dem Entwurf einfach zu, 90 machten geringe, 69 größere Abänderungsvorschläge und nur 3 Mitglieder hielten ein solches Examen für überflüssig.

* In der Académie Française sind zur Zeit vier Sessel unbesetzt, die Alexandre Dumas', Pasteurs, de Lesseps' und Camille Dauvets. Der interessanteste Kampf wird sich abspielen um den Sitz von Dumas, welcher im Mai d. J. stattfinden wird. Zola ist dafür wieder als Candidat aufgetreten, doch auch Richepin und Henri Becque. Daudet erscheint in keiner Candidatenliste. Anatole France

Digitized by Google

ist, wie es scheint, der beliebteste Candidat für Lesseps' Sessel, aber ihm steht Jean Ricard gegenüber, ebenso wie Francis Chermes. Der Marquis de Beaucegard, der Autor von „Un Homme d'Autrefois", welches von der Akademie gekrönt wurde, ist der wahrscheinlichste Candidat für Doucets Sessel. Henri Becque mit „Les Blasphémes" wird Jean Richepin den Sitz streitig zu machen suchen.

* Die Unsitte, **Latein und Griechisch mit englischer Aussprache** zu lesen, dürfte demnächst in England abgeschafft werden. Den Anfang hiezu hat bereits die neue **Universität von Wales** gemacht. Die Professoren der klassischen Sprachen, namentlich Prof. E. V. Arnold von Bangor und Prof. A. Seymour von Cardiff haben sich große Mühe gegeben, ein Schema der Aussprache des Griechischen und Lateinischen nach historischen Principien, unbeeinflußt durch die englische Aussprache, auszuarbeiten. Und in der Universität von Wales wenigstens wird sortan nach diesem System gelehrt werden. Wenn nur noch Oxford und Cambridge diesem Beispiele folgen wollten, so kann man es noch erleben, daß auch in England quasi und nicht quesi gesprochen wird.

* **Erlangen.** Dr. Hermann Rehm, Prof. des Staatsrechts und der verwandten Fächer, hat den vor einiger Zeit an ihn ergangenen Ruf nach Jena (als Nachfolger des verstorbenen Brockhaus) nunmehr endgültig abgelehnt.

A. P. **Berlin**, 12. Jan. Die **Juristische Gesellschaft** hielt gestern im Saale des Hôtel de Rome eine sehr zahlreich besuchte Sitzung ab, zu der Einladungen an die Mitglieder des Bundesraths, Reichstags und der Commission für den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches ergangen waren. Die Gesellschaft, die, wie der Vorsitzende Dr. **Koch** in seinen Eingangsworten hervorhob, neben dem Deutschen Juristentage von jeher zu den Vorkämpfern für die Vereinheitlichung des deutschen Rechtes gehört hat, beabsichtigt, in einer Reihe von Vorträgen den Inhalt des Entwurfes zum bürgerlichen Gesetzbuche vorlegen zu lassen, welcher Darlegung sich in zweiter Linie auch eine Kritik seiner einzelnen Bestimmungen anschließen soll. Dieser Plan ist warm zu begrüßen. Ist doch, wie Prof. Eck, dem das Referat über den allgemeinen Theil des Gesetzbuchentwurfes zugetheilt worden war, einleitend hervorhob, die Schwierigkeit, sich mit dem ungeheuren Materiale — die Sitzungsprotokolle umfassen etwa 10,000 Seiten — eingehend vertraut zu machen, namentlich für den Praktiker, der sich nicht ausschließlich mit dem Studium desselben befassen kann, sehr groß. Dazu kommen die Verschiedenheiten der Bestimmungen 1. und 2. Lesung, wozu sich endlich der für das Citiren sehr mißliche Umstand gesellt, daß der dem Bundesrathe vorliegende, von der Redactionscommission daselbst vorgesehene Entwurf in Paragraphirung, Anordnung und Schriftredigirung nicht unerheblich von dem im Druck veröffentlichten Entwurf 2. Lesung abweicht. — Bei seinen Erörterungen über den allgemeinen Theil begrüßte Prof. Eck zunächst den Wegfall der Bestimmungen der §§ 1 und 2 erster Lesung, legte in Kürze das Recht der natürlichen Person dar, in dem, zunächst ziemlich einsam, das Namenrecht mit geregelt ist, und ging sodann zu eingehender Besprechung des Rechtes der juristischen Person über, das im wesentlichen auf Grund der im bayerischen Vereinsrechte eingeführten Unterscheidung zwischen wirthschaftlichen und nichtwirthschaftlichen Vereinen geordnet ist. Trotz mancher, auch auf dem deutschen Juristentage in Bremen zum Ausdruck gelangter Bedenken gegen die für letztere Vereine zu befürchtende verschleierte Concession hält Redner die vorgeschlagenen Bestimmungen für annehmbar, weil zunächst das politisch Erreichbare, nicht das privatrechtlich Wünschenswerthe anzustreben sei. — Eingehende, durch scharfsinnig gewählte Beispiele erläuterte Darlegungen wurden sodann den Vorschriften des Entwurfes über die Rechtsgeschäfte gewidmet, wobei insbesondere die Lehre über den Irrthum, die Form der Rechtsgeschäfte und die Vertretung hervorgehoben wurden. Im allgemeinen zollte Eck den Bestimmungen des zweiten Entwurfes vollen Beifall, indem er speciell bei der Irrthumslehre die Nothwendigkeit des Vorhandenseins subjectiver und objectiver Anfechtungsgründe und die Bestimmung als Fortschritt gegen den ersten Entwurf bezeichnete, daß der Irrthum immer nur Anfechtbarkeit, nicht mehr Nichtigkeit des Rechtsgeschäftes begründen soll. Den großen Vorzügen der vom Entwurfe vorgeschlagenen Regelung gegenüber könnten einige vom Vortragenden ausführlich dargelegte Bedenken gegen einzelne Bestimmungen, z. B. die Verjährungsfrist, sowie die sofortige Anfechtung der aus Irrthum geschlossenen Rechtsgeschäfte in einzelnen Fällen, ferner die zu absolute Fassung der Vorschrift, daß für den Eigenthumsübergang aus in Vertretung abgeschlossenen Rechtsgeschäften eine Ueberschreitung der Vollmacht, soweit sie der Mitcontrahent nicht kannte oder kennen mußte, „nicht in Betracht kommen" solle, nicht schwer wiegen. — Eck faßte sein Urtheil über den allgemeinen Theil dahin zusammen, daß sein Inhalt großentheils zweckmäßig und wohlthätig sei. Reichsbankpräsident Dr. Koch dankte dem Vortragenden für seine interessanten Erörterungen. Auch er hält die zweckmäßigen Vorschriften des Entwurfes für so überwiegend, daß einzelne Bedenken ganz dagegen in den Hintergrund treten müssen. Auch die Regierungen hätten, wie die letzte Thronrede mit Recht hervorhebe, manche Bedenken dem großen Ziele zuliebe geopfert, an den übrigen betheiligten Factoren sei es nun, diesem Beispiele zu folgen. — Zur Discussion meldete sich nur Geheimrath **Planck**, einer der „Väter des Entwurfes", der kurz gegenüber den von Eck vorgebrachten Amendirungsvorschlägen die Gründe für die Fassung der 2. Lesung darlegte. Eine so wohlwollende und objective Kritik, wie sie Eck geübt, sei nur zu begrüßen und zeige, daß der Entwurf in der That verdiene, angenommen zu werden. Zum Schlusse der Sitzung theilte Präsident Dr. Koch mit, daß den nächsten Vortrag Prof. **Schröder** aus Heidelberg über das eheliche Güterrecht des Entwurfes halten werde.

* **Berlin.** Am 14. Januar d. J. schaut **Karl Weinhold** als Jubeldoctor auf ein halbes Jahrhundert, reich an vielseitig fruchtbarer wissenschaftlicher Thätigkeit, zurück. Von Schlesien ausgegangen (geb. 26. Oct. 1823 zu Reichenbach), kam er als Lehrer besonders an den östlichen Marken des deutschen Volksthums, dessen Erforschung er seine Lebensarbeit gewidmet, weit umher: von Halle nach Breslau, Kralau, Graz und Kiel, um zwanzig Jahren nach Breslau zurück, um endlich 1889 in Berlin den Lehrstuhl Müllenhoffs einzunehmen. In Lachmanns Schule philologisch gebildet, ergriff er das Wesen der Germanistik doch mehr nach dem Vorbilde Jacob Grimms im Sinn einer allgemeinen, auf Sprachforschung gegründeten Kunde des Volksgeistes überhaupt. So erstrecken sich denn seine Leistungen über Grammatik, historische und mundartliche, ohne Edition und Würdigung ältere und neuer deutscher Literatur hinaus auch auf Mythologie, wie Geschichte der Sagen und der Sitten. Ueberall verbindet er mit methodischer Strenge warme Begeisterung für den nationalen Gegenstand; offenen Sinn für die Einzelgestalt des Lebens mit stillem Hinblick auf das Ganze des Volksthums, von dessen Idee ja die Grimm'sche Germanistik ihren Ursprung nahm; verständliche Klarheit der Darstellung mit befliffenem Ernst der Auffassung und gewählter Sprache. Eine innerlich centralisirte Natur auf altertümlichem Grunde, aber von unverdorrter Frische. Ja dem Verein für Volkskunde, den er mit gegründet hat und dessen Zeitschrift er herausgibt, ist er der heute beliebten ethnologisch vergleichenden Richtung der Studien noch in hohen Jahren offen beigetreten, wie er seitlich auch vordem das Deutsche niemals in beschränkter Isolirung gedacht und behandelt hat. Möge er noch lange sich selber gleich rüstig weiter schaffen und wirken!

P. C. Stockholm. Die **schwedische Expedition** zur wissenschaftlichen Erforschung des Feuerlandes ist glücklich in Punta Arenas eingetroffen. Die Expedition, welche aus den Hrn. Ohlin, Dusén und Nordenskjöld besteht, ward dort vom Gouverneur herzlichst aufgenommen. Am 7. December soll sie sich auf einem ihr vom Gouvernene zur Verfügung gestellten Dampfer nach dem nördlichen, der argentinischen Republik angehörigen Theile des Feuerlandes begeben haben.

* **St. Petersburg.** Die „Petersb. Ztg." ergänzt die telegraphisch gegebene Liste der **akademischen Wahlen** folgendergestalt: **Ehrenmitglieder**: S. K. H. der Großfürst Thronfolger Georg Alexandrowitsch, J. K. H. Prinzeß Eugenie Maximilianowna von Oldenburg, S. Heil. Papst Leo XIII., S. K. H. Herzog Heinrich von Aumale, Director der Académie de France, ferner der ehemalige Director des russischen Physikalischen Centralobservatoriums Heinrich Wild, Prof. Radceas Beketow (Botaniker, Präsident der Naturforschergesellschaft in Petersburg), Prof. Rudolf Leuckart in Leipzig, Charles Hermite in Paris (Mathematiker an der Sorbonne), Prof. Karl Weierstraß in Berlin und der bekannte Geolog Prof. James Hall in Albany. **Correspondirende Mitglieder**: Gaston Darboux (Paris), Felix Klein (Göttingen), Lazarus Fuchs (Berlin), Camille Jordan (Paris), Emile Picard (ebenda), Henry Poincaré (ebenda), J. H. van't Hoff (Amsterdam), Charles Walcott, Moriz Schiff (Genf), E. Roy Lankester (Oxford), Fr. Eilhard Schultze (Berlin), Gustav Retzius (Stockholm), Rudolph Dareste (Paris), Lujo Brentano (München), Edwin Seligmann (New-York) und Ulrich Köhler (Berlin).

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 15. Januar. Nummer 11.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Nationalausgabe der Werke Galilei's. Von S. Günther. — Das Recht der Schauspieler. II. Von Dr. Burckhard. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Nationalausgabe der Werke Galilei's.

Rüstig schreitet das verdienstvolle Werk voran, über dessen einzelne Stadien von uns regelmäßig an diesem Orte berichtet worden ist. Schon liegt — allerdings mit Zurückstellung von IV 2 — der fünfte Band[1]) vor, für welchen Professor Favaro, der Leiter des Ganzen, die gesammte auf die Entdeckung der Sonnenflecke bezügliche Literatur bestimmt hatte, wozu dann noch einige Schriften von geringerer Bedeutung hinzutreten. Der chronologische Gang, welcher ja eingehalten werden soll, verlangte es so, aber auch abgesehen davon stellt die erwähnte Entdeckung einen so wichtigen Markstein im Leben Galilei's dar, daß die theoretische und polemische Thätigkeit, welche sich an den nahezu gleichzeitig auch von anderer Seite gemachten Fund anknüpfte, für sich allein behandelt und aus der Fülle der Galilei'schen Arbeiten herausgehoben zu werden verdiente. Die Frage, ob auch die Sonnenflecke zu denjenigen astronomischen Dingen gehören, welche das erstmalig nach dem gestirnten Himmel gerichtete Fernrohr als Novitäten von hoher Bedeutung erkennen ließ, ist bekanntlich unentschieden, und der Berichterstatter huldigt der durch A. v. Braunmühl an diesem Orte eingehend begründeten Ansicht, daß J. Fabricius der erste war, welcher wirklich einen Sonnenfleck sah und für etwas weiterer Beobachtung würdiges erklärte, während Chr. Scheiner zuerst mit einer größeren Veröffentlichung über die neuen Gebilde hervortrat und zugleich als der eigentliche Begründer einer solaren Physik zu gelten hat. Dadurch soll keineswegs das, was im „Avvertimento" ausgesagt wird, entkräftet werden, vielmehr kann man gern zugeben, daß Galilei noch in Padua, welche Stadt er gegen Ende des Jahres 1610 verließ, Flecke in der Sonne wahrgenommen und davon einzelnen vertrauten Freunden Nachricht gegeben haben wird. Aber ebenso richtig wird sein, daß er, auf den jetzt die Entdeckungen geradezu einstürmten, und der gar nicht in der Lage war, jede derselben sofort schriftstellerisch auszubeuten, der Sache zunächst nicht die Wichtigkeit beimaß, welche ihr in den Augen anderer zukam, und daß er sich so zwecklos in einen Prioritätsstreit verwickelte, der ihm nur schadete und vielleicht zum Theil das Unglück vorbereiten half, welches zwei Jahrzehnte später über ihn hereinbrach. Denn an Scheiner hatte er in keinem Falle edel gehandelt, und als der deutsche Jesuit nachmals zu einer sehr einflußreichen Stellung in Rom gelangte, hatte er die Niederlage, welche ihm sein an Ansehen und Dialektik weit überlegener Gegner voreinst beigebracht hatte, noch keineswegs vergessen.

Um nicht vorzeitig sich bloßzustellen, theilte Scheiner seine Beobachtungsresultate in drei offenen, von dem gelehrten Augsburger Patricier Marx Welser zum Druck beförderten Briefen mit, welche unter dem Namen eines „Apelles post tabulam" erschienen. Dieselben nehmen im gegenwärtigen fünften Band den ersten Platz ein. Daran schloß sich und schließt sich auch hier ein weiteres Schriftchen, welches eingehender auf die Sonnenflecke zu sprechen kam und insbesondere auch eine stattliche Zahl von wirklichen Fleckenzeichnungen enthielt. Zu Anfang des Jahres 1612 sandte Welser die Scheiner'schen Briefe an Galilei, und dieser, der schon in gewohnter Art sein Exemplar des „Apelles" mit Randbemerkungen verziert hatte, ließ nun zu Rom unter den Auspicien der neuen Accademia dei lincei eine Antwort an Welser drucken („Istoria e dimostrazioni intorno alle macchie solari e loro accidenti"), welche den Mittelpunkt dieses fünften Bandes darstellt. Es ist bekannt, daß Galilei, nachdem er einmal seine Aufmerksamkeit und Arbeitskraft auf die Sonnenfleckenfrage concentrirt hatte, derselben ganz neue Seiten abgewann und insbesondere außer Zweifel stellte, daß die dunklen Punkte nicht als etwas außerhalb der Sonne befindliches, sondern als etwas zum Sonnenkörper selbst gehöriges zu betrachten seien („Prossimità delle macchie al globo solare, e moto sopr' esso" ist der betreffende Abschnitt betitelt). Auch die Umdrehung der Sonne, an welcher die Flecke ihrerseits theilnehmen, ist dem scharfen Beobachter nicht entgangen („Sole si converte in sè stesso e porta seco le macchie"), wenn er auch eine genauere Bestimmung der Rotationselemente seinem Nebenbuhler überließ. Beigegeben ist eine längere Reihe von Abbildungen der Sonnenscheibe mit den zugehörigen Flecken. Auch die Briefe, mit welchen Welser seinem italienischen Freund und Mitakademiker — das vierte Schreiben vom 5. October 1612 ist Marco Velseri Linceo unterzeichnet — die ersten literarischen Versuche Scheiners übermittelt hatte, finden sich hier vor. Aus dem reichen Inhalt der „Istoria", worin mit dem unbequemen Apelles nicht allzu säuberlich umgegangen wird, möchten wir noch die Stelle hervorheben, worin der große Meister in der Handhabung der „favella fiorentina" sein gutes Recht betont, sich dieser, und nicht des Lateinischen, bei solchen Darlegungen bedienen zu dürfen, denn sie besitze einen Reichthum und eine Vollendung, daß sie sich schlechthin für alle Zwecke eigne. Wie recht er mit dieser Behauptung hatte, sollte die gelehrte Welt mit Staunen einige Zeit später durch den „Saggiatore" erfahren. Kurz, das ganze Werkchen, das wir hier in einer den höchsten kritischen Anforderungen entsprechenden Form dargeboten erhalten, ist eine in seiner Art classische Leistung, nur beeinträchtigt durch den ungerechten Verdacht, welchen der Verfasser auf Scheiner geworfen hatte.

Unter den von ihm so sorgfältig für seine Ausgabe ausgenützten Galilei-Handschriften fand Hr. Favaro auch eine Anzahl Zeichnungsentwürfe und Notizen zweifellos originalen Ursprungs auf, welche sich ausnahmlos ebenfalls

[1]) Le Opere di Galileo Galilei. Edizione nazionale sotto gli auspicii di Sua Maestà il Re d'Italia. Volume V. Firenze 1895. Tipografia di G. Barbèra. 431 S. gr. 4°.

auf die Sonnenflecke beziehen. Er that wohl, dieselben (S. 251 ff.) hier mit aufzunehmen, denn sie sind dazu geeignet, uns einen Einblick in die Studirstube des großen Mannes zu gewähren, ihn uns zu zeigen, wie er den Stoff verarbeitete, ehe er seine Gedanken in glänzender stilistischer Einkleidung der Welt vorlegte. Der Herausgeber hat hiefür durch den Umstand eine wesentliche Unterstützung gegeben, daß er zu jeder solchen gelegentlich hingeworfenen Aeußerung die betreffende Parallelstelle der aus den Concepten erwachsenen Schrift nachwies und so die Vergleichung möglichst erleichterte. Manchmal begegnet uns ein förmlicher Lichtblitz, so z. B. da, wo Galilei (S. 259) ausdrücklich in Abrede stellt, daß es im Universum irgend eine „Vernichtung" geben könne, während doch in Wahrheit nur von einer „Veränderung" die Rede sei. Das Beispiel des aus dem Ei kriechenden Küchleins dient ihm dazu, die Aristoteliker lächerlich zu machen, welche bei den einfachsten Metamorphosen der Materie sich auf das falsche Dogma berufen, daß am Himmel keine „corruzione" möglich sei.

An die Controverse über die Beschaffenheit der Sonne knüpft diejenige über das copernicanische Weltsystem in Galilei's Lebens- und Leidensgeschichte unmittelbar an. Lorini und Caccini hatten mit ihren Denunciationen den festen Boden, auf welchem der auf dem Gipfel seines Ruhmes angelangte Hofmathematiker des Großherzogs stand, zu unterwühlen begonnen, und daraufhin regte sich auch der Angegriffene, wennschon zunächst noch ohne Zuhülfenahme der Druckerpresse. So finden wir denn hier beisammen die ausführlichen Briefe von Castelli und Dini, das durch Hereinziehung theologischer Argumente bereits einen Vorschmack der kommenden Ereignisse gebende Schreiben an die Großherzogin Christine und eine muthmaßlich während Galilei's zweitem römischen Aufenthalt (zu Anfang 1616) niedergeschriebene Uebersicht über die zu gunsten der heliocentrischen Weltordnung anzuführenden Gründe (S. 349 ff.). Des ferneren gehörte ganz naturgemäß hieher des F. Ingoli „Disputatio de situ et quiete Terrae" und der Tractat über Ebbe und Fluth, in welchem Galilei eine unhaltbare Erklärung dieser schon von einigen alten Autoren richtiger erkannten Erscheinung aufgestellt hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Galilei's Geringschätzung eines Erklärungsversuches, auf welchen sich ihm gegenüber der Cardinal Maffeo Barberini viel zu gute gethan hatte, dazu beigetragen, daß der spätere Papst Urban VIII. sich aus einem Freunde in einen Feind des Gelehrten verwandelte. — Auf ein anderes Gebiet hinüber führt das Gutachten über die Ermittelung der geographischen Länge auf dem Meere, welches Galilei auf Wunsch des spanischen Gesandten erstattete und welches von Hrn. Favaro nach einem Codex der Nationalbibliothek in Florenz herausgegeben wurde. Hiemit erreicht dieser fünfte Band seinen Abschluß.

S. Günther.

Das Recht der Schauspieler.

Von Dr. Burckhard.

II.

Wenn wir uns nun dem Mittelalter zuwenden, könnte man bei einer oberflächlichen Betrachtung der älteren Rechtsquellen leicht zu dem Schlusse gelangen, daß das deutsche Recht denselben Standpunkt einnahm, wie das römische. Schon ein altes, Ludwig dem Frommen oder Lothar zugeschriebenes Capitulare bestimmt, daß viles personae et infames, nämlich Histrionen ꝛc. in den Königspfalzen nicht zum Anklagen, Urtheilen, Zeugnißablrgen zugelassen werden sollen. Der Sachsenspiegel erklärt Spielleute für rechtlos und spricht ihnen als Spottbuße nur den Schatten eines Mannes zu, und der Schwabenspiegel zählt sie zwar nicht unter den „rehtlosen liuten" auf, gibt ihnen aber auch nur dieselbe Spottbuße wie der Sachsenspiegel: wer einem Spielmann Leides gethan, der soll sich an eine Wand stellen, auf die die Sonne scheint, und der Spielmann darf dann dem Schatten an der Wand auf den Hals schlagen — mit der Rache soll ihm gebüßt sein; und in Stadtrechten findet sich sogar die Bestimmung, daß wer einen bösen Spielmann schlägt, ihm nichts geben soll, als noch drei weitere Schläge, während das sächsische Weichbildrecht demjenigen, der einen Spielmann schlägt, bereits Wedde und halbe Buße auferlegt. Der Sachsenspiegel bestimmt die Rechtlosigkeit der Spielleute dahin, daß ihnen die Gerichtsstandsfähigkeit fehlt, und aus anderen Bestimmungen des Sachsenspiegels über die Rechtlosen ergibt sich, daß sie lehensunfähig sind und keinen Vormund bei Klagen haben, eine Bestimmung, die sich auch im Rechtsbuch nach Distinctionen findet, nebst der weiteren, daß sie in Weichbilden kein Bürgerrecht erwerben können. Die Fähigkeit der Rechtlosen, eine gültige Ehe einzugehen, ebenbürtige Kinder zu bekommen und von diesen beerbt zu werden, erkennt der Sachsenspiegel ausdrücklich an, und auch die Bestimmung des Privilegiums König Friedrichs II. für Goslar vom Jahre 1219, daß der Fiscus nur die Erbschaften von Histrionen, Gauklern und Auswärtigen annehmen dürfe, schließt das Erbrecht der Kinder nicht aus.

Hienach schienen eigentlich, wenn man auch die „Rechtlosigkeit" des Sachsenspiegels nur als eine „Standeslosigkeit" auffaßt, die positiven Bestimmungen des römischen Rechts über die Infamie der Schauspieler im wesentlichen auch ins ältere deutsche Recht aufgenommen. Allein der Brgriff unsres Schauspielers und des römischen Histrio fällt gar nicht unter die Bezeichnungen Spielleute und Histrionen der erwähnten Quellen. Nach Du Cange verstand man, abgesehen von einer Bedeutung histriones = lenones in den Stossen, unter Histrionen Tänzer und Pantomimen und die Spielleute sind Musikanten, Recitatoren u. dgl., aber durchaus nicht Schauspieler in unserm Sinne. Unter dem fahrenden Volke der damaligen Zeit gab es aus einem sehr einfachen Grunde keine Schauspieler, weil es nämlich damals überhaupt keine Berufsschauspieler gab und die Neuerweckung des Schauspieles nicht an die römischen Schauspiele, sondern an ganz andere Momente anknüpfte.

Was die Constitutionen der römischen Cäsaren nicht zuwege gebracht hatten, das war, im Abendlande wenigstens, den Predigten und Streitschriften der Kirchenväter — und der Ungunst der durch die Stürme der Völkerwanderung allenthalben erschütterten äußeren Verhältnisse gelungen: die Ausrottung des alten Dramas, welches allerdings, was Gegenstand und Art der Darstellung betrifft, zu einer hohen Stufe der Sittenlosigkeit emporgestiegen war. Der hl. Augustin (354—430) ist bereits in der Lage, zu berichten, daß in allen Provinzen die Theaterbauten verfallen.

Schon der hl. Cyprian (geboren Anfang des 3. Jahrhunderts) hatte in seinem Briefe an den Bischof Eukratius zu Thenä erklärt, daß Schauspieler und solche, welche die Schauspielkunst lehren, von der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen seien, und in seinem Briefe an Donatus, der ältesten Schrift, welche wir von ihm besitzen, spricht er das Anathem in gleicher Weise über die alten Tragödien, welche „Schandthaten der Vorzeit in Versen erzählen", wie über die jüngeren Ehebruchskomödien aus. Der heilige Chrysostomus (geboren um 344) nennt in seiner 6. Homilie In Matthaeum die Schauspiele die Pest des Staates, die Dramen Werke des Teufels und die Zuhörer die eigentlichen Veranstalter aller Ausschreitungen auf der Bühne, da, wenn niemand ins Theater ginge, auch niemand Theater spielen würde; und während die Kaiser und die Concilien nur die Abhaltung von Schauspielen an Sonn- und Feiertagen verboten, entsagte schon Tertullian in seiner

Digitized by Google

Apologie der Christen (a. d. J. 198) im Namen der Gläubigen feierlich allen Schauspielen genau so, wie ihren dem Aberglauben entnommenen Ursprüngen, und in seiner Schrift über die Schauspiele (ca. 197) erklärt er jede Mitwirkung und Betheiligung an Schauspielen für Gott mißfällig und den Christen nicht gestattet, und constatirt, daß es geradezu ein Erkennungszeichen der Christen sei, daß sie die Schauspiele meiden, wie denn der Christ den Spielen schon im Taufgelübde entsagt habe, da alles, was zu ihnen gehöre, vom Götzendienste herrühre. In der That verordnete das Concil von Elvira (v. J. 305), daß Pantomimen, um Christen werden zu können, vorher ihr Gewerbe aufgeben müßten, und die, allerdings im Abendlande nie recipirten, sogenannten Apostolischen Constitutionen enthielten die Bestimmung, daß Schauspieler, Theaterunternehmer und leidenschaftliche Theaterbesucher (Theatromanen) nicht zur Taufe zuzulassen seien. In diesem Sinne constatirte auch das dritte Concil von Carthago (v. J. 397), daß für Christen die Mitwirkung, ja auch das bloße Zusehen bei weltlichen Schauspielen verboten sei, und bekräftigte die Ausschließung von Schaaspielern u. dgl. aus der christlichen Gemeinschaft, indem es gestattete, daß diejenigen, welche sich gebessert haben und zum Herrn zurückgekehrt seien, in den Schoß der Kirche wieder aufgenommen werden dürfen.

So geschah es, daß gerade zu der Zeit, in welcher im fernen Osten, in Indien, das Theater eine herrliche Blüthe erreichte, dasselbe im Abendlande gänzlich erstarb. Aber dieselbe Kirche, welche das Schauspiel um seiner heidnischen Wurzel willen ausgerottet hatte, sollte es wieder zu neuem Leben erwecken. Der kirchlichen Liturgie als solcher wohnt ein gewisses theatralisches Moment inne, und mit Recht bezeichnet Klein in seiner „Geschichte des Dramas" „die Meßhandlung als einen in Form und Bedeutung dramatischen Act: als eine Liturgie-Mysterie, welcher nur ein Schritt zur ‚liturgischen Mysterie', zum wirklichen Mysteriendrama fehlt: die dramatische Absicht", und Du Méril in seinem Werke über den lateinischen Ursprung des modernen Theaters machte den Versuch, in diesem Sinne die ganze Handlung der hl. Messe zu interpretiren. Der zum wirklichen Mysteriendrama führende Schritt ist nicht unterblieben. Auf die Art der Entstehung dieser dramatischen Darstellungen und die Untersuchung des Weges, den sie von ihren ersten Anfängen in der Kirche bis hinaus ins bunte Treiben volksthümlicher Erbauung und Lustbarkeit zurückgelegt haben, kann hier nicht eingegangen werden. Es hat sich eine kleine Literatur über diese Frage gebildet, seitdem 1837 Hoffmann von Fallersleben in seinen Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur für den kirchlichen Ursprung des deutschen Dramas eingetreten war und hiemit den Widerspruch Jacob Grimms und Gustav Freytags hervorgerufen hatte, welche die Geschichte des deutschen Dramas mit den altgermanischen, „wahrscheinlich" mit Wechselreden verbundenen Aufzügen des Kampfes zwischen Sommer und Winter und ähnlichen volksthümlichen Belustigungen beginnen lassen. Die Arbeiten von Mone, Alt, Du Méril, Hase, Wilken und das gründliche, auf genauer Textvergleichung beruhende Werk von Milchsack stehen alle auf dem grundsätzlichen Standpunkte Hoffmanns und aus ihnen ergibt sich, so sehr sie in einzelnem auseinandergehen, sicher das eine, daß die ersten dramatischen Versuche, welche uns erhalten sind — von den anachronistischen Dichtungen der Nonne v. Gandersheim abgesehen —, oder über welche Berichte an uns gelangt sind, auf die Kirche als Schauplatz der Darstellung, auf kirchliche Feste als Anlaß der dramatischen Vorführung, auf Geistliche als Darsteller derselben verweisen.

In kirchlichen, dramatisch gestaltelen Ceremonien finden wir die Keime der Dreikönig-, Hirten- und Herodes-Spiele und die Einschaltung einer dramatischen Darstellung in die Matutin des ersten Ostertages bildet den Ausgangspunkt für die Entwicklung der Osterspiele. Nach den erhaltenen Zeugnissen gestaltete sich das kirchliche Osterspiel in der Weise, daß als Frauen verkleidete Mönche sich unter Absingung von in ihrem Kern den Evangelien entnommenen Worten dem hl. Grabe näherten, um den Leichnam des Herrn zu suchen, und daß als Engel gekleidete Geistliche ihnen aus dem Grabe antworteten. Schon früh sehen wir die Darsteller weiter vermehrt, indem zwei Geistliche, die Apostel Petrus und Johannes vorstellend, zum Altare eilten, und zwar anknüpfend an die Erzählung im Evangelium Johannes 20, 4—8, der jüngere, Johannes, rascher als der ältere, und dort unter Vorweisung des leeren Grabtuches die Auferstehung verkündeten. Einen ganz merkwürdigen Beleg dafür, daß eine ähnliche dramatische Osterfeier auch in den Dorfkirchen üblich war und der Pfarrer mit weltlichen Inwohnern sie veranstaltete, liefert uns das Schwankbuch Till Eulenspiegel, dessen nachweisbare erste Ausgabe vom Jahre 1515 — das einzige erhaltene Exemplar besitzt die Bibliothek des Brittischen Museums — in der 13. History erzählt, wie Eulenspiegel als Meßner in einem Dorf zu Budensteten das Osterspiel in der Kirche, bei welchem der Pfarrer den aus dem Grabe erstehenden Herrn, des Pfarrers „Kellerin" den Engel im Grabe, und Eulenspiegel und zwei Bauern die drei Marien darstellten, in sehr unfläthiger Weise störte, indem er einem der Bauern eine Antwort auf die Frage der „Kellerin": „Quem quaeritis?" einstudirte, die diese nicht anders denn als eine heftige Beleidigung ihrer weiblichen Ehre auffassen konnte und auch auffaßte.

Die Zuziehung von Laien zu den geistlichen Spielen dürfte wesentlich zu ihrer Verlegung ins Freie mitgewirkt haben, aber auch auf dem neuen profanen Boden blieben die Geistlichen längere Zeit die Veranstalter und Hauptdarsteller derselben. Noch 1467 spielte Eberhard Dottenfeldt, Priester der Bartholomäuskirche in Frankfurt, in der „Passionstragödie" den Christus und in Frankfurt wurde auch am 4. Juni 1498 nach dem Zeugnisse des Canonicus am dortigen Bartholomäusstifte Job Norbach (geb. 1469, gestorben 1502) und des Custos desselben Stiftes, Schurg (gest. 1601) auf einem eigenen Gerüst das Opfer Abrahams, die Geschichte der Susanna, die vom reichen Mann und dem armen Lazarus und die des verlorenen Sohnes aufgeführt, worauf der Pfarrer von Obern-Eschersheim (nach der Chronik Schurgs der von Eschbach), der vorher Gott Vater agirt hatte, einen grauen Rock anzog, ein Diadem aufsetzte und nun in der Leidensgeschichte des Herrn, deren Darstellung bis zum 8. Juni währte, den Christus spielte. Schon aus dem zwölften Jahrhundert aber berichtet uns ein anderer geistlicher Schriftsteller, Gerhoh, Propst von Reichersberg († 1132—1169), daß er selbst zugegen gewesen sei, wie die Mönche im Refectorium gleichsam theatralische Aufführungen, insbesondere Herodes, den Kindesmörder betreffend, veranstalteten und selbe als Anlaß zu Gelagen in dem sonst stets verödeten Refectorium benützten; und er erklärt, bitter zu bereuen, daß er an solchen Thorheiten nicht nur Antheil genommen, sondern sie sogar als magister scholarum und doctor juvenum geleitet habe.

Den besten Beweis dafür, daß die schauspielerische Thätigkeit der Geistlichen nicht den Charakter vereinzelter Ausnahmefälle hatte, liefern uns die Decretalen der Päpste und die Beschlüsse der Concilien, welche sich bald bemüßigt sahen, lebhaft gegen die Mitwirkung der Geistlichen bei Schauspielen, ja auch gegen ihren Besuch von Schauspielen und ihren Verkehr mit Schauspielern, Possenreißern ꝛc. Stellung zu nehmen, und ihnen sogar untersagten, derlei Leute materiell zu unterstützen.

Die Decretalen nahmen nicht nur eine Bestimmung des Concils von Laodicea aus dem vierten Jahrhundert und andere ältere Vorschriften auf, in welchen den Geistlichen die Anwesenheit bei Schauspielen untersagt wurde: ein Decretale Innocenz' III. vom Jahre 1210 wendet sich bereits gegen die theatralischen Vorstellungen in der Kirche und die Antheilnahme der Geistlichkeit an denselben, ein Verbot, welches auch vom Provincialconcil von Trier vom Jahre 1227 und der Diöcesan-Synode von Utrecht vom Jahre 1293 ausgesprochen wurde; und ein Decret Bonifaz' VIII. vom Jahre 1298 ordnet an, daß Geistliche, welche als Possenreißer aufträten, aller geistlichen Vorrechte entkleidet sein sollen. Das 28. Salzburger Provincial-Concil vom Jahre 1310 wiederholt diese Bestimmung, die Wormser Synode vom Jahre 1316 rügt es, daß am Johannesfest in der Kirche Schauspiele aufgeführt werden und daß Priester hieran theilnehmen, die Synode von Eichstädt vom Jahre 1354 erklärt Kleriker, die in öffentlichen Schauspielen auftraten, für suspendirt, und das Concil von Besançon vom Jahre 1480 und ähnlich die 1492 in Stargard abgehaltene Synode von Camin wiederholt das Verbot, daß Geistliche Schauspiele aufführen und in ihnen costümirt auftreten. Das Concil von Trient schließlich bestätigte in seiner am 17. September 1562 abgehaltenen zweiundzwanzigsten Sitzung alles, was von den Päpsten und heiligen Concilien über Lebenswandel der Geistlichen, sowie zugleich über Schauspiele u. dgl. vielfältig und heilsam verfügt worden sei.

Der früher erörterte kirchliche Ursprung des Schauspiels im Mittelalter und die nachgewiesene Theilnahme der Geistlichen an den Darstellungen, wenn sie auch schließlich verpönt wurde, zeigen uns deutlich, daß weder die römisch rechtlichen, im Princip auch im canonischen Recht recipirten Bestimmungen über Infamie, noch die der alten deutschen Rechtsquellen über Rechtlosigkeit der Spielleute ꝛc. auf jene Personen, welche in Schauspielen auftraten, Anwendung fanden. In der That gehörten die Mitwirkenden bei solchen Schauspielen, auch als das Laienelement unter ihnen immer mehr in den Vordergrund trat, nicht zu der verachteten Classe der Fahrenden. Die „Schauspieler" recrutirten sich vielmehr aus den verschiedensten Berufskreisen, und zwar nicht etwa in der Weise, daß sie aus diesen ausschieden und Berufsschauspieler wurden, sondern in der, daß sie blieben, was sie waren, und nur außerdem auch Theater spielten: die Schauspiele des Mittelalters waren Dilettantenaufführungen, die Schauspieler Dilettanten.

So war es bei den geistlichen Spielen, so war es, als sich aus dem bunten Treiben des Volkes zur Fastnachtszeit die weltlichen Fastnachtskomödien entwickelten, welche von Bürgern und Bürgerssöhnen auf offenen Plätzen und in den einzelnen Häusern aufgeführt wurden, ähnlich wie in Paris unter Karl VI. (1380—1422) eine Gesellschaft junger Leute aus guten Familien, der Enfans sans souci, ihre „Sotties" auf dem Markt und in den Hallen spielte; so blieb es, als durch den Einfluß der Reformation sich „auf dem Boden der alten Mysterien und in den Formen der Fastnachtsspiele" in der Schweiz ein neues Volksdrama aus dem Volksbewußtsein heraus entwickelte und „die Form des dramatischen Dialogs als Waffe gegen das Papstthum und für die Eroberung des Evangeliums" benützt wurde, mit einem Erfolge, der gelegentlich, wie bei der Aufführung der Fastnachtsspiele des Malers Nicolaus Manuel in Bern 1522, für den Beitritt einer Stadt zur Reformation entscheidend ward; und es war auch dadurch nicht anders geworden, daß zu dem geistlichen und volksthümlichen Drama das gelehrte Drama hinzugetreten war und Darstellung an den Schulen durch Lehrer und Schüler fand. Bürger, Bürgerssöhne, Studenten, das waren die Schauspieler, welche das Mittelalter der Neuen Zeit überlieferte. Uns sind Heidelberger Drucke zweier Schauspiele des Nürnberger Bürgers und Steinmetzen Thomas Schmidt aus Meißen erhalten, „Thobias" — eine Bearbeitung von Wickrams Tobias — und „Joseph", welche 1578 und 1579 von der Heidelberger Bürgerschaft öffentlich dargestellt wurden, in denen die genaue Rollenbesetzung angegeben ist; wir finden da einen Stadtschreiber, Trompeter, Malergesellen, Buchbinder, Studenten für die weiblichen Rollen, Bürgersöhne. Wenn Will in seiner „Geschichte der Nürnbergischen Schaubühne" behauptet, „die ältesten Schauspieler, und noch die zu und nach Hans Sachsens Zeiten, waren lauter geringe und gemeine Leute, Tüncher, Dachdecker, Bürstenbinder und dergleichen, größtentheils Meistersänger", so ist das in der Exemplificirung ganz richtig, das waren aber im Verhältniß zum fahrenden Volk keine „geringen und gemeinen Leute", sondern ehrbare Bürger und Handwerker mit Zunftrechten und dergleichen.

Für das gelehrte Schuldrama war besonders der Einfluß von Terenz maßgebend. Schon Ende des zehnten Jahrhunderts hatte seine Lectüre die Nonne Hroswitha von Gandersheim veranlaßt, diesen weltlichen, verwerflichen Komödien solche mit Stoffen aus der Heiligenlegende entgegenzusetzen, und es ist immerhin möglich, daß die Nonnen von Gandersheim diese zur Kräftigung ihrer Tugend verfaßten Dichtungen im Innern des Klosters unbelauscht von profanen Augen auch zur Darstellung gebracht haben. Jedenfalls aber handelte es sich hier um einen ganz isolirten Act dramatischer Production, der für die Entwicklung des Dramas zunächst ohne alle weitere Bedeutung blieb. Erst die humanistische Bewegung lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die Dramen der Alten; bereits 1486 erschien eine deutsche Uebersetzung des Eunuchus (als „Hemling" übersetzt) von Hans Nythart in Ulm und schon 1499 der ganze Terenz.

Wir begegnen nun ihm und seinen Nachahmern in zahlreichen Schüleraufführungen; Ende des 15. Jahrhunderts gelangt eine lateinische Komödie von Reuchlin in Worms und Heidelberg zur Aufführung, und in Nürnberg können wir die Schülervorstellungen durch das ganze 16. Jahrhundert verfolgen; die Schauspiele des Nicodemus Frischlinus (geb. 1547, gest. 1590) werden in Stuttgart und Tübingen von Studenten gespielt und gegen Mitte des 16. Jahrhunderts kommen die Stücke Wolfgang Schmelzls, Priesters und Schulmeisters bei den Schotten in Wien, durch Schüler zur Aufführung. Die Zwickauer Schulordnung vom Jahr 1523 bestimmt bereits, „daß Mittwochs nach geschehener Repetition und Sonntags nach der Kirche eine Komödie aus dem Terentius zur Stärkung des Gedächtnisses und zur Uebung in der Aussprache und in der Geschicklichkeit des Leibes" gespielt werden solle; nach der Güstrow'schen Schulordnung vom Jahr 1552 soll vorgeschrieben gewesen sein, daß die Schüler jedes halbe Jahr eine Komödie des Terenz oder Plautus zur Aufführung bringen sollen, und ähnliche Bestimmungen enthielten die Magdeburger Schulordnung vom Jahr 1553, die Brandenburger vom Jahr 1564, die Nordhäuser vom Jahr 1583 u. a., Anordnungen, für welche wohl das Votum Luthers nicht ohne Bedeutung war, der in seinen Tischreden und in Briefen an Spalatin und Nicolaus Hausmann die Aufführung von Komödien des Terenz durch Knaben in der Schule ausdrücklich gebilligt hatte.

Es finden sich aber in dieser Zeit doch bereits Ansätze zur Bildung berufsmäßiger Komödianten. Es dürften nicht nur für die ständige Figur des Narren berufsmäßige Possenreißer, „Nachkommen der alten Joculatoren", zu den Spielen der Bürgerschaft herangezogen worden sein: die Zeit, während welcher diese Spiele stattfanden, dehnte sich auch immer mehr

Digitized by Google

aus und gelegentlich überkommmt die Schauspieler einer Stadt bereits die Lust, ihre Kunst auch in einer anderen Stadt sehen zu lassen. Die von Hans Sachs geleitete Gesellschaft spielte jährlich durch längere Zeit in Nürnberg — so von Neujahr bis zum weißen Sonntag, von Lichtmeß bis zur Fasten —, und die Frankfurter Rathsprotokolle berichten, daß man daselbst Nürnberger Spielleuten im Jahre 1584 die erbetene Bewilligung, ihre „närrischen Komödien und Fastnachtsspiele" zur Ostermesse in einer Bude am Main aufzuführen, verweigerte. Da man im folgenden Jahre Nürnberger Bürgern die Aufführung Hans Sachs'scher Stücke in Frankfurt gestattete, wenn auch mit dem wenig freundlichen Beisatze, sie sollen künftighin daheim bleiben und mit dergleichen Begehren nie mehr lästig fallen, so scheint es, daß die im Jahr 1583 erwähnten Spielleute, die man in dem fraglichen Rathsbeschlusse übrigens auch mit den Gauklern auf eine Stufe gestellt hatte, den späteren Berufsschauspielern schon ziemlich nahe standen.

Wir finden übrigens in Nürnberg neben Hans Sachs auch schon andere Schauspiel-Unternehmer, so den Messerschmied Georg Fröhlich und 1549—1550 eine Truppe „welscher Spielleute"; und 1583 bewilligt auch der Frankfurter Rath „den Welschen" Theateraufführungen. Diese „Welschen" dürften nicht Italiener gewesen sein, sondern Franzosen. Mit dramatischen Aufführungen sich befassenden Vereinigungen begegnen wir übrigens allerdings in Italien schon nach 1260, nämlich der Compagnia del Gonfalone in Rom und der der Battuti in Treviso, welche Passionsspiele veranstalteten. Diese waren aber keineswegs Berufsschauspieler, sondern geistliche Brüderschaften, wie schon der Name (Fahnengenossenschaft, Geißelbrüder), sowie auch der Umstand zeigt, daß die Canonici der Kathedrale in Treviso den Battuti nach deren Statuten für die Darstellung der Rollen der Maria und des Engels jährlich zwei Kleriker zu stellen hatten; sie werden sich vielmehr, wie später in Frankreich die Passionsbrüderschaft (confrérie de la passion de notre seigneur), welche am 4. December 1402 mit königlichem Patent bestätigt wurde und der im Trinitätshaus ein eigener Saal zugewiesen wurde (théatre de la trinité, das älteste Pariser Theater), aus Bürgern recrutirt haben. Auch die Bazochisten in Frankreich, welche eine eigene Art von Dramen, „Moralitäten" genannt, zur Aufführung brachten, waren nicht Berufsschauspieler, sondern Advocatenschreiber.

Die eigentliche Heimath des Standes der Berufsschauspieler ist England. Man hat aus einer Notiz in Ulrich Reichenthalers Concilium-Buch zu Costencz den Schluß ziehen wollen, daß schon beim Constanzer Concil im Jahre 1417 der Bischof von London mit einer von ihm aus England herübergebrachten Schauspielergesellschaft ein Dreikönigspiel und andere geistliche Spiele aufgeführt habe; allein aus der erwähnten Notiz ergibt sich nur, daß der Bischof der Festgeber war, und die Spieler dürften wohl Einheimische gewesen sein, so daß diese englischen Komödianten aus dem Jahre 1417 wohl in derselben Weise in das Gebiet der Fabel zu verweisen sind, wie die niederländischen Schauspieler, die nach den von Schlager zuerst in seinen Wiener Skizzen (1839) und dann in einer der Akademie der Wissenschaften vorgelegten Abhandlung (1851) gemachten und dann von Devrient und anderen nachgeschriebenen und weiter ausgeschmückten Mittheilungen in Wien vom Jahre 1529 an urkundlich nachweisbar sein sollten. Diese Mittheilungen Schlagers hat Meißner in seiner Schrift über die englischen Komödianten in Oesterreich ebenso gründlich widerlegt, wie die Notiz Schlagers über den vermeintlich für 1596 nachgewiesenen Franz Daniel Hauptmann „sambt" seiner Gesellschaft, der sich bei genauerer Betrachtung nicht als ein erster deutscher Theaterdirector, sondern als ein französischer Hauptmann Namens Franzisco Daniel erwies. Aber das ist zweifellos, daß sich bereits in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts in England ein eigentlicher Schauspielerstand gebildet hatte. Richard III. besaß als Herzog von Gloster bereits seine eigene Schauspielertruppe und in der ersten Zeit der Königin Elisabeth finden wir neben den „Players of the Queen's schon eine Anzahl von Truppen vornehmer Persönlichkeiten. Ein Gesetz vom Jahre 1572 richtet sich bereits gegen die herumziehenden herrenlosen Schauspieler, d. i. solche, welche nicht einem der Barone oder sonstigen Würdenträger zugehören, und verordnet, sie seien wie Vagabunden und Gewohnheitsbettler zu bestrafen. Im Jahre 1576 wird das Blackfriars-Theater in London eröffnet und 1578 zählt man in dieser Stadt und ihrem Umkreis schon acht Locale, in denen dramatische Aufführungen stattfanden. Der Aufschwung, den gegen Ende des 16. Jahrhunderts das englische Theater, dem Dichter wie Christoph Marlowe und Robert Greene erwachsen waren und für das ein Shakespeare zu schaffen begann, genommen hatte, war es, der englische Komödianten bestimmte, auch außerhalb ihrer Heimath ihr Glück zu versuchen. Nachdem schon früher englische Tänzer und Instrumentisten nach Dänemark, den Niederlanden und auf eine Einladung des sächsischen Kurfürsten Christian II. 1586 auch nach Deutschland gekommen waren, und Friedrich II. von Dänemark (gestorben 1588) eine englische Schauspielergesellschaft in seine Dienste genommen hatte, finden wir zu Beginn des letzten Decenniums des sechzehnten Jahrhunderts die ersten herumziehenden englischen Schauspielertruppen, und zwar zuerst in den Niederlanden, in der Stadt Leyden, 1590 Robert Brone, Engelsman, ende zynde medehulpers, und dann diesen Robert Browne und andere in Deutschland. Ein gewisser Sackville, wohl derselbe, der in dem von einem englischen Hofbeamten, C. Howard, an die Generalstaaten unterm 10. Februar 1591 gerichteten Empfehlungsschreiben Thomas Saxfield genannt wird, tritt in die Dienste des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, der 1591 in Wolfenbüttel ein Theater eingerichtet hatte, Robert Browne in den des Landgrafen Moritz von Cassel, und bald begegnen wir in den verschiedensten Städten, Frankfurt, Ulm, Königsberg, Berlin, Dresden ꝛc., englischen Komödianten. Bei der Herbstmesse 1592 in Frankfurt spielt Robert Browne und seine Gesellschaft Stücke von Marlowe, im Herbst 1593 finden wir ihn wieder daselbst, und bald bilden die Erledigungen der Gesuche englischer Komödianten immer wiederkehrende Agenden der Rathsversammlungen in den Städten und „Verehrungen" und sonstige Auslagen für Komödianten sich stets wiederholende Posten in den Hofrechnungen. Man fixirte die Höhe des Eintrittsgeldes, strafte die Gesuchswerber, wenn sie mehr einhoben, als ihnen erlaubt worden war, und wies sie gelegentlich auch ab. So eröffnete der Nördlinger Rath englischen Komödianten laut Protokoll vom 7. Juni 1607, er habe jetzt nicht Gelegenheit, sondern „mit anderen Sachen zu thun", verehrte ihnen aber wenigstens vier Gulden. Viel toleranter war der Frankfurter Rath, welcher im Jahre 1597 dem Thomas Sackville sogar gestattet hatte, während er verreiste, seine Frau in Frankfurt zu lassen.

Es ist selbstverständlich, daß das Beispiel der Engländer bald von Einheimischen Nachahmung fand. Von einem gewissen Hans Mühlgraff (Mulgraf, Mühlgraf) aus Nürnberg sind uns verschiedene Nachrichten erhalten, die schon auf ein richtiges Komödiantenleben hinweisen. Im Jahre 1609 baten Hans Mulgraf, Dieterich, Carl und Jeronimus Lederer für sich und ihre Gesellen den Nürnberger Rath um Erlaubniß, Komödien agiren zu dürfen. Der Rath aber erwiderte ihnen, sie sollten besseres und nützlicheres

Digitized by Google

treiben und nicht bloß dem Müßiggange sich widmen. Hans Mulgraf scheint diese wohlwollende Ermahnung nicht berücksichtigt oder aber seinen Leichtsinn in der Familie vererbt zu haben, denn aus dem Jahre 1614 ist uns die betrübende Nachricht erhalten, daß ein Jubelierer, Hans Mühlgraff, ein junger Gesell und Bürgerssohn in Nürnberg, ein Fräulein Anna Sitzinger, Bürgerstochter, entführte und sich mit ihr in Neuhaus trauen ließ, einem vier Meilen von Nürnberg gelegenen Flecken, dessen Pfarrer als eine Art deutscher Schmied von Gretna Green das Privilegium besaß, die da kamen, wenn sie wollten, ohne weiteres zusammenzugeben. Der Nürnberger Rath steckte den neuen Ehemann bei seiner Rückkehr ins Lochgefängniß, seine Gattin aber in den Thurm Lug ins Land, wo man ihnen elf Wochen Zeit gab, sich die Sache zu überlegen; da sie es sich aber nicht überlegten, ließ man sie endlich los und erkannte sie als Eheleute an. Die Ausdauer, die den Hans Mühlgraff in seiner Liebe zu Anna Sitzinger zum Ziel geführt, verhalf ihm auch mit seiner Lust, Komödie zu agiren, endlich zum Sieg; nur scheint es, daß er da etwas länger warten mußte, denn erst aus den Jahren 1628, 1629, 1630 wissen wir, daß ihm der Nürnberger Rath die Erlaubniß ertheilte, in Nürnberg zu spielen, während er im Jahre 1627 mit einem Ansuchen, „daß er eine Komödie mit lauter kleinen Kindern agiren dürfe", noch abgewiesen worden war.

Der ersten deutschen Truppe, die unter dem Namen ihres Principals auftritt, begegnen wir 1622 in Berlin (der Carl Nau'schen), und bald beginnt man auch eigene Schauspielhäuser zu errichten. Im Jahre 1605 ließ der Landgraf Moriz von Hessen (1592—1627) eine Art Theater in Gestalt eines Circus mit bemalten Decken anlegen, das er, vermuthlich zu Ehren seines erstgeborenen Sohnes, Ottoninm nannte; in Amsterdam wurde 1617 ein Theater erbaut, in Nürnberg im Herbst 1627 der Bau des „neuen Fechtschul- und Komödienhauses" auf der Schütt begonnen, und im Juni 1628 daselbst in Gegenwart des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel die erste Komödie aufgeführt. Dieses Gebäude ist es wohl, welches der Rath meint, wenn er im October 1628 dem obgenannten Hans Mulgraf die Erlaubniß ertheilte, etliche Komödien zu halten, weil noch Wettertage seien und „das Haus" ohnedem ledig stehe. Im Jahre 1641 erbaut Furtenbach in Ulm ein Theater, 1658 erhält München ein solches, 1665 errichtet das Aimosenaml in Augsburg, wo die Meistersinger schon 1630 den „Welserstadel", seitdem „Meistersingerstadel" genannt, für ihre Aufführungen gemiethet hatten, ein eigenes Theater in der Jakobsvorstadt und 1667 wird das vom Kurfürsten erbaute Komödienhaus in Dresden eröffnet und bald darauf (1685) Johannes Velihen, der gegen Ende der sechziger Jahre seine „berühmte Bande" gegründet hatte, von Johann Georg III. als Theaterdirector angestellt, so daß somit das erste deutsche Hoftheater geschaffen ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Unter der vermuthlich vom Verleger eigenmächtig angebrachten Ueberschrift: „Professor Röntgens wichtige Entdeckung!" liegt die Abhandlung des Prof. Dr. W. Röntgen: „Eine neue Art von Strahlen" nunmehr als Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der Würzburger Physik.-medic. Gesellschaft vor (zu beziehen von der Stahel'schen Buchhandlung daselbst für 50 Pfennig). Sie gibt in der Form einer vorläufigen Mittheilung in 17 knappen Paragraphen eine schlichte Uebersicht über die experimentellen Beobachtungen des Physikers nebst einer behutsam ausgesprochenen Ansicht über die Natur der neu entdeckten Strahlen. Röntgen unterscheidet diese seine „X-Strahlen", die wir besser Röntgen'sche Strahlen nennen werden, bestimmt von den Kathodenstrahlen, da sie von den un letzteren durch Hertz und Lenard bemerkten Eigenschaften nur einige theilen, in anderen Punkten aber sich abweichend verhalten. Sie gehen aus von jener Stelle der Glaswand einer Crookes'schen (oder Hittorf'schen) Röhre, welche durch die innerhalb dieser Röhre erzeugten Kathodenstrahlen zur Fluorescenz gebracht wird, und können somit ihrerseits als Erzeugniß der Kathodenstrahlen betrachtet werden, sind jedoch nicht als identisch mit diesen aufzufassen, bilden keine einfache Fortsetzung derselben nach dem Durchgang durch die Glaswand. Sie selber vermögen draußen geradlinig unsichtbar, vermögen jedoch bis auf eine Entfernung von 2 Meter ihre Existenz zu beweisen, indem sie einen mit Bariumplatincyanür angestrichenen (Fluorescenz-)Schirm, der ihnen exponirt wird, aufleuchten lassen. Ebenso wirken sie auf andere der Fluorescenz zugängliche Flächen und so auch auf eine ihrer Ausstrahlung ausgesetzte photographische Trockenplatte, die sie vielleicht nur deßhalb chemisch angreifen und dadurch dauernde Schattenbilder erzeugen, weil sie auf ihr zunächst ebenfalls Fluorescenz erregen. Alle Körper sind für die Röntgen'schen Strahlen „durchlässig", der Grad ihrer Durchlässigkeit hängt von der Dichte der Substanz und der Schichtendicke, aber doch nicht allein von beiden ab; gerade hieraus scheinen sich durch fortgesetzte Reihen von Experimenten und Rechnungen wichtige Aufschlüsse über die innere Structur der Körper ergeben zu können. Der verschiedene Grad der Durchlässigkeit der auf dem Wege zur photographischen Platte von einer Anzahl paralleler Strahlen durchsetzten Körpee wird auf der Platte in abschattirtem Bilde wiedergegeben; die Röntgen'schen Photographien sind keine Abbilder beleuchteter Oberflächen, sondern Transparenzproducte, Schattenrisse mehr oder weniger durchstrahlter Massen. Am meisten Werth legt der Entdecker sichtlich auf die theoretische Möglichkeit, in seinen X-Strahlen die oft gesuchten Longitudinalschwingungen des Aethers zu erkennen. Wie von den Kathodenstrahlen sondert er die seinen mit gutem Grund auch von den Lichtstrahlen, den sichtbaren, wie auch den unsichtbaren, ultravioletten und ultrarothen. Professor Boltzmann schließt sich in einer geistreichen Betrachtung über die Röntgen'sche Entdeckung (in der „N. Fr. Pr.") dieser Ansicht an und erweitert die Hypothese Röntgens, indem er jenen drei Arten von Lichtstrahlen die von Hertz entdeckten elektrischen Lichtwellen als transversale, aber von größerer Wellenlänge zur Seite stellt, ihnen allen gegenüber aber den Kathodenstrahlen und den Röntgen'schen eine andere Natur vindicirt: in diesen beiden erblickt er longitudinale Wellen, bei den Kathodenstrahlen nun äußerst kurzer, bei den Röntgen'schen von größerer Wellenlänge. „Die größte Bedeutung der Entdeckung Röntgens," sagt der berühmte Wiener mathematische Physiker, „besteht offenbar darin, daß wie wieder mit einem ganz neuen Agens bekannt geworden sind. Schon die Entdeckung der Hertz'schen und der Kathodenwellen hat berechtigtes Aufsehen erregt. Doch sind die ersteren noch nicht wesentlich von den Lichtwellen verschieden, die letzteren fast ausschließlich in den engen Raum der Hittorf'schen Röhre gebannt und daher für die Wissenschaft und Praxis wenig zugänglich. Die Röntgen'sche Erscheinung aber ist völlig neu und spielt sich in großen Dimensionen ab."

* Ein Verdeutschungsbuch für die Heilkunde hat, wie die „K. Ztg." berichtet, der Allgemeine deutsche Sprachverein den Vorständen der Zweigvereine im Entwurfe zugehen lassen. Auf 92 Seiten sind etwa 4000 Fremdwörter, gesammelt vom Oberstabsarzt Dr. Matthäi in Danzig, durch Oberstabsarzt Dr. Kunow in Neuruppin übertragen worden. Bei der Zusammenstellung dieses Verdeutschungsbuches war eine Hauptschwierigkeit die Umgrenzung des zu bearbeitenden Gebietes. Eine scharfe Trennung der Naturwissenschaft erschien z. B. bei dem innigen Zusammenhange dieser beiden Wissenschaften unmöglich. Das vorliegende Heft hat sich nun zur Aufgabe gemacht, die Sprache der Aerzte, wie sie im Verkehr mit den Kranken, in ärztlichen Zeugnissen und Gutachten gebräuchlich ist, zu verdeutschen. Grundsätzlich sollten ausgeschlossen sein die Gesteinlehre, die Pflanzenkunde, die Thierkunde, die Naturlehre, Chemie, Zergliederungskunde, die Lehre von den Lebenserscheinungen, die Entwicklungsgeschichte, Gewebelehre, endlich die Sternkunde, Erdbildungslehre, Alterthumskunde und vor allem die Geschichte der Heilkunde mit ihren Gehelmwissenschaften und ihrem Aberglauben. Ebenso mußten jene Fremdwörter, die nichts weiter darstellen als Uebersetzungen der wissenschaftlichen Begriffe aus den lebenden in die todten Sprachen — man denke an Dysmorphosteopatinlmsie = Wiederzerbrechen eines schlecht gefügten Knochens, Siderodromophobie = Eisenbahnfurcht —, sowie jene Ausdrücke, die nur fremdsprachige Dingnamen für einfache Begriffe sind, unberücksichtigt bleiben. Diese stammen aus

der Zeit, als man am Krankenbett noch lateinisch sprach, und ihnen stehen diejenigen nahe, die jetzt völlig veraltet sind. Daß auch Ausdrücke, die nicht ausschließlich der Heilkunde angehören, keine Aufnahme gefunden haben, ist begreiflich. Im allgemeinen scheint das Gebiet der verdeutschten Fremdwörter durch die Arbeit erschöpft zu sein. Einzelnes wird vielleicht noch fehlen; so vermißt man das Wort Pubertät = Reife, Mannbarkeit; daß verschiedene Ausdrücke sich nicht einbürgern werden, ist auch wohl anzunehmen, man vergleiche Honorar = Entlohnung, Alkoholismus = Saufsucht — Trunksucht thut es in diesem Falle auch schon —, antiseptisch = entkeimend (!) u. a. Doch hat der Verfasser meistens mehrere Uebertragungen angeführt, so daß eine gute Auswahl für die eben genannten Wörter, z. B. Arztgebühr, Vergütung, übermäßiger Genuß geistiger Getränke, fäulnißtilgend, keimtödtend, zur Verfügung steht. Daß in der That bei der Heilkunde sehr viele bis jetzt gebräuchliche und auch ins Volk gedrungene Fremdwörter entbehrlich sind, zeigen schon die Worte Medicin = Heilkunst, Heilkunde; Medicament = Heilmittel, Arznei; Medicinee = angehender Arzt, ärztlicher Forscher (?) — der Titel Doctor läßt sich kaum verdeutschen —, Praxis = Berufsthätigkeit, Wirkungskreis; Mixtur = Arzneimischung; Diät = Kost, leichte Kost, Lebensweise; Diagnose = Erkennen der Krankheit, Krankheitsbezeichnung; Kleptomanie = Stehlsucht; Asthma = Athemnoth, Brustbeklemmung; Tuberculose = Schwindsucht; Recept = Verordnung, Vorschrift u. s. w. Eine durchgreifende Umgestaltung auf diesem Gebiete, wie sie das vorliegende Verdeutschungsheft anstrebt, wäre erwünscht, und die sachverständigen Vereinsgenossen und Freunde des Allgemeinen deutschen Sprachvereins mögen der Bitte nachkommen, sich der Begutachtung des Entwurfs anzunehmen und Mittheilungen bis zum 1. Mai d. J. an Oberstabsarzt Dr. O. Kunow in Neuruppin gelangen zu lassen.

* Für die von englischer Seite geplante **Südpol-Expedition** ist jetzt das Programm aufgestellt, woraus sich ergibt, daß die ursprünglich als rein wissenschaftlich gedachte Expedition mit Fangzwecken verbunden wird. Es soll dabei Walfisch- und Robbenfang getrieben werden, was allerdings den Zielen, die sich die Expedition gesetzt, nicht hinderlich sein würde. Denn in erster Linie handelt es sich um die Erforschung des magnetischen Südpols und ferner um die Erforschung der Küstenstriche jener großen Bucht im antarktischen Continent, die 1841/42 von James Ross und 1894/95 von dem norwegischen Fangschiff „Antarctic" besucht worden ist. Die wissenschaftliche Leitung ist dem Norweger Borchgrevink, dem bekannten Theilnehmer der „Antarctic"-Expedition, übertragen worden, ihm sollen acht bis neun wissenschaftlich gebildete Männer, darunter einige andere Norweger, zur Seite stehen. Diese wissenschaftliche Expedition wird bei Cap Adare oder der etwas südlicher gelegenen Coulman-Insel gelandet, von wo aus Borchgrevink mit einigen Begleitern eine Reise über das Inlandeis von Victoria-Land machen und den magnetischen Südpol aufsuchen will. Die Schiffe gehen einstweilen auf Fang und holen die Expedition im folgenden Jahre nach der Ueberwinterung ab. Die Abreise von England erfolgt im August, so daß die Expedition bei Beginn des antarktischen Sommers auf Victoria-Land eintreffen kann.

* Zum zweitenmale befindet sich Graf Eugen **Zichy** im **Kaukasus**, um dort Nachforschungen nach dem Ursprung des magyarischen Volksstammes zu veranstalten. Aus Jekaterinenstadt wird der „Now. Wremja" die Ankunft des Grafen gemeldet. Diesmal geht die Reise über Tiflis nach der Stadt Nucha im Gouvernement Elisabethpol. In der Nähe dieser Stadt lebt ein kleines Volk, das eine eigene, bisher wenig gekannte und wenig studirte Sprache besitzt, die, nach der Ansicht deutscher Philologen, wohl geeignet sein soll, die Zwecke des Grafen zu fördern. Diese Sprache hat keinerlei Verwandtschaft mit irgend einer der kaukasischen Mundarten. Graf Zichy nimmt aus Tiflis zwei russische Gelehrte, die als besondere Kenner des Kaukasus gelten, nach Nucha mit. Nebenbei gedenkt er seine ethnographische Sammlung, die auf der Budapester Milleniums-Ausstellung einen eigenen Pavillon füllen wird, entsprechend zu vervollständigen. Anfang März gedenkt Graf Zichy die Rückreise anzutreten.

* Eine wunderliche gelehrte **Expedition**, bestehend aus Finländern und Schweden, soll, wie man im „Rig. Tagbl." liest, in den ersten Tagen des Januar von Uleaborg aus auf Rentieren nach dem Weißen Meer und von hier dem Gestade des Eismeeres entlang durch Sibirien bis nach Kamtschatka begeben wollen.

* **Nürnberg.** In Nordhausen starb im 71. Lebensjahr der Kunsthistoriker **August v. Eye**, gebürtiger Hannoveraner, der sich hier am Germanischen Museum ein unvergängliches Andenken gestiftet hat. Denn er vornehmlich war es, der in den Jahren 1853 bis 1875 als Vorstand der Kunst- und Alterthumssammlungen unter dem dilettantisch enthusiastischen Frhrn. v. Aufseß dessen etwa geordnete Schöpfung greifbare Gestalt und haltbare Entwicklung zu geben wußte. Ein weiteres Verdienst besteht in seiner Dürer-Forschung, sowie in Editionen zur Geschichte deutscher Holzschneidekunst; durch beides wies er späteren Arbeiten die Wege. Im übrigen zerstreute auch er sich nachmals auf allerlei Gebiete: Colonialbestrebungen, die ihn bis nach Brasilien führten, und Philosophie, der er in der Beschaulichkeit des Alters, nach Nordhausen zurückgezogen, nachhing.

* **Jena.** Der Professor der Botanik an der hiesigen Universität, Dr. **Dettmer**, ist von seiner wissenschaftlichen Reise, welche er im Herbst nach Brasilien unternommen hatte, wieder zurückgekehrt. — Zum Ort des nächsten, 1897 stattfindenden **Deutschen Geographentages** ist bekanntlich Jena gewählt worden. Und zwar ist jetzt der Termin auf **Ostern 1897** festgesetzt. Die Geographische Gesellschaft für Thüringen steht mit Rücksicht auf den Geographentag von der Feier ihres Stiftungstages in diesem Jahre ab und wird 1897 mit dem Geographentag die Feier ihres 15jährigen Bestehens verbinden.

* **Leipzig.** Dem Dr. phil. **Zur Strassen**, der am 11. Jan. seine Probevorlesung an unsrer Universität hielt, wurde von der philosophischen Facultät die venia legendi für Chemie ertheilt.

γσ **Berlin.** Von dem anziehenden Vortrag, den Geh. Rath Prof. Dr. **Eck** in der Jannarsitzung der „**Juristischen Gesellschaft**" über den allgemeinen Theil des Entwurfs zum Bürgerlichen Gesetzbuch gehalten (vgl. Beil. Nr. 10 vom 14. Januar), sei es erlaubt im Folgenden eine eingehendere Inhaltsübersicht zu geben: Es ist schwer, die Beherrschung des ungemein reichen Rechtsstoffes, wie er nunmehr in revidirter Form dem Bundesrathe vorliegt, zu erlangen, zumal er ohne Motive publicirt werden ist und die Durcharbeitung der ca. 10,000 Druckseiten starken Verhandlungsprotokolle für den nicht außer Acht bleiben darf, der es unternimmt, Kritik an dem „Entwurfe" zu üben. Nur die neuen und dem Entwurf eigenthümlichen Materien können in einer beschränkten Ueberschau einige eindringende Erörterung erfahren. Die Analogie, die bei der Rechtsentwicklung in Geltung ist und die Entwicklung des Gewohnheitsrechts, deren Richtung sich dem Einflusse des Gesetzgebers entzieht, sind in dem revidirten Entwurf zum Vortheil gegenüber der ersten Fassung nicht erwähnt und der allgemeine Theil des „Entwurfs" enthält die Bestimmungen über die natürlichen Personen, die juristischen Personen, die Rechtsgeschäfte, an die sich die Bestimmungen über den Rechtserwerb und dessen rechtliche Folgen anfügen, ferner die über die Form von Verträgen, die Bestimmungen über die Vertretung und dergleichen. Die Rechtsfähigkeit beginnt mit der Vollendung der Geburt, ein besonderer Reifegrad der Vitalität, wie ihn das französische oder das badische Landrecht kennt, fällt im Entwurfe fort, auch ist der Grundsatz persönlicher Rechtsgleichheit so betont, daß von einer Exemption etwa der Klostergeistlichen oder der Mitglieder geistlicher Congregationen in civilistischer Beziehung nicht die Rede sein kann. Eine Volljährigkeit unter väterlicher Gewalt ist ausgeschlossen; der Minderjährigkeit steht die absolute Volljährigkeit gegenüber. Die Entmündigung, die sich außer auf Geisteskranke und Verschwender auch auf Trunksüchtige erstrecken darf, soll als Ersatz für das seinerzeit vom Reichstag abgelehnte Gesetz gegen die Trunksucht eintreten. Der Entwurf schützt das „Recht auf den bürgerlichen Namen", doch überläßt er der Specialgesetzgebung den Schutz der Firma, des geistigen Eigenthums u. s. f. Für die Todeserklärung stellt er neben der Kriegs- und Seeverschollenheit eine Unfallsverschollenheit für die Dauer von 10 Jahren nach der Unfallsvermuthung auf, deren Wirkung eine declaratorische, nicht eine constitutive ist. Die „juristischen Personen" begreifen die Vereine, Genossenschaften und Stiftungen, unter diese sind nach dem Muster des bayerischen Vereinsgesetzes vom Jahre 1869 in Erwerbsvereine auf Grund von Concessionirung und in „ideale" Vereine getheilt mit nicht wirthschaftlichen Bestrebungen. Für die letzteren hat der Entwurf, indem er der Verschiedenheit des in Deutschland geltenden Vereinsrechts Rechnung trug, die Form von Normativbestimmungen, die erfüllt sein müssen,

und den Registerzwang zur Erlangung der Rechte von juristischen Personen festgesetzt. Man hat dabei die Mitte zwischen dem Concessionsprincip und der freien Körperschaftsbildung innezuhalten gesucht. Dies ist namentlich für politische, religiöse und socialpolitische Tendenzen verfolgende Vereine darum festgesetzt worden, weil die Regierungen ohne derartige Festsetzungen die Verantwortung hinsichtlich deren Bestrebungen nicht tragen zu können ausdrücklich erklärt haben. Diese Regelung ist zum Theil in der Geschichte der Vereinsgesetzgebung begründet, und die scharfe Bekämpfung, die sie bereits erfahren hat und gegenwärtig noch erfährt, sowie der mangelhafte Rechtsschutz, den das Verwaltungsgerichtsverfahren in streitigen Fällen nur bieten kann, stehen allerdings ihrer Annahme in der gegenwärtigen Fassung als keineswegs leichtes Hinderniß entgegen. Der Vortragende indessen begnügt sich diesen rechtlichen Bestimmungen gegenüber mit einem tolerari posse. Dagegen tritt er für die Haftpflicht des Fiscus ein, falls selbst bei der Ausübung von öffentlich-rechtlich begründeten Handlungen Dritten ein Schaden erwächst. In dem Abschnitt über Rechtsgeschäfte finden wir in der von dem rechtlichen Vertreter der Minderjährigen für die Abschließung von Rechtsgeschäften seitens dieser Minderjährigen selbst abzugebenden Entscheidung eine durch die Frist von zwei Wochen, die für die Abgabe dieser Entscheidung nach vollendetem Geschäfte dem gesetzlichen Vertreter vorbehalten ist, allzu große Benachtheiligung des mit dem Minderjährigen Contrahirenden. Doch dürfte der Vorwurf Anton Mengers, der in der sogenannten „erweiterten Geschäftsfähigkeit", selbst Processfähigkeit von Minderjährigen eine leibliche und sittliche Preisgabe dieser Minderjährigen erblickt, nicht wohl gerechtfertigt sein, und sein Wunsch, dem Vormundschaftsgerichte hier eine weitgehende rechtliche Aufsichtsbefugniß einzuräumen, dürfte den Minderjährigen, die besonders in großen Städten zahlreich Arbeit suchen, eher schädlich als förderlich hinsichtlich ihres Fortkommens werden. Die aus dem „Rechtsirrthum" sich ergebenden rechtlichen Folgen, unter denen im Gemeinen Recht eine große Unklarheit herrscht, hat der Entwurf als rein praktisch erfaßt und geregelt. Unter Fortlassung des Moments der Fahrlässigkeit in ihren verschiedenen Graden nimmt er den Irrthum an in Bezug auf den Inhalt der Erklärung, in Hinsicht auf das eigene Thun und sofern er durch eine vermittelnde Person oder Anstalt herbeigeführt ist. Der Irrthum wird nur dann berücksichtigt, falls der Erklärende bei „Kenntniß der Sachlage" (subjectiv) und bei „verständiger Würdigung des Falls" (objectiv) nicht so gehandelt hätte. Die Rechtsfolge aus dem Irrthum ist stets die Anfechtbarkeit, niemals die Nichtigkeit des Rechtsgeschäfts. Diese Festsetzung bedeutet im allgemeinen einen Fortschritt, doch bietet die Forderung einer unverzüglichen Anfechtung und deren Hinfälligkeit, falls schuldhaftes Zögern vorliegt, nach den Grund zu Controversen, so daß hier Amendirung nothwendig sein wird. Auch die Frist für den Anspruch aus dem angefochtenen Rechtsgeschäfte ist mit fünf oder drei Jahren schon genügend hoch bemessen. Hinsichtlich der Form der Verträge gewährt der Entwurf Formfreiheit, die jedoch durch die vielen Ausnahmen im Sachen-, Familien-, Erb- und Obligationenrecht wieder aufgehoben wird. Wo indessen, wie bei öffentlicher Beglaubigung, notarieller Beurkundung etwa bei Belastung von Grundstücken, Errichtung eines Geschäfts, Eheschließung, eine bestimmte Form gefordert wird, da soll deren Unterlassung oder unvollkommene Erfüllung die scharfe Folge der Nichtigkeit nach sich ziehen. Für schriftliche zweiseitige Geschäfte, wie Schenkungen, fordert der Redner die Hingabe der Vertragsurkunden. Der Vortragende ging auch auf die rechtlichen Bestimmungen der Vertretung näher ein, mit denen er sich im ganzen einverstanden erklärte; er hält die Lossösung der Vollmacht vom Mandat für vortheilhaft, wie auch den Umstand, daß bei Rechtsfolgen die Person des Vertreters, nicht die des Vertretenen zunächst in Betracht kommt, mit Ausnahme des Falles, wo der Vertreter nach ganz bestimmten Weisungen gehandelt hat. Die Möglichkeit, daß der Vertreter mit sich selber Geschäfte macht, die civilistisch zulässig ist, falls der Wille der doppelten Vertretung durch Zeichnung erkennbar ist, hält der Vortragende für eine gute Bereicherung des Rechtsstoffes. Für die „Vertretung ohne Vollmacht" wünscht er dagegen eine Modification; bei dieser haftet der Vertreter, falls der Vertretene den Vertrag nicht genehmigt, in vollem Umfange nicht nur in negativem Interesse. Der rechtliche Vertreter ist hierdurch benachtheiligt. Ohne ein Bewunderer des allgemeinen Theils des Entwurfs zu sein, glaubt der Redner, daß dieser die Basis abgeben wird für die Lösung der Aufgabe, die zur Rechtseinheit führen soll, und spricht sich deßhalb für dessen Annahme aus. Die ungünstigen Auspicien, die dem Entwurfe von mancher Seite gestellt worden, sind, waren seinerzeit in ähnlicher Weise dem „Preußischen Landrecht" durch Johann Gustav Schlosser gleichfalls gestellt worden und noch Thöl hat vielen Rechtsinstituten des deutschen Handelsgesetzbuches ein eben so ungünstiges Horoskop gestellt, ohne daß seine Erwartungen durch die Praxis in der Anwendung dieser Bestimmungen sich bewahrheitet haben. Die praktischen Juristen sind in erster Linie berufen, den Entwurf zu vertiefen und zu bessern.

* **Königsberg.** Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Otto Mügge zu Münster i. W. ist zum Ordinarius für Mineralogie in der philosophischen Facultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 14. Januar folgende Schriften eingegangen:

G. Hadek: Zur Zuckersteuerfrage anno 1896. Prag, Selbstverlag 1896. — Jahresbericht der Handelskammer für den Kreis Mannheim f. d. J. 1895. I. Th. Verlag der Kammer. — Bericht des Finanzministers an S. Maj. d. Kaiser über das Reichsbudget f. d. J. 1896. St. Petersburg, Akad. d. Wissensch. 1895. — Rapport rc. (derselbe französisch). — Dr. jur. Hans Hatschek: Das deutsche Binnenschiffahrtsrecht; gemeinverständliche Darstellung (Meinhakes juristische Hausbibliothek Bd. 58). Leipzig, Albert Berger 1896. — Hermann a. Petersdorff: Wie das Deutsche Reich geworden ist. 1848—71. Ein Gedenkbuch. Mit Bildnissen rc. Berlin, W. Pauli's Nachf. 1896. — Friedrich Polack: Vater Pestalozzi; Jugend- u. Volksschrift. Mit Bildern. Bonn, F. Soennecken 1896. — J. Mourier: L'art au Caucase. I. partie: art réligieux; l'architecture. Fasc. 1. Paris, J. Maisonneuve 1896. — Emile Zola's Romanserie: Die Rougon-Macquart. Unaertürzte Ausgabe. Lfg. 84—87. Budapest, G. Grimm. — Truth: Hefe im Schaum; Berliner Roman. Berlin u. Leipzig, T. Trnntwein. — J. Kleckhöfer: Käthe Hochberg; Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1896. — M. Höfleln: Genie u. Arbeit (Sociale Gegensätze); dramatisches Gedicht. Ebd. — Theodor Lessing: Laute u. leise Lieder. Ebd. — Fenny Schäfer: Florian Geyer; historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Michael Gnismaier; Trauerspiel a. d. Tiroler Bauernkriege in 5 Aufzügen. Basel, Selbstverlag 1894, 1895. — Neujahr, ein Spiegel der Zeit von „°„. Dresden rc., E. Pierson 1896. — Dritter Jahresbericht über die Ottendorfersche freie Volksbibliothek in Zittau f. d. V. J. 1894/95. Zittau, Anstaltsverlag 1895. — Kataloge. Adolph Heß Nachf., Frankfurt a. M. Münzen und Medaillen; a. Gustav Adolph; b. Brandenburg-preußische; c. verschiedene: Krieg 1870—71, portugiesische, polnische, österreichische; numismatische Bücher. Auctionen 3., 5., 10. Febr. u. ff. — Newenham Actan Grnydon, Ingenieur: Gesetz der Kraft. Allahabad (India), Indian Press 1895.

C. C. Buchner Verlag (Rudolf Koch) in Bamberg.

Zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung.

Untersuchungen

von

Dr. Georg Schanz,

Professor der Nationalökonomie in Würzburg.

Grossoktav. 1895. 25 Bogen. Geheftet M. 6.50.

Die Frage der Arbeitslosen-Versicherung steht seit einiger Zeit im Vordergrunde des öffentlichen Interessee; sie drängt nach einer Entscheidung. In der vorliegenden Schrift ist das vorhandene statistische und sonstige zweckdienliche Material gesammelt und gesichtet, sowie auch auf seiner Grundlage das Problem nach allen Seiten beleuchtet. Der Verfasser glaubt, dass es ihm gelungen sein dürfte, eine Lösung der so schwierigen Frage anzubahnen. (10855)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keit in München.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 16. Januar. Nummer 12.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Fragen der Volksbildung. Von A. Bettelheim. — Das Recht der Schauspieler. III. (Schluß.) Von Dr. Burckhard. — Mittheilungen und Nachrichten.

Fragen der Volksbildung.

Helle Köpfe, wie Justus Moeser oder Lothar Bucher, würden das in der Aufschrift genannte Thema voraussichtlich nicht eher zur Erörterung zulassen, als bis man sich über die großen Worte „Volk“ und „Bildung“ genau verständigt hätte. Bei dem Mißbrauch, der mit beiden Ausdrücken bewußt und unbewußt seit Menschenaltern getrieben wird, ist die Forderung nach klar umschriebenen Definitionen dieser Schlagworte ebenso billig, als unerfüllbar. Jacob Grimm faßt den Begriff „Volk“ anders als Richard Wagner; beide nehmen ihn wiederum grundverschieden von der Auffassung, die Lassalle oder Marx damit verbinden; ganz zu geschweigen der Marktschreier und Speculanten, die ihr „Volk“ — freilich meist ein ihrer würdiges „Volk“ — aufrufen, um spottschlechte, wohlfeile oder verdächtige Waare in Kunst und Politik, in Handel und Wandel anzubringen. Ein gleiches gilt von Umfang und Vieldeutigkeit der Vocabel: Bildung. Man kann Bände füllen mit den bisher gegebenen, tiefsinnigsten und verschrobensten Erklärungen dieses Terminus und darf doch sicher sein, bei neuer Umfrage, etwa durch Preisausschreiben akademischer oder pädagogischer Körperschaften, neue Antworten zu erhalten. Selbsttäuschung, Unkenntniß oder Anmaßung wäre es, angesichts solcher Schwierigkeiten mit irgendeiner „abschließenden“ Lösung kommen, die Frage der Volksbildung endgültig ins Reine bringen zu wollen. Ehrlich Strebende werden vor allem falsche Verallgemeinerungen abwehren und die gefährliche Einzahl beseitigen. Sie werden sich sagen, daß es — just so wie bei der sog. Frauen-, Juden-, Agrarfrage — heilsam ist, von irreführenden, willkürlich gewählten Generalnennern abzusehen und statt dessen auf die Bedürfnisse, Fehler und Vorzüge des Einzelnen oder einzelner Gruppen einzugehen.

Gesinnungen derart glaube ich bei vielen Redlichen in vielen Culturstaaten wahrzunehmen, die, fernab vom Lärm des Tages, unbeirrt durch „Zank und Stank des Parteigewühls“, bemüht sind, die geistigen, gemüthlichen und künstlerischen Wünsche der Massen durch gewissenhafte Beobachtung zu erforschen und in wirksamer Weise zu befriedigen. Männer dieses Schlages, Menschenfreunde im alten, ewig jungen Stil gedeihen gottlob auch in Oesterreich noch immer. An der Spitze unsres ersten segensreichen Volksbildungsvereines stand dessen Schöpfer Alexander Peez, der sich mit kundigem Blick die rechten Leute aus dem nachwachsenden Geschlecht als Helfer herausholte und gesellte: sein Nachfolger im Vorstand wurde der Präsident unsrer Akademie, Alfred v. Arneth, der mit gleichem Glück den Stab des Wiener Volksbildungsvereins wählte und verstärkte. Trost für manche Thorheit und Roheit unsrer österreichischen Zustände muß und kann die stille, wenig gedankte Arbeit dieses wohlgeleiteten, wackeren Nachwuchses gewähren, der uns Aelteren die Erinnerung an Gottfried Kellers Liebling, den jungen Salander, weckt. Wir finden in diesem Kreise ruhige, der Schule der Erfahrung vertrauende, ihrer socialen Pflichten bewußte, freiwillige und uneigennützige Lehrer und Lenker der Bildungsbedürftigen, der Bildungsbeflissenen unter den unteren Hunderttausenden. Einer der eifrigsten Praktiker des Wiener Mustervereins ist der Universitätsprofessor der Geologie Ernst Reyer, dessen „Handbuch des Volksbildungswesens“ (Cotta, 1896) den Anlaß zu unsern Bemerkungen bietet. Reyer, von Haus aus Jurist, dann, dem Zuge seines Herzens folgend, Naturforscher, ein unabhängiger, weitgereister Mann, der zumal England und Amerika aus eigener Anschauung genau kennt, ist als Fachmann und Organisator auf dem Gebiete der Volksbibliotheken kein Neuling: 1893 erschien (im Verlage von Engelmann, Leipzig) sein reichhaltiges Buch über die anglo-amerikanischen Volksbibliotheken, das Referent dazumal in diesen Blättern (Beilage vom 21. April, Nr. 92) anzeigte. Eben dasselbe von Reyer sicher und überlegen beherrschte Capitel behandeln die Abschnitte III und IV seines „Handbuches“ gediegen und belehrend. Reyer ist der durch neue Erfahrungen neubestärkten Ansicht, daß die Zeit der alten Stadt-, Studien-, Kloster- und Universitätsbibliotheken um sei. Der großartige Aufschwung der englischen und amerikanischen Volksbibliotheken, die Zeugnisse seiner Mitarbeiter (Dr. C. Nörrenberg über die öffentlichen Bibliotheken in Amerika; Dr. Berghöffer über die Frankfurter Bibliotheken), insbesondere aber seine eigenen Versuche als Begründer und Leiter der Wiener und Grazer Volksbibliotheken: das und anderes mehr gibt ihm die Zuversicht, einen bedeutenden Umschwung in unserm ganzen continentalen Bibliothekswesen zu prophezeien. Und so wohl überlegt sind Reyers Vorschläge, so zuverlässig sind seine eigenen und die Angaben seiner Gewährsmänner, daß wir im allgemeinen unsern Lesern nur nahelegen können, diese klaren Ausführungen selbst nachzulesen, daß wir im besonderen nur wünschen möchten, daß seine Worte bei den Unterrichtsministern und Bibliotheksdirectionen aller continentalen, zumal der deutschen und österreichischen Lande verdiente Erwägung fänden. Was er über Zusammenlegung von kleineren Bibliotheken zu Kreisbibliotheken, über den Leih-Groschen, über das Verhältniß von Leih- und Volksbibliothek sagt, leuchtet ohne weiteres ein. Dem Praktiker Reyer gebührt nur Lob und Dank. Eine Hauptfrage freilich sollte in kommenden Auflagen, die nicht ausbleiben werden, gründlicher zur Sprache kommen: die Frage nach der richtigen Auswahl der richtigen Lectüre. Unsre Volksbibliotheken bedürfen unsres Erachtens vor allem menschenkundiger Bibliothekare, die ein feiner Franzose, Louis de Loménie, einmal die Vorsehung ihrer Leser genannt hat. Reyer weist in dieser Beziehung auf gedruckte Bücherlisten hin: zu meinem Erstaunen finde ich indessen unter seinen Musterkatalogen auch allerhand krause Wegweiser genannt, die neben Schönbachs wohlüberlegten Winken

„über Lesen und Bildung" doppelt böse Figur machen. Ist's aber mit fertigen Musterkatalogen abgethan? Ist's nicht räthlich oder gar nöthig, den Einzelnen die Technik der Kunst zu lesen in lebendigem Vortrag anzudeuten? Programme zu geben, wie sie Karl Hillebrand einem Frankfurter Bekannten brieflich entwickelte?[1])

„Mein Rath wäre, in guten Uebersetzungen zuerst die beiden Grundlagen des Alterthums kennen zu lernen (aber von Grund aus) i. e. Homer und Herodot. Die sind wie der Vater Oceanos, von dem alles ausgeht. Nun handelt sich's aber nicht darum, sie einfach einmal durchzulesen, um sich sagen zu können, man hat sie gelesen; sondern sich mit ihnen vertraut zu machen, sie auf seinem Nachttische zu haben und, nachdem man sie von vorn bis hinten ordentlich durchgelesen, hier und da aufzuschlagen und zu ihnen zurückzukommen. In zweiter Linie würde ich Ihnen rathen, Hesiod und die Tragiker ganz zu lesen (von Euripides genügen zwei oder drei Stücke wie die Electra, der Hippolyt); den Aristophanes, den Theokrit, unter den Prosaikern Thucydides und die Memorabilien des Xenophon, vielleicht auch die drei ersten Dialoge Plato's (Euthyphron, Criton und Apologie, die nicht metaphysisch sind); endlich Lucian. — Ich glaube, das ist ganz genug; die Lyriker, Pindar und was wir von den andern haben, ist alles so gräulich verdeutscht (leider auch die meisten Prosaiker), daß wenig daran zu holen ist in der Uebersetzung. Und dasselbe gilt in viel höherem Grade vom Lateinischen; ich kann mir sie gar nicht in der Uebersetzung denken (der deutschen, wohlverstanden; denn die Romanen haben mehr Verständniß dafür als wir Germanen). Ich muß mir noch immer denken, daß Sie nach einem Jahr tüchtigen Studiums (je 3 Stunden den Tag, die Lehrstunde mit eingerechnet) im Stande sein würden, den Phaedrus und Cornelius Nepos zu lesen und dann im 2. Jahre allmählich auch Ihren Virgil und Cicero, endlich Ihren Horaz und Tacitus im 3. Jahre zu bemeistern lernen würden. Wo nicht, so sehen Sie sich auch dafür nach guten Uebersetzungen um; allein ich weiß nicht, ob Sie viel Genuß und Nutzen daraus ziehen werden. Haben Sie den Niebuhr, Drumann, Mommsen über römische Geschichte, Curtius, Grote, vor allem aber Droysen über griechische Geschichte gelesen? Das sollten Sie doch thun. — Ueberhaupt würde ich Ihnen rathen, von Schriftstellern des 19. Jahrhunderts nur Historiker und Kritiker zu lesen, oder aber Autobiographen (die Biographen wie Justi, Herdst, Heym et cuetera rechne ich unter die Historiker und Literaturhistoriker); sonst aber nur wirklich Gutes aus vergangenen Zeiten; und zwar kennt man kein gutes Buch der Welt nach einmaligem Lesen; und wer den Faust oder die Odyssee, oder die Divina Commedia oder den Hamlet dreimal gelesen hat, ist reicher, als wer alle Werke der deutschen, griechischen, italienischen und englischen Literatur nur einmal gelesen hat. Noch einmal, nicht das Gelesenhaben ist das wichtigste, sondern das Befreundetwerden, das Eindringen, Liebgewinnen eines Schriftstellers. Ich halte Sie für etwa 25 Jahre alt. Wenden Sie noch fünf Jahre an Ihre methodische Erziehung. Die unmethodische (die wichtigste) wird dann vom 30. Jahre an um so fruchtbarer und rascher sein. Im Grunde, wer hat nicht die Zeit, jede Woche einen Band zu lesen? Selbst wenn man nicht Macaulay ist (der einen bis zwei Bände täglich las), kann man demnach 50 Bände im Jahre zu seiner Erholung lesen; und liest man sie zweimal — aber à distance — so kann man wenigstens 25 lesen. Nun bitte ich Sie, gibt's denn viel mehr als 50 gute Bücher in der Welt? (ich nehme immer wissenschaftliche, historische, biographische u. s. w. aus). Wer seinen Shakespeare, Milton, Fielding, Addison, Hume, Sterne und Byron gelesen hat, weiß ganz genug von der englischen Literatur, welche doch die reichste der Welt ist; und Sie haben später immer noch Zeit, den Nebenflüssen nachzugehen. Ist Ihnen damit gedient, so stelle ich Ihnen mal einen kleinen Katalog zusammen des Classischen im wahren Sinne des Wortes. Nächst Ilias und Odyssee sind die Bücher, die man wie seine Bibel kennen muß, die göttliche Komödie (aber ums Himmelswillen nicht in der Uebersetzung; besser gar nicht lesen), den Don Quichotte, den ganzen Shakespeare, die Hauptromane Fieldings, den Montaigne und Molière, den Faust und Wilhelm Meister. Das ist sehr grosso modo; aber in Abwesenheit classischer Bildung halte ich die innige Vertrautheit, das Zusammenleben mit diesen Werken für die einzig mögliche Bedingung einer echten Geschmacks-, Geistes-, Seelenbildung. Wohlverstanden, nicht, wenn man sie durchliest als ein Pensum, wie Hr. Taine die ganze englische Literatur ad hoc fleißigst durchgelesen, um sein Buch zu schreiben und am Ende doch in die englische Atmosphäre gar nicht eingedrungen war. — Neben diesem täglichen Brod gibt's dann noch so viele andere herrliche Speisen, die man aber weniger oft genießen kann, als da sind: die classischen Tragödien und Komödien der Griechen und Römer, ihre Historiker, die italienischen Dichter wie Ariost und Tasso, oder politische Denker wie Machiavelli, was alles ja ganz kleine Bändchen sind; einige Calderonische Dramen, einige von Racine und Corneille, dann Pascal, Labruyère, Larochefoucault, Lesage, Abbé Prevost (Manon Lescaut), Rousseau's Confessions, Voltaire's Romane, weiter Chaucer, Milton, Swift, Addison, Sterne; endlich Wieland, Schiller, Kleist, Heine ꝛc. und Ihr geliebter Lessing. Nicht genug kann ich Ihnen die Pflege des Französischen und Englischen (der guten Jahrhunderte) empfehlen. Niebuhr meint, das beste Mittel um zu lernen, gut deutsch zu schreiben, sei viel lateinisch zu lesen und schreiben; könne man das nicht, so solle man das Französische nehmen, das nie etwas Ungehöriges dulde. Und in der That sind alle guten deutschen Prosaiker von Wieland, Lessing und Goethe bis auf die Humboldt und Heine perfect im Französischen gewesen.

Nun blieben noch andere Fragen, die Sie anregen und die eingehend zu beantworten eine Zeit erfordern würde, die mir nicht zu Gebote steht. Wohl gibt das hohe Alter den Werken des Alterthums einen höheren Werth. Fänden wir heute bei einer verschollenen Völkerschaft Asiens ein Epos, so schön, wie die Ilias, es würde für uns den Werth der Ilias nicht haben können, an der drei Jahrtausende sich erhoben, die dem Griechenthum und dem Römerthum, auf dem alle unsre Bildung doch beruht, als Basis gedient. Wohl mag zu Christi Zeiten ein anderer eine ebenso hohe Moral gepredigt haben, als Jesus; aber Jesus' Leben hat achtzehn Jahrhunderte die ganze civilisirte Menschheit genährt, getröstet; wohl möchte auch ein anderes Volk eine Bibel haben wie das alte Testament; die Bedeutung, die für uns das erwählte Volk und sein literarisches Nationalmonument haben, die innere Beziehung zu uns, die erst allem höheren Werth verleiht, könnte es nicht haben. — Die Tradition, d. h. der Zusammenhang in der Zeit, ist ja das höchste Gut der Menschheit, wodurch sie die individuelle Grenze vernichtet; sie in der Literatur, wie im Staate leugnen wollen, ist der Anfang aller Barbarei, die Rückkehr zum Atomismus, von dem alle Cultur ausgegangen ist. — Allein auch abgesehen von diesem Zuschuß an Werth, den die Werke der Griechen durch ihr Alterthum erhalten, sind sie auch an sich, absolut, nicht relativ, durchaus unerreicht geblieben, wenn ich den einzigen Shakespeare, vielleicht noch Dante und Cervantes ausnehme. Goethe steht uns näher, weil er unsrer Zeit, unsrer Nation angehört. Sie wissen, wie ich ihn liebe, wie vertraut ich mit ihm bin, bis zu jedem Briefchen oder Gelegenheitsverschen, das er je geschrieben, wie ich Faust und Wilhelm Meister fast auswendig kann, aber an jene Großen reicht er doch lange nicht heran."

Für wie viele oder richtiger für wie wenige Besucher unsrer Volksbibliotheken gelten diese Lehren des Mannes, den Brandes den ersten deutschen Kritiker seiner Zeit genannt hat? Und wer unter den Leitern unsres Volksbildungsvereins besitzt die Geduld und die Fähigkeit, ich will nicht sagen jedem einzelnen Gast, aber doch wenigstens den emsigsten und empfänglichsten Stammgästen der Volksbibliothek die rechte Auswahl der dem jeweiligen Bildungsgrade angemessenen Bücher zu ermöglichen? Die Lösung dieser Aufgabe würde mehr Tact und Geist, einen ganz anderen Aufwand ganz anderer Mittel erfordern, als die technische Einrichtung und die materielle Fundirung neuer Volksbücherein. Sie setzt die planmäßige Erziehung und Veredelung der Massen voraus. Ist dies Ziel nicht aber auf anderen Wegen zu erreichen? Ist es nicht denkbar, die Massen zur Selbsthülfe vorzubereiten?

[1]) Karl Hillebrand über das Lesen als Bildungsmittel. Briefe, mitgetheilt von Sigmund Schott. Biographische Blätter IV, 452 ff.

Die Antwort auf diese Frage sollen die zwei ersten Abschnitte von Reyers „Handbuch", die Würdigung der volksthümlichen Bildungsanstalten und Volkshochschulen, geben. Auch diese Institutionen (Volkscurse, Haushaltschulen, University Extension ꝛc.) hat Reyer in England und Amerika aus eigener Anschauung kennen gelernt und an verwandten Einrichtungen, Anstalten oder Versuchen in der engeren oder weiteren Heimath gemessen. Gute Gewährsmänner (Steenberg in Dänemark, Tews in Berlin, Brezina in Wien) haben Reyer gutes Material beigesteuert; die Specialwerke von Makinder and Sadler, Roberts ꝛc. ergiebige Daten zu Gebote gestellt; die Wiener Erfahrungen haben die Möglichkeit einer vom Unterrichtsministerium dotirten Reihe von Volkscursen erwiesen. Ein abschließendes Urtheil über diese Ausdehnung unsres Universitäts-Publicums steht trotzdem nach Reyers eigener Meinung noch aus. Von 100,000 Besuchern der Curse der sog. University Extension hat bisher nur ein bescheidener Procentsatz in England und Amerika die Prüfungen bestanden; von diesen Vielgeprüften wiederum nur ein noch bescheidenerer Procentsatz die Studien aus innerstem Antrieb fortgesetzt oder zum Fortkommen ausnützen können. Diese statistische Beobachtung soll die Berechtigung der neuartigen, von Philanthropen heilsam vermeinten und thatkräftig angeregten Bewegung nicht voreilig antasten. Sie soll nur vorzeitigen Enthusiasmus dämpfen, soll nur rathen, wie bei jedem Experiment, das Ergebniß einer längeren Reihe von Versuchen und Jahren abzuwarten.

Deutlicher und rascher als auf dem Gebiet des höheren Lehrwesens offenbart sich der Segen der künstlerischen Bestrebungen unsrer Volksbildungsvereine. Was Reyer über Volksconcerte und Volksunterhaltungen (Recitationen, billige Classiker-Vorstellungen ꝛc.) zu berichten hat, läßt seine Hoffnung nicht verwegen erscheinen, „daß Kunst und Wissenschaft sich in dem Maße entfalten werden, als die Kreise der Interessenten sich erweitern. Gelingt es uns, das Volksconcert (durch sehr mäßige Eintrittspreise) auf gesunde finanzielle Basis zu stellen, so dürften aller Wahrscheinlichkeit nach die Bourgeoisie-Concerte bald die Rolle spielen, welche die Erste-Classe-Coupés unsrer Bahnen spielen — sie werden als Privilegien und Raritäten noch eine Zeit lang stehen bleiben, während der Weltmarkt und die Zukunft der Musik durch die Volksconcerte bestimmt wird." Dasselbe ließe sich von Volkstheatern träumen, da ja die Hoftheater mehr und mehr durch maßlos gesteigerte Eintrittspreise zum Unterhaltungsplatz der Meistbegüterten werden. Solcher Verkehrtheit gegenüber ist eine — selbst überschwängliche, auf das goldene Zeitalter bauende — mächtige Bewegung zur Sittigung und künstlerischen Erhebung der Massen nur zu billigen, sofern man sich nur darüber klar ist, daß der Mensch von Kunst und Wissenschaft allein so wenig, als nur vom Brod allein leben kann. Reyer hat sich, wie er eingangs bemerkt, „durch die Kritik seinen socialen Glauben erobert, der die Kritik nicht scheut, weil er aus derselben siegreich hervorgegangen ist. Wer aber diesen Glauben hat, muß auch mit dem Glauben herausrücken, und so trat ich ein in die Reihen der Arbeiter und habe mir ein Feld gewählt, für welches ich durch meinen Bildungsgang geeignet bin": ein bescheidenes Bekenntniß, das eine sehr respectable Rechtfertigung findet in seinem tüchtigen und verdienstvollen „Handbuch des Volksbildungswesens", welches mit seinen Zwecken und Neuauflagen vermuthlich noch wachsen wird an Reichthum der Erfahrungen und der Gedanken, schwerlich aber an Kraft der Ueberzeugung und jugendlich feuriger Beredsamkeit.

Wien. A. Bettelheim.

Das Recht der Schauspieler.

Von Dr. Burckhard.

III. (Schluß.)

Wenn wir nun die Rechtslage ins Auge fassen, welche der neue Stand der Berufsschauspieler im siebzehnten Jahrhundert vorfand, so müssen wir an die früher erwähnten älteren Rechtsquellen anknüpfen. Als diese erflossen, gab es keine Berufsschauspieler und darum konnten sie auf diese nicht Anwendung finden. Als aber die Berufsschauspieler auftraten, waren die früheren Bestimmungen über Rechtlosigkeit und Rechtsminderung nicht mehr in Giltigkeit. Im sechzehnten Jahrhundert war eigentlich nur mehr die Ausschließung der Spielleute ꝛc. von den Zünften aufrecht geblieben und diese beseitigte die Reichs-Polizei-Ordnung vom Jahre 1548 resp. 1577, nach welcher auch „Pfeiffer, Tromler" ꝛc., „so sie sich ehrlich und wohl gehalten haben, hinfüro in Zünfften, Gaffeln, Ampten und Gülten keines Wegs ausgeschlossen sondern wie andere redliche Handwerker aufgenommen" werden sollten; und nur die Schinder blieben auch nach dem mit kaiserlichem Intimations-Rescript vom 16. August 1731 ratificirten Reichsgutachten vom 3. März 1672, ja sogar noch nach dem preußischen Landrecht von den Zünften und Innungen ausgeschlossen. Die Notariats-Ordnung vom Jahre 1512 hatte zwar die „infames" auch für untauglich zum Notariat erklärt, aber die römisch-rechtliche Infamie der histriones als solche ist im gemeinen Recht überhaupt nicht recipirt, da es eben zur Zeit der Reception keine Berufsschauspieler in Deutschland gab. Und so finden wir, daß der Berufsschauspieler in Deutschland mit voller rechtlicher Freiheit und gesetzlicher Gleichberechtigung die Bühne des Lebens betrat. Schauspielerische Thätigkeit war nicht mißachtet, sondern von Angehörigen aller Stände gelegentlich geübt worden: auch die Bahn für Ehre und Ansehen lag also scheinbar frei vor ihm.

Aber auch der Stand der Sänger der deutschen Vorzeit und der fahrenden Spielleute war einst hoch angesehen gewesen. Nächst der Feindseligkeit des Christenthums gegen die fahrenden Sänger, als die Bewahrer und Ueberlieferer heidnischer Mären, war es hauptsächlich das Auftreten von Banden römischer Gaukler und Mimen, das schon in die Zeiten der Völkerwanderung zurückreicht, gewesen, welches das Standesansehen der Fahrenden rasch herabdrückte, bis endlich jene bunte Menge aus ihnen geworden war, die, aus allerlei Gesindel zusammengesetzt, mit liederlichen Klerikern und Scolaren vermischt, allenthalben durch ihr wildes, zügelloses Treiben die Lust der Leichtsinnigen und den Abscheu der Frommen bildete. Im verkleinerten Maßstabe wiederholt sich der Vorgang jetzt. Dieselben englischen Komödianten, die einen Schauspielerstand in Deutschland schaffen, beeinträchtigen das Ansehen desselben durch ihre Lebensweise, und da die neuen heimischen Collegen sich auch in dieser mit Vorliebe an ihre Muster halten, zudem Inhalt und Art der Darstellung oft in starken Widerspruch mit der Sittsamkeit gerathen, erscheint gar bald der Stand der Schauspieler zwar nicht rechtlich geächtet, aber doch mit einem gewissen gesellschaftlichen Makel behaftet. Gelegentlich erfolgen auch Ausweisungen der Komödianten, so in Halle 1715, und Verbote der Aufführungen. In Berlin wurde 1629 eine Schülervorstellung verboten und in Königsberg mit kgl. Entscheidung vom 7. December 1721 die Abweisung einer „Bande von Komödianten", welche daselbst „ihr Theatrum eröffnen" wollten, angeordnet, da, wie Friedrich Wilhelm rescribirte, „Wir dergleichen zu nichts als zum Verderb der Jugend gereichenden Dinge einmal verbotenermaaßen in Unseren Landen nicht geduldet, vielmehr anstatt solcher Etablissements Gotteshäuser darin gebauet und Unsere

Digitized by Google

Unterthanen mehr und mehr zum Christenthum geführet wissen wollen". Die Geistlichkeit machte auch wiederholt Schauspielern Schwierigkeiten bei Verabreichung des Sterbesacramentes, ja weigerte ihnen ein christliches Begräbniß. So wurde der Wittwe des Directors der Veltheimischen Truppe, der „Veltheimin", das hl. Abendmahl erst gereicht, nachdem sie an Eidesstatt gelobt hatte, „ihre unheilige Lebensart künftig gänzlich zu quittiren", ein Eid, den sie, weniger standhaft als ihr Gatte, der sich im Angesicht des Todes geweigert hatte, seinen Beruf abzuschwören und dem darum fast das Sacrament am Todtenbette verweigert worden wäre, zwar ablegte, aber, wieder genesen, nicht einhielt. Einem Mitglied der Gesellschaft des Johann Peter Hülfferding verweigerten 1740 der Reihe nach vier Geistliche, die darum angegangen worden waren, den Zuspruch auf dem Sterbebette und das Abendmahl, und eine besondere Regierungsverordnung war nothwendig, um ihm ein christliches Begräbniß mit Musik zu verschaffen. Der berühmten Neuberin aber scheint nur ein stilles Begräbniß zugestanden worden zu sein. Noch in Hoftheatergesetzen dieses Jahrhunderts ist schließlich für Schauspieler als Disciplinarstrafe zwar nicht die römische Prügelstrafe, aber doch Arrest festgesetzt, so z. B. in den „Gesetzen und Anordnungen für die Mitglieder des k. k. Hofschauspieles" in Wien vom Jahre 1823 und in dem „Reglement für die königlichen Schauspiele in Berlin" vom 1. September 1845. Die Schauspielerin Bohs, welche 1800 in Weimar die Rolle der Maria Stuart unter Schillers Anleitung creirt hatte, erhielt noch 1808 Gelegenheit, in der Wiener Hofburg im Arrest beim Hofprofosen Eindrücke für die Gefängnißstimmung der Maria Stuart zu sammeln und über aus diesen sich etwa ergebende neue „Nuancen" durch acht Tage nachzudenken.

Wenn wir nun aber heute Umschau halten, sehen wir, daß auch die letzten Vorurtheile geschwunden sind, gegen jene wenigstens, die künstlerisches Ansehen erlangt haben und in ihrem Privatleben das ohnehin nicht allzu große Maß von äußerem Anstand respectiren, welches die Gesellschaft von ihren Gliedern zu verlangen vorgibt. Wieder drängen sich Männer und Frauen um die großen Künstler, wie Seneca es schilderte, die Thüren in den Salons der höchsten Gesellschaftskreise öffnen sich ihnen, Adel, Orden, Titel bringen ersehnten Ehrenlohn für künstlerisches Wirken und rechtlich sind die Schauspieler allen anderen Staatsbürgern gleichgestellt. Sie hätten also, könnte man meinen, einen geradezu idealen Zustand bürgerlicher Freiheit und Gleichheit erreicht.

Und doch ist gerade in unseen Tagen eine lebhafte Bewegung unter den Berufsschauspielern entstanden, welche eine Aenderung in der rechtlichen Stellung der Schauspieler anstrebt. Sie ist nur ein Theil, ein Widerspiel im kleinen jener großen Bewegung, die alle modernen Staaten durchzittert, die von den einen als Vorläuferin einer gerechteren, alle Gegensätze versöhnenden Zukunft gefördert und gepriesen, von den anderen als Gefahr für alles bestehende bekämpft und verdammt wird: der socialen Bewegung.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, jene Glaubensartikel der französischen Revolution, galten nur so lange als Quintessenz gesetzgeberischer Weisheit, als Universalheilmittel aller gesellschaftlichen Schäden, bis man — da ja mit dem Begriff der Brüderlichkeit juristisch nicht viel anzufangen war — wenigstens der Freiheit und Gleichheit zur theoretischen Anerkennung in je einigen Paragraphen der Grundgesetze der verschiedenen Legislationen verholfen hatte. Je weniger der Staat die Bürger „bevormundete", je weniger Schranken er durch Verbote und Befehle für die Handlungsfreiheit der Einzelnen zog, um so freiheitlicher erschien seine Gesetzgebung, um so vollkommener die rechtliche Gleichstellung, die Gleichberechtigung aller Staatsbürger durchgeführt. Wo das allgemeine Wahlrecht statuirt ist, besteht die volle Gleichberechtigung auch auf politischem Gebiet; aber in allen Gesetzgebungen ist es ausgesprochen, daß alle Aemter allen Staatsbürgeen gleich zugänglich sind: der geringste Arbeiter kann jeden Tag Notar, Advocat, Arzt, Gott weiß was alles werden — wenn er nachweisen kann, so und so viel Jahre studirt und so und so viele Prüfungen gemacht zu haben; er kann sich unter diesen Voraussetzungen auch dem Staatsdienst zuwenden, wenn man ihn dazu nimmt, und jedes Amt erlangen, wenn man es ihm gibt. Ja, er darf auch Grundbesitz erwerben, Jagdherr werden, Rennställe halten, alles, alles, was er will — wenn er das Geld dazu hat; er ist freizügig und darf sich niederlassen, wo er will, wenn er nur nachweisen kann, daß er Beschäftigung findet, oder daß er genug Geld zum arbeitslosen Leben besitzt — sonst wird er freilich als Vagabund in die Heimath geschoben. Er darf auch heirathen, genau so wie jeder andere, wen er will — wenn er ein Wesen findet, das das eigene Elend dauernd an seines zu ketten bereit ist, und er die Zeit für die Laufereien beim Pfarrer und Standesamt zu erübrigen und die Auslagen für Stempel und Gebühren zu erschwingen in der Lage ist. Seine Kinder kann er erziehen und ausbilden, wie er will, wenn er die Mittel hat, die Lehrer zu zahlen, und nicht etwa gar auf die paar Groschen angewiesen ist, welche die halbwüchsigen Knaben und Mädchen in der Fabrik verdienen; er braucht sie übrigens gar nicht in die Schule zu schicken, wenn er Zeit und Kenntnisse besitzt, sie selbst zu unterrichten oder ihnen einen Hauslehrer halten kann.

Mit dieser Freiheit und Gleichheit sind nun aber die Leute merkwürdigerweise keineswegs zufrieden. Sie sagen: was hilft uns die gesetzliche Freiheit, wenn die Unternehmer, die Lohuherren uns Lohnverträge dictiren, die anzunehmen zwar kein Gesetz, aber die Noth des Lebens uns zwingt, Lohnverträge, die uns kaum den Bedarf des Lebens gönnen, denen wir, wenn wir existiren wollen, auch Weib und Kinder unterwerfen müssen, Lohuverträge, die nicht nur unsre Gegenwart verschlingen und uns der Familie berauben, sondern uns und unsre Weiber und Kinder von jeder Hoffnung auf eine erträgliche Zukunft ausschließen? Sie sagen: das ist keine Gleichheit, die den Starken und den Schwachen, den Besitzenden und Besitzlosen, den Unternehmer und den Arbeiter gleichstellt; es genügt nicht, daß der Starke keine gesetzlichen Privilegien hat, der Schwache muß sie haben, damit der Starke seine natürliche Uebermacht gegen jenen nicht ausbeuten kann. Ich spreche da gar nicht von jenen, die in ihrer Erbitterung die Existenzberechtigung des Staates und unsrer ganzen Gesellschaftsordnung anzweifeln, sondern nur von denen, welche die Forderung stellen, der Staat solle die Freiheit auf dem Gebiete des Lohuvertrags beschränken; eine Forderung, welche ja schon in den meisten Legislationen wenigstens eine gewisse Berücksichtigung gefunden hat, so in Bestimmungen über Frauenarbeit, Kinderarbeit, Maximalarbeitszeit ꝛc. Und da sind wir nun auf dem Punkte, in welchem auch die sociale Bewegung unter den Schauspielern einsetzt. Die Schauspieler sind mit dem Recht, welches die Reichsordnung ihnen gewährt, unzufrieden, weil sie mit dem Recht, das die von den Theaterunternehmern formulirten Verträge ihnen gewähren, unzufrieden sind, und gleich ihren „Genossen" in den industriellen und gewerblichen Betrieben suchen sie Abhülfe einmal auf dem Wege der Coalition und dann auf dem Wege des Appells an die staatliche Gesetzgebung um Schutz gegen Auferlegung harter Vertragsbestimmungen.

Was die Coalitionsbewegung unter den Schauspielern anbelangt, so will ich mich begnügen, darauf hinzuweisen, daß ähnlich wie die namhaftesten der deutschen und öster-

reichischen Bühnen sich zu einem Cartell, dem „Deutschen Bühnenverein", coalirt haben, auch die deutschen und österreichischen Schauspieler eine Corporation gebildet haben, die „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", zu welcher kürzlich auch eine Vereinigung österreichischer Bühnenangehöriger getreten ist; aber nur ungefähr ein Viertel der Bühnenmitglieder gehört diesen Verbänden an. Auf die Stellung des Deutschen Bühnenvereins und der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger näher einzugehen, will ich um so mehr unterlassen, als das Verhältniß dieser beiden Körperschaften, deren wechselseitig entgegenkommendes Zusammenwirken in so vielen wichtigen Fragen die Lösung erleichtern oder doch anbahnen könnte, im Laufe der Jahre leider ein immer schrofferes geworden ist, und ich es, da die Wiener Hoftheater Mitglied des Deutschen Bühnenvereins sind, nicht für angemessen hielte, hier eine Polemik für oder wider die eine oder die andere Corporation zu führen.

Wenn wir nun die landläufigen Verträge, wie sie zwischen Schauspielunternehmer und Schauspielern geschlossen werden, näher ins Auge fassen, so müssen wir allerdings das eine zugeben, daß sie dem Charakter der schauspielerischen Thätigkeit als einer „Kunst" nur wenig Rechnung tragen und in ihrem Inhalte ziemlich vom einseitigen Interesse des Schauspielunternehmers beeinflußt sind, weil die Gesetzgebung diesem hinsichtlich dessen, was er fordern darf, nahezu keinerlei Schranken auferlegt.

Den Gegenstand der erhobenen Klagen bildet wohl hauptsächlich das letztere Moment, aber auch in ersterer Richtung ergeben sich eine Anzahl rechtlicher Fragen, von denen ich eine wenigstens streifen will. Fast in allen Verträgen finden sich Bestimmungen des Inhaltes, daß der Schauspieler jede ihm zugewiesene Rolle oder doch jede ihm zugewiesene Rolle eines bestimmten Faches unweigerlich zu spielen hat, und daß er sich in der Durchführung derselben den künstlerischen Anordnungen der Bühnenleitung zu fügen hat. Das mag nun gemeiniglich als ganz selbstverständlich erscheinen. Ohne starke einheitliche Gewalt läßt sich kein Theater führen und für Laune und subjectives Belieben der Mitglieder darf kein Spielraum sein. Und doch muß es gewisse Grenzen geben, doch soll dem Schauspieler, der nicht ein Handwerker, sondern ein Künstler ist, der die starke innere Empfindung hat, er vermöge eine bestimmte Rolle künstlerisch nicht zu gestalten, so daß er mit ihrer Darstellung vielleicht seine künstlerische Stellung ernstlich gefährdet, ein zwischen Contractbruch und persönlichem Mißerfolg hindurch führender Ausweg nicht absolut verschlossen sein. Und ähnlich liegt die Sache auch, wo eine diametral verschiedene Auffassung zwischen Director und Schauspieler über die künstlerische Gestaltung einer Rolle besteht und vielleicht als dritter Dissident auch noch der Dichter auftritt.

Man pflegt in unserm literarischen Zeitalter es als ganz selbstverständlich zu bezeichnen, daß im Verhältniß zwischen Autor und Director jener die entscheidende Stimme hat, und sucht ihm, auf französische Verhältnisse hindeutend, den weitgehendsten Einfluß auch bei Proben zu vindiciren. Und doch kann man auf das hinweisen, was Plato den Socrates über das Daimonion im Menschen sagen läßt, über das Unbewußte im künstlerischen Schaffen, für das Socrates darin einen ganz besonderen Beweis gefunden haben will, daß der Künstler sich oft im Wechselgespräch als sehr schlechter Interpret seiner künstlerischen Intentionen erwiesen habe; auch auf dem Gebiete der Dramatik hat es sich nämlich schon wiederholt gezeigt, daß die Darstellung nicht zum Nachtheile des Dichters und seiner Schöpfung aus derselben etwas anderes gemacht hat, als jener ursprünglich beabsichtigte. Mit Recht vermeiden es die Verträge zwischen Autor und Director, den Einfluß des ersteren auf die Art der Darstellung in Paragraphen zu formuliren — es handelt sich hier nicht um juristische Fragen, sondern um solche künstlerischen Empfindens und socialen Tactes, über die nicht so sehr der Gerichtshof als vielmehr nur eine Art literarisch-künstlerischer Instanz entscheiden müßte, wenn die Sache schon durchaus bis zu einem offenen Streitfalle sich entwickeln sollte. Und dasselbe was von der Beziehung des Dramatikers zum Dramaturgen gilt, findet in einem gewissen Sinne auch Anwendung auf ihr Verhältniß zu den Darstellern. Jeder von ihnen trägt seine eigene Haut zu Markte und jeder sollte daher auch gegen eine Art juristischer Vergewaltigung in rein künstlerischen Fragen nicht ganz schutzlos sein.

Viel schlimmer aber als um die künstlerische Seite steht es in den Verträgen um die rein materielle. Schon die Art, wie die meisten Directoren ihr Personal recrutiren, gibt zu den begründetsten Bedenken Anlaß. Sie haben gewöhnlich nicht Zeit, sich die Leute, die sie engagiren wollen, früher anzusehen, sondern sind auf die Empfehlungen der Agenten angewiesen; diese sind aber nicht immer ganz — zuverlässig. Was macht also der Mann, wenn er einen Darsteller für ein bestimmtes Fach braucht? Er engagirt vom Beginn der Saison vier oder sechs solche Darsteller und behält sich das Recht vor, jedem binnen vierzehn Tagen oder binnen einem Monate zu kündigen. Dieser Vorgang ist so allgemein, daß der kleine Schauspieler, will er nicht ganz ohne Engagement bleiben, sich dieser Kündigungsclausel unterwerfen muß, auf die Gefahr hin, seine letzten Groschen für die Reise ausgegeben zu haben — um nach vierzehn Tagen, oft ohne daß man ihn auch nur einmal auftreten ließ, ohne Engagement und, da die Theater bereits ihren Bedarf gedeckt haben, ohne Aussicht auf solches, dazustehen. Dann kann er seine Garderobe versetzen, wenn er eine hat, um sich wenigstens ein Reisegeld zu verschaffen, falls er es nicht gleich vorzieht, sich mit Schub in die Heimath befördern zu lassen.

Aber wenn ihm der Wurf gelungen, wenn sein Engagement perfect geworden ist, dann zeigt sich oft erst recht, wie wenig Schutz ihm der „frei" abgeschlossene Vertrag gewährt. Mannichfach sind die Gründe, aus denen der Unternehmer den Vertrag lösen kann, für den Schauspieler aber gibt es meist nur einen: wenn er seine Gage nicht bezahlt erhält. Ein Unternehmer, der in der glücklichen Lage ist, nicht allzu ängstlich mit dem Gelde rechnen zu müssen, kann ein Mitglied, dem er aus irgend einem Grunde — und es gibt da gelegentlich ganz seltsame Gründe — auffässig ist, geradezu in seiner ganzen künstlerischen Zukunft vernichten. Er braucht dem Schauspieler nur seine Gage zu zahlen: auftreten braucht er ihn überhaupt nicht zu lassen, davon steht — abgesehen von etwaigen Antritts- und Benefiz-Rollen — nichts in den Verträgen; und doch muß der Schauspieler, den der Director „kaltgestellt" hat, wie der technische Ausdruck lautet, dem so alle Möglichkeit benommen ist, seine künstlerischen Anlagen zu pflegen, zu entwickeln, ja nur zu erhalten, in dem Engagement ausharren: dem Rechte des Unternehmers, ein Mitglied nicht zu beschäftigen, entspricht kein Recht des Mitgliedes, wegen mangelnder Beschäftigung Auflösung des Vertrages zu verlangen. Und wenn ein Mitglied erkrankt, dann mag es zusehen, wovon es lebt. Sogar in den obligatorischen Verträgen des Bühnenvereins befindet sich die Bestimmung, daß nach vierzehntägiger Erkrankung die Gage auf die Hälfte herabgesetzt werden kann und, wenn „die wiederkehrenden Krankheitsfälle im Laufe eines Vertragsjahres zusammen länger als 28 Tage dauern", die Gagenzahlung ganz sistirt werden kann. Gut, mag man sagen, der Director muß auch leben, wie kommt er dazu, einem Mitglied, das nicht spielen kann, Gage zu zahlen? Richtig! Aber wie kommt das Mitglied dazu,

Digitized by Google

obwohl es keine Gage erhält, doch an den Vertrag gebunden zu bleiben? Die Erkrankung kann eine solche sein, daß sie das Mitglied nicht hindern würde, in einem anderen Berufe sich die Nothdurft des Lebens zu verdienen; ein anderer Unternehmer wäre vielleicht gern bereit, Monate hindurch dem Erkrankten eine Gage zu zahlen, wenn er ihn hiedurch für die Zeit nach seiner Wiedergenesung seinem Institute gewinnen kann. Nein! darf der andere Unternehmer sagen: du bist krank, du bekommst keine Gage, sondern höchstens, was ich dir aus Mitleid schenke; aber fort darfst du auch nicht, und wirst du wieder gesund, so gehörst du mir. Es ist selbstverständlich, daß auch Frauen, welche neben ihren Pflichten als Künstlerinnen zugleich solche als Gattinnen zu erfüllen haben, für den Fall und die Zeit einer sich aus letzteren etwa ergebenden längeren Berufsentziehung keinen Gagenanspruch haben — von jenen gar nicht zu reden, denen dasselbe Schicksal widerfährt, ohne daß sie vorher so vorsichtig gewesen wären, Gattinnen zu werden: aber der Vertrag bleibt aufrecht.

Heirathet ein weibliches Mitglied einer Bühne, dann hat der Director das Recht, dessen Vertrag zu lösen — es läßt sich vieles hiefür anführen; aber hat auch das Mädchen, das sich verehelichen, das ganz seiner neuen Familie leben will, ein gleiches Recht, sich dem Vertrage zu entziehen? Die Contracte statuiren kein solches Recht oder negiren es geradezu und selbst die ordentlichen Gerichte pflegen die Frage zu verneinen. Und doch wird es viele Männer geben, die zwar keinen Anstand daran nehmen, daß ihre Erwählte Schauspielerin war, die aber nicht wollen, daß ihre Frau eine ist. Und doch steht diese Auffassung im Widerstreit mit der Bestimmung des bürgerlichen Rechts, daß der Mann mit seinem Wohnsitz zugleich den der Frau bestimmen darf; und doch verfügt das Handelsgesetz in Artikel 7, daß „eine Ehefrau ohne Einwilligung ihres Mannes nicht Handelsfrau sein" kann, also nicht nur nicht Handelsfrau werden darf. Der Gatte kann somit, wenn die Frau Gesellschafterin einer Industrie-Unternehmung ist, die Auflösung des Gesellschaftsvertrages erzwingen; aber dem Vertrag gegenüber, der sie zwingt, allabendlich öffentlich aufzutreten, darzustellen, daß sie einen andern liebe, oder daß sie eine Gefallene, eine Bachantin der Liebe sei, und gelegentlich ihre Beine herzuzeigen, ist er machtlos, obwohl ihm die Consequenzen der ersteren Qualität, besonders wenn es sich um ein lucratives Unternehmen handelt, viel weniger bedenklich erscheinen mögen, als die letzterwähnten Eventualitäten.

Wir sehen aus den angeführten Beispielen, daß die in den Contracten vorhandenen Härten zumeist nicht so sehr darin bestehen, daß dem Unternehmer zu viel Rechte eingeräumt sind, sondern mehr darin, daß den „Rechten der Unternehmer" keine „Rechte der Mitglieder" entsprechen: für sie ist der Vertrag eine unabschüttelbare Fessel, der Unternehmer aber kann ihn leicht lösen oder die Lösung indirect erzwingen, oder er kann doch seiner Verpflichtungen, wo sie ihm drückend werden, sich entledigen, den anderen aber trotzdem im Banne des Vertrages festhalten.

Aber noch mehr. Die Unternehmer haben sich geradezu eine eigene Theorie von der ganz besonderen Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Engagementsverträge construirt — soweit es sich nämlich um den Schauspieler handelt. Wenn ein Maler sich verpflichtet hat, ein Bild zu malen, ein Schriftsteller, ein Buch zu schreiben, und der Maler, der Schriftsteller will aus irgendwelchen Gründen dieses Bild nicht malen, dieses Buch nicht schreiben, dann kann der Besteller auf Erfüllung klagen; und wenn der Maler trotzdem nicht das Bild malt, der Autor das Buch nicht schreibt, wird dem Besteller nicht viel anderes übrig bleiben, als Ersatz seines Schadens zu fordern. Der Maler darf aber dessenungeachtet weiter Bilder malen, anderen Leuten Bilder verkaufen, der Schriftsteller Bücher schreiben u. s. w. — und wenn der Mann ein künstlerisches Motiv für seine Meinungsänderung anzuführen vermag, wird man gegen ihn nicht einmal einen moralischen Vorwurf erheben. Aus dem Contractbruch des Schauspielers aber hat man ein Delict gemacht, der contractbrüchige Schauspieler wird boycottirt. Wer seinen Vertrag an einer der Bühnen des deutschen Bühnenvereins gebrochen hat, darf an keiner dieser Bühnen mehr engagirt werden, er darf keine dieser Bühnen mehr auch nur als Gast betreten: er wird nicht nur zum Schadenersatz verhalten, er wird mit der Vernichtung seiner ganzen wirthschaftlichen und künstlerischen Existenz bestraft.

Und doch sprechen vielleicht einige der früher erwähnten Momente eher gegen als für eine Ausnahmebehandlung der schauspielerischen Engagementsverträge als sacrosancter Stipulationen. Ja noch mehr. Mindestens ebenso wie die Theater ein Interesse an der Stabilität ihres Personals, an dem Festhalten hervorragender Mitglieder geltend machen können, haben auch die Universitäten ein solches hinsichtlich der Continuität des Unterrichts und seiner Methode, hinsichtlich der Erhaltung wissenschaftlicher oder pädagogischer Koryphäen. Man hat aber trotzdem bisher nie daran gedacht, besondere Schutzmaßregeln zu treffen, um die Freizügigkeit der Professoren zu hemmen und sie an eine bestimmte Anstalt festzubinden. Wenn heute ein Universitätsprofessor einen Ruf an eine auswärtige Anstalt erhält, der ihm convenirt, fragt er seine Regierung höchstens dann, wenn er hofft, dadurch eine Pression behufs Erhöhung seiner Bezüge auszuüben, und wenn man einen Professor aus München oder Berlin nach Wien berufen will, oder umgekehrt, hält man es gar nicht einmal für nothwendig, sich mit der Unterrichtsbehörde, der der Mann als mit Decret für Lebenszeit angestellter Beamter untersteht, ins Einvernehmen zu setzen: man schließt mit ihm ab und die Sache ist erledigt. Die Freizügigkeit der Männer der Wissenschaft gilt von allgemeinen Gesichtspunkten aus eben als höher stehend denn die localen Interessen der einzelnen Universitäts-Städte und -Staaten. Einen ganz ähnlichen Standpunkt, wie bei der Pflege der Wissenschaft, kann man aber vielleicht auch bei der Pflege der Kunst einnehmen. Von einer größeren Bühne zu einer kleineren, von einer angeseheneren zu einer geringeren wird ein Schauspieler gewöhnlich ohnedies nicht streben. Es besteht aber ein allgemeines künstlerisches Interesse daran, daß Talente, die, in einen Boden, in dem sie sich entwickeln, empfangen und schaffen können, verpflanzt, vielleicht Großes erhoffen lassen, nicht in kleinen Verhältnissen festgehalten werden, in denen sie verkümmern. Es gibt Theatergeschäftsleute, Directoren sowohl als Agenten, welche sich Anfänger, von denen sie sich etwas versprechen, gleich auf eine lange Reihe von Jahren verpflichten. Der Kunstnovize ist angewiesen, an kleineren Bühnen sein Talent zu erproben, das Lampenfieber zu überwinden, sich die Anfänge der Sicherheit in Sprache und Bewegung zu erwerben. Nun ist er so weit, daß er an einer größeren Bühne Aufnahme finden würde, daß er Muster braucht, an denen er sich bilden, Aufgaben, in denen er wachsen kann: nein, er wird erbarmungslos festgehalten, nicht Bitten noch Bereitwilligkeit zu materiellen Opfern helfen, er muß froh sein, wenn er nicht dadurch, daß er 130 mal hinter einander in Charley's Tante spielen muß, verblödet, oder dadurch, daß er jede Woche mit halben Proben ein Paar neue Rollen herausspeien und immer achtmal in sieben Tagen auftreten muß, sein Talent, sein Organ, seine Gesundheit zu Grunde zu richten gezwungen wird. Das sind nicht etwa vage Combinationen, sondern ganz bestimmte Fälle, die mir

vor Augen schweben. Auch da scheint mir das allgemeine Interesse, das daran besteht, ein Talent in seiner Entwicklung nicht zu hemmen und eine gewisse Freiheit der Bewegung zu ermöglichen, doch höher zu stehen, als das locale geschäftliche Interesse des einzelnen Unternehmers. Gewiß bedarf auch dieser seines Schutzes gegen Laune und Unbeständigkeit und einer Sicherung seiner eigenen Existenzbedingungen. Die übliche Vereinbarung einer Conventionalstrafe, die aber natürlich im Verhältniß zur Gage zu fixiren ist, wird hinreichend seine Geschäftsinteressen wahren; denn so lange das künstlerische Können des Mitgliedes im Verhältniß zu seiner künstlerischen Beschäftigung, der gebotenen Gage und der künstlerischen Stellung der betreffenden Bühne steht, wird das Mitglied nicht thöricht die Conventionalstrafe in die Schanze schlagen, ja es wird bei dem berufsmäßigen Geldmangel, unter welchem die kleineren Schauspieler — und nicht immer nur diese — leiden, nur dann in der Lage sein, diese Conventionalstrafe zu erlegen, wenn es eben einen andern Unternehmer findet, der bereit ist, sie für ihn zu zahlen; und den wird es wieder nur dann finden, wenn sein Können wirklich über den Rahmen seiner künstlerischen und materiellen Stellung an der Bühne, welche es verlassen will, hinausgewachsen ist. Dort ist es am Platz, der Freiheit der Concurrenz Bahn zu brechen, wo diese es einem Menschenkinde ermöglicht, emporzuklimmen aus den Niederungen des Lebens zu lichteren, höheren Regionen, — aber wo sie nur dazu dienen soll, die wirthschaftliche Lage der Schwachen durch ihren eigenen von der Noth des Lebens erzwungenen Wettbewerb auf ein möglichst niederes Niveau herabzudrücken aber auf diesem festzuhalten, da ist die rechtliche Freiheit nur ein gleißendes Gewand für die thatsächliche Sklaverei.

Der Schauspieler ist heute nicht mehr infam, er ist nicht mehr rechtlos, er ist nicht mehr gesellschaftlich verpönt und man leitet auch kein Mißtrauen gegen die moralische Integrität des Einzelnen aus den unbestreitbaren allgemeinen Gefahren des schauspielerischen Berufes für die Persönlichkeit ab, welche darin bestehen, daß, wer täglich einen andern fremden Charakter zu spielen hat, leichter in seinem eigenen hiebei ins Schwanken gerathen kann als derjenige, der das ganze Jahr hindurch General, Bischof, Justizrath oder sonst etwas ist, und daß gewohnheitsrechtlich, wohl in Folge der aus den dramatischen Dichtungen geschöpften Anregungen der Phantasie, in manchen Theatern an einem Tage mindestens ebensa viel gelogen wird, als in der ganzen anderen Stadt in einem Monat. Aber socialpolitisch ist der Schauspieler-Praletarier schlechter daran als der Arbeiter-Proletarier, denn wir haben Gewerbeordnungen, Fabrikordnungen, Arbeiterschutzgesetze ꝛc., aber wir haben keine staatliche Theatergesetzgebung, und was sich etwa gelegentlich so nennt, ist vorn Feuer- und Sicherheitspolizei — und hinten Censur.

Eine vernünftige Theatergesetzgebung aber liegt nicht nur im Interesse der Humanität und der Kunst, sie liegt auch im eigensten Interesse des Staates, denn sie allein vermag von dem Anschluß an die gefürchtete Socialdemokratie eine Classe van Besitzlosen abzuhalten, deren besonderer Anlage zum Demagogenthum schon der alte Tacitus sein Compliment gemacht hat.

Mittheilungen und Nachrichten.

Bulletin of the Department of Labor. Nr. 1. November 1895. Edited by Carroll D. Wright, Commissioner, Oren W. Weavee, Chief Clerk. Washington. Government Printing Office. 1895. — Die Monatsberichte auf dem Gebiete der neuzeitlichen Arbeitsverwaltung, welche die englische Labour Gazette und das französische Bulletin de l'Office du Travail enthalten, haben nunmehr einen, wenn auch nicht ganz gleichartigen Genossen in dem oben bezeichneten Bulletin des Arbeitsdepartements der Vereinigten Staaten gefunden. Der Anstoß zur Herausgabe dieser alle zwei Monate erscheinenden periodischen Veröffentlichung ist vom Repräsentantenhause ausgegangen. Nach ihrem Inhalt unterscheidet sie sich dadurch wesentlich von den englischen und französischen Monatsberichten, daß nach dem vorgedruckten Programm Carroll D. Wrights ausdrücklich darauf verzichtet ist, eine fortlaufende Information über die Lage und Gestaltung des Arbeitsmarktes im einzelnen zu geben, während dies gerade der Hauptzweck der französischen und englischen Berichterstattung ist. Carroll D. Wright, der verdiente Leiter des Arbeitsdepartements, meint, daß derartige Mittheilungen aus amtlichen Quellen mehr Schaden als Nutzen stiften können. Von Einfluß auf die Ausschließung eines solchen fortlaufenden zeitungsartigen Informationsdienstes mag auch die Rücksichtnahme auf die bundesstaatlichen Verhältnisse gewesen sein. Nach Lage der Sache stehen die einzelstaatlichen Arbeitsämter in der Union solchen Fragen näher, und möchte es Schwierigkeiten — wenn auch nicht unüberwindliche — haben, daneben einen fortlaufenden Informationsdienst des centralen Departements einzurichten. Im übrigen wird das Bulletin u. a. dazu dienen, Auszüge aus den Berichten der staatlichen Arbeitsämter zu veröffentlichen. Die vorliegende Nummer enthält solche Auszüge der Berichte von Connecticut, Indiana, Michigan, Minnesota, Missouri und Wisconsin. Als weitere Gegenstände, welche im Bulletin berücksichtigt werden sollen, sind insbesondere in Aussicht genommen Mittheilungen über eigene Untersuchungen, welche das Arbeitsdepartement durch seine Agenten veranstaltet, ferner Auszüge aus auswärtigen Arbeitsberichten, sodann Bekanntgabe von Gesetzen und Rechtsentscheidungen, welche für das Arbeitswesen von Bedeutung sind. Vorgänge von nur ephemerer Bedeutung sollen keine Berücksichtigung finden, die Mittheilungen des Bulletins sollen durchweg von dauerndem Werth und würdig sein, in die industrielle Geschichte des Landes überzugehen. Auch hierin steht das Programm im Gegensatz gegen das englische und französische Verfahren. In der vorliegenden Nummer ist ein großer Theil des Raumes eingenommen Mittheilungen über Arbeitseinstellungen und Aussperrungen in den Vereinigten Staaten und kürzeren Notizen über die neueste Statistik gleicher Art in England, Frankreich, Italien und Oesterreich gewidmet. Das Heft enthält außerdem einen Aufsatz über die private und öffentliche Verschuldung in den Vereinigten Staaten und einen Auszug des Berichts von Miß Collett über Frauen- und Kinderarbeit in England und Wales. Das juristische Element ist durch einen Aufsatz über Arbeitgeber und Arbeitnehmer unter dem common law vertreten. Den Schluß bildet eine dankenswerthe Notiz über die verschiedenartigen, überhaupt vorhandenen Organisationen von Arbeitsämtern. — Das Bulletin steht an Augenblicks-Brauchbarkeit gegen die englischen und französischen Berichte zurück. Sein socialpolitischer wie wissenschaftlicher Dauerwerth verspricht dagegen erheblich größer zu werden. G. v. Mayr.

Wingolf von dem Kennichberge. Von Hugo Bunnholz. Wien, Karl Graeser, 1895. Völlig in die Fußstapfen eines Scheffel, und doch dabei mit Wahrung der eigenen Individualität, tritt der Verfasser dieser „idyllischen Erzählung aus der Ritterzeit", welche in gebundener Rede uns ein Stückchen Mittelalter vorführt. Dem Leser, so meint der — offenbar pseudonyme — Verfasser der Vorrede, werde gegenwärtig gar vieleelei zugemuthet: „Folterqualen, Siechenhäuser, etwas Frömmelei dazwischen; auch das Mannweib steht in Blüthe; Socialistische Eh'verächter, die enorm viel Schnaps vertragen, und dergleichen wird verherrlicht." Dem gegenüber wird es aber hoffentlich noch Leute geben, welche einem Erzeugniß heiterer Lebensanschauung offenen Sinn entgegenbringen, und für diese sind die Schicksale „Wingolfs" berechnet. Bemerkt sei, daß duch diesen Vornamen nicht etwa eine Hinneigung zu besonders frommem Leben angedeutet werden soll. Im Gegentheil, Wingolf ist ein echtes Kind seiner Zeit, des 13. Jahrhunderts etwa, ein behäbiger Ritter, der auf stattlicher Burg, den äußersten nordöstlichen Ausläufern der Alpen angehörig, seinen Sitz hat — ein ehrenfester Mann, der Frau und Kinder — insbesondere die Tochter Hildegard — liebt, die Kirche hochhält und auch seinen Mitmenschen alles Gute gönnt, sofern sie nicht, hierin ganz Wingolf ganz modern, dem schnöden Capitalismus huldigen; denn in früheren Jahren, als ihn noch nicht das Zipperlein quälte, hat er gelegentlich auch ein wenig raubgeritten. Ort der Handlung ist das Gebirgsland östlich von Wien, welche Stadt wir uns als die aufblühende Residenz der Herzoge der Ostmark zu denken haben.

In das gemüthliche Familienstillleben Wingulfs bringt ein Besuch einige Störung, der eines wälschen Verwandten, welcher sich natürlich eifrig um die Gunst der schönen Hildegard bewirbt, dabei aber dem rechtmäßigen Bewerber, dem Junker von Gutenbrunn, wie auch dem Erben des Kranichberges arg in die Quere kommt. Wingolfs Gattin, die ernste und sittenstrenge Richildis, unterstützt die Bestrebungen des jungen, ruhmredigen Vermessers, der es aber nicht lassen kann, auch sonst noch unter den Töchtern des Landes Umschau zu halten, und das bricht ihm natürlich den Hals, so daß er schleunig die Burg des Onkels verlassen muß. Mit der Heirath der beiden sich rechtmäßig Liebenden wird der gute Schluß erzielt. Diese an sich einfache Entwicklung wird nun aber reich belebt durch eine Fülle prächtiger Nebengestalten. Der alte Burgpfaff Wunibald, der gerne mit dem Gutsherrn zecht und dann, wenn er tugendsam werden will, durch Entziehung der ihm unentbehrlichen Naturalien wieder auf den richtigen Weg gebracht wird, die reisigen Diener des Ritters in ihrer trinkfeligen Ungeschlachtheit, der in den Diensten der Republik Venedig stehende Landsknecht Heinz Schlag von Wiener-Neustadt, endlich Frau Bertha, die brave Pfarrerstöchter, welche bei der Entlarvung des Italieners die Hauptrolle zu spielen hatte und zugleich mit dem Burgfräulein unter die Haube kommt — das alles sind wirkliche Menschen von Fleisch und Blut, keine Spukgestalten, wie sie uns die Sin de siècle-Literatur so gern vorführt. Vortrefflich hat es der Dichter verstanden, in ansprechender Form ein kleines culturhistorisches Gemälde zu entwerfen, dessen Figuren und Staffage uns gefällig anmuthen. *y*

* **Straßburg.** Für die Lamey-Preisstiftung hat die hiesige Universität folgende Preisaufgabe gestellt: „Die deutsche Bildhauerkunst des dreizehnten Jahrhunderts, ihre Geschichte und Charakteristik, unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zur französischen Kunst." Der Preis beträgt 2400 M. Die Arbeiten müssen vor dem 1. Januar 1897 eingeliefert sein. Die Vertheilung des Preises findet statt im Laufe des Jahres 1897. Die Bewerbung um den Preis steht jedem offen, ohne Rücksicht auf Alter oder Nationalität. Die Concurrenzarbeiten können in deutscher, französischer und lateinischer Sprache abgefaßt sein. Die Einreichung der Concurrenzarbeiten erfolgt an den Universitätssecretär. Die Concurrenzarbeiten sind mit einem Motto zu versehen, der Name des Verfassers darf nicht ersichtlich sein. Neben der Arbeit ist ein verschlossenes Couvert einzureichen, welches den Namen und die Adresse des Verfassers enthält und mit dem Motto der Arbeit äußerlich gekennzeichnet ist. Die Versäumung dieser Vorschriften hat den Ausschluß der Arbeit von der Concurrenz zur Folge. Geöffnet wird nur das Couvert des Verfassers der gekrönten Schrift. Zur Zurückgabe der nicht gekrönten oder wegen Formfehler von der Concurrenz ausgeschlossenen Arbeiten ist die Universität nicht verpflichtet.

* **Greifswald.** Der außerordentliche Professor der Theol. Lic. th. Wilhelm Lütgert hat einen Ruf nach Kiel als Ordinarius an Stelle des nach Leipzig berufenen Prof. Kirn erhalten. — Der bisherige außerordentliche Professor in der philosophischen Facultät Dr. Alfred Gercke ist zum Ordinarius für classische Philologie ernannt worden.

* **Graz.** Prof. Adolf Jurisch erhielt einen Ruf nach Leipzig an die Spitze der dort neu zu errichtenden dermatologischen Klinik.

* **Znaim.** In der heutigen Sitzung des Gemeinde-Ausschusses wurde die Ueberreichung von Petitionen an die Regierung, den Reichsrath und den Landtag um Errichtung einer deutschen Universität in Mähren beschlossen.

R. S. **Rom,** 13. Jan. In der letzten „adunanza" des „Deutschen Archäologischen Instituts" beendete Dr. Mau den Bericht über die eine hervorragende Bedeutung besitzenden genrehaften Amoretten-Darstellungen in dem neu ausgegrabenen schönen Hause im nordöstlichen Theile von Pompeji. Wie nach Mau die Leistungsfähigkeit der pompejanischen Kunst nicht sowohl in den, meist typische und schematische Formen wiederholenden mythologischen Darstellungen, als vielmehr in den viel mannichfaltigeren, eigenthümlicheren und schwieriger auszuführenden Genrescenen zu erkennen ist, so ragen die Amoretten-Fresken des neuen vornehmen Hauses in ganz eigener Weise durch malerische Technik, überraschende Erfindung und feine Charakterisirung der Typen und Figuren hervor. Wie gewöhnlich in der gemalten Architektur-Umrahmung der Wandfelder auf schwarzem Grunde ausgeführt, sind diese eine Art Fries über dem Wandsockel bildenden Amoretten-Darstellungen in gewissen Beziehungen noch höher zu stellen als die in Herculaneum und Pompeji schon früher zum Vorschein gekommenen, durch Feinheit und Sicherheit in Wiedergabe des Charakters, der Stellungen und Empfindungen ausgezeichneten Figuren junger Mädchen, die mit Vögeln spielen, lesen, einen Brief schreiben, nachdenklich dastehen, der würdigen Männer, die in einer Rolle lesen, still nachsinnen, ein Opfer vorbereiten u. s. w., sowie der Processionen, Gastmähler, Concerte und anderer Compositionen, die uns so deutlich und reizvoll vom täglichen Leben der Alten erzählen. — Wie in den nicht seltenen Darstellungen von Jagden, Wagenrennen, Spielen, Kämpfen, Musikaufführungen, sind auch in den vorliegenden Darstellungen die Theilnehmer geflügelte jugendliche Genien. Von ganz hervorragender technischer Geschicklichkeit des Künstlers zeugt die illusionistische Manier, mit der durch bloße Farbenflecke, die erst aus gewisser Entfernung betrachtet, sich zu sicheren Linien und Formen vereinigen, nicht nur der Eindruck einer wohlproportionirten Gestalt hervorgerufen, sondern auch Haltung, Bewegung und Ausdruck mit unübertrefflicher Meisterschaft wiedergegeben wird. Dem entspricht eine hervorragende Fähigkeit in der Wiedergabe der besonderen künstlerischen Ziele, namentlich schwieriger, complicirter und ausdrucksvoller Bewegungen, z. B. bei einem Amor, der einen andern ein Geschoß nach dem Ziele werfenden auf dem Rücken trägt, einem andern, der mit einem schweren Gefäß auf der Schulter sich im Tanzschritt vorwärtsbewegt u. ä. Endlich erregt die erstaunliche Geschicklichkeit in der Wiedergabe der verschiedenen Typen Bewunderung. Sie war um so schwieriger, als es darauf ankam, die Gestalt des jugendlichen Genius — des männlichen oder weiblichen — festzuhalten und doch je nach Bedarf den Gastwirth und seinen Burschen, den Landmann, der mit seinem Knaben und dem Lastthier zur Stadt zieht, den Goldschmied und seine Arbeiter, den vornehmen Herrn und die Essenzen oder Goldschmuck kaufende Dame, die Dienerin, die Frau aus dem Volke und die Weinbergarbeiter erkennen zu lassen. Alles dieses ist vortrefflich gelungen. Kaum jemals kann man über das Metier, den Stand, die sociale Stellung der Personen im Zweifel sein, die im Gewande der Amoren und Psychen vorgeführt werden; so deutlich ist trotz der erwähnten illusionistischen Technik der vornehme Herr vom Gastwirth, die elegante Käuferin von der Magd, der alte Bauer vom Bauerknaben, der Arbeiter in der Walkerei von demjenigen im Weinberge und der Goldschmiedewerkstätte verschieden. — Der erste Secretär, Prof. Petersen, besprach kurz eine neue archäologische Zeitschrift Unteritaliens, die in Reggio erscheinende „Ellade Italica", die sich die Aufgabe gestellt hat, über neue Alterthümerfunde zu berichten und die gelehrte Welt auf noch unbekannte oder unbehandelte Kunstwerke und Antiquitäten hinzuweisen. Die erste Nummer enthält die Abbildung und Besprechung einer nicht ganz meterhohen Laokoon-Gruppe aus italischem Marmor, die der Herausgeber, auf das Urtheil namhafter Gelehrter sich berufend, für antik, und zwar von einem griechischen Künstler herrührend, erklärt. Prof. Petersen hält sie aus überzeugenden Gründen für eine moderne Nachbildung der vaticanischen Gruppe, mit der sie in allem Wesentlichen, namentlich auch in dem Mangel der der letzteren fehlenden Theile, übereinstimmt, während einige unbedeutende und unkünstlerische Abweichungen auf Flüchtigkeit des Copisten zurückzuführen sein dürften. Die Arbeit ist keineswegs, wie der interessante Herausgeber urtheilt, „ganz hervorragend schön", sondern, wie ein Blick auf seine Abbildungen lehrt, weniger als mittelmäßig. Ist die Gruppe, was nicht zweifellos feststeht, wirklich im Schutte unter dem bischöflichen Palast von Reggio gefunden worden, der auf den Trümmern eines antiken Tempels errichtet ist, so ist sie möglicherweise bei dem Erdbeben, das 1783 Reggio heimsuchte, dorthin gerathen; der Zustand des Marmors schließt es aus, daß er sich viele Jahrhunderte unter der Erde befunden habe.

Dr. **Konstantinopel.** Das k. russische Archäologische Institut hierselbst hat den Prof. K. Krumbacher in München zum Ehrenmitgliede gewählt.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 117. Band. Zweites Heft. (1106)

Inhalt: Hartmann von Aue im Lichte der neuesten Untersuchung. (Schluß.) — Aus Oesterreich: Rückblick. (Von einem österreichischen Reichsrathsabgeordneten.) — Zwei Tage in Kairo. (Schluß.) — Das Apostolat der Presse. — Nothlage der Landwirthschaft und Bekämpfung der Socialdemokratie. — Zeitläufe. Neujahr im Orient. (Schluß.) — Die Märchen Clemens Brentano's.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 17. Januar. Nummer 13.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Landfrage in den deutschen Schutzgebieten. I. Von Karl v. Stengel. — Neuere Ergebnisse der Marsforschung. Von Adolf Hnatek. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Landfrage in den deutschen Schutzgebieten.

Von Karl v. Stengel.

I.

Die Regelung der Rechtsverhältnisse des Grundbesitzes überhaupt und die Verfügung über das herrenlose Land im besonderen, sowie die Entscheidung der Frage, inwieweit Ansprüche der Eingeborenen auf den von ihnen in Besitz genommenen oder als ihr Gebiet geltenden Grund und Boden anzuerkennen sind, gehören zu den wichtigsten Maßregeln der Colonialpolitik. Die Art und Weise, wie diese Fragen beantwortet werden, sind nicht selten entscheidend für die ganze wirthschaftliche Entwicklung einer Colonie, zumal Fehler, welche in dieser Beziehung gemacht worden sind, später sich sehr schwer wieder verbessern lassen.

Bei dieser Regelung handelt es sich zunächst darum, festzustellen, was unter herrenlosem Land in den Colonien zu verstehen ist und von wem und wie über dasselbe verfügt werden soll, sodann wird die Frage zu beantworten sein, wie der Erwerb und Verlust und die dingliche Belastung des Grundbesitzes gesetzlich zu ordnen ist.

Die Gründung einer Colonie erfolgt in der Regel durch Besitzergreifung eines völkerrechtlich herrenlosen Gebiets. Völkerrechtlich herrenlos ist aber jedes Gebiet, das nicht der Herrschaft eines geordneten Staatswesens unterworfen ist, wenn es auch von uncivilisirten, einer staatlichen Organisation entbehrenden Völkerschaften bewohnt und in Besitz genommen ist. Die Besitzergreifung des völkerrechtlich herrenlosen Gebiets erfolgt durch Begründung der Herrschaft des occupirenden Staates mittels Herstellung staatlicher, die Ausübung der öffentlichen Gewalt ermöglichender Einrichtungen in dem occupirten Gebiete. Die Wirkung der Besitzergreifung besteht für den occupirenden Staat darin, daß er über das in Besitz genommene Gebiet die Souveränetät erwirbt. Völkerrechtlich herrenlos ist also ein Gebiet, das völkerrechtlich keinen Herrn oder keinen völkerrechtlich anerkannten Herrn hat. Privatrechtlich herrenlos ist dagegen ein Gebiet oder Grundstück, das privatrechtlich ohne Herrn ist, an dem also niemand Eigenthum oder Besitz hat.

Aus der Gegenüberstellung der beiden Begriffsbestimmungen ergibt sich, daß Herrenlosigkeit in dem einen und anderen Sinne zwei ganz verschiedene Dinge sind; die völkerrechtliche Herrenlosigkeit und die privatrechtliche Herrenlosigkeit können zwar zusammenfallen, sie müssen aber nicht zusammenfallen; ein völkerrechtlich herrenloses Gebiet kann nämlich auch privatrechtlich herrenlos sein, z. B. wenn es überhaupt nicht bewohnt ist, es können aber auch die dasselbe bildenden Grundstücke oder ein Theil derselben im Eigenthum, bezw. Besitz von Eingeborenen oder auch Europäern sein.

Die Verschiedenheit der völkerrechtlichen und der privatrechtlichen Herrenlosigkeit zeigt sich namentlich auch darin, daß die völkerrechtliche Occupation und die privatrechtliche Occupation in ihren Voraussetzungen und Wirkungen verschieden sind. Die völkerrechtliche Occupation verlangt thatsächliche Begründung der Herrschaft durch Herstellung der dazu erforderlichen öffentlichen Einrichtungen; die Wirkung ist Erwerb der Souveränetät für den Staat. Die privatrechtliche Occupation erfolgt durch Subjecte des Privatrechts, in welcher Eigenschaft auch der Staat als Fiscus erscheinen kann, in der Form der thatsächlichen Besitzergreifung, mit der Absicht, an der herrenlosen Sache Eigenthum oder doch Besitz zu erwerben; die Wirkung ist der Erwerb privatrechtlicher Herrschaft, des Eigenthums oder des Besitzes.

Die Besitzergreifung eines völkerrechtlich herrenlosen Gebiets hat zunächst nur die Wirkung, daß der occupirende Staat die Souveränetät über das betreffende Gebiet erwirbt; der Eigenthumserwerb an den in diesem Gebiete befindlichen privatrechtlich herrenlosen Grundstücken tritt dagegen an und für sich durch die völkerrechtliche Occupation nicht ein, da auf den Erwerb des Eigenthums der Wille bei der Besitzergreifung nicht gerichtet war und auch die thatsächliche Besitzergreifung im Sinne des Privatrechts mit der völkerrechtlichen Occupation gar nicht zusammenfällt. Nur ausnahmsweise wird bei der völkerrechtlichen Occupation auch den Erfordernissen der privatrechtlichen Genüge geleistet sein.

Der Staat hat es aber auch gar nicht nothwendig, an dem privatrechtlich herrenlosen Lande durch Occupation Eigenthum zu erwerben. Da er nämlich in Folge der völkerrechtlichen Besitzergreifung des herrenlosen Gebiets die Souveränetät über dasselbe besitzt, so kann er ja als Gesetzgeber über das privatrechtlich herrenlose Land verfügen und bestimmen, daß dasselbe als staatliches Eigenthum zu betrachten ist, bezw. unter welchen Voraussetzungen und in welcher Weise es von Dritten erworben werden kann.

In der That haben denn auch alle europäischen Staaten, die in der „neuen Welt“ im 16. und 17. Jahrhundert Colonien erwarben, über das herrenlose Land in den von ihnen in Besitz genommenen Gebieten verfügt, und zwar in der Regel in der Weise, daß dasselbe als Eigenthum des Staats, bezw. der Krone betrachtet oder doch dem Staatsoberhaupte die Befugniß beigelegt wurde, nach Belieben über dasselbe zu verfügen. So galt nach spanischem Colonialrechte der Grund und Boden aller Colonien als Domäne des Königs, der hier über denselben verfügte und namentlich sogen. Encomiendas (große Landgüter) als Grundherrschaften an die Entdecker und sonst verdiente Männer auf 2, 3 und selbst 4 Generationen verlieh.

Daß gleiche Anschauungen auch in England und Frankreich herrschten, beweisen am besten die Freibriefe und Schutzbriefe (charters, chartes), welche von den Königen von England und Frankreich Colonialgesellschaften, wie einzelnen Personen ertheilt worden sind und in welchen

über den Grund und Boden in den bereits erworbenen oder noch zu erwerbenden Colonien zu gunsten dieser Colonialgesellschaften oder Privatpersonen verfügt wurde. Die Auffassung, daß der Grund und Boden in den Colonien zur Verfügung des Staats, bezw. Staatsoberhaupts sei, entsprach der lehensrechtlichen Anschauung, welche das Obereigenthum am ganzen Lande dem König als oberstem Lehensherrn zuschrieb, eine Anschauung, die namentlich in aller Schärfe in England zur Geltung gelangte, wo z. B. ein Gesetz Eduards III. geradezu den Satz aussprach, daß der König der allgemeine und ursprüngliche Eigenthümer des gesammten Grund und Bodens im Königreiche sei und daß niemand ein Grundstück besitzen könne, dessen Besitz nicht unmittelbar oder mittelbar auf den König zurückgeführt werden könne.

In den Ländern, in denen man nicht so weit ging, galt aber im Mittelalter immerhin der Grundsatz, daß herrenloses Land dem König gehöre und daß zur Besitznahme desselben königliche Genehmigung nothwendig sei. Bestimmen ja doch selbst gegenwärtig noch manche Rechte, wie z. B. der code civil und das preußische Landrecht, daß herrenloses Land Eigenthum des Staates sei, oder doch von ihm allein in Besitz genommen werden könne.

Wenn es sonach nur den im Mittelalter herrschenden Rechtsanschauungen entsprach, daß das ältere Colonialrecht den Grund und Boden der Colonien zum Eigenthum der Krone erklärte oder derselben doch das Recht, darüber zu verfügen, beilegte, so ist es immerhin bemerkenswerth, daß in den Freibriefen und sonstigen Rechtsacten, durch welche über den Grundbesitz in den Colonien verfügt wurde, sich keinerlei Anerkennung der Rechte der Eingeborenen auf den von ihnen in Besitz genommenen und zu landwirthschaftlichen Zwecken oder auch bloß als Jagdgründe benützten Grund und Boden findet. Das völkerrechtlich herrenlose Gebiet wird eben einfach auch als privatrechtlich herrenlos betrachtet. Diese Auffassung tritt schon in der bekannten Bulle des Papstes Alexander VI. vom 4. Mai 1493 zu Tage, in welcher der Papst Ferdinand dem Katholischen und Isabella von Spanien alle bisher entdeckten oder noch zu entdeckenden Inseln und Festländer westlich einer Linie, gezogen vom Nordpol zum Südpol und 100 Meilen westlich der Azoren und der Inseln des Cap Verde laufend, zum vollen Eigenthum und zur vollen Herrschaft verlieh, sofern dieselben am 1. Januar 1493 noch nicht von einem anderen christlichen Könige oder Fürsten thatsächlich in Besitz genommen waren. Nur die Rechte christlicher Herrscher werden also in Betracht gezogen, die Rechte der eingeborenen Völkerschaften an dem von ihnen in Besitz genommenen Grund und Boden werden aber nicht weiter beachtet.

Im neueren Colonialrechte dagegen geht das Bestreben dahin, nicht bloß die persönliche Freiheit der Eingeborenen zu achten (vgl. z. B. die Artikel 6 u. 9 der Congoacte), sondern auch deren Rechte auf den von ihnen in Besitz genommenen Grund und Boden anzuerkennen. Die Entwicklung hat sonach dahin geführt, daß auch jetzt noch das herrenlose Land in den Colonien als Eigenthum des Mutterlandes, bezw. der Colonie gilt, oder daß doch den Colonialbehörden die ausschließliche Verfügung über dasselbe eingeräumt ist, daß jedoch gewisse Ansprüche der Eingeborenen auf das Land anerkannt werden. Es geschieht dies entweder in der Weise, daß den einzelnen Stämmen gewisse genau abgegrenzte Territorien zur Benützung und Verfügung überwiesen werden (sog. Reservationen), oder daß die von Eingeborenen in wirthschaftliche Benützung genommenen und bebauten Grundstücke nicht als herrenlos gelten.

Neuere Ergebnisse der Marsforschung.

Von Adolf Hnatek.

Schon die Alten kannten jenen Planeten, der wegen der intensiv rothen Farbe des Lichtes, das er ausstrahlt, ein während der ganzen Zeit seiner jeweiligen Sichtbarkeit leicht erkennbares Gestirn bleibt, und seine Farbe mit dem dunklen Roth der blutgetränkten Erde eines Schlachtfeldes vergleichend, gaben sie ihm den Namen Mars. Seine nur etwa zwei Jahre umfassende Umlaufszeit ließ vermuthen, daß er sich in nicht allzu großer Entfernung von der Erde befinde, und so war es nur natürlich, daß sich sofort nach Entdeckung des Fernrohrs alle Instrumente auf ihn richteten, um Einzelheiten seiner Oberfläche erkennen zu lassen. Aber die damalige Kraft der Sehwerkzeuge war bei weitem nicht so ausreichend, um auf dem an Größe hinter der Erde ziemlich stark zurückstehenden Körper Details seiner Beschaffenheit wahrnehmen zu können, und so gelang es erst Huygens mit seinen Fernrohren von über 20 Fuß Focallänge, einige dunklere Flecken auf der Oberfläche dieses zunächst nach der Erde die Sonne umkreisenden Planeten zu entdecken. Zwar hatte schon Fontana im Jahre 1636 die erste Marszeichnung angefertigt, da er aber nur in der Mitte der Scheibe einen dunklen Flecken beschreibt, der später die Form der Phase des Mars annahm, so scheint dieser offenbar nur eine Folge der Spiegelwirkung zwischen den Linsen des Fernrohrs gewesen zu sein. Nun folgten in rascher Aufeinanderfolge die schon bei weitem genaueren Beobachtungen von Riccioli, Rheita, Hevelius und Huygens, der bereits in demselben Jahre wie oben, also 1636, einen dunklen Gürtel auf Mars unterschied. 1659 gibt er schon eine Zeichnung, in welcher ein Gebilde ziemlich sicher mit dem von Schiaparelli „Syrtis major", von Flammarion „Mer du sablier" genannten Meerbusen identificirt werden kann. Kurze Zeit später, im Jahre 1666, wurden auch schon die Polarflecken von Cassini gesehen, merkwürdigerweise jedoch 4 an der Zahl. Unter den vielen Zeichnungen, welche zum Theil von den berühmtesten Beobachtern ausgeführt wurden und die Flammarion in seinem im Jahre 1892 erschienenen großen und umfassenden Fachwerk: „La Planète Mars et ses conditions d'habilité", an das wir uns auch in dem kurzen geschichtlichen Abriß anlehnen, fast vollständig bringt, werden die Details erst in den Arbeiten nach dem Jahre 1780 erkennbar. Flammarion läßt in dem eben erwähnten, in gewandtester Sprache geschriebenen Specialwerk in rascher Folge die Arbeiten der letzten Beobachter dieser ersten Periode der Marsforschung, welche er bis 1830 annimmt, vor unsern Augen vorüberziehen. Besonders seien da erwähnt William Herschel, Bailly, Schröter, der in den Jahren von 1785 bis 1803 einige bereits recht gute Marszeichnungen anfertigte, Flaugergues, Pruithuisen und Arago. Besonders werthvoll erscheint da Flammarions Schrift gerade dadurch, daß er die durch die einzelnen Zeichnungen dargestellten Objecte mit den neueren Abbildungen derselben vergleicht und die Beobachtungen sämmtlicher Forscher wiedergibt. Flammarions Werk ist bis jetzt die einzige Arbeit, welche eine umfassende Zusammenstellung aller Beobachtungen von deren Beginn an bringt.

Die zweite Periode rechnet der bekannte französische Autor für die Jahre 1830—1877. Sie wird glücklich eingeleitet durch die schönen Beobachtungen eines Beer und Mädler, welche bereits 1840 einen Planiglobus unres Nachbarplaneten entwerfen konnten. Diese zweite Periode, der auch die meisten anderen, rühmlichst bekannten Beobachter der neueren Zeit, wie John Herschel, Julius Schmidt, Galle, der bekanntlich nach Le Verriers Rechnung den Planeten Neptun auffand, dann Warren de la Rue,

Digitized by Google

Webb und Secchi angehören, will Flammarion die geographische nennen, da man sich in derselben hauptsächlich bemühte, die geographischen Details der Marsoberfläche festzulegen. Schon die glänzenden Namen eines Lockyer, Kaiser, Green, Lohse, Trouvelot, deren Arbeiten zum größten Theil in diese Periode fallen, lassen uns vermuthen, wie weit man es in dieser Zeit in der Bestimmung der Oberflächenformen unsres Nachbarplaneten gebracht hatte. So versucht denn auch Flammarion einen festen Kern aus allen Beobachtungen herauszuschälen, indem er eine recht genaue Generalkarte zusammenstellt und die Resultate der einzelnen Beobachtungen in kurzem Ueberblick zusammenzieht. Da jetzt die Schiaparelli'sche Nomenclatur maßgebend ist und überdies Flammarion die einzelnen zu besprechenden Objecte nicht wie der bekannte Mailänder Forscher in lateinischer, sondern in französischer Sprache benennt, so wollen wir bei dem wenigen, was wir aus dem Werk des phantasievollen französischen Autors excerpiren, seine Benennungsweise, die in den älteren Zeiten in Gebrauch war, sofort in die neuere übersetzen. In dieser Periode wurden bereits einige interessante Veränderungen der Größe oder der Farbe einzelner Gebiete constatirt. So fand man, daß sowohl der große unter dem Namen „Syrtis major" bekannte Meerbusen, wie die den „Lacus solis" umgebenden Gegenden zeitweise ihre Farbe und Helligkeit ändern. Auch die Größenschwankungen der beiden Polarkappen waren bereits erkannt. Aus den Lichtverhältnissen zwischen den dunklen und hellen Regionen schloß man, daß man in den ersteren große ausgedehnte Meeresbecken mit allerdings nur geringer Tiefe vor sich habe.

So weit war bereits die Areographie gediehen, als Schiaparelli in Mailand mit seinen epochemachenden Beobachtungen und Entdeckungen in die Oeffentlichkeit trat. Die Genauigkeit der Beobachtungsmethoden schien ein Maximum erreicht zu haben. Die Karten von Green, Lohse, Perrotin und Thollon, schließlich die Uebersichtskarte in Planiglobenform Schiaparelli's selbst, welche seine Beobachtungen aus den Jahren 1877—1888 wiedergibt, leisteten vortreffliches und speciell die letztere kann auch jetzt noch als ein Muster an Genauigkeit und Sorgfalt hingestellt werden.

Nachdem Flammarion im 5. Capitel die Beschaffenheit der Atmosphäre des Planeten und seine klimatologischen Verhältnisse besprochen hat, nicht ohne dabei einen Seitenblick auf die Lebensbedingungen desselben zu werfen, gelangt er zur Besprechung seiner Jahreszeiten, welche ungefähr ebenso intensiv seien, wie die unsern. Auch die Thatsache, daß die polaren Schneegebiete ungefähr drei bis sechs Monate nach dem Wintersolstitium ihr Maximum und ebenso lange nach dem Sommeranfang ihr Minimum erreichen, findet ihre Würdigung. Ebenso werden auch andere Schneefälle selbst in der heißen Zone des Planeten und eine seltsame, durch Schiaparelli gemachte Beobachtung mehrerer spiralförmiger, heller Bänder (trainées blanches), welche sich von der im Gegensatze zur Südcalotte, deren Mittelpunkt etwa 5½ Grad vom Pol absteht, concentrisch um den Nordpol lagernden nördlichen Schneekappe gegen den Aequator erstrecken, mit der Bemerkung erwähnt, daß diese Bänder wahrscheinlich atmosphärische Strömungen andeuten dürften. Auch glaubt Flammarion, daß die Winterkälte auf Mars viel größer sein müsse, als auf der Erde, da ja die Polarnacht auf ihm ungefähr ein Erdenjahr daure. Wenn dennoch die ausgebreiteten Schneegebiete im Sommer wieder fast ganz abschmelzen können, so sei dies auf Rechnung ihrer geringen Dicke zu setzen, da ja auf Mars das Wasser überhaupt etwas selten geworden sei. Möglicherweise könne auch der gegen den unsrigen doppelt so lange Sommer im Stande sein, eine so große Wirkung hervorzubringen. So tritt denn aus allen diesen Ausführungen die große klimatologische Aehnlichkeit des Planeten mit der Erde sehr klar vor Augen, und es wirft dadurch das Studium der Marsoberfläche ganz eigene Streiflichter auf die Kenntniß unsrer eigenen Mutter Erde.

Nach einer Besprechung der allgemeinen Verhältnisse, der Veränderungen der Oberfläche, der Farbenänderungen und der räthselhaften Verdoppelungen der Canäle, jener Gebilde, die theilweise schon von Dawes 1864 erkannt, dann aber von Schiaparelli in den Oppositionen seit 1877 einem genauen Studium unterworfen wurden, nähert sich Flammarions Werk seinem Ende mit einem nochmaligen Blick auf die Lebewesen, die jene Nachbarwelt möglicherweise bevölkern könnten. So ist er denn nur allzusehr geneigt, jene geradlinigen Gebilde, die Marscanäle, der Einwirkung intelligenter Wesen zuzuschreiben, und er kommt dabei auch zurück auf die Aussprüche einiger berühmter Männer, wie Proctor, der in den „Times" die Idee verfolgt hatte, daß die Canäle zum Zwecke großer Feldmeßarbeiten gezogen worden sein können, und Green, der in der „Royal Astronomical Society of London" auf diese Ansicht zurückgegriffen und dabei absichtlich betont hatte, daß er durchaus nicht die Absicht habe, sich über einen solchen wichtigen Gegenstand lustig zu machen. Ueber die Ursache der Verdoppelung der Marscanäle, welche in den Oppositionen seit 1882 hauptsächlich von Schiaparelli erkannt worden war, weiß sich auch die Phantasie Flammarions kein bestimmtes Bild zu zeichnen. Jedenfalls könne man schwerlich annehmen, daß sich wirklich von einem Tage zum andern gleichlaufende neue Canäle bilden; ob sie nun durch eine doppelbrechende Wirkung der Marsatmosphäre oder vielleicht durch Reflexionserscheinungen in in den über dem Canal lagernden Wasserdampfmassen zu erklären sei, bleibe bis jetzt noch vollkommen ungewiß. So weit Flammarions Werk.

In neuester Zeit hat nun wieder, wie schon in so vielen anderen Fällen, die Lick-Sternwarte wesentliche Momente für das Marsstudium beigetragen. Merkwürdig genug finden alle drei gegenwärtig über die Beschaffenheit der Marsoberfläche herrschenden, einander fast diametral gegenüberstehenden Ansichten auf der einen amerikanischen Sternwarte ihre Vertreter. So schließt sich Barnard fast ganz der Ansicht John Bretts vom Jahre 1877 an. Letzterer glaubte ganz im Gegensatz zu den andern Beobachtern annehmen zu müssen, daß Mars mit einer sehr dichten Atmosphäre umgeben sei, da die einzelnen Details nur in der Mitte der Scheibe deutlich werden, gegen den Rand zu aber noch mehr als bei Jupiter verwaschen erscheinen. Wenn sich nun, wie er für nachgewiesen hält, eine sehr große Menge Wasserdampfes in der Marsatmosphäre befindet, so müsse nothwendig eine so hohe Temperatur unterhalten bleiben, daß die Condensation des Wasserdampfes verhindert wird. Das kann nun nur dann der Fall sein, wenn sich Mars noch in einem sehr jungen geologischen Zustande befindet, so daß seine noch große Eigenwärme jene hohen Hitzegrade bewirkt. Was die Polarflecken betrifft, so sind diese nach John Brett nichts anderes als Wolkenschleier, die sich um den kälteren Pol lagern, der oft beobachtete schwarze Rand ist dann einfach der Schatten dieser Wolkenzüge. Dem stellt sich sofort entgegen, daß dann, wenn jene hohe Temperatur durch die Eigenwärme erzeugt wird, ein Unterschied zwischen Pol und Aequator bezüglich ihrer Wärmeverhältnisse überhaupt nicht besteht.

Ebenso verschieden von Barnards Ansicht, wie von der allgemeinen Theorie erklärt sich Professor Schäberle, ein zweiter verdienter Beobachter der Lick-Sternwarte, die

Erscheinungen auf der Marsoberfläche und hat seine Gedanken in der Revue „The Forum“ entwickelt. Schäberle meint, daß Licht, welches von einer kugelförmigen Wasserfläche reflectirt wird, gleichmäßig nach den Rändern der Scheibe, die wir dann erblicken, abnehmen müsse, was aber bei den dunklen Regionen, die man jetzt allgemein als Meere nimmt, nicht der Fall sei, da dieselben gerade am dunkelsten in der Mitte der Marsscheibe erscheinen, gegen den Rand hin aber immer mehr verblassen. Daher glaubt Schäberle, daß man es gerade in den dunklen Gebieten mit Landmassen, in den helleren Theilen aber, deren Helligkeit gleichmäßig nach dem Rand hin abnehme, mit ausgedehnten Meeresbecken zu thun habe. Was das zeitweise Hellerwerden einer der lichteren Gegenden betrifft, so erklärt dies Schäberle einfach dadurch, daß sich dort die Wasserfläche in einem Zustande der Unruhe befinde und so wegen der Unregelmäßigkeit, welche die Oberfläche durch die Wellenbewegung erhalte, eine größere Menge zerstreuten Lichtes zurückwerfe. Das Canalsystem glaubt der bekannte Gelehrte sich dann plausibel machen zu können, wenn er sagt, daß man darin lange Gebirgszüge zu erblicken habe, welche zum größten Theil im Wasser stehen und die sich weiter auf den dunklen Gebieten, also dem Lande, wie Schäberle will, in jenen noch dunkleren Linien fortsetzen, die häufig beobachtet wurden. Nimmt man dann Parallelketten an, wie sie ja auf der Erde ein ziemlich häufiges Analogon finden, so sei auch das Phänomen der Verdoppelung erklärt. Für seine Theorie, daß man gerade in den dunklen Gebieten das Land und in den hellen Regionen die Meere zu suchen habe, führt Schäberle eine Beobachtung an, die sich von der Höhe der Lick-Warte auf dem Mount Hamilton in Californien, also 2400 Fuß über der Bay von San Francisco, jederzeit leicht anstellen lasse. Dort erscheine zu jedem beliebigen Zeitpunkte die ausgedehnte Wasserfläche der erwähnten Bay entschieden heller als das umlagernde Land, und er glaubt daher auf Grund dieser Thatsache der bestehenden Ansicht, daß eine Wasserfläche auf einem Planeten in Folge der großen Absorption der Lichtstrahlen durch das Wasser dunkler gegen die Ländergebiete erscheinen müsse, entgegentreten zu sollen.

Da erstand aber dem tüchtigen Forscher in Professor Holden, dem Director der Lick-Sternwarte, einem nicht minder namhaften Gelehrten, ein Gegner. Holden ist ein Vertreter der bisherigen Anschauung. Zunächst will er gar nicht behaupten, daß die dunklen Gebiete gegen den Rand hin auffallend heller gesehen werden. Was dann die hellen Regionen betrifft, so sei zwar im allgemeinen richtig, daß dieselben gegen den Rand verwaschen erscheinen, aber da gebe es denn doch auch so manche merkwürdige Ausnahme von dieser Regel. So hat zum Beispiel Professor Schiaparelli in Mailand zuerst die Beobachtung gemacht, daß gewisse Inseln der nördlichen Halbkugel, wie Hellas und Argyre, besonders hell erst in der Nähe des Randes der Scheibe erscheinen, was dann mit der Schäberle'schen Ansicht, daß sie Wasserbecken seien, schon nach seinen eigenen Vorstellungen über die Lichtreflexionsfähigkeit derselben unvereinbar bleibt. Was ferner die Canäle betrifft, so meint Holden, daß es nicht angehe, dieselben durch Gebirgsketten erklären zu wollen, da dann eine solche Regelmäßigkeit, wie sie beobachtet wird — es münden nämlich alle Canäle in den dunkleren Regionen und verbreitern sich gewöhnlich an der Mündungsstelle, wie wir dies auch bei den Flussen der Erde regelmäßig beobachten — durchaus nicht zu erwarten sei. Schon der erwähnte Umstand, daß sie durchgehends von den dunklen Gebieten auszugehen scheinen, läßt vermuthen, daß man in ihnen Wasserläufe vor sich habe.

So stehen sich also auf einer einzigen Sternwarte die drei neuesten Ansichten über die Beschaffenheit der Marsoberfläche feindlich gegenüber. Während Barnard Wasser und daher auch Meere auf dem Planeten überhaupt nicht sucht und sich alle Veränderungen in seiner Oberflächengestaltung durch areologische Umwälzungen erklären zu können glaubt, mit denen freilich die geologischen Revolutionen unsrer Erde durchaus unvergleichbar bleiben und vor denen unsres Nachbarplaneten verschwinden, glauben wieder die anderen Beobachter bestimmte Anzeichen für die Anwesenheit von Wasser gefunden zu haben. Während aber Holden, Schiaparelli und überhaupt fast alle übrigen Marsforscher die Wasserflächen in den dunklen Flecken erblicken, in den helleren Gebieten aber Länderstriche vermuthen, gelangt Schäberle auf Grund seiner wohl ebenso genauen Beobachtungen gerade zur gegentheiligen Ansicht. So steht denn eine Entscheidung, welcher von den drei Theilen Recht behalten wird, derzeit noch aus, obwohl die Thatsachen sehr zu gunsten Holdens und Schiaparelli's sprechen und wahrscheinlich die letzteren auch den Sieg davontragen werden.

Mit kurzer Erwähnung der Schmidt'schen Ansicht, welche sich auf eine Berechnung Maunders gründet, — derselbe findet die Temperatur auf der Marsoberfläche unter Annahme einer der unsern gleichen Atmosphäre zu — 130° bis — 140° — und derzufolge die Oberfläche des Planeten mit Kohlensäureschnee bedeckt sein soll, der dann durch den Meteorstaub roth gefärbt wird, möge jetzt sofort auf die jüngsten Beobachtungen übergegangen werden. Uebrigens widerlegt sich diese Idee Schmidts aus sich selbst; hat doch Maunder bei seiner Berechnung eine der unsern gleiche Atmosphäre angenommen, welche hochwichtige Einschränkung Schmidt gänzlich ignorirte und dafür eine Lufthülle aus Kohlensäure substituirte, für welche die Bedingungen, der größeren Dichte der Kohlensäure entsprechend, wohl schwerlich dieselben bleiben dürften. Da fällt denn auch seine schöne Erklärung der Canäle und ihrer Verdoppelung durch Sprünge in den Kohlensäureschneefeldern und die Evaporationen aus denselben in ihr Nichts zusammen.

Vorerst möge einer Bemerkung Plaßmanns Erwähnung gethan werden, der in der Naturwissenschaftlichen Rundschau auseinandersetzt, daß die in den Sommermonaten auf Mars ausgestrahlte Gesammtmenge der Sonnenwärme unter den Polen größer sei als in den Tropen. Sie beträgt bei höchstem Sonnenstande am Pol 0.42, am Aequator nur 0.29. Diese Bemerkung ist recht geeignet, das rasche Abschmelzen der Polarkappen zu erklären. Unter diesen Umständen kann es auch nicht räthselhaft erscheinen, wenn am 13. October 1894 die südliche Schneekappe des Mars vollständig abgeschmolzen war, die erste Beobachtung dieser Art. Zwar war schon bei früheren Oppositionen ein ziemlich weit fortschreitendes Kleinerwerden der polaren Schneegebiete in den Marssommermonaten bemerkt worden, aber bis zum völligen Abschmelzen war es denn doch noch nicht gekommen. Ueberdies sind auch die während der Zeit des Abschmelzens im October gemachten Beobachtungen ganz geeignet, unser Interesse in Anspruch zu nehmen. Der Schmelzproceß ging durchaus nicht gleichmäßig von statten; nachdem die weiße Fläche bis zum 7. October schon beträchtlich verkleinert war, erschien sie plötzlich am Tage darauf, also dem 8. October, wieder viel größer, am 13. October war, wie schon erwähnt, die polare Schneekappe vollständig verschwunden und eine röthliche Landfläche umgab den Pol.

Interessante Farbenänderungen konnte William H. Pickering an dem von Flammarion „Mer du sablier“ genannten Meerbusen constatiren. Er fand, daß dieses Gebiet zu gewissen Zeiten in jener Farbe erschien, die das von einem Berge betrachtete Grün einer Landschaft aufweise, also eine eigenthümlich grünlichgraue, oft sogar bläuliche bis

violette Farbe zeige. Nähert sich der Marsherbst seinem Ende, dann verschwindet auch die grüne Farbe. Ebenso wurde ein gelber Fleck in derselben Region, den er schon im Jahre 1890 beobachtet hatte und dessen Erscheinen im Marsfrühling das Ergrünen der Landschaft einzuleiten schien, auch später wieder im Jahre 1892 wahrgenommen. In einem Aufsatz „Colours exhibited by the Planet Mars", welcher in der amerikanischen Revue „Astronomy and Astrophysics" im Jahre 1892 gedruckt worden war, macht er uns bekannt mit seinen Untersuchungen über die Farbe des Marslichtes. Er findet, daß seine Farbe ungefähr zwischen dem röthlichen Gelb einer Kerzenflamme und dem Blauweiß des elektrischen Lichtes stehe. Ein Ziegelsteingebäude von rother Farbe in 2.5 Miles Entfernung, wo es also unter der Wirkung der Atmosphäre bedeutend bläulich erscheint, soll am besten die eigenthümliche Farbe der Marsoberfläche wiedergeben. Oftmals findet er das Grün als die vorherrschende Farbe im Gegensatze zu Jupiter, wo eine solche Farbennuance bislang noch nicht wahrgenommen werden konnte.

Im Jahre 1890 beobachteten Perrotin in Nizza, Pickering in der sogenannten Boyden-Station bei Arequipa und ebenso die Astronomen der Lick-Warte wieder eine sonderbare Erscheinung, welche die Annahme des Vorhandenseins großer Wolkenbildungen geradezu zu fordern schien. Man sah da ungeheure, Wolkenformationen nicht unähnliche Gebilde über den Rand der Marsscheibe hervorragen und mit solcher Regelmäßigkeit wiederkehren, daß ein Pariser Feuilletonist sogar meinte, es müßten Signale sein, die uns die Marsbewohner herübersenden. Aber die Beobachtungen Campbells vom Jahre 1894 hatten ein ganz anderes Resultat. Campbell meint, daß man es da mit großen Gebirgsketten zu thun habe, die senkrecht auf der Lichtgrenze der Phase stehen, und in der That sprechen seine Beobachtungen sehr dafür und es lassen sich überdies aus dieser Annahme auch die anderen darüber gemachten Wahrnehmungen erklären. Mit so ausgedehnten Gebirgen ist dann auch die lockere, sandartige Beschaffenheit der Marsoberfläche, wie sie Flammarion sich vorstellt, nicht leicht zu vereinbaren.

Was die jahreszeitlichen Veränderungen betrifft, so hat da gerade die neueste Zeit die interessantesten Entdeckungen gebracht, und zwar haben auf diesen Theil des Marsstudiums die schönen Beobachtungen Percival Lowells vom Jahre 1894 ein eigenthümliches Licht geworfen. Bei einer Breite der südlichen Schneekappe von ungefähr 45 Marsgraden zeigte sich ein schmaler dunkler Gürtel, welcher sich mit zunehmendem Kleinerwerden des Schneefeldes ebenfalls zurückzog und mit verschiedenen Schwankungen in der Breite, die vielleicht aus der verschiedenen Aufnahmefähigkeit des Bodens für das Schmelzwasser erklärlich sind, immer schmäler und schmäler wurde. Zugleich erschienen lange und ausgedehnte Streifen von tieferer Farbe auf den gleichfalls immer dunkler werdenden dunklen Flächen der südlichen Halbkugel. Als fast schon der ganze Schnee abgeschmolzen war, wurden die helleren Gebiete zunehmend grau, während die dunkleren immer mehr verblaßten, so daß schließlich die Umrisse ganz verwaschen waren. Die Farbe war durchschnittlich bläulichgrün und durchgehends unverkennbar. Zu dieser Zeit war es unmöglich, die Grenze der ganzen Inselkette der Südmeere festzustellen, sie gingen vollständig in den dunkleren Theilen auf. Lowell meint, daß die grünlichen Gegenden im Zustande einer leichten Ueberschwemmung und daher auf verschiedenen Vegetationsstufen sich befunden haben. Später verblaßte dann diese auffallende Farbe und ging in Orangegelb über. Das erste Zeichen einer beginnenden genaueren Markirung der einzelnen Gebiete war das Wiedererscheinen von Hesperia im Juli. Nach und nach wurden auch einige der auffälligsten Meeresstraßen sichtbar, so daß nun schon einige Einzelheiten kenntlich waren. Zunächst blieb Hesperia kurze Zeit blaugrün, wurde dann aber später gelb, so daß die Insel im Contrast mit den dunklen Meeresflächen leicht kenntlich blieb. Im October begann die Farbe wieder abzublassen und die Veränderungen hatten sich in der Zwischenzeit ausfälligerweise über die angrenzenden Gebiete ausgedehnt. Dasselbe zeigten auch einige andere Regionen, wie Thyle, Argyre II., die ebenfalls zuerst blaugrün erschienen, dann im October gelber wurden und ihre regelmäßigen Umrisse erkennen ließen. Unterdessen war aber schon die Polarcalotte vollständig abgeschmolzen, — es wurde dies, wie bereits oben erwähnt, zuerst am 13. October 1894 beobachtet — und der ganze Südpol zeigte sich nun als eine gelbe Landfläche. Aber die Deutlichkeit der Umrisse sollte nicht mehr lange dauern. Gegen Ende October verblaßten zuerst die Contouren des „mare Cimmerium", dann des „mare Erythræum", des „lacus Solis", und der ganze Vorgang schritt so weiter fort, bis die ganze Marsscheibe bei etwas ungünstigen Luftverhältnissen fast als gleichförmig gelbliche Scheibe erschien.

Daß jene auffallenden blaugrünen Flächen unmöglich tiefe Wasseransammlungen gewesen sein konnten, ist selbstverständlich, denn wo wäre das viele Wasser hingekommen? So glaubt denn Lowell, daß diese Gebiete mit Vegetation bedeckt gewesen seien, die durch eine geringere Wassermenge zur Entfaltung gebracht worden sei und uns so indirect durch die Vegetationsänderungen dessen Anwesenheit kund gethan hätte. Aber eine andere Beobachtung konnte Aufschluß geben darüber, was mit dem Wasser geschehen sei. Die Canäle waren nämlich viel dunklee geworden und speciell war diese Dunkelheit und mit ihr zugleich eine Welle größter Deutlichkeit von Süden nach Norden fortgeschritten, gleichsam als wäre das Wasser langsam gegen die nördliche Halbkugel geflossen. Die ferneren Beobachtungen Lowells zeigen deutlich, daß die Sichtbarkeit der Canäle sehe von den Jahreszeiten auf Mars abhängt und daß mit der Jahreszeit auch eine Welle der dunkelsten Farbe durch die blaugrünen Regionen von Süden nach Norden lause. Dabei scheint es aber durchaus, als wäre es nicht das Wasser selbst, welches diese Veränderung hervorbringt, sondern hauptsächlich die Vegetation, welche natürlich mit der fortschreitenden Bewässerung gleichfalls Schritt hält. Dann können auch die Meeresbecken keine gewaltigen Wassermassen bergen, sich aber noch weniger im Zustande der Austrocknung befinden.

Nun noch einen kurzen Blick auf die spectroskopischen Untersuchungen der neuesten Zeit! Da gehen denn allerdings die Ansichten noch sehr auseinander. Während Campbell durch seine Beobachtungen, die mit den genauesten Apparaten und feinsten Meßmitteln der Lick-Warte durchgeführt wurden, durchaus nicht zur Annahme einer Marsatmosphäre gedrängt wird, glaubt Vogel, ein nicht minder gewandter Beobachter, aus Beobachtungen, welche er im November des Jahres 1894 angestellt hatte, ganz sicher auf das Vorhandensein einer Lufthülle schließen zu dürfen. Zu demselben Resultat gelangten die beiden Potsdamer Beobachter Scheiner und Wilsing, die am 12. December desselben Jahres mit demselben Apparat gearbeitet hatten, den Vogel benutzt hatte. Mr. und Mrs. Huggins — des ersteren Name ist in dee Geschichte der spectralanalytischen Durchforschung des Himmels besonders klangvoll — glauben ebenfalls aus ihren Beobachtungen, die sie im November des gleichen Jahres, also fast zur selben Zeit mit den bereits erwähnten Beobachtern, anstellten, das Vorhandensein einer Lufthülle annehmen zu müssen. So steht denn Campbell derzeit mit seiner Ansicht ziemlich vereinzelt da, und wenn man bedenkt, daß auch Müller in seinen photometrischen Messungen mit voller Bestimmtheit den Einfluß

einer Marsatmosphäre erkennt, so wäre man beinahe versucht, die Beobachtungen Campbells außer Acht zu lassen, obwohl sie unter so günstigen Bedingungen angestellt wurden.

So haben denn die letzten Jahre wesentliche Aufklärungen über die Beschaffenheit der Marsoberfläche gebracht. Von der Entdeckung der Verdoppelung der Marscanäle an zieht sich eine zusammenhängende Reihe der interessantesten Beobachtungen herauf bis auf unsre Tage und immer neue und neue Besonderheiten zeigen sich dem Auge der Forscher. Immer mehr und mehr wird der Barnard'schen Ansicht, die wir oben zu besprechen Gelegenheit hatten, der Boden entzogen. Alle Beobachtungen zielen darauf ab, die ältere Ansicht, der auch jetzt noch die meisten Beobachter beipflichten, zu festigen. So scheint es denn, als wäre Mars denn doch nicht so verschieden von der Erde in seinen meteorologischen Verhältnissen, als man manchmal annehmen zu müssen glaubte. Jene auffallenden Farbenerscheinungen, die in Pickering, Lowell und anderen ihre Beobachter fanden, wollen nur zu deutlich zeigen, daß Mars weder noch in der jugendlichen Kraft der areologischen Umwälzungen stehe, noch auch vollständig erstorben sei. Sie wollen nur zu deutlich sagen, daß wir auch jetzt noch keine todte, öde Fläche, wie etwa die des Mondes ist, auf ihm zu suchen haben. „Bleich im Winter", wie Lowell sagt, „erwacht die Farbe zur Frühlingszeit, vertieft sich im Sommer und ermattet im Herbst." Jedenfalls zeigen die von dem letztgenannten Forscher beobachteten Vorgänge eine so große Analogie mit den Vorgängen der Vegetation auf unsrer Erde, daß wir nur zu sehr versucht sind, uns seinen Ausführungen anzuschließen. Auf jeden Fall wird, wenn man das ganze Beobachtungsmaterial nach Marsjahreszeiten ordnet, noch mehr Licht in die Frage gebracht werden. Und so steht denn zu erwarten, daß wir in nicht allzufern liegender Zeit über die Vorgänge auf unserm Nachbarplaneten, die uns zum Theil jetzt noch räthselhaft erscheinen, wie die Verdoppelung der Canäle, zum Theil aber bereits überraschende Analogien mit den Erscheinungen auf unsrer Erde finden ließen, Aufklärung erhalten werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Wiederholtes Preisausschreiben. „Geist und Wirkung der preußisch-deutschen Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts im Verhältniß zur Entwicklung der beweglichen und unbeweglichen Productionsfactoren." — Die nachstehende Preisaufgabe geht davon aus, daß mit der sogenannten Stein-Hardenberg'schen Periode auf allen Gebieten des öffentlichen und privatwirthschaftlichen Lebens eine neue Zeit angebrochen ist. Es fehlt bis jetzt an einem Werk, welches einheitlich Absicht und Erfolg der sein jener Zeit erlassenen Gesetze oder einschlägigen administrativen Anordnungen (Erlasse rc.) darstellt. Eine solche einheitliche Darstellung erscheint jedoch in hohem Grade wünschenswerth, da zu hoffen ist, daß dieselbe ebensowohl die Entstehungsursachen der wichtigsten schwebenden Wirthschafts- und socialen Fragen enthellen, wie brauchbare Resultate dafür liefern kann, welche Wege die künftige in Betracht kommende Gesetzgebung einschlagen müßte, um nicht nur die weitere Verschärfung der gegenwärtigen Gegensätze zu vermeiden, sondern zu befriedigenderen Zuständen hinüberzuführen. Aus diesem Grunde haben die „Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer", der „Bund der Landwirthe" und die „Wirthschaftliche Vereinigung des Reichstages" die obige Preisaufgabe zu stellen beschlossen. Den Bewerbern wird keinerlei irgend zwingende Vorschrift betreffs des einzuschlagenden Weges und zu erstrebenden Zieles gemacht. Vielmehr soll, wie ausdrücklich betont wird, in dieser Beziehung die vollste Freiheit der wissenschaftlichen Forschung gewahrt sein, da es sich ja eben um die Beantwortung von bis dahin nicht gelösten und in dieser Art selbst kaum aufgeworfenen Fragen handelt.

Im speciellen sei folgendes bemerkt: Es wird zunächst als Einleitung eine knappe Darstellung der öffentlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse und der einschlägigen Gesetzgebung zu Anfang des Jahrhunderts gewünscht. Daran hat sich dann im ersten Theil eine chronologische und eine systematische Uebersicht über die wichtigsten Wirthschafts- und legislatiren Ereignisse (Gesetze, Verordnungen rc.) im Rahmen des Themas anzuschließen. Hiebei ist die sogenannte Stein-Hardenberg'sche Periode, die Gesetzgebung über Eisenbahn-, Gewerbe-, Patent-, Staatsverschuldungs-, Münz- und Währungs-, Zoll-, Steuer- und Handelsvertragswesen zu berücksichtigen, waran sich besonders auch die Bank-, Credit- und Handelsrechts- (im besonderen Genossenschafts-, Actien- und Börsenwesen) und sonstigen großen Rechtscodificationen (Grundbuch-, Subhastationsordnung, Berggesetz, Reichsjustizgesetze, speciell Concursordnung), endlich die Staatsgrundgesetze, die Selbstverwaltungs- sowie neuere socialpolitische (auch Unterstützungswohnsitz-) Gesetzgebung anzuschließen haben würden. Jedoch soll auch in dieser Beziehung durch die vorstehende Aufzählung nur eine Andeutung über die Grundgedanken gegeben, jedoch keinerlei Schranke für die Arbeit selbst gezogen sein. Bei der im zweiten Theile zu führenden Untersuchung selbst dürften naturgemäß in erster Linie diejenigen einschlägigen Materialien zu berücksichtigen sein, welche in obigem Rahmen sich unter Gesichtsbeziehung der Wirthschaftsentwicklung aus der Gesetzgebung Preußens, bezw. des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches ergeben. Jedoch ist ebensowohl die Berücksichtigung anderen particularen, wie übergreifenden oder vergleichsweise heranzuziehenden internationalen Rechts- und Wirthschaftsstoffes durchaus nicht ausgeschlossen, im Gegentheil sogar in hohem Grade erwünscht. Durchgehendes soll jedoch dargelegt werden, welche Wirkung, wie das Thema besagt, die betreffenden Erzeugnisse, bezw. gesetzgeberischen Maßnahmen auf das Verhältniß des mobilen zum immobilen Capital und beider Productionsfactoren zu einander gehabt haben und ob überhaupt, weßhalb und inwieweit etwa die Anschauung begründet ist, daß ersteres auf die nachgewiesene Weise ein Uebergewicht erhalten hätte, bezw. auf Kosten des letzteren besonders gefördert worden sei. In einem dritten Schluß-Abschnitt würden dann die gefundenen Ergebnisse rückblickend kritisch, d. h. im Sinne der künftigen Gesetzgebung positiv, eventuell mit Vorschlägen (Thesen), die in den allgemeinen Grundzügen fixirt sind, zur Darstellung zu bringen sein.

Für die Preisvertheilung sind bisher zur Verfügung gestellt worden: 1. seitens der „Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer" 1000 M., 2. des „Bundes der Landwirthe" 1000 M., der Reichstagsabgeordneten 3. Grafen v. Arnim-Muskau 500 M., 4. Grafen v. Douglas-Gontelsheim 500 M., 5. Frhrn. v. Heyl zu Herrnsheim-Worms 300 M., 6. Erbprinzen von Hohenlohe-Oehringen-Slawentzitz 500 M., 7. Grafen v. Inn- und Knyphausen-Lützburg 300 M., i. S. 4100 M. Für den Fall, daß eine die Preisaufgabe hervorragend lösende Bewerbungsschrift eingeht, sollen die Gesammtpreise bis auf 5000 M. erhöht werden.

Für die Bewerbung, bezw. Preiszutheilung sind folgende Grundsätze aufgestellt: 1. Die Prüfung der Arbeiten erfolgt durch ein aus 9 Herren bestehendes Preisrichter-Collegium. Mitglieder desselben sind: Graf v. Arnim-Muskau, Mitglied des Reichstages, Muskau; Eichenbach, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin; Ernst, Regierungsrath, Berlin; Dr. Friedberg, Prof. der Staatswissenschaften, Mitglied des Reichstages und der Hauses der Abgeordneten, Halle (Saale); Dr. O. Gierke, Geh. Justizrath und Prof. an der Universität, Berlin; Frhr. v. Manteuffel-Crossen, I. Vice-Präsident des Herrenhauses und Mitglied des Reichstages, Crossen; Dr. G. Rarsche, Gerichts-Assessor a. D. und Rittergutsbesitzer, Görsdorf; Graf v. Schwerin-Löwitz, Mitglied des Reichstages, Löwitz (Pommern); Dr. Adolf Wagner, Rector und nro. Prof. an der Universität und Geh. Regierungsrath, Berlin. Im Fall der Behinderung eines oder mehrerer Mitglieder hat das Preisrichter-Collegium ein Cooptationsrecht. 2. Die zur Verfügung stehende Summe wird unter zwei oder auch drei Arbeiten nach einem von dem Preisrichter-Collegium zu bestimmenden Maßstabe vertheilt werden. Der erste Preis beträgt keinesfalls unter 3000 Mark, der letzte keinesfalls unter 500 Mark. 3. Es wird ausdrücklich für zulässig erklärt, daß zwei Autoren das Thema gemeinschaftlich bearbeiten, in welchem Fall der zuerkannte Preis denselben zu gleichen Theilen zugesandt wird. 4. Sollte keine Arbeit als eines Preises würdig erachtet werden können, so behält sich das Preisrichtercollegium vor, einem oder mehreren Bewerbern trotzdem eine Entschädigung von mindestens 500 Mark zu gewähren. 5. Das geistige Eigenthum der preisgekrönten Arbeit oder Arbeiten und die buchhändlerische oder sonstige Verwerthung desselben verbleibt völlig dem Verfasser. Jedoch

Digitized by Google

heben die preisausschreibenden Vereinigungen eventuell ein Vorkaufsrecht on dem oder den Werken. Das oder die durch Preise ausgezeichneten Manuscripte selbst werden auf Wunsch der Vereinigungen Eigenthum derselben. 6. Die Manuscripte, deren leichte Lesbarkeit durchaus Vorbedingung für den Wettbewerb ist, sind bis zum 1. Juli 1897 an das Bureau der Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer (Rendant Stephan), Berlin S.W. 47, Hagelbergerstraße 18, einzuschreiben einzusenden, und zwar unter einem Motto und mit einem dasselbe Motto tragenden, die genaue Adresse des Autors enthaltenden versiegelten Umschlage. 7. Die Arbeiten sollen einen Umfang bis höchstens 25 Druckbogen Groß-Octav-Format haben; die Darstellung soll möglichst knapp sein und thunlichst die Anregung zu weiteren Forschungen auf demselben Gebiete enthalten. Es bleibt dem Preisrichtercollegium vorbehalten, der oder den mit Preisen ausgezeichneten Schriften eine eigene, von ihm zu unterzeichnende und zu vertretende Erklärung über seine eigene Stellung zu dem Thema hinzuzufügen, welche jedoch keinerlei Kritik der ausgezeichneten Arbeit oder Arbeiten enthalten soll. Diese Erklärung ist auf Wunsch der Vereinigungen mit abzudrucken und soll den Umfang von 1—2 Druckbogen nicht überschreiten. Es ist ferner Bedingung, daß die preisgekrönte Arbeit (oder Arbeiten) auf Wunsch der Vereinigungen spätestens binnen sechs Monaten nach der Preiszuertheilung im Buchhandel erscheine, und zwar mit einer auf dem Titelblatt zu verzeichnenden Mittheilung über die bei der Bewerbung ihr zugefallene Auszeichnung. 8. Die Entscheidung erfolgt spätestens am 1. November 1897, worauf den nicht mit Preisen ausgezeichneten Bewerbern die Manuscripte, dem oder den Siegern aber weitere Nachrichten zugehen werden.

Berlin, 17. Dec. 1895. Der Vorstand der „Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer". Frhr. v. Manteuffel-Crossen. Graf v. Mirbach-Sorquitten. Dr. v. Frege-Welzien-Abtnaundorf. — Der Vorstand des „Bundes der Landwirthe". v. Ploetz-Döllingen. Dr. Roesicke. Dr. Suchsland. — Der Vorstand der „Wirthschaftlichen Vereinigung des Reichstags". v. Ploetz-Döllingen. v. Kardorff-Wabnitz. Prof. Dr. Enneccerus-Marburg.

H. Z. München. Geographische Gesellschaft. In der allgemeinen Versammlung vom 9. Jan. trug Prof. Dr. Friedrich Hirth über seinen Aufenthalt in der chinesischen Provinz Szechuen vor. Der Vortragende, den Sinologen längst bekannt durch seine unmittelbare Kenntniß des Landes aus langjährigem Augenschein und einer Reihe philologischer und culturhistorischer Untersuchungen, von denen wir nur sein Hauptwerk China and the Roman Orient, 1885, und Chinesische Studien, 1890, anführen wollen, sprach sich über seine mehr als zwanzigjährigen Erlebnisse in China überhaupt und insonderheit über sein Leben als Zolldirector an der tibetanischen Grenze etwa folgendermaßen aus:

Was die Bevölkerung jener westlichen Provinz betrifft, so sieht der Redner sie den Chinesen des Ostens entschieden vor. „Zwar haben sich die Bewohner von Szechuen neuerdings keineswegs als fremdenfreundlich erwiesen, doch gleichen sie darin nur ihren Landsleuten im Osten. Aufstände gegen die Regierung, gegen die Fremden im allgemeinen und gegen die fremden Missionare im besonderen brechen bald hier bald dort aus. Ich möchte dafür nicht allein die Bevölkerung zur Verantwortung ziehen, die in den meisten Fällen als Opfer der Verführung zu betrachten ist. Ich glaube gerade an dem eingeborenen Publicum von Chungking, wo ich zwei Jahre lang domicilliet war, bemerkt zu haben, daß es sich ebenso leicht gegen die Fremden aufhetzen, wie es sich leicht zu ihren Gunsten beschwichtigen läßt, wenn es den führenden Geistern gefällt, ihren Einfluß in der einen oder der andern Richtung geltend zu machen. Li-Shu-chang, dessen Portrait ich aufgenommen habe, war fünf Jahre lang Gesandtschaftssecretär in London, Paris und Berlin und vor seiner Beförderung zum Chef der Regierung in Ost-Szechuen chinesischer Gesandter in Japan gewesen. Er war daher in fremden Angelegenheiten wohl bewandert und verkehrte mit mir und dem englischen Consul in denkbar freundschaftlichster Weise. Die Folge davon war, daß auch die unter ihm dienenden Mandarinen sich seinem Beispiel anschlossen und daß in erstaunlich kurzer Zeit auch die Bevölkerung, die noch vor kurzem jeden Europäer mit Schimpfworten wie „fremder Teufel" (yang-kwei-tze) und „fremder Hund" (yang-kou-erh) zu empfangen pflegte, uns geradezu freundlich entgegenkam. Man konnte unbehelligt in jeden Laden treten, dessen Inhaber sich geschmeichelt fühlten, wenn der fremde Mandarin (yang-kwan) sich mit ihm unterhielt. Man wurde aufgefordert, sich zu setzen, und mit Thee traetirt. Unter der Stadtbevölkerung von Chungking, die etwa 140,000 Köpfe zählen mag, beanspruchten ganz besonderes Interesse die Mitglieder der mohammedanischen Gemeinde. Das Vorhandensein einer solchen Gemeinde ist für den Europäer, den das Schicksal zum Bewohner einer chinesischen Stadt gemacht hat, von der größten Wichtigkeit. Denn nur, wo es Mohammedaner gibt, werden Rinder und Schafe (so nennt man in Chungking euphemistisch die „das Hammelfleisch" liefernden Ziegen) geschlachtet. In Schang z. B., dessen Bevölkerung nur buddhistisch oder taoistisch war, mußten wir im Winter unseren Bedarf an Rind- und Hammelfleisch aus Hankow beziehen, im Sommer aber uns mit einem Menu von Hühner-Suppe, Hühner-Cotelette, Hühner-Braten, Fricassee und Curry begnügen, da das bei den Chinesen sehr beliebte Schweine- und Entenfleisch wegen der überall auf den Straßen zu beobachtenden schmutzigen Lebensweise dieser Thiere von der Tafel des Europäers verbannt ist. Dies ist vermuthlich nur ein Vorurtheil unsrerseits; aber da wir daran nichts ändern mögen, sind wir umsomehr auf die Freundschaft der Mohammedaner angewiesen.

Ich bin nicht in der Lage, statistische Angaben über die Verbreitung der Mohammedaner in Chungking, sowie in China im allgemeinen mitzutheilen, doch möchte ich annehmen, daß sie in Chungking nach Tausenden, in ganz China noch Millionen zählen. Die Wanderungen dieser meist vor Jahrhunderten entstandenen Gemeinden gehören zu den interessantesten Problemen der Sinologie. Der jetzige Bestand der in China ansässigen Bevölkerung stammt vermuthlich von Urväter ab, die auf doppeltem Wege aus Westasien nach China gelangt sein können, nämlich zur See und über Land durch Centralasien. Ueber die erste Verbreitung des Islam in den Küstenprovinzen bin ich im Stande, auf eine Legende zu verweisen, die sich in einer alten Chronik der Provinz Fukian, dem Min-schu, findet. Danach lebte im Anfang des 7. Jahrhunderts im fernen Westen ein Mann von großer Tugend, der in der Sonne stehen konnte, ohne heiß zu werden, im Regen nicht naß wurde, durchs Feuer ging, ohne zu verbrennen, und im Wasser liegen konnte, ohne zu ertrinken. Er lehrte das Gute lieben und das Böse hassen, warb Jünger und sammelte Reichthum, womit er Armeen ausrüstete und die Länder des Westens eroberte. Sein Name war Mo-hao-tsü (dies ist die chinesische Transcription des Namens Mohammed), und er ist der Gründer der in China Hui-hui genannten Secte. Hui-hui heißen seit der Mongolenzeit die Mohammedaner im Chinesischen, und zwar nicht nur die chinesischen, sondern auch die arabischen im Westen. Noch zu Mohammeds Lebzeiten kamen vier weise Männer in seinem Namen nach China als Missionare seiner Lehre. Von diesen lehrte der eine in Canton, der zweite in Yang-chow, der dritte und vierte in Ch'üan-chow, dem Zaitun des Marco Polo. Das Grab der beiden letzteren war angeblich noch vor wenigen Jahrhunderten in der Nähe jener Stadt zu sehen, wo bei Nacht von einem Glorienschein umgeben und war dem Volke als das „heilige Grab" bekannt. Es handelt sich wahrscheinlich nur um eine Legende, wie sie seit Jahrhunderten im Volke lebt; aber nach allem, was wir über den ältesten Seeverkehr der Chinesen wissen, deutet dieser Bericht doch auf frühe Verbreitung des Islam gerade in Canton, Ch'üan-chow und Yang-chow hin. Die Araber und Perser beherrschten bekanntlich vor der Ankunft der Portugiesen im Indischen Ocean noch der Entdeckung des Seewegs nach Indien durch Vasco de Gama im Jahre 1497 den gesammten ostasiatischen Seehandel. Zahlreiche alte chinesische Aufzeichnungen weisen auf diese Beziehungen wichtiges Licht, so daß über die Ansiedelung mohammedanischer Colonisten in Plätzen wie Canton und den Häfen von Fukian kein Zweifel bestehen kann. Syrische Händler waren vermuthlich schon im Alterthum die hauptsächlichsten Vermittler des Handels zwischen China und den römischen Gebieten gewesen; ebenso waren es arabische und persische Schiffe, die sich im Anfang des 8. Jahrhunderts in den Dienst des chinesischen Fremdenhandels in Canton stellten. Dafür habe ich im Fong-kuo-shih-yo, einem nicht allzu lange nach jener Zeit veröffentlichten Geschichtswerk, eine Belegstelle gefunden, woraus hervorgeht, daß damals der fremde Handel unter einem besonderen Beamten betrieben wurde, und zwar in fremden Schiffen und mit fremden Capitänen. Der chinesische Beamte hatte nicht nur die auf den Einfuhr- und Ausfuhrgütern lastenden Zölle, sondern auch die Schiffsfrachten zu erheben. Als Reiseziel wird unter anderem die Insel Ceylon genannt. Die Schiffe waren mit Brieftauben ausgerüstet, und da ich einem andern Werk des 8. Jahrhunderts, dem Iwan-tsai-tsu, die Thatsache entnehmen konnte, daß Brieftauben

Digitized by Google

auf persischen Schiffen zur Mittheilung wichtiger Nachrichten gehalten wurden, so vermuthe ich, daß es persische Schiffe mit ihren Führern waren, die den so beschriebenen Handel vermittelten. Der chinesische Autor fügt seinen Mittheilungen als Merkwürdigkeit hinzu, jene Schiffer, vermuthlich Perser, behaupten, daß innerhalb zehn Tagen der Untergang des Schiffes bevorstehe, sobald die Ratten dasselbe verlassen. Durch diese Stelle wird das über tausendjährige Alter dieses auch bei unsern Seeleuten unausrottbaren Aberglaubens, und zwar bei den Perlern in China bezeugt. Es wäre der Mühe werth, festzustellen, ob dieses Stückchen Folklore nicht noch älteren Ursprungs und etwa den Schiffern des Mittelländischen Meeres im Alterthum bekannt gewesen ist. Seit jener Zeit der frühesten Periode, in der sich mohammedanische Beziehungen in der Gegend von Canton nachweisen lassen, hat ununterbrochener Verkehr zwischen dem Gebiet des Islam und China stattgefunden. Es wurde nach Canton noch eine Reihe anderer Häfen dem fremden Verkehr geöffnet, wo sich persische, arabische und indische Händler niederließen. Ja Canton selbst ist heute noch ein uralter Thurm als Theil der aus dem frühen Mittelalter stammenden mohammedanischen Moschee vorhanden. Durch diesen arabischen Seeverkehr sind wahrscheinlich zahlreiche Gemeinden entstanden. So läßt sich jedoch das Vorhandensein von Bekennern des Islam an einem Platze wie Chunking nicht erklären. Hier, wie im ganzen Nordwesten China's, muß die Einwanderung über Land durch Centralasien stattgefunden haben, und zwar nicht mit einem mal, sondern allmählich im Laufe der Jahrhunderte. Sehr erleichtert wurden solche Wanderungen im Jahrhundert der Mongolenherrschaft in China (13. u. 14. Jahrh.), das ja Herrscher aus derselben Familie zugleich auf den Thronen von Bagdad und Peking sah. Mit dem Reiche Dschingiskhans entstand, so dürfen wir sagen, eine Zeit der Freizügigkeit für die Völker West- und Ostasiens. Wie die Ilkhanischen Herrscher mongolische Beamte mit der Verwaltung wichtiger Aemter im Westen betrauten, so wurden zahlreiche Araber und Perser in den chinesischen Dienst herübergenommen. Schon lange vor dieser Zeit dürfte der Islam über Somarkand durch das Tarim-Becken der Nordostgrenze näher gerückt sein; sicher ist, daß zur Zeit Marco Polo's Mohammedaner schon da saßen, wo wir sie heute finden, nämlich im Nordwesten China's in der heutigen Provinz Kan-su, wo ja eben erst der Aufstand der mohammedanischen Bevölkerung der Dunganen gedämpft worden ist, und in Yünnan, den Hauptherden ihrer Verbreitung. Schon über die tangutischen Mohammedaner sagt Marco Polo, daß sie sich mit den Götzendienern des Landes Tenduc vermischen, um eine Race zu erzeugen, für die sich im Texte des Polo der schwer zu erklärende Name Argon findet. Von den Angehörigen dieser Mischrace sagt der venetianische Reisende, daß sie hübscher wär, als die übrigen Eingeborenen des Landes, daß sie wegen ihrer größeren Intelligenz auch mehr Einfluß besitzen und daß sie vorzügliche Kaufleute sind.

Ich stehe nicht an, die mohammedanischen Chinesen von Chungking mit jener schon vor 600 Jahren im Nordwesten China's vorhandenen Mischrace in Zusammenhang zu bringen. Wer die Schwierigkeiten der Schiffahrt gegen den Strom über die Stromschnellen des oberen Yangtse-kiang kennt, wird zugeben müssen, daß die Natur dort eine Wanderung nach Westen nicht begünstigt. Meine Bemühungen, von den Leuten selbst zu erfahren, wo denn eigentlich ihre Vorfahren gesessen haben, waren leider ohne praktisches Resultat geblieben. Auf dem mohammedanischen Kirchhof, der auf einem malerisch am Ufer des Ya-ling-Stromes gelegenen Hügel angelegt ist und den ich mit meiner Camera des öfteren besuchte, lernte ich in dem Kirchhofwächter eine Persönlichkeit kennen, die wohl als echter Typus eines westchinesischen Mohammedaners gelten kann. Ich hatte mich an ihn mit der Frage gewendet, wie wohl die zahlreichen arabischen Inschriften auf den Gräbern des ihm unterstellten Kirchhofs entstanden seien. Der schon in seinem Aeußern imposante Halbchinese zögerte nicht, mir durch seine Kenntniß des Arabischen, die er leider vor mir voraus hatte, noch mehr zu imponiren. Er las jede Inschrift mit der größten Geläufigkeit, wobei er das R, das ja dem Chinesen von Haus aus am Anfang einer Silbe und zwischen zwei Vocalen ebenso schwer wird, wie dem Japaner das L, mit sichtlichem Stolz auf diese Fertigkeit schnell mortirte. Aus der Uebersetzung, die er mir für jede der arabischen Inschriften gab, schloß ich, daß es sich um kurze Sprüche aus dem Koran handelte. Um das für beide Theile fesselnde Gespräch fortzusetzen, wurde ich aufgefordert, einzutreten, und versuchte nun bei einer Tasse Thee und einem Teller des reichsten Marzipan an Süßigkeit schlagenden Theegebäcks etwas über die Classe von Menschen zu erfahren, denen Metzger und Milchmann meines Haushalts angehörten. Ich warte der Mutter des gelehrten Kirchhofwächters vorgestellt, einer Dame von energischem, etwas jüdischem Gesichtsausdruck, mit Namen Fa-ti-ma. Hieß nicht in die Lieblingstochter des Propheten? sinnte ich. „Gewiß, und eben noch ihr ist unsre Mutter zu genannt worden.“ Auch bei den übrigen Mohammedanern sind arabische Personennamen nicht selten. (Schluß folgt.)

* **Berlin.** Emil du Bois-Reymond darf im Januar ein seltenes Fest begehen: das 50jährige Jubiläum seiner Wirksamkeit als Lehrer an der Berliner Universität. Max Koner hat augenblicklich ein Bild auf der Staffelei, das du Bois-Reymond bei der Vorlesung darstellt. Der Gelehrte stützt in vorgebeugter Haltung beide Hände auf den Vorlesungstisch und blickt ganz en face den Beschauer an, seine Züge athmen die ganze Lebhaftigkeit, in welcher der berühmte akademische Redner zu sprechen pflegt. — Professor Heinrich Kiepert hat für das bevorstehende Sommersemester Urlaub genommen, den er wohl, wie gewöhnlich, zu Studienreisen benutzen wird.

* **Bremen.** Am 15. Januar wurde unter zahlreicher Betheiligung der städtischen Behörden das Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde eröffnet.

* **Wien.** Am 2. Februar 1896 werden es 40 Jahr, daß der Nervenarzt Prof. Dr. Moriz Benedikt in seine schriftstellerische Laufbahn eingetreten ist. Aus diesem Anlasse beabsichtigt ein aus 88 Personen, meist Professoren und Akademikern verschiedener Länder, bestehendes Comité in Gemeinschaft mit Freunden, Verehrern und Schülern dem auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten rastlos thätigen Gelehrten seine Sympathie und Verehrung kundzugeben. Es hat deßhalb beschlossen, eine Bronzeplaquette mit dem Reliefbildniß des Gefeierten als dauerndes Andenken anfertigen zu lassen. Zuschriften und Sendungen bittet man an den Secretär des Comités, Dr. Heinrich Weiß, IX., Liechtensteinstraße 2, zu richten. Der Subscriptionsbetrag für eine Plaquette beträgt 5 fl. ö. W. = 10 Frcs.

△ **Linz,** 15. Jan. Die zur Gründung einer katholischen Universität in Salzburg gesammelten Gelder haben nun den Betrag von 327,000 fl. erreicht. Da das zu der beabsichtigten Gründung erforderliche Capital nicht viel höher angeschlagen worden ist, dürfte wohl bald zur Ausführung des Plans geschritten werden.

* **Bern.** Die Regierung bestätigte Dr. Gretener auf eine neue Amtsdauer als ordentlichen Professor für Strafrecht und Strafproceß an der Universität.

* **Paris.** Die Wittwe des verstorbenen Verlegers Colman Levy hat die ganze Bibliothek Ernest Renans angekauft, um sie dem französischen Staate zum Geschenk zu machen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 15. bis 16. Januar folgende Schriften eingegangen:

Our English Friends; deutsche Antwort auf englische Unverschämtheiten. Leipzig, B. Elischer Nachf. 1895. — Die Reformirung des Deutschen Reichs; zur Jubelfeier der Kaiserproclamation ꝛc. von einem Süddeutschen. 1. Th. Mainz, Neueste Nachrichten 1896. — Georg Kleinfeller: Die Literatur des deutschen Proceßrechts 1884—1894. Leipzig, J. C. Hinrichs 1896. — Dr. G. Riehm: Christenthum und Naturwissenschaft; apologetischer Vortrag. Ebd. — Militärisches; (Monatsschrift) begründet durch v. Prollius. Heft I. Januar 1896. Leipzig, Brückner u. Niemann. — Dr. phil. Otto Liermann: Graf Albrecht v. Roon, Kriegsminister u. Feldmarschall; Bild seines Lebens und Wirkens. Leipzig u. Frankfurt, Keffelring. — Wilhelm Haape: Ludwig und Friederike Aubert, eine Baden-Badener Erinnerung; nach einem Vortrag. Karlsruhe, G. Braun 1896. — Fritz Friedmann: Der Hemmschuh; Roman. Breslau, S. Schottländer 1896. — Ernst Eckstein: Der chaldäische Zauberer; Abenteuer aus dem Rom des Kaisers Diocletian. (E. M. Köhlers Novellenbibliothek Nr. 1.) Gera, E. M. Köhler. — Dr. H. u. Rathusius-Reinstedt: Ein Leibhusar im Kriege 1870/71; Erinnerungen. Braunschweig, Otto Salle 1896. — C. W. Alters u. Hans Kraemer: Unser Bismarck. 2. Aufl. Lfg. 1. Stuttgart ꝛc., Union. — *Henri Deaubourg:* L'Alsace-Lorraine et Madagascar. Paris, L. Baudoin 1896. — M. Reinhold: Wo bleibt der Schutz des Publicums bei dem Depotgesetze? Berlin, Emil Apolant 1896. — Dr. Kuno Frantenstein: Vierteljahrsschrift für Staats- und Volkswirthschaft, für Literatur u. Geschichte der Staatswissenschaften aller Länder, IV. Bd. 4. Heft. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Samstag, 18. Januar. Nummer 14.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Landfrage in den deutschen Schutzgebieten. II. Von Karl v. Stengel. — Neues aus der Elsaß-Literatur. Von T. Kellen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Landfrage in den deutschen Schutzgebieten.

Von Karl v. Stengel.

II.

Als das Deutsche Reich vor mehr als zehn Jahren die ersten Colonien erwarb, mußte die Reichsregierung vor allem auch zu der Frage Stellung nehmen, wie das in den deutschen Colonien befindliche privatrechtlich herrenlose Land zu behandeln sei; sie that dies in der Weise, daß sie sich für befugt erachtete, über dasselbe nach ihrem Ermessen zu verfügen. Diesem Standpunkte entsprach es, daß durch den kaiserlichen Schutzbrief vom 17. Mai 1885 der Neu-Guinea-Compagnie das ausschließliche Recht eingeräumt wurde, in ihrem Gebiete herrenloses Land in Besitz zu nehmen und darüber zu verfügen und Verträge mit Eingeborenen über Land und Grundberechtigungen abzuschließen. Die Verleihung dieses Rechts war nothwendig, um zu verhindern, daß durch Abenteurer und Landspeculanten die besten Theile des Schutzgebiets zum Schaden der wirthschaftlichen Entwicklung der Colonie vorweg in Besitz genommen würden. Um die Geltendmachung des der Neu-Guinea-Compagnie eingeräumten Rechts in jeder Beziehung zu sichern, erließ der kaiserliche Commissar im deutschen Schutzgebiete der Südsee auf Befehl des Reichskanzlers am 22. Mai 1885 eine Bekanntmachung des Inhalts, daß neue Landerwerbungen im Kaiser Wilhelms-Land und im Bismarck-Archipel ohne Genehmigung der deutschen Behörde in Zukunft ungültig sind und nur ältere (vor dem 21. Mai 1885) wohlerworbene Rechte werden geschützt werden. Als Ende des Jahres 1886 die Salomons-Inseln, die durch kaiserlichen Schutzbrief vom 13. Dec. 1886 mit dem Gebiete der Neu-Guinea-Compagnie vereinigt worden sind, unter deutschen Schutz gestellt wurden, hat der Commandant S. M. Schiff „Adler“ durch Proclamation vom 28. Oct. 1886 ebenfalls verboten, neue Landerwerbungen von den Eingeborenen zu machen.

Am 20. Juli 1887 erging sodann eine kaiserliche Verordnung, betreffend den Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung der Grundstücke im Gebiete der Neu-Guinea-Compagnie. Nach dieser Verordnung regelt sich der Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung grundsätzlich nach den Vorschriften des preußischen Rechts, insbesondere des Gesetzes über den Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung der Grundstücke, Bergwerke und selbständigen Gerechtigkeiten vom 5. Sept. 1872. Keine Anwendung finden jedoch diese Vorschriften auf den Erwerb von herrenlosem Lande und auf die Grundstücke der Eingeborenen. Vielmehr sind nach § 5 der Verordnung die Grundsätze, nach welchen bei dem der Neu-Guinea-Compagnie ausschließlich vorbehaltenen Erwerb von Grundstücken durch Verträge mit Eingeborenen oder durch Besitzergreifung von herrenlosem Lande zu verfahren ist, von der Neu-Guinea-Compagnie mit Genehmigung des Reichskanzlers festzustellen.

Diese Feststellung ist erfolgt durch die Anweisung vom 10. Aug. 1887. Inhaltlich dieser Anweisung hat der Besitznahme herrenlosen Landes eine sorgfältige Untersuchung vorauszugehen, ob das Land, von welchem Besitz ergriffen werden soll, von Eingeborenen angebaut oder sonst benützt oder mit üblichen Bezeichnungen als einem Einzelnen oder einer Gemeinschaft gehörig versehen ist und ob es in Folge dessen von bestimmten Personen als Eigenthum in Anspruch genommen wird. Grundstücke, auf welche von Eingeborenen Eigenthums- oder sonstige Ansprüche erhoben werden, sind vorläufig von der Besitznahme auszuschließen. Im entgegengesetzten Falle erfolgt die Besitzergreifung durch Anbringung von Grenzpfählen, Steinen, Einhegungen und anderen Zeichen, aus welchen erkennbar wird, daß und in welchem Umfange das Grundstück für die Neu-Guinea-Compagnie in Besitz genommen worden ist.

Soll dagegen Land erworben werden, welches sich im Besitze von Eingeborenen befindet, oder auf welches Einzelne derselben oder Gemeinschaften als ihnen gehörig Anspruch machen, und sind der oder die Besitzer bereit, dasselbe zu überlassen, so ist die Uebertragung durch einen schriftlichen Vertrag zu beurkunden, welchem die Uebergabe des erworbenen Grundstücks möglichst bald nach der Verständigung über den Inhalt des Vertrags nachzufolgen hat, wie auch die Zahlung des Kaufpreises in Geld oder Waaren in der Regel unmittelbar nach der Uebergabe stattfindet.

Schließlich sind noch die am 15. Febr. 1888 von der Direction der Compagnie bekannt gegebenen „Allgemeinen Bedingungen für die Ueberlassung von Grundstücken an Ansiedler im Schutzgebiete der Neu-Guinea-Compagnie“ zu erwähnen. Nach dieser Bekanntmachung zerfallen die zu überlassenden Grundstücke 1. in städtische, d. h. Grundstücke im Bereiche von Flächen, welche zur Bildung einer städtischen Ortschaft bestimmt und dafür abgegrenzt sind; 2. in ländliche, welche außerhalb eines solchen Bereichs liegen. Die Grundstücke werden überlassen a) zum Eigenthum durch unmittelbaren Kauf; städtische Grundstücke werden in der Regel nur in dieser Weise abgegeben; b) in Zeitpacht auf fünf Jahre mit der Berechtigung für den Pächter, das ausgewählte Grundstück jederzeit vor Ablauf der Pachtzeit gegen einen im voraus bestimmten Preis zu übernehmen; c) in Zeitpacht ohne Berechtigung zum Ankauf.

In ähnlicher Weise, wie die Rechtsverhältnisse am Grund und Boden im Gebiete der Neu-Guinea-Compagnie geregelt worden sind, ist die Regelung auch im Schutzgebiet der Marschall-Inseln erfolgt. Nachdem schon gelegentlich der Besitzergreifung im October 1885 durch Proclamation des Commandanten S. M. Kreuzer „Nautilus“ verboten worden war, Grundbesitz von den Eingeborenen zu erwerben, wurde am 8. Januar 1887 eine Verordnung des kaiserlichen Commissars erlassen, welche verbot, von den Eingeborenen des Schutzgebiets Grundeigenthum zu erwerben, un-

dem gleichzeitig bestimmt wurde, daß diesem Verbote zuwider geschlossene Verträge nicht werden anerkannt werden.

In Erweiterung der Verordnung vom 8. Jan. 1887, welche die fremden Grundeigenthümer auch noch aufgefordert hatte, ihre etwaigen Ansprüche behufs Prüfung bis zum 1. Juli 1887 beim kaiserlichen Commissar anzumelden, verbot eine Verordnung vom 28. Juni 1888 neuerdings den Abschluß von Verträgen mit Eingeborenen über den Erwerb von Eigenthum oder dinglichen Rechten an Grundstücken oder die Benutzung derselben und bedrohte die Zuwiderhandlung mit Haft oder Geldstrafe bis zu 5000 M.

Am 21. Jan. 1888 war inzwischen vom Auswärtigen Amte des Deutschen Reichs mit der Jaluit-Gesellschaft in Hamburg ein Vertrag betreffend die Verwaltung des Schutzgebiets der Marschall-Inseln abgeschlossen worden, nach welchem sich die Jaluit-Gesellschaft verpflichtete, für die Kosten der durch das Reich zu führenden Verwaltung aufzukommen, dagegen in § 1 des Vertrags verschiedene ausschließliche Befugnisse und Privilegien verliehen erhielt, namentlich das Recht, herrenloses Land in Besitz zu nehmen. Unter Bezugnahme auf diese vertragsmäßige Bestimmung erließ der kaiserliche Commissar am 21. Juni 1888 eine Verordnung, welche bestimmte, daß anderen Personen als der Jaluit-Gesellschaft in Hamburg die Besitzergreifung von herrenlosem Lande verboten ist.

Durch die kaiserliche Verordnung, betreffend den Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung der Grundstücke im Schutzgebiete der Marschall-Inseln, wurde ferner in gleicher Weise wie für das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Compagnie bestimmt, daß sich der Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung der Grundstücke nach den Vorschriften des preußischen Rechts richten, daß diese Vorschriften aber auf den Erwerb von herrenlosem Lande, sowie auf die Grundstücke der Eingeborenen keine Anwendung finden.

Für die Besitzergreifung von herrenlosem Lande oder die aus Verträgen mit Eingeborenen wegen Erwerbung oder dinglicher Belastung von Grundstücken abzuleitenden Rechte hat der § 5 der Verordnung vom 22. Juni 1889 die in den Verordnungen des kaiserlichen Commissars vom 8. Jan. 1887 und 28. Februar 1888 enthaltenen oder später vom Reichskanzler oder mit dessen Genehmigung vom kaiserlichen Commissar zu erlassenden Bestimmungen als maßgebend erklärt. Solche Bestimmungen sind bisher nicht erlassen worden, weil sich vorerst ein Bedürfniß dazu nicht herausgestellt hat.

Was Kamerun und Togo anlangt, so hat die kaiserliche Verordnung vom 2. Juli 1888, betreffend die Rechtsverhältnisse in Kamerun und Togo, bestimmt, daß sich der Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung der Grundstücke principiell ebenfalls nach den Vorschriften des preußischen Rechts, insbesondere des Gesetzes vom 5. Mai 1872, richten, daß aber diese Bestimmungen auf die Grundstücke der Eingeborenen keine Anwendung finden, vielmehr die Voraussetzungen für den Erwerb von Grundstücken durch Verträge mit Eingeborenen oder durch Besitzergreifung von herrenlosem Lande mit Genehmigung des Reichskanzlers vom Gouverneur von Kamerun festgestellt werden. Diese Feststellung ist bisher nicht erfolgt. Dagegen hatte der Gouverneur von Kamerun bereits durch Verordnung vom 27. März 1888 vorgeschrieben, daß Verträge, durch welche das Eigenthum an Grundstücken erworben werden soll, die bisher im Eigenthum oder Besitz von Eingeborenen sich befanden, vom 1. April 1888 ab der Genehmigung des Gouverneurs bedürfen. Die Ertheilung der Genehmigung kann an Bedingungen geknüpft werden, deren Nichterfüllung innerhalb der dafür festgesetzten Zeit den Verlust des Eigenthums für den Erwerber und seine Rechtsnachfolger zu gunsten der Regierung des Schutzgebiets zur Folge hat.

Durch eine Verordnung des kaiserlichen Commissars für Togo war ferner bestimmt worden, daß Landerwerbungen innerhalb des Togo-Gebiets, sofern die erworbene Fläche 10 Hektar übersteigt und bisher im Besitze von Eingeborenen war, der Genehmigung des kaiserlichen Commissars bedürfen.

In Südwest-Afrika ist die Regelung der Rechtsverhältnisse an unbeweglichen Sachen noch nicht erfolgt. Dagegen war bereits durch Verfügung des Commissars vom 1. Oct. 1888 die Gültigkeit von Verträgen mit Eingeborenen über den Erwerb von Grundeigenthum von der Genehmigung des Commissars abhängig gemacht worden. Ebenso hat eine spätere Verfügung des Commissars vom 1. Mai 1892 die Gültigkeit von Pachtverträgen mit Eingeborenen über Grundeigenthum an die Genehmigung des Commissars geknüpft. Im Anschlusse daran erging am 2. April 1893 eine kaiserliche Verordnung, inhaltlich deren zur Feststellung der Ansprüche aus Verträgen über den Erwerb von Grundeigenthum, welche vor dem Erlaß der Verfügung vom 1. Oct. 1888, sowie aus Pachtverträgen, welche vor Erlaß der Verfügung vom 1. Mai 1892 rechtsgültig abgeschlossen worden sind, ein öffentliches Aufgebot nach Maßgabe eines in der Verordnung selbst geregelten Verfahrens stattzufinden hat.

Auch hinsichtlich der Erwerbung herrenlosen Landes sind bisher Bestimmungen nicht getroffen worden. In welcher Weise diese Regelung erfolgen soll, ist aber in der amtlichen Denkschrift, betreffend das südwestafrikanische Schutzgebiet, unter besonderer Berücksichtigung des Zeitraums vom 1. Oct. 1892 bis 30. Sept. 1893 angedeutet. Es ist nämlich daselbst dargelegt, daß nur ein geringer Theil des Schutzgebiets von den eingeborenen Stämmen thatsächlich bewohnt und bewirthschaftet wird, daß aber trotzdem dieselben das Verfügungsrecht über ausgedehnte Gebiete für sich in Anspruch nehmen. Die Regierung trägt jedoch mit Recht Bedenken, die Ansprüche, welche auf Grund eines vorübergehenden nomadisirenden Besitzes von den Eingeborenen auf das Eigenthum von Grund und Boden erhoben werden, allgemein anzuerkennen, zumal es fraglich ist, ob der Begriff des Eigenthums bei den Eingeborenen bestanden hat und nicht vielmehr erst durch die Weißen zu ihnen gebracht worden ist. Sie will daher die Eingeborenen, solange sie sich der deutschen Schutzherrschaft gegenüber treu und ergeben verhalten, in ihrem thatsächlichen Besitz erhalten und schützen, gleichzeitig aber, um eine Besiedelung der von ihnen nicht benutzten Ländereien mit Europäern zu ermöglichen und zugleich den fortwährenden Grenzstreitigkeiten unter den Eingeborenen ein Ende zu bereiten, die Grenzen der Stammesgebiete genau festsetzen und diese Strecken den Eingeborenen als sogenannte Reservate zuweisen. Die im Interesse der Eingeborenen erlassene Vorschrift, daß Grund und Boden ohne Genehmigung der Verwaltung von ihnen weder verkauft noch verpachtet werden darf, soll auch fernerhin aufrecht erhalten bleiben. Nach Abgrenzung der Reservate der Eingeborenen wird die Regierung die übrigbleibenden Theile des Schutzgebiets allmählich zu Kronland erklären und darüber zur wirthschaftlichen Hebung des Landes und zur Deckung der Verwaltungskosten des Schutzgebiets in der Weise verfügen, daß sie entweder gewisse Districte gegen entsprechende Gegenleistungen capitalkräftigen Gesellschaften zur Nutzbarmachung überläßt, oder die Verwerthung des Kronlands durch Verkauf oder Verpachtung von Farmen, beziehungsweise von Baustellen an den Hauptsitzen der europäischen Bevölkerung selbst in die Hand nimmt.

Eine Colonialgesellschaft, der das ausschließliche Recht eingeräumt wäre, herrenloses Land in Besitz zu nehmen, besteht in Südwest-Afrika nicht; auch der Deutschen Colonial-

gesellschaft für Südwest-Afrika steht ein solches Recht nicht zu. Wohl aber hat diese Colonialgesellschaft als Rechtsnachfolgerin der Firma F. A. E. Lüderitz in Bremen umfassende Landansprüche im Schutzgebiete, welche die genannte Firma durch Kaufverträge mit dem Häuptling Joseph Frederiks in Bethanien und anderen Häuptlingen im Küstengebiete vom Orange-Fluß nördlich bis zum Kunena-Fluß mit dem anschließenden Landgebiete in ungefährer Breite von 20 geographischen Meilen erworben hat. Endlich ist noch zu erwähnen, daß durch die sogenannte Damaraland-Concession vom 12. Sept. 1892, durch welche der South Westafrican Company Limited in London ausgedehnte Land-, Bergbau- und Eisenbahnberechtigungen im Damara-Lande eingeräumt worden sind, unter anderem auch der genannten Gesellschaft das ausschließliche Recht an dem Grund und Boden von einem Flächeninhalt von 15,000 Quadratkilometer (ca. 237 deutsche Quadratmeilen) unentgeltlich überlassen worden ist, mit der Befugniß, sich dieses Land innerhalb des in der Concession näher bezeichneten Gebiets in einem oder mehreren Stücken binnen drei Jahren auszuwählen, soweit diese Fläche der Regierung zur Verfügung steht oder herrenlos ist.

Für Deutsch-Ostafrika bestimmte die kaiserl. Verordnung vom 24. Juli 1894, daß die Rechtsverhältnisse an Grundstücken sich nach den im Geltungsbereiche des preußischen Allgemeinen Landrechts in Kraft stehenden Vorschriften, insbesondere nach dem Gesetz vom 5. Mai 1872 über den Eigenthumserwerb regeln. In Ansehung von Grundstücken, für welche ein Grundbuchblatt noch nicht angelegt war, fanden diese Bestimmungen jedoch nur Anwendung, wenn das Grundstück im Eigenthum eines Europäers stand oder innerhalb eines Stadtgebiets, dessen Umfang der Gouverneur bestimmt, belegen ist. Ferner ist dem Gouverneur das Recht beigelegt, wenn und insoweit es im öffentlichen Interesse nothwendig ist, den Erwerb von Grundstücken oder von dinglichen Rechten an solchen an besondere Bedingungen oder an eine obrigkeitliche Erlaubniß zu knüpfen, sowie die Voraussetzungen für den Erwerb durch Besitzergreifung von herrenlosem Lande zu bestimmen. Die bezüglich dieses Erwerbs bereits erlassenen Vorschriften wurden zunächst aufrecht erhalten. In Betracht kamen zwei Verordnungen des kaiserl. Gouverneurs vom 1. Sept. 1891 und 27. Febr. 1894, inhaltlich deren die Regierung für allein berechtigt erklärt wurde, innerhalb der durch das deutsch-englische Uebereinkommen vom 1. Juli 1890 festgesetzten deutschen Interessensphäre — mit Ausschluß des früher zum Sultanat Sansibar gehörigen Küstenstreifens und der Landschaften Usagara, Nguru, Usegua und Ukami, sowie der Insel Mafia — herrenloses Land in Besitz zu nehmen, und innerhalb der deutschen Interessensphäre alle Verträge, durch welche Grundstücke in das Eigenthum oder auf eine mehr als 15jährige Dauer in den Besitz eines andern übergehen, der Genehmigung des Gouverneurs unterliegen. Unterm 26. Nov. v. Js. ist nun eine kaiserl. Verordnung über die Schaffung, Besitzergreifung und Veräußerung von Kronland und die Veräußerung von Grundstücken in Deutsch-Ostafrika ergangen. Nach Inhalt dieser Verordnung ist vorbehaltlich der Eigenthumsansprüche oder sonstigen dinglichen Ansprüche, welche Private oder juristische Personen, Häuptlinge oder unter den Eingeborenen bestehende Gemeinschaften nachweisen können, sowie vorbehaltlich der durch Verträge mit der kaiserl. Regierung begründeten Occupationsrechte Dritter alles Land innerhalb Deutsch-Ostafrika's als herrenlos zu Kronland erklärt worden. Das Eigenthum daran steht dem Reiche zu. Die Besitznahme von Kronland erfolgt durch die Regierung. Bei der Besitznahme von Kronland in der Umgebung bestehender Niederlassungen von Eingeborenen sind Flächen vorzubehalten, deren Bebauung oder Nutzung den Unterhalt der Eingeborenen auch mit Rücksicht auf künftige Bevölkerungszunahme sichert. Die Ermittlung und Feststellung des herrenlosen Landes (Kronlandes) erfolgt durch Landcommissionen, welche von dem Gouverneur unter Zutheilung des erforderlichen Vermessungspersonals zu bilden sind. Diese Commissionen treffen auch die Entscheidung über etwaige von Privaten erhobene Ansprüche. Gegen diese Entscheidung ist der Rechtsweg zulässig. In solchen Bezirken, für welche ein Grundbuch besteht, erfolgt die Eintragung der als Kronland in Besitz genommenen Grundstücke auf Grund einer von dem Gouverneur oder einem von ihm hiezu ermächtigten Beamten ertheilten Bescheinigung, daß die Besitznahme unter Beobachtung der für den Erwerb maßgebenden Bestimmungen gehörig erfolgt ist, und daß danach die Eintragung des Eigenthums zu geschehen habe. Die Ueberlassung von Kronland erfolgt durch den Gouverneur, und zwar entweder durch Uebertragung zu Eigenthum oder durch Verpachtung. Durch die Ueberlassung von Kronland bleiben die bestehenden oder noch zu erlassenden bergrechtlichen Bestimmungen hinsichtlich der Verfügung über die unterirdischen Bodenschätze unberührt. Die Festsetzung der Bedingungen für die Ueberlassung von Kronland erfolgt durch den Gouverneur nach näherer Anordnung des Reichskanzlers. Bei der Ueberlassung von Kronland sind genügende Flächen für öffentliche Zwecke zurückzubehalten, insbesondere auch Waldbestände, deren Erhaltung im öffentlichen Interesse liegt, von der Veräußerung auszuschließen. Auch ist das Recht vorzubehalten, das zu Wegen, Eisenbahnen, Canälen, Telegraphenanlagen und anderen öffentlichen Einrichtungen erforderliche Land gegen Ersatz des den Berechtigten wirklich entstandenen unmittelbaren Schadens zurückzunehmen. Schiffbare Ströme und Flüsse sind von der Ueberlassung zu Eigenthum auszuschließen. Zum Eigenthumserwerb oder zur Pachtung von Grundstücken, welche im Eigenthum oder Pachtbesitz eines Nichteingeborenen stehen, ist eine obrigkeitliche Genehmigung nicht mehr erforderlich. Die Ueberlassung von städtischen Grundstücken, welche mehr als 1 Hektar Fläche haben, sowie von allen ländlichen Grundstücken von seiten Eingeborener an Nichteingeborene zu Eigenthum oder in Pacht von längerer als 15jähriger Dauer ist nur mit der Genehmigung des Gouverneurs zulässig. Nach näherer Anordnung des Reichskanzlers kann dem Gouverneur die Befugniß beigelegt werden, einzelnen Personen und Gesellschaften die Ermächtigung zu ertheilen, in Gebieten, in welchen die Landcommissionen noch nicht in Thätigkeit getreten sind, ihrerseits Land aufzusuchen, mit etwaigen Eigenthümern oder sonstigen Betheiligten wegen Ueberlassung von Land Abkommen zu treffen und solches Land, sowie herrenloses Land vorläufig in Besitz zu nehmen. Die Genehmigung solcher Abkommen, sowie die Feststellung der Bedingungen, unter denen die Ueberlassung des als herrenlos angesprochenen und von dem Gouverneur vorbehaltlich der Zulässigkeit des Rechtsweges als herrenlos anerkannten Landes zu erfolgen hat, regelt sich nach obigen Bestimmungen. — Der Reichskanzler und mit seiner Genehmigung der Gouverneur hat die zur Ausführung dieser Verordnung erforderlichen Bestimmungen zu erlassen.

Diese Ausführungsbestimmungen sind erlassen worden vom Reichskanzler durch Verfügung vom 27. Nov. 1895. Aus dem Inhalt derselben ist hervorzuheben, daß behufs Sicherung wohlerworbener Rechte von Privatpersonen, insbesondere auch von Eingeborenen gegen Beeinträchtigung, bevor Land als herrenlos in Besitz genommen wird, durch vorgängige Untersuchung festzustellen ist, daß solche Ansprüche daran nicht bestehen. Werden auf bestimmte Landflächen Ansprüche von Häuptlingen, Dorfgemeinden oder

anderen Gemeinschaften von Eingeborenen geltend gemacht, welche auf angeblichen Hoheitsrechten beruhen oder dem Häuptling oder der Dorfgemeinschaft als solchen zustehen sollen, so ist den Rechten der Eingeborenen nach Möglichkeit Rechnung zu tragen und zunächst auf eine gütliche Vereinbarung Bedacht zu nehmen, durch welche das für das Fortbestehen erforderliche Land ausgeschieden, der Rest aber zur Verfügung der Regierung gestellt wird; eventuell entscheidet der Gouverneur.

Zu den Ansprüchen auf Grund und Boden, die in der kaiserl. Verordnung erwähnt sind, gehören vor allem die Landansprüche der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. In dem derselben ertheilten kaiserl. Schutzbriefe vom 27. Febr. 1885 ist ihr allerdings das ausschließliche Recht, herrenloses Land in Besitz zu nehmen, nicht eingeräumt worden. Der Schutzbrief erkannte jedoch die von Dr. Karl Peters im November und December 1884 abgeschlossenen Verträge an und verlieh der Gesellschaft die Befugniß zur Ausübung aller aus diesen Verträgen fließenden Rechte. Inhaltlich dieser Verträge hatten nun die betreffenden Herrscher und Sultane an die genannte Gesellschaft nicht bloß ihre Herrschaftsrechte über ihre Gebiete, sondern auch das ihnen an diesen Ländereien vorbehaltlich gewisser Bestandtheile zustehende Privateigenthum abgetreten und ihr insbesondere das Recht eingeräumt, Grund und Boden, Farsten, Flüsse u. s. w. in jeder beliebigen Weise zu benutzen. Indem der Schutzbrief diese Verträge anerkannte, erkannte er auch die der Gesellschaft durch dieselben eingeräumten Privatrechte an Grund und Boden an. In der Hauptsache den gleichen Inhalt hatten die Verträge, welche später Vertreter der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft mit verschiedenen anderen ostafrikanischen Herrschern abschlossen, indem auch in diesen Verträgen der Gesellschaft freie Verfügung über den Grund und Boden eingeräumt oder das Recht gegeben wurde, „so viel Grund und Boden zu nehmen, als sie immer gebrauche", mit Ausnahme der Aecker, die die Eingeborenen bebauen.

Zu erwähnen ist ferner der am 28. April 1888 zwischen der Gesellschaft und dem Sultan von Sansibar über den zehn Seemeilen breiten Küstenstreifen südlich des Umbaflusses abgeschlossene Vertrag, welcher bestimmte, daß niemand außer der Gesellschaft berechtigt sein sollte, öffentliche Ländereien innerhalb des fraglichen Gebietes zu erwerben, und welcher außerdem der Gesellschaft das Recht einräumte, alles noch nicht in Besitz genommene Land zu erwerben und Bestimmungen über die Occupation an solchem Lande zu treffen.

Am 20. Nov. 1890 schloß sodann die Reichsregierung mit der Gesellschaft einen Vertrag, inhaltlich dessen letztere auf die ihr nach dem Schutzbriefe vom 27. Febr. 1885 übertragenen Rechte, namentlich auf die Landeshoheit in dem im Schutzbriefe bezeichneten Gebiete, und ebenso auf die ihr in dem soeben erwähnten Vertrage von 28. Febr. 1888 eingeräumten Rechte verzichtete, wogegen ihr die Reichsregierung verschiedene Befugnisse einräumte. Namentlich wurde der Gesellschaft — unbeschadet der ihr außerhalb des Küstengebiets, seiner Zugehörungen und der Insel Mafia, sowie außerhalb des Gebiets, für welches der Schutzbrief vom 27. Febr. 1885 ertheilt war, nämlich die oben erwähnten Landschaften Usagara, Nguru, Usegua und Ukami, vertragsmäßig erworbenen Rechte — für die genannten Gebiete, abgesehen von einigen Vorbehalten, das ausschließliche Recht auf den Eigenthumserwerb an herrenlosen Grundstücken, vornehmlich also auf das Occupationsrecht an Wäldern eingeräumt. Inhaltlich § 3 des zwischen der Gesellschaft und der Regierung geschlossenen Vertrags vom 3. Juli 1891 über den Bau und Betrieb einer Eisenbahn von Tanga nach Korogwe endlich trat die Gesellschaft an die Regierung ohne Vorbehalt, aber auch ohne alle Gewähr für Inhalt und Umfang alle Rechte ab, welche ihr kraft der von ihren Beauftragten abgeschlossenen Landerwerbungsverträge innerhalb eines im Vertrage genauer bezeichneten Gebiets zustanden, wogegen die Gesellschaft eine sehr erhebliche Landconcession erhielt, namentlich das Eigenthum an allem Gebiet, welches innerhalb zweier durch das Bahngelände getrennten und je drei Kilometer von demselben entfernten Grenzlinien zu beiden Seiten der Eisenbahn von Tanga nach Korogwe gelegen ist und sich entweder kraft eines privaten oder öffentlich rechtlichen Titels im Eigenthum der kaiserl. Regierung befindet, oder als herrenloses Gebiet dem Occupationsrechte der Regierung untersteht. — Das Ergebniß dieser Entwicklung ist daher das, daß in einem Theile des Schutzgebiets der Ostafrikanischen Gesellschaft das ausschließliche Recht zusteht, herrenloses Land durch Besitzergreifung zu erwerben, während für das übrige Gebiet dieses Recht von der Regierung in Anspruch genommen wird. Dagegen bleibt die Frage offen, ob und in welchem Umfang etwa die Gesellschaft auch außerhalb des Küstengebiets sammt Zugehörungen und der Insel Mafia sowie des Gebiets des Schutzbriefs vom 27. Febr. 1885 auf Grund der von ihr mit afrikanischen Herrschern abgeschlossenen Verträge Grundberechtigungen beanspruchen kann. Es wird dies nach Maßgabe der kaiserl. Verordnung vom 26. Nov. und der Verfügung des Reichskanzlers vom 27. Nov. 1895 zu untersuchen und zu entscheiden sein.

Neues aus der Elsaß-Literatur.

Von T. Kellen (Straßburg).

In den deutschen Zeitschriften werden nur selten Alsatica erwähnt. Manche auf das Elsaß bezügliche Schrift und manches aus dem Elsaß stammende Werk verdiente aber auch in Altdeutschland gelesen und beachtet zu werden. Von den in der letzten Zeit erschienenen Elsässer Dingen möchte ich nur einige bemerkenswerthe hervorheben. Auf dichterischem Gebiete regt es sich allmählich im Wasgau. Ein Sohn dieser herrlichen Berge ist kürzlich mit einer anmuthigen Gedichtsammlung vor das deutsche Publicum getreten. „Lieder eines Elsässers" betitelt Fritz Lienhard dieses Büchlein,[1]) das nicht bloß deßhalb eine freundliche Aufnahme verdient, weil es von einem geborenen Elsässer herrührt, sondern auch, weil es eine wirklich poetische Anlage seines Verfassers verräth. Lienhard ist, wenn ich nicht irre, ein umgesattelter Theolag, der sich frisch und fröhlich auf die deutsche Seite gestellt hat. Das mag manchem seiner Landsleute nicht gefallen, aber sein Talent läßt sich deßwegen doch nicht bestreiten. Lienhard war eine Zeit lang in Berlin, das Großstadttreiben hat ihm aber nicht gefallen und er ist in seine Berge zurückgekehrt; er sagt selbst:

„Provinzler bin ich, dumm und schlicht,
Provinzler, aber treu und stark —
Erhalte mir, mein Herr und Gott,
Mein Dichterblut und Mannesmark!"

Die Sammlung zerfällt in Wasgau-Lieder und in Berliner Lieder. Was den Leser bei der Lecture derselben so sehr anheimelt, das ist die einfache, derbe Natur, die aus jeder Zeile spricht. So herzerfrischende, so kraftvoll deutsche Gedichte würde man wohl kaum von einem jungen Elsässer erwarten. Manche dieser Gedichte sind sehr sangbar. Eines derselben, „St. Odilia", ist bereits von dem Musikdirector Hilpert in Straßburg componirt worden und hat kürzlich in einem Concert in der „Aubette" den wohlverdienten Beifall gefunden.

Lienhard beherrscht Poesie und Prosa gleich meisterhaft, und das muß man einem Elsässer als Verdienst an-

[1]) Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin.

rechnen, denn unter der jungen Generation gibt es leider so viele, die zwar deutsch und französisch schreiben, aber beides gleich schlecht. Eine Ergänzung zu den „Liedern eines Elsässers“ wird ein Band in Prosa, „Wasgaufahrten“, bilden, aus dem bereits einzelne Abschnitte erschienen sind. Lienhard wurzelt mit der ganzen Kraft seines Wesens in seiner Heimath; das empfand er selbst in Berlin, als er schrieb:

„Da draußen, wie war ich ein stolzer Sohn
Meiner Wälder und Berge!
Jetzt frohne ich da am Lampenlohn
Im Gewimmel der Zwerge.
O, mein fröhlicher Gang und da aufrecht Haupt
Dahinten im Muien!
Hier ist dem Knechte nichts mehr erlaubt,
Als die Locken der Freien.“

Schon mehrmals wurde in den letzten Jahren der Versuch gemacht, für das Straßburger Stadttheater ein Stück zu schreiben, das für die Elsässer von besonderem Interesse wäre. Diese Versuche sind bis jetzt mißlungen. Die Stücke waren in deutschem Sinne gehalten, und die einheimische Bevölkerung blieb deßhalb den Vorstellungen fern. Auf die altdeutschen Zuschauer aber wirkten sie nicht so packend, daß sie sich lange auf dem Repertoire hätten halten können. Nun ist ein neues Stück erschienen: „Straßburg. Schauspiel in neun Vorgängen, von A. und C. Rembe“,[1]) das demnächst am Stadttheater in Straßburg zur Aufführung gelangen wird.

Die Dichter desselben sind zwei altdeutsche Officiere, die zur Zeit im Elsaß in Garnison sind. Sie haben das Stück wohl auch nur für Altdeutsche geschrieben, denn so lange die alte elsässische Generation, die unter der französischen Herrschaft aufgewachsen ist, nicht ausgestorben sein wird, werden deutschnationale Werke bei der einheimischen Bevölkerung keinen Anklang finden, und wie die junge Generation sich entwickeln wird, steht noch dahin. Vorläufig können also nur altdeutsche Leser und Zuschauer in Betracht kommen, und auf diese wird das erwähnte Schauspiel jedenfalls einen nachhaltigen Eindruck machen. Es verräth wirklich dichterische Eigenschaften und ist in schöner, edler Sprache geschrieben. Die Handlung geht 1674 im Elsaß vor und führt die Ereignisse vor Augen, welche die Uebergabe Straßburgs an die Franzosen herbeiführten. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg war nach dem Elsaß gezogen und hatte seine Truppen mit dem kaiserlichen Heere vereinigt. In Folge des Mangels an Einheit in der Kriegsleitung und des Neides des Herzogs Bournonville, des kaiserlichen Generalissimus im Elsaß, gegen die Ueberlegenheit des Kurfürsten hatte der Feldzug gegen Turenne nur Mißerfolg, so daß schließlich der Kampf für Straßburg und das Elsaß aufgegeben wurde.

Sehr drastisch tritt in dem Schauspiel die Zerrissenheit und Zerfahrenheit auf deutscher Seite hervor. Charakteristisch sind aber auch die beiden weiblichen Gestalten, die Gräfin Türkheim und die Marquise de Sulpice, eine Verwandte des Herzogs Bournonville. Erstere ist durchaus deutsch gesinnt und tritt dem französischen Residenten Frischmann energisch entgegen, der ihren Vater einen Franzosen genannt hatte. Letztere ist eine Intrigantin, sie steht mit Frischmann in Verbindung, sucht den Kurprinzen an sich zu locken, und als sie später vernimmt, daß er den Officieren erzählt, er habe sie verschmäht, läßt sie den französischen Residenten einen Kammerdiener des Kurprinzen bestechen, der seinen Herrn vergiftet. Als schließlich die Kunde kommt, daß die Schweden in die Mark Brandenburg eingebrochen seien, beschließt der Kurfürst, in seine Heimath zurückzukehren, um diese zu vertheidigen. Unwillig ruft er aus:

„Marsches Reich,
Du trägst die Schuld, daß es dis dahin kam,
Nicht mehr an's Wehrgehäng faß' ich für dich,
Los ing' ich mich, kämpf deinen Krieg allein,
Und Frankreichs Arzt mag dich zusammenhausen!
Das Herz von Deutschland schlägt in Brandenburg!“

Er schnallt sich den Degen los und schleudert ihn durchs Fenster hinab:

„Weg du von mir, ich focht' für schlechte Sach'!
Da rast' im Rhein!“

Zu seinen Offizieren sagt er:

„Durch's Lager schlagt Alarm!
Es wird marschirt, heim geht es in die Mark.“

Die Leiche seines Sohnes, die vor ihm auf der Bahre liegt, will er mit nach Berlin nehmen, wo sie im Dome bestattet werden soll. Der Ammeister von Straßburg, Dominikus Dietrich, fällt vor ihm nieder:

„Herr, Herr, verlaßt uns nicht.
Kommt's ohne Euch zur Schlacht, sind wir verloren,
Französisch werden wir, und Straßburg fällt.“

Der Kurfürst erwidert ihm:

„Ich kann Euch nicht mehr retten. Dort schaut hin:
Aus dem Gebein einst wird der Rächer wachsen,
Der löst Euch aus und Euren Munster mit.
Daraa gedenkt in Ketten, harrt und hofft
Bis zu den Enkeln. Straßburg, lebe wohl!“

An dramatischer Wirkung fehlt es dem Schauspiel nicht; allerdings bleibt abzuwarten, wie es sich auf der Bühne bewähren wird. Es dürfte wohl schon in nächster Zeit auch in Altdeutschland aufgeführt werden. —

In den letzten Jahrzehnten hat sich eine förmliche Vogesen-Literatur gebildet. Besonders in Folge der Bemühungen des Vogesen-Clubs wurden die Vergangenheit und die Gegenwart des herrlichen Wasgaus in Wort und Bild geschildert. Altelsässer wie eingewanderte Altdeutsche nahmen an dieser Arbeit theil.

Auf dem Gebiete der Einzelforschung sind manche Kräfte sehr thätig. Von einer neuen Sammlung „Bausteine zur elsaß-lothringischen Geschichts- und Landeskunde“[2]) ist soeben das 1. Heft erschienen. Es enthält die „Geschichte der Stadt Ingweiler“ von Karl Letz, Mittelschullehrer in Brumath. Wenn die Geschichte dieses Städtchens am Fuße der Nordvogesen auch kein besonderes Interesse darbietet, so ist sie doch als Localforschung von Werth. In einem weiteren Hefte wird Dr. A. Hertzog die bäuerlichen Verhältnisse des Kreises Saarburg i. L. behandeln.

Ein werthvolles Werkchen ist auch die Abhandlung: „Zur Volkskunde im alten Hanauerland von Dr. August Kassel, prakt. Arzt in Hochfelden.“[3]) Zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg, der mächtigsten Herrschaft im alten Elsaß, gehörten etwa 100 Städte und Dörfer in der nördlichen Hälfte des Unter-Elsaß. Diese Ortschaften bildeten kein zusammenhängendes Land, denn viele von ihnen waren zerstreut und in fremde Gebietstheile eingeschlossen. In der Nähe der Hauptstadt Buchsweiler jedoch lagen die Dörfer dicht beieinander, so daß man einigermaßen von einem abgeschlossenen Gebiete sprechen kann, welches noch heute im Volksmunde das Hanauerland oder das Hanauische heißt. Dieses schöne Land, einer der gesegnetsten Striche des Elsaß, hat in Folge einer Jahrhunderte langen glücklichen Regierung, durch ein gewisses patriarchalisches Verhältniß der Fürsten zu den Unterthanen, durch einen regen

[1]) Verlag von W. Heinrich, Straßburg i. E.

[2]) Verlag von A. Fuchs, Zabern 1896.

[3]) Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel), Straßburg i. E.

gegenseitigen Verkehr, besonders aber wegen der innigen Verschmelzung des kirchlichen und des weltlichen Lebens vor allen anderen Herrschaften des alten Elsaß eine so eigenthümliche Entwicklung durchgemacht, daß es noch heute in vielen Dingen, in Gewohnheiten und Anschauungen, in Sitten und Gebräuchen als ein abgeschlossenes Ganze dasteht. Der Verfasser behandelt in den einzelnen Abschnitten: Anstand und Umgangsformen im Alltagsleben, bei Tisch, Liebe, Verlobung, Hochzeit, Blumenculius, die Veränderung und das Verschwinden alter Eigenart. Er geht selbst in die kleinsten Details ein, und wenn auch manche seiner Beobachtungen im allgemeinen auf alle Landleute zutreffen, so bietet seine Arbeit doch einen werthvollen Beitrag zur elsässischen Volkskunde. Da die alten Sitten allmählich verschwinden und nur selten durch eigenartige neue ersetzt werden, da auch die Kleidertracht, die Bauart der Häuser u. s. w. unter dem Einfluß der Neuzeit leiden, ist es erfreulich, daß diese Gebräuche noch rechtzeitig verzeichnet werden, bevor sie untergehen. Uebrigens kann dadurch eine Anregung zu deren Beibehaltung gegeben werden, und das wäre in vielen Fällen sehr zu wünschen. Auswüchse mag man verschwinden lassen, aber die originelle, praktische und kleidsame Volkstracht, ferner das Volkslied, die Hochzeitsbräuche in geläuterter Auswahl, die Pfingst- und Weihnachtsgebräuche und so manche andere sollten hier, wie auch anderwärts, dem Volke erhalten bleiben.

Mittheilungen und Nachrichten.

b. **Aus dem ansgestellten Gegenstände der Antikensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses**, herausgegeben aus Robert v. Schneider. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1895. — M. 25. — Auf 50 meist vorzüglich gelungenen Tafeln in Lichtdruck werden die hervorragendsten Marmorstatuen, Reliefs, Bronzen und geschnittenen Steine der Wiener Antikensammlung in handlichem Format neu veröffentlicht. Wir begegnen darunter der köstlichen, erst neuerdings recht gewürdigten Statuette der Artemis aus Cypern, einem Originalwerk aus der Schule des Praxiteles; ferner dem berühmten Fuggerschen Amazonensarkophag, der nun in den neugefundenen Sarkophagen von Sidon im Konstantinopolitaner Museum ebenbürtige Gegenstücke hat; den mit wunderbarer Naturbeobachtung gearbeiteten Brunnenreliefs mit einem säugenden Laum und einer säugenden Löwin, und hervorragenden Stücken der Kleinkunst in dem wild erregten, reigenspielenden Kentauren aus Elfenbein. Zum ersten male bekannt gemacht wird die Bronzestatuette eines Apollon, welche mit einer im Tiber gefundenen Marmorstatue in Rom übereinstimmt, aber ungleich besser als jene erhalten ist; beide sind höchst wahrscheinlich Wiederholungen eines Werkes von Phidias, das in der Wiener Statuette etwas treuer copirt zu sein scheint und uns erst durch sie völlig wiedergeschenkt ist, weil die Arme (mit Lyra und Lorbeerstab) und die Beine hier unverletzt sind. Bei einem andern neu publicirten Bronzewerk, einem Diskophor, kann leider der Verdacht nicht unterdrückt werden, daß es sich um die moderne Nachbildung eines im Vaticau befindlichen Marmorwerkes handelt. Unveröffentlicht waren bisher auch die aus der Spätzeit der Antike stammenden geschnitzten Elfenbeinschreibtafeln. Die Abbildungen sind von einem Text begleitet, der neben den Literaturnachweisen in übersichtlicher Kürze die Beschreibung und künstlerische wie geschichtliche Würdigung der Gegenstände gibt, so daß es für den Gelehrten wie für den Kunstfreund gleich nützlich ist. Es wäre erfreulich, wenn andere Antikensammlungen diesem Beispiel einer wissenschaftlichen und dabei doch für das größere Publicum genießbaren, auch in Folge des geringen Preises leicht zugänglichen Publication ihre Schätze nachfolgten.

fr. **Der besondere Schutz der Mitglieder des deutschen Reichstags und der deutschen Landtage gegen Strafverfolgung und Verhaftung.** Von Ernst Sontag, Doctor der Rechte. Breslau, Wilhelm Köbner 1895. — Durch das Verhalten der Socialdemokraten bei der ersten Sitzung im neuen Reichstagshause und die daran sich anschließenden Verhandlungen ist für eine Untersuchung über das Wesen und die Ausdehnung der unsern Abgeordneten zustehenden Immunität lebhaftes Interesse geweckt worden. Die vorliegende Arbeit mag ihrem Ursprung nach in jene Zeit zurückgehen. Sie beschäftigt sich mit der sog. außerberuflichen Immunität, dem Schutz der Abgeordneten gegen Strafverfolgung wegen Handlungen, die für außerhalb ihres Berufes begangen haben. Allem Anschein nach ist sie eine Promotionsschrift; die vorsichtige Behandlung der Sache und die starke Heranziehung von Material weisen darauf hin.

* Unter den nachprüfenden Wiederholungen der **Röntgen'schen Versuche**, wie sie von allen Seiten gemeldet werden, verdienen die der HH. Prof. Dr. Adolph und Oberlehrer Dr. Lenz in Elberfeld Erwähnung. Die neuesten im physikalischen Cabinet des dortigen Gymnasiums hergestellten Platten zeigen, daß sich Versuchsanordnungen finden lassen, bei welchen auch dickere Körpertheile in photographisch wirksamer Weise durchstrahlt werden. Die Knochen der Mittelhand sammt ihren Gelenkverbindungen an Hand und Unterarm erscheinen mit überraschender Schärfe. Weiter sind die Knochen des Unterarms sammt den Gelenken an der Handwurzel deutlich dargestellt. Auch hat der Experimentator es in der Hand, ob er Gewebstheile oder Knochen darstellen will. So bleibt schon jetzt kein Zweifel mehr, daß sich durch das neue Verfahren werthvolle Aufschlüsse über innere Structurverhältnisse gewinnen lassen. — Daneben tauchen überall Erinnerungen an ältere Arbeiten auf, die sich in gleicher Richtung mit den von Röntgen zum ersten mal theoretisch und praktisch durchgreifend ausgeführten Versuchen bewegt haben. Wie Lenard in Aachen, dessen Untersuchungen über die Kathodenstrahlen Röntgen selbst gewissenhaft citirt hat, so meldet sich jetzt Professor Zenger von der tschechischen Technik in Prag im „Prager Tagblatt" mit einer Zuschrift, aus der hervorgeht, daß ihm das Photographiren mit Kathodenstrahlen 1875 zum ersten male gelang, daß er auf diese Weise im September 1885 zwischen 11 und 12 Uhr Nachts in Genf eine vorzügliche Aufnahme des Montblanc machen konnte, worüber er 1886 an die Wiener Akademie berichtete. Zenger spricht seine Verwunderung darüber aus, daß bei Veröffentlichung der Entdeckung Röntgens seiner früheren Entdeckung und so vieler nachfolgender Arbeiten über dunkle Strahlung keine Erwähnung geschah. — Gleichzeitig macht im Feuilleton der „Frankf. Ztg." Dr. Heinrich Krafft in Straßburg auf Uebereinstimmungen aufmerksam, die sich zwischen den Erscheinungen der Röntgen'schen Strahlung und den sogenannten „odischen" Phänomenen zeigen, für welche Karl v. Reichenbach vor 40—50 Jahren die physikalische Welt vergeblich zu interessiren suchte. Diese hatten jedoch den Uebelstand, daß sie nur von besonders „sensitiven" Personen wahrgenommen wurden, weshalb natürlich die Wissenschaft, die sich mit dem allgemein Darstellbaren beschäftigt, nichts mit ihnen anfangen konnte.

* Wie früher berichtet worde, ist von der Pariser Académie des sciences der **Alberto Levi-Preis** im Betrag von 50,000 Francs den HH. **Behring** und **Roux** zu gleichen Theilen zugesprochen worden. In dem Bericht der Preiscommission ist diese Theilung nach der „Deutschen medicinischen Wochenschrift", wie folgt, begründet: An eine ausführliche Schilderung des Entwicklungsganges der Behring'schen Entdeckung schließen sich einige Bemerkungen über die verhältnißmäßig bescheidene Rolle, die Roux bei Herstellung und Anwendung des Serums in Frankreich gespielt hat („in Frankreich konnte, dank den Mitteln des Instituts Pasteur, Roux das Diphtherie-Heilserum im großen herstellen; er leitete seine Anwendung im hôpital des enfants malades, unter Controle der dortigen Hospitalärzte, und leistete so bei uns allein das, was Aronson und was Wassermann, Gelch und Kossel in Deutschland geleistet haben"). „Wenn wir seinen Namen wählen, um ihn dem des Hrn. Behring nahe zu bringen, so geschieht es, weil ihm Frankreich für die Anwendung dieser Methode verpflichtet ist"; aber — „zu viele schreckt informirte Personen haben Hrn. Roux die Entdeckung des Hrn. Behring zugeschrieben. Hr. Roux hat sie bei jeder Gelegenheit desavouirt; und das Uebermaß ihm gespendeter Lobsprüche hat nur die Protestation seiner Rechtlichkeit und Bescheidenheit glänzend hervortreten lassen. Es ziemt sich, daß die Akademie diese Protestation durch das volle Gewicht ihres Ansehens unterstützt; es ziemt sich auch, daß sie bei Hrn. Roux gleichzeitig mit dem wissenschaftlichen Verdienst die Loyalität und Uneigennützigkeit ehrt." — Nach einer Darlegung der in Deutschland und Frankreich mit dem Heilserum erzielten Wirkungen, des beträchtenden Absinkens der Diphtheriesterblichkeit, wie es die Statistik in immer größerem Umfange verkündigt, schließt der Bericht mit den in ihrer Knappheit bezeichnenden Worten: „Die Commission ertheilt die Hälfte des Preises Hrn. Behring für seine Entdeckung des Diphtherie-Heilserums — die andere Hälfte Hrn. Roux für die

glückliche Anwendung, die er von dieser Entdeckung in Frankreich gemacht hat."

H. Z. München. Geographische Gesellschaft. Prof. Dr. Friedrich Hirth über seinen Aufenthalt in der chinesischen Provinz Szechuen. (Schluß.) „Was die Abgeschlossenheit in einer weit im Innern gelegenen chinesischen Stadt lebendig macht, ist der intimere Verkehr mit dem Volke und der große Antheil, den man als Europäer hier am häuslichen wie am städtischen Leben der Chinesen zu nehmen gezwungen ist. Hier, wo noch nie die Pfeife einer Dampfmaschine gehört worden ist, erwarteten uns nach gethaner Arbeit nicht Theater und Concerte wie in Shanghai oder Hongkong, oder Lawn Tennis und andere Gartenspiele mit all dem gesellschaftlichen Comfort, mit dem sich der Europäer selbst in den kleinsten Ansiedelungen zu umgeben pflegt. Unsre Tagesneuigkeiten bestanden hauptsächlich in dem, was man sich in der Stadt erzählte: Unglücksfälle, die auf dem reißenden Strom so häufig sind, Volksfeste, Berichte über Raub- und Mordthaten, kleine Aufstände u. dgl. Zu den wichtigsten Volksfesten gehört das Drachenfest, das in ganz China überall, wo sich schiffbare Gewässer finden, am 5. des fünften Monats, der meist in den Juni fällt, gefeiert wird. Es ist die große National-Regatta der Chinesen, die seit Jahrhunderten ein wichtiges Volksbelustigungsmittel gebildet hat. Wochenlang wird zu dem Feste von den daran theilnehmenden jungen Leuten trainirt. Von diesen bilden je 40 Mann die Bemannung eines ganz schmalen langen Bootes, in dem sie eng zusammengedrückt zu zweien ohne jede Kleidung sitzen und rudern, während einige, nur leicht gekleidet, aufrecht stehend auf ihren Gongs den Rudertact schlagen. Die ganze Stadt ist am Festtage auf den Beinen, die Ufer des Flusses sind von einer dichten Menschenschnur bedeckt; auf der Stadtmauer, den Dächern der am Flusse gelegenen Häuser, auf besonders gemietheten Booten wartet die Menge, um den Sieger zu begrüßen. Lao-chin-lung-tê-shêng, d. h.: „Der alte goldne Drache muß gewinnen", ist die Losung, die auf den fröhlich geschwungenen Wimpeln, auf den Regattaboten, ja selbst auf den Rudern zu lesen ist.

Zu den Volksfesten gehört auch die feierliche Verbrennung des dem Literaturgott zu opfernden beschriebenen Papiers. Ein Stück Papier, das mit Schriftzeichen irgend welcher Art beschrieben ist, darf beileibe nicht auf die Straße geworfen werden. Das wäre eine Versündigung dem Literaturgott gegenüber. Deßhalb wird beschriebene Makulatur jeder Art, wie alte Rechnungen, Briefe u. s. w., sorgfältig gesammelt. In jeder Wohnung, jedem Laden, jedem öffentlichen Bureau ist ein Korb mit der Inschrift „shi-zu" aufgehängt, d. h. „habt Mitleid mit dem geschriebenen Wort". Eine durch freiwillige Beiträge unterhaltene gemeinnützige Anstalt, der Hsi-zu-hui, d. h. Verein für die Bemitleidung des geschriebenen Wortes, der in jeder chinesischen Stadt zu finden ist, verfolgt den besonderen Zweck, das gedankenlose Wegwerfen beschriebenen oder auch bedruckten Papiers zu verhindern. Auf Kosten dieses Vereins werden Diener gehalten, die mit Körben oder Säcken die Straßen durchwandern und alles Beschriebene sammeln, dessen sie habhaft werden können. An vielen Punkten der Stadt sind kleine Thürmchen gebaut, statt des Eingangs mit einer derartigen Oeffnung versehen und oben einen Schornstein bildend. Sie sind meist geschmackvoll construirt und gut erhalten und dienen zur Verbrennung beschriebenen Papiers. Größere Etablissements dieser Art befinden sich vor dem Westthor außerhalb der Stadt, wo ein solcher Papierverbrennungs-Verein einen schönen Garten besitzt mit Tempel- und Schulräumen, in der Wärter des Gartens zugleich Schullehrer ist. Der mit Bäumen bepflanzte Garten enthält auf zierlich angelegten Ruinenplätzen steinerne Behälter, die bei den Verbrennungsfesten mit Papier angefüllt werden und aus denen die dem Literaturgott so wohlgefällige Flamme emporlodert. Papier ganz anderer Art wird an denselben Plätzen während des großen Laternenfestes im August verbrannt. Zu dieser Zeit sieht man Tausende von Männern, Weibern und Kindern mit ganzen Stößen von Briefen und Briefumschlägen belastet aus der Thore hinauspilgern. Jede Familie errichtet dort einen kleinen Scheiterhaufen von diesen Postsendungen, deren Bestimmungsort sich in dem unbekannten Jenseits befindet. Mit der Flamme, die sich mit mächtiger Rauchsäule zum Himmel erhebt, schweben die schriftlichen Grüße der Hinterbliebenen „an unsern lieben seligen Großvater" oder „an unsre unvergeßliche Mutter" empor. Es ist rührend anzusehen, wenn man die kleinen Buben, in feierliche Sonntagsgewänder gekleidet, mit der ernstesten Miene von der Welt noch ihre eigensten Wünsche und Mittheilungen für die theuren Entschlafenen in die hellen Flammen werfen sieht. Dabei fehlt es nicht an papierenem Luxus aller Art: Pferde zum Reiten, Häuser zum Wohnen, Tempel und vor allen Dingen Geld, viel Geld, das, in symbolischer Gestalt durch das aufsteigende Feuer gen Himmel gesandt, dem Todten auf seiner Seelenwanderung als Viaticum dienen muß. Das ist der Allerseelentag am Chungking.

Solche Vereine wie der Papierverbrennungs-Verein, deren Aufgabe das Einsammeln von Beiträgen zu einem guten Zweck bildet, gibt es in Chungking wie in allen chinesischen Städten zu Dutzenden. Der gute Zweck ist hier nur eingebildet, auf den religiösen Vorurtheilen der Bevölkerung beruhend. Einen ähnlichen Zweck verfolgen die in China weitverbreiteten Thierschutzvereine, die dem Schutze des Thierlebens dienen und bei deren Entwicklung wahrscheinlich der Buddhismus mehr als alle anderen Einflüsse mitgewirkt hat. Aus den Vereinsgeldern werden Vögel, Fische und andere Thiere gekauft, um ihnen die Freiheit zu schenken oder um ihnen in besonderen Anstalten das Leben zu fristen, sie vor ihren Verfolgern nicht nur unter den Menschen, sondern auch vor anderen Thieren zu schützen. Auch hier ist die Gemeinnützigkeit der Anstrengungen des Vereins meist eingebildet. Wahrhafte Bewunderung aber verdienen die in ganz China, wie auch in Chungking vorhandenen, wohl organisirten Anstalten zur Verminderung des Elendes unter den Mitmenschen. Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, mir in Chungking solche Anstalten anzusehen, ihre Regulative zu studiren und, soweit mir dies möglich war, in ihren Resultaten zu beobachten, und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Anstrengungen, die hier freiwillig von der Bevölkerung zu einer Besserung der socialen Zustände gemacht werden, auf keinen Fall mit einem überlegenen Lächeln unsrerseits abgefunden werden sollten. Mag man über den chinesischen Volkscharakter denken, wie man will, die Opferwilligkeit, mit der der Einzelne eingreift, um der Gesammtheit zu nützen, verdient die höchste Anerkennung. Wir können uns kaum einen Zweig unsrer eigenen gemeinnützigen Bestrebungen denken, der nicht dort sein seit Jahrhunderten gepflegtes Vorbild hat. Findelhäuser, Waisenhäuser, Greisenheime, Suppenanstalten, Armenschulen, Armenapotheken, und wie diese Institute sonst noch heißen mögen, sind in jeder größeren Stadt vertreten. Das Studium dieser Anstalten, die Begründung der aus den Beziehungen des Menschen zum Himmel, zum Schöpfer hervorgegangenen Nothwendigkeit zur werkthätigen Hülfe, die einfachen, aber meist zweckentsprechenden Maßregeln zur Verhinderung des Elendes und zur Vermeidung von Mißbräuchen, wie sie in den meist gedruckten Satzungen dieser Gesellschaften erörtert werden, werfen auf die Kenntniß der socialen Verhältnisse China's ein helles Licht. Die Regierung nimmt als solche an den gemeinnützigen Instituten kein führendes Interesse, aber die jeweiligen Spitzen der Behörden sind meist Mitglieder des Verwaltungsrathes und betheiligen sich mit größeren Zeichnungen an der Gründung des Vereinsvermögens, das sie durch Landüberweisungen, Abtreten von öffentlichen Gebäuden und ähnliche halboffizielle Acte vermehren helfen. In Chungking existiren einige wohlthätige Gesellschaften großen Stils, die über bedeutende Mittel verfügen, in der Stadt Geschäftshäuser und Tempel und außerhalb der Mauern Ländereien besitzen, mit denen wiederum zum Wohle des Vereinsvermögens gewirthschaftet wird." Die reichste derartige Gesellschaft ist das Chih-shan-t'ang, der „Club der Wohlthäter". Der Redner selbst ist diesem Club verpflichtet für ein in einem prächtig angelegten Garten gelegenes Sommerhaus, das ihm während seines Aufenthaltes vom Vorsitzenden des Vereins zur Villeggiatur gratis überwiesen wurde. „In dem großen Ziergarten, der auf der andern Seite des Flusses kühl zwischen den Bergen gelegen war, befanden sich Tempel, Theater, luftige Pavillons und eine Anzahl Wohnhäuser, in denen eine Colonie blinder alter Männer untergebracht war. Dies waren unsre Gärtner. Für Reis, Kleider und Wohnung, die ihnen die Gesellschaft lieferte, hielten sie den Garten in Ordnung, natürlich unter der Aufsicht eines nichtblinden Obergärtners. Aber die alten Leute thaten, was sie konnten, so wenig es auch sein mochte, und schienen sich bei ihrer Beschäftigung wohl zu fühlen. Oft habe ich auf Spaziergängen an den Feldern Grenzsteine mit der Aufschrift: „Eigenthum des Chih-shan-t'ang" gelesen; auch Gräber mit der Inschrift: „Mußegrab, errichtet vom Chih-shan t'ang". Es handelt sich hier um eine Art Grab, worin die Gebeine unbestimmbarer Verstorbener, die sich etwa von einem verfallenen Grabe losgelöst haben, oder im Freien verstorbener Bettler, Verunglückter u. s. w. gesammelt und würdig bestattet werden. Zum Sammeln solcher unbekannten Todtenüberreste dienen in der Nähe vieler Städte besondere thurmartige Gebäude Pai-lu-ta, wörtlich „Thurm der

Digitized by Google

weißen Knochen" genannt, ein Ausdruck, dem wahrscheinlich das Wort Pagode entstammt. Die Directoren aller dieser wohlthätigen Vereine stehen zwar nominell nur in Privatverhältniß, sind aber meist sehr einflußreiche Persönlichkeiten, die an zahlreichen öffentlichen Fragen, bei den Handelsinnungen, sowie in städtischen Angelegenheiten mitwirken. So sympathisch uns ihre Thätigkeit sein mag, wenn sie ehrlich und ohne Eigennutz betrieben wird, so sind sie doch die hauptsächlichsten Gegner des fremden Fortschritts in China, und dies rührt wohl daher, daß sie sich nun einmal mit den Missionären nicht stellen können. Und darüber brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn wir bedenken, daß dem Chinesen diese seit Jahrhunderten gepflegten Anstalten für die freiwillige Werkthätigkeit reichlichen Ersatz zu bieten scheinen für das, was er bei oberflächlicher Betrachtung doch nur für irrend Dogma hält; eine fremde Religion, deren Lehrer nicht selten tactlos genug sind, ihnen beibringen zu wollen, daß ihre so hochverehrten Vorfahren, ja selbst der weise Confucius, im Fegefeuer schmoren, nur weil sie das Glück der Belehrung nicht genossen haben." Der Vortragende will nur einige Schlagwörter aus dem „Aufruf an das Publicum" anführen, worin zu Beiträgen für eine zu gründende Kleinkinder-Versorgungsanstalt aufgefordert wird. Nach Ansicht der Förderer ergibt sich die Nothwendigkeit eines solchen Instituts aus der Unsitte, wie sie in vielen Gegenden China's zweifellos heute noch vorhanden ist, weibliche Säuglinge durch Ertränken aus der Welt zu schaffen. Man höre, wie der Verfasser jenen Aufruf, Heide wie er ist, an das menschliche Gefühl seiner Mitbürger appellirt.

„Aufruf! Vor allen Grausamkeiten, die in der Welt verübt werden, steht keine so tief, wie die Vernichtung des Lebens. Ist dies schon in Bezug auf vernunftlose Geschöpfe der Fall, um wie viel mehr da, wo es sich um Menschenleben handelt! Neuerdings haben die Gerüchte vom Ertränken weiblicher Kinder bei den ärmeren Classen der Landbevölkerung in allen Provinzen des Reichs beträchtlich zugenommen. Kaum ertönt das erste Weinen des Neugeborenen, so wird es durch die Fluth erstickt, wird das eben erwachte Lebenslicht erlöscht, wird der Friede zwischen dem Himmel und seinen Geschöpfen muthwillig gestört. Gibt es ein schändlicheres Verbrechen als dies? — Von dem Gedanken durchdrungen, daß keine Armenunterstützung so noth thut, wie die Errettung verlassener Säuglinge, wenden wir uns an alle Gebildeten, die Sinn für das Elend ihrer Mitmenschen besitzen, mit der Bitte, dem jammervollen Wimmern vieler Tausende sterbender Kinder ihr Ohr nicht verschließen zu wollen."

Ueber die gleich nach der Geburt auf Kosten des Vereins in Pflege gegebenen zu rettenden Säuglinge wird, wie in allen chinesischen Findelhäusern, genau Buch geführt. Von Werth ist dabei die Personalbeschreibung, wodurch in zweifelhaften Fällen für die Zukunft die Identität eines Kindes gesichert wird. Das darüber aufgenommene Protokoll enthält: 1. Tag und Stunde der Geburt des Säuglings, 2. Name und Wohnort des Vaters, 3. die Beschreibungen der Hautzeichnungen an den Fingern und Zehen, 4. die Beschreibung der von dem keimenden Haarwachsthum gebildeten Wirbel am Pericranium, je nach Zahl, ob einfach, oder doppelt auftretend, ob in der Mitte oder auf der Seite des Scheitels.

„Der in China uralte Gedanke, die Hautzeichnungen auf der Epidermis der Fingerspitzen zur Identification des Individuums auszunutzen, ist seit einer Reihe von Jahren in England durch Francis Galton mit Erfolg aufgenommen worden. Man kann den betreffenden chinesischen Ausdruck beim Dichter Su Tung-po, der im 11. Jahrhundert schrieb, nachweisen, wo vom „Schneckenmuster auf den Fingern" die Rede ist. Jeder Finger enthält nämlich ein bestimmtes Muster, entweder lo, d. i. „Schnecke", oder spiralförmig, oder als ch'i, d. i. „Sieb", oder parallel zurücklaufende Windungen bildend. Jede chinesische Mutter kennt die Fingerzeichnungen ihres Neugeborenen; denn das wenigen häufige Schneckenmuster bedeutet Glück wie bei uns die nur zeitweilig auftretenden weißen Stellen auf den Fingernägeln. Daß etwaige Muttermale nicht unbeachtet bleiben, gilt als selbstverständlich.

Für uns Europäer jedoch bilden die das ganze Volksleben beherrschenden gemeinnützigen Vereine insofern ein Hinderniß, als der Chinese immer geneigt sein wird, uns alle, ob wir nun Kaufleute, Beamte oder Missionäre sind, in dem Verdacht zu haben, als wollten wir ihnen das Christenthum aufzwingen, dessen Ueberlegenheit sie nun einmal angesichts ihrer vollständig religionslosen, praktischen Moral nicht anerkennen wollen. Von den Predigten der Missionäre, die dem im Christenthum aufgewachsenen Europäer leicht verständlich sind, versteht selbst der gebildete Chinese wohl kaum die Hälfte, und was er versteht, oft falsch. Dagegen kuchtet ihm die Art, wie der Verfasser jenes „Aufrufs" an das einfache Menschengefühl appellirt, viel mehr ein. Mit diesem Umstande müssen wir rechnen, wenn wir uns von den Schwierigkeiten, die das Vordringen des Christenthums in China bedeuten, eine Vorstellung machen wollen. Die Missionsgesellschaften in England und Amerika haben seit einigen Jahren das System verfolgt, ihre Anstrengungen durch Vermehrung ihrer Mannschaften zu verdoppeln. Wo früher nur ein Dutzend Missionäre zu wirken versuchte, werden jetzt Hunderte nun zum Theil recht jungen und unerfahrenen Leuten hinausgeschickt, ist ohne tiefere Geistesbildung, durch weiter nichts als Glaubenseifer ausgezeichnet. Dadurch wird die Sache nur geschadet. Der Widerstand gerade der Gebildeten, von denen man sagen kann, daß sie weder Buddhisten noch irgend etwas anderes sind, indem sie sich gegen alles, was über die einfachste bürgerliche Moral hinausgeht, ablehnend verhalten, wird dadurch nur um so mehr herausgefordert. Früher oder später sind von der pilzartigen Vermehrung des Missionspersonals schlimme Folgen zu erwarten." — Der Vortrag war durch die Anwesenheit J. k. H. Prinzessin Therese und durch lebhaften Beifall des überaus zahlreichen Publicums ausgezeichnet.

* **Tübingen.** Dr. Lenhossek, Prosector an der anatomischen Anstalt der Universität, ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Weimar.** Die Briefe Goethe's an Charlotte v. Stein sind von deren Erben, dem „Saale-Ztg." zufolge, für das Goethe-Schiller-Museum käuflich erworben worden. Der Kaufpreis beträgt 77,000 M. und ist von Verehrern Goethe's aufgebracht. Der Deutsche Kaiser hat dazu 7000 M. beigesteuert.

* **Leipzig.** Der zum Assistenzarzt des Prof. Dr. Trendelenburg, Privatdocent Dr. med. Karl Eigendrodt, wurde zum außerordentlichen Professor der medicinischen Facultät ernannt. — Der Professor der Astronomie und Director der Sternwarte, Dr. Heinrich Bruns, hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Berlin abgelehnt.

* **Göttingen.** Prof. Dr. Otto Wallach, der, wie seinerzeit mitgetheilt wurde, bei einer Explosion im Hörsaal des chemischen Institute erhebliche Verletzungen davontrug, ist soweit wieder hergestellt, daß er am 15. Jan. die Vorlesungen wieder aufnehmen konnte. Er wird jedoch für die nächste Zeit noch der Hülfe eines Assistenten beim Experimentiren bedürfen, da seine Hände noch nicht ganz geheilt sind.

* **Berlin.** Die Begründung einer „Bibliothek der Corporation der Berliner Buchhändler" ist hier im Werke. Die Bibliothek soll alles das sammeln, was für die Geschichte des Berliner Buchhandels von Interesse ist, und zwar alle auf einzelne Personen, sowie auf die Fachvereine bezüglichen Actenstücke u. s. w.

* **Königsberg.** Die nunmehr vom „Reichs-Anzeiger" angezeigte Ernennung des bisherigen ordentlichen Professors für Chirurgie an der Universität zu Utrecht Dr. Anton Frhrn. v. Eiselsberg zum ordentlichen Professor an der medicinischen Facultät unserer Universität wird von allen Seiten als eine besonders aussichtsreiche Wahl begrüßt. Prof. Eiselsberg, ein gebürtiger Oberösterreicher, steht jetzt im 36. Lebensjahr. 1884 an der Wiener Universität promovirt, wurde er 1887 Assistent bei Billroth, der ihn als einen der begabtesten und erfolgreichsten Mitarbeiter auf chirurgischem Gebiete schätzte. Eiselsberg hat sich in der wissenschaftlichen Welt namentlich durch seine bakteriologischen Studien einen Namen gemacht; doch ist er auch als kühner und geschickter Operateur bekannt, der die Billroth'sche Schule nun auch in Königsberg zu Ehren bringen wird.

* **Budapest.** Der Minister für Cultus und Unterricht gedenkt an der hiesigen Universität eine Lehrkanzel für Landwirthschaft zu systemisiren, und hat in dieser Hinsicht ein Reskript an den Senat der Universität gerichtet, er zum Studium dieser Frage eine Commission einsetzt hat.

* **St. Petersburg.** Die französische Akademie der Wissenschaften hat neuerdings dem Director des zoologischen Museums, Dr. Gustav Radde, für seine zoologischen Arbeiten den Tschichatschew-Preis zuerkannt, die holländische Geographische Gesellschaft hat ihn zum Ehrenmitgliede ernannt. — Die Vorschriften über die Promotionen an der militär-medicinischen Akademie in Petersburg werden erheblich verschärft. Es hat sich herausgestellt, daß die Akademie mehr Doctordiplome ertheilt hat als alle russischen medicinischen Facultäten. Die Prüfung war eine leere Förmlichkeit geworden.

Jahrgang 1896. München, Montag, 20. Januar. Nummer 15.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ueber Hans Baldung Grien. Von Robert Vischer. — Die Landfrage in den deutschen Schutzgebieten. III. (Schluß.) Von Karl v. Stengel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Hans Baldung Grien

(ca. 1475—1545).

Von Robert Vischer.

Unter den vielbewunderten Zeichnungen dieses altdeutschen Malers gibt es sehr zahlreiche Entwürfe zu Fensterwappen. Namentlich in Coburg befindet sich eine große Menge solcher „Risse“ Baldungs; und davon haben wir die meisten schon in jener unvergleichlichen Ausstellung gesehen, womit uns München im Jahr 1876 erfreute. Trotz Baldungs Monogramm — das freilich von anderer Hand beigesetzt ist — sind sie damals für Schweizer Arbeiten ausgegeben worden.[1])

Ueber diese Coburger Scheibenrisse Baldungs besitzen wir jetzt von Robert Stiassny eine gediegene Arbeit, die mehr Interesse verdient, als wohl mancher meinen könnte.[2])

Was die Vermerke von anderer Hand betrifft, so führt er uns auf eine Spur, die wahrscheinlich die rechte ist. Der gesammte Nachlaß von Kunstsachen Baldungs kam zunächst in Besitz des Malers Nikolaus Krämer, eines in Straßburg ansässigen Schwarzwälders aus Ettenheim (gest. 1553); und dann wurde er von dessen Wittwe verschenkt an Sebald Büheler, einen geborenen Straßburger, der die verschiedenen Berufsformen eines Stadtchronisten, Malers und Weinhändlers in sich vereinigte (1529—1595). Auch alles, was von Baldungs Entwürfen zu Fensterwappen noch in anderen Händen war, scheint Büheler allmählich an sich gebracht zu haben; und er war es wohl, der die Blätter mit dem Handzeichen Baldungs und den Stifternamen versah.

Das herzogliche Kupferstichcabinet auf der Veste Coburg besitzt außer den 39 Exemplaren, die in München ausgestellt waren, noch 12, also im ganzen 51. Davon bezeichnet Stiassny 44 als echte Zeichnungen Baldungs.

Unter den Männern, die sich von diesem berühmten Maler Wappen visiren ließen, um sie in Glasmalerei ausführen zu lassen, finden wir die angesehensten Patricier Straßburgs und die dortigen Domherren, die durchweg alten Dynastenhäusern entstammten und als die vornehmsten im Reiche galten, schwäbische und schweizerische Edelleute, die badischen Markgrafen, den Herzog Ulrich von Württemberg und dabei auch kaiserliche Hofbeamte (Ziegler und Stürzel). So darf der Verfasser Baldungs Wappenrisse ein „Stammbuch der altalamannischen Geschlechter“ nennen, deren Geschichte die Zimmer'sche Chronik erzählt. „Und da viele von diesen Blättern auf persönliche Bezüge des Meisters zu den Auftraggebern zurückweisen, so versetzen sie uns unmittelbar in seine örtliche und zeitliche Nähe. Dieser Localton, der so intim anmuthend auf den schlichten Blättern liegt, gibt ihnen neben ihrer heraldisch-genealogischen eine nicht zu unterschätzende biographische Bedeutung.“

Baldung ist um 1475 im Dorfe Weyersheim bei Straßburg geboren und, wie Stiassny feststellt, im Laufe des Jahres 1512 nach Freiburg i. Br. übersiedelt. Dort hatte er sein Hauptwerk, den Hochaltar des Münsters, zu malen und neben anderem auch für Kaiser Maximilian I. einige Blätter zu zeichnen in dem Diurnal, das dann nach Besançon verschlagen wurde und, wie vor ungefähr dreizehn Jahren Ad. Bayersdorfer entdeckt hat, zu dem berühmten, von A. Dürer, Cranach u. a. illustrirten Gebetbuche in der Münchener Bibliothek gehört. Im Jahr 1517 kehrte dann Baldung nach Straßburg zurück. Er starb daselbst im September 1545. Den Beinamen „Grien“ erhielt er, weil er sich in Grün zu kleiden liebte. Seine Familie stammte aus Gmünd in Schwaben, was auch das Einhorn seines eigenen Wappens anzeigt.

Er wird seinen ersten Kunstunterricht bei irgend einem oberrheinischen Nachfolger Schongauers erhalten und dann das Weitere auf seiner Wanderschaft gelernt haben. Seine Werke lassen auf den ersten Blick erkennen, daß er in einem nahen Verhältniß zu A. Dürer stand, der ihn ja auch in dem Tagebuch seiner niederländischen Reise erwähnt. Baldung besaß von ihm eine Haarlocke, die sich heute in der Wiener Akademie d. b. K. befindet. Aber auch Mathias Grünewald aus Aschaffenburg, der geheimnißvolle Vorgänger Rembrandts, scheint einigen Einfluß auf Baldung genommen zu haben. Er lebte in Mainz. Baldung konnte ihm also leicht begegnen. Seine Formenbehandlung, zum Theil auch seine Malweise und die Art seiner Phantastik lassen auf eine Fühlung mit ihm schließen. Aber er war doch zu stark bestimmt von der Schongauer'schen Liniensprache und zu eng mit A. Dürer verbunden, als daß die Eindrücke der wundersamen Farbenkunst Grünewalds vermocht hätten, tiefer und nachhaltiger auf ihn zu wirken.

Nur auf sechs Blättern der Coburger Collection von Scheibenrissen Baldungs finden sich Daten. Sie gestatten aber seine Entwicklung durch dreißig Jahre hin zu verfolgen; und in manchem Falle gewähren die biographischen Nachrichten über den Wappeninhaber einen Schluß auf die Zeit der Entstehung. Dabei thut aber Vorsicht noth, denn die Bestellung erfolgte oft erst lang nach des Wappeninhabers Tod.

Die meisten von diesen Zeichnungen entstanden erst in den späteren Jahren des Künstlers. In Folge der Reformation hatte er damals nur noch selten Altarbilder zu malen. Um so willkommener mochte ihm die Erwerbsquelle sein, woraus er mit den Glasmalern schöpfen durfte. Und als Zeichner ersten Ranges war er ja vortrefflich dazu geeignet, die „Läze“ der Helmdecke so recht nach

[1]) Im zweiten Theil des Ausstellungskatalogs von Dr. Kuhn, S. 300 u. 303.

[2]) Wappenzeichnungen Hans Baldung Griens in Coburg, ein Beitrag zur Biographie des oberrheinischen Meisters, mit 16 Tafeln in Autotypie. Wien 1895 (64 S. 8°).

Herzenswunsch zu rollen und auszuzaddeln; er leistete Mustergültiges in der heraldischen Rhythmik.

Ueber das Wappen, das seiner örtlichen Bestimmung nach immer (gegen den Altar) orientirt ist, stellt er gern einen Schildhalter, oder eine Schildjungfer, oder beide einander gegenüber; zur Abwechslung auch einmal ein Paar Posaunenengelein (nach Dürer), oder Greifen, Löwen. Das Gehäus („gehus"), d. h. das Rahmenwerk des Ganzen, behandelt er gleich andern meist als Pfeiler- oder Säulenarcade im Stil deutscher Renaissance, später als Prachtportal oder offene Halle und zwar, übereinstimmend mit der seitlichen Richtung des Wappens, in perspectivisch verschobener Ansicht.

Man sieht hieran: sein Verständniß für die Formen der italienischen Tektonik („wälsch Ding") und ihren, wesentlich nach optischen Gesetzen angeordneten Flächenschmuck wurde erst in seinen späteren Jahren etwas heller. Er hatte noch zu große Freude am energischen Ausprägen der Einzelheiten und konnte sich deßhalb mit dem fremden Geiste der Renaissance nicht so bald und nicht so ganz vertraulich einlassen.

Den Uebergang zur rechteckigen Form der Scheibe vermitteln ikonische Zwickel oder Kopfstücke; „Oberbildchen", wie M. Heyne sagt. Sie bestehen meist aus Engelkindern, kranzhaltenden Mädchen oder aus sittenbildlichen Scenen, Vorstellungen von Waidwerk, „Buolschaft", Ringen, Turnieren, Kegeln, Brettspiel. Die Fußtafel ist bestimmt zur Aufnahme des „Titulus" (der Widmung mit dem Stifternamen).

Bei der Werthschätzung von Entwürfen zu „geschmelzten Wappen" ist immer in Anschlag zu bringen, daß sie für den Glasmaler („Schmelzer")[1] und auf Fernsicht berechnet sind. Die Unmittelbarkeit des künstlerischen Ausdrucks wird dadurch beeinträchtigt, daß die Ausführung Sache eines andern und daß auf dessen besondere Mittel in der Art der Zeichnung Rücksicht zu nehmen ist. Der Umriß muß daher handfest und bündig und das Ganze auf strahlende Farbenpracht angelegt sein. Sodann ist immer der im wesentlichen ornamentale Zweck zu bedenken. Solch ein Wappen hat ja vor allem die Bedeutung eines Zierstücks, eines Gegenstandes der Raum-Ausstattung. Der Wappenzeichner bleibt auf das vorgeschriebene Schema und auf die gegebenen Bestandtheile der jeweiligen Aufgabe angewiesen; er muß und will dem allgemein herrschenden Stil seiner Zeit und den besonderen Anforderungen des Glasmalers entsprechen. Dabei ergeht er sich zwar mit relativer Freiheit in gewissen Liniencharakteren, die ihm persönlich zusagen; aber sie sind in der Hauptsache formaler Natur; und was er dabei von Bildlichem hinzufügt, muß sich doch dem heraldischen Formalismus fügen oder unterordnen. So ist das Wappenoisiren etwas halb Decoratives, Kunstgewerbliches und sehr eng an die Convention gebunden. Aber das hat ja auch sein Gutes. Und ein wahrer Künstler kann doch Vortreffliches darin leisten. Wenn Baldungs Wappenrisse aus den genannten Gründen an lebensvoller Frische hinter seinen übrigen Handzeichnungen zurückstehen, so sind sie „doch voll und ganz das, was sie sein sollen, und niemals untreu dem goldenen Boden des Handwerks, für das sie geschaffen wurden. — Durch Mannichfaltigkeit der Anordnung, glückliche Raumbenutzung und originelle Behandlung des Beiwerks weiß er des an sich einförmigen Stoffs Herr zu werden, ihm künstlerischen Spielraum abzugewinnen. Mit sicherem Stilgefühl geht er auf die Bedingungen der Technik ein. Durch Klarheit der Silhouette und beständige Rücksichtnahme auf den malerischen Effect arbeitet er dem Glasmaler in die Hände." Geräth ihm mitunter das Einzelne zu schwer, so hat er das überhaupt mit seinen Landsleuten gemein. Manche seiner Wappen erscheinen zu massig. Andere dagegen wieder zu leer. — Und das Schwanken zwischen diesen Extremen, möchte ich hinzusetzen, ist bezeichnend für seine Kunst. Reiche, tief in sich verschlungene Vielgestalt liegt ihm im Sinn, wie jedem deutschen Künstler jener Zeit. Und doch geht er auch schon auf eine freie, stattliche Wirkung aus. Aber da er so sehr sich gewöhnt, das zu Machende für sich zu nehmen und dabei von der Natur abzusehen, so verliert er sich zuweilen in eine gewisse Kahlheit des Dargestellten. Er scheint überhaupt mit ungleicher Laune gearbeitet zu haben, wie bereits von Eisenmann gezeigt ist.

Die „figürlichen" — soll heißen: ikonischen, bildmäßigen Beigaben in Baldungs Wappen „sind nicht immer richtig gezeichnet, aber aus einem Guß, von großem Zuschnitt und markigem Gepräge." Weibliche Gestalten, namentlich nackte, behandelt er oft malerisch weich. — Wir können in seinen Zeichnungen überhaupt einen zarteren Kielfeder- und einen breiten, saftigen, zuweilen auch borstigen Rohrfeder-Vortrag unterscheiden, wobei wir in dem einen Fall an Radirungen mit der Nadel, im anderen an Holzschnitte erinnert werden. Die markige Factur stimmt vortrefflich zu seinen herbstfrischen Waidmännern und wetterharten Landsknechten.

Neben Dürer, Altdorfer, Wechtlin u. a. bringt Baldung gern schalkhafte Engelkinder in seinen Bildern an und so auch in seinen Wappenrissen — „Musikbüblein" nennt sie Stiassny einmal nach Gottfried Kellers sieben Legenden. — Sie gelingen Baldung in seinen vierziger Jahren besonders erfreulich. Unter seiner alternden Hand hingegen nehmen sie dann ein etwas überkluges und manierirtes Wesen an.

Stiassny, dem wir auch sonst werthvolle Beiträge über diesen Künstler verdanken,[1] hat sich die Mühe genommen, die Coburger Blätter und noch dreizehn in anderen Sammlungen sowohl heraldisch-genealogisch als kunsthistorisch zu untersuchen. Das lag im Wesen seines Stoffs. Gibt es von Baldung doch an die 120 Wappenrisse, die weitaus die größte Gruppe in seinem Gesammtwerke bilden. Wer ihm näher kommen will, muß sich, wohl oder übel, auch in diesem Grenzgebiet umthun. Dies war hier also nothwendig. Es hatte aber auch guten Erfolg. Jede Nummer der Arbeit Stiassny's bringt auch biographische und kunstkritische Nachweise. Wenn einer den localhistorischen Hintergrund zu einem Bilde vom Leben und Schaffen Baldungs ausmalen wollte, so würde er da fast alles Nöthige beisammen finden. Und überall ist es doch der Kunstforscher, der uns an diesen Helm- und Schildwundern vorüberführt; überall prüft er sorgsam die Echtheit, sucht er das Formgepräge in sein eigenes Wesen zu verfolgen. Man gewinnt den Eindruck, daß hier ein pünktlicher Wardein sein sauber und nach den Regeln der Scheidekunst den wahren Gehalt an Edelmetall controlirt, daß er das nöthige Probirgezähe besitzt, den Hammer, die Capelle mit der Muffel, das Kornzänglein, die zarte Unzen- und Gräneuwage im Gehäus, den Streichstein, die Goldnadel, und damit umgeht, wie sich's gehört. Und so ist denn das Ergebniß ein ganz anderes, als mancher auf den ersten Blick erwarten könnte. Die künstlerische Reihenfolge der Werke Baldungs ist nun um ein Gutes heller geworden; wir können jetzt die verschiedenen Entwicklungsstufen seiner Kunst besser unterscheiden.

Wer sich heute mit ihm beschäftigt, genießt freilich den Vortheil, daß er sich auf dem Grund bewegen kann, den Eisenmann mit seiner vorzüglichen Arbeit über diesen Meister gelegt hat.[2] Aber manche Fährte gilt es noch weiter zu

[1] Der die Schmelzfarben, d. h. Glasflußfarben, auf die Glastafeln malt und einbrennt.

[1] S. seine „Baldung-Studien" in der Kunstchronik, N. F. V, Nr. 7 u. VI, Nr. 20 u. 21.

[2] Im zweiten Bande des von Jul. Meyer herausgegebenen Künstler-Lexikons, S. 613 ff.

Digitized by Google

verfolgen. Und Stiassny hat inzwischen doch wieder so vieles Neue gebracht, daß auf einen recht werthvollen Schlußertrag seiner Studien zu hoffen ist. —

Eine Frage für sich bilden die durchgehenden Grundmotive.

Baldung gehört zu den Meistern, an deren Werken besonders klar wird, daß die deutsche Kunst der spätgothischen Periode nicht nur eine gegenständliche Vorliebe für heraldischen Schmuck hatte, sondern daß sie zugleich an sich in der Art ihrer Darstellung, in ihrem Stil etwas Ornamentives, ja man kann sogar sagen Heraldisches, annahm und diesen Zug auch auf das Bild des Lebens übertrug.[1]) Die graphischen Coloraturen in den reichen Curvenrhythmen der gerollten und aufgeblätterten Helmdecke finden sich mutatis mutandis wieder in der contrapunktischen Methode, womit von Menschen ein Bild gegeben wird. Wie gern läßt Baldung die Locken flattern! Wie begierig ist er darauf aus, den Mantel des hl. Christophorus zu lüften und gleich einer Wolke an seiner Schulter schweben zu lassen! Bezeichnend ist auch der ausgerissene Baum, den er ihm umgekehrt in die Hand gibt, so daß den Obertheil das wirre Wurzelwerk bildet; und das flatternde und im Winde spielende Gewand seiner Lucretia und seines Bechermädchens. Ferner betrachte man darauf hin sein Bild der Klage um den todten Heiland in Holzschnitt. Zu Häupten dieser tiefgebeugten Gruppe jammert eine Magdalena mit reich ausgelocktem Haar und die Arme weit ausgebreitet. In dem genannten stilkritischen Sinne haben wir an dieser Gestalt ein Analogon des prachtmäßigen Adlers über dem Wappen, das Stiassny unter der Nummer XI. mittheilt. Ein ziemlich heraldisches Individuum unter den Skizzen Baldungs ist auch der Kentaur, der, Amor auf dem Rücken, in ohnmächtiger Phantasiewuth seine Keule schwingt.

Wir verdanken eine fast alles umfassende Publication seiner Handzeichnungen dem anerkennenswerthen Eifer, womit sich ihm G. v. Térey widmet.[2]) Nun können wir uns mit Baldung vollends ganz vertraut machen. Wenn sich der Herausgeber in einigen Fällen irrt, so wollen wir ihm das nicht zu hart anrechnen. Nach Verflug des Fiebers, das ihn wie jeden Sammler gepackt zu haben scheint, wird er wohl von selbst einsehen, was in diesem gehäuften Schatz zweifelhaftes, verwerfliches Probirgut ist und im Schmelztiegel erneuter Kritik schwerlich sich bewähren würde. Einstweilen halten wir uns an das fraglos Originale.

Im Anblick dieser Blätter spürt man ganz, wie Baldungs heraldisches Stilisiren modificirt wird von der Empfindung, die sich mit der Federtechnik verbindet, wie sich hier sein Nerv für die Ausdrücklichkeit der Umrisse in ganz eigener Weise beschwingt. Es liegt ein wahres Labsal in dem kraftvollen Spiel der Linien, die so frisch hingeschrieben, so frei gezogen sind, ein Vollgenuß der Form im Verein der parallelen und gekreuzten Strichlagen, die dem Auf und Nieder der Binnencontouren so wohlig sich nachwinden.

Wen aber so sehr das Behagen ergreift, mit der Feder schwungvolle Bögen und Schnörkel über das Papier hinzuführen, geräth hiebei leicht und unversehens in ein gewisses Uebertreiben hinein, in eine Art von selbstherrlicher Schwelgerei. So bildet sich das schreibemäßige Heraldisiren aus.

Dazu kommt nun bei Baldung — und zwar, wie sich von selbst versteht, wieder in eigener Prägung — noch ein anderer und wohl etwas älterer Zug der Spätgothik, nämlich ihre Freude an Ecken, an widerholten Absprüngen von der Richtung, an mancherlei Unterbrüchen des Zusammenhangs. Und auch im Bilde bedarf sie beim Figuriren, Modulirеn und Rhythmisiren ihres contrapunktischen Satzbaues ebenso sehr der Entzweiung in starken Abständen, mehrfachen Gegenformen, der Unruhe des kurzen, gestoßenen Staccato, der schroffen Wendungen im Zickzack, wie des zügigen Schwungs, der elastischen Curve, des geschleiften Ligato, Crescendo, Decrescendo, der krausen Ringelung, und dabei findet sie wichtige Anreize in der Bearbeitung des Holzes, aus dessen Sprödigkeit sie eine Tugend macht (im Holzschnitt nämlich und in der Bildschnitzerei). Mit einem ganz eigensinnigen Nachdruck, der oft so stark wird, daß er die Einheit stört und die Wahrheit beleidigt, zeichnet auch Baldung Gelenke, Kniee, Ellbogen, Winkelfalten im Gewande, derselbe, der sonst so stattlich die Formen zu runden und die Linien so flott hinzuschweifen versteht. Auch diese störrische Seite seines Manierismus mag zum Theil bestärkt worden sein durch das viele Federzeichnen, wobei man so keck drauf losfahren kann.

Aber die Laune, wie sie hier an der Leichtigkeit der Procedur sich entbindet, führt andrerseits wieder zu einer gewissen Lockerung der Linienstrenge, zu einer gewissen Nachlässigkeit, die zwar von dem festen Gesetz der organischen Form zu leicht hinwegspielt, aber dafür geeignet ist, der malerischen Unbestimmtheit im Geschauten zu entsprechen. Zugleich erfährt der graphische Vortrag Baldungs, wie anderer oberdeutscher Meister seiner Zeit, eine beträchtliche Erweichung und Erbreiterung durch den aufkommenden Brauch, die Schatten zum Theil zu laviren, und durch die zunehmende Freude an „Helldunkelblättern", worin die Lichter in weißer Farbe mit dem Pinsel aufgetragen werden. So entwickelt sich in dieser handfreien Technik bei aller Bedeutung des Linearen doch eine eigene Licht- und Schattenpoesie, eine eigene rauhmilde Gemüthlichkeit in der Beschreibung von Bäumen, Astmoosen u. dgl., eine eigene Waldromantik, ein urdeutscher Sagen- und Märchenstil; und Baldung hat hieran seinen Antheil, obgleich in seinen Skizzen der Baumschlag oft etwas knollig ausfällt.

Zu alldem kommt endlich noch, daß sich mit diesen echt nordischen Eigenschaften seiner Kunst höchst abenteuerlich das ganz andere Formengefühl der Renaissance vermählt, ein Streben nach satter Pracht und freier Großheit, worin er seine Genossen erstaunlich überholt. Nicht häufig, aber auch nicht allzu selten, tritt er hervor aus dem spätgothischen Dickicht und gelangt in die Nähe des hohen Stils, jenes überwältigenden Vorzugs der Italiener. Aber er hält gleichwohl dabei noch vieles fest von dem, was er mit den Seinigen gemein hat; in diese freien Lichtungen begleiten ihn, bald mehr hervor-, bald mehr zurücktretend, doch wieder gewisse Züge des biderben und zunftgerechten Wesens, wie es einem oberdeutschen Reichsstädter jener Zeit zu eigen war, bisweilen auch eine gespreizte Gröblichkeit, ein manierirte Unmanier. Und mitten im Anlauf zum Großen verführt ihn die Freude am Formschreiben über die Grenzen seines Gehalts hinaus, so daß es nun äußerlich und gemacht erscheint. — Alle Kunst ist ja in gewissem Sinn eine Abstraction von der Wirklichkeit. Aber wem das Zeichnen überhaupt schon eine solche Lust, der Umriß schon an sich eine solche Welt von Gefühlswandlungen ist, der abstrahirt leicht ein wenig zu sehr von dem, was er zeichnet. Und so sind manche Zeichnungen und Gemälde von Baldung doch etwas flach und leer und manche seiner kleinen Bücherillustrationen in Holzschnitt allzu faustmäßig auf die einfachste Formel gebracht; so kann er sich an Frische und Intensität des Lebensgefühls, an Treffsicherheit[1]) der Hand nicht messen mit A. Dürer, dem er doch überlegen ist durch seinen Sinn für die nackte Wohlgestalt.

[1]) Eingehenderes darüber in meinen „Studien zur Kunstgeschichte", Stuttgart 1886, S. 163 ff.

[2]) Die Handzeichnungen des H. Baldung, gen. Grien, in Originalgröße u. Lichtdruck. Nachbildungen nach den Originalen in Basel, Berlin ꝛc., mit Unterstützung der Regierung von Elsaß-Lothringen und der Stadt Straßburg. Ebenda, Heitz u. Mündel, 1894, 95.

[1]) Vgl. Eisenmann l. c.

Es ist schwer, es näher mit Worten zu sagen, wodurch sich Baldung als Zeichner von Dürer unterscheidet und von Wechtlin, Altdorfer, Wolf Huber, Urs Graf, Manuel Deutsch, Hans Leu u. a. Aber ein Biograph Baldungs hat sich diese Aufgabe zu stellen.

Und daran knüpfen sich dann die anderen Fragen: Wie läßt Baldung seine Menschen sich halten und bewegen? Wie gruppirt er sie? Wie fügt er sie in den Raum? Es ist Zeit, daß die Kunsthistoriker auch wieder mehr die Composition ins Auge fassen.

Ein eigenes Capitel würde Baldungs Phantasie verdienen. Und einen eigenen Abschnitt hierin seine urmächtige Phantastik. Ich brauche das Wort selbstverständlich im guten Sinn. Die Zeit ist ja vorbei, wo man meinte, es sei der Phantasie nicht vergönnt, frei mythisirend in ihrem eigenen Elemente zu schwärmen und auch in die dunklen Tiefen zu dringen. Baldung beweist aus dem Vollen, daß man es recht wohl kann und darf; gerade darin erprobt sich seine Kraftnatur. Bekanntlich hat er sein Bestes in wild gewaltigen Allegorien der „Eitelkeit" und Hexenbildern geleistet.

Diese Paraphrasen der Todespoesien, der Pestschrecken und Wahnvorstellungen der Zeit offenbaren, wie seltsam in Baldungs Innenwelt die kirchliche Verneinung des Lebens und der bejahende Ruf der Renaissance durcheinander tönen. Der Tod zeigt uns höhnisch die liebe Sinnlichkeit, wie sie nackt ihr Haar kämmt. Er faßt und küßt sie; jetzt fällt sie ihm zur Beute. Aber wie herrlich ist ihr Wuchs, wie zeitbesiegend schön! In diesem Anblick wird der Tod Leben und — verwandelt sich in den Künstler selbst.

Zum Größten von Baldung gehört aber auch ein Holzschnitt, worauf wir den Leichnam Christi von Engelein zum Himmel emporgetragen sehen. Gleich einem verlassenen Kahn in der weiten, wogenden See, gleich einer Wasserleiche schwankt seine Last durch den Aether. Sie ist den kleinen Burschen offenbar schwer. Der Oberkörper bekommt vermöge seiner größeren Masse etwas Uebergewicht, so daß er erschütternd zurücksinkt und die starr ausgestreckten Beine seltsam aufragend voranfahren. In der Himmelsferne begrüßt ihn mit ausgebreiteten Vaterarmen Gott; und ein wimmelndes Rudel von Engelein eilt ihm durch eine Lichtgasse entgegen, die aus der Glorie des Allerhöchsten herabführt. Dieses schlichte Blatt hat eine tief ergreifende Traumwahrheit. Der Mann, von dem das gezeichnet ist, vereinigt hier in seltenem Einklang die strengen Züge tragischer Erhabenheit mit dem treuherzigen Blicke des Gemüths.

Die Landfrage in den deutschen Schutzgebieten.

Von Karl v. Stengel.

III. (Schluß.)

Die vorstehenden Ausführungen haben ergeben, daß das Reich die Regelung der Rechtsverhältnisse des Grundbesitzes in allen Schutzgebieten in Angriff genommen und theilweise auch durchgeführt hat. Es handelte sich dabei einmal um die Beantwortung der auf das herrenlose Land bezüglichen Fragen und dann um die Vorschriften, nach welchen die in Privateigenthum stehenden Grundstücke erworben und veräußert, bezw. belastet werden können. In der letzteren Beziehung lag die Sache insofern einfach, als man in den Schutzgebieten die bezüglichen Vorschriften des preußischen Rechts mit den durch die besonderen Verhältnisse der Colonien gebotenen Modificationen für anwendbar erklären konnte, da die Einrichtung öffentlicher Grundbücher und das Princip, daß Veränderungen in den Eigenthumsverhältnissen unbeweglicher Sachen und die dingliche Belastung solcher Sachen nur durch die Auflassung, bezw. die Einschreibung im Grundbuch bewirkt werden können, auch in den Schutzgebieten im Interesse der Sicherheit des Immobiliarverkehrs und Immobiliarcredits geboten erscheint. Bei der Wichtigkeit, welche gerade in Colonien die Sicherheit und Ordnung des Immobiliarverkehrs hat, sind derartige Einrichtungen noch nothwendiger als im Mutterlande. Deßhalb ist man auch in England und Frankreich, wo man das deutsche Grundbuchsystem nicht hat, auf die Einrichtung der sog. Act Torrens verfallen, die gewissermaßen einen Ersatz desselben bilden soll. Diese Einrichtung, welche nach ihrem Erfinder, einem höheren englischen Colonialbeamten, genannt ist und zuerst in den australischen Colonien zur Geltung gelangte, im Jahre 1885 aber von den Franzosen auch in Tunis eingeführt wurde, besteht darin, daß der Eigenthümer einen Plan seines Grundstücks anfertigen läßt, dann in ein von der Behörde festgestelltes Formular die Rechtsverhältnisse des Grundstücks einschließlich der auf demselben ruhenden Lasten einträgt und Plan und Beschreibung der zuständigen Behörde einreicht, welche sodann ein Aufgebotsverfahren einleitet. Fällt das Aufgebotsverfahren zu gunsten des Eigenthümers aus, so ist sein Eigenthum unanfechtbar, die Behörde trägt den Titel in ein öffentliches Buch ein und ertheilt dem Eigenthümer eine sein Eigenthumsrecht, sowie die auf seinem Grundstücke ruhenden Lasten ausweisende Bescheinigung. Will der Eigenthümer sein Grundstück veräußern, so braucht er bloß die Veräußerung auf der Rückseite der Bescheinigung zu bemerken, diese Bemerkung mit zwei Zeugen zu unterzeichnen und die Urkunde dem Erwerber zu übergeben, der den Kauf in das öffentliche Register eintragen und sich eine neue Bescheinigung ertheilen läßt.

In ähnlicher Weise wird bei Errichtung von Hypotheken verfahren, die ebenfalls im öffentlichen Register vorgemerkt werden. Das System der Act Torrens soll also, wie gesagt, das deutsche Grundbuch- und Hypothekensystem ersetzen. Es bedarf aber keiner besonderen Hervorhebung, daß gegenüber dem deutschen Rechte das System der Act Torrens immerhin noch recht mangelhaft ist, und daß daher kein Anlaß bestand, in den deutschen Schutzgebieten auf dieses System zu greifen.

Was sodann die Regelung der Rechtsverhältnisse am herrenlosen Lande, bezw. dem von Eingeborenen in Besitz genommenen oder beanspruchten Grund und Boden anlangt, so sind in allen Schutzgebieten Vorschriften erlassen worden, wonach Verträge mit Eingeborenen über Eigenthum oder sonstige Rechte an unbeweglichen Sachen der behördlichen Genehmigung unterliegen und diejenigen, welche vor der deutschen Besitzergreifung durch Rechtsgeschäfte mit Eingeborenen Land erworben zu haben behaupten, gezwungen wurden, ihre Ansprüche bei den colonialen Behörden behufs Prüfung auf ihre Rechtsbeständigkeit innerhalb einer bestimmten Frist anzumelden. Diese Maßregel hatte den Zweck, zu verhindern, daß Landspeculanten sich in den Besitz großer Landstrecken setzten, indem sie sich auf mit Eingeborenen abgeschlossene Rechtsgeschäfte stützten, während in Wirklichkeit die Eingeborenen die Tragweite der mit den Europäern getroffenen Abmachungen gar nicht erfaßt hatten oder zur Verfügung über die betreffenden Grundstücke gar nicht befugt waren.

Eine weitere, und zwar die wichtigste Maßregel war sodann, daß die Reichsregierung sich die Besitzergreifung herrenlosen Landes selbst vorbehielt, bezw. dasselbe zum Kronland erklärte, oder das ausschließliche Occupationsrecht einer Colonialgesellschaft verlieh.

Nachdem durch die erwähnten Vorschriften der Grundsatz feststeht, daß das herrenlose Land in den Schutzgebieten nicht dem freien Occupationsrecht eines jeden überlassen

Digitized by Google

ist, sondern die Regierung sich das Recht vorbehalten hat, über dasselbe zu verfügen, wirft sich die weitere Frage auf, inwieweit der Grundbesitz in den einzelnen Schutzgebieten als herrenlos zu betrachten ist, bezw. in welchem Umfange Ansprüche der Eingeborenen auf den Grund und Boden anzuerkennen sind. Die Beantwortung dieser Frage ist deßhalb besonders schwierig, weil die Kenntniß der Rechtsgewohnheiten und Rechtsanschauungen der Eingeborenen unsrer Schutzgebiete noch ziemlich mangelhaft ist, der Begriff des Eigenthums, sei es des Gemeineigenthums, sei es des Privateigenthums, wohl nur bei den wenigsten der eingeborenen Stämme sich zu einer gewissen Bestimmtheit entwickelt hat und eine zu weitgehende Anerkennung allgemeiner und nicht hinreichend begründeter Ansprüche der Eingeborenen auf den Grund und Boden der wirthschaftlichen Entwicklung unsrer Colonien im höchsten Grade schädlich sein würde. Es ist vielmehr von dem Standpunkte auszugehen, daß nur da Ansprüche der Eingeborenen anzuerkennen sind, wo ein klar ausgebildetes Eigenthums- oder Besitzrecht nach der Anschauung des betreffenden Stammes auf bestimmte Grundstücke besteht. Eventuell wird ein solches Recht auf die von den Eingeborenen bebauten, bewohnten oder sonst in Benutzung genommenen Grundstücke anzuerkennen sein. Aeußersten Falles wird man den Eingeborenen Landstrecken anweisen müssen, die ausreichend sind, um ihnen den nöthigsten Unterhalt zu gewähren, wie das auch in der kaiserlichen Verordnung vom 26. November 1895 für Ostafrika vorgesehen ist.

Selbstverständlicherweise liegen in dieser Beziehung die Dinge in den einzelnen Schutzgebieten sehr verschieden. Wo, wie im östlichen Theile von Deutsch-Ostafrika, eine verhältnißmäßig dichte, schon seit längerer Zeit seßhafte Bevölkerung wohnt, wird es sich vor allem darum handeln, festzustellen, in welchem Umfange die Rechtsordnung der Eingeborenen feste Besitz- und Eigenthumsrechte an Grund und Boden kennt, da es sich unter allen Umständen empfiehlt, auf die Rechtsanschauungen der Eingeborenen thunlichst Rücksicht zu nehmen. In anderen Gebieten, wie z. B. in Südwestafrika, wo hauptsächlich nomadenhafte Stämme in Frage kommen, denen der Begriff des Privateigenthums am Grund und Boden kaum bekannt sein dürfte, wird es genügen, wenn die Regierung den einzelnen Stämmen gewisse genau abgegrenzte Gebiete zu ihrem Unterhalte anweist, alles übrige Land aber als herrenlos, bezw. Kronland erklärt.

Bisher ist in Bezug auf die Feststellung des Umfangs des herrenlosen Landes noch wenig geschehen, auch die in der oben erwähnten Anweisung der Neu-Guinea-Compagnie vom 10. August 1887 enthaltene Vorschrift, daß bei der Besitznahme herrenlosen Landes zu untersuchen ist, ob das betreffende Grundstück von Eingeborenen angebaut oder benützt, oder mit üblichen Bezeichnungen als einem Einzelnen oder einer Gemeinschaft gehörig versehen ist, genügt nicht. Es werden vielmehr vor allem die in dieser Beziehung bestehenden Rechtsanschauungen der einzelnen Stämme möglichst genau festzustellen sein.

Ergeben die anzustellenden Erhebungen, daß manche Stämme zum Begriffe des Eigenthums überhaupt noch nicht gelangt sind, so hat die Regierung freie Hand, zu bestimmen, inwieweit Rechte der Eingeborenen auf Grund und Boden überhaupt anzuerkennen sind. Aber auch da, wo sich der Begriff des Gemeineigenthums oder Privateigenthums schon entwickelt hat, besteht kein Anlaß, zu weit gehenden Ansprüchen der Eingeborenen nachzugeben. Handelt es sich doch in letzter Linie darum, das Land in den Colonien in weitestem Umfange der Cultur zuzuführen. Dieses Ziel kann aber nicht dadurch erreicht werden, daß man den Eingeborenen weite Landstrecken überläßt, die sie zu cultiviren weder in der Lage, noch gesonnen sind. Die Regierung wird daher schon bei der Feststellung des Umfangs des herrenlosen Landes gezwungen sein, regelnd in die Grundbesitzverhältnisse der Eingeborenen einzugreifen.

Außerdem wird auch die Regierung den Eingeborenen über den Grundbesitz keine durchaus freie Verfügung einräumen können, der als in deren Besitz oder Eigenthum stehend betrachtet wird. Nach wie vor wird die behördliche Genehmigung der Verträge mit Eingeborenen vorzubehalten sein; die Gründe, welche eine derartige Bevormundung der Eingeborenen veranlaßt haben, bestehen auch nach Ausscheidung des herrenlosen Landes fort. Deßhalb hat auch die Verordnung vom 26. November 1895 die Vorschrift, daß die Ueberlassung von Grundstücken von seiten der Eingeborenen an Nichteingeborene der behördlichen Genehmigung unterliege, aufrecht erhalten.

Ist für die einzelnen Schutzgebiete festgestellt, was als herrenloses Land, bezw. Kronland zu betrachten ist, so wirft sich eine zweite wichtige Frage auf, in welcher Weise das Kronland nutzbar zu machen ist. Daß weder die Regierung, noch die mit ausschließlichem Occupationsrechte ausgestatteten Colonialgesellschaften alles ihnen zur Verfügung stehende Land zu behalten und selbst zu benützen vermögen, ist klar; es wird daher zum größten Theile an Privatpersonen zu veräußern oder in irgend welcher Form, z. B. der sehr zu empfehlenden Erbpacht, zu verleihen sein. Die Regierung wird dabei in der Lage sein, mitunter auch capitalkräftigen Gesellschaften größere Grundcomplexe zur Weiterveräußerung und Parcellirung zu überlassen, wie dies z. B. vor kurzem gegenüber der Siedelungsgesellschaft für Südwestafrika geschah. Freilich ist dabei zu wünschen, daß in solchen Fällen sich das Beispiel der Damaraland-Concession nicht wiederholt, durch welche die Regierung in fast verschwenderischer Weise einer englischen Gesellschaft die umfassendste Bergbau-, Eisenbahn- und Landberechtigung gegen kaum nennenswerthe Leistungen überlassen hat.

Im übrigen wird auch in dieser Beziehung in den einzelnen Schutzgebieten verschieden vorzugehen sein; namentlich wird es darauf ankommen, ob das betreffende Gebiet zu einer Ansiedelungscolonie geeignet ist oder nicht. Unter allen Umständen wird die Colonialverwaltung in allen Schutzgebieten für eine möglichst rasche, theilweise schon in Angriff genommene Vermessung des Landes zu sorgen haben und möglichst bald diejenigen Bestandtheile des Kronlandes bezeichnen müssen, die, wie z. B. die Waldungen, an Private nicht veräußert werden, was auch in der Verordnung vom 26. November 1895 bezüglich Deutsch-Ostafrika's geschehen ist.

Schließlich ist nur noch darauf hinzuweisen, daß die Einnahmen aus der Veräußerung, bezw. Verwerthung des Kronlandes selbstverständlich den betreffenden Schutzgebieten zugehen; daß diese Einnahmen mit der fortschreitenden wirthschaftlichen Entwicklung der Schutzgebiete sehr beträchtlich sein werden, ist ganz zweifellos und beweisen die Erfahrungen in fremden Colonien, wenn nur die Colonialverwaltung hiebei einigermaßen vernünftig verfährt und das Land nicht geradezu verschenkt.

In dem jetzt abgelaufenen ersten Jahrzehnt einer activen Colonialpolitik handelte es sich zunächst darum, daß das Deutsche Reich von bisher völkerrechtlich herrenlosen Gebieten Besitz ergriff und daß die deutschen Interessensphären gegen die Colonien und Interessensphären anderer Colonialmächte abgegrenzt wurden. Diese Abgrenzung ist jetzt im wesentlichen beendigt. Nunmehr tritt an die deutsche Colonialverwaltung die weitere, viel schwierigere Aufgabe heran, in den deutschen Interessensphären allenthalben die deutsche Herrschaft, namentlich den eingeborenen Stämmen gegenüber, zur Geltung zu bringen und dieselben aus bloßen Interessensphären zu wirklichen Colonien zu machen. Hand in Hand

damit müssen Maßregeln gehen, die darauf abzielen, die deutschen Colonien der Cultur zuzuführen und sie für das Deutsche Reich und das deutsche Volk nutzbar zu machen. Die Initiative zu diesen Maßregeln muß in der Hauptsache von der Regierung ausgehen. Das deutsche Capital wird sich erst dann energischer den colonialen Unternehmungen zuwenden, wenn es überzeugt ist, daß die an der Spitze der colonialen Verwaltung befindlichen Männer den colonialen Angelegenheiten nicht kühl gegenüberstehen, sondern alles thun, um die Entwicklung der Schutzgebiete zu fördern.

Zu den wichtigsten dieser Maßregeln gehört aber, wie schon eingangs erwähnt, die Regelung der Verhältnisse des Grundbesitzes in den Schutzgebieten. Es ist sehr zu begrüßen, daß in dieser Beziehung wenigstens die Grundsätze festgestellt und die Grundlagen geschaffen sind, und daß die Regierung jetzt die Absicht bekundet, energisch an die Lösung der verschiedenen hier in Betracht kommenden Fragen zu gehen. Möge sie auf diesem wichtigen Gebiete der inneren Colonialpolitik eine glücklichere Hand zeigen, als sie auf manchen Punkten der äußeren Colonialpolitik gehabt hat!

Mittheilungen und Nachrichten.

R. E. **Die Grundprobleme der Philosophie kritisch dargestellt und zu lösen versucht von Ilurin Socolin.** Bern, J. Bech-Zeller 1895. — Verfasser gibt uns das Programm einer Weltanschauung, die er im einzelnen noch weiter auszugestalten gedenkt. Auf dem Wege „psychaldgischer Construction" versucht er, mit Benutzung der Ergebnisse der Einzelwissenschaften, einen „psychologischen Monismus" aufzustellen, dessen Grundzug es ist, das gesammte Geschehen in der Welt als ein psychisches aufzufassen. Sehr interessant ist die Ableitung des Physischen aus dem Psychischen, wie sie Socolin im ersten Buche seines Werkes: „Der psychophysische Dualismus" nach vorangegangener Kritik der bestehenden Theorien durchführt. Die Empfindung geht nicht, wie allgemein angenommen wird, eine bestimmte Ganglienschwingung parallel, diese ist rein hypothetischer Natur. Vielmehr würde man, wäre es möglich, die Gehirnfunction von außen wahrzunehmen, keinerlei Bewegung erblicken, sondern wiederum nur eine Empfindung. Man begeht den Fehler, die „gedachte" Bewegung mit der wirklichen „concreten" zu identificiren, was den Dualismus zur Folge hat. Die Empfindung ist nichts anderes wie die hochcomplicirte Bewegung selbst, wenn diese „realisirt", nicht bloß gedacht wird. „Der Bewegungsvorgang, der eine gewisse Höhe der Complication erreicht hat, ist eine Empfindung." (S. 60.) Aus vielen elementaren Schwingungen entsteht durch „Synthese" ein neues, die bewußte Empfindung. Man muß die Schärfe und Kühnheit, welche in den Ausführungen des Verfassers sich bekundet, anerkennen, andererseits aber doch eingestehen, daß der Verfasser den Knoten mehr durchhaun als gelöst hat. Der Trieb, die Gegensätze zu vereinigen und (hegelisch) in einem höheren aufzuheben, führt ihn oft nur mittelst gewagter Sprünge über klaffende Lücken zu seinem Ziele. Nach unserer Ansicht ist der Gegensatz des Physischen und Psychischen durchaus nicht gehoben, wenn einfach erklärt wird, aus kleinsten Bewegungen gehe durch Synthese und Integration das Geistige hervor; die Summation von Schwingungen kann wieder nur eine Schwingung ergeben. Das gilt auch dann, wenn behauptet wird, die einfacheren Bewegungen seien ebenfalls „zu dem Genus der Empfindung" zu zählen, diejenigen der Ganglienzelle etwa als „unterbewußte" und die übrigen als unbewußte „Empfindungszustände". (60—61.) Ist alles Geschehen ein psychisches, dann ist das Dasein der Bewegung seitens des Verfassers völlig unklar gelassen; man weiß nicht recht: hat sie absolute Realität oder ist sie nur Erscheinung? Im ersteren Falle vermissen wir eine metaphysische, im zweiten eine mehr erkenntnißtheoretische Begründung. Leider gestattet der Raum eine eingehendere Kritik nicht, die besonders für die Art und Weise, wie Verfasser das Subjective und das Objective auffaßt, wichtig wäre. Seinen Versuch, die Unmittelbarkeit des Objectiven darzulegen, begrüßen wir, trotzdem sich manches Bedenkliche darin findet, sympathisch. Am gelungensten erscheint uns die Durchführung der Synthese als weiterbauenden Processes im Gebiete der Erkenntniß und der Naturentwicklung, wie überhaupt die Anlehnung des Verfassers an die moderne Evolutionstheorie und ihre philosophische Begründung. Als sehr fruchtbar erweist sich die Anschauung, daß alles Geschehen, sei es nun intellectuell oder physisch, nicht als die Wirkung der Individuen als solcher zu betrachten ist, sondern aus der Anhäufung des gesammten früheren Geschehens in den Einzelwesen und der Reaction derselben auf die äußeren Einwirkungen resultirt, wie denn überhaupt das System Socolin's ein organischer Pantheismus ist, in welchem die Welt als die höhere Einheit erscheint, zu der die Einzelwesen sich verbinden. — Socolin's Buch, das übrigens nicht leicht geschrieben ist, bekundet logischen Scharfsinn und gründliche Kenntniß der Thatsachen und ist selbst da anregend, wo seine Ausführungen nicht befriedigen.

K. **Wilhelm Meyer aus Speyer, Nürnberger Faustgeschichten, München 1895.** Diese in den Abhandlungen der bayer. Akademie kürzlich erschienene Schrift ist eine werthvolle Bereicherung der Literatur über die Entstehung der Faustsage. In einer Karlsruher Handschrift hat Prof. Meyer eine 1575 aufgezeichnete Sammlung von 4 aber eigentlich 6 Faustanekdoten gefunden, die mit so manchen anderen Funden der letzten Jahre einen erfreulichen Zuwachs der Faustliteratur bedeuten. Ueberraschend in diesen Anekdoten ist es, daß Faust darin als Docent der Philosophie und Chiromantie in Ingolstadt auftritt und daß er den Vornamen Georg trägt, wie in den älteren Zeugnissen über den geschichtlichen Faust. Noch überraschender ist Meyers Nachweis eines bisher unbeachteten Eintrags in den Ingolstädter Rathsprotokollen, wonach der „Wahrsager Dr. Jörg Faust von Hridelberg" am 17. Juni 1528 durch Rathsbeschluß aus Ingolstadt ausgewiesen worden ist. In unserm Aufsatz (Beilage Nr. 9) haben wir Meyers Schrift noch nicht benutzt. Wir weisen hier um so lieber auf dieselbe hin, als sie eine zusammenfassende Kritik der Faustsage mit manchen neuen Ermittelungen und Auffassungen bringt — besonders fällt der Nachweis auf, daß Faustanekdoten sich aus Melanchthons Vorlesungen weiter verbreitet haben — und eine eigenartige Charakteristik des Frankfurter Volksbuches von 1587.

* Vom 1. April 1896 ab wird, wie bereits kurz gemeldet, die vordem von Prof. Quidde herausgegebene **Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft** unter der Redaction der Leipziger Historiker G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks und E. Seeliger erscheinen. Der Wechsel in der Redaction soll keinerlei grundsätzliche Aenderung in der Haltung der Zeitschrift zur Folge haben. Die neuen Herausgeber wünschen unter den Richtungen geschichtswissenschaftlicher Arbeit keine einzelne einseitig weder zu bevorzugen noch zurückzudrängen. Sie wollen den mitbestehenden und den sich neu entwickelnden Forschungsarten in gleichem Maße Raum und Pflege zuwenden, mithin Beiträge ebensowohl zur Geschichte des zuständlichen Lebens wie zur politischen Geschichte entgegennehmen. Auch Untersuchungen aus dem Gebiet der Quellenkritik und der Hülfswissenschaften werden ihnen willkommen sein, insofern sie allgemeine Interessen der Wissenschaft berühren. Neben der deutschen soll auch die ausländische Geschichte ihr Recht finden. Nur eine Forderung wird an jede Arbeit gleichmäßig gestellt werden, die Forderung wissenschaftlichen Ernstes und kritischer Schulung. — In der Erscheinungsweise der Zeitschrift wird eine Veränderung insofern eintreten, als künftig neben den Vierteljahrsheften auch Monatsblätter ausgegeben werden. Die Vierteljahrshefte, je acht Bogen stark, werden wie bisher die Abhandlungen und eine Bibliographie zur deutschen Geschichte, die Monatsblätter, im Umfange von je zwei Bogen, außer kurzen Nachrichten einen kritischen Theil enthalten. Die Recensionen sollen umfassendere Einzelkritik möglichst zu vermeiden und den wissenschaftlichen Werth der neuen Schriften von weiteren Gesichtspunkten aus zu würdigen suchen. Ihnen wird jedesmal ein kürzerer einleitender Aufsatz vorangehen, der im Anschlusse an neue Erscheinungen, unter Umständen auch aus dem Gebiete benachbarter Fächer, Fragen von gegenwärtigem und allgemeinem Interesse zusammenfassend und kritisch beleuchten soll. Die Besorgung der Redactionsgeschäfte hat Prof. Dr. G. Seeliger, Leipzig, König-Johannstraße 8 III (im Verein mit Privatdocent Dr. Salomon) übernommen. Es wird gebeten, an ihn alle für die Redaction bestimmten Sendungen zu richten.

* Die **preußischen Universitäten** sind, wie die „Nat.-Ztg." bemerkt, im Staatshaushaltsetat für 1896/97 im ganzen nicht besonders ausgiebig bedacht, immerhin ist eine Reihe bemerkenswerther Einzelheiten und anerkennenswerther Fortschritte auf dem Gebiete des akademischen Unterrichtswesens hervorzuheben. So wird es gewiß allgemeine Anerkennung finden, daß für die Uni-

Digitized by Google

versität Berlin eine außerordentliche Professur für das heutige Civilrecht und das Bürgerliche Gesetzbuch gefordert wird. Außerdem ist eine ordentliche Ersatzprofessur für Geschichte in den Etat eingestellt. Die geplanten Ausgaben für Universitätsbauten beschränken sich bei Berlin im wesentlichen auf kleinere Beträge zu Ergänzungs- und Reparaturbauten. In Bezug auf die Charité und den Botanischen Garten befindet sich im Etat nur eine Position im Betrage von 30,000 Mark an Kosten für die Vorbereitungen zur Verlegung des Botanischen Gartens nach Dahlem. Es ist auffällig, daß für die Durchführung des längst beschlossenen Umbaues der Charité und der Verlegung des Botanischen Gartens noch keine bestimmte Forderung im Etat vorgesehen ist. Wie man hört, erklärt sich dies aber daraus, daß beabsichtigt ist, unter Zusammenfassung beider großen Aufgaben dem Landtage ein besonderes Gesetz vorzulegen. — Für die Universität Königsberg werden im Etat neu gefordert eine ordentliche Ersatzprofessur für pharmaceutische Chemie, eine außerordentliche Ersatzprofessur für Landwirthschaft, eine Lectorstelle für russische Sprache, eine neue Bibliothekarstelle, ferner einmalig zur Vervollständigung der Bücherbestände und sonstigen Einrichtungen der Seminare 20,000 M., zu Neubauten für astronomische Zwecke und für ein Pflanzenhaus im Botanischen Garten 60,000 M. — Die Universität Greifswald verlangt eine ordentliche Ersatzprofessur in der medicinischen Facultät und zur besseren Ausstattung des anatomischen Instituts 6000 M. — Bei der Universität Breslau sollen ein Extraordinariat für Privatrecht, eine Lectorstelle für englische Sprache und zwei neue Polikliniken für Kinderkrankheiten sowie für Ohren- und Halskrankheiten errichtet werden. Im Extraordinarium sind weitere Raten für die Neubauten des chemischen und des anatomischen Instituts, 110,000 M. als erste Rate zum Neubau der Augenklinik, sowie 40,000 M. für einen aseptischen Operationssaal bei der chirurgischen Klinik eingestellt. — Die Universität Halle erfordert u. a. eine ordentliche Ersatzprofessur in der medicinischen Facultät, eine Vertretung für gerichtliche Medicin, zur weiteren Ausgestaltung des Landwirthschaftlichen Instituts 60,000 M. und zur Herstellung von Fechträumen in der Moritzburg 25,000 M. — An der Universität Kiel sollen zwei neue Extraordinariate für Mathematik und Theologie errichtet und das Extraordinariat für Archäologie in ein Ordinariat umgewandelt werden. — Ebenso fordert Marburg ein neues Extraordinariat für Theologie, ein Extraordinariat für Botanik, eine Vertretung für gerichtliche Medicin, ferner zum Neubau und zur inneren Ausstattung der chirurgischen Klinik als letzte Rate 78,000 M. und zur Verlegung und Einrichtung des hygienischen und pharmaceutischen Instituts 37,000 M. — Für die Universität Bonn sind eine ordentliche Ersatzprofessur in der philosophischen Facultät, ein neues Ordinariat für Landwirthschaft, zur baulichen Verbesserung verschiedener Universitätsinstitute sowie zum Neubau eines aseptischen Operationssaals bei der chirurgischen Klinik 143,000 M. vorgesehen. — Bei der Akademie zu Münster soll eine außerordentliche Ersatzprofessur für Mineralogie in eine ordentliche umgewandelt und eine außerordentliche Ersatzprofessur für Philosophie errichtet werden. — Erwähnung verdient ferner, daß bei der kgl. Bibliothek zu Berlin zwei neue Bibliothekarstellen errichtet, bei den Observatorien zu Potsdam und dem Meteorologischen Institut in Berlin die Gehälter der wissenschaftlichen Beamten, früheren Anregungen im Abgeordnetenhause entsprechend, aufgebessert und die Fonds für die Biologische Anstalt zu Helgoland erheblich erhöht werden sollen. Zur Unterhaltung der neu errichteten Controlstation für Diphtherie-Heilserum in Berlin sind im Etat 30,000 M. angesetzt, die jedoch durch Einnahmen an Controlgebühren wieder gedeckt werden.

* **München.** Deutsche Meteorologische Gesellschaft (Zweigverein für Bayern). In der Sitzung vom 14. Jan. brachte Director Dr. Erk eine Reihe von Karten zur Ausstellung, welche die Regenverhältnisse von Deutschland und seinen Nachbargebieten behandelten. Nach einem Ueberblick über die ältere Literatur zeigte der Vortragende, daß wir leider heute noch keine zuverlässige Regenkarte von Deutschland besitzen, deren Material sich auf die Beobachtungen einer längeren Reihe von Jahren stützen könnte. Die bekannte Karte von Dörfer enthält sehr viele Unrichtigkeiten, wie dies für Norddeutschland Hellmann nachwies. Auch in Süddeutschland sind die Isohyeten dort ganz unrichtig gezogen, was aus dem Vergleich mit neuerem Material sich sofort ergibt. Seit einigen Jahren hat sich ihr wesentlich besseres Material, allerdings zunächst nur für Einzeljahrgänge, ergeben, und besonders gilt dies für die Zeit seit 1892, bezw. 1893. In Preußen ist das Regenmessernetz wesentlich verdichtet worden, und es liegen in ausführlicher Weise die Beobachtungen im Drucke vor. Von Süddeutschland erscheinen die Beobachtungen schon länger in eingehender Darstellung und auch hier wird noch an der Verdichtung und Ergänzung des Beobachtungsnetzes gearbeitet. Das gleiche gilt für Sachsen. Für 1893 hat auch zum erstenmal das hydrographische Centralbureau in Wien die Beobachtungen aus den österreichischen Kronländern veröffentlicht. Der Vortragende hatte auf einer Karte die Beobachtungsresultate dieser sämmtlichen eben erwähnten Gebiete für 1893 zur Darstellung gebracht, so daß damit für das ungewöhnlich trockene Jahr 1893 eine Regenkarte vorlag, die sich von der Ostgrenze Frankreichs bis Rußland und von der Nord- und Ostsee bis zur Adria erstreckt. Die regenreichen und regenarmen Gebiete, die sich auf dieser Karte ergeben, wurden noch einzeln besprochen. Das gesammte ausgestellte Material, das theils in zahlreichen gedruckten, theils in Originalkarten vorlag, ließ zugleich ersehen, welch werthvolle Sammlung die Fachbibliothek der Meteorologischen Centralstation enthält.

* **Straßburg.** Dr. Felix Spitta und Dr. Julius Smend, Professoren der Theologie an der hiesigen Universität, stehen im Begriff, eine „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst" im Verlag von Vandenhoeck u. Ruprecht in Göttingen zu gründen. „Es erscheint uns," erklären die Unternehmer, „als ein schon seit Jahren empfundenes und nicht länger mehr zurückzuweisendes Bedürfniß, ein literarisches Organ für das Gebiet des evangelischen Gottesdienstes mit Einschluß der gesammten kirchlichen Kunst zu besitzen, das den wissenschaftlichen und praktischen Bedürfnissen der Gegenwart gleicherweise gerecht wird. Wohl fehlt es den Theologen und den Künstlern nicht an Zeitschriften, in denen auch die cultischen Fragen erörtert werden. Aber einestheils finden sich dort diese Erörterungen unter Aufsätzen anderen Inhalts zerstreut; anderntheils behandeln auch diejenigen Blätter, welche sich zum großen Theil oder ausschließlich mit Gottesdienst und kirchlicher Kunst beschäftigen, das Gebiet nicht in dem erforderlichen Umfange und mit der nöthigen Allseitigkeit in theoretischer, historischer und praktischer Beziehung. Besteht bis heute selbst unter den Theologen über Wesen, Geschichte und Aufgabe des Cultus keineswegs Uebereinstimmung, so kann man sich nicht darüber wundern, daß auch unter den Künstlern, welche bereit sind, den kirchlichen Bedürfnissen zu dienen, eine ihrem Schaffen in hohem Maße hinderliche Unsicherheit herrscht, und daß die für das cultische Leben interessirten Laien aus einem haltlosen Schwanken nicht herauskommen. Wir brauchen nur an mancherlei Vorgänge auf dem Gebiete der Agenden, der Kirchenmusik und der kirchlichen Baukunst zu erinnern, um die Richtigkeit dieser Behauptung zu erhärten." Eine Besserung dieser Zustände soll die neue Monatsschrift anstreben. In erster Linie will sie die Angelegenheiten des Gottesdienstes principiell erörtern; neben die principielle Untersuchung trete sodann die historische, welche die geschichtlichen Wurzeln des evangelischen Cultuslebens und seine Verbindung mit den verschiedenen Kunstzweigen wie der gesammten Cultur aufzudecken bestrebt ist; als dritte Aufgabe tritt dann die praktische Unterweisung. Das Blatt will keineswegs eine Zeitschrift für Theologen allein sein; vielmehr wird vor allem auf die Mitarbeit und das Interesse der Künstler gerechnet, und zwar in allen Kunstzweigen, welche sich mit dem Cultus berühren. Die Form der Mittheilungen wird so gehalten sein, daß sie für jeden Laien nicht bloß verständlich, sondern auch interessant ist. Demgemäß sollen neben den streng wissenschaftlichen Aufsätzen auch Mittheilungen leichterer Art Platz finden, Reiseeindrücke von gottesdienstlichen Verhältnissen des In- und Auslandes, u. dgl. m. Ueberhaupt soll auch in der Form alles vermieden werden, was die von der Monatsschrift vertretene Sache irgendwie als ein Specialgebiet von Kirchen- oder Fachmännern erscheinen lassen könnte.

* **Berlin.** Zur Vorgeschichte der Entdeckung Röntgens wird dem „Reichs-Anz." von der Direction der kgl. Sternwarte folgendes mitgetheilt: „Bei dem lebhaften Interesse, welches mit Recht die Entdeckungen von Prof. Röntgen andauernd erregen, dürfte es angezeigt sein, einige nicht völlig zutreffende Auffassungen richtig zu stellen, welche in den öffentlichen Mittheilungen über diese Entdeckungen und ihre Vorgeschichte ausgesprochen worden sind. Zunächst wäre es für uns Deutsche an der Zeit, die auch bei dieser Gelegenheit wieder vorgekommenen Bezeichnungen „Crookes'sche Strahlen", „Crookes'sche Röhren" u. dergl. endlich ganz fallen

zu lassen. Was der englische Physiker Crookes über die sogenannten „Kathodenstrahlen" erforscht und veröffentlicht hat, war schon mehrere Jahre vorher zum Theil von Hittorf in Münster, zum Theil von Goldstein in Berlin (jetzt physikalischer Mitarbeiter der hiesigen Sternwarte) gefunden und veröffentlicht worden. Neu sind bei Crookes auf diesem Gebiete nur relativ unerhebliche Einzelheiten, und die Priorität der beiden deutschen Forscher mußte von ihm in den „Chemical News" vom 30. Mai 1879 ausdrücklich anerkannt werden. Trotzdem hat er in dem berühmt gewordenen Vortrage vor der British Association im August 1879 es versäumt, diesen Sachverhalt anzugeben. Auch der deutsche Uebersetzer der letzteren Mittheilung hat dasselbe gethan, und so ist denn eine ungenaue Tradition hierüber in weiteren Kreisen entstanden. Prof. Hittorf hatte erkannt, daß das Licht der Kathode (des negativen Pols) Strahlen enthält, welche in besonderer Weise geradlinig verlaufen, so daß sie scharfe Schatten werfen, und welche die Glaswand, an der sie ihr Ende finden, zu hellem Phosphorescenzen zu erregen vermögen, daß ferner diese Kathodenstrahlen unter dem Einfluß des Magneten Ablenkungen und Krümmungen erfahren. Jedoch nahm Hittorf noch an, daß diese Strahlen wie gewöhnlicher Lichtstrahlen von jedem Punkte der Kathode nach allen Seiten ausgehen, und daß alle Theile eines solchen Strahls gleichartige Eigenschaften besitzen. Erst Goldstein zeigte, daß die Ausbreitung dieser Kathodenstrahlen eine ganz andere ist, als die des gewöhnlichen Lichts, daß nämlich von jedem kleinsten Flächentheilchen (Flächenelement) der Kathode nur ein ganz schmales Bündel dieser Strahlen ausgeht, daß dieses rechtwinklig zu dem Flächenelement gerichtet ist, und daß jeder Strahl an seinem Ende besonder Eigenschaften erlangt, mit denen das Leuchten der Glaswände zusammenhängt. Goldstein hat dann auch gezeigt, daß die Kathodenstrahlen chemische Wirkungen ausüben und photographische Bilder erzeugen können. Später, und zwar schon vor zehn Jahren, in den Sitzungsberichten der hiesigen Akademie der Wissenschaften, hat er auch nachgewiesen, daß das Kathodenlicht keine einheitliche Strahlung ist, sondern daß den magnetisch ablenkbaren Kathodenstrahlen noch eine „neue" Strahlenart beigemischt ist, welche ebenfalls eine im besonderen Sinne geradlinige Ausbreitung hat, aber durch die stärkste magnetische Kraft nicht abzulenken ist. Es ist also nicht völlig richtig, wenn Prof. Röntgen in seiner Abhandlung behauptet: „die Ablenkbarkeit durch den Magneten gilt bis jetzt als charakteristisches Merkmal der Kathodenstrahlen", und wenn er aus diesem Grunde annimmt, die sogenannten X-Strahlen könnten keine Kathodenstrahlen sein." — Im nämlichen Sinne einer directen Anknüpfung der Röntgen'schen Strahlen an früher beobachtete Phänomene wird man folgende Notiz zu deuten haben: Im elektrotechnischen Laboratorium der Technischen Hochschule wurden den Studirenden die Röntgen'schen Versuche von Prof. Sluby und Assistenten Klingenberg vorgeführt. Dabei wurde eine nicht unwesentliche Modification der Versuche gezeigt. Kathodenstrahlen von großer Intensität, die statt in einer einfachen Glasröhre in einem Lenard'schen Apparat erzeugt und durch ein Aluminiumfenster in die Luft geleitet wurden, ergaben photochemische Wirkungen gleicher Art. Münzen in verschlossenen Pappschachteln, die Graphitkörper hölzerner Bleistifte, das Knochengerippe eines Hahnes wurden vollkommen scharf auf photographischen Trockenplatten aufgenommen, die in verschlossener Cassette hinter dem von den Lenard-Strahlen getroffenen Objecte aufgestellt waren.

* **Breslau.** Der außerordentliche Professor der Literaturgeschichte, Dr. Max Koch, ist zum Ordinarius in der philosophischen Facultät ernannt worden.

* **Wien.** Der Custos an der Universitätsbibliothek in Wien, Dr. Wilhelm Haas, ward zum Universitätsbibliothekar in Graz ernannt.

* **Paris.** Am 16. Jan. ward der Kritiker und Dramatiker Jules Lemaître in die Académie Française aufgenommen. Seine Lobrede auf seinen Vorgänger Duruy, den Geschichtschreiber Griechenlands und Roms und großen Reform-Ministers des zweiten Kaiserreichs, zeigte aufs neue die erstaunliche Vielseitigkeit Lemaître's. Meisterlich zeichnete er das Verhältniß zwischen Duruy und dem Kaiser, der aus dem einfachen Gelehrten und Schulmann plötzlich einen Unterrichtsminister machte, weil derselbe als Charakter gerade das Gegentheil von ihm selbst war. Lemaître machte auch die sehr feine Bemerkung, daß Napoleon seinen unternehmendsten und liberalsten Minister, dem er allein die Stange gehalten, entfernen mußte, als er sich entschloß, das sogenannte liberale Kaiserreich zu inauguriren. Nicht minder hübsch war folgende Ausführung über Pessimismus und Optimismus: „Der Pessimismus ist ausgezeichnet für den Einzelnen selbst, für das innere Leben und die eigene Ausbildung, sofern er nicht — man hat das erlebt — zur Entschuldigung für Verderbniß und Feigheit wird. Aber für andere handeln, jahrelang, während eines ganzen Lebens, das läßt sich nicht ohne ein wenig Vertrauen in den künftigen Sieg der Vernunft denken. Man muß da wohl oder übel die Schande auf sich nehmen, Optimist zu sein. Victor Duruy hat sie, gleich den Männern des vorigen Jahrhunderts, in weitem Sinne auf sich genommen." — Die Antwort des Directors des höheren Schulwesens, Octave Gréard, kann als ein schönes Beispiel dafür angesehen werden, wie allgemein in Frankreich das Interesse an der Literatur ist. Seine Rede ließ deutlich erkennen, daß er nicht zu diesem besonderen Zweck die zwölf Bände von Lemaître's „Contemporains" und „Impressions de Théâtre" durchflogen, sondern von Anfang an seine Artikel in der „Revue Bleue" und im „Journal des Débats" mit Interesse verfolgt und seine Stücke im Theater gesehen hat. Diese allgemeine Theilnahme an der schönen Literatur verschafft vielleicht noch mehr, als das Talent der Schriftsteller an sich, der modernen französischen Belletristik ihre große Ueberlegenheit über die ausländische. Gréard ließ es sich angelegen sein, Lemaître gewissermaßen durch sich selbst zu retten, indem er ausführte, daß er keineswegs der unverbesserliche Skeptiker sei, für den er sich gern ausgebe, daß er vielmehr einen starken Fonds echt französischer Nationaltugenden besitze und daß man daher von ihm auch auf dem Theater ein bleibendes, epochemachendes Werk erwarten dürfe. „Sie haben uns zu viel Grund gegeben, Sie zu bewundern," schloß Gréard seine Rede, „als daß wir nicht wünschen sollten, Sie noch mehr zu bewundern."

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 17. bis 18. Januar folgende Schriften eingegangen:

Henry Michel: L'idée de l'état; essai critique. 2 édit. Paris, Hachette et Co. 1896. — Dr. Heinrich Dernburg: Persönliche Rechtsstellung nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Berlin, H. W. Müller 1896. — F. Schenck: Mittheilungen über den 36. Genossenschaftstag der auf Selbsthülfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften zu Augsburg 28. bis 30. Aug. 1895; hrsgb. i. A. v. Allg. Vbds. Charlottenburg, Adolf Gerth 1895. — M. v. Egidy: Beseitigung der Klassengegensätze; Vortrag. Hannover, Adolf Sponholtz. — Alfred Holder: Alticeltischer Sprachschatz. 8. Lfg. Gal-li—ὑσσός. Leipzig, B. G. Teubner 1896. — Mittheilungen des Deutschen Sprachvereins Berlin, hrsgb. vom Vorstande. 6. Jhrg. 1895. Nr. 9/10. — *Bibliothèque universelle* et revue Suisse. 101. année t. I. Nr. 1. Janvier 1896. Lausanne, bureau de la bibl. univ. 1896. — Gesunde Kinder. Zeitschrift für ärztliche Gesundheits- und Krankenpflege, red. v. Dr. H. Moeller. I. Jhrg. Nr. 1. Hamm i. W., Breer u. Thiemann 1896. — Carl Frhr. Lorsselholz v. Caiberg: Die Deckungen der Erdkruste in geologischen Zeiträumen; neuer geolog.-astronom. Lehrsatz. 2. Aufl. München, Jos. Ant. Finsterlin Nachf. (Comm.) 1895. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 244. Böhmen. 39. Heft. Wien, Alfred Hölder. — *Giulio Dase:* Almanacco e guida commerciale di Trieste per l'anno 1896. 36. annata. Trieste, Julius Dase. — *The Studio;* illustrated magazine of fine and applied art. Vol. VI. Nr. 34. Jan. 15. 1896. London. — Katalog: Kunstauction von S. Kende, Wien: Collection Graf Paar; Versteigerung 20. Febr. u. ff. — Breitkopf u. Härtel, Leipzig: Musikverlagsbericht 1895 (a. alphabetisch, b. nach Gruppen geordnet).

Jos. Baer & Co., Antiquare,

Frankfurt a. M., Rossmarkt 18.

Letzterschienene Kataloge, welche auf Wunsch gratis und franco zur Verfügung stehen:

Nr. 362: Niedersachsen. (Hannover, Braunschweig, der Harz, Oldenburg, die Hansastädte und Schleswig-Holstein.) (Bibliothek Grote III. Teil).
Nr. 361: Geschichte Grossbritanniens.
Nr. 360: Botanik. Supplement zu unseren Katalogen 296 und 346.
Nr. 359: Genealogie, Heraldik und Sphragistik. (Bibliothek Grote II. Teil.)
Nr. 358: Numismatik des Mittelalters und der Neuzeit. (Bibl. Grote I. Teil.)

(1265)

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 21. Januar. Nummer 16.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte der Monroe-Doctrin. Von Paul Hardicke. — Die archäologische Grundkarte Bayerns. Von Hugo Arnold. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Geschichte der Monroe-Doctrin.

Chicago, den 31. Dec. 1895. Selbstbewunderung und Unkenntniß des Auslandes hat die Amerikaner zu den allerschlimmsten Chauvinisten gemacht. Wer in den Vereinigten Staaten bezweifelt, daß das Land sich einer viel höheren Cultur erfreue, als die europäischen Nationen jemals zu erringen hoffen könnten, gilt als Hochverräther. Wehe dem vollends, der nicht daran glaubt, daß die Vereinigten Staaten auch im Kriege der ganzen übrigen Welt zusammen mehr als gewachsen seien! Man gibt die gegenwärtige mititärische Schwäche des Landes wohl zu, doch man hält sich für unüberwindlich, weil im Ernstfalle ohne weiteres die colossalsten Erfindungen in der Kriegskunst gemacht werden würden. Hat sich doch Edison, der hier als das größte Genie aller Zeiten eine abgöttische Verehrung genießt, bereits anheischig gemacht, im Handumdrehen Torpedoboote und Dynamitbomben-Geschütze zu construiren, mit denen man Englands Panzerschiffe wie Spielzeuge vernichten würde. Diese Kundgebung des Erfinders des Phonographen hatte alle amerikanischen Generale und Admirale, die auf die Wehrlosigkeit der Küstenstädte aufmerksam zu machen sich erdreisteten, verstummen gemacht. Die Amerikaner sind also zum Kriege mit England und der ganzen Welt allemal gerüstet. Trotzdem glaubt niemand an einen Krieg und niemand hofft auf ihn, ausgenommen die Irländer, die allerdings die Zeit der Abrechnung mit England jetzt wirklich gekommen glauben und ihre Militärvereine, angeblich über 100,000 wohlbewaffnete und geübte Mannen stark, dem Lande bereits zur Verfügung gestellt haben. Ueberhaupt wäre es nicht schwer, die ganze gegenwärtige Stellungnahme der Regierung der Vereinigten Staaten nebst dem unsinnigen Geschrei in den Zeitungen auf das irische Element zurückzuführen. Dies Element beherrscht die hohe und niedere Politik, wobei in ersterer der Haß gegen die Engländer, die „Sassenachs“, in letzterer die corrupte Benutzung der Aemter maßgebend ist. Es ist wahrlich der reine Hohn, die Monroe-Doctrin als einen unter allen Umständen durchzuführenden Grundsatz zu proclamiren und zu gleicher Zeit von jeder Parteiversammlung gebieterisch die Erklärung zu verlangen, daß die Vereinigten Staaten als Nation den Irländern in ihrem Kampfe um Befreiung aus der englischen Knechtschaft die herzlichsten Sympathien darbringen. In dem offenen Kampfe, den die Irländer von Amerika aus gegen England führen, sind die Vereinigten Staaten niemals neutral gewesen, sondern sie haben die Organisation und Unterhaltung irisch-amerikanischer Regimenter zu dem offen ausgesprochenen Zweck, England zu bekämpfen, stets erlaubt und gefordert — nicht aus Feindschaft gegen England, sondern unter dem Drucke des gewaltigen parteipolitischen Einflusses der irischen Wähler. Jetzt nun, da der Präsident Cleveland und sein Staatssecretär Olney die elende Grenzstreitigkeit zwischen England und Venezuela dazu benutzt haben, um durch überspannte Auslegung der Monroe-Doctrin für die bevorstehende Nationalwahl eine Parole zu schaffen, die alle andern Partei- und Nationalfragen in den Hintergrund drängt, wird jeder Versuch, das Recht des Präsidenten zur Anwendung der Monroe-Doctrin auf jenen Grenzstreit sachlich zu prüfen, durch das wüste Geschrei der Presse zu einem Verbrechen gestempelt. So wurde denn auch gegen Hrn. v. Holst, ersten Professor der historischen Facultät der Universität von Chicago, ein Entrüstungssturm entfesselt, weil er in einem Interview erklärt hatte, daß er die Botschaft Clevelands für eine öffentliche Schmach und ein nationales Unglück erachte. Es wagten allerdings verschiedene andere angesehene Gelehrte, die kriegdrohende Botschaft des Präsidenten zu verurtheilen, doch das wurde kaum beachtet. Daß Professor v. Holst als Autor der Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten, eines berühmten Werkes, welches für das Studium seines Gegenstandes maßgebend geworden ist, ein Urtheil über die Tragweite und Bedeutung der Monroe-Doctrin beanspruchen dürfte, wurde stark bezweifelt. Es genügte der erzürnten Presse die Thatsache, daß er ein „Ausländer“ sei und füglich kein Verständniß und kein Gefühl für amerikanische Dinge besitzen könne. Es ist unglaublich, in welch pöbelhafter Weise Professor v. Holst beschimpft wurde. Die angesehenste Zeitung im Westen des Landes, die Chicagoer „Tribune“ entblödete sich nicht, Zuschriften abzudrucken, in denen von der Universitätsbehörde verlangt wurde, Hrn. v. Holst mit Fußtritten aus dem Amte zu befördern. Eine ganze Woche hindurch blieb der „unamerikanische“ Geschichtsprofessor in Chicago die Zielscheibe eines blindwüthigen Chauvinismus, was aber andrerseits auch dazu führte, ihn zum Bannerträger der kleinen Minderheit im Lande zu machen, welche die herausfordernde Haltung des Präsidenten weder durch die Sachlage in Venezuela selbst, noch durch die Monroe-Doctrin für gerechtfertigt hält. Daß die Argumente des Professors schließlich doch als von ernster Bedeutung erachtet wurden, ergab sich daraus, daß Staatssecretär Olney öffentlich darauf erwiderte und ausdrücklich die Monroe-Doctrin als die einzige Richtschnur der von ihm eingeschlagenen Politik bezeichnete.

Diese Auszeichnung hat nun Hrn. v. Holst Gelegenheit gegeben, seinen Standpunkt in der Frage in ausführlicher Weise auseinanderzusetzen. Der Chicagoer „Times-Herald“ stellte ihm dazu den gewünschten Raum zur Verfügung. Er erklärt, daß es sich um zwei ganz verschiedene Fragen handle, die aber leider von der Regierung zum großen Schaden aller Betheiligten zusammengeworfen wurden. Die eine Frage ist: Was sollen die Vereinigten Staaten in der gegebenen Zwangslage thun? Diese Frage ist lediglich eine Frage der politischen Klugheit und man kann darüber wohl verschiedener Ansicht sein. Die größte Thorheit aber wäre es, ihre Entscheidung von der Monroe-Doctrin abhängig zu machen. Was die Vereinigten Staaten vor 72 Jahren für

zweckentsprechend hielten, kann unmöglich ohne weiteres für heute passen. Was Professor v. Holst seinerseits auf Grund der vorliegenden Thatsachen der Gegenwart für die richtige Politik der Vereinigten Staaten hält, entwickelt er in seiner Abhandlung absichtlich nicht, weil er das angesichts der herrschenden Stimmung für unthunlich erachtet. Er erklärt indessen, dies später zu geeigneter Zeit thun zu wollen. Worauf es ihm jetzt ankommt, ist der Nachweis, daß die Venezuela-Angelegenheit absolut nicht mit der Monroe-Doctrin entschieden werden könne, und er erörtert demgemäß die andere Frage: Was ist die Monroe-Doctrin?

Diese Frage läßt keine Meinungsverschiedenheit zu. Nicht der Staatsmann, sagt der Professor, sondern der Geschichtsforscher hat sie zu beantworten als eine Frage der historischen Thatsachen. Dieser Aufgabe unterzieht sich nun Hr. v. Holst in der einfachen Zusammenstellung der historisch festzustellenden Beweggründe der Urheber der Monroe-Doctrin. In der Einleitung dazu schreibt er:

„Wie immer man auch über die Venezolaner Angelegenheit denken mag, so wird doch keiner, der sich mit der Sache ernst und ehrlich beschäftigt, leugnen können, daß das Publicum eine ruhigere und mehr kritische Haltung beobachten würde, wäre es nicht wegen des unbezweifelten Glaubens, daß die Monroe-Doctrin mit im Spiele sei. Alle geborenen Amerikaner, bis herauf zu den Achtzigjährigen, haben von Kindesbeinen an gelernt, diese Doctrin als eine der kostbarsten nationalen Erbschaften zu betrachten, sie mit unerschütterlicher Ehrfurcht zu behandeln, sie mit ewiger Wachsamkeit zu schützen und sie mit Leib und Leben zu vertheidigen. Auch in den Lehrbüchern für die adoptirten Bürger bildet die Monroe-Doctrin das erste und gewichtigste Capitel. Selbst wenn sie nicht das geringste von Monroe wissen, so begreifen sie doch früher oder später, daß, wer die Monroe-Doctrin in Frage stellt, sich selbst in die Acht thut und sich für einen unamerikanischen verrätherischen Ketzer ausgibt. Sie ist für die ganze Nation ein politisches Dogma geworden. Unter gewöhnlichen Umständen wird indessen über nichts weniger nachgedacht, als über überkommene Dogmen, an die man ohne weiteres glaubt. Gerade weil sie jeder annimmt, hält es fast niemand für nöthig, einmal zu forschen, was sie denn eigentlich besagen und bedeuten. Es ist nicht meine Aufgabe, heute hier die Vorzüge oder Nachtheile der Doctrin zu prüfen. Ich will darüber in keiner Weise argumentiren, sondern ich will einfach nur eine Basis für ein Argument schaffen. Mag es zugegeben werden, daß wir uns mit heiliger Ehrfurcht vor der Doctrin zu verneigen haben, denn das würde offenbar an der Sache nicht das mindeste ändern, im Fall es sich herausstellen sollte, daß die Doctrin auf die vorliegende Streitfrage nicht paßt. Ob sie darauf paßt, darüber sind die Ansichten sehr verschieden. Dennoch ist dies keine Meinungsfrage, sondern lediglich eine Frage der Thatsachen. Letztere sind vollständig feststellbar und jeder kann sie selbst feststellen, wenn ihm nur das authentische Material dazu vorgelegt wird. Und das ist es, was ich ohne Commentar thun will, denn es ist nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht jedes Bürgers, die Thatsachen aus unzweifelhaften geschichtlichen Documenten selbst festzustellen. Wenn daraus bewiesen würde, daß die Doctrin auf den vorliegenden Streitfall nicht anwendbar ist, so wäre damit noch keineswegs gesagt, daß die von dem Präsidenten eingeschlagene Politik zu verurtheilen wäre. Vielleicht sollte das Volk diese Politik einstimmig und mit größter Begeisterung gutheißen, doch nicht wegen der Monroe-Doctrin. Man mußte dafür andere Gründe haben. Die Cleveland-Olney-Doctrin kann ja trotzdem die höchste Empfehlung verdienen, aber nicht etwa, weil sie die Monroe-Doctrin ist. Die Monroe-Doctrin ist nicht das, was Cleveland und Olney uns zu thun empfehlen, sondern allein das, was ihre Urheber darunter verstanden und damit beabsichtigten."

Aus den umfangreichen Citaten des Professors v. Holst will ich so kurz wie möglich den Kern herausnehmen, zunächst aber die Monroe-Doctrin in weiterem Rahmen, als sie gewöhnlich angeführt wird, hier hersetzen. Der die Doctrin enthaltende Absatz in der am 2. Dec. 1823 vom Präsidenten Monroe dem Congreß unterbreiteten Jahresbotschaft lautet folgendermaßen:

„An den Kriegen der europäischen Mächte, welche dieselben in eigenen Sachen führten, haben wir uns niemals betheiligt und es kann auch nicht unsre Politik sein, das zu thun. Nur wenn unsre Rechte angetastet oder ernstlich bedroht werden, verlangen wir Sühne oder rüsten uns zur Vertheidigung. Mit dem aber, was auf dieser Hemisphäre vor sich geht, stehen wir nothwendigerweise mehr in unmittelbarer Verbindung und die Gründe dafür müssen jedem aufgeklärten und unparteiischen Beobachter einleuchtend sein. Das politische System der alliirten Mächte (in Europa) ist in dieser Hinsicht wesentlich verschieden von dem Amerika's. Dieser Unterschied ergibt sich aus den für die Regierungen jener Mächte bestehenden Verhältnissen.

Zur Vertheidigung unsres eigenen politischen Systems, welches mit so vielem Gut und Blut errungen und von den weisesten unsrer Bürger zur Reife entwickelt wurde und unter welchem wir uns eines beispiellos glücklichen Zustandes erfreut haben, ist unsre ganze Nation bereit. Wir sind es darum der Aufrichtigkeit und der Freundschaft der zwischen den Vereinigten Staaten und jenen Mächten bestehenden Beziehungen schuldig, zu erklären, daß wir jeden Versuch ihrerseits, ihr System auf irgend einen Theil dieser Hemisphäre auszudehnen, als eine Gefahr für unsern Frieden und unsre Sicherheit betrachten müßten. In die Angelegenheiten bestehender Colonien oder von europäischen Mächten abhängiger Territorien haben wir uns niemals eingemischt und werden uns nicht einmischen. Was aber die Staaten anbetrifft, welche ihre Unabhängigkeit erklärt und aufrecht erhalten haben und deren Unabhängigkeit wir nach reiflichster Ueberlegung und auf Grund gerechter Principien anerkannten, so würden wir jegliche Einmischung seitens einer europäischen Macht mit dem Zwecke, sie zu unterdrücken oder sich ihrer Leitung zu bemächtigen, in keinem andern Lichte als in dem einer Bethätigung einer den Vereinigten Staaten unfreundlichen Gesinnung betrachten können. In dem Kriege zwischen jenen neuen Staaten und Spanien erklärten wir uns zur Zeit, als die Staaten sich organisirten, für neutral und daran haben wir festgehalten und werden daran fürder festhalten, wofern keine solche Aenderung eintritt, welche nach Beurtheilung der zuständigen Behörden dieser Regierung eine entsprechende, zur Sicherheit der Vereinigten Staaten unerläßliche Aenderung nöthig macht."

Folgen wir nun den Darlegungen des Professors v. Holst. Was veranlaßte den Präsidenten Monroe zu dieser Erklärung? Der Präsident war höchst beunruhigt über die Haltung der Heiligen Allianz, von der er befürchtete, daß sie im Begriff stehe, ganz Süd-Amerika an Spanien zurückzugeben. Da kam ihm ein dem amerikanischen Gesandten in England von dem englischen Staatssecretär Canning vertraulich unterbreiteter Vorschlag sehr gelegen. Der Vorschlag ging dahin, daß die Vereinigten Staaten und England zusammen gegen die Einmischung der Heiligen Allianz in die südamerikanischen Angelegenheiten Stellung nehmen sollten. Canning verlangte aber gleichzeitig von den Vereinigten Staaten die Verpflichtung, nicht Cuba oder Texas annectiren zu wollen. Der amerikanische Staatssecretär John Quincy Adams, der leitende Staatsmann in dem Cabinet Monroe's, erkannte sofort, daß es Canning mit

Digitized by Google

seinem Vorschlage, der Heiligen Allianz ein Bollwerk entgegenzusetzen, in Wahrheit nur darum zu thun sei, dem Ehrgeiz der Vereinigten Staaten in Bezug auf Annexion von Cuba und Texas einen Riegel vorzuschieben. Adams vertrat diesen Standpunkt im Cabinet. Der Präsident blieb lange unschlüssig, welche Antwort Canning zu geben sei, stimmte aber dem Vorschlag von Adams zu, daß dieser dem russischen Gesandten in einer vertraulichen, versöhnend, aber doch bestimmt gehaltenen Note erkläre, die Vereinigten Staaten hätten nicht die Absicht, für ihre (republicanischen) Principien in Europa irgendwie Propaganda zu machen oder sich irgendwie in europäische Angelegenheiten zu mischen, daß sie aber andrerseits erwarteten und hofften, daß auch die europäischen Mächte sich jedes Versuches enthalten würden, „ihre Principien auf die amerikanische Hemisphäre zu verpflanzen oder irgend einen Theil dieses Continents mit Gewalt unter ihre Herrschaft zu bringen".

Das ist die erste informelle Abfassung der Monroe-Doctrin, die von England angeregt wurde und die in Wahrheit nicht Monroe, sondern John Quincy Adams zum Urheber hat. Zur Beurtheilung der Doctrin sind also die Ansichten und Motive Adams' in erster Linie maßgebend. Monroe konnte indessen seiner Beunruhigung nicht Herr werden und er hatte im Sinn, in seiner bevorstehenden Botschaft an den Congreß einen sehr starken herausfordernden Ton gegen die Heilige Allianz anzuschlagen. Adams, welcher durchaus keine große Gefahr erblicken konnte, eiferte mit Energie gegen dieses Vorhaben des Präsidenten und erklärte, daß eine solche Botschaft ganz Europa zu den Waffen rufen würde, während doch der tiefste Friede herrsche und eine solche Herausforderung ganz und gar der amerikanischen Politik fremd und entgegengesetzt sei. Man solle, sagt er, alles vermeiden, was irgendwie als eine Schroffheit gegen die Heilige Allianz ausgelegt werden könnte. Wenn die Heilige Allianz wirklich die Absicht habe, die südamerikanischen Colonien mit Gewalt wieder unter Spaniens Herrschaft zu bringen, so müsse er sagen, daß er bezweifle, ob die Vereinigten Staaten es mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der Colonien nicht doch zu eilig gehabt hätten. Adams drang durch, und der Präsident beschränkte sich auf den seither als die Monroe-Doctrin bekannten Satz, ausgearbeitet nach einem Entwurf von Adams. Letzterer sah die Angelegenheit nunmehr ganz in seinem Sinne erledigt und glaubte auch, daß damit genau das erreicht sei, was der englische Staatssecretär in dem ehrlich gemeinten Theil seines Vorschlags gewollt hatte: Abwendung eines Krieges, ohne sich irgendwie auf eine Verpflichtung, für irgend etwas die Waffen zu ergreifen, eingelassen zu haben.

Es entstand nun sehr bald eine Gelegenheit für eine Auslegung der Monroe-Doctrin, und zwar durch den inzwischen zum Präsidenten erwählten John Quincy Adams, den eigentlichen Urheber selbst. Im Jahre 1826 lag die Frage der Stellungnahme der Vereiniglen Staaten zu dem „Congreß der amerikanischen Staaten von Panama" vor. In seiner darauf bezüglichen Botschaft sagte nun Präsident Adams, daß es rathsam sein könne, daß alle Theilnehmer an dem Congreß sich dahin vereinbaren, daß jeder durch seine eigene Kraft sich gegen zukünftige Errichtungen europäischer Colonien auf seinem Gebiet schützen solle. Er fügte ausdrücklich hinzu, daß dies eine Erweiterung der Monroe-Doctrin sei. Benton bemerkt in seinen gesammelten Congreßdebatten dazu: „Die diese Botschaft begleitenden Umstände machen es unglaublich, daß Adams sich in der Bedeutung der Monroe-Doctrin täuschen konnte. Nach seiner Auffassung bezog sich diese Doctrin (die man gegenwärtig dahin auslegt, als hätten die Vereinigten Staaten über die beiden Amerika's zu wachen und alle sich eindrängenden europäischen Colonien von der Küste zu verjagen. Anm. des Prof. v. Holst) ganz allein auf unser eigenes Land. Er schlug nur vor, die anderen Staaten der Neuen Welt zu der Vereinbarung zu veranlassen, daß jeder für sich selbst und mit eigenen Mitteln sein eigenes Gebiet schützen solle, und folglich, daß die Vereinigten Staaten es von sich weisen, die Gebiete anderer Staaten freiwillig zu beschützen, und daß sie sich nicht darauf einlassen, den anderen Staaten Hülfe zu sichern oder solche von ihnen anzunehmen; es handle sich nur darum, daß jeder einzelne Staat sich gegen europäische Colonisirung auf seinem Gebiet mit eigener Kraft schützen solle. Das war in Uebereinstimmung mit einer früher ausgesprochenen erhabenen Politik, die von Washington verkündet und durch die öffentliche Meinung zweier Generationen sanctionirt wurde, nämlich: „Man lasse sich nicht auf Bündnisse ein."

Wie sehr es dem Urheber der Monroe-Doctrin, dem Präsidenten Adams, am Herzen lag, sie in diesem beschränkten und einfachen Sinne verstanden zu wissen, geht daraus hervor, daß er in einer weiteren Botschaft desselben Jahres 1826 eindringlich wiederholte, daß jeder amerikanische Staat auf sich selbst angewiesen sei. Diese Auffassung wurde auch von beiden Parteien im Congreß getheilt. So heißt es in dem damaligen Bericht des Senatsausschusses für auswärtige Angelegenheiten: „Während die Vereinigten Staaten an dem bisher eingenommenen Standpunkt festhalten und entschieden den Entschluß bethätigen, ihre eigenen Interessen nicht mit denen der anderen amerikanischen Staaten zu vermischen, so dürfen sie doch fortfahren, den Einfluß, den sie besitzen und den sie bereits in glücklicher Weise bei den europäischen Nationen geltend gemacht haben, zu gunsten dieser neuen Republiken auszuüben." Der Bericht setzt aber des weiteren warnend auseinander, daß man sich bei zu weitem Einlassen mit den neuen Staaten, die andere Interessen, andere Sprache, andere Sitten und andere Naturen hätten, auf eine unbekannte stürmische See ohne sichere Häfen begeben würde. Eine noch entschiedenere und klarere Kundgebung liegt in der Gestalt eines vom Abgeordnetenhause angenommenen und von dem berühmten Henry Clay, dem Hauptanwalt der Unabhängigkeit der spanischen Colonien, unterstützten Beschlusses vor. Es heißt darin: „Die Vereinigten Staaten sollen kein Bündniß, weder Offensiv- noch Defensiv-Bündniß, mit einer oder allen spanisch-amerikanischen Republiken schließen oder darüber verhandeln. Sie sollen sich nicht mit ihnen oder einer von ihnen auf irgend eine gemeinsame Erklärung einlassen zu dem Zweck, europäische Mächte von einer Einmischung in ihre Unabhängigkeit oder Regierungsform abzuhalten. Sie sollen mit ihnen nicht zu dem Zweck, die Anlegung von Colonien auf dem amerikanischen Continent zu verhindern, zusammengehen. Das Volk der Vereinigten Staaten soll frei und unbehindert bleiben, auf daß es in jeder Krisis so handeln kann, wie sein Gefühl der Freundschaft und seine eigene Ehre und seine Politik zur Zeit ihm vorschreiben." — Der große Staatsmann Daniel Webster steht hinsichtlich der damals im Congreß verhandelten Beziehungen zu den neuen südamerikanischen Republiken mit folgenden Worten verzeichnet: „Zu einer Einmischung der Vereinigten Staaten (in Angelegenheiten der spanischen Republiken mit Europa) genügt nicht eine kleine Beeinträchtigung unsrer Interessen und sogar auch nicht eine sehr große Unbequemlichkeit für uns. Unsre Sicherheit muß bedroht sein, eine offenbare und direct drohende Gefahr für unsre wesentlichen Rechte und unsre wesentlichen Interessen muß vorliegen."

Zu den Staatsmännern, welche an der Formulirung der Monroe-Doctrin unmittelbar betheiligt gewesen waren,

zählte auch der große Calhoun, der dem Monroe'schen Cabinet als Kriegsminister angehörte. Er hatte zunächst den Standpunkt vertreten, daß die Vereinigten Staaten den ganzen Vorschlag Englands annehmen, das heißt, sich auch verpflichten sollten, nicht Cuba und Texas zu annectiren. Seine Begründung dafür lag darin, daß man England, welches eine stärkere Macht sei, als die Vereinigten Staaten, zu der gleichen Entsagung verpflichten könnte. Calhoun war aber sonst, gleich Adams und sämmtlichen Mitgliedern des Monroe'schen Cabinets, niemals anderer Meinung gewesen, als daß die Monroe-Doctrin lediglich zur Abschreckung der Heiligen Allianz dienen sollte. Als nun im Jahre 1848 anläßlich des Planes, Yucatan zu occupiren, die Monroe-Doctrin wieder eine Rolle spielen sollte und der damalige Präsident dieselbe gegen England, Spanien und andere europäische Mächte angewendet wissen wollte, da erhob Calhoun energisch Protest und legte in verschiedenen bedeutenden Reden dar, daß die Monroe-Doctrin seinerzeit ihre Dienste gegen die Heilige Allianz gethan habe und daß es einfach lächerlich sei, die damalige Kundgebung auf den vorliegenden Fall anzuwenden. Hätte Präsident Monroe, sagte er, der Doctrin einen so allgemeinen Charakter geben wollen, so wäre dieselbe, anstatt vom ganzen Lande gutgeheißen, zum Gegenstand der Mißbilligung und Verspottung geworden. Es würde darin die absurde Annahme gelegen haben, daß jeder Versuch einer europäischen Macht, der kleinsten wie der größten, ihr Regierungssystem auf den amerikanischen Continent auszudehnen, den Frieden und die Sicherheit der Vereinigten Staaten gefährde. Von dieser Auffassung hätten sich die Vereinigten Staaten anläßlich des Panama-Congresses, drei Jahre nach Erlaß der Monroe-Doctrin, ausdrücklich losgesagt. „Nein, das ist nicht die vorgeschriebene Politik dieses Landes und ist es niemals gewesen. Und wenn die Doctrin jemals diese weite Anwendung finden sollte, so würde unser Friede auf immer zerstört sein, die Pforten unsres Janustempels würden immer offen stehen und die Kriege niemals aufhören.“ Eine Verpflichtung der Vereinigten Staaten, jeder einzelnen kleinen Republik, die sich in Streit begibt, beizuspringen und sie zu schützen, aus Furcht, daß sie sich unter die Botmäßigkeit einer europäischen Macht stellen könnte, ginge unendlich weit über die Monroe-Doctrin hinaus und würde die Vereinigten Staaten in jeden Krieg aller der kleinen Republiken verwickeln. Er wolle aber nicht etwa so verstanden werden, als sollten die Vereinigten Staaten überhaupt nicht einer Einmischung europäischer Mächte auf diesem Continent Widerstand leisten, denn das würde ebenso absurd und gefährlich sein wie das Gegentheil. Nur dürfe keine bindende allgemeine Vorschrift vorliegen. Die Vereinigten Staaten müßten jeden Fall für sich behandeln und in jedem Fall vollständig freie Hand in ihren Entschlüssen haben. „Das ist die einzig weise Politik. Wir wollen nicht bei jeder Gelegenheit verwiesen werden auf allgemeine Principienerklärungen, aus denen man alles Mögliche herauslesen kann.“ — Für Calhoun, einen der Miturheber der Monroe-Doctrin, war dieselbe also bereits mit dem Augenblick abgethan, da sie ihre beabsichtigte Wirkung auf die Heilige Allianz ausgeübt hatte.

Zum Schluß seiner historisch-documentarischen Beweise gegen die Anwendbarkeit der Doctrin auf den Fall Venezuela führt Prof. v. Holst folgende Depesche an, welche Lincolns Staatssecretär Seward am 9. Oct. 1863 an den amerikanischen Gesandten Motley in Wien sandte:

„Frankreich ist in Mexico eingedrungen und es herrscht Krieg zwischen den beiden Ländern. Die Vereinigten Staaten halten diesen beiden Staaten und deren Streit gegenüber an demselben Grundsatz fest, den sie in Bezug auf alle anderen Nationen und deren Kriege befolgen. Sie haben weder ein Recht noch eine Neigung dazu, sich mit Gewalt in die inneren Angelegenheiten Mexico's zu mischen, um daselbst eine republicanische oder gar despotische Regierungsform zu begründen oder aufrechtzuerhalten oder um daselbst eine kaiserliche oder ausländische Regierung zu stürzen, wenn Mexico eine solche zu begründen oder anzunehmen für gut befindet. Die Vereinigten Staaten haben kein Recht, in den bedauernswerthen Krieg zwischen Frankreich und Mexico einzugreifen. Im Gegentheil, bezüglich Mexico's in jeder Phase des Krieges ist ihre Politik die derselben Nichteinmischung, welche sie ihrerseits von allen fremden Mächten in Bezug auf die Vereinigten Staaten beobachtet zu sehen verlangen.“

Nach dieser Darlegung der Bedeutung der Monroe-Doctrin, wie sie ihm im Lichte historischer Thatsachen erscheint, hat Prof. v. Holst allerdings nicht mehr nöthig, den Beweis zu führen, daß Präsident Cleveland und sein Staatssecretär Olney unter falscher Flagge segeln, wenn sie ihr Einschreiten in die Venezolaner Grenzstreitigkeit als durch die Monroe-Doctrin dictirt hinstellen. Uebrigens wissen Cleveland und Olney sehr wohl, daß sie der Doctrin Zwang anthun, denn sie erkennen sich und dem Volke der Vereinigten Staaten, welches mit dem Monroe-Popanz stets hypnotisirbar ist, das Recht zu, die Doctrin nach Maßgabe der inzwischen zu einer souveränen Weltmacht angewachsenen Vereinigten Staaten umzuwandeln und zu erweitern. Die Olney'sche Behauptung, daß die Vereinigten Staaten kraft ihrer Macht das Recht hätten, auf dem ganzen amerikanischen Continent ihren Willen als Gesetz zu erklären, und daß demgemäß die Monroe-Doctrin heute weiter nichts als den Entschluß zur Bethätigung dieses Machtbewußtseins bedeute, ist aber keines Staatsmannes würdig, sondern Größenwahnsinn. Die augenblickliche Weltlage mag es ja den Vereinigten Staaten erlauben, Napoleon Bonaparte, als er auf dem schwindelnden Gipfel seiner Tyrannennacht stand, noch zu übertrumpfen, doch später werden es nicht einmal die europäischen Mächte nöthig haben, ihnen die Monroe-Doctrin vernünftig auszulegen. Das werden vielmehr die südamerikanischen Republiken, zu deren Vortheil ja die Doctrin ursprünglich erfunden wurde, selbst besorgen, denn die sind die letzten, welche das sic volo, sic jubeo der Vereinigten Staaten als die allerneueste Monroe-Doctrin hinzunehmen gewillt sind.

Paul Haedicke.

Die archäologische Grundkarte Bayerns.

Ein dringendes Bedürfniß hat den geschichtlichen Karten auch prähistorisch-archäologische Schwestern an die Seite gestellt, welche für fast sämmtliche mitteleuropäische Länder bereits entweder vollendet oder wenigstens im Entstehen begriffen sind, theilweise auch für historisch und räumlich abgegrenzte Territorien. So haben wir in Süddeutschland derlei Schöpfungen für Hessen, Hohenzollern, Württemberg (von Paulus), die Pfalz (von Mehlis), das rechtsrheinische Bayern (von Ohlenschlager). Insgesammt gleichen sie sich darin, daß die Einträge auf den Kartenblättern mittelst bestimmter Zeichen für die jeweiligen Funde und Objecte und in verschiedenen Farben für die verschiedenen Stoffe gemacht worden sind, sowie daß die Autoren der Karten unendliche Mühe und Sorgfalt, einen wahrhaften Bienenfleiß darauf verwendet haben.

Allein dessenungeachtet leiden diese Karten an mancherlei Mängeln und Fehlern, so daß kaum eine einzige den heutigen, allerdings hochgewachsenen und viel umfassenden Forderungen in vollem Maße gerecht wird. Die hauptsächlichsten dieser Fehler sind folgende. Gleichsam als ob

Digitized by Google

die Prähistorie für sich allein bestünde, ist die Periode der römischen Herrschaft in Süd- und Westdeutschland gar nicht berücksichtigt, ungeachtet die hier blühende keltische Cultur von der römischen aufgesogen und überwuchert worden ist und die römische Cultur selbst hinwiederum zu einem guten Theile die Grundlage für die germanische Cultur abgab, mindestens bestimmend auf dieselbe einwirkte. Dasselbe Loos der Ignorirung theilten meistens auch die Befestigungen und die Straßen aus allen einschlägigen Perioden, und zwar in der Regel deßwegen, weil sie entweder nicht entsprechend von der Literatur gewürdigt oder überhaupt übersehen worden waren. Einer der am schwersten in das Gewicht fallenden, Werth und Brauchbarkeit der betreffenden Karten bedeutend einschränkenden Fehler liegt ferner darin, daß für die Bezeichnung der Funde nur deren Material maßgebend war, ohne daß zugleich die specielle Periode signirt wurde, welcher der Fund angehört. Auf diese Art konnte es geschehen, daß ein als „Bronze" bezeichneter Fund aus der Signatur der Karte allein nicht bestimmbar ist, denn Bronze kann ohne Unterschied allen Perioden von der ältesten Bronzezeit bis herab zur germanischen Zeit angehören, einer Spanne von beiläufig anderthalb Jahrtausenden. Für diese Fehler und Mängel liegt allerdings eine triftige Entschuldigung vor. Damals, als die Bearbeitung der Karten in Angriff genommen wurde, stand die prähistorische Archäologie noch nicht auf der heutigen Höhe und das literarische wie das sachliche Material war zum weitaus überwiegenden Theile nicht nach den Forderungen der Gegenwart bestimmt und classificirt, die Vornahme der hiefür nöthigen Untersuchungen aber überstieg die Kräfte der Autoren, welche die Bearbeitung der Karten unternommen hatten.

Gerade die Fertigstellung der von der Münchener Anthropologischen Gesellschaft herausgegebenen, von Gymnasialrector Ohlenschlager bearbeiteten „Prähistorischen Karte von Bayern" (diesseit des Rheins) ließ die Erkenntniß ihrer theilweisen Mangelhaftigkeit klar werden, weßhalb die genannte Anthropologische Gesellschaft und der Historische Verein von Oberbayern auf Veranlassung des Professor Dr. Johannes Ranke, Conservators der Prähistorischen Staatssammlung in München und derzeitigen ersten Vorstandes der Anthropologischen Gesellschaft, sich vor zwei Jahren zur Herstellung einer „Archäologischen Grundkarte Bayerns" vereinigten, welche von den Fehlern der früheren frei bleiben und thunlichste Vollständigkeit der Einträge erzielen soll. Hiezu bildeten beide Gesellschaften eine Commission, bestehend aus den Herren Generalmajor a. D. Karl Popp, Professor Dr. Johannes Ranke, Justizrath Zintgraf, Hauptmann a. D. Arnold; dem Bibliothekar des kgl. Nationalmuseums, Dr. W. M. Schmid, wurde die zeichnerische Fertigung der Karte übertragen.

Zur Einzeichnung wurden zwei amtliche Karten gewählt: die sogenannten Bezirksamts-Uebersichtskarten im Maßstabe 1 : 100,000 und die sogenannten Kataster- oder Steuerblätter im Maßstabe 1 : 5000, beide hergestellt auf Grund der amtlichen Vermessungen durch die k. Geometer im k. Katasterbureau. Ausschlaggebend bei dieser Wahl war neben der Eigenschaft der Karten als der besten und zuverlässigsten Flächenkarten vor allem der Maßstab, indem jener der Uebersichtskarten groß genug ist, um Einzelheiten auf dem richtigen Platze unterbringen zu können, und doch nicht zu groß, um „Uebersichten" zu erschweren, während der Maßstab der Katasterblätter sich für die Darstellung von Einzelheiten außerordentlich praktisch bewährt hat. Er gestattet die mathematisch genaue Einzeichnung der Fundstellen und bietet ausreichenden Raum für eine genügende Darstellung von Einzelheiten bei größeren Objecten, z. B. Gebäuden und Befestigungen. Die beiden genannten Karten enthalten jedoch so gut wie keine Terrainzeichnung. Die Abwesenheit derselben wird nun allerdings auch als ein empfindlicher Mangel bezeichnet werden, so oft es sich bei gewissen Objecten, bei Befestigungen und Straßenzügen z. B., um die Beurtheilung des Geländes handelt. Allein in der Praxis wird man über diesen Fehler leicht hinwegkommen, weil ohnedies ein jeder Forscher, der sich mit derlei Dingen beschäftigt, die Generalstabskarte (Maßstab 1 : 50,000) zum Ausrüstungsinventar für den täglichen Gebrauch zu rechnen hat und außerdem noch die sogenannten Positionskarten (Maßstab 1 : 25,000) den meisten Blättern der Generalstabskarte zur Seite stehen.

Eine wesentliche und höchst dankenswerthe Unterstützung hat die Commission auf Vermittlung des Generals Popp durch das k. Kriegsministerium erfahren, indem letzteres aus den Vorräthen des k. Topographischen Bureaus geschenkweise 13,000 Katasterblätter überließ, welche als veraltet dort ausgemustert worden waren, für die Herstellung der archäologischen Grundkarte aber deßwegen von unschätzbarem Werthe sind, weil sich auf ihnen die von Officieren des genannten Bureaus bethätigten Aufnahmen prähistorischer und geschichtlicher Gegenstände in sehr großer Zahl befinden. Ausdrücklich ist dabei zu erwähnen, daß diese Aufnahmen zum Theil noch in die ersten Decennien unsres Jahrhunderts zurückreichen, also noch Objecte umfassen, welche seitdem völlig verschwunden oder zerstört worden sind.

In die Karten beiderlei Art werden nun sämmtliche Funde und Befunde eingetragen, und zwar, wie bereits erwähnt, in größerer Vollständigkeit und Ausdehnung als bisher, da auch das Römische aufgenommen wird, die Befestigungen und Verkehrsmittel aller Perioden, die Cultorte Platz finden sollen. Bei der Genauigkeit und Umsicht, womit bei dem Eintragen auf die Karte verfahren werden soll, ist voraussichtlich eine lange Zeitdauer hiefür erforderlich und von vornherein etwa ein Jahrzehnt bis zur Vollendung in das Auge gefaßt; erst dann soll zur Veröffentlichung geschritten werden. Das fertige Grundmaterial geht als Eigenthum an die k. Akademie der Wissenschaften über, aber jenen wissenschaftlichen Vereinen oder einzelnen Personen, welche selbst Kartenmaterial geliefert haben, bleibt hierüber ausdrücklich das Verfügungsrecht vorbehalten. Die k. Akademie leistet übrigens zur Fertigstellung der archäologischen Grundkarte einen Zuschuß.

Nach gründlichen und eingehenden Erwägungen und Erörterungen hat sich die Commission behufs der Eintragungen für ein Zeichenschema entschieden, das von Dr. Schmid entworfen und von ihm bereits auf einer dem Congreß der deutschen Anthropologen 1893 vorgelegten Prähistorischen Karte von Süddeutschland (nach v. Tröltsch unter gleichzeitiger Correctur der Ohlenschlager'schen Prähistorischen Karte von Bayern) angewendet worden ist. In der Hauptsache sind darin die bisher gebräuchlichen Zeichen übernommen worden, indessen war die Aufstellung vieler neuer Zeichen nothwendig, um die Trennung der einzelnen Perioden absolut durchzuführen — der älteren und jüngeren Steinzeit, der Bronze-, Hallstatt- und La Tène-Zeit, der römischen und germanischen Periode, des Mittelalters. Nach Gegenständen geordnet, umfaßt das Schema 47 Nummern, und zwar in folgenden Kategorien: a) Funde: Einzel- und Depotfund, Werkstätte, Stein- und Erddenkmal, Schalenstein, Münzenfund, b) Besiedelung: Natürliche und künstliche Höhle, unterirdischer Gang, Pfahlbau, Trichtergrube, Hütte und Einzelhaus, kleinere oder größere Niederlassung, c) Grabstätten: Hügelgräber, Dolmen und Hünengräber, Sarkophag- und Plattengräber, Flachgräber, Urnenfelder und Brandgräber, Reihengräber, d) Cultorte: Heidnische Cultstätte, abgegangene Kirche, e) Befestigungen: Ring-, Abschnitts-, Laugwall, Langgraben, Castell, Legionsmarsch-

lager, Standlager, Schanze, Burgstall, Einzelthurm, Limes, f) Verkehr: Haupt-, Nebenstraße, zweifelhafte Straße, Bohlenweg, hölzerne und steinerne Brücke, g) Verschiedenes: Hochäcker, Bergwerk, Töpferei, Schlachtfeld, oberirdische und unterirdische Wasserleitung, Steinkreuz.

Im Unterschied gegen die bisherige Uebung ist der sehr wichtige Grundsatz aufgestellt worden, daß die Farbe in Zukunft nicht mehr das Material, sondern die archäologische Periode bezeichnen soll, und zwar gelten für: 1. ältere Steinzeit: dunkelbraun (sepia), 2. jüngere Steinzeit: hellbraun (sienna), 3. Bronzezeit: gelb (Kupfer wird durch „gelb" mit angefügtem Buchstaben K signirt), 4. Hallstattzeit: dunkelgrün, 5. La Tène-Zeit: hellgrün, 6. Römische Zeit: hellroth, 7. Germanische Zeit: blau, 8. Mittelalter: schwarz. Definitiv werden nur solche Funde eingezeichnet, welche in Bezug auf ihre Zugehörigkeit zu einer Periode ganz sicher zu bestimmen sind; für Funde zweifelhaften Charakters kommt bloß eine Vormerkung mit Blei in Anwendung.

Die Signaturen gelten in gleicher Weise für die Uebersichtskarten wie für die Katasterblätter. Wo Detailaufnahmen und Grundrisse von Ringwällen, Burgstätten, Schanzen vorhanden sind, werden sie in die Katasterblätter in entsprechendem Maßstabe eingezeichnet und außerdem wird noch die Signatur beigesetzt. Die letztere wird überhaupt möglichst genau am Fundplatze eingetragen; der Name des (politischen) Ortes, unter welchem der Fund in der Literatur oder sonst bekannt ist, wird in der Farbe der Signatur unterstrichen. Ist die Fundstelle nicht genau bekannt, so kommt das Zeichen neben den Ortsnamen zu stehen. — Alte Karten müssen „gelesen" werden, um ein Verständniß ihrer Sprache zu gewinnen. Nach der Verbindung von Signatur und Farbe auf der „archäologischen Grundkarte Bayerns" deutet also bei Einzel- oder Depotfunden die Farbe nur die Culturperiode an, das Material kann Stein, Knochen, Holz, Thon, Metall, Glas u. s. w. sein; das Zeichen für „Werkstätte" bedeutet in Hellbraun eine neolithische Fabrik, in Gelb eine bronzezeitliche Gießerei, in dunkelgrün eine Eisenschmiede der Hallstattzeit, in Hellroth ein Emailliratelier der römischen Periode; das Zeichen für „Steindenkmal" in Hellbraun einen Menhir der Steinzeit, in Hellroth einen römischen Altar oder einen Meilenstein oder ein Grabmonument; das Zeichen für „Schalenstein" in Hellgrün einen prähistorischen Schalenstein mit Opfernäpfchen, in Schwarz einen mittelalterlichen Kerzenstein in Kirchen und Friedhöfen; das Zeichen für „Münzfund" in Hellgrün Regenbogenschüsselchen, gallische oder griechische Münzen aus Silber oder Bronze, in Hellroth römische Münzen, in Blau oströmische Münzen oder germanische Brakteaten u. s. w.

Hand in Hand mit der Herstellung der Karte soll die Anlage eines Zettelrepertoriums gehen mit folgendem Inhalt: Ort (Bezirksamt, Kreis), Fundplatz, Object, Periode, kurzer Fundbericht, Aufbewahrungsort, Literatur, Einzeichnung in Karten, so daß die Ausfüllung beispielsweise lautet: Bruck a. d. Alp — Altötting, Oberbayern — Oberer Rain — 15 Hügelgräber (11 Bestattungen, 4 Leichenbrand) — Bronze-Hallstatt-La Tène-Zeit — gewöhnliches Inventar, aber sehr langes Bronzeschwert, eiserne Radbeschläge, Bernsteinschmuck — Historischer Verein für Niederbayern in Landshut — Jahresbericht Band XV und Fundacten — Katasterblatt N. O. XVI. 3 und Uebersichtskarte.

Die Wahl der Darstellungsart, der Darstellungsmittel und des Schemas bietet verschiedene Vortheile. Das eigentliche Kartenprincip ist gewahrt und der Beschauer gewinnt sofort einen Ueberblick über alle Funde einer Periode. Während einerseits in der Karte die jüngsten Forschungsergebnisse der Prähistorie kenntlich sind, kann andrerseits der Prähistoriker aus der Karte erst noch lernen, z. B. die Culturströmungen und -Centren ersehen. Für neu auftretende Funde können jederzeit neue Bezeichnungen eingefügt oder die Bezeichnungen auf neu gefundene Perioden übersetzt werden, ohne daß dadurch die geringste Störung herbeigeführt wird.

Wie sich aus den vorstehenden Darlegungen ergibt, erfordert die Herstellung der beabsichtigten Archäologischen Karte den Aufwand außerordentlich umfangreicher Arbeit, deren Mühen sich noch dadurch erhöhen, daß die über die einschlägigen Funde vorhandene Literatur oft ungenau und lückenhaft ist und im Hinblick auf die modernen Fortschritte der prähistorischen Archäologie einer sorgsamen Ueberprüfung und Controle bedarf. Zur Mitarbeit hiebei sind in erster Linie die historischen Kreis- und Localvereine berufen und im Stande, weil ja sie zunächst die Localforschung betreiben; allerdings muß ihnen die strengste Controle dringend empfohlen werden, da die Kenntniß der modernen Prähistorie noch nicht überallhin gedrungen ist. Die historischen Vereine der Kreise Niederbayern, Oberpfalz und Regensburg haben bereits die Einzeichnungen in die Karten ihrer Gebiete übernommen. An diese erfreuliche Mittheilung wollen wir gleich die Bemerkung knüpfen, daß Kosten für dieselben den Antheilnehmern nicht erwachsen, und daran die Hoffnung reihen, daß auch die übrigen Vereine sich anschließen. Freilich, die Fertigstellung der Karte wird noch lange Zeit erfordern; aber wenn sie geschehen sein wird, dann wird Bayern sich rühmen können, die vollendetste Karte dieser Art zu besitzen.

Hugo Arnold.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Für die Betheiligung des Meteorologischen Instituts zu Berlin an der internationalen Wolkenforschung sind im neuen preußischen Etat 13,220 Mk. eingesetzt. In der Begründung heißt es: Um den inneren Zusammenhang der atmosphärischen Erscheinungen näher zu ergründen, ist es von einem internationalen Comité hervorragender Meteorologen für wünschenswerth erachtet, Untersuchungen über Höhe und Bewegung der Wolken gleichzeitig in verschiedenen Ländern, und zwar besonders unter Anwendung photographischer Methoden, anzustellen. Nachdem eine Anzahl von Staaten die Betheiligung an dem Unternehmen in Aussicht gestellt hat, wird Preußen nicht lernbleiben können, zumal es in seinem meteorologischen Observatorium auf dem Telegraphenberge bei Potsdam den natürlichen Stützpunkt für die Beobachtungen hat und die Gewinnung von zwei Hülfsstationen für eine große und eine kleine Standlinie bei Zuhülfenahme der Einrichtungen des benachbarten geodätischen Instituts nur geringe Schwierigkeiten bietet. Immerhin werden die Hülfsstationen mit der Hauptstation in elektrischen und telephonischen Zusammenhang gebracht werden müssen, es werden zwei automatische Meßbildapparate mit der entsprechenden Zahl photographischer Platten, sowie zwei Taschenchronometer zu beschaffen, und es wird die Verbesserung des Weges zu der einen Hülfsstation nicht zu vermeiden sein. Die Aufwendungen für diese Zwecke sind auf 6220 M. veranschlagt. Dazu treten die Kosten für zwei wissenschaftliche Assistenten, zwei technische Hülfskräfte und sonstiges Hülfspersonal mit 7000 M. — Durch Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 19. März 1892 war die Staatsregierung ersucht worden, eine der staatlichen Sternwarten baldmöglichst mit einem den Anforderungen der Wissenschaft entsprechenden größeren Reflector zu versehen, durch den man mit auf ausländischen Sternwarten benutzten Instrumenten concurriren könne. Die Beschaffung eines solchen Instruments für das astrophysikalische Observatorium auf dem Telegraphenberge bei Potsdam ist um so dringlicher, als dieses eigenartige und an der Spitze der preußischen Sternwarten stehende Institut, nachdem die mit den vorhandenen Hülfsmitteln verfolgbaren Ziele im wesentlichen erschöpft sind, ohne ein großes Instrument auf den durch die hervorragenden Entdeckungen des Observatoriums selbst angebahnten Wegen der astronomischen und astrophysikalischen Forschung nicht weiter fortzuschreiten vermag. Das in Aussicht genommene Instrument soll ein dreißigzölliges sein und es ist

die Beschaffung desselben, sowie die instrumentelle Ausrüstung des Fernrohrs auf 270,000 M. veranschlagt. Die Kosten für das Refractorgebäude sind auf 307,000 M. berechnet, für Nebenanlagen und innere Einrichtungen auf 48,500 M., für elektromotorische Anlagen auf 7000 M. und für ein Beamtenwohnhaus mit Heizstationsbahn auf 65,250 M. Dazu werden noch 5—6000 M. für vorbereitende Reisen der betheiligten sachverständigen Astronomen treten. Die auf 706,000 M. berechneten Gesammtkosten sollen auf mehrere Jahre vertheilt werden, für das Rechnungsjahr 1896/97 ist eine erste Rate von 80,000 M. in den Etat gestellt.

* Dem berühmten Schweizer Kartographen Rudolf Leuzinger, dessen Tod am 11. d. Mts. aus Glarus berichtet ward, widmet die „N. Zürch. Ztg." einen Nachruf, dem wir folgende Stellen entlehnen: „In Leuzinger verkörpert sich die Entwicklung der Kartographie in einem halben Jahrhundert, und zwar in einer Epoche, die große Neuerungen und Umwälzungen auf diesem Gebiet gebracht hat. Seine ersten Arbeiten fallen in die Zeit, wo die topographischen Karten anfingen, wirklich genaue Darstellungen der Erdoberfläche zu werden; seine letzten können ein Werk, das von den berufensten Kennern des Auslandes als das vollendetste Kartenwerk der Welt bezeichnet wird. Leuzinger machte seine Lehrzeit, nachdem er von Melchior Ziegler in Winterthur mächtige Impulse empfangen hatte, in Paris, wo in den 50er Jahren unter Napoleon III. die Kartographie in der höchsten Blüthe stand. Mit dem noch lebenden J. Randegger in Winterthur arbeitete er in dem großen Erhard'schen Institut und schuf Karten, welche zu den hervorragendsten Werken dieser Weltfirma gehörten. Sie tragen freilich seinen Namen nicht, und als einmal an einer internationalen geographischen Ausstellung auf einer solchen Karte nur mit Bleistift die Notiz stand „gravé par R. Leuzinger", hatte es die Pariser Firma höchst übel vermerkt. Als der Kaiser zu seinem Werk über Napoleon in Aegypten einer Karte bedurfte, schrieb er einen Preis aus; der junge R. Leuzinger sandte eine Probe ein, die alle anderen weit übertraf. Er durfte dann auch die Arbeit ausführen, und seit diesem Momente blieb Napoleon sein Gönner und Verehrer seiner Kunst. Noch in den letzten Jahren seiner Regierung ließ er ihm Anerkennung und Dank für übersandte Arbeiten aussprechen. Von Paris zurückgekehrt, arbeitete Leuzinger in der aufstrebenden und um die Entwicklung der Kartographie im allgemeinen so hochverdienten Anstalt von Wurster, Randegger u. Cie. in Winterthur. Und in einem Gebirgslande aufgewachsen, war sein spezielles Können, seine Meisterschaft die Darstellung des Gebirges, die naturgetreue und zugleich künstlerisch aufgefaßte und durchgeführte Wiedergabe der gewaltigen Felspartien. Nachbildungen aus seinen Karten finden wir in den ersten Vorlagen und Werken Europa's und Amerika's. Als der Nachfolger General Dufours, Oberst Siegfried, an die Ausführung des Musterwerkes der neuen Kartographie, des topographischen Atlas der Schweiz im Maßstabe der Originalaufnahmen, schritt, konnte er für die Darstellung des schwierigsten Theiles, des Hochgebirges, keinen bessern Mann finden als Leuzinger, und er wählte gerade für die Gebirgsblätter die Lithographie anstatt eines anderen Verfahrens, weil in dieser Manier Leuzinger arbeitete. Siegfrieds Wunsch war, mit diesem Stecher den Atlas vollenden zu können; er sorgerte denn auch, solange er lebte, dieses Werk in lebhaftester Weise und ließ sich nicht durch bestehende Gesetze über dessen Herausgabe hindern. Siegfried erlebte die Erfüllung seines Wunsches und Planes nicht mehr; zum Glück aber blieb Leuzinger noch lange arbeitsfähig und arbeitsfreudig und das große Werk konnte in der Hauptsache durch ihn vollendet werden. Wie als ob Leuzinger doch noch ein wenig das Schicksal seines Chefs, des Obersten Siegfried, theilen wollte, legte er den Grabstichel weg, bevor der letzte Strich gethan war; es fehlt aber nur mehr so wenig, daß man doch sagen kann: Leuzinger hat sein großes Werk, wohl das größte, das je ein einzelner Stecher vollbracht, vollendet. Schon dieses Werk allein würde seinen Namen auf die Nachwelt bringen; aber darin liegt nur ein kleiner Theil seines Schaffens, seiner Arbeiten sind Legion. Leuzinger wußte selbst nicht mehr, was er alles zusammengearbeitet; er hat auch nur von den wenigsten Arbeiten sich noch selbst ein Exemplar behalten. Es gab alles her; wer um etwas bat, dem reichte er. Von der riesigen Arbeitskraft und Productivität, vor dem genialen Entwerfen und der vielgestaltigen Ausführung seiner Werke stehen wir staunend und bewundernd; wie begreifen nicht, wie uns eine Hand, ein paar Augen allein vollbringen konnten. Wir erkennen darin den wahren großen Meister, das gottbegnadete Genie, das nicht irrt und herumsucht und das nicht kann, was es will, sondern das im Geiste schafft und mit der Hand schöpft, das zu Schaffende klar vor sich sieht und Stich für Strich, Linie für Linie zusammenfügt, bis das Werk vollendet ist, so vollendet, wie es der Geist vorher gesehen."

* **Göttingen.** Beim Wiederbeginn der Vorlesungen des Prof. Wallach hatten, wie die „Magd. Ztg." berichtet, die Praktikanten am Laboratorium es sich nicht nehmen lassen, den Vorlesungssaal im Laboratorium mit Palmen und anderen Blattgewächsen auszuschmücken; außerdem bereiteten sämmtliche Zuhörer ihrem beliebten Lehrer die üblichen studentischen Ovationen. Dabei sei bemerkt, daß nach der „Chemikerzeitung" der Fall Wallach von seinem Vorgänger in der Direction des Göttinger Laboratoriums, Prof. Dr. Victor Meyer, jetzt Director des Laboratoriums zu Heidelberg, in der Heidelberger Chemischen Gesellschaft zur Sprache gebracht worden ist. Er entwickelte die Ansicht, daß bei der jetzigen Gepflogenheit, den für Experimente nöthigen Sauerstoff und Wasserstoff nicht erst im Laboratorium selbst zu entwickeln, sondern von Fabriken in eisernen Bomben zu beziehen, die Möglichkeit von Unfällen viel näher rücke, falls etwa der mit der Füllung der Gasometer betraute Diener die außerordentlich ähnlich erscheinenden Bomben verwechsle und in einen gefüllten Gasometer zu dem Sauerstoff irrthümlich Wasserstoff nachfülle. Prof. Meyer schlug deshalb vor, die Bomben durch auffallende verschiedenartige Farbestriche zu kennzeichnen, damit eine Verwechslung nicht so leicht möglich sei. Doch auch dadurch dürfte eine unbedingte Sicherheit nicht erreicht werden. Deshalb schlug Prof. Dr. Paul Jannasch, seither Assistent an der Göttinger Universität, vor, an jeden Gasometer ein mit Drahtsieben gefülltes Sicherheitsrohr aus Messing anzulöthen, wodurch man vor Explosion geschützt sei, selbst wenn sich Knallgas entwickle. Prof. Gottermann, früher ebenfalls Assistent an der Georgia Augusta, schlug vor, die mit den Gasmetern verbundene Waschflasche in ähnlicher Weise mit Schutzrohren zu versehen. Wie hieraus zu ersehen, hat das Vorkommniß im Göttinger Laboratorium allgemein die Aufmerksamkeit auf die mögliche Gefahr gelenkt, und so wird aus dem beklagenswerthen Falle für die Wissenschaft gewiß ein Vortheil erwachsen.

* **Leipzig.** Zum Director der an unsrer Universität neubegründeten Klinik für Hautkrankheiten und Syphilis ist Prof. Dr. Gustav Riehl, bisher Docent an der Universität Wien und Primararzt des Wiener Hospitals, berufen worden. Riehl hat die Berufung angenommen.

ꝛσ. **Berlin,** 18. Jan. Die Universität beging den 25. Jahrestag der Wiedererrichtung des „Deutschen Reichs" durch Festactus in der Aula. Die Festrede hielt Geh. Rath Prof. Dr. Karl Weinhold über Einheitsbestrebungen der Deutschen im Laufe ihrer Geschichte. Die Erneuerung der Kaiserkrone bildet den Schlußstein einer Entwicklung von Jahrhunderten, zugleich aber den Grundstein einer neuen Zeit. Man hat mit Unrecht die Deutschen in ihrer ältesten Geschichte als eine auseinanderfließende Masse gleich den niederen Organismen bezeichnet, den Galliern und den Römern erschienen sie als ein Volk und die Römer bezeichneten die Bewohner Schwedens noch mit dem Namen der Germanen. So hat denn in der That schon in vorhistorischer Zeit das Bedürfniß nach religiösen Vereinigungen auch die politischen Vereinigungen hervorgerufen. Wir finden nach des Tacitus Bericht die Ingaevonen, Istaevonen und Herminonen alle von bestimmten Stammgöttern ihre Heilkunft ableiten und um große Stammesheiligthümer concentrirt. In das Semnonenland kamen zum Heiligthum der Ingaevonen alljährlich deren Abgesandte, die der Istaevonen ins Markerland zur gemeinsamen Cultstätte zusammen. Die Göttin Nerthus war die Stammesgöttin der Herminonen. Aus der Opfergemeinschaft entwickelt sich, wie dies sich uns noch auf Island deutlich darstellt, die politische Gemeinschaft. Einst bestand unter Marbod schon ein herminonischer Staat von Mähren bis zur Nordsee, der allerdings durch Abfall, zugleich aber durch Römerlist zerstört ward. Die uns später entgegentretenden Stämme der Sachsen, Franken, Alemannen, Baiern bezeugen den Zug nach größeren Vereinigungen, und selbst unter den von den Stürmen der Völkerwanderung und der allzu frühen Berührung mit der raffinirten Uebercultur des Mittelmeerbeckens aufgeriebenen Ostgermanen stellen die Namen Hermanrich, Alarich, Theoderich solche Führer dar im Streben nach der Vereinigung zu größeren politischen Verbänden. Glücklicher als jene edlen Gothen waren die salfränkischen Merowinger, welche von ihrem Stammvater, dem Flußgotte Merve, die lockende List der Wassergeister geerbt haben mochten, die die ripuarischen Franken und Alemannen unterwarfen, sich an die römische Kirche

Digitized by Google

anschlossen, das Reich der Thüringer zerstörten, und deren Nachfolger Karl, die Sachsen seinem weiten Reiche einfügen konnte. Der absolute König und der herrschende Priester verbanden sich, der erste ward der imperator augustus und seit jenem Weihnachtstage des Jahres 800 der Schirmherr der Christenheit, ein Herr eines Weltreichs, dessen Amt als Frankenkönig nur ein Nebenamt war. Als dann nach Erstarkung des ostfränkischen Reichs die mit päpstlicher Zustimmung verbundene Kaiserkrone auf den Ludolfinger Otto 962 überging und östlich der Elbe wie in den Donau- und Alpenländern sich deutsches Schwert und deutsche Kraft Boden errangen, erwuchsen aus den Markgrafschaften Herzogthümer und über ihnen stand freilich nur in allzuschnell dahinfahrendem Glanze der schwarze Heinrich als König, machtvoll auch gegenüber dem römischen Bischofe. Vor dieser Herrschergestalt scheint fast das Bild des Rothbarts zu erbleichen, und welch ein Stolz in jenen Tagen, da Kunst und Wissenschaft bei uns in Blüthe stand, ein Deutscher zu heißen! Doch wie bald kam der jähe Schicksalswechsel. Rebellische Söhne traten gegen den Kaiser auf, die Aristokratie der Fürsten gegen die Monarchie, das Papstthum gegen das Königthum, der servus servorum dei wollte der Herr der Welt sein, die Ränke päpstlicher Politik verwirrten die deutschen Dinge. Das Wälschthum schien das Deutschthum zu verderben. Heinrich IV. und dann drei glanzvollen Gestalten unserer staufischen Kaiser, Friedrich dem Rothbart, Heinrich VI. und Friedrich II., wie viel Bitterniß und Feindschaft, offene Fehde und versteckte Feindschaft ward ihnen zutheil! Der Bestand eines Deutschen Reiches drohte zu zerfallen, die Ehre des Volkes war, wie Walther von der Vogelweide zornig ausruft, zum Schachee der Fürsten geworden. Schmerz tönt aus seinen Worten und aus den Klagen der Patrioten Reimar von Zweter und Wernher aus Oesterreich darüber, daß Gewalt und Uebermuth herrschen, nur wenn Nonnen und Mönche einem werkthätigen Leben sich zuwenden, werden die „guten Tage" wiederkehren. Damals beginnt sich die Kaisersage, sei es im Anschluß an Karl, an Otto den Großen, an Friedrich Rothbart, oder an seinen herrlichen Enkel zu bilden, die Hoffnung auf die Wiederkehr eines Kaisers, dessen Huld das Recht stärke und dem Unrechte wehre. Die Einheit des deutschen Staates ging auseinander. Selten nur rief der Kaiser als solcher den Heerbann auf. Er besaß nicht mehr das Recht, die Lehen einzuziehen, und das Reichsgut selbst war bis auf wenige Vogteien zusammengeschmolzen. Durch die Zölle besaßen die Theilfürsten die materiellen Mittel zur Ausdehnung ihres Machtumfangs, und dieses Streben ward um so lebendiger, als die Kaiserwürde selbst im Besitze der großen Fürstengeschlechter der Habsburger, Lützelburger, Wittelsbacher diesen Tendenzen dienstbar gemacht ward. Vergeblich war das Bestreben der Städtebünde und der Rittervereinigungen des 14. Jahrhunderts nach Besserung der Reichsverfassung im Sinne der Einigung, vergeblich die Versuche der Reform, die das 15. Jahrhundert durchziehen. Der Landfriede Königs Wenzels und der „ewige Landfriede", wie die Reformen Maximilians, deren Zwang er selbst empfand, sind die kargen Früchte der Bemühungen zweier Jahrhunderte deutscher Einheitspolitik. Das Festhalten an den Grundlagen der Augsburger Beschlüsse vom Jahre 1500 dem hispanischen Karl gegenüber kam den Fürsten, nicht dem Kaiser und dem Reiche zu gute. Der große Krieg, die blutige Frucht, die aus dem faulen Religionsfrieden von Augsburg erwuchs, tilgte jede Hoffnung auf einen Kaiser, die im Beginn des 16. Jahrhunderts oft noch überschwenglichen Ausdruck findet. Man hoffte nur noch auf den Messias. Der Staat der Deutschen war seit dem Münsterer Frieden ein loser Staatenbund souveräner Fürsten, die nur, wenn es ihr Vortheil mit sich brachte, wohl den Kaiser im Kampfe gegen Franzosen und Türken unterstützten. Ein einziger Deutscher jener Tage, mit weitem Blick und energischer Thatkraft begabt, ist Kurfürst Friedrich Wilhelm. Die deutschen Herrschergestalten des 18. Jahrhunderts, Maria Theresia und der große Friedrich, erzeugten einen österreichischen und einen preußischen Patriotismus und erst das züchtigende Unglück der napoleonischen Tage rief die allzu weltbürgerlich Gewordenen zurück zum Vaterlande. Mit deutschem Blute hatte der Imperator seinen Thron gekittet, und als Kaiser Franz die Kaiserwürde niedergelegt, waren es preußische Männer, die zur Abwerfung des fremden Joches die Mittel fanden und geistige und sittliche Waffen für die Befreiung Deutschlands geschmiedet haben. Wohl empfanden die deutschen Patrioten schmerzlich, daß der „Bund" kein stetes Reich sein konnte, und als nach langer politischer Ohnmacht und der Enttäuschung des Jahres 1848 die Anstrengungen aller Edlen fruchtlos erschienen, griff eine düstere Stimmung der Resignation im Volke um sich. Allein die Männer lebten, von denen die Rettung kommen sollte. Mit fester Hand und sicherem Fuße beschritt König Wilhelm die steile Bahn. Ihm standen seine Rathgeber zur Seite, Albrecht v. Roon, der Preußens Schwert geschärft, und Otto v. Bismarck, der Unvergleichliche, immer „Herr des Augenblicks" und dergestalt frei in seinen Entschlüssen. Wunderbar waren die Erfolge, die Preußens Waffen für Deutschlands Selbständigkeit im schmerzlichsten aller Kriege auf den böhmischen Schlachtfeldern errungen hatten. Einst hatte Prinz Wilhelm im Jahre 1825 tief schmerzlich empfunden, daß die Opfer groß und das Erreichte zu gering gewesen, in dem neuen Kampfe sollten die Erwartungen des deutschen Volkes nicht getäuscht werden. Das Deutsche Reich in starker Wehr hat den Frieden Europa's heute zu wahren und ein Gedächtnißtag, wie der 18. Januar, ist als ein Tag der Einkehr bei uns selbst wohl geeignet, über unserm inneren Hader uns den Glauben zu kräftigen an die Unzerstörbarkeit unsres Volkes.

* **Wien.** Hofrath Prof. Bulhmann ist von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Upsala zum wirklichen Mitgliede ernannt worden.

* **Prag.** Der „Bund der Deutschen in Böhmen" hat einen „Unterausschuß für Schulwesen und Volksbücherei" gebildet und richtet nun „— im Eismond 1895 — mit treudeutschem Gruße an alle deutschen Stammesgenossen, denen das geistige Wohl unsres Volkes am Herzen liegt, die ernste Aufforderung, die Errichtung von Volksbüchereien durch Schenkung von Zeitschriften, Jugendschriften, Büchern jeglichen belehrenden oder unterhaltenden Inhalts oder durch Spenden an Geld erfolgreich unterstützen zu wollen. Jede Spende, auch die geringste, ist willkommen. Alle Bücher und Geldspenden bittet man an den Unterausschuß für Schulwesen und Volksbücherei des Bundes der Deutschen in Böhmen, Prag II, Wassergasse 28, gelangen zu lassen".

* **Paris.** P. Scheil, der die Ausgrabungen in Babylon auf Rechnung der französischen Regierung leitet, hat kürzlich eine lange Inschrift des letzten Königs von Babylon, Nabonet (553—538 v. Chr.), entdeckt. Sie umfaßt elf Spalten und enthält eine Menge Einzelheiten und wichtige Aufschlüsse über die Geschichte des Landes. Die Inschrift erzählt namentlich den Rachekrieg, den die Babylonier mit ihren Verbündeten gegen die Assyrer unternahmen, bevor Sanherib ihre Stadt (698) zerstörte. Sie erzählt ferner die Wahl und die Krönung Nabonets (553) und seinen wunderbaren Traum, worin ihm Nebukadnezar erschien.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 19. bis 20. Januar folgende Schriften eingegangen:

Dr. Jos. Balduin Kittel: Die preußische Hegemonie; Studie zum Verfassungsrechte des Deutschen Reichs. München, J. Schweizer 1896. — Siegbert Friedländer und Erich v. Nordeck: Der Kaiser und die Socialdemokraten; Beitrag zum § 95. Berlin, Fr. Wesemann. — Dr. Otto Gierke: Das Bürgerliche Gesetzbuch u. der Deutsche Reichstag (Sonderabdr.). Berlin, Carl Heymann 1896. — Ludwig Bamberger: Politische Schriften von 1868 bis 1878 (Gesammelte Schriften Bd. IV.). Berlin, Rosenbaum u. Hart 1896. — *James Mackinnon*: The union of England and Scotland; a study of international history. London etc., Longmans, Green and Co. 1896. — Max Jähns: Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung; Rückblick. Berlin, Gebr. Paetel 1896. — Derselbe: Ein preußisches Festspiel. 3. Aufl. Ebd. — Oesterreichisches Militärblatt (Wochenschrift). Nr. 1 u. 2. Wien, 1896. — Zeitschrift für ineiale Medicin, hgab. v. Dr. A. Oldendorff. 1. Bd. Heft 4. Leipzig, Georg Thieme 1895. — *Charles Rabany*: Carlo Goldoni; le théâtre et la vie en Italie au XVIIIe siècle. Paris-Nancy, Berger-Levrault et Cie. 1896. — Die kaiserl. Gemäldegalerie in Wien: Moderne Meister, hgab. ꝛc., Text von Aug. Schäffer. Lfg. 7. Wien, J. Löwy 1896. — Rich. Wagner: Potpourri aus Lohengrin, für Piano u. Violine, übertragen von Friedrich Hermann. Leipzig ꝛc., Breitkopf u. Härtel. — Stephen Heller u. Adolph Henselt: Instructive Ausgabe ausgewählter Tonstücke und Studienwerke für das Pianoforte, kritisch revidirt u. f. m. v. Heinrich Germer. A. Untere Mittelstufe Nr. 1—3. Ebd. — Alexander v. Fielitz: Narrenlieder für eine Singstimme mit Begleitung des Claviers. Op. 47. Ebd. — Albert Becker: Adagio Nr. 5 in D-moll, für Violine, Violoncell u. Clavier. Op. 81. Ebd.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 22. Januar. Nummer 17.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Demo — oder: allegorische Deutung der Homerischen Gedichte. Von F. Sander. — Zur Literatur des deutschen Volkshumors und deutscher Volksdichtung. — Mittheilungen und Nachrichten.

Demo — oder: allegorische Deutung der Homerischen Gedichte.

Von F. Sander.

Entdeckt oder so gut wie entdeckt, d. h. zuerst aus einem Schemen und Namen zur greifbaren Person gemacht, ist jüngst die „Homerdeuterin Demo" durch Hrn. Professor Arthur Ludwich zu Königsberg i. Pr.[1]) Der heutzutage beliebten Geschichte weiblicher Gelehrsamkeit und Schriftstellerei ist neben Hypatia und Eudokia-Athenais ein neuer verwerthbarer Name aus des griechischen Alterthums Spätzeit gewonnen. Zugleich lenken Ludwichs Arbeiten über Demo die Augen auf ein Capitel der alten Cultur- und Literaturgeschichte, das — ganz abgesehen von der so lange verkannten Dame Demo — zumeist weniger beachtet wird, als es verdient: die allegorische Deutung der homerischen Gedichte. Besonders in dieser letzten Hinsicht versuche ich Ludwichs schöne Gabe zu würdigen.

Allegorische Deutung der Ilias und der Odyssee — das klingt dem Common sense und gesunden Verstande unsres historisch-kritischen Zeitalters höchst abenteuerlich. Man kann es, nach diesem Maße gemessen, verstehen, wenn selbst ein ansehnlicher Kenner und Forscher des Alterthums die Versuche der Demo — ne honorem quidem praefatus — als Narrheit bezeichnet. Aber nur nach diesem Maße! Nach dem Sinne der Alten beurtheilt, nimmt die Sache sich wesentlich anders aus; und es wird richtig sein, sie vorerst aus ihren eigenen Voraussetzungen und mit diesen zu betrachten und zu verstehen. Was je einmal oder gar was durch Jahrhunderte weiten Kreisen als ernsthaft und ehrwürdig gegolten, das thut man nicht mir-nichts dir-nichts mit Achselzucken ab; zumal, wenn es seinerzeit große Wirkungen gehabt und die geistige Entwicklung der Menschheit nachhaltig beeinflußt hat. Man wird sehen, daß dies von der allegorischen Deutung der Mythen und Epen im Alterthum wirklich gilt.

Allbekannt ist, welche Rolle die allegorische Deutung der Heiligen Schrift in der Geschichte christlicher Theologie und Kirche gespielt hat und theilweise bis heute spielt. Aus dem christlichen Alterthum pflegt man den großen alexandrinischen Kirchenlehrer Origenes (gest. 254) als den zu bezeichnen, der in diese Art der Schriftdeutung eine gewisse Theorie gebracht hat. Von ihm weist man zurück auf den jüdischen Religionsphilosophen Philon von Alexandrien, der etwa zur Zeit Jesu nicht ohne Vorgänger, aber seine Vorgänger übertreffend und dadurch für die Nachwelt in Schatten stellend, das schwere und gewaltsame Werk unternahm, seines Volkes heilige Schrift und Lehre als wesentlich eins mit dem Kerne der griechischen, namentlich der Platonischen Philosophie zu erweisen. Unterschied Origenes außer dem buchstäblichen Wort- oder leiblichen Sinne noch den seelisch-moralischen und den geistigen oder mystisch-anagogischen, indem er damit jeder Art der Exegese ihr Recht und ihre Stufe anzuweisen glaubte, so begrenzt auch bereits der unermüdliche und unerschöpfliche Allegoret Philon Wortsinn und Tiefsinn nach ihrem Werthe gegen einander wie Körper und Seele. Man kann das Leben des Körpers nicht stören oder unterbinden, ohne die Seele zu schädigen; aber man darf andrerseits bei der Pflege des Körpers nicht stehen bleiben, will man den Menschen als solchen fördern und bilden. So setzen — meint Philon in seinem Buche über Abrahams Wanderschaft — buchstäblicher und mystischer Sinn einander voraus und fördern einander, versteht man nur, sie ins rechte gegenseitige Verhältniß zu bringen. Woher nun dieser allegorische Hang bei ihm? Er scheint im hellenistischen Judenthum seiner Zeit verbreitet gewesen zu sein; wenigstens findet man im Neuen Testament, bei Paulus, bei Matthäus, im Hebräerbriefe seine Spuren, ohne daß man Anlaß hätte, an unmittelbaren Einfluß gerade Philons zu denken. Gewiß kaum minder wirksam als das Vorbild seiner Volksgenossen war doch wohl für Philon der Vorgang der Griechen, unter denen es zu seiner Zeit längst bräuchlich war, alte Mythen und Gedichte nicht bloß ihrem schlichten Wortsinn nach, sondern zugleich als Räthselhüllen für tiefere Wahrheiten aufzufassen und zu deuten. Es ist selbst noch für klare Beurtheilung heutiger theologischer Controversen gut, sich gegenwärtig zu halten, daß auch diese allegorische Wunderlichkeit, die wiederholt im Laufe der Jahrhunderte so naiv-christlich sich zu geberden wußte, im Grunde zu den altheidnischen oder heidnisch-jüdischen Windeln (involucris) gehört, die dem jungen Evangelio vielleicht anfangs als Schutzdecke in rauhen Zeiten nöthig waren, die es aber nachher an eigener freier Bewegung und Entfaltung oft genug hinderten.

In der That scheint der Versuch allegorischer Deutung, d. h. der Versuch, in, unter und hinter den gegebenen Worten eines Schriftstellers etwas anderes und tieferes zu finden, als sie offenbar und jedem zugänglich besagen, zuerst Homer und etwa noch Hesiod gegenüber gewagt zu sein. Homers Ansehen als des classischen Sängers der Heroenzeit und der olympischen Götterwelt stand den Hellenen um die Zeit Solons unbezweifelt fest. Die Verehrung Homers war geradezu einer der wichtigsten Einheitspunkte für die weitverzweigten griechischen Stämme. Aber nun erwachte und erstarkte die philosophische Anlage des begabten Volkes. Man begann, über die Staatsformen, die man vielfach wechseln sah, über Pflicht und Glück der Menschen, wie über Ursprung und Zusammenhang der natürlichen Dinge eindringender nachzudenken, und fand

[1]) Vgl. den Aufsatz „Die Homerdeuterin Demo" von A. Ludwich in der „Festschrift zum funfzigjährigen Doctorjubiläum L. Friedländer dargebracht v. s. Schülern" (Königsberg 1895) und „Allegoriae Homericae ex codice Vindobonensi primum editus ab Arthuro Ludwich" (Insunt indici lectionum in regia Academia Albertina per aestatem a. MDCCCLXXXXV habendarum).

im Mikrokosmos des menschlichen Daseins wie im Makrokasmos der Welt Gesetze waltend, die man nur aus einheulichem göttlichen Willen zu verstehen vermochte. Anfangs freute man sich wohl an den mancherlei einzelnen Anklängen, denen salche neue Ansichten bei den ehrwürdigen Dichtern der Vorzeit zu begegnen schienen. Aber genau wollte doch beides nirgends stimmen. Das Göttliche, das die Weisheitsforscher in der Welt wirksam fanden, kannte unmöglich so vielgestaltig und in sich verfehdet, es kannte noch weniger so ganz offenbarer menschlicher Schwäche und Fehlsamkeit unterworfen sein, wie man es bei Hamer und Hesiod dargestellt fand. Diese Widersprüche einmal erkannt, traten einzelne starke Geister offen gegen die Autorität der alten Dichter auf. Noch wae der epische Vers fast die einzig denkbare nnd gangbare Form, im Zusammenhange sich öffentlich auszusprechen, als ein Xenophanes aus Kolophon, Gründer dee sog. eleatischen Schule, ihn benutzte, um der epischen Altmeister unwürdige Angaben über Gattheit und Götter zu bekämpfen. In Herakleitos von Ephesos und dessen Anhängern erstanden ihm Helfer für diesen Kampf. Andere wieder, innerlich fester verwachsen mit der mythischen Ueberlieferung und doch außer Stande, das Recht der kritischen Einwürfe ganz zu leugnen, überredeten sich und warben eifrig für ihre Ueberzeugung: der Widerspruch liege nur im unrichtigen Verständniß der Alten. Die gotterleuchteten Sänger der grauen Urzeit waren — das stand ihnen im varaus fest — im Besitze der Wahrheit; haben sie ihr trotzdem nicht einfachen ungeschminkten Ausdruck gegeben, so erklärt sich das theilweise aus der Eigenart dichterischer Rede, zu deren Wesen uneigentlicher Ausdruck, Räthsel und Gleichniß gehören, theilweise aus planvoller Absicht, Leser und Hörer durch Anbequemung an ihre unmündige Denkweise zunächst zu gewinnen und dann stufenweise zur höheren Einsicht zu erheben. Nun kam es darauf an, die rechte Deutung zu finden und zu verkünden. Aus dem Gesagten wird man verstehen, wie schon früh — man nennt Theagenes, einen jüngeren Zeitgenossen des Xenophanes (um 525) als ersten — dafür ein doppelter Weg der ethischen und der physischen Allegorie empfohlen ward, indem die homerischen Götter bald mehr als Personification van Naturkräften, bald dagegen als Ideale menschticher Tugenden und Anlagen dargestellt wurden. Van Anaxagoras aus Klazomenai und seinen Schülern, namentlich dem Lampsakener Metrodoros, soll besonders die natursymbolische Ausdeutnng Homers während der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts var Christo eifrig betrieben sein. Andere bevorzugten die im ganzen nach nähee liegende ethische Ausdeutung, die sich trefflich besanders für die Jugend eignete. Zu den gutgläubigen Verehrern der alten Dichter treten bald auch berechnende Ausnutzee der neuen Deutkunst. War einmal das Spiel mit dem dichterischen Dappelsinne modern und beliebt, was hinderte, bald hamerische Texte auch ohne Rücksicht auf Homers wirkliche oder vermeintliche Absicht als Hebel zur Verbreitung gewisser Lehren zu benutzen, bald nach Homers, Hesiads und der Homeriden Vorbilde selbst Mythen als einschmeichelnde Hüllen philosophischer Wahrheiten zu ersinnen? Mythen dieser lehrhaften Art waren im Kreise der Sophisten beliebt; daß abee die Lehrmythen dieser vielgeschmähten Männer nicht nur sehr harmloser, sondern sogar sehr löblichee Art sein konnten, beweist das bekannteste Beispiel dieser Gattung: der „Herakles am Scheidewege" des Prodikos aus Keos. Von dort ist die Varliebe für dies Lehrmittel auf Sokrates und seine Schule, namentlich auf Platon übergegangen, dessen Mythen sammt dem Heraktes des Prodikos zum eisernen Bestande der allgemeinen Weltbildung gehören. Einee unter Sakrates' Schülern jedoch, Antisthenes aus Athen, Gründer der kynischen Schule, legte sich ganz besonders auf die Hamer- und überhaupt auf die Mythendeutung im allegorischen Sinne. Herakles, der Mann dee zwölf Arbeiten, war ihm — wie Prodikos — das hohe Mustee praktischer Tugend, für die sein nüchterner, theoretischen Speculationen abholder Sinn allein Verständniß hatte. Hamer, davon ging auch er aus, will in Wahrheit ast etwas anderes sagen, als er nach der allgemeinen Ansicht zu sagen scheint. Van Antisthenes nahm dessen Schule, von den Kynikern nahm die Stoa ihre allegorische Neigung an. Was von dieser Art in ihrem Schatze und, angeregt von ihr, in ihrer Nachbarschaft sich aufgehäuft hatte, sammelten zwei ihrer Jünger zu Augustus' und Tiberius' Zeit, Herakleitos oder Herakleides in seinen „Homerischen Allegorien" und L. Annäus Cornutus in seinem Buche „Ueber die Natur dee Götter". Ganz im Sinne jenee ersten Urheber der allegorischen Deutkunst sagt jener: Homer hat entweder gegen die Götter gefrevelt oder allegorisch gemeint, was er von ihnen sagte.

Diese jahrhundertelange Arbeit — mag sie uns immer als Siebschöpfen erscheinen, es war doch Arbeit — hat zweifellas stark auf Philon eingewirkt, der auch sonst trotz erklärter Vorliebe für Platon vieles Staische in seine Philosaphie übernahm. Nur darf man nicht meinen, es sei durch ihn der Bach der allegorischen Deutelei nun ganz in den jüdisch-christlichen Strom übergeleitet. Sie nahm allerdings im engeren Kreise des Philon und van da aus bei den altchristlichen Theologen besonders stark überhand; ja sie zeitigte in manchen der griechischen Secten, die neben dem Christenthum aufsproßten, ihre wunderlichsten Früchte, wahre Zerrbilder von grotesker Ungeheuerlichkeit. Aber sie gehörte überhaupt zum philosaphischen Zeitgeschmack und ganz vor allem zum Rüstzeuge der neuplatonischen Schule, welche durch Jahrhunderte die Gedankenwelt des ausgehenden heidnischen Alterthums beherrschte. Die Theologie der Neuplatoniker lief der Hauptsache nach darauf hinaus, daß, wie schon die Stoiker gelehrt hatten, es nur ein göttliches Wesen gebe, welches in verschiedenen Gestalten sich offenbare und daher auch in einer Anzahl von Einzelgöttern zu verehren sei. Das kommt dem Satze des Antisthenes nahe, dee lehrte: Von Natur ist die Gottheit einfach, nach menschlichem Gesetze dagegen vielfach! und enthält an sich schon die Versuchung, die einzelnen volksthümlichen Götter als allegorisch-poetische Personificationen, sei's ethischer Begriffe, sei's natürlicher Kräfte oder Elemente der Welt, aufzufassen. Es ist, wenn auch nicht von allen namhaften Vertretern der Schule, doch von vielen sattsam geschehen. Besonders bekannt ist es aus Proklos' des Lykiers Schriften, namentlich seinem Commeutar zum Platonischen Timaios. Scharfsinnige Bemerkungen und klare Erfassung des Sinnes wechseln dort oft kunterbunt mit dem seltsamsten, schwindelhaftesten allegorischen Hocuspocus, den er zwae meist aus anderen Quellen herbeizieht, aber kritiklos neben seinen verständigen Erklärungen zu Markte bringt.

An diese Stelle etwa gehört nach der gründlichen und überzeugenden Darlegung Ludwichs die Hamerdeuterin Dema. Schon bisher waren in den Hamerscholien, dem Hamercommentar des Eustathios von Thessalonich und einem Schotion zu Lukians Ikaromenippos neun Bruchstücke bekannt, deren Mehrzahl „der Demo" wunderliche mathematisch-physikalische und astronomische Erklärungen einzelner Stellen aus Ilias und Odyssee zuschreibt. Freilich ist theilweise die handschriftliche Ueberlieferung dieser Bruchstücke schlecht, und sa hat es geschehen können, daß manche Gelehrte statt der Demo in derer einigen einen Demon oder Hedemon (ἡ Δημώ), auch Eudaimon fanden oder vermutheten. Aber schärfer blickende Augen haben sie doch immer schon als Eigenthümerin dieser zerstreuten Brocken erkannt. Da vernehmen wir denn, wie die gelehrte Frau die Stelle Im ersten

Digitized by Google

Buche der Ilias (591), nach der Zeus den Hephaistos einst von des Himmels Schwelle herab auf die Insel Lemnos schmetterte, vom Blitze oder von feurigen Meteoren verstand, die vom Aither zur Erde herabfahren. — Otos und Ephialtes, die Giganten, thürmten im Streite wider die Götter nach dem elften Buche der Odyssee (305 ff) den Berg Ossa auf den Olymp und waren daran, noch den Pelion darauf zu setzen, hätte nicht Apollon sie vorher getödtet. Nach Demo waren diese Thessaler harmlose physische Philosophen, zuerst unter den Sterblichen bemüht, die Himmelskörper nach der Erde abzumessen. Dazu bestiegen sie natürlich die höchsten Gipfel Thessaliens und — stürzten ab wie ein paar moderne Bergfexe; eine rationalistische Verwässerung des Mythos, die deutlich beweist, wie nahe die Allegoreten sich mit den Anhängern des Euhemeros berührten, der in allen Göttern und Halbgöttern nur verdiente, nach ihrem Tode zur „Ehre der Altäre" erhobene Menschen erkennen wollte. — Geläufig ist der Demo, statt der Götter bei Homer die von ihnen — allerdings wohl erst lange nach Homer — benannten Sterne oder die Elemente einzusetzen und so ans beliebigen behaglichen Schilderungen Homers tiefsinnige astronomische und kosmologische Weisheit zu pressen. Hera's Wagen im fünften Buche der Ilias (720) weist so in den goldenen und silbernen Riemen die Strahlen der Sonne und des Mondes, im zwiefachen Sesselrande die beiden Halbkugeln des Himmels auf u. s. w. Das ausführlichste der Bruchstücke lehrt uns im Schilde des Achilleus, den Homer vor unsern Augen im achtzehnten Buche der Ilias unter Hephaistos' kunstreicher Hand entstehen läßt, das Bild des Kosmos nach dem im späteren Alterthum, aber gewiß nicht zu Homers Zeiten geltenden Systeme des Ptolemaios finden. „Darauf bildete er Erde, Himmel, Meer" (482); wie sollte eine Demo sich entgehen lassen, daß wir da — den Feuergott Hephaistos selbst als Werkmeister mitgezählt — alle vier Elemente beisammen haben! „Durch die kreisrunde Gestalt aber des Schildes deutet Homer die kugelförmige Gestalt der Welt an; denn eine Kugel entsteht durch Umdrehung eines Halbkreises bis wieder zum ersten Stande." Der dreifache, glänzende, schimmernde Rand muß sich gefallen lassen, als Thierkreis oder Bahnring für Sonne, Mond und andere Planeten zu gelten; die fünf ringförmigen Felder stellen die fünf Zonen des Kosmos dar, die arktische, antarktische, die beiden tropischen (d. i. die mittleren, auf der Erde sogen. gemäßigten) und die isemerine oder tropische im modernen Sinne. Ausnahmsweise läßt gerade hier „die weise Schildschmiedin", wie der citirende Erzbischof Eustathios sie nennt, sich auch noch aufs ethische Gebiet ein. Die Bilder aus Krieg und Frieden, Hochzeit, Feldbau, Gericht widerstrebten doch zu sehr der physisch-kosmologischen Schablone. In ihnen soll der Dichter zwar wiederum nicht nach Herzenslust und Poetenart fabuliren und der menschlichen Art den Spiegel vorhalten, aber doch wenigstens Näheres, Gleichartiges im Auge haben, nämlich sittliche Lehren für der Menschen Thun und Lassen. „Kurz, sie zeigt, daß im Sinne des Dichters die ganze Schildschmiedung ein breit angelegter philosophischer Vortrag über Göttliches wie Menschliches sei."

Schon soweit, mit den bekannten und bereit daliegenden Mitteln, diese pedantische, aber für eine ganze verbreitete Art typisch-bezeichnende Homerdeuterei einmal neu hervorzuziehen und dabei zu erinnern, daß kein Grund vorliegt, gegenüber der guten Beglaubigung den Namen Demo als Pseudonym eines Versteckspielers preiszugeben oder andrerseits diese Demo mit einer ihrer nicht wenigen Namensschwestern aus dem Alterthum zu identificiren, — schon das war gewiß verdienstlich und wohlgethan. Aber der Ritter konnte seiner Dame durch sachkundige und scharfsinnige Verwerthung eines glücklichen literarischen Fundes noch einen weit werthvolleren Dienst leisten. Ludwich hat aus einer Wiener Handschrift ein bisher ungedrucktes zusammenhängendes Stück ihres Commentars zur Ilias, das den größeren Theil des ersten Buches behandelt, ans Licht gezogen, dies als ihr Werk mit guten, über das Maß ansprechender Vermuthung hinausführenden Gründen erwiesen und daraus mindestens mit Wahrscheinlichkeit einige Daten über ihre Person geschöpft. Gleichzeitig mit dem Erscheinen des Aufsatzes über die „Homerdeuterin Demo" in der Festschrift für Ludwig Friedländer (Leipzig 1895) hat der fleißige Gelehrte diesen seinen Fund vor dem lateinischen Lectionskataloge der Universität Königsberg für Sommer 1895 in lesbarem Texte und begleitet von kritischen Noten abdrucken lassen. Das Fragment füllt dort mit dem kritischen Apparate funfzehn Seiten des bekannten Quartformates solcher Universitätsschriften.

Genannt ist zwar Demo als Verfasserin nirgends; allein ebensowenig finden sich Spuren einer anderen Autorschaft. Das Ganze, wie es vorliegt, beginnt mit dem ersten Verse der Ilias; indeß dieser Vers selbst wird nicht, wie nachher stets geschieht, der Erklärung als sog. Lemma vorausgeschickt. Offenbar hat schon dem letzten, mittelaltrigen Abschreiber der Anfang verstümmelt, ohne Ueberschrift und Eingang, vorgelegen. Der Text beginnt mit Erklärung des Wortes „Göttin" — „Singe, o Göttin, den Zorn des Peleiaden Achilleus" —: „Hier ist unter Göttin (θεά) des Dichters Weisheit zu verstehen. Solcher Art ist nämlich die Ansicht der Hellenen. Alles, was über sie selbst emporragt, nennen sie Götter, wie Meer, Himmel, Erde, Sonne. Deßwegen auch die Weisheit als sie selbst überragend und vermögend, sie durch Hinleitung auf das Bessere umzuwandeln, bei ihnen Göttin heißt." Im folgenden Absatze — zu des Dichters Worten: „So war Zeus' Wille geschehen" (Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή) — wird in gleich rationalistischer Weise Zeus erklärt als der himmlische Aither (διάπυρος αἰθήρ), d. i. das fünfte überweltliche Element, das dem Neoplatonismus und demgemäß dem ganzen Mittelalter als eigentlicher Sitz aller göttlichen Kräfte — man denke an Dante's „Empireo" — galt. Das ist offenbar ganz und gar im Geiste der Demo, wie wir sie aus den unter ihrem Namen überlieferten Bruchstücken kennen; und im gleichen Geiste ist alles folgende gehalten. Nachgewiesen kann das im einzelnen hier nicht werden. Als Stichprobe gelte, was zu Vers 551, mit dem Hera's unmuthvolle Scheltrede an Zeus beginnt, ausgeführt wird. Hera ist auch hier nach spielender Deutung ihres Namens (Ἥρη = ἀήρ) die Luft. Licht und Wärme haben ihren natürlichen Ort im Aither; von ihm erst gehen sie über in die Luft und werden von dieser, als gröberem Medium, nur allmählich und unvollkommen aufgesogen. Das stellt der Dichter dar, wenn er sagt, daß Hera nicht von vornherein die Weisheit der Rathschlüsse des olympischen Gatten klar durchschaut und willig ihnen gehorcht. Die Streitigkeiten der Götter untereinander sind, ohne Bild geredet, Trübungen, Störungen, Reibungen kosmischer Art, die aus der stufenweisen Vergröberung der Elemente vom Aither herab bis zur trägen, stumpfen Erde besonders an den Gebietsgrenzen entstehen. Sie scheinen, vom niedrigen Standpunkte des Menschen aus betrachtet, oft ernste Gefahr für den Bestand der Welt zu drohen. Aber Zeus muß immer siegen und siegt immer; d. i. das oberste, göttliche Element als Träger der Weltordnung behält zuletzt stets die Oberhand. — Nimmt man zu dieser inneren Uebereinstimmung die von Ludwich bis in einzelne Liebhabereien nachgewiesene Einheit der sprachlichen Form, so wird man seinem Schlusse, daß wir in diesem neuentdeckten Bruchstücke einen Theil des Homercommentars der Demo vor uns haben, sich schwerlich entziehen können.

Digitized by Google

In zwei anderen Hinsichten noch hat der glückliche Finder der Wiener Handschrift dieser neues Licht über Demo zu entlocken verstanden. Zunächst in Bezug auf ihre Lebenszeit. Vor Ludwich hatte bereits Professor Usener zu Bonn diesen Punkt untersucht und war zu dem Ergebnisse gelangt: „Wir werden nicht weit abirren, wenn wir das 4. bis 5. Jahrhundert, eine Zeit, in welcher der Neuplatonismus der Mythenallegorie neuen Aufschwung brachte und auch der literarische Mißbrauch alter Namen an der Tagesordnung war, für jene Fälschung annehmen." Für eine Fälschung nämlich, für das Machwerk eines Schriftstellers hielt Usener die Homerdeutung, der sie durch die Fiction interessant zu machen suchte, daß sie ein Weib des höchsten Alterthums, Demo zur Verfasserin hätte. Wie mir scheint, hat Ludwich diese Ansicht als in den Daten nicht oder doch zu schwach begründet zu gunsten der einfachen Annahme einer Verfasserin Demo abgelehnt, die keineswegs mit irgend einer der sonst vorkommenden gleichnamigen identisch zu sein braucht. Darin aber berührt er sich mit Usener, daß auch er unmittelbaren Einfluß des Neoplatonismus auf die Allegorien voraussetzt. Ja er erst hat dieser Ansicht recht festen Halt gegeben. Er hat nämlich gefunden, daß fünf Citate, die einzigen gelehrten Citate der Wiener Handschrift, von Demo einer Schrift des Kirchenhistorikers Theodoretos von Kyros (457 gestorben), entnommen worden sind. Diese Stellen sind auch Theodoret nicht eigenthümlich, sondern gehören zu dem von Hermann Diels so trefflich behandelten Wandergute der sog. griechischen Doxographen. Aber, so urtheilt Ludwich: „unmöglich kann es Zufall sein, daß Demo mit keinem der uns sonst bekannten (bei Diels übersichtlich zusammengestellten) Compendien der Placita philosophorum auch nur annähernd so genau übereinstimmt wie mit Theodoret. Die Uebereinstimmung ist von der Art, daß sie auch nicht etwa durch die Annahme eines verlorenen Compendiums, das Theodoret und Demo gemeinschaftlich benutzten, genügend erklärt werden kann, weil Theodoret, im ganzen genommen, augenscheinlich weit lieber referirt (also eigene Worte gebraucht), als wörtlich abschreibt. Damit wird, da Theodoret im Jahre 457 starb, für seine Nachtreterin Demo der terminus post quem sicher bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts n. Ch. herabgerückt."

Unmittelbar daran knüpft Ludwich eine andere Vermuthung: „Demo's Vorliebe für das Werk Theodorets (*Ἑλληνικῶν παθημάτων θεραπευτική*) mit seiner kosmologischen Gelehrsamkeit könnte einen tieferen Grund haben: die Homerdeuterin selbst könnte Christin gewesen sein." Vielleicht überschätzt er die Abhängigkeit Demo's von Theodoret; hebt er doch selbst gewissenhaft hervor, daß gerade Theodoret — als Anhänger eines Theodoros von Mopsuestia und bewußter Vertreter der berühmten syrischen Exegetenschule — die allegorische Deutung überhaupt und ausdrücklich auch die der alten Mythen verwarf und bekämpfte. Allein darum bleiben die sachlichen Gründe, die er weiterhin anführt, aufrecht. Schon oben erfuhren wir, wie kühl und fremd Demo zum ersten Verse der Ilias sich über den Götterglauben der Griechen äußert. Von der heidnischen Religion als solcher läßt ihr ganzes Verfahren kaum noch eine Spur übrig. „Der homerische Zeus ist ihr die göttliche Vorsehung (*πρόνοια*), die oben im reinen Aether thront und das Weltall regiert. Im Verein mit Leto, der göttlichen Menschenliebe, die milde unsrer Sünden vergißt (*Λητώ* = *Ληθώ*), erschafft Zeus den Apollon, die Sonne. Apollon, von gleich liebevoller Sympathie, wie seine Eltern, für die Menschen beseelt, — — läßt sein Licht leuchten über Böse und Gute; verhängt er Pestilenz und andere Schrecken über uns Sünder, dann geschieht es nicht zur Strafe, sondern zur Warnung, um uns zu bessern und zur Tugend zu erziehen. Das ist der kurze Inhalt des Commentars, mit welchem Demo die homerischen Worte „Leto's und Zeus' Sohn" (Il. A, 9) begleitet; und von demselben achtungswerthen Geiste christlicher Liebe und Duldsamkeit finden wir sie auch sonst beseelt. Vielleicht liegt gerade in diesem versöhnenden Zuge die beste Erklärung für ihren so gern fromm gen Himmel gerichteten Gedankenflug; vielleicht sucht sie nur deßhalb am liebsten hoch oben in der fernen, unermeßlichen Sternenwelt, was sie auf Erden nicht fand, um sich die Symbole des gefeierten Dichters zu deuten." Ludwichs Vermuthung hat in der That viel für sich. Besonders der Begriff der Sünde und der göttlichen, liebreichen Vergebung der Sünde muthet den Leser an der von ihm angedeuteten Stelle ganz christlich und bis zu einzelnen, fast unleugbaren Wortanklängen neutestamentlich an. Darüber hinaus zu einem unzweideutigen Bekenntnisse kommt es allerdings nicht.

Doch — Christin oder nicht, Christin halb oder ganz; immerhin verdiente die philosophische Homerdeuterin Demo dem Dunkel entzogen zu werden, das bisher ihre Gestalt dicht umfloß. Nicht jedem mag Ludwichs Aufspürung der fast verschollenen Frau so gelegen und willkommen zu eigenen Studien sich schicken wie mir, der ich darum gern dem Retter der Demo ein bescheidenes Denkmal des Dankes setzen wollte. Doch trotz ihrer wunderlich verschrobenen Geistesart und ihres unverkennbaren Grundirrthums, dem zuliebe sie die hohe Gestalt des alten Homer zu einem seltsamen Zerrbilde entstellt, wird niemand bereuen, der redlich eifernden durch einige Augenblicke theilnehmendes Gehör gewidmet zu haben.

Zur Literatur des deutschen Volkshumors und deutscher Volksdichtung.

Th. E. Es gibt insonderheit in unsrer deutschen Literaturgeschichte Stoffe und Gebiete, die es niemals zu einer einheitlichen Darstellung von ihrem Anfang bis zur Gegenwart bringen können. Seien die Gründe dafür, welche sie wollen, an der Thatsache läßt sich nichts ändern, und es ist wohl nicht nöthig, daß wir die einzelnen dieser Gebiete namhaft machen. Die Forschung begnügt sich hier zumeist mit Beiträgen und Bruchstücken, sie greift je nach dem Geschmack und der Neigung des Einzelnen irgend ein Thema heraus, zieht für die Zeitperiode, deren Schilderung sie übernehmen will, möglichst enge Grenzen, und fertigt zumeist das, was vor oder nach derselben geschehen ist, in möglichster Kürze und nur soweit es unumgänglich nothwendig ist, in skizzenhafter Darstellung ab. Und es ist bedauerlich, daß ein solches Verfahren gar oft auch von Männern beliebt wird, die Neigung und Wissen weit eher zu einer zusammenhängenden Darstellung berufen, als andere, die mit einer gewissen Keckheit und ohne sich selbst ehrliche Rechenschaft über ihre Befähigung hiezu abzulegen, einen Stoff ergreifen, von dem sie wohl mancherlei zu sagen wissen, dessen vollständige Beherrschung ihnen aber ganz und gar fehlt. Denn es zeigt sich diese Stoffbeherrschung nicht sowohl in der Möglichkeit, alle Daten und Namen in trockener und beinahe lexikographischer Schablone aneinanderzureihen, sie zeigt sich vor allen Dingen auch in der scharfen und eigenartigen Hervorhebung des geistigen Zusammenhangs einzelner Perioden, in dem Verständniß für die organische Einheit der geschichtlichen Entwicklung und der Art und Weise der Wechselbeziehung der einzelnen Culturelemente der verschiedenen Zeitperioden.

Das sind etwa die kritischen Reflexionen, die sich einem aufdrängen, wenn man ein Buch, wie Otto Weddigens soeben in zweiter Auflage erschienene „Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgang des Mittelalters bis auf die Gegenwart" (Wiesbaden, H. Lützenkirchen) in die Hand

nimmt. Ein Unterschied zwischen der ersten im Jahre 1884 und der zweiten, „in einer hohen Anzahl von Exemplaren" — was soll diese reclameartige Bemerkung des Autors in der Vorrede denn heißen? — erschienenen Auflage läßt sich höchstens in dem Aeußern des Buches, das damals im denkbar dürftigsten Gewande erschien, nachweisen. An dem Inhalt und dem Charakter des Buches, auch wenn die Auflage eine „vermehrte" ist, hat sich unsres Erachtens nichts, auch gar nichts geändert. Ob der Verfasser, der eine Geschichte der deutschen Volksdichtung als eines der wünschenswerthesten Erfordernisse in unsern Tagen bezeichnet, sein Buch für die Kreise von Fachmännern, oder diejenigen eines weiteren gebildeten Publicums geschrieben, darüber spricht er sich, absichtlich oder unabsichtlich, nicht aus. Das Buch genügt aber auch weder den Ansprüchen der einen noch des andern. Die Herren vom Fach wissen das, was in demselben steht, schon lange und der gebildete Laie wird die trockene und jedes tiefere Interesse am Gegenstand von vornherein schon unmöglich machende Darstellung nicht verwinden können. Weddigens Buch ist eines jener in unsrer Zeit so vielfach auftauchenden Producte, deren compilatorisches System wohl einen gewissen Sammelfleiß seines Autors zeigt, im großen Ganzen aber in seiner Anlage und Durchführung nicht über das Mittelmaß der modernen „Buchmacherei" hinausragt. Man wird dem Buch ja wohl schwerlich in der Angabe von Daten und Namen, soweit nicht der Druckfehlerteufel dabei sein Spiel treibt und z. B. aus dem Dichter Schubart einen Schubert macht u. a. m., irgend einen bedeutsamen Irrthum nachweisen können; man wird aber die ganze Anlage und Verarbeitung eines, wie wir selbst zugestehen, für unsre Zeit höchst dankenswerthen Stoffes als eine verfehlte bezeichnen müssen und das trotz des dem Buche angehängten Reclametheils, in welchem nach leidiger Gepflogenheit einer gewissen Classe von Autoren und Verlegern eine ganze Reihe von „günstigen Recensionen" aufgezählt werden. Man wäre ja beinahe versucht, auch das sogenannte „Quellenverzeichniß" in die Kategorie der Reclame zu rechnen, da unsres Erachtens die Aufführung von Werken wie Kurz' Kirchengeschichte u. a. m. denn doch kaum zu den „Quellen" für eine Geschichte der deutschen Volksdichtung zu rechnen sind und, nebenher gesagt, die Bemerkung des Autors bei Nennung der „Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen" „Ein sehr zu empfehlendes Volksbuch" doch etwas sehr naiv klingt. Wir denken, eine Empfehlung hat dieses Buch längst nicht mehr nöthig! Für völlig überflüssig darf wohl die breite Darstellung von den Beziehungen Heine's zum deutschen Volkslied gelten, die sich die Beweise dafür denn doch etwas gar zu leicht macht und ohnedies für eine Geschichte der deutschen Volksdichtung in solcher Ausführlichkeit vollständig belanglos ist, ja eben wegen ihrer Parallelensucht sogar dem Laien unverständlich ist. Wer einmal eine mustergültige Geschichte der deutschen Volksdichtung schreiben will, der wird vor allen Dingen darauf achten müssen, das Leben des Volkes zu verstehen und eine enge Grenze zu ziehen zwischen den Dichtungen, die fürs Volk gedichtet wurden, und denen, die mitten heraus aus dem Leben, Lieben und Leiden, Hoffen und Sehnen des Volkes entstanden sind; dann hat er das, was man „Volksdichtung" und das, was man „Volkslied" heißt, in reinlicher Scheidung, nach welcher man in Weddigens Buch ebenfalls vergeblich sucht.

Der Geschichtschreiber dieser deutschen Volksdichtung wird sich dabei freilich seine Grenzen möglichst weit stecken müssen. Unser Volk dichtet eben nicht nur in Versen, es dichtet auch in der schlichten und manchmal recht formlosen Prosa, und zwar namentlich dann und da, wo auch sein Humor zur Geltung kommen darf. Den „Witz" kennt ja unser Volk nicht; die scharfe und manchmal verletzende Spitze desselben, die namentlich gern persönlich wird, oder sich in jenen künstlichen Wortwitzeleien äußert, die weit mehr im Norden als im Süden unsres Vaterlandes daheim sind, mit einem Wort, den „Berliner Witz" kennt es nicht und hat es nie gekannt. „Was sich das Volk erzählt", das ist vor allen Dingen gezeichnet durch eine gewisse Behaglichkeit, die wohl die Schwächen und Fehler anderer nicht schont, aber durch den Frohmuth und Freimuth, mit dem sie von denselben berichtet, schon von Anfang an versöhnend wirkt. Derartige Geschichten gehen um in allen deutschen Landen, vieles ist allen Stämmen gemeinsam, manches findet man in einzelnen Gegenden in verschiedenen Variationen, manche Schwänke und Streiche auch, wie die bekannten „Schwabenstreiche", sind das Sondergut eines einzelnen Stammes und ihm durch jahrhundertelange Tradition als solches gewahrt. Als es vor etlichen Jahren Heinrich Merkens unternahm, unter dem Titel „Was sich das Volk erzählt" eine Sammlung aller der im Volke umlaufenden Schwänke und Geschichten zu geben, durfte ein solches Unternehmen mit Freuden begrüßt werden. Was der Herausgeber dieser Sammlung im Vorwort zum ersten Bande „als seine Aufgabe" betonte: „die in dem Munde des deutschen Volkes noch lebenden humoristischen Erzeugnisse aus älterer Zeit zu sammeln und vor dem gänzlichen Untergang zu retten", das hat er in diesem ersten und dem vor kurzem erschienenen zweiten Bande (Jena, H. Costenoble) in mustergültiger Weise und mit erstaunlichem Fleiße auch durchgeführt. Die Sammlung soll und wird ja nie eine vollständige im absoluten Sinne des Wortes sein; schon deßwegen nicht, weil nach unserm Ermessen das süddeutsche Element in derselben immerhin bevorzugt ist; sie gibt aber, und das ist ja wohl die Hauptsache, ein treues und vollständiges Charakterbild des deutschen Volkshumors, der freilich manchmal etwas plump und unmanierlich auftritt, aber doch immer ehrlich und geradeaus ist. Sammlungen, wie diejenige von Merkens, taugen freilich nicht in die Salons mit Damenbesuchen, da sie sich auch über Dinge lustig machen, von denen unsre Prüderie nichts wissen will und wissen kann, sie taugen aber in die Hand und die Bibliothek eines jeden, der mit dem Volke verkehrt und der nicht will, daß seine anjetzt noch frische Kraft und Unbefangenheit ganz der Schablone und der Unnatur geopfert werde. Er versteht deßwegen auch den Humor, der sich manchmal mit dem Heiligen und den heiligen Personen, selbst Gott und Christus nicht ausgenommen, in seiner Weise beschäftigt, der sie alle, gleich unsern mittelalterlichen Künstlern, in den groben Bauernkittel steckt und sie reden und treiben läßt, was und wie eben ein deutscher Bauer redet; das und noch etwas anderes, nämlich das sexuelle Gebiet mit seinen Derbheiten, sind zwei Punkte, über welche sich Merkens mit anerkennenswerthem Freimuth ausspricht. Hinsichtlich des dichterischen Werthes vieler dieser allerdings manchmal recht urwüchsigen und sich frei und ungezwungen bewegenden Naturkinder sagt er einmal: „Möchten wir doch bemerken, daß das Volk sich nicht um eine ästhetische Kritik kümmert und sich wenig an deren Urtheil kehrt, wenn es hier seine kecken „Döhnchen", dort seine lustigen „Krätzcher" mit lachendem Mund zum besten gibt; und dennoch werden gewiß alle diejenigen, die das Volksleben wirklich kennen und noch einigen Sinn für Volksthümlichkeit besitzen, eine solche köstliche Fülle von Humor finden in dem, was sich das Volk erzählt, daß sie seiner nicht entbehren möchten, so sehr man geistreicherseits die Nase darüber rümpfen mag. Wer aber gar hier über die Moral der Geschichten den Kopf schütteln wollte, dem möchten wir den guten Rath geben, sich des alten Spruchs zu erinnern, „Wer nit kann Spaß verstehen, soll nit unter

die Leute gehen", und anderswo Erheiterung und Zerstreuung zu suchen, als beim Volk. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß seinem innersten Wesen nach der Volkshumor durchaus sittlicher Natur ist, obgleich er kein Bedenken trägt, Dinge beim rechten Namen zu nennen, zu besprechen und als Zielscheibe des Scherzes zu benutzen, die man sonst in anderen Kreisen mit schwächeren und reizbareren Nerven auch nur leise zu berühren Scheu tragen würde." Und ebenso redet Merkens dem Volkshumor da das Wort, wo er sich mit religiösen Dingen und Vorstellungen beschäftigt. Den Gegenständen nach beschäftigt sich derselbe hier nächst Christus am liebsten mit der heil. Jungfrau und den Aposteln, unter welch letzteren wieder Petrus, dem der Volkswitz mit Vorliebe eine Menge von menschlichen Schwächen andichtet, eine Hauptrolle spielt. Aber auch unser Herr muß manchmal recht menschlich mitmachen, doch hebt diese kecke, übermüthige Laune die religiöse Stimmung nicht auf, die die fromme Verehrung hält und trägt: es gibt dabei kein Loch in den Respect. In welcher Weise der Volkshumor mit dem Teufel, welcher bei ihm in der That „ein armer Teufel", umgeht, ist bekannt, und unser deutsches Märchen namentlich liefert hiefür mehr als einen Beleg. Der Teufel mit dem Pferdefuß wird keck bei den Hörnern gefaßt und mit ihm allerlei Schabernack getrieben. Es ist selbstverständlich, daß Merkens ob dieses seines Freimuths auch mancherlei Anfechtungen auszustehen hat. Daß er dieselben in dem Vorwort zum zweiten Band seiner Sammlung kurz, aber auch schlagfertig genug abthut und fruchtlose Erörterungen über ethische und religiöse Begriffe mit Leuten vermeidet, „mit denen über gewisse Dinge überhaupt nicht zu reden ist", das will uns als besonders schätzenswerther Vorzug bei ihm erscheinen. Daß er in beiden Bänden je das dritte Buch „Kölsche Krätzcher" mit besonderer Vorliebe zusammengestellt, dafür nehmen wir seine Entschuldigung, daß ihm die Quellen des rheinischen Humors seiner lieben Vaterstadt von jeher am zugänglichsten waren und er hier von Freunden und Gönnern des Unternehmens am tapfersten unterstützt wurde, gern an. Einen Irrthum nur möchten wir ihm im zweiten Band nennen. Im vierten Buch „Allerhand Geister" bezeichnet er für die erste Geschichte Nr. 123 als Heimathort „Schwaben". Das ist völlig unrichtig. Die Geschichte ist ein echter und gerechter Wiener Gschpaß, und ihr Schauplatz ist der Stephansdom. Dies nur zur Richtigstellung. Im übrigen sei hier nur noch einmal auf ein Buch hingewiesen, das namentlich auch dem Culturhistoriker eine beachtenswerthe Fundgrube und, wenn es wahr ist, was pessimistisch gestimmte Seelen meinen, daß unser Volk im Gähren der Zeiten keinen Sinn für Humor mehr haben werde, ein um so mehr beachtenswerther Beitrag zur Geschichte seines geistigen Lebens sein wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Von der umfangreichen Literatur, welche die Entwürfe zum Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich gezeitigt haben, liegen neuerdings einige Broschüren vor. Ein Vortrag des Leipziger Professors Rudolph Sohm (Berlin, Franz Vahlen 1895), welcher im Juni 1895 vor der Berliner juristischen Gesellschaft abgehalten wurde, spricht sich mit Wärme für die Annahme des Entwurfs als eines im besten Sinne des Worts modern zu nennenden Werkes aus; gegenüber der ablehnenden Haltung, welche eine große Zahl der deutschen Rechtslehrer zu dieser Frage einnimmt, erscheint diese Thatsache recht bemerkenswerth. — Justizrath Levy bietet in einer kleinen Schrift („Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich", Berlin, H. J. Heemann) eine knappe Uebersicht über den Inhalt des Entwurfs unter Hervorhebung der leitenden Gedanken. — Zu der Regelung der Rechtsverhältnisse unehelicher Kinder, wie sie der Entwurf bethätigt, äußert sich Justizrath Carl Bulling (Berlin, Rosenbaum u. Hart). Er findet die Vorschriften des Entwurfs, die unter vielerlei Erwägungen zu Stande kommen und keineswegs tadelsfrei sind, ungerecht und unannehmbar und macht mehrere Gegenvorschläge; die Begründung derselben ist aber im ganzen mißglückt und bringt auch wenig, was nicht schon anderweit gesagt worden wäre. — Eine sehr verdienstliche Arbeit ist die Zusammenstellung der Literatur über den Entwurf von Justizrath Reatz in Gießen (Leipzig, Heinrich). Dadurch, daß die einzelnen Erscheinungen nicht einfach aufgezählt, sondern nach der Stellung, die sie zum Entwurf und zu einzelnen Materien desselben nehmen, gruppirt sind, ergibt sich ein guter Ueberblick über die Haltung der deutschen Rechtswissenschaft zu dem großen Gesetzgebungswerk.

K.V. Zu den ausgezeichneten schwäbischen Schriftstellern des Tages gehört Emil Engelmann in Stuttgart, der, den Spuren seiner Landsleute Uhland und Wilhelm Hertz folgend, Dichtung und Sagenwelt der deutschen Vorzeit neu belebt und der Gegenwart, namentlich der deutschen Familie und Jugend, wieder nahe bringt. Einen besonderen Schmuck verleihen seinen Neudichtungen überdies stets von Künstlerhand ausgeführte Illustrationen. So hat er außer der Odyssee in vielverbreiteten und mehrfachen Auflagen Erneuerungen der altdeutschen Heldenlieder gebracht, des Nibelungenlieds, der Gudrun, des Parzifal, der Minnesänger (mit Vieladien), dann Germania's Sagenborn, drei Bände Prosabearbeitungen der kleineren altdeutschen Sagenkreise, der Frithiofssage u. a. m. (sämmtlich im Verlag von Neff, Stuttgart, erschienen). Seine neueste Veröffentlichung ist der „Märchenwald für das deutsche Haus" (1895), eine Sammlung der schönsten deutschen Mären in Prosa und Versen. Er hat hier solche Stoffe ausgewählt, welche der Jugend von heutzutage noch nicht zur Kenntniß gebracht sind. Bekanntere, wie Dornröschen, der Froschprinz, sind in poetischem Gewand gegeben, wodurch Abwechslung und ein Reiz der Form geboten ist. Die Mären in gebundener Rede sind besonders auch als Begleitwort zu lebenden Bildern zu gebrauchen, wie z. B. Dorotösches im Stuttgarter Hoftheater und in Privatgesellschaften mit Erfolg lebenden Bildern zu Grunde gelegt wurde. Soeben vollständig geworden sind die Nordlandsagen, welche den dritten Band von „Germania's Sagenborn" bilden und Prosabearbeitungen der nordisch-germanischen Heldensagen bringen. Die Gestalten von Beowulf, Regin, Wieland dem Schmied u. a. tauchen hier vor uns auf. Daß Engelmann nicht nur alte Stoffe neu zu beleben versteht, sondern auch in eigenen Dichtungen sich Anerkennung verschafft, beweist seine jüngst erschienene „Pfingstfahrt", ein lustiger Sang aus dem Schwarzwald in 6 Abenteuern, mit dem er wohl Scheffel an die Seite gestellt werden kann. In diesem anmuthigen Werkchen erhalten wie auch Proben von Engelmanns Lyrik. Die eingestreuten Lieder fordern zum Componiren heraus. Die Sprache ist in Engelmanns Prosa und Versen stets schön.

* Deutsche in Italien. Die Leser dieser Zeitung erinnern sich vielleicht aus einer freundlichen Besprechung (in Beilage 1890 Nr. 178, bezw. 212) meiner Arbeit [1]) über jene merkwürdige Niederlassung deutscher Gewerbtreibender in Treviso, welche von circa 1440—1680 blühte und deren Statuten in lateinischer und deutscher Sprache sammt einem ausführlichen Mitgliederverzeichniß ich aus einer (durch Hrn. Director v. Zahn in Graz erworbenen) Handschrift des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg mittheilen konnte. Meine Abhandlung hat, was mir zur besonderen Freude gereicht, insbesondere auch in Italien Beachtung gefunden. Die Einleitung mit ihrem kurzen Abriß der älteren Geschichte der Stadt Treviso ist dort in das Italienische übersetzt worden, und ebeo erhalte ich eine kleine Publication von einem jungen Historiker, Giuseppe Laschi: „Statuto di una Confraternita di Tedeschi a Udine" (Udine 1895 kl. 8° 90 S.). Im Archiv des Ospitale civico zu Udine befindet sich eine Handschrift, welche die Statuten einer deutschen Bruderschaft in Udine enthält, ebenfalls in deutscher und lateinischer Sprache und, wie sich bei näherer Vergleichung herausstellt, nach wenigen kleinen Differenzen abgesehen, wörtlich gleichlautend mit den von mir veröffentlichten der Trevisaner Colonie. G. Loschi, der die Statuten im Anhang zum Abdruck bringt, theilt aus weiteren archivalischen Quellen in der Einleitung mit, daß zuerst im Jahre 1449 (am 15. September) man von deutscher Seite um die Erlaubniß nachsuchte, eine „Bruderschaft" zu errichten, und daß 1450 (am 19. März) die Concession hiezu ertheilt wurde.

[1]) Eine deutsche Colonie zu Treviso im späteren Mittelalter. Mit einem Excurs: Freidanks Grabmal. Aus den Abhandlungen der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften in Comm. bei G. Franz in München 1890 in 4°.

Aber schon 1452 gab es, wie es scheint, Streitigkeiten mit den slavischen Elementen in der Bruderschaft, die zu einer Spaltung führten. Eines so langen Lebens, wie jene zu Treviso, kann sich die aan Udine überhaupt nicht rühmen: im Jahre 1562 ist sie bereits aufgehoben oder mit einer anderen (italienischen) verschmolzen worden. Sie war wohl auch niemals so stark besetzt; begonnen hat sie mit 66 Mitgliedern. Leider sind auch nicht so viele Theilnehmer namentlich bekannt. Hr. Loschi war nicht, wie ich, in der erfreulichen Lage, ein vollständiges Mitgliederverzeichniß veröffentlichen zu können: er konnte nur aus den Statuten und einigen anderen Urkunden einige Namen für die Zeit bis 1511 gewinnen, theils von Mitgliedern (besonders der Vorstandschaft), theils von Persönlichkeiten, die mit der Bruderschaft in Beziehungen standen oder zu ihr in solche traten, indem sie ihr Geschenke oder Legate zuwiesen. Darunter finden wir zwei aus Regensburg, einen aus Ingolstadt, andere aus Laibach, Graz, Salzburg und anderen österreichischen Orten: es werden im großen und ganzen dieselben Gegenden gewesen sein, aus denen nach Wien, wie anderswohin, nach Treviso und Venedig selbst, Deutsche gewandert sind, um als Gewerbtreibende ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Wir treffen auch hier Kürschner, Riemer, Posamentierer, Weber, Sattler, Schmiede, Schuhmacher, Schneider, Bäcker, Fleischer, Krämer, Bader, Wirthe, wie in Treviso. Das interessanteste aber ist wohl jedenfalls die Uebereinstimmung der beiderseitigen Statuten. Offenbar haben — wofern man nicht an eine gemeinsame dritte Quelle denken will — die Deutschen in Udine sich die ältere Schwestergemeinde in Treviso zum Vorbild genommen, die Statuten (die in der deutschen Fassung auch denselben bayerischen Dialekt zeigen) von dort entlehnt. So wirft Loschi's Publication[1]) in dankenswerther Weise ein interessantes Streiflicht auf deutsches Leben in Italien in früherer Zeit und fordert zu weiteren Nachforschungen nach dieser Richtung hin auf.

München, Januar 1896. Dr. H. Simonsfeld.

* Der 14. Congreß für innere Medicin findet vom 8. bis 11. April 1896 zu Wiesbaden statt. Das Präsidium übernimmt Hr. Bäumler (Freiburg). Folgende Themata sollen zur Verhandlung kommen: Am ersten Sitzungstage, Mittwoch, den 8. April: Werth der arzneilichen Antipyretica; Referenten: Hr. Binz (Bonn) und Hr. Kast (Breslau). Am dritten Sitzungstage, Freitag, den 10. April: Ueber therapeutische Anwendung der Schilddrüsen-Präparate; Referenten: Hr. Bruns (Tübingen) und Hr. Ewald (Berlin). — Folgende Vorträge sind bereits angemeldet: Gerhardt (Berlin): Ueber Rheumatoid-Krankheiten. Kossel (Marburg): Ueber Nucleine. Edgar Gans (Karlsbad): Ueber den Einfluß des Karlsbader Wassers auf die Magenfunction. Benedict (Wien): Klinische Kreislaufstragen. Eulenburg (Berlin): Ueber Muskelatrophie nach peripheren Verletzungen. Einhorn (New-York): Eigene Erfahrungen über den chemischen continuirlichen Magensaftfluß. Georg Rosenfeld (Breslau): Grundzüge der Behandlung der harnsauren Diathese. O. Israël (Berlin): Ueber eine wenig bekannte Infectionskrankheit. Mordhorst (Wiesbaden): 1) Zur Pathogenese der Gicht; 2) Demonstration mikroskopischer Präparate. Stern (Breslau): Ueber Cheyne-Stokes'sches Athmen und andere periodische Aenderungen der Athmung. — Außerdem haben noch Vorträge ohne Bezeichnung des Themas in Aussicht gestellt die HH. Quincke (Kiel), Angerer (München), Löffler (Greifswald), v. Noorden (Frankfurt a. M.), Emil Pfeiffer (Wiesbaden), Weintraud (Breslau). Weitere Anmeldungen zu Vorträgen nimmt der ständige Secretär des Congresses Hr. Emil Pfeiffer (Wiesbaden) entgegen. — Mit dem Congresse ist eine Ausstellung von neueren ärztlichen Apparaten, Instrumenten, Präparaten u. s. w., soweit sie für die innere Medicin von Interesse sind, verbunden. Besondere Gebühren werden dafür den Ausstellern nicht berechnet. Hin- und Rückfracht, Aufstellen und Wiedereinpacken, sowie etwa nöthige Beaufsichtigung sind üblicherweise Sache der HH. Aussteller. Anmeldungen und Auskunft bei Hrn. Emil Pfeiffer (Wiesbaden).

* Ueber die vom „Deutschen Verein zur Förderung der Luftschiffahrt in Berlin" in den Jahren 1893 und 1894 ausgeführten wissenschaftlichen Ballonfahrten gibt jetzt Prof. Aßmann einen Ueberblick. Nach den vorläufigen Ermittelungen sind folgende werthvolle, für die Physik der Atmosphäre vielfach grundlegende, wissenschaftliche Ergebnisse als besonders wichtig hervorzuheben: 1) Gegenüber den auf Grund früherer Ballonfahrten oder aus theoretischen Voraussetzungen angenommenen Werthen erwies sich die Lufttemperatur in den höheren Schichten oberhalb 4000 m Höhe ganz erheblich niedriger, ein Resultat, das ausschließlich den verbesserten Beobachtungsapparaten zu danken ist. Temperaturen von — 36.5° in 7700 m und von — 47.9° in 9150 m Höhe sind im Luftballon überhaupt noch nicht beobachtet worden. Ebenso wenig hatte man bisher Kunde von einer in 16,300 m Höhe herrschenden Temperatur von — 53°, sowie von einer solchen von — 67° in 18,500 m Höhe; trotzdem erscheinen die beiden letzten Werthe nach als zu hoch, wie voraussichtlich die nächsten Auffahrten des Registrirballons beweisen werden. — 2) Im Zusammenhang mit der niedrigeren Temperatur der höheren Atmosphärenschichten fand sich mit steigender Erhebung eine größere Abnahme der Lufttemperatur, als man bisher annehmen konnte. Besonders wichtig erscheint die Thatsache, daß die ältere Anschauung hinfällig geworden ist, nach der diese Abnahme am schnellsten in den unteren Luftschichten, dagegen immer langsamer nach oben hin stattfindet. Vielmehr hat sich, je nach der Jahreszeit, eine gleichmäßige, aber auch eine allgemein gesteigerte Temperaturabnahme mit der Höhe ergeben. — 3) Die unter 2) genannte wichtige Erscheinung scheint mit einer relativ starken Erwärmung der Luftschichten zwischen 2000 bis 4000 m Höhe zusammenhängen. Es dürfte sich herausstellen, daß diese Erwärmung ursächlich verknüpft ist mit der namentlich in diesen Schichten auftretenden Condensation des Wasserdampfes zu Wolken und Niederschlägen. — 4) Ferner hat sich ergeben, daß die jahreszeitliche Aenderung der Lufttemperatur zwar in Folge von Witterungsstörungen bis in beträchtliche Höhen hinaufreicht, dann aber ziemlich rasch verschwindet, um in der Höhe von etwa 7000 m einer nahezu constanten Temperatur Platz zu machen. — 5) Auch in der freien Atmosphäre scheint bis zu 1000 m und mehr Höhe eine Temperaturumkehr während des Winters und in der Nacht eine regelmäßige Erscheinung zu sein. Völlig neu ist die Beobachtung, daß sich eine beträchtliche Temperaturumkehr nicht selten in sehr hochliegenden Schichten von vielen hundert Metern Mächtigkeit einstellte, auch ohne daß eine Schichtung durch Wolkenbildung sichtbar wurde. In diesem Falle konnte meist eine Uebereinanderlagerung verschieden gerichteter und temperirter Luftströme nachgewiesen werden. — 6) Die Bildung der Haufwolken im Bereiche einer barometrischen Depression reichte wiederholt bis zu ungeahnten Höhen hinauf und ließ unter günstigen Bedingungen ganz deutlich die aus theoretischen Voraussetzungen zu schließende charakteristische Neigung der oberen Wolkengrenze nach dem Rande der Depression erkennen. — 7) Der Wasserdampfgehalt der Luft wurde bei einigen Fahrten selbst in einigen Höhen als unerwartet gering (bis unter 1 Procent relativer Feuchtigkeit herabgehend) gefunden. Zwischen zwei Wolkenschichten wurde wiederholt eine außerordentliche Veränderlichkeit desselben constatirt. — Nur angedeutet sei noch die ganz unerwartet gewaltige Zunahme der Windgeschwindigkeit in großen Höhen auch bei sehr geringer Störung des atmosphärischen Gleichgewichts und schwacher Luftbewegung in den unteren Schichten. Unerwartet war ferner die Bildung von Schneeflocken in einer in 9000 m liegenden Schicht von Cirrostratuswolken. — Aus diesen vorläufigen Feststellungen ersieht man die große Tragweite der wissenschaftlichen Ballonbeobachtungen, die jedenfalls durch die ausführliche Bearbeitung des bereits vorliegenden Materials nicht nur Bestätigung, sondern auch wesentliche Erweiterung finden wird. Das Entgegenkommen der Luftschiffer-Abtheilung, die nach Möglichkeit bei den militärischen Auffahrten die Theilnahme eines Meteorologen gestatten will, muß man daher im Interesse der Meteorologie mit großer Freude begrüßen.

* Mit dem Norddeutschen Lloyddampfer „Prinz Heinrich", der am 15. Januar von Neapel abgegangen ist, haben sich dort zwei Passagiere eingeschifft, die ein besonderes Interesse darbieten. Es sind zwei junge Papuas aus Neupommern, vom Bismarck-Archipel, die seit einem halben Jahr Angehörige der zoologischen Station in Neapel waren und dort Unterricht und Anleitung in zoologisch-wissenschaftlicher Fischerei erhalten haben. Die beiden jungen Leute, im Alter zwischen 20 bis 30 Jahren, haben es dahin gebracht, daß sie die von den Beamten der zoologischen Station erhaltenen Aufträge, in bestimmten Bezirken des Golfs von Neapel bestimmte Thierarten zu besorgen, zur vollen Zufriedenheit ausführten, daß sie mit dem Schleppnetz erbeutetes Material sorgfältig aussuchten und nach den Ordnungen des Thierreichs

[1]) S. 20 ist statt di Polonia Z. 11 v. o. wohl Apollonia (cf. S. 87), S. 86 Z. 7 v. u. statt Pethen ebenecht sicher pechen ebenecht zu lesen, ebenda Z. 5 v. u. vor Polonia das Komma zu streichen.

sonderten, mit dem sogenannten pelagischen Netz fischen lernten, überhaupt die ganze Technik des wissenschaftlichen Fischens sich aneigneten. Sie gehen jetzt nach Neupommern zurück, um als Fischer an einer kleinen zoologischen Station Dienste zu leisten, die der dortige wohlbekannte deutsche Pflanzer Parkinson in Nolum mit Unterstützung unsers in Neapel lebenden Landsmanns Professors Dr. Anton Dohrn zu errichten im Begriffe steht. Wie freuen uns, schreibt die „Köln. Ztg.", dieser Initiative des Hrn. Parkinson, dessen auch sonst bewiesene Tüchtigkeit in colonialen Kreisen wohlbekannt ist. Die Mitwirkung der zoologischen Station in Neapel bietet eine ausreichende Bürgschaft, daß es sich nicht um ein kurzlebiges Unternehmen handelt; Professor Dohrn hat der Welt ausreichende Beweise gegeben, daß er große Pläne zu fassen und zu verwirklichen versteht, und zu diesen wir wohl voraussetzen, daß unter seiner Mitwirkung die kleine wissenschaftliche Niederlassung in Neupommern allmählig erstarken und zu einem Ausgangspunkt streng wissenschaftlicher Arbeit in mehr als einer Richtung für das gesammte Schutzgebiet des Bismarck-Archipels hervorwachsen wird. Wie uns versichert wird, sind die Vorbereitungen schon seit 1½ Jahren im Gange; ein persönlicher Freund des Professor Dohrn, der auch schon in anderer Richtung der zoologischen Station in Neapel seine kräftige Sympathie bewiesen hat, der amerikanische Major Alexander Davis hat die erforderlichen Geldmittel zu diesem hoffnungsvollen Anfang dargeboten, und die Direction des Norddeutschen Lloyd hat auf Professor Dohrns Bitte, sich sehr entgegenkommend für die Sache bewiesen.

* Ueber „Hacksilberfunde" berichtet Fräulein Johanna Mestorf, Directorin des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel, in dem kürzlich ausgegebenen ersten Heft des Archivs für Anthropologie und Geologie von Schleswig-Holstein: Im 9. bis 11. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung bestand ein reger Handelsverkehr von der Wolgamündung durch Rußland bis zur Ostsee, derselbe erstreckte sich in seinen westlichen Grenzen auf Skandinavien, Norddeutschland bis zur Elbe, Polen, Schlesien, das südliche Galizien. Der Handel war einerseits ein richtiger Tauschverkehr von Waare gegen Waare, andrerseits begann man Edelmetall, und zwar damals vorzugsweise Silber, zur Bezahlung von Waaren zu gebrauchen. Zur Beschaffung von „Kleingeld" griff man zu dem einfachen Mittel, das vorhandene Silber, gleichviel ob dasselbe in Barren, fremdländischen Münzen, Ringsilber oder silbernem Schmuck bestand, zu zerbrechen, beziehungsweise zu zerschneiden. Die großen Mengen solchen „Hacksilbers", welche namentlich in Schweden und ganz besonders in Gotland gefunden sind, deuten auf einen großen Bedarf solchen Kleingeldes, welches von den Besitzern wohl vielfach vergraben sein muß zum Schutze gegen Raub und Diebstahl. Geldfälschungen waren auch schon damals häufig, denn es sind Barren, welche nur einen äußeren Silberüberzug besitzen, im Innern aber aus geringerem Metall (Kupfer u. a.) bestehen, in nicht geringer Zahl erhalten. Um vor solchem Betruge gesichert zu sein, kerbte oder sägte man die Stücke an und überzeugte sich so von ihrer Gediegenheit. Es ist klar, daß diese Hacksilberfunde für die Feststellung der alten Handelswege eine große Bedeutung haben. Bemerkenswerth ist ferner, daß sich in den ältesten Funden von Münzen ausschließlich orientalische befinden, während später auch deutsche, angelsächsische, französische und italienische hinzukommen. Das ziemlich kunstvolle Geflecht aus Silberdraht, welches, zu Ringen verarbeitet, in dem Hacksilber eine große Rolle spielt, weist in Folge der Uebereinstimmung der Funde in Schleswig-Holstein, Skandinavien ꝛc. auf einen gemeinsamen Ursprung im Osten hin, wobei daran zu erinnern ist, daß noch heute ein ähnliches Drahtgeflecht bei den um Samara (an der Wolga) wohnenden Mordwinen in Uebung ist; Imitationen im Westen kamen wohl nur selten vor. Interessant ist ferner die Beobachtung, daß die Zerstückelung des als Geld verwandten Silbers, wie es sehr begreiflich scheint, mit der Entfernung vom Ursprungsort, d. h. nach Westen hin, zunimmt.

-dt. Jena, 21. Jan. Heute ist der Nestor unsrer Hochschule und auch wohl der älteste Docent im Deutschen Reiche, Geheimrath Dr. theol. et phil. Joh. Gustav Stickel, im Alter von 91 Jahren gestorben. Es war ihm vergönnt, fast bis an sein Lebensende in geistiger Frische seine wissenschaftliche Thätigkeit ausüben zu können. Mit Bewunderung und Ehrfurcht blickte jeder, der dem „alten Stickel" auf der Straße begegnete, zu ihm empor, einen 60jährigen, nicht einen 90jährigen, vermuthete man in dem kerzengerade dahinschreitenden Mann. Am 18. Juli 1805 in Eisenach geboren, besuchte Stickel das Gymnasium in Weimar und studirte dann an der Landesuniversität Jena. Am 18. Nov. 1827 stattete er Goethe in Weimar einen Besuch ab, um diesem, wie es damals Sitte war, seine Doctordissertation vorzulegen. Als 1892 bei der Anwesenheit des Fürsten Bismarck in Jena Stickel als Senior der Universität diesem vorgestellt wurde, sagte ihn der Fürst nach seinem Alter. Stickel erwiderte: „Ich habe noch Napoleon I. gesehen, Deutschland im Zustand tiefster Erniedrigung. Ich habe Goethe gekannt und damit Deutschland auf der Höhe literarischer Entwicklung, und sehe nun in Ew. Durchlaucht den, der unser Vaterland auf den Gipfel politischer Entwicklung gehoben hat." Mit kurzer Unterbrechung — im Jahre 1829 ging der Privatdocent Stickel auf einige Zeit nach Paris, um sich unter der Leitung des großen Orientalisten de Sacy und des Sanskritgelehrten Chézy weiter auszubilden — war Stickel von 1827 bis zu seinem Tode an der thüringischen Hochschule thätig, seit 1839 als ordentlicher Professor. Als er im Jahre 1889 sein 50jähriges Jubiläum als ordentlicher Professor feierte, ließ der Großherzog von Weimar zu Ehren Stickels eine Medaille prägen. Am 4. Juli 1892 feierte er sein 60jähriges Jubiläum als Doctor der Theologie, bei welcher Gelegenheit er vom Großherzog zum Geheimen Rath ernannt wurde. Bis an sein Lebensende ist Stickel der bescheidene Gelehrte geblieben; dies zeigte sich auch zur Feier seines 90. Geburtstags. Die Studentenschaft wollte es sich nicht nehmen lassen, dem hochbetagten Lehrer an diesem Tage einen Fackelzug darzubringen. Stickel lehnte es jedoch ab. Er verbrachte den Tag im Hause seines Schwiegersohnes, welcher in dem meiningischen Dorfe Eckolstädt Pfarrer ist. Erwähnt sei noch, daß das orientalische Münzcabinet der Universität Jena im Jahre 1840 auf Stickels Anregung entstanden ist. In diesem ist auch der von ihm in den 40er Jahren erfundene, in der „Illustrirten Zeitung" (1846) beschriebene Münzausstellungsapparat zu sehen.

* **Halle.** Das Mitglied der hiesigen theologischen Facultät, Oberconsistorialrath Prof. Dr. Köstlin, ist genöthigt, seine Lehrthätigkeit einzustellen. Der Gelehrte ist mit Rücksicht auf seinen leidenden Gesundheitszustand von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, vom 1. April ab entbunden worden. — Der Professor der alten Geschichte Gustav Friedrich Hertzberg, geborener Hallenser, auch als Pfleger der Halle'schen Geschichte verdient, feierte jüngst seinen 70. Geburtstag. Seit längerer als 40 Jahren gehört der Gelehrte dem Lehrkörper unsrer Universität an.

* **Wien.** Das hydrographische Amt der Kriegsmarine, das bisher aus vier Abtheilungen, und zwar aus der Sternwarte, dem Instrumentendepot mit der mechanischen Werkstätte, dem Seekartendepot und der Marinebibliothek bestand, wurde in jüngster Zeit durch eine Abtheilung für Geophysik vergrößert, deren Thätigkeit in der Vornahme aller meteorologischen, erdmagnetischen, Schwere- und Fluthbeobachtungen, ferner in der Instandhaltung und Regulirung aller darauf bezüglichen Apparate bestehen wird. Das Einführen von See-Officieren in die zuständigen Beobachtungsverfahren ist ebenfalls Aufgabe dieser neuen Abtheilung, die berufen sein soll, die Ergebnisse solcher von den Schiffen unserer Kriegsmarine ausgeführten Beobachtungen zu sichten, zu bearbeiten und zu publiciren. Der meteorologische und erdmagnetische Dienst hat den Zweck, in Verbindung mit den mareographischen Beobachtungen eine continuirliche Reihe von Daten zur Erforschung der physikalischen Verhältnisse der Adria zu liefern. Die Abtheilung für Geophysik ist zugleich auch der Ausgangspunkt jener wissenschaftlichen Thätigkeit der Kriegsmarine, welche die allgemeine Erforschung der Meere und die Förderung der Interessen der Schiffahrt im Geiste der Zeit bezweckt. Ihr Arbeitsziel ist namentlich auf die heimathlichen Gewässer und auf die Adria gerichtet, deren physiographische Verhältnisse im weitesten Umfange zum Gegenstande der fachwissenschaftlichen Darstellung und praktisch nützlicher Arbeiten zu machen sind. Als Vorstand der Abtheilung für Geophysik fungirt Linienschiffs-Lieutenant Keßlitz.

* **Zürich.** Die Bundessubvention von 25,700 Frcs., welche für 1896 der schweizerischen „Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler" gewährt worden ist, wird namentlich zur Freilegung und Restaurirung zweier römischer Amphitheater, des verhältnißmäßig noch gut erhaltenen in Avenches (das alte Aventicum) im Canton Waadt und desjenigen zu Basel-Augst (Augusta Rauracorum) im Canton Basel-Land verwendet werden.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 23. Januar. Nummer 18.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Technische Briefe. — Ein altrömischer Messergriff. Von E. Caetani-Lovatelli. — Zur Geschichte des Studienwesens in Oesterreich. Von F. v. Krones. — Mittheilungen und Nachrichten.

Technische Briefe.

XXI.[1])

Justus Liebig'sches Ganz-Roggen- und Ganz-Weizen-Brod ohne Mahlen des Getreides hergestellt. Kritik der seitherigen Verfahrungsweisen.

Vor mehreren Wochen machte eine Nachricht durch viele Zeitungen die Runde, die Centralleitung der Raiffeisen'schen Genossenschaften bemühe sich, die deutsche Landwirthschaft zur Erwerbung eines Erfindungspatentes zu bestimmen, bei dem es sich um Brod handelt, welches unmittelbar aus Korn hergestellt wird, ohne letzteres vorher in Mehl zu verwandeln. In der That ist ein dieser Nachricht entsprechendes Rundschreiben von dem Verbandsanwalt Raiffeisen'scher Genossenschaften für den Regierungsbezirk Kassel, Hrn. Nexerodt, und dem Generalsecretär des landwirthschaftlichen Centralvereins für den genannten Regierungsbezirk, Hrn. Gerland, ausgegangen. Die Verfasser des Rundschreibens erblicken die Wichtigkeit der Erfindung für die Landwirthschaft im wesentlichen darin, daß durch Erwerbung des Patentes den Landwirthen ein Monopol geschaffen würde, welches sie in den Stand setze, ihr eigenes Getreide auf die denkbar billigste und einfachste Weise, ohne das Zwischenglied der Müllerei, in gesundes, kräftiges Brod umzuwandeln, und daß hiedurch die Möglichkeit geboten werde, den inländischen Kornhandel von der Börse unabhängig zu machen und in ganz andere Bahnen zu lenken. Die Verfasser verhehlen sich die Schwierigkeiten der Verwirklichung ihrer Idee, das Verfahren ausschließlich durch landwirthschaftliche Genossenschaftsbäckereien angewandt und nutzbar gemacht zu sehen, keinen Augenblick; sie besorgen ernstlichen Widerstand indessen nur in den Kreisen der Kornbörse, der großen Handelsmühlen und der Bäcker. Sie haben sich hierin getäuscht; denn Theilnahmlosigkeit, Mangel an Initiative und Unternehmungslust herrscht ihren wohlgemeinten Vorschlägen gegenüber auf seiten der Landwirthe selbst, denen sie helfen wollen und die, erfüllt von Hoffnung auf die Heilkraft des „großen" Mittels, das sie im Antrage Kanitz zur Hebung der Landwirthschaft in Bereitschaft haben, zornig allen und jeden ihnen schwächlich dünkenden Wettbewerb anderer Mittel zum gleichen Zwecke von sich weisen: Noli turbare circulos meos! Nur das kann man aus dem Verlaufe der zahlreichen, in jüngster Zeit stattgehabten landwirthschaftlichen Versammlungen über die Kasseler Vorschläge herauslesen. Die Anreger des Gedankens dürften heute schon die Ueberzeugung gewonnen haben, daß nur geringe Aussicht ist, für ihre Vorschläge Verständniß und Gefolgschaft zu finden.

Diese Sachlage gestattet es, die vorliegende Erfindung, befreit von der agrarischen Färbung und Zuspitzung, die ihr gegeben war, auf ihren technischen und wirthschaftlichen Werth zu prüfen.

Die in sämmtlichen Culturstaaten patentirte Erfindung J. F. Gelincks — D. R.-P. 74,423 — besteht in Folgendem: Nachdem der Roggen die trockene Reinigung durchgemacht hat, wird er so lange mit zu- und abfließendem Wasser gewaschen, bis er das Wasser nicht mehr trübt, und hierauf einige Stunden lang in 50—52° C. warmem Wasser eingeweicht. In diesem gequollenen Zustande kommt er sodann auf die Teigmaschine, welche nächst dem neuen und eigenthümlichen Verfahren den Gegenstand des Patentes bildet. Die Maschine hat — von ihren erheblich größeren Abweichungen abgesehen — einige Aehnlichkeit mit der bekannten Fleischmaschine. Aus dem oben angebrachten Trichter gelangt der Roggen auf zwei Quetschwalzen, welche die weichen Körner breit quetschen und an einen Mechanismus abliefern, bestehend in einer Schraube, die sich innerhalb eines Gehäuses bewegt, dessen innere Wandung von schraubenförmig angeordneten Rippen gebildet ist, die gewissermaßen die Schraubenmutter zur genannten Schraube abgeben. Bei der Drehung der Schraube wird somit das Arbeitsgut zwischen Schraube und Rippen kräftig zerquetscht und zugleich weitergeschoben und durch ein am Ende der Schraube angebrachtes, weitmaschiges Sieb gepreßt. Jenseit desselben gelangt die jetzt schon teigartige Masse in einen zweiten, dem ersten ganz ähnlichen, nur feineren Quetschmechanismus, der von einem Sieb mit engen Maschen abgeschlossen ist, das alle noch nicht klar gearbeiteten Theile nicht passiren läßt. Diese werden von einer sich in entgegengesetzter Richtung drehenden Schraube erfaßt und zum Eingang der Maschine zurückbefördert, um den Proceß wiederholt durchzumachen; der klar gearbeitete Teig aber gelangt in Holzkästen und von hier direct in den Sauerbottich.

Das Verfahren ist ersichtlich ein höchst einfaches und nimmt auf den ersten Blick für sich ein, weil es die mit dem Zermahlen des Korns zu Mehl verbundenen zahlreichen Operationen in eine einzige zusammenfaßt und diese noch mit dem Kneten des Teiges vereinigt. Daß hiemit eine große Ersparniß verbunden sein muß, ist einleuchtend, es fragt sich nur, ob das Schlußergebniß, das Brod, dem auf bisherige Art bereiteten Brod gleichwerthig ist. Der Erfinder behauptet, es sei überwerthig.

Zunächst fällt es bei Erwägung der Zusammensetzung dieses Brodes auf, daß es alle Bestandtheile des Getreidekornes, einschließlich der strohigen Hülsen, enthält, sofern nämlich Roggen oder Weizen verwendet wird, wie er von der Dreschmaschine kommt, und sofern man darauf verzichtet — was zu thun der Erfinder anheimstellt —, ihn zu spitzen oder zu schälen, d. h. ihm entweder nur die strohigen Spitzen zu nehmen oder ihn, durch Zwischenschaltung einer Bürstmaschine, mehr oder weniger vollständig von den strohigen Samenhüllen zu befreien. Natürlich ist das eine oder andere Verfahren niemandem verwehrt. Der Erfinder aber legt Werth darauf, es unausgeführt zu lassen, nicht bloß der Vereinfachung des ganzen Processes halber,

[1]) Vergl. Beilage 1895, Nr. 240.

sondern wesentlich, um nicht werthvolle Bestandtheile des Sameninhalts, die unmittelbar unter der Schale liegen, zu verlieren. Freilich mengt er dadurch bei Roggen und bei Weizen 2.5—3.5 Procent Hülsentheile dem Brode bei. Er erachtet diesen minimalen Procentsatz unverdaulicher Pflanzenfaser aber gering gegenüber demjenigen, was er dem Brode an nahrhaften Bestandtheilen mehr zuführt. Er erinnert daran, einmal, daß die Beliebtheit und allgemein angenommene treffliche Verdaulichkeit des Schrotbrodes, das auch Samenhülsen enthält, für die Unschädlichkeit des Mitverbackens der Hülsen Zeugniß ablegt, und zum andern, daß die Erfahrung gelehrt hat, es sei fehlerhaft, den Organismus mit Extracten zu ernähren, und Magen wie Darm bedürfen einer kräftigen Verdauungsthätigkeit, um das Allgemeinbefinden des Körpers auf der Höhe der Gesundheit und Leistungsfähigkeit zu erhalten.

Wie steht es aber mit der behaupteten erhöhten Zuführung nahrhafter Bestandtheile zu dem neuen Brod? Solche können nur in einem günstigeren Verhältnisse der stickstoffhaltigen Substanzen zu den Kohlenhydraten — Stärkemehl, Gummi, Zucker — gesucht werden; denn es ist jedermann geläufig, daß die ersteren die werthvolleren sind — die Nährwerth-Einheit für stickstoffhaltige Substanzen = 5, für Kohlenhydrate = 1, weil sie den Körper aufbauen und alle feineren Lebensthätigkeiten, besonders die des Gehirns und der Nerven, erhalten, während die Kohlenhydrate im wesentlichen der Wärme-Erzeugung dienen. Nun ist es von vornherein sehr wahrscheinlich, daß in dem neuen Brod, weil es den ganzen Inhalt des Getreidekorns enthält, mehr von den werthvollen stickstoffreichen Substanzen steckt, als in dem aus Mehl gebackenen Brod; denn es steht fest, daß gerade die äußeren Schichten des Samens Träger dieser Stoffe — Kleber mit Eiweiß sind, während je weiter nach innen das Stärkemehl umsomehr vorwaltet. Ein Theil dieser äußeren Schichten aber geräth bei der Mehlgewinnung in jedem Fall in Verlust, während er bei dem vorliegenden nassen Verfahren erhalten bleibt.

Die theoretische Voraussicht wird in der That durch die chemische Analyse des neues Brodes bestätigt, welche zweifellos beweist, daß nach dem neuen Verfahren aus dem Korn der ganze Gehalt an stickstoffhaltigen Substanzen dem Brode zugeführt wird. Bei Auswahl geeigneter Getreidearten läßt sich ein derart hoher Stickstoffgehalt nachweisen, wie bisher durch keine Broduntersuchung festgestellt wurde. Nach den Untersuchungen namhafter Analytiker hat Mehlbrod einen Nährwerth von ca. 90 Einheiten, das Gelinck'sche Kornbrod dagegen einen solchen von ca. 95 Einheiten. Der Gehalt an Stickstoffsubstanz ist bei dem letzteren doppelt so groß als der des ersteren.

Bemerkenswerth ist der ungleich höhere Wassergehalt des neuen Brodes, welches sich trotzdem nicht schwer und wässerig, sondern bei gleichem Gewicht wie Volumen größer zeigt, als aus Mehl gebackenes Brod. Die Erklärung dieser ungewöhnlichen Gewichtszunahme liegt darin, daß beim Anrühren des Mehls zu Teig und namentlich beim Zusatz des Sauerteiges in der Knetmaschine die Einsaugung des Wassers stets unvollkommen ist. Viele Theile bleiben vom Wasser unberührt und vertrocknen dann beim Backen. Anders bei dem von der Teigmaschine vorbereiteten Korn, das schon durch Einweichen und dann durch nachfolgendes Zerquetschen in der Maschine in die innigste Berührung mit Wasser kommt. Diese erleichterte und vermehrte Feuchtigkeitsaufnahme gilt von den kleberreichen Theilen des Sameninhalts in noch höherem Grade als von dem Stärkemehl, und es ist bei dem so viel größeren Gehalt des Brodes an stickstoffreicher Substanz deßhalb nicht überraschend, daß es erheblich mehr Wasser bindet, zugleich aber auch verständlich, daß das Wasser zu einem organischen Bestandtheil des Brodes geworden ist und sich äußerlich weniger bemerkbar macht, das Brod sogar trockener erscheinen läßt, als anderes Brod von viel geringerem Wassergehalt. Unter dem Vergrößerungsglase sieht man an dem neuen Brode nur glänzende Theile, Beweis, daß alle Stärkekörner aufgequollen sind, wie es eine Vorbedingung ist für die Erreichung des lockeres Gefüges, das wir dem Brod durch den beim Backen eintretenden Gährungsproceß geben. Mehlbrod, durch die Lupe gesehen, läßt dagegen immer kleine, nicht glänzende Flecke erkennen, welche von Stärkekörnern herrühren, die sich in dem ungequollenen Zustande wie in Schiffszwieback oder Mazze befinden.

Es scheint hienach wirklich, daß dies neuartige Brod in jedem Betracht werthvoller, nämlich nahrhafter ist, als das Mehlbrod. Freilich werden wir uns an seine nahrhaftere Beschaffenheit beim Genuß erst gewöhnen müssen. Man wird weniger davon gebrauchen, um satt zu werden, oder man wird, wenn man das gewohnte Quantum zu sich nimmt, sich voller fühlen, als sonst. Daß eine solche Gewöhnung sich schnell vollziehe, hat der theure Winter 1891/92 bewiesen, wo viele Menschen sich an Maisbrod gewöhnten, und beweist ferner die Existenz der neuen Fischmarkt-Bäckerei in Altona, die nach dem Gelinck'schen Verfahren seit jetzt sieben Monaten Roggen- und selbst Weizenbrod herstellt, ohne dem Vernehmen nach den Bedarf ihrer sich unausgesetzt vermehrenden Kundschaft voll befriedigen zu können. Freilich stellt sie auch Preise, wie keine andere Bäckerei sie zu stellen vermag, nämlich 7½ Pfennig für das Pfund Roggenbrod. Ein auffälliger Vorzug des Brodes ist, daß es sich wochenlang genießbar erhält und selbst im angeschnittenen Zustande innerhalb 10 Tagen nicht schimmelt, was bei Mehlbrod leicht vorkommt. Letzteres ist bei dem hohen Wassergehalt des Brodes überraschend, aber ein Beweis mehr, daß das Wasser sich in organischer, natürlicher Verbindung mit dem Kleber und Stärkemehl befindet. Ein zweiter Vorzug besteht in dem eigenthümlich aromatischen Geschmack des Brodes, der an den Geschmack beim Zertauen der Roggenkörner erinnert. Auch riecht es nach Getreide.

Merkwürdig ist, daß das Brod eine Empfehlung von Justus v. Liebig verwirklicht, die er 1844 in seinen chemischen Briefen ausgesprochen hat, ohne zu ahnen, in welcher seltsamen, von seiner Vorstellung abweichenden Art dereinst das von ihm klar hingestellte Ziel erreicht werden würde. Er sagt: „Es gibt nur ein nachhaltiges Mittel für die weitesten Kreise, um in Hungerjahren die Noth der ärmeren Classe zu lindern, das darin besteht, das feingemahlene Mehl ungebeutelt zu Brod zu verbacken und daß der ganze, im Korn vorhandene Nahrungsstoff dem Menschen zugewendet wird. Die Absonderung der Kleie vom Mehl ist eine Sache des Luxus und für den Ernährungszweck eher schädlich als nützlich. . . . Die Kleie ist durch keinen andern Nahrungsstoff ersetzbar; denn dieselbe enthält 60—70 Proc. der nahrhaftesten Bestandtheile des Mehles."

Nun, alle Bestandtheile des Kornes können gar nicht besser zusammengehalten werden, als durch das Gelinck'sche Verfahren! Und Justus v. Liebig würde wahrscheinlich der erste sein, die öffentliche Aufmerksamkeit darauf zu lenken, zumal sich dem neuen Verfahren das wichtige Element größerer Reinlichkeit der Herstellung beigesellt, das selbst bei den besten Methoden der Müllerei so viel zu wünschen läßt.

Und was in Anbetracht der Reinlichkeit, die bei dem Gelinck'schen Verfahren schon dadurch bestens gewahrt ist, daß thatsächlich der Teig während der ganzen Procedur mit Menschenhänden nicht in Berührung kommt, die Bäckerei fort und fort verschuldet, dafür möge die nachstehende, einer Flugschrift von Stefan Steinmetz, betitelt „Reinliche Nahrung", entnommene Darlegung zeugen:

Digitized by Google

„Die Arbeit des Backens geschieht heute meist in kellerartigen, dunkeln Räumen, wo es mit der Reinlichkeit des Raumes, der Backwaare, wie auch der Arbeiter, die durch überlange Arbeitszeit und durch Nachtwachen entkräftet sind, häufig schlimm genug aussieht. Gerade das Kneten größerer Teigmengen ist eine so ungemein schwere Arbeit und, wenn man an das Aechzen der Arbeiter, den dabei entwickelten Schweiß denkt, wobei die bloßen Hände, häufig gar die Füße, den Teig bearbeiten, so genügt dies, den Genuß solchen Brodes zu verleiden. Das Kneten mit der Hand kann auch niemals so gründlich sein, wie durch gute Knetmaschinen, welche den Bäckereien fehlen. Aus rein sanitären Gründen sollte schon die bloße Hand des Arbeiters so wenig wie möglich mit dem Teig in Berührung kommen. .... Im Brode befindliche Pilze oder Krankheitsstoffe werden durchaus nicht durch die Hitze im Backofen vernichtet, der Mensch muß dieselben mitverzehren. Nur an der Oberfläche wird das Brod bis auf 150—250 Grad erhitzt; im Innern werden die Bakterien durch die Wärme von 90—100 Grad nicht getödtet..... Die Menschheit hat ein Recht darauf, ein reinliches, aber dabei als Nahrungsmittel vollwerthiges Brod zum billigen Preise verlangen zu können."

Es ist einleitend gezeigt worden, wie das der Teigmühle zu übergebende Getreide, bevor man es in warmem Wasser einweicht, einer sorgfältigen Wäsche in Wasser und zwar solange unterworfen wird, bis das Wasser klar abläuft. Wer diesem Proceß einmal beiwohnt, wird erschrecken vor der Menge der Unreinigkeiten, welche den Körnern anhaften und auf dem Wege der trockenen Reinigung, die in den Mühlen angewendet wird, unmöglich ganz entfernt werden können. Auf der Oberfläche des Wassers bildet sich eine schwimmende, ekelerregende Schicht, die sich aus Staub, Unkraut, Mäuse- und Vogelunrath zusammensetzt. Alle diese Dinge, ebenso das sich als auf dem Wasser schwimmend ausscheidende, giftige Mutterkorn werden jetzt mit Sicherheit von dem Getreide, bevor es in Brod umgewandelt wird, geschieden, während sie in unzähligen Fällen, bei mangelhafter Reinigung des zu mahlenden Getreides, sicher in das Mehl gelangen. Aber selbst das aufs sorgfältigste gemahlene Mehl ist bei seiner Packung in Säde, seiner Lagerung, seinem Transport, noch unsäglich vielen Verunreinigungen ausgesetzt, vor allem dem Angriff von schädlichen Parasiten aller Art, namentlich bei nicht absolut trockener Aufbewahrung, während der Mehlkern im ungemahlenen Getreide durch die Strohhülse diesen Angriffen gegenüber vollständig geschützt ist. Und vor allem: wer erkennt im Mehl noch, mit welchen untergeordneten Sorten das betreffende Korn vor dem Vermahlen gemischt wurde, gar nicht zu gedenken der Verunreinigung durch Unkrautsamen aller Art? Wie anders gestalten sich diese Verhältnisse bei der unmittelbaren Verarbeitung von Getreide zu Brod! Selbst das von unreellen Lieferanten gelieferte Getreide kann, im Gegensatz zu der beim Mehl nicht vorhandenen Möglichkeit, noch gereinigt und durch die Sortirmaschine von fremdem Samen befreit werden. Und sollten gegen Erwarten noch feste Verunreinigungen von Steinchen u. dergl., die beim Waschen mit dem Getreide zu Boden fallen, der Teigmaschine übergeben werden, so können dieselben die Siebe nicht passiren und werden ausgeschieden. Ganz in Wegfall kommt auch bei dem neuen Verfahren aller und jeder Verlust durch Verstäuben beim Mahlen und bei jedem Transport des Mehls.

Wenn man alle diese Vortheile der Gelinck'schen Erfindung erwägt, denen als Nachtheile eigentlich nur die fremdartige Beschaffenheit des Brodes, seine außerordentliche, unsern Magen-, allenfalls auch unsern Geschmacksnerven ungewohnte Nahrhaftigkeit entgegenstehen, so kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß hier höchst wohlthätige Aenderungen in der Volksernährung in sicherer Aussicht stehen. Weder Müller, noch Bäcker brauchen deßhalb in Sorge für ihre Existenz zu gerathen, am wenigsten die letzteren, wenn sie intelligent sich die Neuerung dadurch zu nutze machen, daß sie sich selbst Teigmaschinen anschaffen, die in verschiedenen Größen geliefert werden und viel geringere Kraft zum Betriebe erfordern, als die entsprechende Leistung von Mühlen, wie nahe liegt: deßhalb, weil das Aufquellen des Getreides der mit ihm vorzunehmenden mechanischen Aenderung parallel arbeitet, sie also erleichtert. Dies erscheint auch als ein höchst beachtenswerther Punkt. Wenn die Bäcker auf diese Art die neue, ihnen bereitete Lage zu erfassen wissen, werden sie überhaupt keine Einbuße und beim Backen von Ganz-Korn- oder -Weizenbrod nur den wohlthätigen Zwang erfahren, alle jetzt zuweilen geübten Praktiken der Beimengung minderwerthigen Mehles oder zerriebenen alten Brodes u. dgl. unterlassen zu müssen. Den Müllern wird allerdings das Mahlen alles zu dem neuen Brod bestimmten Getreides entgehen, aber auch nur dies; denn für alle Specialitäten der Backwaare außer dem täglichen Brod wird man nach wie vor Mehl bedürfen, und wahrscheinlich wird das erhebliche Billigerwerden des Brodes den Verbrauch auch der feineren Backwaaren steigern. Es ist in diesem Betracht an die Erfahrungen des laufenden Jahrhunderts auf zahlreichen Schaffensgebieten zu erinnern. Immer wurde befürchtet, daß von neuen Erfindungen die Vernichtung des einen oder des andern Gewerbes ausgehen würde, und immer ist es anders gekommen, wenigstens für alle diejenigen, welche sich nicht in den Schmollwinkel setzten, sondern, den Stier bei den Hörnern fassend, die Dinge ihrem intelligenten Willen unterwarfen und aus der veränderten Lage das beste zu machen wußten.

In diesem Falle werden sich die Mehl- und Brod-Interessenten in absehbarer Zeit der Gelinck'schen Erfindung gegenüber mit aller Sicherheit befinden. Möchten sie weniger verblendet gegen ihre wahren Interessen sein, als es viele Landwirthe aus den angegebenen Gründen sind! Denn ohne Zweifel kommt die Möglichkeit, Ganz-Korn- oder Ganz-Weizen-Brod mindestens etwa 15 Procent billiger herzustellen als entsprechendes Mehlbrod, dem inländischen Körnerbau zu statten, da selbst feucht oder naß eingebrachtes Getreide ohne weiteres in gesundes, gutes Brod verwandelt werden kann.

Alles in allem ist die Gelinck'sche Erfindung als ein Ereigniß von weittragender socialer Bedeutung anzusprechen. Wenn man nur die eine Thatsache in das gebührende Licht stellt, daß ein Verkaufspreis von 7½ Pfennig für das Pfund des soviel besseren und nahrhafteren Brodes beim Roggenpreise von 120 Mark dem Unternehmer gediegenen Nutzen verheißt, während in Berlin z. B. bei einem Roggenpreise von 110 Mark der Roggenbrodpreis bei den Bäckern 10 Pfennig und darüber das Pfund beträgt, so ist damit für die Wichtigkeit einer schnellen Einführung der Neuerung genug gesagt.

Wie sich Gesetz und Rechte nach dem Dichterwort als eine ewige Krankheit forterben, so ist es auch mit vielen technischen Verfahrungsweisen, welche als reife Erzeugnisse vergangener Zeiten, auf ihre Verbesserungsfähigkeit unbesehen und ungeprüft, von einem Geschlecht dem andern überliefert werden, bis der durchdringende Kopf kommt, der dem scheinbar Vollendeten und keiner Verbesserung Bedürftigen fundamentale Fehler nachweist und das Alte unter Zustimmung der ob der plötzlichen Erleuchtung für einen Augenblick geblendeten Menge über den Haufen wirft. Zu diesem Erfahrungssatz, der sich an zahlreichen Beispielen erweisen läßt, liefert auch der im Voranstehenden behandelte

Gegenstand einen neuen Beleg. Wir haben die Kunst des Getreidemahlens und des Brodbackens aus dem Orient überkommen, aus Gegenden, in denen die Behandlung des Korns auf trockenem Wege sich gewissermaßen von selbst verstand, weil das himmlische Naß rar, die heißen Sonnenstrahlen aber reichlich waren. Wir haben in unsern nordischen, feuchten Klimaten diese Verfahrungsweise übernommen, obgleich der reichlichere Regen uns sowohl das Trocknen des Getreides, als das trockene Aufbewahren des Mehls beschwerlich macht. Jetzt besinnen wir uns, dank der Anregung eines denkenden Kopfes, darauf, daß für unsre Verhältnisse es im Grunde genommen fehlerhaft ist, uns in vollständige Abhängigkeit von der uns spärlicher zugemessenen trockenen Witterung zu begeben, und weiter denkend gelangen wir zu dem Schluß, daß es fast thöricht ist, aus dem Korn erst Mehl zu bereiten, um dasselbe unter Wasserzugabe wieder in einen Zustand überzuleiten, welcher doch unmittelbar durch Wasserzugabe zum Korn erreichbar ist. So erkennen wir, diesen Gedanken weiter verfolgend, daß die Erfindung des Ganz-Korn- und Ganz-Weizenbrodes eigentlich seit langem hätte gemacht werden können, daß sie gut ist und daß ihr mit den oben genauer bezeichneten Einschränkungen der Erfolg sicher ist. Es kann kaum fehlen, daß die Welt sich in naher Zeit den Nutzen einer Erfindung aneignen wird, welche das größte und bedeutendste liefert, was die Technik zum Besten der Menschheit vermag: das Hauptnahrungsmittel zugleich zu verbilligen und zu verbessern!

Ein altrömischer Messergriff.

Aus dem Italienischen der Gräfin Ersilia Caetani-Lovatelli.

R. S. Der Gegenstand, welchen ich zu besprechen vorhabe, ist ein bronzener Messergriff; er stellt einen Circus-Wagenlenker dar, der in anmuthiger Haltung auf einem Sockel in Gestalt zweier jonischer Voluten steht. Die Zeit der Auffindung des interessanten Gegenstandes, der auf den Hügeln von Imola zu Tage gefördert wurde, ist nicht genau zu bestimmen, scheint jedoch nicht über das Jahr 1859 hinaufzureichen.

Das im Museum zu Imola aufbewahrte Figürchen ist 7 Centimeter, mit dem Piedestal 9.5 Centimeter hoch und gleicht in allen Stücken den vielen ähnlichen Darstellungen von Wagenlenkern, die in allen Sorten Marmors, in Mosaik, Elfenbein, Glas, auf Gemmen, Reliefs und Münzen auf uns gekommen sind; aber wenn es uns auch weder Neues lehrt noch das Bekannte in neuem Lichte zeigt, so ermangelt es doch nicht einer gewissen Wichtigkeit; die Arbeit ist äußerst sorgfältig, die Idee ausnehmend reizend.

Statt des Helmes oder der Blechhaube, mit denen gewöhnlich das Haupt der Wagenlenker bedeckt ist, trägt der unsrige einen Kranz, den er mit der erhobenen Rechten hält, als ob er ihn sich gerade aufgesetzt hätte. In der Linken hält er nicht das „flagellum", die Peitsche, sondern die Palme, die ihn im Verein mit dem Kranze sofort als einen siegreichen Rosseleuker ankündigt. Seine Tunica ist an den Hüften mit den vielfachen Bändern oder Lederstreifen umwunden, mit denen sich die Wagenlenker zu umschnüren pflegten, um durch Verminderung des Körperumfangs dem Ungestüm des Rennens besser zu begegnen und im Fall eines jähen Sturzes, wie er öfter vorkam, besser geschützt zu sein. Ich brauche dafür keine weiteren Belege vorzubringen, da es hinlänglich bekannt ist; es sei nur auf einige kürzlich in Rom bei dem neuen Bahnhof in Trastevere entdeckte Marmorbüsten hingewiesen, die man an der Brustumschnürung sofort als Wagenlenker erkennt.

Auch die Tunica, die nach Circusbrauch nicht über das Knie reichen durfte, finden wir bei unserm kleinen Wagenlenker wieder. Sie ist über der Brust etwas offen und läßt eine zweite, untere mit langen, bis an die Hand reichenden Aermeln sehen. Die Beine sind anscheinend mit Gamaschen oder Beinschienen, die Füße mit Schuhen bedeckt, obwohl beides nicht mit Sicherheit festzustellen ist.

Die Kleidung der netten, kleinen Figur bietet somit nichts besonderes dar, wenn man nicht auf den Gegenstand auf seinem Rücken achten will, in dem man nach meiner Ansicht das Polster zu erkennen hat, das die Circuslenker über dem oberen Theil des Rückgrats trugen, um dieses bei einem Unfall zu schützen. Wir begegnen demselben öfter bei ähnlichen Figürchen, wie z. B. bei den beiden kleinen Wagenlenkern der Sammlung Tyskiewicz. An unserm jedoch ist zu bemerken, daß sich das Rückenkissen dermaßen erweitert, daß es drei gesonderte Theile bildet, was ihm das Aussehen eines Kleeblatts gibt. Etwas weiter unten, in der Mitte des Rückens, bemerkt man die Schnalle, welche dazu diente, die Zügel um den Leib zu befestigen, und von der wir ein vollkommenes Gegenstück in der Figur des vaticanischen Wagenlenkers und in anderen Circusfiguren haben.

Der unsrige trägt den Bart in dem Zuschnitt, der zur Zeit des Septimius Severus und seiner nächsten Nachfolger Mode war, welcher die Bronzefigur anzugehören scheint. Wie bekannt, begann man unter Hadrian wieder Bärte zu tragen, ein Gebrauch, der sich bis zu den Tagen Constantius erhielt. Die Kaiser, welche auf Hadrian folgen, tragen alle bis auf Constantin den Großen auf den Münzen den Vollbart, und nur einige, wie Heliogabalus, Balbinus, der jüngere Philippus und Hostilianus, werden mit bloßem Kinn dargestellt.

Die Arbeit ist, wie gesagt, gut und fleißig ausgeführt und die Auffassung recht hübsch; sie muß aus einer guten Schule stammen und auf ein hervorragendes und berühmtes Originalgemälde oder -Sculpturwerk zurückgehen; denn wir wissen, wie die beiden Schwesterkünste sich in späterer Zeit ihre Schöpfungen gegenseitig entlehnten. Zu dieser Annahme veranlaßt mich die Thatsache, daß man denselben Gegenstand, mehr oder weniger verändert, auf anderen Monumenten wiederfindet. Der vorerwähnte vaticanische Wagenlenker z. B. gleicht dem unsrigen in Kleidung und allgemeiner Auffassung, nicht so jedoch in der besonderen Körperhaltung, die wir hinwiederum in anderen Kunstwerken ganz ähnlich finden. Ich nenne vor allem zwei unbekleidete junge Athleten, von denen der eine einem griechischen Basrelief, der andere einem antiken Gemälde der Constantinsthermen in Rom angehört. Beide stehen im Begriff, sich mit der Rechten den Kranz aufs Haupt zu setzen, während sie mit der Linken die Siegespalme tragen, vielleicht wie nach Plinius der griechische Maler Eupompos den Sieger in einem gymnastischen Wettstreit dargestellt hatte. Außerdem verweise ich auf ein Relief im vaticanischen Museum, auf welchem sich ein Ringer in der Palästra den Kranz aufsetzt, den ihm der Kampfordner soeben überreicht hat, sowie auf einen schönen römischen, im syrischen Antiochien gefundenen Sarkophag, auf dem ein Athlet abgebildet ist, der in der Linken die Palme hält, während er sich mit der Rechten das Haupt bekränzt. Einem anderen Athleten, der diesem ganz ähnlich ist, begegnen wir in einer Terracottafigur der Campana-Sammlung. Diesen Beispielen füge ich folgende hinzu: Auf dem großen Mosaik der Antoninusthermen, heute im laterauensischen Museum, das Ringer und Vielkämpfer darstellt, ist einer der letzteren, mit der üblichen Palme ausgezeichnet, damit beschäftigt, sich mit der Rechten den Kranz aufs Haupt zu setzen. In einem römischen Terracottamedaillon hingegen, auf welchem der Sieg des Hippomenes über Atalanta dargestellt ist, hält der Sieger in stolzer Haltung die Palme in der Rechten und

kränzt mit der erhobenen Linken die Stirn mit dem Siegeslorbeer.

Auch kann ich ein Bronzemedaillon des M. Antoninus Gordianus nicht mit Stillschweigen übergehen, auf dessen Rückseite das Stadium von Heraclea am Pontus dargestellt ist, in dessen Mitte ein unbekleideter Jüngling aufrecht stehend sein Haupt mit dem Kranze schmückt, während er die schwanke Palme in der Linken hält. Nach einigen soll dieser Jüngling den Schutzgott der Gymnastik, Agon, darstellen. Ich möchte ihn einfach für einen Sieger in den öffentlichen Spielen halten, wie die ähnlichen Gestalten in den früher angeführten Kunstwerken. Noch füge ich hinzu, daß auf dem Marmorcapitell, das den bronzenen Pinienzapfen in den vaticanischen Gärten trägt, ein siegreicher Caestiarius in derselben Stellung abgebildet ist. Er steht in der Mitte, umgeben von den Vorstehern der Spiele, den Ausrufern und anderen Persönlichkeiten, welche ihn zu beglückwünschen und als Sieger auszurufen scheinen.

Es würde mich jedoch zu weit führen, wollte ich hier, selbst in aller Kürze, auf alle Beispiele und Vergleiche hinweisen, die meine Ansicht vollends bestätigen würden. Darum erinnere ich zum Schlusse nur noch an die vielen Sarkophage, auf denen Eroten als Wettkämpfer in Palästra und Rennbahn dargestellt sind und sich derselbe Gegenstand wiederholt, sämmtlich, wie schon erwähnt, Beweise gemeinsamer Ableitung von einem einzigen berühmten Vorbilde. Dasselbe rührt vielleicht von Polyklet oder seiner Schule, jedenfalls aus der Zeit vor Lysippus her, obschon es schwer wäre, über diesen Punkt etwas gewisses festzustellen.

Besser wird es somit sein, wenn wir unsre Aufmerksamkeit noch besonders auf diese eigenartig ausgeführten Messergriffe wenden, von denen wir, soviel ich weiß, nur wenige Exemplare besitzen. Einer von ihnen, von dem ich früher gehandelt habe, weicht von dem eben behandelten nur in der Figur ab, in welche er ausläuft, indem sie nicht einen Wagenlenker, sondern einen komischen Schauspieler vorstellt. Ein anderes Exemplar hat Prof. Brizio gesehen, der eine Zeichnung davon besitzt. Der überaus lascive Gegenstand verbietet jede Beschreibung. Ich bin jedoch überzeugt, man würde bei fleißigem Durchsuchen der öffentlichen und Privatgalerien wohl noch auf weitere Exemplare stoßen. Einstweilen müssen wir noch, weil es nicht ohne eine gewisse Bedeutung ist, die vollkommene Uebereinstimmung beachten, die alle diese Messergriffe darbieten, indem sie alle mit einem umgestürzten jonischen Capitell enden. Es könnte nach meiner Ansicht darauf hinweisen, daß gerade dies ihre specielle Form sein sollte.

Hiemit bin ich jedoch am Ende meiner Vermuthungen angelangt und muß Halt machen; denn es wäre, wenn nicht unmöglich, doch sehr schwer, zu erforschen und zu entscheiden, von welcher Art und Form diese Messer waren, wie sie benannt und zu welchem Zwecke sie gebraucht wurden; ob es Luxus-, Jagd- oder Hausgebrauchsgegenstände, Preise oder Geschenke, ob Schwerter, Dolche oder einfache Messer für Wagenlenker waren. Bekannt ist die Gewohnheit der letzteren, in den Schnüren ihrer Tunica ein krummes Messer zum raschen Durchschneiden der um den Leib geschlungenen Zügel zu tragen, um sich, wenn der Wagen umstürzen sollte, vor der Gefahr der Verwicklung in dieselben zu bewahren. Aber keine Stelle eines alten Schriftstellers, kein antikes Monument berechtigt uns, anzunehmen, daß dieselben einen besonderen und vorgeschriebenen Griff haben mußten. Somit überlasse ich es den Sachverständigen, diese Frage zu lösen, und begnüge mich damit, zuerst den reizenden Gegenstand bekannt gemacht und die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf ihn gelenkt zu haben.

Zur Geschichte des Studienwesens in Oesterreich.[1]

Zum ersten male tritt der „Redactions-Ausschuß der Gruppe Oesterreich" im Verbande der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" mit einer willkommenen Gabe, dem „Austria-Hefte", vor die Oeffentlichkeit und beurkundet hiemit sein gemeinnütziges Wollen und Können. Die Schwierigkeiten, mit denen er rechnen muß und die er bewältigen soll, liegen nicht in der Beschaffung des Materials oder im Mangel tüchtiger zu dessen Bewältigung vor allem geeigneter Kräfte, als vielmehr in der werkthätigen Theilnahme größerer Kreise und in den Mitteln für die Veröffentlichung, zu einer Zeit, die das Vereinswesen schier unabsehbar entwickelt zeigt und den literarischen, wissenschaftlichen und populären Wettbewerb überreich, ja erdrückend gestaltet.

Sieben Jahre nach der 1887 in Zürich vollzogenen Gründung der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" durch die dort tagende „Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner", den 3. Mai 1894 kam es in Wien zur Gründung der österreichischen Gruppe jener Gesellschaft. Zwanzig Vertreter der Schule und Wissenschaft fanden sich auf Einladung des Hofraths Dr. Wilhelm v. Hartel und des Directors Dr. Emanuel Hannak im Hörsaal des philologischen Seminars der Wiener Universität ein, und die damals vorgelegten und angenommenen Satzungen erlangten den 12. Juni die amtliche Bescheinigung; für die Mitarbeiterschaft wurden alsbald 26 Fachmänner gewonnen und dem Redactions-Ausschuß 15 Monographien zur Veröffentlichung in den „Mittheilungen" der Gesellschaft für deutsche Erziehung und Schulgeschichte vorgelegt. Selbstverständlich knüpfte man Verbindungen nach allen Seiten, insbesondere mit den verschiedenen Vereinen für Landesgeschichte in Oesterreich an, und die huldvollen Worte des Monarchen bei der Audienz vom 20. Mai 1895 lassen eine ausgiebige Unterstützung des patriotischen Unternehmens fürder erwarten.

Die Obmannschaft der Vereinsgruppe versieht Regierungsrath Dr. A. R. v. Egger-Möllwald, das Schriftführeramt besorgt Director Dr. Em. Hannak, während der Redactionsausschuß aus den Herren: Director Dr. Loos, Dr. Ant. Mayer, n.-ö. Landesarchivar, und Dr. Karl Schrauf, Sectionsrath und Universitäts-Archivar, gebildet erscheint.

Letztgenannter eröffnet das „Austria-Heft" mit einer gehaltvollen Studie „zur Geschichte der Studentenhäuser an der Wiener Universität während des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens", wodurch die Ausführungen Aschbachs in seiner verdienstlichen Geschichte der genannten Hochschule zum fünfhundertjährigen Gedächtniß ihrer Gründung (1865) eine wesentliche Ergänzung finden.

Der Bestand von „Bursen", bereits von den ältesten Universitätsstatuten Wiens aus dem Jahre 1385 bezeugt, hatte bis ins fünfzehnte Jahrhundert mit einer Hauptschwierigkeit, mit der Wohnungsnoth, zu kämpfen, da die Bürgerschaft dem unruhigen Studentenvölkchen durchaus nicht freundlich gesinnt war, und die „Conventoren", d. i. die Inhaber und Vorstände solcher Studentenquartiere mit der Miethung von Häusern ihre liebe Noth hatten. Im Jahre 1413 scheinen bei alldem nicht weniger als 29 Studentenhäuser (bursa, domus, bezw. coderia) bestanden zu haben, und Schrauf vermag bis zum Ende des Mittelalters 32 solcher nachzuweisen. Die ältesten Belege führen 1387 auf die Burse der Scholaren der philosophischen Facultät und 1396 auf die des Mag. Bernhard Berward zurück.

[1] Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte — Austria-Heft, herausgegeben von der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Köln (25.—28. Sept. 1895), gewidmet von der Gruppe Oesterreich. 111 S. 8°.

Digitized by Google

Die älteſten und wichtigſten Statuten oder Satzungen knüpfen ſich für eine der Burſen erſten Ranges, die „Burſe des Mag. Bonifacius, Haus Wagendrüſſel, Himmel- oder Roſenburſe (Bursa sub coelo, rubre rose)“ wie ihre Bezeichnungen lauten, an das Jahr 1432 und finden ſich im weſentlichen auch in der Verfaſſung der Lilienburſe (1465), der Heidenburſe (1484), der Stiftung Ramungs von Ramſpichel (1493) und der Lammburſe (Haus Phanczagel, Spreugerburſe ſeit 1457 belegt) als Grundlage feſtgehalten.

Sie erſcheinen in der Form eines Notariatsinſtrumentes und betreffen: 1) den Gottesdienſt (tägliche Meſſe und Gebete), 2) den Proviſor, aus den ſtipendirten Burſiſten von den Magiſtern als Hauptaufſehern ernannt, 3) ſeine Pflichten, 4) die Aufnahme der Stipendiſten auf Grundlage eines Befähigungsnachweiſes, 5) das Studium, und zwar Uebungen im Lateinſprechen, Diſputationen über Moralphiloſophie oder Naturwiſſenſchaft, Themen des Triviums oder Quadriviums; Beſuch der Univerſitätsvorleſungen und Feiertags-Lectüre aus: Alanus, Vegetius, Valerius Maximus, hiſtoriſchen Werken, Heiligenlegenden, Sequenzen, Hymnen u. ſ. w., 6) u. 7) Verköſtigung und Verkehr der Stipendiſten unter einander, 8) Verbot des Verkehrs mit verdächtigen Frauen und allzuhäufiger Reiſen in die Heimath, 9) Eid auf die Satzungen, 10) Oberaufſicht der Univerſität, 11) Stiftungsvermögen. Die Burſen für die armen Studenten oder Coderiae erſcheinen beſonders vertreten durch die Domus Poloni, Codria ex opposito S. Laurencii ſeit 1456, durch das Haus des Pankota in der Singerſtraße (domus pauperum Pankota), ſeit 1481 am alten Fleiſchmarkt, und die Haiden-Codrey (1476).

An zweiter Stelle bietet das Auſtria-Heft unter dem Titel „Eine Balde-Ausgabe als Prämium“ Gloſſen zur Geſchichte der Ars docendi in Alöſterreich, eine Studie Profeſſor Jakob Zeidlers in Wien. Der Verfaſſer geht dabei von einer zum Schulprämium beſtimmten Ausgabe der Carmina selecta Jacobi Balde, 1824 beſorgt vom Capitular des Benedictinerſtiftes zu den Schotten, Franz Rohn, aus und erörtert zunächſt die wiſſenſchaftlich-pädagogiſche Thätigkeit des Wiener Schottenkloſters ſeit Gründung der Univerſität, Ende des 14. Jahrhunderts, in der Schlußzeit des Mittelalters, im 16. Jahrhundert, in der Epoche der Jeſuitenſchule u. ſ. w.

Sodann gedenkt Zeidler des Herausgebers, Franz Rohn, des Abtes Andreas Wenzel (1807—1831), der Piariſten und eines ihrer Vordermänner im thereſianiſchen Zeitalter, P. Gratian Marx, der den Gymnaſial-Lehrplan von 1775 verfaßte, und begründet ſodann, wie Franz Rohn veranlaßt wurde, den Latein-Dichter aus dem Jeſuitenorden, Balde, für Schulzwecke herauszugeben. Hiebei greift der Verfaſſer auf die Claſſiker Deutſchlands und ihre Geltung im thereſianiſchen Oeſterreich zurück, ergeht ſich in einer warmen Erörterung der Bedeutung eines Denis, betont die Verdienſte der Ordensklöſter Oeſterreichs in Hinſicht deutſcher Literatur und Sprache und wendet ſich dann wieder, anknüpfend an Herders Rettung der Rentateiner, zur Balde-Ausgabe Rohns, indem er beſonders auf die Anmerkungen verweiſt, in denen Rohn nicht bloß lateiniſche Claſſiker, ſondern auch gegebenen Falles Gedichte und Dramen Schillers citirt. Den Schluß bilden Ausführungen über die Vorgänge bei ſolchen Prämienvertheilungen im vormärzlichen Oeſterreich. Möge dieſem Auſtria-Hefte bald ein zweites folgen!

F. v. Krones.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Die Literatur zum Geſetzentwurf über unlauteren Wettbewerb iſt in letzter Zeit vermehrt worden durch je eine Broſchüre von Dr. W. Reuling (Berlin, R. Gaertner) und M. Gatſchalk (Berlin, Verlag für Sprach- und Handelswiſſenſchaft). Erſtere beurtheilt den Entwurf vom Standpunkt der Technik; ſie iſt ein Sonderabdruck aus der Zeitſchrift „Die chemiſche Induſtrie“. Der Verfaſſer der letzteren iſt Director des Deutſchen Creditvereinsverbands; er vertritt die kaufmänniſchen Erwägungen. Daß beide an dem Entwurf viel auszuſetzen haben, ergibt ſich daraus ohne weiteres; insbeſondere Gatſchalk ſpricht ſich nachdrücklich gegen die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit eines ſolchen Geſetzes aus. Bei der allſeitigen und eingehenden Kritik und Würdigung, die der Vorlage von Anbeginn zutheil geworden iſt, vermochte allerdings nicht viel neues mehr vorgebracht zu werden.

* Aus London wird der „Frkf. Ztg.“ berichtet: Seit geraumer Zeit war man in literariſchen Kreiſen auf die neue Ausgabe der von Biſchof Butler vor 160 und mehr Jahren verfaßten philoſophiſchen Werke und Predigten geſpannt, da bekannt war, daß Gladſtone ſie beſorgen werde. Wenige nur leſen zu unſerer Zeit Butlers „Annlogy of religion natural and revealed“, aber ſeine Predigten. Dieſen von den Zeitgenoſſen überſchwänglich geprieſenen Büchern iſt dasſelbe Schickſal widerfahren, das dem Verfaſſer ſelbſt zutheil wurde, als er in Stanhope Gemeindepfarrer war. Man hörte nichts von ihm. Einmal erkundigte ſich die Königin Caroline nach ihm — es war zwiſchen 1725 und 1733 — und fragte einen ſeiner Schüler: „Iſt Butler todt?“ — „Nein Majeſtät, nicht todt, aber er iſt begraben“, war die witzige Antwort. Auch Butlers Werke ſind nicht todt, nur begraben, der 86jährige Gladſtone hat der Literatur einen großen Dienſt erwieſen, indem er die zwei Bände, von denen der erſte die „Analogy“, der zweite die Predigten des großen Theologen enthält, in der Clarendon Preſſe wieder veröffentlicht hat. Ob Gladſtone mit der Ausgabe dieſer Bücher dem Ruf des Biſchofs ebenfalls einen Dienſt erwieſen hat, wird von vielen bezweifelt. Allerdings hat er das Intereſſe für dieſe begrabenen Diſſertationen wieder belebt, aber es wird ihm ſchwerlich gelingen, Butler wieder auf das Poſtament zu ſtellen, das ihm ſeine Zeitgenoſſen errichtet hatten. Gladſtone hat es darauf abgeſehen, Butlee zu populariſiren und zu dieſem Zwecke hat er ſeine Werke, die „Analogy“ beſonders, in Sectionen eingetheilt, ähnlich den Capiteln der Bibel, und dieſe Sectionen mit Ueberſchriften verſehen, Inhaltsverzeichniſſe ſind jedem Buch beigefügt zur Erleichterung des Nachſchlagens. Schon Dr. Angus, der bekannte Literarhiſtoriker, hatte eine ſolche Eintheilung als wünſchenswerth erkannt, aber hatte den Muth nicht, ſich dieſe Freiheit mit Butlers Werken zu nehmen. Ein Größerer iſt gekommen und hat es gethan und obendrein die beiden Bände ſorgfältig annotirt, meiſtens zum Zweck, feindſelige Kritik zu entwaffnen. Es iſt ein koloſſales Werk für den greiſen Staatsmann, daß er, ſtatt von ſeiner Arbeit auszuruhen, einem vergeſſenen Theologen dieſes literariſche Denkmal zu ſetzen unternommen hat. Butler war übrigens nicht nur ein großer Theologe, ſondern auch ein edler Mann. Als er Biſchof von Durham war, fragte er ſeinen Verwalter, wie viel Geld im Hauſe ſei. „Fünfhundert Pfund“, ſagte dieſer. „Das iſt zu viel für einen Biſchof“, erwiderte Butler, und der größere Theil wurde den Armen gegeben.

* Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. 9. Jan. Geſammtſitzung. (Vorſitzender Secretär: Hr. Auwers). 1. Hr. Brunner las über „die uneheliche Vaterſchaft in den älteren germaniſchen Rechten“. 2. Hr. Fiſcher legte eine Mittheilung des Privatdocenten an der Univerſität Greifswald Dr. H. Bilz vor über „die Beſtimmung der Moleculargröße einiger anorganiſcher Subſtanzen“, als Bericht über die Fortſetzung ſeiner mit Unterſtützung der Akademie ausgeführten Unterſuchungen. 3. Hr. Virchow überreichte ſeine Feſtſchrift zur hundertjährigen Stiftungsfeier des mediciniſch-chirurgiſchen Friedrich Wilhelms-Inſtituts „Hundert Jahre allgemeine Pathologie“. — Hrn. Karl Weinhold begrüßte die Akademie zu ſeinem 50jährigen Doctorjubiläum am 14. Januar 1896 mit nachſtehender Adreſſe: „Hochgeehrter Herr College! Funfzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit Sie mit einer Abhandlung über die Völuſpa an der Univerſität Halle die philoſophiſche Doctorwürde erwarben. Mit gerechter Befriedigung dürfen Sie heute auf die namhaften Erfolge zurückblicken, mit welchen die unabläſſige Arbeit Ihres der germaniſtiſchen Wiſſenſchaft gewidmeten Lebens gekrönt worden iſt. Zu der Zeit, als Sie ſich, angeregt durch Lachmann und Jacob Grimm, in den Dienſt der germaniſchen Philologie ſtellten, ſah dieſe als eine jugendliche Disciplin noch ausgedehnte und unerforſchte Arbeitsgebiete vor ſich. Heute dürfen wir Sie zu den Männern zählen, welche ſeitdem die germaniſche Sprachwiſſenſchaft und Alterthumskunde in hervorragender, zum Theil in

Digitized by Google

bahnbrechender Weise gefördert haben. Im Wechsel der Jahre hat Ihre Lehrthätigkeit Sie an nicht wenigen als sechs verschiedene Universitäten geführt. Eine der südlichsten und eine der nördlichsten Hochschulen deutscher Zunge, Graz und Kiel durften Sie zu ihren tüchtigsten Lehrkräften zählen. So hat Ihre Laufbahn Ihnen reichliche Gelegenheit geboten, deutsche Volkssitte und Volkssprache in den entlegensten Theilen deutschen Lebe zu belauschen und zu erforschen, und Sie haben von dieser Gelegenheit mit Meisterschaft Gebrauch gemacht. Nicht nur in deutschen Grenzgebieten, auch auf außerdeutschem Boden haben Sie gewirkt und durch die Gegnerschaft, mit welcher der benachbarte Osten deutsche Sprache und Cultur abzustoßen pflegt, jene Steigerung und Vertiefung nationalen Empfindens an sich erfahren, wie sie dort so manchem Deutschen zu Theil wird, der nicht mit völlig unentwickeltem oder abgestumpftem Volksgefühl in die Fremde gegangen war. So haben Ihr äußerer Lebensgang, ursprüngliche Begabung und liebevolle Versenkung in Ihre Wissenschaft Sie ausgerüstet, eine erstaunlich vielseitige und dennoch tief eindringende Thätigkeit für die Erforschung germanischen Volksthums in Vergangenheit und Gegenwart zu entfalten. Ihre Arbeiten erstrecken sich auf das Gothische und Altnordische, auf das Hochdeutsche und seine Mundarten, auf Grammatik und Wörterbuch, auf Mythologie, Haus- und Privat-Alterthümer, Social- und Rechtsgeschichte und auf die von Ihnen in den letzten Jahren mit besonderer Vorliebe gepflegte Volkskunde. Ihre Forschungen umspannen die verschiedenen Epochen germanischer Vergangenheit von der Edda bis zu Lenz und den Dichtern des Göttinger Bundes, von den Göttern der Walhalla bis zum Volksaberglauben der Gegenwart, von den heidnischen Todtenbestattungen bis zu den Weihnachtspielen und Liedern Süddeutschlands und Ihrer schlesischen Heimath. In einem vielverbreiteten Werke haben Sie Tracht und Sitte, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frauen im Mittelalter zu sinniger Darstellung gebracht mit der Wahrheitsliebe des gewissenhaften Forschers, ohne Verschleierung von Zügen der Rohheit und Entartung, aber mit gemüthvoller Wärme und idealem Schwung und mit dem schließlichen Ergebniß und Bekenntniß, daß das Leben des deutschen Weibes in Haus und Familie wurzelt. Ihr grundlegendes Buch über altnordisches Leben gab uns eine lebendige und anschauliche Schilderung von Haus und Gesellschaft, Glauben und Dichtung, heroischer That und alltäglicher Beschäftigung des skandinavischen Alterthums. Innigen Dank schulden wir Ihnen auch für den in den Schriften unserer Akademie niedergelegten Beweis, daß wir über die heidnisch-religiösen Impulse altgermanischer Tapferkeit und Thatkraft noch etwas mehr wissen können und wissen, als das, was die im Baumkreise der classischen Philologie gelegenen Quellen uns offenbaren. So sehr nach der alten Ihren Arbeiten die Genauigkeit der Forschung in Specialitäten eindringt, so vermeiden Sie es doch stets, über dem Einblick in das Detail den Ueberblick über die Totalität des germanischen Culturlebens zu verlieren. Immerdar haben Sie es verstanden, die einzelne Erscheinung, die Sie ergründen, hineinzustellen in den großen Zusammenhang der germanischen Alterthumskunde. Gestatten Sie uns, Ihnen an dem heutigen Gedenktage Ihrer wissenschaftlichen Entwickelung in treuer Collegialität die herzlichsten und aufrichtigsten Glückwünsche darzubringen! Möge es Ihnen beschieden sein, noch viele Jahre in unserm Kreise zu wirken und mit ungebrochener Arbeitskraft neue wissenschaftliche Erfolge in den Kranz der errungenen hineinzuflechten! Die k. preußische Akademie der Wissenschaften."

* Eine hemmreagend wichtige Entdeckung ist Prof. E. Baumann, Leiter des Universitätsinstitut für physiologische Chemie in Freiburg, gelungen. Die Heilkunde hat in jüngster Zeit ein neues werthvolles Heilmittel in einer dem Thierreich entstammenden Substanz, nämlich der Schilddrüse, erhalten, die sich nicht nur für die Heilung des sogenannten Myxödem und des operativen Kretinismus bewährt hat, sondern auch für die Beseitigung der Kropfe (vgl. Beil. 174 S. 7 vom 31. Juli 1895). Man hat die Schilddrüse, besonders die vom Hammel, sowohl roh als geschabtes Fleisch, wie in gekochtem Zustand, ferner in Form eines Glycerin-Extractes aus der Drüse und schließlich in der Form von aus pulverförmig zerriebenen Schilddrüsen hergestellten comprimirten Tabletten verabreicht, aber die eigentlich wirksame Substanz in dem Schilddrüsengewebe ist bisher unbekannt geblieben. Zahlreiche Forscher haben sich bereits vergeblich bemüht, sie zu gewinnen. Baumann ist die dankbare und schwierige Aufgabe endlich gelungen. Es liegt einstweilen von ihm nur eine kurze Mittheilung im neuesten Hefte der Zeitschrift für physiologische Chemie vor; sie gewährt indeß Ausblicke von größter Tragweite sowohl für die Physiologie des menschlichen Körpers wie für die Pathologie und Therapie. Baumann ist bei seinen Arbeiten von Dr. Roos, früher Assistent an der medicinischen Klinik in Kiel, unterstützt worden, der den physiologischen Theil der Untersuchungen übernommen hat, während Baumann die chemischen gemacht hat. Er hat aus der Hammelschilddrüse durch ein überraschend einfaches Verfahren eine Substanz dargestellt, die er „Thyrajodin" nennt. Es ist eine organische Substanz mit starkem Jodgehalt, die außerdem 1/6 Proc. Phosphor enthält. Die Darstellungsweise ist im wesentlichen folgende: Die zerhackte Schilddrüse wird mehrere Tage mit 10 proc. Schwefelsäure gekocht; dabei scheidet sich ein feinflockiger Niederschlag ab, dem durch wiederholtes Auskochen mit 85 proc. Alkohol die wirksame Substanz entzogen wird. Der Rückstand der alkoholischen Lösung wird in Natronlauge gelöst und aus der filtrirten Lösung wird durch verdünnte Schwefelsäure eine braungefärbte amorphe Substanz abgeschieden, die nach den Mittheilungen des Dr. Roos sowohl bei der Kropfbehandlung bei Menschen wie in Stoffwechselversuchen bei Thieren sich ebenso wirksam erwiesen hat, als die Schilddrüse selbst. In dieser Substanz hat Baumann das Jod in zweifelloser Weise nachgewiesen, ja sogar aus seiner Verbindung mit der organischen Substanz abgeschieden und rein dargestellt. Geringere Mengen dieses jodhaltigen Körpers hat Baumann auch in zwei Kröpfen aufgefunden. Das Vorkommen von Jod im menschlichen Körper war bisher noch umstritten, und vollends unerwartet kommt die Entdeckung eines so starken Joddepots in einem einzigen Organ des Körpers. In der Schilddrüse wird augenscheinlich eine spezifische organische Jodverbindung gebildet, die nach Bedarf in den Gesammtorganismus übergeht. Baumann streift zum Schluß noch kurz die Frage, wie das Jod in den Körper kommt. Er erinnert daran, daß das Jod in der Luft, im Regen- und Schneewasser, im Flußwasser, in der Asche von Pflanzen und Meerestieren, in der Atmosphäre, in Milch, Eiern, gegohrenen Getränken nachgewiesen worden ist. Die Baumann'sche Mittheilung wird voraussichtlich die physiologisch-chemische Forschung reich befruchten. Der Nachweis des Jods in der Schilddrüse und in Kröpfen ist deshalb besonders bemerkenswerth, weil das Jod gerade diejenige Substanz ist, mit der man seit langer Zeit Kröpfe zur Schrumpfung zu bringen gelernt hat. Jodpinselungen und Jodeinspritzungen sind altbewährte Mittel zur Heilung von Kröpfen.

Wurburg. Zu außerordentlichen Professoren in der juristischen Facultät wurden ernannt: die Privatdocenten Dr. Wilhelm v. Blume, Romanist dahier, und Dr. Friedrich Wachenfeld, Criminalist, bisher in Göttingen. — Für Nationalökonomie habilitirte sich Dr. Wuentig.

* **Berlin.** Eine Berufung als ordentlicher Professor für Maschineningenieurwesen an die Columbian University in Washington hat der königliche Regierungsbaumeister Hans Zapke aus Berlin, ehemaliger erster Assistent des Geh. Rath Reuleaux, erhalten. Dem Prof. Zapke ist die Gründung und Leitung der maschinentechnischen Abtheilung der Universität übertragen worden, die bereits außer der philosophischen, medicinischen und juristischen Facultät vollständig ausgebaute Abtheilungen für Architektur, Bau-Ingenieurwesen und Elektrotechnik besitzt.

A. F. Charlottenburg, 21. Jan. In der seit einigen Wochen die Geister beschäftigenden Frage der „Photographie mit unsichtbaren Strahlen" hat nun gestern auch die Berliner „Urania" in einem Experimentalvortrag des Dr. P. Spies gesprochen. Das Theater war, seit zwei Tagen ausverkauft, bis auf den letzten Platz gefüllt — Beweis des hohen Interesses, welches weite Kreise an der Röntgen'schen Entdeckung nehmen. Der Vortragende begann damit, den Unterschied zwischen den Hertz'schen und den Röntgen'schen Entdeckungen über die elektrische Entladungen begleitenden Erscheinungen zu erläutern. Dann die gelungene Feststellung, daß die Elektricität sich in deutlich erkennbaren Wellenlinien von großer, die Wellen des Oceans erreichender Länge fortpflanzt, die ähnlich den Lichtstrahlen von vielen Körpern nicht geleitet werden, hier die Beobachtung, aus welcher gänzlich unbekannten, nicht sichtbaren Strahlen elektrischen Ursprungs, an denen bis jetzt keinerlei Wellenbewegung wahrnehmbar ist und die, im Gegensatz zu jenen, viele Körper durchdringen, welche für jene ein Hinderniß sind. Daß unsichtbare, durch geeignete Mittel sichtbar zu machende Strahlen an sich nichts neues sind, wurde experimentell an den sog. „ultravioletten" Strahlen nachgewiesen. An dem auf einem Schirm erzeugten Spectrum von weißem Licht war jenseit des Violett keine Spur von Licht zu entdecken; erst als an diese Stelle ein mit dem

äußerst lichtempfindlichen Bariumplatincyanür bestrichenes Papierblatt gebracht wurde, zeigte sich ein grauer Lichtschimmer von fluorescirendem Lichte. Derselbe Stoff hat Röntgen zum Sichtbarwerden und zur Entdeckung seiner X-Strahlen verholfen, welche indessen sonst nicht die geringste Aehnlichkeit mit den ultravioletten Strahlen besitzen, deren sehr kurze Wellenlänge und mit den sichtbaren Lichtstrahlen übereinstimmende Eigenschaften seit längerer Zeit bekannt sind. Dagegen besteht eine nahe Verwandtschaft zwischen den X-Strahlen und den Kathodenstrahlen, welche bei elektrischen Entladungen im luftverdünnten Raume entstehen und als das schöne Licht-Phänomen der Geißler'schen Röhren allseitig bewundert werden. Wie diese Kathodenstrahlen sich bei fortschreitender Verdünnung der Luft in einem zur elektrischen Entladung benutzten Glasrohr entwickeln, wurde an einer Reihe farbenprächtiger Experimente nachgewiesen. Die Entladung eines sehr starken Funken-Inductoriums zeigte, solange die Luft im Innern der Röhre nur wenig verdünnt war, die bekannte Blitzlinie des elektrischen Funkens; bei fortschreitender Verdünnung mittelst Luft- und Quecksilberpumpe verbreitete sich dagegen das Lichtphänomen immer mehr und gestaltete sich zu zwei Strahlenbündeln an den Elektroden-Enden der Röhre, welche allmählich die ganze Röhre ausfüllten, in der Mitte aber eine geringere Lichtintensität erkennen ließen. An einer Geißler'schen Röhre, deren Luftinhalt bis auf $^1/_{100.000}$ Atmosphäre verdünnt war, wies der Vortragende nunmehr nach, was bei noch weiter getriebener Luftverdünnung aus dem Phänomen wird. Das von der Kathode ausgehende Licht verdichtete sich gegenüber der Kathode an der Glaswand zu einem Lichtcentrum von großer Intensität, das sich alsdann durch den Magneten leicht zu beeinflussen zeigte, indem es, dem Magneten folgend, seine Stelle an der Röhrenwand verlegte, wenn man denselben außerhalb um die Röhre herumführte. Mit Hülfe des Magneten gelang auch ein zweites schönes Experiment, welches an den Kathodenstrahlen eine Stoßwirkung in der Richtung des Lichtcentrums nachwies. In eine Geißler'sche Röhre war ein zartes Schaufelrädchen von leichtem Stoff eingesetzt, mit der Welle quer zur Strahlenleichtung, das bei gewöhnlichem Lauf der Strahlen stillstand, weil dieselben auf alle Schaufeln gleichmäßig wirkten. Leitete man die Strahlen aber durch den Magneten einseitig auf die oberen oder die unteren Schaufeln, so entstand eine dem unter- oder abgeschlächtigen Wasserrad analoge drehende Bewegung. Von diesen ja in ihren merkwürdigsten Eigenschaften gekennzeichneten Kathodenstrahlen, bezw. von ihrem Lichtcentrum, gehen nun, wie der Vortragende darlegte, die räthselhaften X-Strahlen aus, und zwar ist es möglich, sie von den ersteren abzutrennen und zu weiteren Beobachtung ihrer Eigenschaften nach außen zu leiten, wenn man an der von dem Lichtcentrum getroffenen Stelle der Röhrenwand ein undurchlässiges, von den leuchtenden Kathodenstrahlen nicht passirbares Aluminiumfensterchen anbringt, das für die X-Strahlen durchlässig ist. Die Untersuchung der auf solche Art gewissermaßen rein dargestellten X-Strahlen haben deren im Eingang erwähnte wunderbare Eigenschaft der geradlinigen Verbreitung und Unbrechbarkeit ergeben und außerdem den Beweis erbracht, daß der Magnet auf sie keinen Einfluß hat. Was das Aluminiumfensterchen im gegebenen Falle leistet, nämlich die Abtrennung der eigentlichen Kathodenstrahlen von den X-Strahlen, das wird einfacher noch durch irgend eine für Licht undurchlässige, für die X-Strahlen aber durchlässige Umhüllung der betreffenden Geißler'schen Röhre erreicht. Zum Beweise dessen hüllte der Vortragende die Röhre mehrfach in ein schwarzes Tuch, verdunkelte den Raum und wies an einem schwachen, durch Fluorescenz erzeugten Lichtschimmer auf vorgehaltenem Bariumplatincyanürpapier nach, daß die X-Strahlen nicht nur die einfachen Lagen des Tuches, sondern auch noch eine starke zwischengeschaltete Pappe durchdrungen hatten. Zugleich waren hiemit die Umstände reproducirt, unter denen Professor Röntgen die Existenz seiner X-Strahlen entdeckt hatte. Weitere Versuche galten dem Nachweis der chemischen Wirkung dieser Strahlen auf photographische Platten und ihrer wunderbaren Eigenschaft, verschiedene Körper zu durchdringen, die für andere Strahlen undurchdringlich sind, wobei im wesentlichen die specifische Dichte für die leichtere oder schwierigere Durchdringung maßgebend erscheint. Der Vortragende ihm von den Augen der Zuschauer zwei Geldstücke und einen kleinen Schlüssel in sein Portemonnaie, legte das letztere auf eine mehrfach in schwarzes Papier eingeschlagene photographische Platte, darüber noch ein zollstarkes Eichenbrett und brachte nun die mehrfach erwähnte Geißler'sche Röhre von $^1/_{100.000}$ Luftverdünnung unter Anwendung eines mäßigen Stromes bis auf kurze Entfernung heran, so daß ihr Lichtcentrum vertical über der Mitte des Eichenbrettes stand. Nach etwa 18—20 Minuten währender Einwirkung wurde die photographische Platte einem anwesenden Sachverständigen zur Entwickelung übergeben und alsdann das fertig gestellte Negativ gegen einen Schirm geworfen. Es zeigten sich deutlich, weiß auf schwarzem Grunde, die beiden Geldstücke, der Schlüssel, sowie Bügel und Schloß des Portemonnaies in scharfen Linien — Beweis, daß die von der X-Strahlen ausgehende chemische Wirkung auf die Platte weder durch Papier noch durch Leder, noch durch Eichenholz aufgehalten worden war, kurz daß die X-Strahlen Eichenholz, Leder, Papier, Durchdringungen hatten, nur die Metalltheile nicht. Dieser sinnfällige Beweis für die Röntgen'sche Entdeckung wurde mit allgemeinstem Beifall aufgenommen, der sich dann bei fast jeder der mittelst Skioptikon dargestellten Röntgen-Photographie wiederholte. Es waren darunter Blätter vom Entdecker selbst, wie die berühmte Knochenhand und das Bild einer Boussole, das beinahe einer gewöhnlichen Photographie glich, weil ihr Zifferblatt aus durchlässigem Aluminiumblech, ihre Theilstriche aus undurchlässigem Zinnober bestanden hatten. Doch auch dem Vortragenden selbst angefertigte Bilder — meistens negative — fanden großen Beifall, darunter eine Damenhand von außerordentlich scharfen Conturen ihres Knochengehalts, dann eine Hand, welche deutlich einen Knochenauswuchs erkennen ließ und eine andere, welche einen Glassplitter besonders scharf und weißen, glänzenden Körper zeigte, den die betr. Person seit Jahren in den Weichtheilen des Handtellers trägt. Der Vortragende schloß mit dem Ausdruck seiner nach dem Gehörten und Gesehenen wohl auch von den Anwesenden getheilten Ueberzeugung, daß hier eine große, vielseitiger Entwicklung fähige Entdeckung vorliege und daß man später sich freuen werde, die ersten Versuche damit gesehen zu haben, wenn solche auch nur eine Ahnung von dem bieten, was auf diesem Gebiete bevorstehe!

* **Königsberg.** Der bisherige Privatdocent Dr. Otto Franke zu Berlin ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der hiesigen Universität ernannt worden.

P. C. **Christiania.** Ein kürzlich veröffentlichter Ausweis ergibt, daß die für die Ausrüstung der Polarexpedition des Dr. Feithjof Nansen erforderten Kosten 434,340 Kronen ausgemacht haben. Der Staat hat hiezu 280,000 Kronen beigetragen, das übrige ist durch Beiträge von seiten des Königs und verschiedener Privatleute zusammengebracht worden. Dr. Nansen selbst hat 7862 Kronen beigesteuert. — Der bekannte Polarforscher Eivind Astrup, Theilnehmer an den Peary-Expeditionen, ist in Lille-Elvedalen todt aufgefunden worden. Astrup hatte kurz vor Weihnachten Domen verlassen, um eine Schneeschuhfahrt zu unternehmen, und war seit der Zeit vermißt worden. Seit zwei Tagen wurden durch eine größere Anzahl von Schneeschuhläufern Nachforschungen über seinen Verbleib angestellt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 21. bis 22. Januar folgende Schriften eingegangen:

Gustav Meyer: Der Kampf um Arbeit; Reformstudie. Berlin, Ferdinand Dümmler 1896. — Landrichter Dr. jur. v. Slupecki: Die Reform des Strafprocesses. Berlin, Carl Heymann 1896. — Oberlandesgerichtsrath v. Sommerlatt: Ist der Entwurf des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs en bloc unannehmbar? Wort zur Verständigung (Soldatenbr.). Leipzig, Roßberg 1896. — Fühlings landwirthschaftliche Zeitung, Centralblatt für praktische Landwirthschaft und Agrarpolitik, hgbd. v. Edmund Klapper. 45. Jahrg. 2. Heft. Dazu Beilage: Edmund Klapper: Der Beanpreis in Berlin. Leipzig, Hugo Voigt 1896. — Eduard v. Hartmann: Tagesfragen. Leipzig, Hermann Haacke 1896. — Dr. Friedrich Schneider: Theologisches zu Raffael; Disputa — Transfiguration. (Sep.-A.) Mainz, 1896. — Ludwig Heneli: Wilhelm Jaoker; Lebensbild eines Afrikaforschers. Berlin, Weidmann 1896. — Karl v. Heigel: Der Unitarismus; Rovum. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1896. — Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien; 3. bis 10. Heft. Leipzig, Otto Spamer. — Otto Ausleger u. Karl Trautmann: Alt-München in Bild u. Wort. Lfg. 6—8. München, L. Werner. — Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. 1895. Nr. 6. — Zeitschrift für bildende Kunst; N. F. VII. Jahrg. Heft 4. Leipzig, E. A. Seemann 1896.

G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon,
22 Halbfranzbände. Bestens erhalten um 420 Mk. zu verkaufen. Offerten durch die Expedition unter **K. N. 1333.**

Jahrgang 1896. München, Freitag, 24. Januar. Nummer 19.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Anträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Eine Besteigung des Pópocatépetl. Von Max Ahlschier. — Ein Verein für historische Waffenkunde. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine Besteigung des Pópocatépetl.

Von Max Ahlschier.

Es ist der dritte Januarsonntag 1895. In dem Speisezimmer einer in der Arco de San Agustin-Straße von Mexico wohnenden deutsch-mexicanischen Familie sitzt eine Anzahl junger Deutscher heftig gesticulirend am Eßtisch. Die sehr lebhaft geführte Unterhaltung läßt vermuthen, daß es sich um etwas wichtiges handle. Und in der That plant man einen Ausflug nach Amecameca und die Besteigung des etwa 10 deutsche Meilen von der Hauptstadt entfernten Pópocatépetl, der nach neueren Messungen heute als der höchste Berg von Nord- und Mittelamerika angesehen wird.

Die Hauptfrage, wie man sich 3—4 Tage von den Geschäften frei machen könne, fand ihre Erledigung durch den Kalender. In ihm waren der 2., 3. und 5. Februar roth gedruckt, also Festtage. Die zweite Frage, ob genügend Betheiligung vorhanden sei, machte ebenfalls keine Schwierigkeiten, denn neun Anwesende stimmten begeistert dem Vorhaben zu. Nun handelte es sich noch darum, gute Pferde und Führer in Amecameca aufzutreiben. Ein junger Mexicaner, der in der Nähe des Ortes zu Hause war, erbot sich, durch seinen Vater das Nöthige besorgen zu lassen, und so konnte denn die Fahrt auf den 2.—5. Februar festgesetzt werden.

Der 1. Februar kam heran. Lebensmittel und erwärmende Getränke wurden eingekauft, die dicksten wollenen Decken hervorgesucht, die großen, breiten mexicanischen Hüte und die Reithosen u. s. w. bereitgelegt und von einem deutschen Photographen ein Apparat geliehen. Da wir die mexicanischen Verhältnisse kannten und aus Erfahrung wußten, wie wenig man in diesem Lande, wie ja wohl auch noch in manchem andern, auf Versprechungen bauen kann, so wurde beschlossen, daß einer der Theilnehmer einen Tag früher nach Amecameca abreisen solle, um dort an Ort und Stelle alle Vorbereitungen zu treffen. Diese Aufgabe fiel mir zu.

Zusammen mit dem in Miraflores beheimatheten jungen Mexicaner verließ ich die Hauptstadt am 1. Februar Mittags 2 Uhr, übernachtete in Miraflores und ritt, begleitet von meinem Gastgeber und dessen Sohn, ganz in der Frühe des nächsten Morgens nach Amecameca hinüber. Um 7 Uhr traf ich dort ein. Die Lage des Städtchens inmitten von Mais- und Gerstefeldern am Fuße der beiden Bergriesen, des Iztaccihuatl und des Pópocatépetl, 2500 Meter über dem Meeresspiegel ist überaus reizvoll. Das Frühaufstehen schien man hier nicht zu kennen. Einsam und verlassen lagen die Straßen da, und das einzige wahrnehmbare Geräusch rührte von den Bächen her, die murmelnd das klare Gebirgswasser durch die Stadt hindurchführen. Auf dem von uralten Bäumen beschatteten Marktplatz ist es ebenfalls noch still; die dort Früchte und Gemüse feilbietenden Indianer sind noch nicht erschienen. Wir reiten nach dem Hause eines mit meinen Begleitern befreundeten Mexicaners und treffen ihn glücklicherweise schon in seinem kleinen Laden an. Er ist das Urbild eines Mexicaners, ein untersetzter, breitschulteriger Mann, mit tiefschwarzen Augen, dunklem, vollem Haar und langem Vollbart. Er besitzt oben auf dem Iztaccihuatl eine Farm, in der er sich oft wochenlang aufhält, und kennt jeden Weg und Steg in 10 Meilen Umkreis. Er behauptet mit berechtigtem Stolz, die beiden Vulcane wie seine Hosentaschen zu kennen. Mit großer Liebenswürdigkeit stellt er sich uns zur Verfügung, führt die Pferde in den Stall und begleitet mich dann zu seinem Nachbar Mendizabal, dem Sohn jenes bekannten Führers, dessen Namen man häufig in deutschen und englischen Reiseberichten findet, und der auch für uns die Beschaffung von Führern und Pferden übernommen hatte. Auf dem geräumigen Hofe stehen letztere schon bereit. Wir einigen uns schnell über die Kosten der dreitägigen Tour, indem wir für 6 Führer, 4 Indianer, 9 Pferde, 4 Maulthiere und das nöthige Futter den Preis von 66 Dollars ausmachen. Dann kaufen wir Leder für die Sandalen, wollenes Zeug zum Umwickeln der Füße, Stricke u. s. w., trommeln die Führer zusammen und lassen durch die Indianer die Maulthiere herbeiholen. Inzwischen war es Zeit geworden, meine Landsleute am Bahnhof zu erwarten.

Dort herrscht reges Leben. Der Pulquezug aus Apam ist eingetroffen. Gewaltige Fässer, gefüllt mit diesem so erfrischenden mexicanischen Nationalgetränk, liegen am Boden. Einige sind schon geöffnet und ergießen ihren weißgrauen Inhalt in die Tonnen und Kübel der Pulqueverkäufer. Für 3 Cents kann man sich an Ort und Stelle einen großen irdenen Krug füllen lassen und sich seinen Inhalt zu Gemüthe führen.

Doch jetzt pfeift der von Mexico kommende Zug und bringt mir meine Freunde. Ein Dutzend zerlumpter Indianerjungen, begierig einen Real zu verdienen, stürzt sich auf unser Gepäck und schleppt es in die Stadt. Wir lassen die ganze Bagage in Säcke nähen und auf die Maulthiere packen, frühstücken in aller Eile und besteigen dann die Pferde. Die Thurmuhr schlägt gerade 12 Uhr, als wir zum Städtchen hinausreiten. An der Spitze gehen im Eilmarsch unsre 6 Führer, den Rucksack auf dem Rücken, in der Mitte folgen wir 10 Reiter, den Nachtrab bilden die 4 Maulthiere mit der Begleitmannschaft. Der hinter dem Marktplatz abbiegende Weg geht eine Zeitlang in gerader Richtung fort und wendet sich hinter der Molino de Tomacoco nach links, um von hier aus unausgesetzt zu steigen. Bei einem der letzten Häuser des fast unmittelbar an Amecameca sich anschließenden Dorfes machen wir noch einen kurzen Halt. Das über der Hausthür gar zu verführerisch glänzende Schild: „Al recreo de los volcaneros“ läßt uns nicht vorbeireiten, ohne diese Erquickung, die natürlich in Pulque bestand, genossen zu haben. Wir leeren einen Krug auf das Gelingen unsrer Expedition

und traben weiter. Die heiße Mittagssonne brennt mit voller Kraft vom tiefblauen Himmel herab und erlaubt kaum, daß wir einen flüchtigen Blick auf den in seiner ganzen Majestät vor uns sich aufthürmenden „Rauchenden Berg“ (Pópocatépetl) und seine nördlich von ihm liegende Riesenschwester, die „Weiße Frau“ (Ixtaccihuatl) werfen können. Der anfangs ebene, sandige Weg wird holprig und felsig. Sträucher, die trotz des Wintermonats in voller Blüthe stehen, und Gestrüpp fassen ihn ein. Nach einhalbstündigem Ritt erreichen wir die beiden isolirt liegenden Hügel Tetepetongo und Tunsantepec, einst Grabstätten der Azteken. Etwas höher hinauf schneidet unser Weg den nach Puebla führenden Pfad. Hier stand vor dreieinhalb Jahrhunderten Cortez, als er seinen Eroberungszug nach Mexico unternahm. Die Gegend hier ist berüchtigt wegen der vielen Ueberfälle, die im Laufe früherer Jahre hier stattfanden. Unsre Führer erzählen uns grausige Geschichten und weisen auf zahlreiche schwarze Holzkreuze hin, die einsam große Steinhaufen überragen und an hier angeblich verübte Mordthaten erinnern sollten, die aber für uns bessre Unterrichtete mit verbrecherischen Mordthaten gar nichts zu thun hatten, sondern Massengräber von theils in den Revolutionskriegen, theils in den Kämpfen gegen die Franzosen und Kaiserlichen gefallenen Soldaten waren. Wir lachen daher die furchtsamen Führer aus; sind wir doch auch 10 Mann, jung, kräftig und alle mit Revolvern bewaffnet. Wir werden uns schon wehren, denken wir, sind aber ohne Furcht; denn seit Präsident Diaz am Ruder ist, ist mit den, wie aus jedem Guerillakrieg, übrig bleibenden Buschkleppern gewaltig aufgeräumt worden, und man kann heute in dem weiten Lande überall sicher und unbehelligt reisen.

Allmählich merken wir, daß wir auf ungewöhnlichen Pfaden wandeln. Immer enger wird der Weg und einzeln hinter einander reitend geht es den steil aufsteigenden Berg hinauf. Die sonnbeglänzten Felder liegen längst hinter uns und haben Wäldern von Eichen, Fichten, Pech- und Weißtannen Platz gemacht. Es sind zwar keine deutschen Wälder, wir haben aber immerhin Ursache, ihrer froh zu sein, weil sie uns Schatten spenden. Doch nichts hat man in dieser Welt umsonst; für diesen wohlthuenden Waldesschatten wird unser Pfad immer unwegsamer und mühevoller. Zur Rechten gähnen schwarze Abgründe und tiefe Einschnitte, in denen die Gebirgsbäche zu Thal fließen. Die Pferde gehen dicht an den abschüssigen Stellen vorbei und blähen die Nüstern. Sie wittern Wasser. Bald können wir ihnen das ersehnte Labsal darbieten, denn bei der nächsten Biegung fließt ein klarer Bach über den Pfad hinweg. Wir steigen ab, befreien die Thiere vom Zaumzeug und führen sie in das eiskalte Wasser hinein, das sie mit Behagen schlürfen. Wir selbst sind auch durstig geworden und erquicken uns durch einen Schluck aus der Feldflasche. Dann geht es höher hinauf. Auf vorspringenden waldlosen Stellen wird dann und wann Halt gemacht, um einen Blick auf das tief unter uns liegende, herrlich anzuschauende Land zu werfen. Da liegt zwischen Bäumen versteckt Amecameca, überragt von seinem heiligen Berg, dem Sacromonte, weiter hinten Tlalmanalco, Miraflores und La Compañia, dazwischen auf einem waldigen Hügel die einsame San Lorenzokirche und ganz im Hintergrund der Chalco und der Texcoco-See. Der Pfad wird immer schwieriger, weil große, dicke Baumstämme quer über ihn hinweggefallen sind. Unsern müden Pferden behagt das Ueberspringen derselben wenig. Auch die armen Maulthiere sind schon sehr erschöpft; zwei derselben sind unter ihrer Last bereits zusammengebrochen und nur mit Mühe durch Stockschläge wieder auf die Beine zu bringen. Lebende Wesen treffen wir wenige. Nur ab und zu nähert sich uns ein Holzfäller und bittet um eine Cigarette.

Endlich 6 Uhr Abends erreichen wir den 3960 Meter hoch gelegenen Rancho de Tlamacas, wo wir übernachten müssen, drei elende Bretterbuden, die der Wind von allen Seiten her durchpfeift. Zwei derselben dienen den Thieren, die dritte den Menschen zum Obdach. Augenblicklich sind alle leer, denn jene sogen. volcaneros, die tief unten im Krater des Vulcans in den Schwefelminen arbeiten und nur von Zeit zu Zeit aus ihrem hohen Grabe emporsteigen, um am Fuße des Vulcans einige Tage auszuruhen, haben in den Wintermonaten die Arbeit eingestellt. Nachdem Pferde und Maulthiere abgeschirrt, werden sie in den beiden Holzhütten untergebracht und ihnen das mitgeführte Futter vorgeschüttet. Sättel und Zaumzeug werden in einer geraden Linie vor den Ställen auf den Boden niedergelegt, und jeder merkt sich die Reihenfolge derselben, um beim nächtlichen Aufbruch nicht zu irren. Daß es anders kommen würde, als wir uns gedacht hatten, daß alles durch einander gerieth und wir schließlich froh sein mußten, beim Aufbruch in der Nacht irgend ein gesatteltes Pferd zu erwischen, ließen wir uns natürlich nicht träumen.

Nachdem wir so als gute Cavalleristen zunächst unsre Gäule versorgt hatten, nahmen wir unsre eigene Schlafstelle etwas näher in Augenschein. Ein aus Brettern roh zusammengefügter undichter Kasten, der dem Namen „Hotel zu den vier Winden“ keine Unehre gemacht hätte, sechs Meter lang und vier Meter breit, das ist unsre Herberge. Im Innern birgt sie eine mit Gras bedeckte hölzerne Pritsche, die bei denen, welche des Königs Rock getragen, wehmuthige Erinnerungen an die in Wachtstuben verlebten Nächte auffrischte. In der Mitte des Raumes brennt schon ein großes Feuer. Wir holen unsre Eßvorräthe herbei und beginnen unsern schreienden Hunger zu stillen, doch der unerträgliche Qualm treibt uns bald wieder hinaus, um in der frischen Luft unsre Mahlzeit fortzusetzen. Es ist noch hell draußen, und noch leuchtet vor uns der Ixtaccihuatl und hinter uns der Pópocatépetl in seiner schneeigen Pracht. Plötzlich aber wird es ganz dunkel. Ein scharfer Wind weht von den nahen Eisfeldern herunter und treibt uns wieder in die rauchige Hütte. Die Holzblöcke brennen lichterloh und verbreiten eine entsetzliche Hitze, zuweilen fährt auch noch ein Windstoß zwischen sie und streut einen Funkenregen nach allen Seiten aus. Rings um die Gluth sitzen unsre Indianer. Ihnen ist die Hitze nicht unangenehm, denn ihre ganze Kleidung besteht aus einer dünnen, leinenen Jacke und eben solcher Hose. Es sind bewundernswerthe Geschöpfe, die der tropischen Hitze wie der eisigen Kälte dieselbe Widerstandsfähigkeit entgegensetzen. Stumm sitzen sie da und schneiden für uns aus dem mitgebrachten Leder Sandalen zurecht; erst dann denken sie an das Essen, indem sie kleine runde, mit Bohnen gefüllte Maiskuchen (gorditas) auf den Kohlen rösten und verzehren. Die ihnen angebotenen Cigarren nehmen sie dankend an und verbergen sie sorgsam auf der Brust, um sie, wer weiß, bei welcher Gelegenheit, zu rauchen. Dann verlassen drei von ihnen die Hütte, um Wasser zum Kaffeekochen zu holen. Sie haben weit zu laufen und kehren erst nach einer Stunde zurück.

Wir haben es uns inzwischen auf der Pritsche bequem gemacht. In unsre Decken gehüllt, liegen wir wie die Heringe zusammengepreßt da. Einige verrathen durch lautes Schnarchen, daß sie trotz des vielen Ungeziefers den nöthigen Schlaf gefunden haben, andere werfen sich ruhelos von der einen auf die andere Seite, schimpfen über die harte Lagerstätte, über den Qualm, über die Hitze und die Kälte, klappern mit den Zähnen und stehen dann wieder auf, um ihren Durst zu löschen. Allmählich kommen auch sie zur Ruhe, und auch die Führer haben sich auf dem steinharten Boden zum Schlafen niedergelegt. Das Feuer droht zu verlöschen, da niemand mehr auf dasselbe achtet. Es ist eisig kalt,

Digitized by Google

und der Wind heult mit den Wölfen um die Wette. Plötzlich schlagen die Hunde an, erst leise knurrend, dann laut bellend, und in demselben Augenblick hören wir schon, wie zwei Reiter in vollem Galopp auf die Hütte zusprengen. Wie elektrisirt springen wir auf und drängen zur Thür hinaus, um zu erfahren, was vorgeht. Es entsteht eine heillose Verwirrung. Wir gerathen in das so schön in Reih und Glied aufgestellte Sattelzeug, stolpern, fallen, und sind schließlich froh, als das „quien vive?“ unsrer Indianer mit einem „amigos“ beantwortet wird. In der That sind es unsre alten Freunde aus Miraflores und Amecameca, die jetzt von den Pferden steigen und uns berichten, daß die Angst um uns sie bewogen habe, uns noch in so später Stunde nachzureiten, weil Holzfäller, die aus den Bergen herabgestiegen seien, ihnen erzählt hätten, daß elf bewaffnete Banditen uns nachgeritten wären. Mochte das nun Wahrheit oder Dichtung sein, jedenfalls regte die Nachricht uns gewaltig auf. Jeder lud seinen Revolver und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Kaum haben wir uns in unsre Räucherkammer wieder hineinbegeben, um die Neuangekommenen näher auszufragen, als lautes Geschrei und Rufen uns wieder hinaustreibt. Die Hunde jagen in gestrecktem Galopp den in den Wald führenden Pfad hinab; die sämmtlichen Indianer folgen ihnen. Umsonst rufen wir ihnen nach, uns zu sagen, was vorgefallen sei. Bald entdecken wir jedoch die Ursache des Lärms. Die beiden zuletzt angelangten Gäule, die im Freien an einen Baumstamm gebunden waren, weil es im Stall an Platz fehlte, sind verschwunden. Sofort werden zwei andere Pferde aus dem Stall getrieben, zwei Mexicaner schwingen sich hinauf, lassen sich Lassos geben und jagen wie die wilde Jagd davon. Mit Spannung harren wir ihrer Rückkehr. An Schlaf ist natürlich nicht zu denken, die Aufregung hält uns alle wach, und jeder möchte gern wissen, ob die Pferde böswillig losgeschnitten seien oder sich selbst losgerissen hätten. Nach Verlauf einer Stunde kommt die ganze Gesellschaft zurück; sie haben die beiden Ausreißer glücklich erwischt und meinen, daß jedenfalls die Furcht vor den Wölfen die Thiere wild gemacht habe. Endlich legen wir uns alle wieder zur Ruhe nieder, der wir uns jedoch nicht lange erfreuen können, denn bereits kurz nach 3 Uhr Morgens ertönt der Ruf: „Es ist Zeit zum Pferdesatteln“. Allgemeines Gähnen ist die Antwort, und einer nach dem andern kriecht schwerfällig von der Pritsche herunter, reckt sich und streckt sich und schimpft innerlich über die Verrücktheit, bei solcher Finsterniß die Pferde satteln zu sollen. Da ist allerdings guter Rath theuer. Glücklicherweise aber entdeckt einer von uns einen Talgstummel in seiner Reisetasche, der nun den Stall nothdürftig erleuchtet. Unter unsäglicher Mühe gelingt es uns, 6 Pferde zu satteln und aus dem Stall herauszubringen. Inzwischen ist Kaffee gekocht worden (oder vielmehr braun gefärbtes Wasser), und während wir denselben aus der einzigen vorhandenen Tasse mit einem Wohlbehagen schlürfen, als hätten wir nie einen köstlicheren Trank gekostet, entledigen die Führer uns unsres Schuhzeugs, umkleiden den ganzen Fuß bis über die Knöchel hinauf mit weichem Wollzeug, befestigen dasselbe mit einem starken Faden und binden dann die Sandalen unter die Füße. Ein kurzer Abschied von unsern zurückbleibenden Freunden und dann hinauf aufs Pferd. Genau 6½ Uhr verlassen wir den Rancho. Vorsichtig tappen unsre klugen Gäule in der Dunkelheit vorwärts. Wir lassen die Zügel hängen, denn wir selbst sehen nicht Weg noch Steg. Anfangs geht es noch eine kurze Strecke durch Wald hindurch, dann auf einem schmalen Pfade eine über 100 Meter tiefe Schlucht hinab. Jenseit der Schlucht hört der Wald auf, und spärliche Grasknollen bedecken den Boden. Bald verschwindet indes auch das Gras, und tiefer, feiner Lavasand nimmt seine Stelle ein. Die Gegend, die sich jetzt beim Morgengrauen unsern Blicken enthüllt, ist öde, denn wir haben die Vegetationsgrenze hinter uns. Die Führer haben sich Nase und Mund mit einem Tuch umwickelt und gehen mit wunderbar gleichmäßigen kurzen Tritten voran. Die Pferde können schon nicht mehr Schritt mit ihnen halten, oft bleiben sie stehen, um zu verschnaufen, und als wir nach einer starken Steigung zu den „Cruz Negra“ genannten Felsen kommen, ist ihre Kraft erschöpft. Wir steigen ab und schicken sie nach dem Rancho zurück. Ein kräftiger Stock wird zur Hand genommen, und nun beginnt Punkt 7 Uhr der Aufstieg zu Fuß.

Der Anfang ist wenig ermuthigend, denn wir versinken bis über die Knöchel in den losen Lavasand und rutschen bei drei Schritt nach oben immer einen wieder zurück. Kein Wort wird gewechselt; jeder ist mit sich selbst beschäftigt und schon jetzt felsenfest davon überzeugt, daß er niemals den Gipfel erreichen wird. Von Zeit zu Zeit machen die Führer Halt und gönnen uns etwas Ruhe. Nach 1½stündigem Steigen erreichen wir die Schneegrenze. Hier wird eine Viertelstunde Pause gemacht, um ein Butterbrod zu essen und einen Schluck Rum zu trinken; unterdessen binden uns die Führer Stricke um die Sandalen, damit der Fuß auf dem glatten Eis mehr Halt hat. Die blauen Brillen werden aufgesetzt, und der beschwerliche Marsch geht weiter. Der Hauptführer geht voran und haut mit einer langstieligen Hacke kleine Höhlungen in das Eis, in denen wir festen Fuß fassen. Die Finger sind schon halb erfroren und umklammern nur mit Mühe noch den Stock. Die Kraft will uns schon jetzt verlassen, nur der Wille treibt uns vorwärts. Das Herz klopft in immer rascheren Schlägen, der Athem, in Folge der immer dünner werdenden Luft, scheint uns schier auszugehen, nach jedem fünften Schritt setzen wir uns auf die spitzen Eiskrystalle nieder, die so regelmäßig neben einander stehen, als wenn sie ein Kunstgärtner dorthin verpflanzt hätte. Die Sonne steigt immer höher und der Gipfel rückt noch immer nicht näher. Unter uns bietet sich nun zwar ein herrliches Panorama dar. Wir sehen tief unten im Thal die Stadt Puebla und zahlreiche, von den Cordilleren begrenzte Ortschaften. Aber wir haben wenig Sinn für diese Schönheiten, weil unser ganzes Sinnen und Trachten auf jenen verwünschten Gipfel vor uns gerichtet ist, der, je höher wir steigen, desto mehr zu wachsen scheint. Allein es hilft nun alles nichts, wir müssen weiter. Der scharf wehende Wind und die übermäßige Anstrengung werfen uns häufig um, aber immer wieder werden wir von unsern Führern durch ein „vamanos, jefe, vamanos, ya llegamos“ (Weiter, Herr, weiter, es fehlt nicht mehr viel!) angefeuert. Ach, und wir sind noch lange nicht oben! Ein Blick auf die Uhr überzeugt uns, daß wir erst 2¼ Stunden gestiegen sind. Eine Ewigkeit dünkt uns das, und doch haben wir erst die Hälfte des Weges zurückgelegt! Der Rücken krümmt sich immer mehr, die linke Hand, die den Stock führt, ist schon erlahmt, und die Zehen müssen helfen, dem Körper Halt zu geben, indem wir uns mit denselben förmlich an den Eiszacken festkrallen. Aber auch die Führer scheinen schon erschöpft zu sein und benutzen die Gelegenheit, sich neben uns niederzulassen, wenn wir vor Ermattung niedersinken. Doch die spes finis treibt uns vorwärts. Ein Umkehren gibt es nicht mehr, und die Führer rufen ja auch schon „media hora!“ (½ Stunde) und weisen auf einen kleinen Pfahl über unsern Köpfen, der das Ende unsrer Pein bedeuten soll. Aber prosit Mahlzeit! die halbe Stunde ist längst vorüber, und ein ungläubiges: „embustero!“ (Lügner) fliegt dem Führer an den Kopf; er steckt das Compliment lächelnd ein und versucht jetzt, uns statt mit der media hora mit 200 varas (Ellen) Muth einzuflößen. Die 200 varas sind natürlich

auch erlogen; es werden 400, 800, doch endlich hat die Qual ein Ende. Zwei vor uns befindliche Kameraden stoßen ein Freudengeheul aus: sie sind oben. In zwei Minuten sind wir an ihrer Seite. Wie Katzen springen wir über die letzten Eisstücke hinweg, alle Müdigkeit ist vergessen, ein donnerndes Hurrah verkündet den schwer errungenen Sieg. Es ist 12 Uhr Mittags, 5 Stunden dauerte der Aufstieg zu Fuß.

Ueberrascht und staunend stehen wir vor diesem 300 Meter tiefen Schlund, dessen Umfang etwas mehr als 8 Kilometer beträgt. Leichte Rauchsäulen steigen aus seiner Tiefe hervor und erfüllen die Luft mit Schwefelgeruch. Tiefer, heißer Lavasand umgibt den mit gewaltigen Basaltfelsen eingefaßten Krater. Wir erklettern einen dieser weit überhängenden Felsen und schauen in die Tiefe hinein, die ein kleiner See von wunderbar grüner Farbe abschließt. An den steil abfallenden Kraterwänden sehen wir rauchende Schwefelabsonderungen. Leider können wir in den Schlund selbst nicht hinabsteigen, weil, wie schon erwähnt, zu dieser Jahreszeit nicht gearbeitet wird und die Arbeiter die Winde mitgenommen, mittelst welcher sie sich zu ihrer Arbeit der Schwefelgewinnung hinabbefördern lassen. Der Vulcan ist Eigenthum des General Ochea, der auf Veranlassung seines Lehrers Rio, den Humboldt auf die großen Schwefelabsonderungen aufmerksam gemacht hatte, von der Regierung die Erlaubniß zur Ausbeutung der Minen erbat und auch erhielt, sowie das Eigenthumsrecht auf den ganzen Berg bis hinunter zur Vegetationsgrenze. Der Vulcan ist keineswegs erloschen. Der letzte Ausbruch erfolgte Ende vorigen Jahrhunderts, und das Erdbeben, das im November 1894 Mexica heimsuchte, schreibt man seiner Thätigkeit zu.

Nachdem wir alle Sehenswürdigkeiten genügend besichtigt, legen wir uns in den Lavasand nieder, um ein wenig auszuruhen. Ein mächtiger Felsblock gewährt uns Schutz gegen den scharfen Wind. Hier an dieser selben Stelle saß vielleicht vor mehr als 60 Jahren Humboldt und erfreute sich gleich uns an der Aussicht ohne gleichen. Unsre Blicke schweifen von dem nördlich liegenden Iztaccihuatl die ganze Kette der Cordilleren entlang bis zum östlich gelegenen Pic de Orizaba, dessen weißglänzende Schneefelder mit den Fluthen des Atlantischen Oceans zu verschmelzen scheinen. Der Blick nach Süden und Westen ist durch Wolken verdeckt. Nur wenigen Bergsteigern ist es vergönnt gewesen, das nach dieser Richtung hin ebenfalls überaus schöne Panorama zu genießen, welches von 10 Uhr morgens an stets dichte Wolkenmassen verhüllen.

Doch die Führer mahnen zum Abstieg. Wir folgen ihnen ungern, weil wir eine längere Ruhepause lieber gesehen hätten, aber wir fügen uns, lassen unsre Fußbekleidungsstücke in Ordnung bringen, stecken einige Steine, die merkwürdige Zeichnungen aufweisen, sowie Schwefelstücke als kleine Erinnerungen in die Tasche und beginnen 12 Uhr 45 Min. den Abstieg. Wir beschreiten zuerst genau denselben Weg, den wir gekommen sind, verändern später aber die Richtung nach Südosten, weil hier die Sonne das Eis schon zum Schmelzen gebracht hatte und so der Weg uns bequemer dünkte. Bald haben wir das Eis hinter uns und rasen nun Arm in Arm mit unsren Führern, die steilen Lavaabhänge hinunter, der spitzen Steine nicht achtend, große Staubwolken aufwirbelnd und oftmals zusammen einen besonders steilen Abhang hinunter kollernd. Wir müssen Bäche durchwaten, Felsen übersteigen; die Sandalen haben sich schon losgelöst, so daß wir auf den mit Wolle umwickelten Socken weiter laufen müssen. Aber das alles sieht uns nicht an, denn uns winkt ja der Rancho mit seiner grasbedeckten Pritsche, die uns jetzt ebenso begehrenswerth erscheint, wie dem Soldaten, der in kalter Winternacht auf Posten steht, die Wachstubenpritsche. In weitem Bogen umkreisen wir den Berg, bis endlich der erste von uns Nachmittags 4½ Uhr den Rancho erreicht. Er wird mit Fragen bestürmt, ob ein Unglück geschehen sei, und ist froh, dies verneinen zu können. Todesmatt, ohne Lust zu Speise und Trank, wirft er sich ins Gras.

Die auf dem Rancho zurückgebliebenen Freunde hatten unsern Aufstieg mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt. Mit Hülfe eines guten Fernrohrs hatten sie alle unsre Bewegungen mit großem Interesse begleitet und voller Jubel gesehen, wie wir stets zusammen emporklommen und auch zusammen den Gipfel erreichten. Dann waren wir ihren Blicken entschwunden, bis wir wieder den Abstieg unternahmen. Ferner bemerkten sie, wie sich drei von den übrigen trennten und einen andern Weg einschlugen, und wie einer, allen andern voran, in großer Eile nach unten strebte. Das hatte bei ihnen die Befürchtung wachgerufen, daß etwas vorgefallen sei und man Hülfe holen wolle. Bald nach dem ersten traf auch der zweite und dritte Bergsteiger wohlbehalten unten ein. Auf die drei letzten warteten wir 1½ Stunden vergebens und befürchteten schon, daß ihnen ein schweres Unglück zugestoßen sei. Endlich trifft einer ihrer Führer ein und theilt uns mit, daß ihre Schutzbefohlenen auf dem Eise ausgeglitten seien, sich das Schienbein verletzt hätten und nun bei der Cruz Negra lägen. Schnell wurden 3 Pferde gesattelt und nachgeschickt. Zwei Stunden später waren wir alle wieder glücklich zusammen. Die Verletzungen waren sehr geringfügig, so daß wir für den nächsten Tag an die Rückkehr nach Amecameca denken konnten. Wir blieben also noch die zweite Nacht in dem „Hotel zu den vier Winden", sattelten am nächsten Morgen 9 Uhr unsre Pferde und traten den Rückweg nach Amecameca an, wo wir gegen 1 Uhr eintrafen. Ein Theil von uns kehrte noch an demselben Tage nach Mexico zurück, während andre einer Einladung nach Miraflores folgten, dort übernachteten und nach einer wundervollen Fußtour nach San Lorenzo und Tlalmanalco erst am nächsten Abend in die Hauptstadt zurückkehrten.

Wir können das Schicksal preisen, daß wir unsern Ausflug nicht, wie beabsichtigt war, um einen Monat hinausgeschoben haben, um gleichzeitig den in Amecameca jährlich veranstalteten Festlichkeiten beizuwohnen. Denn jählings traf die entsetzliche Kunde ein, daß der von dort abgegangene Vergnügungszug entgleist sei und über 100 Menschen ein jähes Ende gefunden hätten.

Ein Verein für historische Waffenkunde.

m. Im September vorigen Jahres hatte sich zu Dresden eine Anzahl von Directoren der bedeutendsten Waffensammlungen Deutschlands und der österreichisch-ungarischen Monarchie, von Freunden der historischen Waffenwissenschaft und Sammlern zu dem Zwecke zusammengefunden, um über eine rationelle Pflege dieses sowohl für die Entwicklung der Kriegstechnik, als für die Geschichte und Kunstgeschichte so überaus wichtigen Wissenschaftszweiges vorläufig nur in allgemeinen Zügen sich zu berathen.

Es ist fast unbegreiflich, wie in einer Zeit, in welcher selbst die einfachsten und unbedeutendsten Lebensgebiete mit vereinten Kräften zu fördern gesucht und auch gefördert werden, ein so wichtiger Wissenschaftszweig, wie die historische Waffenkunde sich darstellt, bisher ohne gegenseitige Hülfe, nur von Einzelnen betrieben worden ist, ein Zweig, zu welchem sich auch so überaus viele Personen der gebildeten Welt hingezogen fühlen, daß man sagen kann, es gebe in Europa fast keine Stadt, in welcher nicht wenigstens ein Sammler alter und in Bezug auf ihren Zweck oder ihre Form werthvoller Waffen sich befände. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die alte Waffe einen ganz bedeu-

tenden Theil unsres musealen Besitzes allorts einnimmt und daß eine große Zahl von Provinzen und Stadtgemeinden nicht besser ihre politische Vergangenheit dem Auge darzubieten im Stande sind, als durch die Vorführung ihrer eigenen einstigen Bewaffnung. Emden und Graz sind hier als hervorragende Beispiele zu bezeichnen.

Es sind gerade hundert Jahre vergangen, seit der Franzose Carré sein ausgezeichnetes Werk „Panoplie“ 1795 ans Licht gebracht und damit den Grund zur modernen historischen Waffenwissenschaft gelegt hat; ihm nach folgte 1824 der Engländer Llelewyn Meyrik, der selbst eine erlesene Sammlung besaß, mit seinen kritischen Untersuchungen der englischen Bewaffnung von der ältesten Zeil: ein unschätzbares Werk, mit dem der Verfasser zuerst den bisherigen irrigen romantischen Anschauungen herzhaft entgegengetreten ist. Nach ihm haben vorzüglich drei Oesterreicher sich im Fachgebiete überaus verdient gemacht: Scheiger, Leber und Leitner. Vorzüglich Leber hatte auf dem Formengebiete bahnbrechend gewirkt. Leitner aber hatte zuerst auf die Wichtigkeit der Waffenschmiedemarken hingewiesen und hat damit das Gebiet insofern erweitert und vertieft, als es nun möglich geworden ist, von dem Werke auf Schule und Meister zu ichließen, wobei sich immer klarer und bestimmter die innige Verbindung der höheren Kunst mit dem Handwerke herausstellt. Erst in die Mitte unsres Jahrhunderts fallen die sehr verdienstlichen Arbeiten Angelucci's in Turin und Viollet-le-Ducs in Paris.

In neuester Zeit ist die Zahl der wissenschaftlichen Koryphäen, dank den mühevollen Vorarbeiten der genannten Fachgelehrten, ungemein gewachsen und damit hat auch der ohnehin niemals geringe Antheil der gebildeten Welt ungemein zugenommen. Es ist ein Beweis der wachlenden Pflege des Gebietes, daß sich nun, immer ausgesprochener, Forscher auf einzelnen Specialgebieten heranbildeten, welche überaus verdienstlich zum Ganzen beitragen. Der eigentliche Liebhaber, welcher seine Neigung zum Gegenstande durch eifriges Sammeln ausspricht, betrachtet nun seinen Erfolg nicht mehr mit einem dunklen romantischen Gefühle, er beginnt ihn zu erkennen und weiß allgemach besser das Werthvolle von dem minder Werthvollen zu unterscheiden.

Die in Dresden versammelten Fachgenossen konnten sich bei der allgemeinen Betrachtung des Standes der Wissenschaft und ihrer nächsten Aufgaben nicht verhehlen, daß nur eine Vereinigung aller Mustrebenden auf Grund zweckmäßiger Satzungen zu einem rascheren Erfolge führen kann, um hinter den übrigen historischen Zweigen nicht zurückzubleiben.

Es war anfänglich nur die Absicht, diese allseits gewonnene Ueberzeugung auf einer im Sommer des Jahres 1896 nach Wien zusammenzuberufenden Versammlung zur Thatsache zu machen; aber ein spontaner Antrag des artistischen Directors des königlichen Zeughauses in Berlin, Dr. v. Ubisch, auf unverweilte Gründung eines Vereins für historische Waffenkunde spülte alle kleinen Bedenklichkeiten hinweg und fand einstimmige Annahme. Es wurde darauf unverweilt an die Wahl der Functionäre geschritten und der gewählte Schriftführer mit der Verfassung der Satzungen des neuen Vereins betraut.

Nach diesen besteht derselbe aus zwölf Functionären aus beiden oben genannten Staaten, inbegriffen das Bureau. Wir verzeichnen hier die Namen der leitenden Persönlichkeiten: Erster Vorsitzender: Generallieutenant v. Jsing, Commandant des töniglichen Zeughauses in Berlin; Zweiter Vorsitzender: Custos Wendelin Boeheim, Vorstand der Waffensammlung des kaiserlichen Hauses in Wien; Schriftführer: M. v. Ehrenthal, Director des königlichen Museums in Dresden; Cassier: Oberst a. D. M. v. Thierbach in Dresden. Die Stelle des Redacteurs der Publicationen ist noch unbesetzt. Ferner besteht der Ausschuß aus den folgenden stimmfähigen Functionären: v. Bezold, Director des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg; Schloßverwalter v. Cranach auf der Wartburg; Professor C. Gurlitt in Dresden; J. Hampel, Leitender Custos am Nationalmuseum in Budapest; Geheimrath J. v. Hefner-Alteneck in München; Frhr. Fr. v. Lipperheide in Berlin, Fürst Arthur Odescalchi in Szkicso in Ungarn, und Graf Hans Wilczek sen. in Wien. Der Sitz des Vereins ist gegenwärtig in Dresden.

Mit der vorhergegangenen Bildung des Vereins ist die Absicht einer Versammlung in Wien im Sommer 1896 keineswegs aufgegeben, nachdem derselbe als Mittel zur Erreichung seiner Zwecke nebst der Herausgabe von Fachpublicationen auch die Veranstaltung von Wanderversammlungen in sein Programm aufgenommen hat. Die Ziele, welche sich der Verein gesteckt hat, sind ideale; es ist daher begreiflich, wenn Personen, welche sich zwar mit den Gegenständen des Faches besassen, aber davon materiellen Gewinn ziehen, von ihm ausgeschlossen bleiben müssen. Die Einladungen zum Beitritt in den Verein dürften in den nächsten Tagen ausgesendet werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. R. Im Reiche des Lichts. Sonnen, Zodiacallichte, Kometen, Dämmerungslicht-Pyramiden nach den ältesten ägyptischen Quellen. Von Hermann Gruson. 2. Auflage mit 57 Figuren und 8 Tafeln. Braunschweig, Georg Westermann 1895. — Der berühmte Entdecker des Hartstahlgusses und Schöpfer einer der größten Eisengießereien der Welt, Hermann Gruson, hatte in seiner 40jährigen Berufsthätigkeit fast täglich die Gelegenheit, die Erscheinungen des Lichts und der Wärme an den glühend heißen, geschmolzenen Metallmassen kennen zu lernen. Seine gesammelten Erfahrungen führten ihn zu Schlüssen über die physikalischen Eigenschaften von Wärme und Licht, die er hier ihrem wesentlichsten Inhalt nach zusammenfaßt und einem größeren Publicum vorlegt. Dieselben weichen jedoch von den heute geltenden Anschauungen nicht bloß stark ab, sondern setzen uns sogar in Zeiten zurück, die überwunden zu haben wir uns glücklich schätzen. Besonders gilt das von der Wärme; dieselbe betrachten wir heute als eine Molecularbewegung, von deren Energie die Höhe der Temperatur abhängt. Im Gegensatz dazu — vollständig klar spricht er sich hier nicht aus — scheint sie Gruson als ein eigenthümliches Zwitterding von Stoff und Kraft aufzufassen, das, mit der Materie in Verbindung tretend, die Wärme-Erscheinungen bedingt. Die Grundthatsache, welche ihn dazu gelangen ließ, hatte Gruson Gelegenheit in seinen Eisengießereien so oft zu beobachten, als er wollte, und man würde hier doch zu weit gehen, wenn man versuchen würde, sie selbst in Abrede zu stellen. Diese Thatsache besteht darin, daß bei dem Eisen eine Schichtung in der umgekehrten Folge des specifischen Gewichtes stattfindet, so daß der dichtere, specifisch schwerere Stoff nur vom specifisch leichteren schwimmt. So lagert sich Eisen von 1400° über flüssiges von 1500° und Eisen von 1300° über solches von 1400° und über jenem schwimmt endlich das feste, erstarrte Eisen. Daß Eisen von 1500°, 1400° und 1300° mit der abnehmenden Temperatur erhöhte specifische Gewichte aufweist und daß endlich erstarrtes Eisen specifisch schwerer ist als flüssiges, scheint Gruson ausreichend bewiesen zu haben, es geht dies u. a. aus dem sogenannten Schwindmaße des Eisens hervor. Gruson macht hierüber folgende Angaben: Um einen Eisenstab von 1 m Länge zu gießen, muß das in Sand abgeformte Modell etwas länger sein, genau 1,008 m. Wird nun dieses Modell mit Eisen von 1500° ausgefüllt, so erweist der nach seiner vollständigen Abkühlung aus der Form herausgenommene Stab sich um 3 mm kürzer als 1 m. Wird das Modell jedoch mit Eisen von nahe 1200° ausgegossen, so besitzt der Stab die gewünschte Länge von 1 m; wird es endlich mit Eisen ausgefüllt, welches sehr abgekühlt und dem Erstarren nahe ist, so besitzt der Stab im erkalteten Zustande eine Länge von 3 mm über 1 m. Aus diesen 3 Beispielen, sagt Gruson, geht mit unwiderleglicher Sicherheit hervor, daß das heißere Eisen, welches den kürzesten Stab gab, die größte Ausdehnung besessen hatte, und daß also das Volumen einer Eisen-

masse um so mehr beträgt, je höher die Temperatur derselben ist. Eine Erklärung für diese merkwürdige Thatsache kann Gruson nur in der Annahme finden, daß die Wärme in diesem Falle als eine Kraft auftritt, welche fähig ist, das kältere Eisen zu tragen. „Wir müssen," sagt er, „annehmen, daß in dem heißen Eisen mehr Wärme steckt, als zum Schmelzen des festen nothwendig ist und daß der große Ueberschuß von Wärme als Kraft wirkt, welche im Stande ist, dem Druck der über ihm liegenden Theile des flüssigen, nicht so warmen Eisens und des festen kalten Eisens das Gleichgewicht zu halten." Es steht uns selbstverständlicherweise nicht zu, dem erfahrenen und genialen Hüttenmanne eine Thatsache abstreiten zu wollen, die außer ihm wohl kein anderer so oft und sorgfältig beobachtet hat. Daraus folgt aber keineswegs, wie Gruson anzunehmen scheint, daß wir auch die von ihm gegebene Erklärung annehmen müssen. Wie wenig dieselbe geeignet ist, eine ausreichende Erklärung zu geben, zeigt ein anderes Beispiel, auf welches er sich beruft. Bekanntlich wird ein Papierballon dadurch leicht zum Steigen gebracht, daß man an seiner nach unten gekehrten Oeffnung eine Spiritusflamme oder dergleichen mit einiger Vorsicht anbringt (Montgolfière). Die Erscheinung des Steigens erklärt nun Gruson also: der Inhalt des Ballons, d. h. die eingeschlossene Luft, mischt sich mit der von dem verbrennenden Stoffe erzeugten Wärme, die Luft, wie man sagt, wird durch die Wärme verdünnt und die verdünnte Luft vermag den Ballon bis in die Regionen der Wolken hinaufzuführen. Dabei muß aber die verdünnte Luft dem Drucke der äußeren Atmosphäre Widerstand leisten; weil sie im ausgedehnten Zustande dünner, leichter als die umgebende Luft ist, stürmt die äußere Luft auf sie ein, und die verdünnte Luft würde ohne die Kraft der Wärme wieder zusammengepreßt werden und nicht im Stande sein, himmelwärts zu streben. Die Kraft der Wärme allein bringt den Ballon zum Steigen, dieselbe Wärme, welche an die Luft sich bindet. — Man sieht, daß Gruson in den beiden Fällen ein und demselben Agens, der Wärme, zwei durchaus verschiedene Functionen zutheilt. Um das Schwimmen des specifisch schwereren Eisens auf dem specifisch leichteren zu erklären, bedient er die Wärme mit einer Art Tragkraft, ungefähr wie wir eine solche einem festen Körper zuerkennen. In dem Beispiele mit der Montgolfière aber denkt er sich die Wärme mit einer ganz entgegengesetzt wirkenden Kraft ausgerüstet: sie wirkt nun als Auftrieb. Es ist ja jedem physikalisch Denkenden vollkommen klar, was das Aufsteigen der Montgolfière bedingt: die Wärme dehnt die darin enthaltene atmosphärische Luft aus, macht sie, wie wir sagen, specifisch leichter und dadurch steigt sie in der äußeren, schwereren Luft so hoch empor, bis sie in eine Region gelangt, deren Luftmasse das gleiche specifische Gewicht besitzt, wie die Montgolfière selbst. In der Sache hat Gruson hier Recht; aber das durchaus Unzulässige seiner theoretischen Ausführungen besteht darin, daß er, um zwei ungleichartige Fälle aus den Eigenschaften der Wärme abzuleiten, der Wärme selbst zwei ganz verschiedene Functionen zuerkennt, d. h. er erklärt jedes Phänomen durch eine gesonderte, eigens erfundene Vorstellung; er verringert nicht, er reducirt nicht das Ungleichartige auf ein gemeinsames Gleichartiges. Und dies ist es, was eine Theorie zu leisten hat, die wissenschaftlichen Ansprüchen genugthun soll. Sein Verfahren ist als unwissenschaftlich abzuweisen. Wie die übrigen Wärmephänomene durch seine Auffassung zu erklären seien, berührt er mit keiner Silbe. — Nicht ganz so ablehnend dürfte man den Ansichten Grusons über das Licht der Sonne, beziehentlich seiner theilweisen Umwandlung in Wärme gegenüberstehen; sie bestehen in folgendem. Auf der Sonne werden durch die Wärme die leuchtenden Strahlen erzeugt. An der Brechungsgrenze der Sonne werden sie in elementare Strahlen zerlegt und erleuchten die Hülle der Sonne, die Corona, nur in ihren Knotenpunkten mit einem schwachen Lichte. Aus der Sonnenatmosphäre heraustretend, gehen sie als nicht leuchtende elementare Strahlen durch den Aether. In die Erdatmosphäre gelangend, werden sie bei einer bestimmten Dichtigkeit derselben wieder zu leuchtenden Strahlen. Auf noch dichtere Partien der Luft stoßend, erzeugen sie Wärme, die um so größer ist, je dichter die Luft wird, am größten also im Thale. Diese letzte seiner Vorstellungen dürfte kaum ganz aufzuweisen sein, da in der That die Sonnenstrahlen in der verdünnten Luft hoher Berge viel energischere Wirkungen auf die Haut ausüben, als unten im Thale. Aber nirgends wird ein Versuch gemacht, aber nur eine Vorstellung darüber geäußert, wie diese Ansicht experimentell festgestellt werden könne. — Bezüglich des räthselhaften Zodiakallichtes nimmt Gruson an, daß es den Dämmerungserscheinungen zuzuzählen sei. Die Anziehung des Mondes bewirkt, wie im Wasser, so auch in der Atmosphäre, eine Fluthwelle, die von den Strahlen der unter- oder aufgehenden Sonne erleuchtet werde. Am Schlusse werden die in Abbildungen vorliegenden Vorstellungen der alten Aegypter über Sonnenauf- und -Untergang auf das Zodiakallicht bezogen; vom historischen Standpunkte aus ist das wohl ganz interessant, aber zur Erklärung des in Frage stehenden Problems wird nichts beigetragen. Eine besondere Schwäche äußert sich bei Gruson auch darin, daß, sowie der ohnedies sehr dünne Faden seiner Deductionen völlig abreißt, er die Allmacht, Güte und Weisheit Gottes als Beweismittel einführt. Dem Naturforscher steht es nicht zu, die Weisheit Gottes ausmessen zu wollen; dies überläßt er dem Theologen. Ihm ist die Natur durch und durch Natur, deren Phänomene er auf natürliche, nachweisbare, allgemeine Grundeigenschaften zurückzuführen hat. — Reichert hat die Ansichten Genians ausführlicher dargelegt, als sie ihrem wissenschaftlichen Werthe nach verdienen. Gruson ist ein genialer, energischer und umsichtiger Praktiker gewesen; aber wie man zum Zweck der Anstellung einer wissenschaftlichen Theorie vorzugehen hat, davon hatte er sehr natürliche Vorstellungen. Der Ruhm, der die Namen eines Werner und William Siemens umschwebt, gebührt ihm nun so weit, als praktische Intelligenz und Tüchtigkeit in Frage kommen; ihr verdankt er große positive Erfolge und das ist am Ende mehr werth, als neue glänzende Theorien, welche die nächste Entdeckung umwirft.

* Einladung zum III. Internationalen Congreß für Psychologie in München 4. bis 7. Aug. 1896. —

Empfangscomité. Vorsitzender: Prof. Dr. Lipps. Generalsecretär: Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing, prakt. Arzt. Cassier: Consl Retter, Secretär bei der Brandversicherungskammer. Comité-Mitglieder: Obermedicinalrath Prof. Dr. Grashey, Director der Kreisirrenanstalt. Prof. Dr. Rüdinger, Conservator der anatomischen Anstalt des Staates, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Prof. Dr. Joh. Ranke, Conservator der prähistor. Sammlung des Staates. Prof. der Physik Dr. Graetz. Geh. R. Dr. v. Kerschensteiner, Obermedicinalrath im Staatsministerium des Innern. Privatdocent für Philosophie Dr. Cornelius. Privatdocent Dr. Cremer, Assistent am physiologischen Institut. Dr. G. Hirth, Schriftsteller. Dr. Fogt, prakt. Arzt. Comund Parish. Dr. Weinmann. Carl Kabisch, stenograph. Secretär. Executiv-Ausschuß des Localcomités: Prof. Lipps, Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing, Secretär Retter, Hr. Parish, Dr. Fogt, Dr. Weinmann. Internationales Organisations-Comité. I. Präsident: Prof. Dr. Stumpf, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Berlin. II. Präsident: Prof. Dr. Lipps, München. Generalsecretär: Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing, prakt. Arzt, München. Comité-Mitglieder: Prof. Bain, Aberdeen. Prof. Baldwin, Princeton University, New Jersey. Prof. Bernheim, Nancy. Prof. Delboeuf, Brüssel. Prof. Dr. H. Donaldson, Chicago. Prof. Ebbinghaus, Breslau. Prof. Ferrier, London. Prof. Fullerton, U. S., Philadelphia. Prof. Stanley-Hall, Clark University Worcester, Mass. Prof. Higig, Halle. Prof. James, Cambridge, Mass. Prof. Lehmann, Kopenhagen. Prof Liégeois, Nancy. Prof. Lightner Witmer, Univ. of Pennsylvania, Philadelphia. Mr. F. W. H. Myers, Cambridge. Dr. Newbold, University of Pennsylvania, Philadelphia. Prof. Preyer, Wiesbaden. Prof. Richet, Paris. Prof. Schäfer, University College, London. Prof. Sidgwick, Newnham College, Cambridge. Prof. Sully, London. Prof. Waed, Cambridge.

Organisation. Die Eröffnung des Congresses findet statt Dienstag, den 4. Aug. 1896, Vormittags in der großen Aula der k. Universität. Zur Theilnahme an den Sitzungen des Congresses sind eingeladen Gelehrte und gebildete Personen, welche für die Förderung der Psychologie und für die Pflege persönlicher Beziehungen unter den Psychologen verschiedener Nationalitäten Interesse hegen. Weibliche Mitglieder des Congresses genießen dieselben Rechte wie die männlichen. Gelehrte, welche auf dem Congreß Vorträge halten wollen, werden ersucht, die Themata vor dem 15. Mai 1896 an das Secretariat (München, Max Josephstr. 2) anzumelden. Für die Theilnahme an den Sitzungen des Congresses sind 15 Mark (in österr. Währung 9 Gulden) zu entrichten. Als Quittung erhält jedes Mitglied eine Theilnehmerkarte. Das Tageblatt, welches in vier Nummern erscheint, dient zur Orientirung der Gäste. Als Congreßsprachen gelten deutsch, französisch, englisch und italienisch. Der Congreß erledigt seine Arbeiten in allgemeinen Sitzungen und Sectionssitzungen. Die Eintheilung der

Sectionen richtet sich noch Maßgabe der angemeldeten Vorträge. Die Sitzungen finden statt in den Räumen der k. Universität. Die Dauer der Vorträge in den Sectionssitzungen ist auf 20 Minuten bemessen. Mitglieder, welche an den Discussionen theilnehmen, sind im Interesse einer correcten Wiedergabe ihrer Aeußerungen gebeten, kurze Autoreferate während oder nach den Sitzungen einzureichen. An sämmtliche Gelehrte, welche für den Congreß Vorträge anmelden, ergeht das Ansuchen, den kurzen schriftlichen Auszug mit einer Inhaltsangabe des Vortrags in der Länge von 1—2 Druckseiten vor Beginn des Congresses an das Secretariat einzusenden. Diese Auszüge werden nachgedruckt und bei Beginn des Vortrags unter den Hörern vertheilt, damit bei der Verschiedenheit der Congreßsprachen das Verständniß für die Hörer erleichtert wird. —

Arbeitsprogramm. I. Psychophysiologie. Auskunft ertheilen: Prof. Rudinger, Prof. Gratz, Privatdocent Dr. Cremer. A) Anatomie und Physiologie des Gehirns und der Sinnesorgane (körperliche Grundlagen des Seelenlebens). Formentwicklung der Nervencentren, Localisations- und Neuronenlehre, Leitungsbahnen und Bau des Gehirns. Psychologische Function der Centraltheile, Reflexe, Automatismus, Innervation, specifische Energien. B) Psychophysik. Zusammenhang physischer Vorgänge mit psychischen, psychophysische Methodik, Fechners Gesetz, Sinnesphysiologie (Muskelsinn, Hautsinn, Gehör- und Lichtempfindung, audition colorée), psychische Wirkungen bestimmter Agentien (Arzneistoffe), Reactionszeiten, Messung vegetativer Reactionen (Athmung, Puls, Muskelermüdung).

II. Psychologie des normalen Individuums. Auskunft ertheilen darüber: Prof. Lipps, Privatdocent Dr. Cornelius, Dr. Weinmann. Aufgaben, Methoden, Hülfsmittel, Beobachtung und Experiment. Psychologie der Sinnesempfindungen, Empfindung und Vorstellung, Gedächtniß und Reproduction, Associationsgesetze, Verschmelzung, Bewußtsein und Unbewußtes, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Erwartung, Uebung, Raumanschauung des Gesichts, des Gefühls, der übrigen Sinne, Tiefenbewußtsein, geometrisch optische Täuschungen, Zeitanschauung. Extensitätslehre, Phantasiethätigkeit, Gefühlslehre, Gefühl und Empfindung, sinnliche, ästhetische, ethische und logische Gefühle, Affecte, Gefühlsgesetze, Willenslehre, Willensgefühl und Willenshandlung, Ausdrucksbewegungen, Thatsachen der Ethik, Selbstbewußtsein, Entwicklung der Persönlichkeit, individuelle Verschiedenheiten derselben. Hypnotismus, Suggestionslehre, normaler Schlaf, Traumleben, psychischer Automatismus, forensische und pädagogische Bedeutung der Suggestion, pädagogische Psychologie.

III. Psychopathologie. Auskunft ertheilen: Prof. Dr. Grashey, Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing, Hr. Edmund Parish. Bedeutung der Erblichkeit auf psycho-pathologischem Gebiet, Statistisches, Frage nach Vererbung erworbener Eigenschaften, psychische Beziehungen (leibliche und seelische Vererbung), Erscheinungen der Entartung (Degeneration), psychopathische Minderwerthigkeit, Entartung und Genie. Sittliche und sociale Bedeutung der Erblichkeit. Beziehungen der Psychologie zum Criminalrecht. Psychopathologie der Sexualempfindungen. Große Neurosen (Hysterie, Epilepsie). Alternirende Bewußtseinszustände, psychische Ansteckung, pathologische Seite des Hypnotismus, pathologische Schlafzustände. Psychotherapie, praktische Anwendung der Suggestion zu Heilzwecken. Verwandte Erscheinungen: Suggestion mentale, Telepathie, psychischer Teamsers, internationale Halluciantionsstatistik. Einschlägiges aus dem Gebiete der Psychiatrie, wie Sinnestäuschungen, Zwangsvorstellungen, Aphasie und Verwandtes.

IV. Vergleichende Psychologie. Auskunft ertheilen: Prof. Dr. Raale, Dr. G. Hieth, Dr. Fogt. Moralstatistisches. Seelenleben des Kindes. Die psychischen Functionen der Thiere. Völkerpsychologie und anthropologische Psychologie. Vergleichende Sprach- und Schriftforschung in ihrer Beziehung zur Psychologie.

* Zur Röntgen'schen Entdeckung vermelden wir noch folgende Meldungen:

Berlin. In der jüngsten Sitzung des Vereins zur Förderung der Photographie war das Röntgen'sche Licht Hauptdiscussionsgegenstand, um so mehr, als Prof. Dr. Goldstein von der kgl. Sternwarte, der schon seit 10 Jahren über Kathodenlicht gearbeitet hat, die höchst interessanten damit von Röntgen erlangten chemischen Resultate vorlegte. Es hat nachgewiesen, daß in gewöhnlichem Licht unveränderliche Körper, wie Kochsalz, Bromkalium, Chlorkalium ꝛc., sich im Kathodenlicht binnen einer Secunde kräftig färben, das Kochsalz gelb, das Bromkali blau, das Chlorkali violett wird, daß diese gefärbten Substanzen im Tageslicht wieder bleichen, ja daß sogar das Licht der Petroleumlampen während des Vortrags hinreicht, violett gewordenes Chlorkalium blässer zu machen. Im Anschluß hieran machte Hr. Haas Schmidt (aus München) die Mittheilung, daß er schon Mitte 1895 im Ultraviolett des elektrischen Lichtspectrums Strahlen erkannt habe, die durch Holz dringen und eine in eine Holzcassette eingeschlossene Platte ofsiciren; er wird seine Versuche in dem photochemischen Laboratorium der kgl. Technischen Hochschule fortsetzen.

Halle. Die „Hallische Ztg." schreibt: Ohne das große Verdienst des Prof. Dr. Röntgen irgendwie schmälern zu wollen, muß doch festgestellt werden, daß bereits vor 14 Jahren der Physiker und Chemiker Dr. Eugen Drehe, damals Privatdocent an der Universität Halle, in seiner Schrift: „Beiträge zu unserer modernen Atom- und Moleculartheorie auf kritischer Grundlage" (Halle, C. E. Pfeffer, 1882), auf das Vorhandensein und die Eigenschaften ganz neuer Strahlen, die er chemische Strahlen nennt, aufmerksam gemacht hat. Er weist in diesem Buche nach, daß in gewöhnlichem Sonnenlichte drei specifische Arten von Strahlen, nämlich Licht-, Wärme- und chemische Spectren, vorhanden seien, daß alle drei abweichende Verhältnisse besäßen, und daß sie nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ von einander verschieden seien. Wörtlich heißt es: „Sicher ist zu diesen Spectren von Licht- und Sonnenstrahlen noch ein drittes Spectrum, und zwar eines von chemischen Strahlen, gesellt." An der Hand zahlreicher Experimente führt der Verfasser den Nachweis, daß die chemischen Strahlen Körper durchdringen können, die für Licht und Wärmestrahlen undurchdringlich sind. Dr. Eugen Drehe hat in der Zeitschrift „Natur" (Halle) auch nachgewiesen, daß man auch mit Wärmestrahlen photographiren kann.

Wien. Prof. R. v. Mosetig nahm Veranlassung, die praktische Anwendbarkeit der X-Strahlen im Dienste der Chirurgie zu operativen Zwecken zu versuchen und die mit Rücksicht auf bevorstehende Operationen in Betracht kommenden Körpertheile zu fixiren. Es handelte sich um zwei auf der Mosetig'schen Abtheilung untergebrachte Patienten, einen Mann und ein junges Mädchen, die vor einer Operation stehen und bei denen bezüglich der Operationsbasis und des Wesens des Defects die Applicirung der Röntgen'schen Entdeckung — unabhängig von der bereits feststehenden chirurgischen Diagnose — genauesten Aufschluß geben sollte. Auf Ersuchen des Gelehrten fand sich Prof. Dr. Sigmund Exner mit einem Crookes'schen Apparate und den erforderlichen Utensilien auf der Mosetig'schen Krankenabtheilung ein, um die entsprechenden photographischen Aufnahmen zu bewerkstelligen. Die Bilder zeigten mit größter Schärfe und Präcision die Defecte der beiden Patienten und liefern dem Chirurgen die denkbar beste Handhabe für die Fixirung der Operationspunkte, die in den vorliegenden Fällen allerdings mit fast derselben Genauigkeit auch von der Anwendung der X-Strahlen von Prof. v. Mosetig bestimmt worden waren. Die Photographie der linken Hand des Mannes, welche durch einen Revolverschuß verletzt worden war, zeigte mit großer Deutlichkeit den Sitz des kleinen Projectils und die durch dieses verursachte Absplattung am Mittelhandknochen des kleinen Fingers. Dieses Ergebniß wird nunmehr bei der Operation praktisch verwerthet werden. Die zweite Photographie, welche den linken Fuß eines Mädchens darstellt, zeigt gleichfalls mit der allergrößten Deutlichkeit Sitz und Wesen der Mißbildung. Am erwähnten Fuße erscheint der letzte (oberste) Phalanx der großen Zehe abnormerweise doppelt. Man sieht auf dieser Photographie ganz klar, daß der eine dieser Phalanxe (der überzählige) seitlich der großen Zehe aufsitzt, und zwar so, daß er nunmehr mit Leichtigkeit abzutrennen sein und auf diese Weise eine vollkommen normal geformte Zehe zurückbleiben wird. Prof. v. Mosetig äußerte sich beiläufig folgendermaßen über die Röntgen'sche Entdeckung: Die Tragweite der jedenfalls hochinteressanten Entdeckung und deren Bedeutung für die Chirurgie lasse sich heute noch nicht annähernd voraussbestimmen. Zur Stunde falle sie noch für die Chirurgie nicht besonders ins Gewicht, da man auch andere erprobte Behelfe zur Seite habe. Heute sei die Sache, wenn er sich so ausdrücken dürfe, mehr eine chirurgische Spielerei. Aber bei der Möglichkeit, daß es dem Scharfsinn der Wissenschaft gelingen könnte, eine Vervollkommnung des Verfahrens zu erreichen, eröffne sich eine ungeahnte Perspective für die Zukunft.

Graz. Im physikalischen Institut der Universität hat, wie das „Grazer Tagblatt" berichtet, Prof. Dr. Pfaundler einen interessanten Versuch gemacht; es wurde ihm ein Mädchen vor-

Digitized by Google

gefährt, welchem vor einiger Zeit eine Nadel in das Innere der Hand eingedrungen ist. Der gegenwärtige Sitz der Nadel sollte nun auf dem Wege der photographischen Aufnahme mit den Röntgen'schen X-Strahlen gefunden werden. Der Versuch ist ganz vorzüglich geglückt. Die Nadel ist auf dem Röntgen'schen Innenbilde der Hand deutlich sichtbar.

Bern. Ein Kind, in dessen Hand eine Nadel gedrungen war, wurde von dem bekannten Chirurgen Prof. Kocher zu Dr. Forster, Prof. der Physik an hiesiger Hochschule, gebracht und es gelang letzterem, mittels der X-Strahlen vom Knochengerüste der verwundeten Hand sammt der Nadel eine photographische Aufnahme zu gewinnen. Es konnte in Folge dessen ohne jeglichen operativen Eingriff genau die Lage der eingedrungenen Nadel ermittelt und diese alsdann entfernt werden.

* **Heidelberg.** Hier berieth in diesen Tagen die Reichs-Limescommission. Als Theilnehmer waren erschienen: Prof. Mommsen (Berlin), auf der Durchreise nach Rom, Geh.-R. Zangemeister (Heidelberg), General Popp (München), Prof. v. Herzog (Tübingen), Oberschulrath Soldan (Darmstadt), Generallieutenant v. Sarwey (Heidelberg) und Prof. Hettner (Bonn).

* **Wiesbaden.** Am 23. ist Hofrath Dr. Schmitt, Director des Schmitt'schen Laboratoriums und Lebensmitteluntersuchungsamts, am Herzschlag gestorben.

* **Hannover.** Im Alter von 85 Jahren ist am 17. Geh. Rath Dr. M. Rühlmann, Prof. an der Technischen Hochschule, gestorben. Rühlmann, 1811 zu Dresden geboren, war in seinen Fächern, Mathematik und Maschinenkunde, ein unermüdlich thätiger Mann.

* **Berlin.** Am 20. Januar begannen im Auswärtigen Amte unter dem Vorsitze des Directors der handelspolitischen Abtheilung, Dr. Reichardt, die Berathungen zur Vorbereitung der internationalen Urheberrechts-Conferenz in Paris. Zur Theilnahme an dieser Berathung waren, neben Beamten vom Auswärtigen Amt, vom Reichsamt des Innern, vom Reichsjustizamt und vom preußischen Cultusministerium, eine Anzahl Verlagsbuchhändler, Schriftsteller, Musiker und Theaterintendanten als Sachverständige geladen und erschienen. Der Berathung unterliegen die von der französischen Regierung gemachten Vorschläge in Betreff der Abänderungen der folgenden Artikel der Berner Convention: Art. 2; Art. 3 (Ausdehnung des Schutzes auf die Unternehmer von dramatischen und dramatisch-musikalischen Darstellungen und dramatischen Aufführungen); Art 4 (Ausdehnung des Urheberrechtsschutzes auf Architektur und Photographie); Art. 5 (Gleichstellung des Uebersetzungsrechtes mit dem Urheberrechte an Originalwerken); Art 7 (Ausdehnung des Urheberrechtsschutzes auf die in periodischen Zeitschriften veröffentlichten literarischen, wissenschaftlichen und kritischen Artikel und Feuilleton-Romane, unter Wegfall des Erfordernisses der Nachdrucksvorbehaltsclausel); Art. 9 (Ausdehnung des Art. 2 der Convention auf die öffentliche Darstellung von dramatischen und dramatisch-musikalischen Darstellungen und auf die öffentliche Aufführung von musikalischen Werken); Art. 10 (präcisere Fassung des Trawatistrungsrechtes); Art 12 (Beschlagnahme); Art. 14 (Rückwirkende Kraft); Schlußprotokoll: Nr. 3 (Schutz der Musikwerke gegen Reproduction durch mechanische Instrumente); Nr. 4 (Uebergangs-Bestimmungen); ferner Ausdehnungen der Schutzbestimmungen auf posthume Werke.

* **Wien.** Das soeben zur Ausgabe gelangte „Oesterreichische Sanitätswesen" veröffentlicht die Beschlüsse der Enquete über die Reform des medicinischen Studien- und Prüfungswesens, denen die „N. Fr. Pr." folgende Hauptpunkte entnimmt: Die Studiendauer von zehn Semestern ist nicht zu verlängern. Die naturgeschichtlichen Disciplinen haben künftig weder den Gegenstand von Obligatcollegien, noch von Prüfungen zu bilden. Es sind Obligatcollegien einzuführen. Das Minimum wöchentlicher Unterrichtsstunden beträgt zum Zwecke der Anrechnung eines Semesters für den Mediciner 20. In den Prüfungssemestern ist eine entsprechende Reduction dieses Stundenminimums zu gewähren. Die naturwissenschaftlichen und die medicinischen Disciplinen bilden zwei gesonderte Studiengruppen. Nach Absolvirung des zehnten Semesters sind zwei strenge Prüfungen abzulegen. Dieselben heißen zweites und drittes Rigorosum. Das zweite Rigorosum umfaßt folgende Prüfungsgegenstände. Allgemeine und experimentelle Pathologie, Pharmakologie und Receptirkunde, pathologische Anatomie und Histologie, interne Medicin, Kinderheilkunde und Psychiatrie. Die vier letzten Gegenstände sind theoretisch und praktisch zu prüfen. Das dritte Rigorosum umfaßt nachstehende Prüfungsgegenstände: Chirurgie, Geburtshülfe und Gynäkologie, Augenheilkunde, Dermatologie und Syphilis, gerichtliche Medicin und Hygiene. Mit Ausnahme der beiden letztgenannten Gegenstände sind die übrigen theoretisch und praktisch zu prüfen. Das zweite und dritte Rigorosum sind mit sämmtlichen Prüfungsacten, und zwar jedes innerhalb längstens drei Wochen, zu beenden. Das dritte Rigorosum darf nicht früher als drei Wochen nach Beendigung des zweiten Rigorosums abgelegt werden. Die Zulassung zum dritten Rigorosum darf ohne Bewilligung des Ministeriums für Cultus und Unterricht nicht später als ein Jahr nach Ablegung des zweiten Rigorosums gestattet werden. Für die Einjährig-Freiwilligen Mediciner ist in der Studienordnung derart Vorsorge zu treffen, daß dieselben ihre Studien mit Abrechnung der Militärdienstzeit gleichfalls binnen zehn Semestern zu beendigen vermögen. Im unmittelbaren Anschlusse an die Promotion des „Doctors der gesammten Heilkunde" ist für jene Doctoren, welche die venia practicandi erlangen wollen, ein Spitaljahr obligat, in welches die in Militärspitälern zugebrachte halbjährige medicinische Einjährig-Freiwilligen-Dienstzeit einzurechnen ist. Der Bezug der Stipendien ist auf das Spitaljahr auszudehnen. Nach Einvernahme der medicinischen Facultäten ist jährlich seitens der betheiligten Ministerien ein Verzeichniß jener Spitalanstalten festzustellen, an welchen den promovirten Doctoren der Medicin die Ableistung des Spitaljahres gestattet wird. Die Kosten des medicinischen Studiums sind aus Anlaß der Studienreform möglichst herabzumindern.

∞ **Wien,** 23. Jan. Das heutige Amtsblatt meldet die Ernennung des Universitätsprofessors und Directors der Wiener Hofbibliothek, Dr. Wilhelm v. Hartel, zum Sectionschef im Unterrichtsministerium. Hartel hat als Beirath von Minister Gautsch schon seit Jahren heilsamen Einfluß auf Fragen der Gymnasial- und Universitätsreformen genommen. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, gepaart mit organisatorischem Geschick, hat er im kleinen und großen (u. a. als Präsident des Wiener Philologentages) längst bewährt. Seine Ernennung, daß der gelehrte, rechtschaffene Mann nun auch in seinem neuen, einflußreichen Wirkungskreise seine Sache im Geiste seiner Lehrer Bonitz und Vahlen führen wird. Die Festrede, die Hartel beim Philologentag zu Ehren der Enthüllung des Thun-Exner-Bonitz-Denkmals hielt — dazumal durch die Freundlichkeit des Sprechers vollinhaltlich in der Beilage mitgetheilt —, legt in dieser Beziehung rühmliches Zeugniß für Hartels Wege und Ziele. Nach der Berufung von Sigmond Exner als Beirath für medicinische Angelegenheiten hat das Unterrichtsministerium sich nicht leicht einer bedeutenderen Kraft versichern können.

* **Wien.** Am 22. verschied im 42. Lebensjahre Dr. Emil Brunnenmeister, Prof. des Strafrechts an der hiesigen Universität. Geborener Schweizer, 1889 von Halle hieher berufen, ward er schon vor einigen Jahren von einem schweren Nervenleiden heimgesucht, erholte sich jedoch wieder, bis zu Anfang dieses Semesters ein verhängnißvoller Rückfall eintrat. Er gehörte der historischen Richtung unter den heutigen Criminalisten an und erwarb sich als Forscher wie als Lehrer Anerkennung.

* **Bern.** Oberbibliothekar Dr. Blösch hat einen Katalog der Handschriften zur Schweizergeschichte auf der hiesigen Stadtbibliothek herausgegeben, ein 847 Seiten starkes Buch, das bei K. J. Wyß in Bern gedruckt wurde. Zu dieser Veröffentlichung hat die Bürgergemeinde Bern die Geldmittel zur Verfügung gestellt.

* Von betheiligter Seite erfährt die „Nat.-Ztg.", daß die Briefe Goethe's an Frau v. Stein noch nicht in den Besitz des Goethe-Schiller-Archivs zu Weimar übergegangen sind. Die Verhandlungen schweben noch, und wenn auch zu hoffen ist, daß dieselben zu dem gewünschten Ende führen werden, so liegt doch ein Abschluß noch nicht vor. Es fehlt noch eine Summe, um deren Aufbringung man sich bemüht.

Im Verlage von Otto Petters in Heidelberg erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus

Bismarcks Zeit (1879—1895).

Vaterländische Gedichte

von

Eugen Schwetschke.

(1412)

Preis geheftet 2 Mark 25 Pf. Elegant gebunden 3 Mark.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 25. Januar. Nummer 20.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Stilhoffnungen. Von Dr. Hans Schmidkunz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Stilhoffnungen.

Von Dr. Hans Schmidkunz.

Es scheint wahrlich an der Zeit, daß wir aus unsern Stilnachahmungen herauskommen und zu einem neuen Kunststil gelangen; es scheint auch nur des festen Willens zu bedürfen, um uns von der künstlerischen Sklaverei zu befreien und selbständig zu machen. Auch leicht scheint es zu sein: des Menschen Phantasie ist ja weit und beweglich, und wenn nur ein nicht allzu niedriger Preis von Staatswegen ausgeschrieben wird, werden Dutzende von jungen Künstlern mit ihren Probebeispielen neuer Stile sich melden, unter denen dann eine kunstsinnige Behörde die bequeme Wahl hat. Wir sind mit romanischen Rundbogen, gothischen Spitzbogen, ägyptischen Trapezen, maurischen Hufeisen- und Kielbogen, antiken und Renaissance-Rechtecken bereits gut genug bekannt und horren der neuen Formen. Was längst hätte geschehen können, liegt doch so nahe: d. i. die Ergänzung jener alten Stilformen durch die noch übrig bleibenden Figuren, als Hauptbeispiel durch das Dreieck. Bauen und schmücken wir also nicht rundbogig oder dergleichen, sondern dreieckig! Mit einem Schlag werden dann in der Architektur und den übrigen Künsten, soweit von ihr genährt, die neuen Stilmotive emporschießen, und wir haben wieder eine selbständige Kunst. Noch dazu eine, die mit aller Ehrfurcht an die Ueberlieferung anknüpft und in ihr wohlbegründet ist.

Abgesehen vom kegelförmigen Zelt, hat die ägyptische Kunst mit ihrem durch die schrägen Mauern entstandenen Trapez die Grundlage zum Dreieck gelegt und durch ihre Flaggenmasten bereits nach der Spitze dieses Dreiecks gewiesen, hat im Obelisken diese Figur fast und in der Pyramide vollständig erreicht, ohne hier freilich über den ersten Ansatz hinaus zu einer architektonischen Entwicklung zu gelangen. Die griechische Kunst hatte nur in ihrer Vorzeit durch die pelasgischen Thore eine Spur davon gezeigt, ohne sie später genügend zu verfolgen. Dagegen hat sie wenigstens im Giebel eine Erinnerung daran behalten. Besser verstanden es die Etrusker und Römer, zumal in ihren Grabmälern und dergleichen; später zeigen der immer wiederkehrende Giebel, namentlich im „altdeutschen“ Stil, und der von Barockbarbarei noch ungebrochene Thurm mittelalterlicher Kunst die Unverwüstlichkeit und Unentbehrlichkeit dieses Bauprincips. Selbst die Kuppel ist, wie vorzüglich etruskische und römische Bauten, u. a. das Pantheon zeigen, nur ein verderbtes Dreieck. Im Ornament belehren uns das byzantinische Capitäl mit seinem nach unten zu verlängerndem Trapez und Einzelnes aus dem mourischen Stil über die Kraft, mit der jener Grundzug trotz aller Verkennung immer wieder durchbricht. Professor Dehio endlich hat ja vor kurzem das gleichseitige Dreieck in einer eigenen Schrift als Grundnorm fast aller Bauconstruction erwiesen.

Diesen Unsinn als Satire zu Ende zu führen, würde nicht schwer sein; vielleicht würden sogar manche Zuhörer die Satire nicht eher merken, als bis dieses „auf breitester historischer Basis“ aufgebaute Gedankendreieck an der Spitze mit dem Hauptargument schlösse, das in der bekannten Gestalt des mit gespreizten Füßen und Armen dastehenden Struwelpeter die menschliche für jegliche Kunst maßgebende Grundform erkennen lassen will. Und doch — woraus anders sollte eine Erneuerung des Schönen erstehen als aus der freien Phantasie, deren Kraft genährt und deren Freiheit weise gezähmt ist durch die Lehren der Vergangenheit? Die Antwort lautet trotzdem nicht so; vielmehr kann jene Erneuerung, statt in der freien Phantasie, am ehesten im unfreien phantasielosen Bedürfniß wurzeln, das an sich noch außerhalb der Kunst steht und seine Befriedigung zunächst nach unkünstlerischen, aber die Kunst bestimmenden Umständen findet. Das sind Dinge, die sich dem willkürlichen Eingreifen entziehen; allein ein solches kann verstärkend wirken, falls es nur die thatsächlich schon vorhandene Richtung der Bewegung trifft. So vergrößern wir auch den Schwung einer Schaukel nur dann, wenn wir mit ihrem bereis vorhandenen Schwung an sie stoßen, nicht gegen ihn. Darum mag es nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch werthvoll sein, die thatsächlichen Anfänge eines oder mehrerer neuen Stile und die Ansätze dazu aufzusuchen und nach ihren Aussichten für eine kommende Kunst zu prüfen.

Die Architektur geht hier voran, weil sie bekanntlich am meisten den „Stil“ vertritt, und weil sie den übrigen Kunstgattungen eine Führerin und Heimgeberin ist; im Rahmen unsrer Aussichten dies sogar mehr als sonst. Zunächst kommt heute die Gesammtheit der Gebäude in Betracht, die eine Stadt ausmachen. Die Veränderungen, welche hier in der letzten Zeit vorgingen und immer noch unter unsern Augen vorgehen, sind folgende. Vor allem benöthigen die Geschäfte in Folge des Aufsteigens von der Klein- zur Großindustrie immer größere Räume; das Wohnen hingegen besitzt, zum Theil in Folge seiner Verdrängung durch diese, zum Theil aus sonstigen Gründen, einen Zug nach außen, an die Peripherie der Stadt oder gar in seine Umgebung. Die festungsartige Zinscaserne mit ihren Etagenwohnungen schwindet immer mehr, das Einzelhaus, zumal das villenartige kleine Haus, tritt an seine Stelle und vollendet sich im ländlichen Familienhaus, namentlich beim „Cottagesystem“. Die Lockerung der früher zur größtmöglichen Enge gezwungenen Häusermassen ist eines der elementarsten stildildenden Momente von heute. Sie gibt uns vor allem einerseits an Stelle des „geschlossenen Bausystems“ das „offene“, andrerseits die breiten Straßen und Plätze. So günstig nun jene Wirkung ist, so ungünstig diese: die Breite der freien Stadträume hat im Verein mit ihrer zumeist anderen Ursachen entstammenden Geradlinigkeit eine Geschmackverkümmerung erzeugt, die uns lebhafte Sehnsucht nach der Schönheit alter Städte erweckt. Camillo Sitte's eigenartiges Werk „Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen“ (Wien 1889) weist diese Verkümmerung und die

Mittel, sie wieder gut zu machen, eingehend nach. Trotzdem sind hiemit neue Grundlagen für neue Kunstformen geschaffen; daß diese wirklich kommen und künstlerisch werthvoller werden als die Werke des bisherigen Uebergangszustandes, dafür sorgt am verläßlichsten ein sorgsames, hingebendes Achten auf das, was diese Grundlagen erfordern, statt des willkürlichen Hineinzwingens von Formen, die anderen Grundlagen entnommen sind, in die jetzigen Verhältnisse. Selbst jener so selbständige Warner und Berather, C. Sitte, verliert seine Originalität und Unbefangenheit, sobald es gilt, aus den gegenwärtigen Thatsachen die unerbittlichen Folgerungen zu ziehen.

Wir sehen das Wohnhaus in centrifugaler Richtung wandern. Diese Wanderung dürfte in der nächsten Zeit immer umfassender werden. Die städtischen Verkehrsmittel geben dem Geschäftsmann und überhaupt jedem Arbeiter eine Gelegenheit, fern von seinem Arbeitsort zu wohnen, die er sich früher kaum hätte träumen lassen. Nun kommt die Stadtbahn hinzu und macht es möglich, die Wohnungen noch weiter, bis ins vollere Grün hinauszuschieben. Die Hausarchitektur sieht so ihre Aufgaben immer mehr verwandelt und merkt vielleicht gar nicht, wie viel sie auf diesem Weg bereits erreicht hat. Denn wir besitzen thatsächlich schon etwas wie einen neuen Stil, den Villenstil, der vorerst allerdings nur dem weit älteren Zug nach der bloßen Sommerfrische entstammt. Allein mit der Erweiterung des ländlichen oder halbländlichen Wohnens im Alltagsleben treten an diesen Stil neue und reichere Aufgaben heran, und die wachsende Zahl von Fällen seiner Anwendung vermehrt die Gelegenheit zu seiner Entfaltung nach mannichfachen Richtungen. Zugleich mit jener centrifugalen Richtung aber geht eine Veränderung des früheren Stadtinnern vor sich. Was die Wohnungen verdrängt, das Geschäftsleben, übt diese Wirkung durch sein eigenes Anwachsen aus, erhält aber hinwider von dieser Wirkung her eine günstige Gelegenheit, das Anwachsen selbst noch stärker werden zu lassen. Das einstige Geschäftslocal des Kleingewerbetreibenden, überbaut von Privatwohnungen, dehnt sich zum modernen Werk- und Verkaufspalast des Großindustriellen aus. Die Architektur muß diesen Veränderungen folgen. Auf der früheren Stufe hatte sie hier mit Bauproblemen zu thun, denen vor allem die Einheitlichkeit fehlte, die den mannichfachen Interessen des Ladenherrn im Parterre, der „Herrschaften" in den mittleren und der „kleinen Leute" in den oberen Stockwerken gerecht werden mußten; mit Bauproblemen ferner, die sich auf ein System von kleinen Zellen gründeten und so nichts weniger als eine „Größe" des Stils erreichen ließen, die insbesondere zu der scheußlichen „Siebfaçade" führten, der von zahlreichen kleinen und gleichgroßen Fenstern durchlöcherten, aus Rücksicht auf das Fachwerk der vielen gedrängten Zimmer aller energischen Gliederung entbehrenden Façade. Vergebens suchte die reine schmückende Phantasie zu Hülfe zu kommen und verklebte die Linien zwischen den Stockwerken und Fenstern mit den vielberufenen „Schwalbennestern", mit Anschnitten von Chocoladetorten, Crêmetorten, Windbäckereien u. s. w.; bald in Rococo, bald „renaissancern", bald sonstwie. Wie nach Richard Wagners Analyse („Oper und Drama" I) alle theatralischen Effecte im „Propheten" von Meyerbeer bloße Effecte bleiben mußten, weil die Grundlage fehlte, die sie rechtfertigte, d. i. ein wahrhafter Held: ebenso bleiben diese Verzierungen — wahre Zierereien — lediglich Effecte, weil ihnen die architektonische Rechtfertigung fehlt. Echte, d. h. aus natürlichen Bauproblemen erwachsene Kunstwerke, wie die griechischen Tempel und gothischen Kirchen, wirken vor allem durch eine solche Anbringung der Ornamente, die diese in ein strenges Verhältniß zur Construction setzt, sie zu einer Function der architektonischen Glieder macht.

Sobald aber das moderne Geschäftshaus sich erst eine Selbständigkeit außerhalb der Kunstfragen, die soziale Selbständigkeit errungen hat, so daß es eine Sache für sich ist, analog dem griechischen Tempel, der christlichen Kirche, dem Familienpalast der Renaissance und dem Cottage der modernen Familie: ebensobald wird es sich auch seinen Stil schaffen. Seine Bestimmung ist einheitlich und seine Theile sind trotzdem einander nicht gleich; die alte ästhetische Redewendung von der Einheit in der Mannichfaltigkeit wird hier zu einer natürlichen Stilwendung. Die großen, aber doch abwechselnd großen Geschäftsräume bedingen zunächst mächtigere Hauptglieder des Baues und lassen aus der Siebfaçade eine Gruppirung um einige Hauptlinien herausarbeiten. Es braucht nicht mehr ein Teig verzuckert, sondern ein Zweck mit zweckmäßigen Mitteln durchgeführt zu werden. Die Fenster sind größer, aber ihre Zwischenräume sind es auch; die Ornamentphantasie braucht nicht mehr im Laden des Conditors und Kunsthistorikers zu betteln, sondern nur einfach bei der Bestimmung des Baues anzufragen. Dort findet sie allerdings keine Voluten, Putten u. dgl., wohl aber das gegenwärtige und letztvergangene Leben mit seinen Motiven; und ebenso wie diese Motive an einem griechischen Tempel lächerlich wären, ebenso würden antikisirende Motive am modernen Tempel lächerlich wirken. — Als eine Einzelheit sei die durch den gewaltigen Stadtverkehr nahegelegte Abrundung der Hausecken erwähnt, die namentlich eigenartige Rundbalcone ermöglicht.

Nur zum kleineren Theil sind diese Folgerungen aus gegebenen Voraussetzungen heute erfüllt; allein die Spuren weisen die Fortsetzung des Weges. Wir haben unsre Geschäftspaläste und die aus ähnlichen Erwägungen zu verstehenden, doch begreiflicherweise conservativeren Behördenpaläste; ihre Herrschaft über die Stadtfläche, die sie auf älterer Entwicklungsstufe mit den Kleingeschäften und Privatwohnungen zu theilen haben, ist in London und wohl auch anderen Großstädten der anglo-amerikanischen Culturwelt vielleicht am weitesten vorgeschritten, in unsern Städten wenigstens im Zug. München besitzt an seinem Bernheimer-Haus auf dem Maximiliansplatz ein beachtenswerthes Beispiel jener Spuren. Nur scheinen die Kunst und ihre Förderer den auf sie entfallenden Theil der Gesammtaufgabe noch nicht so weit erfüllt zu haben, wie die andere Partei, d. i. die außerkünstlerischen Mächte, den ihrigen; auch können wir nicht leicht sehen, wie viel die kleinen Entwicklungsschritte, die vor unsern Augen geschehen, im gesammten Verlauf betragen. Nicht immer geschehen die Stilbildungen so rasch wie im 16. bis 18. Jahrhundert. Insbesondere bedarf es noch eines stärkeren und ausgedehnteren Anwachsens jener außerkünstlerischen Mächte — nicht zuletzt in Bezug auf die räumliche Größe. Amerika scheint es zu beweisen. Wenigstens sagt Lichtwark (in seiner „Bedeutung der Amateur-Photographie" 1894, S. 35), wo er die Vermuthung einer „starken und originellen künstlerischen Bewegung in dem jungen Culturlande" rechtfertigt: „Manche der vielstöckigen Riesenpaläste sind, nach den Abbildungen zu urtheilen, reich an neuen architektonischen Gedanken."

Prägt sich das bisher Besprochene vornehmlich in der Außenarchitektur aus, so wird wohl die Innenarchitektur nicht zu kurz kommen. Auch hier ist die Hauptsache: Anschluß an die Baubedingungen und an die von diesen abhängigen Grundzüge der Construction. Nicht das schönstmögliche, sondern das passendste Treppenhaus wird dann der Stolz des Künstlers und schließlich doch wieder das schönstmögliche sein. Vielleicht werden Wendeltreppe und „Aufzug", von denen auch eine Vergrößerung der Haupträume zu erwarten steht, zur Alleinherrschaft gelangen; dann wird hoffentlich der Architekt wissen, was thun, und

Digitized by Google

weder sich noch andere mit griechischen Säulen und Friesen quälen. Doch auch im modernen Bruder des Geschäftspalastes, im Cottage, wird er immer mehr die Macht neuer Bedingungen vorfinden. Und hier ist es vor allem Eine Bedingung, die kunsterneuernd wirken kann: die Hygiene. Der Verfasser hat an anderen Stellen, in zwei Essays: „Gesundheit und Kunst“ und „Das helle Zimmer“, versucht, darüber nähere Andeutungen zu geben. Jedenfalls besteht hier ein wichtiger, mächtiger und von vielen Strömen der öffentlichen Gunst getragener Factor unsres Lebens, der an die Bauweise und kunstgewerbliche Ausgestaltung aller Gebäude, zumal aber der Wohnstätten, neue und eingreifende Anforderungen stellt. Auch hier wird es ähnlich gehen wie an der Façade. Was dort die ornamentalen Nester und Bäckereien, das sind hier die Zimmerdecorationen. Zwar bedeutet unser gegenwärtiges „deutsches Zimmer“, so jung es auch in seiner Anknüpfung an eine bessere Vergangenheit ist, doch schon eine künstlerische Errungenschaft. Allein wie sehr schwebt hier wieder die Phantasie mit ihren altdeutschen Tellern und dem übrigen Prachtzeug in der Luft! Es ist keine vereinzelte Bemerkung, wenn Lichtwark (in demselben Werk S. 57) meint: „In den Hamburger Häusern zeichnet sich die Küche oft vor den vielfach zu voll gestellten Wohnzimmern als einheitlich wirkender Raum aus.“ „Es kommt hinzu, daß die Ausstattung unsrer Küchen durchaus frei geblieben ist von der Decorationswuth. Sie enthalten, was nöthig ist, und alle Möbel und Geräthe sind einfach und sachlich.“ Ich möchte diese Betrachtung sogar auf die euphemistisch sogenannten Toilettenräume ausdehnen. Ihre Zugänglichkeit für den Kunstsinn bezeugt schon der Umstand, daß man in ärmlichen, besonders in ländlichen Wohnungen oft einzig diesen Raum geschmückt findet, allerdings mit einem Geschmack, der über dichtgedrängte Journalausschnitte nicht hinausfühlt. Andrerseits überrascht die „Toilette“ in öffentlichen Localen, z. B. neuen Münchener Restaurationen, häufig durch eine Ausstattung, die Pracht mit Sachlichkeit, mit Anschmiegung an den Zweck, ganz glücklich vereinigt; eine Sammlung von Aufnahmen solcher Räume würde vielleicht ungeahnte „Offenbarungen“ geben.

Nun spricht aber in der Kunst, zumal der architektonischen, nicht bloß der Zweck, sondern auch die vorhandene Summe der Hülfsmittel für seine Mittel; vor allem das Material. Vergleichen wir den Holzbau, Quaderbau, Ziegelbau, so wird uns die vielberedete Hoffnung, daß auch das Eisen „seinen“ Stil erzeugen kann, annehmbarer werden. Auf dieses aber weist uns die Noth immer mehr hin; u. a. die Noth des Raumsparens, des Erreichens größtmöglicher Wirkungen mit kleinstmöglicher Materialverwendung. Während noch über den Kunstwerth dieses Stoffes gestritten wird, steht er bereits seit längerem inmitten einer Kunstentwicklung, angefangen von alten Schmiedearbeiten bis hinauf zur Wendeltreppe im Geschäftshaus und zum Eisenbett in der Wohnung, dessen Ueberwindung des Holzbettes der Verfasser anderswo als eine gemeinsame Sache des Materials und der hygienischen Bedingungen aufzuweisen sich bemüht hat. Andere Metalle, wie etwa das Aluminium, und Legirungen, wie z. B. die Silberimitationen, haben ihre kunstgewerbliche Bedeutung theils schon gezeigt, theils mögen sie diese im Verlaufe der Zeit zeigen. Allerdings muß dazu einerseits die künstlerische Seite der Sache mit derjenigen Geduld angegriffen werden, die alle wirklichen Entwicklungen — sprunghafte sind keine — verlangen, andrerseits die Kenntniß der Thatsachen dem Streit über die Grundsätze vorgezogen werden; beispielsweise empfiehlt sich eine übersichtliche und kritische Sammlung von Aufnahmen moderner Eisencapitäle.

Die Hygiene wirkt im Verein nicht nur mit technischen, sondern auch mit socialen Bedingungen. So im Costüm. Hier können die Entwicklungen, dank der Mode, etwas rascher laufen als anderswo. In Kleiderreformen, wenigstens für die Frau, stecken wir schon mitten drinnen. Und zwar dürfen wir von einem gallisch-germanischen Gegensatz sprechen, wie einst bei der Verdrängung des französischen Damen- und Gartenstils durch den englischen. Gesundheit, Billigkeit und Selbstachtung der ärmeren Classen wirken vereint, um die Prunkwerke französischer Kleiderkunst zu verdrängen. Deutschland gibt uns, unter Führern wie Gustav Jäger, Heinrich Lahmann und Sebastian Kneipp, zum Theil auch unter dem Einfluß der Turnkunst, eine neue Kleidung und Wäsche, die gesünder, einfacher, zweckmäßiger sein sollen. Die englischen Bewegungsspiele schließen sich an; die englischen und amerikanischen Frauenkleider wollen uns von den schnitt- und nahtreichen, fast gypsornamentigen Toiletten des Continents erlösen und dem Körper das ihm so gemäße Faltenspiel wiedergeben.

Für das Gedeihen der übrigen bildenden oder räumlichen Künste dürfte eine Hauptfrage ihre Abhängigkeit oder Nichtabhängigkeit von der Architektur sein. Wir möchten die Frage mit ähnlichen Ansichten bejahen, wie sie Richard Wagner für eine Machtvertheilung innerhalb der zeitlichen Künste eröffnet hat, wo Musik und Bewegungskunst dem Drama dienen; wir glauben, daß der Wiener Architekt Folnerics in seinem Vortrag „Ueber das Verhältniß der Architektur zur Kunstindustrie“ (Wien 1885), der Hauptsache nach das Richtige getroffen hat, und daß gerade die kommende oder beginnende Epoche die Ernährung von Malerei, Bildnerei und wohl auch Kunstgewerbe aus dem Erdreich des architektonischen Bodens in glücklicher Weise zeigen wird. Unter den Gründen, die dafür sprechen, sei zunächst die einfache Erscheinung genannt, daß die vorerwähnte Entwicklung der Architektur unsre Wandflächen vergrößert, also einer verstärkten Unterstützung durch die Malerei, oder durch irgendwelche malerische Arbeit überhaupt bedarf. Ferner werden unsre Kunstausstellungen uns vielleicht bald so unerträglich werden, daß wir nach jeder Einbettung eines Gemäldes in eine architektonische Isolirgelegenheit lechzen. Auch die Auffassung des gegenwärtigen Aufschwungs der Malerei, wonach moderne Gemälde mehr „decorativ“ wirken, als ihre Vorgänger, und die doch unstreitige Wahrheit, die in dieser Auffassung liegen dürfte, daß unsre Bilder vom Vorherrschen des Gedankens zum Vorherrschen der Sinnesempfindung — in Gestalt, Licht und Farbe — zurückkehren, rücken die Malerei der Architektur näher.

Allein auch abgesehen von einer Speisung durch die Architektur benzt die heutige Malerei eine Fülle neuer Ansätze. Darüber ist wenig zu sagen, was nicht schon beinahe Gemeingut geworden. Zunächst ist es die letzterwähnte Wahrheit vom Zurückkehren zur Sinnesempfindung: und zwar hat die Gestalt u. a. durch den Fortschritt vom Umriß zur Silhouette, das Licht durch die Hell- und Plein-Air-Malerei, die Farbe durch das Zusammenwirken sowohl dieser als anderer Momente gewonnen. Was uns hier davon angeht, ist die Wahrscheinlichkeit, daß diese Gewinnste wenigstens einigermaßen auch dem großen Zug aus der Stadt hinaus zu danken sind, der unsern Hausbau befruchtet; bei der Freilichtmalerei liegt dies am nächsten. Hier berührt sich ferner dieser örtlich vermittelte Gewinn mit einem technisch vermittelten, mit dem Gewinn aus der Photographie, zumal der Augenblicks-Aufnahme. Allein gleich daran reiht sich noch ein neuer Ansatz: die Liebhaber-Photographie, die der Malerei deßwegen einen frischen Zug verleihen kann, weil der Amateur von allem anderen, als der Natur, den gegebenen Bedingungen und seinem am Erfolg rasch zu beurtheilenden und zu erziehenden Geschmack unab-

hängig ist. Der Versuch, sie als einen Kunstzweig für sich zu behandeln und so der öffentlichen Betrachtung zu übergeben, ist durch die Hamburger Ausstellung von Amateur-Photographien 1893 geliefert und durch den Director der dortigen Kunsthalle, der selbst die Seele des Ganzen gewesen zu sein scheint, Alfred Lichtwark, auch literarisch festgehalten. Wer dessen an die Ausstellung anknüpfendes Werk von der „Bedeutung der Amateur-Photographie" (Halle a. d. Saale, Wilhelm Knapp, 1894) liest, findet darin jedenfalls — wie es uns selber probeweise im vorigen gelungen ist — eine Anzahl von künstlerischen Entwicklungsansätzen, mindestens in Geschmackerziehung und in Rechtfertigung eines noch vertieften Naturstudiums statt eines Vorbilderstudiums.

Allein diese Bestrebungen sind nur ein Zweig einer größeren künstlerischen Bewegung, nämlich der nach einer Ausbildung des gesammten Dilettantismus im guten Sinn; getrieben von dem nämlichen Hamburger Reformator, hat auch diese übrige Bewegung ihre ersten Früchte gezeitigt. Sie kommen hauptsächlich dem Kunstgewerbe zu gute. Abgesehen von ihnen, darf dieses seine frischesten Ansätze wohl von der ihm jedenfalls übergeordneten Architektur erwarten. Daneben auch von unsern socialen Entwicklungen, die gerade diesen Kunstzweig wohl am meisten begünstigen, und endlich von solchen Mächten, die anderswo, zunächst in der Malerei, die Kunst um eine Verstärkung von Licht und Farbe bereichert haben: also von der Hygiene u. a. Zur Hygiene aber gehört auch eine naturgemäße Ausbildung unsrer Sinnesthätigkeit. Wie sehr sie verkümmert ist, zeige der Umstand, daß wir uns einen so abscheulichen Farbenmangel bieten lassen, wie er in dem graulichen oder gelblichen Weiß unsrer Straßenanblicke liegt, sowie der andere Umstand, daß wir über die Polychromie von Architektur und Sculptur erst noch streiten müssen. Aus Heinrich Pudors wunderlichem und wundersamem Büchlein „Hohe Schule des Sinnenlebens" sind vielleicht mehr natürlich-künstlerische Entwicklungszweige herauszuziehen, als aus irgend einem künstlich-künstlerischen Staatsauftrag.

Die Plastik mag trotz ihrer wirthschaftlich ungünstigen Lage nicht nur aus der Entwicklung der Architektur und aus den Anläufen einer allgemeinen Rückkehr unsres Geschmacks zur Farbe, sondern auch aus anderen der bisher erwähnten Motive und aus solchen, die sich daran anschließen, ihren Gewinn ziehen. So aus einer Erneuerung des Costüms, dessen bisherige Unnatur ja bekanntlich eine ihrer Hauptschwierigkeiten bildet. Allerdings dürfen auch ihre Einbußen nicht übersehen werden. Die Portraitsculptur leidet gegenwärtig unter der Concurrenz der Photographie; die religiöse Plastik gleich der religiösen Architektur und Malerei unter der modernen Abwendung von der Religion — zu der jedoch auch die theilweise Umwandlung der Religion in Politik gehört; die decorative Sculptur unter dem demokratischen Aufschwung des — vielleicht auch durch das Einzelhaus begünstigten — Kunstgewerbes und besonders der „vervielfältigenden Künste", die ebenfalls einen Hauptfactor im gegenwärtigen Entwicklungsgang der Kunst bilden. Solche Einbußen haben hauptsächlich die Bedeutung, daß die verlierende Macht sich andere Seiten ihrer Wirksamkeit erobert; und die Aussicht darauf liegt vor allem in der Hoffnung, daß das Einzubüßende nicht künstlich erzwungen, der Ersatz nicht künstlich unterdrückt werde.

Hat die bildende Kunst, wenigstens die Malerei, ihren heutigen Aufschwung bis zu Stufen geführt, die einigermaßen eine Reife zeigen und die Bedeutung wichtigerer Entwicklungsreize mit einiger Sicherheit überblicken lassen, so scheint die Dichtung noch allzu sehr zu gähren, als daß sich über sie ebenso zuversichtlich sprechen ließe. Allerdings besitzt jene den Vorzug, daß ihr künstlerischer Eindruck zuverlässiger ins Publicum eingreift als bei dieser, die ganz besonders unter mitsprechender Weisheit, streitenden Ansichten, herrschenden Weltanschauungen zu leiden hat. Ehe wir eine Dramatik Ibsens oder eine Lyrik Liliencrons zu genießen bekommen, kann uns der Literaturstreit um alle Genußfähigkeit gebracht haben. Indessen liegt vor allem der Trost nahe, daß die dichterische Moderne etwas jünger ist, als die bildkünstlerische, also unsre Geduld für das Entwicklungstempo gar sehr beansprucht. Trotzdem birgt schon diese kurze Zeit so viele Keime, daß wir uns hier auf hauptsächliche Andeutungen beschränken können.

Als Führerin der dichtenden Künste — wenngleich nicht so ausgesprochen wie in den Bildkünsten die Architektur — erscheint uns das Theater. Hier haben einerseits Richard Wagner und die Seinen, andrerseits mehrfache neue oder erneut beliebte Bühnenformen, angefangen etwa von Oberammergau, uns vor allem den Begriff der Luxusbühne klar gemacht und haben mit Ansätzen zu Volksbühnen begonnen. Einigermaßen kreuzt sich mit diesem Zug die neueste Errungenschaft, das „Intime Theater", hervorgegangen aus den socialen und politischen Schwierigkeiten moderner Bühnenkunst und gestützt auf eine bereits vorhandene Abwendung von all dem, was den bekannten Bezeichnungen „Ausstattungsstück", „große Bühne", „Theaterillusion" u. s. w. zu Grunde liegt. Es ist hier nicht möglich, diese neue Bühnenart für sich zu würdigen. Nur so viel, daß sie die Gelegenheit zu neuer Dichtungs- und Spielweise nicht nur bietet, sondern beinahe erzwingt.

Einem oft beklagten Schaden der dramatischen Kunst hat neuerdings wieder Paul Lindau in seinen „Vorspielen auf dem Theater" Ausdruck gegeben. „Der deutsche Bühnendichter steht, wenn auch durch höfliche Formen der traurigen Wahrheit ein freundliches Mäntelchen umgehängt wird, noch bis auf den heutigen Tag zu den Bühnenpraktikern in demselben innerlichen Gegensatz, wie es Goethe in seinem herrlichen Vorspiel zum „Faust" in unvergleichlicher Großartigkeit mit wenigen Strichen gezeichnet hat." Demgegenüber pflegen in Frankreich, zum großen Segen der dramatischen Kunst, zwischen Dichter und Bühne Beziehungen der intimsten Art zu bestehen. „Es wäre gewiß wünschenswerth, wenn dem Autor die Gelegenheit geboten würde, in intimere Beziehungen zu den Bühnenpraktikern zu treten, wenn ihm auf die theatralische Verwirklichung seiner Intentionen durch umfassendere Bühnenarbeit ein größerer Einfluß zugestanden würde als bisher. Aber jedes Volk hat seine Eigenart, und wenn wir von den Franzosen auch lernen können, daß wir vor der unsichtbaren Bühnenarbeit eigentlich mehr Respect haben sollten, als es jetzt der Fall ist, so wollen wir ihnen doch nicht nachäffen." Nun bedarf es aber trotz dieser Lindau'schen Worte keines Nachäffens, um vor der unsichtbaren Bühnenarbeit eigentlich mehr Respect zu haben; vielmehr bedarf es nur eines Achtens auf die daheim thatsächlich wachsenden und aus ihren Blüthen mancherlei Frucht versprechenden Pflanzen, um das Nachäffen bleiben zu lassen. Eine aussichtsreiche Gelegenheit für den Dichter, in intimere Beziehungen zu den Bühnenpraktikern zu treten und die theatralische — freilich nicht die theaterhafte — Verwirklichung seiner Intentionen durch umfassendere Bühnenarbeit unmittelbar zu beeinflussen, dürfte im „Intimen Theater" geboten sein. Voraussichtlich wird diese Gelegenheit auch das daneben übrig bleibende und dadurch freiere „Große Theater" nach sich bestimmen können. — Eine besondere Hoffnung für neuen Aufschwung der Bühnenkunst scheint noch in der Ablehr vom täglichen Theaterspiel zu liegen.

Die Epik hat einerseits in der Abwendung vom Vers und von der unabsehbaren Breite, insbesondere in der Ausbildung der modernen Novelle, andrerseits in der

Wendung von dem thatgedrängten „äußeren“ Geschehen zum „inneren“ Erleben und nicht zuletzt in der Bevorzugung concreter vor abstracter Darstellung — dem vielleicht wichtigsten Sinn des Schlagwortes vom „Naturalismus“ — gezeigt, wo die Bedürfnisse unsrer Zeit liegen, und wohin sie weiter drängen. Die Lyrik, die sozusagen wenigst faßbare Kunstart, zeigt dennoch einige Bestimmtheit ihrer gegenwärtigen Entwicklung. Auch sie nimmt theil an jenem Vortritt des Concreten vor dem Abstracten und — in schüchternen Anläufen — an der Abwendung vom Vers; dazu erweitert sie sich gegen die Epik zu oder die Epik gegen sich zu. Die Richtung unsrer Kunst nach dem Innerlichen kommt auch ihr zu gute; und die Emancipation der Sinne — um ein Entwicklungsmoment der bildenden Kunst von heute abgekürzt zu bezeichnen — kehrt in ihr durch das Hinarbeiten nach reich gefüllten anschaulichen Bildern wieder.

Alle drei Arten der Dichtung aber haben sowohl an dem „Zug nach Wissenschaftlichkeit“ als auch an der sogenannten Krankhaftigkeit oder Decadence unsrer Zeit und unsrer Kunst eine Gelegenheit gefunden, sich über die groben Normaltypen früherer Auffassungen hinaus in die Feinfühligkeit gegenüber den reichen Thatsachen und ihren vor der künstlerischen Erschließung unsichtbarsten Nuancen zu vertiefen. Auch darüber mußte das Nähere einer anderen Stelle vorbehalten bleiben.

Am schwierigsten scheint das Verfolgen neuer stilistischer Spuren in der gleich der Lyrik so schwer faßbaren Musik zu sein. Hier war die Einfügung ins Drama wohl der gewaltigste, wenngleich nicht folgenschwerste Schritt. Denn weder ist auf dem Weg Richard Wagners über diesen selbst hinaus wesentliches an neuen Schritten geschehen, noch hat das Epigonenthum die von manchen Seiten vielleicht erwartete Einbuße erlitten. Indessen darf man mit diesem immerhin zufrieden sein. Um eine wenig beachtete Hauptsache hervorzuheben: Beethovens letzte Werke dürften, wie einen Fortschritt längs der unsinnlichen Seite ihrer Kunst, so einen Rückschritt längs ihrer sinnlichen, zumal euphonischen Seite bedeuten. Compositionen wie namentlich die von Brahms ziehen innerhalb, die Festspiel- wie die daneben gehende moderne Programm-Musik außerhalb des Epigonenthums in beiden Richtungen weiter. Demgegenüber darf wohl auf die mannichfachen Instrumentalwerke des trotz Epigonenart so wenig gewürdigten Julius Zellner in Wien hingewiesen werden, die bei aller Beherrschung moderner Musiktechnik doch den eigentlichen Klangeindruck, die Euphonie wahren und durch ihre reichen lied- und tanzartigen Weisen im Verein mit kunstvollster Gestaltung des Zusammenklangs eine hinreißende Frische und Gefühlsbewegung enthalten — so recht im Gegensatz zu dem verstandesmäßigen Brahms. (In Deutschland wurde von Zellner u. a. die B-dur-Symphonie 1889 zu München aufgeführt.) Auch die eigentliche Programm-Musik, sobald sie nur über die mit diesem Ausdruck meistens verbundene Enge hinausgreift, hat vermuthlich noch eine Zukunft vor sich, wenn sie sich manches zu nutze macht, was die moderne Dichtung bereichert hat. Daß unsre Concerte ähnlich unsren Gemälde-Ausstellungen keinen Zusammenhang mit etwaigen stilbildenden Factoren des gegenwärtigen Lebens festhalten, mag der nächstbeste Blick auf ihre meist haltlos zusammengewürfelten Programme lehren; das „Potpourri“ ist die Satire, die sich diese Kunstübung selber gemacht hat. Die gesammte Vocalmusik — namentlich Lied und eigentliche Oper — scheint sich derzeit in keiner Vorwärtsbewegung zu befinden, die über Stilhoffnungen zu denken gäbe.

Dagegen mag das Elementarere der Musik manche Aussichten offen erhalten. Wir haben die reiche Fülle der antiken und mittelalterlichen Gattungen oder „Geschlechter“ von Tonleitern verloren und uns auf das Geschlecht der Durtonarten (z. B. c d e f g a h c) und auf das Doppelgeschlecht der Molltonarten (die harmonischen, z. B. a h c d e f gis a gis f e d c h a, und die melodischen, z. B. a h c d e fis gis a g f e d c h a) beschränkt. Nur vereinzelt tauchen die älteren Formen wieder auf, wie etwa die „lydische“ Tonart im „Heiligen Dankgesang eines Genesenen an die Gottheit“ aus Beethovens großem A-moll-Quartett op. 132. Daneben hat sich fast unbemerkt ein neues mittleres Tongeschlecht, die Dur-Moll-Tonart herausgebildet, die meines Wissens wenigstens bei Liszt vorkommt (z. B. a h cis d e f gis a und ebenso zurück) und jedenfalls manche neue Fügungen ermöglicht. Jedenfalls darf stark vermuthet werden, daß unsre Musik durch die Beschränkung auf Dur und Moll an Freiheit der Bewegung gelitten hat und daß sie bei allmählichem Weiterbau der Tonleitergattungen zu neuen Formen gelangen kann. Vielleicht ist bereits die, hier nicht näher zu verfolgende, moderne Erweiterung des Begriffs „Tonart“ zur „Tonalität“ — auf Grund der „Tonverwandtschaft“ — ein fruchtbarer Ansatz.

Dazu noch Folgendes. Man wird sich oft schon gewundert haben, daß den feinen Farbennuancen in der Malerei nicht ebenso feine Nuancen der Tonhöhe in der Musik entsprechen. Unter die halben Töne ist unsre musikalische Zertheilung der Tonreihe nicht hinabgestiegen — von stetigen Uebergängen natürlich abgesehen. Nun wetteifert aber trotzdem der Ton an Höhe-Nuancen mit der Farbe und zwar bis zu einer 90fachen Ueberschreitung jener Grenze; denn innerhalb des halben Tones h^1—c^2 lassen sich von geübten Ohren 90 verschiedene Töne unterscheiden; eine geringere Anzahl kann jedenfalls auf den meisten Instrumenten für das gebildete Durchschnittsgehör zur Verfügung gestellt werden. Einer von den Gründen, warum dieser Reichthum unausgebeutet und unsre Musik sozusagen eine Mosaikmusik bleibt, liegt darin, daß die menschliche Stimme jene Grenze des Halbtons nur in besonderen Fällen bis zu Viertel- oder Sechsteltönen überschreiten kann, wenngleich ihre Ausbildung für Vierteltöne (also z. B. h—hc—c) nicht fern liegen mag. (Vgl. Stumpf, „Tonpsychologie“ I, 1883, S. 163.) Haben wir aber nur einmal die Grenze entschieden überschritten, so werden erstens das technische Können und zweitens eine Erneuerung musikalischer Formen ebensowenig fern liegen; diese aber wird vielleicht für den musikalischen Stil eine ähnliche Bedeutung haben wie für den malerischen und dichterischen die Farbenfortschritte unsrer Bilder und die Nuancenfortschritte unsrer Poesie.

Unterstützt dürften diese Fortschritte durch die auf die Dauer kaum mehr zurückzuhaltende Unzufriedenheit mit der sogenannten „temperirten Stimmung“ werden. Stimmen wir unsre Instrumente nach den Octaven, so ergeben sich schließlich kleine Abweichungen von den Tonhöhen, die durch genaue Einhaltung der übrigen Intervalle, z. B. der Quinten, bestimmt wären. Um dies auszugleichen und zugleich die „enharmonische Verwechslung“ (z. B. cis mit des) zu ermöglichen, werden kleine Berichtigungen angebracht, die unser Gehör für derartige feinere Unterschiede abstumpfen. Ohne diese Berichtigungen haben wir die „reine Stimmung“, bei der wir auf jene Unterschiede aufmerksam bleiben. Sie besitzt ihre Verehrer und ist auf diesem oder jenem Musterharmonium verwirklicht; Versuche des Vortrags darauf sollen erfolgreich gewesen sein. Jedenfalls liegt hier eine Hoffnung für die Eroberung von Tonnuancen und für die Anregung neuer Tongeschlechter.

Unser Ueberblick über die einzelnen Kunstgattungen im Verhältniß zu stilbildenden Factoren hat noch nicht

eigens auf das verwiesen, was von solchen Factoren der Kunst insgesammt zu gute kommt. Das aber dürfte in erster Reihe die ganze sociale Bewegung unsrer Tage sein — selbst wenn die Hoffnung auf einen eigenen „Stil des vierten Standes" unerfüllt bleibt. Wie sich die wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ändern, so auch die ästhetischen und socialen Verhältnisse der Kunst. Die ästhetischen erfahren beispielsweise von der Noth der Gegenwart einen Anstoß, der sie von den historischen Interessen weg auf diese Gegenwart lenkt; die socialen machen den verschiedentlichen Wechsel der Beziehung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer mit. Doch nicht genau parallel. Während die Emancipation des sonstigen Proletariers kaum etwas an der Qualität seiner Arbeit ändert, dürfte dies mit der Arbeit des künstlerischen Proletariers allerdings geschehen. Seine Waare darf nicht Fabrikwaare werden; und hat sie die Richtung zu dieser schon eingeschlagen, so wird der allgemeine Unwille über die Folgen davon im Verein mit andern kunstbildenden Mächten entgegenwirken. Lehren uns die socialen Kämpfe unsrer Zeit Achtung vor jeder ehrlichen Arbeit und Menschenwürde, so wird dazu auch eine Achtung vor Künstlerwürde gehören. Arbeiterschutz und Künstlerschutz! Nicht in dem Sinn bureaukratischer Gesetze, sondern in dem Sinn, daß die Oeffentlichkeit die nicht leichte „Kunst der Kunstbestellungen" lernt. Hat ein Künstler in seinem Skizzen- und Pläne-Vorrath wirklich einmal Keime neuer Gestaltungen lagern, so muß er darauf gefaßt sein, daß die nächste sehnsüchtig erwartete Bestellung einer Arbeit im romanischen oder renaissanceernen oder Gartenlaubenstil sie der Verkümmerung preisgeben wird. Zum Glück sind die Arbeitgeber keine letzte Instanz; vielmehr waltet über ihnen das thatsächliche Bedürfniß, das den rücksichtslosesten Besteller und den rücksichtsvollsten Ausführer, ja selbst den historisch gewissenhaftesten und künstlerisch gewissenlosesten Stiltreter beherrscht und oft widerwillig vorwärts zwingt. Das „stiltreue" griechische Parlamentsgebäude in Wien hat an seinen ungriechischen Schornsteinen und Auffahrtsrampen selbst einen Haufen gezwungen, etwas mehr als bloß Stilmeierei zu treiben.

Und so zeigt uns die Peitsche der Noth, wohin wir bei Zeiten gehen könnten, um nicht schließlich an uns und an den Kunstwerken die Peitschenhiebe zu fühlen. Wir müssen die natürlichen und die künstlichen Interessen unterscheiden lernen. Geschäftspalast und Cottage werden fast ganz von natürlichen Interessen getragen; Kirchen und selbst weltliche Oeffentlichkeitsgebäude nur noch zum Theil. Wer daran zweifelt, vergleiche die knappen Gelder, die oft von den Vertretungskörpern dafür bewilligt werden, mit den reichlichen Summen, die der Geschäfts- oder Villenherr aufwendet. Oder er vergleiche die unechten Stile jener Gebäude mit den echteren dieser. Die Benützung vergangener Stile für Kirchen ist trotz aller Liebhaberei für weihevolle Gothik ein gut Stück Irreligiosität.

Am tapfersten haben in die Fülle des gegenwärtigen Lebens bisher verhältnißmäßig die Malerei und Dichtkunst eingegriffen; die Architektur und die decorative wie ornamentale Kunst sind dahinter auffallend weit zurückgeblieben. Namentlich die Symbolik in Decoration und Ornament, eingeschlossen die entsprechenden Gebiete der Plastik, gehört zu den altersschwächsten Bestandtheilen unsrer Kunst. Nicht daß die Symbolik überhaupt fallen sollte; nur soll sie aus dem herauswachsen, was eine Symbolik für uns ist, statt aus dem, was eine Symbolik für die Urahnen war. Vielleicht befruchtet der moderne Symbolismus in Malerei und Dichtung auch jene Künste.

Das Hineingreifen in die Gegenwart mag noch einen besonderen Vortheil für die Kunst darbieten. Eine auf die bleibenden und geschichtlichen Thatsachen aufmerksame Philosophie des Schönen wird an dem alten Lob des ästhetischen Contrastes bald irre werden und dagegen einsehen, wie sehr sowohl die Natur als die Entwicklung der Kunst nach Auflösung oder wenigstens Milderung der Contraste, nach Vermittlung der Uebergänge u. dgl. strebt. Die Vorliebe für harte Gegensätze scheint ein Merkmal eines wenig entwickelten Geschmackes zu sein und hat bis vor etwa einem halben Menschenalter unsrer Malerei und Dichtung ein stahlstichhartes Gepräge gegeben. Seither lernen beide immer mehr die Kunst der Uebergänge. Unserm Leben wird nun allerdings der sociale Contrast als eines seiner Hauptkennzeichen zugeschrieben. Mag dies auch rein wirthschaftlich oder gar nur finanziell richtig sein, so dürfte doch im übrigen eher das Gegentheil gelten, beispielsweise durch die Ineinandermischung der Stände. Und diese Contrastauflösung kann auch der Kunst ein Vorbild sein.

Es scheint äußerst billig, gemüthlich und werthlos zu sein, wenn man wie hier Wege bezeichnet, ohne doch die nähere Schrittweise anzugeben. Allein jeder Versuch dazu zerstört auch schon wieder unsre Grundlage. Denn nicht der Kunstschriftsteller oder Kunstbesteller und sogar nicht allein der Künstler hat diese Schrittweise anzugeben; vielmehr ist der Weg selbst mit allen Eigenthümlichkeiten seines Bodens der erste Schrittmeister. Wer ihm gehorcht, der kommt ans Ziel; wer nicht, der fällt und bleibt liegen.

Erfüllt aber werden unsre Stilhoffnungen zumeist dann werden, wenn wir einmal aufhören, nach dem Stilvollen zu streben. Auch der Stil ist etwas wie das Glück und die guten Frauen: wer ihnen nachläuft, verscheucht sie; wer ihnen nicht nachläuft, zu dem kommen sie am ehesten. Die Jagd nach dem Stil hat die Jugend vor sich hergetrieben und das Alter eingesaugen. Statt dieser Jagd wollen wir lieber auch hier streben nach dem „Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit", ich meine die Kunst schlechthin; das andere „wird uns schon gegeben werden".

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ Heitere Erinnerungen von Julius Stettenheim. Berlin, Fischer, 1896. — Ein Komiker, der uns all seine großen und kleinen Abenteuer mit Theater-Agenten, -Directoren, -Autoren, -Kritikern und Mäcenen erzählt; unterwegs über den Wandel der Zeiten schilt, in denen die alte Gemüthlichkeit nicht mehr blüht, seine Hauptfigur, Nante oder Staberl, nicht mehr mit der gleichen allseitigen Gunst eines hochverehrlichen Publicums begrüßt und belohnt wird: lebendige oder gedruckte Gesellschafter derart sind weder neu noch unterhaltlich. Die grämlichen Mittheilungen Stettenheims über das schnöde Journalistenvolk, seine Klagelieder über große Arbeitslast und kleine Bezahlung; seine Jeremiaden über die neue boshafte Berliner Kunst und Kritik; seine recht erstaunlichen Complimente für seine Götzen in der Hintze presse, insbesondere für die von ihm maßlos gepriesenen Specialfreunde Wippchens: das und anderes dgl. offenbart den Memoirenschreiber Stettenheim gar zu sehr als Ausbund von Komiker-Schwäche und Komiker-Eitelkeit. Es fehlt nicht an einzelnen munteren Anekdoten und guten Charakteristiken, zumal aus der Berliner Bohème der sechziger Jahre (z. B. die glaubhaften Caricaturen von Gustav Rasch, Held, Salingré ꝛc.). Alles in allem thut Stettenheim aber klüger, als Possenspieler zu kommen. Sein Wippchen-Genre ist meines Erachtens sehr einförmig und beschränkt; immerhin bleibt's aber doch sein Genre als winziger Episodist unsrer Tagesliteratur. Den Humor und den Ernst der Zeitungsschreiberei hat uns dagegen Gustav Freytag nicht nur in den „Journalisten", sondern auch in seinen Erinnerungen und dem Nachruf für Jacob Kaufmann so schlicht und echt geschildert, daß wir für unsre Person uns damit bescheiden.

* Der Ort Libyssa am Golf von Nikomedien war längst aus Zeugnissen der Alten bekannt als die Stätte, wo der große Römerfeind Hannibal seinen Tod und sein Grab gefunden hat. Jetzt ist es dem Secretär des archäologischen Instituts in Rom, Hrn. Dr. Christian Hülsen, gelungen, aus einer bisher völlig übersehenen Stelle des byzantinischen Schriftstellers Johannes

Tzetzes nachzuweisen, daß dem Hannibal der römische Kaiser Septimius Severus in Libyssa ein Grabdenkmal errichtet hat, das nach dem Verfasser der Schrift de viris illustribus die Inschrift trug: „Hannibal hic situs est“. Diese Stelle war bisher niemals recht beachtet worden. Aber nachdem Hülsen die völlig verschollene Nachricht des Tzetzes wiederentdeckt hat, verdient sie weitere Beachtung, und mit Recht fordert Hülsen jetzt die archäologischen Reisenden auf, an der Eisenbahnstation Dil, wo schon der englische Obrist Martin Leake im Jahre 1822 das alte Libyssa gesucht hat, nach den Resten des Denkmals zu spähen, das der erste Afrikaner auf dem Thron der Cäsaren dem großen Römerfeind errichtet hat. Sehr hübsch faßt Hülsen, dessen Notiz die erste Nummer der Berliner philologischen Wochenschrift bringt, dies Denkmal als ein Wahrzeichen der neuen Epoche auf, in die das römische Reich mit der Regierung des Septimius Severus getreten ist.

* Dr. Unna's dermatologische Preisaufgabe lautet für das Jahr 1896: „Das Verhalten der Epithelfaserung während der Entwicklung der weichen Muttermäler und der atocellären Cuccinome.“ Die Bewerbung ist vollkommen unbeschränkt; jedoch ist das Thema speciell nach Inhalt und Umfang für medicinische Doctoranden berechnet. Der Preis beträgt für dieses Jahr 900 Mark. Ueber die näheren Bedingungen gibt die Verlagshandlung Leopold Voß in Hamburg, Hohe Bleichen 34, Auskunft.

γσ. **Berlin**, 23. Jan. Die Akademie der Wissenschaften beging heute um 5 Uhr Nachmittags in einer Festsitzung den Geburtstag des Kaisers in Verbindung mit dem Gedenktage an Friedrich den Großen. Prof. Dr. Diels, der neue, an Mommsens Stelle erwählte Secretär der philologisch-historischen Classe hielt die Festrede. Neben dem Glückwunsche für des Kaisers Majestät, dessen heißes Bemühen, dem Deutschen Reiche sein Ansehen und zugleich den Frieden der Welt zu erhalten, von Erfolg gekrönt werden möge, gezieme der Akademie auch das Andenken an ihren Erneuerer, dessen Gestalt gleichsam noch lebendig durch deren Räume schreitet, der einst über seine Akademiker ebenso wie über seine Krieger und Beamten mit dem Krückstock gewaltet. Dank und Bewunderung zollt ihm die heroische Geschichtschreibung, und die materialistische vermag nicht des Gewaltigen Genius völlig in seinem Walten zu erklären, der selbst einst die „großen Männer“ als das Treibende in der Entwicklung der Völker bezeichnet hat. Goethe hat bei seinem Aufenthalt in Berlin 1778 der Empfindung treffenden Ausdruck verliehen, die ihn angesichts des damaligen Treibens in der preußischen Hauptstadt beherrschte: er sah in allen dort thätigen Personen nur „Puppen, die nach einer von der mit R gezeichneten Walze hervorgebrachten Melodie tanzten“; und diese Melodie hat lange fortgewirkt, sie hat uns den Respect eingegeben vor dem kategorischen Indicativ des Wissens und dem kategorischen Imperativ des Wollens. Die Akademie selbst sollte keineswegs zur „Parade, sondern zur Instruction“ bestehen, und als das wachsame Auge des großen Königs längst sich geschlossen und schwere Zeiten über Preußen und Deutschland gekommen waren, hat dennoch sein Geist nachgewirkt, und sein zweiter Nachfolger, der einst auf der ersten akademischen Kunstausstellung ein Bild der Athena ausstellte, Friedrich Wilhelm III., hat ihr ihre heutige Gestalt verliehen. Wie von Bergeshöhe sehen begeisterte Seher oft die Ideen voraus, die die Geschichte der Staaten schaffen. Herder, der von der Berliner Akademie dreimal gekrönt, war ein solcher Seher, allein als Friedrich seine Schrift „über die deutsche Literatur“ ausgehen ließ, war er verzweifelt und erhoffte von Josephs II. aufgehendem Sterne ein „deutsches Vaterland“. Paul Pfizer rief vergeblich den preußischen Aar an, der noch nicht erwacht war; erst von der dritten Generation nach Friedrichs Tode ward das Gut des deutschen Staates in heißem Ringen erstritten, und wie schwer seine Schöpfung den Eingeweihten noch kurz vor ihrer Vollendung erschien, dessen ist der Vorfall Zeuge, der sich 1868 in dem Saale der Akademie ereignete. Als der Redner in seiner Darlegung der Beziehungen Voltaire's zu Friedrich das Wort aussprach: „Friedrich wird der Schöpfer des Deutschen Reiches sein,“ erklärte der an der Feier zu Friedrichs Gedächtniß theilnehmende König Wilhelm ihm nach der Rede: „Wenn Sie noch einen Schritt weiter gegangen wären, so hätte ich den Saal verlassen müssen.“ ... Heute geziemt es der Akademie, in dem Doppellarge des Festtages auch das Andenken an den Mann zu erneuern, dessen seltene Persönlichkeit als ihr Mitglied nicht wenig zur Förderung ihrer Bestrebungen beigetragen hat, Helmuth v. Moltke. Als eine „deutschgesinnte Societät der Wissenschaften“ war die Akademie, wie Humboldts Wirken beweist, stets bemüht, Einfluß auf das deutsche Geistesleben zu gewinnen und die wissenschaftlichen Bestrebungen im ganzen Vaterlande zu fördern. Auch die Mittel sind ihr seit dem Bestehen des Deutschen Reiches in höherem Maße zugeflossen, die dieses Streben zu seiner Befriedigung bedarf. Die drei Nummern der wissenschaftlichen Unternehmungen, die das Jahr 1870 als von der Akademie gefördert aufwies, sind heute auf zwanzig gestiegen und sie hat auch Gelehrte, die außerhalb ihrer Corporation stehen, Unterstützung ihrer Arbeiten zutheil werden lassen. Welch ein Umschwung hat sich seit jenen Tagen vollzogen, da die deutschen Tropenforscher unter fremdem Schutze ihre Reisen machten und wie groß ist der rein ideale Gewinn aus unserm Colonialbesitz! Flora und Fauna, Klima und Bodenbeschaffenheit Afrika's werden am sichtigsten von deutschen Forschern studirt, und welchen Gewinn für die Erkenntniß der Vorzeit unsres eigenen Volkes und der Entwicklung der Menschheit bieten die anthropologischen, sprachwissenschaftlichen, religionsgeschichtlichen Thatsachen, die dort erforscht worden sind! Unsre Weltstellung bedingt zugleich die Antheilnahme an allen sonstigen wissenschaftlichen Forschungen. Das Wort des Aristoteles: „Afrika bringt stets etwas Neues“ zeigt sich als zutreffend nicht minder im Pharaonenlande als südlich des Niger und des Congo. Plastische, epigraphische, literarische Denkmäler, die dort aus dem Boden steigen, geben der Philologie, der Alterthumskunde, der Theologie, der Jurisprudenz neue Aufgaben, an deren Lösung tausend Köpfe und Hände betheiligt sind. Die Thatsache, daß Unterthanen des Deutschen Reiches sich zum Islam bekennen, hat dessen Erforschung wie die der Grundlagen arabischer Gesittung zu einer praktisch-wissenschaftlichen Aufgabe erhoben, die mehr als bisher die Ansammlung erfordern wird. Seit Deutschlands Theilnahme an der Aufdeckung der Schätze classischen Bodens, vornehmlich unter der Leitung von Ernst Curtius, ist in die Schatzgräberei zugleich ein neues Ethos eingezogen, indem das Reich nichts von den ans Licht geförderten Schätzen für sich begehrte. Der von pessimistischer Stimmung ausgehenden Beobachtung, als drohe entgegen den Bestrebungen der Nationen sich die Wissenschaft zu zersplittern und als entstünden Liliputstaaten in ihr, deren Souveräne mit Neid auf ihre Nachbarn blicken, steht die optimistischer Seite entspringende Behauptung gegenüber, als strebe vielmehr die gesammte Wissenschaft sich solcher Errungenschaften zu bemächtigen, wie sie sich im Gesetz von der Erhaltung der Kraft und der Descendenzlehre darbieten. Der Vorredende gibt beiden Richtungen Recht und weist darauf hin, wie es, obgleich der φθόνος unter den Forschern nicht völlig wegzuleugnen ist, dennoch auch heute solcher Geister noch eine stattliche Zahl gebe, die neben der Pflege ihrer Fachwissenschaft auf die Gesammtheit menschlichen Wissens sich einen freien Blick zu schaffen vermocht haben. Dieser Neikos, der selbst die Akademie nicht verschont hat, ist heute wohl völlig verschwunden; denn in dem Zeitalter, das unter dem Zeichen der „Corporativen Verbände“ steht, ist es die Aufgabe gerade einer Akademie, die gelehrte Arbeit als solche zu fördern, die heute dem Einzelarbeiter nicht mehr den Lohn beingt, wie noch vor zwei Menschenaltern. Der Umschwung im Buchdruckergewerbe und im Buchhandel, der heute nur Modewissenschaften, Bilderbücher und Handbücher in weitere Kreise zu bringen vermag, das Ueberwuchern von Zeitschriften machen die Erfüllung dieser Aufgaben der Akademie mehr und mehr zur gebieterischen Pflicht, und auch für die Zukunft ist zu erhoffen, daß der Staat die Mittel ihr nicht versagen, sondern in reicherem Maße gewähren wird, die zur Lösung dieser Aufgabe führen können. Heute vermag sie noch nicht mit Oesterreichs Schwesteranstalt gemeinsame wissenschaftliche Pläne für die Zukunft in der Organisation großer wissenschaftlicher Unternehmungen zu fassen; die Erkenntniß jedoch und die erst durch den jüngsten Krieg im Osten Asiens neu gemachte Erfahrung, daß nur die energische Erwerbung ideeler Güter einem Volke die Kräfte zu heben und zu stählen vermag, läßt auch die Akademie hoffnungsvoll auf ihr drittes Jahrhundert hinausblicken, indem große und bedeutsame Aufgaben zur Förderung der Cultur und der Erhöhung der Machtstellung des deutschen Namens in der weiten Welt ihrer Lösung harren. — Prof. Schmaltz berichtete alsdann über die Publication der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen“, von der Band XXII (Juli 1762 bis März 1763) erschienen ist. Der Band enthält des Königs Weisungen an Herzberg bezüglich der Friedensunterhandlungen, die er doch in der Hauptsache stets in eigener Hand behielt, und ist aus dem Geheimen Staatsarchiv, den Acten des Hof- und Hausarchivs zu Berlin, zum Theil aus dem Staatsarchiv zu Dresden gearbeitet. Da dies der letzte Band der nicht rein politischen Correspondenz des großen Königs ist, so

Digitized by Google

dankte der Redner der Archiverwaltung des Generalstabs für deren Förderung der Publikation. Von den Acta Borussica zur allgemeinen Staatsverwaltung Preußens ist 18. Jahrhundert und seiner Beamtenorganisation liegt, von Dr. Krauske bearbeitet, Band 1 fertig vor. Er reicht bis 1714. Für die zwei weiteren Bände sind Vorbereitungen in größerem Umfange schon ausgeführt. Dr. Pacy hat die Geschichte der Getreidehandelspolitik Englands, Frankreichs, Preußens, Italiens vom 13. bis zum 18. Jahrhundert fertiggestellt. Dr. v. Schrötter hat die Vorarbeiten zu einer Geld- und Münzgeschichte Preußens im 18. Jahrhundert beendet; Bergassessor Rade ist mit der Geschichte des Bergwerksbetriebes und der Salinen in Preußen während des 18. Jahrhunderts beschäftigt. Der Briefwechsel Friedrich Wilhelms I. mit Leopold von Dessau wird noch im Laufe dieses Jahres von Dr. Krauske edirt werden. Es folgten die Berichte des Prof. Dr. Kirchhoff über das Corpus inscriptionum graecarum, des Prof. Dr. Hirschfeld über die lateinischen Inschriften, die römische Prosopographie, die pompejanischen Wachstafeln, die von der Akademie herausgegeben werden. Prof. Diels berichtet über den Fortgang der Herausgabe der Aristoteles-Commentare und den Stand der Arbeiten zum „Thesaurus linguae latinae", Prof. Dr. Harnack über die Edition der griechischen Kirchenväter, Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Du Bois-Reymond über die Arbeiten der Plaaeten-Expedition, Prof. Dr. Wattenbach über die Arbeiten des „Kaiserlichen Historischen Instituts" in Rom. An den Bericht über die Bopp-Stiftung, die archäologische Eduard Gerhardt-Stiftung und die Ausgabe der Werke Kants schließt Prof. Dr. Diels einen Ueberblick über die Verluste und den Zuwachs der Akademie im letzten Jahre, nebst warmen Erinnerungsworten an Heinrich v. Sybel, dem ein ähnlich Geschick, wie dem Herodot und Thucydides, es nicht vergönnt hat, sein Werk über die glanzvollste Zeit seines Volkes zu vollenden.

* **Berlin.** Der „Reichs-Anzeiger" meldet die königliche Bestätigung der von den stimmfähigen Rittern der Friedensclasse des preußischen Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste vollzogenen Neuwahlen. Erledigt waren fünf Ehrenstellen durch den Tod des greisen mathematischen Physikers Neumann in Königsberg, des Meisters der Physiologie Carl Ludwig in Leipzig, des deutschen Rechtslehrers Gneist, des Historikers Heinrich v. Sybel und endlich Gustav Freytags. Gewählt wurden: für Neumann He. Friedrich Kohlrausch, Präsident der ehedem von Helmholtz verwalteten Physikalischen Reichsanstalt in Charlottenburg; für Ludwig der Anatom v. Kölliker in Würzburg; für Gneist der Berliner Professor des deutschen Rechts und Akademiker Heinrich Brunner; für Sybel der Held seines letzten historischen Werks, Fürst Bismarck; für Gustav Freytag endlich Herman Grimm. Keiner Erläuterung für Außenstehende bedürfen die Wahlen Brunners und Köllikers, Brunner ist allgemein bekannt als der Classiker der heutigen geschichtlichen, speciell germanistischen Rechtswissenschaft; was ihm von der Vielseitigkeit eines Gneist abgehen mag, ersetzt er vollauf durch eine bei weitem höhere Gediegenheit, durch ein seltenes Gleichgewicht von Schärfe und Tiefe der Forschung, das in durchgebildeter Form der Darstellung zum reinsten Ausdruck gelangt — nur an Sohm hätte man neben ihm allenfalls denken können. Physiologen sodann zählt der Orden auch nach Ludwigs Hingang noch zwei unter seinen Rittern: du Bois-Reymond und Pflüger; es lag also nah, in ein verwandtes Fach hinüberzugreifen und in Kölliker einen unsrer namhaftesten deutschen Anatomen mit dem schwarzsilbernen Halsband zu schmücken. Einen unstreitig großen Physiker vermochte man nach dem Tode von Heinrich Hertz, der bei einer früheren Wahl „wegen seiner Jugend" übergangen ward, im Deutschen Reich nicht aufzutreiben. Röntgens glückliche Entdeckung war bei der Wahl noch nicht bekannt und hätte wohl auch schwerlich so bald die Mehrheit der Stimmen für ihn eingenommen. Allein auch sonst hat man bisweilen in Berlin, als am thatsächlichen Sitz der eigentlichen Berathung, die dort anerkannte Bedeutung als centrale aufgefaßt; so ward einst, mit Uebergehung Richard Wagners, der Director der Berliner Singakademie, Grell, Componist einer vortrefflichen sechzehnstimmigen Messe, zum Vertreter der schaffenden Tonkunst im Orden erkoren. An diesen Vorgang erinnert Kohlrausch durch sein besonderes Fach der „praktischen Physik". Größere Verwunderung könnte auf den ersten Blick die Wahl des Fürsten Bismarck erregen. Denn dann ist nicht zu vergessen, daß man, wie einst Moltke und nach ihm Verdy als Männer der Kriegswissenschaft im strengsten Sinne, so ihn etwa als Historiker, sei es als stillen Berather der Geschichtschreibung Sybels oder als Verfasser noch unbekannter Memoiren zum Ersatz des Genannten habe bestimmen wollen. Von der Historie sah man, da Mommsen und Treitschke den Orden bereits besitzen, überhaupt mit gutem Grunde ab. Man faßte vielmehr die praktische Genialität des großen Staatskünstlers ins Auge und entsann sich zugleich des Präcedenzfalles, daß auf der ersten, von Friedrich Wilhelm IV. unter Beirath Humboldts aufgestellten Liste Fürst Metternich stand, der den Orden bis an sein Ende getragen hat, ohne dann freilich bis heut einen Staatsmann zum Nachfolger als Ritter zu erhalten. Für Freytag endlich wünschte man einen Dichter augenscheinlich nicht. Uhland hat den Orden einst — aus politischen Gründen — verschmäht, aber Tieck, Rückert und Geibel haben ihn geführt; ihr natürlicher Erbe wäre heute Paul Heyse gewesen. Allein Freytag war neben seiner Poesie vielleicht noch größer als Schriftsteller im allgemeinen Sinne des Worts; und eben als solcher ist nun offenbar — in der Weise der Académie Française — Herman Grimm an seine Stelle gesetzt worden: ein Mann, nicht geradezu Journalist, aber doch der kühnste unsrer Monatsschriftsteller, unvergleichlich durch die originelle Subjectivität, mit der er alles, was seiner beweglichen Phantasie vorschwebt, in unnachahmlicher, selbstgeschaffener Form öffentlich behandelt, unerschöpflich in überraschenden Ansichten — so hat er noch jüngst in einem begeisterten Aufsatz über Treitschke diesem als Historiker Voltaire an die Seite gestellt! Man darf es als ein literargeschichtliches Ereigniß begrüßen, daß durch diese Wahl auch in Deutschland der Schriftsteller von Geist, der feingebildete Mann als solcher mitten zwischen die Meister der strengen Wissenschaft und die Künstler hinein endlich als ihresgleichen verpflanzt worden ist.

* **Wien.** Bei der letzten Personalveränderung im Ministerium für Cultus und Unterricht ward die Eintheilung der Agenden derart getroffen, daß der Geh. Rath Sectionschef Graf Latour die Revision der gesammten Cultusangelegenheiten und außerdem jene des gewerblichen Bildungswesens und der Kunstpflege, Sectionschef Ritter v. Hartel die Revision der Universitäts- und Mittelschulangelegenheiten und Sectionschef Graf Bylandt jene der Volksschulangelegenheiten zugewiesen erhalten.

* **Paris,** 23. Jan. Die französische Akademie hatte heute die Nachfolger von Ferdinand de Lesseps und Camille Doucet zu wählen. Zola, der seine Absicht ungelündigt hatte, für alle vakanten Sessel zu kandidiren, war anderen Sinnes geworden und bewarb sich nur noch um denjenigen A. Dumas'. Im zweiten Wahlgang wurde Anatole France, Redacteur am „Temps", der bekannte Kritiker und unvergleichliche Novellenerzähler, gegen Francis Charmes und den Marquis Costa de Beauregard gewählt. Dieser letztere, der Candidat der „Partei der Herzoge", ein volladeler Edelmann und nicht talentloser historischer Dilettant, der in seinen Familienarchiven schöpfen kann, drang dann im 4. Wahlgang als Nachfolger Doucets durch.

Or. **Perugia.** Die neubegründete „Società Umbra di storia patria" hat den Privatdocenten und Bibliothek-Custos Dr. H. Simonsfeld in München zum correspondirenden Mitglied erwählt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 23. bis 24. Januar folgende Schriften eingegangen:

Dr. Bingner (Senatspräsident des Reichsgerichts): Bemerkungen zu dem definitiven Entwurfe eines Bürgerlichen Gesetzbuches (Sonderabdr.). Leipzig, Rossberg 1896. — Verhandlungen, Mittheilungen und Berichte des Centralverbandes deutscher Industrieller, hrsgb. v. H. A. Bueck. Nr. 67. Der. 1895. Berlin, Mittler u. Röstell 1895. — Compaß; finanzielles Jahrbuch für Oesterreich-Ungarn. 1896. Hrsgb. v. S. Heller. 29. Jahrg. Wien, Alfred Hölder 1896. — Dr. Reinhold Seeberg: Gewissen und Gewissensbildung; erweiterter Vortrag. Erlangen, Fr. Junge 1896. — Prof. Dr. A. Philippi: Der Student und die sociale Frage. München, Akademischer Verlag 1896. — Prof. H. Schoen: Die französischen Hochschulen seit der Revolution (nach *Liard:* L'enseignement supérieur en France). Edd. — *Ernest Lavisse* et *Alfred Rambaud:* Histoire générale du IVe siècle à nos jours. Tome VI. Louis XIV. Paris, Armand Colin et Cie. 1895. — Germania, illustrirte Monatsschrift für Kunde der deutschen Vorzeit. I. Jahrg. Nr. 10. Leipzig u. Magdeburg, Walther Niemann 1895. — Dr. Richard Lepsius: Der Rheinstrom und seine Ueberschwemmungen; Rede. Darmstadt, C. F. Winther 1895. — Dr. Karl Ruß: Die fremdländischen Stubenvögel. Br. II. Lfg. 11. Magdeburg, Creutz. — Albert Hablützel: Genf und die schweizerische Landesausstellung. Genf, Imprimerie Suisse 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Montag, 27. Januar. Nummer 21.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Naturwissenschaft und letzte Probleme. I. Von H. Buchner. — Socialistische Pastoren. I. — Mittheilungen und Nachrichten.

Naturwissenschaft und letzte Probleme.

Von H. Buchner.

I.

Kann die Naturwissenschaft sich in der Lösung der höchsten Probleme der menschlichen Vernunft bethätigen, und bis zu welchem Grade vermag sie das? Da ein sehr großer Theil der heutigen Gebildeten die Naturforschung als die sicherste, wenn nicht die einzige Quelle menschlichen Wissens erkannt hat, so ergibt sich unmittelbar die weittragende Bedeutung jener Frage. Seit hundert Jahren hat man auf letztere aber in sehr verschiedener Weise geantwortet. Wenn wir nur eines von den großen fundamentalen Problemen zunächst ins Auge fassen, das am ehesten in das Bereich der Naturforschung hineingehört, jenes von der Entstehung der organischen Reiche, einschließlich des Menschen, so finden wir von Kant bis zu Darwin, die beide hier einen gewaltigen Wendepunkt bedeuten, zugleich einen fundamentalen Abstand. Beide haben von ihrem Gesichtskreis aus eine Antwort ertheilt, aber beide haben sich in Extremen bewegt und sind offenbar über das Ziel hinausgeschossen. Wie aber Kant durch unberechtigten Skepticismus irrte, so anderseits der brittische Forscher durch allzukühne, die Grundlagen der Naturwissenschaft überschreitende Speculation.

Kant hatte geglaubt, die Grenzen des Naturerkennens ganz ungemein eng ziehen zu sollen. „Es ist nämlich", sagt er, „ganz gewiß, daß wir die organischen Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Principien der Natur nicht einmal zureichend kennen lernen, viel weniger uns erklären können; und zwar so gewiß, daß man dreist sagen kann, es ist für Menschen ungereimt, auch nur einen solchen Anschlag zu fassen, oder zu hoffen, daß noch dereinst ein Newton aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde; sondern man muß diese Einsicht den Menschen schlechterdings absprechen."

Kant hat hier zweifellos auf einer viel zu frühen Stufe Verzicht geleistet. Allerdings können wir bis jetzt noch lange nicht die Erzeugung eines Grashalms, d. h. dessen Entwicklung aus dem Samenkorn wissenschaftlich verstehen. Aber unsre Einsicht und Erfahrung im Gebiete der Organismenwelt ist doch groß genug geworden, um zu wissen, daß eine absolute Grenze für die Erkenntniß da nicht vorliegt. Hauptsächlich fehlt es uns nur an einer Kenntniß, weniger des gröberen, als vielmehr des feineren Baues, schließlich der feinsten molecularen Structurverhältnisse im Samenkorn, um den Ausgangspunkt der eintretenden Stoffveränderungen richtig zu verstehen und damit das Wachsthum selbst und die Entwicklung zu begreifen. Die Stoffveränderungen an und für sich sind uns schon vielfach bekannt, jedenfalls in einem ganz anderen Grade, als man zu Kants Zeiten das ahnen konnte, wo die organische und die unorganische Welt noch durch eine unübersteigliche Scheidewand auch stofflich von einander geschieden schienen. Seit Wöhler im Jahre 1828 den Harnstoff als erste organische Verbindung künstlich außerhalb des Organismus im Laboratorium herstellen lehrte, ist die Annahme einer stofflichen Verschiedenheit zwischen organisirten und nicht organisirten Körpern als unhaltbar erkannt worden.

Aber die Fähigkeit der Bewegung aus inneren Antrieben — und auch Wachsthum und Entwicklung sind ja mit Bewegungsvorgängen verknüpft — scheint dem Verständniß dennoch unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten, könnte man sagen. Auch dies ist indeß nicht der Fall. Man lese nur die neuen vortrefflichen Untersuchungen Max Verworns „über die Bewegung der lebendigen Substanz" (Jena 1892) und man wird finden, daß die kriechenden Bewegungen der Amöben, sowie jene der weißen Blutkörperchen der höheren Thiere auf Grundlage der chemischen Vorgänge im festweichen Protoplasma, namentlich der dort stattfindenden Oxydations- und Ernährungsprocesse, schon recht wohl der Vorstellung zugänglich gemacht werden können. Und auch von einem Verständniß der Muskelbewegung sind wir keineswegs mehr weit entfernt. Man studire überhaupt ein zusammenfassendes Werk, wie die „Allgemeine Physiologie" des eben erwähnten Autors, und beachte die zahllosen Einzelaufschlüsse, welche über die Beschaffenheit der lebendigen Substanz, die Erscheinungen des Stoff-, Form- und Kraftwechsels, die allgemeinen Lebensbedingungen, den Einfluß der Reize u. s. w. bereits wissenschaftlich festgestellt sind, und man wird zugeben müssen, daß die Hoffnung heutzutage mehr als je berechtigt ist, auf dem eingeschlagenen Wege schließlich auch zu einem vollen Verständniß des Entwicklungsprocesses vom Ei oder Samen bis zum fertigen Organismus zu gelangen. Der Weg mag schwierig zu begehen und noch recht weit sein; aber er wird eines Tages zurückgelegt werden. Hat doch erst kürzlich ein jüngerer verdienstvoller Zoolog und Entwicklungsforscher, Hans Driesch, in genialer Conception zum ersten mal eine analytische Theorie der organischen Entwicklung (Leipzig 1894) und zwar wohlbemerkt, der Ontogenese, d. h. der Entwicklung vom Ei zum fertigen Organismus, aufgestellt, die bei allem Problematischen, das ihr naturgemäß noch anhaften muß, dem Fachmann doch die freudige Empfindung erweckt, daß ein solcher Versuch überhaupt schon auf realer Grundlage nicht mehr ganz aussichtslos erscheint.

Das andere Extrem bezeichnet Darwin. Im Gegensatz zu Kant ist dieser viel zu weit gegangen; denn er maßt sich an, über die Frage der Entwicklung der einzelnen Lebewesen aus ihren Keimen weit hinausgreifend, eine Formel für die Erklärung der Gesammtheit der organischen Formenbildungen auf der Welt gefunden zu haben, welche dieselben als ausschließliches Product einer Art von Zufallsauslese durch den Kampf ums Dasein erscheinen läßt. Wir

werden noch genauer sehen, warum und inwiefern diese Vorstellungsart über die dem Naturforscher gezogenen Grenzen der Erkenntniß zweifellos hinausgeht. Einstweilen genüge der Hinweis, daß es sich so verhält.

Dieser Uebergriff Darwins aber ist sehr zu beklagen. Denn während Kants Skepticismus ganz unschädlich und ohne jede etwaige hemmende Einwirkung auf die Wissenschaft blieb, hat Darwins Ueberkühnheit schon zu den schlimmsten Verwirrungen Anlaß gegeben. Leider versagte beim Darwinismus die kritische Kraft der deutschen Naturforschung, deren Aufgabe es gewesen wäre, gleich von vornherein das Wahre vom Falschen hier zu sondern. Erst in neuerer Zeit mehren sich die Stimmen, die mit größerem oder geringerem Gewicht sich als Gegner des reinen „Darwinismus" — den übrigens Darwin selbst, je länger er lebte und je mehr er über die Probleme der Abstammungslehre nachdachte, selbst immer mehr abzumildern suchte — bekennen. Ja, es sind sogar, namentlich unter den jüngeren Zoologen, die reinen Darwinisten schon auf eine ziemlich geringe, kaum mehr maßgebende Zahl zusammengeschwunden. Aber die verhängnißvolle Eigenschaft des Darwinismus, wodurch er gleich anfangs so rasch und siegreich im Bereiche des Geistes vorgedrungen war, jene besondere Leichtverständlichkeit, welche mit kleinstem Aufwand an mechanischer Denkarbeit ohne weiteres zu einem befriedigenden Aufschluß zu führen scheint, jenes ungemein Einleuchtende, welches jedermann im ersten Augenblick besticht, das macht auch jetzt den Darwinismus, nachdem er einmal im Bewußtsein vieler Gebildeten festgewurzelt ist, zu einem schwer zu besiegenden Feinde. Immer noch pflegt man ihn und seine anmaßliche Ueberweisheit der Naturwissenschaft an die Rockschöße zu hängen.

Wie groß Unklarheit und Verschwommenheit in diesen Dingen im allgemeinen sind, geht schon daraus hervor, daß die meisten — selbst einzelne Gelehrte nicht ausgenommen — des Unterschiedes zwischen „Darwinismus" und „Entwicklungs"- oder „Descendenzlehre" sich nicht einmal deutlich bewußt und keineswegs darüber im klaren sind, daß die Verwerfung des einen das Aufgeben der andern noch nicht im geringsten zur Folge haben muß. Allerdings kam erst durch Darwin — und dies bleibt ja gewiß sein großes unbestreitbares Verdienst — die Einsicht in den inneren verwandtschaftlichen Zusammenhang der Organismen in beiden Reichen uns eigentlich zum Bewußtsein; erst seitdem haben wir die feste Ueberzeugung gewonnen, die ungeheure Mannichfaltigkeit der Natur könne nur begriffen werden, wenn wir eine allmähliche Entwicklung und eine Abstammung der höheren und complicirteren Formen von den niederen und einfacher gebauten als nothwendige Annahme voraussetzen.

Aber diese allgemeine Erkenntniß, die in der That durch Darwins Forschungen mächtig gefördert wurde, hatte im wesentlichen schon vor ihm existirt. Von ihr war z. B. bereits Darwins Vorgänger Lamarck ausgegangen, und ihre ersten Anfänge datiren noch weiter zurück. Die Entwicklungs- oder Abstammungslehre an und für sich — an der wir als einzig möglicher Grundlage für ein Verständniß der organisirten Schöpfung festhalten müssen — ist daher weder identisch mit Lamarckianismus, noch mit Darwinismus; sondern Darwin und Lamarck suchten, jeder auf seine Art, den Gang der Entwicklung nach mechanischen Principien zu erklären und darzuthun, weßhalb nun die organische Entwicklung gerade zu dem Endergebniß, zu denjenigen Formen und Geschöpfen führen mußte, wie wir sie mit allen ihren besonderen Eigenschaften auf Erden heutzutage antreffen. Man weiß, daß Darwin zu diesem Behufe ein zunächst rein zufälliges Variiren der Organismen, verbunden mit nachfolgender Auslese der bestbefähigten Individuen, durch den Kampf ums Dasein voraussetzte, und dies ist denn, kurz gesagt, der Inhalt des Darwinismus. Lamarck dagegen hatte ein anderes Haupterklärungsprincip angewendet, indem er den äußeren, die Organismen beeinflussenden Lebensbedingungen, der Uebung und dem Gebrauch und Nichtgebrauch der Theile, wodurch erbliche Veränderungen erzeugt werden, die entscheidende Rolle zuwies.

Der Darwinismus lehrt also „das Ueberleben des Passendsten im Kampfe ums Dasein", was ja äußerst einleuchtend erscheint und, in gewissem Sinne angewendet, auch volle Berechtigung besitzt. Unzweifelhaft kann nämlich die fortgesetzte Beseitigung der schwächeren Existenzen, unter rein natürlichen Daseinsbedingungen, förderlich für die kräftigeren, besser ausgerüsteten überlebenden Mitbewerber, und daher arterhaltend wirken. Aber Darwin hatte sich mit dieser bloß conservirenden Wirkung des Kampfes ums Dasein nicht begnügt; vielmehr glaubte er, im unermüdlichen Daseinskampfe zugleich die mechanische Triebfeder für die höhere Entwicklung der Organismen überhaupt erblicken zu müssen, und dies allein ist jener fundamentale Punkt von weittragender Bedeutung, auf den gerade hier es ankommt.

Man wird vielleicht erstaunt fragen, worin denn das Gefährliche und Schädliche dieser Lehre, an die man sich sozusagen bereits gewöhnt hat, liegen soll. Die Antwort hieranf ist nicht ganz einfach zu ertheilen. Ich finde dieselbe mit seltener Prägnanz in einem neu erschienenen Buche von Dr. Wilhelm Haacke[1]) niedergelegt, das man geradezu als eine umfassende Widerlegung des Darwinismus bezeichnen könnte, obwohl dem Werke, seinem Titel und seiner Fassung nach eine polemische Tendenz eigentlich fernliegt. Man darf wohl annehmen, daß diesem Buche das Interesse weiterer gebildeter Kreise nicht versagt bleiben wird, denen ein tieferes, gleichsam philosophisches Erfassen des großen Entwicklungsproblems der organischen Reiche am Herzen liegt. Die Zahl der Naturforscher, die über den engeren Kreis ihres Fachwissens hinauszublicken die Lust und die Fähigkeit besitzen, ist ja heutzutage nicht groß; und gerade darin liegt die anscheinende Schwierigkeit einer Verständigung zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaften wohl vornehmlich begründet. Ein Mann wie Haacke, als vieljähriger Reisender in fremden Welttheilen, als Zoolog und praktischer Thierzüchter mit reichsten Erfahrungen ausgestattet, dabei aber voll Neigung und Fähigkeit zur Aufstellung und consequentesten Durcharbeitung theoretischer Probleme, an originellem Geist und Phantasie als Schriftsteller keinen Mangel leidend, mußte von vornherein besonders berufen erscheinen, in der hier in Betracht kommenden Richtung aufklärend zu wirken. Wir glauben daher, daß es nicht unerwünscht sein mag, wenn wir einige der in Betracht kommenden Fragen gerade an Hand des Haacke'schen Buches näher erörtern, indem wir dabei dessen reichen Inhalt und Gedankengang zugleich übersichtlich skizziren.

Die Gegnerschaft gegen den Darwinismus, sowie dessen Bekämpfung auf positivem Boden, d. h. mittels Ersatzes der Darwin'schen Ideen durch andere, besser begründete, hatte Haacke schon in einem früheren sehr interessanten Buche: „Gestaltung und Vererbung" (Jena 1893) durchgeführt, und auch in seiner großen, für ein weiteres Publicum berechneten, mit vielen trefflichen Abbildungen ausgestatteten „Schöpfung der Thierwelt" (Leipzig 1893), sowie in einer größeren Reihe weiter zurückreichender fachwissenschaftlicher Arbeiten hatte er die dahin gehörigen Materialien gesammelt. In dem gegenwärtigen Buche sucht er diesen Bestrebungen nun den Schlußstein einzusetzen. Der Darwinismus leugnet einen Weltzweck; für ihn ist die gesammte organische Schöpfung

[1]) „Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale. Ein Versuch zur Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft." Mit 62 Abbildungen im Text. Jena, H. Costenoble 1896. 484 S.

Digitized by Google

eigentlich nichts als ein durch die Einwirkung zahlloser Zufälligkeiten in seiner Erscheinungsweise modificirtes Chaos. Im Gegensatz hiezu gelangt Haacke zur Aufstellung eines Organisationsprincips, welches den ganzen Gang der stammesgeschichtlichen Entwicklung der Organismen beherrscht und zu einem bestimmten Ziele hinlenkt. Von vornherein sei bemerkt, daß wir derartigen Ideen hier keineswegs zum erstenmale begegnen; vielmehr erscheint Haacke als der Nachfolger bedeutender Vorgänger, eines Blumenbach, der die Lehre vom „Bildungstrieb" aufstellte, eines Karl Ernst v. Bär, der die Entwicklung von einer „Zielstrebigkeit" beherrscht sein ließ, eines Naegeli, der ein mechanisches „Vervollkommnungsprincip" in der Natur statuirte, und mehrerer anderer. Ja selbst die Lehre Goethe's von einem inneren und einem äußeren Bildungstriebe dürfte hier nicht ganz außer Betracht zu lassen sein. Trotz alledem fehlt es jedoch den Haacke'schen Darstellungen keineswegs an Originalität. Vieles erscheint bei ihm viel schärfer erfaßt, die Beweisführungen sind andere und die consequente Durchführung des Gedankens ist weit mehr gesichert, die Widerlegung entgegenstehender Ansichten viel zwingender geworden. Für die Vorstellung von der Structur organisirter Elementargebilde hat übrigens Haacke in Analogie der Naegeli'schen Micellartheorie, aber abweichend von dieser, schon früher eine eigene „Gemmarientheorie" aufgestellt und consequent durchgearbeitet, von der wohl richtigen Voraussetzung ausgehend, daß bloß chemische Eigenschaften hier nicht genügen können, sondern daß ein morphologisches Element schon in den kleinsten Bausteinen der organisirten Substanz als existirend vorausgesetzt werden müsse.

Ueber alles dieses aber ist Haacke im gegenwärtigen Buche noch hinausgeschritten, indem er nun versucht, das Ziel, dem alle Entwicklung schließlich zustrebt, greifbar zu bezeichnen. Dieses große allumfassende Gesetz aber, das die Bewegungen der Himmelskörper, wie die Formenbildungen der Organismen umfassen und beherrschen soll, ist nach ihm „das Streben nach Gleichgewicht". Oder, wie er es einmal formulirt: „um uns vorsichtiger auszudrücken, alle physikalischen Vorgänge machen den Eindruck, als ob der Stoff vom Willen zum Gleichgewicht beherrscht würde". Und das nämliche gilt dann auch für die organische Natur. Wir werden die Zulänglichkeit und die Berechtigung dieser Grundanschauung für die Naturauffassung noch näher zu prüfen haben. Daß vieles Räthselhafte und Dunkle dadurch in neuer interessanter Beziehung und Beleuchtung erscheint, während andrerseits dieses „Streben nach Gleichgewicht" vielleicht die dem Naturforscher einzig erlaubte Metaphysik darstellt und dadurch über die Naturbetrachtung hinausleitet, das läßt sich von vornherein kaum bestreiten. Wir wollen indeß, bevor wir uns diesem gleichsam dogmatischen Theil des Buches näher zuwenden, zuvörderst die kritische Abweisung des Darwinismus kurz berücksichtigen, wie sie sich aus dieser neuesten, sowie aus Haacke's früheren Arbeiten ergibt. Nachdem der Darwinismus einmal so weit in das Bewußtsein der Mitwelt eingedrungen ist, daß man demselben in zahllosen Aufsätzen, Büchern, Abhandlungen, ja selbst in parlamentarischen Verhandlungen und sonstigen Reden zu begegnen jeden Tag in die Lage kommt, muß auch die Bekämpfung einer solchen irreführenden Lehre als ein Gegenstand von allgemeinstem Interesse erachtet werden. Die Hauptpunkte, und zwar die nächstliegenden, auch dem Nichtfachmanne verständlichen, sind wohl folgende.

Die Idee Darwins vom „Ueberleben des Passendsten im Kampfe ums Dasein", als mechanische Ursache der Gesammtentwicklung des Pflanzen- und Thierreichs betrachtet, erscheint nur einleuchtend, solange man den Gedanken gleichsam schematisch erfaßt. Sobald man jedoch näher zublickt und das Geschehene im einzelnen sich vorzustellen sucht, erheben sich alsbald unübersteigliche Schwierigkeiten. Obwohl man recht gut zu begreifen vermag, daß die Nachkommen irgend einer Thier- oder Pflanzenart immer variiren, immer kleine und kleinste Abänderungen ihrer verschiedenen Eigenschaften zeigen, so ist es doch unmöglich sich vorzustellen, wie diese zunächst noch minimalen Abänderungen, wenn sie auch in günstigem Sinne erfolgten, ihren Trägern schon einen Vortheil im Kampfe ums Dasein gewähren konnten. Doppelt unbegreiflich aber wird das Ganze, wenn man bedenkt, daß die kleinen, bei den Einzelindividuen entstandenen Variationen in Folge der Vermischung der Geschlechter immer sofort wieder zum Verschwinden gebracht werden müssen.

Indeß, wir wollen von letzterer Schwierigkeit vorerst ganz absehen und einmal einen bestimmten Fall annehmen, um uns den Hergang nach Darwin klar zu machen. Z. B. es handle sich um die erste Entstehung der Hörner bei den Antilopen zu einer Zeit, als die letzteren noch keine Hörner besaßen, so wäre nach Darwin anzunehmen, daß zuerst zufällig bei einigen Antilopen ganz geringe Verdickungen am Kopfe sich bildeten, die nun aber bereits ihren Trägern, etwa bei der Abwehr von Feinden oder bei den gegenseitigen Kämpfen der Männchen, von Nutzen waren, so daß die so bevorzugten Thiere eher Aussicht hatten, am Leben zu bleiben und dabei ihre Vorzüge zu vererben. Der gleiche Vorgang mußte sich dann durch eine sehr lange Reihe von Generationen hindurch wiederholen, so daß durch die Summirung zahlloser kleiner Zuwüchse endlich ein sichtbares Resultat, ein wirkliches Horn zu stande kam.

Das klingt im ersten Augenblick ganz schön. Aber bei näherer Ueberlegung begreift man durchaus nicht, wie die anfänglich nur ganz geringfügige Verdickung am Kopfe dem betreffenden Thiere bereits von Nutzen gewesen sein sollte. Dem gegenüber wäre es doch offenbar viel natürlicher, vorauszusetzen, daß nicht diejenigen Thiere, die zufällig eine ganz geringe und daher vollkommen unwesentliche Verdickung am Kopfe besaßen, im Kampf ums Dasein vor den anderen bevorzugt waren, sondern daß ganz einfach die in ihrer Gesammtconstitution stärkeren beim Wettbewerb um die Nahrung, beim Kampf gegen die Witterungsunbilden u. s. w. die Bevorzugten und daher schließlich die Ueberlebenden gewesen sein müssen, gleichviel ob dieselben nun jene Verdickung besaßen oder nicht.

Diesen Gedanken von der entscheidenden Bedeutung der Gesammtconstitution für den Kampf ums Dasein, gegenüber den von Darwin betonten, wegen ihrer anfänglichen Kleinheit bedeutungslosen Einzelabweichungen hat W. Haacke namentlich in seinem früheren Buche „Gestaltung und Vererbung" nachdrücklichst hervorgehoben. Es ist gar kein Zweifel, daß auf diesem Wege, durch Begünstigung der kräftigsten Gesammtconstitution der Kampf ums Dasein thatsächlich einen Nutzen gewährt, aber nur für die Erhaltung der Arten. Haacke hat auch theoretisch näher zu begründen versucht, inwiefern dadurch die Festigung der etwa im Laufe der Entwicklung ins Schwanken gekommenen Constitution immer wieder herbeigeführt werden muß. Diese Einmischung des Kampfes ums Dasein ist indeß, wie gesagt, nicht diejenige des „Darwinismus", denn sie wirkt nur arterhaltend, nicht aber neue Formen und Arten bildend, wie es Darwin gewollt hatte. Vielleicht wäre übrigens Darwin in seinen Annahmen zurückhaltender gewesen, hätten ihm nicht als Beobachtungsmaterial, an dem er seine Erfahrungen zu sammeln pflegte, hauptsächlich Hausthiere gedient, bei denen gerade in Folge der langdauernden Zähmung und der geschützten Existenz die Constitutionsfestigkeit eine geringere ist und die zufälligen Variationen daher viel stärker auftreten, als bei wildlebenden Thieren, die eine viel größere Einförmigkeit dar-

bielen. Bei den Hausthieren allerdings ist es dem bewußten Eingreifen des Menschen möglich, indem er die sich zufällig darbietenden Abweichungen an Färbung, Behaarung, Befiederung u. s. w. unter den Nachkommen eines Stammes ergreift und speciell immer wieder die Träger solcher neuen Merkmale zur Weiterzucht verwendet, bestimmte Eigenschaften consequent heranzuzüchten, andere zu unterdrücken. Der alte Satz „Natura non facit saltum" gilt eben weniger von den domesticirten Organismen, als vielmehr von der freien Natur.

Das hat auch ein so scharfblickender Pflanzenkenner wie Naegeli ausdrücklich bestätigt, und gerade darum auch den Darwinismus als unstichhaltig bezeichnet, oder vielmehr in seine berechtigten Grenzen zurückgewiesen, während er die eigentliche Weiter- und Höherentwicklung durch sein mechanisches „Vervollkommnungsprincip" zu stande kommen ließ. Das gesammte Pflanzenreich verglich Naegeli einem großen, von der Basis an verzweigten Baume, an welchem die Enden der Zweige die gleichzeitig lebenden Pflanzenformen darstellen. Dieser Baum hat eine ungeheure Triebkraft, und er würde, wenn er sich ungehindert entwickeln könnte, ein unermeßliches Buschwerk von zahllosen verworrenen Verzweigungen sein. Die Verdrängung, der Darwin'sche Kampf ums Dasein schneidet jedoch als Gärtner ihn fortwährend zu, nimmt ihm Zweige und Aeste und gibt ihm ein gegliedertes Aussehen mit deutlich unterscheidbaren Theilen. Kinder, die den Gärtner täglich an der Arbeit sehen, könnten wohl meinen, daß er die Ursache sei, wenn sich Aeste und Zweige bilden. Gleichwohl wäre der Baum, ohne die ewigen Abrgeleien des Gärtners, allein noch viel weiter gekommen, zwar nicht an Höhe, wohl aber an Umfang, an Reichthum und Mannichfaltigkeit der Verzweigung. Diese Ansicht Naegeli's verdient um so mehr Gewicht, als dieselbe von ihm bereits drei Jahre vor dem Erscheinen des Darwin'schen Hauptwerkes (1856) ausgesprochen, im wesentlichen später unverrückt festgehalten und in seiner „Mechanisch-physiologischen Theorie der Abstammungslehre" (1884) endlich mit besonderem Nachdruck hingestellt wurde.

Im Zusammenhange damit halte Naegeli auch auf jenen Grundirrthum Darwins hingewiesen, den jetzt auch Haacke ausführlich beleuchtet und der darin besteht, die Vollkommenheit der Organismen lediglich in ihrer mehr oder weniger guten Anpassung, in ihrer größeren oder kleineren Eignung für den Kampf ums Dasein zu erblicken. Offenbar, so sagt Naegeli, ist das aber nicht das einzige Kriterium, das bei der Vergleichung der Organismen in Anwendung kommen darf, und in der Darwin'schen Einseitigkeit ist nicht das ganze Wesen der Dinge enthalten; vielmehr bleibt die bessere Hälfte dabei unberücksichtigt. Es gibt nämlich bezüglich der Vollkommenheit zwei verschiedene, scharf zu trennende Kategorien: einmal die Organisationsvollkommenheit, charakterisirt durch den zusammengesetztesten Bau und die durchgeführteste Theilung der Verrichtungen; und dann in zweiter Linie erst die Anpassungsvollkommenheit, welche auf jeder Organisationsstufe sich wiederholt und welche in der unter den jeweiligen äußeren Verhältnissen vortheilhaftesten Ausbildung des Organismus besteht. Ein Korallenschwamm ist für seine Lebensbedingungen ebenso vollkommen angepaßt, wie der Walfisch, welcher in den arktischen Meeren vorkommt, und eine Ameise zeigt sich für ihre Bedürfnisse genau ebensogut ausgerüstet wie der stolze Adler, der hoch in den Lüften seine Beute erspäht. Aber es ist einleuchtend, daß diese verschiedenen Typen thierischer Organismen einander nicht gleichwerthig sind in Bezug auf die „Organisationsvollkommenheit", welche die höheren Stufen der Entwicklung eigentlich charakterisirt.

Socialistische Pastoren.

I.

Σ. Wer dem großen Congreß für „Innere Mission" beigewohnt hat, welcher vor etwa sieben Jahren in Nürnberg abgehalten wurde, der wird sich leicht eines jugendlichen Geistlichen erinnern, welcher wiederholt in die Debatte eingegriffen hat und durch feurige Beredsamkeit seine theilweise abweichenden Anschauungen zu vertheidigen verstand.

Noch sieht der junge Pastor Naumann vor unserm Geist, der das praktische Christenthum damals in eigenartiger Weise auffaßte, aus seinen demokratischen Gefühlen kein Hehl machte, und dabei doch einen gesunden Idealismus offenbarte. Nur in kleinen Kreisen war der Name Naumann damals bekannt, heute bezeichnet er eine ganze Richtung, welche tausende von Anhängern zählt. Damals noch nicht völlig frei von mancher Unklarheit und Verschwommenheit, hat der Genannte inzwischen sein religiös-politisches Programm so klar ausgearbeitet, daß er niemanden in Zweifel darüber läßt, was er will und erstrebt. Auch kann keiner von uns heute schon voraussagen, welchen Verlauf die merkwürdige Bewegung nehmen wird, welche Naumann, Gohre und viele andere evangelische Geistliche in Mittel- und Norddeutschland im letzten Jahrzehnt ins Leben gerufen haben. Ihre Führer sind schneidige Generale, die durch nichts sich irre machen lassen. Ohne eine Spur von Schüchternheit oder Befangenheit erklären sie, wenn's nöthig ist, heute den Conservativen den Krieg, um morgen mit irgend einem Kirchenregiment sich auseinanderzusetzen, das ihre Pläne stört. Sie sind weit entfernt, durch das caudinische Joch zu gehen, und nehmen die Erklärung der Conservativen, „daß Politiker sowohl wie Zeitungen, welche unsern Kampf nicht aufnehmen oder gar — offen oder verschleiert — ihm entgegenwirken, zur conservativen Partei nicht gerechnet werden können", mit größtem Gleichmuth auf. Sie lachen mit Recht über den täppischen Vorwurf von derselben Seite: „die friedenstörende Thätigkeit der Christlich-Socialen beruht einzig auf der verwerflichen Absicht, die Arbeiter zu umschmeicheln und sich nach Art der Socialdemokraten einen möglichst zahlreichen Anhang von Unzufriedenen zu schaffen; ja sie sprechen aller staatlichen Autorität Hohn". Sie lassen sich ohne alle Aufregung bei den Kirchenbehörden denunciren, ohne sich einer Täuschung darüber hinzugeben, was sie zu erwarten haben, daß diese nämlich unter dem wachsenden Druck der conservativen Kreise bedenklich und immer bedenklicher werden, zuerst ermahnen, dann verwarnen, schließlich disciplmiren werden. Rückhaltlos spricht sich Naumann aus: „Das Reich Jesu Christi ist nicht in erster Linie auf den officiellen Apparat der Kirche gegründet. Wenn der Geist des lebendigen Glaubens an den Spitzen da und dort versagen sollte, so ist er deßhalb nicht todt. Die persönlichen Opfer, die voraussichtlich von den Männern unsrer Richtung gebracht werden müssen, werden für die Einzelnen schwer zu tragen sein, aber der Gesammtheit zum Segen gereichen. Nie sind Wahrheiten ohne Opfer zum Siege gelangt und nie gab es einen Fortschritt in der Geschichte des Christenthums, der nicht von Vertretern der Kirche bekämpft worden wäre." „Einzelne Leute von uns können und werden in diesem Kampfe untergehen, die Bewegung selber aber geht ihren Gang. Alle geschichtlichen Anzeichen deuten darauf hin, daß der christliche Socialismus kommt. Er kommt — und glücklich sind die, die ihm in seiner ersten Jugend dienen dürfen."

Hier haben wir also das Programm der Christlich-Socialen. Man mag an demselben noch so vieles auszusetzen haben, eines ist gewiß: die Vertreter sind kühne Leute, die voll Zuversicht als Rufer im Streit auftreten.

Digitized by Google

Das Organ Naumanns, „Die Hilfe“, führt kein verborgenes Dasein. Auch so mächtige Gegner wie Hr. Stumm vermögen nichts auszurichten; in ihrer blinden Wuth nützen sie dem Feinde mehr, als daß sie ihn schädigen. „Christlicher Socialismus“, das ist ein Schlagwort, das jedenfalls mehr bedeutet als tausend andere Stichworte, die heutzutage durch die Luft schwirren. Nach Naumann bedeutet es das Ende des ganzen Kampfes, in dem wir stehen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet er die gesammten geistigen und socialen Bewegungen der Gegenwart.

Eine objective kritische Prüfung und Behandlung der besagten Strömung wird bei aller Sympathie mit ihr nach gewissen Seiten hin den Führern den Vorwurf nicht ganz ersparen können, daß manches Einseitige, Krankhafte, Excentrische, Unerfüllbare der Bewegung anhaftet. Es wird sich in der Zukunft zeigen, ob die Leiter weitschauend und verständig genug sind, diese Gefahren zu erkennen und zu beseitigen. Die Zukunft dieser Bewegung ist hiedurch ganz wesentlich bedingt. Schwarmgeisterei hat, wie die Geschichte bezeugt, schon oft auch edle Unternehmungen gestürzt und unmöglich gemacht. Darum war es ganz am Platz, daß der evangelisch-sociale Congreß, welcher im Sommer in Stuttgart stattfinden soll, das Thema aufgestellt hat: „die sociale Wirksamkeit der im Amte stehenden Geistlichen, ihre Berechtigung und ihre Grenzen.“ Hat es auch sonst nie an Plänkeleien aller Art auf diesen Congressen gefehlt, so verspricht der nächste doppelt interessant zu werden; denn hier werden die Geister nicht bloß aufeinander platzen, um wie früher gemeinsames Zusammenwirken daran anzuschließen; vielmehr wird es diesmal zu ganz besonders scharfen Auseinandersetzungen kommen, zu ernsten Entscheidungen und folgenschweren Scheidungen. Bereits hat Pastor Göhre bei dem Actionscomité dieses Congresses den Abschied eingereicht.

Ein Beweis davon, wie es in deutschen Gauen überall brodelt und gährt, liegt auch in dem Vorgehen des „Pommer'schen Pfarrervereins“, der in einer öffentlichen Erklärung das Ansinnen der „Conservativen Correspondenz“, die Richtschnur und die Grundsätze sowie Art und Grenzen der pfarrerlichen christlich-socialen Thätigkeit festsetzen zu wollen, aufs entschiedenste zurückweist und alle derartigen Einmischungen sich gründlichst verbittet. Es heißt darin: „Der wahre Friede wird nicht durch schweigendes Geschehenlassen, sondern meist erst durch tapfern Kampf errungen. Wir verwahren uns dagegen, daß Geistliche, welche sich thatkräftig des Arbeiterstandes annehmen, das einzig in der verwerflichen Absicht thun, die Arbeiter zu umschmeicheln, um sich — nach Art der Socialdemokraten — einen möglichst zahlreichen Anhang von Unzufriedenen zu schaffen. Wir sind vielmehr der Meinung, daß, wenn nicht mit aller Treue und persönlicher Hingebung auch an unserm ländlichen Arbeiterstande gearbeitet wird, um ihn kirchlich, vaterländisch und social wieder überall auf festen Boden zu stellen, derselbe über kurz oder lang dem Umsturz verfallen wird. Es gilt, die sittlichen und religiösen Schäden unsres Volkes auf socialem Gebiet thatkräftig zu bekämpfen und besonders unsre gefährdeten Brüder aus dem Arbeiterstande durch persönliche Berührung und Gemeinschaft geistig und sittlich stärken und heben zu helfen. Wir sind fern davon, einen Stand zum Krieg gegen den andern aufhetzen zu wollen. Wir wollen ernstlich dem glaubenslosen und vaterlandslosen Umsturz eine Mauer entgegenbauen. Wir wollen für unsern Kaiser und sein Regiment, für unser Volk und seine Wohlfahrt mit allen Kräften eintreten. Aber es ist unsre innerste Ueberzeugung, die sociale Frage wird auch in Deutschland nur dann zum friedlichen Ausgleich kommen, wenn das Evangelium wieder eine das ganze private und öffentliche Leben gestaltende Macht wird.“

Diese Erklärung bedeutet nichts geringeres als das Losbröckeln von gewichtigen Steinen aus dem Bau der conservativen Partei.

Völlig verschieden davon ist eine Kundgebung des evangelisch-socialen Centralausschusses für die Provinz Schlesien; in derselben wird den christlich-socialen Pastoren der Text sehr deutlich gelesen. Ganz eigenartig ist die Stellung der „Grenzboten“ gegenüber der socialen Frage. Nach denselben ist das Christenthum an keine bestimmte sociale Form gebunden, sondern hat ausschließlich einen religiös-sittlichen Charakter. Jedenfalls sei der Grundgedanke des Socialismus dem Christenthum viel näher verwandt als der Capitalismus. Folglich könne jemand recht wohl Socialdemokrat sein und dabei ein ganz guter Christ. Das ist ganz die Anschauung des Pastors Schall, zu welcher sich die „Grenzboten“ so völlig bekehrt zu haben scheinen, daß sie neuerdings auf das heftigste angegriffen werden und die Redacteure in der letzten Nummer Veranlassung nehmen mußten, den Vorwurf abzuwälzen, als ob auch sie verkappte Socialdemokraten wären.

Ganz anders die streng kirchliche evangelisch-lutherische Kirchenzeitung. Wehmüthig fragt sie: „Wann endlich wird man sich entschließen, auf den Mißbrauch, der mit dem Begriff ‚christlicher Socialismus‘ getrieben wird, aufmerksam zu machen? Hat doch diese Art von Socialismus mit dem innersten Wesen des Christenthums nicht das geringste gemein. Der Socialismus hebt die freie Persönlichkeit auf, die wir gerade dem Christenthum zu verdanken haben; darum ist er mit Kirche und Christenthum ganz unvereinbar. Der Socialismus raubt dem Menschen seine königliche Krone und er drückt ihn erst recht zur Sklaverei herab, aus der man ihn angeblich befreien will, und verwandelt durch die Vernichtung der persönlichen Freiheit den Staat in ein einziges großes Zuchthaus. Der Socialismus lehrt: die ganze heutige Weise, wie Menschen zusammenleben, Herren und Knechte, Reiche und Arme, ist nur das Ergebniß der Tyrannei, der Habsucht, der Ungerechtigkeit, die Einzelne begingen, um ihren Mitmenschen den Fuß auf den Nacken zu setzen. Wir müssen die ganze heutige Weltordnung abbrechen, um auf ihren Trümmern eine neue zu erbauen. Darum weg zuerst mit der Kirche, denn sie hält mit ihrem Aberglauben den nach Freiheit ringenden Geist des Volkes zurück und ist die Beschützerin der herrschenden Classen, des Capitals! Welch gefährliches Spiel, wenn die Christlich-Socialen sich nicht scheuen, mit solchen Gegnern des Staats und der Kirche zusammen zu operiren!“

Genug davon. Es erhellt aus dem Erörterten, wie viel die christlichen Kreise von socialistischer Art bereits in sich aufgenommen haben. Naumann selbst fühlt ein Stück Reformatorenberuf in sich, er will auf den Trümmern der conservativen Partei einen Neubau aufführen. Sein Ideal ist ein christlich-socialer Staat. Wir sehen nicht ohne Interesse der weiteren Entwicklung der besprochenen Bewegung zu. Es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß auch für das Gemeinwohl etliche Früchte herausspringen. Darein setzen wir die Aufgabe auch dieser Richtungen. Naumann und seine Freunde werden sich zufrieden geben können, wenn sie zuletzt sich sagen dürfen und die Mitwelt es bezeugt: Wir haben nicht umsonst gelebt und nicht umsonst gestrebt!

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Zur Reform der Irrengesetzgebung.** Von Julius Giegl, k. k. Gerichtsadjunct in Wien. Wien, Manz 1895. — Ereignisse der letzten Zeit haben die schwere Frage einer entsprechenden Regelung der Irrengesetzgebung wieder aufgeworfen. Hier kreuzen sich entgegengesetzte Interessen in kaum zu versöhnen-

der Weise. Es muß einerseits dafür gesorgt werden, daß nicht durch irre Personen Unheil angerichtet werde, indem man ihnen, ehe sie hiezu gekommen sind, die Freiheit des Handelns entzieht; andrerseits ist vorzusehen, daß niemand diese Einschränkung seiner persönlichen Freiheit besahee, der nicht wirklich irrsinnig ist. Der letztere Gesichtspunkt verlangt ein complicirtes Feststellungsverfahren mit vielen Cautelen, der erste die Möglichkeit sorgfältigen und durchgreifenden Vorgehens; je nachdem der eine oder andere betont wird, divergiren die Gesetzgebungen und die Vorschläge in weitestgehender Weise, von der Feststellung des Irreseins durch Geschworenengerichte bis zur Möglichkeit polizeilicher Einschaffung verdächtiger Personen in Irrenhäuser ohne jede vorgängige persönliche Untersuchung durch Sachverständige. Befriedigende Lösung kann erst eintreten, wenn die Wissenschaft der Psychiatrie so weit kommt, daß sie die Entscheidung, ob jemand irre ist oder nicht, mit Bestimmtheit fällen kann. Daß auch bei dem derzeitigen, nicht vollendeten Stand dieser Wissenschaft das Schwergewicht der Entscheidung auf das ärztliche Gutachten zu legen ist, wird von keiner Seite bestritten. Die kleine Schrift Giegls sucht darzuthun, in welcher Weise dieser Forderung wie auch weiteren Rücksichten auf die Person des als irrsinnig zu behandelnden praktisch Rechnung getragen werden könnte. Sie stützt sich insbesondere auf das Werk von Neuß „Der Rechtsschutz der Geisteskranken“ und auf das seit Erscheinen desselben (1888) in Kraft getretene englische Irrengesetz (Lunacy Act, 1890).

* **Griechische Ausgrabungen.** Auch im Herbst 1895 und bis in den Winter hinein ist die archäologische Forschung auf hellenischem Boden nicht müßig gewesen. In **Athen** selbst hat noch im December der Präsident des deutschen archäologischen Instituts Prof. **Doerpfeld** bei seinen Ausgrabungen an der Südwestseite der Akropolis zwei eherne kleine Statuen der Hekate und Demeter entdeckt. — Einen wichtigen Inschriftfund machte Hr. **Richardson**, Director der amerikanischen Schule in Athen. Bei Ausgrabungen in der Nähe von **Kykunori** in der attischen Epakria fand er eine Marmorstele aus pentelischem Marmor, die auf zwei Seiten beschrieben ist und einen sodalitischen Opferkalender enthält. Die Inschrift gibt von vielen Götter- und Heroennamen Attika's Nachricht, die bisher noch nicht bekannt waren. Auch ist die Reihenfolge der Monate, nach denen die Aufzählung der einzelnen Opfer angeordnet ist, noch räthselhaft. — Die amerikanische Schule hat auch zu **Dionyso** am nördlichen Fuße des Pentelikos, wo der alte Demos Ikaria gelegen, vielen Erfolg gehabt. — Werthvolle Ergebnisse hatten auch die von dem griechischen Inspector der Alterthümer Hrn. **Stais** bei dem Dorfe **Markopula** im Bezirke des alten Demos Prosia unternommenen Ausgrabungen. Es wurden 22 vorgeschichtliche Gräber geöffnet und viele nach Form und Verzierung interessante Thonvasen darin gefunden. Bemerkenswerth sind kleine Messerklingen von Bronze, unten schmal und oben breiter, die noch einem im unteren Theile befindlichen Loch zu urtheilen Taschenmesser gewesen sind. — Nicht weit von Marathon, bei **Kopanditi** (Aphidna), hat der durch seine Ausgrabungen auf Kalauria bekannte schwedische Archäolog Sam **Wide** einen vorgeschichtlichen Hügel geöffnet und 10 Gräber darin gefunden. Unter anderen Dingen sind zwei mykenische Vasen aus reinem Golde und drei goldene Ohrringe, kunstvolle Arbeiten, zu Tage gekommen. Erwähnt sei übrigens, daß der große, „Soros“ genannte Hügel in der Ebene von **Marathon**, der durch die letzten von der archäologischen Gesellschaft in Athen angestellten Ausgrabungen als der wirkliche Grabhügel der in der Schlacht von Marathon gefallenen Athener nachgewiesen ist, während Schliemann ihn für ein vorgeschichtliches sogenanntes Kenotaphion hielt, jetzt wieder ganz in der ursprünglichen Ausstattung hergestellt werden soll. — Einen lehrreichen Rückblick auf die Ausgrabungen, welche der genannte schwedische Gelehrte Sam **Wide** (jetzt ord. Prof. der Archäologie an der Universität Lund) zusammen mit Dr. Lennart **Kjellberg** aus Upsala im Sommer 1894 auf der Insel **Poros**, dem älteren Kalauria, aus privaten, zum Theil eigenen Mitteln veranstaltet hatte, gewährt jetzt ein ausführlicher Bericht im dritten vorjährigen Heft der „Mittheilungen des deutschen archäologischen Instituts“ in Athen. Die Grabung, an der auch Prof. Doerpfeld seinen Antheil hat, galt dem alten, hochberühmten Poseidonheiligthum, das sich etwa eine Stunde nordöstlich von der modernen Stadt Poros, hoch im Gebirge, etwa 190 Meter über dem Meere befindet. Die Lage ist wie geschaffen für einen Cultplatz des Meeresgottes, mit weiter Aussicht auf die Gebirge von Trözen und Epidauros, auf die Inseln Methana, Aigina, Hydria und die spitzen Berge Attika's. Die Untersuchung des Heiligthums, in dem sich einst Demosthenes den Tod gab, ist namentlich für die architektonische und topographische Forschung ergebnißreich gewesen. Der Grundriß des Tempels mit der ihn umgebenden Peribolosmauer konnte aufgenommen und gezeichnet werden. Die Mauer des Bezirks, die aus graublauem, hartem Kalkstein besteht, ist in einer Höhe von durchschnittlich 1 Meter erhalten und hat ihren Haupteingang im Osten. Vom Tempel selbst sind leider nur wenig Reste vorhanden, weil hier in früheren Zeiten viel gegraben und geplündert worden ist. Jedoch hat sich als sicher ergeben, daß er ein dorischer Peripteros mit sechs Säulen an der Front und zwölf Säulen an der Langseite war. Säulen, Architrav und Gebälk waren aus porösem Kalkstein. Der Tempel scheint im 6. Jahrhundert v. Chr. erbaut zu sein. Südwestlich von ihm liegt ein auf drei Seiten mit Gebäuden und jonischen Säulenhallen aus dem 4. Jahrhundert umgebener Platz. Gering ist leider die Ausbeute an Inschriften und überhaupt an Einzelfunden, unter denen die aus der sogenannten mykenischen Periode hervorragen. Im Verlauf der Grabung bestätigte sich immer mehr der erste Eindruck, daß das ganze Terrain bereits früher durchwühlt worden ist. Das wichtigste ist der Fund eines Skarabäoids aus Carneol von rechteckiger Form mit der plastischen Darstellung eines liegenden Nilpferdes auf der einen und eines Streitwagens, unter dem ein Gefallener liegt, auf der anderen Seite. Beide Darstellungen weisen auf einen Zusammenhang mit Aegypten hin. Vielleicht stammt der Stein selbst aus Aegypten, wie Kjellberg annimmt. Geringeren Werth haben die Fundgegenstände aus späterer Zeit, unter denen der Torso einer Asklepiosstatuette aus pentelischem Marmor hervorragt, welcher vielleicht noch in das Ende des 5. vorchristlichen Jahrhunderts gehört. Sehr dürftig war leider die Ausbeute an Weihgeschenken für Poseidon aus Bronze und Thon. Mehrere kleine Stiere aus Bronze und ein Pferd haben sich gefunden, auch das abgebrochene Ende eines Dreizacks, das von einer Votivstatuette Poseidons stammen wird. Ein gegossener Greifenkopf von einem Bronzekessel ragt durch seine Schönheit hervor. — Die Ausgrabungen, welche die griechische archäologische Gesellschaft auf der Burg von **Mykene** angestellt hat, haben ein wichtiges Metopenfragment aus Porosstein mit einem wohlerhaltenen weiblichen Kopf zu Tage gefördert. Die während der letzten Ausgrabungsperiode an derselben Stelle gefundenen Silber- und Bronze-Münzen belaufen sich auf mehr als 4000 und gehören Sikyon, Korinth, Argos und anderen orgivischen Städten an. — Die englische archäologische Schule in Athen, die für die folgenden zwei Jahre in Cecil Smith einen neuen Leiter an Stelle Gardners und zugleich reichere Mittel als früher erhalten hat, beabsichtigt in diesem Winter Ausgrabungen in **Elis** vorzunehmen. Es soll zunächst die Aufdeckung der auf der Burghöhe gelegenen Altstadt versucht werden. — Die oft erwähnten Schürfungen der griechischen archäologischen Gesellschaft in **Lykasura** in Arkadien haben kürzlich eine neue wichtige Entdeckung ergeben. Unfern der Cella des Demetertempels ermittelte Ephoros Leonardos auf der von Stützmauern getragenen Tempelterrasse das Megaron, in welchem die Feste der Göttin gefeiert und die Opfergaben der Arkader niedergelegt wurden. Leonardos fand die Spuren der großen Altäre, welche Pausanias beschreibt, und will nun auch die von Polybios erwähnte und mit Reliefs, die Götter und Heroen darstellten, geschmückte lange Halle ausgraben. — Bei den ebenfalls von der griechischen Gesellschaft vorgenommenen Grabungen in **Messene** wurden die Reste der Hallen und Thore des Stadtmarktes zum großen Theile aufgedeckt. Ihre Freilegung hat zu epigraphischen Funden geführt, die für die Geschichte und Topographie der Stadt, wie es scheint, namentlich in der römischen Zeit von Bedeutung sind. Von Skulpturenfunden wird ein lebensgroßer bärtiger Marmorkopf angeblich guter Arbeit erwähnt. — Die französische Schule in Athen hat zuletzt eine genaue archäologische Untersuchung der byzantinischen Stadt **Mistra** an den Abhängen des Taygetos, nahe bei Sparta, angestellt. Unter den wichtigeren Funden werden Inschriften und Architekturreste angeführt, die für die Geschichte der Stadt und für byzantinische Kunst von Bedeutung sind. Die griechische Regierung will die wichtigsten Denkmäler wiederherstellen lassen; die sämmtlichen Einzelfunde sollen in das Museum von Sparta gebracht werden. — Die französischen Ausgrabungen in **Delphi** sind für jetzt geschlossen worden, um im Frühjahr wieder eröffnet zu werden. 1895 ward die Ausgrabung der hauptsächlichsten Theile zu Ende geführt, insofern als der Temenos des Gottes, die von einer Mauer umgrenzte heilige Stätte, jetzt fast ganz ausgegraben ist. Unter den zuletzt ausgegrabenen Gebäuden ist das wichtigste die alte Lesche, das Versammlungshaus, das von den Knidiern erbaut war

und besonders wegen der Bilder berühmt ist, mit denen Polygnot seine Wände geschmückt hatte, Darstellungen aus dem trojanischen Kriege und Scenen aus dem Hades. Unglücklicherweise sind die Ruinen des Gebäudes so zerstört, daß höchstens der Plan des Hauses noch wieder festgestellt werden kann, während von den Bildern höchstens ein paar Stuckfragmente mit dunkelblauem Hintergrund erhalten sind. In diesem Jahre soll nun das Stadium und das Gymnasium ausgegraben werden. — Eine bemerkenswerthe Entdeckung machte der Lynner Philolog Maurice Holleaux, dessen Name durch die von ihm ausgeführten Ausgrabungen im Heiligthum des pisäischen Apollon in Böotien bereits bekannt geworden ist. Er weist in der „Revue des études grecques“ nach, daß ein im Museum zu Theben befindliches Inschriftfragment der Rest einer Liste von Goldschenkungen ist, die den Thebanern von verschiedenen Staaten und Königen gemacht wurden, als die von Alexander d. Gr. zerstörte böotische Hauptstadt von Kassandros wiederhergestellt wurde. Der Fund ergänzt schön die auf Thebens Wiederherstellung bezüglichen Berichte des Diodor und Pausanias. Besonders interessant ist der Umstand, daß der Name eines Königs später auf dem Stein ausgemeißelt wurde, nämlich der des Demetrios Poliorketes, der i. J. 290 Thebens Mauern zerstört hatte. Die Thebaner rächten sich an dem König, indem sie die Erinnerung an sein früheres Geschenk zu tilgen suchten. — Ein wichtiger Münzfund ist in Rumänien gemacht worden. In der Nähe der Ortschaft Anadol fanden Arbeiter, die mit dem Aufräumen eines Kellers beschäftigt waren, ein Gefäß, das ungefähr 1000 altgriechische Goldmünzen enthielt. Die meisten davon stammen aus der Regierungszeit Alexanders d. Gr. und tragen auf der Vorderseite das Brustbild des makedonischen Königs mit Helm, auf der Rückseite einen Kopf der Pallas. Die übrigen gehören dem Zeitalter Philipps, des Vaters Alexanders d. Gr., an. — Ausgrabungen im Süden von Sebastopol haben eine große byzantinische Stadt aufgedeckt, die auf dem nördlichen Ufer der Quarantänebucht lag und Cherson hieß, wohl zu unterscheiden von der neuzeitlichen Stadt gleichen Namens an der Dnjepr-Mündung. Die verschiedenen Stadtviertel, die Straßen und die darunterliegenden Gebäude liegen zu Tage, und mehr als 30 Kirchenruinen beweisen, welch große Bedeutung diese Stadt gehabt hat. Dann ging man an die Aufdeckung der darunter gelegenen antiken Stadt. Täglich fanden sich byzantinische und antike oder griechisch-skythische Dinge von großer Schönheit, namentlich auch prächtige Medaillen und Münzen mit dem Wahrzeichen der antiken Stadt, einer Darstellung der Diana von Tauris mit der Hirschkuh. Ein Inschriftstein bestätigt die Angabe der alten Schriftsteller, daß Chersonesos eine Colonie des pontischen Heraklea war. Der Leiter der Ausgrabungen, Kosciuško, hat an Ort und Stelle ein provisorisches Museum errichtet, aus welchem allmonatlich die werthvollsten Sachen in die Eremitage zu Petersburg oder nach Moskau in das Historische Museum gebracht werden. — Archäologische Forschungen an den Ufern des Dniepr (des ant. Borysthenes) und des Bug (des ant. Hypanis) haben namentlich in einem Umkreis, dessen Mittelpunkt die Dörfer Stanislaw und Kisliakowka bilden, zu interessanten Entdeckungen geführt. Am Dnjepr wurden gegenüber dem letztgenannten Dorfe die Ruinen der antiken Stadt Olbia aufgefunden, von welcher Herodot eine Beschreibung gegeben hat. Danach war Olbia von einer Mauer mit vielen Thürmen umgeben und durch seinen ausgebreiteten Handel und die Cultur seiner Einwohner berühmt. Die nun aufgefundenen Trümmer der Befestigungen sind ebenso wie das Innere der Stadt soweit erhalten, daß sie ein deutliches Bild geben, doch liegen die Ruinen natürlich unter angehäuftem Schutt begraben. Aus den Trümmern kamen Terracottafiguren und Gegenstände der Hauswirthschaft zum Vorschein, und die Dorfbewohner graben nun fortwährend kleine Gefäße und andere Thongeräthe aus, nicht zum Nutzen der Wissenschaft. Die Zahl der alten Niederlassungen, die Goschkewitsch, der Leiter dieser vom kais. archäologischen Comité veranstalteten Forschungen, entdeckt hat, beträgt nicht weniger als 15. Eine jede liegt auf dem steilen Hochufer des Flusses, das ihr Schutz bot gegen feindliche Ueberfälle, während die nicht von der Natur geschützte Landseite von Befestigungen vertheidigt wurde. Eine der interessantesten von diesen Niederlassungen liegt in der Nähe des Klosters Bisukop am Bug und wird Propastnoë genannt. Dort fanden sich viele antike griechische Gefäße, sowie Münzen aus der Zeit Thevdosius d. Gr. In dem Dorfe Kisliakowka entdeckte Goschkewitsch ebenfalls Spuren einer alten griechischen Niederlassung und fand dort den wohlerhaltenen Kopf einer Statue. Kurze Zeit zuvor hatten die Dörfler eine, nach den Resten zu urtheilen, prachtvolle griechische Statue ausgegraben, aber in ihrer bedauernswerthen Roheit zerschlagen. Die von ihnen auf der Ruinenstätte von Olbia gefundenen Münzen pflegen sie dem ersten besten Käufer zu überlassen. Manche Privatleute in dieser Gegend besitzen prachtvolle Sammlungen von skythischen, antiken und byzantinischen Münzen. — Das berliner Museum hat im vergangenen Jahre Ausgrabungen auf Cypern veranstaltet, die durch die Auffindung einer mykenischen Nekropole bei Curium erfolgreich gewesen sind. Die Funde sind jetzt im Etruskersaal des Museums provisorisch ausgestellt. Sie bestehen zum Theil aus primitiven, noch ohne Kenntniß der Drehscheibe hergestellten Gefäßen einheimischer Fabrik, wie sie auch den ältesten vorphönikischen Gräbern von Cypern schon in großen Mengen zu Tage gekommen sind, zum Theil aus Gefäßen mykenischer Technik, die als Import nach Cypern gelangt sind. Neben Thongefäßen haben die Gräber u. a. auch geschnittene Steine enthalten, darunter gibt einer in der angeblich sehr vorzüglich ausgeführten Darstellung eines wilden Stieres ein den berühmten Bildern der mykenischen Goldbecher von Vafio verwandtes Motiv. Die Grabfelder von Curium erstrecken sich sehr weit über die Akropolis hinaus, deren erste Besiedelung, wie man vermuthet, dem 6. vorchristlichen Jahrhundert angehört. Eine in viel früherer Zeit hineinreichende Niederlassung glaubt man jetzt in der Nähe der neu gefundenen mykenischen Nekropole weiter östlich zu suchen zu dürfen. — Das Alterthumsmuseum, welches der griechische philologische Syllogos auf Kreta besitzt, ist im December auf Befehl des Sultans als öffentliches Institut anerkannt worden, was zur Beschränkung der Ausfuhr und des heimlichen Handels mit kretensischen Alterthümern beitragen wird. Es wurde die Bestimmung getroffen, daß jede in Kreta entdeckte Antiquität im Museum niedergelegt werden muß und jeder Erlaubniß zu Ausgrabungen ein Gutachten der Verwaltung des Museums vorauszugehen hat.

* Das Archäologische Institut fordert wieder zu Bewerbungen um die Reisestipendien des Instituts auf, deren fünf jährlich in Höhe von je 3000 M. vergeben werden. Die Stipendien haben den Zweck, die archäologischen Studien zu beleben und die anschauliche Kenntniß des classischen Alterthums möglichst zu verbreiten, namentlich aber für das Archäologische Institut leitende Kräfte und für die vaterländischen Universitäten und Museen Vertreter der Archäologie heranzubilden. Bei einer der gedachten Stipendien muß der Bewerber an einer der Universitäten des Deutschen Reichs, bezw. der Akademie zu Münster die Doctorwürde erlangt oder das examen pro facultate docendi bestanden und in demselben für den Unterricht in den alten Sprachen in der obersten Gymnasialclasse die Befähigung nachgewiesen haben. Zwischen dem Ablegen der genannten Prüfungen und dem Tage der Fälligkeit des Stipendiums (1. October) darf nicht mehr als ein dreijähriger Zwischenraum liegen. Für das fünfte Stipendium, vorzugsweise bestimmt, die Erforschung der christlichen Alterthümer der römischen Kaiserzeit zu fördern, wird erfordert, daß der Bewerber den Cursus der protestantischen oder der katholischen Theologie an einer Universität des Deutschen Reichs absolvirt und an dem Tage der Fälligkeit des Stipendiums das 30. Lebensjahr noch nicht überschritten hat. Die Bewerbungen um diese Stipendien, denen eine gutachtliche Aeußerung der betreffenden Facultät oder einzelner Professoren derselben über die bisherigen Leistungen und die Befähigung des Bewerbers beizufügen ist, müssen vor dem 1. Februar an den Generalsecretär der Central-Direction in Berlin, Prof. Dr. Conze, eingesandt werden.

* Die Deutsche Chemische Gesellschaft zählt gegenwärtig, wie der bisherige Präsident Prof. Dr. Emil Fischer in der Generalversammlung mittheilte, 3208 Mitglieder, darunter 15 Ehrenmitglieder, 2914 ordentliche und 279 außerordentliche Mitglieder. Neuerdings ist der Vorstand mit wichtigen Berathungen über die Centralisation der chemischen Berichterstattung beschäftigt. Die Anregung dazu gab das Ehrenmitglied Prof. F. Beilstein in Petersburg, indem er die Mitwirkung der Gesellschaft bei einer zukünftigen Neuauflage seines Handbuchs der organischen Chemie, welche er nicht mehr bearbeiten könne, in Vorschlag brachte. Ehe wegen wurde darauf die Errichtung eines literarischen Central-Bureaus. Den ersten Schritt hat der Vorstand bereits gethan, indem er die Erwerbung des Chemischen Centralblatts beschlossen und die Benutzung einer Neuauflage des Beilstein'schen Handbuchs vorbereitet hat. Es bedarf dazu noch der Genehmigung einer außerordentlichen Generalversammlung, die im März oder April stattfinden soll. Die Redaction des Centralblatts wird wie bisher von Prof. Dr. R. Arendt (Leipzig) geführt werden. Die Gesellschaft wird also in Zukunft mehrere wissenschaftliche Zeit-

schriften herausgeben. Das Handbuch der organischen Chemie soll im Verlage der Gesellschaft in Lieferungen erscheinen; Redacteur wird von 1897 ab Prof. Dr. Paul Jacobson-Heidelberg.

* Zu den Früchten des Nachdenkens über die erlittenen Niederlagen in China gehört, daß der Vicekönig von Tschili, Wang-Wen-shoa, einen Vorschlag zur Errichtung einer Universität in Tien-Tsin nach europäischem Muster genehmigt hat. Besonderes Augenmerk soll auf dieser Hochschule der Pflege der technischen Wissenschaften gewidmet werden. An die Spitze der Leitung der Universität soll ein Ausländer, wahrscheinlich der Amerikaner Charles D. Tenney, gestellt werden. Mit der Universität wird eine entsprechende Vorbereitungsschule in Verbindung stehen. Die Eröffnung der drei Jahrgänge der letzteren Anstalt, sowie des ersten Jahrganges der Universität soll im Herbst 1896 stattfinden. Das Lehrpersonal wird sich zum Theil aus Ausländern, zum Theil aus Inländern zusammensetzen. Wie es heißt, sollen in verschiedenen Städten Nordchina's ähnliche Vorbereitungsschulen für die Universität wie in Tien-Tsin geschaffen werden.

* **Würzburg.** Das 50jährige Doctorjubiläum feiert demnächst der Professor der Mineralogie Dr. v. Saadberger.

* **Berlin.** Aus Anlaß der Röntgen'schen Entdeckungen auf dem Gebiete des Lichtes hat sich am 22. v. Mts. ein wissenschaftlicher Verein für Photographie gebildet, der sofort mit 400 hiesigen und auswärtigen Mitgliedern in die Welt trat. Unter den letzteren nennt die „Nat.-Ztg." Prof. Wiedemann (Erlangen), Prof. L. Weber, Prof. Ebert (Kiel), Dr. Hugo Kayser (Hamburg), Dr. C. Lohse (Potsdam), Prof. Kohlrausch (Hannover). Der Verein wird nicht nur einseitig die Photographie, sondern auch verwandte Gebiete des Lichts pflegen. Als Präsides wurden provisorisch gewählt die HH. Dr. H. W. Vogel, Prof. Dr. Goldstein, Astronom Archenhold. Näheres bei Fr. Domke, Assistent am photochemischen Laboratorium der kgl. technischen Hochschule. — Die Wahl des Geh. Raths Waldeyer zum Secretär der physikalisch-mathematischen Classe der Akademie der Wissenschaften hat die königliche Bestätigung erhalten.

K. **Brüssel.** Von den belgischen Zeitungen wird bekanntlich die „Indépendance belge" am meisten im Ausland gelesen, obschon sie ganz im französischen Fahrwasser segelt. Sie bringt die wichtigeren Nachrichten in gedrängter Kürze, auch Leitartikel und Correspondenzen aus anderen Ländern, aber zu einem zweimal täglichen Erscheinen hat sie sich noch nicht entschließen können. Dagegen hat sie nun drei Jahren eine Art zweite Ausgabe begründet, die unter einem eigenen Titel erscheint und auch ganz unabhängig von dem Hauptblatt gelesen werden kann. „Le Petit Bleu" heißt dieselbe, weil sie kleiner ist als die „Indépendance" und auf blauem Papier gedruckt wird. Es ist ein eigenartiges Blatt, wie solches bis jetzt in Deutschland noch nicht existirt. Es ist hauptsächlich unpolitischen Inhalts, denn es enthält nur die politischen Depeschen, die nach dem Erscheinen des Hauptblattes einlaufen, die aber meistens am anderen Tage noch in dieses aufgenommen werden. Was bei jener Zeitung am ersten auffällt, ist, abgesehen von dem feinen, glatten, blauen Papier, die reichhaltige Illustrirung jeder einzelnen Nummer. Meistens sind es zwar nur Skizzen, aber sie sind originell und deutlich ausgeführt und sind auch gewöhnlich von actuellem Interesse. In der Hinsicht hat der „Petit Bleu" die Pariser Ausgabe des „New-York Herald" nachgeahmt, die besonders in ihrer Sonntagsnummer zahlreiche Illustrationen bringt. Da diese Zeitung nicht mit derselben Eile hergestellt werden muß, wie eine politische Tageszeitung, weil sie nur wenig Depeschen enthält, wohl aber meistens Artikel, die einige Tage vorher vorbereitet werden können, so ist es begreiflich, daß sie dem Inhalt und der Ausstattung nach einen besseren Eindruck macht. Die Spitzen der einzelnen Rubriken sind mit Vignetten geschmückt, dann findet man Bildnisse von Persönlichkeiten, die im Vordergrunde des Interesses stehen, jeden Tag einen belannten Brüsseler, Scenen aus neuen Theaterstücken, Landschaften aus Belgien, eine eigenartige Rubrik: „Mots de terroir" (meistens locale Schnurren und Witze in einer der verschiedenen Mundarten, ebenfalls mit Skizzen), ja sogar Illustrationen zu einem Feuilletonroman, ferner Moderbilder, Räthsel u. dgl. Man darf natürlich keine allzuhohen Ansprüche an die Bilder stellen, aber diese sind doch eine willkommene Ergänzung zu dem meistens sehr interessanten, anregenden Texte. Es weht überhaupt ein freierer Hauch in dem „Petit Bleu" als in der „Indépendance"; das ersieht man auch schon aus dem Verkehr zwischen der Redaction und den Abonnenten, die zahlreiche Zuschriften senden. Kurz und gut, es ist eine eigenartige Schöpfung, die in der Geschichte des Zeitungswesens verzeichnet zu werden verdient. Im Ausland wird der „Petit Bleu" wohl weniger gelesen als das Hauptblatt, weil er speciell den belgischen Verhältnissen gewidmet ist. Er ist sehr billig, denn die Nummer kostet nur 5 Centimes; er wird daher viel gelesen und hat auch ziemlich viel Anzeigen, die wohl noch einen Theil der Kosten decken müssen. Nebenbei sei noch bemerkt, daß die bläuliche und röthliche Farbe für Zeitungen immer mehr der weißen vorgezogen wird. Das Pariser „Journal des Débats" hat bekanntlich die zarte Rosafarbe beibehalten und in Metz z. B. haben „Gazette de Lorraine" und „Messin" eine ähnliche Farbe, die dem Publicum zu gefallen scheint.

* In **Manila** starb der deutsche Chemiker Dr. Alexander Schadenberg, der sich um die Natur- und Völkerkunde der Philippinen verdient gemacht hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 25. bis 26. Januar folgende Schriften eingegangen:

A. H. Lange: „Königreich Baden"; Jubiläumsbetrachtungen und -Wünsche zum 18. Januar 1896. Heidelberg, Otto Petters 1896. — Dr. W. Reuling: Sind Zeitungstitel Waarenzeichen? Berlin, Hermann Bahr 1896. — Handbuch des Finanzherolds 1896. VIII. Jahrg., abgeschlossen 30. Dec. 1895. Frankfurt a. M., Heinrich Emden 1896. — Wilhelm Gebrden: Das Geheimniß des Börsenerfolges im Handel mit Werthpapieren; Enthüllungen und Rathschläge. 2. Aufl. Berlin, Wilhelm Möller. — Annalen des gesammten Versicherungswesens. 27. Jahrg. Nr. 1—4. Leipzig, Jäkel u. Göttel 1896. — G. v. Pelet-Narbonne: Ueber Organisation, Erziehung und Führung von Cavallerie, sowie Uebungen gemischter Truppen im Gelände. 2. Aufl. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1896. — Scheffer: Winke, Mittel u. Wege zur erfolgreichen Förderung des Schießens. Ebd. — Wilhelm Reuling: Distichen; Politisches und Unpolitisches. Neue Ausg. Ebd. — Oesterreichischer Erbfolgekrieg 1740—48. Nach den Feldacten ꝛc. bearbeitet in der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des k. u. k. Kriegsarchivs. I. Bd. in zwei Theilen. Dazu: Graphische Beilagen. Wien, L. W. Seidel u. S. 1896. — *Ercole Untersteiner:* Scritti di storia antica Tridentina. Milano, Ulrico Hoepli 1896. — Prof. Dr. Hermann Conrad: Heinrich v. Kleist als Mensch u. Dichter. Berlin, Hermann Walther 1896. — *Pierre d'Alheim:* Mousseurgski. Paris, société du Mercure de France. 1896. — Moriz Heyne: Deutsches Wörterbuch; kleine Ausgabe. Lfg. 1. Leipzig, S. Hirzel 1896. — Rudolf Slatin Pascha: Feuer u. Schwert im Sudan; meine Kämpfe ꝛc. Deutsche Originalausg. Leipzig, F. A. Brockhaus 1896. — Internationale Medicinisch-photographische Monatsschrift; hggb. v. Dr. Ludw. Jankau. Bd. II. Heft 12. Dec. 1895. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer. — t.: Der Fluch der Keuschheit. Danzig-Leipzig, Carl Hinstorff 1895. — Rolf Baron v. Brockdorff u. Rudolf Strauß: Liebelei; Wiener Wochenschrift. Leipzig, August Schulze (Comm.). — Der Musikführer; gemeinverständliche Erläuterung hervorragender Werke aus dem Gebiete der Instrumental- u. Vocalmusik, redig. v. A. Morin. Nr. 26—45, 47—50. Frankfurt a. M., H. Bechhold. — Friedrich Kirchner: Neue Gedichte. Berlin, Bernhard Paul 1895. — Max Halbe: Lebenswende; Komödie. Dresden, Georg Bondi 1896.

Auction der Kunstsammlungen
des weil. Herrn k. k. Botschafters beim Vatican
Ludwig Graf Paar!

Versteigerung in Wien am 20. Februar und folgende Tage.

Seltene alte Drucke 15.—17. Jahrh. Handschriften 13.—17. Jahrh., darunter die berühmte Handschrift des Titurel-Epos mit 85 Miniaturen aus dem 14. Jahrh. Histor. Flugblätter aus dem 17. Jahrh.

Kupferstiche und Radirungen alter Meister, darunter die Hauptblätter von Dürer und Rembrandt. Originalhandzeichnungen alter Meister etc.

Reich illustrirter Katalog auf Verlangen.

Jede Kunst- und Buchhandlung nimmt Aufträge entgegen, sowie der Auctionsleiter

S. Kende, Kunstantiquarist,
(1475) Wien IV., Kenmühlgasse 3.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 28. Januar. Nummer 22.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Naturwissenschaft und letzte Probleme. II. Von H. Buchner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Naturwissenschaft und letzte Probleme.

Von H. Buchner.

II.

Wilhelm Haacke's „Schöpfung des Menschen und seiner Ideale“ zielt bewußt auf ein Verknüpfen der Ergebnisse der Naturwissenschaft mit den letzten Problemen der menschlichen Vernunft, und es ist ein hoffnungsvolles Zeichen für unsre Zeit, daß ein solcher Versuch von einem Zoologen, einem Entwicklungsforscher, der auf dem Boden der Descendenztheorie steht, unternommen wird.

Haacke bezeichnet sein Buch als „Schöpfung“ des Menschen, wie er denn auch sonst die Bezeichnung „Schöpfung“ in seinen Werken vorzugsweise gebraucht. Ein Begriff, ein Wort, so lange von theologischer Seite in Beschlag genommen, scheint sich schwer in naturwissenschaftliche Darstellungen einzufügen. Und doch müssen wir dem Autor Recht geben. Denn es versteht sich von selbst, daß unter „Schöpfung“ überhaupt nicht eine völlig unbegreifliche Erschaffung aus dem Nichts verstanden werden kann. Das hatte nicht einmal die mosaische Urkunde für die Schöpfung des Menschen angenommen, sondern nur eine Umformung und Beseelung des als gegeben angenommenen, aber anoch todten Stoffes. Und das ganze erste Capitel des ersten Buches Mose schildert ja die Gesammtschöpfung ausführlich in allen ihren zeitlich auf einander folgenden Einzelheiten, also doch wohl im Sinne einer — Entwicklung, wie wir sagen würden, und jedenfalls nicht im Sinne einer plötzlichen Erschaffung der ganzen Welt aus dem Nichts, deren Unannehmbarkeit schon dem grauen Alterthum eingeleuchtet zu haben scheint. Haacke bleibt daher als Neuzeitlicher unzweifelhaft im Recht, wenn er „Schöpfung“ definirt als „die im Lauf der Zeit erfolgende Entwicklung des Weltalls und alles dessen, was darinnen ist“.

Interessantes erfahren wir im Eingang zunächst über die „Zeugnisse für die Herkunft des Menschen“, jene merkwürdigen rudimentären Vorkommnisse am menschlichen Organismus, an der Haut, am Skelett, an den Muskeln, Sinnesorganen und Eingeweiden — wie die männlichen Brustwarzen, denen auch rudimentäre Milchdrüsen entsprechen, das Vorkommen von Schwanzbildungen beim Menschen, die Haarwirbel und Haargruppen auf der Haut — lauter Dinge, die, an und für sich und in ihrem jetzigen Bestande für die Organisation ganz werthlos, nur dann einen Sinn haben können, wenn der Mensch nicht als solcher direct erschaffen wurde, sondern von niederen, wenigstens von anders beschaffenen Vorfahren abstammt. Diese stammesgeschichtlichen Vorfahren aber müssen an Stelle jener verkümmerten voreinst wohlausgebildete Lebenswerkzeuge besessen haben, welche beim Menschen in Folge von Nichtgebrauch oder aus anderen noch unbekannten Gründen allmählich bis zu jenen praktisch bedeutungslosen Resten geschwunden sind.

Anscheinend etwas unvermittelt folgt dann eine kurze, aber ungemein scharf charakterisirende Darstellung der neueren Entwicklungstheorien. Darwins Pangenesistheorie, sowie Weismanns „Neupräformismus“ gerathen dabei auf Grund einer strengen kritischen Prüfung unter das Verdict, mit Nothwendigkeit zur alten Einschachtelungstheorie des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts zurückzuführen. Damit aber kommen wir nach Haacke, da die Einschachtelung der Keime in einander doch nothwendig einmal ein Ende nehmen und daher das erneute Eingreifen einer wunderthätigen Schöpferhand erfordern müßte, unweigerlich zum „Creatismus“, was weder Darwin noch Weismann bei Aufstellung ihrer Theorien eigentlich beabsichtigt hatten, die vielmehr der Meinung waren, die Ideen des Transformismus dabei zu vertreten. Den gleichen inneren Widerspruch weist übrigens Haacke hier auch für Darwins Lehre von der natürlichen Zuchtwahl nach, die wir bereits im Vorausgehenden in diesem Sinne besprachen, während die Wolff'sche Epigenesislehre, sowie die wesentlich epigenetischen Theorien Naegeli's, Herbert Spencers, Eimers u. a. vorwiegend in zustimmendem Sinne besprochen werden. Das Material, um über diese Fragen der Entwicklungstheorie ein Urtheil zu gewinnen, bringen die folgenden Capitel in den Ergebnissen der vergleichenden Anatomie und vergleichenden Keimgeschichte, der Physiologie, der Lehre vom thierischen Haushalt und von der erdgeschichtlichen und geographischen Thierverbreitung.

Besonders wichtig sind für die allgemeine Entwicklungslehre die Ergebnisse der Formenvergleichung. Die Entwicklung jedes Thieres geht von einem einfachen Anfangsstadium, dem Ei, aus und führt zu einer mehr oder minder complicirten Endform. Dieselbe fortschreitende Regel der Entwicklung ergibt sich aber auch für die im Sinne der Abstammungslehre aufeinanderfolgenden, aus einander stammesgeschichtlich sich entwickelnden Thierstämme. Als elementare Vorgänge bei dieser fortschreitenden Entwicklung können wir das Wachsthum, das bei mehrzelligen Thieren durch eine Vermehrung der Zellen erfolgt, unterscheiden, zugleich verbunden mit einem Ungleichwerden der einzelnen Zellen, das zu einer Sonderung in Organe führt. Aus einem anfangs gleichmäßigen Zellenmaterial bilden sich zuletzt Knochen, Muskeln, Nerven und andere Körperwerkzeuge und diese Sonderung in ungleichmäßig ausgebildete Organe wird im Laufe der stammesgeschichtlichen Entwicklung immer mannichfaltiger. Durch diese „Formenvervollkommnung“ wird aber der Organismus nicht nur größer, sondern auch einheitlicher, indem er weniger als früher in der Lage ist, eines seiner Organe entbehren zu können. „In einem hochentwickelten Organismus ist jedes Organ auf das Vorhandensein jedes anderen Organes angewiesen, während die niederen Thiere und Pflanzen eine große Anzahl gleicher Organe besitzen und deßhalb das eine oder das andere von diesen recht gut entbehren können. Wenn

man einen Regenwurm in zwei Stücke theilt, so ist sowohl das vordere als auch das hintere Ende befähigt, weiter zu leben und das ihm fehlende Stück wieder zu erzeugen. Bei einem hochorganisirten Thiere, z. B. bei einem Sänger oder Vogel, ist dergleichen nicht mehr möglich. Das Thier geht zu Grunde, wenn man es etwa in zwei annähernd gleichgroße Stücke theilt. Daraus folgt, daß die Organe der höheren Thiere keine so große Selbständigkeit mehr besitzen, wie die der niederen, und das gleiche gilt von den Zellen, welche diese Organe zusammensetzen. Die große Selbständigkeit der Organe und Zellen der niederen Thiere bedeutet eben, daß das Gleichgewicht des Körpers, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, bei den niederen Thieren ein minder hohes ist als bei den höheren."

Der bedeutsame Gedanke, den Haacke hier zum Ausdruck bringt, wird durch die neueren experimentellen Aufschlüsse in der Entwicklungslehre noch in ein besonders scharfes Licht gerückt. Wilson hat beim Lanzettfischchen die wunderbare Thatsache gefunden, daß man im Stande ist, die zwei oder auch die vier ersten Zellen, die sich beim Keimungsproceß des Lanzettfisch-Eies durch Theilung bilden, von einander zu trennen, ohne die Entwicklung unmöglich zu machen. Vielmehr bildet sich aus jedem Theilstück des ursprünglichen Eies eine Larve, die zwar kleiner ausfällt, als die aus einem ganzen Ei entstehende, im übrigen aber normale Verhältnisse zeigt. Und ähnliches hat Hans Driesch für Seeigel-Eier erwiesen, bei denen sogar nach 8-, ja mitunter nach 16facher Zelltheilung des ursprünglichen Eies die künstlich getrennten Theilproducte, von denen jedes eine selbständige Zelle repräsentirt, unter Umständen noch zu vollen Organismen sich entwickeln können. In den ersten keimgeschichtlichen Entwicklungsstadien ist also die Selbständigkeit der Einzeltheile noch ganz unbegrenzt. Jeder von ihnen vermag im Bedarfsfalle sogar den ganzen Organismus zu reproduciren. Je weiter indeß die Entwicklung des Keimes voranschreitet, um so weniger ist dies der Fall; die Theile werden verschiedenartiger, gesonderter, aber auch unselbständiger. Die Analogie mit den durch Haacke für die stammesgeschichtliche Entwicklung der Thiere hervorgehobenen Verhältnissen ist einleuchtend. Die zunehmende Formenvervollkommnung führt überall zu einer „Vereinheitlichung der Organisation", zu einer „zunehmenden Concentration des Leibesbaues".

So sehr wir dies zuzugeben geneigt sein werden, so sehr müssen wir, zunächst wenigstens, einen Vorbehalt machen gegenüber einer weiteren von Haacke daran geknüpften, in seiner Gesammtauffassung die wichtigste, geradezu fundamentale Rolle einnehmenden Vorstellung. Er sagt, die mit der Formenvervollkommnung einhergehende Concentration des Leibesbaues beweise uns, daß „die Keimes- und Stammesgeschichte der Thiere eine Geschichte der stetigen Zunahme des organischen Gleichgewichtes ist". Mindestens der Ausdruck müßte hier eine Aenderung erfahren; denn der physikalische Begriff des Gleichgewichts duldet offenbar weder eine Verminderung noch Vermehrung, ohne zugleich aufgehoben zu werden, und so kann denn von einer „Zunahme des Gleichgewichts" in physikalischem Sinne nicht eigentlich die Rede sein. Höchstens könnte man von einer in Folge der zahlreichen und innigen Wechselbeziehungen der Theile im hochentwickelten, concentrirt gebauten Organismus sich ergebenden größeren Sicherung gegen Störungen des Gleichgewichts sprechen, also etwa von einer „Festigung des Gleichgewichts". Denn Gleichgewicht und Bethätigung zur Wiederherstellung gestörten Gleichgewichts sind auch im niederen Organismus vorhanden, wie denn der Regenwurm durch die Regenerationsfähigkeit seiner getrennten Hälften gerade den Beweis liefert, bis zu welchem hohen Maße seine Organisation bestrebt und im Stande ist, das gestörte Gleichgewicht wiederherzustellen.

Aber Haacke hat dies selbst gefühlt, und es fehlt hier nur am richtigen Ausdruck. Er versteht unter seinem „organischen Gleichgewicht" eigentlich etwas anderes, als was hier in der Regenerationsfähigkeit des Regenwurmes zum Ausdruck kommt. Er sagt, es handle sich beim körperlichen Gleichgewicht der Organismen namentlich um die „Festigkeit des Baues und des Gefüges seiner einzelnen Bestandtheile", um das, was Haacke schon in einem früheren Werke („Gestaltung und Vererbung") als „Gefügefestigkeit" bezeichnet hat. Daß diese, entsprechend den stärkeren Wechselbeziehungen der Theile, im hochentwickelten, concentrirten Organismus eine höhere wird, daß dadurch Ausschreitungen der einzelnen Theile, in Folge innerer oder äußerer störender Einflüsse — ich erinnere als Beispiel nur an die merkwürdigen Gallenbildungen der Pflanzen in Folge von Insectenstichen —, kräftiger und sicherer verhindert und die Rückkehr zur Norm energischer herbeigeführt wird, das ist wahrscheinlich, bedürfte aber freilich erst noch des näheren Beweises. Das wäre also dann etwa: Sicherung des Verharrens der Einzeltheile in ihrem normalen Bestande in Folge zunehmender Vereinheitlichung der Organisation.

Haacke bleibt aber bei seinem „Gesetze des Gleichgewichts", für das in der Folge eine immer größere Bedeutung in Anspruch genommen wird. Die Aufgabe des Buches soll überhaupt (S. 158) in dem Nachweis bestehen, daß alles Geschehen in der Welt durch dieses einzige Gesetz beherrscht wird. Um seine Wirksamkeit der Anschauung näher zu bringen, könne man sagen, daß jedes letzte Stoffelement, jedes Uratom, von dem Streben beherrscht wird, sich mit seiner Umgebung, d. h. mit sämmtlichen übrigen Uratomen ins Gleichgewicht zu setzen. „Wir können uns jedes Uratom mit dem Willen, sich mit der Umgebung ins Gleichgewicht zu setzen, und mit der Fähigkeit, dieses zu thun, ausgestattet denken. Dementsprechend dürfen wir jedes Atom als beseelt betrachten, und zwar in der Weise, daß es Störungen seiner Gleichgewichtsbeziehungen als etwas unangenehmes, dagegen den Eintritt in ein Gleichgewichtssystem als etwas angenehmes empfindet und eben deßwegen den Willen hat, sich mit allen übrigen Atomen, zunächst mit denjenigen seiner Nachbarschaft, ins Gleichgewicht zu setzen." Von dem „Willen zum Gleichgewicht" würde demnach nicht nur die Formenbildung in der organischen Natur beherrscht, sondern auch alles Geschehen in der unorganischen. Diese Gesichtspunkte werden dann, zunächst durch die unorganische Natur, durch die Gebiete der Physik, Chemie, Krystallbildung, dann durch die gesammte Welt der Organismen, Pflanzen und Thiere, hindurch verfolgt. Bezüglich der Entwicklungsgesetze des Pflanzenreichs hält sich Haacke hauptsächlich an die Darlegungen, welche Naegeli in seiner Mechanisch-physiologischen Descendenztheorie über die Entstehung mehrzelliger Pflanzen aus einzelligen, Entwicklung von Zellenkörpern aus Zellenreihen und Entstehung verzweigter Pflanzen aus unverzweigten gegeben hat, und er citirt ganze Absätze aus Naegeli, um darzuthun, wie sehr die Ergebnisse der Forschungen dieses hervorragenden Botanikers die von ihm vorgetragenen Anschauungen zu unterstützen geeignet sind. Auch beim Pflanzenkörper nämlich wird die Vereinheitlichung durch die Sonderung und verschiedene Ausbildung der Einzeltheile erhöht. Während die Organe vorher gleichwerthig waren, werden sie durch den stammesgeschichtlichen Differenzirungsproceß ungleichwerthig, so daß der eine Theil nicht mehr für den andern eintreten kann, sondern auf dessen Existenz, d. h. auf seine Thätigkeit angewiesen ist. Der eine Theil wird von dem andern abhängig, und dadurch wird die Pflanze nothwendig zu einem einheitlicheren

Digitized by Google

Gebilde. Haacke subsumirt dies unter den Begriff der „Zunahme des organischen Gleichgewichts“. Auf das hübsche, zur Verdeutlichung gewählte Beispiel der schrittweisen Umbildung glockenblumenartiger Pflanzen zu Körbchenblüthern näher einzugehen, müssen wir uns versagen.

Noch interessanter ist Haacke's eigene Darstellung der Formenentwicklung in der Thierwelt, ausgehend von den einzelligen Thieren, übergehend zu den mehrzelligen. Es werden da unter den letzteren unterschieden „Personen ohne“ und „Personen mit Personellen“. Letztere sind gewissermaßen aus zwei oder mehr neben einander liegenden gleichwerthigen Stücken, eben den Personellen, zusammengesetzt. Personen ohne Personellen findet man z. B. bei den Schwämmen, während die Personen sämmtlicher Nesselthiere, Würmer, Weichthiere, Stachelhäuter, Glieder- und Wirbelthiere aus Personellen zusammengesetzt sind. Auch beim Menschen kann man, da er zwei Arme und zwei Beine besitzt, da Kopf, Hals und Rumpf aus je zwei Hälften bestehen, da auch seine inneren Organe, wie Nieren und Lungen, und auch Sinnesorgane, wie Augen und Ohren, gedoppelt sind und das Großhirn zwei Halbkugeln aufweist, sagen, daß er aus symmetrisch gleichen Hälften oder Personellen zusammengesetzt ist. Die zahlreichen verschiedenen, in dieser Hinsicht bei der gesammten Thierwelt vorkommenden Typen werden in 16 Kategorien dargestellt, ebenso die Formen der sogenannten Thierstöcke oder stockbildenden Arten, die Differenzirung der Personen bei stockbildenden Arten, die Differenzirung der Organe, endlich die Entstehung der Lebensgemeinden, sowie der Faunen und Floren, was alles einen interessanten Ueberblick über die im Thierreich gegebene außerordentliche Mannichfaltigkeit der Verhältnisse darbietet.

Es ist gar nicht zu verkennen, daß diese ganze Mannichfaltigkeit und der gesammte Entwicklungsgang in den organischen Reichen durch den von Haacke überall hervorgehobenen Grundgedanken der Vereinheitlichung und Concentration der Orgonisation ungemein an Verständlichkeit gewinnt. Wir erhalten eine Vorstellung über Sinn und Inhalt des großen Werdeganges in der organischen Natur und wir fühlen uns dadurch bis zu einem gewissen Grade befriedigt. Etwas anderes ist es, ob wir den ganzen Hergang als ein „Streben nach Gleichgewicht“ bezeichnen dürfen. Haacke kommt auf diese Frage am Schluß des vorhin geschilderten Capitels wieder zurück und sucht sich aufs neue über die Berechtigung dieses Ausdruckes klar zu werden, indem er die aus der Mechanik bekannten Bedingungen einfacher Gleichgewichtssysteme in Parallele setzt, um nachzuweisen, daß es sich beim organischen Gleichgewicht jedenfalls nicht um Dinge handelt, wie wir sie an den sogenannten einfachen Maschinen der Physik, an Hebel, Rolle, Keil u. s. w. beobachten. Aber vom organischen Gleichgewicht und von einem Streben darnach könne man trotzdem sprechen. Denn offenbar könne man nicht sagen, daß die Theile eines sich entwickelnden Thierkeimes bereits mit einander im Gleichgewicht stünden, da der Keim sich unausgesetzt fortentwickelt, bis er einen bestimmten Dauerzustand erreicht hat. Es herrscht also so lange eine Entwicklungsbewegung in ihm, als ein gewisses Ruhebedürfniß noch nicht erreicht ist, und dieses Anstreben eines bestimmten Ruhestadiums ist eben das, was Haacke als „Streben nach Gleichgewicht“ bezeichnet. Auf den großen Entwicklungsgang der stammesgeschichtlichen Entfaltung des Thierreiches aber würde die gleiche Vorstellungsweise anzuwenden sein.

Wir wollen zunächst die Frage prüfen, ob denn überhaupt der Begriff des „Strebens“ nach einem Zustand in der Naturwissenschaft zulässig erscheint, ob wir da nicht, wie man vermuthen könnte, eine dem Naturforscher innerhalb seines Bereiches verbotene teleologische Anwendung vor uns haben. Wir glauben indeß, der Begriff des „Strebens nach Gleichgewicht“ darf vorläufig als nicht mehr und nicht weniger zulässig bezeichnet werden, als jener der Schwerkraft, der bis jetzt noch ziemlich unangefochten geblieben ist. Suchen wir uns die Analogie beider Fälle an einem ganz einfachen Beispiel klar zu machen. Ein Gewicht, an einem Bindfaden aufgehängt, wird durch Durchschneiden des letzteren zum Herabfallen auf die Erde gebracht. Analysiren wir diesen Vorgang in mechanischer Beziehung, so haben wir als ein erstes Moment das Durchtrennen des Fadens, wobei jedoch die für diesen Zweck aufzuwendende Kraftmenge — ob der Faden leicht oder schwer zu durchtrennen ist — für den übrigen Vorgang mechanisch nicht in Betracht kommt, daher im weiteren vernachlässigt werden kann. Die Hauptsache ist dagegen die lebendige Energie des freifallenden Gewichtes, ausgedrückt durch das halbe Product der Masse mal dem Quadrat der Geschwindigkeit. Sobald das Gewicht auf den Erdboden oder einen anderen Widerstand stößt, muß diese lebendige Energie in toto in andere Energieformen, großentheils in Wärme, übergehen; denn es kann ja nichts davon verschwinden. Ebenso muß umgekehrt der Ursprung dieser lebendigen Energie bekannt sein, und dieser liegt ihrem ganzen Betrage nach genau enthalten in jener Summe von potentieller Energie oder Spannkraft, welche, solange das Gewicht noch schwebend gehangen hatte, in der elastischen Dehnung des Bindfadens ihren Ausdruck gefunden hatte. Hiemit wären wir mit der mechanischen Analyse des Vorganges nun ganz und völlig zu Ende, und doch fühlen wir uns nicht befriedigt. Es genügt unsrer Vernunft nicht, das Quantitative des Energienumsatzes, das allein für die mechanische Betrachtung in Frage kommt, in Erfahrung gebracht zu haben, sondern wir wollen außerdem auch die Möglichkeit des Vorganges in anderem, gleichsam metaphysischem Sinne begreifen, wir wollen den Grund kennen, weßhalb das Gewicht sich zum Erdboden hinbewegt. Und um diesem Bedürfniß unsrer Vernunft zu genügen und lediglich hiezu, haben wir längst den Begriff der „Schwere“ oder, schlechter ausgedrückt, „Schwerkraft“ erfunden, womit aber wohlgemerkt an und für sich gar nichts Mechanisches ausgedrückt wird, sondern nur ein für das mechanische Problem durchaus gleichgültiges, lediglich zur Befriedigung unsrer Vernunft erfundenes Denkpostulat. Es schiene deßhalb auch nach unsrer längst gehegten Ueberzeugung viel zweckmäßiger, um diese Lage der Dinge klar und einleuchtend zu präcisiren, diese sogenannten „Kräfte“ der älteren Physik, die mit den wirklichen Zug- und Druckkräften und mit den Energien der neueren Physik gar nichts zu thun haben, weil sie keine Realitäten, sondern bloße Abstractionen, richtiger Speculationen sind, demgemäß auch nicht als „Kräfte“, sondern anders, etwa als „Strebungen“ zu bezeichnen. Die Schwere wäre demnach das „Streben der Körper nach Vereinigung“.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich unmittelbar, daß wir bei jedem mechanischen Vorgang, den wir beobachten, ein „Streben“, das denselben zu Grunde liegt, vorauszusetzen, am Ende gleich viel und gleich wenig Berechtigung besitzen. Wir können es thun, weil und insofern wir dadurch unsre Vernunft befriedigt fühlen, aber wir müssen uns vollkommen klar darüber sein, daß keine Spur einer mechanischen Erklärung der Vorgänge oder eines Beitrages dazu in einer derartigen metaphysischen Annahme jemals gefunden werden kann. Wir dürfen also auch bei den Organismen und ihrer Entwicklung, sofern dabei Gleichgewichtsverhältnisse in Betracht kommen, ein „Streben nach Gleichgewicht“ wohl annehmen, vorausgesetzt, daß wir mit uns im reinen sind, eine Erklärung der Vorgänge im mechanischen Sinne hiemit in keiner Weise zu beanspruchen. Oder, um es anders auszudrücken: da ein Streben nach Gleich-

gewicht überall, wo wir überhaupt Veränderungen und Bewegungen wahrnehmen, auch beim Werden der Krystalle wie aller organisirten Wesen mit gleicher Berechtigung vorausgesetzt werden kann, so wird uns die Annahme eines solchen Strebens zugleich alles, und eben darum im mechanischen Sinne auch nichts erklären.

Trotzdem nun, daß wir die Bedeutung des „Strebens nach Gleichgewicht" als mechanistische Erklärung rundweg in Abrede stellen, fällt es uns nicht ein, die Bedeutung des Haacke'schen Versuches überhaupt leugnen zu wollen. Derselbe ist genau ebenso berechtigt, wie es die erste Aufstellung des Begriffes der „Schwere" war, um das Streben der Körper nach Vereinigung damit zu kennzeichnen. Derartige metaphysische Annahmen dürfen wir weder über- noch unterschätzen. Ihr Werth steigt und fällt mit der Nothwendigkeit, mit der sie gedacht werden, und mit der Befriedigung, die sie unserm Denkvermögen gewähren. Was im besonderen aber das „Streben nach Gleichgewicht" betrifft, so haben wir darin jedenfalls die allgemeinste, allumfassendste metaphysische Formulirung, die wir überhaupt zu denken im Stande sind, da dieses metaphysische Princip allen Vorgängen, allen Veränderungen, allen Bewegungen im Weltall, von denen wir überhaupt Kunde und Wahrnehmung haben, also auch allem organischen Wachsen und Werden zuletzt zu Grunde liegend gedacht werden kann.

Was bedeutet aber schließlich absolutes Gleichgewicht? Haacke selbst sagt in einem, etwas früher erschienenen kritischen Aufsatz: „Absolutes Gleichgewicht bedeutet absoluten Tod." Ohne hierin einen Widerspruch erblicken zu wollen, ließe sich vielleicht sogar daran denken, dem „Streben nach Gleichgewicht" — ohne daß Haacke dies thut — eine besonders tiefsinnige metaphysische Bedeutung nahezulegen, indem man dasselbe, in Analogie der Clausius'schen Entropie, als das Streben in der Richtung nach einem endgültigen Beharrungs- und Endzustande auffaßt. Für die Organismenwelt käme dabei vielleicht etwas dem indischen Mysticismus, dem Sehnen nach dem Nirvana, nach der Erlösung vom Dasein verwandtes heraus, dem die Organismen auf ihrer höchsten Entwicklungsstufe zustreben würden, eine Möglichkeit, die wir hier nur um ihrer Merkwürdigkeit halber anmerken wollen, ohne ihr übrigens viel Gewicht zuzuschreiben.

Jedenfalls ist sicher, daß in dem Entwicklungsgange der Organismenwelt viel mehr geheimnißvolles drinnen steckt, als es nach Darwin eine Zeitlang geschienen hatte. Wenn wir zunächst auch nur die Erscheinung der Zweckmäßigkeit bei den Organismen in Betracht nehmen, so gibt uns diese schon unendlich viel zu rathen und zu erforschen.

Man denke nur an die merkwürdige Erscheinung, daß gebrochene und schief verheilte Knochen ihre innere Structur verändern und sich in höchst zweckmäßiger Weise den neuen Zug- und Druckrichtungen im Sinne größtmöglicher Widerstandsleistung anpassen. Da wir diesen zweckmäßigen Vorgang — auch wenn uns der Darwinismus sonst zulässig erschiene — durch letzteren in keinem Falle erklären können, so ist es offenbar, daß wir nach einem anderen Princip der Erklärung suchen müssen. Vielleicht dürfen wir daran denken, daß Zweckmäßigkeiten in der Natur überhaupt durch eine Art directer Bewirkung, durch eine „Reizwirkung" im weitesten Sinne zustande kommen könnten. Das wäre freilich noch keine mechanische Erklärung; der Mechanismus dieses Vorgangs bliebe erst zu erforschen. Allein vorerst wird es besser sein, sich zu bescheiden und solchen Erscheinungen gegenüber, wie es die merkwürdigen Schutzfärbungen der Thiere, die Anpassungen der Polarthiere an die Polarzone in Farbe, Haarbekleidung u. s. w. sind, mit unserem Urtheil zurückzuhalten, als uns den unhaltbaren darwinistischen Vorstellungen als angeblich einzigem Rettungsweg kritiklos in die Arme zu werfen.

Es gibt übrigens in dieser Richtung noch mancherlei merkwürdiges, was auf eine Art von Reizwirkung hindeutet. So beispielsweise die Erfahrung, daß Merinoschafe, welche man an den Congo, nach dem Sudan und Tripolis einführt, in diesen heißen Klimaten ihre Wolle vollkommen verlieren und ein glattes, windhundartiges Fell erhalten, während umgekehrt Kameele und Dromedare, von Afrika nach dem rauhen Tibet verschickt, dort zottige Felle gewinnen. Versuche ferner mit Schmetterlingen haben ergeben, daß die Färbung der aus den Raupen entstandenen Puppen je nach der Helligkeit und Färbung der Fläche, auf welcher die Raupen vor der Verpuppung sitzen, verschieden ausfällt, und zwar so, daß auf dunklem Grunde dunkle, auf hellem dagegen helle Puppen entstehen, so daß wir also sofort wieder eine Art von Schutzfärbung haben.

Haacke ist geneigt, auch in diesen Fällen ein „Gleichgewichtsverhältniß" zu supponiren, um dessen Herstellung es sich handle. Obwohl diese Annahme hier mehr eine bildliche Bedeutung besitzt, so läßt sich ihr eine gewisse Berechtigung, als Ausdruck zur Bezeichnung des Sachverhalts, doch kaum absprechen.

Im großen und ganzen aber erscheint das „Streben nach Gleichgewicht", da es nicht nur mit den organischen Reichen, sondern mit der ganzen Welt schließlich in Bezug gebracht werden kann, als eine viel zu allgemeine Idee, als eine rationalisirende Ansicht von der Natur, die uns vielleicht bis zu einem gewissen Grade zu befriedigen vermag, die aber doch im einzelnen zu wenig leistet, als daß wir im Stande wären, aus ihr irgend welchen Gewinn für unsre Einsicht in speciellen Fragen zu entnehmen. Aber Haacke hat ja nicht nur diese eine Idee zum Ausdruck gebracht, sondern er hat zuerst und vor allem die in der stammesgeschichtlichen Entwicklung sich aussprechende Tendenz zur Vereinheitlichung, zur strafferen Concentration des Baues mit Nachdruck hervorgehoben, und darin haben wir denn allerdings einen Gedanken oder vielmehr eine Thatsache, von der wir uns mehr Förderung versprechen dürfen. Diese Einsicht ist es vor allem, die uns ermöglicht, zur actuellsten der gegenwärtig in der Entwicklungslehre verhandelten und heiß umstrittenen Fragen eine bestimmte Stellung einzunehmen: Können Eigenschaften, welche das Individuum während seines Lebens erwirbt, ganz oder wenigstens theilweise auf die Nachkommen vererbt werden?

Herbert Spencer wird nicht müde, die ungeheure Bedeutung dieser Frage, deren bejahende Beantwortung nach ihm zweifellos feststeht, für die Biologie, nicht minder indeß auch für Hygiene und Sociologie, überhaupt für die ganze Zukunftsentwicklung des Menschengeschlechts hervorzuheben. Nachdem durch zunehmende Cultur jene rohere Form der Auslese im Kampf ums Dasein, welche in früheren Zeiten die Schwächeren beseitigt haben mag, mehr und mehr verschwindet, wäre die Gefahr einer allgemeinen Degeneration vielleicht groß, wenn wir nicht auf einen, allmählich erblich werdenden Einfluß hygienischer Factoren und Lebensgewohnheiten in der That rechnen dürften. In noch höherem Maße freilich wäre, im Sinne einer zukünftigen Erhebung der Menschheit über das gegenwärtige, vergleichsweise noch niedrige Niveau, auf erblich werdende Einflüsse und Neuerwerbungen in social-ethischer Richtung zu hoffen.

Ueber diese fundamentale Frage also erlaubt uns die Thatsache der zunehmenden Concentration des Baues ein gewisses Urtheil. Denn die wachsende Innigkeit der Wechselbeziehungen der Einzeltheile des Organismus mit fortschreitender stammesgeschichtlicher Entwicklung läßt keinen Zweifel, daß Veränderungen, welche das Individuum während des Lebens treffen, auch die Keimanlagen und Keime, von denen die Eigenschaften der kommenden Gene-

ration abhängen, bis zu einem gewissen Grade beeinflussen und in Mitleidenschaft ziehen müssen. Und dadurch muß dann auch ein erblicher Einfluß auf die nachfolgende Generation zustande kommen. Denn der ganze, hauptsächlich von Weismann ausgehende Widerspruch gegen die Vererbung erworbener Eigenschaften stützt sich eben darauf, daß nach dessen theoretischen Vorstellungen .eine Beeinflussung der Keime durch solche Veränderungen, die im übrigen Körper, im sogen. „Soma", vor sich gehen, durch neue Eigenschaften, die von letzterem erworben werden, nicht möglich sein soll. Weismann denkt sich eben die Keimanlagen und Keime von vornherein getrennt und ohne wesentliche Beziehung zum somatischen Theil des Leibes, eine Ansicht, die schon durch die Erfahrungen, die man an Castraten zu machen pflegt, in einem höchst zweifelhaften Lichte erscheint. Haacke ist denn auch vom Gegentheil so fest überzeugt, daß er schon bei einer früheren Gelegenheit den Satz aufstellte: „Das, was den Organismus zum Organismus macht, ist gerade der Besitz erworbener Eigenschaften." Aehnlich bezeichnet E. Haeckel die Vererbung der im individuellen Leben erworbenen Eigenschaften als „eine unerläßliche Annahme der monistischen Entwicklungslehre". „Wenn man mit Weismann und Galton dieselbe leugnet, so schließt man damit den umbildenden Einfluß der Außenwelt auf die organische Form überhaupt aus." Man kann hinzufügen, daß die Mehrzahl, namentlich der jüngeren und auch viele ältere Entwicklungsforscher mit Haacke in dieser Fundamentalfrage völlig übereinstimmen.

Bezüglich der übrigen Theile des Haacke'schen Buches müssen wir uns, des zugemessenen Raumes halber, kurz fassen. Das Capitel über Entstehung der Menschenform, worin die Abstammung des Menschen — nicht von Affen oder affenähnlichen Thieren — näher beleuchtet wird, kann man nur mit hohem Interesse lesen. Die Darstellung ist durchweg originell, abweichend von anderen; die ausgebreiteten Kenntnisse und die viele vorangegangene theoretische Gedankenarbeit kommen hier dem Verfasser besonders zu statten. Vielleicht noch größere Antheilnahme dürfte jedoch der folgende Abschnitt beanspruchen, der die „Schöpfung der Seele" auf Grundlage des Parallelismus der seelischen und mechanischen Vorgänge behandelt. Ueber den Grund dieses Parallelismus, „über die Art und Weise der Beseelung der Materie vermögen wir uns keine Vorstellungen zu machen. Wir können eben die Natur von zwei Seiten betrachten, sie nämlich erstens lediglich als ein System ungleich vertheilter und sich nach bestimmten Gesetzen bewegender Materie auffassen, und sie zweitens als ein System seelischer Vorgänge, die gleichfalls gewissen Gesetzen unterworfen sind, ansehen." Ferner: „Zu der Anschauung von dem Parallelismus der mechanischen und der seelischen Vorgänge gelangen wir durch Selbstbeobachtung."

Auf dieser Grundlage wird der Zusammenhang der Entwicklung der seelischen Vorgänge mit der allgemeinen organischen Entwicklung näher behandelt. Die Vereinheitlichung des Baues muß mit Nothwendigkeit auch zu einer Vereinheitlichung der Seele führen. „Je weiter die Vereinheitlichung der Stöcke, Personen und Zellen gediehen ist, desto einheitlicher ist auch die Stock-, Personen- und Zellenseele." „Ein Schwimmpolypenstock, der ein Gebilde von großer Einheitlichkeit darstellt, hat auch eine viel einheitlichere Seele als etwa ein Korallenstock, in welchem die einzelnen ihn zusammensetzenden Personen nur in lockerem Verbande stehen." Demgemäß gibt es auch „Individualitätsstufen der Gedächtnisse". Die Entstehung der Gedächtnisse, sowie der Erbgedächtnisse der Nahrungsaufnahme, Begattung, der Brutpflege und des Nestbauinstincts u. s. w. wird eingehend behandelt. Daran schließt sich dann die Schöpfung des Menschengeistes und der menschlichen Ideale, unter denen Schönheits-, Sittlichkeits- und Wahrheitsideale unterschieden werden. Ueberraschend ist, was Haacke da, um das Auftauchen des Schönheitssinnes in der Thierwelt zu illustriren, von den australischen Laubenvögeln erzählt, die durch Erbauung und Ausschmückung von Lauben, kleinen Gärtchen, Mooshüttchen u. s. w. — die mit den Nestern nichts zu thun haben — ihren Schönheitssinn zu befriedigen suchen. Ebenso seine eigenen Beobachtungen über Anfänge des Erforschungstriebes bei gewissen Affenarten.

Wir kommen zu einem letzten Abschnitt, der „die Bedeutung der Lehre vom Gleichgewicht für die Weltanschauung und Lebensführung" behandelt. Haacke hält, wie wir sehen, an seiner Lehre vom Gleichgewicht und vom Streben nach Gleichgewicht fest, mit der wir, da sie ein Metaphysisches betrifft, nicht rechten können, noch wollen. Ihre Zulässigkeit wird sich unter anderem namentlich auch an ihrer Tragweite ermessen lassen. Haacke versucht an verschiedenen Stellen ihre Anwendung auf das sittliche Gebiet. „Es scheint keine allzu gewagte Annahme zu sein, daß dort, wo Kräfte ein Gleichgewichtssystem erschüttern, wo in sich ausgeglichene Dinge gestört werden, Schmerz empfunden wird, dort aber, wo jene ein Gleichgewichtssystem aufbauen, wo Ausgleichungen entstehen, Lust." Der Wille des Menschen entspricht in seiner Abhängigkeit und Zusammensetzung dem complicirten Mechanismus der menschlichen Organisation. Da nun aber ein Mechanismus, dessen einzelne Componenten genau regulirt sind, niemals unschlüssig sein, sondern immer nur ganz bestimmte Veränderungen eingehen wird, deßhalb entsteht in uns das befriedigende Gefühl der „Willensfreiheit", wenn wir unsrer Organisation gemäß handeln, und zwar um so mehr, je geregelter der Mechanismus unsres Gehirns ist. „Je fester die einzelnen Componenten dieses Mechanismus mit einander verbunden sind, desto stärker spricht in uns die Stimme des Gewissens." „Was wir uns also in Bezug auf unsre sittliche Lebensführung aneignen müssen, das sind feste, sittliche Gedächtnisse, die uns, ohne daß wir einen Zwang spürten, dazu treiben, unter allen Umständen das Rechte zu thun."

Haacke verbindet aber mit der Lehre vom Streben nach Gleichgewicht noch einen tieferen Sinn. Was im Bereiche des Naturerkennens gilt, soll auch für die Gesammt-Weltauffassung als zulässig erscheinen. „Ohne die strenge Wissenschaftlichkeit irgendwie preiszugeben, dürfen wir von der Erreichung von Gleichgewicht als dem Zwecke des Weltprocesses sprechen. Und diese Erkenntniß befähigt uns nun ihrerseits, dem Gottesglauben gerecht zu werden." Haacke betrachtet die Zweckmäßigkeit des Naturprocesses als etwas, „das tief im Wesen des Kosmos begründet ist". „Wenn nun die Vorgänge in der Welt zweckmäßig sind — und daß sie den Eindruck des Zweckmäßigen machen, glauben wir hinreichend nachgewiesen zu haben —, so müssen wir eine Beschaffenheit und ursprüngliche Vertheilung des Stoffes annehmen, die selbst zweckmäßig waren, d. h. die Welt, in der wir leben, mit Nothwendigkeit entstehen lassen mußten. Und wenn der Naturforscher auch bei der Annahme einer ursprünglichen Welt, aus der die gegenwärtige mit Nothwendigkeit hervorgehen mußte, Halt machen muß, so ist es doch dem gläubigen Gemüth gestattet, unsre Welt als Zweck zu setzen und die Beschaffenheit der Materie und ihre ungleiche Vertheilung als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes. Aber weiter kommt auch der Gläubige nicht. Er muß Gott ebenso als gegeben annehmen, wie der Naturforscher die Welt als gegeben hinnimmt. In dem Bewußtsein, daß sie über den Urgrund der Dinge nichts wissen, können sich Naturforscher und Gläubige vereinigen."

In der Annahme eines auf das Erreichen von Gleichgewicht gerichteten Weltzweckes erblickt also Haacke die Möglich-

keit einer Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft. In der That kann darüber jedenfalls kein Zweifel sein, daß die Lehre von der Vervollkommnung aus innerer Nothwendigkeit etwas ganz anderes ist, als die trübselige Doctrin des Darwinismus vom Ueberleben des zufällig „Passendsten". „Vervollkommnung ist der kategorische Imperativ, dem die Welt der Körper sowohl als auch des Geistes zu gehorchen hat. Indem wir den Drang zur Vervollkommnung als einen der Welt eingepflanzten betrachten, gelangen wir zu einer Auffassung von Kunst und Religion, die sich mit echter Wissenschaftlichkeit verträgt."

Zum Schluß können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Durchführung der Haade'schen Gedanken sich wohl noch ungleich eindrucksvoller dann erörtern läßt, wenn die Naturforschung eines Tages auf demjenigen Standpunkt angelangt sein wird, dem sie ohne Zweifel mächtig entgegenstrebt nnd der sich vielleicht am einfachsten als das Aufgeben überflüssig gewordener scheinbarer Denknothwendigkeiten bezeichnen läßt. Eine solche scheinbar denknothwendige Annahme, mit anderen Worten eine Hypothese, war seit Demokrit die Voraussetzung der realen Existenz der Materie, als eines Sitzes und Ausgangspunktes von Kräften oder Energien. Die Lehre von den chemischen Atomen hat dieser Vorstellung anscheinend aufs neue Berechtigung verliehen, aber es dürfte der Tag kommen, wo die Naturwissenschaft es möglich findet, ohne jene hypothetische und im Grunde genommen ganz werthlose Annahme auszukommen, und wo ihr philosophisches Interesse groß genug geworden ist, um sich über diese Fragen auch ernstlich Rechenschaft zu geben. Die gewichtigsten Anzeichen für eine solche Wendung liegen ja bereits zu Tage. Will doch ein so bedeutender Physiker, wie E. Mach in seinen „Beiträgen zur Analyse der Empfindungen" (1886) die „gewöhnliche Materie" nur als „ein sich unbewußt ergebendes, sehr natürliches Gedankensymbol für einen Complex sinnlicher Elemente" gelten lassen, von dem, über diesen ökonomischen Gebrauchswerth hinaus, keinerlei Aufklärung und Offenbarung weiter, als von der Erfahrung selbst, zu erwarten steht. Das Ding, der Körper, die Materie sei daher „nichts außer dem Complex der Farben, Töne u. s. w., außer den sogenannten Merkmalen". Und in ähnlichem Sinne resumirte der Physiko-Chemiker Ostwald die Ergebnisse der heutigen physikalischen Energetik auf der letztjährigen Naturforscherversammlung zu Lübeck in einem öffentlichen Vortrage als „Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus". Dem, was uns vor allem in Gegenwart und Zukunft noth thut, einer Vereinheitlichung unsrer Weltauffassung kommen wir auf diesem Wege unzweifelhaft mächtig näher, und die Fortschritte der physikalischen Lehre von den Energien, besonders aber die Analyse der Sinnesempfindungen bieten uns die erwünschte Handhabe dazu. Die Schranke zwischen Psychischem und Physischem, zwischen Drinnen und Draußen, durch Convention aufgerichtet und durch Ueberlieferung mächtig verstärkt, muß allmählich verschwinden. Wir müssen einsehen lernen, daß es da nur auf den Standpunkt ankommt, von dem aus wir die Vorgänge betrachten, und daß wir uns diesen Standpunkt willkürlich wählen können. Nur auf dieser Grundlage werden wir zur Einheit und Festigkeit im Denken gelangen, so daß es möglich wird, einen gemeinsamen Ausgangspunkt nicht nur für das Naturwissen, sondern für alle menschliche Erkenntniß überhaupt zu gewinnen. Dann endlich werden wir auch im Stande sein, die letzten Probleme der menschlichen Vernunft mit ganz anderem Erfolge in Angriff zu nehmen, als dies heutzutage noch möglich ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Friedrich Nietzsche, Schriften und Entwürfe.** Der Verlag von C. G. Naumann in Leipzig gibt seit geraumer Zeit die Werke unsres Modephilosophen Friedrich Nietzsche heraus, der selbst, von Wahnsinn umnachtet, diese monumentale Ausgabe seiner Schriften nicht mehr mit Bewußtsein erlebt hat. Der Herausgeber ist Fritz Koegel, der wohl durch die treue Schwester des Naumburger Philosophen unterstützt wird. Die eigentlichen Werke liegen uns nicht vor — sie scheinen in früher erschienenen acht Bänden erschöpft zu sein — wohl aber die ersten zwei Bände einer zweiten Abtheilung (Bde. IX und X), welche die „Schriften und Entwürfe" aus den Jahren 1869—1876 enthalten. Im Gegensatz zu den „Werken" stellen die vorliegenden beiden starken Großoctavbände das Werden Nietzsche's dar. Hier ringt er noch mit dem Stoff und er ringt auch noch mit der Form, die noch nicht bis zum zugespitzten, von Scholalie durchsetzten Aphorismus gediehen ist, den er später so capriciös und einseitig ausgebildet hat. Bei der Vergötterung, die Nietzsche heutzutage in manchen Kreisen genießt, zumal in solchen „modernen", für die überhaupt jede Philosophie bei Nietzsche beginnt, weil sie nie eine andere kennen gelernt haben, ist es zu verwundern, daß die Herausgeber sich so viel Enthaltsamkeit auferlegt haben, daß sie ausdrücklich auf die Wiedergabe jedes Zettels von Nietzsche's Hand verzichten zu wollen erklären. Die Anordnung der Ausgabe ist, mit geringen Ausnahmen, streng chronologisch. Wir haben einzelne Gedanken und Entwürfe, Pläne und Bruchstücke unvollendeter Schriften vor uns. Philologie und Philosophie stritten sich damals um die arme Seele des jungen Philosophen. In den beiden Bänden wechseln darum Aufsätze philosophischen und pädagogischen Inhalts mit musikästhetischen und philosophischen Entwürfen. An erster Stelle steht die 1869 in Basel, gehaltene akademische Antrittsrede Nietzsche's „Homer und die classische Philologie", die zuerst unsre Beilage (v. 9. Aug. 1894) veröffentlicht hat. Es folgen Nachträge und Vorarbeiten zur „Geburt der Tragödie", „Empedokles", „Homer als Wettkämpfer", „Ueber die Zukunft unsrer Bildungsanstalten", „Bayreuther Horizontbetrachtungen" und „Das Verhältniß der Schopenhauer'schen Philosophie zu einer deutschen Cultur". Der zweite (X. Band) enthält schon vorwiegend philosophische Aufsätze, die vielleicht interessanter sind, als manche seiner ausgeführten späteren „Werke", denn sie zeigen uns, wie Nietzsche Philosoph wird; und gerade bei Nietzsche ist die Geschichte seiner Entwicklung weit interessanter als das Schlußergebniß, aus man nicht ohne Trauer betrachten kann. Es ist ein glänzender Geist, der kaum etwas von der Zerstörung ahnen läßt, die seinen eigenen Weg und sein Ende bezeichnet. Noch ringt er mit den Einflüssen Richard Wagners und Schopenhauers, noch hat er nicht in seiner Entbildung „den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben", noch haben sich nicht die Schatten des Wahnsinns auf ihr Opfer gesenkt. Wie immer man sich auch zur Nietzsche'schen Philosophie stellen möge — diese beiden Bände wird man nicht ohne Genuß durchlesen, freilich auch nicht ohne Bedauern darüber, daß so wenig Blüthenträume reiften.

wms. **München.** Anthropologische Gesellschaft. Sitzung am 21. Januar 1896. Vors. Dr. J. Ranke eröffnet die äußerst zahlreich besuchte Versammlung und gibt Prof. Buchner das Wort zu seinem Vortrag über „Anatomie und Aesthetik bei den Japanern". Die specifisch japanische Cultur hat mit dem Jahre 1868 eigentlich ein Ende genommen. Da die Japaner so energisch die abendländische Cultur in sich aufgenommen haben, ja überschätzt man sie, besonders den Chinesen gegenüber, sehr leicht, auch was ihre künstlerische Productionskraft anlangt. In den Tempeln z. B. sind die Standbilder des Buddha und der Gnadengottheit Kwaaon eigentlich aus Indien übernommen, wenn ihre Wiege nicht etwa gar im alten Hellas gestanden hat. Zwei specifisch japanische Figuren aber, die beiden Tempelhüter Nio, sind zwar von energischer Form, aber von absolut unrichtiger Musculatur und enthusiastischer Häßlichkeit. Die Japaner haben überhaupt den menschlichen Körper niemals ernsthaft künstlerisch verwendet. Der weibliche Act wird in objectiven Darstellungen rein genrehaft behandelt und beim männlichen Act bezwecken nur die Darstellungen der nur Musculatur und Fett gemästeten Ringkämpfer, die Aufmerksamkeit auf den Körper als solchen zu lenken. Einen Apollo zu denken fiel den Japanern nie ein; wirkliche Schönheit muß bei ihnen immer prachtvoll gekleidet sein. Nennen kommt dann auf die Bedeutung der in die altjapanische Tracht gekleideten Schönheiten des Yoshiwara für die Kunst zu sprechen. — Die Anatomie als Wissenschaft war den Aerzten nicht bekannt. Die ganze Medicin

baute sich auf einem aus dem Chinesischen übernommenen Buch über die Fieberlehre von ca. 350 v. Chr. und einem etwas jüngeren Buch über die nicht fieberhaften Krankheiten auf. Amputation eines Gliedes war nicht erlaubt. Nachweisbar ist die erste Leichenöffnung 1859 von einem holländischen Arzt auf Desima vorgenommen worden. Die altjapanischen Theaterstücke strotzen von blutigen Gräueln, die möglichst naturalistisch wiedergegeben wurden. Fälschlich wird japanischen Künstlern die Kenntniß der Perspective abgesprochen; sie ist wohlbekannt, wird aber nur vernachlässigt. Der Ueberschätzung der japanischen Kunst ist wohl Fenolossa am meisten entgegengetreten; aber da er der legitimistisch-reactionären Partei von Kioto, der alten Mikadoresidenz, angehört, so dürfte sein strenges Urtheil über das Utiope, die genehafte Kunst zur Zeit des Shogunats, von der Politik beeinflußt sein. Die ruhige Befriedigung eines wahren Kunstwerkes gewähren uns höchstens die japanischen Landschaftsbilder; sonst können wir nur die raffinirte technische Geschicklichkeit bewundern und das Fehlen der Anatomie bleibt völlig ein Räthsel. Immerhin herrscht in den gewöhnlichsten Bilderbüchern noch ein höherer Zug als in den Banalitäten der modernen europäischen Kunst, lediglich das unsichere Tasten und Suchen nach Neuem hat der japanischen Malerei einen solchen Einfluß auf die abendländische Schwester verschafft. Schließlich gibt es aber doch nur eine wahre Kunst und das ist und bleibt die Antike. — Prof. Dr. Graetz berichtete sodann über die neuentdeckten Röntgen'schen X-Strahlen, wobei er den geschichtlichen Entwicklungsgang jener physikalischen Entdeckungen, welche für die neue grundlegend waren, in präciser Weise darlegte und durch viele vorzüglich gelungene Experimente veranschaulichte. Bekanntlich geht der elektrische Strom ohne Schwierigkeit durch die verschiedenen leitenden Körper hindurch; nur in der (nicht leitenden) gewöhnlichen Luft erfolgt eine disruptive Entladung, eine Funkenbildung. Mit der Erfindung der Geißler'schen Röhren aber kam man darauf, daß der elektrische Strom in der verdünnten Luft sehr wohl fortgeleitet wird. Dabei zeigen sich in der Röhre Lichterscheinungen, welche bei der Anode stärker, bei der Kathode schwächer sind. Je nachdem Ammoniak, Wasserstoff, stärker verdünnte Luft in der Röhre ist, sind jene Strobleo rosa, bläulich, grün, violett ꝛc. und beschränken sich immer mehr auf den Raum um die Anode, während die Kathode dunkel bleibt, und erregen die Glaswand der Röhre zu einer Phosphorescenz. Durch Experimente ist weiter bewiesen, 1) daß diese Strahlen immer senkrecht zur Kathode stehen, gleichviel wo die Anode liegt; 2) daß sie durch den Magneten abgelenkt werden können; 3) daß die abgelenkten Strahlen leichtbewegliche Körper (Rädchen in der Röhre) in Schwingung versetzen können. Die Ablenkbarkeit der Strahlen durch den Magnet sprach dafür, daß sie von der Richtung des elektrischen Stromes abhängig seien. Die Prüfung mit der Magnetnadel ergab aber, daß die Kathodenstrahlen unabhängig sind von dem nur zwischen Anode und Kathode übergehenden Strom. Die Ablenkung durch den Magneten läßt sich also nur durch dessen Einwirkung auf das Medium erklären. Dann entdeckte man, daß die Kathodenstrahlen durch Metall hindurchgehen, und benützte dies dazu, sie aus der Röhre in die gewöhnliche Luft fortzupflanzen, während sie sonst durch die Glaswand immer absorbirt werden. Es zeigte sich durch die verschiedene Ablenkungsfähigkeit, daß die Kathodenstrahlen gemischt sind, d. h. von verschiedener Wellenlänge, falls sie überhaupt Wellen sind. Das war der Boden, auf dem Röntgens Entdeckung emporwuchs. Seine in Röhren mit bloß $^1/_{1000}$ mm Luftdruck erzeugten X-Strahlen gehen durch das Glas der Röhre wie Licht und außerdem durch alle nichtmetallischen Substanzen hindurch. Aluminium ist bis jetzt zu einer gewissen Dicke, Gold beinahe wenigst, Blei gar nicht durchlässig. Nicht wie bei anderem Licht die Farbe, sondern nur die Dichtigkeit des Gegenstandes ist maßgebend. Die X-Strahlen werden auch von Chlor- und Bromsilber absorbirt, haben also photographische Wirkung. Sie sind auch nicht durch den Magneten ablenkbar, zeigen im Prisma keine Brechung, bringen keine Interferenzerscheinung hervor, weßhalb eigentlich kein Beweis für ihre Wellenbewegung zu erbringen ist. Ihre Durchlässigkeit beruht aber vielleicht doch auf einer Bewegung von so minimaler Wellenlänge, daß die Molecüle der anderen Substanzen kein Hinderniß mehr bilden können. Zum Schluß machte Prof. Graetz mittelst der X-Strahlen eine photographische Aufnahme von einem geschlossenen Portemonnaie, welchen drei Geldstücke enthielt (Expositionsdauer 4 Minuten) und projicirte das Bild der sofort entwickelten Platte durch das Skioptikon auf den Schirm. Das doppelt bis 4fach gefaltete Leder bot den Strahlen kein Hinderniß, so daß die 2 metallenen Bügel und die 3 Geldstücke ganz scharf wiedergegeben wurden. Weiter wurden noch Photogramme einer in einen Holzpflock gedrehten Schraube, eines Bleistiftes, eines in einem Etui befindlichen Schmuckes, an dem die verschiedenen Steine ebenso verschieden durchlässig waren und dann zwei Bilder einer Hand gezeigt, bei denen sogar die Hohlräume in den einzelnen Phalangen noch sichtbar wurden. Diese im physikalischen Laboratorium der hiesigen Universität gemachten Aufnahmen sind ausnahmlos weit besser und schärfer als die anderswo bisher gefertigten Photogramme und riefen den lebhaftesten Beifall hervor.

h. **Baden-Baden.** Bei den hiesigen Canalisationsarbeiten wurden in den jüngsten Tagen einige werthvolle römische Funde zu Tage gefördert. Das schönste Stück ist eine vortrefflich erhaltene Goldmünze — denarius aureus — von Domitian, etwa fünf Meter unter der Straße gefunden; der sehr schön geprägte Kopf der Münze trägt die Umschrift: IMP. CAES. DOMIT. AVG. GERM. P. M. TR. P. VI (Imperntor Caesar Domitianus Augustus Germanicus Pontifex Maximus Tribunicia Potestate VI). Der Revers zeigt eine stehende Minerva mit Helm, Speer und Schild, in der rechten Hand Jupiters Blitz (?), mit der Umschrift: IMP. XIIII COS XIII. C. P. P. P. (Censor perpetuus Pntes Pntrine). Eine zweite Goldmünze, ebenfalls unter der Straße gefunden, zeigt den charakteristischen Kopf Nero's mit Strahlenkrone, sie ist stark beschädigt, auf der Vorderseite ist die Umschrift: NERO CAESAR AVG., auf der Rückseite eine weibliche Gestalt, auf einem Stuhle sitzend, zu erkennen. Eine große Bronzemünze (nen Unvum), in der Gernsbacher Straße gefunden, sehr gut erhalten, zeigt den Kopf Kaiser Hadrians in trefflicher Prägung mit kurzem Vollbart, lockigem Haar und Zackenkrone, auf dem Revers eine stehende weibliche Gewandfigur, links Füllhorn, in der rechten Hand eine Wage; rechts und links der Figur: S. C. (Senatus consulto), Umschrift: Moneta Augusti. Weiter wurden eine sehr gut erhaltene Spange (fibula) und ein schöngeformter Löffel aus Bronze, sowie verschiedene Gefäße mit interessanten Verzierungen gefunden.

* **Berlin.** Zur Reform der Verwaltung der Staatsarchive. Die „Schles. Ztg." weist darauf hin, daß in den neuen preußischen Etat ein Betrag von 18,100 M. für neue Vorsteherstellen bei den Staatsarchiven in Breslau, Koblenz, Düsseldorf, Hannover, Königsberg und Marburg eingestellt ist, und erläutert diese Thatsache nach den näheren Ausführungen des Etatsentwurfes folgendermaßen: „Es wird beabsichtigt, die Gehaltsverhältnisse der höheren Archivbeamten, unter unveränderter Beibehaltung derjenigen des Directors der Staatsarchive und des Directors des Geheimen Staatenarchives in Berlin, in gleicher Weise zu regeln, wie dies durch den Staatshaushaltsetat für 1. April 1895/96 bezüglich der höheren Beamten der königlichen Bibliothek und der Universitätsbibliotheken, sowie der größeren Universitätssammlungen ꝛc. geschehen ist. Es sollen demnach: 1) für die genannten sechs größeren Staatsarchive in den Provinzen besondere Vorsteherstellen mit Gehältern von 4500 M. bis 6600 M., aufsteigend in sieben Altersstufen von je drei Jahren um je 300 M., neu errichtet werden; 2) die bisher mit Gehältern von 3600 M. bis 6000 M. dotirten Stellen der Geheimen Staatsarchivare in Berlin, jedoch erst nach dem Ausscheiden der gegenwärtigen Stelleninhaber, welche in ihren bisherigen Gehaltsverhältnissen belassen werden sollen, mit denjenigen der Staatsarchivare und Archivare in den Provinzen zu einer Gehaltsclasse vereinigt werden; 3) die Staatsarchivare und Archivare, unter Erhöhung ihres seitherigen Mindestgehaltes um 300 M., Gehälter von 2100 M. bis 4500 M. erhalten, wobei das Höchstgehalt in 27 Jahren, nämlich durch Gehaltszulagen von je 300 M. nach 3, 6, 9, 12, 15, 19, 23 und 27 Jahren erreicht wird; 4) der Hälfte der Staatsarchivare und Archivare feste pensionsfähige Zulagen von je 900 M. gewährt werden. Der vorliegende Etat veranschlagt die aus der neuen Gehälterregulirung sich ergebenden Aenderungen in den bisherigen Etatsansätzen auf eine Mehrausgabe von 27,000 M. für die sechs neuen Archivvorsteherstellen unter Wegfall von 26,400 M. für sechs Stellen von Staatsarchivaren, eine Mehrausgabe von 3100 M. bei den 32 Stellen der Staatsarchivare und Archivare, sowie auf eine Mehrausgabe von 14,400 M. an festen Zulagen von je 900 M. für 16 Stellen der letzterwähnten Beamtenclassen, so daß sich insgesammt eine Mehrausgabe von 18,100 Mark ergibt. Der Unterschiedsbetrag zwischen den Mindestgehältern der Geheimen Staatsarchivare beim Geheimen Staatsarchive in Berlin und denjenigen der Staatsarchivare und Archivare (10,500 Mark) kommt in Folge der Vereinigung dieser beiden Beamtenclassen

künftig in Wegfall." Ueberdenkt man diese Ausführungen weiter, so bemerkt man leicht, daß es sich bei der angekündigten Neuerung keineswegs blos um eine bessere Regelung der Gehaltsverhältnisse auf breiterer Grundlage der Billigkeit handelt, sondern vielmehr zugleich eine innerlich bedeutende Reform der Archivverwaltung, zumal an ihrer Spitze, in Aussicht steht. Indem nämlich werden so sechs größere Provinzialarchive der Monarchie künftig dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin der amtlichen Bedeutung nach gleichgestellt; eine ideale Aufklärung, wie sie in wissenschaftlicher Beziehung — man vergl. die Analogie der Universitäten und Bibliotheken — durchaus gesund und zu wünschen ist, um so mehr, als sich ein reales Uebergewicht zu gunsten der Hauptstadt so doch zu allen Zeiten geltend machen wird. Es versteht sich von selbst, daß alsdann der Director des Geheimen Staatsarchivs in Berlin nicht mehr, wie bisher, in Personalunion mit dem Director der Staatsarchive überhaupt identisch sein wird; gleich den übrigen Einzelarchivvorstehern würde er vielmehr dem letzteren untergeordnet sein. Bis auf Hrn. v. Sybel fand sogar eine dreifache Aemter- und Competenzen-Cumulation statt, da der Director der Staatsarchive nicht blos nach unten hin zugleich Director des Geheimen Staatsarchivs, sondern auch nach oben hin zugleich vortragender Rath und Decernent für das Archivwesen im Ministerium des Aeußern war. Der ganze unwürdige Hader über die zweckmäßigste Wahl eines Nachfolgers für Hrn. v. Sybel, der nach dessen Tod die preußischen Zeitungen durchzog, läßt sich, soweit er überhaupt sachliche Klagen und Wünsche enthielt, auf die Thatsache jener abnormen Aemterhäufung und Instanzenverschmelzung zurückführen. Wird, wie es nunmehr die Absicht zu sein scheint, zum Director des Berliner Geh. Staatsarchivs ein tüchtiger Fachbeamter, wie in den Provinzen, ernannt, die Gesammtdirection der Archive dagegen einem in preußischer Staatsgeschichte bewährten historischen Forscher übertragen, das Decernat im Ministerium endlich wieder einem höheren Verwaltungsrath, so werden die Interessen der Centralisation und der örtlichen Selbständigkeit mit einander vertreten und nicht minder die wissenschaftlichen gegen die Verwaltungsinteressen in richtiger Weise abgewogen sein.

St. Vom. Die Ausgrabungen, welche man im vergangenen Sommer in der ehrwürdigen Basilica von S. Sabina auf dem Aventin anstellte, sind nunmehr beendet oder doch wenigstens zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. Dieselben erstreckten sich nur auf eine Untersuchung der Bodenfläche und der Stufen von Altar und Bischofsstuhl im Chor und förderten recht interessante Resultate zu Tage. Zunächst entdeckte man fast einen Meter unter dem heutigen Fußboden das alte Paviment, aus Marmorplatten zusammengesetzt und von seinem opus alexandrinum umrahmt. Da die Schutthaufen noch nicht weggeräumt und die Löcher noch nicht wieder ausgefüllt sind, so kann man diese Spuren auch heute noch verfolgen, gewiß nicht mehr für lange, da durch dieselben das Lesen der Messe im Chor nämlich gemacht wird. — Eugen II. ließ die Kirche im Jahr 824 restauriren und aus dieser Zeit werden nicht nur der neuentdeckte Fußbodenbelag, sondern auch bedeutende Sculpturreste stammen, die einst zum Schmuck der Ambonen und Chorschranken dienten, und die man jetzt unter den Stufen von Altar und Bischofsstuhl wieder hervorgezogen hat. Als Sixtus V. (1487) die Feier von Vespermessen in S. Sabina festsetzte, verschwanden die letzten Spuren einer altchristlichen Basilica aus der ehrwürdigen Kirche, und in barbarischer Weise zerschlug man den vorhandenen Marmor und verwandte ihn für die neuen Arbeiten, indem man die neubearbeitete Fläche nach oben kehrte. So konnten diese Trümmer nur arg verstümmelt wieder ans Tageslicht gefördert werden, aber das Fehlende wurde gewissenhaft ergänzt und das Ganze in geschmackvoller Weise an der Wand des linken Seitenschiffes eingemauert. Die Sculpturen sind rein decorativen Charakters, Kreuze, Palmetten und Rankenwerk ganz in der Art gearbeitet, wie die berühmten Schranken von San Clemente, die etwa gleichzeitig ausgeführt wurden und, wie bekannt, bis heute in völlig unversehrtem Zustande erhalten blieben.

Weit umfassender und in ihren Resultaten noch viel ergiebiger sind die Restaurationen, die schon seit 1891 in S. Maria in Cosmedin ausgeführt werden und leider seit Jahresfrist eingestellt sind, wahrscheinlich weil in den arg bedrängten italienischen Finanzen die Mittel fehlen. Dieselben bezwecken eine Wiederherstellung der ganzen ehrwürdigen Kirche, deren Geschichte wir bis ins 8. Jahrhundert und darüber hinaus verfolgen können, und erstrecken sich zunächst auf Chor, Gaghaus und das linke Seitenschiff, während das rechte für den Gottesdienst reservirt blieb. Reste der alten Malereien, die wahrscheinlich aus der Zeit Nicolaus I. (858—867) stammen, von denen noch Crescimbeni, der Biograph der Kirche im Anfang des vorigen Jahrhunderts einen Theil gesehen, wurden am Triumphbogen und an den Hochwänden des Chors wieder bloßgelegt und sind leider durch die hohen Gerüste, von denen die Leitern entfernt wurden, fast ganz verdeckt. Doch erkennt man rechts über dem Triumphbogen Schaaren anbetender Engel, die sich nach dem Throne oder dem Portrait Christi in der Mitte wenden; an der rechten Wand werden zwei Rundbilder sichtbar, wie es scheint, die Bildnisse zweier Apostel. Von den Hochwänden des Langhauses ist ebenfalls die alte Tünche, rechts sogar der ganze Kalkbelag entfernt, so daß man hier und dort zwischen den Ziegelsteinen größere und kleinere antike Fragmente eingemauert entdeckt. Links kam eine ornamentige Decoration zum Vorschein, eine Cassettenreihe, zwischen welcher sich schwere Fruchtgehänge hinziehen. Dieselbe dürfte den Arbeiten angehören, von denen eine Inschrift berichtet, die heute mit anderen Fragmenten am Boden liegt und nach welcher Leo X. die Kirche restaurirte, die Eugen IV. aufgehoben hatte. Dieselbe Inschrift rühmt den Cardinal Leopoldo de Medici als den glänzenden Wiederhersteller des Gotteshauses im Jahr 1671, und es ist der Zweck der modernen Arbeiten, die Spuren dieser brutalen Restauration, die nichts von der Schönheit der altchristlichen Basilika übrig ließ, zu tilgen, um sie im Stile eines anderen Wohlthäters wiederherzustellen, dessen Grabmal noch heute in der Vorhalle der Kirche sichtbar ist. Cardinal Alfonso nämlich, Camerlengo Calixt II., hat dem Innern der Kirche für ein volles Jahrtausend seine Schönheit und seinen Charakter gegeben. Noch steht der Altar — eine antike Wonne aus rothem Granit — unberührt, den er mit vielen anderen Geschenken der Kirche darbrachte und den, wie die Inschrift rühmt, der Papst mit eigener Hand im Mai des Jahres 1123 weihte. Noch ist auch ein Theil des „opus alexandrinum" erhalten, mit welchem er den Boden der Kirche schmücken ließ und das durch die Schönheit der Zeichnung, die Vollendung einer allen Stürmen der Zeit Widerstand leistenden Technik vielleicht alle Mosaikfußböden in den Kirchen Roms übertrifft. Aber die Schranken des Presbyteriums, die wie in S. Clemente weit in das Langhaus der Kirche hineinragten und die beiden noch heute erhaltenen Ambonen mit umfaßten, wurden niedergelegt und theilweise in den Fußboden der Kirche eingefügt. Dort hat man heute die wohlerhaltenen Fragmente entdeckt, köstliche Mosaikplatten, die auf der umgekehrten Seite des Marmors mit reichen Sculpturen verziert waren. Bis jetzt sind drei solcher Platten aus dem Boden herausgehoben, zwei unter ihnen mit einer Inschrift, die diese Arbeiten als ein Geschenk des Alfanus an die Jungfrau Maria bezeichnet; andere Platten sollen unter dem Pontificat Gregors XIII. aus der Kirche entfernt worden sein und sind seitdem verschwunden. Jedenfalls lehren diese köstlichen Fragmente mit den reichen Sculpturen von Kreuzen und Palmetten auf der einen Seite, dem wundervoll gearbeiteten Mosaik auf der anderen, daß die Chorschranken in S. Maria in Cosmedin in ähnlicher Weise gearbeitet waren, wie die heute noch erhaltenen in S. Clemente, S. Cesarea und SS. Nereo ed Achilleo. Eine Fülle geringerer Fragmente, die unter dem Altar in dem Fußboden aber im Mauerwerk an den Wänden entdeckt wurden, liegen heute über den Boden zerstreut und man darf behaupten, daß dieser trümmerhafte Zustand besonderen Reiz auf den Besucher ausübt, besonders nachdem die Barockdecoration überall soweit entfernt ist, daß das alte Bild der Basilica durchschimmert. Und doch wollen wir hoffen, daß auch hier einmal Ordnung geschaffen wird, und daß der verständnißvolle Plan, den man für die Wiederherstellung der alten Kirche entwarf, bald zur Ausführung gelangt.

J. G. Cotta'sche Buchhandl. Nachf. in Stuttgart.

Schwester-Seele.

Roman von

Ernst von Wildenbruch.

Neunte Auflage.

Preis geheftet 4 Mark.
Elegant gebunden 5 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchh.), Berlin, Lützowufer 33/34. (1484)

Soeben erschien:

Roland's Schildknappen

oder

Die Komödie vom Glück.

Volksmärchen in drei Akten und einem Vorspiel

von **Paul Heyse.**

Preis 1 M. 60 Pf.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 29. Januar. Nummer 23.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Heirath aus Rache. — Socialistische Pastoren. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Heirath aus Rache.

(Ein Fragment von Grillparzer.)

E.C. Zu jenem berühmten Dutzend von Motiven, worauf sich bekanntlich nach dem Ausspruch eines geistreichen Franzosen alle Poesie zurückführen läßt, gehört wohl auch das der verschmähten Liebe.

Gar mächtig muß es alle Völker schon in ihrem Jugendalter gepackt haben, denn allenthalben begegnen wir ihm in Märchen und Sage. Was hier so naiv und unbefangen dargestellt wird, daß höchstens unsre prüde Zeit in den „bearbeiteten“ Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen Anstand nimmt, es der Jugend zu erzählen, das ist auch noch für die moderne Dichtung mit ihrer raffinirten Technik schärfster Seelenbeobachtung ein lohnender Vorwurf. Freilich hat sie nicht mehr an dem Hin und Wider der Intrigue ihre harmlose Freude, um das Pärchen schließlich sich kriegen oder sich nicht kriegen zu lassen: wir wollen das vibrirende Gehirn bloßgelegt, die Localisationscentren herausgearbeitet, das feinste Geäder unsrer Seelenvorgänge aufgedeckt sehen. Wir fragen nach der Kraft, nach dem seelischen Antrieb, der zu unendlicher Rache oder neckisch geführtem, aber tiefernst gemeintem Kampf anstachelt.

Grillparzer, diese überaus fein empfindende und sensitive Natur, bemerkt einmal: „Es geht beim Gemüth wie beim Körper. Beide haben Theile, die nicht entblößt sein wollen.“ Und wirklich: nichts kann das Weib dem Manne weniger vergeben, als sie schwach gesehen und ihr widerstanden, ihr Thränen entlockt und sie nicht getrocknet zu haben. Das Motiv der verletzten Schamhaftigkeit nimmt da eine Wendung auf psychisches Gebiet. Verschmähte Liebe ist für das Weib Entehrung der Seele, und kommt noch das Bewußtsein dazu, selbst zu weit gegangen zu sein, so führt dies unfehlbar zur Raserei und läßt zu den verzweifeltsten Mitteln greifen, um dem Affect nur einigermaßen Luft zu verschaffen. Dann beherrscht die Seele nur ein Gedanke: die Schmach am Ende doch in einen Triumph zu verwandeln. Unbedenklich wird die letzte Karte, die das Weib ausspielen kann, hingeworfen. Sie will und muß gefallen und gefällt. Welche Genugthuung für die Verschmähte, zu zeigen, daß es an ihr ist, zu wählen und zu beglücken; welche Genugthuung, sich als verbotene Frucht nur desto heißer begehrt zu wissen und doch selbst die Scheidewand aufgerichtet zu haben zwischen sich und ihm, zwischen Vergangenheit und Zukunft für immer! Für den Augenblick gilt der Preis, den sie für diese Wonne zahlen muß, gering, und sie geht die Heirath ein — aus Rache.

Unabsehbare Wirrnisse, unendliche Qualen sind damit heraufbeschworen. Er, der sich geliebt glaubte, sieht sich nun verabscheut; sie fühlt sich verkauft und empfindet in dem, was der Gatte als Recht fordert, die größte Schmach, die ihr angethan werden kann, beide sehen sich hintergangen, betrogen. Leid häuft sich auf Leid und nur ein tragischer Abschluß kann die leichtfertig geschürzte Intrigue enden.

Welche Tiefen der menschlichen Seele sich da aufthun — wir möchten sie von einem wahren Dichter geschildert sehen. Freilich dem schalen Ausgang des Pariser Boulevarddramas, das mit einer zerschossenen Hand, deren Entstellung ein Handschuh künftig verdecken kann, alles sühnt, dürften wir dabei nicht begegnen.

Ein wahrer Dichter befand sich schon einmal auf dem besten Wege, diese schwere Aufgabe zu lösen, und es ist ewig zu bellagen, daß er das Begonnene unvollendet ließ.

Unter den vielen Entwürfen und Plänen, Spänen und Schnitzeln von Stoffen und Charakteren in Grillparzers Nachlaß hat sich auch ein unbetiteltes Fragment[1]) gefunden, dessen Entstehungszeit, Quelle und Absichten den Grillparzer-Forschern bislang verborgen geblieben sind. Freiherr v. Rizy, des Dichters Freund, wies auf einen ebenso einsam stehenden Lustspieltitel „Der Nebenbuhler seiner selbst“ hin, Sauer streifte schon das Richtige mit der Annahme eines „Trauerspiels in Sicilien“. Man sieht schon aus den supponirten Titeln, wie weit die Ansichten über unser Fragment auseinandergehen. Beide stimmen aber darin überein, daß die Scene, welche in zwei nicht unwesentlich von einander abweichenden Fassungen erhalten ist, und die dazu gehörigen kurzen Notizen nach Vollendung von „Weh dem, der lügt!“ geschrieben wurden, also aus Grillparzers reifster Zeit stammen, da er die dramatische Form mit vollendeter Meisterschaft beherrschte.

Offenbar haben wir es mit einer Exposition zu thun. Wir befinden uns in einem gothischen Zimmer mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren. Es ist früher Morgen, das Theater leer. An der Thüre des Haupteingangs wird gepocht. Eine Dienerin, Rise, tritt aus der Seitenthüre rechts und bleibt auf der Schwelle zurücksprechend stehen:

„Entfernt euch! Schnell! Man pocht. Zieht an die Thür,
Daß sie unkenntlich eingreift ins Getäfel.
Die Leiste ragt noch vor. Nur schnell. Man kommt.“

Sie ist verwirrt, und nur zögernd schließt sie dem immer heftiger Pochenden auf. Es ist Alvaro Lancia, der Connetable, der verstört mit einem offenen Brief in der Hand eintritt; er fürchtet trotz der frühen Stunde schon zu spät gekommen zu sein. Spähend blickt er umher; links befindet sich der Eingang zum Schlafgemache der Herrin: den verwehrt ihm Rise; argwöhnisch tritt er rechts ein, in „ein fürstlich Prunkgemach, tief dunkelroth wie Blut, mit goldnen Leisten, so öd, so leer“; ein Bild darin fesselt seinen Blick: das des Anherrn des königlichen Hauses. Knirschend wirft er sich in einen Lehnsinhl: könnte er nur die eigene Schmach so zerknittern wie diesen Brief; doch das Geheimniß, das jene Zeilen halb nur stammeln, Rise kennt es, und mit dem Dolche will er's ihr entreißen.

[1]) Sämmtliche Werke. Fünfte Ausgabe. XIX. 133 ff.

Einen Schritt weiter führt die zweite Fassung. Alles hat jenes Blutgeschlecht, „das nun das Scepter führt mit Panzerhänden", niedergeworfen, doch eines blieb als Erbe früherer Macht, die Ehre. An die sollen sie nicht tasten. Der Dolch wird Nise zum Geständniß bringen, welcher Mann sich in des Dunkels Hut ins Schloß schleicht und mit der Herrin Zwiesprach hält. Die heftigen Reden führen den alten Siffredi herbei, der selbst für seine Tochter einstehen will. Ein Unbekannter hat Alvaro das warnende Schreiben in die Hände gespielt. „So?" sagt Siffredi.

„Ein Unbekannter?
Wer seinen Namen birgt, wenn er beschuldigt,
Nennt statt des Namens seines Namens Werth
Und nennt Verräther sich, Verleumder, Schurk,
Je nach dem Band, an dem er tückisch frevelt."

Damit schließt auch dieses Fragment.

Für die ausgesprochene Ansicht, es sei als Exposition des Dramas anzusehen, spricht eine Reihe von Umständen: Nise's in die Scene gesprochene Worte erregen sofort Spannung, die durch das räthselhafte Gebaben des Connetable gesteigert wird; erst aus den Worten, mit denen er Nise bedroht, erfahren wir, worum es sich dreht; damit läuft parallel das Spiel mit dem Brief, mit dem er hereinkommt, den er voll Wuth zerknittert, und dessen Inhalt gleichfalls das Geheimniß verräth: in der Antwort Siffredi's laufen diese Fäden zusammen, um zum Knoten geschürzt zu werden: die scheinbare Lösung, die in der versuchten (und wahrscheinlich auch gelungenen) Beruhigung des Connetable liegt, kann doch den Zuschauer nicht beruhigen, der bereits eine Ahnung davon hat, daß sich der Gesuchte hinter der Scene befinde. Das ist das eine Moment; ein zweites sehe ich in der Auseinandersetzung über das Verhältniß des Connetable zu der herrschenden Dynastie und in der ausführlichen Schilderung des Locales: wozu die genauen Angaben über die Lage der Räumlichkeiten, wozu die ausführliche Schilderung jenes Prunkgemaches, wenn nicht damit in die künftige Verwicklung, die ja wesentlich auf dem Geheimniß der Oertlichkeit beruht, eingeführt werden soll?

Bei der Verfolgung einer ganz anderen Fährte ward ich auf Grillparzers Vorlage geführt. Im Jahre 1856 wurde in Linz eine Oper „Bianca Siffredi" von Dupont aufgeführt; damals schrieb Zedlitz an seine Freundin Binzer: „Dasselbe Sujet aus Gil Blas war der Gegenstand meiner ersten Tragödie, als ich etwa dreizehn Jahre alt war." Ganz unzweifelhaft ist damit die Novelle „Le mariage de vengeance" gemeint, das vierte Capitel des vierten Buches von Le Sage's allbekanntem Roman. Ihr Inhalt ist spannend und anregend.

Enrique, der Erbe des sicilischen Thrones, wird im Hause des staatsklugen Kanzlers Siffredi erzogen, zu dessen Tochter er eine nicht unerwidert gebliebene tiefe Neigung faßt. Um sie jederzeit sprechen zu können, läßt er gelegentlich einer Abwesenheit ihres Vaters durch einen geschickten Baumeister eine geheime Thüre in das Getäfel der Wand, die sein Gemach von dem Bianca's trennt, einfügen. Doch das Geschick, das Enrique zum König macht, trennt auch die Liebenden, da die Erwerbung des Reiches an die Vermählung mit einer Verwandten gebunden ist. Das kann zwar des Prinzen Treue nicht wankend machen: er gibt Bianca ein Blatt mit seiner Unterschrift zu beliebigem Gebrauche in der Meinung, sie werde es entsprechend ihren gemeinsamen Wünschen ausfüllen; allein Bianca überläßt es, da sie noch nicht über sich selbst verfügen könne, dem Vater, der, das persönliche dem Staatsinteresse aufopfernd, in diesem Schriftstücke den König erklären läßt, er unterwerfe sich jener Bedingung. Enrique sieht sich überrumpelt und durch die im voraus gegebene Unterschrift gebunden, auch jubelt alles Volk über die Aussicht, daß durch den weisen Entschluß des jungen Herrschers der Friede erhalten bleiben werde. Um den Liebenden alle Hoffnung abzuschneiden, läßt Siffredi sofort seine tief erregte Tochter der neuen Braut des Königs huldigen und drückt entschieden den Wunsch aus, sie möge, um aller üblen Nachrede auszuweichen, sich sogleich dem Connetable, der eben um ihre Hand geworben habe, vermählen, dem ersten nach dem König. Nach schwerem Kampf entschließt sie sich zu diesee Heirath — aus Rache gegen den treulosen Enrique. Doch ihr Muth bricht zusammen, da die Dieneeinnen sie mit ihrem Gatten im Brautgemach allein lassen; sie bricht in Thränen aus, vergräbt sich in den Kissen und nicht eher beruhigt sie sich, als bis er ihr volle Ruhe und Ungestörtheit versprochen hat; er besitzt Kraft genug, um seinen Verdacht zu verbergen, dem er freilich in den langen Stunden seiner trostlosen Hochzeitsnacht desto selbstquälendee nachhängen kann. Da hört er leise und seufzend die Stimme eines Mannes „Bianca" rufen; ee greift zum Degen, dessen Spitze die eines andern berührt; er dringt weiter vor, man zieht sich zurück; ee durchsucht alle Winkel des Zimmers und eilt zur Thüre: sie ist verschlossen; ee ruft Bediente und durchsucht aufs neue das Gemach: doch nichts ist zu finden, und endlich gibt er die Nachforschungen auf, um nicht sein Mißtrauen Bianca zu verrathen. Siffredi, dem er am Morgen das nächtliche Abenteuer entdeckt, sucht ihn zu beruhigen und verweist ihn auf die Zukunft. Noch mehr erzürnt ist Bianca über dieses freche Eindringen des treulosen Königs in ihr Gemach, was sie jetzt nur als neuen Schimpf auffaßt und um so tiefer dem Verräther grollt, der doch nichts ahnend, bloß um sie übee die Ueberraschungen des Tages und seines Benehmens aufzuklären, sie aufsuchen wollte. Daß er sie sprechen müsse, steht ihm fest. Auderntags bei der Jagd entfernt er sich vom Gefolge. Im wohlbekannten Park des Schlosses trifft er Bianca mit ihrer Vertrauten Nise und stürzt sich ihr zu Füßen; doch im Uebeemaß des Schmerzes erstickt nur Schluchzen ihre Stimme, um ihn dann durch die Enthüllung der ganzen Wahrheit niederzuschmettern. Sie überschüttet Enrique mit Vorwürfen über seine Untreue und Heuchelei und verläßt ihn darauf schnell. Ee ist aufs schwerste betroffen, da ee doch an dem Ganzen nicht schuldig, sondern einzig die unselige Staatsklugheit ihres Vaters. Nun muß er sie noch einmal sprechen, sich rechtfertigen und alles aufklären. Unter der Beschuldigung eines Majestätsverbrechens wird der Connetable plötzlich verhaftet; da der bestürzte Schwiegervater für ihn um Gnade bittet und bürgt, sagt Enrique dessen baldige Freilassung zu; doch inzwischen will er ungestört mit Bianca Zwiesprach halten. Er findet sie verzweifelnd, selbst verzweifelt, da er nicht helfen, nicht trösten kann. Dem Connetable wird sein früherer Beedacht durch seine ungerechte Verhaftung zur Gewißheit. Auf seine Bitten läßt ihn der ganz ergebene Gouveneur der Citadelle frei; er eilt nach Belmonte, spürt argwöhnisch im Schlosse umher und versteckt sich endlich hinter einem Wandschirm des Vorsaales, um die Ein- und Ausgehenden beobachten zu können. Da wird Bianea's Gemach geöffnet, er hört die Stimme des Königs und mit gezücktem Degen stürzt er auf ihn los; es entspinnt sich ein wüthender Kampf; der Connetable gibt sich allenthalben Blößen und sinkt zum Tode verwundet. In einer plötzlichen Regung von Mitleid beugt sich Bianca über ihren Gemahl; da stößt er ihe mit dem letzten Rest seiner Kraft den Stahl in den Leib und stirbt zufrieden, weil sein Unglück dem verhaßten Nebenbuhler doch keinen Vortheil bringt. Vergeblich bemüht sich dee König um die Todwunde, ihren letzten Seufzer haucht sie ihm und dem herbeigeeilten Vater entgegen, der

Digitized by Google

nun die Frucht seiner allzugroßen Sorglichkeit und seines Uebereifers erkennen muß.

Bei dem geringen Umfang des auf uns gekommenen Fragments lassen sich nicht viele Anknüpfungspunkte an Grillparzers sonstiges Schaffen erwarten. Immerhin klingt das Motiv des treuen Dieners, der sein häusliches Glück dem Staatswohl aufopfert, an; auch sind Bianca und Erny verwandte Charaktere und ähnlich ist ihre Stellung zwischen zwei Männern; in der Banban-Tragödie begegnet uns gleichfalls bereits das Motiv der geheimen Thüre. Andrerseits läßt sich an „Weh dem, der lügt!" anknüpfen: Siffredi, Enrique und Bianca handeln mit Hintergedanken; ihre Ueberklugheit stürzt sie ins Verderben: solches Klügeln und Deuteln ist aber gerade ein charakteristischer Zug für Grillparzers ganze Individualität.

Ein Vergleich zwischen der ausgearbeiteten Scene und der Vorlage lehrt, daß der Dichter die Fabel in wesentlichen Stücken veränderte. Bezüglich der Voraussetzungen ist das Locale wohl gewahrt: die Anspielung auf die Leiste zeigt, daß das Motiv der geheimen Thüre weiter verwerthet werden sollte; jenes fürstliche Prunkgemach (rechts) mit dem Bilde des königlichen Ahnherrn ist offenbar das früher von Enrique bewohnte, welches mit Bianca's Zimmer (links) auf die bekannte Weise verbunden ist. — Ueber die Zeit, in die Grillparzer sein Drama zu verlegen gedachte, gibt eine Notiz Aufschluß: die Normannen haben sich eben in Sicilien festgesetzt, es leben noch Angehörige der alten Dynastie(?), zu denen auch der Connetable gehört; dagegen läßt Le Sage beide Helden dem Hause Anjou entstammen. Durch diese Hinausrückung hätte auch das übrige Costüm geändert werden müssen, doch darauf scheint Grillparzer keine Rücksicht genommen zu haben. Ganz unklar sind aber noch die persönlichen Verhältnisse: wahrscheinlich ist der Connetable mit Bianca bereits vermählt; ihr Name wird jedoch nicht erwähnt; die erste Fassung nennt sie (Vers 6) Fräulein, was die zweite bereits mit Herrin vertauscht hat. In dem Namen des Connetable, einer Zuthat Grillparzers, liegt eine historische Reminiscenz: ein (Galvano) Lancia, Marschall von Sicilien, spielt eine bedeutende Rolle in der Geschichte Konradins als dessen Anhänger. Für die Vertraute wurde nach der Ueberlieferung Nise beibehalten; ihre Stellung ist aber gehoben: sie ist die Mitwisserin des Geheimnisses der Liebenden und wahrscheinlich auch die Vermittlerin. Die Situation selbst combinirt zwei Momente der Novelle: die Rückkehr des Verdacht schöpfenden Connetable (bei Le Sage nach seiner Verhaftung) und das Gespräch mit Leontio (am Morgen nach der Brautnacht); daß Siffredi durch den Lärm herbeigeführt wird, findet sich in der Novelle ganz am Schlusse. In Bianca's Gemach befindet sich wohl der Prinz, ob aber auch Bianca sich bei ihm befindet oder nicht vielmehr Enrique durch Nise's Vermittlung ein Gespräch mit ihr erst sucht, läßt sich nicht entscheiden. Eigene Erfindung ist der Versuch des Connetable, der vertrauten Dienerin das Geheimniß mit dem Dolche abzudringen, eine Scene, die an „Don Carlos" IV, 17 gemahnt. Der anonyme Brief, der den Connetable warnt und wahrscheinlich den Angelpunkt des Dramas bilden sollte, findet sich nicht in der Quelle, wohl aber erinnern wir uns an „Traum ein Leben", wo auch eine Schrift, die dem König in die Hände gespielt wird, für Rustan verhängnißvoll ist.

Warum Grillparzer zu diesem mehr äußerlichen Mittel gegriffen und die feinere psychologische Entwicklung der Novelle abgestoßen hat, läßt sich nur muthmaßen. Le Sage's Erzählung hat eine Reihe von Motiven mit Calderons „Arzt seiner Ehre" gemeinsam, der aus Schreyvogels Bearbeitung („Don Gutierre") den Wienern wohl bekannt war. Hier wie dort steht ein Mädchen in einem Liebesverhältniß zu einem Prinzen, dem durch Vermählung ein Ende gemacht wird; hier wie dort bleibt der Jugendgeliebte auch noch in der Ehe unvergessen; im Schlafgemache treffen die beiden Nebenbuhler zusammen, doch der Prinz entkommt; der Gemahl wird durch Verhaftung von seiner Gattin fern gehalten; inzwischen wagt der Prinz die Geliebte zu besuchen; aber jener weiß sich durch den befreundeten Castellan für die Nacht seiner Haft zu entledigen und eilt zu seinem Weibe, bei dem er den Rivalen findet, worauf es zur blutigen Lösung kommt. Grillparzer, dem ein so hoher Respect vor literarischem Eigenthum innewohnte, daß er sich nicht einmal den wenig bekannten, aber „übervortrefflichen" Schluß von Lope's „Las pazes de los Reyes" anzueignen wagte, mußte daher trachten, diese Motive durch neue zu ersetzen. Hinsichtlich des psychologischen Problems (Heirath aus Rache), das sich bei Calderon nicht findet, lag kein Grund vor, die Quelle umzugestalten, und darum habe ich ihm die einleitende Betrachtung gewidmet, welche zugleich die Frage nach der Absicht des Dichters lösen soll.

Immer wird bei diesem Motiv die Constitution des Gegenspielers eine Hauptschwierigkeit und darum einen sicheren Fingerzeig für die Beurtheilung des Dichters bilden. Wird dieser erste Geliebte als Weiberheld, als verächtlicher und flacher Charakter geschildert, der nur durch sein Aeußeres und seine gewinnenden Umgangsformen Liebe eingeflößt hat, und stellt der Dichter ihm einen hochherzigen und gemüthvollen Mann von tiefer, wahrer Innigkeit gegenüber, wie Ohnet in seinem „Maître des forges" den Herzog und Philipp Derblay contrastirt, so hat er sich die Aufgabe ziemlich leicht gemacht: der innere Conflikt muß sich dann nach dem Gesetze des Gegensatzes friedlich lösen; jener ursprünglich ungeliebte Mann wird zunächst in der Achtung seines Weibes in dem Maße steigen, als der geliebte in ihrer moralischen Werthschätzung fällt, und sobald dieser verachtet wird, hat jener ihre volle Liebe errungen. Ganz anders stellt sich aber die Katastrophe, wenn gleichwerthige Charaktere einander gegenüberstehen; dann wird ausschließlich der Werthmesser der Liebe zu entscheiden haben, ein ungleich interessanteres, wenn auch schwierigeres Problem, dessen tragischer Ausgang in dem Widerstreit zwischen Pflicht und Neigung nothwendig gegeben ist. Gleichwerthig sind nun die Charaktere der beiden Helden bei Le Sage, und auch Grillparzer hatte, soweit wir sehen können, durchaus nicht die Absicht, den Connetable herabzudrücken. Wohl nach spanischen Vorbildern sollte in ihm „Eifersucht bloß aus Ehrbegriff" zur Darstellung gebracht werden, also eine ähnliche Figur wie Don Gutierre. „Ehre in der trockenen Bedeutung des Wortes sein Abgott", besagt eine andere Notiz; auch in der ausgearbeiteten Scene wird seinerseits nicht die Liebe, sondern immer nur die Ehre betont. Noch durch einen andern Zug dachte der Dichter die Figur des Connetable interessanter zu machen: er ist „ein Abkömmling der alten Könige von Sicilien und daher ein murrender Feind gegen die neue normännische Dynastie"; hiezu wird gleich ein Vers angemerkt: „In diesem Land, wo meine Ahnen herrschten". Die zweite Fassung zeigt, daß auch dies das Motiv der Ehre nur verstärken sollte. Wie schwer aber die Schöpfung des Gegenspielers selbst Grillparzer wurde, beweist wohl der Umstand, daß sich nur über diesen Charakter derartige vorbereitende Notizen gefunden haben, während er ja sonst nach eigenem Geständniß immer ohne Concept arbeitete.

Trotzdem scheint gerade an der Gestalt des Connetable der ganze Plan gescheitert zu sein. Der spanische Ehrbegriff ist uns, mit Laube zu reden, spanisch; und daß sich Grillparzer dieser Einsicht nicht verschlossen hat, beweist, daß er, ein so umfassender Kenner des spanischen Dramas, niemals der Versuchung unterlegen ist, diesen Ehrbegriff in einem seiner Werke zur Darstellung zu bringen. Sein seines

Verständniß für die Anforderungen des moderneu Dramas zeigte sich auch jetzt: der erste Entwurf wurde als verfehlt beiseite gelegt, zu einem zweiten konnte er sich nach den üblen Erfahrungen, die er soeben hatte machen müssen, leider nicht mehr entschließen. Wie so mancher andere ward auch dieser Torso in den Laden seines Schreibtisches begraben, bald überhäuft von neuen Plänen und Fragmenten, von uns nur allzu spät als bewunderungswürdige Zeugnisse eines dramatischen Talents erkannt, dem widrige Umstände leider versagten, in vollem Maße das zu werden, wozu er bestimmt schien: der Nachfolger Schillers.

Socialistische Pastoren.

II. [1])

Σ. Nicht lange hat der evangelische Oberkirchenrath warten lassen, um mit einer besonderen Verfügung der ganzen christlich-socialen Bewegung, soweit sie von der Geistlichkeit abhängig ist und geleitet wird, den Todesstoß zu versetzen. Schuster, bleib' bei deinem Leisten und mische dich nicht in Dinge, die du nicht verstehst, die dich nichts angehen und durch deren Betreibung du von deinen eigentlichen Aufgaben abgehalten wirst! Auf diese väterliche Mahnung etwa kommt der Erlaß hinaus. Wenn nun aber der gemaßregelte Sohn nicht zu folgen beliebt? Was dann? Glaubt man wirklich daran, große geistige Bewegungen mit einem Federstrich unterdrücken zu können? Zeigt der Verlauf der Geschichte, vornehmlich des 16. Jahrhunderts, nicht einen ganz entgegengesetzten Verlauf? Gewiß werden die Reihen der Kämpfer gelichtet werden, nachdem die Oberen gesprochen haben. Aber die Zurückbleibenden — sicher nicht die schlechtesten Elemente — werden dafür nur um so kühner und rückhaltloser vorgehen. Dies um so mehr, als man seitens der Gegner alle Vorsicht, Klugheit und Tact vergessen zu haben scheint. Oder wie kann man anders urtheilen, wenn man etwa folgende Aussälle liest?

„Es sind offenbar die geistig Angeregteren unter den jungen Theologen, die schon im Interesse einer fruchtbringenden Erfüllung ihrer Berufspflichten sich eine genauere Vorstellung bilden möchten von jenem geheimnißvollen Elixir des Socialen, wodurch so mancher Amtsbruder es verstanden hat, seinem Vortrag Leben und Interesse zu verleihen. Aengstlich blicken sie sich um nach Belehrung, nach Ideen, bereit, die Wahrheit aufzunehmen; aber ihrer ganzen Vorbildung nach außer Stande, die Sophismen irgend eines redefertigen Charlatans, der die Lehren des Umsturzes in eine ihren theologischen Vorstellungsassociationen entsprechende Phraseologie zu kleiden versteht, als eitle Sophisterei zu unterscheiden. Man hat diesem Uebelstand abzuhelfen und jenem immer dringlicher auftretenden geistigen Bedürfniß zu genügen gesucht durch sogenannte wissenschaftliche Curse, aber das Uebel nur ärger gemacht. Völlige Unwissenheit ist tausendmal besser als dieser ästhetisirende Dilettantismus, der dem Zuhörer die Meinung beibringt, er sei ein wahres gottbegnadetes Genie, weil ihm ja das, was zu erlernen anderen so viele Mühe macht, alles in 10 bis 12 Stunden eingeht und dabei glatt wie Oel. Unter den verderblichen Einflüssen, die das Denken unsres Volkes schon unsäglich geschädigt haben und schließlich, wenn nicht Einhalt geschieht, dessen Charakter unheilbar ruiniren müssen, steht das weibische Herumnaschen an allen Wissenschaften obenan."

Was sind das doch für ungeschickte Expectorationen! Glaubt man im Ernste, dem Pastor Naumann und seinen Freunden dadurch imponiren zu können?

Wie viel edler und vernünftiger, maßvoller und gerechter, wie weitherzig und weitausschauend ist in dieser Frage die Stellungnahme und das Urtheil des bekannten Professors Beyschlag zu Halle, der seine Meinung dahin abgibt: „Die sociale Frage ist da, und es wäre kindisch, die Augen vor ihr zu verschließen. Es gereicht auch dem geistlichen Stande an sich zur Ehre, daß er vor anderen von ihr bewegt wird, daß er so viel Herz zeigt für die Nothleidenden und Armen, und daß er in dieser Stimmung auch zuviel thun und sich die Finger verbrennen kann. Wo immer diese jung-socialistische Richtung die Charakterzüge des Edlen, Selbstlosen, christlich Warmherzigen auch in ihren Verirrungen noch erkennen läßt, da wünschen und erbitten wir ihr eine liebevolle Beurtheilung und, wenn es sein muß, gelinde Verurtheilung. Bei alledem ist nicht zu verkennen, daß hier eine Gefahr vorliegt, die geistliche Aufgabe bis zu einem Grade, der ein disciplinarisches Rectificiren erheischen kann, auf den Kopf zu stellen und aus den Wegen Luthers in die eines Thomas Münzer sich zu verirren.

„Was die sociale Frage in unsrer Zeit so verzweifelt schwer macht, das ist, daß in der Socialdemokratie, dieser drohend wachsenden Parteibildung, zwei ganz verschiedene Factoren zusammenwirken: einmal wirklich wirthschaftliche Probleme und Nothstände, welche die materielle Entwicklung des Jahrhunderts hervorgebracht hat, und dann eine gegenchristliche Weltanschauung, welche diese Probleme vergiftet, diese Nothstände heillos macht, indem sie den Menschen den religiösen Trost nimmt, der die unvermeidlichen Unbilden der irdischen Loose vergütet, und zugleich die sittlichen Quellen verstopft, ohne deren Zufluß auch kein relatives irdisches Glück, kein sociales Gedeihen möglich ist. Gewiß ist es Sache des geistlichen Amtes, auch in jener ersteren Hinsicht nach Kräften zu helfen und zu bessern. So wie der Heiland so viele Stunden seines irdischen Berufslebens mit der Hebung leiblichen Elends verbracht hat, so ziemt es dem Geistlichen, nichts für zu gering und zu äußerlich zu halten, wobei er Liebe beweisen und menschlicher Noth steuern kann. Nur thut er das nicht, indem er sociale Curse und Congresse besucht und mit dem Halbrichtigen oder Halbverstandenen, was er von da heimbringt, sich dilettantisch in Weltverbesserungspläne einläßt, sondern dadurch, daß er die socialen Verhältnisse und Nöthe seiner Gemeinde praktisch studirt, sich zu den Herzen der Reichen wie der Armen in ihr gleichmäßig einen Weg bahnt und so der Vermittler der erziehenden und ausgleichenden göttlichen Liebe an beiden und zwischen beiden wird. Hat ihm aber Gott über das hinaus den Beruf zum Socialreformator im großen gegeben, nun, so mache er den zu seinem Lebensberuf und lege sein Pfarramt nieder, denn zwei Lebensberufe neben einander und gerade diese neben einander vertragen sich nicht.

„Vielmehr, wie der Herr andrerseits den Schwerpunkt seines Wirkens durchaus nicht in seine Krankenheilungen gesetzt hat, sondern in seine Verkündigung des für alle Stände gleich nothwendigen und nahe gekommenen Himmelreiches, in die Verkündigung einer rettend und heiligend in dieser irdischen sich offenbarenden höheren Welt, so ziemt es dem Geistlichen vor allem und über alles das Evangelium dieser höheren Welt zu predigen, für welche das irdische Dasein die Vorschule sein soll und unter deren Ueberherrschaft es allein menschenwürdig gestaltet und geführt werden kann. Und unter diesem Gesichtspunkt ist niemand mehr zum Gegner und Bekämpfer der Socialdemokratie berufen als gerade der Prediger des Evangeliums. Es hat aber den Anschein, als wäre die jungsocialistische Schule, obwohl sie sich christlich nennt, in der Gefahr und Versuchung, diesen Schwerpunkt des Christenthums, der auch der Schwerpunkt des geistlichen Amtes ist,

[1]) Vergl. Beilage Nr. 21.

zu verlieren, die Reform der Herzen, welche das Neue Testament voranstellt, hinter die Reform der Verhältnisse zurückzustellen und dem Wahne zu huldigen, als ob das Reich Gottes kommen könne mit den äußerlichen Gebärden wirthschaftlicher Reform. Auch für die sociale Frage und Socialdemokratie steht das Wort geschrieben: „Trachtet am ersten nach Gottes Reich und Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen", und wo sich eines Geistlichen sociale Ansicht und Wirksamkeit nicht mehr unter den Stern dieses Princips stellt, da hat das Evangelische ein Ende genommen und das Schwarmgeistische ist an seine Stelle getreten. Darum werden die Geistlichen in unsrer Zeit gut thun, sich hierüber zu orientiren. Hienach sollen sich die Geister sammeln oder aber auch, wenn nöthig, scheiden."

Man kann in dem labyrinthischen Wirrsal dieser Zeitfrage die Wege der Gerechtigkeit und Besonnenheit kaum besser weisen.

Wer nun aber glaubt, daß Professor Beyschlag in Folge seiner Anschauungen über die jungsocialistischen Theologenkreise ins Lager des Oberkirchenraths übergehen werde, der ist durchaus im Irrthum; denn unser Professor rechnet mit dieser Kirchenbehörde ebenso rückhaltlos ab wie mit den Pastoren. In seiner neuesten Kundgebung äußert er sich: „Der Erlaß erweckt mir einiges Bangen. Hätte noch der Oberkirchenrath mit einer väterlich zurechtweisenden Ansprache sich an die Geistlichkeit selbst gewendet oder die Generalsuperintendenten aufgefordert, in seelsorgerlichem Sinn die Irrenden zurechtzuleiten! Aber ein anderes Angesicht gewinnt die Sache, wenn die Vertreter der kirchlichen Rechtsordnung, wenn die Consistorialpräsidenten zusammengerufen und die Consistorien mobil gemacht werden; hiemit ist ein landeskirchlicher disciplinarer Feldzug gegen die socialistischen Pastoren angekündigt, und bei dem kann möglicherweise mehr Böses herauskommen als Gutes. Unsre Landesgeistlichkeit ist ein zartbesaitetes Instrument; ihre Segenskraft in unserm Volksleben beruht auf dem Maße ihrer Geistesbelebtheit und Freithätigkeit, und es ist weniger bedenklich, ihr einige Excesse nachzusehen, als die disciplinarische Keule wider sie zu schwingen. Schon lastet die theologische Einschüchterung, welche die letzten Jahrzehnte herbeigeführt haben und die dem Vernehmen nach im stillen seitens der Kirchenbehörden an den Candidaten immer weiter geübt wird, wie ein bleierner Druck auf der jüngeren Geistlichkeit. Man füge auch noch eine socialpolitische Einschüchterung hinzu, und man wird ein Geschlecht zurechtschulen, das an geistiger Initiative, an Sinn und Theilnahme für die großen Bedürfnisse und Bewegungen des Jahrhunderts immer tiefer verarmt."

Nun will ja wahrscheinlich der Oberkirchenrath höchstens in Fällen dringender Noth disciplinär vorgehen. Aber eine alte Erfahrung lehrt, daß Maßregeln, die in der oberen Instanz groß und weitherzig gedacht sind, in der ausführenden unteren leicht eine kleinliche und engherzige Handhabung finden, und diese Gefahr ist im vorliegenden Falle um so näher liegend, als der fragliche Erlaß mit einer staatspolitischen Lösung und Strömung zusammentrifft. Würden Geistliche, welche sich, ohne ihre Amtspflichten zu versäumen, z. B. der evangelischen Arbeitervereine annehmen, disciplinarisch behandelt oder auch nur schief angesehen, so würde man dies im Interesse der Wechselwirkung zwischen Volksleben und evangelischer Kirche tief beklagen müssen. Die Grenzlinie zwischen gesunder und verkehrter Betheiligung an den socialen Fragen ist in concreto überall schwer zu ziehen und darum alles Generalisiren gefährlich. Möchte nur auch der evangelische Oberkirchenrath darauf bedacht sein, seinen Mahnungen überall den richtigen Sinn und das richtige Maß zu wahren, damit nicht, was zur Steuer verkehrten Eifers gemeint ist, zur Abschreckung oder Lahmlegung des gesunden Eifers ausschlage!

Am schärfsten geht mit dem Weihnachtsgeschenk des preußischen Oberkirchenraths ein Laie ins Gericht, der, ohne in unmittelbarer Verbindung mit der Kirche zu stehen, das in der Kirche und in der Geistlichkeit herrschende Leben — wie er sagt — unbefangen und ohne Vorurtheil beobachtet hat. Derselbe faßt in den „Grenzboten" (Nr. 2) sein Urtheil dahin zusammen: „Juristenarbeit in pastoraler Einkleidung, graue Theorie mit Salbung vorgetragen; quieta non movere, die Augen zumachen, das ist die Parole, die vom Kirchenregunent ausgegeben wird. Nur gut, daß für die Fortentwicklung der Weltgeschichte dieser Erlaß kein Hemmniß sein wird. Was nützt die Besonnenheit, welche der Erlaß bei der Mehrzahl der Geistlichen rühmend hervorhebt, wenn dieselbe die Gestalt der Bequemlichkeit, des dolce far niente, annimmt, bei der wohl eine gewisse äußerliche Würdigkeit, aber nicht die innere Würde gewahrt wird? Was springt bei saulem Frieden heraus? Gott sei Dank, daß es sich endlich regt, daß sich die evangelische Geistlichkeit auf ihre Aufgabe besonnen hat, nämlich Lehrer, Rather und Helfer des Volkes zu sein! Gewiß, das letzte Ziel der geistlichen Thätigkeit ist ohne Zweifel Bannung der seelischen Noth. Aber dazu ist vor allem das Vertrauen des Volkes nöthig. Dies findet ja der Geistliche noch in kleinen Gemeinden, und unter einfachen Verhältnissen mögen die Mittel ausreichen, die bisher ausgereicht haben. Aber wie steht's mit unsern Riesengemeinden, mit den Verhältnissen in Industriestädten? Wie will da der Einzelne an die vielen tausend mißtrauischen Seelen herankommen? Das kann nur dadurch geschehen, daß man sich lebendig der berechtigten Interessen der Massen annimmt, nur durch sociale Thätigkeit, es sei im großen oder im kleinen. Unsre socialen Geistlichen sind ganz auf dem richtigen Weg, wenn sie, selbstverständlich ohne ihre geistliche Fürsorge aus dem Auge zu lassen, die socialen Nöthe des kleinen Mannes erst verstehen lernen und dann auch den guten Willen zeigen, sich an der Heilung des Schadens durch sociale Hülfe zu betheiligen. So erwerben sie sich Vertrauen, und säen sie dann Gottes Wort, so werden sie auch reiche Frucht ernten. Was soll es vollends heißen, daß sogar das sociale Streben der Studenten und Candidaten der Theologie unterbunden werden soll? Ob es gelingt? Nein, die evangelischen Geistlichen müssen social sein, oder — sie werden nicht sein und unsre Kirche stürzt in den Abgrund der Bedeutungslosigkeit und verfehlt ihre weltgeschichtliche Aufgabe.

„Auch die alte Kirche war niemals bloß eine lehrende. Die Zeit ist da, in der das Evangelium wieder als werbende und thätige Macht ins Leben eingreifen muß."

Man braucht nicht mit allem in diesen Ausführungen einverstanden sein. Soviel ist gewiß: der Mann, der hier sich ausspricht, so offen und ehrlich, hat das Herz auf dem rechten Fleck, und wenn er auch nicht frei von gewissen Extremen sich zu halten versteht, es thut einem heutzutage in dieser Zeit der Leisetreterei, Streberei und Charakterlosigkeit ordentlich wohl, solchen Männern zu begegnen. Im übrigen wird ernste theologische Durchbildung stets das beste Mittel sein, um der Gefahr vorzubeugen, die pastorale Aufgabe in eine volkswirthschaftliche zu verkehren. Etwas anderes ist es um socialistischen Dilettantismus und etwas anderes um das Mitfühlen mit dem Jammer des Volkes und um das Streben, den derzeitigen Nothzuständen abzuhelfen. Der Geistliche der Gegenwart darf und soll berufsgemäß auch seinerseits in das so schwierige Problem der socialen Frage sich hineindenken und hineinleben. Er braucht deßhalb noch nicht zum Agitator zu werden. Aber das Moderne ist, weil es modern ist, doch wohl nicht von vornherein dem Evangelium widersprechend.

Mittheilungen und Nachrichten.

* tt. Von dem rastlos publicirenden Konrad Telmann liegen schon wieder zwei Bücher vor: Die Novelle „Hagar" (Breslau, S. Schottländer, 1895) und die Novellensammlung „Dunkle Tiefen" (München, Carl Rupprecht, 1895). Das Hagar-Motiv mag wohl schon manchen Poeten und Psychologen zur Behandlung gereizt haben, aber der spröde und heikle Stoff bietet so große Schwierigkeiten, daß eine harmonische Durchführung wohl nur denkbar ist, wenn man den handelnden Personen die volle Naivetät der Urvölker verleiht und sich etwa an den Rahmen der biblischen Erzählung hält. Daß durch Uebertragung des Motivs auf moderne Verhältnisse und Anschauungen die Geschichte sehr künstlich complicirt werden muß und es doch nicht ohne starke Unwahrscheinlichkeiten abgehen kann, wird wohl jedem einleuchten. Diesem Schicksal ist auch die Novelle Telmanns nicht entgangen, so wenig wie der Roman eines älteren Autors — irren wir nicht Julius Grosse — der unter dem Titel „Die neue Hagar" das Thema ähnlich behandelt wie Telmann. Die beiden Frauen im Mittelpunkte seiner Novelle sind interessante Gestalten. Ginevra, das Weib Pompilio Fanti's, des Sindaco von Civitella, ist kinderlos. Er, der Reiche, Stolze, empfindet es wie eine Schande, wie ein Brandmal, daß ihm der Erbe versagt ist, und er läßt sein Weib dies gar oft in herben, bitteren Worten fühlen. Sie ahnt immer bestimmter, daß ihr Gatte sie verlassen wird, und sie zermartert ihr Gehirn, wie sie Rettung finden könne. Da wird sie plötzlich von dem Gedanken gepackt, daß eine andere, daß ihre wenige Jahre ältere Schwester, die verwittwete Camilla Vergoto, die seit ihrer frühesten Kindheit viel für sie gethan, auch dies größte, ungeheuerste Opfer für sie bringen könne, ihrem Manne das ersehnte Kind zu schenken, das sie dann für ihr eigenes ausgeben würde. Sie weiß Camilla zu bereden, und es ist dann ganz geschickt dargestellt, wie sie ihrer angeblichen schweren Stunde nur im Hause der Schwester entgegengehen wollte. Pompilio hat nun seinen Sohn, aber Ginevra kann sich der Ruhe und Zufriedenheit über das Erreichte nicht erfreuen. Immer bangt ihr vor der Entdeckung des verübten Betruges. Es dauert auch nicht lange, da kommt Camilla und verlangt ihr Kind zurück. Sie hatte Pompilio selbst geliebt und wieb jetzt von Eifersucht auf Ginevra verzehrt. Pompilio kommt dazu, erfährt die ungeheuerliche Täuschung, er erwürgt Camilla und durchsticht sein Weib, das sich über die Verdorbte geworfen hatte. Dann übergibt er sich den Gerichten. Die Liebe der Dritten zu dem Gatten einer anderen, die Liebe, die allein sie bewog, das Opfer zu bringen, das kein Weib für ein anderes bringt, ist eine mächtige Vertiefung des Problems. Aber welch feine Ausführung hätte dieser Stoff verlangt und wie plump ist sie unter den Händen unsres Autors gerathen! Wir empfinden nicht die Befreiung und Erhebung, die das große, das tragische Schicksal auf uns ausübt. Haben wir die Geschichte zu Ende gelesen, so bleibt uns ein bitterer Geschmack auf der Zunge. — Düster, wie der Titel andeutet, ist der Grundton der meisten Novellen aus der Sammlung „Dunkle Tiefen". Sie zeigen die starke Erfindungsgabe des Verfassers, aber zugleich auch seine Vorliebe für etwas künstlich ersonnene Conflicte. Der Maler Oswald Ehrenberg in „Der Väter Sünde" ist trotz seiner grauen Haare noch ein heißblütiger Lebemann. Mieze Ebert war ein blühendes, frisches, unverdorbenes Mädchen, da er sie überredete, das Modell zu werden, das ihm zu Ruhm und Geld verhelfen sollte. Und dann kam das andere auch, das nicht ausbleiben konnte! Da nun Ehrenberg des Mädchens überdrüssig geworden, benützt er die Gelegenheit eines zufälligen Besuches seines Sohnes Harry, der ja allem sein Gegenstück ist, um diesen mit Mieze bekannt zu machen. Er mochte wohl in dem Augenblick jener ersten Begegnung nicht zur vollen Klarheit darüber kommen, wie häßlich der blitzschnell aufgetauchte Plan war, daß seine Maitresse die Frau seines guten, dummlosen, ehrenwerthen Sohnes werden sollte, aber dann ließ ihn der Gedanke nicht mehr los. Harry verliebte sich regelrecht in Mieze und begehrte sie zur Frau, sie jedoch war im Grunde ihres Herzens eine brave Natur, sie schauerte davor, daß sie die Frau des wackeren, vertrauenden Mannes werden sollte, dessen Vater ihr Liebhaber gewesen. So sagt sie Harry zwar nicht die ganze Wahrheit, aber sie sucht durch die Worte eine Sinnesänderung bei ihm herbeizuführen, daß sie „nicht zu denen gehört, die man heirathet". Er will von ihr nicht lassen und will die Magin vor der Vergangenheit zudrücken. Sie aber, der viel mehr vor der Zukunft bangt, vor dem Geheimniß, das sie dann mit dem herzlosen, frivolen Vater des ihr liebgewordenen Jünglings theilen würde, weiß kein anderes Entrinnen aus dem Schicksal als den Tod. Und sie nimmt sich das Leben, unmittelbar nachdem sie — wie Lottia in Hyse's Novelle — einmal in Liebe dem Treuen angehört hat. Sowohl Harry als die innerlich reine Mieze sind gut geschaute und plastisch geschilderte Figuren. Der Endeindruck der Novelle ist aber unerfreulich. Und etwas Unerquickliches, Ungesundes liegt auch in den anderen, wie „Eherecht, Beichtgeheimniß, Augen". Erschütternde Seelengemälde sind „In Wind und Wellen" und „Im Wege", letzteres die wehmüthigen Empfindungen des noch jungen Mannes schildernd, der durch Krankheit gebrochen wurde und einem lebensfrischen Weibe, das aus den endlich gelösten Fesseln einer unwürdigen Ehe in seinen Arm flüchten wollte, nur mehr ein Wrack bieten kann. Die Fabel von „Unberührt" endlich ist in der Erzählung „Die Serenyi" von Otto Erich Hartleben ungleich feiner ausgeführt. In Summa erscheint uns Telmann als eine starke Begabung, aber er gehört nicht zu den Dichtern, bei denen der Leser froh wird, bei denen ihm das Herz aufgeht.

* Die Amerikanische Archäologische Schule in Athen hat, wie die „Post" erfährt, von der griechischen Regierung die Erlaubniß zur Ausgrabung von Korinth erbeten und erhalten und wird mit den Arbeiten, die in sehr großem Umfange geplant sind, angeblich schon in diesem Frühjahr beginnen. Um dieselbe Zeit beabsichtigt die Griechische Archäologische Gesellschaft die Ausführung einer ebenfalls sehr weit ausgreifenden, schon seit längerer Zeit geplanten Unternehmung, nämlich die Freilegung des Nordabhangs der athenischen Akropolis, in Angriff zu nehmen. Dieses Unternehmen wird durch die zu erwartenden Aufklärung über die öffentlichen Anlagen der alten Stadt eine willkommene Ergänzung bilden zu der Dörpfeld'schen Ausgrabung am Südwestabhang der Burg, die dank den neuen Spenden freigebiger Gönner auch in diesem Jahre hat wieder aufgenommen werden können.

* Die ethische Bewegung steigt bereits bis in die Berge. Die Gründung einer schweizerischen Gesellschaft für ethische Cultur ist soeben in Zürich erfolgt. Das Comité hat ein Circular versandt, in welchem darauf aufmerksam gemacht wird, daß bereits im ganzen Jahrhundert in der Schweiz eine Bewegung mit verwandten Tendenzen, die „Helvetische Gesellschaft", bestanden habe, welche in den bewegtesten Zeiten auf das Geistesleben, die politische und sittliche Entwicklung des Schweizervolkes einen mächtigen Einfluß ausgübt habe. Als ob es sich nicht bei unserm „Ethischen" überall um aufgewärmte Tendenzen des 18. Jahrhunderts handelte! Es besteht die Absicht, in Zürich im Laufe des Sommers einen internationalen Congreß von Vertretern der ethischen Bewegung abzuhalten, bei welcher Gelegenheit die Frage der Errichtung einer „Ethischen Akademie" nach allen Richtungen hin erwogen und vielleicht durch Cyklen von Vorträgen in praktischer Weise geprüft werden soll.

* Die zehn Universitäten des russischen Reichs zeigten nach der Zahl ihrer Besucher in nachstehender Ordnung: Moskau mit 3888 Studenten, Petersburg 2625, Kiew 2244, Helsingfors 1875, Dorpat 1654, Warschau 1335, Charkow 1200, Kasan 825, Odessa 555, Tomsk 405. Somit beläuft sich die Zahl der Universitätsstudenten auf 16,606; dazu kommen noch 800 Besucher der geistlichen Akademien zu Moskau, Kiew, Petersburg und Kasan.

* In einem Ueberblick über die periodischen Schwankungen der Schweizer Alpengletscher weist Prof. Forel in Morges (C. Waadt) nach, daß die früher nur ganz allgemein, auf Grund gelegentlicher geringelter Beobachtungen gehegte Vorstellung von periodischen Schwankungen der Gletscher, welche bald eine Reihe von Jahren hindurch wachsen, bald wieder immer kleiner werden, jetzt als eine sichere, für alle Schweizergletscher geltende Thatsache erwiesen ist. Die Periode von Beginn des Vorrückens der Gletscher durch ein Maximum und eine Zeit des Zurückweichens bis zum Minimum, dem dann ein neues Vorrücken folgt, beträgt höchst wahrscheinlich 35—50 Jahre. Sichere Daten können erst nach längeren Beobachtungszeiten erwartet werden. Durch systematische Beobachtungen ist jedoch bereits festgestellt, daß die Perioden in den einzelnen Gebieten der Alpen nicht gleichzeitig sind; vielmehr scheinen sie von Westen nach Osten eine regelmäßig sich ändernde Phase aufzuweisen, so daß man gleichzeitig vorrückende und zurückweichende Gletscher in den verschiedenen Gebieten trifft, während der einzelne Gletscher im großen und ganzen eine regelmäßige Periode durchmacht. Auch über diesen Punkt können erst längere Beobachtungsreihen sichern Aufschluß bringen.

Digitized by Google

* Südpolar-Expeditionen stehen auf der Tagesordnung: auch eine belgische soll Anfang September unter Führung des belgischen Marinelieutenants de Gerlach ausgehen, der vor kurzem von einer längeren an Bord eines norwegischen Walfischfahrers unternommenen Vorbereitungs- und Studienreise aus dem nördlichen Eismeer zurückgekehrt ist. Die Dauer der Expedition ist auf 20 Monate berechnet. Von Cap Horn aus soll sie die 1893 durch den Jason entdeckten, östlich vom Grahamland gelegenen Gebiete zu erreichen suchen, um deren geographische Lage genau zu bestimmen. Nach möglichst weitem Streifzügen nach Süden hin soll im März 1897, bei Beginn der antarktischen Winterzeit, ein australischer Hafen bezogen und nach der nöthigen Ausbesserung und Ergänzung der Ausrüstung eine Forschungsfahrt in der Südsee bis zum November unternommen werden. Alsdann wird das Victorialand aufgesucht und möglichst weit nach Süden vorgedrungen werden, um die von Roß vorgenommene, aber noch unzulängliche Bestimmung des magnetischen Pols zu ergänzen. Ueberhaupt beabsichtigt die Expedition, ihre Thätigkeit mehr auf die wissenschaftliche als rein geographische Seite zu erstrecken, wie dem auch ihre Ausrüstung entsprechen wird.

* Eine interessante wissenschaftliche Expedition wird der „Köln. Ztg." zufolge in wenigen Tagen nach Washington zurückkehren. Am 1. November vorigen Jahres begab sich Professor W. Mc. Ghee vom Ethnologischen Bureau mit mehreren Begleitern nach der im Californischen Meerbusen gelegenen Insel Tiburon, die von den noch ganz dem Kannibalismus ergebenen Seri-Indianern bewohnt ist. Alle Versuche früherer Forscher, auf der Insel zu landen, scheiterten aber entweder mit dem Tode der Wissensdurstigen. Jetzt meldet ein Telegramm aus Hermosilla, daß der von Mc. Ghee geleiteten Expedition die Durchforschung der Insel geglückt sei und daß die Theilnehmer wohlbehalten auf dem mexicanischen Festlande angelangt wären.

β. Regensburg. Nachdem hier in Stadt und Umgegend seit länger als zwei Decennien die zahlreichen römischen Bauten und Grabstätten erforscht worden sind, liegt die Vermuthung nahe, daß kaum noch weitere Funde aus römischer Zeit gemacht werden würden. Doch haben sich neuerdings wieder Reste römischer Gebäude und Grabanlagen gefunden. Unter den letzteren zeichnete sich besonders eine unter den Schienen an der Ostseite des hiesigen Bahnhofs durch ihre feste Construction aus Ziegeln der dritten italischen Legion aus, deren eigenartiger Stempel bisher hier unbekannt gewesen war. Eine Goldmünze von Kaiser Nero und einige Stoffreste (wohl von Leder) waren die einzigen Ueberbleibsel der Beigaben zu der Leiche, von welcher sich das Skelett ziemlich gut erhalten hatte. (Vergl. Walderdorff, Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart, 4. Aufl. 1896.) In den jüngsten Tagen nun wurde ein durch seine Lage sehr interessanter Fund gemacht. Derselbe liegt nämlich ungefähr in der Mitte der Wallwirlergasse, wo bis jetzt keine Spur eines römischen Baues bekannt geworden war, und zeigt in seiner ganzen Anlage unverkennbare Spuren eines Hauses mit ausgedehnten Heizanlagen (Hypokaustum) und einem halbkreisartigen Vorbau nach Art eines Trikliniums. Der sehr starke Estrich war noch großentheils wohl erhalten, ebenso die denselben tragenden Säulchen aus Ziegelplatten und die die warme Luft leitenden Röhren (Tubi), welche sich an verschiedenen Stellen fanden. Auch hier tragen die zum Bau verwendeten Ziegelsteine den Stempel der dritten italischen Legion.

γ. Berlin, 26. Jan. Die Januarsitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" ward in Vertretung des Vorsitzenden, Geh. Reg.-Rath. Prof. Dr. Waldeyer, durch Geh. Rath Virchow mit Gedächtnißworten an den in Manila jüngst verstorbenen Pharmaceuten Alexander Schadenberg eröffnet, dessen Sammlungen zum großen Theil nach Leipzig gelangt sind. Unter anderem wurde auf den vom 4.—7. Aug. zu München abzuhaltenden „Psychologischen Congreß" hingewiesen, dessen reichhaltiges Programm viele Aufklärung erwarten läßt. Der Vorsitzende legt einige Eingänge über isländische Gräber und Alterthümer nac, einen Bericht von Barnabei über die Funde im See von Nemi und literarische Eingänge, unter denen vor allem Mitbendarfs „Peru" III. Band genannt sei. Prof. Jaeft weist auf eine etwas sonderbare Uebereinstimmung in der Beschreibung der Stiergefechte in seinem Buche über diesen Gegenstand aus dem Jahre 1889 und in dem Buche von v. Hesse-Wartegg über denselben Gegenstand aus dem Jahre 1894 hin. Dr. v. Luschan legt darauf drei von den Canarischen Inseln stammende Schädel mit geheilten Trepanationswunden vor und eine ganze Reihe andrer Schädel, welche Narben, und zwar meist in der Gegend der großen Fontanelle aufweisen. Er führt diese Veränderungen auf therapeutische Eingriffe zurück aber auf traumatische Eingriffe religiöser Art; zahlreiche andere Schädel des Museums zeigen Substanzdefekte im Gebrauch und Abnutzungen, deren Ursprung Virchow mit Gebisserkrankungen zusammenbringt und sie mit Beispielen belegt. Sanitätsrath Dr. Bartels kündigt unter anderem eine Sammlung von Material an, das sich auf die Cannibalismus bei dem Puberitätseintritt der jungen Leute und Mädchen bei den afrikanischen Stämmen der Baruta und Bawende bezieht, und wozu er Beiträge vom Missionar Schlömann aus Transvaal erhalten hat. — Darauf sprach Dr. Ehrenreich über eine von ihm im Frühjahr des letzten Jahres durch Spanien und Portugal unternommene Reise, deren Ergebnisse er zum Theil für das Reisehandbuch von Baedekers „Spanien und Portugal" zu verwerthen bemüht war. Er reiste in zwei Tagen von Genua nach Gibraltar auf einem Schnelldampfer und war um Ostern in Sevilla, dann wo aus er in die Gegend von Cadix Excursionen unternahm, um daselbst das orientalische Leben und die sehr sympathische Landbevölkerung kennen zu lernen, die gegenüber der gebildeten Bevölkerung einen besseren Eindruck macht. In Cadix findet sich das daselbst 1887 gefundene erste phönizische Fundstück, einen bärtigen Mann darstellend. Neben den mit grellstem Pomp dort um die Osterzeit abgehaltenen Processionen üben die Stiergefechte den meisten Anziehungsreiz aus. Lange Maskenzüge von vermummten Puppen, die an die Zeiten der Inquisition einerseits, andererseits an die großen Festzüge der indischen Götterwagen erinnern, ziehen durch die Straßen. Abends entfaltet sich auf der Plaza ein anmuthiges Bild. In den für sie aufgestellten Casillas findet sich die beste Gesellschaft der Stadt zusammen und auf einem Festplatz führen die vornehmsten und schönsten Damen Nationaltänze bei Castagnettenklang auf. Die Volksbräuche Spaniens sind bis auf einige in Andalusien lebendige völlig verschwunden. Die Städte zeigen noch häufig die maurischen Anlage. In dem Archivio de las Indias finden sich in Cadiz zahlreiche amerikanische Funde. Auf einem Altarbilde ist die Operation dargestellt, wie zwei Aerzte einem Weißen das Bein eines Negers anzusetzen bemüht sind, freilich sieht man auf dem dazu gehörigen Pendant, wie die Aerzte der Zauberei wegen verbrannt werden. Neben Dolmen finden sich in der Umgegend von Cadiz auch sogenannte Cromlechs, Denkmäler aus aufrecht stehenden Steinen. In Carmona bei Alcalá finden sich viereckige, mit Erdhügeln bedeckte Steingräber, auf den Steinen Figuren mit sehr roh gezeichneten Vogelköpfen, auch Knochenplättchen mit Thierzeichen sind nicht selten. Die seit 1881 im Westen von Carmona aufgedeckte römische Nekropole reicht von der Zeit des Augustus bis kurz vor dem Einflusse christlicher Ideen. Wir treffen auf senkrechte Grabesschächte, die mit Hallen und Nischen in Verbindung stehen, woselbst die Aschenurnen aufbewahrt wurden. Einige dieser Hallen sind groß und enthalten Vorrichtungen für die Leichenmahle, und der Libationsbrunnen, auch die 1 m große Statue eines afrikanischen Elephanten findet sich hier. Von Sevilla ging die Reise nach Granada und in die Sierra Nevada, und von dort zur Küste nach Malaga, wo man tropische Vegetation auf europäischem Boden antrifft. Die Landschaft ist nit interessant. Von den Felsen blicken die Reste von Maurenburgen herab, für die Wege ist wenig gethan, selbst Flußübergänge wie der des Guadalfeo müssen in primitiver Weise auf dem Rücken der Bauern überwunden werden. In der Nähe von Malaga sah der Vortragende ebenfalls Dolmen von 24 m Länge, aus 18 Steinplatten mit 4 großen Deckplatten bestehend und Innen durch Säulen gestützt. Von hier aus ging es nach Merida, wo noch die Reste der großen Wasserleitung und die Trajansbrücke von Roms Herrschaft erzählen, und über Toledo nach Madrid, wo man mitunter bei Stiergefechten noch catalanische Volkstrachten sieht. Die Armeria bewahrt noch die einst Philipp II. gesandten hier ältesten japanischen Rüstungen auf, die besonders wegen der an Eisentheilen des Panzers und Helms nachgebildeten Tatzenschädel von Interesse sind. Im Museo archeologico sind Steinäxte, Schmucksachen, Flechtarbeiten aus Esparto-Gras, Bronzeschwerter, phallische Bronze-Idole, die älteste iberische Inschrift neben peruanischen Alterthümern aufgestellt. Fünf Stäbchenpanzer der nordamerikanischen Eingeborenen und ein aus Sackleinwand verfertigter, mit Ochsenhörnern verzierter Maskenanzug eines Neger-Geheimbundes aus Cuba gehören zu den seltensten Stücken der Sammlung. Von Madrid ging es über Avila, durch seine alte Befestigung ausgezeichnet, nach Salamanca. In dem mit schönem Renaissanceportal geschmückten Universitätsgebäude findet sich am

Treppengeländer die Darstellung eines alten Stierkampfes, bei dem wie heute noch in Portugal hinter den Reitern in maurischer Tracht Treiber mit Piken den Stier reizen. Die Bibliothek enthält eine Druckschrift des 16. Jahrhunderts aus Lima gegen den Aberglauben der Peruaner, wohl einer neuen Edition werth. Sobald man sich Portugal zuwendet, schwinden die öden Berge, Wein in reicher Fülle und Orangenhaine zwischen wohlhabenden Dorfschaften, deren Bäuerinnen große Goldfiligranarbeiten als Schmuck auf der Brust tragen, lassen es fast sonderbar erscheinen, daß der Credit des Landes so schlecht ist. Römische und vorrömische Stadtanlagen lassen Citania fast mit Pompeji in Vergleich treten. Hier ist eine Stätte, wo seit 20 Jahren die alte Cultur der Calaica aufgedeckt wurde, die durch Prof. Hübner beschrieben worden ist. Neu sind die jüngst in der Umgegend von Citania gefundenen zwei übergroßen bärtigen kaleeischen Männerfiguren. Bei Guimaraes sind noch Rundhütten erhalten. Coimbra, woselbst der Vorsitzende einer in sehr feierlicher Art abgehaltenen Doctorpromotion beiwohnte, bewahrt in seinem Museum südamerikanische Punemasken, wie lebensgroße Figuren von Dahomekriegern und -Kriegerinnen. In dem dichten, eine Tagestour von Coimbra entfernt liegenden Klosterwald von Bussaca, der an Japans dichte Waldungen erinnert, fühlt sich der Reisende fast in die prähistorische Zeit versetzt. In den prähistorischen Sammlungen Lissabons finden wie die sogenannten brasiliauischen Kjökkenmöddinge, die Sambaquis, daneben Steinärte, die mit Umwicklung und Stil aus einem Stücke hergestellt sind, und als besondere Merkwürdigkeit jene Trompeten, die die Botokuden aus dem Schweife des Riesengürteltieres sich herstellen. — Darauf legte Dr. Feitz Röthlisberger, Beamter des Geological Survey of India eine Waffe vor, die sich als einziges Stück in ihrer Art gegenwärtig in Europa befindet. Auf den lackirten Vasen in Pagan (Birma) finden sich Abbildungen, auf denen Waffen dargestellt sind, die gänzlich von dem sonst in Birma gebräuchlichen japanischen Schwerte mit langem Griff und langer Klinge abweichen. Es ist dies eine an das altgriechische Stoßschwert erinnernde Waffe mit kurzem Griff und breitee kurzer Klinge, Tonjét genannt. Diese Waffe, sonst bei mongolischen Völkern nicht bekannt, ward für den Vortragenden von einem altrn Schmied im Lande gegen angemessene Belohnung gefertigt. Das birmanische Schwert ist sonst eine Hiebwaffe, während das Tanjét als Stoßwaffe wahrscheinlich eine religiöse Waffe darstellt, die aus Indien mit der Religion nach Birma gelangt ist. Bei den Zulus finden sich gleichfalls derartige Stoßwaffen in Gebrauch. Ferner machte der Redner Mittheilungen über den Ursprung des birmanischen Maß- und Gewichtssystems. Trotz seiner hohen Cultur besaß Birma bis zur Regierung des Königs Tibor im 18. Jahrhundert keine Münze. Silber wurde abgewogen. Die Gewichtseinheit (Tical) war das Samenstäubchen, dann kam aufwärts das Senfkorn und so fort. Beim Abwiegen von Gold galt als Gewichtseinheit das Tikkel = 16.55603 Gramm. Dies ist von dem auf dem Längenmaße basirten ägyptischen Goldsekel = 16.37 Gramm nur um 0.18 Gramm verschieden, noch auffälliger ist die Uebereinstimmung der Längenmaße von Birma mit den altägyptischen. Die Breite der Nische, in der das Gobamabild, die Hauptfigur der Pagoden von Pagan, steht, mißt 15 englische Fuß oder 10 Taun (1 Taun gleich dem Maße des Unterarms = 18 Zoll). Ein Normalmaß aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, das sich mit einer Inschrift in Birma findet, ist auf diese bei den Pagoden gegebenen älteren Daten gestützt und gibt das Taun zu 18.89 englischen Zoll an. 10 Taun stellen 15 ägyptische Ellen dar, wie der Vortragende des nähern ausführte. Wie diese Uebereinstimmung zustandrn ist, kann bisher nicht mit Sicherheit festgestellt werden. — Zum Schlusse der Sitzung besprach Dr. Joachimsthal einige angeborene Defecte und Anomalien bei der Bildung der Hände, die meist in Verbindung mit anderen Anomalien im Bau des Knochengerüstes auftreten.

* **Berlin.** Zur Reform der Archivverwaltung. Dem von uns beifällig aufgenommenen Plan einer Neuordnung im Archivwesen (vgl. Beilage Nr. 22 vom 28. Januar) stimmt auch die „Kölnische Zeitung" in einem eigenen Artikel zu, ohne übrigens der Folgerungen zu gedenken, die wir daraus für die künftige Gestaltung der obersten Directien ziehen zu dürfen glaubten. „Sehr freudig zu begrüßen," sagt das rheinische Blatt, „ist die zukünftige Gleichstellung der Beamten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin mit den Archivaren in den Provinzen. Die bisherige Ausnahmestellung der ersteren war durch nichts gerechtfertigt, und sie erschwerte es der Verwaltung außerordentlich, Versetzungen nach und von Berlin vorzunehmen. Man hat nun wohl erwogen, daß es sehr wünschenswerth ist, einer größeren Anzahl von Beamten eine mehrjährige Thätigkeit im Berliner Archiv mit seinen wichtigen politischen Acten zu ermöglichen. Diese Möglichkeit wird durch die neue Einrichtung gegeben sein, sobald die bisherigen Inhaber der Berliner Stellen, die in diesen selbstverständlich bis zum Abgange beibehalten werden, den Dienst verlassen haben."

* **Greifswald.** Am 27. Jan. starb hierselbst in der Stadt seiner Geburt im nahezu vollendeten 65. Lebensjahre der Geh. Medicinalrath Dr. Rudolf Schiemer, ordentlicher Professor der Augenheilkunde an unsrer Universität. Als Schüler Albrecht v. Gräfe's gehörte er dieser seit 1860 als Docent, seit 1867 als Extraordinarius, seit 1873 als Ordinarius seines ehedem nicht eigens vertretenen Faches an. Größere Arbeiten hat er über Accommodationsstörungen des Auges und Krankheiten der Thränenorgane verfaßt. Seit 1893 lebte er thatsächlich im Ruhestande.

* **Innsbruck.** Der außerordentliche Professor an der Universität in Wien Dr. Ferdinand Hochstetter ist zum ordentlichen Professer der Anatomie an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Klausenburg,** 27. Jan. Hier ist heute der ordentliche Professor der Hygiene und der Veterinärwissenschaften Dr. Alexius Rózsahegyi im Alter von 41 Jahren gestorben. Er zählte zu den geschätztesten Mitgliedern des akademischen Senats.

K. Lussinpiccola, 25. Jan. Seit Jahrzehnten streiten sich die Mondbeobachter darüber, ob auf dem Monde noch Veränderungen vorkommen. Diese Frage endgültig zu lösen, ist Hrn. Leo Brenner, dem Leiter der durch ihre Mondbeobachtungen berühmt gewordenen Manora-Sternwarte auf unsrer Insel, gelungen. Vorgestern vermochte er mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit festzustellen, daß sich die Mondlandschaft Hygiaus N. seit $1\frac{1}{2}$ Jahren wesentlich geändert hat. Hr. Brenner, welcher, nebenbei bemerkt, mit seinem von Schiaparelli als ausgezeichnet anerkannten Refractor bisher 500 Mondobjecte, darunter 175 Rillen, festgestellt hat, wird seine neueste Entdeckung in deutschen und englischen Fachblättern veröffentlichen.

* **Genf.** Im Wintersemester 1895/96 studiren an der hiesigen Universität etwas mehr als 200 Damen, darunter 136 immatriculirte. Ungefähr ein Drittel ist russischer Nationalität, einzig in der medicinischen Facultät sind beinahe ein halbes Hundert Russinnen immatriculirt. Auf sie folgen in der Medicin die Polinnen (18), dann die Armenierinnen (5), Bulgarinnen (4), eine Serbin und schließlich auch zwei Genferinnen, die einzigen immatriculirten Studentinnen der Universitätsstadt selbst. Am meisten drängt es das weibliche Geschlecht noch der literarischen Facultät (Faculté des lettres). Da finden sich unter den 109 Immatriculirten 41 Damen (Deutsche 17, Russinnen 7, Polinnen 5, Rumäninnen 4, Bulgarinnen 3, Engländerinnen und Amerikanerinnen je 2, eine Französin, Schweizerinnen keine). Unter den Hörern (Auditeurs) dieser Facultät bilden die Damen sogar die Majorität. Von 136 eingeschriebenen Hörern sind 75 weiblichen Geschlechts. Hier trifft man allerdings eine beträchtliche Anzahl eingeborener Genferinnen, die den einen oder andern Curs besuchen. Unter den Studentinnen der Faculté des sciences überwiegen wieder die Russinnen mit 12 von 26 Studentinnen. Die übrigen 14 vertheilen sich auf Polen, Armenien, Serbien, Bulgarien, Amerika und Deutschland. In den Facultäten des Rechts und der Theologie finden sich keine weiblichen Studenten.

* **Pam.** Das durch Bischof Wilhelm Fraknoi errichtete ungarische historische Seminar („Istituto Ungarico"), das den kirchengeschichtlichen Forschungen besondere Aufmerksamkeit widmen soll, hat seine Thätigkeit begonnen. Das erste wirkliche Mitglied dieses Instituts ist Dr. Anton Hodinka, Scriptor an der Fideicommißbibliothek in Wien, ein gründlicher Bearbeiter der ungarisch-ruthenischen Kirchengeschichte. Am 20. d. M. wurde Dr. Hodinka durch Bischof Fraknoi dem Papste vorgestellt. Leo XIII. drückte seine Freude darüber aus, daß Dr. Hodinka sich mit der pragmatischen Geschichte der ruthenischen Union befaßt, und ertheilte die Erlaubniß zur Oeffnung der betreffenden Archive.

* **Tokio.** Die japanische Regierung hat die Errichtung einer Universität in Kioto und einer Handelsakademie in Osaka in Aussicht genommen. Die neue Universität soll zunächst nur aus drei Facultäten (Jurisprudenz, Medicin und technische Wissenschaften) bestehen, während die Universität zu Tokio außer diesen noch drei weitere Facultäten (Literatur — unsrer philosophischen Facultät mit Ausschluß der Naturwissenschaften entsprechend — Naturwissenschaften und Landwirthschaft) besitzt.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 30. Januar. Nummer 24.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Staatsminister Rudolf v. Groß. — Burg Karlstein in Böhmen. Von Berthold Riehl. — Mittheilungen und Nachrichten.

Staatsminister Rudolf v. Groß.

I. Am 3. Februar vollenden sich 50 Jahre seit dem Eintritt des Staatsministers Rudolf v. Groß in den weimarischen Staatsdienst. Fast genau die Hälfte dieser Zeit hat derselbe im Staatsministerium als Departementschef gewirkt, so daß also das funfzigjährige Staatsdiener- und das fünfundzwanzigjährige Minister-Jubiläum ziemlich zusammenfallen. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit seinen letzten Vorgängern in dem Amt des Staatsministers, mit Stichling und Thon: auch sie haben 50 Jahre und mehr hindurch ihre Kräfte dem Staat gewidmet und den größten Theil dieser Zeit an leitender Stelle. Es ist dies eine heutzutage gewiß seltene Erscheinung und wohl auch nur möglich in kleineren Staatswesen, aber gerade für solche auch von entschiedenem Vortheil, denn für diese sind politische Experimente, wie sie häufig durch schnellen Wechsel in den Personen bedingt werden, eine bedenkliche Sache; dagegen ist es von hohem Werthe, wenn auch nach dieser persönlichen Seite hin die Continuität der bewährten Regierungsprincipien verbürgt ist. Die Gefahr, daß dadurch eine verknöcherte Tradition zur Herrschaft gelange, ist nicht zu befürchten, wenn die Leitung des Staatswesens Männern anvertraut wird, die mit der intimen Kenntniß des Landes und seiner Bedürfnisse staatsmännischen Geist und die Befähigung verbinden, die geistigen Bewegungen der Zeit zu erfassen und den gesunden Kern derselben mit Verständniß und Umsicht zur Geltung zu bringen. In solchem Sinne haben jedenfalls die Männer gewirkt, die seit den Tagen Anna Amaliens und Karl Augusts das Vertrauen ihrer Fürsten auf die obersten Stellen im weimarischen Lande berufen hat. Sie waren keine Anhänger der Routine, die sich an dem Erhalten des Bestehenden genügen lassen, bloß weil es eben besteht, sondern Staatsmänner, die die Wandlungen in den politischen Bedürfnissen wohl erkannten und, wo sie nach sorgfältiger Prüfung die Nothwendigkeit von Reformen sahen, nicht zögerten, sie in Angriff zu nehmen. Staatsminister v. Groß reiht sich würdig diesen Vorgängern an, die allerdings nach den Schablonen der politischen Parteien nicht charakterisirt werden können. Der Grundzug in den Regierungsprinzipien, nach denen das weimarische Staatswesen im Laufe des Jahrhunderts geleitet worden, ist ein maßvoll liberaler; diesen haben alle Minister festgehalten, mögen sie nun persönlich etwas mehr nach rechts oder nach links geneigt haben. Von dem Staatsminister v. Groß wird man sagen dürfen, daß er ein Mann von unzweifelhaft liberaler Gesinnung ist, die er seit den Tagen seiner Jugend festgehalten hat. Er ist stets ein Anhänger und Vertreter der Selbstverwaltung, ein Gegner der Staatsomnipotenz auf politischem und wirthschaftlichem Gebiete gewesen, aber ebenso auch darauf bedacht, die Autorität des Staats zu erhalten und zu sichern, wo ihr Schädigung drohte. Eine sehr anzuerkennende Objectivität, das Ergebniß ernster politischer Studien, sichert ihn vor Einseitigkeit. Gern läßt er jedem Standpunkt eine unbefangene und gerechte Würdigung zutheil werden, ohne deßhalb in seinen eigenen Ueberzeugungen schwankend zu sein, die er maßvoll, aber auch mit Festigkeit zur Geltung bringt.

In seiner Abstammung und in den Eindrücken, die er beim ersten Eintritt in das öffentliche Leben gewonnen, liegen vielleicht manche Momente, die auf seine politische Individualität nicht ohne Einfluß geblieben sind: v. Groß entstammt einem alten Schweizer Adelsgeschlecht, dessen Angehörige namentlich in Bern wiederholt hervorragende Stellen bekleidet haben. Noch sein Großvater war Oberst in bernischen Diensten gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. In einem noch heute lesenswerthen Buche,[1]) in dem er den Kampf Frankreichs gegen Bern, der zur Gründung der Helvetischen Republik führte, und die Zustände unter dieser schildert, bekennt er sich als einen warmen und treuen Anhänger der Schweizer Freiheit und als einen ebenso entschiedenen Gegner alles Revolutionären. Nach dem Zusammenbruch der alten Verfassung der Schweiz trat Oberst v. Groß in englische Dienste, siedelte aber 1802 nach Weimar über und übernahm hier die Anstalt zur Vorbereitung junger Männer für den Staatsdienst, die mit Unterstützung Karl Augusts der Franzose Mounier 1797 in Belvedere gegründet hatte. Mounier, der bekannte Urheber des Schwurs im Ballhaussaale im Juni 1789 und im Herbst desselben Jahres Präsident der französischen Nationalversammlung, hatte nach den Vorgängen in Versailles am 6. October jenes Jahres dies Amt niedergelegt und war in die Schweiz gegangen, weil er an der Möglichkeit des Constitutionalismus in Frankreich verzweifelte. Man darf vielleicht annehmen, daß dort zwischen Mounier und dem älteren Groß Beziehungen sich geknüpft hatten, infolge deren letzterer dann die Anstalt in Belvedere übernahm, als Mounier im Herbst 1801 nach Frankreich zurückgekehrt. Der ältere Groß blieb in Weimar, in dessen Staatsdienst sein 1857 als Geh. Finanzrath verstorbener Sohn eintrat. Aus des letzteren Ehe mit Amalie v. Seebach, als Schriftstellerin unter dem Namen Amalie Winter wohl angesehen, entstammt der derzeitige weimarische Staatsminister Rudolf v. Groß.

Der begabte Knabe erhielt seine Erziehung in Weimar und besuchte die Universitäten von Heidelberg, Jena und Leipzig. 1846 trat er in den weimarischen Staatsdienst und ward zunächst in Jena im Vorbereitungsdienst beschäftigt. Die heraufziehenden politischen Ereignisse, denen der lebhafte junge Mann die größte Aufmerksamkeit zuwendete, sollten ihn bald in besonderem Maße in Anspruch nehmen. Bei Ausbruch der Februar-Revolution befand er sich zufällig in Paris; eifriger Beobachter der dortigen Vorgänge, ward er u. a. Zeuge, wie das Volk in die Tuilerien drang und dort den Thron Ludwig Philipps zertrümmerte. Er kehrte aus Frankreich in die Heimath zurück und erhielt

[1]) Die ehemalige und gegenwärtige Schweiz in Rücksicht ihrer Lage gegen Europa. 2 Theile. Zürich 1807.

eine politische Verwendung an der Seite zweier eigenartiger und nicht gewöhnlicher Persönlichkeiten, des Reichscommissars v. Mühlenfels und des weimarischen Bevollmächtigten bei der provisorischen Centralgewalt in Frankfurt, v. Wydenbrugk. Der erstere gehörte zu den alten Patrioten vom Schlage eines Ernst Moriz Arndt. Wie dieser aus Schwedisch-Pommern gebürtig, hatte er im Lützower Corps den Feldzug von 1813 mitgemacht und war dann am Rhein in den preußischen Justizdienst getreten. In die Demagogenverfolgung verwickelt, ward er lange in Haft gehalten, doch gelang ihm die Flucht aus der Hausvoigtei in Berlin; er entkam nach Schweden und ging später nach London als Professor der deutschen und nordischen Literatur an der dort neu gegründeten Universität. Erst in den dreißiger Jahren ward er in Preußen völlig freigesprochen und in seine frühere Thätigkeit mit dem Amtssitz in Greifswald wieder eingesetzt. Der eifrige Patriot, ein Mann von echtem Schrot und Korn, war von der Frankfurter Centralgewalt zum Reichscommissar in Thüringen ernannt worden, um die dort sich zeigenden unruhigen Erscheinungen zu dämpfen. Er waltete dieses Amtes vom Herbst 1848 bis Frühjahr 1849. Bei seiner Thätigkeit hier war ihm v. Groß beigegeben. Ebenso stand dieser dem geistvollen Wydenbrugk zur Seite, als derselbe die weimarische Regierung in Frankfurt vertrat. Wydenbrugk war durch die Märzbewegung als Vertreter der demokratischen Tendenzen in das Ministerium gekommen. Der Verkehr mit beiden Männern, der unmittelbare Einblick in die Vorgänge jener Tage, zumal in die Frankfurter Dinge, ist unzweifelhaft von Bedeutung für die politischen Anschauungen v. Groß' gewesen. Gefördert wurden diese durch seine weitere Thätigkeit in dem nächsten Jahre. Als nach dem Zerfall der Frankfurter Nationalversammlung das Unionsparlament in Erfurt (April 1850) zusammentrat, begleitete v. Groß den weimarischen Staatsminister v. Watzdorf dorthin und folgte ihm zum Fürstencongreß im Mai desselben Jahres nach Berlin, sowie zu den Dresdener Conferenzen, die im December 1853 in der sächsischen Hauptstadt eröffnet wurden.

Diese so bewegten Jahre waren unzweifelhaft für den jungen Mann, der mit offenen Augen den Vorgängen auf der politischen Bühne folgte, eine ungewöhnlich günstige Vorbereitung für den Staatsdienst im höhern Sinne. Zunächst indessen folgte eine mehr normale und stetige Beschäftigung dieser abwechslungsreichen, aber zersplitternden Thätigkeit. Die Rechtswissenschaft hatte früh das besondere Interesse v. Groß' in Anspruch genommen. Im Herbste 1851 ward er als Staatsanwalt an das Kreisgericht in Eisenach berufen und 1856 zum Oberstaatsanwalt ernannt. In diesen Stellen hat er sich sehr schnell ein hervorragendes Ansehen erworben. Seine Plaidoyers werden als ebenso ausgezeichnet durch logische Schärfe, Klarheit und Beredsamkeit, wie durch vornehme Haltung und reichen wissenschaftlichen Gehalt gerühmt. Auch als Schriftsteller entwickelte er eine anregende Thätigkeit. Namentlich die Ausbildung des strafgerichtlichen Verfahrens und die Behandlung der Sträflinge beschäftigten ihn lebhaft. Um sich über beides zu unterrichten, unternahm er eine längere Reise nach Frankreich und England, in welchen Ländern er die criminalgerichtlichen Einrichtungen, sowie die Gefängnisse studirte. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er in zwei Schriften nieder: „Das englische Schwurgerichtsverfahren" (1866, Leipzig, Verlag von Ambrosius Barth) und „Wanderungen durch irländische Gefängnisse" (zweite Auflage 1872, Berlin, Lüderitz'sche Buchhandlung). Vor allem aber ist einer periodischen Publication Erwähnung zu thun, die v. Groß im Herbste des Jahres 1857 in das Leben rief: „Die Strafrechtspflege in Deutschland" (Weimar, Landesindustrie-Comptoir). Er hatte als Mitarbeiter für diese Zeitschrift eine Anzahl hervorragender Criminalisten und Rechtslehrer gewonnen: Oberstaatsanwalt Schwarz in Dresden, Generalstaatsprocurator v. Dehn-Rothfelser in Kassel, Geh. Rath Prof. Dr. Mittermaier in Heidelberg, Geh. Rath Prof. Dr. Abegg in Breslau, Franz v. Holtzendorff, Karl Barth u. a. m. Hier sind besonders Groß' Bemühungen um Schaffung einer einheitlichen deutschen Strafgesetzgebung hervorzuheben. Im 2. Hefte der Zeitschrift (1858) bereits veröffentlichte er eine Abhandlung über ein gemeines deutsches Strafrecht, in der er, hinweisend auf die damals tagende Conferenz von Abgeordneten deutscher Regierungen zum Zweck der Feststellung eines gemeinschaftlichen deutschen Handelsgesetzbuchs lebhaft befürwortet, es möge im Laufe des Jahres eine Commission zu einer gemeinschaftlichen Codification des Strafrechts von den Bundesregierungen eingesetzt werden, deren Nothwendigkeit er eingehend erörtert. Wiederholt kommt er hierauf in seiner Zeitschrift zurück. Aber auch auf dem eben gegründeten deutschen Juristentag ist v. Groß von Anfang an in diesem Sinne eingetreten. Auf der ersten dieser Versammlungen referirte er der Criminalabtheilung über einen Antrag v. Kräwell, der dahin ging, daß ein allgemeines deutsches Strafgesetzbuch ein dringendes Bedürfniß und in Erwägung zu ziehen sei, wie dies Bedürfniß am zweckmäßigsten und schnellsten zu befriedigen sei. Die Abtheilung beschloß fast einstimmig auf v. Groß' Antrag im Sinne dieser Forderungen und genehmigte ebenso die von ihm gemachten Vorschläge über die zur Erreichung des Zieles einzuschlagenden Wege. Das Plenum ließ sich an der Anerkennung des dringenden Bedürfnisses genügen. Heute sind diese Wünsche längst verwirklicht. Aber es darf daran erinnert werden, daß v. Groß um die Vorbereitung zur Erfüllung derselben sich sehr wesentliche Verdienste erworben hat.

Im Februar 1867 schied v. Groß aus der staatsanwaltlichen Thätigkeit in Folge seiner Ernennung zum Rath beim Oberappellationsgericht in Jena, damals dem obersten Gerichtshof der thüringischen Staaten. Bereits im Herbst des folgenden Jahres ward er zum Präsidenten des Appellationsgerichts in Eisenach ernannt. Auch in dieser Stellung verblieb er nicht lange.

Im September 1870 war Staatsminister v. Watzdorf aus dem Leben geschieden. Während der Abwesenheit des Großherzogs Carl Alexander im Felde war die durch jenen Tod bedingte Umformung des Ministeriums nicht vorgenommen worden. Im März 1871 kehrte der Großherzog zurück, und bald wurde v. Groß in das unter Thon gebildete Ministerium berufen und ihm im Mai 1871 das Departement des Innern und Aeußern übertragen.

Die funfzigjährige Dienstzeit v. Groß' zerfällt, wie man sieht, in zwei fast gleiche Theile. Von den ersten 25 Jahren entfallen 20 auf die Thätigkeit im Justizdienst, die letzten 25 auf den Verwaltungsdienst. Im Jahre 1890, nach dem Rücktritt Stichlings, berief das Vertrauen des Großherzogs ihn in das Amt des leitenden Staatsministers und des Chefs des Departements des großherzoglichen Hauses unter Belassung in der Stellung als Chef der beiden oben genannten Departements und unter Bevollmächtigung zum Vertreter Weimars im Bundesrathe.

Die großen Umgestaltungen in der politischen Organisation Deutschlands, die in den Jahren 1866—71 sich vollzogen hatten, waren selbstverständlich auch für das Großherzogthum die Veranlassung zu mancherlei Veränderungen in seinen staatlichen Verhältnissen geworden. Theils waren sie, als v. Groß in das Ministerium eintrat, bereits zum Abschluß gebracht, oder doch die festgefügten Umrisse für die Ausführung gegeben, theils aber nahmen sie, namentlich in Folge der socialpolitischen Gesetzgebung des Reiches, die Arbeitskraft des Chefs des Departements des

Innern in besonderem Maße in Anspruch. Für ihn selbst handelte es sich bei diesem Uebergang von der Justiz zur Verwaltung um wesentlich neue Aufgaben. Galt es dort gewissermaßen zu specialisiren, von Fall zu Fall Entscheidungen zu treffen, so nun von allgemeinen Gesichtspunkten aus zu wirken. Ein gewandter und wohlerfahrener Geschäftsmann, wußte v. Groß den neuen Kreis der Thätigkeit bald zu beherrschen und, indem er im Sinne seiner Vorgänger die Continuität der bewährten Principien festhielt, an den geeigneten Stellen eine ergänzende, ausbauende und, wo es durch die Umstände geboten war, eine reformirende Thätigkeit zu entwickeln. Die weimarische Verwaltungs-Gesetzgebung baut sich auf durchaus liberalen Grundsätzen auf; v. Groß hat diese nicht nur sorgfältig erhalten, sondern auch in zeitgemäßer Weise entwickelt. Dies gilt namentlich auch in Bezug auf die so wichtige Gemeindegesetzgebung; diese, in ihren Hauptzügen wohl bewährt und volksthümlich, entsprach doch in einigen Beziehungen nicht mehr ganz den so vielfach veränderten Verhältnissen. Die Revision war eine unumgängliche Aufgabe, die v. Groß mit großem Geschick gelöst hat. Auf politischem Gebiete im engeren Sinne bereitete die Wahlgesetzgebung für den Landtag einige Schwierigkeiten. Nachdem im Reich das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht zur Geltung gelangt war, konnte es nicht ausbleiben, daß eine Bewegung entstand, die dies Wahlrecht auch für den Landtag anstrebte. So wenig Hr. v. Groß sich über die Schattenseiten der Reichs-Wahlgesetzgebung täuschte, die seither immer deutlicher hervorgetreten sind, so gern war er doch bereit, jenen Wünschen in gewissem Maße entgegenzukommen, d. h. das indirecte Wahlsystem in das directe umzuwandeln, wenn durch ein vermehrtes Wahlrecht den gebildeten und besitzenden Classen die unbedingt nothwendige Bürgschaft dafür gegeben werde, daß die Landesvertretung nicht in einen Strom politischer Leidenschaft hineingezogen werde, der mit der pflichtmäßigen Erfüllung ihrer Aufgaben, zumal in einem kleinen Staatswesen, unvereinbar ist. Da eine Verständigung in dieser Beziehung nicht erzielt werden konnte, andrerseits aber in manchen Punkten von nicht grundlegender Bedeutung eine Abänderung des Wahlgesetzes sich als wünschenswerth im Laufe der Zeit herausstellte, hat v. Groß erneut die Initiative ergriffen und dem Landtag ein anderes Wahlgesetz vorgelegt, das freilich nicht auf dem directen System nach Analogie der Reichs-Wahlgesetzgebung beruht.

In ganz besonderem Maße hat er aber stets den praktischen Bedürfnissen des Landes seine Aufmerksamkeit zugewendet, vor allem der Hebung der Verkehrsverhältnisse. Als er die Leitung der Verwaltung übernahm, besaß das Großherzogthum nur zwei Eisenbahnlinien: die thüringische und die Werra-Bahn. v. Groß verkannte keinen Augenblick, wie wichtig es für die Entwicklung der productiven Interessen des Landes sei, daß der betriebsamen Bevölkerung neue Anschlüsse an das große deutsche Bahnsystem eröffnet würden. Auf seine Anregung und gefördert durch die von ihm gewährten Unterstützungen, entstand im Laufe seiner Verwaltung eine Reihe von Vollbahnen und Bahnen zweiten Ranges, so daß das Großherzogthum zur Zeit das im Verhältniß zur Einwohnerzahl am reichsten mit Bahnen versehene Land sein dürfte. Ebenso richtete sich seine Fürsorge auf die Ergänzung des Straßennetzes, auf die Anlage von Brücken u. s. w. — Maßnahmen, die eine für die Entwicklung der wirthschaftlichen Zustände segensreiche Wirkung auszuüben nicht verfehlt haben. Aber auch in organisatorischer Beziehung hat das Gewerbewesen unter seiner Verwaltung erhebliche Fortschritte gemacht. Durch die Errichtung einer Gewerbekammer ist eine segensreich wirkende Centralstelle für diese Kreise geschaffen worden, während durch die Anlegung von Gewerbeschulen dem technischen Unterricht eine weitere Anregung gegeben worden ist. Auch für die Landwirthschaft ist auf seine Anregung im Verein mit der landwirthschaftlichen Centralstelle, dem Organ der landwirthschaftlichen Vereine, manche förderliche Maßnahme zur Hebung von Ackerbau und Viehzucht getroffen worden.

Namentlich aber ist seiner unermüdlichen und stets regen Fürsorge für die Landesheilanstalten zu gedenken: die Krankenhäuser und vor allem die Irrenanstalten haben in den letzten Jahrzehnten eine ebenso rationelle wie den Anforderungen der Humanität entsprechende Entwicklung erhalten.

Auf Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen. Nur in allgemeinen Umrissen konnte das Bild einer tüchtigen Verwaltung gegeben werden, für die das Land, nächst dem Großherzog, dem Staatsminister zu Dank verpflichtet ist. Diese Gesinnung wird unzweifelhaft anläßlich des funfzigjährigen Dienstjubiläums des Hrn. v. Groß einen lebhaften Ausdruck finden. Und sie gilt, wie dem bewährten und tüchtigen Leiter dieser Verwaltung, so auch dem pflichttreuen und wohlwollenden Manne, der in seinem ganzen Wirken sich von echter Humanität erfüllt zeigt.

Burg Karlstein in Böhmen.[1])

Eine der schönsten Aufgaben des Landschaftsmalers ist, dem Volk die Augen zu öffnen für die heimische Landschaft, ihm durch seine Bilder die Poesie derselben zu enthüllen, an der es sonst verständnißlos vorübergeht, die ihm hiedurch aber zu einer ständigen Quelle reinsten Genusses wird. Und einem ähnlichen Ziel soll unsere Kunstgeschichte zustreben. Die Bedeutung unserer Kunst, ihr reiches, eigenartiges Leben, wie es sich im Lauf der Jahrhunderte in Deutschlands Gauen so verschieden entwickelt, soll sie vor uns entrollen, um dadurch das Verständniß für die heimathliche Kunst zu wecken und zu vertiefen, uns zu liebevollem Studium und frohem Genuß der Kunstdenkmale alter und neuer Zeit im Vaterlande anzuregen.

Zu diesem schönen Ziel aber müssen wir noch einen weiten Weg zurücklegen, da die Geschichte der deutschen Kunst zuerst wegen des Classicismus und seiner Folgen über der Antike, dann über der italienischen Kunst gar arg vernachlässigt wurde und heute noch namentlich im Vergleich zur Kunst des classischen Alterthums meist nur höchst stiefmütterlich behandelt wird. So kommt es, daß wir trotz der großen Bedeutung, welche eine sorgfältige Pflege der deutschen Kunstgeschichte, namentlich auch für die Verwaltung unsrer Kunstdenkmale und die wissenschaftliche Bearbeitung unsrer Museen, besitzt, heute erst am Beginn einer wissenschaftlichen Bearbeitung der deutschen Kunst stehen, die eine ganz neue Grundlage fordert.

Vor allem müssen wir den Reichthum der Denkmale deutscher Kunst grundlich kennen lernen und durch wissenschaftlich brauchbare Publicationen für die Forschung nutzbar machen. Die Darstellung der deutschen Kunstgeschichte darf nicht mehr, wie das aus nahe liegenden Gründen bisher der Fall war, auf einer Reihe meist recht willkürlich ausgewählter Denkmale aufgebaut werden. Wenn wir von den Denkmalen unsrer deutschen Kunst, für deren Erhaltung damit zugleich die einzig zuverlässige Basis gewonnen wird, einmal eine auch nur annähernd so vollständige Kenntniß wie von jenen der Kunst des alten Griechenlands

[1]) Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens, veröffentlicht von der Gesellschaft zur Foederung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, I. Mittelalterliche Wandgemälde und Tafelbilder der Burg Karlstein in Böhmen von Joseph Neuwirth. Prag 1896. Textband und 50 Lichtdrucktafeln in Folio.

oder auch nur von jenen der Malerei Italiens gewonnen haben, dann wird das Bild derselben sich ganz anders gestalten als gegenwärtig. Die feinen, individuellen Züge, die dem Bild gerade am meisten Leben und Charakter verleihen, können erst dann recht zur Geltung kommen, und die deutsche Kunst ist vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart so reich an ihnen. Um diese individuellen Züge aber in das rechte Licht setzen zu können, müssen wir sie auch im Einzelnen begründen. Wie der Maler und Plastiker nicht nur Linien, Flächen und Farben im Gesicht beobachtet, sondern sich auch klar sein muß, was sie bedeuten, wie sie durch den Charakter des Dargestellten begründet sind, ihn daher äußerlich aussprechen, so genügt es auch uns nicht, zu wissen, daß die Kunst in Bayern eine andere als in Schwaben, am Rhein eine andere als in Sachsen oder Böhmen, sondern wir müssen diese verschiedenen Kunstcharaktere motiviren, wir müssen zeigen, wie sie die Folge des verschiedenen Kunstlebens der genannten Stämme sind, dessen Unterschiede begründet werden durch die Art des Landes und des Volkes, vor allem aber durch die Geschichte seiner gesammten Cultur.

Daß man allenthalben in Deutschland die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Neubearbeitung unsrer Kunstgeschichte fühlt, beweisen die zahlreichen Publicationen und Forschungen, die besonders in den letzten zwei Jahrzehnten theils als Arbeiten einzelner Forscher, theils als große, von den Staaten veranlaßte Werke erschienen sind. In Böhmen, das namentlich in der Periode Karls IV. eine bedeutende Rolle in der deutschen Kunstgeschichte spielt, griff diese Aufgabe vor allem Dr. Joseph Neuwirth, Professor an der deutschen Universität in Prag, auf. Durch seine Geschichte der bildenden Kunst in Böhmen, sowie durch eine Reihe werthvoller Detailuntersuchungen ist es Neuwirth gelungen, mittels eines sorgfältigen Studiums der Denkmale und aller einschlägigen geschichtlichen Verhältnisse das Kunstleben Böhmens in seinen eigenartigen Lebensbedingungen klar zu legen, die so wesentlich andere sind als jene der angrenzenden sächsischen, fränkischen oder bayerischen Gebiete. Bei seinen Arbeiten wurde Neuwirth mehrfach gefördert durch die von der deutschen Universität in Prag ausgehende Gesellschaft für deutsche Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, der wir im Deutschen Reiche die wärmste Sympathie schulden als einem thatkräftigen Mittelpunkt deutschen Geisteslebens auf diesem so hart bedrängten Vorposten deutscher Cultur. Diese Gesellschaft, die 1891 begründet wurde, hat nun auch die Herausgabe einer Reihe von Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens beschlossen und dieselbe mit einer gediegenen und vorzüglich ausgestatteten Publication der Gemälde der Burg Karlstein durch Joseph Neuwirth eröffnet.

Schloß Karlstein an die Spitze dieser Forschungen zu setzen, war ein glücklicher Griff, denn es bietet gar viel des Interessanten, schon durch seine Gründung und eigenartige Bestimmung, vor allem aber durch seine höchst merkwürdige, glänzende Ausstattung. Karl IV., der bedeutendste Förderer der Kunst Böhmens, legte am 10. Juni 1348 den Grundstein zu der Burg, die zur Erhaltung seines Gedächtnisses seinen Namen führen sollte; bis zur Vollendung und vollständigen Einrichtung des Baues vergingen etwa zwanzig Jahre. Der Zweck dieser persönlichsten Schöpfung des Kaisers war die Aufbewahrung der Reichskleinodien und der böhmischen Kroninsignien, sowie zahlreicher Reliquien, für die der Kaiser eine ganz besondere Verehrung besaß, ferner wurde in dem Schloß ein eigenes Capitel zur Abhaltung der feierlichen Gottesdienste errichtet. Für die Verbindung größerer Capellen zum Gottesdienst und kleinerer zu Privatandachten mit den Wohnräumen des Capitels scheint das päpstliche Schloß in Avignon Anregung gegeben zu haben, und wahrscheinlich wurde der Bau Karlsteins durch den 1344 von Avignon zur Führung des Prager Dombaues berufenen Mathias von Arras geleitet. Dadurch bietet Karlstein einen weiteren Beleg für die Beziehungen der Hofkunst Karls IV. zu Frankreich.

Im Vergleich zu anderen Burgen hat sich Karlstein vortrefflich erhalten, was zu einem guten Theil dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sich schon im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts das wissenschaftliche Interesse dem merkwürdigen Schloß zuwandte und von da ab, namentlich aber seit 1812 manches Nützliche für die Erhaltung der Burg geschah, deren Restauration zuletzt durch den trefflichen Gothiker Friedrich Schmidt aus Wien begonnen und durch seinen Schüler J. Maker aus Prag weitergeführt wurde.

Den Kunsthistoriker fesseln in Schloß Karlstein vor allem die Wände und Tafelgemälde der Zeit Karls IV., umsomehr als die Reste der Malerei größeren Stils aus dem 14. Jahrhundert in Deutschland eigentlich doch recht spärlich sind. Das kunstgeschichtliche Interesse derselben aber wird in der vorliegenden Publication noch dadurch wesentlich gesteigert, daß Neuwirth den Gedankengang der einzelnen Cyklen sorgfältig darlegt, die Entstehungszeit derselben genau festsetzt, die Arbeit der Maler Thomas von Modena, Theodorich von Prag und Nicolaus Wurmser von Straßburg sorgfältig scheidet und die Eigenart eines jeden charakterisirt. Schon die Namen der drei Künstler weisen wieder auf den internationalen Zug der Hofkunst Karls IV., die in Folge der persönlichen Schicksale des Kaisers so vielfache Beziehungen zur französischen, italienischen und deutschen Kunst zeigt.

Bei den Wandgemälden deutscher Burgen von der großen Halle der karolingischen Pfalz zu Ingelheim bis herunter zu den Tyroler Schlössern am Ausgang des Mittelalters ist die große Rolle, welche hier die profanen Stoffe spielen, von besonderem Interesse. In Karlstein ist das nicht der Fall, nur der nicht mehr erhaltene Stammbaum des Kaisers gehörte diesem Gebiete an, sonst beschäftigen sich die Gemälde der Burg nur mit kirchlichen Gegenständen. Drei der Cyklen befinden sich ja auch in Capellen, einer in dem Zugang zu einer solchen, und die ganze Bestimmung des Baues war ja doch überwiegend eine kirchliche.

In der Marienkirche waren sämmtliche Wände, sowie die Decke bemalt. Die Nordwand wurde unter Rudolf II. abgerissen, die Gemälde der anderen Wände übertüncht und übermalt, später aber wieder freigelegt, weßhalb sie stark beschädigt sind. Dem Photographen fiel daher hier, wie später bei den Bildern der Wenzel- und Ludmila-Legende, sowie auch bei einigen der Tafelgemälde eine äußerst schwierige Aufgabe zu, um so mehr, als die Photographie bei solchen Wandbildern stets ohnehin schon mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Der erste Eindruck dieser Tafeln wird daher leicht enttäuschen, für kunstgeschichtliche Studien aber sind dieselben doch von hohem Interesse und mit Hülfe des Textes, der eine bis ins Einzelnste gehende Beschreibung enthält, geben dieselben immer ein sehr instructives Bild eines umfassenden Wandgemälde-Cyklus des 14. Jahrhnnderts. Die Wandgemälde aus der Apokalypse schreibt Neuwirth dem Thomas von Modena zu, dessen Werk dadurch eine wesentliche Bereicherung erfährt. Der eingehende Vergleich dieser Gemälde mit den illustrirten Handschriften dieser Periode ergibt manche Uebereinstimmungen, aber auch manche Unterschiede, ein Resultat, das durchaus selbstverständlich, da es in der Entwicklungsstufe und der künstlerischen Productionsweise jener Zeit gründet und daher als Ergebniß aller derartigen Vergleichungen zu verzeichnen ist. Von Interesse, namentlich für die Ge-

Digitized by Google

schichte der Portraitdarstellungen im Mittelalter, sind in der Marienkirche die drei von Theodorich von Prag ausgeführten Wandgemälde, welche sich auf die Reliquienverehrung Karls IV. beziehen.

Höchst charakteristisch für die Hofkunst Karls IV. ist die Katharinencapelle, in die sich der Kaiser zu stiller Andacht zurückziehen pflegte. In ihr fällt, wie in der Kreuzcapelle, vor allem die Freude an kostbarem Material, an Gold und Edelsteinen auf, die unwillkürlich an die orientalische Kunst, sowie an die prachtvollen Buchdeckel der Zeit der Karolinger und der sächsischen Kaiser erinnert. In dieser Prunksucht liegt entschieden noch etwas Kindliches, eine Vorstufe erst zu seiner entwickeltem Kunstgeschmack, die aber gleichwohl eine höchst originelle und packende Wirkung ausüben kann.

Die Gewölbklappen der Katharinencapelle sind gleich den Rippen vergoldet und reich mit Sternen und Kränzen geschmückt, die Schlußsteine aus Silberblech mit eingesetzten Edelsteinen, die Wände aber sind mit glänzend polirten Prachtexemplaren von Edelsteinen bedeckt, die in vergoldeten Gypsgrund eingesetzt sind. Die Wandgemälde dieser Capelle gehören zu den besten des Schlosses Karlstein. Das Altarbild ist auf die Wand gemalt, was in Italien und Deutschland damals, wie auch in der Folgezeit, ein vielgeübter Brauch gewesen zu sein scheint; es stellt Maria mit dem Kind dar, neben der Karl IV. und seine Gattin Anna knieen, während seitwärts Petrus und Paulus stehen. Am Altartisch selbst ist eine Kreuzigung gemalt und eine heilige Katharina. In Uebereinstimmung mit Crowe und Cavalcaselle schreibt Neuwirth diese Gemälde dem Thomas von Modena zu, dagegen vermuthet er in den über dem Eingang angebrachten Portraits Karls IV. und seiner Gemahlin Anna die Hand des Theodorich von Prag. Das Glasgemälde der Kreuzigung muß, wie er im Gegensatz zu Crowe und Cavalcaselle richtig bemerkt, von einem andern Meister als jene Kreuzigung am Altar herrühren, denn sowohl die Gestalt Christi, als auch die derb charakteristischen Kriegsknechte weisen im Gegensatz zu jenem Bild oberitalienischen Charakters entschieden auf einen nordischen Künstler.

In dem Treppenhaus des Hauptthurmes, dem Zugang zum dritten Heiligthum des Schlosses, finden sich Wandgemälde der Wenzel- und Ludmila-Legende, als deren Mater Neuwirth Nikolaus Wurmser von Straßburg vermuthet. Die Wahl des Stoffes wird durch die specielle Verehrung Karls IV. für diese Heiligen begründet, der ja auch eine Lebensbeschreibung des hl. Wenzel verfaßt hatte. Die einzelnen Scenen der Legende sind in der knappen, oft noch an Bilderschrift mahnenden Erzählung dargestellt, welche ja fast allen, namentlich cyklischen, Malereien der Zeit gemeinsam ist und worin vor allem auch die Uebereinstimmung dieser Gemälde mit den Bilderhandschriften der Zeit gründet, der ich deßhalb, zumal sie doch meist nur in leicht erklärlichen Aeußerlichkeiten sich zeigt, keine weitere Bedeutung beilegen möchte. Als wichtige Keime, die auf die weitere Entwicklung der Malerei hinweisen, sehen wir hier, wie in den anderen Wandgemälden, einzelne selbständig dem Leben abgelauschte Züge, ein freieres Zusammenfassen mehrerer Momente zu einem Bilde, sowie zuweilen eine etwas breitere Erzählung, wie bei der Begegnung Wenzels mit dem Herzog Radislaw oder bei der Taufe der heiligen Ludmila, wo auch die architektonische Umgebung für die Malerei dieser Zeit recht interessant ist.

Eine gleich prunkvolle Decoration wie die Katharinenbesitzt auch die Kreuzcapelle, jedoch ist hier nur der untere Theil der Wände mit vergoldeten Gypsornamenten und Edelsteinen geschmückt, der obere dagegen durch Tafelbilder. Die Rippen der beiden Kreuzgewölbe, die den Raum überspannen, der einst die deutschen Reichskleinodien und die böhmischen Kroninsignien barg, sind vergoldet und mit vergoldeten Gypsrosetten und Sternen besetzt. Der Grund der Gewölbklappen ist blau und von ihm hoben sich einst Tausende von Krystallsternen ab, die mit Gold unterlegt waren und mit den Nachbildungen der Sonne und des Mondes an den gestirnten Himmel erinnerten; auch in die vergoldeten Bleinetze der Fenster waren kleine Edelsteine eingesetzt. Da das Licht, das ohnedies nicht besonders günstig war, durch diesen Fensterschmuck noch mehr gedämpft wurde, so entfaltete sich der Glanz der Capelle jedenfalls am wirksamsten, wenn in ihr des Abends die zahlreichen Kerzen angezündet wurden, für die ein vergoldetes eisernes Gestell mit 1330 Stacheln an der Wandringsum läuft, während namentlich in der zweiten Hälfte der Capelle, die ein prächtiges vergoldetes Eisengitter abtrennt, noch von der Decke herabhängende Krystallaternen den Lichtschimmer vermehrten. Es muß ein höchst phantastisches Bild märchenhafter Pracht geboten haben, wenn sich bei dem Flimmern der Lichter und dem Glitzern der Edelsteine der Kaiser, sein Gefolge und das Capitel hier versammelten.

Ueber dem Altar der Kreuzcapelle hing die zwar etwas derbe, aber doch wirkungsvolle und durch ihren tiefen Ernst und Schmerz ergreifende Kreuzigungsgruppe des Theodorich von Prag, unter ihr das anmuthige Bild der Madonna mit den Heiligen Wenzel und Palmatius, das als ein Werk des Thomas von Modena bezeichnet ist und gleich der Kreuzigung 1780 nach Wien kam; ferner schmückten die obere Hälfte der Wände eine lange Reihe von Bildnissen der Heiligen. Die Deutung der einzelnen Bilder, soweit sie heute noch gegeben werden kann, bringt Neuwirth mit größter Sorgfalt, wie er auch deren Zusammenhang und ihre Beziehungen zum Reliquiencult Karls IV. eingehend nachweist. Theodorich malte auch die Wandbilder der Fensternischen, von denen namentlich die 24 Aeltesten, welche das Lamm verehren, interessant sind, schon durch die zwar derben, aber höchst charakteristischen Köpfe mit ausgeprägt slavischem Typus.

Da von Theodorich außer den zahlreichen Gemälden der Kreuzcapelle noch, wie oben erwähnt, die Portraits Karls IV. herrühren, so besitzen wir von ihm ein so umfangreiches Werk wie von keinem zweiten Meister des 14. Jahrhunderts diesseit der Alpen. Es ist daher möglich, die künstlerische Persönlichkeit des Mannes eingehend zu charakterisiren, was Neuwirth auch mit Wärme und feiner Beobachtung gethan hat. In der Sucht nach äußerlichem Prunk, der sich namentlich in den schablonirten Verzierungen der Gewänder und in häufigen Wiederholungen von Einzelheiten, sowie auch von Typen bei den Heiligen zeigt, tritt allerdings ein handwerklicher Zug zu Tage. Bei einem Maler des 14. Jahrhunderts erscheint derselbe aber nur selbstverständlich, um so mehr als die monotone Aufgabe, die lange Reihe von Bildnissen der Heiligen zu malen, zu denen alle Anhaltspunkte in der Natur fehlten, selbst einen Künstler von ganz anderer Entwicklungsstufe als Theodorich zuletzt sicher zu etwas schablonenhafter Arbeit geführt hätte. Wir dürfen deßhalb über diesen Schwächen die eigenartigen, für seine Zeit entschieden bedeutenden Qualitäten des Mannes nicht verkennen. Das Streben nach großer, würdevoller Auffassung ist für ihn bezeichnend, dem allerdings der Stil dieser Periode dadurch sehr entgegenkommt, daß er sein Augenmerk noch ausschließlich auf die Hauptzüge richtet, das Detail dagegen noch sehr wenig beobachtet. Bedeutend erscheint bei Theodorich wiederholt ein ausgeprägter Sinn für Charakteristik, sowohl in den ernsten männlichen Köpfen, wie in dem mannichfaltigen Wechsel des Ausdrucks der weiblichen, aus denen bald mädchenhafte Anmuth, bald,

wie bei Elisabeth, zartes Mitleid, oder ernste Frömmigkeit spricht. Besonders aber fesselt Theodorich durch seinen im ganzen doch entschieden originalen Charakter; obwohl er für die Technik, wie Neuwirth eingehend nachgewiesen, offenbar viel bei den Italienern, und zwar wohl durch Thomas von Modena, gelernt hat, so hat er darüber doch seine durch Land und Volk, in dem und mit dem er lebte, begründete Eigenart nicht verloren. Ein Blick auf die vorliegenden Tafeln zeigt dies sofort und seine Art, mag sie auch derber und unbeholfener sein, als die des gewandteren Italieners, behauptet sich doch entschieden neben diesem.

Durch die vorliegende Publication wird es erst möglich, Schloß Karlstein und seine merkwürdigen Gemälde in vollem Umfang auszunützen für das Studium von Kunst und Leben des 14. Jahrhunderts, besonders auch für das der Hofkunst Karls IV. Durch ihre Verbindungen mit Frankreich, Italien und Deutschland weist diese auf den Zusammenhang mit anderen Ländern, wie er sich in solch großem Zug eben nur an dem Kaiserhof entfalten konnte, andrerseits aber fesselt doch auch sie gerade wieder durch ihre specifisch böhmische Art. Neuwirth hat seine mit größter wissenschaftlicher Genauigkeit geführten Untersuchungen über das Schloß und seine Gemälde als begleitenden Text gegeben und dieser Gesichtspunkt bestimmt Anlage und Durchführung seiner umfangreichen Arbeit. Er gibt daher nach der Geschichte der Burg eine bis in die letzte Kleinigkeit gehende Deutung und Beschreibung der Bilder, dann folgt die Austheilung derselben an die einzelnen Meister und deren Charakteristik. Wer das Buch als Grundlage für weitere wissenschaftliche Arbeiten benützt, wird dem Verfasser für dieses äußerst gründliche, streng, fast etwas ängstlich, methodische Verfahren Dank wissen. Ein freierer, mehr durch künstlerische Rücksichten bestimmter Aufbau des Textes aber und das Einschränken der Beschreibungen auf das Wesentliche hätten die eigenartige künstlerische und kunsthistorische Bedeutung des Denkmals mehr zur Geltung kommen lassen, hätten dem Bild mehr Farbe, eine schlagendere Wirkung gegeben. Jedenfalls aber sind wir dem Verfasser für die werthvollen Resultate seiner gediegenen Arbeit und dafür, daß er die Basis zur wissenschaftlichen Verwerthung der Karlsteiner Bilder geschaffen, dankbar. Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen aber hat mit dem Werke ihrem Vaterland einen großen Dienst erwiesen und durch dasselbe ihre Publicationen glänzend in die deutsche Kunstliteratur eingeführt, so daß wir nur wünschen können, daß sie auf dem eingeschlagenen Weg beharren möge und an den trefflichen Anfang sich zahlreiche würdige Nachfolger anschließen lassen.

Berthold Riehl.

Mittheilungen und Nachrichten.

Das Dachsteingebiet. Ein geographisches Charakterbild aus den österreichischen Nordalpen. Schlußlieferung. Nach eigenen photographischen und Freihand-Aufnahmen illustrirt und beschrieben von Dr. Friedrich Simony, k. k. Hofrath und em. Universitätsprofessor. Für Fachmänner und Freunde der Alpenkunde. Mit 132 Atlastafeln (38 Lichtdrucken, 10 Photolithographien und 84 Autotypien) und 90 Textbildern (9 Phototypien und 81 Autotypien). Wien, Ed. Hölzel 1895. IV. 75 S. gr. 4° (dazu noch unpaginirt die gesonderte Beschreibung der einzelnen Abbildungen. — Schon vor drei Jahren ist von uns an diesem Orte die erste Lieferung dieses monumentalen Werkes angezeigt worden, allein den Berichterstatter befchlich damals eine leichte Besorgniß, ob wohl auf eine Vollendung desselben mit Sicherheit gehofft werden dürfe. Wußte man doch, daß der Autor, der hier die Summe einer Lebensarbeit zog, die biblische Altersgrenze längst überschritten hatte, und wenn auch seine Gesundheit im allgemeinen als eine feste galt, so schien eine Leistung, wie wir sie hier vor uns haben, doch über die menschliche Leistungsfähigkeit, die nun einmal von den Jahren abhängig ist, hinauszugehen. Zudem bedurfte es eines ebenso unerschrockenen wie auch ideal denkenden Verlegers, um ein so kostspieliges Bilderwerk herzustellen, dessen Absatzkreis sich nicht als ein sehr ausgedehnter denken ließ. Nach beiden Seiten jedoch hat sich in erfreulichster Weise jene Furcht als unbegründet erwiesen. Das österreichische Unterrichtsministerium bewilligte eine stattliche Subvention im Betrage von 2000 Gulden und dem Verfasser erwuchs eine ihn großentheils ersetzende Hilfskraft in seinem Sohne Prof. Dr. O. Simony, der zwar von Hause aus ein unermüdeter Mathematiker ist, durch verschiedene Arbeiten aber, zumal durch seine canarischen Studien, auch als Geograph den Befähigungsnachweis im vollsten Maße erbracht hat. So kam man denn doch glücklich um die Gefahr herum, daß sich ein so hoch verdienstlicher Beitrag zur Gebirgskunde am Ende nur als ein Torso darstellen möchte, und vollständig fühlen wir dem Altmeister der österreichischen Geographie die Empfindungen nach, welche ihn angesichts dieses Abschlusses seiner Lebensaufgabe beseelt haben müssen. Als ein Gebot der Pflicht hat er es erachtet, „wenigstens die anschaulichen Urkunden langjähriger Forschungen im Dachsteingebiete möglichst vollständig und in bleibender Gestalt einer allgemeineren wissenschaftlichen Verwerthung zugänglich zu machen"; es war ihm vergönnt, voll dieser Ehrenpflicht gerecht zu werden.

Die physiographische Beschreibung des vom Verfasser, wie man sich erinnert, in einem sehr weiten Sinn genommenen Dachsteingebirges war bereits in der ersten Lieferung ziemlich weit vorgeschritten, so daß diesmal nur noch einige allerdings sehr wichtige Theile (Gosau-Kamm mit Donnerkogeln, Zwieselalpe bei Abtenau, das gegen Schladming hin vorgelagerte Hügelland) Berücksichtigung erheischten. Erstgenannter Kamm weicht auch morphologisch von dem Hauptkörper des Gebirges ab, denn er entbehrt der deutlichen Schichtung des eigentlichen Dachsteinkalkes und ist muthmaßlich ein zoogenes Gebilde des triassischen Zeitalters, wie denn auch an versteinerten Korallen, den hier gegebenen Abbildungen zufolge, kein Mangel ist. Von Interesse ist ferner die ausgesprochene Hochmoorbildung in der sogenannten Schladminger Ramsau, von der jetzt nur noch Reste übriggeblieben sind. Dem Aufbau der Gruppe wird ein besonderer Abschnitt gewidmet, wobei diesmal die Frage der kontinentalen Entstehung eingehender geprüft und mit ihr auch das Vorkommen von Hauptdolomit in Verbindung gebracht wird. Das dolomitische Massiv des Dachsteingebirges dürfte sich schon von Beginn der Juraperiode vollständig aus dem Wasser abgeschieden und in sich verfestigt gehabt haben, so daß dann die Brandung des inzwischen zurückgegangenen Meeres Rinnen in ersteres hineinzugraben vermochte; den Dachsteinkalk im engeren Sinn faßt dagegen Hr. Simony als eine detritogene Bildung auf. Welche tektonischen Umwälzungen weiter thätig waren, zeigt uns am augenfälligsten die „Echernwand" mit ihren großartigen Verbiegungen und Faltungen. Reichhaltig ist die Oberfläche des Gebirges ferner an charakteristischen Karren, die sich auf die chemische Erosion des meteorischen Wassers zurückführen lassen, und als ein weiteres sehr merkwürdiges Erosionsproduct verzeichnen wir die hutpilzartigen Breccienmassen, welche sich da und dort vorfinden und zweifellos gestaltlich jenen abenteuerlichen Auswaschungsfiguren zugezählt werden müssen, die in Tirol unter dem Namen der „Erdpyramiden" bekannt sind. Dolinen, Höhlen, Klammen, Windlöcher können einem Gebirgstheile nicht mangeln, welcher „in seiner oberen Zone typische Formen alpiner Karstgebiete entwickelt", und hierher darf man auch die zahlreichen Wassertümpel des Gebietes, mit großentheils unterirdischem Abflusse, rechnen. Ganz besonderen Fleiß hat der Verfasser, wie sich das von ihm von selbst versteht, auf die Gletscher und unter ihnen wieder besonders auf das Karlseisfeld verwendet, dessen physische Geschichte seit einem halben Jahrhundert eben mit den Lebensschicksalen Fr. Simony's auf das innigste verknüpft ist. Eine lange Reihe von Bildern verschiedener Art macht uns mit den Veränderungen, welche dieser merkwürdige Ferner über sich hat ergehen lassen müssen, bekannt, und man darf wohl behaupten: wenn es beim Unterrichte darauf ankommt, einem nicht durch eigenen Augenschein mit dem Schnee und Eis der Hochalpen vertrauten Auditorium das Wesen der Gletscherschwankungen und Endmoränen anschaulich zu machen, so kann dieser Zweck kaum besser als dadurch erreicht werden, daß man diese Photogramme und Photolithographien zur Ansicht vorlegt. Während Desor und Agassiz in den Westalpen messende Methoden in die Gletscherforschung hineintrugen, that dies unser Autor für sich auch im Dachsteingebiete, und ihm gelang es so, für die kartographische Darstellung der Gletscher eine sichere Basis zu gewinnen. Um Klarheit darüber

zu erhalten, wohin die Ablationsgewässer des Schladminger Gletschers thatsächlich geführt werden, wiro mit Recht die Verwendung von Fluorescio (resp. Uranin), welcher Farbstoff weithin alles Wasser grün färbt, in Vorschlag gebracht. Nicht minder wird über die massenhaft auftretenden Moränen und deren Beschaffenheiten umfassend Bericht erstattet; sehr reich sind diese Trümmeranhäufungen an den bekannten Gletscherschliffen; einige derselben führt unsre Vorlage in treuem Bilde vor. Doch wird darauf aufmerksam gemacht, daß die glaciale Erosion, über deren Maß bekanntlich ziemliche Meinungsverschiedenheit obwaltet, sich nicht nothwendig in der Herstellung glattet, geschrammter Schlifflächen zu bethätigen braucht, sondern, sollo die Uferwände brüchig waren, zahne, zerklüftete Felshänge erzeugen kann — ein Beweis von des Verfassers scharfer Beobachtungsgabe.

Mehrere der musterhaften Abbildungen, welche man Hrn. Simony verdankt, sind schon früher aus dessen vereinzelten Publicationen in zusammenfassende Werke, in Lehr- und Handbücher übergegangen, und es ließe sich demzufolge auch gerade aus dem gegenwärtigen Werke, von dessen hoher Bedeutung für die Landschaftskunde ganz abgesehen, eine wahre Paradigmensammlung für die physikalische Geographie entnehmen. Nur anhangsweise sei constatirt, daß nicht allein die todte, sondern auch die lebendige Natur zu ihrem Rechte gelangt. Die Wald- und Moosbilder zeichnen sich ebenso, wie die eigentlichen Gebirgsansichten, durch feine Auffassung der charakteristischen Momente aus, und die drei Darstellungen von Zirben und Zirbengruppen kennzeichnen vortrefflich den Cimbrock, welchen wohl auf jeden Alpenwanderer schon die Landschaftsphysiognomie zunächst der oberen Waldgrenze gemacht hat. Beachtenswerth ist ferner der autotypisch wiedergegebene Stamm einer Latsche, an welchem sich sofort eine offenbar unter der Einwirkung meteorologischer Factoren zu Stande gekommene spiralige Faserdrehung dem Auge aufdrängt.

Ein wahrhaft tragisches Geschick hat es bewirkt, daß der treffliche, im rüstigsten Schaffensalter stehende Mann, ohne dessen Hingabe an die geographische Wissenschaft ein Werk, wie das vorliegende, niemals das Licht der Welt erblickt haben würde, zwar noch die Vollendung dieses seines großartigsten Unternehmens erlebte, unmittelbar darauf aber aus dieser Welt abberufen wurde. Verlagsbuchhändler Hugo Hölzel erlag um die Mitte des December einem Leiden, das geraume Zeit bereits sein Leben bedrohte, das ihn aber keinen Augenblick hatte bestimmen können, den schweren Pflichten sich zu entziehen, in deren Dienst er sein berühmtes Verlagsinstitut von je gestellt hatte. S. Günther.

α Die älteren Hohenzollern und ihre Beziehungen zum Elsaß. Festschrift zur Einweihungsfeier des Kaiser Friedrich-Denkmals bei Wörth von Prof. Dr. Heinrich Witte, Oberlehrer am Gymnasium zu Hagenau. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1895. — Die Errichtung des Denkmals für den Sieger von Wörth auf dem Schlachtfelde daselbst hat den Verfasser des vorliegenden, durch Inhalt und Ausstattung zu einem Prachtwerke gewordenen Buches veranlaßt, den alten Beziehungen der Zollern zum Elsaß nachzuspüren; eine ungemein schwierige Arbeit, die sich in ihrem Fortgange zu einer gelehrten Untersuchung über die älteren Zollern und ihre Vorfahren überhaupt auswuchs. Genealogische Forschungen über Geschlechter, die so nebelgrauen Fernen angehören, wie es hier der Fall ist, stellen bekanntlich ihre Bearbeiter vor die verwickeltsten und häkeligsten Probleme, zu deren Lösung außer dem selbstverständlichen wissenschaftlichen Rüstzeug vor allem ein trefflicher Spürsinn und die richtige kritische Ader gehört; denn alles ruht auf unsichern Fundamenten, welchen die Wahrscheinlichkeit auf Grund des sorgsam zu führenden Indicienbeweises allein eine Grundlage verleiht. — Zu Karls des Großen Zeit tritt ein Unfredus vir inluster Reciarum comes, vermuthlich fränkischer Abkunft, auf; seine Nachkommen sind die Burchardinger, die als Grafen im Thur-, Klet-, Scherragau und in der Bar, sowie als Herzoge von Schwaben erscheinen. Zu ihnen gehören auch die Vettern (nicht Brüder) Burchard und Wezil de Zolorin, die ersten Träger des Namens Zollern, beide getödtet 1061, und die Nellenburger Grafen. Wezils Mutter war eine Tochter des elsässischen Grafen Werner von Ortenberg, und eine Cousin Kunegunde desselben Grafen Werner, die Tochter aus der Ehe eines Zollern mit einer anderen seiner Töchter, war die Gemahlin des Grafen Rudolf von Habsburg, des Bruders vom Bischofe Werner v. von Straßburg. Das sind die ältesten Verbindungen der Zollern mit dem Elsaß und zugleich zwischen den Häusern Habsburg und Zollern. Eine zweite Angehörige des Hauses Ortenberg, Jutta, heirathete den Grafen Albert II. von Habsburg (gest. um 1141) und die erste Gattin des deutschen Königs Rudolf von Habsburg war Gertrud von Hohenberg, als Königin Anna gepriesen. Sie brachte ihrem Gemahl das Albrechts- oder Weilerthal mit den Burgen Ortenberg und Bilstein, sowie das obere Breuschthal zu, eine höchst werthvolle Erwerbung für die Machtstellung der Habsburger im Elsaß. Wie kamen nun die Grafen von Hohenberg, die älteste Linie des Zollern'schen Geschlechtes, in den Besitz von Ortenberg? Auf den dürftigen Notizen der Urkunden, wie über Trittsteine durch ein Gewässer hüpfend, sucht der Verfasser den Nachweis zu führen, daß die elsässischen Grafen von Ortenberg identisch mit den schwäbischen Grafen von Harnlogen, diese hinwiederum die Ahnherren der Grafen v. Hohenberg im Mooseestamme sind und daß nach deren Aussterben (nach 1173) ihr Erbe an die Grafen von Hohenberg fiel, und zwar unentschieden, ob direct oder zunächst an die zweite Linie der Grafen von Zollern, die Grafen von Haigerloch, und dann erst zugleich mit deren Grafschaft an jene. Der Erbanfall fand jedoch nicht auf Grund der gemeinsamen Abstammung statt, sondern auf der Grundlage, daß etwa eine Tochter des letzten Grafen von Hurningen einen Grafen von Haigerloch geheirathet und von diesem eine Tochter das vereinigte Erbe Haigerloch und Haroingen an den Grafen Burchard III. von Zollern und Hohenberg gebracht hat. Was der Verfasser mit diesen Aufstellungen bringt, sind Combinationen, aber sie klingen völlig glaubhaft und sind soweit bewiesen, als das Material reicht. Aus der unendlichen Fülle von Stoff seien noch einige interessante Punkte herausgegriffen. Den Ursprung des Namens Friedrich, welchen die Angehörigen des Hauses Zollern im Gegensatz zu den Stammnamen Burchard und Adalbert bei den Blutsvettern von Hohenberg überwiegend führen, leitet der Verfasser nicht von einer Familienverbindung mit den Staufern her, wie gewöhnlich geschieht, sondern von der Heirath Burchards I. von Zollern († 1061) mit Ida (?) von Dillingen, in deren Haus der Name selbst wiederum durch eine Verbindung mit den Riesgaugrafen, den heutigen Fürsten von Oettingen, gekommen ist. — In einem Gitzener Codex des 15. Jahrhunderts ist uns eine Genealogie der Hohenzollern erhalten. In derselben wird als Gattin Burchards II. von Zollern (1125—1150) eine Dame de Sthain angeführt, wofür der Verfasser mit einer guten Verbesserung Schain liest und damit auf das mächtige Geschlecht der bayerisch-österreichischen Grafen von Burghausen und Schala gelangt; Graf Sighard I. oder sein gleichnamiger Sohn könnte der Vater gewesen sein. Gleichzeitig könnten, wie er treffend vermuthet, durch diese Verbindung die Beziehungen angeknüpft worden sein, welche zur Vermählung des Sohnes aus dieser Ehe, des Grafen Friedrich III. von Zollern, mit der Gräfin Sophie von Raabs, und durch deren Hand zur folgenreichen Erwerbung der Burggrafschaft Nürnberg führten. — Der Verfasser wendet sich ferner gegen die Behauptung, daß Zähringer und Nellenburger eines Stammes, somit auch Zähringer und Hohenzollern gemeinschaftlicher Abkunft seien; an die Stammesgemeinschaft der Zähringer und der Habsburger vermag er vorerst nicht zu glauben. Ebensowenig stimmt er der neuerlich von Dr. Zingeler aufgestellten Behauptung zu, die älteste Wiege der Zollern'schen Ahnen sei auf der Schalksburg gestanden, und die Wandgemälde im nahen Kirchlein zu Burgfelden, deren Entdeckung vor einigen Jahren großes Aufsehen erregte, hätten auf den Untergang der beiden Zollern Burchard und Wezil im Jahre 1061 Bezug. Er hält am Zollern als der eigentlichen Stammburg fest und erklärt die Schaltsburg als später erbaut, die Burgfeldener Fresken aber auf Grund des Zusammenhangs mit den übrigen Gemälden des Gotteshauses als rein religiös und symbolisch. — Dem Buche dient eine Reihe gelungener Abbildungen, Lichtdrucke, zu hoher Zierde; sie geben Ansichten der Burgen Ortenberg, Schaltsburg und Hohentwiel, der Gotteshäuser Allerheiligen, Schaffhausen, Schennis, Bauwerke, die mit der Geschichte der ältesten Zollern in Zusammenhang stehen. — Bedauerlich bleibt, daß der Verfasser bei der Kürze der Zeit zwischen Planentwurf und Vollendung des Werkes nicht mehr Rücksicht auf größere Lesbarkeit genommen hat; denn leider trifft sein eigener Zweifel, ob er auch für den nicht historisch gebildeten Leser immer verständlich genug geschrieben habe, selbst für den historisch gebildeten und mit dem Stoffe vertrauten Leser vielfach zu, weil die Schichtung und Gruppirung des Materials hätte besser durchgeführt werden sollen und damit eine klarere Uebersicht erzielt worden wäre. Es ist schade um die Einbuße, welche das hochinteressante Werk dadurch erleidet.

* **Leipzig.** Der zum Nachfolger Overbecks auf den Lehrstuhl für Archäologie an unserer Universität ernannte Professor Dr. Studniczka tritt seine Professur erst bei Beginn des Wintersemesters 1896/97 an. — Im gegenwärtigen Wintersemester studiren an unserer Universität (mit Einschluß von 17 als Hörer eingeschriebenen) 127 Landwirthe von Beruf.

* **Breslau.** Bernsen wurde der bisherige Volontärarzt Dr. Opitz aus Breslau als Assistenzarzt der Universitäts-Frauenklinik an Stelle des ausgeschiedenen Dr. Kantorowicz.

* **Wien.** Der außerordentliche Professor der Land- und Forstwirthschaftslehre an der Technischen Hochschule Guido Krafft ist zum Ordinarius des Faches ernannt worden. — An Stelle des Sectionschefs R. v. Hartel wurde der Professor der Geschichte an der Wiener Universität Hofrath R. v. Zeißberg zum Director der Hofbibliothek ernannt.

R. S. **Rom**, 27. Jan. In der Sitzung des „Deutschen Archäologischen Instituts" vom 24. d. Mts. sprach C. Hülsen über ein bereits 1869 am 10. Meilenstein der Via Ostiensis gefundenes Bruchstück einer etwa 90 cm im Durchmesser haltenden antiken Säule aus Kalkstein, über deren schwer lesbare Inschrift schon von verschiedenen Gelehrten gehandelt worden ist. Ihre Buchstaben sind von sehr alter Form; die Orthographie deutet auf die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts d. St. — Hülsen hat erkannt, daß die nuncollimenen Reste von Zeichen in der obersten Linie der Inschrift den unteren Theil der Zahl XI darstellen und daß demnach in dem Steine der 11. Meilenstein der Via Ostiensis zu erkennen ist. Er ist einer der ältesten erhaltenen Meilensteine und der einzige bisher an der genannten Straße gefundene und muß ursprünglich in geringer Entfernung westlich vom Fundorte gestanden haben, wo sich ein Seitenweg nach dem Vicus Augustanus Laurentium abzweigte. Die drei anderen Zeilen der Inschrift lauten: C. Cinci(on) aidile(s) pleib(ei) /// O.... || PC..... || probave[r]o. Mit Gurrucci theilt Hülsen die Inschrift in zwei paginae, s. h. Verticalcolonnen, von denen die erste die Namen der Volkstribunen Cincius und seines Collegen, denen der Wegebau zu verdanken war, die andere zweifellos die Namen der Consuln oder Censoren enthielt, die den Bau guthießen. — A. Mau hat nachgewiesen, daß ein bisher unerklärter technischer Ausdruck Vitruvs sich auf eine Einrichtung der römischen Thermen beziehen müsse, für die es bisher an einem bezeugten klassischen Namen gebrach. Der Schriftsteller fügt seinen durchaus klaren Anweisungen für die Disposition der einzelnen Theile des Männer- und des Frauenbades, speciell der Vorschrift, daß die beiderseitigen caldaria, die Säle für die heißen Bäder, unmittelbar neben den Heizungen anzulegen seien, die Begründung hinzu, daß hiedurch auch die Erwärmung der testudines alveorum ermöglicht werde. Mit alveus wird, wie genugsam bekannt, die Badewanne, die aus Marmor zu sein pflegte, bezeichnet. Der Name testudo, eigentlich die Schildkröte aus ihrem gewölbten Panzer bezeichnend, findet sich sonst für Gegenstände von mehr oder weniger ähnlicher Form, wie das uralte leierartige Saiten-Instrument, das Schutzdach bei Belagerungen, den eingewölbten runden Innenraum eines Tempels, gebraucht. Was aber die testudo eines Bade-Etablissements und besonders die testudo der Badewanne bedeuten solle, war räthselhaft. Man hat das Räthsel durch aufmerksame Prüfung der in den pompejanischen Thermen vorhandenen Einrichtungen gelöst. Im Frauen-Caldarium der sogenannten Stabianer Thermen zeigt die marmorne Wanne an der dem Ofen zugewendeten Schmalwand einen halb cylindrischen Ansatz aus Bronze, dessen Boden um ein Geringes tiefer liegt als der der Wanne und durch das Ofenfeuer sehr schnell und stark erwärmt werden kann. Die Folge ist offenbar, daß das in dem Ansatz befindliche stark erwärmte Wasser aufsteigt, um sich mit dem in der Wanne befindlichen zu vermischen und daß hiedurch die Erwärmung des letzteren beschleunigt wird. Die Vitruv-Stelle kann keine befriedigendere Illustrirung finden, und der — übrigens auch in unteren Warmbädern nachweisbare — bronzene Ansatz hat sicherlich durch Mau seine richtige Benennung erhalten. — E. Petersen handelte von einigen echten und unechten Alterthümern. Unter die letzteren rechnet er einen ungeblich beim alten Corsinium gefundenen bronzenen Satyrkopf aus dem Besitze des Signor Drugonetti. In einem verdächtig erheblichen Gewichte aus einer überreich ablösbaren Patina kommt der Umstand, daß die Augen aus einem Gusse mit dem Kopfe sind, daß der Stil der Haare nicht der bei Satyrn, sondern bei Heroen gewöhnliche ist und daß die ganze Arbeit sich auffallend an den Kopf des Florentiner Satyrs in der Tribuna der Uffizien anlehnt, der von Michelangelo restaurirt ist! — Aus guter griechischer Zeit hingegen ist das von Petersen gleichfalls vorgelegte Bruchstück eines Reliefs aus dem Besitze des Herrn Hartwig, das auch des Gegenstandes halber interessant ist. Es stellt einen unbekleideten Knaben von rückwärts dar, der die Hände hinterwärts so gestaltet hat, wie es bei dem κοτύλη genannten Kinderspiele der zuvor Besiegte (ὄνος) thun mußte, um den Sieger (βασιλεύς) eine Strecke auf dem Rücken zu tragen. Erhalten ist von dem Sieger das Bein, dessen Knie er, um aufzusteigen, in die Hände des Trägers stemmt. — Endlich berichtete Petersen über eine beim sogenannten Vestatempel gefundene längliche Statuen-Basis, wie deren mehrere ähnliche durch De Rossi beschrieben und sämmtlich dem römischen Forum zugewiesen worden sind. Sie trägt die fragmentarische Inschrift: .. O · OLIVARIVS // OPVS SCOPAE MINORIS. Die Form der Basis macht es unzweifelhaft, daß sie eine liegende Statue trug, die Petersen unter Zustimmung Hülsens als die des Hercules betrachtet, da in jener Gegend der Regio XI und zwar zwischen der Porta Trigemina und dem Velabrum in der Nähe des Apollo Cuelitper, sowohl durch das Curiosum wie durch die Notitia ein Hercules Olivarius genannt wird. Als Vervollständigung der Inschrift schlägt Hülsen vor „Hercules Victor cognomento Olivarius". Was dann den apokryphen Künstlernamen betrifft, so wissen wir nur, daß außer dem älteren Scopas des 5. Jahrhunderts, dem berühmten Zeitgenossen des Praxiteles, beträchtlich später ein Bildhauer der Insel Delos als Sohn des Scopas, vermuthlich also auch eines Bildhauers, bezeichnet wird.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 27. bis 29. Januar folgende Schriften eingegangen:

Dr. Friedr. Oskar v. Schwarze: Das Reichsgesetz vom 7. Mai 1874, erläutert. 3. Aufl. v. Dr. H. Appelius. Erlangen, Palm u. Enke 1896. — Dr. Hermann Ortloff: Für oder wider die Berufung in Strafsachen? Zur Erwägung im Reichstag. München, J. Schweitzer 1896. — Dr. Adalbert v. Lanna: Sociale Aufgaben. Triest, F. H. Schimpff 1895. — Derselbe: Die Unfallversicherung der österreichischen Seeleute. Vorschlag. Leipzig, Duncker u. Humblot 1894. — C. G. Nolt: Wie soll man sich versichern? Anleitung zur Erzielung einer austömmlichen Pension oder Alters- ꝛc. Versorgung. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. — Dr. Ernst Mischler: Das Armenwesen in Steiermark (Statistische Mittheilungen über Steiermark, hggb. vom statist. Landesamt, Heft 1). Graz, Leuschner u. Lubensky 1896. — Richard Henning: Vorschläge zur Einführung öffentlicher Leistungsprüfungen für Pferde. Burg b. M., A. Hopfer 1895. — Ferd. v. Kleinmayrs illustrirter Klagenfurter Haus- u. Geschäfts-Adreßkalender für 1896. N. F. 49. Jahrg. Klagenfurt, Ferd. v. Kleinmayr. — *The World* Almanac and Encyclopedia 1896. Vol. III. Nr. 28. New-York, Press publishing Co. — Rechenschaftsbericht erstattet vom Vorstande der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst u. Literatur in Böhmen erstattet am 14. Dec. 1895. Prag, Verlag der Gesellschaft 1896. — Akademische Revue; Zeitschrift f. d. internationale Hochschulwesen, herausgegeben von Dr. Paul v. Salvisberg. Heft 16. Januar 1896. München, Akademischer Verlag. — Akademische Turnbundesblätter: Zeitschrift des Verbandes nichtfarbentragender akad. Turnvereine auf deutschen Hochschulen. IX. Jahrg. Januar 1896. Berlin. — Moritz Ritter: Die deutsche Nation und das deutsche Kaiserreich; Rede. Bonn, Röhrscheid und Ebbrde 1896. — Otto Willmann: Geschichte des Idealismus. Band II. Der Idealismus der Kirchenväter und der Realismus der Scholastiker. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. S. 1896. — Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. III. Bd. Heft 3. Die Kunstdenkmäler des Kreises Neuß; hggb. v. Paul Clemen. Düsseldorf, L. Schwann 1895.

Zum Kauf werden angeboten:

16 Jahrgänge der Allgemeinen Zeitung nebst wissenschaftlicher Beilage, vom 1. Oct. 1879 bis 1. Januar 1896, gebunden (mit Ausnahme der letzten im größeren Format der Zeitung erschienenen Jahrgänge) in gut erhaltenen Quartalsbänden. Sie umfassen die wichtigste Periode der Neuzeit und kosten etwa 600 Mark. Angebot für alle: 100 Mark. Zusendung auf Kosten des Käufers.

Adresse: **M. Löbker, Landsberg** (Warthe). (1429)

Jahrgang 1896. München, Freitag, 31. Januar. Nummer 25.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.
Religion und religiöse Gebräuche der Abchasen. Von C. Hahn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Religion und religiöse Gebräuche der Abchasen.

Eine ethnographische Studie von C. Hahn (Tiflis).

Auf dem Gebiet der Ethnographie des Kaukasus wird gegenwärtig von russischer Seite wenig mehr gearbeitet, man hat sich neuerdings vorzugsweise der Linguistik zugewendet. Letztere hat den Reiz der Neuheit für sich. Hier ist noch ein dankbares Feld für den Forscher, auf dem noch manche Entdeckungen zu machen sind. Aber man sollte darüber auch die Ethnographie nicht vergessen, denn die alten Sitten und Gebräuche der Völker gehen fast noch rascher verloren als die Sprachen. Das Studium der kaukasischen ethnographischen Literatur ist nicht minder anziehend, als das persönliche Studium der Sitten und Gebräuche eines Volks an Ort und Stelle. Es ist eine sehr dankbare Beschäftigung, weil man immer wieder auf neue Dinge stößt, welche namentlich im Ausland wenig oder gar nicht bekannt sind. Ganz besonderen Werth haben natürlich solche Aufzeichnungen, welche von Angehörigen des betreffenden Volks gemacht worden sind, da dem Fremden, selbst dann, wenn er sich in der Sprache des Volks verständigen kann, doch sehr vieles entgeht oder ihm ungern, auch oft mit Absicht unrichtig mitgetheilt wird. Ich habe in letzter Zeit einige Studien über die Religion und religiösen Gebräuche der Abchasen gemacht und dabei auch den Bericht eines geborenen Abchasen kennen gelernt. Was ich da fand, scheint mir von solchem Interesse zu sein, daß ich nicht anstehe, es als Beitrag zur Kenntniß des Kaukasus und seiner Völker zu veröffentlichen.

Wer den Küstengürtel von Abchasien bereist, das sich von dem Flüßchen Galiska[1]) bis Gagri, nördlich von Pizunda[2]) zwischen dem Meer und dem Hauptkamm des Kaukasus erstreckt, der wird unwillkürlich aufmerksam auf die große Menge von Ueberbleibseln prächtiger uralter Kirchen und Klöster, die sich hier auf engem Raume finden. Man sollte daraus schließen, daß das Christenthum hier seit langer Zeit festen Fuß gefaßt habe und daß die Abchasen von jeher gute Christen gewesen seien und noch sind. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Nach einer Sage, welche uns in der grusinischen Chronik Wachtangs V. erhalten ist, soll Simon von Kana im Jahre 40 nach Chr. nach Abchasien gekommen sein und das Christenthum dort verbreitet haben. Seinem Namen war eine große Kirche geweiht an dem Felsenthor, durch welches das Flüßchen Psyrta sich durchzwängt. Eine Münze des Alexius Comnenus, welche man dort gefunden, weist auf die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts hin. Doch kann die Kirche ja auch viel älter sein. Dort wird auch im Felsen die Zelle des Simon gezeigt, deren Betreten durch die der Erde entsteigenden Gase mit Lebensgefahr verbunden war. Jetzt hat sich dort eine Spalte gebildet, durch welche die Gase entweichen. Von dem ursprünglichen Christenthum scheint aber wenig nachgeblieben zu sein, denn im 6. Jahrhundert wurden die Abchasen aufs neue bekehrt. Wir lesen darüber bei Procopius: „Seit der Regierung Justinians haben die Abchasen mildere Sitten angenommen, denn sie sind Christen geworden.“ Justinian sandte zu ihnen einen seiner Eunuchen, Eydrates, einen gebornen Abchasen, mit dem Befehl, dort die Unsitte der Castration abzuschaffen. Auch ließ dieser Kaiser eine Kirche der Mutter Gottes bauen und schickte Geistliche, welche das Christenthum im Volk verbreiten sollten. Seit jener Zeit spielte der Tempel von Pizunda in der religiösen und politischen Entwicklung des Landes eine große Rolle; mit dem Fall des Orts erlitt das Christenthum einen gewaltigen Stoß. Andere große Klöster und Kirchen waren in Dranda, Anacopia, Gagri, Ilori.

In späteren Zeiten gewann unter dem Einfluß der Türken der Islam die Oberhand und verdrängte das Christenthum gänzlich. Doch blieben in den religiösen Gebräuchen des Volks da und dort noch Reste des alten Christenthums und es bildete sich so ein ganz eigenthümliches Religionsgemisch aus. Vor 30 Jahren noch konnte man religiöse Gebräuche der verschiedensten Religionen finden, angefangen vom Fetischismus bis zum Christenthum. Eine klare Vorstellung von irgend einer Religion hatte das Volk nicht, es nahm von jeder an, was sich ihm recht greifbar darstellte und was stärker und mächtiger auf seine kindliche Phantasie einwirkte. Von christlichen Sitten und Gebräuchen haben sich bei den Abchasen bis auf den heutigen Tag folgende erhalten: Zu Ostern wird ein Lamm geschlachtet und gefärbte Eier unter Bekannten ausgetauscht. Pfingsten wird durch Schmausereien, Spaziergänge in den Wald und Tänze gefeiert. Zu Weihnachten und zu Ostern werden nach dem nächtlichen Gebet Besuche gewechselt; die Untergebenen bringen der Herrschaft allerlei Gaben und werden von dieser bewirthet. Bei allen religiösen Verrichtungen brennen Wachskerzen und wird mit dem Rauchfaß geräuchert. Aus den Zeiten des Christenthums hat sich auch im Volke große Ehrfurcht vor den Kirchen erhalten; die Kirche gilt für unantastbar. Auch die in Trümmern liegenden gelten als heilig und die Mohammedaner schwören bei ihrem Namen. Der Eid auf die Ruinen der alten Kirche auf dem Berge Dudrüpsch gilt für den heiligsten und kein Abchase wird sich entschließen, hier einen Meineid zu schwören. Obgleich der Name Gottes selbst beim Schwur nicht ausgesprochen wird, so gilt doch in der Vorstellung der Abchasen dasjenige Wesen, an welches man sich beim Schwure wendet, für den nächsten Gehülfen des Schöpfers und bestraft unverzüglich die Meineidigen.

1) Mündet bei Otschemtschiri ins Schwarze Meer.
2) Ehemalige Residenz der Könige von Abchasien und Sitz der Bischöfe. Erstere verlegten später ihre Residenz nach Tiflis, dessen gegenwärtiger Gouverneur, Fürst Scherwaschidse, ein Nachkomme der abchasischen Könige ist. Der Name Pizunda (Pitjus) wird abgeleitet von πίτυς = lat. pinus. Noch jetzt prangt bei dem Ort ein schöner Wald von pinus maritima.

Dem höchsten Wesen stehen überhaupt in der abchasischen Mythologie eine Menge Nebengötter zur Seite, welche alle ihre specielle Bedeutung haben. Diese höheren Wesen sind früher erschaffen als die Menschen und dienen als Vermittler zwischen dem höchsten Gott und der Menschheit. Die Person Christi hat bei den Abchasen dieselbe Bedeutung eines großen Lehrers, wie bei den Mohammedanern, nur legen sie ihm das Attribut „bagamber" d. i. Heiliger bei, welches dem Stifter des Islam nicht zukommt. Jene Nebengötter, an welche sich das Volk im Gebet, bei seinen Opfern und religiösen Bräuchen wendet, haben den wahren Gott und seinen Sohn fast ganz aus dem Feld geschlagen; von diesen sind nur ganz unklare Vorstellungen nachgeblieben. Die verschiedenen Bedürfnisse, welche das Volk hatte, haben die Gottheiten zweiten Grads geschaffen. In jeder atmosphärischen Erscheinung, in jeder Gefahr, welche dem Menschen und seinem Hab und Gut droht, in jeder Arbeit, welche ihm die Mittel zur Existenz verschafft, sieht die kindliche Einbildungskraft des Volkes einzelne Schutzgeister, welche überall ihre Hand im Spiel haben. Bilder dieser Gottheiten gibt es nicht, da man sie sich in verschiedenen Gestalten vorstellt, aber ihre Existenz ist über allen Zweifel erhaben, denn man fühlt dieselbe in allem, was Gutes oder Schlimmes dem Menschen widerfährt. Jeder Schritt des Menschen unterliegt ihrer Controle, jede Abweichung vom Weg der Tugend ruft ihre Strafe herbei.

Die erste Stelle unter den Nebengöttern nimmt die Schutzgöttin der Saaten, Dschadschi ein. Zu ihr wird zweimal im Jahre gebetet, im März zu Beginn des Frühlings und im October, nachdem der Mais eingebracht ist. Ein öffentliches Fest wird nicht veranstaltet, sondern in jedem Hause wird privatim gebetet. An den für dieses Gebet bestimmten Tagen werden nur Speisen aus eigenem Mehl und Früchten bereitet. Sobald alles aufgegeben ist, wendet sich das Haupt der Familie im Gebet an die Dschadschi und fleht sie im Frühjahr an, eine gute Ernte zu schicken, im Herbst dankt er für die Ernte. Ist die Ernte schlecht ausgefallen, so wird die Göttin gebeten, es im nächsten Jahre doppelt hereinzubringen. — Aitar ist der Schutzgeist der Hausthiere und der Milchwirthschaft. Zu ihm wird an einem Samstag gebetet, aber nicht in der Fastenzeit, denn das Opfer soll aus Milch bestehen, bei Reichen aus einem Milchkalb; die gewöhnliche Speise ist Grütze, gekocht in der Milch von einer Kuh, welche kurz vorher gekalbt hat. Um den Kessel oder die Schüssel stellen sich die Hirten im Kreise auf und der älteste von ihnen nimmt eine Wachskerze in die Hand und spricht ein Gebet, in welchem er Aitar um Vermehrung der Heerden und Schutz vor den wilden Thieren bittet. Nach dem Gebet wirft er drei Löffel Grütze als Opfer auf eine nahestehende Bratpfanne, das übrige wird von den Anwesenden aufgegessen. Wenn das ganze Dorf an einer solchen Andacht Theil nimmt, so wird ein Kalb geschlachtet und zum Schluß des Gebetes werden von allen Theilen kleine Stücke auf glühende Kohlen geworfen, das Opfer für Aitar. — Aschwepschaa ist der Gott der Wälder und aller wilden Thiere. Ihm opfern die Jäger, wenn sie Mitte oder Ende Dezember auf die Jagd ausziehen. Sie legen etwas Geld zusammen und kaufen dafür einen Bock oder ein Schaf. Wenn solche gargebraten sind, so betet der Aelteste um guten Erfolg und wirft ein Stück Braten und etwas Weihrauch in ein Kohlenfeuer; nach ihm spricht jeder Jäger noch seinen besondern Wunsch aus und wirft ebenfalls ein Stück Braten und Weihrauch ins Feuer. — Zu Dsys-Lan, der Schutzgöttin der Gewässer beten ausschließlich Frauen und nur ehrenhafte und tugendreiche Frauen dürfen sich an sie wenden. An sie richten gewöhnlich eben erst verheirathete Frauen oder Wöchnerinnen ihre Gebete, da sie sonst nicht nach Wasser gehen können, ohne den Ueberfall der Wassergeister fürchten zu müssen. Als Opfer wird ein Huhn und ein Weizenkuchen mit Käse dargebracht. Das dargebrachte Opfer wird von den Frauen allein aufgegessen; sollte ein Mann zufällig dazu kommen, wenn die Weiber ihre Andacht verrichten, so wird er ganz bestimmt von einer Krankheit befallen.

Dschiker-salat-ach-du ist der Gott, welcher die Gedanken der Menschen lenkt. Ihm werden einmal im Jahre von Männern und Weibern jeglichen Alters Opfer dargebracht, für die kleinen Kinder opfern die Eltern. Gebete und Opfer finden unter freiem Himmel statt und zwar an einem Donnerstag. Die Opfer werden schon längere Zeit vorher vorbereitet. In jedem Hause wird ein junges Huhn ausgewählt und demselben ein Einschnitt in den Kamm gemacht. Sobald das geschehen ist, gilt das Huhn für geweiht und darf vor dem Opfertag nicht geschlachtet werden. Am bestimmten Tage wird es ohne Salz und Pfeffer gekocht, vier viereckige Brode aus Weizenmehl dazu gelegt und das Ganze in einer Schüssel aufgegeben. Der Hausvater, welcher das Gebet verrichten soll, nimmt das Opfer und einige glühende Kohlen auf einem Scherben und verläßt das Haus, so daß ihn niemand sieht und wendet sich an Dschiker-salat mit folgendem Gebet: „Dschiker-salat-ach-du, der du der Menschen Gedanken lenkst, erleuchte meinen Verstand mit deinem Lichte, bewahre mich vor unüberlegten Handlungen und lehre mich mit allen im Frieden leben." Dann wirft der Betende ein Stück vom Huhn und Brod auf die Kohlen, kehrt mit dem übrigen Opfer nach Haus zurück und bietet den Seinen und den Gästen an, das Opfer zu kosten. Wenn der Darbringer des Opfers einen schlechten Charakter hat, so wird niemand, weder von der Familie, noch von den Gästen das Opfer anrühren.

Schjosschu (das Wort bedeutet eigentlich „Schmiede") ist der Patron der Schmiede und Schlosser, welche ihm am Tage vor Neujahr ihre Opfer darbringen. Der Hausvater schlachtet ein Kalb oder ein Schaf, die Hausfrau für jedes Mitglied der Familie einen Hahn, zugleich bäckt sie einen Kuchen aus Weizenmehl mit frischem Käse. Leber und Herz der geschlachteten Thiere werden besonders gebraten und zwar, indem sie auf ein Stöckchen aus Nußholz aufgespießt werden. Wenn die Speisen fertig sind, so bringt man sie in die Schmiede; dort hat der Hausherr alle seine Instrumente auf den Ambaß gelegt und daneben eine Pfanne mit glühenden Kohlen gestellt. Die ganze Familie kniet um den Amboß nieder. Der Schmied nimmt nun seinen Baschlyk (eine Art Capuze mit langen Enden) vom Kopf und legt seinen Gürtel ab. Das soll heißen, daß er mit offenem Herzen und Sinnen vor seinen Patron tritt. Dann zündet er ein Wachslicht an, wirft Weihrauch auf die Kohlen und betet zu Schjosschu, er möge ihm und seiner Familie Gesundheit und ein langes Leben verleihen und es mögen alle Werkzeuge, welche er aus Eisen fertige, ihm zum Nutzen, nicht zum Schaden gereichen. Nachdem er sein Gebet gesprochen und die Anwesenden Amen gesagt, schneidet der Hauswirth kleine Stücke vom Kuchen und von den Eingeweiden ab und wirft sie auf die Pfanne mit den Worten: „So lange ich nicht im Stande sein werde, mit diesen Stückchen alle Scherwaschidse und Antschibadse (alte und sehr zahlreiche Fürstenfamilien) zu ernähren, so lange soll niemand in meinem Hause erkranken. Darum flehe ich dich an, indem ich dir dieses Opfer darbringe." Darauf werden eben solche Stücke an die Anwesenden vertheilt, welche drei Schluck Wein darauf trinken. Dieser Wein wurde sogleich nach der Weinlese in einem Thonkrug in der Schmiede eingegraben. Er darf vor dem Feste des Patrons in keinem Falle angerührt werden. Nach dem

Opfer und Gebet wird Speise und Trank in das Haus des Schmieds gebracht und dort mit den Nachbarn bis zum frühen Morgen geschmaust. Da die Kaukasier alle für die geringste Beleidigung sich mit den Waffen Genugthuung verschaffen, so ist leicht zu verstehen, daß Schjosschu als Patron der Waffenschmiede bei dem Volk ganz besonderes Ansehen genießt und daß bei seinem Namen vielfach geschworen wird. Eine Form des Eides bei seinem Namen ist die, daß der Betreffende dreimal vor dem Laufe einiger geladener, horizontal aufgehängter Gewehre vorübergeht und dabei ausspricht: „Wenn ich nicht die Wahrheit sage, soll Schjosschu meinen Kopf mit den Kugeln dieser Gewehre zerschmettern."

Aphi[1]) sodann ist der Gott und Gebieter des Donners und Blitzes und aller atmosphärischen Erscheinungen. Zu seinen Ehren werden in Abchasien die allerfeierlichsten Gebete verrichtet. An dem Tage, wann die Heerden auf die Gebirgsweiden ziehen und wann sie von da zurückkommen, theilen sich die Hirten des Dorfs in mehrere Gruppen und jede Partei wählt sich einen hübschen Platz im Walde, in der Nähe eines Flüßchens oder Baches aus. Es werden mehrere Schafe geschlachtet und der älteste der Hirten wendet sich an Aphi mit der Bitte, er möge sie selbst und ihre Heerden vor Blitzschlag bewahren. Frauen und Kinder dürfen bei solchen Andachten nicht zugegen sein, erstere dürfen sogar nicht einmal seinen Namen aussprechen; wenn sie von ihm sprechen wollen, so heißen sie ihn chach-ikal, d. h. „der da oben ist". Zur Zeit großer Dürre wenden sich die Landleute an die Gutsherren mit der Bitte, dem Aphi Gebet und Opfer darzubringen. Der Gutsherr sucht seinen besten Ochsen aus und bestimmt den Tag. Alle Eingeladenen sind verpflichtet, ungesäuertes Brod, frischen Käse und einen Krug Wein mitzubringen. Wenn alle beisammen sind, nimmt ein ehrwürdiger Greis den Strick in die Hand, welcher um die Hörner des Stieres geschlungen ist, nimmt seine Mütze ab und spricht folgendes Gebet: „O Aphi, der du dem Blitz, dem Donner und dem Regen gebeutst, erbarme dich deines armen Volkes! Unsre Saaten sind vertrocknet, das Gras verbrannt, das Vieh stirbt aus Mangel an Futter, uns droht der Hungertod. Befiehl den Regenwolken herabzukommen, dem Donner zu donnern, dem Blitze zu leuchten und sende Regen zur Rettung deines Volks." Nach diesem Gebet wird das Opfer geschlachtet und das Fleisch gekocht. Nach abermaligem Gebete beginnt der Schmaus, während dessen dem Aphi eine Lobeshymne gesungen wird. Wenn ein Stück Vieh vom Blitz erschlagen wird, so wird ebenfalls zu Aphi gebetet, sonst begnügt er sich nicht mit einem Opfer. An der Stelle, wo das Thier erschlagen worden, wird ein etwa fünf Meter hohes Gerüste gebaut, auf welches dasselbe unter Gesang und Tanz gehoben wird, zum Fraße den Vögeln. Hierauf bringt der Besitzer des erschlagenen Thieres dem Aphi einen Stier zum Opfer dar, dankt dem Gott für seinen Besuch, bittet aber zugleich, er möge ihn nie mehr heimsuchen. Auf Kosten des Beschädigten wird nun eine große Schmauserei veranstaltet. Mit einem vom Blitze erschlagenen Menschen wird ähnlich verfahren. Während des Tanzes um den Leichnam darf niemand von den Angehörigen Thränen vergießen, sonst werden alle Anwesenden auf der Stelle vom Blitz erschlagen. Die Leiche wird in einen Sarg gelegt und dann auf ein Gerüst gestellt, wo sie so lange verbleibt, bis nur noch die Knochen übrig sind, dann wird der Sarg herabgenommen und der Erde übergeben, wobei es ohne Leichenschmaus nicht abgeht. Der Zarewitsch Wachuscht erzählt in seiner Geographie Grusiens folgendes von den Abchasen: „Sie werden zu den Christen gerechnet, aber sie kennen ihren Glauben nicht und gelten deßhalb als Götzendiener. Anstatt ihre Todten zu begraben, legen sie ihnen die besten Kleider und Waffen an, schließen sie in Kisten ein und stellen diese auf Bäumen auf." Es ist möglich, daß obenerwähnter Brauch dem Wachuscht die Veranlassung gab, daraus einen Schluß auf die Religiosität des Volkes zu machen.

Von den vielen Göttern sei hier noch einer erwähnt, dessen Specialität einen Begriff gibt von dem religiösen und moralischen Niveau, auf welchem die Abchasen stehen. Es ist Eirig-aaznich,[1]) der Patron der Diebe und Räuber. Zu ihm beten nur diejenigen, welche sich mit diesem Handwerk beschäftigen, und zwar an einem bestimmten Ort in der Nähe des Dorfs Azi auf einem Berge zwischen dem Fluß Apsta und dem Bache Dochuri. Als Opfer werden vier kegelförmige Brode dargebracht, über welchen ein Gebet um Erfolg gesprochen wird; zugleich erhält der Gott das Versprechen, daß er ein Stück von der Beute bekommen soll. Jene Brode werden als Zehrung auf den Weg mitgenommen. Ist das gestohlene Object ein Pferd oder eine Kuh, so erhält der Gott einen Büschel Haare, der an den Bäumen der Gegend aufgehängt wird, wo man die Wohnstätte des Eirig-aaznich vermuthet. — Der mächtigste unter allen Göttern aber ist Anybs-nycha-dudrüpsch, er wohnt auf dem Berge Dudrüpsch. Jedermann, der es wagen sollte, diesen Berg zu besteigen, wird sogleich mit Blindheit geschlagen. Deßwegen werden Gebete und Opfer auf seinen Namen am Fuße des Berges verrichtet.[2]) Er hat keinen bestimmten Wirkungskreis, aber er steht höher und ist mächtiger als alle anderen Götter. Gebete und Opfer werden ihm ebenso dargebracht wie dem Schjosschu. Das Volk hat die merkwürdige Ueberzeugung, daß der Wohnort des Anybs-nycha unter der Aufsicht der Familie Tschitschba stehe. Das bringt dieser Familie sehr viel Geld und Gut ein, denn die Erlaubniß zum Gebet und Opfer für diesen Gott muß von ihr durch Geschenke erkauft werden. Im Kreise von Pizunda sind einige Frauen, welche behaupten, daß sie im Namen des Anybs-nycha wahrsagen. Unterhalb des Gipfels des Berges Dudrüpsch liegt ein großer Stein unter einer Eiche, in welche das Bild der Mutter Gottes eingeschnitten ist. Auf diesen Stein muß jeder, der einen Eid schwört, irgend eine Münze oder einen Gegenstand aus Metall legen und darf beileibe nichts wegnehmen von dem, was dort liegt. Dort kann man viele Pfeile und Speere finden, ein Beweis dafür, daß dieser Ort schon seit sehr langer Zeit als Opferstätte dient. — Außer den allgemeinen Gottheiten haben die Einwohner einiger Dörfer mit uralten Kirchen noch ihre eigenen Schutzheiligen, denen alljährlich ein Opfer dargebracht werden muß, auch von denjenigen, welche in einen andern Ort übersiedeln.

Gebete zum wahren Gott finden an bestimmten Tagen des Jahres statt, z. B. am Tage vor Weihnachten. Dabei werden in jeder Familie so viel Hühner geschlachtet, als sie Köpfe zählt, und für jedes Mitglied vier kleine Weizenbrode mit Käse gefüllt gebacken. Bis zum ersten Hahnenschrei muß alles gebraten und gebacken sein. Dann stellt der Hausherr auf den Tisch Schüsseln und legt in jede ein Huhn und vier Brode, klebt auch auf jede Schüssel ein Wachslicht. In der Nähe steht eine Pfanne mit glühenden Kohlen. Die ganze Familie kniet nun um den Tisch herum nieder und der Aelteste im Hause wirft Weihrauch auf die Kohlen und betet mit entblößtem Haupte zu Gott, daß er ihn und seine Familie vor einem schlechten

[1]) Sollte in diesem Namen nicht das ebräische: jehovah oder das lateinische jov stecken? Erinnert nicht auch der Umstand, daß wenigstens den Frauen verboten ist, den Namen Aphi auszusprechen, an die Unaussprechlichkeit des „Jehovah" bei den Juden?

[1]) Zu der Uebersetzung: derjenige, der alles sieht bei Tag und Nacht'.

[2]) Der Vergleich mit dem Berg Sinai liegt nahe.

Magen bewahren möge. Nach dem Gebet erheben sich alle und machen eine Verbeugung nach Osten. Dann wird gegessen. Alle bemühen sich, bis zum Tagesanbruch ihre Portion aufzuessen. Am Sylvesterabend findet ebenfalls nach dem Nachtessen in jeder Familie ein Gebet um Herabsendung aller guten Gaben statt. Zu diesem Zweck wird ein großer viereckigee Kuchen gebacken, der mit Käse angefüllt ist, und auf dem Brett, auf welchem er liegt, ein Wachslicht aufgeklebt. Die ganze Familie kniet nieder, der Hausherr wirft Weihrauch auf die Kohlen und spricht ein Gebet. Dann wird der Kuchen verzehrt, die Reste aber auf die Kohlen geworfen. Das Gebet muß bis zur Morgendämmerung beendigt sein. Am Neujahrstag werden allenthalben Gratulationsbesuche gewechselt. Hochgeehrten Personen bringt man eine mit der Kugel geschossene Drossel zum Geschenk. Die Ueberbringer einer solchen erhalten sehr reiche Gegengaben. Als es noch Leibeigene gab, mußten diese mit kleinen Geschenken zu Neujahr erscheinen und wurden von ihrem Herrn gespeist. Dasselbe geschieht zu Ostern. — Zu Zeiten großer Dürre versammeln sich alle Mädchen des Dorfes in ihren besten Kleidern unweit des Flusses. Die einen fertigen ein Floß aus Zweigen, die andern machen eine Puppe in Frauenkleidern, die dritte Partie flicht aus Stroh einen Teppich auf das Floß. Wenn alle Vorbereitungen beendigt sind, wird ein Esel herbeigebracht, mit einem weißen Laken bedeckt und die Puppe auf denselben gesetzt. Eines von den Mädchen nimmt dann den Esel am Zügel, zwei andere halten die Puppe fest und so geht der Zug zu dem Platz, wo das Floß liegt. Dabei wird gesungen: „Wasser her! Wasser her! Regenwasser! Sohn des Herrschers aller Herrscher, wie dürsten nach Wassee, nach Wasser!“ Am Fluß angekommen, wird die Puppe auf den Strohteppich auf das Floß gesetzt, das Stroh angezündet und das Floß losgelassen. Dann versuchen die Mädchen den Esel ins Wasser zu treiben, was natürlich große Anstrengung kostet. Endlich geht er ins Wasser, steigt aber am entgegengesetzten Ufer sogleich wiedee heraus und fängt an zu schreien, was als Vorzeichen baldigen Regens gilt. Schreit der Esel aber nicht, so wird nach einigen Tagen die gleiche Geschichte wiederholt. — Es ist eine merkwürdige Erscheinuug, daß die Abchasen, welche keine Vorstellung vom Erlöser haben, immer das Kreuz sehr hoch verehrten. Es galt ihnen als ein Heiligthum und Mißachtung desselben zog gewisses Unglück nach sich. Erst die türkischen Mollahs suchten dem Volke das auszureden, ebenso die Verehrung der Heiligenbilder, welche sie in den alten Kirchen verstümmelten. Die übereifrige Verfolgung solcher Ausschreitungen von seiten der russischen Geistlichkeit verstimmte die Abchasen noch mehr und ohngeachtet dessen, daß drei Fünftel der Bevölkerung als Christen gelten, haben das Kreuz und die Heiligenbilder keine Bedeutung mehe für sie.

Nach der Vorstellung des Volks bleibt die Seele des Verstorbenen bis zum Gedenkschmaus im Hause und leidet durch Gewissensbisse für alle bösen Werke, welche derselbe gethan. Darum hat dieses Gedenkmahl am 40. Tag nach dem Tode so geoße Bedeutung. Die Beerdigung selbst muß Abends vor sich gehen in Gegenwart des Popen oder des Mollah und der ganzen Bevölkerung. Nach dem Gebet wird der offene Sarg in das mit Brettern verkleidete Grab hinabgelassen. Am Rand des Grabs steht ein ausgehöhlter Klotz mit Erde angefüllt. Die Familie des Verstorbenen bewirthet die Versammelten mit einem Nachtessen, zu welchem übrigens auch die Verwandten beisteuern. Andern Morgens in der Frühe vor Sonnenaufgang kommt die Familie wieder zum Grab, um den Todten zu beweinen. Es werden Gebete gesprochen, man kauft sich die Haare zum Zeichen der Trauer ꝛc. Das wird 40 Tage so fortgesetzt. In der Nacht des 40. Tages findet der eigentliche Leichenschmaus statt, wozu das ganze Dorf, Männer und Weibee, geladen werden. Zuerst wird vom Popen oder Mollah ein Gebet gesprochen, dann folgt die Klage und dann die Bewirthung. Die Speisen sind solche, wie sie zur Fastenzeit gegessen werden. Wohlhabende Leute veranstatten zwei, drei Monate nach dem Tode noch eine feierliche Todtenklage, mit welcher ein Preisschießen und Rennen verbunden wird. (Das erinnert sehr an die Leichenspiele der Griechen.) Die Preise, welche die Familie des Verstorbenen aussetzt, haben einen Werth von 150 Rubel und mehr. Zuerst findet Abends die Klage statt, wobei jeder sich bemüht, die Verdienste des Verstorbenen zu preisen. Zum nächsten Morgen wird das Bett des Verstorbenen auf einer Erhöhung aufgestellt und seine Kleider so aufgelegt, wie man sie anzieht; bei verstorbenen Männern wird in der Nähe des Bettes das gesattelte Pferd des Hingegangenen aufgestellt und seine Waffen an den Sattel gehängt. Das Volk, welches das Bett und das Pferd umsteht, beginnt nun die Todtenklage. Hierauf wird das Pferd mit einem schwarzen Tuch zugedeckt, dessen Enden bis zur Erde reichen. Dann setzt sich einer der Verwandten auf das Pferd und sprengt mit ihm davon; die anwesenden Männer jagen dem Trauerpferde nach und jedee versucht ein Stück des schwarzen Tuchs abzureißen; die Verfolgung dauert so lange, bis das ganze Tuch in Fetzen zerrissen ist. Nach dieser Jagd beginnt das Wettrennen. Da in Abchasien große Ebenen nicht vorhanden sind, so werden die Wege dazu benützt. Bäche, kleine Flüsse, Schluchten stellen die Hindernisse dar. Längs des Wegs stehen an verschiedenen Punkten Reiterhaufen zur Controle der Renner. Am Ende der 7—10 Kilometer betragenden Strecke befindet sich das aus älteren Männern zusammengesetzte Schiedsgericht. Als Jokeys dienen vierzehnjährige Knaben. Sobald sie die erste Schaar der am Wege postirten Reiter erreichen, werfen sie einem derselben die Zügel zu und dieser muß nun mit den Zügeln in der Hand bis zue nächsten Schaar vorausreiten, wo ein anderer ihn ersetzt. Zum Ziele gelangt in dee Regel kaum der vierte Theil, viele springen unterwegs ab oder werden abgeworfen und für todt nach Haus getragen. Zu gleicher Zeit mit dem Wettrennen findet ein Preisschießen statt. Auf einer hohen Stange wird eine hölzerne Scheibe, manchmal auch ein Teller befestigt. Darauf wird mit Kugeln geschossen und man muß den Abchasen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie schießen aus ihren schlechten Flinten sehe gut. Nach Beendigung des Schießens erhalten die vier besten Schützen Preise, worauf der Abendschmaus folgt. Hier werden zum letzten mal die Vorzüge des Verstorbenen in Liedern besungen. Die Verwandten des Verstorbenen, welche bis jetzt tiefe Trauer getragen, haben nun das Recht, die schwarzen Kleider abzulegen, als Zeichen der Trauer bleiben nur noch ungekämmtes und ungeschorenes Haar, manchmal im Verlauf von zwei und drei Jahren. Die allernächsten Verwandten und die Amme des Verstorbenen halten sich in der Regel von allen Trauerfeierlichkeiten fern. Eine Wittwe, die ihren Mann geliebt hat, heirathet vier Jahre lang nicht. Was mit der Seele des Todten vorgeht, nachdem sein Erinnerungsmahl abgehalten ist, wissen die Abchasen nicht zu sagen, aber sie sind überzeugt, daß dieselbe jetzt von allen Leiden befreit ist, welche sie süe ihre Sünden hat erdulden müssen. Einige sind der Ansicht, daß die Seele des Verstorbenen in ein Kind übergehe, welches am Tage der Leichenfeier geboren wird, andere glauben, daß die Seele des Gerechten zu Gott eingehe, die Seele des Ungerechten aber im unendlichen Raume herumirre, bis sie durch die Gebete der Verwandten erlöst wird; die Mehrzahl freilich läugnet die Existenz der Seele oder hat, besser gesagt, einfach keine Vorstellung von

Digitized by Google

derselben. Das jüngste Gericht wird nach der Meinung der Abchasen dann eintreten, wenn die Menschen ganz den Glauben an ein höheres Wesen verloren haben. Für diesen Unglauben werden sie zum Feuer verdammt und verschwinden mit der Erde, an deren Stelle eine neue mit neuen Menschen tritt. Ein solches Strafgericht ist schon einmal erfolgt, nur hat damals Gott die Erde stehen lassen und alle Menschen, welche von Adam und Eva abstammten, ertränkt.

Wir haben die nationalen Bräuche, die bei der Beerdigung üblich sind, vorangestellt, weil sie wenigstens eine Spur von Religion in sich tragen; die Ehe hat eine solche nicht, sie wird nach altherkömmlichem Volksbrauch geschlossen, und die Taufe existirt sozusagen nicht. Die Braut wird oftmals dem Manne verlobt, wenn sie noch Kind ist. Das geschieht deßhalb, weil es in Abchasien außer der Blutsverwandtschaft noch eine sogenannte geistliche Verwandtschaft gibt, welche das Eingehen der Ehe ausschließt. Derart ist die Erziehung des Kindes im fremden Haus und die Aufnahme an Kindesstatt durch Küssen der linken Brust der Mutter, der Frau oder Schwester des Mannes, in dessen Familie das neue Mitglied aufgenommen wird. Diese geistliche Verwandtschaft ist in Abchasien sehr verbreitet und dient oft als ein Hinderniß der Ehe. Deßwegen werden die Mädchen oft als Kinder verlobt. Da aber andererseits die Mädchen herangewachsen oft keinen Gefallen finden an dem ihnen bestimmten Bräutigam und daraus viel Streit und Zank entsteht, so kommt obengenannte Sitte mehr und mehr ab. Hat ein junger Mann eine Braut sich auserkoren, so schickt er Unterhändler zu den Eltern derselben mit Geschenken. Sind die Eltern einverstanden, so nehmen sie die Geschenke an, bewirthen die Abgesandten, welche im Hause übernachten, und zeigen ihnen die Braut. Nach einiger Zeit begibt sich der Bräutigam mit den Unterhändlern und anderem Gefolge in das Haus und nimmt neue Geschenke mit. Dort wird er bewirthet und darf am nächsten Tage in einem Zimmer, welches durch einen Vorhang getheilt ist, zum ersten mal seine Braut unter vier Augen sehen. Wenn der junge Mann dem Mädchen gefällt, so finden am zweiten und dritten Tage wiederum Zusammenkünfte statt. Will sie ihn nicht haben, so nimmt sie ein Gasyr (Patronenhülsen aus Bein oder Metall, welche von den Männern beiderseitig auf der Brust getragen werden) aus der Tscherkeska (= Tscherkessenanzug) des Freiers und wirft es auf den Boden. Wenn die Braut ihr Jawort gibt, so kehrt der Bräutigam nach drei Tagen mit seinen Begleitern nach Haus zurück und beschenkt diese reichlich. Erhält er eine Absage, so geht er sogleich weiter, und von dieser Zeit sind die beiden Familien bis aufs Blut verfeindet und alle Geschenke müssen zurückgegeben werden. Damit, daß der Bräutigam die Braut besucht und den Vater derselben bei sich bewirthet, ist die Ehe geschlossen; doch bleibt die junge Frau öfters einige Jahre noch im Hause der Eltern, bis der Mann sich eingerichtet hat. Bei den mohammedanischen Abchasen wird die Ehe wenigstens durch den Mollah eingesegnet. Wenn das junge Paar in sein Haus einzieht, findet wieder eine große Schmauserei statt, zu welcher alle Bekannte und Verwandte etwas beitragen. Eine ebenso große Beleidigung, wie die Absage der Braut, ist die Scheidung. Für dieselbe gibt es keinen anderen Ausweg als Blutrache, von welcher man sich nur durch ein ungeheures Lösegeld loskaufen kann, was dem völligen Bankerott des Betroffenen gleichkommt. Trotz der vielfachen Untreue im ehelichen Leben wird daher die Scheidung möglichst vermieden.

Die Taufe existirt als religiöse Handlung in Abchasien nicht, dagegen herrschen bei der Geburt eines Kindes althergebrachte Gebräuche. Sobald eine Frau das Herannahen der Geburt fühlt, verlassen alle Männer das Haus und es erscheint eine alte erfahrene Frau. Wenn dem Vater das neugeborene Kind gezeigt wird, so gibt er ihm einen beliebigen Namen. Zwei, drei Tage stillt die Mutter selbst, dann wird es einer Amme übergeben, welche dabei reiche Geschenke erhält, bestehend in einem völligen Anzug, Bettzeug, Decke, Koffer, kupfernem Kessel und einem weiblichen Büffel. Manchmal wird nach drei, vier Jahren bei den christlichen Abchasen das Kind auf Verlangen des Geistlichen getauft. Aber der Taufname steht wohl in den Kirchenbüchern, gebraucht aber wird er von niemand. Der bei der Geburt vom Vater gegebene Name bleibt fürs ganze Leben. Die Kinder werden, wie wir schon erwähnt haben, oft zur Erziehung in ein fremdes Haus gegeben. Nach 7 oder 8 Jahren bringen die Pflegeeltern das Kind, um es den Eltern zu zeigen; ist das Kind ein Knabe, so müssen die Pflegeeltern ihn mit einem Pferd und Sattel und vollen Anzug ausstatten, ist es ein Mädchen, so erhält es alle Gegenstände, welche die weibliche Toilette erfordert. Alles, was die Pflegeeltern schenken, muß ihnen zwei- und dreifach zurückerstattet werden. Die Mädchen werden mit 12, die Knaben mit 16 Jahren den Eltern zurückgebracht, welche nun die Erzieher zum letzten mal beschenken. Die Geschenke stehen im Verhältniß zu dem, was der Knabe gelernt hat. Wenn der Knabe ein geschickter Dieb, Schütze und Reiter geworden ist, so werden die Erzieher sehr reichlich belohnt. Letztere gelten als nahe Verwandte ihrer Zöglinge und Ehen können zwischen den beiden Familien nicht geschlossen werden. Die Zöglinge lieben in der Regel ihre Pflegeeltern mehr, als die leiblichen Eltern.

Die hier beschriebenen religiösen Bräuche charakterisiren hinlänglich das abchasische Volk und das religiöse und moralische Niveau, auf welchem es steht. Natürlich sind die christliche Geistlichkeit und die „Gesellschaft für Verbreitung des Christenthums" bemüht, die alten heidnischen Götter und Bräuche zu verdrängen und gänzlich auszurotten, was ihnen aber zunächst nur äußerlich gelingen wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Hausthiere und ihre Beziehungen zur Wirthschaft des Menschen. Eine geographische Studie von Eduard Hahn. Mit einer chromolith. Karte: Die Wirthschaftsformen der Erde. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. X. 582 S. gr. 8°. — Ein Buch zu besprechen, in welchem ein Schriftsteller die Ergebnisse einer rastlosen, durch mehr denn ein Jahrzehnt fortgesponnenen Arbeit dem Publicum darlegt, ist an sich keine leichte Sache, allein die Aufgabe wird im gegenwärtigen Falle noch wesentlich erschwert durch den eigenartigen Inhalt. Im weiten Bereiche der Erdkunde haben sowohl wirthschaftliche Geographie als auch Thiergeographie ihre feste Stellung, und der Fachmann muß mit der einen wie mit der anderen Disciplin bis zu einem gewissen Grade vertraut sein, aber der ihm hier entgegentretenden originellen Verschmelzung beider Wissensgebiete wird er trotzdem als ein Fremdling gegenüberstehen. Wir besitzen kaum ein Werk in unserer Literatur, welches wir dem vorliegenden als ein vollkommenes Analogon zur Seite stellen könnten, denn dasjenige, an welches jedermann in erster Linie zu denken sich veranlaßt sehen wird, V. Hehns „Culturpflanzen und Hausthiere", berührt sich zwar stofflich mit ersterem, aber die Methoden sind in beiden Fällen ganz verschieden, indem bei Hahn das archäologisch-sprachgeschichtliche Element zwar keineswegs zurücktritt, aber doch auch nicht die Hauptrolle spielt. In der ausgesprochenen Tendenz, alle möglichen Angaben, welche ein umfassendes Literaturstudium lieferte, für ein großes Ziel auszunützen, sehen wir uns mehrfach an Charles Darwins fundamentales Werk über die Domestication und deren Einfluß auf Racen- und Artenbildung erinnert. Einen wirklich sachkundigen Bericht über Hahns neue Behandlung eines allerdings hochwichtigen Zweiges der Culturgeographie werden nach dem Gesagten also wohl nur wenige zu erbringen in der Lage, es werden vielmehr die Recensenten zumeist genöthigt sein, die gewaltige — aber durchaus nicht aufdringliche — Gelehrsamkeit, mit der sie es hier zu thun haben, auf sich wirken zu

lassen und sich damit zu begnügen, daß es ihnen gelingt, aus der Fülle der Thatsachen die leitenden Gedanken herauszuerkennen und zunächst sich selber, dann aber auch denen, in deren Interesse sie zu berichten gedenken, zu möglichst klarer Anschauung zu bringen.

Den Boden für das Detail seiner Untersuchung bereitet sich der Verfasser durch eine allgemeine Betrachtung über die Kennzeichen, welche an einem Thiere sich müssen nachweisen lassen, wenn dasselbe zu den Hausthieren soll gerechnet werden können. Er prüft demgemäß die möglichen Farbenveränderungen (Melanismus, Leucismus, Chrysismus u. s. w.), die Anomalien im Skelett, Fell, Haar, die Bastardirung und das sogenannte Verwildern und stellt dann weiter fest, worin sich grundsätzlich das Verhalten der in den Bannkreis der Menschheit getretenen Thiere von dem der freien Naturkinder unterscheidet. Manche landläufige Anschauung nimmt der Verfasser hier schon zu berichtigen Gelegenheit, so z. B. die Meinung, daß das Nomadenthum als eine unerläßliche Durchgangsstufe in der Entwicklung unsres Geschlechtes zu gelten habe, während doch das Rind, welches unsre Erziehung uns als den unzertrennlichen Begleiter des Nomaden aufzufassen gelehrt hat, thatsächlich das Attribut des seßhaften Ackerbaues darzustellen pflegt. Die Art und Weise, wie der Mensch sein Hausthier verwerthet, will gleichfalls berücksichtigt sein; wie mannichfaltig eine solche Benutzung sich gestalten kann, denkt sich jedermann leicht von vornherein, aber erst durch die hier gegebene Uebersicht bekommen wir den richtigen Einblick in diese Verschiedenartigkeit, die natürlich nur durch Verhörung ethnographischer Zeugen gewonnen werden kann.

Den zahlenmäßig überwiegenden Bestandtheil unsrer Vorlage bildet die Einzelcharakteristik der mit der Eigenschaft vollendeter oder blos relativer Domesticationsfähigkeit behafteten Arten und Unterarten. Es sind ihrer im ganzen 36, welche wir nachstehend zusammenstellen: Hund, Rind, Sondarind oder Banteng, normannischer Ochse oder Gaur, tibetanischer Büffel Yak, eigentlicher Büffel, Ziege, Schaf, Esel (nebst Maultier), Pferd, Schwein, Kamel, Katze, Kaninchen, Frettchen, Renthier, südamerikanisches Schafkamel, Meerschweinchen, Gans (Untergruppe der chinesischen, canadischen und Nil-Gans), Schwan, Ente (mit Moschusente), Huhn, Perlhuhn, Pfau, Fasan, Truthuhn, Taube (nebst Lachtaube), Canarienvogel, Wellensittich, Strauß, Kormoran, Karpfen, Goldfisch, Großflosser, Seidenschmetterling und Biene. Darüber, ob noch eine oder die andere Species, wie etwa der Elephant, hätten einbezogen werden sollen, kann man streiten, aber uns scheint der Verfasser gut daran gethan zu haben, daß er sich auf das für den Augenblick Feststehende beschränkte und jenes Zukunftshausthier, deren es ja in künftigen Jahrhunderten noch weit mehr geben wird, ausschloß, selbst wenn die Ansänge einer gewissen Züchtung bereits gegeben sind. Ob nicht auch das Fallengeschlecht einer gewissen Würdigung hätte theilhaftig werden sollen, wird zum wenigsten der Geschichtefreund, trotz des Verfassers abtehnender Bemerkung (S. 36), als eine offene Frage ansehen. Die Kennzeichnung der einzelnen Thiere und des von ihnen ihren Züchtern geleisteten Nutzens zeichnet sich nun durch die Akribie aus, mit welcher auch auf die kleinsten Begleitumstände eingegangen wird; es spricht sich dabei auch eine erstaunliche Bekanntschaft mit der Völkerkunde und ihren neuesten Errungenschaften aus. Nur auf diesem Wege durfte ja der Verfasser sich das Verständniß so vieler verwickelter Fragen erschließen zu können hoffen, und es ist in dieser Hinsicht von besonderer Wichtigkeit, daß er auch in den Akten, dem Entdeckungszeitalter nächststehenden Schriften bestens Bescheid weiß. Wir erinnern, um aus ein Beispiel herauszugreifen, an die Geschichte des Kaninchens, welches bis zu seinem Ursprunge auf den balearischen Inseln zurückverfolgt und in Deutschland erst seit dem 12. Jahrhundert nachgewiesen wird.

Mit dem Halten von Hausthieren hängt die Wirthschaftsform eines Volksstammes oft nahe genug zusammen, und der Uebergang zu einer vergleichend-geographischen Betrachtung dieser Formen ist somit sehr naheliegend. In bewußtem Gegensatze zu der verbreiteten Annahme, daß der Naturmensch immer zunächst Jäger gewesen sei und sich erst nach und nach zum Hirten und von da zum Ackerbauer erhoben habe, faßt der Verfasser Jagd und Fischfang als eine durchaus nicht von Anfang erreichte Etappe der Menschheitsgeschichte auf, welche durch die geographische Beschaffenheit des betreffenden Landes mehr als etwa von einem besonderen Tiefstande der Cultur bedingt war und ist. Hinsichtlich der Bodenbearbeitung werden die Stadien des „Hackbaues" — eine vom Verfasser eingeführte Definition —, des Plantagenbaues und des Gartenbaues auseinandergehalten, während die Heerdenwirthschaft schon nicht mehr eine einfache, sondern eine zusammengesetzte Wirthschaftsform darstellt und der „Ackerbau" im engeren Sinne das Uebergewicht der Getreidegräser gegenüber anderen Culturgewächsen zur Geltung bringt. Die beigefügte Karte ist sehr lehrreich, weil sie uns ersehen läßt, unter welchen Modalitäten sich der Mensch mit der ihm gestellten Aufgabe, die Erdoberfläche sich unterthan zu machen, abgefunden hat. Wir können die Abgrenzung und Eintheilung dieser Karte im ganzen nur billigen, wenn wir es auch für richtig hielten, daß jene kleinen violetten Flecke, welche in Spanien, Italien und Holland das Vorwalten des Gartenbaues darstellen, einigen deutschen Landestheilen, der Umgegend von Erfurt und dem Regnitzthale, nicht vorenthalten geblieben wären. Nachdem die allgemeine Charakteristik, von welcher wir eben sprechen, festgelegt ist, durchmustert der Verfasser die einzelnen Erdtheile, um ihnen ihre Stellung in seinem Systeme anzuweisen, und wir glauben, daß gerade dieser Abschnitt dem Lehrer der Geographie, auch dem der elementaren, die vielfältigsten Anregungen gewähren wird. — Wie schon bemerkt, ein gewöhnliches, leicht in eine der anerkannten Rubriken einzuordnendes Buch ist das Hahn'sche nicht, aber es verdient um so mehr, gelesen zu werden, und macht der Schule, aus welcher es hervorging, derjenigen F. v. Richthofens, alle Ehre. Es wird manchen Widerspruch, aber auch viele Zustimmung finden und Untersuchungsgebiete der geographischen Erörterung zugänglich machen helfen, welche bisher wenig damit zu thun zu haben schienen mochten.

S. Günther.

Im heiligen Kampfe. Vaterländische Dichtung von Alphons Steinberger. München, J. Lindauer 1895. — Es gibt kaum einen anziehenderen Stoff für einen vaterländisch gesinnten Poeten unter uns als die selbstlose Aufopferung der oberbayerischen Bauernschaaren in der Sendlinger Schlacht (1705), an die uns, so oft wir die Höhe dort betreten, Lindenschmits ernst mahnendes Bild erinnert. Wie schon früher des öfteren, so haben daher auch in neuester Zeit der Uebersensen und Berufenen gar manche diesen lockenden Stoff behandelt, wobei diejenigen, welche die erzählende Form gewählt, auch am glücklichsten in der Gestaltung waren. Für das Theater eignet sich der Stoff nicht nur der gebotenen Rücksichten auf das stammverwandte Nachbarreich wegen nicht recht, sondern auch der bekannten traurigen Regierung Max Emanuels halber, der sein Bayern ja auch nicht so fast in Folge eigener Anstrengungen, als durch die allgemeine politische Lage zuletzt wieder begünstigt, zurückgewann. Aber auch das Unterbleiben des in jener Weihnachtsnacht von den angerückten Bauern erhobenen Aufstandes in München steht einer Darstellung des historischen Vorfalls auf der Bühne im Weg, wenngleich es nur infolge des schändlichen Verrathes Einzelner so geschah. In einer dramatischen Handlung, wenn auch deren Ende ein trauriges ist, will man sich erheben, und das ist in einem solchen Falle nur möglich, wenn die Gesinnung der Mehrzahl der Bürger eine leuchtend tugendhafte und sichtbar heroische ist. Um so herrlicher freilich stehen im Contrast dazu die Figuren der unterschiedlichen, trotz des hereinbrechenden Unglücks beharrlichen und dem fast sicheren Opfertod entgegen gehenden Kämpfer selbst, darunter vor allem der biedere Münchener Jägerwirth und von den Anführenden der muthvolle, aber die Tollkühnen vergeblich warnende Hauptmann Mayer. Freilich erhebt sich über diese herrlichen Patrioten noch eine höhere, vom Dichter der Poesie und Sage umflossene Gestalt: der eisenstarke Schmied Balthes von Kochel mit seinen nach verzweifelter Wehr im Sendlinger Friedhof um ihn fallenden Söhnen. Dieser, durch die gründlichen Forschungen unsres um Bayerns Geschichte hochverdienten Dr. J. N. Sepp nunmehr auch mit nahezu sicherer Gewißheit als historische Person erwiesen, fordert geradezu den Pinsel des heimischen Dichters heraus, und wir freuen uns, bezeugen zu können, daß ein durch seine vaterländischen Erzählungen bereits rühmlich bekannter Dichter, Alphons Steinberger, in einem aus 12 Gesängen bestehenden kleinen Epos, „Im heiligen Kampfe" betitelt, den Schmied Balthes in würdiger Weise poetisch dargestellt und dadurch zu bleibender Verklärung dieses höchsten Stolzes unsres gepriesenen Oberlandes sein würdiges Theil beigetragen hat. Ueber das Einzelne der sehr spannend und rührend geschriebenen Geschichte in Versen möge sich der dazu Geneigte selbst unterrichten; er wird Auslage und Mühe nicht bereuen.

Martin Greif.

Akademie der Wissenschaften in Wien. Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 6. November 1895. Der Secretär überreicht eine Arbeit des Dr. Wilhelm Erben,

Conservatos am Heeres-Museum: „Quellen zur Geschichte des Stiftes und der Herrschaft Mattsee", um deren Aufnahme in die Fontes der Verfasser ersucht. Ja dem jetzt Salzburgischen Collegiatstifte Mattsee sind im Laufe des 14. Jahrhunderts eine Anzahl von Geschichtsquellen entstanden, welche sowohl für die allgemeine Geschichte, als auch für die Localgeschichte von Bedeutung, aber bisher weder in dieser noch in jener Beziehung genügend untersucht und bekannt gemacht worden sind. Sind es auch ausschließlich Quellen zur Geschichte von Mattsee, welche diese Arbeit enthält und behandelt, so wird ihnen neben ihrem localgeschichtlichen doch auch ein allgemeiner Werth nicht abgesprochen werden können; denn sie belehren uns nicht nur über die Geschichte des Stiftes, das zu den ältesten kirchlichen Gründungen auf österreichischem Boden zählt, sondern sie illustrieren auch in ganz hervorragender Weise die politische Geschichte der umliegenden Gegend und insbesondere die Entwicklung der Herrschaft Mattsee, welche zu den lehrreichsten und rechtsgeschichtlich interessantesten Beispielen für die Entstehung der Landeshoheit in den geistlichen Fürstenthümern gezählt werden kann. Als Endpunkt der Arbeit ist der Schluß des 14. Jahrhunderts festgehalten worden. Die Abhandlung geht an die historische Commission. — Das w. M. Prof. Dr. Friedrich Müller übergibt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Das Personal-Pronomen der altaischen Sprachen". — Das w. M. Hofrath Dr. Wilhelm R. v. Haetel macht folgende Mittheilung über eine lateinische Uebersetzung der Didascalia apostolorum, die Privatdocent Dr. Edmund Hauler in dem palimpsestischen Veronensis LV (53) theilweise entziffert hat. Auf Prof. Mommsens Wunsch sollte Dr. Hauler, der im Auftrage der Berliner Akademie zur Vervollständigung von W. Studemunds Frontocollationen jüngst nach Italien gesendet wurde, sich auch in Verona aufhalten, um im Codex LV (53) das mit einer alten Fastentafel zusammenhängende Palimpestblatt genauer zu prüfen und zu coviren. Jene enthält ein Consularverzeichniß von 439 bis 486 n. Chr., welches nach Mommsens Darlegung im letztgenannten Jahre aus einer die Reaction der abendländischen Reichshälfte zeigenden Vorlage in schöner, großer, quadratischer Halbunciale abgeschrieben worden ist. Als Inhalt des diesem Fragmente unmittelbar vorausgehenden anderen Palimpsestblattes hatte Conte Giuliari, der frühere Präfect der Capitularbibliothek in Verona, „Constitutiones ecclesiasticae" angegeben; doch war mit dieser Bezeichnung nichts gewonnen. Durch Mommsens Wunsch angeregt, gelang es dem Berichterstatter zu constatiren, daß schon Prof. W. Studemund 1867 für das Corpus scriptorum ecclesiasticorum einige Seiten von demselben kirchlichen Palimpsest, welchem jenes Blatt angehört, entziffert und als Probe an die Akademie gesendet hatte. Bezeichnende Stücke der von Studemund entzifferten Seiten schickte der Berichterstatter, kurz bevor Dr. Hauler nach Italien abreiste, zu vorläufiger Orientirung an Prof. Mommsen ab. Dieser übermittelte die Probe Hrn. Prof. Haenack, und letzterer erkannte in dem Palimpsest eine wörtliche lateinische Uebersetzung der Constitutiones apostolorum. Damit war der richtige Weg zur Identificirung des umfänglichen Palimpsestes, der im ganzen 80 Seiten zu je 34 Zeilen enthält, gewiesen. Bei weiterer Entzifferung durch Dr. E. Hauler und bei genauerer Untersuchung ergab sich, daß eine vulgärlateinische Uebersetzung nicht der 8 Bücher Constitutiones apostolorum, sondern der weit werthvolleren 6 Bücher Didascalia apostolorum vorliege, welche die Grundschrift des in den Constitutionen vielfach interpolirten und erweiterten Werkes bildet. Diese, in den ersten Jahrzehnten des 3. Jahrhunderts entstanden, waren uns bisher nur syrisch, nicht aber im griechischen Originaltexte, noch in einer alten lateinischen Uebersetzung bekannt. Die seinerzeit von Lagarde angefertigte griechische Rückübersetzung läßt nach Prof. Franz v. Funks Untersuchungen viel zu wünschen übrig. Ein eigenthümliches Zusammentreffen will es nun, daß die von diesem gelehrten Forscher im Verein mit Prof. Dr. Socin in Leipzig vorbereitete lateinische Uebersetzung kurz vor ihrer Drucklegung durch das Bekanntwerden dieser etwa eineinhalb Jahrtausende älteren übereilt wird. Denn der Zusammenhang mit dem alten Fastenfragment und die schöne, regelmäßige Halbunciale weisen auf ungefähre Gleichzeitigkeit der Abschrift mit der ersten Hand der Fastentafel, also auf das Ende des 5. Jahrhunderts hin. Die Uebersetzung selbst ist aber zweifellos noch älter. Dr. Hauler hat von diesem Palimpseste in der kurzen Frist seines Aufenthaltes in Verona 5 neue Seiten entziffert und 7 bereits von Studemund gelesene revidirt, welche sämmtlich demnächst in den Abhandlungen der Akademie zum Abdruck gelangen sollen. Außer dem sprachlichen, kritischen und paläographischen Werth dieses Fundes kommt auch der historische in Betracht; denn bisher war von diesem für die Geschichte, Verfassung und das Recht der ältesten christlichen Kirche höchst wichtigen Werke keine Spur im Abendlande nachweisbar, ja man verlegt heute allgemein seine Vermittlung nach dem Westen ins 16. Jahrhundert nach Verbreitung der Buchdruckerkunst. All dies macht es wünschenswerth, die noch restierenden 68 vollständigen Palimpsestseiten von Dr. E. Hauler zu Ende entziffern zu lassen. — Sitzung vom 13. November. Die Kirchenväter-Commission legt vor: „Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum. Vol. XXVIII (Sect. III, Pars 3). S. Aurelii Augustini Quaestionum in heptateuchum libri VII, Adnotationum in Joh liber unus" ex rec. J. Zycha. — Sitzung vom 20. November. Die Kirchenväter-Commission legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung von Otto Günther in Berlin: „Avellana-Studien" vor. Dieselben verfolgen den Zweck, eine wesentliche Ergänzung der Prolegomena zu geben, die Verfasser dem ersten Bande seiner kritischen Ausgabe der Avellanischen Sammlung vorausgeschickt. — Sitzung vom 4. December. Der Secretär legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des c. M. Dr. Gustav Meyer, Prof. an der Universität Graz: „Albanesische Studien. V. Beiträge zur Kenntniß der in Griechenland gesprochenen albanesischen Mundarten" vor. Die Texte stammen zum großen Theil aus dem Nachlasse des Dr. Reinhold in Athen, Verfassers der Noctes pelasgicae, und bestehen aus einer Anzahl äsopischer Fabeln, einigen Märchen, Erzählungen und Schwänken, Uebersetzungen von Bruchstücken aus den Evangelien und aus Liedern. — Der Secretär übergibt weiter eine Abhandlung des Dr. Wratislav Oblak, Privatdocent an der Universität Graz: „Macedonische Studien. I. Die slavischen Dialekte des südlichen und nordwestlichen Macedonien", um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Verfasser ersucht. Ohne genaue Kenntniß der slavomacedonischen Dialekte ist die Frage nach der Heimath und dem Ursprung des Altkirchenslavischen nicht zu lösen. Eine nicht minder wichtige Rolle spielen sie auch bei der in neuester Zeit so viel erörterten Frage nach der ethnographischen Zugehörigkeit der slavischen Bewohner Macedoniens zu ihren nächsten bulgarischen und serbischen Nachbarn. Während einer mehrmonatigen Studienreise in Macedonien 1891/92 hatte Verfasser Gelegenheit, einige süd- und nordwestmacedonische Dialekte zu studiren. Es sind dies der Dialekt von Suhó (östlich von Salonichi), drei Mundarten des Debra-Gebietes im äußersten Nordwesten Macedoniens und der Dialekt der nördlichen Umgebung von Salonicht. Die Resultate dieser dialektischen Studien theilt er im ersten Theil seiner „Macedonischen Studien" mit. Der zweite Theil soll neben einer Erklärung der wichtigsten lautlichen Erscheinungen eine Darstellung des Verhältnisses dieser Dialekte zu den übrigen macedonischen und der Stellung der macedonischen Dialekte überhaupt zu der bulgarischen und serbocroatischen Dialektgruppe enthalten. Der Dialekt von Suhó ist allen seinen charakteristischen Merkmalen nach entschieden ein bulgarischer Dialekt, auch der der nördlichen Umgebung von Salonichi trägt den Charakter der bulgarischen Dialekte, und selbst der Debradialekt trägt, wenn auch in manchen Erscheinungen seine besonderen Wege gehend, bedeutend mehr solcher Merkmale an sich, die die bulgarischen als die serbischen Dialekte charakterisiren. Die Abhandlung wird einer Commission zur Begutachtung überwiesen. — Sitzung vom 11. Dec. Der Secretär legt eine für die Denkschriften bestimmte Abhandlung des c. M. im Auslande, Dr. Theodor Nöldeke, Prof. an der Universität Straßburg: „Zur Grammatik des classischen Arabisch" vor. — Sitzung vom 18. Dec. Der Secretär verliest eine Mittheilung der Fürst Liechtenstein'schen Hofkanzlei, daß Se. Durchlaucht die Fortsetzung der i. J. 1890 zur Förderung der archäologischen Durchforschung Kleinasiens gemachten Widmung nach Ablauf der ersten sechs Jahre auf weitere drei Jahre, u. z. pro 1896, 1897 und 1898 mit dem Jahresbetrage von 5000 fl. der Akademie zur Verfügung zu stellen geruht haben. — Der Secretär legt im Auftrage des w. M. Hofr. Mussafia eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung desselben: „Zur Kritik und Interpretation romanischer Texte" vor. — Das w. M. Hofr. v. Hartel überreicht Namens der Kirchenväter-Commission: „Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum. Vol. XXXV. Epistulae imperatorum pontificum aliorum, ex rec. Ottonis Guenther. P. I."

* **München.** Am 30. v. M. endete ein Schlaganfall das Leben des Oberconsistorialrathes D. theol. Wilhelm Pesch, der seit 1868 als außerordentliches, seit 1875 als ordentliches Mitglied der historischen Classe der hiesigen Akademie angehört hat.

Digitized by Google

Die Kirchenhistorie verdankt ihm eine Reihe eingreifender Arbeiten zur Geschichte der deutschen Mystik in ihrem ganzen Umfange, sowie der verwandten Züge im frühen italienischen Franciscanerthum; gelehrte Forschung paart sich darin mit zarter Nachempfindung des geistigen und gemüthlichen Charakters jener volksthümlichen Bewegungen in der mittelalterlichen Kirche.

* **Bonn.** Prof. E. **Gieseler** in Poppelsdorf hat, um eine für medicinische Aufnahmen wichtige Abkürzung der Expositionszeit bei Röntgen'schen Photographien zu erzielen, die Fluorescenzwirkung der X-Strahlen benutzt, um die Wirkung auf die lichtempfindliche Platte zu vergrößern. „Ich bestrich," sagt er, „ein Stück Papier mit allen möglichen Stoffen, die mir dafür geeignet schienen und die ich gerade zur Hand hatte. Dieses Papier legte ich auf die Trockenplatte und ließ die X-Strahlen darauf einwirken. Ein Erfolg zeigte sich bei Eisenchlorür, bei Uranylnitrat und bei Cubabalzextract. Ich tränkte nun die Trockenplatte selbst mit Eisenchlorid und fand die Verstärkung der Wirkung erheblich gesteigert. Damit ist der Weg gegeben, auf dem man durch systematische Untersuchungen diejenigen Körper bald herausfinden wird, welche die beste Wirkung ermöglichen. Ferner habe ich noch versucht, durch ein in der Natur gegebenes Princip schärfere Bilder zu erzeugen. Nämlich die Augen der Insecten arbeiten auch ohne die den X-Strahlen nicht zukommende Beachtung und sind ganz leicht künstlich nachzuahmen." — (Ebenso ist es Hrn. Alex **Keussen** in Crefeld gelungen, eine Abkürzung der Aufnahmezeit der mittelst Röntgen-Strahlen bewirkten Lichtbilder auf die Hälfte herbeizuführen. Während sonst zur Herstellung vollkommener Bilder ca. 30 Minuten erforderlich sind, gebraucht Hr. Keussen durch Erwärmung der Platten bis zu 40 Gr. C. nur 15 Minuten.)

* **Berlin.** Der 84jährige Senior der theologischen Facultät, Prof. D. **Steinmeyer**, hat bei dem Cultusminister die Entbindung von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, nachgesucht. — Hr. Wilhelm **Eber**, Lehrer der Pharmakologie an der thierärztlichen Hochschule, ist zum Professor ernannt worden. — Die Berliner **medicinische Facultät** theilt mit, daß aus den Erträgnissen der Heinrich Lippert-Stiftung im Januar 1897 ein Preis von 1800 M. verfügbar wird. Die Facultät macht die Verleihung dieses Preises abhängig von der Lösung des folgenden Themas: „Die **Neuronlehre** in ihrer Anwendung auf die Erkrankungen und Degenerationen des Nervensystems." Es wird verlangt: 1) Eine historisch-kritische Darstellung der Neuronlehre, 2) eine kritische Untersuchung der Frage, inwieweit diese Lehre auf die Pathologie des Nervensystems anwendbar ist und durch deren Ergebnisse sei es bestätigt, sei es eingeschränkt wird. Bewerbungsarbeiten sind bis zum 1. December d. J. an das Secretariat der Universität Berlin einzureichen.

* **Brünn.** Am 28. d. M. ist hier der Nestor der österreichischen Geschichtschreiber, Hofrath **Christian** Ritter d'**Elvert**, gestorben. Er war am 15. April 1803 geboren. Sein Vater, ein Lothringer, und seine Mutter, eine Belgierin, hatten sich vor der französischen Revolution nach Deutschland geflüchtet und 1797 in Brünn niedergelassen, wo d'Elverts Vater während der französischen Invasionen 1805 und 1809 als Dolmetsch, Commissar und Vermittler der Stadt gute Dienste leistete. Christian d'Elvert absolvirte seine juridischen Studien in Prag und in Wien. 1824 begann er seine literarische Thätigkeit im „Brünner Wochenblatt" und trat darin mit der Geschichte der Zierotine, Knuaitze, Schaffgattsche, des Olmützer Erzbischofs Johann des Eisernen und der Kriegsereignisse in Mähren 1621—1628 auf. Sein selbständiges Erstlingswerk „Versuch einer Geschichte Brünns" (1828) fand beifällige Aufnahme. Nun folgte eine Reihe von Abhandlungen juridisch-historischer Gattung; dann trat er in den Staatsdienst im Kronlande Mähren. 1848 wurde er in den mährischen Landtag gewählt, dem er bis zu seinem Tode angehörte. 1849 wurde er in das Frankfurter Parlament und 1850 in den Brünner Gemeinde-Ausschuß gewählt. Er war ein treues Mitglied der deutsch-liberalen Partei. 1850 wurde d'Elvert zum Finanzrath bei der Finanz-Landesdirection ernannt und führte in dieser Eigenschaft die neuen Zollrevisionen in Mähren und Schlesien, wie den Handels- und Zollvertrag mit den deutschen Bundesstaaten durch und wurde 1851 an die Spitze der historisch-statistischen Section in Brünn berufen. Er ist der Verfasser fast sämmtlicher von dieser Section herausgegebenen Schriften. Die gelehrte Welt gab dem rastlos thätigen Forscher vielfache Beweise ihrer Anerkennung. Die Stadt Iglau verlieh ihm als ihrem Historiographen das Ehrenbürgerrecht. Vom Kaiser wurde er durch Verleihung des Ritterkreuzes des Franz Joseph-Ordens ausgezeichnet. Er wurde zum ersten mal 1861, dann 1870 zum Bürgermeister von Brünn, dessen Ehrenbürger er war, gewählt, welche Würde er bis 1876 bekleidete. In dieser Zeit that er viel zur Stadterweiterung und Verschönerung, ebenso zur Errichtung neuer Schulen. Ein 1884 errichtetes d'Elvert-Denkmal auf dem Spielberge drückt den Dank der Mit- und Nachwelt für die Verdienste aus, welche sich d'Elvert durch die Schaffung der herrlichen Spielberg-Anlagen um die Stadt Brünn erworben hat.

* **Paris.** Die Académie des sciences beschäftigte sich am 27. d. Mts. mit den in Frankreich angestellten Versuchen mit Röntgen'schen Strahlen. Prof. Lannelongue vom Hospital Trousseau legte in seinem und seiner Collegen Dubin und Barthélemy Namen eine Reihe von Photographien menschlicher Gliedmaßen vor, die auf dem neuen Wege aufgenommen waren. Das erste Cliché zeigte einen Beckenknochen, der von Knochenmarkentzündung angegriffen ist. Die Aufnahme bestätigt, daß bei dieser Krankheit die Zerstörung des Knochens vom Centrum zur Peripherie fortschreitet. Die centralen Theile, die in Aushöhlungen verwandelt waren, wurden von den Strahlen durchflogen, sodaß auf dem Cliché einige weiße Flecken an ihrer Stelle sichtbar wurden. Die zweite Aufnahme war die eines von Tuberkeln durchsetzten Kinderfingers. Auch hier ward die klinische Diagnose durch die Photographie bestätigt. Das letzte Glied ist breiter und dicker, als das der anderen Finger. Man sieht auch deutlich die Verdickung der Knochenhaut und die Einsilterung der schwammigen Auswüchse in das Gewebe.

* **Neapel.** Im Alter von 73 Jahren ist hier der Generaldirector der Alterthümer, Senator Giuseppe **Fiorelli**, gestorben. 1845 mit der Leitung der Ausgrabungen in Pompeji betraut, ward er 1849 wegen politischer Bestrebungen dieses Amtes entsetzt, 1860 von der neuen italienischen Regierung wieder eingeführt. Gleichzeitig ward er damals zum Professor der Archäologie an der Universität Neapel und 1862 zum Director des dortigen Nationalmuseums ernannt, legte aber 1864 seine Professur nieder. 1865 wurde er Senator, 1875 Generaldirector der italienischen Museen und Ausgrabungen zu Rom, 1881 endlich Generaldirector der Alterthümer und schönen Künste. Seine Hauptschriften behandeln die pompejaanischen Ausgrabungen, die er systematisch in Angriff nahm.

Aus dem Nachlasse des Herrn Dr. **Emil Brunnenmeister**, Professor des Strafrechtes an der Universität **Wien**, ist eine sich daselbst befindende **Bibliothek** als Ganzes zu verkaufen. Näheres bei **Ulrich Brunnenmeister** in **Kreuzlingen (Schweiz)**. (1590)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Lazarus Geiger:

Zur **Entwickelungsgeschichte der Menschheit.**

Vorträge.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 4 Mark.

Der **Ursprung der Sprache.**

Zweite Auflage.

Preis geheftet 6 Mark.

Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache u. Vernunft.

Zwei Bände.

Preis geheftet 18 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von **F. A. Brockhaus, Leipzig.**

Soeben erschienen:

Feuer und Schwert im Sudan.

Von

Slatin Pascha.

Reich illustrirt.

Geh. 9 M. Geb. 10 M. In 18 Lief. à 50 Pfennig.

Der Verfasser regierte als Gouverneur über ein Land so gross als Deutschland, kämpfte in 27 Gefechten mit dem Mahdi und war 12 Jahre lang in dessen Gefangenschaft, bis er Anfang 1895 unter den grössten Gefahren und Entbehrungen fliehen konnte. (1534)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 1. Februar. Nummer 26.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.
Kirchenpolitische Briefe. VIII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1])

VIII.

'Qui aut tempus quid postulet non videt, aut plura loquitur, aut se ostentat, aut eorum quibuscum est rationem non habet, is ineptus esse dicitur.' *Cicero.*

Berlin, 20. Januar 1896. Die „römische Frage“ feiert im nächsten Jahre ihr hundertjähriges Jubiläum; denn 1797 begann mit der Wegnahme der Legationen durch Bonaparte und dem Frieden von Tolentino, der Pius VI. Bologna und die Romagna kostete, die Zerstücklung des Kirchenstaates und jener langwierige Proceß, der trotz der Restaurationen von 1814 und 1849 schließlich zur völligen Beseitigung der weltlichen Herrschaft der Päpste geführt hat. Diplomatisch existirt seit 1870 keine römische Frage mehr, wie das der Fürst von Bismarck der Curie erklärt hat, als diese ihn nach Herstellung des Friedens zwischen Rom und Berlin fragen ließ, was er nun zu ihren Gunsten hinsichtlich dieser „Quistiane“ zu thun gedenke. Aber sie existirt in den Köpfen und Herzen vieler Millionen Katholiken, sie erfüllt einen Theil der Tagespresse, sie spielt auf allen katholischen Congressen eine mächtige Rolle und sie ist ein äußerst brauchbares Agitationsmittel, dessen sich auch sehr viele bedienen, welche von der Unmöglichkeit einer augenblicklichen Lösung vollkommen überzeugt sind. Spricht man von einer „Lösung“ dieser „Frage“, so halten die einen eine solche überhaupt für überflüssig, andere erklären sie für längst gelöst und wieder andere für ganz unlösbar. Mein alter Nachbar hier in der Uckermark vergleicht sie der Quadratur des Cirkels, und ich selbst habe Zeiten, wo ich so ziemlich derselben Meinung bin. Dann kommen „bessere Stunden“, wo ein menschenfreundlicheres Gefühl in mir die Oberhand gewinnt und es mir scheint, niemand, der es mit Kirche und Staat gut meint, solle an dieser Frage gleichgültig vorübergehen und die Hand in den Schoß legen, statt das seinige zu einer befriedigenden Lösung beizutragen. Denn was immer — mit Recht oder mit Unrecht — einen beträchtlichen Theil unsrer Mitbürger und Mitmenschen schmerzvoll bewegt, in Kummer und Besorgniß setzt oder Anlaß zur Beunruhigung der Bevölkerung gibt, das kann weder dem Staatsmann, noch dem Publicisten, noch irgend einem Gebildeten, der an der Zeitgeschichte Antheil nimmt, gleichgültig sein.

Die erste Bedingung nun, meine ich, welche zur Beseitigung von Beängstigungen oder Agitationen, die ganze Volkskreise ergreifen, nothwendig ist, dürfte doch immer eine vollkommene Aufklärung über die Sachlage, über das, was geschehen und was nicht geschehen kann, sein, und diese Aufklärung ist wiederum nur möglich, wo eine klare Erkenntniß der Genesis einer Bewegung oder Krankheit, der ganzen Entwicklung der in Betracht kommenden Verhältnisse, Institutionen oder Zustände Platz greift. Sehen wir uns um, wie es hinsichtlich des uns hier beschäftigenden Gegenstandes mit dieser Erkenntniß und Aufklärung aussieht, so muß man schon sagen, daß die allerwenigsten, selbst von denen, welche über die „römische Frage“ auf Versammlungen reden oder in ihren Zeitungen schreiben, eine Vorstellung von der wirklichen Entstehung der weltlichen Herrschaft der Päpste haben und ebensowenig sich ein klares Bild davon zu machen wissen, unter welchen Bedingungen diese Herrschaft Jahrhunderte hindurch bestand und welches die Gründe sind, die sie ebenso allmählich zerfallen ließen, wie sie allmählich entstanden war. Eine „documentirte Geschichte des Kirchenstaates“ kann selbstverständlich die Beilage der Allg. Ztg. ihren Lesern nicht reichen und könnte der „Spectator“ mit den ihm in seiner Einsamkeit zu Gebote stehenden Mitteln jetzt auch nicht zu schreiben unternehmen, selbst wenn er es wollte. Dagegen glaubt er eine allgemeine Orientirung über die Entstehung und Geschichte dieser weltlichen Herrschaft seinen Lesern vorlegen zu können, welche sich in manchen Punkten von den üblichen Darstellungen entfernt. Er gedenkt dann eingehender die Verhandlungen über das Temporale im 19. Jahrhundert und namentlich die Discussion dieses Themas seit dem Jahre 1870 zu erörtern. An der Hand des damit gegebenen Materials werden sich die Gesichtspunkte leicht herausheben lassen, welche bei Beurtheilung des gegenwärtigen Standes der Frage und betreffs einer etwaigen „Lösung“ derselben in Betracht kommen.

In der Beurtheilung dieser Frage beabsichtigt der „Spectator“, wie das überhaupt seine Art ist, keinem Menschen nach dem Munde zu reden. Es ist ihm völlig gleichgültig, ob seine Rede gefällt oder nicht; wenn sie nur etwas nützt, so ist er zufrieden. Wer hier den getreuen Widerhall irgend einer Parteimeinung — nenne sie sich ultramontan, liberal oder radical — zu finden hofft, der lese uns lieber nicht. Der Spectator gehört keiner Partei an und will keiner jemals angehören; er hat sich schon in seiner Jugend das Wort Cacciagnida's an Dante (Parad. 17, 68) sagen lassen:

... sì che a te fia bello
Averti fatta parte per te stesso.

Dem denkt er in diesem Punkte treu zu bleiben. Will man im allgemeinen wissen, von welchen Grundanschauungen er in der Beurtheilung solcher Fragen ausgeht, so bekennt er sich zunächst als einen entschiedenen und unbeugsamen Legitimisten, dem alles, was Revolution heißt, ein Gräuel ist und der selbst niemals mit irgend einem Wort oder irgend einer Handlung sich an dem Zusammensturz der päpstlichen Herrschaft hätte betheiligen mögen. Er gehört aber nicht zu den Legitimisten, welche, wie Napoleon von den Anhängern der Bourbonen sagte, alle Dinge nur durch

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 1 vom 2. Januar d. J. Der Abdruck dieser Briefe wird von den Herren Einsendern freigestellt. D. Herausg.

das „Oeil de boeuf“ sehen; welche da meinen, das Leben der Völker sei auf alle Jahrtausende an eine einzige Form des politischen Daseins gebunden, oder Institutionen, welche sich überlebt haben und an ihrer eigenen Schwäche dahingewelkt sind, müßten um jeden Preis wieder aufgerichtet, den widerstrebenden Völkern octroyirt und wie halbverweste Leichen durch einen galvanischen Strom wieder auf die Beine gebracht werden. Wie ihm die Politik die Wissenschaft der möglichen, nicht aber der unmöglichen Dinge ist, so hat er einen Legitimismus nie verstanden, welcher mit irrationalen Größen rechnet, und speciell hinsichtlich der „römischen Frage“ ist er durchaus der Ansicht, daß die Dinge endlich einmal von allen Parteien im Lichte der geschichtlichen Auffassung anzusehen, von allen Parteien der Boden nutzloser Recriminationen über Dinge, welche der Vergangenheit angehören, zu verlassen und der Blick der Zukunft entgegenzurichten sei. Alle hier in Rede stehenden Factoren haben heut Irrthümer und Fehler einzugestehen, alle haben vielfach gefehlt, und sie sollten sich nur ehrlich alle gesagt sein lassen, was, mit ganz bestimmter Beziehung auch auf gewisse kirchliche Kreise, einer der edelsten Männer des 19. Jahrhunderts, der P. de Ravignan kurz vor seinem Tode äußerte: „Nous tous avons péché, nous tous avons besoin de nous convertir.“

Gehen wir, nach dieser wahrscheinlich sehr ungeschickten captatio benevolentiae zu den Anfängen des Kirchenstaates über. Das Mittelalter hat dieselben, seit dem 8. oder 9. Jahrhundert, auf die sogenannte Constantinische Schenkung zurückgeführt. Dieses Actenstück ist bis zum 15. Jahrhundert allgemein für echt gehalten worden. Seit dem 10. Jahrhundert hat sich die Curie auf dasselbe berufen, es ging in das in allen Rechtsschulen und bei den kirchlichen Gerichtshöfen gebrauchte Decretum Gratiani über, nachdem schon Pseudoisidor es aufgenommen; es wird behauptet, daß Papst Hadrian IV. auf Grund desselben die Insel Irland dem König Heinrich II. von England als päpstliches Lehen zuertheilt habe. Die Echtheit der betreffenden Urkunden ist bestritten, die Sache aber damit noch nicht als unhistorisch aus der Welt geschafft. Erst im 15. Jahrhundert haben Nikolaus Cusanus und andere die Unechtheit der Donatio Constantini vermuthet, Lorenzo Valla sie in einer berühmten Schrift, mit welcher die historische Kritik sozusagen ihren Anfang nimmt, erwiesen. Jetzt wagen auch die eifrigsten Anhänger der Curie sie nicht mehr in Schutz zu nehmen, damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß sie aufgehört habe, in gewissen Geistern noch nachzuwirken. Wir haben bereits in unserm October-Briefe darauf hingewiesen, daß die in den curialistischen Kreisen festgehaltene Vorstellung, Constantin habe die Residenz in Rom aufgegeben, um diese Stadt dem Papste zu überlassen, auf dem Boden der Constantinischen Schenkung gewachsen ist. Der Inhalt dieser „Donatio“ ist kurz der, daß dem Papste außerordentlich reiche Besitzungen in Italien, Sicilien und dazu das Dominium über Rom und die Inseln des Occidents, allerdings in einer etwas unsicheren Form, zugewiesen worden. Die neuesten Forschungen haben sich vorwaltend mit der Frage nach dem Datum und der Tendenz des Fälschers beschäftigt. Hinsichtlich des ersteren schwanken die Ansichten zwischen 687 und 750; Brunner hat sich für 813—816 entschieden, nimmt aber doch auch eine frühere Entstehung der dem Actenstück zu Grunde liegenden Fabel an. Krüger hat dann das Jahr 766 als wahrscheinliche Entstehungszeit der Urkunde nachzuweisen gesucht, Duchesne denkt an 774. Den Ort der Entstehung suchen einige, wie Grauert, im Frankenreich, die meisten in Rom; Martens erblickt in der „Donatio“ einen Protest gegen die von den Karolingern über Rom geübte Oberherrschaft. Geht die Fälschung bis auf 766 zurück, so wird man eher sagen müssen, sie sei ein Versuch, den Karolingern, deren Hülfe die Curie seit 754 angerufen, begreiflich zu machen, wie sie sich ihr Verhältniß zum hl. Stuhl zu denken hätten. Diesen Avis au lecteur hat freilich Karl d. Gr. durchaus nicht verstanden. Seit dem Uebergewicht, welches das Papstthum im 11. Jahrhundert gewann, war das Ansehen der „Donatio“ aber unbestritten, und Dante konnte mit seinen berühmten Versen (Inf. 19, 115: ahi Constantin, di quanto mal fu matre, Non la tua conversion, ma quella dote Che da te prese il primo ricco patre) dieselbe als die Hauptquelle des kirchlichen Verderbens anklagen. In der „Monarchia“ hat er unter dem Ausdruck eines gewissen Zweifels an der Thatsache (dicunt adhuc quidam quod Constantinus imperator..... Imperii sedem, scilicet Romam, donavit Ecclesiae, cum multis aliis Imperii dignitatibus) die Rechtmäßigkeit der Schenkung von dem Gesichtspunkt aus bestritten, daß der Kaiser nicht im Stande gewesen sei, die dem Imperium inhärirenden Souveränetätsrechte irgend jemandem zu schenken, noch die Kirche kraft des Ausspruchs des Herrn: nolite possidere aurum etc. befähigt gewesen sei, solche Souveränetät anzunehmen (quia Constantinus alienare non poterat imperii dignitatem, nec Ecclesia recipere. III, 10; eb.: Ecclesia omnino indisposita erat ad temporalia recipienda). Die Gegner des Temporale im heutigen Italien pflegen die Ansicht zu vertreten, daß Dante damit sich auch gegen den Kirchenstaat erklärt habe; das ist ein Irrthum. Ueber den Kirchenstaat hat sich der Dichter niemals ausgesprochen. Er sah ihn, gleich den übrigen kleineren Fürstenthümern und Republiken, zweifellos als legitim an, aber er hat sich ihn nie anders als in der Ein- und Unterordnung unter das Imperium gedacht. Weiter gingen freilich die Franciscaner-Spiritualen, welche mit ihren Ansichten über die Unerlaubtheit jeglichen Besitzes bei denjenigen, welche den Weg der engeren Nachfolge Christi erwählen, dem weltlichen Papstthum allerdings den Grund unter den Füßen wegzogen.

Die Veränderungen, welche in dem römischen Reich vor sich gegangen, namentlich die fortdauernde Bedrohung der Nord- und Ostgrenze in ihrer ganzen ungeheuren Ausdehnung und das zunehmende Uebergewicht, welches die draußenstehenden Armeen bei der Besetzung des kaiserlichen Thrones ausübten, hatten schon seit Anfang des dritten Jahrhunderts dazu geführt, daß die Kaiser vielfach in den Provinzen residirten und der enge Zusammenhang mit der Hauptstadt mehr und mehr zurücktrat. Die steigende Bedeutung, welche das geistige und politische Leben der Osthälfte des Reiches über Italien gewann, war schon seit Septim Sever ersichtlich. Es war eine einfache Consequenz dieser Thatsache, daß Diocletian den Sitz des Reiches nach dem Hellespont verlegte. Constantin that aus gleichen Gründen das gleiche; nur mit dem Unterschiede, daß er nicht das auf asiatischem Boden liegende Nikomedien, sondern das seit Gallienus in Trümmern liegende Byzanz zur Residenz wählte und zur Constantinopolis umschuf. Die Geschichte der orientalischen Frage zeigt, wie scharf beide Imperatoren sahen, als sie die ungeheure Wichtigkeit dieser Lage erkannten; daß bei der Entschließung Constantins irgend welche kirchliche Gesichtspunkte Antheil gehabt, dafür fehlt auch der leiseste Anhalt, und die vollkommene Unterwürfigkeit, in welcher er und seine Söhne den Papst hielten, reicht allein aus, um jeden Gedanken daran auszuschließen. Dagegen ist gewiß, daß er und seine Dynastie und namentlich auch Theodosius und dessen Haus es an reicher Begabung der römischen Kirche, wie aller anderen großen Kirchen des Orients wie Occidents, nicht fehlen ließen. Die Schenkungen an Geld, Kostbarkeiten und Liegenschaften waren schon in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts so enorm, daß sowohl der Heide Ammianus Marcellinus wie der heilige Hieronymus in bittere Klagen

über den Reichthum der römischen Kirche und die Ueppigkeit ihrer Kleriker ausbrechen. Diese Dotationen bilden den Anfang des Patrimoniums Petri, der Gedanke an eine politische Souveränetät war dabei ganz ausgeschlossen; für ihn war auf dem Boden des römischen Staatsrechts absolut kein Raum. Anders gestalteten sich die Dinge, als die zunehmende Ohnmacht des römischen Imperiums, die immer bedrohlicher werdenden Invasionen der Barbaren den baldigen Zerfall des Reiches ahnen ließen. Die Geschichte aller Zeiten, auch der neuesten, zeigt, wie rasch bei solchen Anlässen die Erben zur Hand sind. So wenig wie dem heutigen „kranken Mann" am Goldenen Horn, fehlte es dem aus den Fugen gehenden römischen Reich bald an solchen, welche bereit waren, die Hand nach der freiwerdenden Hinterlassenschaft auszustrecken. Unter den Factoren, welche für diese offen werdende Erbschaft in Betracht kamen, waren die jungen Völker des Nordens und des Ostens gewiß die ersten; neben ihnen aber die Kirche. Es wäre wunderbar gewesen, wenn den durch reichen Besitz mächtig gewordenen, in den Kämpfen des 4. Jahrhunderts erstarkten Bischöfen nicht, wenigstens an den Hauptsitzen, der Gedanke gekommen wäre, von dem absterbenden Baume des Reiches möglichst viel für sich abzublättern. Der Wunsch der Bevölkerungen selbst kam ihnen hier durchaus entgegen. Und so sehen wir seit dem Anfang des 5. Jahrhunderts auf ganz verschiedenen Punkten Tendenzen hervortreten, welche als früheste Anläufe zur Bildung eines „Kirchenstaats" zu bezeichnen sind. Diese Punkte sind Alexandrien, die Cyrenaika, Rom. Ihnen folgen, freilich erst viel später, Ravenna und Mailand.

Die Cyrenaika hatte eine aus Indigenen und griechischen Colonisten gemischte Bevölkerung, deren Ackerbau und Handel die schwerste Bedrohung erlitt, als die Einfälle räuberischer Beduinenhorden zunahmen und die von Byzanz gesandten Statthalter sich zu schwach erwiesen, um die Provinz zu vertheidigen. Damals, um 407, wandte sich die ganze Bevölkerung an den reichsten und angesehensten Mitbürger, an Synesius, den sie bereits etliche Jahre vorher als Gesandten nach Constantinopel geschickt hatte, mit dem Ersuchen, die bischöfliche Würde an- und zugleich die Vertheidigung der Provinz und die Wiederherstellung der schwer getrübten Ordnung in die Hand zu nehmen. Bekanntlich hat Synesius nur wider Willen und auf Zureden des Patriarchen von Alexandrien sich dazu verstanden. Dieser selbst, Theophilus, der ränkesüchtige Gegner des hl. Chrysostomus, war schon längst auf dem Wege, Aegypten zu einem Kirchenstaate umzugestalten. Die reiche Kornkammer des römischen Reiches war dessen längst inne geworden, daß sie weit mehr der gebende als der empfangende Theil sei. Alexandrien war seit Jahrhunderten neben Rom die wichtigste Stadt des Reiches, nach allen Richtungen des geistigen und künstlerischen Lebens hatte es die Führung. Es war auch hier kein Wunder, daß sich Absichten regten, welche auf eine wenigstens relative Unabhängigkeit Aegyptens lossteuerten: die „ägyptische Frage" erhob sich, um uns bis heute nicht in Ruhe zu lassen. Theophilus, einem alten, großen und reichbegüterten Hause entstammend, war ganz der Mann, um sich an die Spitze einer solchen Bewegung zu stellen und dieselbe zu gunsten seiner Familie zu escamotiren. Sein Streben, die Patriarchenwurde in seinem Hause erblich zu machen, ist durch die von ihm gesicherte Wahl seines Neffen Cyrillus als Nachfolger bestätigt. Nur, wenn man diese Verhältnisse kennt und berücksichtigt, versteht man die sträfliche Nachgiebigkeit des Hofes zu Konstantinopel gegen Theophilus und einen guten Theil der dogmatischen Kämpfe zwischen Byzanz und Alexandrien, welche das 5. und 6. Jahrhundert ausfüllen. Das Dogma war auch hier nur zu oft der Schild, hinter dem sich rein politische Bestrebungen verbargen.

Das weströmische Reich war schon seit den Tagen Constantins und seiner Nachfolger lange Zeit von Mailand, vorübergehend auch von Trier aus regiert worden. Die Kämpfe gegen die einbrechenden Barbaren in Oberitalien führten den Sitz des Reiches nach Ravenna (405), wo sich Honorius sicherer als in Mailand oder Rom glaubte. Hier blieben die Kaiser bis 476 und hier wurde das Kaiserthum ins Grab gelegt. Theoderich nahm die vollen Souveränetätsrechte auch über Rom in Anspruch; in den bald folgenden Kämpfen der Gothen und Byzantiner um Italiens Besitz ist nirgend Rede von einer den Päpsten eingeraumten politischen Sonderstellung. Nach der Niederwerfung der Gothen haben die oströmischen Kaiser wenigstens ideell die Integrität des Reiches festgehalten und über die Reste der Respublica Romana in Italien, soweit sie nicht von den Langobarden besetzt wurden, eine Souveränetät geübt, welche durch keinen officiellen Act der Päpste bestritten, durch zahlreiche Handlungen derselben thatsächlich anerkannt wurde. Der römische Bischof wie der von Ravenna geht auf Befehl des Kaisers nach Konstantinopel. Wie alle anderen Bischöfe und alle Unterthanen, erkennt er durch den Act der Adoration (d. h. des Niederkniens) vor dem Kaiser dessen Gewalt an. Der Kaiser intervenirt nach wie vor 476 bei den Bischofswahlen in Rom. Principiell hat sich nichts verändert, wohl aber hat sich allmählich thatsächlich eine Veränderung angebahnt, welche bei der zunehmenden Erbitterung zwischen Orient und Occident, in Folge der dogmatischen Streitigkeiten, besonders seit 680, mehr und mehr in die Erscheinung tritt. In der Zeit des Bilderstreites ist das Verhältniß schon so gestört, daß Kaiser Leo III. der Isaurier, von Gregor III. wegen des Ikonoklasmus excommunicirt, eine Flotte gegen Rom aussendet und die Besitzungen des hl. Stuhls in Unteritalien mit Beschlag belegt. Rom verjagte den kaiserlichen Dux und gab sich eine municipale Verfassung. Den Wirrwarr benutzten die Langobarden, um in Mittelitalien vorzurücken; sie kamen bis an die römische Campagna, gingen aber auf Bitten des Papstes nicht weiter. Es war in jenem Augenblick dem Langobardenkönig Liutprand offenbar darum zu thun, sich die Freundschaft des hl. Stuhls zu erhalten; er schenkte daher die Stadt Sutri den Aposteln Petrus und Paulus (727), und dies gilt als Anfang des Kirchenstaates. Freilich, welche staatsrechtlichen Vorstellungen Geber und Empfänger bei dieser Schenkung hatten, das weiß heute niemand zu sagen. An die Zuweisung einer Souveränetät zu denken, dazu liegt in der Redotirung einer Kirche mit einem Flecken an sich gar kein Anlaß vor, so wenig wie bei den zahllosen Schenkungen von Dörfern, Villen, Flecken, welche die Merowinger an den hl. Dionysius oder den hl. Martin vollziehen. Auch haben die zunächst folgenden Päpste die Beziehungen zu Ostrom noch nicht ganz aufgegeben.

Zwischen dem Anfang des 5. Jahrhunderts und 727 waren aber die Päpste in politischer Hinsicht ein ganz anderer Factor geworden, als sie bis dahin dargestellt hatten.

Wo haben die Päpste gewohnt? Das ist eine Frage, die bisher im Zusammenhang noch nicht untersucht worden ist und die dies doch verdiente. Denn es ist nicht gleichgültig, wo und wie jemand wohnt.

Nach der Rückkehr aus dem Exil zu Avignon haben die Päpste den Vatican bewohnt, ihn neu gebaut und dann in späterer Zeit mit dem Quirinal getauscht, der Residenz blieb, bis Pius IX. nach Gaeta floh. Seit jener Nacht, da Pius in Verkleidung den Weg in die Verbannung einschlug, hat der Quirinal keinen Papst mehr beherbergt, und der Vatican wurde wieder Sitz des Pontificates. Vor Avignon wohnten die Päpste meist in dem Lateranpalaste, der, von Zacharias (741—52) neu aufgebaut, in den Tagen Petrarca's niederbrannte und in Ruinen lag, bis ihn Sixtus V. 1586

Digitized by Google

herstellen ließ. Zwischendurch wird in den Urkunden auch S. Maria Maggiore nicht selten als Residenz angegeben. Man nimmt an, daß der Lateranpalast schon seit Constantins Zeiten an die Päpste abgetreten war, nachdem er von den Laterani an die Kaiserin Fausta gekommen war. Gewiß ist, daß frühzeitig eine Kirche in dem Palast errichtet, bezw. ein Theil desselben zur Basilika umgewandelt wurde. Aber daß die Päpste in ihm gewohnt, wird vor dem 8. Jahrhundert wohl nicht zu erweisen sein. Wo sie bis dahin residirt, war früher unbekannt; wir wissen das erst, seit, vor etwa zehn Jahren, das Wohnhaus der Vestalinnen auf dem Forum Romanum aufgedeckt ward und die an diese Ausgrabungen sich anschließenden Untersuchungen Lanciani's und de Rossi's den Beweis lieferten, daß die Päpste mit ihrem ganzen Hofstaat zwischen dem 5. und 8. bis 9. Jahrhundert den Palatin bewohnten. Es besteht jetzt kein Zweifel mehr daran, daß, bald nach der Verlegung der Residenz nach Ravenna, die Päpste die ehemaligen kaiserlichen Palaste auf dem Palatin und deren Dependenzen für sich in Anspruch genommen haben. In die Behausung der Cäsaren eingerückt, sind die Päpste allmählich in der Werthschätzung des Volkes an ihre Stelle getreten. Nicht die römische Kirche, aber das Papstthum nach seiner weltlichen Seite kann von da ab als eine Fortsetzung des antiken Cäsarenthums betrachtet werden, wie das vor einigen Jahren von Hrn. A. Harnack geschehen ist.

In den schrecklichen Zeiten der Völkerwanderung, in der Epoche des Elends und der Verarmung, welcher Italien nach dem Untergang des Kaiserthums und besonders im 6. Jahrhundert anheimfiel, sind die Päpste die besten Freunde und Wohlthäter des unglücklichen Landes geworden. Will man einen Einblick in die Rolle gewinnen, welche sie jetzt zum Segen Italiens spielen, so muß man die Correspondenz Gregors des Großen lesen. Man sieht daraus, wie inmitten der allgemeinen Zerfahrenheit und des allgemeinen Elends diese große und edle Kirchenfürst auch nach der materiellen und weltlichen Seite die Vorsehung Italiens, der Beschützer und Tröster des armen, niedergedrückten, verhungernden Volkes wird. In seiner glänzenden Persönlichkeit stellt Gregor I. das Pontificat zwischen 312 und 800 nach seiner besten Seite dar. Die verarmte und herabgekommene, von einer weitentfernten und immer schwächer werdenden Centralregierung schlecht geschützte, kaum mehr regierte Respublica Romana hat keinen vornehmeren, reicheren, besseren Bürger als den Papst. Und so wird der Papst allmählich und unbemerkt thatsächlich Herr der Situation, der weltliche Herrscher des Gemeinwesens, wie er das Oberhaupt der Kirche ist. Man muß, um sich dies Hereinwachsen in die Macht zu veranschaulichen, analoge Fälle heranziehen. Die Herrschaft, welche Perikles dreißig Jahre über Athen ausübte, war nur auf sein Genie und den Einfluß seiner Persönlichkeit begründet. Cosimo de' Medici und seine nächsten Nachfolger, insbesondere Lorenzo il Magnifico beherrschten Florenz und Toscana, ohne dazu irgend welchen officiellen Titel zu haben; der Reichthum des Hauses hatte die Gewalt der Medici begründet und ihr Genie wußte sie lange Zeit zu bewahren. Selbst die Anfänge des römischen Kaiserthums können zum Vergleich angezogen werden. Augustus übte eine thatsächliche Macht als amicus Senatus populique Romani aus, welche in den ihm gesetzlich zugestandenen Attributen keineswegs eingeschlossen war. Die Cäsaren waren dahingegangen, jetzt waren die Päpste die amici Senatus populique Romani geworden. Das Temporale bestand im Grunde längst, ehe Sutri den Apostelfürsten geschenkt ward und Pipin dem Papste Stephan II. jene vielberufene und nie geschene Schenkungsurkunde übergab, welche das Exarchat, die Pentapolis und ein gutes Stück von Umbrien begriff — alles Gebiete, über welche der Frankenkönig nur durch das Recht der Eroberung verfügte. Die Byzantiner erhoben gegen dies Vorgehen Einspruch, aber umsonst. Nach der Niederwerfung der Langobarden (773) erneuerte Kaiser Karl der Große die pipinische Schenkung, gab aber zugleich dem von Stephan II. verliehenen Titel eines „Patricius" eine Bedeutung, gegen welche Papst Hadrian protestirte und angesichts deren man vielleicht gerade für gut fand, die Fabel von der constantinischen Schenkung in Umlauf zu setzen. Welche Attribute der Titel des Patricius in sich schloß, ist auch heute noch eine Streitfrage. Er verschwindet mit der Erneuerung des Kaiserthums 800. Schon vor diesem weltgeschichtlichen Ereignisse ersten Ranges hatte Papst Leo III. die Oberherrlichkeit des Frankenkönigs an Stelle des oströmischen Kaisers durch Uebersendung der Banner und Schlüssel und die von ihm angeregte Eidesleistung des römischen Volkes anerkannt. Als Karl in Rom erschien, leistete Leo ihm, wie einst seine Vorgänger den byzantinischen Kaisern, den Act der Huldigung durch die adoratio, d. h. das Niederknieen.

Weder die Franken noch der Papst Leo III. haben demnach die Meinung gehabt, einen unabhängigen Kirchenstaat zu gründen, und ideell hat ein solcher auch viele Jahrhunderte später noch nicht bestanden. Die enge Verbindung, in welche Karl mit dem apostolischen Stuhle trat, sollte ganz den hohen Zwecken dienen, welche er sich als Regent vorgesetzt hatte. Bis dahin hatte das fränkische Königthum im wesentlichen nur den Krieg, das Gericht und, in einem gewissen Umfang, die Verwaltung seiner Einkünfte sich zum Gegenstand seiner Aufgaben gemacht. Karl dagegen erkannte zuerst als Aufgabe seines Staates eine Reihe von culturellen Aufgaben, welche bisher die Kirche beinahe oder ganz allein ins Auge gefaßt hatte. Er hätte zur Bewältigung dieser Aufgaben ein ganzes Heer von Beamten schaffen müssen, wozu das fränkische Reich, welches die Geldlöhnung nicht kannte, weder die Mittel noch die Menschen gehabt hätte. Statt den vergeblichen Versuch zu machen, ein derartiges Beamtenheer zu schaffen, nahm er den Klerus in den Dienst des Staates und staltete dies von ihm vorgefundene Element, in welchem sich die Bildung der Zeit zusammenfaßte, mit staatlichen Befugnissen aus. So fiel der Kirche die Besorgung einer Reihe von humanitären und culturellen Aufgaben zu, sie vergaß aber bald, daß sie diese Aufgaben im Dienste des Staates verrichtete und daß die mit denselben zusammenhängenden Befugnisse, Rechte, Immunitäten u. s. f. ihr vom Staate eingeräumt waren. Bald kamen die Canonisten dazu, diese Rechte auf göttliche Einsetzung zurückzuführen, wie sie auch bald dazu kamen, den Kirchenstaat auf ein göttliches Recht zurückzuführen. In Wirklichkeit sieht jedermann, daß die Entstehung des letzteren zwar keineswegs auf Herrschsucht und Habgier zurückzuführen ist, daß dieselbe aber auf ganz natürlichem Wege zustande kam und es keineswegs nothwendig ist, zur Hervorbringung dieser politischen Neuschöpfung die Allmacht Gottes mit irgend einem Wunder oder einer besonders auffallenden und außerordentlichen Veranstaltung in Kosten zu setzen. Es wäre im Gegentheil sehr wunderbar gewesen, wenn die Päpste nicht ebenso wie die meisten deutschen Bischöfe eine weltliche Macht gewonnen hätten.

Diese Macht bewahren war aber fast schwerer, als sie gewinnen. Bis zur Rückkehr aus Avignon, bezw. bis zum Einzug Martins V., ja darüber hinaus, stellt die Geschichte des Temporales eine ununterbrochene Reihe von Kämpfen dar: Zwistigkeiten mit dem Municipium, welches keineswegs gewillt war, den Päpsten die innere Verwaltung der Stadt zu überlassen; Zwist mit den nach dem Ende des Karolingerreichs sich um Italien reißenden Parteien, die das Papstthum tiefster Entartung entgegenführten und in

den Zeiten Alberichs eine rein weltliche neben die geistliche Herrschaft in Rom zu setzen suchen; Kämpfe mit den Kaisern, dann mit den großen Baronialgeschlechtern der Colonna, Caetani, Orsini, die sich das Papstthum zu annectiren streben; endlich Zwistigkeiten mit den italienischen Communen, die ihren Höhepunkt in der Bildung jener Liga von 1375 erreichten. Hier traten die einst guelfischen Städte, wie Florenz, mit Neapel und den Visconti zu einem Bund zusammen, der seine Spitze direct gegen die weltliche Macht des Papstes richtete, auf seine Fahne die „Libertas“ schrieb und die Römer aufrief, das Joch der Priester abzuschütteln. Das war der ernsthaftere Theil jener auf communale Selbständigkeit gehenden Bewegung, welche zwanzig Jahr vorher Cola di Rienzo mit ebenso viel Enthusiasmus als antiquarischer Narrheit vertreten hatte.

Ueberblickt man dies halbe Jahrtausend, welches zwischen der Wiederaufrichtung des abendländischen Kaiserthums (800) und der Uebersiedelung des Papstthums nach Frankreich (1305) liegt, so ist es schwer, eine Zeit anzugeben, in welcher die Päpste sich ruhig ihres weltlichen Besitzes erfreuen und unbehindert ihres Amtes walten konnten. Man hat neulich (s. unsern VI. Brief, 1895 B. Nr. 278) die Zahl der Empörungen der Stadt Rom zwischen 890 und 1849 auf 79 berechnet. Ob die Zahl richtig ist, können wir in diesem Augenblick nicht feststellen; wenn nur 50 zwischen 800 und 1300 fallen, so hätten die Römer durchschnittlich alle zehn Jahr ihren Oberhirten fortzujagen gesucht; ganz abgesehen davon, daß man doch von einer „Freiheit“ und „Unabhängigkeit“ des Pontificats die langen Jahrzehnte hindurch nicht sprechen kann, wo die Besetzung dieser höchsten Würde der Willkür der Factionen und großen Baronialgeschlechter anheimfiel und der Inhaber derselben ein Spielball in den Händen der thatsächlichen Machthaber war. War die weltliche Herrschaft der Päpste eine ganz besondere und wunderbare Veranstaltung, welche die Vorsehung traf, um dem Oberhaupte der Kirche volle Freiheit zu sichern, so muß man leider erklären, daß diese providentielle Veranstaltung selbst in den Jahrhunderten, in denen die Kirche die Geister völlig beherrschte und der kirchliche Geist alle Verhältnisse durchdrang, eine sehr unvollkommene war und ihren Zweck im allgemeinen noch schlechter erreichte, als das italienische Garantiegesetz von 1871. Wägt man weiter Vortheile und Nachtheile ab, welche die weltliche Herrschaft der Päpste dem religiösen Leben des Mittelalters zubrachte, so wird es auch nicht leicht, zu sagen, auf welcher Seite das Plus liegt. In den langen Jahrhunderten barbarischer Roheit, wo nur zu oft die brutale Gewalt über moralische Gesichtspunkte siegte, war der Besitz eines festen Heims und einer fürstlichen Herrlichkeit zweifellos ein starker Schutz gegen plötzliche Gewaltthaten, freilich ein Schutz, der nur zu oft versagte. Schätzenswerther war unsrer Meinung nach, daß das Ansehen der geistlichen Gewalt durch jene Situation in den Augen dieser noch ungebildeten und halbwilden Völker erheblich gesteigert und damit die Actionsfähigkeit des Klerus im allgemeinen erweitert und verstärkt wurde. Endlich konnten die Päpste, unterstützt durch ihren Reichthum und ihre Macht, Bildungsanstalten hervorrufen, Bildungsmittel beschaffen, welche der ganzen Christenheit zu gute kamen. Diesen Vortheilen stehen aber auch sehr bedeutende Nachtheile gegenüber, von denen der wichtigste der ist, daß das Emrücken der Päpste in ein Bruchstück der einstigen Cäsarenstellung sie unwillkürlich auf die offen von Gregor VII. betretene Bahn der Universalmonarchie führte; daß die Rücksicht auf die Erhaltung des Kirchenstaates sie in den verhängnißvollen Conflict mit dem schwäbischen Kaiserhause hineinwarf, den Sturz des letzteren herbeiführte und dann in folgerichtiger Entwicklung der Dinge das Papstthum von Frankreich und den Anjous völlig abhängig machte. Alle diese Erscheinungen stehen im unmittelbarsten Zusammenhang mit der Thatsache, welche alle Verhältnisse des 13. Jahrhunderts beherrscht und welche den Grund zu dem Verfall der Kirche und der kommenden Kirchentrennung und Reformation des 16. Jahrhunderts legt: das ist das Ueberwiegen der rein politischen Erwägungen und Rücksichten über die Gedanken und Empfindungen religiöser und ethischer Ordnung, mit andern Worten der Sieg des politischen über den religiösen Katholicismus. Diese Quelle des Uebels hat das religiöse Genie Francesco d'Assisi's in einem Act genialer Intuition geschaut, Dante klargelegt; aber sie sind beide von ihrer Zeit nicht verstanden worden und ihre Stimme ist im ganzen und großen wirkungslos verhallt. „Una sola vox, sola pia, et haec privata, in matris Ecclesiae quasi funere audiebatur.“ (Ep. ad Cardin. Italic.)

Doch kehren wir zu dem Zeitalter Bonifatius' VIII. auf einen Augenblick zurück. Da ist doch in hohem Grade die Betrachtung der französischen Politik interessant. Es wäre ein verdienstliches Unternehmen, wollte jemand einmal eine systematische Geschichte des Verhaltens Frankreichs gegen den hl. Stuhl schreiben. Es würde sich leicht zeigen lassen, daß seit sechs Jahrhunderten der Stuhl Petri von keiner Seite härter und perfider behandelt wurde, als von derjenigen Macht, welcher das Papstthum gleichwohl bis auf den heutigen Tag das größte Maß seiner Zärtlichkeit zugewendet hat und der gegenüber es sich freiwillig, sicher ohne Noth in einem Zustand andauernder Knechtschaft gefällt. Philipp der Schöne hat den Anfang mit dieser specifisch französischen Politik dem Vatican gegenüber gemacht. Wir wissen jetzt, daß das schmähliche Attentat Nogarets in Anagni (am 7. Sept. 1308) nicht bloß den Zweck hatte, den Papst zu beschimpfen, sondern daß Philipp Schiffe bereit hielt, um den Papst nach Frankreich zu verbringen. Schon etwas früher (1302) hatte der König durch Philippe du Bois das Programm einer Politik ausarbeiten und der Welt vorlegen lassen, welche darauf ausging, die Kaiserwürde nach Frankreich hinüberzuziehen und den größten Theil Italiens mitsammt Rom und dem Kirchenstaat einzusacken. Das war der erste Plan einer Säcularisation des letzteren; er kam nicht von den Ghibellinen oder den drutti Tedeschi, sondern von seiten des allerchristlichsten Königs. Seine Absichten gelangen ihm nicht ganz. Aber mit der avignonesischen Gefangenschaft der Päpste (1305, bezw. 1309—1378 bezw. 1414) war doch ein guter Theil derselben verwirklicht. Wiederum verging über ein Jahrhundert, in welchem das Papstthum theils von seinem Temporale ganz abgeschlossen, in fremder Gewalt, jedenfalls keinen Augenblick frei und unabhängig war. Als Martin V. nach dem Constanzer Concil nach Rom zurückkehrte, gab es kaum mehr einen Kirchenstaat. Der Papst mußte Sforza in Dienst nehmen, einen Räuber, um die andern auszutreiben. Aber die Römer zeigten sich für die Rückkehr des Papstthums so wenig dankbar, daß sie 1434 Martins Nachfolger Eugen IV. entthronten und ihn zwangen, die Republik anzuerkennen und das Temporale für eine Last zu erklären, von der er sich gerne losmache. Der Lebensgefahr entronnen, ließ er natürlich Rom wieder erobern, worauf er am 28. Sept. 1443 in seine Residenz zurückkehrte. Das war nun wirklich das letzte mal, daß ein Papst aus Rom hatte fliehen müssen, bis das nämliche Pius IX. zustieß.

Von dieser Zeit beginnt mit den Päpsten der Renaissance eine ganz neue Aera der weltlichen Herrschaft, welche zunächst in Alexander VI. und Julius II. ihren Höhepunkt erreicht. Die Niederschlagung der bisher immer

noch von der römischen Commune festgehaltenen municipalen Freiheiten und die Zerstörung der relativen Selbständigkeit der im Kirchenstaat angesessenen Barone ist der nächste Zielpunkt der am entschiedensten durch Cesare Borgia vertretenen Politik. Mit andern Worten: jetzt erst wird ein Staat im modernen Sinne gebildet und von da ab kann man bis 1797 von einem unabhängigen, wirklichen Kirchenstaat reden. Wäre die Politik Julius' II. durchgedrungen, so hätte das Papstthum noch eine ganz andere politische Bedeutung gewonnen. Denn das Programm dieses größten aller „politischen" Päpste schloß das Italia farà da se, die Unabhängigkeit Italiens von den Fremden und die Einigung der verschiedenen Mächte der Halbinsel unter der Führung des Papstes in sich. Michelangelo hat den Gedanken dieses Riesengeistes verstanden, als er den Moses in S. Pietro in Vincoli schuf. Damals war das Papstthum auf dem Wege, der Vertreter des nationalen Gedankens zu werden; es hat aber rasch diesen Weg verlassen. Schon Machiavelli sah, daß die Politik Cesare's und Julius' II. keinen Nachfolger haben werde; der Retter Italiens, an den das letzte Capitel des „Principe" appellirt, ist daher kein Träger der Tiara, sondern ein weltlicher Fürst. Das Papstthum des 16., 17. und 18. Jahrhunderts beschränkt sich auf die Erhaltung des Kirchenstaats. Zwischen dem Kaiser und Oesterreich, zwischen Spanien und Frankreich, zwischen Neapel und Venedig lavirt die päpstliche Politik, oft hülflos, meist vorsichtig und gewandt, hie und da, wie unter Clemens VII. und Urban VIII., treulos genug, um eine Macht gegen die andere auszuspielen und durch die sich gegenseitig bekämpfenden Interessen die eigene Herrschaft aufrecht zu erhalten. In dieser langen Zeit war die innere Regierung des Kirchenstaats keineswegs eine musterhafte. Aber sie war besser als viele andere; sie war im allgemeinen mild, und wenn Finanznoth, Brigantaggio, ein unaussprechlicher Schlendrian in allen Zweigen der Administration stehende Einrichtungen blieben, so erlebte Rom doch auch ruhige, ja glänzende Tage und es fehlte nicht an Pontificaten, um welche, wie um das Benedicts XIV., die ganze Welt die heilige Stadt und den Kirchenstaat beneiden konnte. Gewissensfreiheit gab es freilich hier nicht, und Ereignisse, wie die Wirksamkeit der Inquisition unter Paul IV. oder der Proceß Galilei's warfen dunkle Schatten auf die Zustände des Kirchenstaats. Andrerseits erwiesen sich die Päpste durchweg in viel höherem Grade als die meisten übrigen Souveräne als Beschützer von Künsten und Wissenschaften, und man kann noch heute keinen Schritt in Rom machen, ohne von ihrer Thätigkeit nach dieser Richtung glänzende Beweise zu finden.

Unterdessen aber ging die europäische Welt einer vollständigen Umgestaltung entgegen. Das große, furchtbare Ereigniß, welches seit 1789 Frankreich, bald ganz Europa betraf, hat auch in Italien ganz neue Verhältnisse geschaffen. Der Sturz des Temporale ist im Grunde eine einfache Folge der französischen Revolution und der durch sie völlig veränderten Physiognomie und Structur der modernen Gesellschaft.

Die Schicksale der weltlichen Herrschaft seit 1789, speciell seit 1814 und 1848, sollen den Gegenstand unsres nächsten Briefes bilden.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Die Reichsgesetze, betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschiffahrt und der Flößerei vom 15. Juni 1895.** Erläutert von R. Fürtsch, Reichsgerichtsrath. Leipzig, Roßberg 1896. — Die ersten Versuche, für die Binnenschiffahrt und Flößerei in Deutschland ein einheitliches Recht herzustellen, fallen in die Zeit, da das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch geschaffen wurde. Eine Einigung der betheiligten Factoren ließ sich damals nicht erzielen und der Gegenstand wurde „wegen seiner Schwierigkeit und nicht hervorragenden Bedeutung" bis auf weiteres zurückgestellt. Die Landesgesetzgebung füllte die Lücke, welche dadurch entstand, nicht genügend aus, daher wurden aus Interessentenkreisen fortwährende Klagen laut. Als nach Gründung des Deutschen Reichs die Arbeit für ein in demselben einzuführendes Bürgerliches Gesetzbuch in Angriff genommen wurde, sprach sich die zur Feststellung von Plan und Methode desselben eingesetzte Commission dafür aus, daß eine Regelung des Rechts der Binnenschiffahrt nöthig, daß dieselbe aber zweckmäßig bis zu der im Anschluß an das Bürgerliche Gesetzbuch vorzunehmenden Revision des Handelsgesetzbuches zurückzustellen sei. Der Bundesrath billigte diesen Vorschlag. Man sah damals nicht voraus, daß bis zu diesem Zeitpunkt mehr als zwanzig Jahre verfließen würden. Inzwischen wuchs das Interesse an der Fluß- und Canalschiffahrt und mit ihr das Verlangen der daran Betheiligten nach baldiger Umbildung des unbefriedigenden Rechtszustandes. Das veranlaßte die Einbringung eines Gesetzentwurfs, ohne daß die Entscheidung über das ungewisse Schicksal des Bürgerlichen Gesetzbuchs abgewartet wurde. Der Reichstag nahm die Vorlage, welche ihm am 13. Dec. 1894 zuging, mit geringen Abänderungen an. Das damit geschaffene Recht schließt sich im wesentlichen an die Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs über Seerecht an und wird sich dadurch leicht in den an das Meer angrenzenden Theilen des Reichs, schwer aber in jenen einführen, denen das Seerecht und die darin behandelten Materien bisher fremd geblieben sind. Hier insbesondere wird der gründliche, auf Erläuterung der nicht allerorten geläufigen Begriffe des Seerechts stets bedachte Commentar des durch seine Arbeiten auf dem Gebiet des Handelsrechts bereits bekannten Verfassers gute Dienste leisten.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien.** Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 21. Nov. 1895. Der Secretär legt eine Abhandlung von Dr. Anton Lampa in Wien vor: „Ueber die Bestimmung der Dielektricitätsconstante eines anisotropen Stoffes nach einer beliebigen Richtung aus den Dielektricitätsconstanten nach den Hauptrichtungen". — Sitzung vom 5. Dec. Das c. M. Herr Prof. C. Ludwig übersendet eine Arbeit aus dem Laboratorium für medicinische Chemie der Universität in Krakau von Dr. Michael Senkowski: „Zur Kenntniß der Constitution der Chinsäure" — Der Secretär legt eine Abhandlung von Dr. Max Margules in Wien: „Ueber die Zusammensetzung der gesättigten Dämpfe von Mischungen" vor. — Das w. M. Hofrath Prof. J. Wiesner überreicht eine Abhandlung, betitelt: „Beiträge zur Kenntniß des tropischen Regens", Veranlassung zu diesen vom Verfasser in Buitenzorg auf Java im Winter 1893/94 ausgeführten Untersuchungen gab die Frage über die directe mechanische Wirkung der heftigen Tropenregen auf die Pflanze, über welchen Gegenstand durchaus unrichtige Anschauungen verbreitet sind. Der Verfasser bestimmte zunächst die Regenhöhen pro Secunde und fand als höchsten Werth 0.04 mm. Würde ein Regen solcher Intensität angehalten haben, so wäre innerhalb eines Tages beinahe die jährliche Regenmenge von Buitenzorg erreicht worden. Die in den Tropen bei den schwersten Regenfällen niedergehenden Wassermassen sind mit den aus der Brause einer Gartengießkanne ausströmenden Wasserquantitäten verglichen sehr gering. Die ersteren verhalten sich zu letzteren wie 1:25 bis 100. Aus den größten Regenhöhen und der kleinsten Zahl der bei starkem Regen zu beobachtenden, auf eine Fläche von 100 cm² in der Secunde niederfallenden Tropfenmenge würde sich der größte mögliche Regentropfen auf 0.4 g berechnen. Diese Zahl ist aber viel zu groß. Denn die größten herstellbaren Wassertropfen (von 0.25 bis 0.26 g) zerreißen bei einer über 5 m gelegenen Fallhöhe in einen größeren 0.2 g schweren und in einen oder mehrere kleinere Tropfen. Das Gewicht der nach der Absorptionsmethode in Buitenzorg gemessenen größten Regentropfen ist aber noch kleiner, beträgt nämlich bloß 0.16 g. Die vom Verfasser ausgeführten Fallversuche haben ergeben, daß Wassertropfen von 0.01—0.26 g bei Fallhöhen von mehr als 5—10 m mit (angenähert) gleicher Geschwindigkeit von etwas über 7 m in der Secunde fallen. Die Acceleration wird also sehr bald nach beginnendem Fall durch den Luftwiderstand fast ganz aufgehoben. Die lebendige Kraft der schwersten Regentropfen beträgt, nach der Formel $pv^2/2$ g berechnet, für die schwersten Regentropfen bloß 0.0004 Kilogrammmeter. Es fallen allerdings bei starken Regenfällen rasch hinter einander auf ein Blatt mehrere Tropfen (pro 100 cm² und pro Secunde 2—6 größere Tropfen), aber der Stoß jedes fallenden Tropfens wird durch die

elaſtiſche Befeſtigung des Blattes am Stamme vermindert. Aus den Verſuchen ergibt ſich, daß die Kraft, mit welcher der ſchwerſte bei Windſtille niedergehende tropiſche Regen fällt, viel zu gering iſt, um die nach der verbreitetea Anſicht ſtattfindenden Verletzungen der Gewächſe herbeizuführen. Die mechaniſche Wirkung des ſtärkſten tropiſchen Regens auf die Pflanze äußert ſich in einem heftigen Zittern des Laubes uno der Aeſte. Verletzungea kommen nur vereinzelt an zarteren Pflanzeatheilea vor, welche dea Stoße nicht aneweichen können, z. B. an oen zarten, den Boden berührenden Keimblättern des Tabaks, wenn dieſelben einem grobkörnigen, aus harten, eckigen Sand- und Erdtheilen beſtehendes Boden aufliegen. Die Angaben, daß Blätter durch die bloße Stoßkraft des Regens, alſo bei ruhiger Luft, zerriſſen und vom Stamme abgetrennt, aufrechte krautige Pflanzen zerſchmettert werden nad ähnliches, beruhen auf Irrthümern. — Hofr. Wiesner legt ferner eine von Hrn. A. Stift, Adjunct am chemiſchen Laboratorium der Verſuchsſtation für Zuckerinduſtrie in Wien, ausgeführte Arbeit „über die chemiſche Zuſammenſetzung des Blüthenſtaubes der Runkelrübe" vor. — Das w. M. Regierungsr. Prof. F. Mertens überreicht eine Abhandlung: „Ueber Dirichlet'ſche Reihen". — Der Vorſitzende bringt den weſentlichen Inhalt zweier brieflicher Mittheilungen zur Kenntniß, welche von dem wiſſenſchaftlichen Leiter der Expedition S. M. Schiffes „Pola" im Rothen Meere, Hofr. Director F. Steindachner, w. M., aus Djeddah eingelangt ſind. „Djeddah, 9. Nov. 1895. Auf dem Wege nach Djeddah haben wir dreimal gedredſcht, abgeſehen von einer Dredſchung in 48 Meter Tiefe. Wir hatten einmal einen recht günſtigen Erfolg, das zweitemal verloren wir aus wirklich unerklärbarem Grunde das Netz, das drittemal kam es umgeſchlagen herauf. Die Brother Islands, von denen wir die größere, die den Leuchtthurm trägt, beſuchten, ſind vulcaniſchen Urſprunges. Auf dem trachytiſchen, feldſpathreichen Geſteine liegt eine 4—6 Meter hohe Schichte von korallogenem Kalkſtein und dieſer bildet auch den Randſaum der Inſel, auf dem die recenten Korallen weiter bauen. Kurz vor dem raſchen Abfall in die Tiefe wachſen die ſchönſten Korallen, gelbbraun, violett, weiß gefärbt. In Djeddah kommen dieſelben Arten auf ſandigem Boden in einer Tiefe voa kaum mehr als 1 Meter vor auf langen, breiten Bänken, zwiſchen denen nur wenig (2—3 mal) tiefere Canäle liegen. Der Reichthum an Fiſchen, Seeigeln, Seewalzen, Krebſen in nad nächſt den Korallenſtöcken iſt geradezu fabelhaft und die Farbenpracht unbeſchreiblich. Wir liegen ca. zwei Seemeilen van Djeddah entfernt und Dutzende von Fiſcherbooten bringen die Ausbeute von wenigen Stunden Fiſchens zwiſchen den Korallenbänken zu uns ans Schiff, meiſt Lethrinus, Serranus, Scarus, Cheilinus, Holocanthus, Acanthurus. Die größeren eßbaren Fiſche trägt man in die Stadt naf den Bazar. Die Tridacnen und Cypreen findet man zu Tauſenden in dem weißen Sande neben den Korallenſtöcken. Der längere Aufenthalt in Suez war höchſt intereſſant. Die Mehrzahl der als Nahrungemittel geſchätzteſten Fiſcharten von Suez ſind aus dem Mittelmeere eingewandert, ſo Labrax lupus, L. orientalis, Scisena aquila (in rieſigen Exemplaren), Lichia amia, Umbrina cirrhosa, nad kommen nicht etwa vereinzelt, ſondern maſſenhaft jeden Tag auf den Markt, während ich in Port Said nur eine kleine Atherina-Art und eine kleine Clupea aus dem Rothen Meere vorfand. In Brother Islands wird der intelligente Leuchtthurmwächter 1. Claſſe, ein Norweger von Geburt, die meteorologiſchen Beobachtungen ausführen, in Djeddah iſt ein Marine-Officier, in Koſeir der Sanitätswärter, ein Nachfolger des jetzigen Profeſſors Kanzinger in Stuttgart, bereit, die meteorologiſchen Aufzeichnungen zu übernehmen. Die beiden türkiſchen Offiziere, die ans begleiten, der ältere, Corvetten-Capitän Mumtaz Effendi, und der jüngere, ein Schiffsfähnrich Waſſif, ſind ſehr nette, herzensgute Herren, insbeſondere der ältere, der uns in Djeddah bereits ſehr wichtige Dienſte geleiſtet hat. Ohne den Beiſtand des Mumtaz Effeadi wäre es wohl kaum möglich geweſen, eine Localität auenndig zu machen, um die meteorologiſchen Unterſuchnagen, die Ortsbeſtimmungen und Pendelſchwingungsarbeiten auszuführen." — Sitzung vom 12. Dec. Das c. M. Hofr. Prof. C. Ludwig überſendet eine von Prof. Dr. J. Mauthner und Prof. Dr. W. Suida in Wien ausgeführte Arbeit: „Beiträge zur Kenntniß des Cholesterins" (III. Abhandlung). — Das c. M. Hofr. Prof. A. Bauer überſendet eine Arbeit aus dem chemiſchen Laboratorium der Staatsgewerbeſchule in Bielitz: „Zur Kenntniß der geſärbten Rosanilinbaſen", von Prof. Dr. G. v. Georgievics. — Sitzung vom 19. Dec. Prof. Dr. L. Weinek, Director der Sternwarte in Prag, übermittelt neun Fortſetzungen ſeiner neueſten Mondarbeiten. — Das w. M. Prof. L. Pfaundler überſendet eine Arbeit aus dem phyſikaliſchen Inſtitute der Univerſität in Graz von Hrn. Albin Reiter: „Ueber die Tragkraft ſtabförmiger Elektromagnete". — Prof. L. Mrazec von der Univerſität in Bukarest überſendet eine Mittheilung: „Ueber die Anthracitbildungen des ſüdlichen Abhanges der Südkarpathen". — Hr. Victor Grünberg, Aſſiſtent der Lehrkanzel für Phyſik an der techniſchen Hochſchule in Brünn, überſendet eine Mittheilung über einen leichttransportablen Apparat für den Petrographen zur raſchen Beſtimmung des ſpecifiſchen Gewichts eines Minerals (Geſteins). — Das w. M. Oberbergr. Dr. E. v. Mojſiſovics legt eine gemeinſam mit Prof. Dr. W. Waagen uno Dr. C. Diener ausgeführte Arbeit: „Entwurf einer Gliederung der pelagiſchen Sedimente des Triasſyſtems" vor. In dieſem Entwurfe wird der Verſuch unternommen, eine Gliederung der pelagiſchen Trias auf Grund der Zoneneintheilung im Sinne van Oppel and Neumayr durchzuführen und auf dieſe Weiſe eine Parallele zu der gegenwärtig üblichen Claſſification des Juraſyſtems zu ſchaffen. Es laſſen ſich heute bereits 22 Einzelfaunen entſprechende Zonen im Triasſyſtem unterſcheiden. Es wird ferner eine Abſtufung in vier Serien (Skythiſch, Dinariſch, Tiroliſch, Bajuvariſch) mit 8 Stufea und 12 Unterſtufen vorgeſchlagen. — Das w. M. Hofr. Prof. Ad. Lieben überreicht eine Arbeit aus ſeinem Laboratorium von Dr. W. Meyerhoffer: „Ueber reciproke Salzpaare. I. Theorie der reciproken Salzpaare mit beſonderer Berückſichtigung von Salmiak und Natriumnitrat". — Das w. M. Regierungsr. Prof. F. Mertens überreicht eine Abhandlung: „Ueber das Nichtverſchwinden der Dirichlet'ſchea Reihen mit reellen Gliedern". — Das w. M. Hofr. Prof. V. v. Lang überreicht eine Mittheilung der HH. Regierungsr. Dr. J. M. Eder und C. Valenta in Wien: „Ueber drei verſchiedene Spectren des Argon". In derſelben wird nachgewieſen, daß es außer dem von Crookes entdeckten „rothen" und „blauen" Argonſpectrum noch ein drittes beſonderes Spectrum des Argons gibt, welches durch verſchiedenartige Linien, ſowie theilweiſe Verſchiebung gewiſſer Liniengruppen gegen Roth zu, gekennzeichnet iſt. Die Verfaſſer beſchreiben auch das Spectrum des Glimmlichtes am + und — Pol der mit Argon gefüllten Röhren.

* Aus Marburg ſchreibt man der „Frankf. Ztg.": Das Wolff'ſche Telegraphenbureau dementirt die Meldung einer Leipziger Blattes, daß Prof. Behring demnächſt ein Mittel gegen Cholera nnd Tuberculoſe veröffentlichen werde. Von einem Cholera-mittel hat hier bisher nichts verlautet. Dagegen erzählt man ſich in hieſigen akademiſchen Kreiſen in der That, daß es Prof. Behring gelungen ſei, ein Mittel gegen die Tuberculoſe zu finden. Die Eigenheit der Behring'ſchen Serum-Methode beſteht darin, daß die von ihm gewonnenen Antitoxine völlig neutral ſind und nur auf die entſprechenden in den Bakterien enthaltenen Toxine, nicht aber auf die lebenden Zellen des Organismus einwirken. Indeſſen hat Prof. Behring in einem kürzlich hier gehaltenen Vortrage mit beſonderer Schärfe betont, daß die neue Heilmethode erſt Geltung haben könne, wenn unzweideutige Erfahrungsthatſachen ſie beſtätigen.

* Das ſchwediſche Miniſterium des Aeußern hat den Regierungen in Rußland, Dänemark, England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika von der im Sommer von ſich gehenden Ballonreiſe des Oberingenieurs André nach dem Nordpol Mittheilung gemacht und um Unterſtützung erſucht. Unter den Einwohnern von Nordſibirien, Alaska, Canada, Grönland und Island, alſo in den Ländern, in denen eine Landung oder ein Sichtbarwerden des André'ſchen Polarballons in Frage kommt, ſollen Tauſende von Abbildungen des Ballons vertheilt werden. Der Zeichnung wird eine Erklärung über Zweck und Zeitpunkt der Reiſe, ſowie die Mahnung an die Einwohner der betr. Länder beigegeben, ſich nicht durch die ungewöhnliche Form des Fahrzeuges ſchrecken zu laſſen.

* **Breslau.** Dem ordentlichen Profeſſor der mittleren und neueren Geſchichte in der philoſophiſchen Facultät unſrer Univerſität, Dr. Georg Hüffer, iſt die erbetene Entlaſſung aus dem Staatsdienſte ertheilt worden; Prof. Hüffer, katholiſcher Vertreter des Fachs, der ſich beſonders durch ſeine Arbeit über den hl. Bernhard bekannt gemacht, gedenkt ſeinen Wohnſitz in München aufzuſchlagen.

* **Wien.** Die claſſiſche Philologie an unſrer Univerſität hat durch Ernennung des Hofraths Prof. v. Hartel zum Sectionschef im Miniſterium für Cultus und Unterricht einen bedeutenden und maßgebenden Vertreter verloren. In die ordentliche Profeſſur für claſſiſche Philologie theilen ſich nunmehr: Prof. Dr. Emanuel Hoffmann, Hofrath Prof. Gomperz und Hof-

rath Dr. Schenkl. Nach Erreichung des 70. Lebensjahres tritt Prof. Hoffmann noch in diesem Semester vom Lehramt ab. Es wird sich also nicht nur um die Berufung eines Nachfolgers für Haetel, sondern auch um einen Ersatz für Hoffmann handeln. Das Professorencollegium befindet sich mit der Erstattung von concreten Vorschlägen an das Unterrichtsministerium vor einer um so schwereren Aufgabe, als auch der hochverdiente Hofrath Schenkl schon im 69. Lebensjahre steht.

* **Wien.** Die hiesigen Gelehrten sind allen deutschen Forschern voran in der raschen und scharfsinnigen Anwendung der neuen X-Strahlen. So gab Prof. Neusser auf seiner Klinik eine Demonstration, die in weiten Kreisen großes Interesse hervorrufen wird. Der Gelehrte zeigte, wie mit Röntgen-Strahlen Diagnosen auf Gallen- und Blasensteine gemacht werden können. Der Blasenstein ist als Phosphat für die Röntgen-Strahlen vollkommen undurchgängig, so daß man am Negativ eine reine weiße Projectionsfläche auf schwarzem Grund erhält. Beim Gallenstein, der aus Cholesterin besteht und die Röntgen'schen Strahlen theilweise durchläßt, ist das Projectionsbild matt dunkel. Der Unterschied ist sehr auffallend. Prof. Neusser zeigte dann auf einem dritten Bilde einen Gallenstein, der durch eine vier Querfinger dicke Leber hindurchphotographirt wurde. Da man nun bei diesem Vorgange das Negativ benützt, so ist dieses Verfahren wegen des geringen Zeitaufwandes besonders zweckdienlich. Prof. Neusser versprach, in der Klinik selbst eine Durchleuchtung der inneren Organe mit den Röntgen'schen Strahlen vornehmen zu wollen.

* **Brünn.** In der jüngsten Sitzung des mährischen Gewerbevereins hat Prof. Wellner die Mittheilung gemacht, daß er im Vorjahre neue Versuche mit zwei großen Luftschrauben an seiner Segelflugmaschine gemacht habe. Er habe mit diesen zwei Schrauben in der Minute 250 Umläufe erzielt. Zum Betriebe wird eine Locomobile verwendet.

* **Lüttich.** Der Professor der Mathematik an der hiesigen Universität J. Graindorge ist im Alter von 52 Jahren gestorben.

* **London.** Am 25. v. M. starb hier im 78. Lebensjahre der Gründer der weltbekannten Buchhändlerfirma Macmillan u. Co., Alexander Macmillan. Er war der Sohn eines Farmers in der schottischen Grafschaft Ayrshire. Als junger Mann war er Schullehrer. 1843 eröffnete er mit seinem jüngeren Bruder Daniel eine kleine Buchhandlung in London. Von da zogen sie nach Cambridge, wo sie ihre ersten Erfolge im Verlagegeschäfte zu verzeichnen hatten. 1863, nachdem Daniel gestorben, verlegte Alexander das Geschäft wieder nach der Hauptstadt. Zu den Schriftstellern, deren Werke im Macmillan'schen Verlage erschienen sind, gehören u. a.: Kingsley, Matthew Arnold, James Bryce, Henry Fawcett, E. A. Freeman, J. R. Green, Sire George Grove, Prof. Huxley, J. R. Lowell, Mrs. Oliphant und Miß Yonge. Tennyson ließ seine Dichtungen erst in späterem Alter bei Macmillan erscheinen. Eine Specialität der Firma waren mathematische und naturwissenschaftliche Werke.

* **Petersburg.** Der Botaniker der hiesigen Universität, Prof. A. N. Beketow gibt nach der „Now. Wr.", krankheitshalber seine Professur auf. Als Candidaten für dieses Katheder führt dasselbe Blatt den Professor Ch. J. Gobo von der Akademiker Karpinski an. — Nach dem neuen Project für die Reorganisation des Doctorexamens kann der Grad eines Doctors der Medicin für eine Dissertation über nachstehende Specialfächer zuerkannt werden: 1. Anatomie, 2. Physiologie, 3. Histologie, 4. physiologische Chemie, 5. pathologische Anatomie und Histologie, 6. allgemeine Pathologie, 7. Pharmakologie, 8. Pharmacie und Pharmakognosie, 9. innere Krankheiten, 10. Nervenkrankheiten, 11. venerische und Hautkrankheiten, 12. chirurgische Krankheiten, 13. Ophthalmologie, 14. Geburtshülfe und Frauenkrankheiten, 15. Kinderkrankheiten, 16. Hygiene und 17. gerichtliche Medicin. Als Dissertationen können nur völlig selbständige Arbeiten vorgestellt werden. Das Examinationscomité muß aus 16 Mitgliedern bestehen, in deren Mitte sich mindestens ein Specialist für die Specialität befinden muß, die der Doctorand erwählt hat. Für die Beurtheilung des Werthes der Dissertationen enthält das Project keine näheren Bestimmungen und überläßt alles dem freien Ermessen des Examinationscomités.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 29. bis 31. Januar folgende Schriften eingegangen:

De. Ferdinand Tecka: Im französischen Lager; die Vertheidigung Frankreichs durch die Vollsheere im Kriege 1870/71. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft 1896. — Dr. E. Wolz: Die Regelung der Baugrundstücke nach dem Vorschlage des Freiburger Städtetages vom 10. Nov. 1893 besprochen. (Sonderabdr.) Heidelberg, Adolf Emmerling u. C. 1896. — Programma di associazione all' opera „*La rivelazione dell' Ente*" nuovamente rifatta. Aci-Reale, 22. genn. 1896. — Dr. Karl Uhlirz: Quellen zur Geschichte der Stadt Wien. I. Abth. Regesten. 1. Bd. besprochen. Innsbruck, Wagner 1896. — Centralblatt f. d. gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich, redig. u. Dr. Franz R. v. Haymerle. Bd. XIV Heft 4. Wien, Alfred Hölder 1895. — Süddeutsche Photographenzeitung, redig. v. G. H. Emmerich. Bd. III. Heft 11. Mlochos, Georg D. W. Callwey 1896. — Heinrich Seidel: Die Musik der armen Leute und andere Vorträge. Leipzig, A. G. Liebeskind 1896. — Bertha Gräfin v. Kuenburg-Stolberg: Moor u. Mirzl; Geschichte vom Hochkönig. Innsbruck, A. Edlinger 1896. — A. v. Geesdorff: Am Arbeitsmarkt; Roman. 2 Bde. Dresden u. Leipzig, Karl Reißner 1896. — Arthur Zapp: Officierstöchter; socialer Roman aus dem Frauenleben. 2 Bde. Ebd. — Sonnenblumen: zwanglose Blätter mit Meisterweelen der neueren Dichtkunst und Bildnissen der Dichter, hggb. v. Karl Henckel. Nr. 1—6, Stuttgart, Karl Malcomes (Comm.). — Kleine Studien, hggb. v. A. Schopp, Heft 17—19: Vincenzo Crescini, Torquato Tasso, übers. v. C. Volhoeaener; Fritz Düvell, Wind u. Wetter; Ludwig Nelteo, Pro et contra; deutsch-naturgische Studien. Leipzig, August Schupp 1896. — Dr. Kossel: Nachklänge zum Trachtenfest in der Straßburger Ausstellung; volksthümliche Plauderei. Brunoth, A. Bartl 1895. — M. n. Buch: Sein Erbe; Familiengeschichte. Berlin, Albert Goldschmidt 1896. — Anton u. Perfall; Stevens Werft; Roman. Ebd. — Ernst de la Chenalleraie: Die Sonne vom Gipfel; deutsche Kaiserode. Leipzig, Otto Klemm. (Comm.) 1896. — Katalog: Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. B. Auszug a. d. Jahresbericht 1895.

Im Verlage von Otto Peetees in Heidelberg erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus
Bismarcks Zeit (1879—1895).
Vaterländische Gedichte
von
Eugen Schwetschke. (1412)
Preis geheftet 2 Mark 25 Pf. Elegant gebunden 3 Mark.

Historisch-politische Blätter.
Jahrgang 1896. 117. Band. Drittes Heft. (1629)
Inhalt: Brügge und Hans Memling, ein deutscher Maler. — Die kirchlichen Marienprologien. — Eine neue Biographie des Cardinal-Erzbischofs Johannes von Geissel. — Bureaukratie und Volk. — Antikatholische Presse in katholischem Publikum. — Zeitläufe. Das Reich wegen Südafrika im Lichte der Weltlage. — Zu Treitschke's deutscher Geschichte.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, Berlin, Leipzig.
K. F. Beckers
Weltgeschichte.
Dritte Auflage.
Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt
von
Professor **Wilhelm Müller.**
Mit über 1000 Illustrationen und Karten.
Zu beziehen in 66 Lieferungen à 40 Pfg. oder in 12 broschierten Bänden à M. 2.20 oder in 6 eleganten Doppelbänden à M. 6.— durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: H. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 3. Februar. Nummer 27.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Demokratisirung des Verkehrs. Von W. H. Riehl. — Franz Nissel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Demokratisirung des Verkehrs.

Von W. H. Riehl.

Ich betrachte die Tramwagen, welche jetzt in rastlosem Kreislauf durch unsre Städte rollen, und die Fahrräder, welche zu Tausenden durch die Straßen sausen, unterm socialpolitischen Gesichtspunkt und erblicke in beiden eine tiefgreifende Demokratisirung des Verkehrs. Unser Stadtvolk wird durch Tram und Rad nicht demokratischer, als es ohnehin schon ist, aber es enthüllt angesichts dieser modernsten Verkehrswerkzeuge gar manche schlummernde demokratische Stimmung, die reizend zu beobachten sein dürfte.

Früher fuhr und ritt nur der vornehme und reiche Mann in der Stadt umher; geringere Leute gingen zu Fuß. Schon die Art der Bewegung durch die Straßen zeigte den Standesunterschied. Und bei den Fahrenden und Reitenden ließ wiederum das Tempo feine sociale Abstufungen erkennen. Wenn auch an jedem Stadtthor eine Tafel hing mit der sehr weisen Verfügung, daß das schnelle Fahren und Reiten bei zwei Reichsthaler Strafe verboten sei, so rasten doch die „Herrschaften“ allegro assai und presto durch die Straßen, ohne daß man sie zu strafen wagte, der biedere Bürger aber mußte allerdings seine zwei Reichsthaler zahlen, wenn er über das moderato hinausging. Heute fährt das überaus gemischte Publicum des Tram und des Rades oft geschwinder als die vornehme Equipage.

Die Rollen haben gewechselt: aus dem elektrischen Wagen grüßt der Hausknecht in größter Geschwindigkeit huldvoll seinen Herrn Grafen oder Baron, der zu Fuß vorübergeht.

Unsre städtischen Straßenbahnen erfreuen sich großer Volksbeliebtheit aus verschiedenen Gründen. Ihr allgemeiner Nutzen ist ja unbestritten: Tausende könnten sonst ihre Tagesarbeit gar nicht ausführen, die sie bald da-, bald dorthin ruft; Tausenden erspart der Tram Zeit und Kraft und gestattet ihnen billige Wohnungen in einem Stadttheil, wo sie sonst wegen ihrer Geschäfte nicht wohnen könnten. Aber auch Tausende fahren, die es gar nicht nöthig haben und besser zu Fuß gingen. Sie fahren aus Bequemlichkeit, vielleicht auch aus Stolz; denn gehen ist doch plebejischer als fahren, und gerade der Plebejer fühlt sich gehoben, wenn er jetzt doch auch im Wagen sitzt.

Man kann Demokrat sein, indem man, wie Savonarola wünscht und strebt, daß alle Welt arm und gering sein möge. Das ist mittelalterlich, und zu Savonarola's Tagen gab es noch keinen Tramwagen: der volksfreundliche Dominicaner würde ihn sonst bei seinem Autodafé im Carneval 1497 mit verbrannt haben. Man kann aber auch Demokrat sein, indem man wünscht und strebt, daß alle Welt reich und vornehm sein möge, wenigstens wir selbst so reich und vornehm wie andere. Das ist modern und entspricht unserm socialdemokratischen Geist. Und im Tram sitzt man als der gleiche unter gleichen und doch erhaben über die armen Fußgänger.

Das Volk fährt — das ist ein großes Wort der Neuzeit.

Die Eisenbahn hat „Classen“. Es sind zwar keine „Ränge“ mehr wie in den Hoftheatern, aber in diesen Classen ist dann doch der unterschiedene Geldbeutel unsrer Gesellschaftsschichten dargestellt, und unsre Socialisten denken ja auch zunächst an die Classen dieses Beutels, wenn sie von „Classenherrschaft“ reden.

Beim Tram gibt es keine Classen; die Magd sitzt neben der Dame, es fährt der Officier, es fährt sogar der Corpsbursch in diesem Sammelwagen, und die vornehmsten Leute scheuen sich so wenig einzusteigen wie die geringsten. Ein derartiges Fuhrwerk, welches die volle Gleichheit der Gesellschaft uns vor Augen führt, war noch gar nie vorhanden; denn die Vorläufer des Tram, die Stadt-Omnibusse, obgleich sie ihrem Namen nach sich „allen“ darboten, wurden bald als unstandesgemäß von der feineren Gesellschaft gemieden. Der Tram aber führt alle zusammen und ist insofern erst der rechte „Omnibus“.

Er dringt unwiderstehlich sieghaft vor und wirft das Alte beiseite. Wie manches merkwürdige alte Gemäuer, wie mancher Thurm, wie manches Thor ist schon der Straßenbahn zum Opfer gefallen, die ebene, breite Wege braucht, die nicht bloß die Straßen, sondern auch die bauliche Physiognomie und das Leben der Städte nivelliren hilft. Das freut viele Leute: sie wollen nicht sichtbar an vergangene Zeiten erinnert sein. So ist auch hier der Tram ein Bahnbrecher des Fortschritts. Er bezeichnet zugleich die wachsende Uebermacht der großen Städte über die kleinen und über das Land. Wie bemitleidenswerth ist doch eine Landstadt, die es noch nicht einmal zu einem eingeleisigen Tram gebracht hat! Viele sagen, der Unterschied von Stadt und Land, von Kleinstadt und Großstadt verwische sich in unsern Tagen — er verwischt sich auf der einen Seite, um sich auf der andern wieder zu schärfen. Wir brauchen nur auf den Tram zu sehen.

Man konnte meinen, ich sei ein grundsätzlicher Gegner unsrer Stadtbahnen. Das bin ich ganz und gar nicht. Ich erkenne den großen Werth, ja die Nothwendigkeit dieses neuen Verkehrsmittels vollkommen an, ich gönne es jedem, dem es angenehm und nützlich ist, obgleich es gar manchem nützlicher wäre, wenn er's nicht benützte.

Ich selber bin schon dreimal in einem Pferdebahnwagen gefahren und freue mich, wenn ich's nicht weiter zu thun brauche, wie ich mich auch freue, wenn eine stolze Equipage an mir vorüberrollt, daß ich mein Ziel noch etwas sicherer zu Fuß erreiche, während der arme reiche Mann, welcher da drinnen sitzt, zu demselben Zweck einen theuren Wagen, einen Kutscher und zwei Pferde braucht, die noch theurer sind als der Wagen. Im einen wie im andern Falle bin ich stolz auf das allerdemokratischste Bewegungsmittel, meine gesunden zwei Beine, weil ich weder ein Aristokrat noch ein Demokrat bin.

Digitized by Google

Ueber den Einfluß der Eisenbahnen auf unsre ganze Volkscultur hat man schon viel geschrieben; warum sollte man nicht auch über den Einfluß des Trams auf unser Städteleben schreiben?

Die Straßenbahnen erfreuen sich der besonderen Gunst unsrer staatlichen und städtischen Behörden. Am Ende fördern diese damit wohl gar die Demokratisirung des Stadtvolkes! Sie fördern, was sie nicht hindern können. Eine besondere Gefahr jedoch erwächst schwerlich daraus. Der arme Mann, welcher im Tramwagen neben dem Reichen sitzt und seine 10 Pfennig gerade so gut zahlt wie jener und auf die Fußgänger noch viel stolzer herabblickt, erfreut sich eines Genusses der Gleichheit, der ihm ohne sein Zuthun zutheil geworden ist und den er auch zunächst nicht weiter steigern will, außer er müßte etwa als Socialist darüber räsonniren, daß ihm und allen der Staat nicht auch noch die Fahrt im Tram bezahle. Er erfreut sich eines Genusses, der ihn für den Augenblick die Härten anderartiger Ungleichheit vergessen läßt, er ist zufrieden; und auch der conservativste Socialpolitiker kann nichts besseres wünschen, als daß das Volk zufrieden sei.

Fördert auch das Fahrrad die Demokratisirung des Verkehrs? Gewiß! Aber in ganz anderer Weise.

Ich spreche hier nicht vom Radfahren als einer Beihülfe im Arbeitsleben vieler, auch nicht vom Radfahren als einer Art Turnens zur körperlichen Stählung und Erfrischung: ich spreche vom Radfahren als einem modernen Sport.

Der Sport pflanzt sich sonst von den oberen Volksschichten in die unteren fort wie Tracht und Mode.

Als die Ritter überall turnierten, wurden zuletzt auch die Bauern von dieser Leidenschaft des mittelalterlichen Sports ergriffen und hielten Schimpf- und Scharfrennen ab, mit Kübeln statt des Helmes auf den Köpfen und mit Prügeln und Stangen statt Schwert und Lanze. Die Hahnenkämpfe wurden durch Themistokles in Athen eingeführt, sie gingen weiter durch die Nationen und Jahrhunderte und sind zuletzt in England ein Sport des gemeinen Mannes geworden. Nachdem die reichen Holländer im 17. Jahrhundert von der Tulpenliebhaberei und dem schwindelhaften Wettspiel des Tulpenhandels wie von einem hitzigen Fieber ergriffen worden waren, wurden die Packknechte und Matrosen auch in den Strudel dieses Sports gerissen und verwetteten ihre letzten Heller und Stüber auf Tulpenzwiebeln, die gar nicht vorhanden waren, wie die reichen Herren Tausende von Goldstücken.

Der alte Sport ging von oben nach unten, der neue geht von unten nach oben.

Bei den Pferderennen spielt die vornehme und vornehmste Gesellschaft die Hauptrolle; auf dem Rennplatz der Radfahrer erscheint weit mehr das Volk mitwirkend und zuschauend. Mustert man an schönen Sonntag-Nachmittagen die Schwärme der Radfahrer vor den Thoren einer großen Stadt, so wird man rasch erkennen (denn man muß rasch sehen), daß die große Mehrzahl derer, die sich in freiem Sport umeinander tummeln, den mittleren und unteren Schichten der Gesellschaft angehört. Schon die riesig anwachsende Schaar der Künstler des Rades ist viel zu groß, als daß sie eine erlesen aristokratische sein könnte. Sind an Sommerabenden die Werkstätten, Kaufläden und Schreibstuben geschlossen, dann beginnen die Radfahrer wie Maikäfer umherzuschwirren und die Straßen unsicher zu machen. Es mögen auch vornehme Bürschchen darunter sein, allein die Hauptmasse bilden doch die Handlungsgehülfen, die Gesellen und Lehrlinge des Handwerks und junge Leute jeglicher Art.

Der Radfahrsport geht nämlich nicht bloß von unten nach oben — wo er allerdings die Spitzen bereits erreicht hat —, er schreitet auch von der Jugend zum Alter vor. Heute ist er noch vorwiegend jugendlich, weil er noch so jung ist. Wenn erst einmal auch die alten Leute in ihrer Jugend schon sattelfest auf dem Stahlroß geworden sind und sich nicht mehr so sehr vor Knochenbrüchen zu fürchten haben, die in alten Tagen schwer heilen, dann wird erst das rechte Getümmel von Fahrrädern durch die Straßen wimmeln. Vielleicht gibt's dann gar keine Fußgänger mehr.

In neuester Zeit mehren sich die radfahrenden Damen. Hier jedoch geht der Sport nicht von unten aus, sondern von oben. Ein Weib aus dem Volke wird man kaum auf dem Rade sehen, nicht einmal eine Köchin, die zu Markte führe, wohl aber feine junge Fräulein, in eleganten, eigens hergerichteten Costümen. Man muß in die glänzenden Badestädte gehen, in die fashionabeln Luftcurorte, um diese kühnen Reiterinnen zu bewundern. Es ist aber doch auch ein demokratischer Zug, der sie zum Rade führt — der Zug der Emancipation. Wenn ein Mädchen Doctor werden kann, wenn sie Bücher schreiben und malen und bildhauen kann, warum soll sie nicht auch radfahren können? Schon das Reiten der Damen auf wirklichen Pferden, und seien es Fürstinnen oder Prinzessinnen, hat für uns bürgerliche Leute immer ein wenig den Beigeschmack des Emancipirten, der aber hier gemildert wird, weil solches Reiten vornehm ist. Denn ohne daß ein Cavalier oder mindestens ein Stallmeister zur rechten Seite mitreitet, kann doch eine Dame schicklicherweise nicht ausreiten. Radfahren aber kann sie auch ganz allein — wenigstens ohne Stallmeister. Und so wird das Radfahren der Damen immer weitere Kreise ziehen und diese Kreise werden mehr und mehr in die „Frauenfrage" hinübergreifen, nicht im aristokratischen, sondern im demokratischen Sinn.

Die „Radfahrer-Frage" klopft schon an die Pforten unsrer Landtage. Man könnte meinen, ich suche dieselbe auf das Gebiet der Parteipolitik hinüberzuspielen. Das fällt mir gar nicht ein: ich beobachte bloß.

Das Radfahren ist von Haus aus städtisch. Unsre Bauern sind zur Zeit den Radfahrern noch nicht besonders hold. Sie werfen ihnen wohl gar Prügel vor das Rad, wenn dieselben, durch die Dorfstraße sausend, den ländlichen Frieden stören und Hunde und Kinder übern Haufen fahren, und die Fahrkünstler bewaffnen sich bei Distanzfahrten wohl gar mit Revolvern gegen die Bauern. Einzelne Bauernbursche tummeln sich allerdings schon auf dem Rade, und dasselbe wird noch weiter aufs Land dringen. Denn auch der Bauer kann ein Sportsmann sein, obgleich er sich nicht gern für nichts und wieder nichts die heftigste Bewegung macht. Er übt den Sport lieber im Sitzen und Liegen; und solange die Maschine nur bei gutem Weg und Wetter vollauf brauchbar ist, solange man damit nicht durch Schollen und über Steine und steil bergauf, bergab fahren kann, solange es nur mit rechter Lust vorwärts geht, wenn Himmel und Straße ihr Sonntagsgesicht zeigen, — wird der praktische Bauer das geflügelte Rad nicht sehr nützlich finden. Andere Leute meinen das auch.

Die Radfahrer reden jetzt viel von ihrem „Rechte", welches ihnen noch verkümmert sei, welches sie vollauf erringen wollen, von dem Rechte der unbeschränkten Fahrfreiheit; wir lasen schon den Entwurf zu einem förmlichen Codex dieses Rechts. Vom Rechte der Fußgänger, die doch oft genug von den Radfahrern belästigt, mitunter auch gefährdet werden, redet man dabei nicht. Und doch ist das Gehen jedenfalls noch immer die volksthümlichste Bewegungsart. Aber das Gehen ist kein Sport und das Volk läßt sich leichter an seine politischen Freiheiten tasten, als an einen Volkssport, der eine so süße Gleichheit in sich schließt.

Digitized by Google

In Vereinen und Congressen wird auf die Codificirung des Radfahrer-Rechtes gedrungen, als eine Volksforderung. Denn obgleich das Radfahren scheinbar vereinsamt, da ja nur einer hinter dem andern fahren darf, so verbündet es doch wieder mächtig, wenn die Fahrer aus dem Sattel gestiegen sind und sich im „Radfahrer-Heim" vereinigen. Die Forderungen werden leidenschaftlich betrieben, mit all der Leidenschaft, welche die Begeisterung für eine sociale Emancipation entzündet. Dem wäre nicht so, wenn es sich bloß um Geschäftsfahrten oder um stählende Uebung handelte. Aber der echte Meisterfahrer fühlt sich im Genusse einer früher vermißten Gleichheit, wenn er durch die Straßen rast, ohne zu grüßen, wenn alle ihm aus dem Wege gehen und er keinem Menschen auszuweichen braucht. Der Mann aus dem Volk ist aufs hohe Roß gestiegen und betrachtet sich auch einmal die Welt von oben herunter. Das ist am Ende besser, als wenn er sie immer bloß von unten hinauf betrachtet. Gesellen und Lehrjungen sprechen von Match und Record, von Start und Pacemakern wie vordem nur die Herren. Mit seinem neuen Sport besiegt auch der Mann des Volkes Raum und Zeit, und das ist doch der Gipfel alles modernen Sports von Distanz-Ritten und -Märschen und -Fahrten bis zur Eisenbahn auf den Montblanc und der Luftfahrt nach dem Nordpol. Leider kann man die beiden letzten Ziele nicht gut mit dem Fahrrad nehmen, aber man kann damit doch zuletzt den Erdball umfahren — wenigstens soweit er trocken ist. Das ist der „Fortschritt" in greifbarster Weise. Die leidenschaftliche Begeisterung für das Recht des Fahrrades wurzelt in den Tiefen der Volksseele.

Gönnen wir ihr doch die Freude an dem weltumspannenden Sport, dem der Arbeiter ebenso gut und vielleicht etwas sattelfester huldigt wie Prinzen und Prinzessinnen. Früher sagte man: Le Roi s'amuse — „der König ist vergnügt" —, also hat das Volk Ruhe; heute ist es wichtiger, wenn das Volk vergnügt ist — le peuple s'amuse. Wir empfehlen dieses Doppelthema einem Novellisten zu contrapunktischer Bearbeitung.

Vor etlichen Jahren wurde einem hochverdienten Arzt ein Denkmal gesetzt. Die Geldbeiträge strömten außerordentlich rasch und reichlich, nicht zum mindesten, weil die Radfahrer in Masse beisteuerten. Denn der Arzt hatte, entgegen vielen seiner Collegen, das Gesundheitfördernde des Radfahrens gepriesen. Als Helfer der Armen war er schon bei Lebzeiten ein Volksmann gewesen, als Freund der Radfahrer wurde er nach seinem Tode ein dreifacher. Nicht lange nachher sollte einem berühmten Theologen ein Denkmal gesetzt werden; da liefen die Gelder beträchtlich langsamer ein. Hätte der Theolog auch nur auf einer halben Druckseite nachgewiesen, wie förderlich das Radfahren zur ewigen Seligkeit sei, so würde er rasch das reichste und größte Monument erhalten haben.

Franz Nissel.[1])

„Das Edle siegt, auch wenn es stirbt.
O daß es doch muß sterben, um zu siegen!"
Aphorismen von F. Nissel.

F. M. Mit dem kürzlich erschienenen dritten Bande haben die Werke des österreichischen Dramatikers einen würdigen Abschluß gefunden. Treue Schwesterliebe hat dem zeitlebens und bei vielen einzelnen Erfolgen doch im ganzen verkannten unglücklichen Dichter durch die Herausgabe seiner Werke und Selbstbiographie ein Denkmal gestiftet, das die Gewähr der Dauer in sich trägt, sein Leben und Streben, Ringen und Dulden auf die Nachwelt zu bringen bestimmt ist. J. G. Cotta's Nachfolger haben zur Sühnung einer Ehrenschuld die Hand geboten und um die unserm Dichter im deutschen Volke immer lauter werdende Anerkennung sich verdient gemacht. Kann die Tragik dieses edlen düsteren Dichterlebens in zwei Zeilen erschütternder ausgedrückt werden, als in dem aus seinen Aphorismen citirten Spruch, einem Wehruf aus kampfesmüder Brust und Epitaph für die Gruft, die seine irdische Hülle birgt? Rein und faltenlos liegt sein Lebenslauf, liegen seine Ansprüche auf Ruhm und Geltung, auf Glück und Vollbefriedigung einer großen glühenden Dichterseele, aber auch das unerbittlich grausame Geschick, das ihm jede Hoffnung vereitelt und den heiß begehrten Kranz erst auf seinen Sarg legt, vor unsern Augen entschleiert da.

Keine Nachlese, nein, lebensvolle, bedeutsame, vollwerthige Dichtungen bietet uns auch der Schlußband seiner Werke. Mit dem dreiaetigen Schauspiel „Ein Wohlthäter" erzwang sich der jugendliche Nissel den Eintritt in das Burgtheater. Der Erfolg ist dem von dramatischem Leben strotzenden Stücke bis heute treu geblieben. Laube hat es 1856 auf das Burgtheater gebracht, er war sich dessen bewußt, was der junge Dichter mit seinem richtigen Gefühl für scenische Wirkung zu bedeuten hatte, was er unter anderen Umständen für die deutsche Bühne auch geworden wäre. Gleich der erste Act ist von packender, ich möchte sagen, stürmischer Gewalt. Johann Kürbner, eine gutmüthige, aber tyrannische Bauernnatur, ist der Allerweltsnothhelfer, läßt aber jeden, dem er einmal eine Wohlthat erwiesen, seine schwere Bauernhand fühlen, macht mit seinen Wohlthaten Staat, möchte die Menschen, die das Schicksal ihm zugeführt, auf seine eigene Weise beglücken, indem er sie bis zur Selbstaufopferung treibt. Wie das Gute, das Kürbner beabsichtigt, sich in Uebles verkehrt, wie er den hochgemuthen Findling Andres, das vom Wege aufgelesene Kind einer Bettlerin, den er wie den eigenen Sohn hält, durch den ausgeübten Druck von sich treibt und das Lebensglück des stolzen jungen Mannes und der Erbin des Hofes, seiner einzigen Tochter Marie, zu vernichten im Begriffe steht, sowie die Läuterung aller Betheiligten durch das nachgefolgte Unglück, die Heilung von ihrem Stolze, ist der Inhalt des Stückes. Der Freiheitsdrang des Dichters, seine Auflehnung gegen jede, die Selbstbestimmung des Menschen verkümmernde, selbst gutgemeinte patriarchalische Gewalt weht uns daraus wie heißer Athem entgegen. Nissels „Wohlthäter" ist ein Vorläufer der Stücke Anzengrubers und ebenso wie sein späteres Werk „Die Zauberin am Stein" ein ideales Volksdrama, dem zwar der Localton fehlt, das im deutschen Norden oder Süden spielen könnte, dem sich aber bei dem hohen sittlichen Gehalte der Grundidee, der folgerichtigen Charakterzeichnung, der Gewalt der Leidenschaft und der echt dramatischen Spannung, die unsre Theilnahme bis zum versöhnenden Schlusse wach erhält, die moderne Bühne nicht verschließen sollte. Vielleicht kommt, wenn wir einmal eine echte und rechte Volksbühne besitzen, auch Nissels Jugendwerk zu vollen Ehren.

„Rudolf von Erlach", historisches Schauspiel in fünf Acten, ist das zweite Stück des Bandes. Während des Schweizer Aufenthalts des Dichters entstanden, im Herbste 1874 vollendet, ruhte das Stück, wie es in einer Vorbemerkung heißt, zwei Jahrzehnte im Pulte des Dichters, nachdem ein Versuch, es auf die Bühne zu bringen, gescheitert war. Ein wahres Schmerzenslied, im December 1874 von Dingelstedt zur Aufführung angenommen, hielt dieses Werk die darauf gesetzten Hoffnungen des Schöpfers drei volle Jahre in Spannung, bis ihn eine Zuschrift Dingelstedts, das Stück zurückzuziehen, im October 1877 als ein betäubender Schlag traf. „Ich fühle die Kränkung, De-

[1]) Dramatische Werke. Dritte Folge. Nebst einem Anhang: Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1896.

müthigung und Ungerechtigkeit" — heißt es in einem in Rosegger's „Heimgarten" mit anderen veröffentlichten Briefe Nissels —, „welche mir widerfährt, in tiefster Seele; dennoch will ich über diese Handlungsweise kein Wort verlieren. Nach äußerster Erregung und langem, bitterem Kampfe mit mir selbst zu ruhiger Erwägung gekommen, fand ich zuletzt, daß mir nun unter solchem moralischen Zwange allerdings nichts anderes übrig bleibe, als mein unglückseliges Stück, das dem Burgtheater aufzudringen mein Stolz mir verbietet und dessen Aufführung durchzusetzen mir jetzt auch kaum möglich scheint, wirklich zurückzuziehen, wenn auch unter Ablehnung jener Motive, die mir gegenüber in so verletzender Weise betont wurden. In diesem Sinne habe ich denn auch an Dingelstedt geschrieben." Dies war das Schicksal eines Werkes, das der Dichter in der Vollkraft seiner Mannesjahre geschaffen, in dem er auf durchaus realem Boden der Geschichte fußend, uns ein hochinteressantes Stück schweizerischer Vorzeit mit dem Hauche des Genius wiederbelebt hat. Vergebens hatten die Regisseure des Burgtheaters, Lewinsky und Förster voran, sich für das Werk Nissels warm eingesetzt, vergebens ein fürstlicher Kunstfreund aus eigener hochherziger Initiative dem Intendanten die Aufführung nahe gelegt, — es waren durchaus nicht Gründe persönlicher Natur, die Dingelstedt zur Ablehnung bewogen, es war die der historischen Jambentragödie überhaupt widerstrebende „Moderne", die dem Schauspiele Nissels den Weg ins Burgtheater verlegte. Und doch war das von intensivem dramatischen Leben erfüllte Stück, das an die classischen Vorbilder der historischen Tragödie nahe heranreicht, eines Versuches werth, durfte man den Schöpfer des „Perseus von Macedonien", „Heinrich der Löwe" und anderer achtunggebietender Werke nicht erst drei Jahre mit Versprechungen hinhalten und dann in so kränkender Weise bescheiden. Mit den Voraussetzungen seines „Rudolf von Erlach" hatte der gewissenhafte Dichter es sich nicht leicht gemacht, erst dann Hand an sein Werk gelegt, als ihm die Zeit des mächtig aufstrebenden Berner Bürgerthums, im weiteren Sinne die Macht der Städte im Kampfe mit der trotzigen Adelsherrschaft, die sich durch die aufdämmernde neue Weltordnung bedroht sieht, auf dem historischen Boden selbst fast wie aus unmittelbarer Anschauung lebendig geworden war. In den mächtigen Gestalten des Grafen Rudolf von Ridau und seines Dienstmannes und Freundes Rudolf von Erlach stehen sich alte und neue Zeit, Adelsherrschaft und Bürgerthum gegenüber. Ihre ideale Freundschaft verschärft nur den Conflict der Männer, die sich blutend von einander losreißen und in den feindlichen Lagern als Vertreter der alten und der neuen Zeit, des Adels und der Bürgerschaft, bis auf den Tod bekämpfen. Das von Erlach entfaltete Banner Berns siegt, die Adelsherrschaft ist gebrochen, und im Sterben versöhnt legt Graf Ridau das Schicksal seiner Wittwe und seiner Kinder in die Hand des großmüthigen Siegers und Jugendfreundes.

Was historisches Colorit sei, mögen unsre Realisten beim Idealisten Nissel erfahren, der uns mittelalterliches Burg- und Städteleben in „Milieus" schildert, wie kein Maler sie farbenprächtiger auf die Leinwand zaubern, kein Historiker lebensvoller wieder heraufbeschwören könnte aus dem dunklen Schoße der Zeiten. Wie schon in einigen früheren seiner Bühnenstücke, z. B. in den „Jakobiten", bewährt Nissel auch im „Rudolf von Erlach" seine ungewöhnliche Begabung im Entwurfe und der Belebung von Volksscenen nach Shakespeare'schem Muster, die, nicht bloß des Colorits wegen, sondern als Hebel der Handlung zur rechten Zeit angesetzt, dem Stücke Reiz verleihen und die Bühne mit bunten, zu einheitlicher Wirkung componirten Massenbildern beleben. Jeder unbefangene Leser fühlt, daß „Rudolf von Erlach" als die schöpferische That eines großen Dichters bei dem historischen Geiste, den es athmet, dem dramatischen Leben, das es durchströmt, der scharfen Individualisirung jeder einzelnen Person hoch über dem steht, was man summarisch als „Ritterstücke" bezeichnet und längst zu den Todten geworfen hat; daß es uns schließlich Zustände und Gegensätze zeichnet, welche unter anderen Schlagworten, in anderen Ländern, bis auf die Gegenwart herabreichen, so daß Nissels Schauspiel trotz seines historischen Faltenwurfs der Beziehung zu den Kämpfen unsrer Zeit nicht entbehrt; wie denn der Titelheld selbst, dem allerdings jeder persönliche Ehrgeiz fremd war und nur die Sache der Gerechtigkeit das Schwert wider seine Adelsgenossen in die Hand drückte, manch hochgeborenen Volksführer der Gegenwart zum Nachfolger haben mag. Bleibt doch in allem Wandel der Zeiten die Menschheit in ihren Zuständen und Bestrebungen, Kämpfen und Leiden dieselbe, so lange es überhaupt noch Stände, Interessengemeinschaft und eine Gesellschaft geben wird. Um bühnenfähig zu sein, müßte „Rudolf von Erlach" bei der überwuchernden blühenden Fülle des Dialogs bedeutend gekürzt werden. Des Versuches wäre die lebensvolle, gedankenmächtige, formschöne Bühnendichtung, dieses Schmerzenskind unsres edlen Dichters, denn doch werth, wenn der Gegenwart nicht jeder historische Sinn, was Bühnenwerke betrifft, abhanden gekommen ist.

Das dritte Stück des Bandes, die phantastische Komödie „Ein zweites Leben", ist ein volksthümliches Märchen im Stile Raimunds mit dem Tiefgehalt einer echt tragischen Idee, im buntschillernden Gewande und mit der Schellenkappe des Momus. Wer hätte diese lachende Satire auf das bei allen proteusartigen Verwandlungen in seinem Kerne beharrliche, unverbesserliche „Ich", diesen beißenden Spott auf den bunten Jahrmarkt des Lebens und die unsterbliche Thorheit des „Willens" im Sinne Schopenhauers, dem durch Krankheit und jahrelonges Siechthum auf seine Stube gebannten, einsamen, dem Verkehr mit der Welt entzogenen Dichter auch nur zugetraut! Die Ueberraschung, die Nissel uns mit diesem sorgsam gehüteten nachgelassenen Werke bereitet, scheint fast allgemein zu sein, ebenso das Bedauern, daß er das phantastische Stück mit seiner gut erfundenen Fabel, seinem echt menschlichen für alle Zeiten gültigen Ideengehalt, der ununterbrochenen Folge wirkungsvoller Scenen, der mit echt dramatischem Ungestüm der Katastrophe zueilenden Handlung nicht selbst für die Bühne bestimmt, es in seinem Pulte verschlossen hatte. „Daß alle Erfahrungen zu nichts nützen, wenn der Mensch ein für allemal nicht zur Weisheit geboren ist, daß er das Leben zehnmal von vorn anfangen könnte und doch nicht gesichert wäre vor Thorheit und Irrthum", ist die Erfahrung, die der 56jährige Handlungsreisende Quirinus Tresan, von Mephisto verjüngt, trotz der merkwürdigen, großartigen Erfahrungen seines ersten Lebens in seinem zweiten Leben macht. „Wenn du nur aus einer großen Frage deines zweiten Lebens ruhmreich hervorgegangen bist durch die Erfahrungen deines ersten — so lach' mich aus, wo nicht, so bist du mein", hatte der Böse ihm am Tage seiner Verjüngung gesagt. „So sei denn wieder jung. Beim ersten dummen Streich, den du begehst, sehen wir uns wieder." Wie oft Mephisto nun den auf seine Erfahrungen pochenden Quirinus zu erscheinen sich veranlaßt sieht, wie bunt es dieser mit dem Lebenselixir der Jugend im Leibe treibt, mit Dirnen liebelt, sich betrinkt, zum Raufbold und Mörder wird, schildert uns der erste Act. Dem aus Kerkerhaft entlassenen, vor die Berufswahl gestellten Handlungsreisenden, der nach einander Beamter, Dichter, Gelehrter oder Bauer werden möchte, wird jeder Beruf durch Mephisto verleidet, der ihm die Schattenseiten jedes dieser Stände vorhält und ihm zuletzt den Rath gibt, Millionär zu werden. Aber auch als solcher

begeht er Streich auf Streich, wie das im zweiten und dritten Acte ausgeführt wird. Der dümmste von seinen dummen Streichen war, daß Quirinus, durch die Erfahrungen seines ersten Lebens mit klugen Frauen belehrt, nun eine fabelhaft dumme Person vom Lande heirathet, deren Naivetät ihn entzückt, deren Dummheit ihm aber fast ans Leben geht. Er tröstet sich über dieses Mißgeschick mit den Prachtexemplaren seiner Kinder, dem Werke seiner Erziehung. Wie diese letzte Hoffnung, dem Teufel zu entrinnen, sich als trügerisch erweist, zeigt uns in wie in einem Hohlspiegel verzerrten grotesken Bildern von packender Lebenswahrheit der Schlußact des phantastischen, an tiefsinniger Tragik reichen Märchens, das, dem Wiener Boden entsprossen, in seinem Localtone an Nestroy gemahnt und die Aufführung an Wiener Bühnen förmlich herauszufordern scheint. Möge der Versuch, der den Ruhm des Dichters weder schmälern noch ihm ein neues Blatt hinzufügen kann, gelingen. Wäre ja die Thatsache für unsre Zeit bezeichnend genug, daß Nissel, der mit dem Schillerpreise gekrönte Dichter der historischen Tragödie „Agnes von Meran" sich gerade als Volksdichter mit seiner „Zauberin am Stein", mit „Ein Wohlthäter" und „Ein zweites Leben" im Repertoire der modernen Bühne dauernd behaupten könnte![1])

Die dramatischen Bruchstücke „Timur in Ispahan" und „Mohammed, der Prophet" lassen uns zwar nicht erkennen, wie der Dichter sich die Ausführung des Grundgedankens gedacht haben mochte, indem uns kein Scenarium der Dramen erhalten blieb. Doch sind die Bruchstücke vollwichtige Zeugnisse für das Genie des Dichters, der zwei Seiten seines subjectiven Gefühlslebens in diesen Dichtungen uns veranschaulichen wollte: einmal die hochfliegenden Pläne des jugendlichen Poeten in „Timur", und zwar in der Gestalt des Baumeisters Iskander, welchen Schaffensdrang in die Ferne treibt, zeichnet und zugleich die ideale Geschwisterliebe, die ihn mit seiner für des Bruders Riesenpläne begeisterten Schwester Sitara verbindet, in einem rührenden Seelengemälde schildert.

„Ich seh' dich an. Wie blühst du herrlich, Rose!
Die zarte Knospe hielt, was sie versprach.
Wie du erblühen sollten meine Träume
Zu schönen, großen, stolzen Wirklichkeit. —
Ich muß die Hand mir vor die Augen halten,
Nicht mehr zu schau'n in deiner Schönheit Licht.
Die holde Muse warst du mir, die lächelnd
Mir, wenn ich sinnend schuf, zur Seite stand.
Ich kann es jetzt nicht seh'n, daß deine Wange
Nicht wie die meine bleich geworden ist:
Die Mute trauert, wenn ein Geist erliegt. —
So! So! Der Leidenszug macht dich zum Engel —
Zum Engel, der an meinem Grabe steht."

Dem in seinen Hoffnungen getäuschten, gebrochenen jungen Künstler, der an den Höfen der Großen vergeblich ein Feld des Schaffens und Ruhmes gesucht, öffnen sich die liebenden Arme der Seinen, als schon der Völkersturm Timurs heranbraust und ihr bescheidenes Glück vernichtet. Möglich, daß Nissel dem träumenden Iskander eine Rolle am Hofe Timurs zugedacht und zeigen wollte, wie eine große schicksalsschwere Zeit auch Künstlernaturen mit stolzer Thatkraft erfüllen und zu Helden wandeln kann.

Seinen in der Jünglingsseele gehegten Drang, der Stifter einer neuen, alle Völker- und Glaubensschranken niederstürmenden Weltreligion zu werden, dem er in den Glaubenssätzen und Betrachtungen am Schlusse seiner Selbstbiographie „Mein Leben" Ausdruck gab, sollte uns wohl sein „Mohammed" veranschaulichen, dessen Grundzüge uns die mitgetheilten drei Scenen allerdings nicht klar genug erkennen lassen.

Der Anhang „Gedichte" enthält in „Verwehte Blätter", „Gedankengräber" und „Phantasie" vorwiegend fruchtschwere Gedankenlyrik. Die Gabe des einfachen, an den Volkston mahnenden Liedes war Nissel versagt, auch in seinen Gedichten führt die dramatisch bewegte Dialektik der Leidenschaft die Sprache — ein gewitterschwangerer Himmel, zerrissenes, jagendes Sturmgewölk, aus dem blendende Blitze zucken. In den freien Dichtungen an eine Hochgeborene „Verwehte Blätter" trifft Nissel noch am besten den Herzenston der Empfindung. —

„Gibt es Tod auch für Gedanken,
Für die Boten, gottverwandt,
Aus des Geistes Reich entsandt
Weithin über ird'sche Schranken?"

Dies ist die Frage, die uns der Dichter in „Gedankengräber" beantwortet. In einem Cyklus von 9 Gesängen sehen wir, wie auch der freigeborene Sohn des Lichtes, der Gedanke, sterblich ist und, als wäre er nie gewesen, dem Allerweltsloose anheimfällt. Er wird mit dem Weisen, dem Helden, dem Dichter begraben. Gleich das erste Gedicht „Des Alten Vermächtniß" ist von ergreifender Wirkung.

„Seht, es wacht — in stiller Nacht,
Bei der Lampe matt flimmerndem Lichte
Der lebensmüde, gebeugte Greis,
Die Züge so welk, das Haar so weiß —
Und geht mit sich selbst zu Gerichte
Und denket der trüben, trüben Zeit
Der langen, langen Vergangenheit.

Festgebannt und unverwandt
Ruht sein Blick auf verschlungenen Zeilen,
Die aufgeschlagen das Buch ihm zeigt,
Darauf sein Haupt sich herniederneigt —
Und scheinet mit Liebe zu weilen.
Es sprühet sein Auge ein höheres Licht
Aus dem, wie Jugend, Begeisterung spricht:

„Heilige Blätter, lasset euch küssen —
Ihr meines Lebens Bedeutung und Preis!
Lasset in strömenden Herzensergüssen
Mich zu euch beten, inbrünstig heiß.
Ernste Blätter, ihr scheinet mir hold,
Wie niedrigem Geize gesammeltes Gold —
Geiz nach dem Höchsten rief euch ins Leben,
Schätze der Weisheit, zusammengerafft
In Jahren des Denkens durch geistige Kraft, —
Die nach mir kommen, werden euch heben,
Euch zu erwerben, hab' ich gerungen,
Irdischen Staubes Gelüste bezwungen,

---

[1]) Fast durchaus übereinstimmend spricht sich Paul Heyse in nachstehendem Briefe an die Herausgeberin, Nissels Schwester, aus, den uns diese Dame gütig zur Verfügung gestellt. D. Red.

„Wieder habe ich Ihnen zu danken, verehrtes Fräulein. Zu dem lebensvollen Bilde des theuren Todten hat dieser dritte Band einige neue, höchst charakteristische Züge hinzugefügt und das schmerzliche Staunen, daß eine so reiche Aussaat dem Sämann keinen besseren Ertrag und Lohn gebracht hat, hat sich noch gesteigert. Den größten Eindruck hat mir die phantastische Komödie gemacht, deren grotesker Tiefsinn auch auf der Bühne — einer echten und rechten Volksbühne, wie wie sie leider nicht besitzen — zu tiefer Wirkung kommen müßte, mehr als so manche verzweifelte Experimente mit dem zweiten Theil des Faust und anderem. Rudolf von Erlach dagegen bedürfte nur der starken Kürzung, um sein rasch pulsirendes Leben — zumal auf einem Schweizer Theater — kräftig zu legitimiren, während das Stück in der jetzigen Ueberfülle des Dialogs nur ein wehmüthig stimmendes Zeugniß dafür ablegt, wie sich selbst dem berufensten dramatischen Talent ohne nahen Zusammenhang mit der Bühne das Ohr für das gesprochene Wort abstumpft. Sie sollten doch einmal den Versuch machen, ob ein feinsinniger Regisseur nicht im Stande wäre, das so werthvolle Schauspiel bühnenfähig zu machen. Auch „Ein Wohlthäter" hat mich sehr interessirt. Nur sind wir durch das Eindringen der Dialekte in die heutigen Bauernstücke an eine schärfere Charakteristik des Locals, einen stärkeren Bodengeruch gewöhnt, als daß eine Wiederaufnahme dieses Werks Erfolg verspräche. Als Vorläufer der Anzengruber'schen Dramen ist auch dieses sehr merkwürdig. In aufrichtiger Verehrung grüßt Sie, verehrtes Fräulein, Ihr sehr ergebener

München, 10. Dec. 1895. Paul Heyse."

Verachtet die nichtigen Güter der Erde,
Verachtet der Armuth Noth und Beschwerde
Mit stets erneutem, entsagendem Muth —
Euch laß' ich zurück als mein einziges Gut.'"

Der nächtliche Brand zerstört die durch ein Menschenleben gesammelten Geistesschätze des weisen Alten und Wahnsinn umnachtet seine Sinne. So stirbt der königliche Held den Schlachtentod, bevor er seinem Volke den Frieden geschenkt, es groß und glücklich gemacht und auf die Bahn der Weisheit geführt, der Jüngling, heilige Liebesgluth und einen Gedankenfrühling im Herzen.

„Darum träumend nicht verweile
Bei dem groß und schön gedachten;
Träumend machst du den erwachten
Selbst zum Traume. Darum eile,
Ihm Gestalt und Form zu geben;
Wort und That hält fest sein Leben." — —

Die Gedichte „Cid", „Der Patriarch", „Das Bild des Zeus", „Freundeslächeln", „Der Töne Quell", vor allem aber das Fragment „Mailand 1848" sprechen für die hervorragende Gestaltungskraft Nissels als Epiker, der dem Dramatiker ebenbürtig war. Die Erzählungen „Der Patriarch" und „Das Bild des Zeus" sind wahre Votivtafeln epischer Dichtung, von einer Größe der Anschauung, siegender Geistesmacht und stolz dahinwogendem Rhythmus, daß sie den Leser ergreifen und im Vortrage zünden müssen. Im Bruchstück „Mailand 1848" ist uns ein höchst bewegtes, anschauliches Bild jener Tage erhalten geblieben, dessen geschichtliche Treue jeder, der damals auf italienischem Boden gefochten, bezeugen wird. In den „Aphorismen" finden sich Gedankenperlen, die uns den Dichter in seiner stillen Größe auch menschlich näher bringen, wie der bezeichnende Spruch:

„Kann dich der Flug des Dichters aufwärts führen,
Was ihn begeistert, kann's auch dich erheben,
Macht seiner Seele Sturm auch dich erbeben,
Kann seine Klage dich zu Thränen rühren,
Was heil'gen Zorn ihm weckt, auch dich entflammen,
Schlägt mit dem seinen stets dein Herz zusammen —
Dann hat er auch in dir ein Ziel erstritten,
Hat auch für dich gelebt, gestrebt, gelitten!

Dies sei das Geleitwort für die Werke unsres Dichters. Das deutsche Volk wird nur sich selber ehren, wenn es die gedankenschweren, formschönen Dichtungen Franz Nissels dauernd seinem geistigen Besitzstande einverleibt.

Mittheilungen und Nachrichten.

H.S. **Wilhelm Junker.** Lebensbild eines Afrikaforschers. Von Ludwig Hevesi. Mit einem Bildniß. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1896. (VII und 243 S.; 5 Mark.) — Der Schmerz über den frühzeitigen Tod Junkers wird von neuem erregt, wenn man das vorliegende Werkchen liest. Hatte der verdiente Forscher, der vielgeprüfte Wanderer doch seines gewaltigen Erfolges kaum so recht froh werden können; denn als er im Jahre 1887 nach kurzer Erholung in Aegypten in Wien seinen Wohnsitz aufschlug, da folgte auf siebenjährige entsagungsreiche Arbeitszeit im Herzen Afrika's nicht etwa die Zeit der Ruhe und des Genießens in der lustigen Kaiserstadt: es folgte vielmehr die nicht minder aufreibende Thätigkeit am Schreibtisch, da Junker es mit Recht für seine vornehmste Pflicht hielt, den Geographen und dem Publicum über seine Reisen in maßgültiger, erschöpfender Weise Bericht zu erstatten. Und kaum war er mit dieser Riesenarbeit fertig, die er in der Stille seines einsamen, engen Hofstübchens unermüdlich gefördert, kaum lag der letzte Band der „Reisen in Afrika" gegen Ende 1891 vor, da entriß den Forscher, der noch nicht aufgeathmet, im Februar des nächsten Jahres der Tod hinweg. Wahrlich, ein tragisches Schicksal! Dr. Wilhelm Junker gehört einer Schule von Afrikareisenden an, die heute nahezu ausgestorben ist. Obwohl seine Wanderungen bereits zu einer Zeit ihren Abschluß fanden, als die durch die politische Phase der Afrikaforschung entstandene neue Richtung schon unbestritten herrschte, so weist ihn doch seine ganze Forschungsart jenen Vertretern der classischen Periode zu, den Barth, Rohlfs, Nachtigal und Schweinfurth. Und auch mit Bezug auf sein Reisewerk steht Junker diesen seinen großen Vorbildern näher, als den neueren; sein großes dreibändiges Werk wird für immer einen Ehrenplatz behaupten neben denen Nachtigals und seines Vorgängers Schweinfurth, an die es in jeder Hinsicht erinnert. — Es war eine dankenswerthe und zugleich dankbare Aufgabe, in einer Biographie dem Menschen und Forscher Wilhelm Junker ein würdiges Denkmal zu setzen, und der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat die Aufgabe mit Erfolg gelöst, etwa im Sinne der Berlin'schen Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Wir werden zunächst mit der Familie Junkers bekannt, mit seinen Jugendjahren, und sehen dann, wie die angeborene Reiselust ihn allmählich auf die Bahn lenkt, die ihm zu einem der ersten Plätze in der glänzenden Reihe älterer und neuerer Afrikaforscher verhelfen sollte. Referent gehört nicht zu denen, die in jedem überlieferten Zuge der Knaben- und Jünglingszeit eines Mannes die Keime der künftigen Größe erkennen wollen; denn es erscheint nicht schwer, auf die bekannte „Klaue des Löwen" zu schließen, wenn man den Löwen früher vor sich sieht. Um so mehr darf man es hier als einen Vorzug anerkennen, daß der Verfasser weises Maß hält, wenn ihn auch offenbar eine glühende Bewunderung für seinen Helden erfüllt, die durchaus berechtigt ist. Dem Biographen stand eine Menge privaten Materials zur Verfügung, das er auch ausgiebig und geschickt benutzt hat. Von Interesse sind Tagebuchbruchstücke und Briefe aus Irland und namentlich aus Tunis; denn diese Lebensperiode des Forschers war bisher wenig bekannt. Auf Briefen an seine Verwandten vorzugsweise, zum Theil auch auf dem Reisewerk selbst beruht dann die nur in mäßigem Umfang gegebene Uebersicht über Junkers fast zehnjährige Wanderungen in Afrika. Da es nicht jedermanns Sache ist, das umfassende Reisewerk Junkers, so anziehend es auch geschrieben, von Anfang bis zu Ende durchzulesen, dürfte der Ueberblick, den hier Hevesi gibt, zum Verständniß für die Bedeutung Junkers weiteren Kreisen genügen. Interessant, wenn auch zum Theil schon aus den Junker seinerzeit gewidmeten Nachrufen bekannt, sind sodann die Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Wien und über die Art, wie er nun seinem Buche arbeitete. Letzterem wird der Verfasser noch besonders gerecht, indem er den Schönheiten und der Eigenart Junker'scher Schreibweise liebevoll nachgeht. Sehr hübsch und zutreffend sind endlich die Bemerkungen über Junker als Reisenden und über die Stellung, die er und sein Buch in der Afrikaforschung und Afrikaliteratur einnehmen; wir haben das oben schon angedeutet. Auch auf diesen Gebieten ist der Verfasser zu Hause und äußert manch scharfes, doch rechtes Wort. Das Werkchen schmückt ein gutes Bildniß Junkers aus späteren Jahren.

* Seitdem von der Berliner Sternwarte die von den fremden Astronomen zunächst mit ungläubigem Staunen aufgenommene Wahrnehmung mitgetheilt wurde, daß die Erdachse nicht die unverrückbare Lage im Weltall bewahrt, die man ihr frühee zugeschrieben hat, daß sie vielmehr außer ihrer säculären Kreisbewegung, welche sich in dem Unverrücken der Nachtgleichen ausprägt, noch Schwankungen von kürzerer Periode zeigt, groß genug, um die Ortsbestimmungen zu verändern, sind von 1891 bis 1894 an zehn Stationen fortlaufende Beobachtungen angestellt worden, über deren Ergebnisse Prof. Helmert, der Director des Berliner Geodätischen Instituts, auf dem vor einigen Monaten in Innsbruck abgehaltenen geodätischen Congreß berichtet hat. Die Ergebnisse lassen sich, auch dem Referat des „Prometheus", durch zwei Curven darstellen, welche die Bewegungen der Erdpole versinnbildlichen. Die erste Curve ist das Ergebniß fünfzehnmonatiger Beobachtungen in Berlin, Pulkowa, Prag, Straßburg, Rockville, San Francisco und Honolulu (Juni 1891 bis Sept. 1892). Die zweite ist durch Messungen festgestellt, welche während einundzwanzig Monaten (Sept. 1892 bis Juli 1894) in Kasan, Straßburg und Bethlehem (Pennsylvanien) angestellt wurden. Die auf den Curven für den Anfang jedes Monats bezeichneten Lagen des Nordpols zeigen, daß dieser Punkt von Westen nach Osten (also den Uhrzeigern entgegenlaufend) und mit wechselnder Geschwindigkeit in einer elliptischen Spirallinie wandert. Von 1891 bis 1894 hat sich die Amplitude des Bogens beständig vermindert und die Spirale zusammengezogen. In derselben Zeit hat sich die große Achse dieser Ellipse um ungefähr 90 Grad gedreht, indem sie von 70 Grad östlich vom Meridian bis auf 160 Grad nach Osten gegangen ist. Dr. Marcuse aus Berlin, welcher die Expedition nach Honolulu leitete, um die Frage auf

der südlichen Hemisphäre zu studiren, glaubt, daß es in Zukunft hinreichen werde, einen internationalen Dienst auf vier symmetrisch gelegenen Beobachtungsplätzen desselben Parallelgrades einzurichten, um mit Sicherheit die jeweiligen Verschiebungen der Pole feststellen zu können und daraus für jeden beliebigen Punkt der Erde die Variationen der Breite abzuleiten, deren Größe die Astronomen stark interessirt. Ein permanenter Dienst dieser Art würde die Beobachtungen der Astronomen bedeutend vereinfachen und sie von systematischen Irrthümern freihalten.

* Aus einem Briefe vom 10. Nov. 1895 aus Lola von den Gebrüdern P. und F. Sarasin wird dem „Globus" Folgendes zur Verfügung gestellt, was Zeugniß ablegt von der ausdauernden und erfolgreichen Thätigkeit dieser Forscher auf Celebes. „Heute können wir Ihnen wieder etwas erfreulichere Kunde von uns geben, als das letztemal, wo wir eben nach einer freilich ohne unsre Schuld verunglückten Reise nach Malassar zurückgekehrt waren. Wie Sie wissen, sind wir Ende September nach Lola (auf dem Pic von Boathaia) gereist und haben hier eine sehr hübsche Zeit zugebracht, in dem kühlen Klima uns von früheren Strapazen erholend und für neue Kräfte sammelnd. Sehr viele Mühe haben wir auf die Erforschung der Hochgipfel verwendet und zwei Expeditionen, die eine von 5, die andere von 14 Tagen, dabei unternommen. Die erste nach dem Lompo batang war nicht von Erfolg gekrönt, schlechtes Wetter, Kälte und Sturm verhinderten uns, höher als 2700 Meter zu gelangen, und zwangen zur Umkehr. Hierauf rüsteten wir uns aufs neue aus. Von Lola ausgehend, durchschritten wir, ostwärts uns wendend, in vier Tagen die tiefen Schluchten, welche nach Süden und Südosten das Gebirge durchsetzen, und bestiegen am 5. den Wawo karaeng. Von dort setzten wir die Reise um den Gebirgsstock durch Gowa fort und wandten uns von Südwesten her nach dem Lompo batang. Auch die Besteigung dieses Berges, welcher die höchste Erhebung darstellt, gelang, wenn auch mit sehr vielen Schwierigkeiten, und so haben wir einen Einblick in den ganzen Gebirgsbau bekommen und werden auch versuchen, eine Kartenskizze anzufertigen. Am großartigsten ist der von uns gefundene Riesenkrater, nach welchem der Wawo karaeng und einige andere Hochspitzen mit schroffen Wänden von vielleicht nahezu 1000 Meter abstürzen. Wir haben reichlich Photographien aufgenommen, um ein Bild wiedergeben zu können."

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 16. Jan. Sitzung der physikalisch-mathematischen Classe. Hr. Frobenius las über die cogredienten Transformationen der bilinearen Formen. — Hr. Englee las über die geographische Verbreitung der Rutaceen im Verhältniß zu ihrer systematischen Gliederung. — Hr. Möbius legte eine Mittheilung vor: Vergleichende Untersuchungen über die Lebensweise wirbelloser Kassfresser, von Prof. Dr. Fr. Dahl in Kiel. Der Verfasser bezeichnet dieselben als einen ersten Versuch, in der freien Natur Experiment und Statistik für ethologische Untersuchungen zu verbinden. Er bestimmt durch eine Reihe von wohl vorbereiteten und controlirbaren Fängen die Verbreitung verschiedener Arten von nekrophagen Insecten und Würmern in örtlicher Beziehung (in Haus, Wald, Sumpf, Feld u. s. w.), sowie ihr Auftreten nach der Jahreszeit, die größere oder geringere Abhängigkeit dieses letzteren von der Temperatur u. s. f. und gelangt dabei zu allgemeinen Ergebnissen, wie folgende: „Die in höheren Thiergruppen schon erkannte Regel, daß jedes Thier im Haushalt der Natur eine ganz bestimmte, nur ihm zukommende Rolle spiele, scheint auch bei den zahlreichen niederen Thieren Gültigkeit zu haben. Die allermeisten Thiere sind da, wo sie vorkommen, in ihrer Wechselbeziehung zur Nahrung weit gleichmäßiger vertheilt, als man bisher ahnte. Ist die Nahrung selbst gleichmäßig vertheilt, so sind es meistens auch die Consumenten, und die Sinnes- und Bewegungsorgane zur Gewinnung der Nahrung treten zurück; ist dagegen die Nahrung ungleich vertheilt, so steht mit dieser Ungleichmäßigkeit die Ausbildung der Sinnes- und Bewegungsorgane immer genau in gleichem Verhältniß." — Hr. Schulze legte eine Mittheilung des Assistenten am Zoologischen Institut in Berlin Dr. Fr. Schaudinn vor: Ueber den Zeugungskreis von Paramoeba eilhardi n. g. n. sp. — Sitzung der philosophisch-historischen Classe. Hr. Weber hielt einen Vortrag betitelt: Vedische Beiträge Nr. IV (Schluß).

* München, 2. Febr. Geographische Gesellschaft. Naman Oberhummer jun. ist vorgestern über Venedig, Port-Said, Suez und Jaffa nach Syrien abgereist, um den Rest des Winters in Damaskus zu verbringen. Derselbe beabsichtigt im Frühjahr, entweder auf dem Landwege durch die cilicischen Pässe nach Kaisarieh vorzudringen und in Angora mit seinem Reisegefährten zusammenzutreffen, um die Felsenhöhlen Kappadokiens um den Argäus zu erforschen und im Auftrage H. Kieperts den mittleren Halysiauf topographisch festzulegen oder, falls die politischen Verhältnisse bis dahin den Weg über den Taurus nicht gestatten sollten, seine Zwecke in Konstantinopel erst persönlich zu betreiben und dann zu gelegener Zeit über Angora ins Innere aufzubrechen.

□ Würzburg, 2. Febr. Heute feiert Karl Ludwig Fridolin v. Sandberger, öff. ord. Professor der Mineralogie und Geologie an der hiesigen Universität sein 50jähriges Doctorjubiläum. Geboren am 22. November 1826 zu Dillenburg in Nassau, kam er schon im folgenden Jahre nach Weilburg, wohin sein Vater als Gymnasialprofessor versetzt wurde. Schon frühzeitig — noch als Gymnasiast — begann Sandberger seine naturwissenschaftlichen Studien, besonders geognostische, indem er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Guido die geologischen Verhältnisse seines Heimathlandes erforschte und schon 1843 eine kleine Arbeit über Versteinerungen im Jahrbuch für Mineralogie veröffentlichte. Nach Absolvirung des Gymnasiums bezog Sandberger die Universitäten Bonn, Heidelberg und Gießen, an denen er dem Studium der Naturwissenschaften mit so regem Eifer und Erfolg oblag, daß ihm nach kaum vollendetem 19. Lebensjahre am 30. Januar 1846 seitens der philosophischen Facultät der Universität Gießen — nach vorzüglich bestandenem Examen — die Doctorwürde verliehen werden konnte. Darauf ging Sandberger nach einiger Zeit an die Universität Marburg und gab hier die „Uebersicht der geologischen Verhältnisse des Herzogthums Nassau", Wiesbaden, 1847 (144 S. 8° m. Karte), heraus. Am 1. October 1849 trat Sandberger in den herzoglich nassauischen Staatsdienst als Inspector des Naturhistorischen Museums zu Wiesbaden. Während seines Aufenthaltes daselbst wurde sein erstes größeres Werk, in Gemeinschaft mit seinem Bruder bearbeitet, vollendet; es führt den Titel: „Die Versteinerungen des Rheinischen Schichtensystems in Nassau" und besteht aus 71 Bogen Text (gr. 4°) und 41 Tafeln. Daneben wurden die schon früher begonnenen Studien über die Conchylien des Mainzer Beckens fortgesetzt, als deren Frucht im Jahre 1853 „Untersuchungen über das Mainzer Tertiärbecken und dessen Stellung im geologischen Systeme" (Wiesbaden, 91 S. 8°) erschien. Im Jahre 1855 folgte Sandberger einem Ruf an das damals in hoher Blüthe stehende Polytechnikum in Karlsruhe als Professor der Mineralogie und Geologie und wirkte daselbst nahezu 9 Jahre nicht nur segensreich als Lehrer, sondern auch als eifriger Förderer der geologischen Erforschung Badens, indem er die geologische Aufnahme und Beschreibung einer Reihe von Sectionen der älteren badischen Generalstabskarte ausführte. Die Resultate dieser Arbeiten sind in mehreren Heften der vom großherzoglichen Handelsministerium herausgegebenen „Beiträge zur Statistik der inneren Verwaltung der Großherzogthums Baden" veröffentlicht worden. Neben diesen mehr praktischen Zwecken gewidmeten Arbeiten gingen auch rein wissenschaftliche einher; es wurde von 1858 bis 1863 das 458 Seiten gr. 4° und 35 Tafeln umfassende Werk „Die Conchylien des Mainzer Tertiärbeckens" herausgegeben. Seit 1863 bis heute ist Sandberger an der hiesigen Universität thätig. Alsbald begann er hier, soweit es die Lehrthätigkeit und Ordnung der Sammlungen zuließ, die Erforschung der Umgebung Würzburgs in geologischer Beziehung mit solchem Eifer, daß er bereits 1864 auf der Naturforscher-Versammlung zu Gießen werthvolle Mittheilungen über die hiesige Triasformation machen konnte, welche dann in der Würzburger naturwissenschaftlichen Zeitschrift (Band V) veröffentlicht wurden. In den nächsten Jahren schenkte er diesem Gegenstand weitere Aufmerksamkeit und im VI. Band der genannten Zeitschrift sind unter dem Titel „Die Gliederung der Würzburger Trias und ihre Aequivalente" genauere Aufschlüsse bekannt gegeben worden. Auch die sonstigen Gegenden Unterfrankens, z. B. der Spessart und namentlich die Rhön, wurden nicht vernachlässigt und deren geologische Verhältnisse eifrig untersucht und mehrere Abhandlungen darüber publicirt. Nebenher schrieb Sandberger eine große Reihe theils kleinerer, theils größerer Aufsätze mineralogischen und geologischen Inhalts und setzte vor allem seine paläontologischen Studien fort und brachte sie während der Jahre 1871 bis 1876 in dem epochemachenden großen Werke „Die Land- und Süßwasser-Conchylien der Vorwelt" (Wiesbaden, 1000 S. Text 4° und Atlas mit 36 Tafeln in Folio) zum Abschlusse. Als Anerkennung für diese großartige Arbeit wurde ihm von der Leopoldinisch-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher die goldene Cothenius-Medaille verliehen. Später beschäftigte er sich mehr mit chemisch-

geologischen Studien, namentlich mit der Bildung der Erzgänge, worüber zunächst verschiedene kleinere Abhandlungen und 1882 ano 1885 zwei umfangreichere Hefte (zusammen 431 S. 8°) „Untersuchungen über Erzgänge“ erschienen sind. Seine Lehrthätigkeit an der hiesigen Hochschule beschränkte sich aber nicht auf die regelmäßigen Vorträge über Mineralogie im Winter- und Geologie im Sommersemester; eine Reihe von Jahren hindurch erfreute er einen großen Kreis von Zuhörern aus den verschiedensten Gesellschaftsclassen durch seine „Publica“ über Vulcane, nutzbare Mineralien, Erzlagerstätten, Mineralquellen, ausgewählte Capitel aus der chemischen Geologie, Bodenkunde vom chemisch-geologischen Standpunkte und die geologischen Verhältnisse Unterfrankens. v. Sandbergers wissenschaftliche Leistungen wurden allerseits anerkannt, die kgl. bayerische Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, zahlreiche wissenschaftliche Vereine und Gesellschaften zu ihrem Ehren- oder correspondirenden Mitgliede. Seine Brust zieren der kgl. Maximilians-Orden für Wissenschaft und Kunst, sowie die Verdienstorden der kgl. bayer. Krone und vom hl. Michael. Hr. Prof. v. Sandberger legt leider sein Amt als Lehrer nieder und siedelt nach München, wo sein Sohn als Professor wirkt, über.

* **Freiburg.** Prof. Dr. E. Bunmann, Vertreter der Chemie in der medicinischen Facultät unsrer Hochschule, hat den Ruf an die Universität Straßburg als Nachfolger von Hoppe-Seyler abgelehnt.

* **Berlin.** Der ausgezeichnete holländische Chemiker Professor J. H. van t'Hoff in Amsterdam seit Jahresfrist auswärtiges Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften hat seitens der letzteren eine Berufung nach Berlin erhalten. Er soll hier die Stellung als Chemiker der Akademie erhalten, die der verstorbene A. W. v. Hofmann an dreißig Jahre mit so glänzendem Erfolg bekleidet hat. Wie der „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ meldet, schweben die bezüglichen Verhandlungen mit Prof. van t'Hoff bereits seit März 1895. Jetzt sei man so weit, daß Akademie und Cultusminister dem Kaiser folgendes zur Genehmigung unterbreiteten: Hr. van t'Hoff wird als Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor der Universität nach Berlin berufen, wo er verpflichtet ist, den Sitzungen der Akademie wöchentlich beizuwohnen und ferner eine Stunde Colleg zu lesen. Hauptsächlich soll ihm aber Gelegenheit gegeben werden, seine volle Kraft an Studien und Untersuchungen zu setzen, zu welchem Zweck ein Laboratorium eingerichtet werden soll, wo er nach Lust und Wahl seinen Forschungen sich hingeben kann. Prof. van t'Hoff zählt, obwohl erst im 44. Lebensjahre, schon lange zu den Gelehrten von internationalem Ruf. Er legte durch seine Forschungen insbesondere das Fundament zu der in neuere Zeit zur Blüthe gelangten Stereochemie und nicht minder bedeutend ist seine Theorie des osmotischen Drucks, durch welche die neue Theorie der Lösungen begründet wurde.

* **Berlin.** Die königliche Technische Hochschule zu Charlottenburg wird im laufenden Wintersemester von 1982 immatriculirten Studirenden besucht, während die Gesammtzahl der Hörer sich auf 2735 berechnet. Ausländer befinden sich unter denselben 248, und zwar stammen 224 aus europäischen Staaten, 21 aus Amerika und 3 aus Japan. Von den immatriculirten Studirenden widmen sich 341 der Architektur, 433 dem Bau-Ingenieurwesen, 915 dem Maschinen-Ingenieurwesen, 148 dem Schiff- und Schiffsmaschinen-Bau, 144 der Chemie und der Hüttenkunde und 1 allgemeinen Wissenschaften.

* **Wien.** Das Unterrichtsministerium hat auf Ersuchen des akademischen Senats der Universität die Errichtung eines Denkmals im Arcadengange für Dr. Karl Frhrn. v. Rokitansky aus Staatsmitteln bewilligt. Mit der Herstellung des Denkmals wurde der Wiener Bildhauer Emeerich Alexius Swoboda betraut. Das Denkmal wird in der Nähe der Büsten von Thun, Exner und Bonitz aufgestellt werden, da die wissenschaftliche Thätigkeit des großen Pathologen der Periode angehört, in der diese Männer gewirkt haben. Gegenüber dem Denkmal des Grafen Thun, des Reformators des Hoch- und Mittelschulwesens, ist das Monument des Schöpfers des Reichsvolksschulgesetzes, Dr. Ritter v. Hasner, geplant.

△ **Linz**, 1. Febr. Sowohl der nieder- wie der oberösterreichische Landtag bemühen sich darum, daß in Linz eine medicinische Facultät errichtet werde. Die Regierung ist jedoch nicht geneigt, darauf einzugehen, zumal eben jetzt eine neue Studien- und Prüfungsordnung in Berathung steht. Ueberhaupt aber betrachtet sie es als Anomalie, eine medicinische Facultät außerhalb des Verbandes einer Universität zu errichten, während doch gerade diese Facultät in der Regel eher als letzter Theil der Ausbildung einer Universität in Angriff genommen zu werden pflegt.

* **Czernowitz**, 31. Jan. In der heutigen Sitzung des Landtags begründete der Rector der Universität einen Antrag auf Errichtung einer medicinischen Facultät an der hiesigen Universität. Der Antrag wurde sodann dem Verwaltungsausschuß zugewiesen.

* **Basel.** Der ordentliche Professor des römischen Rechts Dr. Friedrich Schulin hat aus Gesundheitsrücksichten um seine Entlassung nachgesucht. An seine Stelle tritt Prof. A. v. Tuhr.

* **Genf.** Im Alter von 67 Jahren starb hier der seit 1886 im Ruhestand lebende ehemalige Ordinarius der medicinischen Botanik, Prof. Johannes Müller. Sohn einer Luzerner Bauernfamilie, ward er an der Genfer Akademie durch de Candolle bei seinem Herbarium als Conservator beschäftigt. Duby und Boissier ermöglichten ihm Forschungsreisen nach Südfrankreich, der Lombardei, Tirol und Salzkammergut. 1857 veröffentlichte Müller seine erste größere wissenschaftliche Arbeit (über Resedaceen) und erwarb sich damit auf Antrag Oswald Heers den Doctorgrad an der Universität Zürich. Dem ersten Werke folgte rasch eine Reihe weiterer. Von 1862 an betrieb Müller namentlich das Studium der niedrigsten Organismen und schwang sich in diesem Fach rasch zum Rang einer Autorität auf. 1868 incorporirte er sich als Privatdocent der damaligen Genfer Akademie. 1871 übernahm er den Unterricht in der medicinischen Botanik und wurde 1876 ordentlicher Professor. Seit 1886 bethätigte er sich namentlich durch die Direction des Herbariums Delessert und des botanischen Gartens und leistete hier Ausgezeichnetes. Sein Scharfblick für die Bestimmung fremder Pflanzen war längst sprichwörtlich geworden.

* **Utrecht.** Hier starb am 29. Jan. der emeritirte Professor der niederländischen Sprache und Geschichte an der Universität Dr. W. G. Brill im Alter von 84 Jahren.

* **Petersburg**, 3. Febr. Die kais. russische Geographische Gesellschaft beging gestern die Feier ihres 50jährigen Bestehens mit einem Festacte, welchem Großfürst Konstantin Konstantinowitsch, mehrere andere Großfürsten, mehrere Minister und viele Hofwürdenträger beiwohnten. Der Minister des Innern, Goremykin, verlas ein kais. Rescript, durch welches der Gesellschaft weitere 5000 Rubel als jährliche Staatsbeihülfe zugesichert werden. Sodann folgte der Empfang von 60 Deputationen; von ausländischen Gesellschaften waren 32 Adressen und Glückwunschtelegramme, von russischen deren über 100 eingetroffen. Die Mitglieder der Gesellschaft erhielten eine Jubiläums-Denkmünze.

Durch jede solide Musikalien- oder Buchhandlung sind zu beziehen aus dem Verlag von **Max Brockhaus** in **Leipzig**:

Julius Zellner, Klavierstücke (2 und 4händig), Violin- und Cellasonate, Trios, Streich- und Klavierquartett. (1648)

„Hochhervorragende Werke einer Künstlererscheinung ersten Ranges“ (Neue Berl. Mus.-Ztg.),

welche „bei aller Beherrschung moderner Musiktechnik“ „durch ihre Ried- und tanzartigen Weisen eine hinreissende Frische und Gefühlsbewegung enthalten.“ (Beilage z. Allg. Ztg.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Die sogenannten Schenkungen

Pippins, Karls des Großen und Ottos I. an die Päpste.

Von

Theodor Lindner.

Preis geheftet 2 Mark.

So viel auch über die Schenkungen der Karolinger an die römische Kirche in der letzten Zeit geschrieben wurde, so hat doch bisher keine der aufgestellten Meinungen allgemeine Zustimmung gefunden. Professor Lindners Untersuchung folgt den von den Quellen gegebenen Bahnen und bildet einen wertvollen Beitrag zur Lösung der Streitfrage.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 4. Februar. Nummer 28.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Des Kaisers Stellung zur Wissenschaft. — Gustav Stickel. Von Robert Fritzsche. — Victor Rydberg und sein socialpolitisches Testament. Von Dr. Max Vogel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Des Kaisers Stellung zur Wissenschaft.

gn. Als der Kaiser auf die erste Kunde von Professor Röntgens wunderbarer Entdeckung den Gelehrten zu sich berief, um sich die Versuche zeigen zu lassen und ihm seine Freude und Anerkennung auszudrücken, wurde von mancher Seite mit Befriedigung hervorgehoben, daß von dieser hohen Stelle aus einer wissenschaftlichen Leistung ein so lebhaftes Interesse entgegengebracht werde. Die besondere Betonung dieses Umstandes deutet darauf hin, daß man in weiteren Kreisen nicht darüber unterrichtet ist, wie der Kaiser auch derartigen Fragen keineswegs gleichgültig gegenübersteht und wie häufig er auch nach dieser Richtung bereits fördernd eingegriffen hat, wenn auch in einer nach außen nur wenig hervortretenden Weise. Es erscheint daher im allgemeinen Interesse angebracht und zugleich als eine Pflicht der Betheiligten, auf einige Vorgänge hinzuweisen, welche geeignet sind, in dieser Hinsicht richtigere Anschauungen zu verbreiten.

Der beträchtlichen Summen, welche seinerzeit für die Planktonexpedition und für die v. Drygalski'sche Erforschung der grönländischen Gletscher bewilligt wurden, mag nur gelegentlich gedacht werden, da es sich hiebei noch nicht um ein directes Eingreifen von allerhöchster Stelle handelte.

Dagegen kennt man in engeren Kreisen gar manchen Fall, der das hohe persönliche Interesse des Kaisers an wissenschaftlichen Leistungen und Unternehmungen in ganz anderem Lichte erscheinen läßt, als vielfach angenommen wird. Zunächst sei hier eines kleinen, aber charakteristischen Zuges gedacht. Als der leider so früh verstorbene Heinrich Hertz, auf dessen epochemachende Arbeiten ja auch die Röntgen'sche Entdeckung zurückzuführen ist, am 20. Sept. 1889 auf der Naturforscherversammlung in Heidelberg das erstemal einem größeren Publicum ein Bild seiner staunenswerthen Forschungen entrollt hatte, da machte der Kaiser den preußischen Cultusminister darauf aufmerksam, daß es sich wohl ziemen würde, diesem ausgezeichneten Manne eine besondere Anerkennung zutheil werden zu lassen. Und als darauf von seiten des Ministeriums im Hinblick auf das jugendliche Alter des großen Forschers die gewöhnliche Stufe, mit welcher man in Preußen bei Decorationen zu beginnen pflegt, vorgeschlagen wurde, ging der Kaiser über den Antrag hinaus und verlieh aus eigener Initiative einen höheren Orden, ein Zeichen, daß er den Werth des Mannes besser zu schätzen wußte als der Minister. Auch die in den letzten Tagen erfolgte Verleihung des königlichen Kronen-Ordens 2. Classe an den Professor Dr. Behring zu Marburg ist auf allerhöchsteigene Initiative des Kaisers zurückzuführen. Er hat dadurch den großen Erfolgen der Serumtherapie, denen er volles Verständniß entgegenbringt, eine ehrenvolle und wohlverdiente Anerkennung zutheil werden lassen.

Dem besonderen Interesse des Kaisers ist es ferner auch zu verdanken, daß es gelungen ist, einem vor einigen Jahren angeregten großen wissenschaftlichen Unternehmen unter Beseitigung der entgegenstehenden finanziellen Bedenken zur Durchführung zu verhelfen. Es sind dies die wissenschaftlichen Ballonfahrten, als deren geistiger Urheber und Leiter der bekannte Meteorolog Professor Aßmann zu bezeichnen ist, die dann von dem Verein zur Förderung der Luftschiffahrt in die Hand genommen wurden und die schließlich durch Zusammenwirken des Preußischen Meteorologischen Instituts und der Militär-Luftschifferabtheilung zu einem glücklichen Abschluß geführt wurden. Dank den von Professor Aßmann sinnreich erdachten Instrumenten haben diese Fahrten die ersten wirklich zuverlässigen Angaben über die Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse der höheren Luftschichten geliefert, gar nicht zu reden von den vielen interessanten Beobachtungen über Wind und Wolken. Daß hiebei die größten Höhen erreicht wurden, zu denen der Mensch bisher überhaupt jemals vorgedrungen ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Welche Bedeutung aber die gewonnenen Zahlen für die Enträthselung der Vorgänge im Luftmeer besitzen, dies wird sich in vollem Maße erst dann erkennen lassen, wenn das umfangreiche Werk veröffentlicht sein wird, mit dessen Herstellung man gegenwärtig beschäftigt ist und welches die Ergebnisse des Unternehmens allen Forschern des In- und Auslandes zur weiteren freien Benützung und Verwerthung zugänglich machen soll. Von dem lebhaften Interesse, welches der Kaiser diesem Unternehmen vom ersten Augenblick an entgegenbrachte und noch heute entgegenbringt, wissen die Nächstbetheiligten nicht genug zu erzählen. Er kam nicht nur mehreremale zu den Auffahrten, um sich über die aëronautische und wissenschaftliche Ausrüstung des Ballons genau unterrichten zu lassen, sondern er verfolgte auch den Fortgang des Ganzen mit ungeschwächter Theilnahme, die sich auch auf die dabei mitwirkenden Personen erstreckte. Und als ein elektrischer Funke nach der sechsten Fahrt den ersten großen Ballon vernichtet hatte, da wurden durch kaiserliche Liberalität sofort die Mittel bereitgestellt, nicht nur um den Schaden gut zu machen, sondern noch weit über dieses Maß hinaus, da sich gezeigt hatte, daß sich der einmal festgestellte Plan mit der ursprünglich erbetenen Summe nicht ganz hätte ausführen lassen.

Auch die astronomische Forschung hat sich der besonderen Gunst des Kaisers zu erfreuen, und dem von dieser Seite gespendeten Wohlwollen ist es in erster Linie zuzuschreiben, wenn man in dem gegenwärtig im Abgeordnetenhause zur Berathung kommenden Staatshaushaltsetat für 1896/97 eine erste Rate für einen großen Refractor findet, der an dem astrophysikalischen Observatorium in Potsdam aufgestellt werden soll. Wer einigermaßen mit den Fortschritten der neueren Astronomie vertraut ist, der kennt die bahnbrechenden Arbeiten, die von diesem Institut ausgegangen sind. Insbesondere sind es die von dem Director desselben, H. C. Vogel, ausgeführten Untersuchungen über

die Bewegung dee Geſtirne im Viſionsradius, d. h. in der Richtung der die Erde und den Stern verbindenden geraden Linie, durch welche er uns überraſchende Aufſchlüſſe über die Bewegungen der Fixſterne geliefert hat. So mag nur darin erinnert werden, daß Profeſſor Vogel auf dieſer Grundlage den regelmäßigen Wechſel in der Helligkeit des bekannten Sternes Algol im Medusenhaupt in geradezu ſtaunenswerther Weiſe zu erklären vermochte. Ee wies nach, daß dieſer hellleuchtende Stern einen dunklen Begleiter habe, der ihn in ſehr geringee Entfernung und dementſprechend mit ſehr kurzer Umlaufszeit umkreiſt und dadurch regelmäßige theilweiſe Verdunkelungen hervorbringt. Obwohl man wegen der enormen Entfernung des Algol von der Erde und der dagegen verſchwindenden des Begleiters von ihm beide Körpee auch bei den allerſtärkſten Vergrößerungen niemals getrennt wird erblicken können, ſo gelang es Vogel doch, nicht nur die Entfernung derſelben von einander, ſondern auch ihre Maſſen wenigſtens annäherungsweiſe zu beſtimmen. Leider ſieht ſich dee raſtloſe Forſchee in der Fortſetzung dieſer und ähnlichee Unterſuchungen ſeit einigen Jahren gehemmt, da die ihm zur Verfügung ſtehenden Inſtrumente dies verbieten. Was ſich mit den in Deutſchland vorhandenen Fernrohren auf dieſem Gebiete erreichen läßt, iſt geſchehen und die Gefahe lag nahe, daß man die weitere Fortführung dieſer Arbeiten dem über reichere Mittel verfügenden Auslande, insbeſondere Amerika überlaſſen müſſe, da die Bemühungen, ein ſtärkeres Inſtrument zu erhalten, bisher ſtets an der Knappheit der Staatsfinanzen geſcheitert ſind und man auch vergeblich nach einem Mäcen geſucht hat, der nach Art der amerikaniſchen Geldkönige durch eine hochherzige Schenkung dem Mangel abgeholfen hätte. Da legte ſich der Kaiſer, dem das Potsdamer Obſervatorium ſchon ſeit ſeinen Jugendjahren wohl bekannt und der auch auf der Berliner Sternwarte ein häufig geſehener Gaſt iſt, aus eigenem Antrieb ins Mittel. Mit eigener Hand verfügte er auf den ſchon längſt ausgearbeiteten Plänen Vereinfachungen und verſcheuchte die Bedenken der Finanzverwaltung, ſo daß man ſich dee Hoffnung hingeben darf, daß ſchon im nächſten Frühjahr der erſte Spatenſtich gethan wird, um den Grund zu graben füe einen neuen Tempel der Wiſſenſchaft und damit Deutſchland die hervorragende Stellung zu wahren, welche es bisher auf dieſem Felde dee Forſchung eingenommen hat.

Das Intereſſe des Kaiſers beſchränkt ſich jedoch keineswegs auf die eben erwähnten Gebiete; im Gegentheil wird jeder Gelehrte, der einmal Gelegenheit hatte, von dem hohen Herrn ins Geſpräch gezogen zu werden, nicht genug rühmen können, wie lebhaft die Theilnahme iſt, welche er den verſchiedenartigſten Fragen entgegenbringt, und wie vielſeitig ſeine Kenntniſſe ſind.

Hand in Hand mit dieſem Sinn und Verſtändniß für alles Schöne und Wiſſenswerthe geht aber auch eine hohe Achtung vor den Meiſtern in Kunſt und Wiſſenſchaft. Es darf vielleicht daran erinnert werden, wie hohe Verehrung Kaiſer Wilhelm II. unſerm großen Helmholtz zollte und wie gern ee der mancherlei Geſpräche gedenkt, welche er mit dem großen Gelehrten noch ein halbes Jahr vor deſſen Tod in Abbazia gepflogen hat. Oder könnte man gar der feinſinnigen und wahrhaft großartigen Weiſe vergeſſen, in welcher der Kaiſee im verfloſſenen Sommer Meiſter Menzel aus Anlaß ſeines achtzigſten Geburtstages zu ehren wußte?

Auch die jüngſt erfolgte Begründung des Wilhelm-Ordens und die Verleihung desſelben an die hochherzige Stifterin Frau Baurath Wentzel, die eine Summe von 1½ Millionen für wiſſenſchaftliche Unternehmungen ausgeſetzt hat, iſt als eine ſolche Anerkennung von Leiſtungen auf culturellem Gebiete zu betrachten. Das wirkſame Intereſſe ferner, mit welchem der Kaiſer die Pläne für den Neubau des großen Charité-Krankenhauſes in Berlin gefördert hat, darf in dieſem Zuſammenhange nicht unerwähnt bleiben.

Daß es des Kaiſers erſte Sorge ſein muß, das Schwert ſcharf und den Arm ſtark zu erhalten, darf als ſelbſtverſtändlich gelten, und jeder Freund von Bildung und Geſittung, weß Standes er ſei, ja welchee Nation er auch angehören mag, kann ihm dafür nur Dank wiſſen. Denn darüber darf man ſich doch keiner Täuſchung hingeben, daß der Friede Europa's nur ſo lange geſichert iſt, als Deutſchland mächtig und achtunggebietend daſteht. Wer abee glaubt, daß neben Armee und Marine nichts anderes mehr im Herzen des Deutſchen Kaiſers Raum finde, dee irrt gewaltig. Vielmehr berechtigt alles, was bis jetzt vorliegt, zu der zuverſichtlichen Hoffnung, daß die deutſche Wiſſenſchaft in Kaiſee Wilhelm II. allzeit einen hingebenden und verſtändnißvollen Mehrer und Förderer finden wird.

Guſtav Stickel.

Geb. 18. Juli 1805, geſt. 21. Januar 1896.

Herders überlebensgroße Büſte beherrſchte das ſchlichte Studirzimmer in der Johannisgaſſe zu Jena, und Stickel wiederholte uns gern, daß Herder ihm nach dem Orient den Weg gewieſen. Dee Rationalismus hatte den dogmatiſchen Staub von den bibliſchen Dichtungen entfernt, ſo daß die natürliche Farbe wieder hervortrat, aber viel echten Blüthenſtaubes war bei dieſem Reinigungswerke mit abgeſchabt worden. Herder und die Seinen verpflanzten die hebräiſche Poeſie in verwandte Umgebung, in den weiten Garten morgenländiſcher Literatur, und ſie duftete wie am erſten Tag. Durchaus in dieſer Tradition ſtehen Stickels Bearbeitungen des Hiob (1842) und des Hohenliedes (1883). Dort entwickelt ee „ein philoſophiſch-dichteriſches Kunſtgewebe", hier „einen Geſang menſchlicher Liebe von Anfang bis zu Ende". Die karge Schönheit des hebräiſchen Ausdrucks hat ee einſichtig erſchloſſen, die zarte Abtönung in der Wahl der Tempora und dee Stellung dee Worte ſauber herausgeſtellt und bildliche Wendungen aus tiefer Kenntniß der Sprache und des Lebens fein gedeutet. Das iſt der dauernde Werth ſeines Hohenliedes. Die Annahme eines zweiten Liebespaares neben Sulamit und ihrem Bräutigam und außer innerer Verbindung mit dieſen, die deamatiſche Gliederung nach Acten und Auftritten fördert das Problem, und wer künſtig wiederum an die Sphinx heeantritt, muß ſich mit Stickel auseinanderſetzen. Der Dreiundachtzigjährige wandelte ſeitab von den Wegen modernee oder auch modiſcher Kritik, ee verſuchte ſich an dem überlieferten Texte ohne Ausſcheidungen und Schichtungen.

Seit im 18. Jahrhundert Reiske in ſtetem Kampfe mit der Enge des Daſeins das Arabiſche aus der untergeordneten Stellung einee Hülfswiſſenſchaft der Theologie zur Selbſtändigkeit emporhob, erblühten mählich auch bei uns die orientaliſchen Studien. Die Idee dee Weltliteratur, durch Goethe's weſt-öſtlichen Diwan neu angeregt, kam ihnen zu Hülfe. Noch war Paris die claſſiſche Stätte der Orientaliſtik: bei de Sacy begründete Stickel die ausgebreitete Wiſſenſchaft arabiſchen Schriftthums, die er ſechzig Jahre hindurch ſeinen Schülern vermittelte. Wir bewunderten die Kunſt des Unterrichts. Eine gedrängte Darſtellung dee Grammatik leitete uns zeitig zum Koran und bereits im dritten Semeſter wurden die Moallakath bewältigt. Um ſo dankbarer gedenken wir ſeiner erfolgreichen Bemuhung, als Stickel nue durch ſeine Ausgabe der Sprüche des Ali (1834) der gelehrten Welt nach dieſer Seite bekannt wurde.

Das bleibende Gedächtniß seines Namens knüpft sich an sein Verdienst um die morgenländische Numismatik. Jener sorgliche Sinn, jene beschauliche Obacht auf wohlgeordnete Sammlungen, die im Weimarer Goethehause uns ansprechen, durchwaltet die Räume des alten Schlosses in Jena, darin das orientalische Münzcabinet eine bescheidene Heimstatt fand. Hoffend und zagend hatte Stickel im Kreise Maria Paulowna's die Bedeutung der Zwick'schen Sammlung ins Licht gesetzt, Karl Friedrich gestattete ohne Zögern den Ankauf, und „freudiges Beben durchzitterte" den Greis, so oft er die Scene schilderte, wie damals im Augenblick des ersehnten Bescheides. — Stickel veröffentlichte 1845 ein Verzeichniß der Omajjaden- und Abbasidenmünzen und 1870, als die Sammlung Sorets werthvolle Ergänzungen gebracht, der ältesten moslemischen Prägen. Die beiden Hefte verdienen den Obertitel eines Handbuchs zur morgenländischen Münzkunde. Flugschnell verbreiten die Araber ihre Herrschaft, doch die Besiegten herrschen weiter in ihren Münzen. Die Bilder der griechischen Kaiser und der persischen Könige, das Kreuz und der Feueraltar bleiben Wahrzeichen des Verkehrs, eine arabische Beischrift nur bezeichnet die neuen Herren, bis das Bild des Chalifen und erst 696 durch Abdulmelils nun sicher bestimmte Münzreform die bildlose Prägung sich durchsetzt. Die wirthschaftliche Nothwendigkeit erweist vor kriegerischen Erfolgen und selbst religiösem Fanatismus ihre Macht und nur allmählich erstarkt innerlich die neue Cultur, da nach außen ihr Bereich längst gesichert ist. Die Zeitfolge der arabischen Fürsten wird festgestellt und fester begründet durch die metallnen Zeugnisse, deren Geltung allen anderen voransteht.

Die orientalische Münzkunde ist ein entlegenes Gebiet. Ich versuchte zu zeigen, wie Stickels Ergebnisse die geschichtliche Anschauung stützen. Selbstische Beschränkung auf abgesondertes Wissen war ihm fremd. „Denkmäler wollen reden. Auch bei der Nachwelt. Und es ist Pflicht der Nachgeborenen, sich um ihr Verständniß, auch der in fremder Zunge redenden, zu bemühen. Denn wie groß die Menschheit ist, sie macht doch nur eine einzige zusammengehörige Familie, welcher theilzunehmen geziemt an allen ihren Gliedern." Herders weithin blickender Geist wirkte jugendfrisch auf Stickels Jugend und hielt sein Alter wach über die Schwelle der neunzig.

Stickels Biographie ist die Geschichte seiner Arbeit. Fragte man ihn nach seinem Aufenthalt im Orient, so antwortete er wohl, daß er — in Gedanken! — sechzig Jahre dort verweilte. Er war ein deutscher Gelehrter von der alten Art, sein Museum umschloß seine Welt, und er war ein harmonischer Mensch, dessen Charakter in seiner Bildung ruhte. Uns Jungen deutete sein Greisenalter die Macht des Gemüths, da er Leid und Entstellung der gangraena senilis in heiterer Thätigkeit klaglos trug — er blieb sein Lebelang ein Zeitgenosse Goethe's.

Gießen. Robert Fritzsche.

Victor Rydberg und sein socialpolitisches Testament.

Von Dr. Max Vogel.

Victor Rydberg wurde am 18. December 1828 in Jönköping, der reizenden Stadt am Wettersee, geboren. Sein Vater war dort Gefängnißvorsteher. Eine zärtlich fürsorgende Mutter verlor der Knabe schon früh, er kam in fremde, aber gute Pflegerhände. Nach dem Besuch des Gymnasiums von Wexiö trat er 1847 beim „Jönköpingsblatt" als Mitarbeiter ein, im folgenden Jahre bei „Gothenburgs Handels- und Seefahrtszeitung". Erst 1851 bezog er die Universität Lund, seine Zeit zwischen juristischen und allgemein wissenschaftlichen Studien, sowie Unterrichtgeben in lateinischer Sprache vertheilend. In späteren Informatorstellen beschäftigte er sich vorzugsweise mit Mathematik zur Ablegung des Civilingenieur-Examens; ehe er jedoch diesen Plan ausführen konnte, gewann ihn S. A. Hedlund von neuem für „Gothenburgs Handels- und Seefahrtszeitung", deren ständiger Mitarbeiter und zeitweise stellvertretender Redacteur er 21 Jahre lang geblieben ist.

Hedlund hat unzweifelhaft das Verdienst, den jungen Gelehrten in die Literatur eingeführt zu haben. Schon durch seinen 1857 erschienenen Roman „Der Freibeuter auf der Ostsee" erregte Rydberg Aufsehen, durch das 1859 veröffentlichte Werk „Der letzte Athener" erlangte er entschiedenen Ruf. Es waren religiöse Fragen, die er hier im leichten Gewande des Romans behandelte, Fragen, die er mit der Gründlichkeit des Gelehrten und der Tiefe des Denkers in der biblischen Lehre von Christus verfolgte und erörterte. In dieser Schrift wie in der ähnlichen „Ueber die Präexistenz des Menschen" zeigt sich Rydberg als der Renan Schwedens, nur weniger negirend als dieser.

Die Früchte einer Reise nach Rom, 1873 unternommen, bilden die „Federskizzen aus Rom", die „Römischen Sagen von den Aposteln Paulus und Petrus", sowie „Die melische Aphrodite" und „Römische Kaiser in Marmor". In diesen Werken und Aufsätzen lernen wir Rydberg als Kunsthistoriker kennen, sie mögen wesentlich dazu beigetragen haben, daß ihm culturgeschichtliche und philosophische Vorträge in Gothenburg übertragen wurden. Das war im Jahre 1876 und schon 1878 wurde Rydberg die Anerkennung zutheil, in die Schwedische Akademie als Mitglied gewählt zu werden. 1884 siedelte er dauernd nach Stockholm über, um an der dortigen Hochschule bis 1889 Culturgeschichte, von da an bis zu seinem Tod „Geschichte der freien Künste" zu lehren. Wie vielseitig der schwedische Forscher war, erhellt daraus, daß in dieser Zeit eine große Arbeit „Germanische Mythologie" entstand, während 1891 die reizende Prosadichtung „Der Waffenschmied" Bilder aus der Reformationszeit entrollte und im selben Jahr eine Sammlung von Gedichten herauskam, worin „Der Grübler" hervorragt, sowie das sociale Lied „Der neue Grottengesang", welches den um das tägliche Brod Ringenden Trost, scharfen Tadel den Mammonsdienern und Unterdrückern spendet. Dabei hatte der Dichter seinem Volke bereits 1876 eine Uebersetzung von Goethe's „Faust" geboten, wie sie besser nicht gedacht werden kann und als Versdichter in der eigenen Sprache, vor allem im „Dexippos", in „Prometheus und Ahasverus" sich den besten schwedischen Vorbildern würdig angereiht.

Im Nachlaß des am 21. September 1895 in seiner Villa Eleliden in Stockholm-Djursholm sanft verschiedenen Dichters fand sich ein Aufsatz: „Die Zukunft der weißen Race", der gewissermaßen als das socialpolitische Testament des Verstorbenen zu betrachten ist. Rydberg erblickt das Heil der Menschheit, den aussichtsreichen Kampf gegen die Wühlereien der Socialdemokratie in der Selbstreform, in der Rückkehr zu Einfachheit und guter Sitte, in der Decentralisirung des Capitals wie der Städte. Ist dieser Standpunkt in seinen früheren Werken nur hie und da zu erkennen, so legt der nachfolgende Auszug aus dem erwähnten merkwürdigen Artikel volles Zeugniß dafür ab. —

Der Aufsatz „Die Zukunft der weiße Race" oder „Die Weißen und die Gelben" ward als Einleitung zu einer schwedischen Uebersetzung der 12. Auflage von Benjamin Kidds Werk „Die sociale Entwicklung" geschrieben, einer Arbeit, welche der schwedische Forscher für ebenso scharfsinnig in der Behandlung des Stoffes, als von einschneidender Bedeutung für Culturgeschichte, Ethnologie und Völkerpsychologie erachtet. Rydbergs Aufsatz geht davon

Digitized by Google

aus, daß „die großen Städte Verbrennungsheerde für menschliche Lebenskraft sind“ und daß die ländlichen Gegenden, über die sich der Industrialismus ausbreitet, das gleiche Schicksal theilen. Die großen Städte würden bald entvölkert werden, wenn nicht frisches Blut vom Lande hinzuströmte. Aber die Nachkommen der Zugewanderten schlagen aus der Art. Und so weit sich der Industrialismus erstreckt und in dem Maße, als die Bevölkerung vom Leben des Ackerbauers zur Beschäftigung des Industriearbeiters übergeht, verheert die Entartungspest die weiße Race. Des weiteren aber wird die Fortpflanzung, die Fruchtbarkeit, so herabgesetzt, daß, wenn die Verminderung fortschreitet, Europa's Staaten, wie früher die Lande des römischen Kaiserreiches, verödet werden und in die Hände von anderen, lebenskräftigeren Völkern fallen müssen. Das althellenische Volk ging unter an der Einwanderung nach den Großstädten, wodurch der Zustrom, der Zugang an „Brennstoff“ vom Lande verringert wurde und die Geburten abnahmen. Polybius (204—122 v. Chr.) berichtet, daß durch Einwanderung des Volkes in die Städte es schließlich dahin gekommen sei, daß ganz Griechenland an Kinderlosigkeit und Menschenmangel litt, so daß das Feld nicht bebaut werden konnte. „Denn“ — fährt er fort — „die Griechen wollen nicht mehr heirathen und wenn sie es thun, wollen sie nicht mehr Kinder erziehen, als höchstens ein oder zwei, um sie in Wohlstand aufwachsen und ein ungetheiltes Vermögen ererben zu lassen. So hat das Uebel sich unbemerkt und doch hastig verschlimmert. In gleicher Weise ist denn auch das in Frankreich allgemein übliche ‚Zweikindersystem‘ um so heimtückischer, als es ein Volk tödtet, ohne daß die Individuen, aus denen das Volk besteht, darunter zu leiden haben. Sie glauben im Gegentheil das eigene und der directen Nachkommen Bestes nur zu fördern. Das System läßt Jahr auf Jahr immer weniger Hände für Ackerbau und Waffendienst übrig, weil nicht alle Sprossen von Zweikinderfamilien leben bleiben, bis sie selbst wieder solche Familien bilden, und weil nicht alle sich verheirathen.

Wie nun die Zukunft der weißen Race sich gestalten wird, wenn dieses System und die Einwanderung nach den Städten ungehindert zusammenwirken darf, liegt offen zu Tage. Der entleerte Landort schafft hinsterbende Städte. Die Auswanderung und die Occupation großer Bezirke in anderen Welttheilen bringen auch einen Abgang, einen großen Verlust von Kraft zu Stande. Dies kann ja leichter ergänzt werden, wenn das Volk einen zahlreichen Ackerbauerstand und frische, unverdorbene Frauen hat. Allein jetzt wird für Europa dieser Voraussetzung von Jahr zu Jahr mehr der Boden entzogen. Europa verzehrt sich selbst wie die alten Hunde. Zur Selbstverzehrung gehört der Alkoholismus, der bei uns eine weit schlimmere Gesellschaftskrankheit ist, als der Opiumgenuß bei den Völkern des Morgenlandes; es wird ja sogar behauptet, daß der Mißbrauch von Opium, Morphium u. dgl. in Amerika und Europa beginnt sich schlimmer zu gestalten als in China. Und außerdem frißt die Tuberculose ein gut Theil von der Lebenskraft der weißen Race.

Die gelbe Race dagegen scheint nicht in irgend welcher derartigen Verschlechterung begriffen zu sein. China leidet nicht an Industrialismus, nicht von der Auswanderung, noch von Alkoholismus oder Lungenschwindsucht. Die Arbeit fürs Dasein ist in China weniger hart, das Leben sittenreiner und gesünder. Und die Lebensanschauung der Chinesen ist bei gesunden Nerven und praktisch trockenem Sinn doch zugleich ideal und raceerhaltend; sie sehen ihre Aufgabe darin, durch ihre Arbeit die Bewohnbarkeit, Fruchtbarkeit und Behaglichkeit des Planeten für kommende Geschlechter zu befördern und sich Gräber bei den Gräbern der Verstorbenen zu bauen. Die Japaner sind ein zähes und ausdauerndes Volk, die Chinesen gleichfalls, obschon diese noch nicht so kriegstüchtig geworden sind. Im Abendland dagegen verschleudert man ohne Gedanken an die Zukunft das Kraftcapital, das uns in unsern Muskeln und der Fruchtbarkeit unsrer Marken gegeben ist.

Der europäische Ackerbau ist ein Raubbau im Vergleich mit dem chinesischen. Die Cloakenleitungen der großen Städte führen dem Meer immer mehr von dem zu, was rechtmäßig den Aeckern zukommt. Wälder werden niedergehauen und Berge der Speisefeerde entblößt. An das Schicksal der „zukünftigen Eltern“ denkt man nicht: nach uns die Sündfluth! Die künftigen Geschlechter davor zu bewahren, daß sie im Auskommen durch die Gewinnsucht der jetzt lebenden bloßgestellt werden, wird eine von Tag zu Tag sich mehr aufdrängende Nothwendigkeit. Alle utilistischen Moralsysteme gehen darauf hinaus, daß diejenigen, welche die Gabe des Lebens mit allen Möglichkeiten, sie zu genießen, besitzen, es ungereimt finden müssen, sich selbst diese Gabe mit Vorsorge für Lebewesen zu verbittern, die nicht existiren.

Ein Weltkrieg zwischen der weißen Race und der gelben steht bevor. Die Vorpostenplänkeleien sind in Amerika und Australien bereits eröffnet. Die Gefahr für die Zukunft der weißen Race ist nicht gering und wird noch dadurch größer, daß ein moralisches Sinken allgemein wird. Was mich persönlich betrifft, sagt Nydberg, so wäre ich geneigt, die Richtigkeit dieser Wahrnehmung in Zweifel zu stellen, da ich keine Zeit kenne, in der man sich nicht über die Abnahme der Sittlichkeit beklagt hätte. Päpste, Könige und Reichsversammlungen sind in verflossenen Jahrhunderten der Bestechung zugänglich gewesen, Throne wie Altäre sind von ungezügelter Selbstsucht und schweren Lastern befleckt worden. Ist es denn wirklich jetzt schlimmer? Für mich sieht es aus, als ob es auf den Höhen besser, darunter aber schlechter geworden wäre.

In jedem Fall wird von allen Theilen Europa's und Amerika's über moralische Verschlimmerung geklagt, und es wäre in Wahrheit verwunderlich, wenn diese Klage unbefugt wäre, weil das beweisen würde, daß der ökonomische Wett- und Verdrängungsstreit, der jetzt mit einer vorher ungekannten Ungebundenheit auf allen Productionsgebieten geführt wird, keinen schädlichen Einfluß auf die moralische Anschauungsweise ausüben würde. Es werden ja in diesem Kampfe alle nur denkbaren Waffen benützt. Lügen, die im Interesse von Börsenspeculationen verbreitet werden, großartig und systematisch veranlagte Plünderung von Sparpfennigen der kleinen Leute, Waarenverfälschungen und andere Arten commerciellen Betruges werden kaum länger als entehrende Handlungen betrachtet, sie können zum mindesten ein sehr mildes Urtheil erwarten, im Fall sie von Glück gekrönt werden.

Verfertiger von giftigen Tapeten und giftigem Kinderspielzeug schreiten mit erhobener Stirne einher und werden als achtungswerthe Mitglieder der Gesellschaft begrüßt. Die Verfälschung von Nahrungsmitteln, von Getränken und industriellen Erzeugnissen hat wissenschaftliche Grundpfeiler bekommen. Chemie und Physik werden ebenso sehr zum Betrug und zum Verderb des Menschengeschlechts wie zu seinem Nutzen angewendet. Die schwere sociale Krisis, welche angeblich aus Ueberproduction von Getreide herrührt, dürfte bei näherer Untersuchung wesentlich durch betrügerische Börsenmanöver mit heraufbeschworen sein. Die Speculation in „flüssigen Särgen“ ist stark genug gewesen, um Parlamentsbeschlüsse und Regierungsmaßnahmen zu ihrer Hemmung hervorzuzwingen. Das für die industrielle Auffassung besonders bezeichnende Schlagwort: „Geschäft ist Geschäft“ hat sich mehr und mehr als eine Unabhängigkeitserklärung der Industrie gegenüber aller

Ehre und Sitte erwiesen. Man rechtfertigt damit, wenn auch nicht offen, so doch vor dem eigenen Gewissen und unter Geschäftsfreunden die schändlichsten Handlungen, wie Verkauf von Pulver und Waffen mitten in Kriegszeiten an die Feinde des Landes, Vertrieb von untauglichen Lebensrettungsapparaten u. s. w.

Die Betrügereien in Bank- und Actiengesellschafts-Verwaltungen und die Namensfälschungen auf Wechseln nehmen erschrecklich zu und werden von zwei Umständen begünstigt, nämlich von der Schlaffheit in moralischer Auffassung seitens der Opfer, die selbst ein Auge zudrücken, wenn sie auf Ersatz für den gehabten Verlust hoffen, wie von der gleichen Schlaffheit eines pflichtvergessenen Revisionswesens. Das Verderben verbreitet sich weit über die eigentlichen Geschäftskreise hinaus. „Aerzte, Advocaten, Ingenieure, Schriftsteller, Künstler — der Mercantilismus ist auf dem Wege, alle zu erniedrigen", klagt eine von Frankreichs vornehmsten Zeitschriften. Die neue Aristokratie, welche auf dem Grundwall der Geschäftsspeculationen erstanden ist, besteht zu einem großen Theil aus rohen Emporkömmlingen und zählt notorische Verbrecher zu den Ihren. Daß der Luxus steigt, während die Kunst hungert, dürfte zum Theil daran liegen, daß ein so bedeutender Theil des beweglichen Capitals in die Hände solcher Emporkömmlinge gefallen ist. Und man erfindet Billigkeitserklärungen, um wenn nicht die Sittenverwilderung zu rechtfertigen, so doch uns über sie hinwegzutrösten. Die wohlfeilste und gewöhnlichste ist die, daß die Zunahme des moralischen Elends in unvermeidbarer Verbindung mit der Vermehrung der Civilisation steht.

Je höher der Baum, desto länger der Schatten. Schöne Civilisation! Ein Upasbaum![1]) Was ist Civilisation? Was ist Cultur? Es scheint fast, als ob unter dem beständigen Abnutzen dieser Worte mit Feder und Zunge ihre eigentliche Bedeutung vergessen worden sei. Vor solchem Bild ist es am Platze, an einige Worte des vornehmsten Denkers der Jetztzeit, W. Wundt, zu erinnern: „Wo Pflichttreue im Beruf, Zuverlässigkeit in Handel und Wandel, Rücksichtnahme auf das allgemeine Beste auf das Minimum herabgedrückt werden, welches selbst der Eigennutz mit seinen Berechnungen nicht entbehren kann, da ist das Allgemeine hülflos dem Untergang geweiht."

In diesem Zustand sollen die Weißen Europa's den Gelben Asiens begegnen zu dem Streit, der ihr Schicksal entscheiden soll. In seinem ersten Abschnitt bleibt der Kampf rein ökonomischer Natur und wird auf dem Arbeits- und Arbeitermarkt von statten gehen. Der Gedanke, die weißen Arbeiter durch gelbe zu ersetzen, ist schon, wie in Amerika und Oceanien, der Verwirklichung näher gerückt worden. Man erhält zu einem Preis, dessen Billigkeit unglaublich sein würde, wenn sie nicht factisch wäre, Arbeiter, denen auch nur die kleinste Idee eines Streiks fremd zu sein scheint; Arbeiter, die in ihren Leistungen eine Ausdauer an den Tag legen, welche an Unermüdlichkeit grenzt, und eine Intelligenz, die bewirkt, daß sie mit der größten Leichtigkeit sich alle technischen Methoden aneignen. Glückt es dem arischen Selbstbewahrungsinstinct nicht, dem Ptan schon im Entstehen zu begegnen, so bekommt Europa: zuerst eine weiße Oberclasse und eine gelbe Unterclasse, danach eine zum allergrößten Theil gelbe Oberclasse und eine gelbe Unterclasse, schließlich gelbe Capitalisten und Mandarinen und eine gelbe Unterclasse, mit anderen Worten: einen chinesischen Volksstamm an Stelle eines arischen.

Obgleich nun die Einwanderung von Chinesen nach Nordamerika und Australien schon Gesetzmaßnahmen zum Schutz der weißen Arbeit hervorgerufen hat oder rein verboten worden ist, so glauben doch Sachkundige, daß Mexico, Central- und Südamerika, sowie Oceanien, innerhalb einiger Menschenalter eine überwiegende und übermächtige chinesische Bevölkerung haben werden. Gibt es nun die kleinste Aussicht, daß Rußland einen Wall gegen die chinesische Einnistung in Europa bilden wird und kann? Die Gefahr würde dadurch nur vermehrt werden, denn erobert Rußland das ganze Reich der Mitte oder auch nur den größeren Theil davon, dann würde es selbst mehr chinesisch werden als slavisch bleiben. Der wohlgerüstete Grenzwächter leidet an Auszehrung, wenngleich er mit Leichtigkeit den Gegner über den Haufen rennt. Doch der fällt weich und steht wieder auf. China schlagen heißt: ins Wasser schlagen! Zerstückle China mit dem Schwerte — die Zerstückelung ist nur scheinbar, so lange die eigenthümliche chinesische Civilisation besteht.

Noch ist es immerhin mehr die industrielle Bedeutung des Gegenstandes, welche beunruhigt. Da man die Einführung asiatischer Arbeiter nach Europa nicht riskirt, so verlegt man dafür Fabriken nach Asien. In Bombay, Madras und Calcutta sind Filialen engtischer Manufacturen, speciell aus Lancashire, errichtet; schlimmer aber, weit schlimmer ist, daß Japan schon als Wettbewerber auf dem industriellen Weltmarkt auftritt und China sicher diesem Beispiel folgen wird. Unerhört große Steinkohlenlager gibt es in China, in der Provinz Shansi allein 34,000 Quadratmeter von Anthracit; das „Rückgrat der Großindustrie" ist also vorhanden. —

Der Verfasser überläßt es den Lesern, einen Schluß aus seinen Aeußerungen zu ziehen. Er glaubt, daß er darin mit ihnen einig sein wird, daß die Gefahren, welchen die weiße Race zu begegnen hat, besorgnißerregend sind und daß die moralischen und physischen Zustände, unter welchen das geschieht und unter denen der entscheidende Kampf schon in dem bald beginnenden 20. Jahrhundert ausgekämpft werden dürfte, die Aussichten für denselben beinahe verzweifelt gestalten. Für eine Race, die sich selber verzehrt, ist selbst die militärische Eroberung von nahezu allen Welttheilen ein Selbstverzehrungsproceß; eine Race, an Anzahl geringer als die gelbe und außer Stand, gleich dieser zu gedeihen und sich zu vermehren, unter welchem Himmelsstrich es auch sei; eine Race, welche außerdem mit erblichen Krankheiten schlimmer als die gelbe belastet ist und dazu anfängt, minder fruchtbar als diese zu werden — eine solche Race kann, trotz der höheren geistigen Begabung, welche sie zur Aristokratie des Menschengeschlechts gemacht hat, es mit der körperlich ausdauernderen, mäßigen, praktisch verständigen, unermüdlich arbeitsamen und geduldigen Race Ostasiens nicht auf die Dauer aufnehmen.

Die Cultur der Weißen spricht, was die Entwicklung der Gesellschaftsordnung und die intellectuelle Durchschnittshöhe anbetrifft, gerade auch nicht zu deren Gunsten. Das Vorhandensein der Gefahr wird auch schon immer mehr erkannt, ein Schreckfieber beginnt sich einzustellen, daß der „beste Mann" von dem „billigsten" verdrängt werden wird (denn dann hat unser Geschlecht den Höhepunkt seiner historischen Wanderung hinter sich), wenn nicht ein Racenprotectionismus, eine antichinesische Mauer zum Schutz der Weißen gebildet werden kann. Für seine Person hegt indessen der Verfasser die Hoffnung, daß, wenn Europa die schwere Krisis durchgemacht hat und die eigene Großindustrie von einer heranwachsenden asiatischen überflügelt sieht, ein gesundes und volkserhaltendes Productionssystem an Stelle eines volkzerstörenden sich wieder Bahn brechen wird.

Zu den Anzeichen, welche die Hoffnung auf die Zukunft unsrer Race befestigen, gehört die Richtung im Gang der naturwissenschaftlichen Entdeckungen und technischen

[1]) Giftbaum auf den Molukken.

Erfindungen, welche der Hausarbeit von derselben Seite aus Hülfe zu geloben scheint, von der aus sie zuerst gestürzt wurde. Doch diese Zeichen sind unsicher. Ein sicheres Zeichen aber wäre das Wiedererwachen des Gefühls der Zusammengehörigkeit, „das Gefühl von Einheit zwischen den Geschlechtern, die gingen, dem Geschlecht, das ist, und den Geschlechtern, welche kommen.“ Ohne dieses System scheint eine sittliche und physische Wiedergeburt für Europa unmöglich. In allererster Linie wird es zur Unmöglichkeit, die Lebensquelle der Nationen zu bewahren: die freie, besitzende Ackerbauerclasse. Rosegger, welcher auf so ergreifende Weise den vor seinen Augen sich vollziehenden Untergang des Bauernstandes in den deutschen Alpen schildert, äußert, daß der Aelpler nicht da ist, um zu concurriren, sondern um auf seinem Stück Feld für sich selbst zu arbeiten und ein freies, naturgemäßes Leben zu führen. Diese Worte gelten für die arbeitende Ackerbauerclasse aller Länder in gleichem Maße, der großindustriellen Auffassungsweise kommen sie freilich „paradox“ vor.

Mittheilungen und Nachrichten.

tt. Ernst v. Wolzogen: Ecce ego. Erst komme ich. Roman. Berlin, F. Fontane u. Co. 1896. — Der Roman des schrankenlosen, brutalen Egoismus. Ernst v. Wolzogen hat schon in verschiedenen seiner früheren Bücher starke Hinneigung zu der Darstellung morscher, brüchiger Existenzen gezeigt, so in „Das Lumpengesindel“ und „Die Entgleisten“. Das vorliegende Buch schildert mit satirischer Feder den nothleidenden verschuldeten Gutsbesitzer, der, um eine reiche Heirath zu machen, flott Komödie zu spielen weiß, aber sehr mich die rohen und niedrigen Seiten seines Wesens herauskehrt, sobald es ihm gelungen ist, den Goldfisch zu angeln. Seine Frau nimmt schon bei der Heimkehr von der Hochzeitsreise wahr, wie so ganz anders die Menschen und Verhältnisse in ihrem künftigen Aufenthaltsorte sind, als sie ihr vorher dargestellt worden waren. Sie stirbt, nachdem sie einem zarten Knäbchen das Leben gegeben, das ihr wenige Tage nachher im Tode folgt. Der Gatte erbt ihr Vermögen, verheirathet sich mit einer Weltdame und bringt es mit seinem Wahlspruch „Erst komme ich“ weit in Ehren und Würden. Denn „die fleißigen Streber seinesgleichen haben jetzt eine goldene Zeit. Die kalte Ichsucht schützt besser als eine Rüstung von hartem Stahl gegen die Wunden, die das Leiden der Menschheit mitleidigen Herzen schlagen kann. Sie schützt auch sicher wie Halsberge und Helm mit geschlossenem Visir den Kopf davor, daß etwaige gefährliche Gedanken — nicht entwischen können! Ja, ja der edle Junker Adalbert, das ist ein stolz Gewappneter, der wird es noch zu hohen Ehren bringen als eine feste Stütze für Thron und Altar. Das ist die neue Ritterschaft vom heiligen Ego!“ — Wie in dem Roman „Die Entgleisten“, so sind auch hier die Farben jedenfalls etwas zu stark aufgetragen, namentlich sind die Familienmitglieder des Helden wahre Caricaturen. Nicht leicht verständlich scheint es, daß der als sehr tüchtig und geliebt geschilderte Bruder der jungen Frau in die Ehe willigt und sich durch recht oberflächliche Einwände davon abbringen läßt, sich an Ort und Stelle darüber zu vergewissern, inwieweit die ihm gewordenen Angaben der Wahrheit entsprechen. Ernst v. Wolzogen ist ein ernster und tüchtiger Autor, der in dem vorliegenden Buch ein Stück Tendenzpoesie liefert; leider ist über die Tendenz die Poesie etwas zu kurz gekommen.

* In den letzten Tagen des Januar nahmen, wie die „Photographische Rundschau“ berichtet, im Laboratorium der Firma Siemens u. Halske zu Berlin Dr. Erlwein, Dr. Rapp, Hauptmann Himly und Dr. Neuhauß noch Röntgen'schem Verfahren Versuche vor, welche ein höchst bemerkenswerthes Ergebniß lieferten. Bisher galt als Regel, daß derartige Versuche nur mit großen Funkeninductorien gelingen, welche Funken von 10—15 cm Länge geben. Hiebei ereignete es sich leider nur allzu oft, daß die zur Verwendung gelangenden Hittorf'schen Röhren vom Funken durchgeschlagen und daher unbrauchbar wurden. Bei den Versuchen der oben Genannten wurde mit überraschend günstigem Erfolge eine ganz neue Anordnung getroffen, über welche die Firma Siemens u. Halske in nächster Zeit genaue Mittheilungen veröffentlichen wird. Heute sei darüber nur so viel berichtet, daß ein verhältnißmäßig kleiner Funkeninductor (4 bis 5 cm Funkenlänge) zur Anwendung kam. Der mit demselben gelieferte Strom hat eine etwa zehnmal geringere Spannung als diejenigen Ströme, welche man bisher bei derartigen Arbeiten durch die Hittorf'sche Röhre schickte. Die Gefahr des Durchschlagens ist daher fast völlig beseitigt. Die Neuerung bezieht sich auf die Behandlung des primären Stromes. Nicht nur eine gut luftleer gemachte Hittorf'sche Röhre lieferte nach genanntem Verfahren in auffallend kurzer Zeit (die Aufnahme einer menschlichen Hand erforderte wenige Minuten Belichtung) vortreffliche Resultate; es ereignete sich das beinahe Unglaubliche, daß man erfolgreich die Hittorf'sche Röhre durch die Glasbirne einer gewöhnlichen elektrischen Glühlampe ersetzen konnte. Als Anode wurde hier die metallische Leitung zu dem Kohlenfaden benutzt, als Kathode eine außerhalb der Glasbirne befindliche Metallplatte. Beim Hindurchschicken des Stromes durch die Glasbirne erstrahlte letztere in bläulichem Lichte. Wir heben dies besonders hervor, da, wie man bisher annahm, eine zu photographischen Aufnahmen nach Röntgen'schem Verfahren geeignete Hittorf'sche Röhre nur grünes Licht ausstrahlen darf. Jedenfalls beweisen die Versuche, daß auf diesem Gebiete noch unendlich viel Neues zu entdecken und das Verfahren erheblich zu vereinfachen ist. Die sehr großen und daher sehr theuren Funkeninductorien werden durch billigere Inductorien zu ersetzen und die Gefahr des schnellen Verderbens der Hittorf'schen Röhren wird zu umgehen sein. — Die „Elektrotechnische Zeitschrift“ macht Mittheilungen über die Versuche, welche Prof. Slaby von der technischen Hochschule in Berlin mit seinem Assistenten G. Klingenberg gleich nach Bekanntwerden von Prof. Röntgens Entdeckung mit Röntgen'schen Strahlen gemacht hat. Nach dieser Mittheilung haben die genannten Herren auch den Versuch gemacht, unter Anwendung einer Lenard'schen Röhre direct mit Kathodenstrahlen zu photographiren, und haben auf diese Weise ebenfalls gute Bilder erzielt, worunter solche von einem Huhn und einem Hühnerflügel; auf beiden sind genau wie auf den mit Röntgen'schen Strahlen aufgenommenen Bildern die Weichtheile nur schwach, die Knochen dagegen sehr scharf erkennbar. Um die Kathodenstrahlen, welche vom Glas vollständig zurückgehalten werden, auch außerhalb der Röhre zu erzielen, hat schon früher Lenard die Eigenschaft des Aluminiums, diese Strahlen hindurchzulassen, verwendet, indem er die von ihnen getroffene Stelle der Glasröhre durch ein Aluminiumfensterchen ersetzte. Die auf dieses Fensterchen von innen fallenden Kathodenstrahlen werden in der dünnen Aluminiumschicht nur wenig geschwächt und treten somit in die Luft heraus, so daß sie, wie erwähnt, zum Photographiren benützt werden konnten, indem die Platte mit dem davor liegenden Object allerdings nur ca. 10 Centimeter von dem Fensterchen entfernt war.

H.Z. **München.** In der letzten geschlossenen Versammlung der Geographischen Gesellschaft hielt Prof. Dr. Friedr. Hirth einen überaus anziehenden und ausführlichen Vortrag über den Seehandel China's im Alterthum und Mittelalter. Wir entnehmen dem reichen Inhalte folgende Sätze, die der Redner theilweise schon in seinen „Chinesischen Studien“ (1890. Zur Geschichte des antiken Orienthandels und des Orienthandels im Mittelalter) und im Supplement des „T'oung-Pao“ 1894 in einer Abhandlung „Über die Länder des Islam nach chinesischen Quellen“ ausgesprochen hatte. Wir sind gewahnt, die chinesische Literatur als eine kaum ernst zu nehmende Quelle asiatischen Wissens hingestellt und nur da herangezogen zu sehen, wo uns alle anderen Literaturen im Stiche lassen, wie dies im Zeitalter des Hiüan Chuang in Bezug auf Indien der Fall ist. Man vergißt dabei, was man billigerweise selbst den Chinesen schuldig ist, nämlich ihre Kenntniß und Auffassung der Ethnographie fremder Gebiete nicht mit unsrer höheren modernen Bildung zu vergleichen, sondern sich in die Vergangenheit unsres eigenen Geisteslebens zu versetzen und nach dem Maßstabe zu messen, den wir an die Literatueen anderer Völker des Orients zu legen gewohnt sind. Kein politisches Interesse kann die Chinesen des Alterthums bewogen haben, sich in die Schilderung der ethnographischen Verhältnisse jener fernen Länder zu vertiefen. Vielmehr geht aus sämmtlichen Einzelheiten, die uns in den alten Beschreibungen des Landes Ta-ts'in (so hieß das die Westgrenze ihres geographischen Wissens bildende Reich) erhalten sind, deutlich genug hervor, daß es die wirthschaftlichen und unter diesen vorwiegend die commerciellen Interessen sind, die den Chronisten vor allem anderen am Herzen lagen. Nicht Eroberungsgelüste, sondern der Wunsch, die besten Kunden ihres Seidenmarktes kennen zu lernen — vielleicht der Wunsch, durch directe Verbindungen sich von dem lästigen Zwischenhandel

der Parther zu befreien —, mog den chinesischen General Pan-Ch'ao, welcher weit nach Centralasien vorgedrungen war, bewogen haben, einen seiner Adjutanten, Namens Kan-Ying, die lange Reise durch das Gebiet der Parther machen zu lassen, um das den Chinesen wegen der gegenseitigen Handelsverbindungen oft genannte Land Ta-ts'in zu besuchen. Kan-Ying, so heißt es in den Annalen der Dynastie Han, erreichte im Jahre 98 n. Chr. das an der äußersten Westgrenze von An-hsi gelegene Land Ti'ao-chih. Von dort aus sollte er die Reise nach Ta-ts'in antreten. In Ti'ao-chih befand sich ein Hafen, der als Ausgangspunkt für die Seereise nach dem westlichen gelegenen Ta-ts'in zu betrachten ist. Kan-Ying kam dort mit den Schiffern des Landes An-hsi in Berührung. Diese überredeten ihn, die beabsichtigte Reise zu unterlassen, indem sie sagten: „Das Meer ist weit und gefährlich; bei günstigem Winde kommt man in drei Monaten nach Ta-ts'in; sind aber die Winde schlecht, so kann die Reise zwei Jahre dauern. Unsere Schiffe werden deshalb mit Proviant für drei Jahre versehen. Dann ist etwas auf dem Meere, was den Menschen veranlaßt, nach seiner Heimath zu verlangen. Wer sich aufs Meer begibt, wird von melancholischen Gefühlen ergriffen; möge der Gesandte nur gehen, wenn ihm seine Eltern und Weib und Kind gleichgültig sind." Mit einem Anflug von Humor fügen die chinesischen Annalen hinzu, daß Kan-Ying nun die Reise nicht machen konnte. Die Schiffer aber, die ihm jenen Rath ertheilten, waren Bewohner des Landes An-hsi. Dasselbe wird an andern Stellen vom Chronisten so bescheinigt, daß seine Identität mit dem Lande der Parther über jeden Zweifel erhaben ist. Wenn wir es versuchen, uns ein Bild von den römisch-chinesischen Handelsverhältnissen zu machen, so müssen wir allerdings die Dürftigkeit der vorliegenden Quellen beklagen; mehr aber noch die derjenigen Quellen, die uns aus der diesseitigen klassischen Literatur erstehen als die der chinesischen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die alten Chinesen über den römischen Markt weit besser informirt waren, als dies umgekehrt der Fall war. Einer landläufigen Tradition zufolge wurde noch in der Kaiserzeit chinesische Seide mit ihrem Gewicht in Gold aufgewogen, eine Thatsache, die sich auch in der chinesischen Literatur erwähnt findet. In den charakteristischen Produkten des Handels von Syrien, welches Land der Redner als das vielgesuchte Ta-ts'in anspricht, gehört vor allen Dingen auch das Glas, wovon zehn verschiedene Farben namhaft gemacht werden. Mit großer Wahrscheinlichkeit nahm der älteste Verkehr China's mit den Ostprovinzen des römischen Reiches seinen Weg durch Centralasien; erst im October des Jahres 166 n. Chr. kamen Bewohner des Landes Ta-ts'in auf dem Seeweg nach China. Die chinesischen Annalen berichten darüber mit folgenden Worten: „Die Könige von Ta-ts'in wünschten immer Gesandte nach China zu schicken, aber die Parther wollten im Seidenhandel China's die Vermittler bleiben, weßhalb sie den Weg versperrten. Erst im Jahre 166 schickte der König „Antun" eine Gesandtschaft, die von der Grenze von Annam (Jihnan), Elfenbein, Rhinocerosshorn und Schildpatt als Tribut darbrachte. Von jener Zeit nahm der directe Verkehr mit diesem Lande seinen Anfang. Die Thatsache, daß unter ihren Tributgegenständen sich keinerlei Juwelen befanden, läßt vermuthen, daß diese von den Gesandten unterschlagen wurden." Es scheint mehr als ein Zufall zu sein, daß diese sogenannte Gesandtschaft gerade in das Jahr 166 fällt; denn, da im vorhergehenden Jahre der Partherkrieg, den Avidius Cassius unter Marcus Aurelius Antoninus geführt hatte, mit der Einnahme von Ktesiphon und Seleucia endete; da überdies zu gleicher Zeit eine alles verheerende Pest, die schrecklichste, von der die Geschichte des Alterthums zu berichten weiß, in Babylonien ausgebrochen war, eine Krankheit, die sich vielleicht über ganz Centralasien erstreckt, da zu gleicher Zeit auch die chinesischen Annalen einer Epidemie Erwähnung thun, so ist nichts natürlicher als die Annahme, daß der Seidenhandel durch das Gebiet der Parther eine Unterbrechung erlitt, die es den Handelsleuten in Antiochia, Tyrus, Sidon oder Petra nahe legte, auf dem Seewege mit dem chinesischen Markte in Verbindung zu treten und sich so vom parthischen Zwischenhandel unabhängig zu machen. Die Verlegung des Schwerpunktes jener Handelsverbindungen auf den Seeverkehr bildet gewissermaßen den Anfang des bis in die Gegenwart reichenden westöstlichen Seehandels. Der Endpunkt der langen Seereise, die vermuthlich in den Häfen Indiens, besonders aber in Ceylon, vielleicht in einem Hafen Sumatra's unterbrochen wurde, lag, wie der chinesische Chronist sagt, an der Grenze von Annam, und zwar außerhalb der chinesischen Grenze. Was wir aus westlichen Quellen über das letzte Ziel jener Seereise wissen, ist die von Ptolemäus mitgetheilte Thatsache, daß in jener Zeit das fernste von der Schiffahrt des Westens erreichte Ziel die Stadt Kattigara bildete. Der Redner nennt darin die Hauptstadt von Jihnan, die seit dem Anfang des 3. Jahrh. Kan-ts, im Kantonesischen Ka-tai hieß. Bald nach jener Zeit muß die Eröffnung von Kanton stattgefunden haben. Vor der Entdeckung Amerika's bildete der Orienthandel zur See, wie er zwischen dem Becken des Mittelmeeres durch das Rothe Meer und über den Indischen Ocean hinaus nach China betrieben wurde, die Hauptschlagader in dem Organismus des Welthandels. Wie ein semitisches Volk, die Syrer, den Welthandel des Alterthums monopolisirt hatte, so waren es seit dem Verfall des römischen Reichs die Araber, die dem europäischen Markt die Erzeugnisse Asiens und der Ostküste Afrika's zuführten und die wohl auch manches von dem Ueberflusse Europa's in den Ländern des Orients verbreiteten. Wir verdanken den Arabern ungemein wichtige Aufzeichnungen über den Orient des Mittelalters, arabische Reisende wetteifern mit Marco Polo, uns die ersten aus dem Urtheil des Alterthums hervorleuchtenden Nachrichten über China zu geben. Trotzdem waren die Araber über China nicht besser unterrichtet als umgekehrt die Chinesen über die Reiche der Chalifen. Die chinesischen Berichte über die Länder des Islam sind ebenso reichhaltig, sachlich und der richtigen Behandlung verständlich wie der arabischen über China. — Auf die eingehenden kritischen und theilweise polemischen Erörterungen des Vortragenden folgte eine ebenso lebhafte Discussion, die von dem Vorsitzenden, Prof. Günther, aufgenommen und durch die HH. Oberhummer, Götz, Glaser, Hommel, Merzbacher und den Redner selbst weitergeführt wurde. Da die Zeit schon weit vorgerückt war, zog der erste Vorsitzende seinen Antrag über die dem Ehrenmitglied der Gesellschaft Prof. Dr. Gg. Neumayer, Director der Deutschen Seewarte in Hamburg und W. Geh. Admiralitätsrath, zu dessen 70. Geburtstage zugedachte Ehrung einstweilen zurück und vertagte sie bis zur nächsten geschl. Sitzung im März. Gymnasialprofessor Albert Winter legte alsdann seine von Major Lorck gezeichnete oro- und hydrographische Karte von Bayern vor, die, für die Hand des Schülers berechnet, allseitige Anerkennung fand. In rascher Folge berichtete der zweite Schriftführer über die Geschichte und Rechnungsführung der Gesellschaft, die z. B. 300 Mitglieder zählt, brachte die zahlreichen Geschenke und Neuerwerbungen der Bibliothek zur Anschauung und theilte mit, daß noch in diesem Jahr der neue (16.) Jahresbericht in Verbindung mit einem gedruckten Katalog der Bibliothek erscheinen werde. Nach Wiederwahl der Vorstandschaft boten der erste Vorsitzende wie der zweite Schriftführer dankbar die großen, langjährigen Verdienste des bisherigen ersten Schriftführers, Prof. Dr. C. Oberhummer, hervor, der seine Stelle an den zweiten Schriftführer abgegeben, am selbst das Amt eines Conservators der Gesellschaft zu übernehmen.

oe. **Speier**, 2. Febr. Am 28. Januar gelang es Hrn. Rector Dr. Bender hier, nach mehrtägigen Versuchen, lesbare Röntgen-(X)-Strahlen durch eine messingene Münze von etwa 0.3 mm Dicke zu senden. Bei arbeitendem Inductorium (großer Ruhmkorff mit 25—30 cm Schlagweite) wurden 52 Volt und 6 Ampère des Maschinenstromes abgelesen. Die verwendete Röhre zur Gewinnung der X-Strahlen hatte eine von den Crookes'schen abweichende Form. Sie bestand aus einem doppelt zugeschmolzenen Kragenrohr von 9 cm Länge, welches hochgradig luftleer war. An den gegenüberstehenden Enden waren Platindrähte eingeschmolzen, welche sich auf 1 mm Entfernung (auf der Achse des Rohres) näherten. Man bekommt auf diese Weise eine Kathodenlichtkerze von 3.5 cm Länge und kann abwechselnd den einen oder den andern Draht zur Kathode machen. Auch lassen sich mehrere Objecte auf einmal aufnehmen. Die Expositionsdauer betrug 55 Min. Die photographische Trockenplatte war doppelt eingehüllt in völlig schwarzes Papier, in welchem diese Trockenplatten gut Versendung kommen und welche für Lichtstrahlen undurchsichtig sind. Ueberdies wurde in der Dunkelkammer experimentirt. Ueber diese Doppelschichte, der lichtempfänglichen Seite zugekehrt, wurde die genannte Münze gelegt und diese durch einen Bogen übergeklebten weißen Papiers festgehalten. Das photographische Positiv dieser Aufnahme zeigt folgende interessante Details. Ein Lorbeerkranz umschließt das Wort „Spielmarke". Es ist dies die Prägung der vorderen Seite der Münze und durch sie drangen die X-Strahlen ein. Das Wort muß daher auch von rechts nach links gelesen werden. Außerdem beobachtet man auch noch leicht einen Vogel Strauß im Laufen begriffen, den Kopf tief geneigt. Es ist die Prägung der hinteren Seite der Münze, durch welche die Strahlen

Digitized by Google

zunächst auf die erwähnte Papierdoppelschichte und dann auf die photographische Trockenplatte fielen. Da diese Reliefs aufgeprägt sind, so erscheinen die genannten Figuren dunkel auf hellem Untergrund. Da die Contouren scharf sind, so lassen sich also die beiden Seiten einer Münze nicht nur auf einmal aufnehmen, sondern auch xylographisch verwerthen. — Man vermuthet mit Recht zunächst hier das Resultat einer Schattenwirkung, hervorgerufen durch die ungleiche Durchlässigkeit der verschiedenen Münzstellen, welche ihrerseits abhängig ist von den ganz minimalen Unterschieden der Dicke der Prägung. Legt man aber zwei gleiche Photographien, so unter das Stereoskop, daß beide Bilder sich zu einem einzigen Eindruck verschmelzen, was leicht gelingt, so tritt diejenige Fläche, auf welche die X-Strahlen zunächst fielen, plastisch in den Vordergrund. Das photographische Bild ist also nicht bloß eine Function der variablen Dicke der Prägung, sondern auch eine Function der Lage der Ein- und Austrittsstelle der X-Strahlen. — Da Aluminium die X-Strahlen leicht, selbst in dickeren Schichten, durchläßt, so werden weitere Versuche, welche Hr. Rector Dr. Bender mit Aluminiummedaillen von verschiedener Dicke ausführen wird, zur Aufklärung dieser räthselhaften Eigenschaft der X-Strahlen führen. So viel läßt sich aber wohl heute schon sagen, daß diese stereoskopischer Effecte fähigen Photographien kann die Annahme einer bloßen Schattenwirkung bei der Bestenhlung durch X-Strahlen gestatten. (Zur Erklärung des stereoskopischen Effects wäre auch die Annahme genügen, daß die Münze bei beiden Aufnahmen den Strahlen nicht genau unter gleichem Winkel gegenübergestanden. — D. Herausg.)

* **Wien.** Aus dem soeben erschienenen Jahrbuch der Wiener Universität entnimmt das „W. Fremdl." folgende Einzelheiten: Prof. Dr. Adolf Exner hat seine werthvolle juristische Bibliothek der Universität letztwillig vermacht. Diese reichhaltige Sammlung wurde der Hausbibliothek des rechtswissenschaftlichen Seminars einverleibt. Desgleichen hat Dr. Anton Frhr. Hye v. Glunek der Universität letztwillig eine Reihe auf die Geschichte und die Verfassung der Wiener Universität bezüglicher Bücher, Schriften und Manuscripte legirt. Der Innsbrucker Universitätsprofessor Dr. Antoni Mayr hat der Klinik des Professors Chrobak in Wien, nachdem er derselben bereits früher 108 Gypsmodelle geschenkt hatte, weitere 51 Modelle übergeben. — Ueber die Entstehung der volksthümlichen Universitätscurse wird in dem Jahrbuche berichtet: Am 16. Dec. 1893 überreichten 53 Docenten, darunter 37 ordentliche Professoren aller Facultäten, dem Senat eine die Einführung dieser Curse betreffende Eingabe. Schon zwei Tage später setzte der Senat eine aus den Professoren Kopallik, Antoa Menger, Ludwig, Müller und Reinisch bestehende Commission ein, und am 26. Januar 1894 faßte der Senat den principiellen Beschluß auf Abhaltung dieser Curse. Dieser Beschluß wurde mit der Bitte um eine Jahressubvention von 6000 fl. dem Unterrichtsministerium vorgelegt. Die Subvention wurde gewährt. Zugleich setzte der Senat eine neue Commission zur Vorbereitung der Statuten ein. Professor Anton Menger arbeitete den Entwurf eines Statuts aus. Am 14. Juni 1895 erstattete Rector Professor Dr. Laurenz Müllner den Bericht an das Ministerium, das ihm alsbald die Genehmigung ertheilte. — Der Unterrichtsminister hat seine Geneigtheit ausgesprochen, eine für den Aetadenhof bestimmte Brunnenfigur „Die Nymphe Kastalia mit dem Drachen Python" nach dem Entwurfe des Bildhauers Anton Paul Wagner auf Rechnung der staatlichen Kunstcredite ausführen zu lassen. — Dem Grafen Hans Wilczek, der seinerzeit der Universität eine Reihe von Rectorenbildern gewidmet hatte und diese im vorigen Jahre von künstlerischer Hand restaurieren ließ, wurde der Dank ausgesprochen.

* **Paris,** 1. Febr. Der Reformminister des Unterrichts, Senator Combes, der bereits ein Project für die Constituirung der Universitäten und ein anderes für die Reform des Baccalaureats ausgearbeitet und das Festessen der Lehrer auf Staatsloften am Karlstage aus Sparsamkeit abgeschafft hat, tritt schon wieder mit einer neuen Reform hervor. Er will die Aussprache des Griechischen in den Schulen abändern. Homer, Sophokles und Demosthenes sollen hinfort mit neugriechischer Aussprache gelesen werden, wo bekanntlich die fünf gesonderten Laute des Altgriechischen i, langes e, y, ei und oi zusammenfallen, indem sie alle wie i gesprochen werden, und außerdem ai ea der Aussprache nicht vom kurzen e zu unterscheiden ist. Der Minister gibt in seinen Motiven zwei Gründe an. Erstens sei die jetzt in den Schulen übliche erasmische Aussprache willkürlich und künstlich, da die wahre Aussprache des Altgriechischen heute niemand mehr kenne; zweitens werde das Studium mehr praktischen Nutzen haben, wenn es den Schülern den Verkehr mit den Griechen von heute, die außer im eigentlichen Griechenland auch in Konstantinopel, Kleinasien, Aegypten sehr zahlreich sind, erleichtern werde. Dieser Reformplan wird zwar von einigen Gelehrten gebilligt — so z. B. von Emile Burnouf, der aus politischen Gründen dafür eintritt und zugleich für das Latein die modern italienische Aussprache empfiehlt —; alle Lehrer des Griechischen aber begegnen ihr mit begründetem Mißtrauen. Die neugriechische Aussprache, sagen sie, ist ganz gut für die vereinfachte neugriechische Grammatik, während sie für den viel größeren Formenreichthum des Altgriechischen das Erlernen der Grammatik außerordentlich erschwert. Auch ästhetische Bedenken machen sie mit Recht gegen das Ueberwuchern des i-Lautes in der neugriechischen Aussprache geltend. Der Minister hat sein Project einer Commission von Fachmännern vorgelegt, unter denen jedoch die HH. Alfred Croiset, Michel Bréal, Jules Girard, Georges Perrot sich bereits entschieden als Gegner der Neuerung bekannt haben. Es fehlt schwer ins Gewicht, daß selbst Professor Psichari, der Schwiegersohn Renans, ein Grieche von Geburt, der das Neugriechische in der Schule der orientalischen Sprachen lehrt, gegen die Reform ist und die neugriechische Aussprache für ganz ungeeignet zum Unterricht im Altgriechischen hält.

* **Rom.** Theodor Mommsen ist zu Studienzwecken hier eingetroffen. Die „Riforma" widmet dem greisen deutschen Gelehrten einen warmen Begrüßungsartikel.

* **Upsala.** Am 1. Febr. starb, 67 Jahre alt, der frühere Professor der Pathologie und pathologischen Anatomie an der hiesigen Universität, Per Hedenius.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 1. bis 3. Februar folgende Schriften eingegangen:

Dr. Otis Harrison Fist: Stimmrecht und Einzelstaat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (Staats- u. völkerrechtl. Abhandlungen, hggb. v. G. Jellinek u. G. Meyer, I, 4). Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Robert Malthus: Drei Schriften über Getreidezölle a. d. J. 1814 u. 1815; übers. u. hggb. v. Emanuel Leser (Brentano u. Leser, Sammlung staatswissenschaftl. Schriften, Nr. 6). Ebd. — Otto Olberg: Das Elend in der Hausindustrie der Confection. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. — Franz Thurner: Nützliche u. nothwendige Wohlfahrtseinrichtungen f. d. Stadt Innsbruck u. Tirol. II. Abth. Socialpolitische Reformvorschläge. (Sonderabdr.) Innsbruck, Selbstverlag. — Dr. Georg v. Mayr: Wesen u. Ziele der Criminalstatistik. (Sonderabdr.) — Felix Abraham: Die südafrikanische Republik; historische Skizze. (Sonderabdr.) Berlin, Verlag der Colonialen-Revue 1896. — Bertha v. Suttner: Wohin? Die Etappen des Jahres 1895. Berlin, „Gutenberg" 1896. — E. Drömee: Wildpflege u. Wildpflege. Neudamm, J. Neumann 1896. — Hermann Barnhagen: Die Schlacht an der Lisaine; Vortrag. Erlangen, Fr. Junge 1896. — *Lina Eckenstein:* Woman under monasticism; chapters on Saint-lore and Convent life between a. d. 500 and 1500. Cambridge, University press 1896. — Albert Pulitzer: Der Roman des Prinzen Eugen; eine Idylle unter Napoleon I. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller 1896. — Otto R. Redlich: Düsseldorf u. das Herzogthum Berg 1794 u. 1795. (Sonderabdr.) Düsseldorf, Ed. Lintz 1894. — Maxime Collignon: Geschichte der griechischen Plastik; übertragen u. mit Anmerkgn. begleitet a. Edmund Thrämer. 3. Lfg. Straßburg, Karl J. Trübner 1896. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort u. Bild. Lfg. 245. Böhmen. 40. Heft. Wien, Alfred Hölzel. — Alphons Steinberger: Im heiligen Kampfe; vaterländische Dichtung. München, J. Lindauer 1895. — Photographische Rundschau, hggb. v. Dr. R. Neuhauß. X. Jahrg. Heft 2. Halle, Wilhelm Knapp 1896. — *Le Réveil;* recueil mensuel de littérature et d'art, V. année, tome 6. Oct.—Déc. 1895. Gand, G. de Kenkelaere. — Monatshefte der Comenius-Gesellschaft, hggb. v. Ludwig Keller. V. Bd. 1. u. 2. Heft. Berlin u. Münster, Verlag der Gesellschaft 1896. — Comenius-Blätter für Volkserziehung. 4. Jahrg. Jan.—Febr. 1896. Ebd.

Aus dem Nachlasse des Herrn **Dr. Emil Brunnenmeister,** Professor des Strafrechtes an der Universität **Wien,** ist eine sich daselbst befindende **Bibliothek** als Ganzes zu verkaufen. Näheres bei **Ulrich Brunnenmeister** in **Kreuzlingen (Schweiz).** (1529)

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 5. Februar. Nummer 29.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das politische Testament Friedrich Wilhelms I. von 1722. Von Gustav Schmoller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das politische Testament Friedrich Wilhelms I. von 1722.

Rede am Geburtstage Kaiser Wilhelms II. in der Aula der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 27. Januar 1896 gehalten von Gustav Schmoller.

Hochgeehrte Versammlung!

Wir haben vor wenigen Tagen die 25jährige Wiederkehr des Tages gefeiert, der uns die Neubegründung des Deutschen Reiches brachte. Wenn wir uns heute wieder versammelt haben, den Geburtstag Sr. Maj. unsres Kaisers und Königs zu feiern, so belebt uns das gleiche Gefühl, das der Dankbarkeit gegen ein Herrscherhaus, dem der preußische Staat vor allem sein Dasein verdankt. Und ich darf wohl versuchen, diesem Gefühle dadurch Ausdruck zu verleihen, daß ich Sie in jene vergangenen Tage zurückführe, da ein seltener, in seiner Art eiserner Charakter dem Staate das harte und feste Gepräge gegeben hat, das ihm bis heute eigenthümlich geblieben ist. Ich möchte über den König von Preußen zu Ihnen sprechen, mit dem meine Studien sich am meisten beschäftigt haben, über Friedrich Wilhelm I.

Gewiß ist es heute nicht mehr an der Zeit, das alte Märchen, das lange die Literatur beherrschte, zu widerlegen, welches diesen Fürsten als eine halb lächerliche, halb widerwärtige Figur mit einigen fubalternen Talenten hinstellte, ein Märchen, das freilich seine Hauptnahrung aus den Memoiren der eigenen Tochter geschöpft hatte. Seit Ranke und Droysen das Bild des Königs gezeichnet und die Ziele seiner Regierung dargelegt haben, seit ich die damalige Staatsverwaltung im ganzen und im einzelnen zu schildern versuchte, konnte über die Verdienste des Königs in Bezug auf Verfassung und Verwaltung, Armee und Finanzwesen, Industrie und Volkswirthschaft kein Zweifel mehr sein. Aber zu einem vollen psychologischen Verständniß des so ganz eigenartigen Mannes war man damit doch noch nicht gekommen. Und es ist nicht leicht, das scheinbar Widersprechende in dieser Erscheinung sich zusammenzureimen: seine Vorliebe für Soldaten und Kriegswesen mit seiner friedliebenden Politik, seine echte Frömmigkeit und Gerechtigkeit mit seiner oft so verletzenden Leidenschaftlichkeit und Härte, seine verschwenderische Hingabe von Millionen für große Zwecke der Reform mit seiner fiscalischen, oft bis zum Geiz gehenden Sparsamkeit, seine derbe, oft barbarische Art des Eingreifens und Benehmens mit seinen weichen Empfindungen der Liebe und Freundschaft.

Auch die Zurückführung seiner einzelnen Eigenschaften auf Eltern, Erzieher, Zeitumstände und -Verhältnisse, die Erklärung seiner heftigen Abneigung gegen alles Ausländische aus dem natürlichen Rückschlag der deutschen Empfindung gegen die modische Nachäffung französischer Hofsitten, alle die kleinen Künste der heute üblichen Ableitung des Charakters aus dem Milieu, sie konnten uns dies und jenes in ihm verständlicher machen; die Erfassung der Persönlichkeit aus ihrem Kern heraus konnten sie nicht ersetzen. Es war natürlich, daß man erst seine Thaten historisch klarstellte. Aber wir wollen in der Seele der großen Männer lesen, die unsre Geschichte bestimmt haben. Es bleibt das freilich immer schwierig, vollends einem Manne gegenüber, der während seines Lebens kaum von jemand recht verstanden, selbst von seiner nächsten Umgebung, seinen Kindern, Ministern und Generalen fast mehr gefürchtet, als geliebt und verstanden wurde.

Ranke sagt einmal sehr richtig, Zeitgenossen pflegten einander nur äußerlich zu kennen und daher verstünden sie sich so oft nicht. Die Mißverständnisse, fügt er bei, die daraus entstünden, gestalteten sich nicht selten zu einer Tradition, welche die historische Auffassung so lange beherrsche, bis der Forscher auf Documente stoße, welche ihm ein sicheres Urtheil an die Hand gäben. Aber diese Documente sind selten: die amtlichen und diplomatischen Schriftstücke sind auf die Empfänger berechnet, die Memoiren entstellen fast stets absichtlich oder erzählen aus getrübter Erinnerung in subjectiver Färbung. Auch Briefe beweisen nicht immer. Und doch gibt es immer einzelne Aufzeichnungen theils von den geschichtlichen Persönlichkeiten selbst, theils aus ihrer Umgebung, die uns in das Innerste der Seele blicken lassen.

Auf niemand paßt die Bemerkung Ranke's besser, als auf Friedrich Wilhelm. Seine Person war über ein Jahrhundert von einem Spinngewebe von Mißverständnissen umwoben. Wir sind jetzt erst im Begriff, den innersten Zusammenhang seiner Handlungen und seiner Eigenschaften zu verstehen, erst die letzten Jahre haben uns ein Material verschafft, das klar sehen läßt. Bei der Durchforschung der Archive durch mich und meine Mitarbeiter für die Zwecke der Acta Borussica kam neben dem für die Denkmäler der Staatsverwaltung Wichtigen auch viel Persönliches zu Tage. Wir werden den Briefwechsel des Königs mit dem Fürsten Leopold von Dessau demnächst veröffentlichen, worin Friedrich Wilhelm sich am rückhaltlosesten gibt. Die Berichte der fremden Gesandten enthüllen offener, als die heimische schriftliche Ueberlieferung die Zustände am Hofe. So fand ich in Wien neben anderem Wichtigen eine Art geheimen Hofjournals aus Berlin, welches für mehrere Jahre oft täglich berichtet, was König und Hof vorhaben, wie die Stimmung sei, welche Conflicte, Fragen, Ereignisse das Tagesgespräch bildeten. Es ist ein verrätherischer Diener, der gegen Bezahlung an den fremden Hof und naturgemäß ganz ungeschminkt berichtet. Aus den französischen Gesandtschaftsberichten hat der französische Historiker Lavisse sein lebensvolles Portrait des Königs gezeichnet, vielleicht psychologisch das zutreffendste, das bis jetzt in der Literatur hervortrat. Aus dem Dresdener Archiv hat schon Droysen mit die sprechendsten Züge für seine Schilderung erhalten; wir haben hier und in Wien meist den Schlüssel gefunden für die Wandlungen im Verhältniß des Königs zu seinen

Ministern und Generalen. Vor allem aber hat der lebendige historische Sinn Sr. Majestät gestattet, von dem Documente Abschrift zu nehmen und es demnächst in den Acta Borussica zu veröffentlichen, das mehr als jedes andere die innerste Natur des Fürsten enthüllt. Ich meine das sog. Testament vom Januar 1722, die Instruction, die Friedrich Wilhelm für seinen Thronfolger aufsetzte, als er damals von Todesgedanken erfüllt war. Sie ist nur für diesen bestimmt; der Vater gibt, ich möchte sagen, im Angesicht Gottes, fast in der Form eines Gebetes, Rechenschaft über sich und seine Regierung. Er will den Sohn aufklären über alles, über die Person der Minister, die Kräfte des Landes; er will ihm die Wege weisen, die er zu gehen hat. Er will die volle Wahrheit sagen und nichts als die Wahrheit, um dem Sohne die Regierung zu erleichtern, um für ihn die Erfahrungen nicht verloren gehen zu lassen, die er gemacht hat.

Die Instruction ist eines der schönsten Blätter aus der preußischen Geschichte, sie bildet zusammen mit den Testamenten Friedrichs des Großen, deren Geheimhaltung hoffentlich bald auch ihr Ende erreicht hat, das herrlichste Denkmal hohenzollerscher schlichter Fürstengröße. In diesen Testamenten ist ein Codex fürstlicher Moral und ein Zeugniß fürstlicher Pflichterfüllung enthalten, wie die Geschichte nur wenige aufweist.

Das Testament von 1722 hat der König vom 22. Januar bis 17. Februar ganz allein und selbst ausgearbeitet und niedergeschrieben. In seiner großen lapidaren Handschrift, mit Berliner Provinzialismen und mancherlei stilistischen und orthographischen Unebenheiten liegt die Urkunde vor uns; vielfach in der derben Sprache der Zeit redet sie zu uns, als ob wir den König dabei hörten. Sie ist in wenige große Abschnitte gegliedert. Jeder schließt mit einem „dazu verhelfe Euch Gott der Allmächtige, Amen!“ oder einer ähnlichen Wendung. Bei der Besprechung der Geldmittel für die Truppen aber droht er dem Sohne mit der Entziehung des väterlichen Segens, wenn er etwas von den bisher dazu gewidmeten Einkünften abziehe: „Und gebe Euch den Fluch, den Gott dem König Pharao gegeben hat, daß es Euch so gehe, wie Absalon.“

Das Schriftstück enthält über 80 Folioseiten in unsrer Abschrift. Ich möchte nur einiges aus demselben hervorheben, um daran eine Schilderung der Persönlichkeit zu knüpfen.

Nach einer Klage über die Verschlechterung seiner Gesundheit beginnt der König damit, daß er sein Verhältniß zu Gott und seinen Lebenswandel schildert. „Mit Gott dem Allerhöchsten stehe ich wohl und habe vom 20. Jahre meines Alters mein ganzes Vertrauen auf Gott feste gesetzet.“ „Ich bin versichert durch die Guade Jesu Christi selig zu werden.“ „Alle groben und innerlichen Sünden sind mir von Herzen leid.“ „Ich habe stets gearbeitet, mir zu bessern und ein gottseliges Leben und Wandel zu führen.“ Die Regenten, die Gott vor Augen und keine Maitressen hätten, die werde Gott mit Segen beschütten: so solle es sein Nachfolger halten, deßhalb auch keine Komödien, Operas, Ballete, Maskeraden und Redouten, kein Fressen und Sausen dulden, das seien gottlose und teufelische Dinge, scandalöse Plaisirs, Tempel des Satans. Das Glück seines Hauses führt der König darauf zurück, daß in ihm seit Johann Sigismund keine solche Sünden im Schwange gegangen.

Dann warnt er den Sohn vor den Flatteurs und Schmeichlern. „Die Euch die Wahrheit sagen, das sind Eure Freunde.“ Damit kommt er zu den Geschäften. Klar und einfach steht ihm die preußische Geschichte vor Augen, fast meint man, er sehe schon bis zum Ende der Regierung seines Sohnes. „Kurfürst Friedrich Wilhelm hat das rechte Flor und Aufnahme in unser Haus gebracht, mein Vater hat die königliche Würde gebracht, ich habe das Land und die Armee in Stande gebracht, an Euch, mein lieber Successor ist, was Eure Vorfahren angefangen, zu soutenieren und Eure Länder und Praetensionen darbei zu schaffen, die unserem Hause von Gottes und Rechts wegen gehören. Betet zu Gott und fanget nie einen ungerechten Krieg an, aber wozu Ihr recht habet, da lasset nicht ab.“

Ist der Sohn bei seinem Tode 18 Jahre alt, also mündig, so soll er sofort nach der Thronbesteigung fünf neue Infanterie-Regimenter errichten, auch bei der Cavallerie je 10 Mann und 10 Pferde pro Compagnie mehr einstellen. Er beschreibt ihm genau, wie er verfahren, alle Schwierigkeiten, vor allem die Opposition der Minister und Stände gegen diese Maßregel überwinden soll. Auch im übrigen kommt er stets wieder auf die Armee zurück, ermahnt den Sohn, sie zu pflegen, zu schulen, gut zu halten, sie niemals zu trennen, wie es sein Vater zum Schaden des Landes gethan habe, und sie stets allein in der Hand zu behalten.

„Eure Finanzen müsset Ihr selber und allein traktiren und das Kommando bei der Armee selber und allein bestellen.“ Officiere und Beamte müssen wissen, „daß Ihr den Knopf auf dem Beutel allein habt“. Dadurch schaffe er sich die nöthige Autorität. Die ersten 6 Wochen seiner Regierung müsse der Sohn, wie er selbst es gethan, ganz der Durcharbeitung des Etats widmen; er solle dabei alle Civilgehalte, aber ja nicht die Tractamente bei der Armee, um etwa ein Viertel herunterstreichen. „Dadurch werdet Ihr erstlich bei die Ausgaben viel profitiren und dann zum Andern bringt Ihr so alle Bediente in Subordination.“ Sie sähen dann, daß sie vom König und nicht von den Ministern dependiren. Nach einem Jahr solle er dann wieder mit den Erhöhungen für die beginnen, die ihr Devoir thun. Aber fügt er bei: „arbeiten müßt Ihr, so wie ich beständig gethan; ein Regente, der mit Honneur in die Welt regieren will, muß seine Affairen alles selber thun; denn die Regenten sind zur Arbeit erkoren und nicht zum faulen Weiberleben“, wie es leider die meisten großen Herren trieben. „Ich habe das feste Vertrauen zu meinem lieben Successor, daß er darinnen meinem Exempel folgen wird und ein exemplarisch Leben führen und fleißig arbeiten, als dann Gott ihn gewiß segnen wird.“

Der König erörtert hierauf in drei Hauptabschnitten die weiteren Geschäfte. Der erste behandelt die Provinzen, schildert Land und Leute, die Stellung des Adels zur Krone, die Domänen und die Industrie. Der zweite bespricht die centralen Behörden, ihre gegenwärtigen Chefs und die Ziele der inneren Politik, und der letzte geht mit den Bemerkungen über das Departement der auswärtigen Affairen auf die Beziehungen zu den anderen Staaten über.

Das Ziel der gesammten Politik des Königs tritt in der Instruction immer wieder klar zu Tage: eine starke Staatsgewalt nach innen und außen. Dazu gehört eine gute und große Armee und eine geordnete Verwaltung; beides ist nicht möglich ohne eine blühende Haushaltung und viel Geld. Und diese setzen eine zunehmende Bevölkerung und blühende Manufacturen voraus. Die Wahrscheinlichkeit, diese Ziele zu erreichen, sieht der König vor sich, wenn ein lebendiger Verkehr Stadt und Land verbindet. Die Ueberführung aller Truppen, hauptsächlich auch der Cavallerie, nach den Städten, die Vertheilung der Armee in allen, auch den kleinen Städten, soll die städtischen Steuercassen füllen, die Pretia rerum so hoch halten, daß die Domänenpächter und Bauern zahlungsfähig bleiben. „Wenn das Land gut peupliret ist, das ist der rechte Reichthum.“ Wo kleine Städte fehlen, sind sie anzulegen. Manufacturen, hauptsächlich für Tuch- und Wollwaaren, sind überall einzurichten. „Alsdann werdet Ihr sehen, wie Eure Revenuen zunehmen werden und Eure Lande in

florissanten Stande kommen." Die Refugiés hätten erst unsere Nation „capable gemachet zu Manufacturen". „Früher schickten wir das Geld außer Landes und itzo kommet aus andern Landen Geld im Lande." „Erga Manufacturen im Lande ein recht Bergwerk geheißen werden kann." „Ein Land sonder Manufacturen ist ein menschlicher Körper sonder Leben, erga ein todtes Land, das beständig power und elendig ist und nicht zum Flor, sein Tage nicht gelangen kann. Derowegen bitte ich Euch, mein lieber Successor conserviret die Manufacturen, protegiret sie und pflanzet sie fort und fort, breitet sie weiter in Eure Lande aus."

In Bezug auf die Domänen, Bergwerke, Salinen und Forsten weist der Vater dem Sohne alle möglichen Verbesserungen nach, die er nach und nach durchführen könne; er bezeichnet ihm die ehrlichen und guten Beamten, die er dazu gebrauchen könne, wie Minister v. Görne und Geh. Rath v. Thile, aber auch die, welchen er nicht ganz traut, die er aber als geschickt und erfahren nicht glaubt entbehren zu können. Beim Holzverkauf und der Jägerei, meint er, seien noch viel Tausende zu gewinnen, da stecken Haufen Betrügereien darin. Von seinem Minister der Etats und der Cassen, Creutz, sagt er: er wäre ein sehr habiler Finanzier, wenn er nicht seine Passiones hätte; doch soll der Sohn ihn als Controleur général zu Rathe nehmen, ihm aber zugleich auf die Finger sehen. Von dem unermüdlichen Zahlmeister und Geschäftsmann, dem Minister Kraut, der die große Mustertuchfabrik im Lagerhaus errichtet und zugleich für sich eine Million Thaler zurückgelegt hatte, sagt er: „er ist habile und gut, aber wie der Teufel listig nach dem Gelde. Da müsset Ihr das Auge auf haben, daß er Euch nicht betrüge." Ueber seine wichtigste Stütze in der Armeeverwaltung, der Handelspolitik und dem Steuerwesen, den Präsidenten des Generalkriegscommissariats, den General F. W. v. Grumbkow, der eben in jenen Jahren der tiefgreifendsten Reformen wiederholt seinen Willen durch Entlassungsgesuche durchgesetzt hatte, unterrichtet er den Sohn folgendermaßen: „er ist sehr geschickt, denn er die Accisesachen wohl versteht, er ist aber sehr interessirt und auf seine Absichten erpicht. Gehet mit ihm höflich um, machet ihm aber nichts weiß, alsdann Ihr von ihm wohl gedienet werden und markiret ihm Confidence, so biß weilen." „Seine Charge", fügt er dann bei, „ist eine sehr difficile, denn wenn er seinem König treu dienen will, muß er sich gewiß Feinde machen; wenn er die Königlichen Rechte und seines Herrn Bestes observiret, muß er den ganzen Adel gegen sich haben."

Immer wieder kommt der König auf die Fälle, wo ein reelles Plus zu machen sei, aber ebenso warnt er vor dem ungerechten; Diener der früheren Regierung zu verfolgen, weil sie sich angeblich bereichert, sei immer falsch; in der Gegenwart müsse man ordentlich wirthschaften, stets alle Gehalte prompt bezahlen, keine Schulden machen, jedes Jahr 500,000 Rthlr. in den Tresor legen. Jährlich soll der Sohn alle Provinzen bereisen und selbst überall nach dem Rechten sehen. Und alles werde gut gehen, wenn er nur fleißig zu Gott bete und tüchtig selber arbeite.

In der Landesverfassung spielt das Verhältniß der Krone zum Adel noch die entscheidende Rolle. „Die pommerschen und brandenburgischen Vasallen", so wird der Sohn belehrt, „sind treu wie Gold"; wenn auch die pommerschen bisweilen räsonniren und die neumärkischen beständig klagen — „das ist so ihre Landesart" —, so gehorchen sie doch, wenn man ihnen gut zuredet. In Ostpreußen, im Magdeburgischen, in der Altmark und am Rhein, da lebte aber 1722 noch viel von jenem antimonarchischen Adelstroß, den erst der große Kurfürst gebrochen hatte; da lebte noch die Erinnerung an die guten Tage, da die Verfassung die Form einer Adelsrepublik gehabt, der Fürst eine Puppe der Herren Stände gewesen war. Der Vater belehrt den Sohn, was er concediren dürfe, welche Kämpfe er in Ostpreußen über den Generalhufenschoß gehabt. Er zählt ihm die Familien auf, die ihm verdächtig sind: in Ostpreußen die Fink und die Dohna, im Magdeburgischen die Knesebeck, in Mörs die Hoensbroech. Von der Altmark sagt er: „die Schulenburgische, Alvenslebensche und Bismarkische Familien sind die vornehmsten und schlimmsten"; die altmärkischen Vasallen seien ungehorsame Leute, die nichts mit gutem thun und rechte leichtfertige Leute gegen ihren Landesherrn sein. „Mein lieber Successor muß sie den Daumen auf die Augen halten". Von den Clevern meint er, sie seien malizieus, intrigant und falsch, saufen wie die Beester und verzehren mehr, als ihre Revenuen betragen. Aber wenn man sie jung von Hause nehme und in Berlin erziehe, „alsdann brave und geschickte Kerls daraus werden, die mein Successor wohl gebrauchen kann". Zur Aenderung der Gesinnung in den Adelsfamilien überhaupt empfiehlt der König, stets die guten den schlimmen vorzuziehen und die Söhne nicht in fremde Dienste gehen zu lassen, sondern sie unter die Cadetts zu stecken und sie als Officiere dienen zu lassen. Dadurch gewinne der Dienst in der Armee und die Ruhe des Landes.

Daß dem König nicht gelungen, die Justiz gerecht und kurz zu fassen, gesteht er dem Sohne: der Justizminister Hr. v. Plotho tauge nichts; der Sohn soll den Cocceji zum Präsidenten machen und ihm die Direction aller Gerichte übergeben, „denn er ein redlicher und habiler Mensch ist". Es geschah bekanntlich erst 1737 oder vielmehr in den vierziger Jahren. In religiösen Dingen sei die Hauptsache, Kirchen und Schulen zu bauen und die Reformirten und Lutheraner sich nicht zanken zu lassen. Die Geistlichen müsse man kurz halten, weil jeder gern als Papst agiren wolle. Die Katholiken seien zu toleriren, aber nicht die Jesuiten. Weitere Schutzbriefe an einwandernde Juden soll der Sohn nicht geben, denn die Juden ruinirten die Christen.

Auch die Bemerkungen über die auswärtige Politik sind charakteristisch für Friedrich Wilhelm; doch vermeide ich auf sie einzugehen, weil sie ohne Erörterung der ganzen damaligen politischen Weltlage nicht verständlich wären. Nur das sei erwähnt, daß der Vater den Sohn ermahnt, mit seinen Allianzen rar zu sein und nichts zu versprechen, als was er halten könne und was Gottes Wort und dem Landesinteresse entspreche. Ein tiefes Mißtrauen gegen das unehrliche Intriguenspiel seiner Zeit beherrschte den König. Er kannte die fremden Höfe und die leitenden Personen an ihnen nicht genug, um sich nicht öfter täuschen zu lassen; er empfing deßhalb die fremden Gesandten meist ungern und nicht zu oft. Wenn es sich mit seiner Ehre vertrug, so vermied er große Conflicte, denn jeder drohte ihm seine Haushaltung in Unordnung zu bringen. Jede Mobilmachung und Zusammenziehung der Armee schmälerte die Accisseeinkünfte. Deßhalb empfiehlt er auch dem Sohne für den Fall, daß es sich um die Stellung des Reichscontingents handele, lieber Truppen der kleinen deutschen Fürsten zu miethen. Jedenfalls nur für eine ganz gerechte Sache wollte er den Degen ziehen, sonst fehle der Segen Gottes. Im ganzen wollte er das seinem Sohne überlassen, so leidenschaftlicher Soldat er war, so gern er an seine Jugendfeldzüge am Rhein und an die Tage dachte, da er gegen die Schweden in Pommern gekämpft hatte.

Nachdem der König alle seine Ermahnungen für den Sohn zu Papier gebracht und sie nochmals durchgelesen, kommt ihm folgender Einwurf aus dessen Seele: „Mein lieber Successor wird gedenken und sagen, warum hat mein

seliger Vater nicht alles so gethan, als hier drin stehet geschrieben. Die Ursache ist die. Da mein seliger Vater gestorben 1713, fand ich das Land Preußen von der Menschenpest und von der Viehpest fast ausgestorben, alle Domänen im ganzen Lande oder die meisten verpfändet oder in Erbpacht, die ich alle wieder eingelöst habe und die Finanzen in solchem schlechten Stande, daß ein Bankerutt nahe war, die Armee in solchem schlechten Zustande und kleinen Zahl, daß ich alle gewesene Unrichtigkeit nicht genug beschreiben kann. Ist gewiß ein recht Meisterstück, daß in neun Jahren bis anno 1722 ich die Affairen, Alles wieder in so gute Ordre und Verfassung gebracht und Ihr auf eure Domänen nichts schuldig seid, eure Armee und Artillerie in solchem Stande als eine in Europa ist." Sollte der König noch einige Jahre leben, so verspricht er dem Sohne: einmal, noch selber viel von dem Gewünschten zu thun, und dann, einen Anhang zur Instruction zu machen.

Für sich verlangt er nach dem Tode nur zweierlei: daß der Sohn sein Regiment zu seinem eigenen mache und den Grenadieren ihr Tractament lasse und daß er den eben damals mit allem Eifer betriebenen Bau der Stadt Potsdam fortsetze und diesem seinem Lieblingsort den Namen Wilhelmsstadt gebe. Dann befiehlt er Gott seine Seele, gibt dem Sohne nochmals seinen väterlichen Segen und wünscht ihm einen starken Arm, eine siegreiche Armee, ein gerechtes gottesfürchtiges Regiment. „Dazu verhelfe Euch der allmächtige Gott durch Christum Jesum. Amen!" —

Der König hatte das 34. Jahr noch nicht vollendet, als er die Instruction schrieb; sein Sohn war eben 10 geworden. Die schweren Conflicte beider gehören einer späteren Zeit an. Friedrich Wilhelm regierte noch 18 Jahre; die Instruction hat praktisch nicht dazu gedient, Friedrich II. in die Geschäfte einzuführen. Auch wenn er noch früher zur Regierung gekommen wäre, hätte er sie schwerlich in allem befolgt, er hätte sie nicht durchaus befolgen können, da Vater und Sohn zu verschiedene Menschen waren. Das Testament von 1733 knüpft an die Instruction nicht an. Eher könnte man das von den Weisungen sagen, die der sterbende Vater in anderthalbstündiger Rede in Anwesenheit des Cabinetsministers v. Podewils dem Sohne am 29. Mai 1740 ertheilte. Für uns aber kommt heute ja nicht in Betracht, ob und wie die Instruction gewirkt habe. Sie ist für uns eine Quelle ersten Ranges für die Erkenntniß des Königs, seiner Regierung wie seiner Persönlichkeit. Und von letzterer vor allem möchte ich versuchen ein Bild zu entwerfen.

Erinnern wir uns der bekannten Oelbilder und Stiche des Königs aus seinen jüngeren Jahren, so steht ein Mann voll körperlicher Kraft und von imponirender männlicher Schönheit vor uns. Proportionirte, elastische Glieder tragen einen breiten wohlgebauten Körper, auf dem ein runder Kopf mit ovalem, rasirtem Gesicht, mit hoher Stirn, mit großen blauen Augen sitzt, welche ebenso milde und freundlich blicken, als durchbohrend leuchten, mit fürchterlichem Ernste fragen konnten. Er ist früh stark geworden, aber seine Kraft und Unermüdlichkeit erhielt sich. Er schien von derbstem niederdeutschen Schlage; er ertrug Strapazen ohne gleichen, als Soldat, als Reiter, als Jäger, wie am Schreibtisch. Von Morgens 3 oder 4 Uhr an war er ruhelos thätig bis am Abend. Einfach gekleidet, später stets in der Uniform seines Regiments, aß er einfach, aber viel. Wenn er bei Tische nicht reichlich Gemüse erhielt, glaubte er nicht gespeist zu haben; dicke Erbsen waren sein Leibgericht; 100 Austern waren ihm nicht zu viel. Aus Sparsamkeit trank er mehr Bier als Wein; der österreichische Gesandte Graf Schönborn schreibt schon 1713, das „lauter Bier trinken" sei ihm schädlich. Bei Trunk und Tabak liebte er lange zu sitzen. Er habe, sagte er einmal zum jüngeren Francke, wohl Lust zum Saufen, aber er thue es nicht, weil es Sünde sei. Auch in Bezug auf seine Jagdleidenschaft quälten ihn stets etwas Gewissensbisse, ob dieses Vergnügen nicht doch am Ende Sünde sei.

In diesem scheinbar riesenstarken Körper steckte nun eine Seele von schlichtem, klarem Verstand, mit seltener Fähigkeit, alles Praktische zu sehen und rasch zu erfassen, aber auch mit einem weichen, fast melancholischen Gemüth, mit einer seltenen Nervenreizbarkeit und Sensibilität. Seine Interessen concentrirten sich praktisch und seelisch auf wenige Dinge; in diesen lebte er ganz, man möchte sagen, mit Leidenschaft. Er war ein frommer Christ mit kindlichem Glauben, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater; mit unerschütterlicher Festigkeit hielt er an den Personen fest, die er schätzte, an den Zielen, welche er seiner Thätigkeit gesetzt. Sein Selbstgefühl als König und Fürst kannte keine Grenzen, er duldete keinen Widerspruch, wollte alles selbst thun und entscheiden und hatte den ganz festen Glauben an sein Urtheil, seine Kenntnisse, sein Recht. Und alles vollzog sich nun bei ihm rasch, im Sturm, in der Art heftiger stoßweiser Entladung, was mit seiner seltenen Sensitivität, seinen reizbaren Nerven offenbar zusammenhing. Ich möchte mit dieser seiner ganzen psychisch-physiologischen Verfassung auch in Verbindung bringen, daß bei ihm, wie bei solchen Naturen ja meist, die heitere mit derben Späßen gewürzte Laune so leicht in Trübsinn und Melancholie überging.

Trotz seines kräftigen Körpers war er früh und oft heftigen Krankheitsfällen ausgesetzt, war fast von seinem Regierungsantritt an von der Erwartung beherrscht, früh zu sterben. Deßhalb hatte er es auch mit seinen Reformen so eilig. Und während sie ihn allein zu beschäftigen schienen, sehnte er sich nach dem Tode, der ihm die Erlösung aus all seinen Sorgen und Kümmernissen zu sein schien. „Wohl dem," schreibt er einmal, „der dar am ersten stirbt und bei Gott kommt, der ist am glücklichsten, denn auf der Welt lauter Nichts ist, als Thorheit." Sein körperliches Befinden war für seine Familie keine mindere Sorge, als die Ausbrüche seiner Leidenschaft. Wenn er ganz besonders heftig wurde, so konnte ihm der Schaum vor die Lippen treten; nachher saß er lange mit starren Augen da, niemand durfte es wagen, ihm zu nahen; große dicke Thränen rollten ihm aus den Augen. Es kam vor, daß er in der Erregung, wohl um ihrer Herr zu werden, sein Pferd vorführen ließ und dann allein in rasendem Galopp ins Land hinaus ritt. Auch sonst liebte er die Einsamkeit, machte Waldspaziergänge ganz für sich, war Stunden lang nicht zu finden; man entdeckte ihn dann wohl in einer Bauernscheune auf einem Bund Stroh schlafend, auch einmal vom Pferde gestürzt, verwundet, vom Huf geschlagen. In der Nacht war er oft von so quälenden Träumen geängstigt, daß er aus dem Bette sprang und sich verfolgt glaubte. Auch wachend war er stets leicht von Mißtrauen aller Art erfüllt und dadurch in seinen Handlungen bestimmt. Er selbst bezeichnet sich als einen Cholerikus. Jedenfalls wird der Menschenkenner und der Arzt nach diesen Zügen ihn nicht unter die rohen und ungeschlachten Naturen einreihen, sondern unter die reizbaren, mit überbeweglichem Nervenleben.

Da Friedrich Wilhelm sich körperlich und geistig stets zuviel zumuthete, dabei alles schwer nahm und trug, so hat er seine starken Kräfte früh verbraucht. Er wurde übermäßig stark, Gicht und andere Leiden stellten sich zeitig ein; er schonte sich nicht, lebte nicht vorsichtig, hörte auf keinen ärztlichen Rath. In den Jahren, aus denen unsre Instruction stammt, zog er bei den häufigen Krankheitsanfällen in Potsdam stets nur den Feldscheer seines Regimentes zu, dessen Können auch der Familie sehr bedenklich

schien. Aber den Berliner Hofarzt durfte man nicht rufen; die Welt sollte doch nicht erfahren, daß der König von Preußen krank sei. Man überlegte damals ernstlich, ob es nicht passend wäre, einen Arzt und eine Handapotheke stets in der Nähe des Königs zu halten. In seinen späteren Jahren, hauptsächlich von der Krankheit von 1734 an, hat Friedrich Wilhelm furchtbare Leiden und Schmerzen geradezu heraisch und mit seltener Seelengröße ertragen, freilich nicht ohne zeitweise um so heftiger loszudonnern. Die Bilder, die er während der Gicht malte, tragen den Vermerk: in tormentis pinxit F. W. Der ungestüme Thätigkeitsdrang verließ ihn bis zuletzt nicht. Man könnte auf ihn die Worte anwenden, mit denen Carlyle den alten Dessauer charakterisirte: die gewaltigste Masse menschlicher Lebenskraft, die damals in der Welt umherging, ein Mann von fürchterlichem Ungestüm, eine wahre Windsbraut von einem Menschen.

Das ganze Wesen des Königs scheint mir am verständlichsten zu werden, wenn wir ihn den streng kirchlichen, hausväterlich tüchtigen deutschen Fürsten des 16. Jahrhunderts anreihen. Dieselbe geistige Atmosphäre beherrscht ihn; er schließt die Reihe dieser Persönlichkeiten ab, nur hebt ihn die Größe seiner Aufgaben und sein starker Charakter wieder über das Niveau weit empor. Aber er lebt und webt wie sie in seinem protestantischen Glaubensbekenntniß, das ihm die ewige Seligkeit verheißt, dessen Lehren ihn stets auch psychologisch beschäftigen, wie er z. B. viel über die Prädestinationslehre nachgedacht und gesprochen hat. Sein geistiges Leben erschöpft sich in seinem Glauben und seiner Regententhätigkeit. Wissenschaft, Kunst, Philosophie waren ihm fremd, nur die Musik liebte er, besonders Händel; sie weckte sein starkes Gemüthsleben, beruhigte ihn wohl in seinen inneren Kämpfen. Sein Gott erschien dem König wie den eifrigen Protestanten des 16. Jahrhunderts stets als ein strenger Richter und Rächer. Er klagte und stöhnte viel, daß es so schwer sei, in den Himmel zu kommen.

Wie jene deutschen Kleinfürsten des 16. Jahrhunderts war Friedrich Wilhelm I. noch Fürst und Minister in einer Person. Er war fast mehr Officier und Beamter wie König. Lavisse meint spöttisch, er habe sich mehr als Amtmann von Wusterhausen und als Oberst der Potsdamer langen Grenadiere gefühlt; den König und den Staat habe er sich als ein unsichtbares höheres mystisches Wesen vorgestellt, in dessen Dienst zu stehen er sich zur Ehre gerechnet habe. Er hat selbst den Ausspruch gethan, er walle der Finanzminister und Feldmarschall des Königs von Preußen sein. Er war von kaum begreiflicher Arbeitskraft, von größter Geschäfts- und Lebenskenntniß. Das Einzelne, das Detail, das Reale interessirte ihn, das Allgemeine erschien ihm leicht als Wind und blauer Dunst. Er arbeitete, zur Schonung seiner Uniform mit leinenen Ueberärmeln versehen, stundenlang in den Acten und mit seinen Secretären, fast wie sein Ahnherr Markgraf Hans von Küstrin, der noch selbst die Amtsrechnungen nachprüfte und abnahm.

Das Regiment, das er so führte, mit dem er überall eingriff, hatte etwas ganz persönliches: die Staatsleitung wurde dadurch ganz einheitlich, consequent, sicher und rasch in Entschlüssen und Ausführung. Es fehlten die Frictionen, welche heute durch die verschiedenen Willenssphären des Monarchen, der Minister, der Räthe, der Parlamente, der politischen Parteien und der socialen Classen gegeben sind. Es war eine Einheitlichkeit, die sehr günstig nur wirken konnte durch eine außerordentliche Persönlichkeit; die kleinen Mißgriffe im einzelnen traten zurück gegen den Vortheil des kraftvollen Regiments im ganzen. Es war ein System des Regierens, das damals noch möglich erschien, weil der Staat so viel kleiner war, noch alle Centralbehörden im Schloß zu Berlin ihren Sitz hatten. Auch die lange Friedenszeit erleichterte es und der Umstand, daß der König vorsichtig seine Reformen auf verschiedene Jahre vertheilte, eine Provinz nach der andern vornahm, wenn er Erhebliches änderte. Aber auch so, auch für einen König, der täglich 16—17 Stunden thätig sein konnte, war und blieb die Geschäftslast eine übermäßige und erdrückende. Die Geschäfte ließen den König zu keiner Ruhe kommen, da er, um alles sich kümmernd, nie alles zugleich in Ordnung finden konnte. Er fand stets, daß alles zu langsam gehe, daß seine Bedienten nicht genug leisteten. Alles zitterte vor seinem cito citissime, seinen Donnerwettern, seinem Stocke. Daß er so häufig von Berlin abwesend war, mochte den Beamten nach als eine Art Rettung erscheinen. Die von ihm geplante Verlegung aller Hauptcollegien nach Potsdam scheint Grumblow eben damals abgewendet zu haben. Doch auch von Potsdam und Wusterhausen, von den Reisen aus verstand es der König, seine Leute in stetem Trab zu erhalten. Und seine eigene Ruhelosigkeit steigerte sich in dem Maße, als er die Maschine mit Ueberdampf arbeiten ließ.

Je mehr alle Fäden in des Königs Hand zusammenliefen, desto mehr suchten die Mitglieder der königlichen Familie, die Minister und Generale, die Gesandten und die Genossen des Tabakcollegiums, ja die Secretäre und die Hofbedienten, soweit es ging, ihn direct oder indirect zu beeinflussen. Jeder paßte auf den rechten Moment, auf die Stimmung des Königs, suchte durch ein Wort, durch einen Wink seine Sache zu fördern. Das Zeitalter war an Ränke, Kabalen, diplomatische Intriguen gewöhnt. In dem absoluten Staate konnten die verschiedenen Richtungen der inneren und der äußeren Politik sich nicht anders gegenübertreten, als in der Form offener und versteckter Kämpfe der Minister, der Generale, der Hofparteien gegen einander. In diesem Spiel konnten neben den richtigen die falschen Karten nicht fehlen. Friedrich d. Gr. hat schon als Knabe und Jüngling dieses Treiben beobachtet und durchschaut; er hat gesehen, wie oft sein Vater getäuscht wurde, wie ausländische Pensionen und Bestechungen das Interesse der Handelnden bestimmten oder beeinflußten. Er sah, wie Graf Seckendorf und General Grumblow den König für das österreichische Interesse zu fangen wußten, und glaubte, sie hätten nur gemeine, niedrige Motive. Wohl möglich, daß er hörte, wie die Minister beim König und dann im Vorzimmer oder sonst wo das Gegentheil sagten. Der Druck von oben war so groß, daß die dadurch Betroffenen naturgemäß durch Räsonniren sich mal Luft machen mußten. Wir wissen heute aus den fremden Gesandtschaftsberichten, wie ab und zu sogar die vertrauten und treuen Räthe des Königs unter vier Augen erklärten, der Despotismus könne so nicht mehr lange fortgehen, es müsse ein Umschlag, ein Ausbruch, wenn nicht gar eine revolutionäre Erhebung erfolgen.

Der König wußte wohl, daß ein solches Getreibe stattfand. Er ließ oftmals den einen Minister insgeheim durch den anderen beobachten. Selbst seine Lieblinge waren nicht davor geschützt, zeitweise inquisitorisch darüber vernommen zu werden, was sie da und dort gesagt hätten. Im ganzen fühlte er die Zügel des Regiments so sicher in seinen Händen, daß ihm die Reibungen nicht unwillkommen waren. Er hielt den einen durch den anderen im Schach und war überzeugt, durch die Kämpfe im Staatsrath, im Generaldirectorium, im Tabakscollegium zur Wahrheit und zum richtigen Entschluß zu kommen. Aber naturgemäß steigerte all das ebenfalls das Ruhelose seiner Lebens- und Geschäftsführung, die stete Aufregung, die raschen impulsiven Entschlüsse.

Friedrich Wilhelm I. hat keine eigentliche Gelegenheit gehabt, sich als Feldherr zu zeigen; als Diplomat war er seiner

Digitized by Google

Aufgabe wenigstens nicht immer gewachsen; aber als Leiter der Finanzen und der Armee, als Reorganisator der Staatsverwaltung steht er den größten Staatsmännern aller Zeiten gleich. Er lebte ganz nur dieser Aufgabe; eine einfache, furchtlose, selbstvertrauende Natur, ging er direct auf sein Ziel los und erreichte es mit den einfachsten Mitteln. Ohne viel studirt zu haben, bewegte er sich in den praktischen Staatsidealen seiner Zeit; er verachtete wie die großen Lehrer der Aufklärung, Thomasius und Christian Wolf, das pedantisch Herkömmliche, das Ueberlieferte, das römische Recht. Er wollte wie sie direct auf das Natürliche, Vernünftige, Gerechte losgehen und traute sich zu, nicht bloß den Augiasstall der Verfassung und Verwaltung von veralteten Privilegien und Mißbräuchen zu säubern, sondern Staat, Gesellschaft, Verwaltung und Heerwesen auf einer ganz neuen rationalen Grundlage aufzubauen. Ohne viel Besinnen griff er mit dem Instincte des praktischen Genies nach den rechten Leuten und nach den rechten Maßregeln.

Doch ich will ja nicht seine Regierung schildern, sondern seine Person. Zu ihr gehört freilich die Art, wie er regiert hat. Und um zu ermessen, was er dem preußischen Staate war, dazu gehört die Einsicht, daß er der rechte Mann zur rechten Zeit war, daß gerade damals ein so hartes und unerschrockenes Regiment noth that, daß ohne ein solches Preußen der Classenherrschaft des Landadels verfallen wäre, wie Schweden, Dänemark und Polen das im 18. Jahrhundert erfuhren. Nur ein so impulsives, so ganz furchtloses, so ganz auf den Zweck der staatlichen Macht gerichtetes Fürstenregiment konnte für Generationen die Staatsleitung so auf die Höhe idealer Aufgaben erheben. Aber ich will lieber meine Ueberzeugung zurücktreten lassen. Man hat denen, welche derartiges behaupten, neuerdings öfter den Spottnamen der Borussen gegeben, um sie damit als parteisch zu verdächtigen. Daher ziehe ich vor, ein paar auch wohl für die Antiborussen unverdächtige Zeugen reden zu lassen.

Schon zu Friedrich Wilhelms I. Lebzeiten nennt ein Ausländer Preußen „die hohe Schule der Ordnung und der Haushaltungskunst, wo Große und Kleine sich nach dem Exempel ihres Oberhauptes meistern lernen". „Die Zucht macht Leute", fügt er bei, „und die preußische ist herrlich." Derjenige, welchen der König am meisten mißhandelte, sein eigener Sohn, sagt in der Geschichte seiner Zeit, dem arbeitsvollen Leben dieses Fürsten danke Preußen die Größe, die es in der Folgezeit erlangt. In den Göttinger Staatsanzeigen veröffentlichte Schlözer 1777 eine Stimme aus Königsberg, die sich dahin äußerte: „König Friedrich Wilhelm, einer der größten Könige, der aber auch die größesten Minister hatte, Männer mit umfassendem Geiste, die von unten auf dienten, hat von 1713—1740 das große Staatsproblem aufgelöst, ein faules üppiges Volk arbeitsam und sparsam, einen verschuldeten Staat reich zu machen." Und nun noch das Wort von Laviſſe, der als französischer Chauvinist doch wohl kaum zu den Borussen gerechnet werden kann; er sagt: „Dieses Preußen der Beamtenbureaux und der Casernen, ehrerbietig zu dem Gott der Schlachten betend, unermüdlich auf die Arbeit versessen, disciplinirt bis zum Verlust der Freiheit, — das ist wahrlich das Preußen, das Friedrich Wilhelm I. in einem Leben voll Schmerzen geschaffen hat."

Ja in einem Leben voll Schmerzen! Er hat unbarmherzig von den Einzelnen die Hingabe ans Ganze verlangt, aber von niemandem unbarmherziger als von sich selbst. In den großen Zeiten der Staatsbildung wie der politisch-organisatorischen oder social-reformatorischen Neugestaltung mehr als sonst können nur auf diesem Wege, können nur mit einer weitgehenden Opferung individueller Interessen, Rechte und Gütsansprüche die großen politischen Ziele erreicht werden. Allerwärts wurde im 18. Jahrhundert die absolute Staatsgewalt aufgerichtet, nirgends ohne harte Kämpfe, ohne schwere Zumuthungen für die Einzelnen und bestimmte sociale Classen, für bestehende Rechte und Corporationen. Diese neue Fürstengewalt war in Frankreich und Italien, in Oesterreich und in Preußen, in Spanien und Rußland in ihrem Rechte. Aber nirgends hat sie die verlangten Opfer so verwendet, nirgends hat sie auch von den Regenten selbst solche Opfer verlangt. Die neue Gewalt und ihre großen Mittel dienten gar vielfach mehr der Macht und dem Luxus des Hofes und des Adels, oft auch der Kunst und der Wissenschaft, dann aber auch wieder der Eitelkeit, den Maitressen, dem Nepotismus, vereinzelt der religiösen Verfolgungswuth. Sie haben in Preußen nur der salus publica, nur der Staatsraison gedient. Das Fürstenideal, das von da an als der neue, wahre Rechtstitel der Monarchie in ganz Europa galt, das haben Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. geschaffen!

Ihnen gleich zu kommen wird für jeden Hohenzoller das Ziel seines Lebens bilden. Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. hat das in der ersten Ansprache an sein Volk ebenfalls angedeutet, indem er sagte, er wolle nur der erste Diener des Staates sein. Wir haben mancherlei Ursache, ihm heute gerade besonders zu danken und unsere Verehrung auszusprechen. Doch versage ich mir, darauf näher einzugehen. Das Urtheil über lebende Fürsten geziemt wenigstens der Wissenschaft nicht. Denn sie weiß, daß die Elemente zu diesem Urtheil ihr fehlen. Die Motive der wichtigsten Fürsten-Entschlüsse sind nothwendig der Oeffentlichkeit entzogen. Das Lob und der Tadel des Tages wird oftmals von dem späteren gerechten Richterstuhl der Geschichte nicht bestätigt. Man könnte sagen, die Größe der Regenten beruhe darauf, daß sie unberührt von Lob und Tadel der Gegenwart ihre Wege gehen.

Aber wie dem auch sei: das deutsche Volk hat in diesen Tagen mit Begeisterung die Erinnerung an die großen Thaten Kaiser Wilhelms I. gefeiert. Es liebt und verehrt den Enkel des Heldenkaisers, den Urenkel der großen hohenzollerschen Fürsten des 17. und 18. Jahrhunderts, es hängt an seinen Lippen und erwartet von ihm die Losung in guten und schlechten Tagen, es vertraut auf seine Führung und weiß, daß zu einer noch größeren Zukunft der Weg nur durch innere und äußere Kämpfe hindurch gehen kann, durch Kämpfe und Wirren, die nur den laudator temporis acti erschrecken, nur den galligen Pessimismus und das grämliche Alter verzagen machen. In diesen Kämpfen wird die monarchische Staatsgewalt, die wir den Hohenzollern danken, der feste Richtpunkt für alle Patrioten sein, in diesen Kämpfen wird die Fahne unseres Kaisers siegen!

Wir aber, die Lehrer und Lernenden dieser Universität, erneuern an diesem festlichen Tage mit Freude de[illegible] lübde der Treue und des Gehorsams. Und ich als [illegible] scher Historiker schließe mit der Hoffnung und dem [illegible] Wenn nach weitern 150 Jahren hier an dieser St[illegible] ähnlichem festlichen Anlaß ein spätgeborener Nachfahre [illegible], der ähnlich, wie ich 25 Jahre dem Leben und der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms I. nachspürte, die Thaten und die Regierung Kaiser Wilhelms II. bis in die letzten Einzelheiten und bis in die Falten des Herzens verfolgte, so möge er mit derselben Sicherheit der Ueberzeugung Seine Majestät segnen und preisen können, wie ich es gegenüber dem Manne konnte, den man seit lange Preußens größten inneren König nannte!

Gott erhalte und behüte unsern Kaiser, er segne ihn und sein Haus, er gebe ihm ein langes und glückliches Regiment nach innen und nach außen!

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

Zeitschrift für Schweizer Strafrecht (in Verbindung mit einer Mehrzahl anderer Juristen) herausgegeben von Karl Stooß, Professor der Rechte in Bern. Basel, Georg u. Cie. — In einer Zeit, wo mit vollem Recht die vergleichende Rechtswissenschaft immer größere Beachtung findet, bedarf es wohl kaum einer Rechtfertigung, wenn wir die Aufmerksamkeit des deutschen, namentlich juristischen Publicums auf die vorgenannte Zeitschrift lenken, die mit dem Jahre 1895 ihren achten Jahrgang vollendet hat. Die Bedeutung der Zeitschrift gerade für die vergleichende Rechtswissenschaft ergibt sich schon aus ihrem Nebentitel: Revue pénale Suisse; ein beträchtlicher Theil der Beiträge ist, in französischer Sprache geschrieben, dem Recht der welschen Cantone, also einem vielfach von Frankreich beeinflußten Recht gewidmet, während das Recht der deutschen Cantone bei aller Selbständigkeit der Entwicklung naturgemäß in der Hauptsache auf deutschen Rechtsgedanken beruht. Die Doppelrichtung kann dem Unternehmen nicht wohl anders als zum Vortheil gereichen: deutsche Gründlichkeit und französische Formgewandtheit ergänzen sich aufs beste, — nicht als ob die deutschen Beträge bloß gründlich, die französischen bloß formgewandt wären, im Gegentheil, die meisten Beiträge vereinigen beide Eigenschaften. Inhaltlich ist die Zeitschrift sehr reichhaltig: Strafrecht und Strafproceß, Theorie und Praxis, Gesetzgebung und Rechtsprechung, erstere namentlich in vielseitiger Würdigung des vom Herausgeber der Zeitschrift ausgearbeiteten, von allen Kritikern mit Recht als eine vorzügliche Leistung anerkannten Entwurfs eines Schweizer Strafgesetzbuchs, und — last not least — der Strafvollzug werden behandelt, und unter den Mitarbeitern sind Professoren, Richter, Rechtsanwälte und Strafanstaltsbeamte vertreten, ja sogar — Verbrecher kommen zum Wort, allerdings nicht als Mitarbeiter, sondern in der Art, daß zuweilen von Mitarbeitern Aufzeichnungen, die solche in der Strafanstalt über ihr Leben gemacht haben, mitgetheilt werden. Für die gelehrte Betrachtung bieten diese Aufzeichnungen freilich kein Interesse, ein um so größeres aber für die moralische; eindringlicher als die beste Moralpredigt erinnern solche kunstlose Lebensbeschreibungen die bürgerliche Gesellschaft daran, daß es zu einem guten Theil ihre mangelhaften Einrichtungen sind, die „den Armen schuldig werden" lassen, und rufen sie den Staat auf zum Kampf gegen die Verwahrlosung der Jugend. — Aus dem letzten Doppelheft der Zeitschrift wollen wir nur zwei Beiträge von allgemeinem Interesse hervorheben. Der eine ist eine mustergiltige Kritik der mit dem 1. Januar d. J. in Kraft getretenen Gesetze des Cantons Tessin über Strafgerichts-Verfassung und -Verfahren, von Professor A. Gautier in Genf. Es ist bemerkenswerth, wie in der Schweiz, wo doch gewiß reactionäre Bestrebungen sehr wenig Anklang finden, das französische Schwurgericht immer mehr an Credit einbüßt. Schon seit 1891 hat das Schwurgerichtsverfahren in Genf eine bedeutungsvolle Aenderung erfahren, indem die Berathung der Geschworenen unter der Leitung des rechtskundigen Vorsitzenden des Gerichtshofs stattfindet, — eine Neuerung, die das oberste Princip des französischen Schwurgerichts aufhebt und sich nach dem Urtheil eines sachverständigen Richters (im 6. Band der Zeitschrift) in Genf bewährt hat. Der Canton Tessin ist jetzt noch weiter gegangen: an die Stelle des Geschworenengerichts ist das Schöffengericht gesetzt in der Art, daß in den Districts-Assisen ein rechtskundiger Richter mit fünf assesseurs-jurés, in den Cantons-Assisen drei Juristen mit 9 frischen Laienbeisitzern zu einem Collegium vereinigt sind, das gleichmäßig, jenes in Vergehens-, dieses in Verbrechensfällen, über alle That- und Rechtsfragen (auch Fragen des Proceßrechts) entscheidet. Gautier wirft, wie wir glauben mit Recht, die Frage auf, ob nicht die Genfer Einrichtung den Vorzug verdiene. „Die Unterscheidung zwischen Verbrechen und Vergehen besteht nur auf dem Papier, und die Zukunft wird damit aufräumen; warum sie aufrecht erhalten durch die Schaffung von zweierlei Tribunalen, für deren Zuständigkeit sich doch nie eine natürliche Grenze finden läßt?" eine Bemerkung, die auch der deutsche Gesetzgeber beherzigen dürfte. Ob der vorsitzende Jurist eine zählende oder ob er nur berathende Stimme hat, darauf kommt es wenig an, die Hauptsache ist, wie Gautier richtig hervorhebt, daß die Leitung der Berathung durch ihn es ermöglicht, die unglückselige Fragstellung im jetzigen Schwurgerichtsverfahren wegfallen zu lassen und die Urtheile mit Entscheidungsgründen zu versehen, — der Voraussetzung für die Anfechtung eines Urtheils mit einem vernünftigen, nicht rein formalistischen Rechtsmittel, wie es zur Zeit bei uns die Revision gegen Schwurgerichtsurtheile ist. — Indem wir von anderen Bestimmungen, die Gautier seiner scharfsinnigen Kritik unterzieht, absehen, weil sie entweder nur für den Juristen verständlich sind aber das Eingehen auf sie mehr Raum erfordern würde, als eine Besprechung in Anspruch nehmen darf, heben wir nur noch einen Punkt hervor, der auch für unsre deutsche Rechtspflege von Interesse — wie können leider kaum sagen: ist, aber doch sein sollte. Das neue tessinische Gesetz gewährt Entschädigung für erlittene Untersuchungshaft in den Fällen, wo die Haft nicht vom Betroffenen verschuldet worden ist. Gautier findet diese Bestimmung mit Recht einerseits zu streng, andrerseits ja vag. „Es gibt Umstände," sagt er, „wo die Entschädigung gewährt werden sollte, andere, wo sie es nicht sollte, andere noch zahlreichere, wo die Frage zweifelhaft ist ... Warum nicht dem Gericht einfach die Ermächtigung geben, eine Entschädigung in allen den Fällen zu gewähren, wo sie ihm billig scheint?" Wie lange werden wir in Deutschland, wo immer noch um die Entschädigung für unverschuldete, ungerechte Strafhaft gekämpft wird, noch zu warten haben, bis ein solcher Gedanke verwirklicht wird? Der Beamte, der einen Gefangenen aus leichtester Fahrlässigkeit entweichen läßt, wird bei uns bestraft; wenn aber ein Beamter aus gröbster Fahrlässigkeit die Untersuchungshaft verlängert oder ohne Noth verlängert, wird nicht nur er nicht bestraft, sondern es hat auch der Verhaftete weder gegen ihn noch gegen den Staat irgend einen Anspruch auf Entschädigung. — Einen zweiten für Deutschland beachtenswerthen, vom Herausgeber der Zeitschrift mitgetheilten Beitrag bilden die vom Vereine schweizerischer Irrenärzte unter dem Vorsitz von Professor Forel in Zürich berathenen und festgestellten „Grundsätze für ein Bundesgesetz zum Schutz der Geisteskranken". Der Gegenstand gehört nicht unmittelbar dem Strafrecht an, aber mit Recht weist der Herausgeber darauf hin, daß „Geisteskrankheit und Verbrechen nicht selten in Beziehung zu einander stehen" — wir haben in Deutschland in den letzten Jahren solche Beziehungen in unliebsamer Weise kennen lernen. Der Schwerpunkt der Grundsätze liegt in dem Vorschlag der Schaffung einer „eidgenössischen Commission für Geisteskranke", der ein umfassendes Aufsichtsrecht über das gesammte Irrenwesen übertragen werden soll. Zusammengesetzt soll sie sein wenigstens aus zwei erfahrenen, in der Praxis bewährten Irrenärzten und einem juristisch gebildeten Mitglied. Wir finden diesen Vorschlag sehr verständig. Daß bei der Aufsicht über das Irrenwesen das ierenärztliche Element in erster Linie zu betheiligen ist, erscheint selbstverständlich, aber den Irrenarzt allein damit zu betrauen, wäre auch nicht richtig, es wäre damit eine Gefahr für die individuelle Freiheit verbunden. Die „Grundsätze" selbst scheinen uns das zu beweisen, sie wären vielleicht etwas anders ausgefallen, wenn ein Jurist ihrer Berathung angewohnt hätte. „Wir erklären," sagen die der Veröffentlichung beigefügten Bemerkungen, „daß wir als Aerzte, aus unsrer Erfahrung, grundsätzliche Gegner der Anschauung sind, als ob die persönliche Freiheit der Gesundheit und dem Wohle des Einzelnen und der Gesellschaft vorangehe." Ganz wohl; aber nur darf auch das Wohl der Gesellschaft und namentlich die Gesundheit des Einzelnen nicht unbedingt der persönlichen Freiheit vorangehen, auch sie bedarf eines Schutzes, den sie beim Irrenarzt nicht immer in ausreichendem Maße finden dürfte; Beweis hiefür der juristisch monströse Vorschlag der „Grundsätze", wonach ein freiwillig auf bestimmte Zeit in eine Anstalt eingetretener Kranker vor Ablauf der vereinbarten Zeit ohne Zustimmung des ärztlichen Leiters nicht soll austreten dürfen; seine privatrechtlichen Verbindlichkeiten muß ein solcher Patient natürlich für die ganze Zeit erfüllen, aber auf seine persönliche Freiheit kann er nicht gültig verzichten. Abgesehen aber von dieser Ausstellung möchten wir nur wünschen, daß ähnliche Vorschläge, wie sie hier für die Schweiz gemacht sind, bald auch in Deutschland nicht bloß gemacht, sondern auch zur Ausführung gebracht werden. G. Pfizer.

* In den Zeiten, als nach die Feuerprobe dazu diente, die Unschuld verdächtigter Frauen durch Halten glühenden Eisens zu erproben, aber als die Priester der Feronia am Soracte bei Rom mit nackten Füßen über glühende Kohlen wandelten, kannten die Eingeweihten offenbar Mittel, um die Haut gegen sehr starke Hitzegrade unempfindlich zu machen; alte Schriftsteller haben Waschungen mit Alaunwasser und ähnliche Mittel für zweckdienlich erklärt. Daß es wirklich derartige Mittel gibt, hat kürzlich, wie der „Cosmos" mittheilt, ein Pariser Mediciner, Dr. Thierry, an der dortigen Charité durch Zufall entdeckt. Er hatte längere Zeit bei chirurgischen Operationen Pikrinsäure als Desinfectionsmittel angewandt und seine Hände waren in Folge dessen von diesem der Haut zäh anhaftenden Mittel gelb gefärbt. Eines Tages, als ihm

beim Anzünden einer Cigarette ein Tropfen brennender Phosphormasse auf die gefärbte Haut fiel, war er erstaunt, keinen Schmerz zu empfinden, achtete aber nicht darauf; als einige Tage darauf brennender Siegellack ebenfalls auf eine so präparirte Hautstelle fiel und wiederum keinen Schmerz erzeugte, fand er, daß die Pikrinsäure die Haut unempfindlich gegen Verbrennungsschmerz macht. Dies veranlaßte ihn in der Folge, sowohl im genannten Krankenhause, wie auch im Hôtel Dieu und in der Pitié das Mittel gegen Brandwunden anzuwenden, und es zeigte sich, daß bei leichteren Verbrennungen nicht nur jeder Schmerz augenblicklich aufhört, sondern daß auch die Blasenbildung unterbleibt, wenn man die Verbrennungsstelle sogleich mit Pikrinsäurelösung baden kann. In 4 bis 5 Tagen pflegt die Wunde geheilt zu sein. Dr. Thierry empfiehlt deßhalb in Laboratorien und Werkstätten aller Art, woselbst häufiger Verbrennungen vorkommen, eine gesättigte Lösung von Pikrinsäure in Wasser, welche vollkommen haltbar ist, stets vorräthig zu halten, um dieselbe gegebenenfalls immer zur Hand zu haben. Da die Pikrinsäure innerlich ein starkes Gift darstellt, muß dies natürlich unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln geschehen, auch muß die Erfahrung noch entscheiden, ob die Anwendung bei stark ausgedehnten Verbrennungen gefahrlos ist. Die gelben Flecken lassen sich durch Waschen mit Boraxsäure entfernen.

* Anfang Februar wird der Leiter der englischen archäologischen Schule in Athen, Cecil Smith, der zugleich eine Stelle als Director am brittischen Museum in London bekleidet, Ausgrabungen auf der Insel Melos ins Werk setzen. Hr. Smith wird die Ausgrabungen an dem Orte beginnen, an dem 1877 eine schön erhaltene Kolossalstatue des Poseidon gefunden ward, die, von der griechischen Regierung für 27,000 Drachmen gekauft, sich jetzt im Nationalmuseum zu Athen befindet. Sodann will man auch die Stätte neu untersuchen, an der 1820 die Venus von Milo gefunden wurde, deren Ergänzung seit Jahren ein beliebtes Thema archäologischer Untersuchung bildet. Freilich wird letztere Ausgrabung erst dann in Angriff genommen werden können, wenn der betreffende Acker Eigenthum der griechischen Regierung geworden ist. Jetzt befindet er sich noch im Besitz eines Privatmannes, der eine gründliche Untersuchung des wichtigen Platzes bisher nicht verstattet hat.

* **Bonn.** Prof. Dr. F. Wohltmann, Leiter des Versuchsfeldes der landwirthschaftlichen Akademie in Poppelsdorf, begibt sich während der Osterferien nach Kamerun zum Studium der Böden und des Plantagenbaues am Kamerungebirge. Professor Wohltmann hat Kamerun und Westafrika bereits 1888/89 bereist und inzwischen noch in Süd- und Nordamerika Studien gemacht, deren Ergebnisse in seinem „Handbuch der tropischen Agricultur" niedergelegt sind.

* **Marburg.** Im hiesigen physiologischen Institut wurde am 3. d. M. eine Büste des verstorbenen Physiologen Prof. Kütz, dem das Institut seine musterhafte Einrichtung verdankt, in Anwesenheit hiesiger und auswärtiger Gelehrter feierlich eingeweiht. Kütz hat sich, wie ein Telegramm des Ministers Bosse anerkannte, auch als Berather der Unterrichtsverwaltung verdient gemacht. Seine Wittwe hat außerdem im Namen des Verstorbenen der Berliner Universität eine Summe als „Kütz-Stipendium" anvertraut, aus deren Zinsen jährlich eine gute Arbeit auf dem Gebiete der physiologischen Chemie mit einem Preise gekrönt werden soll.

γσ. **Berlin.** In der Januarsitzung der „Juristischen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre sprach der Geh. Regierungsrath im Reichs-Versicherungs-Amt Immanuel Hoffmann (Berlin) über die Einwirkungen des französischen Verwaltungsrechts auf das preußische im 19. Jahrhundert. Die Einführung französischen Rechts in die Rheinlande, die im Baseler Frieden 1795 und im Berliner Vertrag 1796 preisgegeben waren, und die dann vom Reiche 1801 förmlich an Frankreich abgetreten wurden, bildet einen Gegensatz zu dem Goethe'schen Worte, wo es von Gesetz und Rechten heißt: „Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte, Und rücken fort von Ort zu Ort." Hier trat ein völlig neues Recht und völlig neue Verwaltungsprincipien durch die Anordnung der französischen Regierung an die Stelle des Alten. Der Bürger Hublet und nach ihm Jollivet und andere führten im Auftrage des Directoriums diese neuen Gesetze im Rheinland durch, wo von 1802 bis 1814 französische Verfassung in Geltung blieb. Das Land ward in 4 Departements mit den Verwaltungscentren Aachen, Trier, Koblenz und Mainz eingetheilt, so selbst Gesetze Ludwigs XIV. kamen in ihm zur Geltung. Diese neue Verwaltung und Gesetzgebung, die zweifellos einen Fortschritt gegenüber den früheren Zuständen darstellt, übertrug auch ihren Einfluß auf rechtsrheinisches Gebiet wie vor allem auf die Rheinbundstaaten, und Preußen, in das selbst der Geist der neuen Zeit eingezogen war, behielt nach seiner Uebernahme der Rheinprovinz den Zustand bei, der sich hier entwickelt hatte. Von dem Rheinland aus ist deßhalb der bedeutsame Einfluß französischen Verwaltungsrechts auf Preußen in unserm Jahrhundert ausgegangen, dessen Wirkungen der Vortragende im einzelnen durch Vergleichung des Wortlauts der französischen Quellen nachzuweisen suchte. Frhr. vom Stein stand selbst vielfach und, wie sich zum Heile für unser Vaterland später gezeigt hat, mit vollem Rechte im Gegensatze zu französischen Principien in der Verwaltung; denn die Städteordnung mit ihrer in seinem sogenannten „politischen Testamente" in sehr betonten Selbstverwaltung hatte im Napoleonischen Frankreich kein Vorbild. Hier waren die Communen politisch todt, allein der französische Einfluß ist doch in dem Edict vom 9. October 1807 über den „erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums" deutlich genug zu erkennen; hatte doch die Nationalversammlung die feudalen Rechte abgeschafft und die dinglichen Lasten für ablösbar erklärt. Mit dem Staatskanzler Hardenberg indessen, der ein Bewunderer französischer Gesetzgebung wegen der Promptheit ihrer centralisirten Verwaltungsorganisation war, nimmt deren Einfluß auf Preußens eigene Verwaltung mächtig zu. Die Einheit der Verwaltung suchte er durch eine Centralbehörde herzustellen und dadurch zugleich die Reibungen von Cabinet und Ministern abzuschwächen, daß er nach dem Vorbilde des Gesetzes vom 10. Vendemiaire des Jahres IV [sic] verantwortliche Ministerien und einen Staatsrath in Preußen organisirte. Ebenfalls nach französischem Muster richtete er die Steuern und Finanzen des Staates ein: Grundsteuer mit gleicher Vertheilung ohne Exemptionen, Anlegung eines Katasters, Gewerbefreiheit gegen mäßige Patentsteuer; das zum Glück nicht durchgeführte Gendarmeriegesetz, das die Selbstverwaltung gefährdete, war neben den heilsamen Maßnahmen freilich ebenfalls französischem Einfluß zu danken. Eine Vorschrift zur Sammlung der ausgegebenen Gesetze und Edicte hatte ihr Vorbild in dem Gesetze des 12. Vendemiaire des Jahres IV, das die Einrichtung des Bulletin des lois anordnete. Der entscheidende Grundsatz moderner Staatsverwaltung, die Trennung der Justiz von der Verwaltung, war für uns im französischen Vorbilde gegeben und ist von dort her adoptirt worden. Aus dem Widerspruche gegen die im Code civil vorgeschriebene Civilehe erwuchs leider jener für Preußen so lang nachwirkende Kölner Bischofsstreit. Dagegen hat Preußen von 1815 bis 1850 staatsrechtlich mehr auf das Rheinland eingewirkt. Erst nach 1850 und, wie beim Polizeiverordnungsgesetz vom 11. März 1850, leider in oft nicht günstigem Maße beginnt eine neue Einwirkung französischen Verwaltungsrechts in Preußen. Unser Kataster von 1861, unser Berggesetz von 1865, die Einführung des Dezimalsystems 1868, die Gewerbegerichte nach Analogie der Conseils des Prudhommes, zum Teil die Schwurgerichte, das Gesetz über Enteignung von Grundbesitz vom 11. Juni 1874, sind die Folgen solchen Einflusses, während unsere Verwaltungsgerichte englischem Muster, unsere Eisenbahngesetzgebung 1838 und endlich unsere sociale Gesetzgebung gar keinem Muster entlehnt, sondern unser deutsches Eigenthum sind. Preußen verfuhr stets nach dem Grundsatze: Prüfet alles und das Beste behaltet.

* **Berlin,** 4. Febr. Prof. Dr. Adolf Kirchhoff, Ordinarius der classischen Philologie an der Universität Berlin, vor am 6. Januar den 70. Geburtstag gefeiert, begeht heute sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum. — Am 2. ds. Mts. verstor 62. Lebensjahre einer der verdienstvollsten und am meisten gen. Buchhändler Berlins, Fritz Borstell. Sein „Lesecirkel" h. längst im literarischen Leben der Hauptstadt und darüber hinaus einen wohlverdienten Platz erobert. Borstell, der 1863 das Sortiment der Nicolai'schen Buchhandlung erwarb, reorganisirte dann das Leihbibliothekwesen in großem Stile, indem er zuerst von Gustav Freytags „Verlorener Handschrift" 1865 zahlreiche Exemplare neu in den Verkehr brachte. Noch denselben Principien werden auch heute von jeder beachtenswerthen literarischen Erscheinung zuweilen Hunderte von Exemplaren ausgeliehen, die später in die Leihbibliotheken der Provinz wandern. — Im Charlottenburg starb am 1. Februar im Alter von 70 Jahren der frühere Marienburger Gymnasialdirector Dr. Friedrich Strehlke, geborener Danziger, Bruder des namhaften, früh verstorbenen preußischen Historikers Ernst Strehlke. Friedrich Strehlke selbst hat sich als einer der ältesten Goethe-Philologen im moderneren Sinn um die Kritik Goethe'scher Texte verdient gemacht.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 6. Februar. Nummer 30.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Antonio Labriola über Lehrfreiheit. Von R. Schoener. — Die Ausbildung des Geruchs. Von Dr. Gustav Zacher. — Mittheilungen und Nachrichten.

Antonio Labriola über Lehrfreiheit.

Italien, welches heute an politischer Freiheit den meisten anderen constitutionellen Ländern weit voraus ist, hat in dem Menschenalter, das seit seiner Befreiung vom Fremden- und Priesterjoche verflossen ist, ohne jedes Geräusch und ohne irgend sichtbare Anstrengung auch eine Preß-, Rede- und Lehrfreiheit sich zu erwerben gewußt, die anderswo trotz angestrengten Ringens noch nicht erreicht worden ist. Ermöglicht wurde dies in erster Linie durch den die Nation auszeichnenden praktischen Verstand, ihre sichere Empfindung für Maß und Ziel und die bis in die unteren Schichten hinabreichende formelle Gesittung, die an Ausschreitungen Anstoß nimmt und ihnen einen Damm entgegensetzt. Daß mit der beinahe unbegrenzten Preßfreiheit namentlich in Zeiten heftigen politischen Parteikampfes auch Mißbrauch getrieben wird, ist selbstverständlich. Ohne den guten Geschmack und den Anstand zu verletzen, gehen politische Blätter bei der Bekämpfung der Gegner sehr oft über die Grenze hinaus, welche die Billigkeit, die Achtung vor der Wahrheit und die Gesetzparagraphen über Beleidigung ziehen sollten. Aber diese Mißstände erscheinen minder bedenklich als eine Einschränkung der vollen Freiheit der öffentlichen Discussion; und dazu kommt, daß die Gewohnheit heftiger persönlicher Angriffe die Empfindlichkeit gegen solche sowie ihren Eindruck auf das Publicum in dem Maße abschwächt, daß es beispielsweise keinem Minister einfällt, sich an die Gerichte zu wenden, wenn er in einem Blatte oder einer Meetingrede der Simonie, der Bigamie, des delirium tremens oder des Hochverraths beschuldigt wird.

Dieselbe fast unbeschränkte Freiheit genießt das wissenschaftliche Lehramt. Man hält dafür, daß dem Gelehrten und dem Universitätslehrer keine andere Grenze gezogen werden dürfe, als die durch das Gesetz, sein eigenes Ermessen und die öffentliche Kritik gegebene. Man begreift deßhalb ohne weiteres die nicht ganz gerechtfertigte Entrüstung eines Theils der freisinnigen und der gesammten radicalen und socialistischen Presse sowie die Agitation der Studenten, als im November 1894 dem Pisaner Strafrechtslehrer Enrico Ferri durch die Facultät die Möglichkeit entzogen wurde, weiter als Privatdocent zu lesen; wie er behauptete, weil er Socialist war — wie die Facultät erklärte, weil er sein Amt jahrelang lässig ausgeübt hatte. Ferri, einer der fünf socialistischen Deputirten von Montecitorio, habilitirte sich darauf in Rom und war wiederholt Gegenstand von Ovationen der in der Mehrheit sehr freisinnigen Studentenschaft, aber ebenso von Angriffen der dem Socialismus abholden Presse.

Ein anderer den socialistischen Idealen huldigender, aber nicht politisch thätiger römischer Universitätslehrer, der bekannte Sociolog und Geschichtsphilosoph Antonio Labriola, lehnte die damalige Aufforderung einer Anzahl Studenten, sich ex cathedra über die akademische Lehrfreiheit zu äußern, ab, weil er sich nicht in die Angelegenheit eines Collegen einmischen, noch auch in dem Zeitungsstreite Partei ergreifen wollte.

Nachdem mehr als ein Jahr verflossen ist, hat er dem erneuten Ansuchen einer grundsätzlichen Behandlung der wichtigen Frage stattgegeben und vor wenigen Tagen in die Reihe seiner Vorlesungen über „die materialistische oder wirthschaftliche Geschichtsauffassung“ einen Vortrag über „die Gründe und die Begrenzung der Lehrfreiheit“ eingeschoben, den wir im wesentlichen wiederzugeben versuchen wollen, da der Gegenstand von erheblicher Bedeutung für das Geistes- und Rechtsleben ist.

Die erste Einschränkung für die volle Lehrfreiheit, sagt Labriola, ergibt sich aus der Definition des Lehramtes. Was frei sein soll und muß, ist die Ausübung dieses ganz bestimmten Amtes, das nicht zu verwechseln ist mit der Aufgabe des Apostels, des Predigers, des Propagandisten, des Journalisten. Wer auf dem Universitätskatheder steht, hat sich nicht mit der Tageschronik zu beschäftigen, nicht seine Meinung über Einzelvorfälle zum besten zu geben, nicht zu haranguiren und zu agitiren, sondern zu lehren, d. h. zu demonstriren, zu erklären, die Dinge auszulegen. Er muß die Begriffe, die Worte, die Zeichen klar machen, die Gesetze und leitenden Ideen aufsuchen, die Lehrsätze formuliren, die Entwicklungsweise darlegen, die Einzelvorgänge so viel als möglich zum System zusammenfassen.

Nicht jeder kann dies. Das Lehramt bedarf einer Classe von Berufspersönlichkeiten, einer bestimmten Vorbereitung und Disciplin, einer Reihe von Hülfsmitteln, gewisser Ueberlieferungen, einer besonderen Begabung und Uebung.

Die Lehranstalt ist keine Kirche. Sie ist auch keine Versammlung. Das (auf den italienischen Universitäten, namentlich im Süden, zur feststehenden Gewohnheit gewordene) Beifallklatschen, das dem Prof. Labriola mit Recht lächerlich und unziemlich vorkommt, deutet darauf hin, daß die Studenten sich einer unzulässigen Verwechslung des Lehrers mit dem Versammlungsredner schuldig machen. Der Beifall ist der Ausdruck eines Urtheils über das Gehörte; ein solches Urtheil steht den Lernenden dem Lehrer gegenüber nicht zu. Mit dem zustimmenden müßte auch das ablehnende Urtheil erlaubt sein, also eine Art Abstimmung über den Werth der wissenschaftlichen Leistung zugelassen werden, wie sie nur den Vertretern der Wissenschaft anheimgegeben werden kann. Der Unterricht ist ein eigenartiger Autoritätsact; denn er soll die unreifen Geister zur Reife führen, was nur geschehen kann durch Prüfen und Untersuchen und durch Entwicklung der Fähigkeit, zu untersuchen und zu prüfen, aber nicht durch Vorführung von Meinungen und Darlegung von Wünschen und Absichten, noch auch durch Annahme von Beschlüssen

wie in einer Versammlung. Hiedurch charakterisirt sich der höhere Unterricht als eine öffentliche und sociale Function, für welche die Freiheit die innewohnende und wesentlichste Voraussetzung ist — nicht eine Freiheit der Willkür oder des Privilegiums, sondern die Freiheit, die von der Wissenschaft unzertrennlich ist, weil die Wissenschaft in unablässigem Suchen unter Eliminirung der Willkür und der bloßen persönlichen Meinung besteht.

Professor Labriola erachtet, wie er auch in einem Aufsatze des Berliner „Socialistischen Akademikers" im vorigen Jahre dargelegt hat, die Lehrfreiheit in Italien für jedem Zweifel und jeder Bedrohung enthoben, obwohl seit einigen Jahren Erörterungen über die Sache in der Presse und im Parlamente vorgekommen sind. Ursachen: die häufigen Studentenunruhen, die behauptete mangelhafte Disciplin an den Hochschulen, gewisse reactionäre Regungen, das journalistische Bedürfniß nach anregendem Discussionsstoff, endlich die Furcht vor dem Socialismus, der angeblich an den Hochschulen eine Heimstätte gefunden habe. Beweis: die Wiederhervorholung der These des Senators Tenerelli, der als Unterstaatssecretär im Unterrichtsministerium 1879 den damals am Mantuaner Lyceum angestellten Professor Ardigò belehrte, er dürfe nicht „eine Philosophie lehren, die den Grundsätzen der Mehrheit der Steuerzahler, von denen die Schulen erhalten werden, zuwiderlaufe". „Der Steuerzahler — verstehen Sie?!" ruft Labriola aus. „Es könnte recht gefährlich werden, wenn man eine Discussion über die Stimmung der Steuerzahler eröffnete, die uns Socialisten zufolge die Proletarier sind. Und ferner wäre dies der Weg, um aus den Universitätslehrern einen Haufen Staatssklaven zu machen, die unter der Leitung eines Aufsehers, des Unterrichtsministers, die Aufgabe hätten, die Eseleien der zeitigen Steuerzahler, sowie ihrer Ahnen und Urahnen den Enkeln und Urenkeln zu überliefern."

Labriola ist trotzdem zum Reden nicht durch den Wunsch veranlaßt worden, eine Freiheit zu vertheidigen, die in Italien niemand bedroht, sondern durch die Erfahrung, daß Vertheidiger wie Gegner oft den eigentlichen Begriff, das Wesen, die Grundlage der Lehrfreiheit verkennen, weil sie über ihren geschichtlichen Ursprung und demnach über ihren Zusammenhang mit dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft im unklaren sind. Zunächst ist einleuchtend, daß es sich bei dem Rechte auf freie Lehre nicht um ein privates Recht der Professoren handelt, obschon hie und da auch ihre Rechte auf Anstellung, Beförderung u. dgl. mit berührt werden können, noch auch um die bürgerlichen Rechte derselben: Benutzung der Preß-, Versammlungs-, Agitationsfreiheit, des Wahlrechtes, der Aufstellung ihrer Candidatur, der Opposition gegen die Regierung u. s. w. Diese Rechte besitzt der Universitätslehrer als Staatsbürger, und sie ruhen bei ihm nicht, wie das Wahlrecht bei den Angehörigen des Heeres, sondern werden im Gegentheil verstärkt durch seine Bildung und Einsicht; er ist nicht Mitglied einer Gesellschaft oder eines Ordens, die seine bürgerliche und Gewissensfreiheit einschränkt oder Gelübde von ihm heischt, wie Scolopier und Jesuiten.

Es bedarf auch nicht zur Begründung der Lehrfreiheit des Hinweises auf die Feindseligkeit des Klerikalismus; noch weniger der metaphorischen Aufstellungen Bovio's, der dem Staate und der Kirche als in ihrer Sphäre gleichfalls unbeschränkt und selbständig die Universität coordiniren will. Die Klerikalen sind heute eine Partei, die für sich gleichfalls die Freiheit reclamirt. Das Werk des Paters Secchi und das vaticanische Observatorium verbieten, den Klerikalismus einfach als wissenschaftsfeindlich zu behandeln. Das Problem ist überdies dadurch vereinfacht worden, daß die Theologie aus den italienischen Universitäten verwiesen worden ist, so daß der Unterricht an ihnen nichts anderes mehr zum Gegenstande hat, als was den Sinnen, der Vorstellung, dem Denken, dem Experiment zugänglich ist. Da in Italien auch die Privatdocenten vom Staate besoldet werden, so hat der für Deutschland wichtige Gegensatz zwischen ihnen und den Professoren keine Bedeutung hinsichtlich der größeren oder geringeren Berechtigung zum Vortrage nicht officiell anerkannter oder beliebter Lehren.

Hienach formulirt Labriola seine Fundamentalthese dahin: „Die Lehrfreiheit ist ein persönliches Recht des Lehrenden in Connex mit der Aufgabe der Wissenschaft, die in sich frei ist als beständig wandelbare und fortschreitende Untersuchung."

Nicht die Lehrkörper der Hochschulen besitzen als solche ein ihnen zugestandenes Privilegium der Lehrfreiheit, wie die mittelalterlichen Universitäten als Corporationen eine Reihe von Privilegien ausübten, aber dem Einzelnen in unduldsamster Weise durch Abforderung der Glaubensbekenntnisse, durch religiösen Zwang und Verfolgungen die Rechte und Freiheiten beschnitten. Die mittelalterliche Universitätscorporation war unvereinbar mit dem Humanismus, der modernen Wissenschaft, dem Heraufkommen der Bourgeoisie, der Großindustrie, der Beweglichkeit des modernen Lebens. Die Universitäten sind immer mehr, in manchen Ländern fast vollständig, Staatsanstalten geworden. Da die Staaten nicht umhin konnten, sie neben der Vorbereitung für staatliche Berufe auch derjenigen für freie Berufsarten und der Fortentwicklung der reinen Wissenschaft dienstbar zu machen, so waren sie gezwungen, ihnen die Lehre freizugeben, weil andernfalls nichtstaatliche Lehranstalten und Wissenschaftsbetriebe ihnen verhängnißvolle Concurrenz gemacht haben würden. Labriola ist unumwunden für vollständige Verstaatlichung der Universitäten unter staatlicher Prüfungsabnahme für alle Staatsdiener, aber unter unbeschränkter Freiheit der Lehre. Der Staat ist ihm ein Organ der herrschenden Classen; aber da seine Functionen außer den eigentlichen Regierungsfunctionen auch zahlreiche gesellschaftliche umfassen, so muß er viele Einrichtungen treffen, die mit den herrschenden Classen auch den dienenden, beherrschten und unterdrückten zu gute kommen, wie die öffentlichen Bauten, die Verkehrseinrichtungen, Schulen, Gesundheitsmaßregeln u. s. w. Indem er die Organisirung des wissenschaftlichen Unterrichts an sich genommen, die Corporationen und Orden beseitigt hat, ist eine Kraft der Discussion und der Kritik in ihn eingezogen. Er kann nicht mehr ohne dieselbe auskommen; denn er braucht Baumeister, Aerzte, Richter, Beamte. Die Classe, die er vertritt, die Bourgeoisie, bedarf des beständigen Fortschrittes und neuer Errungenschaften. Sie kann deßhalb der freien Forschung keinen Zügel anlegen, da sie sich damit zugrunde richten würde; und selbst wenn der Wissenschaft die Freiheit des Lehrstuhls genommen würde, so könnte sie heutzutage von der Presse und von den Diensten leben, die sie der Technik und dem Privatcapital zu leisten vermag. Will der Staat sich ihrer bedienen, so muß er sich dem Gesetze der Concurrenz beugen und ihr Freiheit lassen. Macht er Miene, in die Bahnen der Reaction einzulenken, so kehrt die Wissenschaft ihm den Rücken und nimmt gegen ihn Partei, wie es das Frankreich des vorigen Jahrhunderts und das Rußland unsrer Zeit beweist. „Man versuche einmal, heute unübersteigliche Schranken für das chemische Experiment, die philologische Combination, die Rechtsauslegung, die philosophischen Ideen, die geschichtlichen Schlußfolgerungen aufzurichten. Man kann es nicht, denn es gibt keine! Was aber unmöglich ist, soll man nicht versuchen; die Willkür ist ohnmächtig gegenüber der Nothwendigkeit."

Da die Freiheit der Wissenschaft den Universitäten unentbehrlich und die Universität zur Staatsanstalt ge-

Digitized by Google

worden ist, so könnte der geringste Versuch, den Universitäten die Freiheit zu nehmen, nur dazu führen, daß die Wissenschaft sich aus der Universität flüchtete und dem Staate ihre Dienste entzöge.

Aber soll es keine Grenze für die Freiheit des Lehrstuhles geben? wird man fragen. Der Socialist Labriola antwortet im Einklange mit dem Conservativen Bonghi: Ganz gewiß — und zwar die des gesunden Menschenverstandes, des Decorums und der Würde. Es muß vorausgesetzt werden, daß Lehrer und Hörer Personen von Erziehung und Lebensart seien. Der Lehrer wird sich nicht an die Phantasie, nicht an die Leidenschaften, nicht an die persönlichen Interessen der Hörer wenden; sein Ziel ist das Wissen. Die Universität ist das Gebiet des Erkennens, nicht des Handelns. Mit demselben Rechte, mit welchem der Universitätsprofessor in seiner Lehre einer höheren staatlichen Instanz untergeordnet würde, müßte dies beim Mitgliede des Cassationshofes, dem commandirenden General, dem Staatsoberhaupte selbst (?) der Fall sein.

Labriola wirft den Gegnern vor, daß sie mit ihrem Eifern gegen die Lehrfreiheit nichts anderes, als den Socialismus treffen wollen. Er führt als Beweis eine die socialistischen Universitätslehrer denuncirende Kammerrede des Abg. Romanin-Jacur bei Berathung des Ausnahmegesetzes vom Juli 1894 an, die er als eine durch die Verfassung geschützte Lüge bezeichnet und die eine monatelange Preßfehde über die Berechtigung socialistischer Lehren im Gefolge hatte. Labriola hat schon damals vom Lehrstuhl aus seine Antwort ertheilt. Er wies den Irrthum der Preßorgane nach, die jeden Universitätslehrer als Socialisten bezeichnen, der vom Elende des Proletariats oder von socialer Gesetzgebung redet, und brandmarkte die crasse Unwissenheit und Leichtfertigkeit, mit der solche Blätter selbst extrem conservative Männer wie Gianturco und Villari, den berühmten Verfasser des „Savonarola", „Macchiavelli" und der „Lettere Meridionali", zu den Socialisten rechneten, weil sie flammende Worte gegen die pflichtvergessenen leitenden Classen schleuderten. Der Mineralog Panebianco in Padua ist als bedenklicher Universitätslehrer angefeindet worden, weil er socialistischen Ideen huldigt. „Aber wie soll er es anfangen," fragt Labriola, „in den Vorträgen über Krystallographie socialistische Lehren zu verbreiten?" Man muß billigerweise den politischen und philosophischen Standpunkt eines Mannes und seine Lehrthätigkeit auseinanderhalten. Nur eine beschränkte Zahl von Lehrfächern läßt überhaupt eine socialistische Inspiration zu: so die Volkswirthschaft, die Geschichts- und Rechtsphilosophie und Verwandtes. Noch beschränkter ist die Zahl der Universitätsprofessoren in Italien, die in solchen Fächern wirklich socialistischen Ideen Ausdruck gegeben haben. Labriola nimmt für sich den Vorzug in Anspruch, der einzige zu sein, „der direct und ausdrücklich den Socialismus lehrt", und er übernimmt dafür die volle Verantwortung. „Aber ich würde mich in meinem Lehrergewissen und in meiner persönlichen Würde verletzt fühlen, wenn irgend jemand glaubte, ich wollte in die Hallen der Wissenschaft etwas anderes hineintragen als die Kenntniß des Socialismus. Hier ist nicht der Ort für die Propaganda. Sie, meine Hörer, sind keine Arbeiter. Sie sind nicht die Ausgebeuteten irgend jemandes, am wenigsten der Professoren. Sie gehören allen Stufen der Bourgeoisie an. Wenn Proletariersöhne unter Ihnen sind, so sind sie gekommen, um nicht mehr Proletarier zu sein. Nur wenige von Ihnen werden als Vertreter der Wissenschaft zur Universität zurückkehren. Sie werden sich in eine Menge von Berufsarten vertheilen, von denen verschiedene auf der Ausbeutung des Proletariats beruhen. Hier in der Universität bilden Sie nicht einen Stand oder eine Classe von Arbeitern, auf die mein Wort thatsächlich im Sinne der Auflehnung oder Desorganisirung wirken könnte. Wenn ich anderes erwartete, verdiente ich den allgemeinen Spott. Wie ich von niemandem die gnädige Erlaubniß erbitte, frei zu lehren, was mein Recht ist, so gestatte ich niemandem, bei mir den Mangel des gesunden Verstandes vorauszusetzen, der nöthig ist, um die Verbreitung der Kenntnisse unter Studenten nicht mit der Propaganda unter den Proletariern zu verwechseln." —

Der lichtvolle Vortrag, der mit echt italienischer Klarheit, Durchsichtigkeit, Bestimmtheit der Ausdrücke und Folgerichtigkeit der Gedanken wie in maßvollster Form das wichtige Problem zu lösen versuchte, wurde durch die zahlreiche, nicht lediglich studentische Zuhörerschaft mit brausendem Beifall aufgenommen. Es ist absolut nicht zu erwarten, daß der furchtlose Redner deßhalb eine autoritative Anfechtung erleiden werde.

R. Schoener.

Die Ausbildung des Geruchs.

Von Dr. Gustav Zacher.

Der rasche Entwicklungsgang unsrer modernen Cultur hat eine Unzahl früherer Luxusartikel heute zu ganz gewöhnlichen Gebrauchsartikeln herabgedrückt, deren selbst der Aermste in seinem bescheidenen Haushalte nicht mehr entrathen zu können glaubt. Thee, Kaffee, Zucker, Tabak und anderes mehr finden wir am Ende unsres Jahrhunderts im allgemeinsten Gebrauche, und von Tag zu Tag mehrt sich die Reihe der meist ausländischen Erzeugnisse, die, aus ihrer Stellung als Luxusartikel verdrängt, mithelfen, das harte Dasein der minderbemittelten, unteren Volksclassen erträglicher und leichter zu machen. Daß durch die größere Auswahl an Lebens- und Genußmitteln der Geschmackssinn unsres heutigen Geschlechts naturgemäß sich schärfer entwickelt und bedeutend verfeinert hat, daß demgemäß auch die Ansprüche an das Leben und seine Freuden sich gesteigert haben, wer wollte das ableugnen oder etwa gar beklagen? Unsre ganze moderne Erziehung verfolgt ja den ausgesprochenen Endzweck, die dem Menschen von der Freigebigkeit der Natur verliehenen Fähigkeiten zu seinem eigenen und aller Besten zu dem höchsten Grade möglicher Vollkommenheit auszubilden, und nicht ohne Grund legt man in unsrer Zeit, die schon an das Kind auf der Schulbank oft schwer erfüllbare Ansprüche stellt, einen hohen Werth auf die möglichste Vervollkommnung der sinnlichen Wahrnehmungsgabe von Jugend auf. Sonderbarerweise hat unsre Schule aber nur die Ausbildung des Gehörs, Gesichts und Gefühls durch Gesang-, Zeichen- und Anschauungsunterricht für nöthig erachtet, während diejenige des Geschmacks- und Geruchssinnes sich bisher selbst überlassen geblieben ist. Hat uns denn aber die Natur diese Sinne verliehen, damit wir sie neben ihren anderen Geschwistern nur als Stiefkinder behandeln, können wir ihrer allenfalls entbehren, oder sind dieselben an und für sich etwa nicht bildungs- und verfeinerungsfähig, oder ist am Ende eine solche Verfeinerung derselben für uns von Nachtheil?

Daß Geschmack und Geruch uns Mutter Natur überflüssigerweise geschenkt habe, wird niemand behaupten wollen. Ist doch gerade die Nase ein durchaus nicht zu unterschätzender Warner vor allerhand Gefahren, deren drohende Nähe wir weder durch das Auge, noch durch das Gehör oder Gefühl wahrnehmen können. Daß auch unser Geruchssinn uns manchmal bei tödtlicher Gefahr im Stiche läßt, wie das die sich immer wiederholenden Unglücksfälle in Folge von Vergiftung durch Brunnen-, Cloaken- und Ofengase oder durch Kohlensäure bei dem Betreten von Kellern, in denen größere Quantitäten Wein und Bier ihre Gährung durchmachen, beweisen, darf man ihm nicht als zu hohe

Digitized by Google

Schuld anrechnen, da uns auch die anderen Sinne nur zu oft in die Irre führen, trotzdem auf ihre Ausbildung bedeutende Zeit, Arbeit und Sorgfalt verwendet wird. Außerdem wird meistens übersehen, daß, während Gesicht, Gehör, Gefühl ganz unabhängig von einander sind, eine ebenso ausgesprochene enge Zusammengehörigkeit zwischen dem Geruchs- und Geschmackssinn stattfindet und so die mangelhafte Ausbildung des einen auch stets einen nachtheiligen Einfluß auf die normale Entwicklung des andern ausübt. Wer in seinem Leben jemals einen echten, rechten Schnupfen sein eigen genannt hat, wird an dieser, auch schon durch die nah benachbarte Anordnung von Nase und Zunge am menschlichen Körper angedeuteten engen Verwandtschaft beider Sinneswerkzeuge nicht zweifeln.

Aber auch sonst im praktischen Leben wäre es schlimm um uns bestellt, hätte die Natur uns diese beiden Sinne nicht verliehen; wie oft ist der Chemiker, die Hausfrau, der Arzt, der Colonialwaarenhändler, man könnte fast alle Gewerbetreibenden aufzählen, lediglich auf die Wahrnehmung durch den Geruchs- oder Geschmackssinn bei ihren Arbeiten angewiesen, da alle anderen Controlmittel entweder als zu zeitraubend oder unzuverlässig sich erweisen! Und wo bliebe endlich die Poesie, mit welcher die duftende Rose, der harzduftende Tannenwald, ja selbst eine gut besetzte Tafel nicht in letzter Reihe, sich umgeben? Was würden die meisten dieser Dinge ohne ihren Duft, der ihnen erst ihren eigentlichen Werth verleiht, für uns weiter sein als lebendig gewordene schöne Gemälde? Gerade die Unsichtbarkeit des Wohlgeruchs, den die Rose in ihrem einfachen Kleide ausströmt, hat auf den Menschen stets einen geheimnißvollen Zauber ausgeübt, hat seine rege Phantasie zu herrlichen Dichtungen angeregt und ihn in dem berauschenden Dufte dieser Königin der Blumen beinahe etwas Ueberirdisches ahnen lassen. Welche Entbehrungen und Qualen gar unsre Feinschmecker, die Verehrer einer guten Cigarre, eines edlen Weines u. s. w. ausstehen müßten, falls sie des Geruchs ermangelten, wollen wir lieber nur mitleidig andeuten.

Gerade diese Gattung Menschen sind aber auch der beste Beweis dafür, daß Geruch und Geschmack ebenso ausbildungsfähig sind, wie die drei andern Sinne, und daß der Mensch, sei es von Geburt aus oder durch bewußte Uebung, zu einer „feinen Nase" gelangen kann, bedarf wohl kaum eines Beweises, ebenso wenig wie die Behauptung, daß der Besitz einer solchen ihrem Eigenthümer auch im praktischen Leben von greifbarem Vortheil sein kann. Werden z. B. doch die sog. „Theeschmecker", deren Geschäft es ist, für die großen Londoner Theecompagnien nach den eingesendeten Proben die Preiswürdigkeit der einzelnen Theesorten zu beurtheilen, oft mit einem Jahresgehalt bezahlt, das dem eines unsrer hochgestellten Beamten gleichkommt, und ähnlich verhält es sich in anderen Handelszweigen.

Wie aber die Ausbildung zweier solcher uns von der Natur verliehenen, nützlichen Fähigkeiten, wie es Geruch und Geschmack sind, und deren Verfeinerung uns von Nachtheil sein könnte, ist nach dem eben Gesagten nicht gut erfindlich, wenn natürlich auch zugegeben werden muß, daß auch nützliche Fähigkeiten häufig von ihrem Besitzer in unangemessener und darum für ihn nachtheiliger Weise angewendet werden können.

Im classischen Alterthum und bei allen orientalischen Völkern auch noch heutzutage, finden wir eine ausgeprägte Vorliebe für Wohlgerüche, besonders in der Form von Salben und Essenzen, während bei den heutigen europäischen Culturvölkern der Gebrauch der Parfümerien im allgemeinen sehr beschränkt ist und noch immer mehr außer Mode kommt, so daß es in unsrer heutigen Herrenwelt nur noch bei festlichen Gelegenheiten gestattet ist, sich eines je nach der Mode wechselnden Parfüms zu bedienen. Ueberhaupt finden wir gerade bei den südlicheren Völkern eine ausgesprochenere Vorliebe für meist stark riechende Parfüms, während die nordischen Völker von jeher weniger diesem vermeintlichen Luxus huldigten. Der Grund dafür liegt wohl auf der Hand. Denn erstens lieferte die Natur dem Bewohner der südlicheren Gegenden eine bedeutend größere und reichere Auswahl der verschiedensten Wohlgerüche, die dem Norden fehlten, und dann besaß der Südländer auch in dem leicht zu gewinnenden Olivenöl ein vorzügliches Mittel, die den Blumen entzogenen Wohlgerüche als Salben und Balsame auf die Dauer aufzuheben. Da ferner der erste Grund, sich zu parfümiren, für den Südländer in der Absicht zu suchen ist, die ihm und andern lästige Körperausdünstung zu beseitigen und seine Haut durch Einsettung gegen die sengenden Strahlen der Sonne widerstandsfähiger zu machen, so erklärt sich auch daraus seine Vorliebe für scharfe Gerüche, die dem Nordländer auf die Dauer unerträglich wären. Allerdings galt auch bei dem gebildeten Griechen und Römer in Betreff der Anwendung der Wohlgerüche eine gewisse Grenze des Erlaubten, die zu überschreiten eine Roheit und Geschmacklosigkeit war, die man, wie bei uns heutzutage, den Gecken und Emporkömmlingen überließ. Und so wird denn wohl auch die Schilderung der Bibel, die Aarons Bart von Salbe triefen läßt, mehr als eine auf orientalischem Sprachgebrauch beruhende Uebertreibung aufzufassen sein.

Jedenfalls war der Geruchssinn der feinen Welt der römischen Kaiserzeit ganz außerordentlich entwickelt, so daß die Salbenhändler es fast durchgängig zu kolossalem Vermögen brachten, da sie für neuartige Parfüms ungeheure Summen sich zahlen ließen. Im Verlaufe des Mittelalters fand die Sitte, sich zu parfümiren, erst wieder in Folge der Kreuzzüge im Abendlande aufs neue Aufnahme, und besonders im 14. und 15. Jahrhundert trieb man einen oft rohen und geschmacklosen, unsinnigen Aufwand mit Wohlgerüchen und Salben, so daß mehrfach, besonders in den reichen Handelsstädten Süddeutschlands, die Stadtväter sich zur Androhung schwerer Strafen gegen denselben veranlaßt sahen. Dann sehen wir langsam diese Mode wieder verschwinden, bis sie aufs neue im Zeitalter Ludwigs XIV. und XV. sich zur unbestrittenen Herrscherin der damaligen feinen Welt aufschwang. Unser Jahrhundert schließlich scheint für die Freuden und Genüsse, die edle Wohlgeruche unsrer Nase und damit uns selbst bereiten können, kaum noch ein Verständniß zu haben; ja in gewissen Jahrzehnten desselben waren die Parfüms derartig in Mißcredit gekommen, daß sich parfümiren gleichbedeutend war mit gesinnungslos und reactionär sein, da man bei Hofe und in den höchsten Kreisen nach althergebrachter Etiquette das Parfümiren beibehielt. Heute ist diese uralte Sitte zu einem fast ausschließlich unsrer Damenwelt gemachten Zugeständnisse herabgesunken, während dem Herrn sost nur auf dem Turf, im Freien also, die Anwendung eines Hauches von Parfüm zur Vollendung seiner Toilette gestattet ist, und damit sind wir denn auch bei der Hauptfrage angelangt, die seitens der Parfümfeinde unbedingt bejaht werden wird: sind die Riechmittel in ihrer Anwendung der Gesundheit schädlich? Da wir uns nun bemühen wollen, möglichst unparteiisch das Für und Wider des Gebrauchs der Wohlgerüche zu erörtern, müssen wir diese Frage erweitern: Sind die Riechmittel der Gesundheit nachtheilig oder nützlich? und dann weiter frogen: Sollen wir unsern Geruchssinn ausbilden oder nicht?

Bevor wir in diese Erörterung eintreten, müssen wir aber, da jedenfalls die Damen in ihrer größeren Zahl ihre geliebten Parfüms mit anerkennenswerthem Eifer und Nach-

Digitized by Google

druck vertheidigen werden, auf eine Thatsache hinweisen, die trotz des bezüglich dieses Punktes allgemein noch herrschenden Vorurtheils den Frauen in Bezug auf die Feinheit des Geruchs- und Geschmackssinns erst nach den Männern ihren Platz anweist, während in Hinsicht auf den Gefühlssinn das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Dieser befähigt sie zu jenen minutiösen Nadelarbeiten, welche die Männer mit einem aus Bewunderung und Andacht gemischten Gefühle betrachten. Ueber die Werkzeuge des Hörens und Sehens sind noch keine vergleichenden Untersuchungen angestellt worden; dagegen ist die Frage nach der höheren Entwicklung des Geschmackssinnes längst zu gunsten der Männer entschieden worden. Selbst die culinarische Kunst, obwohl die Frauen in ihr vorzugsweise ihre Lebensaufgabe suchen, ist in ihrer höchsten Entwicklung das unbestreitbare Monopol des starken Geschlechts. Die Köchin grassirt in den Niederungen dieses Gebiets; auf den erhabenen Höhen der Kochkunst thront allein der Koch. Wie viele Frauen gibt es, die sich eines wirklichen Weinverstandes rühmen können? In allen Ländern nur sehr wenige. Die Franzosen kennen allenfalls eine „Gourmande", aber für einen weiblichen „Gourmet" fehlt es sogar an der grammatischen Form. Und die Deutschen besitzen dafür um so weniger eine, als sie auch keine für die männliche Abart haben. „Feintrinker" nach Maßgabe von „Feinschmecker" existirt nicht; ein Beweis vielleicht, daß es uns im Punkt des Trinkens mehr auf die Quantität als auf die Qualität ankommt.

Ueber den Geruchssinn ergaben die Untersuchungen von Professor Nichols und Bailey in Amerika das überraschende Resultat, daß bei 44 Männern und 38 Frauen — alle gesund, jung und kräftig und den verschiedensten Lebenslagen angehörig — die Männer im Durchschnitt einen ziemlich doppelt so feinen Geruch hatten wie die Frauen. Die Blausäure z. B. hörte für alle Frauen ohne Ausnahme schon in einer Wasserlösung von 1 : 20,000 auf, wahrnehmbar zu sein, während die meisten Männer sie noch in einer Lösung 1 : 100,000 nachwiesen. Citronenessenz, die von den Männern noch in 1 : 250,000 erkannt wurde, rochen die Frauen nur bis zu Lösungen von 1 : 100,000, bedurften also mehr als doppelt so starker Anreize. Dasselbe Resultat stellte sich für Knoblauch, Nelkenessenz u. s. w. heraus. Es geht daraus zweifellos ein allgemeines Gesetz hervor, welches lautet: „Der Mann hat ein viel feineres, vielleicht ein doppelt so feines Geruchsvermögen wie das Weib."

Im übrigen stützt sich jenes allbekannte Vorurtheil in Betreff der vermeintlichen Ueberlegenheit des weiblichen Geruchs über den des Mannes auf die große Vorliebe der Frauen für Parfüms. Aber sehr wahrscheinlich rührt diese Vorliebe im Gegentheil davon her, daß ihr Geruchsvermögen schwächer ist, als das der Männer, und daß sie daher von dem Uebermaß an Parfüms nicht so leicht belästigt werden. Das scheint nun ein Punkt zu sein, in dem die Wissenschaft sich höchst segensreich für das praktische Leben erweisen kann. Es ist ein „avis aux dames", mit ihren Parfüms etwas sparsamer umzugehen. Im allgemeinen können sie sich folgendes zur Richtschnur nehmen: Die Frau ist immer doppelt so stark für die Nase der Männer als für ihre eigene parfümirt. Und somit ist die Kunst des Parfümirens für die Frau auf eine einfache Division durch zwei zurückgeführt.

Dieser Umstand ist nun gleich bei der Beantwortung der ersten der von uns oben aufgestellten Streitfragen von großer Wichtigkeit. Denn trotz ihrer auffallenden Vorliebe für Parfüms erinnern sich gemeiniglich gerade die Damen, daß Wohlgerüche nach längerer Einwirkung Kopfweh verursachen, und daß wir einen unruhigen Schlaf haben, wenn stark riechende Blumen im Schlafzimmer stehen; allein man übersieht, daß diese nachtheilige Wirkung nicht nur durch die von den Riechnerven aufgenommenen Sinneseindrücke hervorgerufen wird, sondern überhaupt durch jede übermäßige Einwirkung auf eines unsrer Sinnesorgane. So wirken Peitschenknall, Trompetengeschmetter, Kanonenschüsse auf die Gehörsnerven, grelles Sonnenlicht, eine hellbeleuchtete weiße Fläche auf das Gesichtsorgan ebenso unangenehm, wie übertrieben starker Geruch und zu lange und zur Unzeit wirkende Gerüche auf die Nase.

Richtig angewendet ist der Gebrauch der Riechmittel dem gesunden Menschen weder schädlich noch nützlich, und der wahrhaft Gebildete wird weder dem Parfüm ängstlich nachjagen, noch es peinlich fliehen, sondern sich am wirklich schönen Wohlgeruch ebenso erfreuen wie an der Schönheit der Form, der Farbe, des Tons und der Wortfügung. Freilich wird uns niemals das schönste Essenzbouquet die gleiche geistige Erhebung und innere Befriedigung gewähren können, wie eine Sonate oder ein Kupferstich. Man hat in Folge dessen die Freuden des Geruchssinnes und diesen selber gering geachtet, und es ist wohl der Mühe werth, sich darüber klar zu werden, weßhalb dies so allgemein der Fall ist.

In erster Linie ist Wohlgeruch für uns kein unabweisbares Bedürfniß. Den meisten Menschen genügt es, daß sie durch keinen unangenehmen Geruch belästigt werden, und selbst Menschen, die, wie etwa die Insassen der Gefängnisse, oft jahrelang keine duftende Blume zu riechen bekommen haben, oder die mit Stockschnupfen behafteten Personen empfinden diese Entbehrung durchaus nicht so bewußt und so schmerzlich als etwa die der Musik, deren dauerndes Verbot oft schon die hartgesottensten Sünder der Melancholie in die Arme getrieben hat. Und während der Verlust des Gesichts oder Gehörs oft auch geistige Störungen des davon Betroffenen im Gefolge gehabt hat, sind ähnliche Fälle in Folge des Verlustes des Geruchs nicht bekannt.

Diese Inferiorität des Geruchs gegenüber den andern Sinnesorganen beruht aber hauptsächlich darauf, daß derselbe ein sogenannter chemischer Sinn ist. Wir können mit ihm nicht auf weite Fernen wirken, wie mit Auge und Ohr, sondern vermögen nur das wahrzunehmen, was die Hauloberfläche der Nase, auf welcher sich die kurzen Enden der Geruchsnerven ausbreiten, unmittelbar berührt. Er verhält sich darin ebenso wie der Geschmackssinn und ermüdet auch gleich diesem ungemein schnell. Wenn wir an einer Rose riechen und die Blume unausgesetzt in die Nähe der Nase halten, so nehmen wir anfangs den zarten Duft mit Deutlichkeit wahr; bald jedoch, ungefähr nach dem fünften Athemzuge, erscheint er uns nicht mehr lieblich und nach kurzer Zeit ist er ganz verschwunden; wir riechen statt dessen noch die harzartigen, bitterlich würzig duftenden Blätter der Rose, den Saft des vielleicht zufällig zerdrückten Stengels; und fahren wir fort, an der Blume zu riechen, so wird nach einiger Zeit auch diese Geruchsempfindung uns verschwinden, und wir nehmen dann den Geruch unserer Hände, des Handschuhs, unsrer Kleider oder auch gar keinen Geruch mehr wahr. Daß aber die Rose ihren Duft behalten hat, erkennen wir sofort, wenn wir dieselbe, nachdem wir sie auf kurze Zeit entfernt hatten, wiederum der Nase nähern. Es beruht diese Erscheinung, ebenso wie die Unmöglichkeit, nach mehrmaligem Abwechseln rothen und weißen Wein durch den Geschmack zu erkennen, auf der rasch eintretenden Ermüdung der betreffenden Nerven.

Wenn der Geruchssinn uns also nur Kenntniß von unsrer unmittelbarsten Umgebung verschaffen kann, wenn das Empfinden der Wohlgerüche uns nicht als Befriedigung eines unabweisboren Bedürfnisses, wie die Geschmacksempfindung beim Essen und Trinken, vielmehr als eine Art unnützer Luxus, ein Comfort für Wohlhabende erscheint,

Digitized by Google

darf es dann wundernehmen, daß dieser Sinn bei unsrer Erziehung in der Regel unbeachtet bleibt, daß Lehrer und Lehrerinnen es versäumen, die Kinder auf scharfe Unterscheidungen der einzelnen Gerüche aufmerksam zu machen, zumal ihnen ja selber die Fähigkeit des scharfen Unterscheidens in der Regel abgeht? Man macht die Kinder aufmerksam auf das, was schön klingt, was hübsch aussieht, aber fast niemals auf den Unterschied verwandter Gerüche. Jeder Parfümeur kann bezeugen, wie wenige Menschen kleine Verschiedenheiten der Gerüche deutlich wahrzunehmen im Stande sind. Essig und Rosenöl freilich unterscheidet jeder von einander, aber die Unterschiede der einzelnen Arten der Orangenöle z. B. sind schon für viele ein Buch mit sieben Siegeln.

Hiezu kommt, daß sich fast für niemand ein geistiges Interesse, ein bestimmter Zweck, die Verfolgung eines Gedankens mit der Wahrnehmung eines Wohlgeruchs verbindet. Wir riechen im allgemeinen gedankenlos und empfinden, wie Kinder, nur einen allgemeinen Eindruck des Behaglichen oder Unbehaglichen. Dem Gebildeten und an geistige Thätigkeit Gewöhnten kann dergleichen nicht genügen, und so kommt der Geruchssinn in Mißcredit.

Nun ist es aber eine unter den Parfümeuren bekannte Thatsache, daß recht „feine Nasen" durch lange Uebung in den Stand gesetzt werden, die Zusammenstellung eines Parfüms oft mit erstaunlicher Sicherheit, sicherer als durch chemische Analyse, herauszuriechen, indem sie von dem Grundparfüm auch die Deckparfüms zu trennen verstehen, und ebenso, ob die zu einem Parfüm verwendeten Riechsubstanzen durch Maceration oder künstlich gewonnen sind.

Ist man in der Beurtheilung der Parfüms so weit gekommen, so hat man zunächst wenigstens ein technisches Interesse erlangt, wie es auch bei der Beurtheilung etwa einer Sonate in Frage kommt. Nimmt der Hörer nur gedankenlos die einfache Wirkung des Gesammteindrucks des Stückes hin, so wird er kaum Interesse dafür gewinnen können; anders, wenn er den Bau des Stückes, die Bearbeitung des Themas, die Stimmführung, die Benützung der instrumentalen Eigenheiten verfolgt. Auch hier macht das technische Interesse oder die Frage, mit welchen Mitteln die Wirkung erzielt werde, die geistige Selbstthätigkeit des Hörers aus — und nur bei einer solchen haben wir von einem Kunstwerk einen Genuß und können wir ihn haben. Diese Selbstthätigkeit setzt aber gewisse Vorkenntnisse voraus.

Diese Kenntnisse fehlen aber sehr vielen — in der Musik, wie bei den Wohlgerüchen — und daher rühren die scharfen Urtheile, welche man über beide hört. Im Parfümerieladen sind Gelehrte und Gebildete nicht um ein Jota besser daran, wie der Landmann in einem Concert oder einer Gemäldeausstellung. Sie staunen das Ungewohnte an und erhalten einen allgemeinen wirren Eindruck, ohne aber etwas zu verstehen oder zu unterscheiden.

Nun herrscht aber eine seltene Uebereinstimmung zwischen der Musik und den Wohlgerüchen. Die einfachen Töne einer Stimmgabel, einer gedeckten Orgelpfeife klingen matt und hart, und letztere werden daher nur als Beimischung zu andern Registern verwendet, ganz ebenso wie man in der Malerei die reinen einfachen Farben fast stets durch die „Localtöne" gemildert und bereichert vorfindet. Ebenso haben die reinen einfachen Wohlgerüche meist einen durchaus nicht angenehmen Geruch; eine einfache Lösung von Rosenöl in reinem Weingeist riecht nicht schön und wohlthuend, sondern macht den Eindruck einer „penetranten Süße", dagegen riecht der „Zwillings-Rosengeist" aus Rosenpomade, Weingeist und französischem Rosenöl schon viel „weicher", und die Theerosenessenz, wozu noch Geranium, Sandelholz, Neroliöl und Veilchen hinzukommen, liefert in einem Bouquet der feinsten Wohlgerüche das Schönste der Parfümeriekünste.

Ebenso wie in der Musik also die trockenen, harten einfachen Töne durch die „Obertöne", in der Malerei die einfachen Farben durch „Localtöne" abgerundet werden, ebenso wird das Grund- und Hauptparfüm durch Nebenparfüms verdeckt und gemildert werden müssen.

Aber während man in der Musik die Neben- oder Obertöne nach den geistreichen Untersuchungsmethoden von Helmholtz mit mathematischer Sicherheit heraushören und physikalisch aussondern kann, wird bei dem chemischen Geruchssinn kaum jemals eine ähnliche Schärfe der Untersuchung möglich sein.

Die Schwierigkeit ist um so größer, als unser Riechorgan eine sehr feine Unterscheidungsfähigkeit für geringe Spuren der riechenden Stoffe besitzt, die sich selbst mit der feinsten chemischen Wage nicht mehr nachweisen oder gar messen lassen, wie etwa bei einem Körnchen Moschus, dessen Geruch in einem großen Zimmer schon nach 24 Stunden von der Nase unfehlbar erkannt wird, ohne daß man eine Gewichtsabnahme des Körnchens selbst feststellen könnte.

So vermag auch unser Riechorgan die guten oder minder gelungenen künstlichen Mischungen von Wohlgerüchen deutlich und genau zu prüfen und zu beurtheilen, denen gegenüber sich die chemische Untersuchung völlig unfähig erweist.

Mittheilungen und Nachrichten.

Jules Lemaître. Les contemporains. Sixième série. Paris, Lecène et Oudin. Die kritischen (nicht die erzählenden und dramatischen) Schriften von Lemaître zählen zu den Büchern, die unsereiner — es ist ein hausbacken klingendes und doch bezeichnendes Urtheil — ansehen kauft. Ich weiß zum voraus, daß ich reiche Stunden in ungewöhnlich anregender Gesellschaft eines der durchtriebensten Originale finden werde, das sich scheinbar ganz allein mit dem vor ihm sitzenden Leser unterhält. Die beiden Capitalarbeiten des neuen Bandes (von dem einmal ausführlicher die Rede sein soll) gelten Lamartine und Veuillot, den Lemaître, wie er selbst neckend meint, ebenso sehr liebt, wie Manche). Das drittgrößte Stück ist die eigenrichtige Vertheidigung der Alten Franzosen gegen Ibsen und Tolstoi. Die kleinsten „Figurinen" haben den größten Werth: der ungemein scharfe, scherzsinnige Nekrolog für (oder eigentlich mehr gegen) Taine; ein geschickter, warmer Nachruf für Maupassant; eine überlegene Satire über Brunetière —: ein Stück lesenswerther als das andern.

* **Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg.** Dem Berichte über das Jahr 1895 entnehmen wir nachstehende Angaben über die Leistungen der großen wissenschaftlichen Anstalten, die in einem nahen Verhältniß zur Akademie stehen, ohne doch unmittelbar zu ihr zu gehören: Das **astronomische Haupt-Observatorium zu Pulkowo** gibt seine Arbeiten selbständig heraus, doch hat sowohl der ehemalige Director, Akademiker Th. Bredichin, als auch der gegenwärtige, Akademiker O. Backlund, eine Reihe werthvoller Aufsätze in den akademischen Editionen veröffentlicht. Hr. Th. Bredichin setzt seine astrophysischen Studien und Untersuchungen über die Kometen fort und hat im Bulletin der Akademie folgende Aufsätze zum Abdruck gebracht: Sur les Perséides observées en Russie en 1894 (Bull. V. Serie, Bd. 2, pag. 139), Variations séculaires de l'orbite de la comète 1862 III et de ses orbites dérivées (ib. V. 3, 251) und Mouvement des substances émises par les comètes 1893 II et 1893 IV (ib. V. 2, 383). Diese Forschungen beruhen zum Theil auf von nordwärts eingesandten photographischen Clichés und dienen zum weiteren Ausbau der vom Verfasser aufgestellten Theorie. Der jetzige Director der Sternwarte in Pulkowo, Akademiker O. Backlund, hat mehrere unter seiner Leitung ausgeführte Arbeiten zur Veröffentlichung in den Publikationen der Akademie eingereicht. Darunter befinden sich zwei Arbeiten des Astrophysikers A. Belopolsky, nun denen sich der eine, auf [illegible] in Pulkowo angefertigter Spectrogramme gestützt, mit der Umdrehungsgeschwindigkeit des Saturnringes beschäftigt, während der andere auf den Wandelsternen η Aquilae bezieht. Hr. A. Sokolow über die Intensität der Schwerkraft in [illegible] im Verhältniß zu der in Pulkowo beschrieben. Sodann [illegible] Reihe von Mittheilungen aus dem unter der Leitung des genannten

Akademikers stehenden astronomischen Calculations-Bureau (Nr. 3—6) erschienen, und zwar Nr. 3 A. Kandeatzew, Ephéméride de la planète (108) Hecuba, Nr. 4 Marie Shilow, Größenbestimmung der Sterne im Sternhaufen 20 Vulpeculae, Nr. 5 Eugenie Maximow, Ephéméride de la planète (209) Didon und Nr. 6 A. Rodin, Elemente und Ephemeride des Planeten Geraldina (300) für die Opposition 1895 (Bull. V, 3). — Für das Physikalische Central-Observatorium ist das Berichtsjahr schwer und ereignißreich gewesen. Im Sommer 1895 legte der bisherige Director, Akademiker Heinrich Wild, sein Amt nieder, dem er 27 Jahre lang mit großem Erfolge vorgestanden hatte. Unter seiner Leitung ist im Laufe dieser Zeit das ganze Reich mit einem engmaschigen Netze wohlorganisirter meteorologischer Beobachtungsstationen überzogen worden und ihm verdanken die magnetisch-meteorologischen Observatorien in Pawlowsk, Katharinenburg und Irkutsk ihre Begründung. Ein weiterer schwerer Verlust wurde durch eine Feuersbrunst bewirkt, die am 19. Juni v. J. einen Pavillon des Constantin-Observatoriums in Pawlowsk einäscherte, wobei auch mehrere schwer ersetzbare Instrumente und Apparate ein Raub der Flammen wurden, darunter ein überaus präcise gearbeiteter Inductions-Inclinator, der seines großen Gewichts wegen (12 Pud) in der kurzen Zeit von 20 Minuten, in der das gierige Element sein Zerstörungswerk vollbracht hatte, nicht gerettet werden konnte. Sofort wurde an die Errichtung eines neuen interimistischen Gebäudes geschritten, wo schon Mitte September die Beobachtungen wieder aufgenommen werden konnten, und es erweist sich, daß die Genauigkeit der übrigen Beobachtungen durch die eingetretene Pause nicht fühlbar gelitten hat, so daß ihre Resultate für 1895 in gleicher Vollständigkeit werden publicirt werden können, wie auch bisher. Die Zahl meteorologischer Stationen zweiter Ordnung ist auf 651 angewachsen, die der Regenbeobachtungsstationen dritter Ordnung auf 917. Gewitterbeobachtungen sind an 1226 Punkten angestellt worden und Schneemessungen an 1483 Orten. Täglich empfing das Observatorium 262 meteorologische Depeschen und versandte deren 30 an verschiedene Orte des Reiches und des Auslandes. Ferner ist zu erwähnen, daß sich das Observatorium an der im nächsten Sommer in Nishni Nowgorod stattfindenden Ausstellung betheiligen wird, sowie auch an einem internationalen Unternehmen, Specialbeobachtungen der Höhen und Bewegung der Wolken, die nach einem auf der Meteorologen-Conferenz in Upsala 1894 aufgestellten Programm vom 1. Mai 1896 im Laufe eines Jahres angestellt werden sollen. Auch eine ganze Reihe wissenschaftlicher Arbeiten sind vom Director und den Angestellten des Observatoriums in den Editionen der Akademie veröffentlicht worden, und zwar hat der Akademiker H. Wild einen Aufsatz für das Bulletin geliefert: Les méthodes pour déterminer l'inclinaison absolue avec la boussole à induction et l'exactitude obtenue en dernier lieu avec cet instrument à l'Observatoire de Pawlowsk (Bull. V, 2, 205) und für die Memoiren: Neue vierjährige und fünfjährige Mittel für die Niederschlagsmenge und die Zahl der Regentage im europäischen Rußland (Mem. VIII série, Classe phys.-math., III, 1). Dem Gehülfen des Directors, M. Rykatschew, gehören zwei Artikel an, über die Typen der Cyclonenbahnen in Europa und über die Schwankungen im Wasserstande der oberen Wolga und ihre Abhängigkeit von den Niederschlägen, und He. J. Kiersnowski hat im Bulletin (V, 3, 59) einen Aufsatz, la distribution du vent sur la surface de l'Empire Russe, zum Abdruck gebracht. Als besondere Ausgabe erscheint eine Arbeit über die Bevölkung im russischen Reich von A. Schönrock. Der ehemalige Director des Observatoriums in Jekutsk, E. Stelling, hat bei Gelegenheit einer Inspectionsreise an verschiedenen Punkten seines Bezirkes die magnetische Declination und die horizontale Spannung beobachtet und dabei für Selenginsk eine Anomalie constatirt, die schon Georg Fuß 1832 vermuthet hatte. Außerdem sind noch eine Reihe von Aufsätzen meteorologischen Inhalts von der Akademie herausgegeben worden, welche die HH. E. Berg, E. Heintze, R. Rosenthal, P. Müller zu Autoren haben.

* Nach einer amtlichen, bis zum 30. November 1893 reichenden Statistik wurden während des Schuljahres 1892/93 die Unterrichtsanstalten aller Art in den Vereinigten Staaten von 15,083,630 Schülern oder 22.5 Procent der Bevölkerung des Bundesgebietes besucht. Gegen das Vorjahr erweist sich dadurch eine Zunahme von 370,000 Schülern und der Bestand wäre wohl bis auf 15,400,000 gebracht worden, wenn in die Statistik die Schüler gewisser besonderer Unterrichts-Agenturen hätten einbezogen werden können. Auf die öffentlichen Schulen kamen 13½ Millionen Schüler, was eine Zunahme von 1.92 Procent ergab, während sie im allgemeinen 3.45 Procent betrug. Die Statistik weist ferner nach, daß die Schüler durchschnittlich während zwei Fünftel des Jahres fehlen, um der Arbeit nachzugehen, oder aus anderen Ursachen. Das Lehrpersonal bestand aus 122,056 Lehrern und 260,954 Lehrerinnen; seit 1880 hat das männliche Personal an Zahl ab-, das weibliche um 70 Procent zugenommen. Die Zahl der Schulhäuser wird mit 235,426 angegeben, ihr Werth mit Einschluß der Ausstattung auf nahezu 400 Millionen Dollars, die Einnahmen mit 165, die Ausgaben mit 163 Millionen, von letzteren 104 Millionen für Gehalte des Personals, 31 für Schuldauten und 28 für Brennstoff, Vorräthe u. s. w. In den letzten zwanzig Jahren ist der Werth des Schuleigenthums in den Vereinigten Staaten, sowie auch die laufenden Ausgaben für das Schulwesen um das Doppelte gestiegen. Oeffentliche mittlere Schulen gab es 1893 2812 mit 9489 Lehrern und 232,951 Schülern. Es gab 451 Universitäten und andere Hochschulen für Männer und für beide Geschlechter (für letztere 310, eine Zunahme von 3 Procent in zwei Jahren). Das Lehrpersonal betrug 10,427, der Besuch 140,053. Hochschulen für Frauen allein gab es 143 mit 2114 Lehrern und 22,949 Schülerinnen. Alle mittleren und höheren Lehranstalten zusammen verfügten über einen Bücherschatz von 5,319,602 Bänden. Einrichtungen im Werthe von 128 Millionen, Stiftungen im Betrage von 98, Jahreseinkommen von über 17 Millionen; die Zuwendungen von Wohlthätern beliefen sich während des Schuljahres auf 6.7 Millionen. Die landwirthschaftlichen Schulen, die allein vom Bundesschatze Zuschüsse erhalten, wurden in dem Berichtsjahr von diesem mit 1.6 Millionen Dollars bedacht. Es geschieht freilich viel in den Vereinigten Staaten, und zwar von privater Seite, für Hebung des Bildungswesens. Indeß können noch so viele Leute nicht schreiben und lesen, daß man sogar in der Stadt New-York den politischen Parteien vorschreiben mußte, ihre Stimmzettel durch ein über die Liste zu setzendes besonderes Zeichen kenntlich zu machen; die Republicaner wählten den Adler, die Democraten den Stern, damit der Analphabet keine Verwechslung anrichten könne. Doch der Fortschritt geht mit Riesenschritten unter der weißen Bevölkerung weiter, insbesondere unter dem weiblichen Geschlecht.

* **Straßburg.** Der Privatdocent für Forstwissenschaft an der Universität, Forst- und Regierungsrath Eduard Rey, wird demnächst aus dem Lehrkörper ausscheiden, da er dem Vernehmen nach als Oberforstmeister nach Metz versetzt werden wird.

* **Berlin.** Dem Sanitätsrath Prof. Dr. Friedrich Albert Weber wurde die große goldene Medaille für Wissenschaft verliehen. — Wie die „Nat.-Ztg." hört, ist Prof. Dr. Hans Delbrück, Herausgeber der Preußischen Jahrbücher, vom außerordentlichen zum ordentlichen Professor der neueren Geschichte befördert worden.

* **Wien.** Ueber die Entlehnung von Büchern aus der Hofbibliothek hat der bisherige, um das Institut hochverdiente Director, Hofrath R. v. Hartel, welcher vor wenigen Tagen als Sectionschef ins Unterrichtsministerium berufen wurde, noch kurz vor seinem Abgang neue Vorschriften aufgestellt, die bereits unterm 30. December v. J. vom Obersthofmeisteramte genehmigt wurden und wegen ihres musterhaften Inhalts weitere Verbreitung verdienen. Diesen Vorschriften zufolge steht das Entlehnungsrecht für Bücher aus der Hofbibliothek gegen ordnungsmäßig ausgefüllte und mit der eigenhändigen Unterschrift versehene Blankette folgenden Personlichkeiten zu: 1. Den Mitgliedern der kaiserlichen Familie, ihren Lehrern und den Würdenträgern des Hofes; 2. den Ministern und Centralstellen; 3. den wirklichen und correspondirenden Mitgliedern der wissenschaftlichen Akademien und ihnen gleichstehenden wissenschaftlichen Gesellschaften; 4. den Mitgliedern der beiden Häuser des Reichsrathes; 5. den ordentlichen und außerordentlichen Professoren der Wiener Hochschulen, der Akademie der bildenden Künste, der protestantischen Hochschulen; 6. den Beamten sämmtlicher Hofämter und Hofinstitute; 7. den Beamten der öffentlichen Archive, Bibliotheken und Museen und 8. den diplomatischen Vertretern der fremden Mächte. Gegen Abgabe der Blankette, die mit der Unterschrift des Amtsvorstandes oder mit der Stampiglie des Institute versehen sein müssen, erfolgt die leihweise Ueberlassung von Werken an nachfolgende Personen: 1. die Beamten der Ministerien, politischen und Justizbehörden; 2. die Officiere und Militärbeamten der k. und k. Armee; 3. die Angehörigen geistlicher Congregationen und Klöster; 4. die Mitglieder der Institute und Seminare der Hochschulen und 5. auch

Digitized by Google

andere mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte Personen, wie Lehrer an Mittelschulen. Es werden somit die Directionen öffentlicher Bibliotheken, Archive und Museen für ihre Leser, die Directionen von Schulen und die Commanden militärischer Institute für ihre Lehrer, die Vorstände der Justiz- und politischen Behörden für sich und ihre Untergebenen Bücher zu entlehnen in der Lage sein. Durch ihre Unterschriften auf den Blanketten oder durch Aufdrücken der Stampiglie übernehmen die betreffenden Directionen gegenüber der Hofbibliothek die Haftung für die entlehnten Bücher, welche, wenn dies nicht ausdrücklich freigegeben wird, auch nur unter ihrer Aufsicht benützt und verwahrt werden sollen. Die Direction der Hofbibliothek hat das Recht, auch anderen Persönlichkeiten unter Modalitäten, die von Fall zu Fall zu bestimmen sind, die Entlehnung von Büchern zu gestatten. Ausgeschlossen von der Entlehnung sind jedoch: 1. Incunabeln, seltene Drucke und Musikalien, wie auch Manuscripte und Miniaturwerke; 2. die im Lesesaal- und Handschriftenzimmer (mit der Signatur CC und LZ) aufgestellten bibliographischen und literarischen Nachschlagewerke und Wörterbücher; 3. Landkarten, Atlanten, Kunstblätter, Flugblätter oder sonstbar ausgestattete Bilderwerke; 4. Werke, welche wegen häufigen Gebrauches nicht leicht für länger entfernt werden können aber für die Arbeiten der Beamten unentbehrlich sind; 5. Bücher, welche im Lesesaal von Lesern benützt werden oder für diese reservirt sind; 6. einzelne Bände vielbändiger Werke, wie von wissenschaftlichen Zeitschriften, Zeitungen, Wochenschriften, Sammlungen belletristischer und anderer Art; 7. Werke pornographischen Inhalts. Allerdings ist es der Direction gestattet, in besonders berücksichtigungswerthen Fällen ausnahmsweise auch Werke der vorangeführten Rubriken auszuleihen. Durch seine Unterschrift verpflichtet sich der Entlehner, das entlehnte Buch sorgsam zu behandeln und zu bewahren, dasselbe nur zu persönlichem Gebrauch zu verwenden und nicht weiter zu vergeben, wie aus dem zugestandenen Benützungsort nicht zu entfernen; es zu den festgesetzten Terminen zurückzustellen, respective einer eventuellen Reclamation Folge zu leisten und im Falle des Verlustes oder der Beschädigung desselben es völlig zu ersetzen.

* **Zürich.** Der Privatdocent für germanische Philologie Dr. Albert Buchmann ist zum außerordentlichen Professor an der Hochschule ernannt worden. Er wird den im Herbst verstorbenen Germanisten Ludwig Tobler zu ersetzen haben.

* **London.** Der frühere Präsident der Chemischen Gesellschaft, H. E. Armstrong F. R. S., bemerkt in einem Brief an die „Times": „Nach 25jähriger Erfahrung als Lehrer und Examinator und nach genauestem Studium unsres Systems kann ich nur sagen, daß ich nie aufhöre, mich darüber zu freuen, daß ich an einer deutschen und nicht an einer englischen Universität studirt habe, daß ich als Folge davon nicht nur zu arbeiten gelernt habe, sondern auch jenem Verlust an Selbständigkeit und jener Beeinträchtigung geistiger Kraft entgangen bin, die unser englisches System außer in den seltensten Fällen immer nach sich zieht. Ich werde — so sehr ich das gerade jetzt bedauern muß — meinen vier Söhnen eine deutsche und nicht eine englische Erziehung zutheil werden lassen."

E. K. **Florenz.** Für das Kunsthistorische Institut, dessen Errichtung leider noch immer in weiter Ferne zu liegen scheint, wird es einst eine lohnende Aufgabe sein, dem besseren Theile des Laienpublicums eine Anleitung zum Kunstgenuß zu bieten, ihm den Weg zu zeigen, auf dem man — eine gewisse Begabung vorausgesetzt — zum Verstehen von Kunstwerken gelangen kann. Wir freuen uns mittheilen zu können, daß in dieser Richtung bereits heuer ein Versuch gemacht worden ist. Dr. H. Ulmann, dem die Kunstwissenschaft bereits mehrere werthvolle Arbeiten auf dem Gebiete der florentinischen Renaissance verdankt, hat im December einen Cyklus von Vorlesungen unter dem Gesammttitel „Die toscanische Kunst des 15. Jahrhunderts" begonnen, in denen er seinen Zuhörern einen Ueberblick über die so außerordentlich reiche und bedeutende künstlerische Thätigkeit des Quattrocento gibt. Der Deutsche Verein hat der guten Sache, die allwöchentlich zweimal einen stattlichen Theil der deutschen Gesellschaft versammelt, bereitwillig seine Räume geboten. Außer den Vorlesungen finden noch Rundgänge in den Kirchen und Sammlungen statt; vor den Werken selbst wird dann das Wesentliche noch einmal hervorgehoben und manche werthvolle Ergänzung geboten. — Wir hoffen, daß das Unternehmen, dessen Ertrag zum Ankauf von Büchern für das Kunsthistorische Institut bestimmt ist, im nächsten Winter fortgesetzt werde.

* **St. Petersburg.** Die Akademie der Wissenschaften hat den Akademiker Wassiljewskij und den Professor der Petersburger Universität Sobolewskij mit den Vorarbeiten zur Herausgabe zweier alter Handschriften, nämlich der Annalen Logothets und der Chronik des Georg Amartola, beauftragt. Dem Akademiker Radlow wurde die Untersuchung der altkirchlichen Inschriften übertragen, welche von den durch die Akademie der Wissenschaften und die Finnisch-Ugrische Gesellschaft ausgerüsteten Expeditionen in der Mungalei und im Jenissei-Kreise entdeckt und gesammelt worden sind.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 4. bis 5. Februar folgende Schriften eingegangen:

Uebersichtskarte des Preußischen Staatseisenbahnnetzes sowie der übrigen deutschen Eisenbahnen, bearbeitet im Ministerium der öffentlichen Arbeiten. 4 Blatt. Maßstab 1:1,000,000. Berlin, Max Pasch 1896. — Deutscher Colonialkalender für 1896, nach amtlichen Quellen, hggb. v. Gustav Meinecke. VIII. Jahrg. Berlin, Deutscher Colonialverlag 1896. — F. Thurwart: Zum Börsengesetz (Volkswirthschaftl. Zeitfragen, Heft 135) Berlin, Leonhard Simion 1896. — W. Schimmelpfeng: Die Creditorkündigung in der Gewerbeordnung. (Sonderabdr.) Berlin, Hermann Walther 1896. — Verfassung der Lebensversicherungsbank für Deutschland, gültig vom 15. Januar 1896 an. Gotha. — Richard Fester: Markgraf Bernhard I. und die Anfänge des badischen Territorialstaates. (Badische Neujahrsblätter, hggb. v. d. Bad. histor. Commission. 6. Blatt.) Karlsruhe, G. Braun 1896. — Dr. Franz Heiderich: Die Erde; allgemeine Erd- und Länderkunde. Mit Illustrationen u. Karten. Wien ꝛc., A. Hartleben 1896. — Dr. R. Wrzecionko: Das Wesen des Denkens. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1896. — Konstantin Sslutschewsky: Der Professor der Unsterblichkeit; Erzählung, aus d. Russ. übers. v. Dr. Alexis Lupus. Leipzig u. Petersburg, Karl Rider 1896. — Heribert Hilperth: Timur-Khan. Der Roman eines Pferdes, hggb. Wien, L. W. Seidel u. S. 1896. — Emilie Ringseis: Veronika; Schauspiel in 3 Aufzügen. 4. Aufl. Freiburg, Herder 1895. — Adalbert Stifter: Der Condor. (Allg. Nationalbibliothek 131.) Wien, C. Daberkow. — Ernst Welisch: Lebensrecht; dramatischer Dialog in einem Aufzug. (Meßthalers Sammlung moderner Bühnenwerke Nr. 4.) München, Max Höher. (Comm.) — Alfred Biehler: Ich liebe dich! Gedichte. Heidelberg, J. Hörning 1896. — Hans Sebastian Schmid: Kunststil-Unterschribung: Aufschluß ꝛc. für Laien u. s. w. Mit Illustrationen. München, G. Franz 1896. — Der Musikführer, redigirt von A. Main. Nr. 46: Richard Wagner, das Liebesmahl der Apostel, erläutert von Fritz Volbach. Frankfurt u. M., H. Bechhold. — Moderne Musik, hggb. vom Verein der Musikfreunde. II. Jahrg. Heft 5. Abth. f. Claviermusik; Abth. f. Gesangsmusik (je 3 Stücke). Leipzig, Verlag des Vereins. — Georg Pittrich: Wein, Weib und Gesang; für eine mittlere Singstimme mit Begleitung des Pianoforte componirt. Op. 12. Dresden, W. Bock.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 7. Februar. Nummer 31.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur englischen Agrarfrage. Von W. v. Polenz. — Zur älteren deutschen Theatergeschichte. Von E. Kilian. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur englischen Agrarfrage.

Von W. v. Polenz.

Die Angelsachsen waren aus einem Volke von Seefahrern und Pionieren ein Volk von Bauern geworden, nachdem sie in England einen Boden gefunden hatten, der wie kein anderer die Ansiedlung und Bebauung lohnend machte. Ueber dieses Bauernvolk nun brach die normannische Eroberung herein. Der normannische Feudalstaat mit seinen Baronen und Lehngütern aber glich nur einem Netze, das gewaltsam über das Land gelegt worden, unter dem aber der sächsische Bauernstand mit seiner Dorfverfassung, seiner Allmende und seinen Ackerlosen weiter fortbestand. Die Vermischung von sächsischer Bauernkraft und normannischem Ritterthum gebar dann jene Race von Welteroberern, die ein Reich gründen sollten, gegen welches das römische Reich wie ein Zwerg erscheint.

Das Domesdaybook gibt uns ein Bild von dem Zustande des Landes am Ende des elften Jahrhunderts; wir sehen aus diesem Document, daß der heutige Besitzstand und seine Eintheilung sich nicht so außerordentlich geändert hat gegen jene frühen Tage. Trotz aller der furchtbaren Kriege und Fehden des englischen Adels unter sich und mit der Krone, durch alle religiösen Kriege und Revolutionen hindurch, ist der Grundbesitz das stabile Element geblieben in der Entwicklung des Inselreiches. Auch hier wieder kommt jener ungeheure Vortheil zu Tage, den England vor den übrigen Ländern Europa's, ganz besonders vor Deutschland, voraus hat: keine fremden Eroberungszüge, kein dreißigjähriger Krieg, keine spanische, französische, schwedische Invasion.

In der Zeit der ersten Plantagenets nun ist der Grundbesitz Ausfluß aller Macht. Zeitiger als auf dem Festlande hatten sich die Barone von der Oberhoheit der Krone frei zu machen gewußt. Das Land war in den Händen einer Anzahl kleiner Häuptlinge mit nahezu souveräner Stellung, die ihrerseits wieder Rechte und Machtvollkommenheit an ihre Vasallen vergaben.

Aus dieser Blüthezeit des Lehnsrechtes stammt jene eigenthümliche Erscheinung der englischen Rechtsauffassung, daß ein absolutes Eigenthum an Land überhaupt nicht anerkannt wird. Während der Herrschaft des Feudalsystems war jeder Besitzer nur ein Lehnsträger, und diese Auffassung ist beibehalten worden. Die modernen Verhältnisse haben diesen Zustand längst jedes praktischen Werthes beraubt, aber, wie in so vielem jenseits des Canals, wird auch diese Fiction aufrecht erhalten. Man liebt es nun einmal nicht in England, alte Traditionen umzustoßen, und so hilft man sich damit, sie zwar auf dem Papiere stehen zu lassen, sie im praktischen Leben aber zu umgehen. — Vor dem Gesetze ist also der Besitzer eines Grundstückes nur sein Inhaber; er hat, wie der Ausdruck lautet, ein gewisses „Interesse“ an dem Lande. Aus dieser Auffassung werden auch die eigenthümlichen Modificationen des Grundeigenthums und seine Theilbarkeit erklärlich. Man unterscheidet nämlich noch jetzt vollen Besitz: estate in fee simple, und übertragenen Besitz estate tail, ferner Eigenthum fürs Leben und Eigenthum für eine Reihe von Jahren. Ueber all diesen Arten und Unterarten des übertragenen Besitzes aber, welche praktisch alle Rechte des Eigenthümers einräumen, steht das Obereigenthum, welches nominell einer ganz anderen Person zustehen kann.

Das System der Frohndienste ist in England niemals zur Blüthe gelangt. Die Leibeigenen, die sich in der frühen Normannenzeit finden, gingen später in die copyholders über, die unsern Freigelassenen entsprechen. Das Land bebaute die yeomanry, ein wohlentwickelter Bauernstand, entweder als freie Besitzer, freeholders, oder in einer Art von Pachtverhältniß zum Grundherrn, leasehold, das dem freien Besitze sehr nahe kam.

Es war dies die Blüthezeit des englischen Dorflebens. Die Dorfgenossen hatten im gemeinsamen Walde freie Holz- und Streunutzung und auf der allgemeinen Weide das Recht, ihr Vieh grasen zu lassen. — Das demokratische Element, das die englische Verfassung auszeichnet, zeigt sich in dem Aufsteigen der Commons. Das feudale System verblaßt und ist um die Wende des funfzehnten Jahrhunderts im Absterben. Es war durchbrochen durch die Ausbreitung eines ländlichen und städtischen Mittelstandes und niedergehalten durch die neu erstarkte Macht der Krone. Allein die Lebenskraft des englischen Grundadels war zwar geschwächt durch den Blutverlust in Fehden und in den Kriegen der Rosen, aber nicht vernichtet, noch weniger war sein Machtbedürfniß erschöpft.

Das Bedürfniß, seinen Besitz zu consolidiren, den Grund und Boden ungetheilt in der Familie zu erhalten, machte sich geltend als eine Reaction gegen die immer mehr fortschreitende Auftheilung des Landes in Parcellen. Es entstand die Idee des Majorats und Fideicommisses, des entail. Und hier kam der Erhaltung des Grundbesitzes in der Familie die eigenthümliche Auffassung des englischen Rechtes von der Theilbarkeit des Grundeigenthums zu Hülfe. Man theilte das Erbtheil nicht in Stücke, soviel etwa wie Erben da waren, sondern man vermachte jedem Erben einen idealen Antheil, ein Interesse am Grundstück und einem einzigen Erben, meist dem ältesten Sohne, den factischen Besitz. So erscheint der jeweilige Inhaber nur als ein Vertreter der Familie und die anderen Mitbesitzer als Interessirte, für die Zeit ihres Lebens. Hier ist also das Belehnungsverhältniß vom Könige übergegangen auf das Institut der Familie. Die Familie war jetzt der ideelle Lehnsherr, das Mitglied der Belehnte. An die Familie fiel, wenn der Inhaber starb, sein Antheil von selbst zurück. In dem Princip der Bindung der Lebenden zu gunsten der kommenden Generationen liegt der Grund zu Macht und Reichthum des englischen Adels.

Digitized by Google

Solche Erbverhältnisse begünstigten natürlich das Zusammenlegen großer Landstrecken. Die Tendenz ging auf Wiedereroberung der kleinen Besitzthümer, die im Laufe der Zeit der Machtsphäre des Grundherrn entschlüpft waren. Die Erfindung der Schießwaffe, die moderne Zeit überhaupt, machte das alte raufluſtige Fehdewesen unmöglich. Man fing an, den nützlichen Dingen sein Interesse zuzuwenden, also der Vermehrung des Vermögens, vornehmlich des Grundbesitzes.

Wir finden in derselben Zeit eine Parallelbewegung dazu in Deutschland: die Entstehung des Rittergutes. Aber bei uns nahm man das System des entail in viel beschränkterer Form an. Aehnlich wie die kleinen Fürsten ihre Lander, theilte auch der Adel seinen Besitz ins Endlose. In England, wo man hierin weisere Beschränkung zu üben wußte, beugte man der Zersplitterung und jenem steten Besitzwechsel vor, der für den deutschen Grundbesitz ein Charakteristicum geworden ist. Nur ein Mitglied der Familie konnte den vollen Besitz antreten, dieses eine Mitglied aber trat mit dem Besitze auch in die politischen Rechte und Pflichten ein und führte allein den Namen weiter. Dadurch wurde außer der Verarmung des Adels auch der Verallgemeinerung des Adelsprädicats, die bei uns so auffällig ist, zu gunsten des ganzen Standes ein Damm gesetzt. In England kennt man nicht den Widersinn, Titel und Besitz zu trennen. Name, Besitz, materielle und politische Macht fallen vielmehr zusammen. Denn in dem Hause der Lords hat sich eine Institution entwickelt, welche dem Grundbesitz den Löwenantheil an der Regierung sichert.

Trotz dieser ausschließlichen Machtübung aber war die Verfassung dieses Grundadels nicht eng und beschränkt. Diese mächtige Classe verfiel nicht in den Fehler so vieler anderer Kasten, sie erstarrte nicht in Vorurtheilen, entartete nicht durch Inzucht. Immer neues Blut und neue Kraft wurde ihr von außen zugeführt durch Heirathen und durch das Aufsteigen jüngerer Söhne. Die Grenze zwischen der englischen Aristokratie und dem Bürgerthum ist eine fließende geblieben. Viel half dazu, daß kein Gesetz den Erwerb von Grundbesitz durch einen Bürgerlichen verhinderte. Den wohlhabenden Mitgliedern des Bürgerstandes war der Weg in den Grundbesitzerstand offen. Die aufstrebenden bürgerlichen Elemente verstärkten die landed gentry. Diese Classe hat während der letzten Jahrhunderte England thatsächlich regiert.

Denn außer der Vertretung im Parlament und der Executive im Cabinet, die jener Aristokratie von selbst zufiel, hielt der squire auch die Selbstverwaltung in Händen, ja selbst die niedere Gerichtsbarkeit übte er als magistrate aus. Als lard of a manor aber war er Herr über alles freie Land, das comman, hier übte er Jagd und Fischerei und genoß alle Regalien, das werthvolle Recht vor allem, Mineralien zu graben. Die Entwicklung dieses eigenartigen Verhältnisses geht auf die Feudalzeit zurück. Das manar, oder die Rechtssphäre eines feudalen Lords, hatte drei Bestandtheile: das demesne, den Theil des Landes, den der Lard sich für seinen priuaten Besitz zurückbehielt, sodann die Grundstücke, die er an seine freeholders und copyhalders vergab, und schließlich das waste, das von ihm unbenutze Land, welches als Weide liegen blieb. Bei keinem aber dieser Theile begab er sich der Ausübung der Fischerei, der Jagd oder des Rechtes, zu schürfen. Der lard af a manar blieb also unbeschränkter Herr über alles, was über und unter der Erde ist.

Mit dem wachsenden Werthe und mit der immer mehr steigenden Bedeutung des Grund und Bodens, der seinem Besitzer solche Rechte und Vorzüge verlieh, wuchs natürlich die Begierde, mehr und mehr Land sein zu nennen. Die yeomanry wurde allmählich ganz vernichtet, theils aufgekauft, theils gaben diese kleinen Besitzer ihre Besitztitel freiwillig auf, weil es lohnender und bequemer war, das Land vom mächtigen Nachbar zurückzupachten. Dann richtete sich der Blick des Großgrundbesitzers auf jene über ganz England vertheilten freien Landstrecken, die ehemals Gemeingut der Darfgenossen gewesen waren. Diese wurden eingezogen, es war dies ein Proreß, der auf quasi legalem Wege durch Parlamentsacte gestattet wurde. Vielfach zog man auch die freien Strecken neben der Landstraße ein, die alten Fußwege wurden aufgehoben, der Wald eingezäunt und damit zum Privateigenthum gemacht. Besonders werthvoll waren natürlich solche Strecken in der Nähe aufblühender Ortschaften. Auch hier wußte die herrschende Classe bei Zeiten ihre Hand auf den Grund und Boden zu legen. Das Riesenvermögen des Herzogs von Westminster z. B. stammt aus dem Besitze solchen Areals in der Nähe von London.

Durch diese Einziehung öffentlichen Landes, durch den Uebergang des Bodens in die Hände einer einzigen Classe ist die Selbständigkeit und Behäbigkeit des englischen Dorflebens untergraben worden. Die allgemeine Weide, der Wald mit seiner Streunutzung sind in Privateigenthum übergegangen, der große Spielplatz inmitten des Dorfes, das village green, ist meist bebaut. Nur noch in Süd-England und in Wales kann man vereinzelte Ueberreste der alten dörfischen Wohlhabenheit finden. Aber die liebliche Außenseite dieser epheuumsponnenen Dorfgiebel, die alten ehrwürdigen Kirchen mit den Grabdenkmälern von Generationen um sich her, dürfen nicht darüber täuschen, daß sie romantische Ruinen einer nie wiederkehrenden Selbständigkeit sind. In den meisten dieser Häuser herrscht Armuth. Die Kirche füllt sich nicht mehr, denn das Dorf hat sich entvölkert. Die kräftigen Männer wandern aus, viele zieht die Großstadt an; zurückgeblieben sind Kinder, Alte und solche, die irgendwie am Fortkommen verhindert sind. Das Interesse, welches früher diese Gemeinwesen zusammenhielt, der gemeinsame Besitz, existirt eben nicht mehr.

Und was für England gilt, macht in erhöhtem Maße in Irland und Schottland sich geltend. In Irland hat sich das platte Land in erschreckender Weise entvölkert, durch die Auswanderung vornehmlich nach Amerika. In Schottland, wo in Städten wie Glasgow die größte Wohnungsnoth herrscht, dehnen sich weite, ehemals cultivirte Strecken, jetzt nur noch für Hühner- und Rothwildjagd reservirt.

So ist in ganz Großbritannien der vordem blühende ländliche Mittelstand vernichtet. Der Pächterstand aber, der anstatt dessen emporgewachsen ist, kann nicht als ein Ersatz der alten bäuerlichen Kraft und Selbständigkeit angesehen werden. Es ist klar, daß der Pächter nicht die Liebe zu Grund und Boden hegen kann, mit welcher der Eigenthümer an der Scholle hängt. Der Pächter wird mehr oder weniger nur seinen Vortheil im Auge haben, wird suchen, dem Boden so viel wie möglich zu entnehmen, wird mit einem Worte geneigt sein, Raubbau zu treiben, statt zu melioriren. Andrerseits wird der Eigenthümer, der selbst nicht wirthschaftet, zufrieden sein, wenn er nur einen möglichst hohen Pachtschilling zur rechten Zeit gezahlt erhält. Daß bei einer solchen nackten Interessenwirthschaft in erster Linie der Boden leiden muß, an den übertriebene Forderungen gestellt werden, ist begreiflich. Dieses System mag wohl bei Gold- oder Kohlengruben angebracht sein, wo lediglich Güter, die von der Natur aufgespeichert sind, abgebaut werden, nicht aber beim Landbau, wa eine Hand mindestens dasselbe zurückgeben soll, was die andere nimmt, wenn nicht der Werth der Mutterscholle zurückgehen soll.

Es ist erfreulich, im Vergleich dazu die deutsche Entwicklung zu betrachten. Das Pachtsystem hat nicht annähernd die Ausdehnung angenommen bei uns, wie jenseit

Digitized by Google

des Canals. Wir haben in unserm grundbesitzenden Adel eine Classe, welche mit dem Grund und Boden weit enger verwachsen ist, und die mehr Sorgfalt, Liebe und Verständniß für seine Bebauung an den Tag legt, als viele englische und irische Lords, welche den größten Theil des Jahres in London oder Paris zubringen und höchstens im Herbst zur Jagd auf ihre Besitzungen kommen, während sie ihre herrlichen Besitzungen von Agenten verwalten lassen, und selbst nur die Renten einstreichen, welche die Beamten von den Pächtern einziehen.

Was Reichthum und Macht anbelangt, so ist unser angesessener Adel nicht zu vergleichen mit der landed gentry Großbritanniens. Politisch hat der preußische Adel niemals die Rolle spielen können wie der englische, weil er von einer starken Krone niedergehalten wurde. Aber er hat für die Bebauung des Grund und Bodens unendlich viel mehr geleistet. Hier wurde die Armuth zur Tugend. Der kleine ostdeutsche Edelmann besitzt im besten Falle sein Familiengut und auch dieses ist oft genug überschuldet; während in Großbritannien kaum ein Grundbesitzer sein wird, der außer der Einnahme aus dem Lande nicht noch Capital und reiche Einnahmen aus Sinekuren und gewerblichen Unternehmungen bezöge.

In Deutschland-Preußen finden wir allerdings nach dem dreißigjährigen Kriege Ansätze zu einer ähnlichen Entwicklung, wie sie die ländlichen Verhältnisse in England genommen haben. Der adelige Grundbesitzer ist unumschränkter Herr auf dem platten Lande, Autokrat durch und durch, Patron der Kirche, Herr der niederen Gerichtsbarkeit, Inhaber der Schank- und Braugerechtigkeit, des Mühlenbetriebes und der Schmieden, Nießnutzer am Erwerb seiner Gutsunterthanen, aus welcher Quelle es immer stammen mochte. Und unter ihm lebt eine hörige Bauernschaft. Die Hörigkeit zwar hat England nominell nicht gekannt, wenigstens nicht als anerkannte Institution, aber thatsächlich unterscheiden sich die Verhältnisse auf dem platten Lande in Großbritannien nicht allzusehr von der Hörigkeit, in der sich unsre tagelöhnernden Bauern vor der Zeit der Bauernbefreiung befunden haben. Denn wenn auch durch die Reformgesetzgebung dem kleinen Mann in England die meisten politischen Rechte eingeräumt worden sind: materiell ist er von dem tenant farmer abhängig, wie dieser wiederum von dem landlord und seiner Beamtenschaft. Während bei uns durch die Ablösungsgesetzgebung im Anfange des Jahrhunderts das patriarchalische Verhältniß zwischen Rittergutsbesitzer und Bauernschaft auf Nimmerwiedersehen gelöst ist, finden wir in England auf dem Lande ein Kastenwesen, wie man es in einem Lande mit demokratischer Verfassung nicht vermuthen sollte. Man darf eben nicht vergessen, daß England bis zum heutigen Tage von einer Classe beherrscht wird, der Aristokratie, die gleichzeitig eine Plutokratie ist, und die sich außer im Besitze der politischen Macht auch in dem des Grund und Bodens befindet. Man kann sich daher nicht wundern, daß eine so mächtige Classe die Macht gehabt hat, die Verhältnisse auf dem Lande in mittelalterlicher Stabilität zu erhalten. Auch der preußische Grundadel hat sich einstmals mit Händen und Füßen gegen die Bauernbefreiung gewehrt; sie mußte ihm durch die Krone aufgezwungen werden. Natürlich ist es von seiten der Machthaber in England Kurzsichtigkeit, die Verhältnisse auf dem Lande in dieser Verfassung zu lassen. Man lügt sich in den Beutel. An dem Sinken der Renten, am Bankerott der Farmer, am Wegziehen der Taglöhner, und vor allem an den sich immer häufiger nothwendig machenden Pachterlassen und Stundungen haben die Großgrundbesitzer am eigenen Leibe erfahren, daß irgend etwas faul ist in den ländlichen Verhältnissen.

So wird in England der Grundbesitz mehr und mehr zum Luxus. Die enormen Bodenpreise halten sich, obgleich der Ertrag stetig sinkt. Es sind eben mit dem Grundbesitz noch immer so viele politische Rechte verbunden, so viele ideelle Vortheile und Annehmlichkeiten, daß der Grund und Boden immer noch eine gesuchte Waare bleibt; mag er eine noch so schlechte Capitalanlage bedeuten, er erhält sich auf der Höhe des Liebhaberpreises.

Das Verhältniß des englischen Großgrundbesitzers zu seinem Pächter entspringt der Bequemlichkeit des Eigenthümers, der sein Eigenthum nicht selbst verwalten will. Da man nicht gewillt ist, dem Boden seine Früchte abzuringen, nimmt man Pächter an. Zur Controle dieser Leute bedarf es wiederum mehrerer Mittelspersonen, der landegents und stuarts, welche die Farmen an geeignete Männer verpachten, den Pachtschilling eincassiren und an den Besitzer abführen.

Es liegt in der Natur des Pachtverhältnisses begründet, daß Recht und Vortheil mehr auf der Seite des glücklichen Besitzers liegen. Scheinbar ist der Besitzer zwar der anbietende Theil, in Wahrheit ist es der Pächter, der seine Arbeitskraft auf den Markt bringt und feilbietet. Der Verpachter ist dann in besonders günstiger Lage, wenn er, wie dies in England durchweg der Fall ist, mobiles Vermögen besitzt; weil er dann warten kann. Der Pächter aber bedarf zur Nutzbarmachung seiner Arbeitskraft den Grund und Boden des andern. In England kommt es neuerdings nicht selten vor, daß sich zu großen Landstrecken keine Pächter finden. Die läßt man dann brach liegen, sie sind dann immer noch zu Sportzwecken dienlich. Den Hauptverlust trägt hiebei das Nationalvermögen.

Die Lage des Pachters ist natürlich um so bedenklicher, je kürzer die Pachtzeit läuft. Bei der Landwirthschaft ist es eben nicht wie beim Börsengeschäft, wo man jeden Augenblick convertiren kann; die Scholle verzinst sich zeitigstens nach Jahresfrist, häufig erst im Laufe mehrerer Jahre, ja Jahrzehnte. Es ist daher ein Nachtheil für den Pachter, wenn, wie in England, die Pachtzeit einjährig mit halbjähriger Kündigungsfrist läuft. Dann ist der Pächter im Falle einer Kündigung kaum in der Lage, zu ernten, was er gesäet hat. Es ist aber vor allem auch ein Nachtheil für den Grund und Boden selbst, der unter solchen Verhältnissen kaum die Pflege erhalten wird, die ihm ein Pächter für Lebenszeit, oder gar der Besitzer selbst angedeihen lassen würde. Allerdings ist die einjährige Pacht mehr auf dem Papier zu finden als in Wirklichkeit. Es ist dies wieder eine jener Fictionen, denen man in England auf Schritt und Tritt begegnet. Thatsächlich nämlich dauert das Pachtverhältniß oft fürs Leben, indem es stillschweigend fortgesetzt wird. Ja es soll Pachtungen geben, wo nachgewiesenermaßen die nämlichen Familien bereits zur Zeit der Reformation und früher im Verhältniß des leasehold zu einander gestanden haben.

Die Landwirthschaft dieses Jahrhunderts wird in England völlig beherrscht durch das Pachtverhältniß. Die Cultur des englischen Ackers hat dabei nur wenig zugenommen, dafür aber ist die Viehzucht recht eigentlich die Domäne des englischen Farmers geworden. Auch das ist hoch charakteristisch: der Boden bedeutet dem englischen Landwirth nicht so viel wie seine Heerde, denn er ist ja nicht sein eigen. Sein Viehstand aber, seine Zucht, ist ihm alles, an ihrer Vervollkommnung arbeitet er mit der Liebe des Eigenthümers. Die Viehzucht war bis vor kurzem auch lohnend; jetzt freilich, wo Australien, Neuseeland, Argentinien und die Ostseeländer Vieh und Milchproducte in großen Mengen importiren, wird auch dieser Verdienst fraglich. In der Getreideproduction aber ist gegen die günstigeren Bedingungen anderer Länder erst recht nicht aufzukommen.

Der englische Farmer ficht unzweifelhaft gegenwärtig einen Kampf auf Leben und Tod, und man muß anerkennen, daß er ihn mit der der angelsächsischen Race angeborenen Zähigkeit auskämpft. Er wird dabei gehalten und unterstützt durch eine von tüchtigen Landwirthen im Laufe vieler Jahrhunderte angesammelte Tradition. Als Züchter hat der englische Farmer jedenfalls nicht seinesgleichen, als Gärtner übertrifft ihn der Franzose, im Urbarmachen wüster Strecken hat der deutsche Bauer größeres geleistet. Leider halten sich Fleiß und geschäftliche Routine nicht die Wage beim Farmer. Dieselbe Erscheinung wie in Deutschland! Der kleine Landwirth ringt mit unsäglicher Mühe dem Boden seine Frucht ab, aber die Vortheile stecken andere ein. Der Zwischenhandel schädigt den englischen Farmer, ähnlich wie dem deutschen Bauern die sauer verdienten Groschen durch Händler, Speculanten oder gar Wucherer abgenommen werden. Und hier wie dort sind es dieselben Eigenthümlichkeiten und Charaktereigenschaften des Landmanns, die ihn zur leichten Beute des klugen Händlers machen. Der Landbewohner ist von Natur langsamer und ungewandter als der Städter, er ist in Geschäften nicht versirt, kann den Markt und die Curse nicht übersehen und wird darum einem fixen Speculanten gegenüber stets den kürzeren ziehen. Dann aber auch ist er dem Geldmanne gegenüber in einer ungünstigeren Lage, weil er im seltensten Falle Capitalist ist. Er muß zu jedem Preise losschlagen, was er erbaut oder gezüchtet hat. Der Händler wird immer den Preis schnellen und drücken können nach Bedarf, weil der Landmann eben nicht warten kann.

So verschieden auch im übrigen die Entwicklung der ländlichen Dinge in Deutschland und England sein mag, in einigen Punkten gibt es doch Berührungen und Aehnlichkeiten. So auch in der Frage der ländlichen Arbeiterschaft, die in England ähnlich trübe aussieht wie bei uns. Die Löhne der Landarbeiter sind trotz der landwirthschaftlichen Krisis, in der sich Großbritannien nun schon über ein Jahrzehnt befindet, kaum gesunken. Das bestätigen die äußerst eingehenden Erhebungen der royal agricultural society. Die Preise der Lebensmittel hingegen sind stetig gefallen. Man könnte also glauben, die ländliche Arbeiterschaft Englands müsse sich in der denkbar günstigsten Lage befinden. Aber das ist nicht der Fall. Die Thatsache, daß die Löhne sich trotz niedriger Preise auf alter Höhe erhalten, hat sehr wenig erfreuliche Gründe. Man beschäftigt weniger Arbeiter als früher, die Farmer behelfen sich, so gut oder so schlecht sie können, es wird weniger intensiv gewirthschaftet, nothwendige Verbesserungen unterbleiben, man läßt Ackerland in Brache übergehen und Weideland zu Unland verwildern, weil man an Arbeitslöhnen und Betriebskosten sparen will.

Die Arbeiterschaft selbst aber wird immer gewaltiger von dem Zuge nach der Stadt ergriffen. Als ein Zeichen, daß es nicht die Löhne allein sind, welche hier entscheiden, daß vielmehr Wünsche und Bedürfnisse ganz anderer Art den Arbeiter vom platten Lande wegziehen, kann es gelten, daß gerade in den Districten, wo die höchsten Löhne gezahlt werden, die stärkste Auswanderung in die Industriebezirke stattfindet. Es sind dies die Districte, wo die Arbeiterschaft bereits stark entbauert ist, wo die Landarbeit verachtet wird, wo daher die Brodherren der Versuchung, auszuwandern, einen Damm entgegenzusetzen sich genöthigt sehen durch höhere Löhne. Ganz ähnliche Erscheinungen können wir ja auch in Deutschland beobachten; in der Nähe großer Städte oder in Industriebezirken ist der ländliche Arbeiter schwer zu halten und die Löhne steigen, bis sie die städtischen erreicht haben.

Die Ursachen der Entbauerung des Landvolkes sind dieselben jenseit des Canals, wie bei uns. Die höhere Bildung, welche die Dorfjugend jetzt genießt, der Einfluß der Zeitungen, das verallgemeinerte Wahlrecht, die größere Freiheit der Bewegung, befördert durch schnelle und billige Verkehrsmittel, alles das reizt die Phantasie, erregt die Begierden, läßt das Landleben eng und langweilig erscheinen, weckt den Wunsch nach Aufbesserung der Lebenslage, nach Abwechselung und vermehrter Bildung, welche nur das Stadtleben gewähren kann.

Diesen Zug eindämmen zu wollen, ist ganz unmöglich; dazu ist es zu spät. Es rächen sich hier eben alte Sünden an den Grundbesitzern. Man hat es früher nicht für denkbar gehalten, daß es jemals an Händen fehlen könnte auf dem platten Lande. Jetzt erkennt man zu spät, daß auch Hodge — wie man den Taglöhner spottweise nennt — vom allgemeinen Bedürfnisse nach Selbständigkeit erfaßt worden ist. Und nichts ist ehemals geschehen, um ihn an seine ländliche Heimath zu fesseln. Er nennt kein Haus, kein Grundstück sein eigen. Er ist ein Landmann ohne Land. In vergangenen Jahrhunderten hat der Großgrundbesitz den gesammten kleinen Landbesitz aufgesogen. Das freie, allen Dorfgenossen zugängliche common ist durch Enclosure act eingezogen. Die Folgen dieser Vorgänge verspüren erst die Enkel und Urenkel. Auch in Pommern, Posen und Mecklenburg und anderen Strichen unsres Vaterlandes, wo der Großgrundbesitz Alleinherrscher ist, wo die Bauernschaft aufgegangen ist im Taglöhnerstande, sehen wir jenen unaufhaltsamen Wandertrieb der kleinen Leute am stärksten entwickelt. Wir in Deutschland helfen uns mit Heranziehung fremder Kräfte, in England spart man an Arbeitskräften. Welcher Nothbehelf trauriger ist, ist schwer zu entscheiden.

Im Charakter zeigt der ländliche Arbeiter drüben manchen gemeinsamen Zug mit dem deutschen. Zu gunsten unsrer Landsleute aber muß gesagt werden, daß sie emsiger sind, genügsamer und sparsamer. Ich habe beobachtet, daß in England viel Zeit vertrödelt wird durch Schlendrian bei der Arbeit. Und ich glaube, daß der deutsche Arbeiter im Durchschnitt noch einmal so viel fertig bringt, als der Engländer, nicht weil er stärker wäre — das Gegentheil ist meist der Fall —, sondern weil er arbeitsamer und emsiger ist. Den conservativen Sinn des Bauern hat der englische Landmann nicht aufgegeben. Anarchistische und socialdemokratische Bestrebungen haben beim englischen Landvolke noch nicht festen Fuß fassen können, obgleich gerade hiefür der Boden durch die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage gut vorbereitet erscheinen könnte. Dem Stande als solchem fehlt noch jedes Classenbewußtsein. Der Landarbeiterstand hat sich noch nicht organisirt. Der Arbeiter ist in politischer Beziehung, mehr als man in dem demokratischen England für möglich halten sollte, abhängig von der herrschenden Classe. Vor allem die niedere Gerichtsbarkeit, welche, ähnlich unsrer früheren Patrimonialgerichtsbarkeit, in den Händen der gentry liegt, stärkt die Machtstellung der Grundbesitzer und ihrer Stellvertreter der besitzlosen Masse gegenüber. In der localen Selbstverwaltung aber hat die Arbeiterschaft keinerlei Vertretung. In England sind alle politischen Rechte mehr oder weniger vom Besitze eines Stückes Land, oder wenigstens eines Besitztitels abhängig gemacht. Auch die Wahlreformgesetze haben daran im Princip nichts geändert. Noch immer ist das Wahlrecht wenigstens vom Nachweise des Hausbesitzes oder einer meublirten Wohnung abhängig gemacht, und die Bestimmung, daß einzelne Leute mehr als eine Stimme haben, wenn sie in verschiedenen Wahlbezirken angesessen sind, ist bis jetzt noch nicht aufgehoben.

Man hat versucht, die Tradeunionbewegung auch unter den ländlichen Arbeitern in Aufnahme zu bringen, aber mit geringem Erfolge. Dort, wo sie eingeführt

Digitized by Google

wurden, haben die Tradeunions nur eine geringe Mitgliederzahl erreicht. Derartige Organisationen sind nur in den Städten möglich, wo Tausende von Männern in gleicher Lebenslage mit ähnlichen Anschauungen nahe bei einander wohnen. Das Landvolk lebt viel zu zerstreut und hegt viel zu wenig Gemeinsinn und politisches Interesse, als daß eine derartige Bewegung bei ihm auf Anklang rechnen könnte.

Es ist selbstverständlich, daß viele unter den Grundbesitzern in England die mißliche Lage der Landarbeiterschaft erkennen, und daß man in diesen Kreisen bemüht ist, ihr zu steuern. Auch auf diesem Gebiete arbeitet die englische Wohlthätigkeit in großem Maßstabe. Aber mit noch so reichen Unterstützungen an alle kranken und invaliden Arbeiter wird man nicht mehr thun, als hie und da Kummer stillen; es wird immer nur ein Curiren von Symptomen sein, dem Uebel an der Wurzel beizukommen, wird man durch Almosen nicht erreichen.

Vor allem wird man die Entbauerung des Landvolkes niemals aufhalten. Und gerade dieser Proceß ist in Großbritannien genau wie bei uns die bedenklichste Erscheinung in der neuesten Physiognomie, welche die ländlichen Dinge angenommen haben. Ein erschreckendes Beispiel dafür, wohin ein Land kommen kann, wenn der herrschenden Classe Liebe und Verständniß fehlt, ist Irland. Die grüne Insel mit ihrem fruchtbaren Boden, ihrer milden Luft und ihren günstigen Terrainverhältnissen ist ein Land wie von Gottes Gnaden zur Blüthe der Landwirthschaft und eines behäbigen Dorflebens bestimmt. Früher hat auch dort eine zahlreiche Bevölkerung von Bauern und kleinen Landwirthen vom Landbau und von der Viehzucht gelebt. Jetzt ist dort das platte Land entvölkert, ganze Dörfer sind einfach von der Erdoberfläche verschwunden; dafür sind die Städte überfüllt, die Bauernschaft ist von der fruchtbaren Mitte der Insel nach den minder fruchtbaren Küsten gedrängt worden. Das Land befindet sich der Hauptsache nach in Händen der englischen Großgrundbesitzer, die im Auslande ihre Renten verzehren.

Aber Irland mit seiner verwickelten confessionellen und Racenfrage mag vielleicht nicht als Normaltypus angesehen werden für ganz Großbritannien. Sehen wir uns einmal eine Provinz im Norden Englands an: Lancashire, das durch beides, Landwirthschaft und Industrie, die sich auf seinen Reichthümern an Kohlen und Mineralien aller Art aufgebaut hat, recht eigentlich alle Erwerbszweige in vollster Entfaltung besitzt, die das englische Land auszeichnen.

Während man sonst in England oft meilenweit reisen kann, ohne etwas anderes zu erblicken, als Vieh, Bäume, Weide, Felder, Wiesen, Parks und Landhäuser, tritt in den nördlichen Bezirken der Landbau zurück vor der Industrie. Die Luft ist voll Ruß und Rauch, am Horizont drängen sich dunkle gigantische Gestalten: Essen, Hochöfen, Gasometer, Krahne. Fabrik reiht sich an Fabrik. Daneben Arbeiterwohnungen in langen Parallelreihen. Umsonst sucht das Auge nach einer erfreulichen Erscheinung. Die Wiesen, Felder und Bäume, die hin und wieder zwischen diesen Stätten der Arbeit auftauchen, sind verwahrlost und verkümmert, die Wässer verdorben, der Himmel selbst scheint farblos und verdüstert durch den Kohlendunst. Kaum kann man diese Ortschaften noch Dörfer und Städte nennen. Das ist ein einziger zusammenhängender Haufe von Ziegeln, Glas, Kohlen, Eisen, Steinen und Schlacken — eine einzige düstere Riesenmaschinerie. Alle Individualität ist verlöscht, ein graues Einerlei herrscht. Man wundert sich, daß die Orte, durch die man fliegt, Namen haben, so eintönig und charakterlos erscheint hier alles.

Und die Menschen, die in dieser Atmosphäre von Eisenstaub und Kohlendunst athmen und wirken! — Abgearbeitet und entnervt. Die Kinder frühreif, die Frauen ohne Schönheit, bleichsüchtig. Die Wohnungen sind unzureichend, häufig feucht, ohne Gärten und Ackerland. Vor allem drückt das enge Zusammenleben auf den körperlichen und moralischen Zustand dieser kinderreichen Familien. Von unnatürlichen Ausschweifungen, Roheit und Trunksucht wüßten die Magistrate, denen die niedere Gerichtsbarkeit obliegt, Trauriges genug zu erzählen, obgleich man in dem prüden England diesen Punkt gern verhüllt.

Die Bevölkerung dieser Striche gleicht den Schlackenhaufen, die man haushoch neben den Fabriken sich aufthürmen sieht: verbrauchtes Material, ohne Kern und Kraft. Was hat die Industrie in übertriebener Concentration aus dem kräftigen Bauernvolke von Lancashire gemacht! Für immer ist dieses Geschlecht für die Bebauung der heimischen Scholle verdorben.

Die Folgen liegen auf der Hand: die Landcultur geht zurück, das Landvolk wird entbauert. Das bedeutet Rückgang der Volkskraft. Die Aushebung tüchtiger Matrosen und Soldaten, deren England mehr als ein anderes Land zum Schutze seines riesigen Colonialbesitzes bedarf, wird immer schwieriger. In den Industriecentren aber stauen sich die Menschenmassen. Die vom Lande hereinströmenden Proletarier aber helfen nur die Löhne ihrer städtischen Genossen drücken. Tritt dann eine Calamität ein, schlechter Geschäftsgang, Ausstände, dann sind Tausende mehr brodlos und dem Pauperismus verfallen.

So sehen wir, wie in einem kranken Körper, Blut und Wärme ungleich vertheilt, hier Leere, dort Anstauung. Auf dem Lande, wo Arbeit ist, fehlt es an Händen, um sie zu bewältigen, in den Städten herrscht Ueberproduction und die Arbeiter verkaufen sich um jeden Preis, nur um Beschäftigung zu finden.

Es scheint hohe Zeit für England, daß sich für solche Leiden am socialen Körper der rechte Arzt finde.

Zur älteren deutschen Theatergeschichte.[1])

Von E. Kilian.

Den im Jahre 1893 als Nr. 7 der „Theatergeschichtlichen Forschungen" erschienenen „Singspielen der englischen Komödianten" läßt Johannes Bolte einen weiteren werthvollen Beitrag zur Theatergeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts folgen. Auch diese Arbeit stellt dem reichen und gediegenen Wissen des auf dem Gebiete der älteren deutschen Theatergeschichte hochverdienten Forschers ein beredtes Zeugniß aus. Sie kann durch die Art und Weise, wie sie das gesammte für die Entwicklung des Danziger Theaterlebens in Betracht kommende Urkundenmaterial, wissenschaftlich gesichtet und erläutert, der Oeffentlichkeit zugänglich macht, als Vorbild dienen für alle ähnlichen Versuche, durch monographische Behandlung der einzelnen Theaterstädte die unentbehrliche Grundlage zu schaffen, auf der sich eine erschöpfende allgemeine Geschichte des deutschen Theaters im 16. und 17. Jahrhundert aufbauen muß. Gegenüber den wenigen brauchbaren Vorarbeiten über die ältere Geschichte der preußischen Bühnen, wie sie in den verdienstlichen Publicationen von Hagen und Leidig vorliegen, erhalten wir bei Bolte zum erstenmal eine Verwerthung des gesammten handschriftlichen und gedruckten Materials über das Danziger Theater, das sich in den Archiven von Danzig, Berlin, Königsberg, Kopenhagen, Stockholm, Riga und anderwärts vorfindet. In streng chronologischer Folge und annalistischer Form werden diese Materialien dem Leser vorgelegt, mit

[1]) Johannes Bolte. Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert. Theatergeschichtliche Forschungen XII. Hamburg u. Leipzig, Voß, 1895. 8°. 296 S.

wörtlicher Wiedergabe aller wichtigeren Actenstücke. In dem die Urkunden begleitenden Texte und zahlreichen Noten erhalten wir lehrreiche Auskunft über die Beziehungen der in Danzig aufgeführten Schauspiele zur deutschen und ausländischen Literatur, über die Geschicke und Wanderzüge der nach Danzig verschlagenen Komödiantentruppen, über die Biographie der Principale und Dichter, die mit dem Danziger Theaterleben in Berührung stehen. So gewährt Bolte's Buch, abgesehen von den zahlreichen werthvollen Einzelheiten, die unsrer Kenntniß von der dramatischen Literatur dieser Periode, von den Geschicken der Wandertruppen ꝛc. zu gute kommen, namentlich hinsichtlich der vergleichenden Literaturgeschichte viele überaus lohnende Ausblicke.

Die von Bolte edirten Materialien erstrecken sich auf den Zeitraum von 1522 bis 1730. Die in dieser Zeit zu Danzig veranstalteten Aufführungen theilt der Herausgeber nach dem Stande der Darsteller in drei große Gruppen ein: die Schauspiele der jungen Bürger und Handwerksgesellen, die der Schüler der Gelehrtenschulen und die der wandernden Berufsschauspieler. Diesen drei Gruppen entsprechen die durch sie vertretenen drei Arten und Entwicklungsstufen des deutschen Dramas: das Fastnachtspiel und die von den Handwerkerzünften zur Fastnacht unternommenen Festlichkeiten ähnlichen Charakters, die unter der Pflege der Humanisten entstandene und namentlich von seiten der protestantischen Pädagogen weitergebildete Schulkomödie, endlich das durch die englischen Komödianten nach Deutschland verpflanzte und daselbst weiter gepflegte Prosadrama des 17. Jahrhunderts. Die Blüthezeit der Schulkomödie in Danzig fällt in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts; sie war vor allem den Leitern des neugegründeten Gymnasiums und der Marienschule zu danken, dem Hessen Moller und dem Sachsen Schreck, die alljährlich mit einem lateinischen Stücke des Terenz und einem deutschen Drama biblischen oder weltlichen Inhalts an die Oeffentlichkeit traten. Als älteste nachweisbare Berufsschauspieler in Danzig begegnen uns im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die wandernden Puppenspieler mit verschiedenerlei geistlichen Actionen. Im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts erscheinen sodann die englischen Komödianten, die das gleichzeitige englische Drama zuerst im Originale, dann in deutschen Bearbeitungen nach dem Continent verpflanzen. Besondere Gunst beim Danziger Publicum erwarben sich die Principale John Green und John Spencer. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab treten sodann an Stelle der Ausländer immer mehr deutsche Schauspielertruppen; mit hervorragendem Erfolge vor allem die Truppe von Paulsen, der 1669 mit seinem Schwiegersohne Velten den Schauplatz betritt, die der Wittwe Velten (1694, 1695), die von Uhlich (1700), von Eckenberg (1718), von Martin Müller (1730). Als eine der bedeutsamsten Epochen der Geschichte des Danziger Theaterlebens ist der Besuch des Principals Karl Paulsen zu betrachten, über den wir durch ein günstiges Geschick ausnahmsweise gut unterrichtet sind. Das Repertoir Paulsens, in dem, neben den zahlreichen aus England und Frankreich, sodann aus Spanien, Italien und Holland entlehnten Stücken, Deutschland nur mit zwei Dichtern, Lohenstein und Greflinger (Gryphius fehlt ganz!), vertreten ist, zeigt in charakteristischer Weise, wie anfangs die von den Engländern importirten Bühnenwerke überwiegen, wogegen später, wie Bolte wohl mit Recht vermuthet: durch den Einfluß von Paulsens Schwiegersohn Velten, die französische und spanische Dramatik immer breiteren Boden gewinnt.

Während wir zur Erkenntniß der Danziger Bühnenverhältnisse, hinsichtlich der Spielzeit, der Oertlichkeiten, der Eintrittsgelder ꝛc. den von Bolte veröffentlichten Materialien manche werthvolle Notizen entnehmen, ist die Ausbeute dieser Urkunden leider nur sehr dürftig nach der Seite alles dessen, was uns über die scenische Gestalt der alten Bühnen belehren könnte. Interessant ist in dieser Beziehung der handschriftlich erhaltene Rest des Regiebuchs einer 1648 aufgeführten Schulkomödie von Johann Naue. Die darin enthaltenen scenischen Vorschriften über „Generalvertonung" (der bemalte Hauptvorhang?) und das große und kleine „Blendwerk" (bemalte Hinterwände der Bühne) lassen allerdings, bei unsern mangelhaften Kenntnissen von Bühne und Decorationswesen des 17. Jahrhunderts, keine deutliche Vorstellung aufkommen über die betreffenden scenischen Vorgänge.

Eine literarisch sehr werthvolle Beigabe erhält Bolte's Buch durch die erstmalige Veröffentlichung von zwei ungedruckten Prosakomödien aus dem Repertoir der englischen Komödianten. Sie entstammen dem Besitze des Danziger Rathsherrn Georg Schröder (1635—1703), der die theatralischen Aufführungen seiner Vaterstadt, insbesondere die Vorstellungen Paulsens, mit großem Interesse verfolgte und aller Wahrscheinlichkeit nach von Paulsen, der sich schon damals mehr der französischen Bühnendichtung zuwandte, die Handschriften jener beiden Stücke erhalten hat. Das eine derselben, in dem Manuscript titellos und von dem Herausgeber nach den Hauptpersonen „Tiberius von Ferrara und Anabella von Mömpelgard" getauft, ist eine deutsche Bearbeitung der 1606 zu London gespielten Komödie „Parasitaster, or the Fawne" von John Marston. Sie ist in vorliegender Gestalt wohl um die Mitte des 17. Jahrhunderts entstanden. Das Original des zweiten Stückes „Der stumme Ritter" ist 1608 zu London erschienen und wird im Vorwort als ein Werk von Lewis Machin bezeichnet.

Schon einige Jahre vorher war das Drama durch Vermittlung der englischen Komödianten nach Deutschland gedrungen und hatte in Ayrers „Comedia vom König in Cypern" eine deutsche Bearbeitung erhalten. Eine Vergleichung der Danziger Prosakomödie mit Ayrers Stück und dem englischen Originale lehrt, daß die beiden ersteren auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen, vermuthlich eine in Nürnberg von englischen Komödianten gespielte deutsche Bearbeitung, die sich in mancher Beziehung von dem Machin'schen Texte entfernte. Ueber das diesem Stücke einverleibte Zwischenspiel vom unsichtbar machenden Steine, das in der Literatur der Culturvölker in mannichfaltigen Bearbeitungen wiederkehrt, erhalten wie durch Bolte's Untersuchung viele interessante Einzelheiten, die im Verein mit den übrigen Ausführungen der den beiden Stücken vorangesandten Einleitungen auch diesem Theile des verdienstlichen Buches dauernden Werth verleihen.

Mittheilungen und Nachrichten.

R. E. Das Christenthum und die Philosophie. Ein Vortrag von Dr. Julius Kaftan, ord. Prof. d. Theol. an d. Univ. Berlin. 2. A. Leipzig, J. C. Hinrichs 1896. — Kaftan ist bekanntlich ein Hauptvertreter derjenigen modernen theologisch-philosophischen Richtung, welche in engem Anschlusse an Kant der Wissenschaft wie dem Glauben streng geschiedene Gebiete abstecken möchte. Die vorliegende kleine Abhandlung hat zum Theile einen polemischen Charakter: sie richtet sich gegen die moderne Auffassung der Philosophie als einer allgemeinen, auf die Ergebnisse der einzelnen Disciplinen sich stützenden Wissenschaft, die zu ihrem Endzweck die Gewinnung einer Geist und Gemüth befriedigenden Weltanschauung macht. Kaftan geht bis auf Justin den Martyrer zurück, dessen Devise: das Christenthum ist selbst eine Philosophie, nämlich die wahre und wirkliche Philosophie, er in modificirter Form acceptirt. Es gibt nach ihm zwei Hauptrichtungen der Philosophie. Nach der Auffassung der einen (Aristoteles) ist die Philosophie die Wissenschaft von den letzten Gründen aller Seienden, nach der zweiten (Kant) ist sie die Lehre vom höchsten Gut. Eine Vermittlung wird dadurch hergestellt, daß der letzte Grund des Seins mit dem höchsten Gut, das in Gott, zusammenfallend gedacht

wird. Das Erkennen selbst, hat schon Plato gesagt, verbindet uns mit dem höchsten Gut, gibt uns die wahre Wirklichkeit. Die Schotastil zeigt uns das Bild einer festen Verbindung der Philosophie mit der Theologie, die freilich in dieser Form heute unhaltbar ist. Zwei Erscheinungen sind es, welche hier eine mächtige Veränderung bewirkt haben, die Reformation und die moderne Wissenschaft. Die erstere hat den Schwerpunkt vom reinen Erkennen ins praktische, sittliche Handeln gelegt; Gott gilt nicht mehr als die unendliche Denkkraft, sondern „als die höchste Energie des persönlichen Willens". Mit dieser Ueberordnung des Praktischen über das Theoretische hat die Reformation die Grundlage der speculativen Theologie untergraben. Die Wissenschaft andererseits hat sich allmählich völlig von der Theologie emancipirt und ist ihren eigenen Weg gegangen, wobei sie Gott nicht zu finden vermochte. Es führt ebrn — das ist die Hauptthese Kuftans — kein direeter Weg aus der heutigen Wissenschaft zu einem philosophischen Verständniß der Welt, daher kann es eine Philosophie als centrale Wissenschaft nicht geben. Alle Erfahrungserkenntniß ist nur relativ und unfähig, die wahre Wirklichkeit der Dinge zu erfassen. Der Materialismus richtet sich durch seine innere Hohlheit selbst; der Idealismus — der Panlogismus Hegels sowohl als die moderne, von Fechner angebahnte idealistische Weltanschauung, welche alles auf den Geist zurückführt — ist nach Kaftan höchstens das Mittel, die Ideen zu finden, aus denen wir alles Dasein deuten und verstehen. Diese Ideen, wir haben sie am besten in der Geschichte des Menschen und sie führen alle zur höchsten Idee, zur Idee vom höchsten Gut, von Gott. Sie ist es, die aller Philosophie zu Grunde gelegt werden muß, aus dem sittlichen Leben nur wird uns Erkenntniß zutheil; denn das Erkennen ist selbst sittliches Handeln. „Es bleibt nur der Weg, in der ethisch bedingten Idee vom höchsten Gut den eigentlichen und letzten Schlüssel des Weltverständnisses zu suchen. Das ist die wahre Philosophie, die uns diesen Weg führt." Denselben Weg wandelt aber auch das Christenthum, und hier zeigt sich die innige Berührung beider trotz aller Geschiedenheit von Glauben und Wissen. Während die Philosophie den freien beweglichen Charakter, das Hypothetische menschlicher Meinung behält, besitzt der Glaube unerschütterliche Gewißheit durch die Offenbarung, durch Christus. „Wie wir bekennen, daß in keinem anderen Heil ist als in Jesus Christus, so erkennen wir es auch — nach seinem Wort —, daß er der Weg, die Wahrheit und das Leben ist." Das Resultat, zu welchem Kaftan gelangt, ist: „Das Christenthum ist selbst Philosophie, nämlich die wahre Philosophie, weil göttliche Gewißheit, auf Gottes Offenbarung gegründet und des ewigen Lebens versichert." Der Primat der praktischen Vernunft ist so auf das äußerste durchgeführt. Wir können uns hier auf eine eingehendere Kritik des sehr anregend und geistreich geschriebenen Büchleins nicht einlassen. Gewiß ist, mehr als dies früher der Fall war, für den Gliedbau einer Weltanschauung das Geschichtliche und die Sittlichkeitsidee zu berücksichtigen. Der Satz aber, daß von der Wissenschaft kein Weg zur Philosophie führe, verliert seine Berechtigung, wenn sich zeigen sollte, daß das Wissen nicht bloß eine Welt des Scheines beleuchtet, sondern wohl geeignet ist, die Wirklichkeit der Dinge zu erfassen; dann würde es vielleicht doch möglich sein, zu den „letzten Gründen" der Welt allmählich fortzuschreiten, selbst wenn, was man aber nicht dogmatisch vorwegnehmen darf, dieselben mit der Gottheit zusammenfallen. Will man selbst die Lehre der Religion, des Christenthums im besonderen, als unumstößlich ansehen — ein Standpunkt, der gewiß seine volle Berechtigung hat — dann hat man immer noch kein Recht, der philosophischen Forschung ein für allemal den Weg vorzuschreiben. Die Folge davon wäre höchst bedauerlich: entweder käme eine neue Scholastik auf, oder die Philosophie würde gänzlich überflüssig. Und auf das letztere kommt es ja bei Kaftan heraus: die Philosophie ist Christenthum.

* Docent Otto **Nordenskiöld**, der Leiter der **schwedischen Feuerland-Expedition**, hat an Frhrn. Oskar Dickson in Gothenburg einen vom 18. December datirten Brief gesandt, demzufolge er in Punta Arenas, an der Magelhaensstraße, eingetroffen ist. Seine wissenschaftlichen Begleiter Ohlin und Duseén befanden sich bereits dort und hatten während sechs Wochen reiche und interessante zoologische und botanische Sammlungen gemacht. Das argentinische Kanonenboot „Uruguay", mit dem Nordenskiöld am 20. November von Buenos Aires abfuhr, warf am 5. December in Bahia San Sebastian an der Ostküste des Feuerlandes Anker. In diesem Theile des argentinischen Feuerlandes ist früher zuerst Gold gefunden worden, und der Rumänier Popper legte die erste Colonie an. Große Reichthümer wurden dort nicht erworben, am wenigsten von Popper selbst. Es sind noch immer einige Goldwäscher in Thätigkeit. Das Feuerland macht wegen seiner kleinen Thäler einen angenehmen Eindruck. Schon beim ersten Betreten sei ersichtlich, daß die Thalnatur durch zwei Ursachen veranlaßt worden ist: dadurch, daß die tertiären Schichten einmal von Gletschern bedeckt waren, die Moränen zurückgelassen haben, und dadurch, daß einst vor verhältnißmäßig nicht langer Zeit feuchtes Klima herrschte, das Flüsse hervorbrachte, die überall tiefe, breite Thäler eingeschnitten haben, wo jetzt vielleicht nur kleine Bäche rinnen. Nordenskiöld bezeichnet das Feuerland als sehr fruchtbar. Die Expedition bleibt auf dem jetzigen Aufenthalt ungefähr einen Monat, dann wollte sie sich in Gebiete begeben, die den Geographen noch unbekannt sind. Sowohl die chilenischen wie die argentinischen Behörden haben der Expedition größtes Entgegenkommen gezeigt.

* **München.** Der am 3. d. M. in Karlsruhe verstorbene Dr. Karl **Stoelzel**, Professor an der technischen Hochschule zu München, war 1826 zu Gotha geboren, machte seine Studien, die der Chemie und der Technologie galten, in Jena, Heidelberg, Berlin und Gießen und habilitirte sich 1849 als Privatdocent an der Universität Heidelberg. Später war er längere Zeit Lehrer an den Industrieschulen zu Kaiserslautern und Nürnberg. Dem Lehrkörper der technischen Hochschule zu München gehörte Stoelzel seit ihrer Begründung im Jahre 1868 an. Er hatte bei der Hochschule den Lehrstuhl für chemische Technologie und Metallurgie inne. Zugleich war er Conservator des chemisch-technischen Laboratoriums und der damit verbundenen Sammlung. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete Stoelzel mit der Schrift „Die Entstehung und Fortentwicklung der Rübenzuckerindustrie und insbesondere die Concurenz zwischen Rohr- und Rübenzucker" (1851). In der Folge aber verlegte er den Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit in das Studium der Metallurgie. Sein Hauptwerk ist das Handbuch „Metallurgie", das Stoelzel über ein Vierteljahrhundert beschäftigte. Es bildet einen Theil des großen Bolley-Birnbaum'schen Handbuches der chemischen Technologie. Der erste Abschnitt des Stoelzel'schen Werkes, der die Gewinnung der Metalle im allgemeinen behandelt, erschien 1863. Es folgten, den speciellen Theil der Metallurgie umfassend, die Abschnitte Roheisen, Stabeisen (1865), Stahl (1868), Kupfer (1879), Zink, Cadmium, Zinn (1877), Blei, Silber (1882), bis endlich 1886 das Werk zum Abschlusse kam. Im Auftrage der bayerischen Regierung ging Stoelzel wiederholt zu großen Ausstellungen; für die amtlichen Berichte über die Wiener und Pariser Weltausstellung sind einzelne technologische Abschnitte von ihm gefertigt.

* **Nürnberg.** Die hiesige naturhistorische Gesellschaft plant für diesen Sommer eine **anthropologische Ausstellung** für das ganze nördliche Bayern in den Ausstellungsräumen des bayerischen Gewerbemuseums.

* **Jena.** Der außerordentliche Professor der deutschen Alterthumskunde und Conservator des Germanischen Museums der Universität, Dr. Friedrich **Klopfleisch** tritt in den Ruhestand.

* **Berlin.** **Neue Anwendungen der Röntgen-Strahlen** demonstrirte am 4. d. M. Director **Schulz-Heade** der in der Kriegsakademie versammelten deutschen Gesellschaft von Freunden der Photographie. Hrn. Schulz-Heake ist es in Verbindung mit Prof. Goldstein u. a. gelungen, die Röntgen-Strahlen als ein sicheres Mittel zur Unterscheidung echter von falschen Perlen zu erkennen. Er hat einen Schmuck photographirt, der theils aus echten, theils aus unechten, aber vorzüglich nachgeahmten Perlen besteht. Nachdem der Schmuck dreiviertel Stunden den Röntgen-Strahlen ausgesetzt war, trat der Unterschied beider Arten evident zur Erscheinung. Die echten Perlen zeigten sich als dunkle undurchsichtige Massen, die unechten Perlen aber waren durchschrinend und ließen vor allem deutlich den Draht erkennen, mittelst dessen sie am Schmuck befestigt sind. Um festzustellen, welche Holzarten die Röntgen-Strahlen am besten durchdringen, wurden zu diesen Versuchen gewöhnliches Kienholz, Eibe, Mahagoni und Nußbaum gewählt. Die Aufnahmen ergeben, daß auch die feine Maserung der Hölzer von den Strahlen wiedergegeben wird. Es berechtigt dies zu der Hoffnung, daß es bei weiterer Vervollkommnung des Verfahrens auch noch gelingen wird, die Gewebe des menschlichen und thierischen Körpers zu reproduciren. Im speciellen zeigte die Aufnahme, daß an sich das Kienholz die Strahlen am besten durchläßt, daß beim Kienholz aber die dunkel bleibenden Harzstreifen störend wirken, in Folge dessen dem Eisenholz der Vorzug zu geben sei für die Herstellung der Cassetten-

schieden. Mahagoniholz ist weniger durchlässig, Nußbaumholz ganz erheblich dunkler. Daß auch die Knochen nicht absolut undurchdringlichen Widerstand den Strahlen darbieten, zeigte das Bild einer Hand, deren einer Finger mit einem Ketteming geschmückt war. Auf dem Bilde kann man bei genauerer Betrachtung unter dem Fingerknochen die Ketten des Ringes erkennen. Geradezu wunderbare Bilder ergaben die Aufnahme einer Schlange, eines Molches und einer Blindschleiche; jeder einzelne winzige Knochen war deutlich und klar zu erkennen. Prof. Goldstein wiederholte in derselben Sitzung seine schon vor acht Tagen gezeigten Experimente mit Kathodenstrahlen, erweiterte sie aber in interessanter Weise durch den Nachweis, daß die Kathodenstrahlen auch chemische Wirkungen hervorrufen. So wird beispielsweise Kochsalz unter der Einwirkung der Kathodenstrahlen violett gefärbt. Prof. Goldstein zeigte ferner, daß es auch Kathodenstrahlen gibt, welche dem Magnet nicht gehorchen.

* **Berlin.** In der jüngsten Sitzung des neu begründeten Vereins für wissenschaftliche Photographie zeigte Astronom Archenhold zunächst eine neue Reihe seiner Sternaufnahmen, namentlich Circumpolarplatten, aufgenommen mit feststehendem gegen den Pol gerichteten Rohr. Hier zeichnen die Sterne Kreise auf der Platte (in sechs Stunden 90°). Auffallend war hiebei die wechselnde Stärke derselben Sternbahnlinien, die auf die wechselnde Farbenabsorption in unsrer Erdatmosphäre zurückzuführen ist. Diese hat auch früher Prof. Vogel bei seinen täglichen Sonnenspectrum-Aufnahmen beobachtet. Zur Vorlage gelangten ferner das Röntgensche Licht und von Fr. Behrend in Posen damit gefertigte Aufnahmen, woran sich eine Discussion über die chirurgische Verwertung der viel besprochenen Sache schloß. — Prof. Kayser in Bonn hatte eine Heliumröhre eingesandt, deren überaus einfaches und schönes Linienspectrum allgemeine Ueberraschung erregte.

A.F. Charlottenburg, 5. Febr. Fast scheint es, als wolle jeder Monat des erst wenige Wochen alten Jahres 1896 eine Ueberraschung auf dem Felde der Photographie bringen, der Januar die Verwendung der Röntgen-Strahlen, der Februar einen bedeutsamen Fortschritt zur Lösung des Problems der Photographie in natürlichen Farben. In der gestrigen Versammlung der „Freien Photographischen Vereinigung" in Berlin, die war einer zahlreichen Zuhörerschaft von Damen und Herren im Hörsaal des Museums für Völkerkunde stattfand, wurden von Dr. Neuhaus 21 Bunt-Photographien mittelst Projectivus-Apparates vorgeführt, welche allseitige Bewunderung hervorriefen und wiederholt lebhaften Beifall entfesselten. Der Erfinder des bisher nur im engsten Kreise bekannt gegebenen neuen Verfahrens, an dessen Vervollkommnung er fünf Jahre gearbeitet, ist Dr. Selle in Brandenburg a. d. H., der auch gegenwärtig war und zum Schluß enthusiastisch begrüßt wurde. Der Grundgedanke des Verfahrens ist derselbe, der dem Vogel'schen Druckverfahren zu Grunde liegt, das bekanntlich auf der Young-Helmholtz'schen Theorie von den drei verschiedenen Nervenfasern in der Netzhaut des Auges beruht, welche je nur für Roth, Gelb und Blau empfindlich sind. Wie bei dem Vogel'schen Verfahren, wird durch rothe, gelbe und blaue Farbschirme je eine Photographie hergestellt, bei deren Belichtung somit alle nicht-rothen oder alle nicht-gelben oder alle nicht-blauen Strahlen gewissermaßen absittirt sind, so daß an der ersten Photographie nur die rothen, an der zweiten nur die gelben, an der dritten nur die blauen Partien der zu photographirenden Gegenstände im Negativ dunkle Bilder erzeugen. Abweichend von jenem Druckverfahren kommen bei dem Selle'schen Verfahren Platten mit einer besonderen, sehr zarten Collodium-Gelatine-Haut zur Anwendung, welche die Eigenschaft besitzt, an den belichteten Stellen durch Anilinfarben rasch und sicher gefärbt zu werden, an den unbelichteten dagegen nicht. Hierin liegt das Kennzeichnende des Selle'schen Verfahrens! Wendet man nun zum Färben der so hergestellten dreifachen Photographie solche Anilinfarben an, die im Ton genau dem bei jeder Aufnahme benutzten Glasschirm entsprechen, so kommen auf dem Palladium-Häutchen nur je die rothen, gelben und blauen Partien in den analogen Farben zur Erscheinung, und man braucht nur die drei durchsichtigen Häutchen genau übereinanderzulegen, um ein Bild in den natürlichen Farben zu erhalten. Die Schwierigkeit hiebei liegt nicht etwa in dem genauen Uebereinanderpassen der Häutchen, was keine große Mühe machen soll, sondern in der genauen Uebereinstimmung der Anilinfarbe mit den gebrauchten farbigen Gläsern. Daß indessen auch diese Schwierigkeit überwindlich ist, bewiesen die vorgeführten Photographien. Dr. Selle wendet nicht Spectral-Roth, -Gelb oder -Blau an, sondern ein helles Blaureth, ein Grünblau und ein reines Gelb. Es kommt bei der Wahl der Grundfarben wesentlich darauf an, daß ihre Mischung möglichst reines Weiß ergibt. In der systematischen Darlegung des Verfahrens wurden zuerst die Bilder einer Farbenauftertafel gezeigt, wie sich solche bei Anwendung der einzelnen Glasschirme und wie nach dem Uebereinanderlegen der Palladium-Häutchen darstellen. Der Vergleich mit dem daneben gelegten Urbild ergab im letzteren Falle eine überraschend genaue Uebereinstimmung in der Farbe. Dasselbe zeigte sich dann bei einer Reihe nach der Natur gemachter Aufnahmen von Blumensträußen, Schmetterlingen und Käfern, Gebäuden und Straßenbildern, nicht minder bei der photographischen Wiedergabe farbiger Bilder. Am wenigsten gelungen erschienen die Blumen, weil ihre Farben eine gewisse Trübung und geringen Glanz zeigten; doch war der erstere Mangel ungleich geringer als bei den entsprechenden, vor wenigen Monaten an derselben Stelle gezeigten Jolly'schen Bunt-Photographien. Dagegen waren die Schmetterlinge von überraschender Naturtreue. Besonders schön trat vor allem das reine, satte Lichtblau eines bekannten, exotischen Riesenschmetterlings hervor, einschließlich des eigenthümlichen Schillereffectes der Farbe, ebenso ein Bild des heimischen Segelfalters und vieler anderer in ihrer Erscheinung wohlbekannter Schmetterlinge. Es durfte Dr. Neuhaus am Schluß seines Vortrages die Hoffnung aussprechen, daß die Zeit nicht fern liege, wo Projectionsbilder, deren vorher in der Versammlung eine Reihe von schönen Aufnahmen aus den Alpen gezeigt worden war, nur in den natürlichen Farben vorgeführt werden würden.

* **Wien.** Am 31. Januar starb hier der Naturforscher J. v. Bergenstamm, der als Entomolog in den Fachkreisen weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus geschätzt wurde. Er hatte in seinem Fach das Erbe Dr. Schieners angetreten und galt als der bedeutendste Dipterolog Oesterreichs, auch besaß er eine Sammlung und Bibliothek, wie sie selbst das Hofmuseum kaum so reichhaltig aufweisen dürfte. In den letzten Jahren arbeitete er in Gemeinschaft mit Prof. Brauer am Hofmuseum und gab mit ihm ein bedeutendes Werk über Zweiflügler heraus.

* **Brüssel.** Das belgische Amtsblatt veröffentlicht den umfassenden Bericht, den die staatliche Jury über die Zuerkennung des fünfjährigen Staatspreises für das beste Werk der vlämischen Literatur erstattet hat. Unter den geprüften 109 Werken wurde dieser Preis der Romanschriftstellerin Fräulein Virginie Loveling für ihren Roman „Een Fure Erd" mit nur gegen drei Stimmen zuerkannt; um zur Zuerkennung des Preises zu gelangen, mußte die Jury zwölf Sitzungen abhalten.

* **St. Petersburg.** Von der am 2. ds. abgehaltenen Jubiläumssitzung der Geographischen Gesellschaft ist der neulichen ungenauen telegraphischen Meldung gegenüber berichtigend zu bemerken, daß Kaiser Nikolaus II. durch Rescript der Gesellschaft zu den bisherigen 15,000 Rubel jährlich noch weitere 15,000 (nicht 5000) aus Reichsmitteln zu Forschungszwecken bewilligt hat. Der Vicepräsident P. Semenow bezeichnete in seiner schönen Festrede, die einen Ueberblick über die 50jährige Thätigkeit der Gesellschaft gab, als deren ideales und klassisches Ziel „die Selbsterkenntniß Rußlands". Aus der langen Reihe Glück wünschender Ansprachen sei besonders die des Directors der kais. Bibliothek hervorgehoben. Dieser, Geheimrath Bytschkow, wies darauf hin, daß die Gesellschaft zwar sehr vieles geleistet habe, daß aber noch sehr vieles zu leisten übrig bleibe; sie habe sich um die Erforschung der Grenzen und der Grenzländer besonders verdient gemacht, aber im Centrum Rußlands gebe es noch ein weites Arbeitsfeld. Namentlich wies er auf die Erforschung in ethnographischer, zumal in sprachlicher Beziehung hin, das Studium der russischen Mundarten sei noch ein jungfräuliches Gebiet.

* **Philadelphia.** Hier starb am 31. Januar der liberale Theolog Dr. Furneß im Alter von 94 Jahren. Er war ein geborener Bostoner und der älteste Zögling der Harvard-Universität. 1822 siedelte er nach Philadelphia über, wo er bis zu seinem Tode gewirkt hat. Trotz seiner vorgeschrittenen Ansichten ist er, dank seiner außerordentlichen persönlichen Liebenswürdigkeit, niemals in eine Streitigkeit verwickelt worden. Seine Hauptschriften sind „Die vier Evangelien" (1836), „Jesus und seine Biographen" (1838) und „Geschichte Jesu" (1850). Dr. Furneß war ein großer Bewunderer der deutschen Literatur. 1856 veröffentlichte er zwei Bände Uebersetzungen deutscher Gedichte. Seine Kirchenlieder und Gebetbücher haben in den Vereinigten Staaten große Verbreitung gefunden.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 8. Februar. Nummer 32.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalspreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Cuba und seine Abfallsbestrebungen. I. Von Emil Deckert. — Ein verschollener Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Von Dr. B. Loewe. — Mittheilungen und Nachrichten.

Cuba und seine Abfallsbestrebungen.

Von Emil Deckert (Washington).

I.

Die Insel Cuba, die man als „Perle der Antillen“ so viel gepriesen hat, und die man sonst in Spanien die „allzeit getreue“ nannte, gewährt uns heute wieder dasselbe Schauspiel wie in den Jahren 1868 bis 1878. Ein Häuflein Unzufriedener erhebt in den östlichen Gebirgsdistricten die Fahne der Empörung, und indem es aus den Bergen herausbricht, wächst es lawinenartig, so daß bald Tausende von Aufständischen in dem Lande umherstreifen, mit dem berühmten cubanischen Haumesser — der Machete — und der Büchse bewaffnet, sowie daneben mit der Brandfackel und der Dynamitpatrone, und die spanische Herrschaft über die Insel auf das ernstlichste bedrohen. Die spanische Regierung aber entsendet ihren bewährtesten Feldherrn mit einer gewaltigen Armee von wohlbewaffneten Elitetruppen und dazu den größten und besten Theil ihrer Kriegsflotte, und doch will es ihr nicht gelingen, den Aufruhr zu dämpfen oder auch nur in enge Grenzen einzudämmen; sie sieht sich, wenige Monate nachdem ihr Feldzug begonnen hat, in einer so kritischen Lage, daß sie einen Obercommandowechsel eintreten lassen muß, und wann die Verwüstungen des erbitterten Kampfes ein Ende nehmen werden und Friede wieder in dem unglücklichen Lande einkehren wird, ist zur Zeit nicht abzusehen.

Fragt man sich nach den Erklärungsgründen dieser Lage, so wird man einerseits auf eine Prüfung der Bevölkerungs- und Culturverhältnisse, andrerseits aber auf eine Prüfung der geographischen Natur der Insel hingewiesen.

Zu einem guten Theile liegen die Wurzeln des gegenwärtigen Aufstandes zweifellos ebenso wie bei allen Aufständen, die vorausgegangen sind, in der Zusammensetzung des cubanischen Volkskörpers. Wie in den Südstaaten der Nordamerikanischen Union, so handelt es sich auch auf Cuba vor allen Dingen um ein Durcheinander und bis zu einem gewissen Grade um eine Verschmelzung von Schwarzen und Weißen. Obgleich die Negersklaveneinfuhr aus Afrika bereits im Jahre 1820 verboten wurde, so dauerte dieselbe doch im geheimen in beträchtlichem Umfange bis gegen die Mitte des Jahrhunderts fort, und bis zu dieser Zeit drohte der Insel in Folge dessen eine förmliche Ueberfluthung mit dem schwarzen Elemente — ganz ähnlich, wie sie auf Jamaika, Haiti und den Kleinen Antillen thatsächlich stattgefunden hat. 1841 waren 58.5 Proc. von der Bevölkerung Neger und Mulatten, so daß das Verhältniß ziemlich genau dasselbe war, wie heute in Südkarolina, dem verschwarztesten unter den nordamerikanischen Südstaaten. Seither änderte sich dies aber durch das endliche Aufhören der Negereinfuhr und durch das Andauern der weißen Einwanderung, und für das Jahr 1887 gibt die amtliche Statistik die Neger und Mulatten nur noch auf 35 Proc., die Weißen aber auf 62 Proc. an, während die übrigen 3 Proc. auf das seit den sechziger Jahren eingeführte chinesische Kuli-Element entfallen. Cuba ist also heute weniger schwarz als das nordamerikanische Virginien (mit 38.7 Proc. Farbigen).

Verschiedene Umstände haben aber zusammengewirkt, der afrikanischen Race auf Cuba einen anderen Charakter aufzuprägen, als in den Südstaaten der Union. In erster Linie war die Behandlung derselben in den Zeiten der Sklaverei, die auf Cuba bis zum Jahre 1880 andauerte, entschieden besser und menschenwürdiger, als in der Union, und die Scheidewand zwischen den Schwarzen und Weißen war niemals so schroff und streng wie dort, so daß viel zahlreichere Mischungen stattfanden und viel mannichfaltigere Uebergänge von der einen zu der anderen Race vorhanden sind. Sodann gab es seit langer Zeit neben den Sklaven eine große Zahl Freigelassener und — namentlich in den östlichen Gebirgsdistricten — Entlaufener. Der Race wohnte auf diese Weise von jeher eine größere Summe von Selbstbewußtsein und Unabhängigkeitssinn inne, damit aber zugleich auch eine kleinere Summe von Deferenz gegenüber den Weißen, und in den Zeiten ihrer Ueberzahl waren ihre politischen Aspirationen ganz ähnliche wie auf Haiti: die völlige Vertreibung der Weißen und die Errichtung einer cubanischen Mulattenrepublik oder eines cubanischen Mulatten-Kaiserthums. Die Erhebung eines Aponte im Jahre 1812, der sich zu der Rolle eines cubanischen Dessalines berufen fühlte, wurde zwar von der Regierung unterdrückt, und ebenso auch die Erhebungen von 1829 und von 1844, die dasselbe Ziel verfolgten; ihre tiefen Spuren ließen die betreffenden Kämpfe jedoch in der Race zurück, und die Kämpfe der Jahre 1848 bis 1851 und 1868 bis 1878, welche die Farbigen zwar nicht leiteten, an denen sie sich aber in der nachdrücklichsten Weise betheiligten, wirkten in der gleichen Richtung. Wilde Kampfeslust und ehrgeiziges Streben ist auf diese Weise unter den Farbigen reichlich vorhanden, und zugleich sind auch zahlreiche Banditen- und Verbrechernaturen unter ihnen heimisch. Die spanische Verwaltung aber war dort jederzeit so schlecht und machtlos, daß in den ruhigen Zeiten so gut wie nichts geschah — weder auf dem Gebiete der Erziehung, noch auf demjenigen der Wirthschaftspolitik und des Polizeiwesens —, was den Gefahren, die hierin lagen, die Spitze hätte abbrechen können. Wer darf sich also wundern, daß die farbige Race auch bei dem gegenwärtigen Aufstande wieder das größte Contingent der Kämpfer stellt, und daß auch die Oberleitung des Aufstandes zu einem beträchtlichen Theile den Händen ihrer Angehörigen anvertraut ist?

Die Weißen Cuba's sind im scharf ausgesprochenen Gegensatze zu der Bevölkerung der Nordamerikanischen Union in der Hauptsache auf eine einzige europäische Nationalität — auf die spanische — zurückzuführen, und

eine größere Einheitlichkeit in Sprache, Sitte und Lebensart, sowie zugleich im Religionsbekenntniß läßt sich kaum denken. Nichtsdestoweniger aber geht durch das weiße Bevölkerungselement eine sehr viel tiefere Spaltung in Nativisten und Einwanderer, als man sie in der Union beobachtet, und die Creolen und Peninsulares stehen einander im politischen und socialen Leben als zwei unversöhnliche Parteien gegenüber, die einander auf das bitterste hassen. Die Creolen glauben durch ihre Geburt auf dem cubanischen Boden auch zur Herrschaft über diesen Boden berufen zu sein, dabei sind sie aber durch den erschlaffenden Einfluß des tropischen Klimas ein schwächlicher Menschenschlag, und moralisch fehlt ihnen der offene Muth der Ueberzeugung, während ihnen Falschheit und Arglist nachgesagt wird. Die neuen Ankömmlinge aus Spanien dagegen sind, wie die Auswanderer in überseeische Länder ganz im allgemeinen, robust, energisch, erwerbslustig, aggressiv, und sie machen durch diese Eigenschaften ihre Minderzahl, die etwa wie 1 : 3 stehen dürfte, reichlich quitt. Die Creolen und ihre Ansprüche behandeln sie mit Verachtung und Rücksichtslosigkeit, und namentlich in den Küstenstädten, vor allem in Havana, sind sie für gewöhnlich in jeder Beziehung die eigentlichen Herren der Situation.

Die spanische Regierung hat sich bei ihrer Herrschaft über die Insel von jeher ausschließlich auf die Einwanderer gestützt, und die höheren Verwaltungsämter befinden sich immer in den Händen geborener Spanier. Dies mußten die Creolen aber um so mehr als eine Ungerechtigkeit empfinden, als die betreffenden Beamten in vielen Fällen weder die Fähigkeit noch den guten Willen besaßen, die Wohlfahrt der Bevölkerung zu fördern, und als sie zu einem großen Theil auf nichts bedacht waren, als auf Selbstbereicherung. Der fragliche Zwiespalt wurde also dadurch nur noch mehr verschärft, und während in den Revolutionszeiten allgemach beinahe jeder Creole ein „latenter Insurgent“ wurde, artete auf der anderen Seite die Loyalität in völligen Terrorismus aus. Zu den Waffen greift die Mehrzahl der Creolen allerdings nicht, und für den neuen Aufstand ist es jedenfalls bezeichnend, daß abgesehen von den Mulatten Antonio und José Maceo und von dem Guajiro Rabi die hervorragendsten Führer Ausländer sind — der Obergeneral Gomez ebenso wie Gil und Tio Haitianer, Suarez Mexicaner, Roloff Pole, Vargasa Chilene, Castello Columbianer ꝛc. Dagegen lassen die Creolen der Rebellion im geheimen jedwede Unterstützung gern zutheil werden, und der spanischen Herrschaft ist das im Grunde genommen gefährlicher als der offene Kampf. Aus dem Elemente der spanischen Einwanderer andrerseits recruliren sich die bekannten cubanischen „Freiwilligen“, die in der Zeit der Revolution das Hauptinstrument des Terrorismus bilden, und von denen jederzeit wieder ähnliche Scenen zu gewärtigen sind, wie sie während des letzten Aufstandes vor dem Villanueva-Theater zu Havana vorkamen, beziehungsweise Massenexecutionen auf bloße Verdachtgründe oder Sympathiebezeigungen hin.

Nach dem letzten großen Aufstande hat die spanische Regierung den inneren Frieden Cuba's dadurch zu befestigen gesucht, daß sie die Insel für eine spanische „Provinz“ erklärte, der als solcher „alle Freiheiten Spaniens“ zustehen, und die 30 erwählte Repräsentanten und 14 Senatoren in die Cortes sendet. Es versteht sich indeß von selbst, daß diese Maßregel nicht dazu angethan gewesen ist, das Uebel, soweit es in den Racenverhältnissen begründet ist, zu heben. Die berechtigten Ansprüche der Creolen können durch die kleine Minorität in den gesetzgebenden Körperschaften nicht zur Geltung kommen, und im Grunde genommen erscheint die Insel dadurch nur noch mehr den „Peninsulares“ auf Gnade und Ungnade überliefert.

Ein sehr bemerkenswerthes Bevölkerungselement, das bei den statistischen Aufstellungen einfach den Creolen zugerechnet wird, das aber in seinen Charaktereigenthümlichkeiten wesentlich von denselben abweicht, bilden die sogenannten Guajiros — hellfarbige Mischlinge mit straffem, schwarzem Haar und oft genug auch mit auffällig indianischem Gesichtsschnitt, in denen die im übrigen so gut wie verschwundene Urbevölkerung Cuba's nachlebt, und die den gesammten Naturverhältnissen der Insel, vor allem dem Klima, in einem hohen Grade adaptirt sind. In den ruhigen Zeiten stellen diese Guajiros einen starken Bruchtheil der ländlichen Arbeiterschaft auf den Plantagen und bei den Viehherden, in den Zeiten innerer Wirren aber machen sie einen nicht minder wichtigen Bestandtheil der Insurgentenbanden aus, als die Mulatten, sowohl als landeskundige Späher als auch als entschlossene Kämpfer, und die raschen Bewegungen dieser Banden, ebenso wie ihre zähe Ausdauer unter jedweden Verhältnissen und Strapazen sind ganz wesentlich ihnen zu verdanken. Wilde Leidenschaft ist in ihnen bei Spiel und Tanz ebenso wie im Kriege leicht zu entfachen, und die Macheta verstehen sie besser zu gebrauchen, als irgendwer sonst.

Weiße Nichtspanier gibt es in Cuba nur etwa 11,000, und zur größeren Hälfte haben dieselben ihren Sitz in der Hauptstadt Havana. Ungeachtet der kleinen Zahl, und obwohl sie sich mit den Spaniern und Creolen nur in geringem Umfange vermischen, haben dieselben aber in dem Cultur- und Wirthschaftsleben der Insel eine hohe Bedeutung insofern, als sie einen großen Theil der Capitalkraft repräsentiren, und als sie als eine Art Ferment zu größeren Fortschritten anregen — freilich nicht ohne daß sie an den Mißständen der Verwaltung gelegentlich sehr herbe Kritik üben. Vor allem gilt dies von den Amerikanern von der Union, die bei den regen Handels- und Verkehrsbeziehungen ihres Landes zu Cuba besonders stark vertreten sind, und in deren Händen sich nicht bloß zahlreiche große Zuckerplantagen und Zuckerfabriken, sondern auch sämmtliche Eisen- und Manganerzminen des Ostens befinden.

Das Element der chinesischen Kulis macht sich durch Fleiß und Geschicklichkeit in dem Wirthschaftsleben der Städte und Plantagen nützlich genug, in dem politischen Leben ist es aber vollkommen passiv und gleichgültig, und mit den übrigen Bevölkerungselementen vermischt es sich ebenso wenig wie anderweit, wo es auftritt.

Daß in den angegebenen Racenverhältnissen der cubanischen Bevölkerung zahlreiche Schwierigkeiten gegeben sind, die vollkommen zu überwinden füglich auch einer höheren Staatskunst als der spanischen mißlingen könnte, erhellt von selbst. Ebenso muß es aber dem unbefangenen Beobachter bei der Würdigung dieser Verhältnisse auch durchaus zweifelhaft erscheinen, ob durch die Errichtung einer cubanischen Republik, wie sie von der Insurrection angestrebt wird, die Wurzel aller Uebel beseitigt werden könnte. Der gegenwärtige Kampf auf Cuba ist ja doch ebenso wie der zehnjährige Kampf der sechziger und siebziger Jahre nicht bloß ein Erhebungskampf gegen die spanische Regierung, sondern er ist zugleich, ja er ist vielleicht in einem noch höheren Grade ein Bürgerkrieg, in dem sich feindliche Bevölkerungselemente desselben Landes mit einander messen. Und falls die Republik Cuba nicht einen erheblichen und bedeutsamen Bruchtheil der Bevölkerung aus dem Lande treibt, so wird in ihr der Gegensatz zwischen dem Nativismus und dem Einwanderernachschube noch lange fortbestehen, und in einer absehbaren Zukunft würden hierin die Keime fortgesetzter Wirren liegen — ganz abgesehen von dem Gegensatze zwischen Weißen und Mischlingen, sowie den anderen Einflüssen, die unsrer Meinung nach auf Cuba

Digitized by Google

ebenso walten, wie in den in einem chronischen Bürgerkriegszustande verharrenden süd- und mittelamerikanischen Republiken, und die wir im folgenden noch zu berühren haben werden.

Des weiteren halten wir für die augenblickliche cubanische Krisis, bei der die spanische Herrschaft so ernstlich in Frage gestellt wird, die üblen wirthschaftlichen Verhältnisse für verantwortlich. Allerdings ist Cuba das erste aller Rohrzuckerländer geworden (1894 mit 364 Fabriken und mit einer Production von 1,030,000 Tonnen, d. i. ungefähr mit einem Drittel der Weltproduction) und, was die Qualität des Erzeugnisses betrifft, auch das erste aller Tabakländer; ebenso hat sich seine Viehzucht quantitativ beträchtlich genug entwickelt (mit rund 0.6 Millionen Pferden und 2.5 Millionen Rindern), und sein Bergbau auf Eisen und Mangan (1892 für 15 Millionen Mark) hat wenigstens einen vielversprechenden Anfang gemacht; der Werth seiner Landgüter (1892: 90,960) wird auf 1260 Millionen Mark geschätzt; seine Ausfuhr (1892 348 Millionen Mark) überragt diejenige von Japan und Aegypten oder Algerien bei weitem; und die Einkünfte seiner Staatscasse beziffern sich auf nicht weniger als 94.7 Millionen Mark (1892). Leider legen aber alle diese hohen Ziffern kein gültiges Zeugniß ab von einer allgemeinen Prosperität der Bevölkerung. Die hohen Einkünfte der Staatscasse bekunden nur den furchtbaren Steuerdruck, der auf ihr lastet; die Güter sammt ihrem lebenden und todten Inventar sind größtentheils mit schweren Privatschulden behaftet; die starke Ausfuhr der Hauptstapelartikel bedeutet in keiner Weise einen hohen und sicheren Gewinn an denselben, und außer den Steuern und Schuldzinsen ist dadurch auch der ganze Bedarf an Industrieerzeugnissen, sowie der größte Theil des Bedarfes an Mehl, Fleisch und anderen unentbehrlichen Nahrungsmitteln zu decken.

Als das Hauptunglück Cuba's muß man in der fraglichen Beziehung die große Einseitigkeit seiner Production bezeichnen. In erster Linie hängt das Wohl und Wehe seiner Bevölkerung an den Absatzverhältnissen des Rohrzuckers und in zweiter Linie an denjenigen des Tabaks, und um beide ist es heute auf dem Weltmarkt sehr schlecht bestellt. Ueber den Rohrzucker ist durch die Concurrenz des Rübenzuckers allgemach eine so schlimme Krisis hereingebrochen, daß die meisten Pflanzer die Cultur sicherlich mit einer anderen vertauschen würden, wenn der Boden und das Klima, sowie die Arbeiterverhältnisse und der aufgebotene maschinelle und sonstige Apparat sie nicht zwängen, auf der einmal betretenen Bahn zu beharren. Deßgleichen lasten auch auf dem Tabak durch die Concurrenz anderer Länder sehr gedrückte Preise, und seit geraumer Zeit zeigt sowohl die Ausfuhr von Blättertabak (1893 228,865 Ballen) als auch namentlich die Ausfuhr von Cigarren (1889 250.5 Millionen und 1893 147.4 Millionen) eine starke fallende Tendenz.

Dazu hat die spanische Regierung von jeher vor allen Dingen den Großgrundbesitz zu fördern gesucht, und auf diese Weise steht gegenwärtig ein großer Theil der Bevölkerung — die Mehrzahl der Farbigen, die Guajiros ꝛc. — der kleinen Zahl reicher — meist nur landreicher — Pflanzer als ein besitzloses Proletariat gegenüber, das vielfach nichts sein eigen nennt als eine Machete, eine Hängematte und den vorschriftsmäßigen Kopfsteuerschein, und das bei der absoluten Freizügigkeit, die seit Aufhebung der Sklaverei auf Cuba herrscht, je nach der Arbeitsgelegenheit oder nach sonstigen Lockungen heimathlos und unstät auf der Insel hin und her fluthet. Daß ein solches Proletariat auch selbst in guten Zeiten zahlreiche Desperado- und Banditennaturen aus sich heraus erzeugt, ist begreiflich; durch die seit mehreren Jahrzehnten eingebrochene wirthschaftliche Depression ist es aber allmählich eine wahre Brutstätte solcher Naturen geworden, und in dem gegenwärtigen Bürgerkriege spielen dieselben ebenso wie das Proletariat ganz im allgemeinen eine hervorragende Hauptrolle, da sie dabei nichts verlieren, wohl aber mancherlei gewinnen können.

Ferner wird trotz der hohen Steuern so gut wie gar nichts aus dem öffentlichen Schatze auf gemeinnützige Ameliorationen verwendet, wodurch die Erwerbsverhältnisse der Bevölkerung gebessert werden könnten. Die früheren Aufstände, die ihre Wurzeln viel ausschließlicher als der gegenwärtige in den geschilderten Racenverhältnissen hatten, häuften ja eine ungeheure Schuldenlast auf Cuba, und die Verzinsung derselben verschlingt gegenwärtig mehr als die Hälfte von den Einnahmen der Staatscasse. Außerdem haben jene Kriege und die dadurch bekundete Neigung eines großen Theiles der Bevölkerung zur Illoyalität und zum Abfall von dem Mutterlande auch noch einen großen Aufwand für das Vertheidigungswesen und die Besatzung (im Frieden ca. 20,000 Mann), sowie für das Polizeiwesen zur Folge gehabt. Was soll da also übrig bleiben für die so sehr nothwendigen Straßen- und Eisenbahnbauten, für Schutzdämme gegen Ueberschwemmungen, für Irrigationsanlagen, für Sumpfaustrocknung, für Sanitirung ꝛc.?

Auch von den Grundsätzen des alten Colonialsystems hat sich die spanische Regierung noch keineswegs vollkommen losgesagt, und durch die bestehenden Schiffahrtsgesetze und Schiffahrtsabgaben, nach denen die Schiffe unter spanischer Flagge einfach als Küstenfahrer gelten — Cuba ist ja eine Provinz Spaniens! — sucht sie dem Mutterlande so viel wie irgend möglich von seinem früheren Handelsmonopole zu erhalten. Das gleiche wird auch bezweckt durch die Zolltarife, die in kurzsichtiger und plumper Weise darauf berechnet sind, die Ausfuhr der Insel nach fremden Ländern (vor allem nach der Union) zu lenken, dagegen aber die Einfuhr in der Hauptsache national-spanisch zu erhalten. Während die Ausfuhr Cuba's nach Spanien demgemäß im Jahre 1893 nur 24 Millionen Mark betrug (die Zuckerausfuhr nur 4.2 Millionen und die Tabakausfuhr nur 11.1 Millionen), belief sich die Einfuhr von dort auf 103.6 Millionen. Das gesteckte Ziel wurde also erreicht. Wie sehr dadurch aber die Interessen der cubanischen Bevölkerung beeinträchtigt wurden, und in wie hohem Grade man ihr Handels- und Verkehrsleben dabei in unnatürliche Bahnen zwängte, danach wurde nicht gefragt.

Endlich waltet im Zusammenhange mit der traurigen ökonomischen Lage ein unregelmäßig und schlecht bezahltes und daher auch schlecht beschaffenes Beamtenthum über der Bevölkerung, das sich durch Annahme von Bestechungsgeldern und durch Diebereien jeder Art schadlos zu halten oder zu bereichern sucht, und dem Pflichttreue so gut wie völlig abgeht. Natürlich macht dies die angegebenen Mißstände noch sehr viel schlimmer und empfindlicher, und es ist recht wohl begreiflich, daß sich die Unzufriedenheit und die Erbitterung der von jenen Mißständen Betroffenen am allermeisten gegen das corrupte Beamtenthum richtet, darin die Wurzel aller Uebel erblickt, und nur von seiner vollkommenen Beseitigung eine Besserung der Zustände erhofft. Und ebenso begreiflich ist es auch, daß man für die Beschaffenheit der Beamten die Regierung des Mutterlandes verantwortlich macht, die sie einsetzt, und daß man das ganze spanische Regiment als ein Mißregiment verurtheilt, von dem die Insel befreit werden müsse. In diesem Gedanken hat die höhere Classe von Insurgenten, die von patriotischen und humanitären Idealen erfüllt ist, die Fahne des Aufruhrs erhoben, und da dieselbe in der nächsten Nachbarschaft das große Gemeinwesen der Nordamerikanischen Union unter seinen republicanischen Institutionen wirthschaftlich auf das höchste prosperiren sieht,

so erblickt sie in der Einführung solcher Institutionen das Heilmittel aller Uebel — gleichviel ob Cuba durch die neuen Revolutionswirren erst noch viel gründlicher und systematischer ruinirt wird, als es vorher geschehen war.

Uns fehlt auch in dieser Beziehung der Glaube an die cubanische Republik. Zwar sind wir fern davon, die spanische Regierung von grober Mitschuld an den herrschenden Zuständen freizusprechen — was aus den vorstehenden Ausführungen klar genug hervorgehen dürfte —, aber das Grundübel, welches die ökonomische Nothlage der Bevölkerung herbeigeführt hat, nämlich die Zuckerkrisis, stand in keiner Weise unter ihrer Controle, und ebensowenig war es der Fall mit den gedrückten Preisen des Tabakmarktes. Das schlimme moralische Uebel der Beamtencorruption aber wurzelt gerade so wie das Banditenwesen wieder zu einem großen Theil in der ökonomischen Nothlage und es ist sozusagen ein Symptom derselben. Und ist übrigens die Nordamerikanische Union etwa frei von Beamtencorruption? Man denke da nur beispielsweise an die Zustände, welche im vergangenen Jahre betreffs des New-Yorker Polizeiwesens enthüllt wurden. Ganz so schlimm wie in der nordamerikanischen Metropole steht es in dieser Beziehung auf Cuba immer noch nicht. Dabei ist aber allerdings zu beachten, daß die Corruption in den Städten und Legislaturen, sowie in dem Congresse der Vereinigten Staaten ganz andere Wurzeln hat als auf Cuba. Nicht eine allgemeine wirthschaftliche Nothlage hat sie dort geschaffen und erhalten, sondern sie ist ganz unmittelbar aus jenen republicanischen Institutionen herausgewachsen, welche man auf Cuba behufs der Heilung des Uebels einführen will — gewissermaßen als ein organischer Fehler jener Institutionen.

Gründliche Reformen thun Cuba freilich dringend noth, am besten würden dieselben aber unsres Erachtens immer noch von einem weisen und umsichtigen Colonialregiment ins Werk gesetzt werden, und wenn das spanische Colonialregiment aus seinen Erfahrungen endlich etwas lernen würde, so könnte es natürlich ebenso gut oder besser das spanische sein, als irgend ein anderes. Vor allem müßte sich dasselbe sagen, daß ein gutes Verkehrstraßennetz — das zur Hebung des Wohlstandes so sehr viel beitragen könnte und das zugleich auch das Hauptinstrument zur Aufrechterhaltung der Ordnung und des Friedens abgeben würde — lange nicht so kostspielig ist, als ein jahrelanger Bürgerkrieg. Sodann aber müßte es auch eine Vervielfältigung der Culturen und damit zugleich eine Hebung des Proletariats anstreben, sowie eine weitschauendere und weitherzigere Handels- und Schiffahrtspolitik einschlagen. Daß das ganze Reformwerk nicht denkbar ist ohne eine gründliche Reinigung der Verwaltungsmaschine, betrachten wir als selbstverständlich, und ebenso auch, daß es nicht denkbar ist ohne ein tieferes Eingehen auf die Wünsche der cubanischen Bevölkerung, beziehungsweise nicht ohne die endliche Bewilligung einer weitergehenden Autonomie an diese.

Den Racenzwiespalt würden diese Reformen natürlich nicht aufheben, sie würden aber zweifellos viel dazu beitragen, ihn zu mildern.

Ein verschollener Schriftsteller des 18. Jahrhunderts.

Den Gebildeten, die mit Interesse die moderne französische Geschichtsliteratur verfolgen, ist auch bei uns der Name Arthur Chuquet kein fremder mehr. Durch sein nun schon zehn Bände umfassendes Werk über die Kriege der französischen Revolution nimmt er einen ehrenvollen Platz unter den neueren Historikern der großen Zeit, den Taine, Sorel, Aulard u. a. ein, und im vergangenen Jahre hat er uns mit einer nach Möglichkeit beiden Parteien gerecht werdenden Geschichte des Krieges von 1870 beschenkt, die zu dem Wenigen gehört, das man aus der Fluth der Kriegsgedenkschriften gerettet wissen möchte. Chuquet ist aber nicht bloß Historiker, sondern auch ein feiner Kenner unsrer deutschen Sprache und Literatur: das beweist seine neueste Arbeit, die der Geschichtswissenschaft nicht weniger als der Literaturgeschichte zu gute kommt.[1]) Für uns Deutsche ist es dabei ein merkwürdiges Schauspiel, zu sehen, wie der Franzose einen, wie er mit Recht sagt, bei uns ganz vergessenen deutschen Schriftsteller wieder ausgräbt, und wie er in einer umfassenden, eine reiche und tiefe Kenntniß der deutschen Literatur beweisenden Darstellung das literarische Lebenswerk dieses Mannes analysirt.

Unsre landläufigen Literaturgeschichten nennen den Namen Halem kaum noch, oder sie berichten doch nicht viel mehr von ihm, als daß er im Jahre 1752 zu Oldenburg geboren ward und daß er 1819 zu Eutin als Regierungsdirector starb. Die Zahl und der Umfang der poetischen Werke Halems ist überaus groß, aber er schaffte nicht aus eigener dichterischer Kraft und künstlerischem Gestaltungsvermögen, er war in allem eine nachahmende und sich anpassende Natur; doch eben weil er in der Gesammtheit seiner Schriften die Gedanken- und Empfindungswelt seiner Zeit freilich nicht in der Tiefe, sondern in der Breite wiederspiegelt, ist er als typische Erscheinung auch heute noch nicht ohne Interesse.

Seiner Gesinnung nach ist Halem ein Anhänger der Aufklärung: Nicolai, mit dem er befreundet ist und in Briefwechsel steht, preist ihn als einen von denen, die in Deutschland am kräftigsten die Sache der Vernunft vertheidigen. Seine poetischen Vorbilder aber holt sich Halem aus einem anderen Lager: es sind Klopstock und Wieland, die er ganz im Stile seiner Zeit in schwärmerischen Huldigungen feierte. Wie den ernst und schwer dahinschreitenden Klopstock, so vermag die vielseitige Natur Halems auch den heiteren und leichtflüssigen Stil Wielands nachzuahmen, und in dessen Art ist ihm denn auch ein Werk geglückt, das nicht ohne poetischen Reiz ist und das Herder für würdig hielt, ein Buch der Jugend zu werden. Es sind die „Blüthen aus Trümmern", eine merkwürdige Mischung von Poesie und Prosa, zu deren Erfolg nicht wenig auch die Gedankenwelt Rousseau's beitragen mochte, die in ihnen hervortritt. Sie malen in einzelnen Bildern die schlichte Einfachheit und Natur der Bewohner des griechischen Archipels, sie schildern auch die Leiden, die das geknechtete Griechenvolk unter der rohen und drückenden Herrschaft der Türken zu erdulden hat — so erscheint Halem zugleich als einer der ersten in der Reihe der Philhellenen.

Zu den Größten in Weimar, zu Schiller und Goethe, konnte Halem kein rechtes Verhältniß gewinnen, und diese urtheilen ihrerseits recht abfällig über seine Leistungen. So erscheint es als eine merkwürdige Fügung, daß, wenn Halems Name heute noch in der Literaturgeschichte genannt wird, es meist deßhalb geschieht, weil er zu den Vorgängern Schillers in der Behandlung des Wallensteinstoffes gehört.

Halems Drama „Wallenstein" erschien im Jahre 1786. Wie er selbst erzählt, war er auf die Geschichtschreiber des 17. Jahrhunderts, auf Pufendorf, Bougeant und le Vassor in seinen Studien zurückgegangen, und seine Absicht war es, im ganzen getreu den historischen Wallenstein darzustellen, der nach seiner Meinung erst dann zum Verrathe sich bestimmen ließ, als das offene Mißtrauen des Kaisers ihm keine andere Wahl mehr ließ. Dem Drama, das in Prosa geschrieben ist, merkt man etwas zu sehr das Quellenstudium an, und es ist oft nichts anderes als dramatisirte Geschichtserzählung, der eine ausreichende Charakterisirung und Begründung der Handlung fehlt.

[1]) *A. Chuquet*, Paris en 1790. Voyage de Halem; traduction, introduction et notes. Paris 1896.

Digitized by Google

Halems „Wallenstein“ erschien nur wenige Jahre vor Schillers Meisterwerk, und es liegt daher nahe, nach einem Zusammenhange zwischen diesen beiden, den gleichen großen Stoff behandelnden Dramen zu forschen. Wahrscheinlich hat wohl Schiller das Drama Halems gekannt: die Belege, die Chuquet aus einigen Schiller'schen Wendungen hiefür anführt, erscheinen mir freilich nicht gerade als zwingend und andrerseits scheint es mir doch, daß es nicht bloß einige Redewendungen sind, welche die beiden Stücke gemeinsam haben. Volle Klarheit wird in dieser Frage erst dann geschaffen werden, wenn die Untersuchung der ganzen Ahnenreihe des Schiller'schen Wallenstein von den Dramen des Micraelius an in Angriff genommen sein wird.

Mehr Nachruhm als durch seine poetischen Leistungen hat sich Halem durch seine historischen gesichert: die von ihm verfaßte Geschichte seines Heimathlandes Oldenburg ist ein auch heute noch gelesenes Buch, und die Beschreibung des Pariser Aufenthalts, die Chuquet in Uebersetzung neu herausgibt, ist nach dem Zeugniß des Herausgebers nicht bloß eine der interessantesten Reisebeschreibungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts, sondern sie bietet auch für die Anfänge der Revolution eine Fülle werthvoller Züge.

Wie so viele der Besten des deutschen Volkes hatte auch Halem mit freudiger Antheilnahme die Entwicklung der Dinge jenseit des Rheins seit der Berufung der Generalstände verfolgt. Dann wollte er selbst am Schauplatz der großen Ereignisse sein, und so ging er im Herbst 1790 mit zwei Freunden nach Paris. Nicht als ob er nun hier in dem wogenden Strome des politischen Lebens sich ganz den künstlerischen und literarischen Anregungen entzogen hätte, die Paris ihm bot: er ist ein fleißiger Besucher und trefflicher Schilderer der Theater und der Museen, und wohl vertraut mit der französischen Geschichte belebt er sich die Straßen und Paläste der Stadt und der Umgegend in der Vorstellung mit den Gestalten der großen Vergangenheit. Sein Herz aber ist doch recht eigentlich bei den Dingen, die sich um ihn herum abspielen, und an denen er sogar persönlichen Antheil nimmt; denn er, der Ausländer, läßt sich gleich bei seiner Ankunft in den Club der Jacobiner aufnehmen. Diese allein, so meint er, vermögen Mäßigung mit Festigkeit zu verbinden, und ihre Absicht ist es nicht, die königliche Gewalt zu zerstören, sondern nur immer wieder darauf hinzuweisen, daß noch nicht alle Uebelstände beseitigt sind. Von Mitte October bis Ende November hat Halem in keiner der Sitzungen des Clubs gefehlt, die er uns anschaulich geschildert hat. Auch von den Sitzungen der Nationalversammlung haben wir Schilderungen aus seiner Feder, die nach Chuquets Urtheil zu den besten und vollständigsten gehören, die wir besitzen. Der Grundton der Anschauung Halems, dem die Revolution als das größte Ereigniß der Weltgeschichte gilt, ist entschieden optimistisch; noch hält er das Königthum, das sich mit der neuen Ordnung der Dinge aussöhnen muß, für unerschüttert, er sieht noch nicht die sich heranwälzenden trüben Wogen der Schreckensherrschaft; kein Wunder, daß er sich wenige Jahre später von dem Gange der Dinge enttäuscht fühlte. Der Jacobinerclub war jetzt in seinen Augen ein öffentliches Unglück, und wenn er auch weiterhin daran festhielt, daß bei allen Verirrungen doch der Kampf der Revolution gegen das alte Regime der Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß sei, so beklagte er es doch, daß die Franzosen Verräther an der Sache der Humanität geworden seien.

Für Frankreich selbst hatte Halem als schönste Frucht der Revolution ein Zeitalter großartiger Erhebung prophezeit — er mußte es wenige Jahre später mit ansehen, daß sich diese Erhebung gegen sein eigenes Vaterland richtete. In diesen Jahren des Kampfes und der Fremdherrschaft ist dann der Kosmopolit zu einem treuen deutschen Patrioten geworden: zwar hat Halem in den Jahren der französischen Besetzung Nordwestdeutschlands als kaiserlicher Beamter gewirkt, und er hat sich wie so mancher Größere dem Eindrucke der Persönlichkeit Napoleons nicht entziehen können; aber als die Stunde der Befreiung schlug, hat er die in den Kampf ziehenden Landsleute mit seinen Liedern begleitet. Sie haben — um mit einem beachtenswerthen Gedankengange Chuquets zu schließen — nicht die feurige Kraft der Arndt'schen und Rückert'schen Kriegslyrik, sie drücken vielmehr mit Schlichtheit die Gesinnungen des deutschen Bürgerthums aus, auf dem die französische Herrschaft drückend, ja unerträglich gelastet haben muß, wenn ein Halem sich dazu entschloß, diesen Empfindungen gegen den Unterdrücker kräftigen Ausdruck zu verleihen.

Dr. V. Loewe.

Mittheilungen und Nachrichten.

α Historische Legionen Habsburgs. Von Oskar Teubner. Mit 16 Originalabbildungen von Rudolf v. Ottenfeld. Wien und Prag, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1896. — Warum die Metapher „Legionen“? Tönt die seit den Tagen der frommen Landsknechte fortgeerbte Bezeichnung „Regiment“ nicht mit dem nämlichen ehernen Klange durch die Welt und dröhnt der Boden nicht unter dem Tritte des Bajonettenwaldes festgefügter Regimentscolonnen wie weiland unter der Phalanx römischer Legionäre? Wohl waltet die dichterische Vision über der „Legion“, aber nicht minder verklärt der Männerherzen erhebende und stählende Zauber von Sieg und Tod die Schlachtreihen des „Regiments“, über denen die ruhmvollen Feldzeichen mit dem Eichenreis flattern! Das ist (abgesehen von dem Lapsus „Haas Pizelmann“ statt „Haus Pienzenauer“, S. 95) die einzige Ausstellung, die wir an dem herrlichen Buche machen, indem wir für die „Regimenter“ das auf den Schlachtfeldern von Jahrhunderten mit ihrem Blute erworbene geschichtliche Recht zuerkennen. — In Oesterreichs Heere haben bei der nach schweren Tagen erfolgten Reorganisation eine ganze Reihe alter Einrichtungen und Traditionen in Folge nüchterner prosaischer Erwägungen und calculirender Berechnungen zum Opfer fallen müssen; darum wirft der Verfasser einen neidischen Blick hinüber auf die preußische Armee und die dort bestehende Pflege kriegerischen Geistes, selbst in der Uebung von kleinen Aeußerlichkeiten. Nur etwas „Historisches“ haben die Oesterreicher am längsten behütet: die Namen der Regimenter nach ihren Jahrgängen, einen hochlöblichen Brauch, der auch im bayerischen Heere bis zur Stunde fortgeübt wird und den vor einigen Jahren Preußens König für seine Armee ebenfalls in sinniger Weise wiederum aufleben hieß. Und weil die Namen der Regimenter nicht als eitel Schall und Rauch im Winde verwehen, sondern schmettern wie helle Trompetenfanfaren und dröhnen wie rhythmische Trommelwirbel, weil sie Parole und Losung sind für Opfermuth und Todestreue, weil in den wenigen Paar tönender Silben sich knapp die Geschichte von tausend Heldensagen und tausend Heldenthaten verkörpert und weil ihr Klang stets auf neue elektrisirende Begeisterung zündet zum Parademarsch wie zum Todesritt, darum hat der Verfasser einen sehr glücklichen Griff gethan, indem er für eine Reihe „historischer Legionen Habsburgs“ eine literarische Ehrenhalle baut. Er gibt keine in sich abgeschlossene Regiments- und keine Kriegs- oder Heeresgeschichte, sondern greift aus dem reichgefüllten Rahmen der Regimentsannalen die markantesten Episoden heraus und reiht sie zum Prunkgeschmeide des Heldenthums an einander wie die Glieder einer Ordenskette. Sie glänzen und gleißen nicht wie das Auge bestechende Perlen und Diamanten, aber sie funkeln und prangen wie glühende Almandin und sprühende Rubin in der tiefsatten Farbe des edelsten Saftes, des kostbaren Blutes, das auf den Schlachtgefilden strömte und die Legionen kittete. Siegreich haben Habsburgs Regimenter die Fahnen mit dem Doppeladler durch die Welt getragen, sich selbst unsterbliche Namen erstritten, am Bau der Weltgeschichte mit Schwert und Rohr mitgezimmert — und auf den Tafeln ihrer Geschichte prangt in goldenen Lettern nur ein einziges, aber in tausend und abertausend Variationen fortklingendes Lied: das Lied der Treue bis in den Tod. Das hallt wider wie die erhabene Melodie der Kaiserhymne, mag der Verfasser erzählen von Wien, Zenta und Belgrad, von Kolin und Hochkirch,

von Aspern und Leipzig, von Mailand und Novara, von Kopolna und Temesvar, von Magenta und Solferino, von Custozza und Bezzeca, aus der Herzegowina und aus Bosnien; mag er berichten von den Cürassieren Dampierre's und des Herzogs von Lothringen, von den Husaren des Friedländers und Starhembergs, den Edelknaben des Hof- und Deutschmeisters, den Kanonieren des Kaisers, den Savoyen-Dragonern des edlen Ritters, den Grenadieren von Wagram, den letzten Spahis in Habsburgs Heere, den ersten Husaren Europa's, den Gelbschnäbeln von Windischgrätz, den Söhnen Karls, den Ulanen Nummer 1, von Albrecht-Infanterie, von Wurmser-Husaren, von Sicilien-Ulanen, von den Jägern des Kaisers und von den Jägern mit dem Silberhorn, von der Batterie der Todten! — In Oesterreichs Volk und Armee leben diese Namen und diese Thaten fort, aber auch in Deutschland wird das Buch recht viele entzückte Leser finden. Habsburgs Regimenter spiegeln zwar in buntem Gemisch von Tschechen, Magyaren, Serben, Croaten, Wallonen, Lombarden, Polen, Ruthenen, Slovaken, Rumänen die vielgestaltige Geschichte der Doppelmonarchie. Allein befremdungeachtet sind sie Fleisch von unserm Fleische, Blut von unserm Blute, nicht bloß darum, weil sie der Mehrzahl nach aus den deutschen Stämmen Oesterreichs recrutiren, sondern weil die Armeesprache deutsch ist, ihre Kriegskunst und die Kriegszucht aus deutschem Samen entsprossen sind, weil die Regimenter der „Kaiserlichen" und der deutschen Fürsten auf tausend Schlachtfeldern Schulter an Schulter ihr Blut vergossen und in engster Kameradschaft ihre Lohnen wieder und hoffentlich für immer neben einander wehen, weil es einst nur eine Familie von Ruhm und Klang im „Reiche" gab, deren Sprossen nicht unter Panieren der Kaiser aus Habsburgs Geschlecht dienten. Vielfach schlingen sich die Fäden hinüber und herüber, wurzeln ja doch mehrere altberühmte „kaiserliche" Regimenter unmittelbar in deutschem Boden; „Alt-Starhemberg" Nr. 54 ist aus kurbrandenburgischem Regiment Spaer geworben, die Grenadiere von Wagram (Herzog von Cumberland Nr. 42) tingen die Bischofsmütze von Würzburg und den Herzogshut von Franken auf ihren Bannern, und die Wiege des Wiener Hausregimentes, der „Edelknaben", stand ebenfalls im „Reiche", denn zwei Wittelsbacher, der Hoch- und Deutschmeister Franz Ludwig, Bischof von Worms, und sein Bruder Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, stellten ihrem Schwager Kaiser Leopold I. die 12 Compagnien im himmelblauen Waffenrock, die dessen Stamm bildeten. Zur Zeit dienen ferner noch viele Angehörige von Familien „aus dem Reich" im österreichischen Heer. Den fesselnden Inhalt seines eigenartigen Werkes hat der Verfasser in eine meisterhafte Form zu fassen verstanden. Farbenreich ist sein Pinsel, glühende Begeisterung erfüllt sein Herz und führt seine Feder, in echtem kriegerischen Pulsschlag kreist ihm das Blut durch die Adern; darum wird es auch überall, bei den Lesern in Oesterreich-Ungarn wie im „Reiche", im Bürgerkleid wie im Waffenrock, dieselbe Begeisterung entflammen! Den wärmsten Dank schulden aber dem Schilderer ihrer Großthaten Habsburgs historische Legionen, von denen auch heute noch die Devise gilt: In Eurem Lager ist Oesterreich!

* Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Ueber die Thätigkeit der einzelnen Mitglieder der Akademie im Jahre 1895 gibt der Bericht folgende Auskunft: Zur Mathematik haben die beiden Vertreter des Fachs, A. Sonin und A. Markow, mehrere Artikel im Bulletin publicirt, deren genaue Titel indeß nur den Specialisten interessiren können. — Auf dem Gebiete der Physik hat man dem Fürsten B. Galitzyn mehrere Beiträge zu verdanken, einen „Zur Theorie der Verbreiterung der Spectrallinien" (Bull. V, 2, 397), einen zweiten „über die Molecularkräfte und die Elasticität der Molecüle" (Bull. V, 3, 1) und einen dritten in russischer Sprache über die Methode, den Refractionsindex von Flüssigkeiten in der Nähe des kritischen Punktes zu bestimmen (Bull. V, 3, 131). Im physikalischen Cabinet der Akademie ist ferner ein Artikel von Baron Ed. Stackelberg über die Abhängigkeit der Löslichkeit vom Drucke entstanden, der im Bulletin zum Abdruck gelangen soll. — Der Vertreter der technologischen Chemie, Th. Beilstein, ist auch im verflossenen Jahre mit der Neubearbeitung seines bekannten Handbuches der organischen Chemie beschäftigt gewesen und hat die Lieferungen 16—40 des zweiten Bandes herausgegeben. — Von den Geologen und Mineralogen hat Fr. Schmidt im Frühling 1895 eine Reise zu wissenschaftlichen Zwecken nach Schweden und Deutschland unternommen, um die Schätze der dortigen Museen für seine Bearbeitung der silurischen Trilobiten zu verwerthen und außerdem eine auf seine Anregung entstandene Arbeit, über die Brachiopodengattung Obolus Eichw. von Aug. Michwitz eingereicht, die in den Memoiren zum Abdruck gelangt ist, sowie einen Aufsatz von Dr. V. Anton unter dem Titel „Weitere Mittheilungen über die Gattung Thyestes". P. Jeremejew hat mehrere Arbeiten aus seinem Specialgebiete, der Krystallographie, im Bulletin der Oeffentlichkeit übergeben. — Ueber die Thätigkeit auf dem Gebiete der Botanik ist zu berichten, daß S. Korshinsky eine sich von März bis zum September ausdehnende Expedition zur Erforschung der Flora von Turkestan und der sie bedingenden localen Verhältnisse unternommen hat, und daß M. Woronin, Correspondent der Akademie, ein Memoire über die Sclerotienkrankheit der gemeinen Trauben kirsche und der Ebereiche (Sclerotinia Padi und Sclerotinia Ancuparine) geliefert hat. Abgesehen davon, finden wir im Bulletin (V, 2, 423) einen Bericht von D. Litwinow über seine botanischen Excursionen im Kreise Sysran. — Der Umbau der für das Zoologische Museum bestimmten neuen Räumlichkeiten hat im Laufe des Berichtsjahres überaus erfreuliche Fortschritte gemacht, denn statt zum Herbst 1896, wie man ursprünglich geplant hatte, ist es möglich gewesen, alle Bauarbeiten schon zum Herbst 1895 zu beendigen, so daß nun an die innere Einrichtung und an die Ueberführung der Collectionen in das neue Local gegangen werden kann. Abgesehen davon, hat am 13. März u. J. ein neues Etat die kaiserliche Sanction erlangt, wodurch das Zoologische Museum zu einem Centralinstitut für das ganze Reich gemacht worden ist, das den Zweck hat, einerseits für die wissenschaftliche Ausarbeitung der Systematik des Thierreichs und der Zoogeographie zu wirken, vorzüglich in Beziehung auf Rußlands Fauna, aus anderseits, indem es seine reichhaltigen Sammlungen dem Publicum zugänglich macht, die Ausbreitung zoologischer Kenntnisse auf dem Wege der Anschauung zu vermitteln. Um diese Ziele zu erreichen, ist die Zahl der am Museum Angestellten vergrößert und diesen sind solche Rechte und Vorzüge eingeräumt worden, daß sie von nun an in der Lage sein werden, sich ausschließlich ihren wissenschaftlichen Aufgaben zu weihen. Auch ein eigenes Organ wird das genannte Institut herausgeben, ein Jahrbuch des Zoologischen Museums der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, und darin wird auch der Bericht über den Zuwachs der Sammlungen im Laufe des Jahres 1895 seinen Platz finden. Was die wissenschaftlichen Arbeiten der bisherigen Conservatoren des Museums betrifft, die von nun an den Titel von älteren und jüngeren Zoologen führen, so ist auf einen Aufsatz des Hrn. Eug. Büchner über das allmähliche Aussterben des Wisents (Bos bonasus Linn.) im Forste von Bjelowjesha hinzuweisen und auf einen Artikel von N. Knipowitsch über den Nelkensee Mogilnoje auf der Insel Kildin an der Murmanküste. Im übrigen ist auf dem Gebiete der Zoologie noch hervorzuheben, daß A. Kowalewsky sich während der Monate März und April auf der zoologischen Station in Villa Franca aufgehalten hat, wo er sich mit dem Studium des Lymphgefäßsystems der Wirbellosen abgab. Von dem genannten Autor stammt auch eine für die Memoiren bestimmte Monographie unter dem Titel „Biologische Untersuchungen über die der Gattung Clepsine angehörigen Süßwasserblutegel" her. Auch die in Sebastopol begründete Zoologische Station prosperirt in erfreulicher Weise. Im Laufe des Jahres haben dort 12 auswärtige Gelehrte ihren Untersuchungen obgelegen, eine ganze Reihe wissenschaftlicher Schriften sind daraus hervorgegangen und mehreren Forschern ist lebendes Material geliefert worden. U. a. hat der Director Dr. A. Ostroumow eine Expedition ins Asowsche Meer unternommen, um dessen Fauna zu erforschen, und ferner ist bei der Station ein besonderes bakteriologisches Laboratorium errichtet worden, wo Dr. Erlenwein seine Studien bereits begonnen hat. Von auswärtigen Zoologen hat He. Guido Schneider eine vorläufige Mittheilung über die Lymphgefäße der Regenwürmer im Bulletin der Oeffentlichkeit übergeben, und von Prof. G. O. Sars in Christiania ist die Fortsetzung seiner umfangreichen, mit vielen autographischen Tafeln geschmückten Arbeit über die Crustaceenfauna des Kaspischen Meeres erschienen. Endlich ist noch auf eine Arbeit des Assistenten am Zoologischen Laboratorium der Akademie Dr. W. Schewjakow über die Organisation und die Systematik der Infusoria holotricha aufmerksam zu machen, die in den Memoiren gedruckt ist. — Auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Physiologie hat Ph. Owsjannikow zwei Artikel über Blutkörperchen geliefert und der Correspondent A. Dogiel einen über den Bau der Neuroganglienzellen der Retina. — Wenden wir unsre Aufmerksamkeit nunmehr der historisch-philologischen Classe zu, so ist zu-

nächst die in den *Βυζαντινὰ Χρονικά* erscheinende Untersuchung B. Wassiljewsko's über die Chronik des Simeon Logothetes anzuführen, die auf Beschluß der Akademie sowohl in ihrem griechischen Texte als auch in ihrer slavischen Fassung vollständig herausgegeben werden soll. N. Dubrowin, der mit Studien in den Staatsarchiven beschäftigt ist, hat die siebente Lieferung seiner Sammlung historischer Materialien aus dem Archive der kaiserlichen Kanzlei veröffentlicht. — Von Arbeiten philologischen Inhalts ist ein in den Memoiren zum Abdrucke gelangter Artikel P. Nikitins über einige griechische hagiographische Texte zu nennen, der nicht nur für die Textkritik, sondern auch für die Kenntniß der griechischen Sprache im Mittelalter und ihren Sprachgebrauch von Interesse ist. — In der orientalischen Section hat W. Radlow die siebente Lieferung seines Wörterbuches der Türkdialekte im Druck beendet und fährt mit der Herausgabe und Bearbeitung der Ergebnisse fort, die von verschiedenen theils von der Akademie, theils von der Finnisch-Ugrischen Gesellschaft in Helsingfors ausgerüsteten Expeditionen in der Mongolei und im Jenissei-Kreise gewonnen worden sind. — Aus dem von A. Bytschkow verfaßten Bericht über die Thätigkeit der II. Classe der Akademie, die dem Studium der russischen Sprache und Literatur gewidmet ist, erfahren wir zunächst, daß, nachdem die dritte den Buchstaben D enthaltende Lieferung des als gemeinsame Ausgabe von der ganzen Classe unternommenen und unter der Redaction des verstorbenen Akademikers J. Grot begonnenen Wörterbuchs der russischen Sprache unter der Leitung von A. Bytschkow zu Anfang des Jahres zum Abschluß gelangt war, mit der Inangriffnahme dieser hochwichtigen Edition A. Schachmatow betraut worden ist. Ferner ist die Herausgabe der vom verstorbenen Akademiker J. Sreßnewsky gesammelten Materialien zu einem Wörterbuche der altrussischen Sprache durch die Mühewaltung seiner Kinder unter der Aufsicht A. Bytschkows bis zur vierten Lieferung gediehen, die die Buchstaben L, M und N umfaßt, und von dem lithuanisch-russisch-polnischen Wörterbuch der Gebrüder Jagiellowicz ist das erste Heft A—Dz) unter der Redaction des Mitauer Professors Fortunatow erschienen. — Von den einzelnen Angehörigen der Classe ist M. Suchomlinow nach dies Jahr an seiner commentirten Ausgabe von Lomonossows Werken thätig gewesen und der dritte Band davon, der zwei Fassungen der Rhetorik und die Poetik enthält, ist ans Licht getreten. Der nämliche Gelehrte hat auch zwei Bände, den siebenten und achten, der unter seiner Redaction erscheinenden Materialien zur Geschichte der kais. Akademie der Wissenschaften publicirt. — Ferner hat der in Wien lebende Akad. J. Jagić den ersten Band seiner Untersuchungen über die russische Sprache edirt, der in Gestalt der Ansichten des südslawischen und russischen Alterthums über die kirchenslavische Sprache, der gegen 60 Handschriften entnommen sind, dem Sprachforscher umfangreiches Material liefert. Von dem unter Redaction des genannten Gelehrten erscheinenden Archiv für slavische Philologie ist Bd. XVIII zur Ausgabe gelangt. — Vacat Arbeiten zu einer kritischen Ausgabe von Puschkins Werken bilden das Arbeitsfeld L. Maikows und nicht gering ist die Mühe, die ihm die Sichtung des ihm von vielen Seiten zuströmenden Materials bereitet.

* Von dem Mitte Januar in **Bremen** eröffneten **neuen Museum** entwirft eine Correspondenz der „Voss. Ztg." eine lebhafte Schilderung, der wir folgendes entnehmen. In einem dreistöckigen Bau, dessen Mitte ein großer bis zum Dach hinaufgehender Lichthof bildet, findet man neben den naturwissenschaftlichen und völkerkundlichen Sammlungen das Handelsmuseum, welches die Kaufmannschaft bei Gelegenheit der nordwestdeutschen Gewerbe-Ausstellung 1890 improvisirt hatte, in verjüngter und verbesserter Gestalt wieder. Alle drei Zweige berühren sich vielfach und vereinigen sich zu einem Gesammtbilde. So findet man z. B. gleich beim Eintritt die Polarländer dargestellt, sowohl was die Zoologie, als was die Völkercultur und den Handel betrifft. In drei großen Glasschränken sieht man in lebensgroßen Nachbildungen Scenen aus dem Leben der Eskimos, der Rennthier-Lappen und der Ostjaken, in einem vierten spitzbergisches Thierleben: Eisbären, Robben, Seevögel, alles in ausgestopftem Zustande. Außerordentlich vollständig sind Walthiere, ausgestopft und in Skeletten, vertreten, u. a. ein 24 Meter langes Skelett vom Finnfisch mit den ganzen Barten, was in keinem Museum sonst vorkommen soll. Andere lebensgroße Darstellungen betreffen afrikanische und Australneger und Chinesen, während weite Reihen von Schränken ethnographische Gegenstände in mustergültiger Aufstellung enthalten, deren Vollständigkeit allerdings hinter dem ethnographischen Museum in Berlin weit zurückbleibt. Die 1890 geschaffenen Darstellungen der Entstehung und Gewinnung von Waaren sind nur in Modellen von kleinem Maßstab, so daß die Figuren etwa 20 cm hoch sind, ausgeführt; aber man kann kaum etwas anmuthigeres und lehrreicheres sehen als sie. Alle Welt kennt Indigo, Schellack, Jute; aber wer weiß, wie sie gewonnen werden? Hier sieht man die Indigofabrik inmitten der Indigobäume; deren Zweige werden in großen Kufen mit Wasser angesetzt und zur Gährung gebracht, die Flüssigkeit wird dann durch einen verwickelten Vorgang abgepumpt und eingedickt: wir haben hier alles vor Augen und dazu in köstlich naturgetreuer Nachbildung die arbeitenden Kulis. Ebenso wird die Gewinnung des Schellacks, der Jute gezeigt. Von der amerikanischen Baumwollcultur sehen wir ein Feld mit pflückenden Negern, von der indischen ein fast wunderbares Straßenbild mit Hunderten von Charakterfigürchen. Dann kommen Modelle von der nordamerikanischen Petroleum-Industrie, von dem Leben vor den Thoren der Stadt Mexico, von südamerikanischem Pflanzerleben, von der Wollzucht Südamerika's und Australiens, endlich eine Seefischerei-Ausstellung in Modellen. In den oberen Geschossen sind die wissenschaftlichen Sammlungen aufgestellt, unter denen namentlich die Vogelsammlung alte Berühmtheit genießt. Sie sind nun vervollständigt worden durch ausgestopfte Thiere, welche zu Bildern des Thierlebens zusammengestellt sind: der Alpenthiere, darunter Bibee und andere Wasserthiere, dann Füchse, Auerwild, Birkwild, Fasanen, Wasservögel, eine Ruine mit gemischtem Thierleben, Eulen, Bussardfamilien u. s. w. u. s. w. Nicht blos die Thiere sind naturgetreu, sondern auch namentlich die Pflanzenwelt, in der sie sich bewegen. Das Museum zu Kensington besitzt einige Glasschränke dieser Art, aber die bremischen sind ungleich zahlreicher und schöner. Vielleicht dienen sie mehr der Schaulust als der Wissenschaft, aber sie tragen manches Samenkorn der Wissenschaft auf fruchtbaren Boden.

* Aus **Berlin** erfährt die „Magd. Ztg.", daß den Röntgenschen Strahlen im **gewöhnlichen elektrischen Bogenlicht** ein Mitbewerber erstanden sei. Versuche mit ihm haben den Nachweis geliefert, daß es durch schwarzes Ebonit, schwarzes Papier, dünne Holzbrettchen und zum Theil sogar durch dünnes Stanniol dringt. Es sind besonders die ultravioletten Strahlen, die diese Wirkung ausübten. Eine Verwechslung dieser Strahlen mit den Röntgen'schen ist ausgeschlossen, da diese nicht brechbar sind, während die ultravioletten Strahlen im Gegentheil sich sehr stark brechen lassen. Diese Eigenschaft des elektrischen Bogenlichts hat ein cand. techn. **Schmidt** aus **München**, zur Zeit an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, bereits vor einem halben Jahre entdeckt. Er wollte die Ergebnisse seiner Versuche am 7. d. im Verein zur Förderung der Photographie vorführen.

* **Straßburg.** Nach dem amtlichen Bericht wurde die **Universitäts- und Landes-Bibliothek** im verflossenen Jahre um 17,639 Bände und Broschüren vermehrt, wovon 10,538 angekauft und 7081 geschenkt wurden.

* **Frankfurt a. M.** Da die Ausbeutung der Röntgen'schen Entdeckung bedeutende Mittel erfordert und es nicht genügen kann, zur Ausnützung für die medicinische Diagnostik Apparate in den Krankenhäusern aufzustellen, auch die Kräfte der einzelnen physikalischen Institute auf die Dauer ebensowenig der Aufgabe einer ihrem großen Werth entsprechenden Ausbildung der Entdeckung gewachsen sein dürften, schlug Prof. Walter **König**, Leiter des hiesigen physikalischen Vereins, in einem am 5. d. Mts. gehaltenen Vortrage vor, ein **Röntgen'sches Central-Laboratorium** in Frankfurt ins Leben zu rufen, in dem mit vereinten Kräften das große Werk gefördert werde.

* **Bonn.** In der Festschrift, die unsre Universität zum Geburtstag des Kaisers herausgegeben, behandelt der Professor der Eloquenz Dr. Anton **Elter** einen wichtigen Fund, der ihm unlängst auf der Bonner Bibliothek geglückt ist. Es ist eine **Weltkarte**, die laut beigefügter Erklärung 1510 von Heinrich Loriti aus Glarus (Henricus Glareanus) gezeichnet wurde, die älteste bis jetzt nachweisbare Landkarte, auf der die neue Welt als Terra America verzeichnet steht. Jener Schweizer Geograph gehörte zu den bekanntesten Humanisten des 16. Jahrhunderts; 1512 von Kaiser Maximilian zum poeta laureatus ernannt, verlehrte er seit 1514 in Basel intim mit Erasmus und wirkte von 1526 bis zu seinem Tode (1563) als Professor an der Hochschule zu Freiburg; die Universitätscapelle im dortigen Münster enthält sein Grabmal. Glareanus besaß nach Erasmus' Zeugniß in allen mathematischen Wissenschaften ungewöhnliche Gelehrsamkeit, war der Geschichte und Geographie vollkommen Meister, auch des Griechischen

nicht unkundig, von grenzenloser Leenbegier und ein Mann von tadelloser Sittenstrenge. Was jene Weltkarte betrifft, so bezeugt Glareanus selbst, daß er sich dem Geographus Deodatensis (d. i. aus St. Dié) angeschlossen habe; dies aber ist niemand anderes als der Erfinder des Namens Amerika, Martin Waldseemüller aus Freiburg, dessen Cosmographiae introductio zum zweitenmal in dem lothringischen Städtchen St. Dié herausgegeben wurde. Man weiß, daß dieser Geograph in Ueberschätzung der Verdienste, welche Amerigo Vespucci um die Entdeckung der neuen Welt sich erworben, die Bezeichnung „Amerika" in Curs setzte. Eine Karte war seiner Kosmographie beigegeben — aber diese Karte ist völlig verschollen. Alter beweist nun an der Hand von untrüglichen Merkmalen, daß die Karte des Glareanus aufs genaueste an jene Waldseemüllers sich angelehnt haben muß, daß wir also in dem Bonner Blatt eine mehr oder weniger getreue Wiedergabe jenes epochemachenden Kartenbildes von 1507 besitzen. Um aber auch sein eigenes Ingenium darzulegen, fügte Glareanus den Karten von St. Dié noch zwei neue Tafeln hinzu, welche — eine vorher nie versuchte Darstellung — die beiden Hemisphären von den Polen aus gesehen zur Veranschaulichung bringen. Auch ein Handbuch der Geographie ließ er von 1527 an in immer wiederholten Auflagen erscheinen und nahm darin auf seine Karte fleißig Bezug.

* **Berlin.** Professor Virchow wird demnächst ein seltenes Jubiläum begehen. Bald sind 50 Jahre vergangen, seitdem er sein weltberühmtes „Archiv für pathologische Anatomie ꝛc." ins Leben rief. Er begründete es 1847 als Projector gemeinsam mit Dr. B. Reinhardt, nach dessen Tode (1852) er es bis zum heutigen Tage allein fortgesetzt hat. — Der Vorstand der Deutschen chemischen Gesellschaft hat sich die Aufgabe gestellt, dem Begründer und langjährigen Präsidenten der Gesellschaft, dem Professor A. W. v. Hofmann, einen Tribut des Dankes zu entrichten durch Herausgabe einer ausführlichen Biographie des Verstorbenen. Mit der Bearbeitung derselben sind Prof. Emil Fischer, der Nachfolger Hofmanns auf dessen Lehrstuhl, Dr. Martius und Prof. Ferd. Tiemann betraut. Leider sind gewisse Mittheilungen, welche aus England über Hofmanns dortige Wirksamkeit erbeten wurden, noch immer nicht eingegangen. Indessen hofft man, daß das Werk noch im Laufe dieses Jahres erscheinen wird.

* **Rostock.** Dr. G. Kohfeldt, Custos an der Universitätsbibliothek, hat für eine Arbeit über den Unterricht in der Sittenlehre nach Comenius den von der sogenannten Comenius-Gesellschaft für 1895 ausgeschriebenen Preis erhalten.

∞ **Wien.** Seit ein paar Jahren gährt es unter den armen Proviz- und Schmierenschauspielern nicht nur, sondern auch unter den bestbezahlten Hoftheater-Mitgliedern. Ein so rechtschaffener Mann, wie Joseph Lewinsky, hat wiederholt über die Ungerechtigkeit der „Contractbriefe", über die Ohnmacht der durch heillose Vertragsformularien Gebundenen strenge, wahre Worte geredet. An die Spitze des Schauspielervereins traten der Reihe nach Thimig, Baumeister, Sonnenthal, Martinelli. Praktisch reif wird die Sache erst jetzt nach Bundhaens (in diesen Blättern vollständig mitgetheiltem, nächstens in Buchform erscheinendem) Vortrag „Das Recht des Schauspielers". In Wien hat sich ein Ausschuß zur gesetzlichen Regelung dieser Frage gebildet, dem zwei Professoren der juridischen Facultät, Anton Menger und Ludwig Mitteis, die Abgeordneten Graf Pininski und Dr. Baeuther und andere, allen voran Dr. Burckhard, angehören. Hoffentlich betraut man Burckhard mit der Ausarbeitung der erforderlichen Gesetzvorlage und sorgt gleichzeitig für das nicht minder wichtige Journalistenrecht.

* **Wien.** Der „Allgemeine österreichische Frauenverein" hat an den Reichsrath eine umfangreiche Petition gerichtet, in welcher um die Zulassung der Frauen zum ärztlichen Studium gebeten, namentlich das sittliche Moment bei der Behandlung von Frauen durch Frauen betont und darauf hingewiesen wird, daß die Regierung am Officierstöchter-Institut in Wien, sowie in Bosnien und der Herzegowina weibliche Aerzte angestellt hat, was nicht geschehen wäre, ohne daß sich die Nothwendigkeit dazu erwiesen hätte. Die Petition fordert 1) daß den österreichischen Frauen, welche im Auslande als Doctoren der Medicin promovirt wurden, gestattet werden soll, in ihrem Vaterlande die ärztliche Praxis auszuüben (durch Nostrification des auswärtigen Doctordiploms). 2) Um diese außerordentliche Maßregel überflüssig zu machen, und damit junge strebsame Mädchen nicht gezwungen seien, ihre Studien fern vom häuslichen Herde und fern von der Heimath zu absolviren, möge denjenigen österreichischen Frauen, welche sich die zum Eintritt in die Universität nöthigen Kenntnisse durch private Studien erwerben und die Maturitätsprüfung abgelegt haben, die Aufnahme als ordentliche Hörerinnen bewilligt werden. 3) Sei die weibliche Jugend zu dem für die Universität vorbereitenden Unterrichte an den öffentlichen Mittelschulen zuzulassen.

* **Budapest.** Zur Expedition des Grafen Eugen Zichy schreibt man aus Klausenburg, der Universitäts-Professor Dr. Gabriel Bulint, ein Mitglied der ersten Expedition Zichy's, der vordem mit seiner Gattin eine Reihe von Jahren in Asien zugebracht hatte, habe auf Grund der Zichy'schen Expedition zweifellos festgestellt, daß die Sprache der Kabardeen eine Schwestersprache der magyarischen sei. Balint hält es an der Hand seiner vergleichenden Studien für erwiesen, daß die Kabardeen, welche jetzt an beiden Ufern des Terek wohnen, Nachkommen jener Kabarden sind, welche als bei der Landnahme mitwirkend erwähnt werden. Prof. Balint regt die Idee an, aus Anlaß des Millenniums ein Kabardenpaar nach Ungarn zu bringen.

* **Turin.** Lombroso, bisher Professor der gerichtlichen Medicin an der hiesigen Universität, hat statt dessen die Professur der Psychiatrie und die Leitung der zugehörigen Klinik übernommen.

* **Christiania.** Am 5. d. M. ist L. M. Aubert, Professor der Rechte an hiesiger Universität, gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 6. bis 8. Februar folgende Schriften eingegangen:

Prof. Dr. Heemann Semmig: Friede! Der deutsch-französische Conflict in unparteiischer Beleuchtung. Leipzig-Neustadt, Opitz u. Böhme 1896. — Dr. Alexander Peez: Zur neuesten Handelspolitik; 7 Abhandlungen. Wien, Georg Szelinski 1895. — Praktische Rechtskunde für den Handelsverkehr im In- u. Auslande. 2. Heft. Wechselrecht. Hrsgb. v. d. Auskunftei W. Schimmelpfeng. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Dr. juris cnn. J. Chr. Jodee: Zeugeneid u. Beichtsiegel; Antwort auf Dr. M. Schwalds Schrift „Beichtgeheimniß u. Zeugnißpflicht". Straßburg, F. X. Le Roux u. Co. 1896. — Des Reiseristen Begleiter in die Heimath; Rathgeber für das bürgerliche Leben, hrsgb. v. d. Vereia Concordia. Mainz. — Dr. H. Albrecht: Handbuch der praktischen Gewerbehygiene mit bes. Berücksichtigung der Unfallverhütung, hrsgb. Lfg. 5. Berlin, Robert Oppenheim 1896. — Prof. Dr. Paul Schwartzkopff: Konnte Jesus irren? Gießen, J. Rider 1896. — Dr. C. Güttler: Psychologie u. Philosophie; ein Wort zur Verständigung. München, Pilotz u. Loehle 1896. — *Emile Grucker:* Lessing. Paris-Nancy, Berger-Levrault et Cie. 1896. — *M. H. de Laire, Cte. D'Espagny:* Mémoires du duc de Persigny publiés avec des documents inédits. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1896. — J. Rueber u. H. Maurer: Die Altbadischen Burgen und Schlösser des Breisgaues; Beiträge zur Landeskunde. 2. Aufl. mit Abbildungen. Emmendingen, Albert Dölter 1896. — Georg Wislicenus: Unsre Kriegsflotte, dem deutschen Volke in Wort und Bild dargestellt; unter Mitwirkung der Marinemaler Carl Saltzmann, Friedrich Schwiage, Willy Stöwer. 2. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus 1896. — Paul Seliger: Der erste Mai; Schauspiel in 4 Aufzügen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Derselbe: Francesca von Rimini; Trauerspiel in 5 Aufzügen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1892. — Fedor v. Zobeltitz: Das zweite Geschlecht; Roman. 3 Bde. Berlin, Otto Janke 1896. — Philipp Langmann: Realistische Erzählungen. Leipzig, Robert Friese. — Max Teensik: Die Welt hinter den Coulissen; Indiscretionen aus dem Schauspielerleben. Leipzig, A. Bieler 1895. — Die Frau, Monatsschrift f. d. gesammte Frauenleben unsrer Zeit, hrsgb. v. Helene Lange. III. Jahrg. Heft 5. Februar 1896. Berlin, W. Moeser. — Oesterreichisch-ungarische Revue. Jahrg. X, hrsgb. v. A. Mayer-Wyde. 19. Bd. Hft 2 u. 3. Wien, Verlag der Revue 1896. — Cosmopolis; Internationale Revue. Vol. I. Nr. 2. Februar 1896. Berlin, Rosenbaum u. Hart; London, Wien, Paris u. s. w. — W. Roesch: Demosthenes als Redner u. Staatsmann. — Otto Lang: Die Bildung des Harzgebirges. (Virchow-Wattenbach, Sammlung. Heft 235—237.) Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1896. — A. Breitner: Literaturbilder für de siècle, hrsgb. 1. Bochn. Scheffel. München, J. Schweizer 1896. — Internationale photographische Monatsschrift für Medicin u. Naturwissenschaften, hrsgb. v. S. Fritsch u. L. Jankau. Bd. III. Heft 1. Januar 1896. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Montag, 10. Februar. Nummer 33.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Helium. Von Dr. Ludwig Karell. — Cuba und seine Abfallbestrebungen. II. Von Emil Deckert. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Helium.

Von Dr. Ludwig Karell.

Die Entdeckung des Argons wurde von den Naturforschern als ein Triumph der dritten Decimalstelle begrüßt, denn zu seiner Auffindung trug vor allem der Umstand bei, daß ein Liter Stickstoff, wie er aus der Luft gewonnen wurde, 1.257 Gramm, hingegen ein Liter Stickstoff, wie er aus chemischen Substanzen gewonnen wurde, nur 1.250 Gramm wog. (Vgl. „Beilage“ Nr. 293 vom 19. Dec. 1895.)

Hand in Hand mit dieser Entdeckung ging diejenige eines zweiten neuen Stoffes, des Heliums, und zwar geschah dies durch einen der beiden Gelehrten, welche jenen neuen Bestandtheil der Luft zuerst isolirten, nämlich durch Ramsay. Der Genannte unterwarf ein von Nordenskiöld aufgefundenes Mineral, den Cleveit, aus Carlshuus in Norwegen, einer genauen Analyse. Dabei entwickelte sich ein Gas, welches schon ein anderer Chemiker — Hillebrand — daraus durch Kochen mit verdünnter Schwefelsäure erhielt. Trotzdem ist der letztere nicht der Entdecker des Helium, denn er hielt das gewonnene Gas für Stickstoff. Ein solcher Irrthum kann sehr leicht unterlaufen, denn auch das Helium gehört, ebenso wie das Argon, zu den indifferentesten Stoffen. Ein geistreicher naturwissenschaftlicher Schriftsteller, Dr. M. Wilhelm Meyer, nennt sie die „Faullenzer“ in der Welt der Elemente.

Erst als Ramsay das Spectrum dieses Gases genau prüfte, zeigte sich, daß man es hier mit einem neuen Körper zu thun habe.

Derselbe Vorgang, wie er sich jetzt bei der epochemachenden Errungenschaft Röntgens zeigt und wie er bei allen bahnbrechenden Untersuchungen sich abspielt, ereignete sich auch hier. Das Helium war schon 25 Jahre vorher von einem andern — N. Lockyer — nachgewiesen worden. Thatsächlich hatte dieser damals aus einer Anzahl von Mineralien ein Gasgemenge erhalten, dessen Spectrum auffallende Aehnlichkeit mit gewissen Linien des Lichtes vom Orion und der Sonnenchromosphäre erkennen ließ. Er sprach damals diese Erscheinung einem hypothetischen Elemente zu. Professor Palmieri machte vor 13 Jahren eine ähnliche Mittheilung, welche sich auf einen luftförmigen Stoff bezog, der sich in der Lava des Vesuvs befand. Trotz alledem gebührt bezüglich des Helium die Priorität doch ebenso unbestritten Ramsay, wie die der neuen Strahlen Röntgen zukommt.

Das Helium ist ein ebenso seltener als seltsamer Gast auf unserm Erdball. Außer dem Cleveit, dem Uraninit und dem Bröggerit — durchweg äußerst raren Gesteinen — wurde es in einem Meteoriten gefunden, welcher zu Augustacountry in Virginia in den Vereinigten Staaten von Nordamerika herabfiel. Ramsay stellte aus 60 Gramm dieses Sendboten aus einer fremden Welt die beträchtliche Menge von 45 Cubikcentimeter des Gases her. An diesem Quantum hat jedoch das Argon den größeren Antheil.

Auch in Mineralquellen ist das Helium enthalten, so wurde es in den Pyrenäen von Bouchard nachgewiesen. Hier sowie in den bisher angeführten Vorkommnissen ist das Helium entweder an Argon oder an Stickstoff gebunden.

In freier Form, allerdings immer noch in Begleitung von Argon, wurde es vor wenigen Monaten von Professor Dr. H. Kayser in den Quellen von Wildbad im Schwarzwald entdeckt. Die daselbst aufsteigenden Gasblasen wurden früher für Stickstoff gehalten. Er mischte 430 Cubikcentimeter desselben mit Sauerstoff und ließ durch das Gemenge bei Gegenwart von Kalilauge elektrische Funken durchschlagen. Der überschüssige Sauerstoff wurde sodann durch alkalische Pyrogallollösung entfernt. Nach dem Trocknen blieben 9 Cubikcentimeter Gas übrig; diese wurden in die jetzt so oft genannten Geißler'schen Röhren gefüllt und spectroskopisch untersucht. Es zeigten sich ebenso wohl die Linien des Argon, als auch die des Helium. Die des letzteren waren so hell, daß sie eine photographische Aufnahme zuließen, woraus man auf eine größere Menge desselben schließen kann.

Das Spectrum des Helium unterscheidet sich von dem seines Zeitgenossen — des Argons — dadurch, daß ihm drei Linien im Violett fehlen, während es eine deutlich hervortretende gelbe Linie aufweist. Diese wurde von dem in letzterer Zeit gleichfalls vielgenannten englischen Physiker Crookes zuerst in dem Lichte der Sonne beobachtet. Aus diesem Grunde erhielt auch das neue Element den Namen Helium.

Die charakteristische Spectrallinie desselben ist, wie der soeben erwähnte Naturforscher in den „Chemical News“, Bd. 71, pag. 151 nachwies, D_3 und hat eine Wellenlänge von $587{,}_{45}\,\mu\mu$. Da sie sich auch im Sonnenlicht zeigt, so dürfte es dem Laien merkwürdig erscheinen, warum sich das durch sie gekennzeichnete Gas so lange dem Spürsinn der Chemiker entzogen. Es hat dies seinen Grund in dem Umstand, daß sich die einzelnen Körper mittelst vieler und sehr verschiedener Zeichen in dem Spectroskop nach Rang und Reihenfolge eintragen.

Läßt man z. B. die drei Metalle Natrium, Lithium und Thallium — deren Spectren im Gegensatz zu denen der übrigen Elemente bei oberflächlicher Betrachtung im wesentlichen nur je eine helle Linie darbieten — gleichzeitig in einer Flamme verdampfen und beobachtet das Licht derselben durch ein Prisma, so zeigt sich ein Bild, welches der Hauptsache nach aus jenen drei hellen Linien besteht. Hätte man nicht Mittel und Wege, die drei Alkalien durch die chemische Analyse von einander zu trennen, so würde man nach der Spectralbeobachtung glauben, einen einzigen durch drei Linien charakterisirten Stoff vor sich zu haben. Man hat aus dieser Erscheinung schließen wollen, daß Stoffe mit mehreren Spectrallinien keine Elemente, sondern zusammengesetzte Körper seien. Neuere Untersuchungen,

auf die hier nicht eingegangen werden kann, haben ergeben, daß das Vorhandensein mehrerer Linien noch kein Grund dafür sei, der betreffenden Substanz ihre Einfachheit abzusprechen.

Es ist dennoch noch gar nicht ausgeschlossen, daß das unter dem Namen „Helium" eben bekannt gewordene Gas eigentlich aus zwei Gasen besteht, weil man (Runge und Paschen) darin auch eine grüne Linie: $\lambda = 501{\cdot}_6\,\mu\mu$ gefunden hat.

Die übrigen Eigenschaften des neuen Stoffes sind auch noch nicht genügend studirt. Daß es ein farb- und geruchloses, indifferentes Gas ist, kann als feststehend angenommen werden. Bezüglich seines Atomgewichts begegnen wir schon zweierlei auseinander gehenden Angaben; während es von seinem Entdecker Ramsay mit 3·88 (für Wasserstoff = 1) angegeben wurde, fand es Langlet, im Laboratorium zu Upsala, niedriger, nämlich mit 2·02. Es scheint die letztere Zahl die richtigere zu sein, weil man nach den Experimenten Langlets annehmen kann, daß sein Helium sowohl von Stickstoff als auch von Argon gänzlich frei war.

Das Verhältniß seiner specifischen Wärme ist gleich dem beim Argon = 1·66.

Es verbindet sich wahrscheinlich ebenfalls mit Magnesium, allerdings schwieriger als der Stickstoff, den man dadurch vom Argon trennen kann. Troost und Ouvrad geben in den „Comptes rendus", Bd. 121, pg. 394, dieses Verhalten genauer an.

Läßt man starke elektrische Ströme auf ein Gasgemenge von Stickstoff, Argon und Helium, welches sich in einer mit Magnesiumdraht beschickten Plücker'schen Röhre befindet, wirken, so verbindet sich zuerst der Stickstoff mit dem Magnesium. Bei fortgesetzter Einwirkung des Stromes wird zunächst das Argon und zuletzt auch das Helium langsam von den Magnesiumdämpfen absorbirt, was man daran erkennt, daß ein Vacuum erzeugt wird.

Wenn ich noch erwähne, daß es Prof. Kayser auch in der Atmosphäre der Umgebung von Bonn nachwies, so ist damit wohl alles gesagt, was man bisher von diesem neuen Stoff erfahren hat, den man analog dem Argon als den Triumph des Spectroskops bezeichnen kann.

Cuba und seine Abfallsbestrebungen.

Von Emil Deckert (Washington).

II.

Während die Ursachen des auf Cuba tobenden Kampfes in ganz hervorragender Weise in den geschilderten Bevölkerungs- und Culturverhältnissen liegen, sind die Wechselfälle dieses Kampfes und sein schließlicher Ausgang in nicht weniger hervorragender Weise an die geographische Natur und Lage der Insel geknüpft.

Von hoher Bedeutung sind in dieser Beziehung bereits die Größenverhältnisse, sowie die eigenthümliche horizontale Gestalt der Insel. Der Fläche nach (118,833 Quadratkilometer) annähernd dem süddeutschen Staatencomplex einschließlich Elsaß-Lothringens, oder einem Viertel von Spanien entsprechend, hat Cuba zwischen seiner Nord- und Südküste nur eine durchschnittliche Breite von etwa 100 Kilometer, dagegen erstreckt es sich in der Richtung von West nach Ost nahezu durch 11 Längengrade oder durch ungefähr 1200 Kilometer, also beträchtlich weiter, als Deutschland zwischen der belgischen und polnischen Grenze oder Spanien zwischen Ferrol und Barcelona. Von irgend einem Punkt der Küste bis in die innersten Gebiete einzudringen, erfordert also nicht die Ueberwindung eines langen Weges, und selbst an den breitesten Stellen (in der Gegend von Holguin und Puerto Principe) kann man die Insel in drei oder vier Tagen bequem zu Pferde durchqueren, während es mit Hulfe von Eisenbahnen in ebenso vielen Stunden möglich sein würde, und an den Stellen, wo ihr schlanker Körper durch die Golfe von Batabano, Jácaro und Manzanillo (Jobabo) isthmusartig zusammengeschnürt erscheint — bei Batabano auf 40 Kilometer und bei Jácaro und Jobabo auf 70 bis 75 Kilometer —, kann es sogar in einem oder in zwei Tagen, bezw. in einer oder in zwei Stunden geschehen.

Der spanischen Herrschaft kommen diese Verhältnisse insofern zu gute, als von ihrer Zertrümmerung nur die Rede sein kann, wenn ihr — sei es durch Angriffe von außen, sei es durch solche von innen — der feste Halt an der Küste verloren geht. Vermag sie es doch von der Küste aus vor allen Dingen leicht zu verhindern, daß die Insurrection irgendwo in dem Innern einen festen Sitz aufschlägt und daß der „cubanischen Republik" damit gewissermaßen ein Krystallisationspunkt gegeben wird! Und selbst der Umstand, daß das spanische Colonialregiment es an den meisten Küstenpunkten versäumt hat, gute Straßen und Eisenbahnen in das Innere herzustellen, ändert daran nicht so sehr viel. Freilich können aber durch eben dieselben Verhältnisse auch alle Verstärkungen, welche die Insurrection von außen erhält — vor allem die bekannten Flibustier-Expeditionen aus den Häfen der Vereinigten Staaten — immer leicht zu deren Banden stoßen, sobald es ihnen gelungen ist, im Dunkel der Nacht an einer unbewachten Stelle zu landen. Der Wachtdienst an der Küste ist schon einfach in Folge der großen Ausdehnung und Auseinandergezogenheit derselben, wie sie sich aus der langgestreckten Gestalt der Insel ergibt, stets außerordentlich schwierig, und ganz das gleiche würde natürlich auch von ihrer Vertheidigung gegen einen ernstlichen äußeren Angriff gelten. Handelt es sich doch bei der Umsegelung Cuba's um volle 3500 Kilometer! Im Innern aber können die militärischen Operationen in der Längsrichtung der Insel unter Umständen Verschiebungen von Truppenkörpern erheischen, die einer solchen von Metz nach Warschau oder Königsberg gleichkommen, und hiebei ist es allerdings sehr empfindlich, daß das Straßennetz in dem größten Theil von Cuba zuvörderst noch auf einer mittelalterlichen Entwicklungsstufe steht, und daß als die einzige durchgehende Straße von West nach Ost der sogen. Camino Central — ein schlechter Reitweg — genügen muß. Hierin liegt eine gewaltige Stärke der Insurrection, deren Banden sich so sehr viel rascher und leichter zu bewegen vermögen, als die Regierungstruppen — einem flüchtigen Wilde vergleichbar, das der Verfolgungen des Jägers spottet und das denselben nur hinter sich her lockt, um ihn zu erschöpfen und zu Tode zu hetzen. Eine wirkliche Entscheidung im Innern herbeizuführen und die Insel in allen ihren Theilen zu pacificiren, ist schon durch diese Verhältnisse sehr schwer.

Mit Naturhäfen der vorzüglichsten Art ist die cubanische Küste reicher ausgestattet, als irgend eine andere — dank vor allem den Korallenthierchen, die in dem Meere rund umher ihr Wesen treiben und deren gehobene Riffbauten so überaus wirksame Schutzdämme gegen den Wogengang bilden. Die Buchten von Havana, von Mariel, von Bahia Honda, von Cienfuegos, von Santiago, von Guantanamo, von Nipe und von Naranjo sind fähig, Schiffe von dem größten Tiefgang in jeder denkbaren Zahl aufzunehmen und zu bergen, und hundert andere Buchten, wie die von Matanzas, von Batabano, von Casilda, von Manzanillo, von Baracoa ꝛc., stehen wenigstens mittelgroßen oder kleineren Fahrzeugen offen. Sobald Gegenwind herrscht, was namentlich an der dem vollen Passat ausgesetzten Nordostküste anhaltend der Fall ist, bereitet freilich das Einsegeln und noch mehr das

Digitized by Google

Aussegeln bei vielen dieser Buchten große Schwierigkeiten, weil sie in Folge ihrer korallinen Natur beinahe durchgängig eine sehr enge Einfahrt haben. Dazu umgibt auch ein dichter Kranz von größeren und kleineren Korallen-inseln sowie von Korallenklippen die cubanische Küste in ihrer ganzen Ausdehnung, und im mittleren Drittheil der Nordküste, sowie in der Gegend der Westspitze (des Cap San Antonio) und östlich und westlich von dem Golf von Cienfuegos bilden diese Inseln und Klippen ausgedehnte Fluren, die stellenweise 40 und 50, ja (bei der Nebeninsel Pinos) 100 und 120 Kilometer breit sind. Auf und an diesen Korallenfluren — die alten Entdecker redeten von Korallen-Gärten — drohen der Schiffahrt tausend Gefahren, und die Bewegung der Insel entlang, ebenso wie die Annäherung an die Küste, ist hier vielerorten auf das äußerste erschwert, wenn nicht völlig unmöglich. Die Inselchen (Kays) ebenso wie die Klippen und Riffe sind sämmtlich von einer starken Brandung umtost, das System der Strömungen und Gezeiten, die dazwischen hindurchgehen, ist daher überaus verwickelt und wechselnd, das tiefere Fahrwasser windet sich in den Canälen regellos hin und her, und an guten Landmarken fehlt es gänzlich. Was wunder also, daß in diesen Gewässern so manches Fahrzeug zerschellt und daß nur sehr gute Piloten ihren Weg durch die Insel- und Klippenlabyrinthe hindurchfinden! Obendrein sind die westindischen Meere bekanntlich auch die Heimath ungemein wilder Stürme und Orkane.

Die am besten nahbare Küstenstrecke ist durch die angegebenen Verhältnisse ohne Zweifel die Strecke zwischen Bahia Honda und Matanzas, und hierin vor allen Dingen liegt die geographische Prädestination Havana's zum Hauptverkehrsplatz und zum Centralregierungssitz, sowie zugleich auch zum Hauptwaffenplatz und zum Hauptbollwerk der Insel. Diese Küstenstrecke gilt es gegen jeden Angriff zu wahren, und solange sie in spanischer Hand bleibt, ist Cuba nicht verloren. Nächst ihr ist die Südostküste die belangreichste, von ihren ausgezeichneten Häfen aus ist aber die Verbindung mit dem Binnenlande durch das dahinter liegende Gebirge gehemmt und die Zurückgewinnung verlorener Posten ist deßhalb von ihr aus nicht so aussichtsreich, wie von der Nordwestküste aus. Größere Truppen- und Kriegsmaterialtransporte in der Richtung der Längsachse der Insel sind in Folge der Küstennatur auch zur See schwierig, und nur flachgehende Dampf- und Ruderboote, die von ortskundigen Lootsen geführt sind — darunter ganz besonders auch die Boote der in den Unionshäfen oder anderweit ausgerüsteten Flibustierexpeditionen — vermögen ihre Anschläge und Evolutionen in der Regel leicht und erfolgreich auszuführen. Im ganzen genommen erscheint also auch die Küste Cuba's sehr dazu geschaffen, die Entscheidung in dem Insurrectionskampfe zu verzögern, ohne daß dabei die spanische Herrschaft wirklich gefährdet zu sein braucht. Ganz anders würde die Sache freilich liegen, wenn es der Insurrection gelänge, einen offenen äußeren Verbündeten zu gewinnen. Dann könnte die Entscheidung unter Umständen vor Havana und Santiago sehr rasch erfolgen, denn dann würde alles nur davon abhängen, wie weit die spanische Kriegsmacht zu Land und See diesem äußeren Gegner gewachsen wäre.

Das innere Land Cuba's, das von der niedrigen, aber stellen Korallenklippenküste an den meisten Punkten rasch und zum Theil in schön ausgeprägten Terrassen emporsteigt, erreicht im allgemeinen nur eine geringfügige Höhe über dem Meeresspiegel (50 bis 100 Meter). Dabei bietet es aber einen außerordentlich bunten und scheinbar widerspruchsvollen Wechsel von steilwandigen, höhlendurchsetzten und wild zerklüfteten Kalksteinbergen und Bergzügen, sowie öden Karstflächen und mehr oder minder ausgedehnten Rotherde- oder Schwarzerde-Ebenen, die durch ihre Fruchtbarkeit berühmt sind und die eigentlichen Herde der cubanischen Zuckerrohrcultur bilden. Sehr gebirgig ist nur die Ostprovinz Santiago de Cuba, wo die Sierra Maestra bis über 2500 Meter aufragt und wo sich auch die östlichen Fortsetzungen derselben — die Sierro Cobre, die Sierra de lo Vela, die Sierro de Ymios, der steile Tafelberg des Yunque de Baracoo ꝛc. — zu Höhen von 500 bis gegen 1000 Meter erheben. Von einem wirklichen Gebirgscharakter kann man aber auch in verschiedenen Distrieten der Centralprovinz Santa Claro reden — vor allem bei Trinidad und Espiritu Santo, wo der Pico de Potrerillo, die Loma de Bonao, die Loma del Infierno und die Sierra de Siguanea auf 950 Meter und darüber geschätzt worden sind, sowie zwischen der Stadt Santa Clara und Moron, wo die Sierra de Agabama, die Sierra de Motahambre ꝛc. (etwa 500 Meter hoch) von West nach Ost streichen. Gebirgig genug ist endlich auch die Westprovinz Pinal del Rio mit ihrer Sierra de los Orgonos, die in dem Pon de Guajabon mit 795 Meter gipfelt und die sich südwärts zu den berühmten Tabakfeldern der Vuelto Abajo abdacht. Viel flacher ist die Insel in den anderen Gegenden, so namentlich in den Gegenden der erwähnten isthmusartigen Einschnürungen von Batabano (Havano), Jüearo (Moron) und Jobabo (Tunas), an kleinen Bergwildnissen fehlt es aber auch dort keineswegs. Und durch die tropische Vegetation, welche die Gebirge bekleidet, werden dieselben natürlich noch viel wilder und unwegsamer, als sie es durch die angegebene schroffe Form sind. Die Ebenen aber sind in der Küstennähe durch Rückstauung der Abflußgewässer vielfach ungeheure Waldsümpfe, und es ist in dieser Beziehung namentlich auf die große Cienoga de Zapato, im südlichen Theile der Provinz Matanzas, auf die Cienaga del Buey, am Cauto (in der Provinz Santiago) und auf die Cienagas bei Cardenas und Sogua la Grande hinzuweisen.

Die Ströme Cuba's fließen in Folge der beschriebenen Bodengestalt in ihrem Oberlaufe meist zwischen flachen, in der Regenzeit weithin überfluteten Ufern ruhig dahin, ihr Abstieg zur Küste erfolgt aber für die Regel in engen und tiefen, cañonähnlichen Schluchten, mit schönen Wasserfällen oder Cascaden- und Schnellenreihen, und in der Regenzeit mit außerordentlichem Ungestüm. Viele von ihnen sind im Zusammenhange mit der vorherrschenden Kalksteinnatur des Bodens durch Schwinden und unterirdische Laufstrecken ausgezeichnet, und schiffbar ist außer dem von der Sierra Moestro gespeisten und in seinem unteren Theile durch eine große Alluvialebene fließenden Cauto kein einziger.

Die Einwirkungen dieser Umstände auf die in Frage stehenden politischen und strategischen Verhältnisse sind leicht zu ermessen. Die Verbreitung der Culturen und Pflanzungen über die Insel hat durch sie etwas oasenartiges, und die Bevölkerungsdichtigkeit ist in den meisten Gegenden des Binnenlandes sehr gering. Die Straßen- und Eisenbahnanlagen aber stoßen namentlich in ostwestlicher Richtung auf große Schwierigkeiten, weil es dabei gilt, zahlreiche Ströme und Stromschluchten oder Stromthäler, sowie auch Sümpfe zu überwinden; und am größten sind diese Schwierigkeiten in der Küstennähe, wo die Vertheidigung der Insel der Beschaffenheit der Küste wegen am allermeisten solche Verkehrswege wünschenswerth erscheinen läßt. In nordsüdlicher Richtung sind die Ströme ebenso wie die Gebirge im allgemeinen leicht zu umgehen oder doch an bequemeren Stellen zu überschreiten, und nur die Gegenden der Sierra Maestra und der Sierra de los Organos machen von dieser Regel eine Ausnahme; in dieser Richtung sind aber die Verkehrserleichterungen bei der Geringfügigkeit der Entfernungen nicht so hoch anzuschlagen.

Sehr starke natürliche Positionen und förmliche Naturfestungen, sowie vor allem sehr schwer auffindbare und sichere Schlupfwinkel bieten alle Provinzen, am meisten aber selbstverständlich die Gebirgsprovinzen Santiago, Santa Clara und Pinal del Rio. Allenthalben, namentlich aber in den genannten Berggegenden, vermögen daher die mit der Oertlichkeit genau vertrauten und über einen ausgezeichneten Kundschafterdienst verfügenden Guerillabanden ihre eigenthümliche Strategie zur Geltung zu bringen, die numerisch und in der Bewaffnung weit überlegenen Regierungstruppen aus ihren Hinterhalten zwar selten unmittelbar zu bedrohen oder zu überwinden, sie aber beständig zu beunruhigen und zu schädigen, sie durch blitzartiges Hin- und Herfahren zu großen Strapazen zu zwingen und dadurch zu ermüden und aufzureiben.

Der Regierungsstrategie günstiger liegen die Verhältnisse an den genannten isthmusartigen Verschmälerungen der Insel, wo das Terrain sich ganz im allgemeinen verflacht und wo nur die tropische Vegetation — die Urwaldvegetation ebenso wie die Vegetation der Zuckerrohrfelder — den Insurgenten Deckung gewährt. Vor allem gilt dies von dem Isthmus von Jucaro (Moron), auf dem die breite und von der Küste her schwer zugängliche Osthälfte der Insel mit der schmalen und leicht zugänglichen Westhälfte zusammenstößt und auf dem daher auch die Grenzlinie zwischen den beiden sehr verschieden gearteten und demgemäß auch sehr verschieden bevölkerten und entwickelten Hauptverwaltungsbezirken — dem Departamento Oriental und dem Departamento Occidental, beziehungsweise der Erzdiöcese Santiago und der Erzdiöcese Havana — quer durch die Insel gezogen worden ist. Die Heeresleitung hat hier die bekannte Trocha de Moron geschaffen — einen breiten Urwalddurchhau, der mit mehreren Dutzend kleinen Forts besetzt ist und durch den eine Eisenbahn hindurchführt —, um dieselbe als Hauptvertheidigungslinie gegenüber der Insurrection zu benutzen und die letztere so viel als möglich in das Ostdepartement, von dem sie regelmäßig ausgegangen ist, zurückzudämmen. Vor allem muß es ja immer gelten, das Westdepartement, das beinahe 80 Proc. der Bevölkerung enthält und auf das ungefähr 90 Proc. der Zuckerproduction und annähernd ebenso viel von der Tabakproduction entfallen, zu sichern oder von den Insurgentenbanden zu befreien. In ähnlicher Weise hat auch der Isthmus von Jobabo (Tunas), an der Grenze zwischen der Provinz Puerto Principe und Santiago, eine hohe Bedeutung; die dort gezogene Trocha del Este, welche die Trocha de Jucaro ganz bedeutend verstärken könnte, ist aber nach der Beendigung des letzten großen Aufstandes nicht mit genügender Sorgfalt behandelt worden und mehr und mehr wieder dem Naturzustande verfallen — ebenso wie die Trocha de Mayari, die von Acerraderos (westlich von Santiago de Cuba) quer über das Gebirge nach Puerto Nipe führt. Hätte die spanische Regierung die beiden letztgenannten Linien ebenfalls mit Schienenstraßen oder wenigstens mit guten Landstraßen ausgestattet und in geeigneter Weise befestigt, so wäre sie ohne Zweifel viel besser in der Lage gewesen, den gegenwärtigen Aufstand im Keime zu unterdrücken, oder doch seine Verbreitung über die ganze Insel zu verhindern. Uebrigens scheinen die Lehren des gegenwärtigen Aufstandes aber auch betreffs des Isthmus von Jucaro dahin zu gehen, daß eine einfache „Trocha" nicht hinreichend ist, sondern daß deren wenigstens zwei in geringer Entfernung von einander vorhanden sein müßten, und daß an denselben namentlich auch stärkere Reitereiposten aufzustellen sind, wenn einem größeren Ansturm der Insurgenten begegnet werden soll.

Ist der Krieg einmal in das Westdepartement getragen, so handelt es sich selbstverständlich immer vor allem um die Sicherung der Linie Cienfuegos-Sagua-la-Grande (westlich von den Gebirgsdistricten der Provinz Santa Clara) und der Linie Batabano-Havana, und auf die letztere hat sich augenblicklich das Interesse an dem Kampfe in der hervorragendsten Weise gerichtet. Die Insurrection ist hier durch die ungemein kühnen und geschickten Operationen ihrer Führer der Regierung sozusagen dicht an die Lebensader gekommen; zugleich ist aber auch die Regierung an diesem Orte besser als irgendwo sonst im Stande, ihre ganze Stärke behufs ihrer Niederwerfung geltend zu machen. Pacificirt ist die Insel mit einem entscheidenden Sieg der Regierung auf jener Linie freilich bei weitem nicht, und namentlich östlich von dem Isthmus von Moron wäre eine jahrelange Dauer des Guerilla-Krieges unter den obwaltenden Umständen immer wieder möglich. Der größte Theil des Ostdepartements ist ja doch zur Zeit noch vollkommene Wildniß, und die Provinz Puerto Principe hat außerhalb des Bezirkes der Hauptstadt und der Küstenplätze kaum eine Volksdichtigkeit von 1 pro Quadratkilometer, die Provinz Santiago aber außerhalb der größeren Gemeinden (Santiago, Manzanillo, Bayamo Tunas, Jibara, Holguin und Baracoa) nur eine solche von etwa 2 pro Quadratkilometer. Und dabei sind diese Provinzen auch zugleich infolge ihrer relativen Abgeschlossenheit und Unwegsamkeit die Hauptstätten des Kreolen- und Mulattenthums, sowie der von diesen Bevölkerungselementen getragenen nativistischen und separatistischen Tendenzen.

In einem noch höheren Grade als die Bodenbildung bewährt sich das Klima Cuba's als ein Verbündeter der Insurrection. Von dem Grundtypus des echten Tropenklimas weicht dasselbe zwar insofern ab, als von dem cordillerischen Nordamerika öfters starke Nordwestwinde („Nortes") einbrechen, die im Winter Temperaturerniedrigungen bis unter den Gefrierpunkt mit sich bringen können, und es ist diesem Umstande ganz wesentlich mit zuzuschreiben, daß die Acclimatisation der weißen Menschen auf der Insel in so großem Maßstabe möglich gewesen ist. Die Acclimatisationskrankheiten, welche die Temperatur- und Feuchtigkeitszustände unmittelbar oder mittelbar verursachen, sind aber sehr schlimm, und namentlich eine große Zahl der neuen Ankömmlinge fällt ihnen zum Opfer. Daß dies in erhöhtem Grade von den aus Spanien gesandten Regierungstruppen gelten muß, die unter dem ungewohnten Himmelsstriche anhaltende und weite Märsche und Strapazen jeder Art zu ertragen haben, versteht sich von selbst, und die Verluste derselben durch das gelbe Fieber, durch Enteritis ꝛc. sind in der That immer sehr viel furchtbarer gewesen, als die durch die Kugeln und Machetas der Insurgenten. In der sommerlichen Regenzeit, wo die genannten Krankheiten am ärgsten wüthen, tritt dadurch eine förmliche Kampfunfähigkeit auf der Seite der Regierung ein und außerdem macht in dieser Zeit auch das Anschwellen sämmtlicher Ströme und die Versumpfung und Verkothung der Wege jedes umfassendere und geregeltere Vorgehen gegen den Feind unmöglich. Die ganze Kriegführung der Spanier auf Cuba ist also durch das Klima an eine strenge Periodicität gebunden, und wenn es ihnen nicht gelingt, die Aufständischen in den sechs Trockenmonaten (November bis April) vollständig niederzuwerfen, so können die letzteren in der gegebenen Ruhepause nicht bloß immer wieder frische Kräfte sammeln, sondern auch die Mehrzahl der ihnen etwa verloren gegangenen Positionen zurückgewinnen, so daß der Kampf darum aufs neue zu beginnen hat. Der Vortheil der Adaptirtheit an die cubanischen Naturverhältnisse, dessen sich die Guajiros, die Mulatten und die Creolen erfreuen, kommt hiebei zum vollsten Ausdruck, und eine mehrjährige Dauer der Bürgerkriegswirren würde nicht wundernehmen dürfen, auch wenn

Digitized by Google

es um die spanische Verwaltung und das Verkehrs- und Vertheidigungswesen gut bestellt wäre.

Alles in allem aber dürfte aus der Betrachtung der geographischen Natur hervorgehen, daß die Insurrection zwar leicht in der Lage sein könnte, die militärischen und finanziellen Hülfsquellen Spaniens auf das äußerste zu erschöpfen, daß sie aber einen wirklichen Vernichtungsschlag gegen die spanische Macht aus eigener Kraft schwerlich ausführen wird. Einen großen Theil des dünn bevölkerten Binnenlandes, vor allem in der Osthälfte der Insel, mag sie unter Umständen Jahre lang unter ihrer Botmäßigkeit und im Kriegszustande halten, einen festen Sitz wird sie aber auch selbst dort kaum gewinnen, und die Küstenplätze, an denen etwa 50 Proc. der Gesammtbevölkerung hausen, sowie das ganze Westdepartement — vielleicht mit Ausnahme der besonders genannten Berg- und Sumpfgegenden —, auf das 80 Proc. von der Bevölkerung entfallen, lassen sich von Spanien verhältnißmäßig leicht behaupten.

Ein geographisches Moment von außerordentlichem Belang bleibt bei diesen Erwägungen aber völlig unbeachtet — die geographische Lage Cuba's, und betreffs dieser haben wir den vorstehenden Ausführungen daher noch einige kurze Bemerkungen hinzuzufügen. Von seinem Mutterlande Spanien trennt Cuba die ganze Weite des Atlantischen Oceans — eine Wegstrecke von ungefähr 3800 Seemeilen, die durch den Dampferverkehr für die Regel nur in 15 Tagen überwunden wird. Dem Gebiete der Nordamerikanischen Union dagegen nähert es sich, und zwar gerade mit seiner Hauptculturküste — sozusagen sein Antlitz diesem Gebiete zuwendend — bis auf 85 Seemeilen (bei Key West), und um von Havana aus nach dem nächsten Unionshafen (Key West) zu gelangen, braucht es nur 6 Stunden Dampferfahrt; nach Tampa, dem nächsten Eisenbahnanschlusse in der Union, aber nur 27 Stunden (310 Seemeilen), nach New-Orleans, an der Mississippimündung, nur 60 Stunden (680 Meilen), und nach New-York nur 4 Tage (1200 Meilen). Es versteht sich also wohl ganz von selbst, daß der gewaltige politische Körper der Union schon nach dem Gesetze der Massen einen bedeutenden Einfluß auf Cuba geltend machen muß, und bis zu einem gewissen Grade kann dieser Einfluß nicht wohl anders wirksam sein, als dem Einflusse Spaniens, der in den historischen Verhältnissen, sowie in den Besiedelungsverhältnissen begründet ist, entgegengesetzt.

Vor allen Dingen ergeben sich aus der großen Raumnähe Cuba's und der Union ebenso wie aus den Productionsverhältnissen der beiden Länder, die einander in mannichfacher Weise ergänzen, naturgemäß sehr enge Handels- und Verkehrsbeziehungen, sowie damit zugleich sehr enge Cultur- und Freundschaftsbeziehungen, und daß dabei auch gewisse politische Ideen von dem amerikanischen Boden auf den cubanischen verpflanzt werden, die unter Umständen eine ernste Gefahr für die spanische Herrschaft herbeiführen können, ist nicht zu verwundern. Etwa 90 Proc. von der cubanischen Zuckerausfuhr gehen nach New-York, Philadelphia, Boston und Baltimore, und deßgleichen auch der größte Theil der cubanischen Tabakausfuhr, der Erzausfuhr, der Früchte- und Frühgemüseausfuhr ꝛc. Die Union dagegen findet in Cuba einen guten Absatz für ihr Mehl, ihr Fleisch, ihr Petroleum, ihre Manufacte ꝛc. Havana ist mehr und mehr ein beliebtes Ziel amerikanischer Winterausflüge geworden, zahlreiche Amerikaner haben sich in Cuba angekauft, um die dortigen Hülfsquellen in rationeller und gewinnbringender Weise ausbeuten zu helfen, manche Cubaner andrerseits senden ihre Söhne und Töchter auf amerikanische Schulen, und in den meisten größeren Städten der Union finden sich aus politischen Flüchtlingen und Geschäftsleuten zusammengesetzte cubanische Colonen. Dabei blicken die meisten Cubaner zu dem wirthschaftlich und culturell so hoch blühenden Gemeinwesen der Union mit Bewunderung und wie zu einem Vorbilde empor, und viele von ihnen finden die Wurzeln jener Blüthe einzig und allein in den politischen Institutionen. In der Union aber glaubt man viel zu fest an die allgemeine und unbedingte Ueberlegenheit der republicanischen Institutionen über die monarchischen, als daß man nicht allenthalben, wo sich dazu Gelegenheit bietet, vor allen Dingen aber allenthalben, wo sich auf dem Boden der Westhemisphäre Reste der europäischen Herrschaft erhalten haben, nach Kräften dafür Propaganda machen sollte. Und sodann strebt man in der Union auch seit geraumer Zeit — das kann jeder sehen, der den Kundgebungen in der Presse und in den Volksversammlungen, sowie in den gesetzgebenden und executiven Körperschaften nicht als ein Blinder gegenüber steht — nach Erweiterung der politischen Machtsphäre. Wo sollte dies nun besser möglich sein, als in Westindien und Mittelamerika — unmittelbar vor den natürlichen Pforten des Landes? Was aber insbesondere Cuba angeht, so hielt bereits Thomas Jefferson den Erwerb desselben durch die Union für sehr wünschenswerth, und James Buchanan verstieg sich sogar so weit, die Besitzergreifung der Insel in öffentlicher amtlicher Botschaft von dem Präsidentenstuhle herab für eine Naturnothwendigkeit — „a manifest destiny" — zu erklären, während J. K. Polk vergebens versucht hatte, sie für 100 Millionen Dollars von Spanien zu kaufen. Abgesehen von der reichen natürlichen Productionskraft, beherrscht ja Cuba auch die Hauptmeerstraßen, welche die beiden amerikanischen „Mittelmeere" mit dem Atlantischen Ocean sowie unter einander verbinden — die Floridastraße, die Windward-Durchfahrt und die Yukatan-Straße.

Mittlerweile ist man in den Regierungskreisen zu Washington betreffs der Insel zurückhaltender geworden, sowohl weil man die entschiedene Abneigung Spaniens, die Perle der Antillen aufzugeben, klar erkannt hat, als auch weil man einsehen gelernt hat, daß es sich bei der Annexion der Insel doch im Grunde genommen um ein ganz anderes Object handelt, als es seinerzeit Louisiana und Florida oder Texas und Californien waren. Präsident Ulysses Grant stellte es auf diese Weise angesichts des großen Aufstandes von 1868 bis 1878 geradezu in Abrede, daß es das Streben der Union sei, Cuba aus seinem Verbande mit Spanien loszulösen, und er bedauerte nur in seiner hierauf bezüglichen Botschaft die lange Fortdauer der cubanischen Wirren und Kämpfe. Und ganz ähnliches hat bekanntlich unlängst auch Präsident Grover Cleveland gethan. Soll man deßhalb aber wirklich glauben dürfen, daß die der spanischen Herrschaft antagonistischen Bestrebungen und Tendenzen in der Union nunmehr völlig erstorben sind? Die Sympathiekundgebungen der Massenversammlungen in New-York, Chicago, Philadelphia, Boston, Washington ꝛc. sprechen dafür nicht, und ebensowenig sprechen auch dafür die Sympathiebeschlüsse der verschiedenen Legislaturen, sowie das unaufhörliche Drängen in dem Bundessenate und in der Executive, die cubanischen Insurgenten in aller Form als kriegführende Macht, beziehungsweise als die eigentlichen Herren Cuba's, anzuerkennen. Die Ausrüstung von Flibustierexpeditionen aber und die Waffen- und Kriegsmaterialiensendungen werden während des gegenwärtigen Aufstandes ebenso rüstig oder rüstiger betrieben, als in den Zeiten eines Generals Quitman und eines Narciso Lopez (1848 bis 1851) oder in den Zeiten eines Unionsdampfers „Virginius" (1873). Der Präsident der embryonalen cubanischen Republik, Cisnero, sowie die Mehrzahl seiner Minister, die im Augenblicke in irgend einer Höhle oder in einem Waldwinkel Cuba's ihres Amtes walten, sind Unionsbürger, und deßgleichen sind es auch viele von den

schwarzen und weißen Insurgenten-Generalen und -Obersten im Felde.

Wir meinen, daß hieraus klar genug hervorgeht, daß Spanien allen Grund hat, bei seinem Vorgehen und bei seinen Vertheidigungsmaßregeln auf Cuba mit der Nachbarschaft der Union aufmerksam zu rechnen. Die Wurzeln des gegenwärtigen Aufstandes liegen ebenso, wie die Wurzeln der Aufstände von 1848 und 1868, zu einem guten Theile nicht auf Cuba, sondern in der Union, und so weit dies der Fall ist, liegt es außerhalb der Macht Spaniens, sie auszurotten. Welche Blüthen aber noch aus diesen Wurzeln hervortreiben werden, ist nicht zu sagen. Der Congreß der Vereinigten Staaten, ebenso wie der jeweilige Präsident, steht jedenfalls unter dem starken Drucke der öffentlichen Meinung, und für unmöglich darf man es deßhalb durchaus nicht halten, daß auch die Regierungspolitik in der cubanischen Frage in einer nahen Zukunft viel aggressiver werden könnte, als sie es bisher gewesen ist — zwar wahrscheinlich nicht mehr zu gunsten der unmittelbaren Einfügung Cuba's in den nordamerikanischen Staatenbund, wohl aber zu gunsten der Errichtung einer unabhängigen Republik Cuba, unter stillschweigendem nordamerikanischen Schutze. In diesem Falle käme natürlich noch viel mehr als bisher auf die Befestigungen von Havana und Santiago an, sowie daneben auf die gesammte Kriegsstärke und Kriegsbereitschaft Spaniens.

Bei diesem Gedanken können wir aber nicht umhin, auch die sonstige Nachbarschaft Cuba's in flüchtige Rücksicht zu ziehen. Der „eisernen Küste" von Jamaika nähert sich Cuba bei dem Cap Cruz bis auf 75 Seemeilen, und die äußersten Korallen-Kays von Cuba sind von den äußersten Korallen-Kays der Großen Bahama-Bank sogar nur 14 Meilen entfernt. Auf Jamaika ebenso wie auf den Bahamas weht aber bekanntlich die englische Flagge und das gleiche ist auch der Fall auf mancher anderen westindischen Insel, sowie bei Belize auf dem mittelamerikanischen Festland. Wird also England gemeint sein, das Schicksal Cuba's sich entscheiden zu lassen, wie es eben geht, ungeachtet des Umstandes, daß Cuba das stärkste und stattlichste Vorwerk seiner eigenen Positionen gegenüber den nordamerikanischen Monroe-Bestrebungen bildet? Wird es nicht erkennen, daß zwischen den spanischen und britischen Interessen in dieser Erdgegend eine gewisse Solidarität besteht? Einst bekämpften und zerfleischten sich England und Spanien allerdings in den Gewässern um Cuba auf das erbittertste, und daß Spanien in den ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts dauernd jeden Halt auf dem Boden Süd- und Mittelamerika's verlor, war ganz wesentlich die Schuld Englands. Mittlerweile haben sich aber die Zeiten geändert, und heute hat England ohne Zweifel viel Grund, betreffs seines eigenen Haltes auf dem Boden der Neuen Welt auf seiner Hut zu sein, wenn auch die Stimmung der Unionsregierung in der Venezuela-Frage wieder versöhnlicher und friedlicher geworden sein mag.

Einen Verbündeten in Westindien zu gewinnen, läge natürlich sehr in Spaniens Interesse. Noch mehr wäre es aber sicherlich in seinem Interesse — wenn es ihm gelingt, noch einmal aus eigener Kraft den Aufstand niederzuwerfen —, ernstlich an das cubanische Reformwerk zu gehen, das wir zu skizziren versucht haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ Das Palais Bourbon. Bilder aus dem französischen Parlamentleben. Von Theodor Herzl. Leipzig, Duncker u. Humblot 1895. Die Parlamentskomödie hat ihren Meisterdichter noch nicht gefunden. Unser deutsches Parlamentleben währt verhältnißmäßig noch nicht gar lange. Rümelins Briefe aus der Paulskirche sind trotz aller Vortrefflichkeit doch kein Hausbuch; Laube's „Erstes deutsches Parlament" hat neben viel Anerkennung doch auch (wie ich just in den Briefen von David Strauß sehe) gewichtige Zustimmung gefunden: eine Neuauflage war dem Werk mit seiner „kerngesunden politischen Farbe, neben meisterlicher Darstellung, besonders Porträtirung", bisher doch nicht beschieden. Ein feiner Kopf, der dem Parlamentswesen mit dem rechten Geist hätte beikommen können, war Gustav Freytag. Als Mitglied der nationalen Partei in das Zollparlament gewählt, lernte er wackere Collegen, aber auch den Schaden kennen, „welchen Rechthaberei und Eitelkeit in den Seelen verursachen. Von aller Eitelkeit auf Erden ist wohl die parlamentarische die häßlichste, jedenfalls die schädlichste", und das sagt, wohlgemerkt, ein Mann, der Theatermenschen, Zeitungsschreiber und Universitätsprofessoren aus dem Fundament kannte. Ein Meisterstück der Selbsterkenntniß ist die Episode seiner Erinnerungen, in der Freytag von seinem erfolglosen Versuch auf der Tribüne erzählt. Ihm fehlte die Kraft der Stimme, die Geberde der Rede, mit Otto Ludwig zu sprechen. Der Fehlschlag, so weltmännisch er ihn zu bergen suchte, that ihm innerlich doch weh: „von feurigen Rednern der Partei aber wurde ich seitdem mit besonderer Herzlichkeit behandelt", heißt es zum Beschluß in milder Ironie. Mit die bedeutendsten Proben parlamentarischer Porträts und Caricaturen dankt unsre Literatur bisher (und voraussichtlich für alle Zeit) Lothar Bucher und seinen englischen Studien über den Parlamentarismus, wie er ist, sodann aber vielmehr vor allen Bismarck; seine Rede über den Rundschauer Gerlach weicht an überlegenem Humor keiner M. P.-Scene von Dickens. Mit und nach solchen Leistungen will uns soll die Sammlung eines der jüngeren Feuilletonisten der „Neuen Freien Presse" nicht zusammen genannt werden. Herzl hat von 1891—95 die Sitzungen der französischen Kammer mit angesehen. Ein wenig mit seinen eigenen Augen und ein bischen mehr noch mit den Augen seiner Leser: ungefähr wie eine Ballschöne, die vor dem Spiegel sitzt und beim Auflegen von Puder, Schminke und Schönpflästerchen mit dem Weitblick der Gesellschaft die Wirkung ihres Putzes auf die Tänzer und mehr noch auf die Damenwelt vorausberechnet. Sachlicher Ernst fehlt dem unterrichteten Mann von Haus aus nicht. Schade nur, daß er unablässig den Humoristen spielen will: „im Grase liegend", auf Ferien der empfindsame, im Zeitungsschreiber-Verschlag der überlegene Spötter. Nun mag ja Herr Herzl eine sehr aufregende studirenswerthe Persönlichkeit sein. In der französischen Kammer beschäftigt uns zu Gast geladene aber doch vor allem der Kreis der Streber und Schreier, der Rothen und Schwarzen, der Nord- und Südländer. Diese Gesellen darf der Schilderer nach seiner Naturanlage massig und wuchtig, wie Zola in „Eugène Rougon", oder elegisch-mitleidig, wie Daudet im „Nabab", fassen: nur soll er dabei die eigene Physiognomie nicht zur Hauptsache machen, vielleicht nicht einmal mitmalen. Ist er nämlich ein Mann und Meister sui generis, dann erkennt man sein Wesen und seine Gesinnung desto deutlicher, je weniger er von seiner Subjectivität merken läßt: Zeuge dessen Tocqueville's scheinbar ganz unpersönliche, nüchterne und darum klassische Souvenirs aus dem Jahr 1848; Zeuge dessen Lothar Bucher; Zeuge dessen die venezianischen Gesandtschaftsberichte. Die Gestalten von Floquet, Wilson, Barrès, Freycinet, Dupuy, Mun, Soubeyran, Rouvier ꝛc. in unserm Buche sind viel zu wenig nach der Natur und viel zu sehr nach dem Naturell des Hrn. Herzl gerathen. Folge: auch in seinen politischen Epilogen fertigt uns Herzl mit ausgedroschenen Redensarten statt mit bestimmten, aus scharfer Beobachtung der wirklichen Zustände geschöpften Vermuthungen oder Weissagungen ab, wie sie Heine oder Bucher geben. „Wenn wir die dritte französische Republik geschichtlich betrachten," heißt es bei Herzl, „finden wir die Erklärung ihrer Gebrechen an der Wurzel. Die große Revolution, die man nach Clémenceau als „Block", als Ganzes, nehmen muß, ist an allem schuld. Diese Revolution hat der übrigen Welt mehr genützt, als den Franzosen. Es war wie in den Reden, so in den Handlungen der französischen Revolution ein falsches Antikisiren. Die Menschen und ihre Verhältnisse entfernen sich aber immer mehr von der Einfachheit des Alterthums. Das Volk erwartet in seinem dunklen Bewußtsein etwas anderes, das es nicht nennen kann. Gesucht wird eine Renaissance." Man muß nicht gerade Taine's „Origines" studirt haben, um diese als der Weisheit letzter Schluß offenbarten Sätze für leere Schönrednerei zu halten. Mit ein paar wohlgebauten, sententiösen Wendungen kommt man in tiefverworrenen geschichtlichen Vorgängen schwerlich bei. Als erste Voraussetzung dauernder republikanischer Staatsformen könnte ein anderer republicanische Sittenreinheit, republicanische Uneigennützigkeit bezeichnen. Die fehlt bei einem seit

Digitized by Google

Jahrhunderten im Guten und Bösen zu Cultur und Uebercultur geführten, weder durch Rousseau's Natur-, noch durch Napoleons Blut- und Eisen-Cur im innersten Kern berührten, geschweige veränderten Volke. Gesucht wird eine Renaissance: Du lieber Himmel! mit derselben tiefsinnigen Miene könnte man sagen: „Gesucht wird ein Mona; ein Retter; ein neuer Napoleon, der das neue Chaos schließt, den lothrigen Abgrund der unermeßlichen Corruption durch Ströme von Blut reinigt." So steht Herzl fast durchweg das dumme Wort höher als die graue Wirklichkeit; so paßt sein Bilderbuch mehr in eine modische Salonbibliothek, als auf den Arbeitstisch des Historikers und Publicisten. Wer erfahren will, wie es in der Republik der Moment-Millionäre zuging, wird nach anderen Gewährsmännern fragen, als nach Theodor Herzl. Wer aber seine Lust hat an hübschen Proben der Wiener feuilletonistischen Kleinkunst, wird Herzl als geistreichen, mitunter überlegenen Jünger vielgeleierter Eleganz der Feder grüßen. Tiefer blickend, als der nie versiegende, unergründlich oberflächliche „Neun- und Zwölfspalter" der „Neuen Freien Presse", munterer als die geistigen Bastarde Saphirs, die mit „weltmännischen Briefen an und von Schauspielerinnen" die Monas der höheren Töchter und die Ungeduld jedes dankbaren Lesers echter Humoristen auf die Spitze treiben, ist er ein Mann von gründlicherem Wissen, besserem Geschmack und — Beweis dessen ein paar ausgezeichnete „Wahlbilder" — von rührlicherem, unverkennbarem Herzenszug zu dem nemen, ewigen Evangelium der Menschen.

* **München.** Juristische Gesellschaft. Die am 31. Januar abgehaltene Monatsversammlung war außerordentlich zahlreich besucht. Der Vorsitzende, Rath des Verwaltungsgerichtshofs, Kapfinger, begrüßte die Erschienenen, unter denen sich auch Justizminister Dr. Frhr. v. Leonrod befand, und ertheilte sodann dem Senatspräsidenten Dr. v. Standinger das Wort zu dem angekündigten Vortrage: „Gloſſen über den neuesten Entwurf einer Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz und zur Strafproceßordnung". Der Vortragende begann nach einem kurzen historischen Rückblick auf die Reformbestrebungen im Gebiete des Reichsstrafprocesses mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Gründe, aus welchen gerade die Strafproceßordnung von jeher heftigen Angriffen seitens der Kritik ausgesetzt war, und besprach hierauf die wichtigsten einzelnen Punkte des neuesten, zur Zeit der Berathung des Reichstags unterliegenden Entwurfs. Er machte kein Hehl aus seinen sachlichen Bedenken gegen den Cardinalpunkt des Entwurfs, die Wiedereinführung der Berufung gegen landgerichtliche Urtheile, erkannte aber an, daß die öffentliche Meinung dieselbe gebieterisch verlange und daß man um den Preis der Beseitigung des zur Zeit gegen die Rechtsprechung herrschenden Mißtrauens wohl die streng juristischen Bedenken unterdrücken könne und müsse; die innere Harmonie des Staatslebens stehe für die Gesetzgebung gelegentlich noch höher als die strenge Rechtsconsequenz. Der dem Entwurf gegenüber gemachte Vorschlag, die Berufung nur dem Angeklagten, nicht aber dem Staatsanwalt zu gewähren, sei unannehmbar und durch die staatsanwaltschaftlichen Verhältnisse, wenigstens was Bayern anlange, in keiner Beziehung gerechtfertigt. An der Zuständigkeit der Oberlandesgerichte zur Entscheidung über die Berufung sei unbedingt festzuhalten, die Uebertragung dieser Zuständigkeit an eine andere Kammer des erkennenden Landgerichts schaffe die „Caricatur eines Rechtsmittels". Was die sogenannten Garantiebestimmungen anlangt, so erklärte sich der Vortragende mit der Besetzung der Strafkammer durch drei statt fünf Richter einverstanden, ebenso mit der Beseitigung der Vorschrift, daß von den über die Eröffnung des Hauptverfahrens beschließenden Richtern nur zwei an der Hauptverhandlung theilnehmen dürfen, und mit dem Wegfall des Zwischenverfahrens nach § 199 St.-P.-O.; bezüglich der Bestimmung, daß das Gericht den Umfang der Beweisaufnahme zu bestimmen habe, sei die Aufsuchung eines Mittelweges zu empfehlen. Die Beschränkung des Wiederaufnahmeverfahrens sei zu billigen, dagegen sprächen erhebliche Bedenken gegen die in Aussicht genommene Erweiterung des Gerichtsstandes der Ergreifung. Die beabsichtigten Aenderungen in der sachlichen Zuständigkeit der Gerichte wurden im wesentlichen vom Vortragenden gebilligt, insbesondere auch die Einengung der schwurgerichtlichen Competenz und die Ausdehnung des Privatklageverfahrens, abgesehen von den Vergehen gegen § 223a St.-G.-B., bezüglich deren an der Verfolgung von Amtswegen festzuhalten sei. Die Bedeutung der Frage, ob Bareid oder Nacheid vorzuziehen sei, werde erheblich überschätzt, auf die bedenkliche Zunahme der Meineide sei dieser Punkt von verschwindendem Einfluß. Den Bestimmungen des Entwurfs über die Entschädigung unschuldig Verurtheilter trat Redner in den wesentlichen Punkten bei; insbesondere wurde die Forderung, auch für unschuldig erlittene Untersuchungshaft Entschädigung zu gewähren, als undurchführbar bezeichnet. Besonders begrüßenswerth sei, daß der neueste Entwurf die anfänglich geplante Ersetzung des Expräs des Schwurgerichtspräsidenten durch das Assessorat, sowie die Bildung der Kammern und Senate durch die Justizverwaltung wieder beseitigt habe. Mit lebhafter Betonung des unschätzbaren Werthes der richterlichen Unabhängigkeit schloß Redner seine Ausführungen, die mit reichem Beifall aufgenommen wurden. An der Discussion betheiligten sich außer dem Vortragenden die HH. Justizrath Gottheil, Professor Dr. Hellmann, Rechtsanwalt Dr. Kugelmann, Landgerichtsrath Dr. Horburger und Rechtsanwalt Siegel I.

* **Heidelberg,** 10. Febr. Heute Nacht starb nach langjährigem Leiden der Historiker Prof. Dr. Eduard Winkelmann. Geboren in Danzig am 25. Juni 1838, wirkte er eine Zeit lang in Reval und Dorpat, folgte 1869 einem Rufe nach Bern und kam von dort 1873 nach Heidelberg, wo er die Geschichte des Mittelalters als einer der bedeutendsten Meister des Fachs aus Waitzischer Schule glänzend vertrat. Seine Forschungen galten der späteren staufischen Zeit; die Geschichte der Kaiser Philipp und Otto hat er vollendet, von der Friedrichs II., den er mit besonderer Klarheit aufgefaßt und geschildert hat, rief ihn leider der Tod aus der Mitte der Darstellung hinweg.

* **Halle.** Nach im kommenden Frühjahr wird an der hiesigen Universität ein socialwissenschaftliches Curs abgehalten werden. Vorträge haben bereits übernommen Prof. Friedberg über Zinsenreform, Prof. Lötzt über Gefängnißwesen und Fürsorge für Entlassene, Geheimrath Löning über Armenwesen, Prof. Stammler über Rechts- und Staatstheorien, Prof. Conrad über Schwankungen des Geldwerthes und die Währungsfrage, Prof. Diehl über die Lehren des heutigen Socialismus, Prof. Loos über sociale Zustände im Mittelalter. Auch mehrere Fabrikbesitzer werden Vorträge über Erfahrungen im Großbetriebe in Verbindung mit Besichtigung ihrer Anlagen halten. Der Cursus findet vom 13. bis 18. April statt.

ch. **Breslau.** Der Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens, der seinen Hauptsitz in unsrer Stadt hat, blickt heuer auf ein halbes Jahrhundert stiller, aber erfolgreicher Thätigkeit zurück. Derselbe ist eine Schöpfung des durch seine „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" (Leipzig 1827) bekannten Historikers Stenzel, der von 1846 an bis zu seinem Tode 1854 den Vorsitz führte. Nach ihm folgten Männer wie Roepell und Wattenbach, in deren Namen allein sich schon die Bedeutung des Vereins wiederspiegelt, in der Leitung desselben und unter ihrer Führung gewann der Verein, der in den letzten Jahren Stenzels in Folge der politischen Thätigkeit dieses Gelehrten einen starken Rückgang erfahren hatte, neuen, frischen Aufschwung. Nach Wattenbachs Berufung als Professor der Geschichte nach Heidelberg, 1862, führte der verdiente General-Landschaftssyndicus Schlesiens, v. Gnerp, den Vorsitz, den dann 1871 der Nachfolger Stenzels und Wattenbachs in der Leitung des Schlesischen Provincialarchivs, Prof. Dr. Colmar Grünhagen, übernahm. Hervorragende Arbeiten auf dem Gebiete der schlesischen Geschichte ließen ihn in erster Linie hiefür geeignet erscheinen. Seinem unermüdlichen, zielbewußten Streben verdankt es der Verein, daß er eine achtunggebietende Stellung weit über die Grenzen der Heimathprovinz hinaus gewonnen hat. Ist Grünhagens ganze Kraft der Erforschung der geschichtlichen Verhältnisse Schlesiens gewidmet, als deren zusammenfassende Arbeiten bis jetzt „Die Geschichte Schlesiens" (Gotha 1884/86) und „Schlesien unter Friedrich dem Großen" (Breslau 1890/92) gelten dürfen, so hat derselbe es auch in meisterhafter Weise verstanden, stets tüchtige Kräfte zur Mitarbeiterschaft heranzuziehen, so daß die jährlich erscheinenden, auf streng wissenschaftlicher Grundlage gehaltenen Publicationen dem Vereins einen der ersten Plätze unter den zahlreichen ähnlicher Tendenz sichern. Das Doppeljubiläum des funfzigjährigen Bestehens und der fünfundzwanzigjährigen Präsidentschaft Grünhagens beabsichtigt der Verein in hervorstechender Weise zu feiern. Nach einer dramatischen Aufführung am 29. Februar, in der auch das beste deutsche Lustspiel vor Lessing, das von dem Schlesier Andreas Gryphius 1660 in schlesischer Volksmundart geschriebene Bauernspiel „Die geliebte Dornrose", zur Darstellung gelangt, findet am 1. März der eigentliche Festactus in der Aula der Universität statt, dem ein Festessen sich anschließt.

Digitized by Google

* **Wien.** Am 8. d. starb, noch nicht 44jährig, der Professor der analytischen Chemie an der Technischen Hochschule, Dr. Rudolf Benedikt. Er wirkte an dieser Anstalt zuerst als Adjunct, dann als außerordentlicher, zuletzt als ordentlicher Professor. Seine Werke umfassen zumeist Forschungen auf dem Gebiete der Farbenchemie, der Fettchemie und der Sprengtechnik. Zahlreiche Monographien ließ er in den Berichten der Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Chemischen Gesellschaft, den Chemischen Annalen und vielen Sammelwerken erscheinen. Seine Hauptwerke sind: „Die künstlichen Farbstoffe", ins Englische übersetzt von E. Knecht, und besonders die grundlegende „Analyse der Fette und Wachsarten", ein fachwissenschaftliches Werk ersten Ranges, das von Lewkowitsch ins Englische übersetzt worden ist und an dessen dritter Auflage der Gelehrte bis zu seinem Tode arbeitete. Weithin gesucht und hoch geschätzt war Benedikts sachverständiger Rath in Dingen chemischer Fabrication; sein wissenschaftliches Gutachten gab gewöhnlich den Ausschlag.

* **Leyden.** Zum Professor der Augenheilkunde an hiesiger Universität wurde Dr. W. Kastee ernannt.

* **London.** Der Orientalist Dr. Reinhold Rost ist am 7. d. M. in Canterbury gestorben.

* **Rom.** Eine kleine Minderheit von Mitgliedern versagte am 4. d. M. dem Schriftsteller Konrad Telmann die Aufnahme in den deutschen Künstlerverein.

* **Dorpat.** Dieser Tage tritt der letzte deutsche Professor der Geschichte des Mittelalters in den baltischen Provinzen, Prof. Dr. Richard Hausmann, nach 25jähriger Lehrthätigkeit in den erzwungenen Ruhestand. Von nun ab wird die Geschichte des Mittelalters in russischer Sprache, die Geschichte Livlands, Estlands und Kurlands gar nicht mehr gelesen werden. Ein kernrussischer Historiker steht zur Uebernahme des Lehrstuhles bereit. Professor Hausmann, 1842 zu Werro in Livland geboren, ist aus der Schule Schiemanns hervorgegangen und besonders durch Waitz historisch gebildet worden. Literarisch ist er nur durch Abhandlungen, Editionen u. s. w. hervorgetreten. In den letzten Jahren hat er sich der Gräberkunde zugewendet und, Grewingks Spuren folgend, zahlreiche Gräber aus vorhistorischer Zeit aufgedeckt, mit überraschenden Ergebnissen. Mehrere Jahre hindurch war er auch Director der Dorpater Universitätsbibliothek.

* **St. Petersburg.** Am 6. d. starb hier der bedeutendste russische Kritiker und Denker Nikolai Strachow im Alter von 68 Jahren. Als Kritiker übte Strachow in Rußland großen Einfluß aus, er übersetzte auch die philosophischen Werke von Kuno Fischer ins Russische.

* **Odessa.** Die unter dem Vorsitz des Geheimraths Florinski hier tagende Commission in Sachen der in Odessa zu gründenden medicinischen Facultät hat ihre Sitzungen geschlossen. Sie hat es möglich gemacht, fast 900,000 Rubel an der von der Regierung für die Errichtung der Facultät bewilligten Summe als überflüssig zu streichen. Zunächst sollen von den in Aussicht genommenen 225 Betten in den Kliniken 50 in Wegfall kommen; dann sollen die Kliniken nicht nach dem Baracken-System erbaut werden, sondern — nach dem Muster von Tomsk! — in einem großen dreistöckigen Bau untergebracht werden; hierdurch würden über 300,000 Rubel erspart. Weiter hat die Commission die in Aussicht genommenen Professuren für Bakteriologie und Balneologie gestrichen; erstere unter dem Hinweis, daß in Odessa bereits eine bakteriologische Station existire, die zweite mit der Motivirung, daß auch an den übrigen russischen Universitäten dies Katheder nicht vorhanden sei u. s. w. Der Stadt wird namentlich die Streichung des Katheders für Balneologie sehr schmerzlich sein, denn speciell der zu erwartende Kurzschwung Odessa's als Curort und die wissenschaftliche Exploitirung unserer heilkräftigen „Limans" war für viele Stadttheile und ihre Wähler der Hauptgrund, so energisch für die Gründung der medicinischen Facultät einzutreten.

Uebersicht der Frequenz der 9 Technischen Hochschulen des Deutschen Reichs.

Für die 8 Semester 1892—1895/96.

		Aachen	Berlin	Braunschweig	Darmstadt	Dresden	Hannover	Karlsruhe	München	Stuttgart	Alle 9 Hochschulen
Sommer 1892	Studirende . .	176	1360	147	337	293	424	521	618	289	4165
	Hospitanten . .	85	470	151	77	115	211	60	341	78	1588
	Summe	261	1830	298	414	408	635	581	959	367	5753
	Davon Ausländer	(66)	(213)	(20)	(22)	(95)	(62)	(115)	(177)	(121)	(891)
Winter 1892/93	Studirende . .	165	1562	162	394	299	449	669	763	419	4882
	Hospitanten . .	81	555	150	98	183	247	82	384	143	1923
	Summe	246	2117	312	492	482	696	751	1147	562	6805
	Davon Ausländer	(61)	(228)	(32)	(43)	(119)	(71)	(187)	(207)	(157)	(1055)
Sommer 1893	Studirende . .	185	1501	150	438	359	449	694	773	356	4845
	Hospitanten . .	99	507	128	76	109	180	47	359	37	1542
	Summe	284	2008	278	514	468	629	881	1132	393	6387
	Davon Ausländer	(67)	(206)	(22)	(53)	(127)	(59)	(125)	(193)	(132)	(976)
Winter 1893/94	Studirende . .	209	1752	162	500	381	487	758	929	518	5691
	Hospitanten . .	86	653	129	77	213	240	128	398	215	2139
	Summe	295	2405	291	577	594	727	881	1327	733	7830
	Davon Ausländer	(77)	(212)	(23)	(64)	(144)	(78)	(148)	(237)	(186)	(1169)
Sommer 1894	Studirende . .	209	1681	184	536	459	513	721	937	438	5678
	Hospitanten . .	96	569	123	61	135	183	97	380	40	1684
	Summe	305	2250	307	597	594	696	818	1317	478	7362
	Davon Ausländer	(68)	(188)	(30)	(61)	(153)	(74)	(137)	(230)	(167)	(1108)
Winter 1894/95	Studirende . .	213	1903	231	648	425	549	754	1013	570	6306
	Hospitanten . .	92	729	139	95	245	265	147	410	188	2310
	Summe	305	2632	370	743	670	814	901	1423	758	8616
	Davon Ausländer	(60)	(248)	(29)	(79)	(135)	(91)	(153)	(251)	(214)	(1260)
Sommer 1895	Studirende . .	223	1767	250	698	469	574	709	1012	493	6195
	Hospitanten . .	93	629	119	72	145	202	125	347	36	1768
	Summe	316	2396	369	770	614	776	834	1359	529	7963
	Davon Ausländer	(57)	(213)	(30)	(83)	(141)	(84)	(143)	(230)	(187)	(1168)
Winter 1895/96	Studirende . .	234	1982	251	765	507	607	757	1182	624	6912
	Hospitanten . .	119	753	134	105	225	303	159	379	202	2379
	Summe	353	2735	385	870	732	910	916	1561	826	9291
	Davon Ausländer	(83)	(248)	(42)	(116)	(164)	(89)	(149)	(280)	(218)	(1389)

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 11. Februar. Nummer 34.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Blücher in Gießen. I. Von Alfred Bock. — Schiffe, die Nachts sich begegnen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Blücher in Gießen.

Ein Stimmungsbild aus den Freiheitskriegen.

Von Alfred Bock.

I.

Es war an einem der ersten Novembertage des Jahres 1813. Eine dichtgedrängte Menge füllte die Aula der Gießener Universität: Professoren, Studenten, Bürger der Stadt, Soldaten und allerlei Landvolk in buntem Durcheinander. Das Katheder bestieg ein Officier der preußischen Gardejäger und hielt eine begeisterte Ansprache an die Versammlung. Der Erbfeind ist aufs Haupt geschlagen, rief er, die verhaßten Ketten sind gesprengt, das deutsche Volk ist frei. Die Väter werden ihre Söhne in den heiligen Kampf schicken, die Mütter werden ihnen die Waffen in die Hand drücken, kein Opfer wird verschmäht werden, die akademische Jugend wird die Hörsäle verlassen, um siegreich und neugestärkt zu ihren Studien zurückzukehren. — Obwohl der Redner das Gefühl hatte, daß seine Worte Eindruck machten, war er sich doch bewußt, daß auch zahlreiche Franzosenfreunde unter die Versammlung sich gemischt hatten. An diese wandte er sich mit erhobener Stimme: „Und wenn die Einrichtungen, welche die Franzosen trafen, noch so klug, wenn die Mißbräuche, die sie abschafften, noch so drückend waren, so solltet ihr zum Danke sie dennoch auf Leben und Tod bekämpfen und aus dem Lande jagen, denn für ein Volk gibt es kein größeres Elend, kein zerstörenderes Unglück, als sich von Fremden beglücken zu lassen."

Die Haltung des preußischen Officiers, seine ganze Erscheinung deuteten darauf hin, daß er nicht in des Königs Rock hineingewachsen war, daß vielmehr außerordentliche Umstände ihn mit diesem Ehrenkleid geschmückt hatten. In der That war der Redner niemand anders, als der berühmte Schellingianer Professor Henrik Steffens, ein geborener Norweger, der den Lehrstuhl in Breslau im Stiche gelassen und in flammender Begeisterung für die deutsche Sache zum Degen gegriffen hatte. Im Gefolge Blüchers, dessen Stab er zugetheilt war, hatte er zugleich mit dem Feldmarschall am 3. November das Weichbild der Stadt Gießen betreten.

Die Kriegslage sei zunächst in kurzen Strichen gezeichnet. Auf der Heerstraße, die an den Abhängen des Thüringer Waldes und des Rhöngebirges sich hinziehend die Handelsemporien Leipzig und Frankfurt mit einander verbindet, suchte Napoleon nach der Schlacht bei Leipzig mit den Trümmern seines Heeres das Rheinufer zu gewinnen. Nach der furchtbaren Niederlage, welche die Franzosen erlitten, war es einzig die Energie Napoleons, die die aufgelösten Colonnen zusammentrieb und die Ordnung einigermaßen wieder herstellte. Der große Feldherr verlor in dieser kritischen Lage keinen Augenblick die Zügel aus der Hand. Mit einer Ortskenntniß, um die ihn die Generalstabsofficiere der Alliirten beneiden konnten, gab er im fremden Lande jedem Corps, jeder Division, ja jedem Regiment die Marschroute an. Napoleons Macht war immerhin noch so groß, daß er die Heermasse des Generals Wrede am 30. und 31. October bei Hanau durchbrechen und am 2. November mit 60,000 Mann, die ihm von 300,000 verblieben waren, bei Mainz den Rhein überschreiten konnte. Den Alliirten war die Aufgabe zugefallen, den Sieg bei Leipzig zu nützen und den Feind zu verfolgen. Schwarzenberg schlug mit dem böhmischen Heere die bequeme Kunststraße über Naumburg, Weimar, Erfurt und Gotha nach Frankfurt ein, während Blücher angewiesen wurde, sich mit dem schlesischen Heere auf schlechten Landwegen über Weißenfels, Freiburg a. d. Unstrut, Langensalza und Eisenach nach Fulda zu begeben. Er sollte womöglich den Franzosen zuvorkommen oder wenigstens auf gleicher Höhe mit ihnen marschiren und ihren Rückzug beunruhigen. Schwarzenberg betrieb die Verfolgung des Feindes so lässig, daß er fortwährend drei bis vier Tagemärsche hinter den Franzosen zurückblieb und erst in 14 Tagen behaglichen Dahinschlenderns den Rhein erreichte. Anders der Feldmarschall Blücher. Er rückte in Eilmärschen vor, drängte sich hart an den Feind heran und würde wahrscheinlich einen entscheidenden Schlag geführt haben, wenn ihn nicht in Fulda der unsinnige Befehl des Generalissimus getroffen hätte, von der planmäßigen Route abzuweichen und durch den Vogelsberg nach Gießen und Wetzlar zu marschiren. Die Ordre Schwarzenbergs war angeblich von der Besorgniß dictirt, Napoleon werde sich in Folge der Position des Generals Wrede bei Hanau bestimmen lassen, den Rückzug über Frankfurt und Mainz aufzugeben und südlich oder nördlich vom Vogelsberg über Gießen und Wetzlar nach Koblenz zu eilen. Blücher gehorchte widerwillig und gab folgende Marschdisposition:

„Das Corps von Sacken marschirt den 31. October nach Schlitz und Lauterbach, den 1. November nach Grünberg und Umgegend, den 2. November nach Gießen.

Das Corps des Grafen Langeron den 31. October nach Klein-Lüder jenseits Fulda und auf die nächsten Orte bis Fulda rückwärts, um 8 Uhr des Morgens.

Das Corps von York marschirt den 31. October des Morgens um 6 Uhr über Fulda bis Neuhof und Umgegend, den 1. November bis nach Saalmünster und Umgegend."

Aus einem im Rathhause zu Ulrichstein im Vogelsberg aufgefundenen Schriftstück, das ein Verzeichniß der Gemeinde-Kriegsfuhren von 1813—15 enthält, erfahren wir, daß Blücher am 2. November in Ulrichstein eintraf und von dort am folgenden Tage „in Ermangelung anderer Fuhrleute" von den Bürgern Heinrich Koller und Georg Hoffmann in einer Equipage nach Gießen befördert wurde. Vom 3. bis 7. November befand sich das Hauptquartier des Feldmarschalls in Gießen. Die Abschwenkung

der schlesischen Armee über den Vogelsberg hatte Napoleon ganz unerwartet der Gefahr enthoben, von zwei Gegnern angegriffen, vielleicht zermalmt zu werden. Wenige Tage vor der Ankunft Blüchers in Gießen, am 30. October, brachte das officielle Organ der hessischen Regierung, die „Großherzoglich Hessische Zeitung", die erste kleine, vorsichtig gehaltene Notiz über die Völkerschlacht bei Leipzig. „Die Bayreuther Zeitung vom 22. d.", heißt es, „und nach derselben die Nürnberger, Augsburger Blätter geben vorläufige Nachricht von großen Vortheilen, welche die Alliirten am 16., 17. und 18. ds. in der Gegend von Leipzig erfochten haben sollen. Die officiellen Berichte über diese Begebenheiten hat man noch nicht." Aber schon am 6. November veröffentlichte das Regierungsblatt folgenden Erlaß des Staatsministeriums: „Nachdem des Großherzogs von Hessen, unsres allergnädigsten Souveräns Königliche Hoheit Sich bewogen gefunden haben, mit den gegen Frankreich verbündeten und im Krieg stehenden Mächten unterm 2. dieses Monats eine vorläufige Allianz-Convention abzuschließen, durch welche Se. Königliche Hoheit aus den bisher mit Frankreich bestandenen Conföderations-Verhältnissen getreten und der Sache der gegen Frankreich verbündeten Mächte beigetreten und Mitalliirter derselben geworden sind; so wird solches allen Dienern, Unterthanen und Angehörigen im ganzen Großherzogthume zur Nachricht und Nachachtung hierdurch zu dem Ende öffentlich bekannt gemacht, daß sie alle in die Großherzoglichen Lande einrückenden Truppen der alliirten Mächte als ihre treuen Freunde anzusehen, sie bestens aufzunehmen und sich von ihnen eine diesen Verhältnissen ganz entsprechende Behandlung zu gewärtigen haben."

Ueber die Stimmung, die zur Zeit der nationalen Erhebung die leitenden Kreise der Universitätsstadt Gießen beherrschte, liegt uns zunächst der Bericht des preußischen Feldgeistlichen Dr. Rhesa vor, der in Gießen im Quartier lag und zu den Professoren in gesellige Beziehungen trat. „Die Universität Gießen", vermerkt Dr. Rhesa in sein Tagebuch, „ist in vielen Stücken Antipode von Marburg: dort war der Patriotismus Feuer und Flamme, hier herrscht Lauigkeit und Kälte, wie denn überhaupt Hessen-Darmstadt durch Anhänglichkeit an Frankreich sich ausgezeichnet hat. Ein Professor Namens Crome hat sogar eine Schmähschrift auf die Verbündeten geschrieben, dagegen ist der patriotische Aufruf Wachlers aus Marburg wie eine Prophetenstimme voll Geist und Leben." An einer anderen Stelle sagt Dr. Rhesa: „Vor einigen Tagen fiel mir die gedruckte Predigt eines hessischen Geistlichen, die er im Jahre 1807, nach der Schlacht bei Friedland gehalten, in die Hände. Sollte man glauben, daß der Hauptsatz also lautet: ‚Das Unglück unsrer Feinde (der Preußen) ist unser Glück geworden'? Ein kalter Schauer überlief mich bei diesem unchristlichen Gedanken."

Unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig erfuhr Blücher von der Existenz eines Franzosenschwärmers, der in der Gelehrtenwelt als Cameralist und Nationalökonom eine hervorragende Stellung einnahm und eine Zierde der Gießener Universität war. Blücher wurde auf dem Marsch durch das Ulstrutthal im Schloß des Grafen Werthern zu Beichlingen einquartiert. Henrik Steffens, der ebendaselbst Unterkunft gefunden hatte, erzählt in seinen Memoiren: „Der Graf war abwesend, die Gräfin empfing Blücher und für alle wurde auf eine gastfreundliche Weise gesorgt. Ich hatte mich auf die mir angewiesene Stube zurückgezogen, um einigermaßen anständig der Dame des Hauses gegenüber zu erscheinen. Als ich zu Blücher hereintrat, fand ich ihn sehr entrüstet, man hatte irgendwo eine Schrift entdeckt von dem Professor Crome in Gießen. Der Titel war, wenn ich mich recht erinnere, „Deutschlands Errettung durch die Schlacht bei Lützen". In dieser Schrift wird die genannte Schlacht als ein völlig entschiedener Sieg Napoleons dargestellt, der einen jeden bedeutenden Widerstand der Preußen und Russen unmöglich machte. Wohl mochten die Bulletins über diese Schlacht, die mir unbekannt geblieben sind, eine solche Ansicht veranlassen. Dieser deutsche Professor schilderte nun die glückliche Zukunft Deutschlands, da die weisen Pläne des großen Herrschers keine Hindernisse mehr fänden. Ich habe die Schrift selbst nicht gelesen, daß sie Blücher und seine Umgebung erbitterte, war natürlich." Als Blücher nach Gießen kam, hatte sich Professor Crome aus dem Staube gemacht. „Die nationale Aufregung", sagt er in seiner Autobiographie, „gereichte den Deutschen zur Ehre, und nur die Wahrnehmung einer Beimischung selbstischer Absichten konnte den Besonnenen von der unbedingten Zustimmung zurückhalten. Allein bei dem feurigen Schwung, den der deutsche Nationalgeist auf einmal erhielt, war an eine ruhige und billige Beurtheilung der mit vieler Mäßigung abgefaßten Schrift, die wider mein Wissen und Willen war gedruckt worden, nicht zu denken; es war vielmehr vorauszusehen, daß die Gegner der Franzosen schonungslos gegen den Verfasser losbrechen würden. Deßhalb beschloß ich, dem ersten Sturm auszuweichen und eine gelehrte Reise in die Schweiz zu machen."

Sobald Blücher in Gießen von der Flucht Crome's Kenntniß erhalten, ließ er durch Steffens dem akademischen Senat erklären, Crome könne getrost zurückkehren. Was solch „ein Lump" denke, sei sehr gleichgültig. Die Billigkeit fordert zu hören, was Crome zu seiner Vertheidigung anführt. Vier Wochen vor der Schlacht bei Lützen, heißt es in seiner Biographie, erhielt er ein Schreiben aus dem französischen Hauptquartier, worin man ihn aufforderte, eine Flugschrift aufzusetzen, deren Haupttendenz sei, die deutschen Völker vor Aufruhr und Empörung gegen die französischen Freunde zu warnen. Es sollte darin betont werden, daß der Kaiser Napolon nach wiederhergestelltem Frieden der deutschen Nation Ruhe und Schutz gewähren und weder die Fürsten noch ihre Unterthanen in ihren Gerechtsamen verkürzen werde. Der Kaiser werde durch Güte und Liberalität die Liebe der deutschen Nation sich zu erwerben wissen. „L'empereur se fera aimer des Allemands", wie es in dem Schreiben wörtlich lautete. Crome vertritt die Ansicht, viele angesehene Gelehrte hätten den französischen Auftrag sofort angenommen, er habe indessen mit der zusagenden Antwort bis nach der Schlacht bei Lützen gezögert. Als man ihn dann französischerseits aufs heftigste bedrängte, habe er sich der Sache nicht länger entziehen können und die verlangte Flugschrift „aus Liebe und Anhänglichkeit" für seinen Souverän concipirt. Wahrlich aus „Liebe und Anhänglichkeit", versichert er, denn eine Anfrage an den Großherzog in dieser Angelegenheit hätte den hohen Herrn in die größte Verlegenheit setzen müssen. Sein zustimmendes Votum hätte beim deutschen Publicum das unliebsamste Aufsehen erregt, eine ablehnende Erklärung hätte den Großherzog der Empfindlichkeit seines Verbündeten, des Kaisers Napoleon, ausgesetzt. Crome behauptet weiter, die erste, keineswegs zur Veröffentlichung bestimmte Niederschrift seiner Broschüre sei ihm abgedrungen und ohne seine Genehmigung in Druck gegeben worden, Honorar habe er niemals dafür erhalten. „Nach der Schlacht bei Leipzig", berichtet Crome, „fiel nun alles über diese Schrift und deren Verfasser her; selbst viele derjenigen, von welchen sie vorher gelobt worden war. Diese schwachen Menschen glaubten dadurch sich selbst sicher zu setzen und vergessen zu machen, daß sie früher dieselben Grundsätze geäußert hatten und nun nach den Zeitumständen modelten." Als Crome von seiner Urlaubsreise nach Gießen zurückkehrte,

Digitized by Google

warfen ihm die Studenten die Fenster ein, sein Name wurde, wie der Kotzebue's, auf die Liste der Proscribirten gesetzt und die Sicherheit seiner Person war so gefährdet, daß das hessische Staatsministerium ihn in seinem eigenen Interesse ersuchen mußte, seine Vorlesungen einzustellen. Lange Zeit verging, ehe sich die hochgehenden Wogen der Erregung legten und Crome seine Lehrthätigkeit an der Gießener Universität wieder aufnehmen konnte.

Um zu einem objectiven Urtheil in dieser Affaire zu gelangen, ist es nothwendig, in gedrängter Form den Inhalt der Broschüre zu reproduciren, die dem alten Blücher und allen guten Patrioten die Zornesröthe ins Gesicht getrieben hatte. Der Titel des Elaborats lautet: „Deutschlands Crise und Errettung im April und Mai 1813." Die Einleitung ist ein Panegyrikus auf Napoleon. „Wohl dem Volke," heißt es, „dessen Schicksal die Vorsehung in die Hände eines großen und weisen Mannes legte, der Kraft mit Willen, Weisheit mit Energie, die höchste Intelligenz mit der schnellsten Entschlossenheit verbindet. Solche Helden sind zum Regieren geboren, sie sind Werkzeuge der Vorsehung, um ihren Zeitgenossen die Bahn vorzuzeichnen, die sie wandeln müssen. Heroen, die in Deutschlands Schicksal eingriffen, waren Karl der Große, Gustav Adolf und Napoleon der Einzige. In der Schlacht bei Lützen am 2. Mai 1813 entschied der Kaiser Napoleon darüber, ob künftig in unserm Vaterlande russisch-asiatische oder deutsch-fränkische Cultur herrschen solle. . . . . Nach der Ansicht mancher Leute — sie sind freilich nicht ernsthaft zu nehmen — verfolgt die Invasion der nordischen Mächte den Zweck, Deutschland in ein großes selbständiges Reich umzuwandeln. Das sind Hirngespinnste von Utopisten! Ja, ein ungetheiltes Deutschland mit einem Karl dem Großen oder einem Napoleon an der Spitze, das könnte wohl ein unabhängiges, von auswärtigen Einflüssen freies und das europäische Gleichgewicht erhaltendes Staatsgebilde ausmachen. Allein die Geschichte unsres Vaterlandes und aller Föderativstaaten lehrt, daß das zersplitterte, in der Mitte von Europa liegende Deutschland niemals ohne den mächtigen Einfluß eines auswärtigen benachbarten Staates existiren kann. Und welche auswärtige Macht ist berufener, Deutschland zu beschützen, als Frankreich, dessen Cultur und Sitten mit den unsrigen am meisten übereinstimmen, dessen Heere immer in einigen Tagen mitten in deutschen Landen stehen können, dessen vitale Interessen heischen, Deutschland als Vormauer an seinen östlichen Grenzen aufrecht zu erhalten? Und wer könnte wohl anders Deutschlands Protector sein als der große Stifter des rheinischen Bundes, der durch seine glorreichen Siege schon so manche Gefahr von unserm Vaterlande abgewandt hat?"

Crome's Schrift macht nicht, wie er uns in seiner Autobiographie glauben machen will, den Eindruck eines flüchtigen Concepts, sondern einer wohldurchdachten, lange überlegten Arbeit, und die Geschichte von dem Manuscript, daß ihm aus den Händen gewunden und brühwarm in die Druckerei geschickt worden war, beruht sehr wahrscheinlich auf freier Erfindung. Es ist charakteristisch für Crome's politischen Standpunkt, daß ihm Preußen und Russen als Culturfeinde vollkommen identisch sind. In seinem Kopfe — und leider zählte er in engeren und weiteren Kreisen viele Gesinnungsgenossen — hatte die Idee eines einigen Deutschlands keinen Platz, er verweist sie als Ausgeburt kranker Gehirne gradezu ins Tollhaus. Frankreich ist ihm das Land der aufgehenden Morgenröthe, Frankreich gehören alle seine Sympathien, und die Lohe, die von Westen her Deutschland überflammt, hat ihn geblendet. Aber was man ihm auch vorwerfen mag, Crome war, wie er sich selbst rühmt, der treue Diener seines Herrn. In der Stunde der Noth hatte er im Auftrage seines Landesherrn durch den ihm befreundeten Bernadotte Unterhandlungen mit dem französischen Directorium angeknüpft und für seinen Souverain mit Muth und Ausdauer große Vortheile errungen. Ob seine Begeisterung für Napoleon wirklich so groß war, als wir nach seinen Bekenntnissen anzunehmen geneigt sind, möge dahingestellt bleiben. War seine Schwärmerei für den genialen Korsen ehrlich gemeint, so theilte er sie mit einer großen Zahl Deutscher, die an eine Weltmission Napoleons glaubten, ja ihn als eine Art Fatum verehrten. Man erinnere sich nur der Worte, die der größte deutsche Dichter nach zweimaliger Begegnung mit Napoleon aussprach: „Ich will gerne gestehen, daß mir in meinem Leben nichts höheres und erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf solche Weise zu stehen. Ohne mich auf das Detail der Unterhaltung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, gleichsam gelten ließ und nicht undeutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß sei, wie er mich denn auch mit besonderer Gewogenheit entließ und das zweitemal in Weimar die Unterhaltung in gleichem Sinne fortsetzte, so daß ich in diesen seltsamen Zeitläuften wenigstens die persönliche Beruhigung habe, daß, wo ich ihm auch irgend wieder begegne, ich ihn als meinen freundlichen und gnädigen Herrn finden werde."

Professor Crome war übrigens Realpolitiker und Diplomat genug, um andere Saiten aufzuziehen, als die Dinge sich zu Deutschlands gunsten gewandt hatten. „Schon in der Schweiz", schreibt er, „hatte ich mich innigst über die Befreiung meines Vaterlandes von dem französischen Joche gefreut, aber den Schwindel konnte meine Vernunft nicht billigen, mit dem man jetzt lauter goldene Tage für Deutschland erwartete." Und in der Einleitung zu seinem 1817 edirten Buche „Deutschlands und Europens Staats- und Nationalinteresse" sagt er: „Frankreich, ein Koloß unter den Staaten Europens, welcher den ganzen Continent zu unterjochen drohte, wird in kurzer Zeit gestürzt; dies ungeheure Reich, durch zwanzigjährige Eroberungen zum Uebermaß vergrößert, wird mit Blitzesschnelle in seine alten Grenzen zurückgedrängt, ein glorreicher Friede für die verbündeten Mächte wird in zwei aufeinander folgenden Jahren mit Großmuth gegen die Besiegten geschlossen, und dadurch das längst gewünschte politische Gleichgewicht in Europa wieder hergestellt, welches einen Beharrungszustand des Friedens und der Ruhe für alle europäischen Staaten verspricht: wer ist es, dessen Herz bei diesem großen Ereigniß nicht hoch aufschlägt, der nicht mit Bewunderung, Dank und Freude erfüllt wird?" — Im Rahmen dieser Skizze konnte das Bild Professor Crome's nur mit flüchtigen Strichen gezeichnet werden, aber es würde der Mühe lohnen, aus seinen zahlreichen Werken und seiner Autobiographie eine ausführliche Charakteristik des vielgestaltigen Cameralisten und Nationalökonomen zu gewinnen. 44 Jahre wirkt Crome als Docent an der Gießener Universität. Selten mag ein Akademiker so viele Beweise allerhöchster Anerkennung empfangen haben als dieser weltgewandte Hofmann und Gelehrte. Während der Kaiserwahl von 1790 in Frankfurt empfing ihn Leopold II. in zweistündiger Audienz und beauftragte ihn, das von ihm als Herrscher von Toscana herausgegebene strafrechtliche Werk „Governo della Toscana" zu übersetzen. Der König von Preußen machte ihm ein Geldgeschenk von 1000 Thalern, um ihn zur Mitarbeit an einem Geschichtswerk über den siebenjährigen Krieg zu veranlassen. Franz II. entbot ihn 1792 während der Kaiserkrönung in Frankfurt zweimal zu sich. Mit dem König Max Joseph von Bayern stand er in brieflichem Verkehr, und sein eigener Souverän, der Großherzog von Hessen, versäumte keine Gelegenheit, ihn seiner Dankbarkeit zu versichern. Von der Parteien Haß

und Gunst getragen, steht er im 79. Jahre noch wetterfest und ungebrochen da. In einer Regung von Nationalstolz wird man sich leicht bestimmen lassen, das Anathem über den grundsatzlosen Mann auszusprechen, aber man wird zu einer milderen Beurtheilung seines Thuns und Lassens gelangen, wenn man darauf Bedacht nimmt, daß es die Ideen zahlreicher großer und kleiner deutscher Politiker waren, zu deren Dolmetscher er sich machte. Man vergegenwärtige sich nur die Worte und Thaten des Historikers Johannes v. Müller, man rufe sich die Antwort des deutschen Königs von Sachsen auf die Ansprache des Dresdener Magistrats ins Gedächtniß zurück: „An ihn, den Sieger von Lützen, richtet euren Dank; Er rettete Sachsen und befreite Deutschland von seinem Untergange!"

„Mit einem frohen Bewußtsein", schließt Crome seine Lebensbeschreibung, „blicke ich nun auf mein bisheriges Leben zurück, welches zwar durch mancherlei Stürme sehr bewegt, aber auch nicht arm an Erfahrungen und Begebenheiten war, deren Erinnerung mir Freude gewährt; auch schmeichle ich mir, als öffentlicher Lehrer sowohl wie auch als Schriftsteller sagen zu dürfen: non omnis moriar!"

Schiffe, die Nachts sich begegnen.

tt. Seit der anmuthigen Kindergeschichte „Little Lord Fauntleroy" hat wohl kaum ein modernes englisches Buch so viel Aufsehen erregt, auch bei deutschen Lesern, wie „Ships that pass in the night" von Beatrice Harraden. Das Bild von den Schiffen, die Nachts an einander vorüberfahren und deren Begrüßung schnell und spurlos verhallt, wie so manche Begegnung auf dem Meere des Lebens, ist von Longfellow. In der Vorrede zur Tauchnitz-Edition theilt die Verfasserin mit, daß sie bei Veröffentlichung ihres Buches selbst nicht wußte, woher das Citat rühre, das sich von früh her ihrem Gedächtnisse eingeprägt hatte und nach Vollendung des Buchs sich ihr so unwiderstehlich aufdrängte, daß sie beschloß, die Eingangsworte zum Titel zu wählen. Sie sei inzwischen sehr oft nach dem Ursprung des Mottos gefragt worden, und das Erscheinen der Festlandausgabe gebe ihr die erste Gelegenheit, öffentlich darüber etwas mitzutheilen.

Uns war das Buch, schon bevor wir es kennen lernten, von zahlreichen Leuten ganz verschiedener Geistes- und Geschmacksrichtung, die es im Original oder in der deutschen Uebersetzung[1]) gelesen hatten, in den wärmsten Tönen gerühmt worden. Woher rührt wohl der Reiz, den ein Buch, in dem nur wenig vorgeht, auf so viele und so verschieden geartete Leser ausübt? Einen gewissen Antheil daran mag der glücklich gewählte Titel haben, der zum Nachdenken anregt und eine ganze Vorstellungsreihe in uns erweckt; mehr noch hat das eigenartige Milieu zu dem Erfolge beigetragen und am meisten der tiefernste Stoff, der mit künstlerischem Feingefühl unter Ueberwindung aller Härten behandelt ist.

Ein warmes Gemüth spricht zu uns aus dem Buche und ein reifer Geist. Montaigne sagt, philosophiren heiße, daß man sterben lerne, die Philosophie der Verfasserin läuft darauf hinaus, daß man den Tod nicht fürchten und das Leben auch unter Leiden tragen lernen soll.

Wie bei Menschen, die das Bewußtsein unheilbarer Krankheit in sich tragen und die unabläßig mit der Sorge um ihr Befinden beschäftigt sind, der natürlich dadurch gesteigerte Egoismus von anderen Gefühlen besiegt werden kann, wie der pflichtbewußte Mensch, der weiß, daß er dem Gedanken an eigenes Familienglück entsagen muß, sich gegen die aufkeimende Liebe wehrt und wappnet, das zu zeigen ist eine gar lockende Aufgabe. Auch wie das Gefühl des Siechthums auf die Menschen verschieden wirkt, wie der eine sich von allen irdischen Interessen loslöst und muthig dem Tode ins Auge sieht, der andere mit dem Schicksal hadert oder sich über seinen Zustand hinwegzutäuschen sucht, wie dieser nur noch ganz an seine Lieben denkt und für sie lebt, jener sich zu immer stärkerer Ichsucht verhärtet, das ist ein dankbarer und ergiebiger Vorwurf.

Das Buch führt uns in eine Winterstation für Lungenkranke, Petershof genannt, deren Schilderung unverkennbar auf Davos hindeutet. Schon nach den ersten Seiten sind wir mitten in der Situation. Bernhardine Holme, neu angekommen, wird an der großen Curhaustafel die Nachbarin Robert Allitsens. „Sie war klein und schmächtig, ihr Gesicht sah elend aus. Sie war ein Neuankömmling und wirklich erst zwei Stunden vor dem Läuten der Tischglocke in Petershof eingetroffen. Trotzdem lag nichts nervös Schüchternes in ihrem Wesen, noch irgend welche Scheu, sich den 250 Gästen des Curhauses präsentiren zu müssen." Ihr Tischnachbar lebte bereits seit sieben Jahren in Petershof und war gleich vielen anderen genöthigt, dort zu bleiben, um sein Dasein noch zu fristen. Unter den Curgästen wurde er sowohl wegen seiner Anciennetät, als um der geistigen Höhe und Ueberlegenheit seines Wesens willen, wie auch wegen seiner stark ausgebildeten rückhaltlosen Aufrichtigkeit allgemein mit einer Art scheuer Ehrfurcht betrachtet. Sie nannten ihn den „disagreeable man". Bis zu Bernhardinens Ankunft hatte er mit keinem seiner Landsleute verkehrt, bei Tisch gewöhnlich die Zeitung gelesen und selten ein Wort gesprochen. Mit Erstaunen nahmen nun die Bewohner des Curhauses wahr, wie sich rasch ein ganz freundschaftliches Verhältniß zwischen dem „unangenehmen Menschen" und der unscheinbaren kleinen Fremden entwickelte. Auch ihr war er mit seiner schroffen, rücksichtslosen Manier entgegengetreten, aber sie hatte sich durch seine Rauheit und seine sarkastischen Bemerkungen nicht verblüffen lassen, ihm vielmehr auch nicht selten die Meinung gesagt. Nach und nach fühlten sie beide, daß sie einander viel geworden, aber es blieb unausgesprochen. Erst als sie auseinander gegangen waren, da kam in beiden die Sehnsucht mächtig empor, da fühlten sie erst ganz, wie lieb sie sich gewonnen hatten. — Robert Allitsen, in der Schule des Leidens gereift, übt starke Einwirkung auf Bernhardinens innere Entwicklung. „Seine Bitterkeit schien die ihrige im Keime zu ersticken. Den Giftbecher, aus dem er selbst viel getrunken hatte, reichte er ihr. Sie trank daraus und es schadete ihr nichts. Er selbst hat um seiner Mutter willen das eine große Opfer gebracht, fortzuleben, wenn das Leben alle Reize verloren hat, wenn die Freuden geschwunden sind, die Fähigkeit der Pflichterfüllung, die Möglichkeit, irgend welche Thatkraft zu entwickeln, wenn leben nichts anderes ist als langes, mühseliges Sterben." — Es ist immer ein gutes Zeichen für den Werth und die Originalität eines Buches, wenn der Leser da und dort auf Bemerkungen stößt, die er gewissermaßen als sein Eigenthum betrachtet hatte und in denen er Gedanken wiederfindet, die er selbst einst durchlebte. Dahin gehört zum Beispiel, wie Robert Bernhardine über die Gleichgültigkeit der Menschen aufklärt. „Wir glauben, daß wir einen wichtigen Platz in ihrem Leben einnehmen, bis wir eines Tages, an dem wir uns unsres Werthes für sie besonders bewußt sind, an einem unverkennbaren Symptom, das sie uns ganz unbewußt geben, die betrübende Wahrnehmung machen, daß wir ihnen trotz alledem gar nichts sind. Sowie wir ihnen nur aus den Augen sind, sind wir vergessen. Wenn wir thöricht sind, werden wir von solchem Erlebniß tief verwundet und ziehen uns in uns selbst zurück. Sind wir

---

[1]) Schiffe, die Nachts sich begegnen. Roman von Beatrice Harraden. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Luise Riemeyer. Stuttgart, J. Engelhorn 1895. (Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. XI. Jahrgang, Band 16.)

aber weise, so ziehen wir uns zwar auch in uns selbst zurück, aber ohne verletzt zu sein, denn wir müssen einsehen und es nur als recht und vernünftig anerkennen, daß die Menschen meistens nur Zeit und Interesse für ihren allernächsten Kreis haben. Einzeln dastehende Menschen müssen dies früher oder später lernen, und je früher sie es lernen, um so besser für sie." Auch die an solchem Orte naheliegenden Gedanken über den Tod, über die uralten Räthselfragen, die seit Jahrtausenden das Menschenherz bewegen, mögen viele an Selbstdurchdachtes erinnern. Und wenn nach dem Tode Bernhardinens ihr alter Onkel sagt, er habe erst in der letzten Zeit begonnen, sie kennen zu lernen, und Robert erwidert: „Ich kannte sie immer. Ich kann mich der Zeit nicht erinnern, in der sie nicht einen Theil meines Lebens bildete", so ist das auch wahr und echt empfunden. Wir vermögen uns wirklich nicht mehr vorzustellen, wie unser Leben aussah, ehe Menschen, die einen hervorragenden Platz darin erlangt haben, für uns vorhanden waren; wir meinen, wir hätten sie immer gekannt.

Manche Episoden in dem Buche sind von wunderbarem Reiz, so die Schlittentour, die Bernhardine mit Allitsen macht, an deren Zielpunkte sie sieht, wie so ganz anders als den Personen aus seiner Gesellschaftsschicht er sich den schlichten Dorfleuten gegenüber gibt und wie lieb diese ihn haben; auch seine zarte und zaghafte Bitte, nur ihn anzusprechen, wenn sie in Geldverlegenheit sei, und ihre freimüthige Antwort. Von feinem Humor und guter Beobachtungsgabe zeugt die Schilderung der „caretakers", der Begleiter der Kranken, die diesen aber mehr zur Last sind und oft nur an ihr eigenes Wohlbehagen denken, und die einzelnen Gäste, der sterbende Herr Reffold, seine schöne lebenslustige Gattin mit ihren Cavalieren, die kleine Tänzerin sind in wenigen Strichen lebendig gezeichnet. Eine Figur, die an Gestalten unsres Raabe erinnert, ist Bernhardinens Onkel Zerviah in London, der beständig im Gibbon lesende Antiquar, auch der kleine Postbote Wärli ist ein gutes Wirklichkeitsbild. Sehr lustig ist die Art, wie Bernhardine die sie ausfragende Frau Reffold abfahren läßt, und gar sympathisch erscheint uns die Heldin in der liebevollen, sorgsamen Weise, mit der sie die letzten Tage des Herrn Reffold verklärt, während seine Frau ihrem Vergnügen nachgeht.

Von den eingestreuten tiefsinnigen Parabeln ist diejenige vom Wanderer, der nach dem Tempel des Wissens pilgert, klarer als die vom Erfolg und Mißerfolg. Der Schluß der Geschichte, der Zufall, der den Tod Bernhardinens herbeiführt, erscheint auf den ersten Blick gewaltsam und unkünstlerisch, die Einwendungen, die gegen diesen Ausgang erhoben werden können, liegen aber so nahe, daß die Verfasserin selbst zweifellos auch damit gerechnet haben muß. Man wird also annehmen dürfen, daß sie diesen Schluß mit Bedacht gewählt habe. In der That wird man bei einigem Nachsinnen zu dem Ergebniß kommen, daß das Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, mächtiger und ergreifender wirkt, wenn es in dem Augenblicke neu erwachter Hoffnung und Lebensfreudigkeit der Heldin plötzlich eintritt. Es liegt eine hohe künstlerische Selbstbeschränkung darin, daß die Verfasserin nicht in breiter Schilderung ausgemalt hat, wie es Bernhardinen nach dem Wiedersehen mit Allitsen in London zu Muthe war, daß sie in den knappsten Zügen den Uebergang darstellt. Es ist rührender, daß Bernhardine so aus ihrem vollen Glücksgefühl heraus plötzlich endet, als wenn sie der Krankheit erlegen wäre. Daß Frau Harraden über die Technik gründlich nachgedacht hat, beweist sie durch den Rath, den sie durch Allitsen ihrer Heldin ertheilen läßt, die ein Buch schreiben will: „Lassen Sie nur Ihre Charaktere keine langen Unterhaltungen mit einander führen. Im wirklichen Leben sprechen die Leute keine vier Seiten lang unaufhörlich fort. Auch wenn Sie zwei gescheite Leute zusammenbringen, lassen Sie sie nicht geistreich reden. Das thun die gescheiten Leute nicht. Nur die Dummen sind es, die meinen, sie müßten immer geistreich reden. Und halten Sie Ihre Leser nicht zu lange auf. Wenn Sie einen Sonnenuntergang beschreiben müssen, dann machen Sie ihn kurz." Nur hat sie das, was sie vom Geistreichen sagt, selbst nicht ganz vermieden. Denn nicht nur Robert Allitsen, sondern auch Bernhardine redet in klugen Sentenzen; von ihr rührt das Wort her, das gewissermaßen das Leitmotiv des Buches bildet: „Wir sollen fortfahren, unsre Brücke zwischen Leben und Tod zu bauen, jeder für sich selbst. Wenn wir sehen, daß sie nicht stark genug ist, dann sollen wir sie abreißen und eine neue bauen. Wir sollen andere beobachten, die ihre Brücken bauen, wir sollen nachahmen oder kritisiren oder verurtheilen. Aber mit der Zeit werden wir lernen, daß gar kein Unterschied besteht, daß eine Brücke wahrscheinlich so gut ist, wie die andere, indem der Hauptwerth in dem Wie liegt. Nicht, was wir bauen, sondern daß wir bauen, ist die Hauptsache." Bemerkenswerth ist übrigens die Kunst, mit der es die Verfasserin verstanden hat, uns in Allitsen nur das abgeklärte, ausgeglichene Ueberlegene seines Wesens empfinden zu lassen, so daß wir gar nicht dazu kommen, uns zu vergegenwärtigen, daß er ein bemitleidenswerther, hoffnungslos erkrankter Mensch ist.

Die Uebersetzung liest sich im ganzen vortrefflich, nur manchmal ist sie gar zu streng an das Original gehalten und gegenüber diesem verliert sie natürlich. Wir würden nicht jedesmal, wo es im Englischen „the disagreeable man" heißt, „der unangenehme Mensch" gesetzt haben, vielmehr scheint es uns, daß eine größere Freiheit und ein Ersatz durch den Namen vortheilhafter gewesen wäre. Gleich der Titel „Schiffe, die Nachts sich begegnen", scheint uns etwas unbeholfen. Das Wort „pass" enthält eine Doppeldeutung: „Schiffe, die Nachts an einander vorüberfahren" (was uns prägnanter ausgedrückt scheint, als der jetzige deutsche Titel) und: „Schiffe, die im Dunkel der Nacht entschwinden". Eine deutsche Uebersetzung kann beide Deutungen nicht mit einander vereinigen. Auch die gemüthliche Wirkung der im englischen Originaltext eingestreuten deutschen Worte — seitens der Dorfbewohner — läßt sich in der Uebersetzung nicht wiedergeben. Wenn es im zwanzigsten Capitel heißt: „Zwei Tage, nachdem Bernhardine Petershof verlassen hatte, fing der Schnee an zu schmelzen. Nichts konnte trübseliger sein, als dieser Vorgang, nichts trostloser als dieser Anblick", so ist das nicht deutsch gedacht. Wir würden dafür gesagt haben: „ein gar trübseliger Vorgang, ein trostloser Anblick". Herr Reffold nennt die ihn aus reiner Menschenliebe besuchende Bernhardine „a little brick", was die Uebersetzerin unsres Erachtens unrichtig mit „kleine Hexe" wiedergibt. Im Wörterbuch steht dafür „Prachtkerl", „Hauptkerl", wir würden den Ausdruck: „Sie sind ein braver Kerl", vorziehen, was der ältere Mann zu dem jüngeren Weibe ganz gut sagen kann. In dem Liebesbrief endlich, den Allitsen an Bernhardine nach ihrer Abreise schreibt und von dem es ungewiß gelassen ist, ob er sich damit nur sein Herz erleichtern wollte, oder ob er zuerst die Absendung beabsichtigt hatte, redet er sie mit „Du" an, während uns die Beibehaltung des „Sie" richtiger scheint. Das englische you bedeutet eben beides, und dies kleine Beispiel zeigt, wie schwer es ist, daß die Uebersetzung dem Original gleichkomme.

Es ist nicht leicht, das Buch „Ships that pass in the night" in eine bestimmte Rubrik einzuordnen. Es gehört zu den Büchern, in denen viel zwischen den Zeilen steht, in denen der nachschaffenden Phantasie des Lesers manches

Digitized by Google

zu thun übrig gelaſſen iſt, es iſt ein Erbauungsbuch für die glaubensſtarken, wie für die zweifelnden Naturen.

Mittheilungen und Nachrichten.

T. K. **Wasgaufahrten.** Ein Zeitbuch von Fritz Lienhard. Berlin, Hans Lüſtenöder. — Wer die „Lieder eines Elſäſſers“ geleſen hat, wird dieſen Band in Proſa mit noch größerem Vergnügen leſen. Das iſt eine kernige Sprache, vor allem aber eine treudeutſche Geſinnung in dieſem „Zeitbuch“, wie Lienhard es nennt. Er beſchreibt darin ſeine Wanderungen durch die Vogeſen und richtet manche eindringliche Mahnung an ſeine Landsleute. Hie und da wirft er einen Rückblick in vergangene Zeiten und ſtellt lehrreiche Betrachtungen dabei an, aber immer wieder kommt er auf das Volksthum zurück, das jetzt gepflegt werden ſoll, nachdem das Elſaß der vaterländiſchen Cultur wieder eingefügt worden iſt. Kampfesfreudig und voll Zutrauen durchwandert der Dichter die Vogeſen, wo er nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Berlin ſich ſelbſt wiederfindet. In „Deutſchlands grüner Grenzmark“ ſtellt er Betrachtungen an über Literatur und Kunſt, Religion und Politik. Das ſind urwüchſige Gedanken, die nicht inmitten von Büchern ausgeklügelt worden ſind, ſondern in freier Natur dem Gehirn entſpringen. Er beginnt ſeine Wanderungen an einem Frühlingstag, beſucht verſchiedene der herrlichſten Punkte in den Vogeſen: Tannenſchlingfelſen, Heidenſtedt, Michaelscapelle, Hohbore, Geobgeeoldsrck, Dollenberg, Hohkönigsburg u. ſ. w. — wee die Vogeſen kennt, weiß, welcher Zauber in dieſen Worten liegt — und beſchließt ſeine Touren mit einem Herbſtgang. Dieſem letzten Capitel ſetzt er die Verſe vor:

„Und nun lach' ich in die Enge,
Wasgenwald, aus deiner Weite!
O mein Wald, auch in der Enge
Sei du mir ein ſtolz Geleite!

Hilf mir, daß ich nie da unten
Im Gedräng' den Weg verfehle —
Groß und ernſt wie deiner Wipfel
Sei das Rauſchen meiner Seele.

Groß und ernſt ... Im tiefen Spätroth
Steh ich am gebräunten Rande,
Und ich ſchwör' dir: Dieſen Waldgeiſt
Trag' ich aus in deutſche Lande! ...“

In das Buch ſind eine Anzahl Gedichte eingeſchaltet, die zu den beſten zählen, die Lienhard geſchrieben. Es muß jeden Altdeutſchen freuen, einen ſo wackern jungen Elſäſſer kennen zu lernen, der ungeachtet ſeiner grollenden Landsleute ſich friſch und froh auf die deutſche Seite geſtellt hat. Er widmet ſein Buch dem jüngeren Geſchlecht im Elſaß; möge es von dieſem geleſen und beherzigt, möge es aber auch in Altdeutſchland beachtet werden!

* **Römiſche Ausgrabungen.** — Einen Ueberblick über die bei den Ausgrabungen am Coloſſeum in Rom erzielten Ergebniſſe gewährt das „Bulletino della commissione archeologica communale di Roma“. Der Bericht berührt die Freilegung der Façade, durch die das Coloſſeum in ſeiner gewaltigen Architektur nun wieder zu voller Wirkung gebracht iſt, nur kurz, um ſodann der neuerdings gewonnenen für die Geſchichte und Topographie des alten Roms wichtigen Funde zu gedenken. Die Wegräumung der Erdmaſſen hat im Oſten begonnen auf dem die Via di S. Giovanni in Laterano abſchließenden Platze und iſt in 30 Meter Breite längs der Rundung des Gebäudes bis zur Einmündung der neuen Via de' Serpenti fortgeführt worden. Es hat ſich auf dieſem Terrainabſchnitt in 4½ m Tiefe ein altes Travertinpflaſter gefunden, das um das ganze Amphitheater herum in der ſtattlichen Breite von 60 römiſche Fuß gelegt war und darüber hinaus in das gewöhnliche, aus Lavaquadern gearbeitete Straßenpflaſter überging. Der ſo als dem Theater zugehörig bezeichnete Raum war noch beſonders abgegrenzt durch beinahe 2 m hohe rechteckige Pfeiler aus Travertin, die in regelmäßigen Abſtänden von 3½ m aufgeſtellt und untereinander, wie es ſcheint, durch Eiſenſtangen verbunden waren. Fünf von dieſen Cippi haben ſich an Ort und Stelle gegenüber den Eingängen XXIII bis XXV erhalten. Auch auf der Nordſeite des Theaters hat die Erdbewegung wichtige Funde herbeigeführt. Bei der Verbreiterung der Via del Coloſſeo iſt eine Hallenanlage, eine Reihe von Pfeilern mit Halbſäulen, freigelegt worden, die, in der Baumart und den Backſteinmaſſen mit dem von Titus vollendeten Coloſſeum aufs nächſte verwandt, ſich als ein zu den Thermen des Titus zugehöriger Theil hat erkennen laſſen. Die Thermen nahmen die Höhe des Oppius ein und waren vom Coloſſeum aus durch eine monumentale Freitreppe zugänglich, an deren Fuß ſich ein Porticus hinzog. Von dieſer letzteren iſt in der aufgedeckten Anlage ein Ueberreſt wiedergefunden worden. Zugleich ward feſtgeſtellt, daß der nordöſtlich vom Coloſſeum gelegene große Ruinencomplex nicht zu den Thermen des Titus, ſondern zu denen des Trajan gehört hat, und daß dieſe letzteren nicht einfach ein Erweiterungsbau der Titusthermen, ſondern eine ſelbſtändige, mit jenen local eng verbundene Anlage geweſen ſind. Die aufgefundene Halle iſt in ſpäterer Zeit, im 4. und 5. Jahrhundert, umgebaut und anderweit benutzt worden. Es ſind Mauern hinter den Pfeilern und Halbſäulen aufgeführt, die die Halle in ihrer Breite durchſchneiden, und auch das Niveau der Straße iſt zu verſchiedenenmalen verändert und mit der Zeit ſo ſtark aufgehöht, daß die im Mittelalter angelegte große Proceſſions-Straße, die Via Santa, die vom Coloſſeum nach S. Clemente führte und von da in die Via Maggiore einmündete, 3 m über dem antiken Pflaſter der Halle zu liegen kam. An Einzelfunden ſind die Grabfunde überaus nicht reich geweſen. Eine Replik der altgriechiſchen Statue der ſogenannten Heſtia Giuſtiniani im Muſeo Torlonia iſt unter den Sculpturenfunden das hervorragendſte Stück. Die epigraphiſche Ausbeute hat, abgeſehen von zwei Bruchſtücken eines römiſchen Calendariums, auf deren einem die zu Ehren von Sulla's Sieg über die Samniter an der Porta Collina eingerichteten Spiele erwähnt ſind, weſentlich in Grabinſchriften beſtanden. — Auch in der Nähe der Via Polveriera, auf der rechten Seite der vom Coloſſeum herausführenden Strecke, iſt eine wichtige Ausgrabung vorgenommen worden. Sie betrifft ein kleines Nymphäum, 6 m unter dem gegenwärtigen Straßenniveau gelegen. Die noch ſtehen gebliebenen Mauern haben elliptiſche Formen mit einem Durchmeſſer von 6 m. Die Wölbung iſt mit erhabenen Kalkornamenten ausgelegt; die Wände müſſen mit dem verſchiedenartigſten Muſchelwerk, mit gefärbten Steinen und Schmelzziegeln bedeckt geweſen ſein. Im oberſten Theil der Wände unter einem breiten Muſchelſtreifen ſind noch drei große Roſetten erhalten geblieben. Sie meſſen 1 m im Durchſchnitt und werden von 1.40 hohen und 0.24 breiten Pfeilern getrennt. Letzteres ruhen auf einem breiten Streifen von Stuck, der ebenfalls mit Muſchelwerk ausgelegt iſt. Unter dieſem Streifen öffnen ſich, mit den Roſetten correſpondirend, vier Niſchen; ſie haben ehedem kleine Marmorbildwerke enthalten. Zwiſchen den Niſchen ſtreben übermals Pfeiler empor. Bis zur Höhe von 1.45 m, vom Fußboden an gerechnet, ſpringt die Wand faſt um einen halben Meter heraus. Der beſte Theil des Wandſchmuckes iſt leider nicht erhalten geblieben; immerhin läßt ſich noch feſtſtellen, daß zwiſchen den verſchiedenen Incruſtirungen Adler, Trophäen, Thiere ꝛc. aus Schmelzglas angebracht geweſen ſein müſſen. Man hat von dem Erdboden das hintere Stück einer aus Schmelz geformten Schlange von ſchwarzer und gelber Farbe aufgeleſen, viele Bruchſtücke von gefärbtem Marmor und Schmelzglas, auch einige kleine Bronzeröhren, die der Leitung des Waſſers dienten. — Nicht weit vom Forum, bei den Arbeiten an der Via Cavour, hat man Reſte von Bädern und ein Stück des antiken Pflaſters, mit ſeinen breiten Baſaltplatten, aufgefunden. Das Niveau der Straße liegt etwa 5 m unter dem jetzigen und entſpricht ſo ungefähr dem der berühmten Via Triumphalis, die unter den Siegesbogen des Forums hindurchzieht. An der Via delle Sette Sale auf dem esquiliniſchen Hügel zwiſchen San Pietro in Vincoli und Sa. Maria Maggiore hat man in der Tiefe von 8 m eine ganze römiſche Hausanlage aufgefunden, mit wohlerhaltenem Mauſaikboden und auch einigen Reſten von Wandmalerei. Die Vermuthung, daß dies die Wohnung des römiſchen Stadtpräfecten geweſen ſei, entbehrt vorerſt der Begründung. — Seit einiger Zeit werden auf Koſten des Miniſteriums der ſchönen Künſte am Pantheon Nachforſchungen über die Bauart, das Baumaterial u. ſ. f. dieſes römiſchen Tempels angeſtellt. Dabei hat man die Entdeckung gemacht, daß die Fabrikmarken der Bauziegel der Zeit des Kaiſers Hadrian, alſo der erſten Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Chr., angehören, während man bisher auf Grund der alten Schriftſteller annahm, daß das Pantheon im Jahre 26 vor Chr. von Agrippa auf der Stelle eines ausgetrockneten Sumpfes errichtet worden ſei. Als Baccelli noch einen 10 Jahren zum erſtenmal Miniſter der ſchönen Künſte war, ließ er damals am Pantheon die Aufſchrift anbringen: „Agrippa fecit“. Weitere Nachforſchungen am Pantheon haben nun ergeben, daß ſich unter dem heu-

Digitized by Google

tigen Marmorfußboden des Tempels ein anderer, ebenfalls aus Maemor hergestellter verbirgt, der erheblich tiefer liegt und offenbar einem Gebäude angehörte, das sich vor dem Pantheon an dieser Stelle erhob. Durch eine Reihe von Ausgrabungen hat man auch die Fundamente dieses ursprünglichen Bauwerkes aufgefunden und feststellen können, daß es sich um ein Gebäude von rechteckigem Grundriß handelt. Die Aufnahmen und Zeichnungen waren jüngst im Institut der schönen Künste ausgestellt. Auf Grund derselben muß man schließen, daß das Gebäude Agrippa's, von dem die Hilfeleister sprechen, jenes erst jetzt erforschte rechteckige Bau sei, während das Pantheon in seiner heutigen Gestalt, insbesondere die Kuppel, vom Kaiser Hadrian herrührt. Die Entdeckung ist geeignet, die Entwicklungsgeschichte der römischen Baukunst in wesentlichen Punkten umzugestalten. — An der Via Appia ist der Grundplan einer Villa aufgedeckt; wir sehen ihre Wohn- und Vorrathsräume; in dem Magazin noch die großen in den Boden eingelassenen Amphoren, welche Wein, Oel oder Mehl aufnahmen; wir erkennen die Hof- und Brunnenanlagen und wandern bald auf dem bunten Mosaikboden, bald auf dem breiten Straßenpflaster, welches die Villa mit der Via Appia verband. — Auch an christlichen Funden ist kein Mangel. Auf dem ganzen durch die Ausgrabungen am Colosseum bloßgelegten Terrain sind in verschiedener Tiefe zahlreiche Gräber aus verschiedener Zeit, ärmlich in Anlage und Ausstattung, aufgefunden. Eines aus dem 7. Jahrhundert hat ein besonderes Interesse durch die erhaltene Inschrift, die mit einem Fluch gegen den schließt, der es wagen sollte, das Grab zu verletzen: habeat partem cum Juda. Aus der christlichen Zeit stammt auch ein Mauerrest, auf dem sich eine in Fresco ausgeführte Malerei erhalten hat, die Darstellung zweier Heiligen. Ein anderes, im Stil des 13. oder 14. Jahrhunderts gemaltes Bild ist bei der Grabung an der engen Via de' Serpenti auf einem Mauerstück, das zu der Apsis einer kleinen Kirche gehört hat, aufgefunden. Es zeigt in mangelhafter Erhaltung, die thronende Maria mit dem Jesuskind im Schoß, daneben den Stifter des Bildes und einen Heiligen. — In den Katakomben der heiligen Priscilla vor der Porta Salara ist eine Wandmalerei aufgedeckt worden, welche augenscheinlich die Abendmahlsfeier darstellt; wie sehen den das Brod austheilenden Priester, den Kelch daneben auf dem Tisch; dazu das bekannte symbolische Zeichen der altchristlichen Bilderspeache, den Fisch. Wenn sich die Meinung des Entdeckers, Msgr. Wilpert, bestätigt, daß dies Fresco dem 2. Jahrhundert angehöre, so würde es auch für die Geschichte des christlichen Cultus von Bedeutung sein. — Eine wichtige altrömische Inschrift ist, wie Giovanni Pinza im „Bulletino della commissione archeologica communale di Roma“ berichtet, kürzlich auf dem Gebiete von Paliano in der Nähe von Anagni entdeckt worden. Sie lautet: L(ucius) Catius L(ucii) f(ilius) M(arci) n(epos Fab(ia tribu) Seniuaio speculator Augusti sibi et C(aiae) Aleiae P(ablii) f(iliae) Baculae uxori. Die Inschrift gehörte ehemals zu einem größeren Grabdenkmal, das eine kreisförmige Gestalt und einen Umfang von etwa 10 bis 12 Metee gehabt haben muß, und stammt nach der Form der Buchstaben aus der ersten Kaiserzeit. Sie enthält zwei bisher nicht bekannte Namen, Seniuaio und Baculo: auch das Vorkommen des weiblichen Vornamens Caja ist bemerkenswerth, da die Sitte, Frauen mit Vornamen zu benennen, in der Kaiserzeit immer seltener wird. Wichtig ist ferner die Bezeichnung des Stifters der Inschrift als speculator Augusti. Als speculatores werden in republikanischer Zeit einzelne Soldaten oder ganze Truppenabtheilungen genannt, die in einem besonderen Falle zum Aufklärungsdienste oder direct zu Zwecken der Spionage verwandt wurden. Eine Aenderung darin scheint unter Cäsar eingetreten zu sein; unter ihm erscheinen die speculatores als ein besonderes Corps. Der große Reformator des römischen Heerwesens mochte die Nothwendigkeit einer besonderen Ausbildung für den Kundschafts- und Nachrichtendienst eingesehen haben. Sie bildeten wahrscheinlich zusammen eine Centurie, da ein optio speculatorum erwähnt wird, was auch auf das Vorhandensein eines centurio schließen läßt. Sie blieb es in der ersten Kaiserzeit. Die speculatores gehörten zur Garde der Prätorianer, bildeten aber innerhalb dieser eine eigene berittene Abtheilung und standen in besonderem Ansehen. In Friedenszeiten hatten sie den Wachdienst bei der Person des Kaisers in der Stadt und im Palaste zu versehen, sowie die Uebermittlung der kaiserlichen Depeschen und Cabinetschreiben zu besorgen; im Kriege dienten sie als Meldereiter und kämpften auch zu Zeiten besonderer Gefahr als geschlossene Truppe zu Pferde. Eine Aenderung in ihrer Organisation trat unter Vespasian ein, der sie unter die übrigen Centurien der Prätorianer einreihte; seitdem findet sich auf Inschriften öfter die Formel: spec(ulator) coh(ortis) . . . pr(aetorine) oder spec(ulator) [qui] in praetorio militavit. Als Septimius Severus eine Neuorganisation der Garde vornahm und diese aus den Legionen der Provinzen ergänzte, wurden auch altgediente Legionssoldaten zu speculatores befördert. Mit der Aufhebung des Prätorinercorps durch Constantin d. Gr. verschwinden auch die speculatores.

* Von den Bemühungen der deutschen Gesellschaft für angewandte Chemie um Einführung eines Chemiker-Examens haben wir den Lesern (in Beil. Nr. 10) Nachricht gegeben. Dr. G. Krause (Cöthen), Herausgeber der „Chemiker-Zeitung“, ersucht uns wiederholt, darauf hinzuweisen, daß er in diesem seinem Blatte bereits seit 1879 für ein solches allgemeines Examen eingetreten sei und am 14. December 1895 eine Eingabe in diesem Sinne — auf Grund eines in 384 Gutachten von Fachmännern gepflogenen Entwurfs — der Reichsregierung unterbreitet habe.

A. F. Häberer Werth von Porcellan-Scherben. Seitdem es gelungen ist, die Lösungsfähigkeit verdünnter Cyankalium-Lösungen für Gold und Silber durch Zusatz von Nitrobenzin derart zu steigern — D. R.-P. 85,239, 243 u. 244 —, daß auch ganz geringe Mengen schnelle und vollständige Auflösung finden, ist der Werth der Porcellan-Scherben um ein beträchtliches gestiegen. Man würde indessen fehl gehen, wollte man dieir Behauptung nur auf solche Scherben beziehen, bei denen metallisches Gold oder Silber äußerlich sichtbar ist. Sie gelten vielmehr für alle bemalten Scherben. Denn in einer sehr großen Anzahl von Porcellanfarben gelangt metallisches Gold und Silber, wenn auch in seiner Vertheilung, zu ausgiebiger Verwendung. So z. B. sind bestimmte rosa, rothe und violette Farbtöne ausschließlich durch in einem Glasfluß fein vertheiltes Gold, gelbe und chamois Töne ebenso durch Silber hergestellt. Es kann deßhalb bestens empfohlen werden, bemalte Porcellanscherben sorgfältig zu sammeln.

* Abbé Maze macht in den Sitzungsberichten der Pariser Akademie folgende Mittheilung: Unter den Documenten des Observatoire National befindet sich ein geschriebenes Heft des Astronomen Jemaël Boulliau, das den Titel führt „Ad thermometrum observationes anno 1658, Parisiis“ und een Untertitel „Thermometrum Florentinc fabricatum“. Bisher kannte man nur die Beobachtungen ons Labire und wußte auch nicht, daß außerhalb Italiens mit Thermometern der Akademie del Cimento beobachtet wurde. Da die Beobachtungen auch Notizen über Windrichtung, Regen oder Schneefall, Frost und Thauwetter enthalten, erhellt aus diesen wie aus den beigeschriebenen Gradzahlen, daß man es wirklich mit einem Florentiner Thermometer zu thun hat. Der Nullpunkt des Florentiner Thermometers fällt mit — 18.7 Grad C., der Nullpunkt von Celsius mit 13.5 Grad des Florentiner Thermometers zusammen. Die Beobachtungen reichen vom 25. Mai 1658 bis 19. September 1660. Es scheint, daß das Thermometer in der Poitevinstraße aufgestellt war, im jetzigen Hôtel des Sociétés savantes, und zwar gegen Westen. Wie bei allen älteren Beobachtungen sind auch hier die abgelesenen Thermometerstände zu hoch. Fast genau 40 Jahre später stellte der Naturforscher J. J. Scheuchzer in Zürich die erste längere meteorologische Beobachtungsreihe mit dem Thermometer aus.

* Oxford und Cambridge sind jetzt wieder mit der Frage beschäftigt, ob Damen, die doch längst zu den Vorlesungen Zutritt haben, auch akademische Grade erwerben können. Der in Oxford deßwegen eingesetzte Ausschuß schlägt vor, daß ihnen wenigstens das Baccalaureat, die Vorstufe zum Magister der freien Kunste, zuzugestehen werde. Nicht einmal so weit will die Universität Cambridge gehen. Dort sollen die Studentinnen nur „A. B. A.“, „Associate Baccalaurea Artium“ werden. So räth wenigstens Prof. Marshall. Auch der Oxforder Commissionsbericht zeigt übrigens in jedem Satze das Bestreben, den Frauen die Gleichstellung mit den Männern zu versagen. Der Grad soll ihnen, wenn sie die üblichen 12 termin in einer von der Universität approbirten Localität in der Universitätsstadt zugebracht und die vorgeschriebenen Examina bestanden haben, zwar nicht vorenthalten werden; aber während die jungen Männer ihre Examina eben nur bestanden zu haben brauchen, müssen die Frauen wenigstens nur einer Prüfung mit Ehren hervorgehen (to take honours). Auch sollen sie nicht in den unbeschränkten Besitz aller Privilegien kommen, deren der Mann sich nach bestandenem Examen erfreut, sondern nur in dem Umfange,

wie es das Decret oder das Statut bestimmt. Die Frauen sollen durch den Grad in die Lage versetzt werden, vor der Welt ihre höhere Bildung zu bekunden, ohne damit einen Anspruch auf weitere akademische Rechte begründen zu dürfen. Ganz besonders untersagen ihnen die Vorschläge der Commission die Erwerbung des Grades eines Master of Arts oder irgend einer anderen akademischen Würde. Während das Baccalaureat durch eine Prüfung erworben wird, erlangen die Bachelors von Oxford den Magistergrad lediglich durch einen besonderen Aufenthalt von drei Wochen am Sitz der Universität und gegen Entrichtung der üblichen Gebühren. Indem den weiblichen Baccalaureae dieser rein äußerliche weitere Schritt verboten wird, verräth sich deutlich die engherzige Absicht der halben Concession. Uebrigens haben in Cambridge bei den Prüfungen for honours im letzten Jahre Frauen so glänzende Erfolge errungen, daß jeder Einwand, sie seien von Natur nicht zu wissenschaftlichen Studien geeignet, hinfällig wird. Die beste Prüfung in Mathematik legte ein Mädchen ab, und auch in den classischen Sprachen stand eine Reihe weiblicher Studenten an der Spitze der Ehrenliste.

* Für die belgische Südpolexpedition unter dem Marine-Officier Ad. de Gerlache (s. Beil. Nr. 23) wirbt jetzt ein von dem Grafen Hippolyt d'Ursel als Vorsitzendem und Hrn. J. du Fief als Schriftführer der Geographischen Gesellschaft zu Brüssel unterzeichneter Aufruf um Beiträge; derselbe schätzt die Kosten der Unternehmung auf 250,000 Fr. — Für die englische Expedition, die im September unter Führung Borchgrevinks abgehen soll (s. Beil. Nr. 10), bildete sich nach Ablehnung von seiten der Regierung in der City von London ein Syndikat, das die nöthigen Geldmittel bereits ohne viel Mühe zusammengebracht hat.

* Aus Jena theilt man der „Frkf. Ztg." mit: „Die Besetzung der durch den Tod des Prof. Dr. Brockhaus erledigten ordentlichen Professur für Staats- und Kirchenrecht läßt lange auf sich warten. Eine Ministerconferenz der an der Universität betheiligten Staaten hat sich mit der Besetzung bereits Anfangs Januar beschäftigt. Die Facultät hat den hiesigen außerordentlichen Professor Dr. Rosenthal vorgeschlagen. Es hat indeß fast den Anschein, als ob man an der Berufung Rosenthals als Kirchenrechtslehrer an gewissen Stellen Anstoß nimmt, weil er jüdischen Glaubens ist." Wir verhehlen unsrerseits nicht, daß wir einen solchen Anstoß sehr gerechtfertigt finden, zumal auch die theologischen Studirenden auf diese Vorlesung angewiesen sind. (D. Herausg.)

eg. **Berlin.** Die diesjährige Generalversammlung der Literaturarchiv-Gesellschaft fand am 9. Febr. statt. Die Sammlungen der Gesellschaft, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, Handschriften und Briefe deutscher Schriftsteller zu erwerben oder in Verwahrung zu nehmen und dadurch besonders eine Sammelstelle für die von den Erben oft nicht richtig in ihrem Werth abschätzbaren Nachlässe von Gelehrten und Dichtern zu schaffen, hat in den vier Jahren ihres Bestehens bereits eine Sammlung von 8858 Nummern, worunter sich 8506 Briefe befinden, zusammengebracht. Unter den Erwerbungen des letzten Jahres ist besonders ein Theil des Nachlasses von E. M. Arndt zu nennen, in welchem die ersten Niederschriften der Gedichte aus den Jahren 1836 bis 1853, eine Sammlung von Volksliedern, Untersuchungsacten, wissenschaftliche Auszüge und Collegienhefte sich befinden. Nicht minder werthvoll ist eine zweite Erwerbung, bestehend in den Briefen der Frau v. Stein und Amalie v. Imhoffs an Fritz v. Stein. Als Geschenk sind die sämmtlichen Briefe an den bekannten Bonner Zoologen, Prof. Troschel von dem Sohne desselben dem Literaturarchiv überwiesen worden. — Der Vorstand der Gesellschaft ist für das Jahr 1896 wiedergewählt und besteht aus den Herren: Geheimrath Professor Dr. Weinhold als Vorsitzendem, Professor Dr. Mommsen als stellvertretendem Vorsitzenden, Oberbibliothekar Dr. Meißner als Schriftführer, Bankier Alex. Meyer-Cohn als Schatzmeister und den Herren Geheimrath Dr. Dilthey, Stadtschulinspector Dr. Jonas, Professor Dr. Erich Schmidt, Geheimrath Dr. Wattenbach und Geheimrath Dr. v. Wildenbruch als Beisitzern.

* **Königsberg.** Der bisherige Privatdocent für vergleichende Sprachwissenschaft Dr. Otto Hoffmann ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt worden.

* **Graz.** Der Professor der Mineralogie an hiesiger Universität Dr. Doelter stellte fest, daß echte und falsche Diamanten für die X-Strahlen verschiedene Durchlässigkeit haben.

* **Bern.** Die altkatholische Facultät der Universität zählt gegenwärtig 5 Studenten, von denen 3 Ausländer sind. Die Cantone Zürich, Solothurn, Basselland und Genf zahlen an Bern jährliche Beiträge zum Unterhalt der Facultät.

* **London.** Im „Athenäum" wie in der „Academy" weist der Dichter F. T. Palgrave mit besonderem Dank auf eine Einrichtung hin, die der jüngst verstorbene Verleger A. Macmillan seit einigen Jahren bei den Productionen seiner Firma getroffen. Er gab jedem Buch eine gedruckte Aufzählung der Daten seines ersten Erscheinens wie aller folgenden Auflagen bei. So scheidet, meint Mr. Palgrave, jedes Buch seine eigene Bibliographie und bezeichnet seine geschichtliche Stellung in der Reihe der Werke seines Autors. Wie oft muß sonst der Leser einer späteren Ausgabe erst mühsam aus inneren Merkmalen erschließen, wann das eigentlich geschrieben worden, was er vor sich hat! Wieviel hängt von dieser chronologischen Bestimmung ab für den Werth, den man einer wissenschaftlichen Aufstellung beizumessen hat; wie interessant ist die datirende Angabe selbst für die Würdigung poetischer Schöpfungen! Mit Recht empfiehlt Palgrave diese Methode zu allgemeiner Nachfolge, mit doppeltem Recht schilt er auf die hie und da einreißende buchhändlerische Unsitte, nicht einmal die erste Auflage neuer Werke mit der Jahreszahl des Ursprungs auszustatten.

* **Paris.** In den Lehrplan der Polytechnischen Schule ist neuerdings die Unterweisung im Radfahren aufgenommen und die Zeitvertheilung dem entsprechend geändert worden. 197 Schüler nehmen gegenwärtig an dem Unterrichte theil.

* **Moskau.** Unter dem Protectorat des Großfürsten Sergei Alexandrowitsch soll bekanntlich vom 7.—14. August 1897 in Moskau der XII. internationale Aerztecongreß stattfinden. Dabei wird das Gesammtgebiet der medicinischen Wissenschaften in folgende 12 Sectionen getheilt: 1) Anatomie (Anthropologie, normale Anatomie, Embryologie und normale Histologie), 2) Physiologie (incl. medicinische Chemie), 3) allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie, 4) allgemeine Therapie (Hydrotherapie, Klimatotherapie u. s. w., 5) innere Krankheiten, 6) Kinderkrankheiten, 7) Nerven- und Geisteskrankheiten, 8) Haut- und venerische Krankheiten, 9) Chirurgie (incl. Hals-, Ohren- und Augenkrankheiten), 10) Geburtshülfe und Frauenkrankheiten, 11) Hygiene (incl. Sanitätsstatistik, Epidemiologie, Epizootologie und sanitäre Technik) und 12) gerichtliche Medicin. — Der Congreß wird unter der Leitung der Moskauer medicinischen Facultät arbeiten; mit der Organisation ist ein besonderes Comité beauftragt, das unter dem Vorsitz des Curators des Moskauer Lehrbezirks steht und aus allen Mitgliedern der medicinischen Facultät, hervorragenden Aerzten, den Directoren der Sectionen und Unter-Sectionen, sowie aus sonstigen Personen, die dem Congreß förderlich sein können, zusammengesetzt ist. Die officiellen Verhandlungen des Congresses werden in französischer Sprache geführt werden; auf den allgemeinen Versammlungen dürfen auch Reden und Ansprachen in einer anderen europäischen Cultursprache gehalten werden. Die einzelnen Sectionen können in französischer, deutscher und russischer Sprache debattiren. Der Mitgliedsbeitrag ist auf 25 Frcs. (10 Rbl.) festgesetzt worden.

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. Jahrgang 1896. Zehn Hefte M. 10.80 (oder zwei Bände à M. 5.40). — Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. — Durch die Post und den Buchhandel.

Inhalt des 2. Heftes: Petrus als Felsengrund der Kirche. I. (C. A. Kneller S. J.) — Der hl. Bonifaz, Universitätsprofessor zu Paris, Domscholaster zu Köln, Bischof von Lausanne, Weihbischof in Brabant und den Niederlanden. II. (Schluß.) (D. Mattinger S. J.) — Pascals „Gedanken". I. (W. Kreiten S. J.) — Das Meereskrachen und seine Ursachen. II. (Schluß.) (E. Wasmann S. J.) — Ziele und Grenzen der staatlichen Wirtschaftspolitik. II. (Schluß.) (H. Pesch S. J.) — Die Dichtungen des hl. Ephräm des Syrers. (A. Baumgartner S. J.)

Recensionen. — Empfehlenswerte Schriften. — Miscellen. (1896)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Der deutsche Satzbau.

Dargestellt von

Hermann Wunderlich.

Preis geheftet 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandl.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 12. Februar. Nummer 35.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ilgs „Fischer von Erlach". Von Eduard Chmelarz. — Bücher in Gießen. II. Von Alfred Bock. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ilgs „Fischer von Erlach".[1])

Von Eduard Chmelarz.

Es ist unleugbar, daß in dem Kreise der Wiener Kunstfreunde und Kunstforscher das Erscheinen dieses Werkes mit freudiger Aufregung begrüßt wurde, und wir hatten das Recht, von dem Autor, welcher auf dem Gebiete der österreichischen Kunstgeschichte den Führerposten innehat, über das Leben und die Werke des größten vaterländischen Baukünstlers eine monumentale Arbeit zu erwarten. Nun liegt diese in einem Umfange von mehr als 800 Seiten als Ergebniß zwanzigjährigen Fleißes vor uns und ist wahrlich keine leichte Kost, selbst für ernste Forscher auf jeglichem Kunstgebiete; aber wer nur einigermaßen mit der älteren Literatur über Fischer v. Erlach vertraut ist, wird aus dem Werke Ilgs bald zur Würdigung seiner zahllosen neuen Ergebnisse, Bestimmungen und Berichtigungen gegenüber der unglaublich schwankenden und lückenhaften alten Tradition gelangen.

Gleich zu Beginn stellt sich nunmehr als unumstößlich heraus, daß unser Künstler nicht, wie es bisher hieß, in Prag 1650, sondern in Graz 1656 geboren wurde als Sohn des Bildhauers Joh. Bapt. Fischer (Bischer) und dessen zweiter Frau Anna Maria, welche die Wittwe des Bildhauers Sebastian Erlacher war. Der später so berühmte Architekt lernte also wohl zuerst bei seinem Vater die Bildhauerei, was dadurch bewiesen wird, daß wir ihn in den ersten Kundgebungen seiner Kunst nur mit plastischen Arbeiten beschäftigt finden. Leider liegt die Jugendgeschichte des Künstlers in argem Dunkel und Ilg verschmäht es mit Recht, durch eine culturhistorische Umrahmung und unverläßliche Combinationen das Jugendbild Fischers volksthümlich zu machen. Somit finden wir denselben ohne weitere Umschweife nach einem kurzen Aufenthalt in Prag, wo gerade damals eine große barocke Bewegung mit Architekten und Decorateuren herrschte, sofort 1683 auf der obligaten Studienreise in Rom. Er huldigte daselbst nicht der Richtung Bernini's, sondern jener von C. Maratta's Zurückgehen auf die älteren Meister der Malerei und den Mitgliedern der Architektenfamilie Fontana, welche in dem Studium der Antike und der Theoretiker des 16. Jahrhunderts das Heilmittel gegen die Hyperbarocke, eine Gesundung der Renaissance ersahen. Die von Geronimo Fontana im Bau vollendete Galerie Colonna muß auf Fischer den größten Eindruck gemacht haben, denn sein Prachtsaal in der Hofbibliothek zu Wien ist entschieden jenem Beispiel der hoheitvollen Barocke nachgebildet, wo mit der Tendenz nach Monumentalität und verhältnißmäßiger Einfachheit das Architektonische wieder zur Hauptsache gemacht und dem Uebergreifen ins Malerische eine Schranke gezogen wurde. In Maratta's und Fontana's Kreise gehörten die in Rom hochgeschätzten Tiroler Maler Johann Paul und Aegidius Schorr, der kunstgelehrte Amateur Falconieri, der berühmte Schriftsteller G. B. Bellori, der Aegyptologe Kircher, und von diesen allen erfreute sich Fischer freundschaftlicher Belehrung und Anregung, deren Nachwirkung wir nach Jahrzehnten aus seinen Werken ersehen.

Nach etwa dreijährigem Aufenthalte kehrte der junge Wiener nach seiner Heimath zurück, und schon 1687 finden wir ihn zum kaiserlichen Ingenieur ernannt. Diese Anstellung beweist, daß in Fischers Kunststreben durch seine italienische Reise die Baukunst in den Vordergrund getreten war, wenngleich wir ihn zu Beginn seines Wiener Schaffens an der Dreifaltigkeits- oder sog. Pestsäule auf dem Graben mit thätig sehen. Wie bald man bei Hofe den Künstler schätzen lernte, beweist der Umstand, daß er noch im selben Jahre als Lehrer des neunjährigen Kronprinzen Joseph in Civil- und Militärarchitektur bestellt wurde. Sodann war er bis 1689 mit der Oberleitung der Neugestaltung des Mausoleums Kaiser Ferdinands II. in Graz betraut, und mit Jahresbezügen von 1100 Gulden waren seine Verhältnisse bereits ziemlich günstig, so daß er sich am 10. April 1690 mit Sophia Constantia, geb. Morgner, vermählen konnte. — Zum Empfang des neugekrönten römischen Königs Joseph I. errichtete Fischer 1690 zwei Ehrenpforten am Stock im Eisen-Platze, und nach der damals geprägten Medaille zu schließen, hat er hier unzweifelhaft zum ersten male das Motiv des Constantin-Bogens in Rom mit jenem der Ehrensäule verwerthet, welche Idee ihn noch Jahrzehnte lang beschäftigte bis zur Vollendung und Durchgestaltung derselben in der heerlichen Façade der Karlskirche. Drei Jahre später hören wir von einem größeren Werke des Meisters außerhalb Wiens, nämlich dem Hauptaltar im Presbyterium der Wallfahrtskirche in Maria Zell, und auch in der Gesellschaft scheint er bald eine angenehme und angesehene Stellung erlangt zu haben, denn als Taufpathen bei seinem zweiten Sohne Joseph Emanuel tungirten am 13. September 1693 der Reichsgraf Theod. Althet Strattmann und dessen Gemahlin, in deren Schlößchen in Neuwaldegg-Dornbach Ilg trotz der heutigen Verunstaltungen Fischer'sche Motive erkennt.

Seit dem Anfange der neunziger Jahre beginnt sich der Schaffenskreis unsres Künstlers mächtig zu erweitern, und zwar nicht bloß in Wien, sondern vorwiegend in Salzburg, wo er 1694 bis 1709 von dem bautustigen und prachtliebenden Erzbischof Gfn. Thun-Hohenstein viel mehr Aufträge erhielt, als nach den bisherigen Publicationen bekannt waren. An dem prachtvollen Marstall auf dem Siegmundplatze sind von ihm wahrscheinlich das Portal und etwa Modelle von Sculpturen geliefert worden; aber was man bisher als feststehend annahm, daß er an der Façade und der Vorhalle des Domes Bedeutendes geleistet habe, ist heute nicht mehr aufrecht zu halten. Dafür daute er die Ursulinerkirche, die Dreifaltigkeits- und die Collegien-

[1]) Ilg, Albert. Die Fischer von Erlach. I. Leben und Werke Joh. Bernh. Fischers von Erlach des Vaters. Wien, C. Konegen 1895. 8°.

Kirche mit dem Motiv des kreuzförmigen Grundrisses mit centraler Kuppelanlage, was uns wieder in der Karlskirche in herrlichster Durchbildung begegnen wird. Den Abschluß der Salzburger Thätigkeit Fischers bildet sein Einfluß beim Bau des Schlosses von Klesheim seit 1709; sein Project wurde wohl nicht ganz durchgeführt, gehörte aber zu dem edelsten und geschmackvollsten, was der Meister auf dem Gebiete der Profanarchitektur ersonnen hat.

Nach einer erlustigenden Standrede für die Stellung der lebensfrohen barocken Gesellschaft zum Naturgenusse im Gegensatze zu dem übertriebenen Naturcultus der neuesten Zeit nimmt der Autor S. 252 die gleichzeitige Thätigkeit Fischers in Wien wieder vor. Eine schönere Illustration des Themas über barocke Schloßanlage konnte sich nicht finden, als die Neuschöpfung von Schönbrunn, ein künstlerisches Ereigniß, das für Oesterreich und weiter hinaus von größter Bedeutung wurde. Von S. 262—302 reicht Ilgs Besprechung von Schönbrunn, für dessen Bau er im ganzen vier Abschnitte unterscheidet: 1. Erstes, niemals in Angriff genommenes Project Fischers vom Jahre 1695. 2. Zweites gänzlich abweichendes Project Fischers, nach welchem bis zum Tode Josephs I. gebaut wurde. 3. Veränderung und Vollendungen von 1740 an unter Maria Theresia und Joseph II. 4. Die Veränderungen unter Kaiser Franz II. von 1817 an. Der Meister wollte in seinem ersten Project das Schloß dorthin stellen, wo jetzt die Hohenberg'sche Gloriette herabschaut. Von dort dachte er sich Terrassen, Cascaden und Colonnaden absteigend bis zum Wienflusse, und erst oben hinter dem Schlosse sollten sich die Parkanlagen mit Teichen bis gegen Hetzendorf mit entzückendem Fernblicke auf das Gebirge ausdehnen — also ganz nach dem barocken Schloßstile. Von alledem blieb schon im zweiten Projecte fast nichts mehr übrig, und was später hinzugefügt wurde, gehört überhaupt gar nicht mehr Fischer an und er muß gar manche Sünden der Folgezeit mit seinem Namen decken.

Nach thunlichster Feststellung der Baugeschichte von Schönbrunn bis in die Mitte unsres Jahrhunderts kommt Ilg zu seinem Leidenscapitel, den historisch-kritischen Studien über Baulichkeiten, deren Schöpfung durch Fischer wohl traditionell, aber nicht urkundlich beglaubigt ist und nur theilweise zugestanden oder ganz abgelehnt werden muß. So fehlte bisher jeder archivatische Beweis dafür, daß unser Meister am Baue des fürstlich Schwarzenberg'schen Palais am Rennweg betheiligt war. Das Motiv eines cylindrischen Mittelbaues mit erhöhtem Aufsatze und anstoßenden Flügeln ist für derartige Gartenarchitekturen etwas echt Fischer'sches, und nun wurden die stilistischen Gründe, welche bisher allein für den Meister angeführt wurden, endlich durch neu aufgefundene Rechnungen bestätigt.

Bezüglich der zwei Liechtenstein'schen Paläste, nämlich des Galeriegebäudes in der Rossau und des Majoratshauses in der Stadt, lehnt Ilg die Autorschaft Fischers vollkommen ab, aber die Gloriette oder das Belvedere, das am Ende des Parkes hinter der Galerie etwa 1712 außerordentlich graziös und elegant aufgebaut wurde, war unstreitig unsres Meisters Werk, mußte jedoch einem modernen Palastbaue weichen. Gleichem Schicksale wird binnen Jahresfrist auch die alte „Mehlgrube", das jetzige Hotel Munsch, anheimfallen, an dem Fischer seit 1698 allerdings beschäftigt war, aber nur mit modernisirendem Umbau und Decorationen. Im letzten Jahre des 17. Säculums errichtete der vielbeschäftigte Künstler wieder zwei Triumphpforten zum Einzuge Josephs I. und seiner Braut Amalie Wilhelmine von Braunschweig-Lüneburg, und zwar diesmal mit außerordentlichen Concessionen nach der malerischen Richtung der excessiven Italiener. Etwa 1700 entstand das Palais Batthyanyi in der Renngasse (j. Graf Schönborn), dessen Portalbau mit canellirten toscanischen Säulen und nach außen gebogenem Architrav mit Triglyphen als neuartige Illustration von Fischers classicistischer Art aufgefaßt werden kann, während die Reliefplatten über den Seitenfenstern seiner Weise unlängbar fremd sind; ebenso unsicher steht es mit den Beweisen für seine Anwartschaft auf den Bau des Palais Trautson in der Baukgasse, in welchem seit 1767 die ungarische Hofkanzlei, in neuester Zeit das kgl. ungarische Ministerium eingerichtet wurde.

Besonderer Gunst erfreute sich der Künstler von Seite der beiden kunstliebenden Grafen Althan und noch um 1700 muß das Althan'sche Lustgebäude in der Rossau entstanden sein, im Entwurfe sicherlich von Fischer und von prächtiger Wirkung in der damaligen landschaftlichen Umgebung. Nach mannichfachem Besitzwechsel und verschiedenartiger Verwendung als Badeanstalt und Kattunfabrik wurde das schöne Gebäude bei der Erbauung des Franz Josephs-Bahnhofes abgebrochen. Um dieselbe Zeit 1700 begann Fischer für die Althan das herrliche Schloß in Frain a. d. Thaya in Mähren, beziehungsweise dessen Erweiterung durch den Bau der Schloßkirche und des Prachtsaales, welcher zu seinen großartigsten Schöpfungen zu zählen ist. Nach solchen Leistungen wurde Fischer durch die Bestätigung des alten Adels seiner Familie, die aus den Niederlanden stammte, ausgezeichnet und zwar mit dem Prädicate v. Erlach, welches sich der gute Sohn nach dem Beinamen seiner verstorbenen Mutter gewählt hat.

Alles, was um die Wende zum 18. Jahrhundert an schönen Bauten zu Stande kam, wurde von den unkritischen Localhistorikern zu Anfang unsres Jahrhunderts Fischer zugeschrieben und so braucht es uns gar nicht zu wundern, daß dies auch bei der Peterskirche der Fall war, während dieselbe nach den neuesten Forschungen zuverlässig nicht von unserm Meister stammt. Dagegen wurde letzterer 1703 vom Prinzen Eugen von Savoyen mit dem Auftrage zu seinem Winterpalais in der Himmelpfortgasse ausgezeichnet, dessen vielgerühmte Treppe als ein Beispiel imposantester Wirkung im kleinsten Raume, als ein Wunderwerk der Baukunst bezeichnet werden kann. Aus dem Jahr 1706 stammt auch der Entwurf des St. Josephs-Denkmals auf dem Hohen Markte, welches ursprünglich nur in Holz ausgeführt und in seiner heutigen Gestaltung mit der Verwendung als Brunnen erst vom Sohne Joseph Emanuel hergestellt wurde. — Inzwischen war der alte Fischer vom Kaiser zum Hofgebau-Oberinspector ernannt worden, und dank seinem rastlosen Fleiße und bei der ununterbrochenen Inanspruchnahme durch bedeutende und sicherlich einträgliche Bauten war er bald in der glücklichen Lage, sich in der Matzleinsdorferstraße drei Realitäten und Häuser zu erwerben. Leider gerieth die Aufführung eines Palastes in Prag, welche der Meister im Jahre 1707 für den prachtliebenden Landmarschall Grafen Clam-Gallas übernahm, nach dem Tode des Bestellers ins Stocken und fand später eine unbefriedigende Vollendung; dagegen verlieh das fürstlich Trautson'sche Palais an der Lastenstraße, 1710—1712, dem Schöpfer den Ruhmestitel als eine seiner genialsten Leistungen. Seit 1760 Sitz der kgl. ungarischen Nobelgarde, hat das Kunstwerk leider furchtbar casernenmäßige Behandlung erfahren.

Das Jahr 1711 brachte dem Meister einen Auftrag zu, welcher ihm schwerer fallen mußte, als je irgend einer, nämlich die Aufrichtung des Castrum doloris in der Augustinerkirche für seinen Kaiser und besonderen Gönner Joseph I. Trotz vieler barocker Einzelheiten durchströmte das Ganze eine ernste Feierlichkeit und Erhabenheit, „welche der Majestät des Kaisers, wie der Majestät des Todes gleich würdig empfunden werden mußte".

Als Leibniz die Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Wien plante, sollte auch der alte Fischer unter

deren Mitglieder aufgenommen werden und die Begründung dafür gab ihm wohl nicht bloß seine hochgeschätzte Kunst, sondern auch eine ziemliche wissenschaftliche Bildung, welcher wir als Ausfluß einer wohlgeschulten Reflexion seinen „Entwurf einer historischen Architektur" vom Jahr 1712 verdanken. Ilg bezeichnet dieses Werk als eines Ehrenplatzes in der Geschichte der Kunstliteratur würdig, als das erste dieser Art, von dem Gedanken ausgehend, daß richtige kunstgeschichtliche Erkenntniß nur durch Nebeneinanderstellung sämmtlicher Kunstarten oder Stile möglich sei; daher Fischer eigentlich Begründer der deutschen Kunstwissenschaft sei, und nicht erst Winckelmann.

Das furchtbare Pestjahr 1713 sollte für unsern Meister in höchstem Grade bedeutungsvoll werden, indem Kaiser Karl VI. vor den Reliquien des Pestheiligen Carlo Borromeo in der Stephanskirche das Gelübde auf den Bau seiner Kirche ablegte. Ob eine ausgesprochene oder freie Conrurrenz zwischen den Heroen der Wiener Architektur, Fischer, Hildebrand und Ferdinando Galli Bibiena, eingeleitet wurde, ist heute nicht mehr zu entscheiden; aber am 4. Februar 1715 begann der Bau der Karlskirche nach Fischers Modell, welches der Kaiser den anderen vorgezogen hatte. Am 4. Februar des folgenden Jahres wurde durch Karl VI. der Grundstein gelegt, 1725 die Kuppel vollendet und am 28. October 1737 fand die Einweihung des Gotteshauses statt. — Es kann hier nicht auf die außerordentliche Schilderung des Baues im großen und kleinen und dessen ästhetische Würdigung durch Ilg (S. 615—683) eingegangen werden, sondern es sei nur an Hervorhebung jener Motive gedacht, welche Fischer hier im Grundriß und in der Façade durchführte. Er hatte wie schon andere vor ihm an die Trajanssäule und das Pantheon in Rom mit seiner Vorhalle und Kuppel in Zeichnungen und Medaillen öfter angelungen und es ist nun geradezu „ein genialer Einfall, ein künstlerischer Witz", wie er es zu Stande bringt, daß bei seiner Karlskirche der herrliche Porticus und die schöne Kuppel zwischen den Spiralsäulen als Thürmen so einheitlich wie nur je ein neueres Bauwerl mit Motiven aus der Antile geschaffen wirlen, bestrickend und malerisch, daß dem laum ein anderes an die Seite zu setzen, und gleichwohl mit einem Gesammteindruck von Ruhe und Majestät, voll vom Unbeschreiblichen eines wahren Kunstwerles.

Bezüglich der Arbeiten, welche der vielbeschäftigte Künstler neben dem Baue der Karlskirche in Angriff hatte, sei zunächst der große Saal im Stiftsgebäude von Herzogenburg, die Zeichnung für das Grabmal des Grafen Mitrowiz in Prag und das Palais der böhmischen Hofkanzlei erwähnt, welches stets als eines der schönsten in der Stadt gepriesen wird, jetzt als Ministerium des Innern eingerichtet. Die Tradition, daß unser Künstler auch einen Plan zum Neubau der 1686 von den Türlen zerstörten lgl. Burg zu Budapest gezeichnet habe, wird von Ilg auf ein Minimum eingeschraubt und die frühere Angabe, daß auch die Salesianerinnenkirche am Rennwege von ihm stamme, sogar als ganz falsch zurückgewiesen, so gut wie die Autorschaft Fischers bei einem Althan'schen Lustgebäude gegenüber dem Theresianum, von dem übrigens kein Stein mehr auf dem andern liegt. Dagegen muß ihm der imposante Palast in der Bankgasse 2 und der Plan für das jetzt Auersperg'sche Palais an der Lastenstraße vor der Josephstadt (1721 und 1722) zugeschrieben werden, welches durch spätere und neueste Veränderungen leider seines alten schönen Charakters in bedauernswerther Weise beraubt wurde. Zuletzt entstand nach seinen Plänen 1722 im Auftrage der Familie Clam Gallas die große und prächtige Wallfahrtslirche Mariä Heimsuchung zu Haindorf in Bohmen.

Die kaiserlichen Bauten, wie die Hofbibliothek, die Winterreitschule, die Einfahrtshalle in die Burg vom Kohlmarkte her und die sogenannte Reichskanzlei, werden, weil in der Ausführung von dem Sohne Joseph Emanuel beendet, von Ilg auf den zweiten Theil seines Werles verschoben. Leider widerfuhr dem alten Meister selbst zuletzt ein künstlerisches Mißgeschick, das zur Trübung seiner letzten Tage nicht wenig beitragen mochte. Der seit 1721 in Angriff genommene Bau der kaiserlichen Hofstallungen ist unstreitig als verunglückt zu bezeichnen, als „das schwache Werl eines Greises, der sich vergebens auch dem neumodischen französischen Stile gewachsen zeigen wollte, während er in nusrer Bewunderung als der Träger der auf rlassisch-italienischer Grundlage fundirten österreichischen Barocke dasteht". Häusliches Zerwürsniß mit seiner zweiten Frau und langes Siechthum, dem er anheimfiel, können uns seinen Tod am 5. April 1723 als eine Erlösung schätzen lassen.

Wenn nun schließlich ein Gesammturtheil über das Buch von Ilg ausgesprochen werden muß, so geschieht dies mit dem Ausdruck der größten Anerkennung für den rastlosen Fleiß, welcher hier eine grenzenlose Fülle von geschichtlichem Stoffe, kritischen Auseinandersetzungen, ästhetischen Besprechungen und urkundlichen Beweisen aufgespeichert hat, so daß für die gegebene Grenze von Zeit und Ort kaum ein Künstlername gefunden werden dürfte, über den uns Ilg keine Auskunft zu geben wüßte. In diesem Vorzuge lag aber bei der Redaction eine große Gefahr, und deren Folgen treten nun in dem Buche als sehr fühlbare Mängel zu Tage, weil die Uebersülle des Stoffes das Hervortreten des wichtigsten zu sehr beeinträchtigt. Die ganze Schilderung ist nur in vier Abschnitte getheilt, jeder etwa 200 Seiten lang, und insgesammt mit mehr als 1200 Anmerlungen versehen, von denen die Hälfte hätte wegbleiben können, weil man die Unverläßlichleit der älteren Berichterstatter dem Autor aufs Wort glaubt. Ferner stören bei aller Anerlennung ihres inneren Werthes die oft sehr umfangreichen biographischen Skizzen von Künstlern und ganzen Künstlerfamilien, die bald im Text, bald in den Anmerkungen eingereiht sind, und noch mehr gilt dies von den historischen und genealogischen Ausführungen bezüglich mehrerer aristokratischer Familien. Dafür wäre eine Charakterisirung von Fischers Architektur im Verhältniß zur gleichzeitigen französischen und holländischen Bauweise ganz gut am Platze gewesen. Es ist überhaupt nicht zu zweifeln, daß manche Aufstellungen und Behauptungen Ilgs auf Widerspruch stoßen werden, aber welches Werk von solchem Umfange bietet nicht Angriffsstellen, die zum Tadel ausgenützt werden könnten? Und sei es darum, wir schließen uns gleichwohl gerne den Hymnen an, welche Ilg für unsern Großmeister angestimmt hat, und ihm zollen wir unsern aufrichtigen Dank für sein Werk, welches nicht bloß in der speciellen österreichischen Kunstliteratur, sondern weiter hinaus epochemachend ist und bleiben wird, eine Fundgrube für jeden, der sich über die Werle Fischers und die Kunst seiner Zeitgenossen in Oesterreich unterrichten will.

Blücher in Gießen.

Ein Stimmungsbild aus den Freiheitskriegen.

Von Alfred Bock.

II.

Auf Blüchers Befehl begab sich Steffens von Gießen in das Königreich Westfalen, um dort für die nationale Erhebung zu wirken und die Bürger gegen die französischen Eindringlinge zu bewaffnen. Schon in Marburg, erzählt Steffens, empfing ihn, im Gegensatz zu Gießen, jubelnde Begeisterung. Kaum hatte sich dort abends die Nachricht seiner Ankunft verbreitet, als ihm die Bürger- und Studentenschaft einen solennen Fackelzug brachte. Die An-

sprache des preußischen Emissärs an die Menge zündete dermaßen, daß der „Maire" bei dem wachsenden Tumult für das Leben der Franzosenfreunde, die die Stadt beherbergte, zu zittern begann. Marburg und Gießen, nur wenige Wegstunden von einander entfernt, zeigen in dieser bedeutenden Epoche eine ganz entgegengesetzte Physiognomie. Marburg, obwohl unter französischer Herrschaft, fühlt sich Preußen innerlich verbunden, Gießen steht noch unter dem Bann Napoleons und der Gloire der großen Nation. Dem ganzen südlichen Deutschland galt Napoleon als der prädestinirte Beherrscher des europäischen Continents. Die Vornehmen und Gebildeten überboten einander, französische Sitte und französisches Wesen geschmacklos nachzuahmen, und die Empfindung für ein großes unabhängiges Deutschland war vollkommen erstorben. Es ist bezeichnend für den Fatalismus, der sich damals im Süden des Vaterlandes der Gemüther bemächtigt hatte, daß selbst nach dem unglücklichen Ausgang des russischen Feldzugs jede Auflehnung gegen die französische Gewaltherrschaft als Wahnwitz verschrien wurde. Da plötzlich hallt von den Ostmarken Deutschlands der Ruf „Freiheit!" herüber, Preußen greift zu den Waffen, Blücher siegt an der Katzbach und bei Leipzig wird der unüberwindliche Napoleon niedergeworfen. Noch hat sich das südliche Deutschland von seinem Staunen nicht erholt, da steht der alte Blücher schon mit seinen siegreichen Schaaren am Rhein, der greise Held, durch seine machtvolle Persönlichkeit dazu ausersehen, die Idee der Freiheit bis zur Begeisterung zu steigern. Blücher stellte nach Steffens' Wort das völlig Incommensurable des Freiheitskämpfers dar, der strenge Sittenrichter wird manches an ihm tadeln, aber er war die Triebkraft des ganzes Krieges. Er war der Mann des Augenblicks, und die Art, wie ihn der Moment ergriff, riß wie ein wilder Strom alles mit sich fort. Sein Vorsatz war Napoleons Vernichtung. Der Haß gegen den Tyrannen verschmolz sich bei ihm mit der zum Instinct gewordenen Ueberzeugung, daß er berufen sei, den Kaiser der Franzosen zu stürzen. Er war kein Mann der ehrgeizigen Reflexion und die Künste der Diplomatie waren ihm fremd, aber in seiner Heldengestalt lebten die alten Erinnerungen an die Ruhmesthaten des preußischen Heeres wieder auf. Er repräsentirte den furor teutonicus und sein „Vorwärts!" war der Zaubersporn, der seine Soldaten mit Sturmesgewalt in den Vernichtungskampf gegen den Erbfeind trieb.

Der Krieg hatte, wie an den meisten deutschen Hochschulen, auch in Gießen die studirende Jugend versprengt. Die Frequenz-Ziffer der Gießener Universität war im Jahre 1813 auf ein Minimum zurückgegangen. Das Rectoral lag in den Händen des Mathematikers Kämmerer. Dieser erließ am 29. October folgende Bekanntmachung:

„Da die Zeitumstände und vorzüglich die Sperrung der Communication mehrere hiesige Studirende abgehalten haben, zu der für den Anfang der Vorlesungen bestimmten Zeit hier einzutreffen, so hat der akademische Senat aus Rücksicht auf deren Interesse den unfehlbaren Anfang dieser Vorlesungen auf Montag den 8. November festgesetzt."

Inzwischen hatten Rector und Senat dem Feldmarschall Blücher ihre Aufwartung gemacht und von diesem, wie aus einem von der Universität bewahrten Actenstück hervorgeht, die Zusicherung erhalten, daß er die Universität und aus dieser „Rücksicht die ganze Stadt in seinen besonderen Schutz nehmen werde". Der Rector veröffentlichte daraufhin folgendes Edict: „Die Vorlesungen auf hiesiger Universität werden nunmehr nicht den 8., aber ganz bestimmt den 15. dieses Monats ihren Anfang nehmen. In Folge der von der Generalität der alliirten Armeen ausdrücklich erhaltenen Versicherungen kann man allen Studirenden, welche sich entweder schon hier befinden oder noch hierher begeben wollen, eine völlig ungestörte Ruhe bei ihren Studien verbürgen." Ein Blick in die Matrikel der Universität belehrt uns, daß der Zuwachs an Studenten zu Beginn des Wintersemesters 1813/14 nur die Zahl 32 erreichte. Der Rector nahm die Anwesenheit Blüchers in Gießen wahr, in einer für Stadt und Universität gleich bedeutsamen Angelegenheit seine Unterstützung zu erhalten. Das sogenannte „Zeughaus" der Stadt war in ein Lazareth für preußische und russische Truppen umgewandelt worden. Die Belegziffer schwankte zwischen 500, 1300 und 2600 Kranken. Ein typhöses Fieber, das unter den eng zusammengepferchten Verwundeten grassirte, forderte auch unter der Einwohnerschaft der Stadt zahlreiche Opfer. Der Rector bat nun Blücher, die Verlegung des Lazareths nach Arnsburg zu befürworten, allein der Feldmarschall war in dieser Sache nicht competent, sie gehörte vielmehr vor das Forum der General-Intendantur in Frankfurt a. M. Nachdem sich die Unterhandlungen bis zum Herbst 1814 hingezogen hatten, kam der Entscheid, daß das Lazareth in Gießen zwar zu entlasten, um seiner günstigen Lage willen aber dort zu belassen sei.

Blücher war in Gießen nicht müßig. Kaum hatte er von der Schlacht bei Hanau und Napoleons Rheinübergang sichere Kunde erhalten, als er seinem Stab einen Plan vorlegte, der nichts geringeres bezweckte, als unverzüglich mit der schlesischen Armee den Rhein zu überschreiten, Holland und Brabant zu erobern und alsdann in Frankreich einzufallen. Bei vollen Bechern genoß man in Gießen die Vorfreude der kühnen Kriegsfahrt. Den thüringischen Dichter Adolf Bube[1]) hat das Trinkgelage der Kriegshelden in Gießen zu einem Poem begeistert, das den Titel trägt

„Blücher in Gießen".

„Der greise Marschall Vorwärts saß
Im Hauptquartier zu Gießen
Und ließ ins grüne Römerglas
Johannisberger fließen.
Er trank im vollen Zug den Wein
Und rief: Auf, stimmet freudig ein,
Wir setzen schleunig übern Rhein.

Da rückten schnell der Gneisenau,
Der Müffling und der Rühle
Wie auf's Commandowort genau
Und mit Geräusch die Stühle.
Sie tranken vollen Zugs den Wein
Und stimmten alle freudig ein:
Wir setzen schleunig übern Rhein.

Drauf strich sich nach Husarenart
Der alte Held und Zecher
Nach rechts und links den grauen Bart
Und hob aufs neu' den Becher,
Er trank im vollen Zug den Wein
Und rief: Stimmt wieder kreudig ein,
Wir ziehen nach Paris hinein.

Das schlug so tief wie Wetterblitz
Ins Herz der Generale,
Sie sprangen auf von ihrem Sitz,
Die Hand am Schlachtenstahle.
Sie tranken vollen Zugs den Wein
Und stimmten alle jubelnd ein:
Wir ziehen nach Paris hinein.

Und aus dem Hauptquartiere drang
Ins Herz das wärmste Leben,
„Am Rhein, am Rhein" erscholl Gesang,
„Da wachsen unsre Reben,
Feldmarschall Vorwärts schlägt darein,
Er führt uns siegreich übern Rhein,
Nach Frankreich, nach Paris hinein."

[1]) Geb. 1802 in Gotha, gest. daselbst 1873.

Das Lied ist von Wilhelm Tschirch in Musik gesetzt worden.

Es ist uns ein Brief Blüchers aus Gießen vom 4. November erhalten, worin die Situation van ihm, wie folgt, geschildert wird: „Das große uns vorgesetzte Unternehmen ist ausgeführt, die Franzosen sind über den Rhein. Es hat ein graßes Versehen stattgefunden; sanst wäre der große Napaleon mit dem Rest seiner ungeheuren Armee vernichtet worden. Bei Hanau hat er sich durchgeschlagen, obgleich der baierische General Wrede Alles gethan, um ihn nicht durchzulassen, so war er dach zu schwach, um ihn gänzlich uszureiben. Ich salgte den französischen Kaiser deständig uf der Chaussee und kam täglich in das Qnartier, was er verließ. Hätte man mich uf diesen Wege gelassen, so war ich am Feinde und griff ihn im Rücken an, wie er sich mit Wrede engagirte. Aber Gott weiß warum, genug, ich erhielt Ordre, van Philippsthale meine Direction auf Gießen zu nehmen, und die Hauptarmee wollte mit ihrer Avantgarde den Feind salgen. Diese Avantgarde aber war zwei Märsche hinter mich und kam zu spät, um Wrede beizustehen, und so entkam der wirklich eingesangene Kaiser. Er hat indessen auf dem Rückzug das Mögliche eingebüßt. Ich habe nach 5000 Gefangene gemacht uud 18 Kananen genammen; seine Ammunitianswagen hat er, da die Anspannung erlag, graßen Theils in die Luft gesprengt; mehr denn tausend auf den Wegen var Mattigkeit gestorben haben wir gefunden und Pferde ahne Zahl. Van seinee ganzen Armee hat der geaße Mann höchsteus 40,000 Bewaffnete über den Rhein gebracht. Aber auch wir haben Menschen verlaren; nicht gegen den Feind, ermattet sind sie zurückgeblieben; sie werden aber wieder nachkommen. 14 Tage habe ich ahne Rasttag in die abscheulichsten Wege marschirt, heute ist der erste Ruhetag. Unsere Leute mangelt es besonders an Schuh, Stiebel und Hasen; aber ihr guter Wille, sowohl bei Russen als Preußen, ist unerschütterlich. Wenn ich des Margens heraus komme, empfangen sie mich mit Jubel. Die deutschen Völker hier sind freudetrunken; und abgleich wir ihnen sehr schwer sallen müssen, so klagen sie nicht. Die Franzasen haben sich uf ihrem Rückmarsch von Leipzig bis zum Rhein gegen ihre Alliirte insam betragen, aber die geplünderten Bauern haben auch manchen in die andere Welt geschickt. Du wirst fragen: Nun seid Ihr am Rhein, was wallt Ihr nun machen? Und ich sage Dir, wir wallen hinübergehen, wir wollen Brabant und Holland erabern und ihm (Napaleon) so zu Paaren treiben, daß er Frieden machen muß. Dieses ist mein Vorschlag, den ich höheren Orts eingesandt habe. Die franzäsische Armee reicht nicht zu, die villen Festungeu gehörig zu sichern; alsa kann er mit keiner bedeutenden Macht im Felde gegen uns auftreten. Das Mißvergnügen der Nation ist rege, uud Napaleon seine Herrschaft wied sich endigen. Das ist mein Glaubensdekenntniß. Den ersten Brief, den Du von mich erhältst, wird van jener Seite des Strams, in den wir die Schlawercy abwaschen geschrieben sein." Gneisenau wurde mit dee schwierigen Mission betraut, beim großen Generalstab in Frankfurt die Genehmigung zu Blüchers Feldzugsplan zu erwirken. Als man den Abgesandten des Marschalls „Vorwärts" mit tausend Bedenken hinhielt, brach Bluchee am 7. Navember auf eigeue Fanst von Gießen auf und gab den Carps Langeron, Sacken und Yark Ordre, am 13., resp. 14. Novembee in Mülheim am Rhein und Umgegend einzutreffen. Am 11. November bereits in Altenkirchen angelangt, ereilte Blücher der Befehl des graßen Generalstabs, schleunigst umzukehren, mit seiner Armee am Mittelrheiu aufzumaeschiren und Mainz zu blokiren. In Frankfurt triumphirte indessen die Metternich'sche Palitik. Die Alliirten boten Napoleon einen für Deutschland geradezu schimpflichen Frieden an, der Frankreich als natürliche Grenzen die Pyrenäen, die Alpen und den Rhein zugestand. Glücklicherweise wies Napoleon diese die Alliirten wahrhaft demüthigenden Friedensvarschläge zurück. Am 2. Decembee nahm der alte Blücher den Kampf wieder auf, den er grallend abgebrachen hatte und am 31. December, in jener denkwürdigen Neujahrsnacht, ging er bei Caub über den Rhein, um bald darauf das preußische Banner auf französischem Baden zu entfalten.

Bis in das Herz Frankreichs hinein war auch der Akademiker und Freiheitskämpfer Henrik Steffens dem Siegeszuge Blüchers gefalgt. In Paris forderte er seinen Abschied und kehrte, mit dem eisernen Kreuze geschmückt, in den Schaß seiner Familie zurück. Aber nicht im übeewallenden Stolzgefühl des kranzgeschmückten Siegers, sandern in der wehmüthigen Stimmung des enttäuschten Patriaten schrieb er damals die Worte nieder: „Ein anderes Deutschland, sa mußte ein jeder glauben, nicht das frühere, welches verschwunden war, solle sich aus dem Kampf entwickeln und gestalten. Die Jugend war nicht ohne höhere Auffarderung in den Kampf gegangen, der Krieg war ein gemeinschaftlicher aller Deutschen. Wo ist nun, fragte man, das Deutschland, dem der gemeinschaftliche Kampf galt? Dasjenige, wafür man sein Leben wagt, erfüllt uns eben durch eine positiae Realität; wenn es auch fruher mehr als ein Ersehntes, denn als ein Wirkliches da war, sa tritt es dach und ganz nathwendig nach dem Kampfe als eine Macht hervor, und zwar als eine palitische, die sich nicht abweisen läßt. Alle jungen Krieger, darunter die varzüglichsten, durch Geist und Kraft am meisten ausgezeichneten, wurden Politiker. Wo ist das Deutschland, fragten sie, füe welches zu kämpfen wir aufgefardert wurden? Es lebt in unserm Innern. Zeigt uns, wa wir es finden, oder wir sind genäthigt, es uns selbst zu suchen."

Wir Glücklicheren aermögen den Schmerz der heldenmüthigen Streiter nachzufühleu, die auf der Wahlstatt für ein hahes Ideal, für Deutschlands Größe und Einheit ihr Leben eingesetzt hatten und in ein zerrissenes, van Particularinteressen beherrschtes Vaterland zurückkehrten. Allein wir wissen auch, daß das Deutschland van 1813 noch nicht die palitische Reise besaß, als einheitlich ganzes in dee eurapäischen Staatengenppe eine achtunggebietende, geschweige daminirende Stellung einzunehmen. Die Kriegs- und Reaalutionsstürme, die seit der Schlacht bei Waterlaa über unser Vaterland gebraust sind, waren eine histarische Nothwendigkeit, dem Föhn vergleichbar, der die Luft klärend den Frühling verkündigt. Erst 1870 war die Zeit erfüllt, die der Dichtermund var langee Frist geweisfagt hatte. Erst auf den Schlachtfeldern van Frankreich im aufgedrungenen Kampfe sollte das Blut, das Deutschlands Söhne verspritzten, Germaniens Stämme zu unauflöslichem Bunde zusammenschweißen.

Mittheilungeu uud Nachrichten.

* Es bestätigt sich, daß der Gesetzentwurf über die Disciplinarverhältnisse der Privatdocenten, welcher soeben den preußischen Universitäten zur Begutachtung zugegangen ist und demnächst an den Landtag gelangen wird, die Privatdocenten gleich den Professoren unter das Disciplinargesetz für die nicht-richterlichen Beamten stellt, alsa unter die provinciellen Disciplinarbehörden und in höchster Instanz unter das Staatsministerium. Die Facultäten behalten die Befugniß, ihrerseits Verweise zu ertheilen, und sollen vor der Einleitung jedes auf Entlassung eines Privatdocenten gerichteten Verfahrens gutachtlich gehört werden. Die Erörterung der Disciplinarverhältnisse der Privatdocenten ist, wie man weiß, durch Zweifel über die rechtliche Lage derselben veranlaßt worden und die Vorlage ist vom Standpunkte der Regierung aus in erster Reihe dazu bestimmt, den Zweifeln ein Ende zu machen. Mit dem Ergebniß, der Gleichstellung mit den Professoren, können die Privatdocenten sehr zufrieden sein.

yo. **Berlin**, 9. Febr. An die Gedächtnißworte für die im Laufe des Jahres verstorbenen Mitglieder der „Gesellschaft für Erdkunde“ knüpfte der Vorsitzende Prof. Dr. Karl von den Steinen in der gestrigen Monatssitzung der Gesellschaft geschäftliche Mittheilungen; er theilte ferner den Inhalt eines von den Brüdern Sarasin aus Macassar eingelaufenen Briefes mit, aus dem die Absicht der Reisenden hervorgeht, nach einer Durchforschung des Südostens von Celebes im kommenden Sommer nach Europa heimzukehren. Von den der Gesellschaft zugestellten Geschenken sei die große Südpolarkarte von v. Haardt besonders erwähnt. Als erster Redner des Abends berichtete der durch seine Besteigung des Kilima-Ndscharo bekannte Forscher Dr. Hans Meyer (Leipzig) über eine im Frühjahr 1895 unternommene Wanderung auf der Insel Teneriffe und die Besteigung des Pic von Tenerife. Die Insel, von Genua in fünf Tagen, von Hamburg in zehn Tagen zu erreichen, liegt auf der großen maritimen Heerstraße und bietet mit ihrem milden Klima und ihrer während des Februar und März schon blühenden Vegetation, ihrer imposanten, durch die vulkanischen Gebirge so interessanten Landschaft ein paradiesisches Ruheplätzchen dar, dessen Besuch namentlich von Deutschen mehr beliebt zu werden verdiente. Humboldts Beschreibung, die geologischen Studien Leopold v. Buch, die Forschungen Berthelots, Smiths und anderer haben dennoch der Wissenschaft noch manch interessantes Problem übrig gelassen und namentlich bedarf die kartographische Darstellung der Insel noch der Correctur. Teneriffe, nach dem letzten König der Urbewohner so genannt, gehört zu der nach dem westnordafrikanischen Volksstamme Canar benannten Inselgruppe und gewährt beim Herannahen mit seinem, das Haupt von dichten Wolken umhüllenden Vulcan, dem Pic, einen packenden Anblick. Feuer und Wasser als Vulcan und Regen zusammen mit dem Einfluß der atmosphärischen Luft zeigen hier sichtbar ihre Arbeit an dem Aufbau der Insel, die sich von Südosten her auf einem Diabassockel aus dem Meere hebt. Spärliche Euphorbien und filzige Pflanzen an der Südküste deuten auf die heiße Region, der die Südküste angehört. Die Vegetation entspricht der westafrikanischen Küstenflora auf dieser Südseite. In Eruptionskegeln steigt das Land nach Nordwest an und durch den Einfluß des Golfstromes und der Passate wird in den höheren Regionen ein Paradies geschaffen, wo Malvasierwein gedeiht und der Dinchenbaum, dessen Vorfahren in der südeuropäischen Tertiärflora zu suchen sind; wie denn überhaupt das einstige europäische Tertiärklima dem von Tenerife ähnlich gewesen sein muß. Das Terrain steigt in der Mitte zum Rückgrat der Insel, der sogenannten Cumbre, bis zu fast 2000 m an. Pinien und Lorbeerwälder finden wir heute noch auf den Höhen, wofür unten hat Spanien den Wald von Kiefern arg verwüstet, aus dessen Holz es einst die Armada zimmern ließ und den es dann ohne nachzupflanzen schonungslos behandelt hat. Auf der Westseite der Cumbre steigt als jüngster vulcanischer Aufbau der Pic heraus. In fünf Hauptmassen wurden die Volcane, aus denen die Insel sich zusammensetzt, einst aus dem Erdinneren aufgeworfen. Ihre Richtung Nordost-Südwest führt in der Verlängerung zum Atlas hin, jener mächtigen Falte der Erdrinde, die ebenso wie die Vulcane der Inseln Madeira aufweist. Die Fortsetzung der Faltung unter dem Meere hat in einer Bruchspalte wahrscheinlich zuerst die drei kleinen Lavainseln von Anaga, Teno und Adeje im mittleren Pliocän entstehen lassen. In einer zweiten Eruptionsperiode hob sich dazwischen die Cumbre empor und endlich in einer dritten, mächtigen der Pic. Kleinere Eruptionen, wie sie selbst in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts bekannt geworden sind, mögen die Ramblettas, den Cañadas Circus und den Gipfelkegel des Pikón aufgeworfen haben. Atmosphäre und Regen haben diese Vulcankegel machtvoll zerfetzt, und der Vortragende stieg von den lachenden Feldern in der Ebene in einem Tage hinauf zum Gipfel des Pic, durch alle Vegetationen und Klimate der Erde. Nach dem schneereichen Winter von 1894, der noch auf einer Höhe von 1900 m über dem Meere den Schnee zurückgelassen, stieg der Vortragende mit 2 Arrieros und Maulthieren nach Ende der Frühlingsgewitterstürme von Orotava aus durch grüne Felder in drei Stunden bis zu der durch Lupinen bezeichneten Culturgrenze 1250 m auf. Nun betrat man die dichte Erikaregion, in ihr die echten grünen kanarischen Zeisige umflatternd, deren goldgelbe singende Vettern ihre Heimath zumeist im deutschen Harz haben, was ihre zahlreiche Anwesenheit an den Küsten der Canarischen Inseln zum Verkauf für die Fremden nicht hindert. Bei dem klaren feuchten Wetter über 1300 m wirkte die Strahlung der Sonne sehr empfindlich, durch Wolken und feinen Regen stieg man höher hinauf. In einer Höhe von 1800 m lösten sich die Wolken in Nebel auf. Schnee lag 1900 m hoch in der schwarzen geschichteten Lava und Lapilliströmen, wohin die Sonne nicht gedrungen war. Der 2020 m hoch gelegene, aus Lavaströmen gebildete Cañadas Circus, aus dem der Pic aufgewachsen ist, bildet eine Ellipse von 20 Kilometer Längs- und 12 Kilometer Querachse und bedeckt mit seinem Bimsstein ein Areal von $3^1/_2$ deutschen Quadratmeilen. Von den 100 Fuß hohen steilen Wänden des Gipsels ergießen sich, gleichsam einen Kragen darstellend, Trachyt- und Obsidianströme herab. Das öde, gelbe Gestein, das geringe Thierleben, die vereinzelte graugrüne Retame, die sehr klare, trockene Luft gibt trotz des Schnees den Cañadas etwas Wüstenhaftes. Von 3050 m, wo sich die Estanzia de los Alemanes, nach Humboldt genannt, befindet, stieg der Vortragende mit einem Arriero aufwärts. Durch körnigen Schnee vordringend, traf man auf 3070 m Höhe ein Steinhaus, das als Unterschlupf für die Nacht diente. Kurz nach Sonnenaufgang war bei starkem Wind und klarem Himmel die Temperatur hier 3° Celsius. Am folgenden Morgen erblickte man eine Doppelsonne, durch die Spiegelung der Sonne im Meere erzeugt. Von dem Pitónkegel in seinem graugelben Bimssteinmantel gehen kleine Dampfwölkchen aus, die dessen Spitze von Schnee freihalten. Der Pic, der selbst 12,000 Fuß über dem Meere aufsteigt, wird in abnormer Weise an seiner Spitze vom Nordost umweht. Er würde, wenn feuerspeiend, nach Humboldt auf 260 Seemeilen als Leuchtthurm dienen. Im Innern des Kraterkessels finden sich schachtartige Oeffnungen, aus denen noch stoßweise Dampf ausströmt, so daß noch nicht alle vulcanische Thätigkeit erloschen ist. Die Frage nach Abstammung der Urbevölkerung der Canarischen Inseln, deren Blut heute noch in den Adern der sich mit Stolz als echte Spanier bezeichnenden Einwohner rollt, ist durch die Untersuchung und Vergleichung von Schädelfunden, die Dr. Hans Meyer mitgebracht hat, durch Dr. v. Luschan ihrer Lösung bedeutend nähergeführt worden. Man hat die hellfarbige, helläugige, groß gewachsene, blonde, den Kabylen ähnliche Inselbevölkerung, die bis zum 15. Jahrhundert hier intact in einer Steinzeit ohne Kenntniß der Metalle, ja selbst der sonst mit dem Hackan verbundenen Hausthiere, wie z. B. des Huhnes, lebte, jedoch einen seltenen Adel der Gesinnung zeigte, als versprengte Reste von Numidiern, Phöniziern, Syrern, ja selbst von Vandalen angesprochen, wobei man den Culturzustand zu wenig berücksichtigte, da den Bewohnern jede Kenntniß von Schiffahrt und Schrift fehlte. Nach Dr. v. Luschan haben drei Racen hier gelebt, eine dolichocephale, den neolithischen Südeuropäern, besonders den heutigen Berbern verwandte, die schon während der Steinzeit auf den Inseln gewesen sein müssen und den Hauptheil ihrer Bevölkerung bilden, eine mesocephale, wohl hamitischen Ursprungs, und eine hypsobrachycephale, der präsemitischen Race Vorderasiens verwandt. Die Schädel zeigen vielfach Spuren von Eingriffen, selbst von Perforation, wie wir es an Peruaner- und Neubritannierschädeln durch religiösen Brauch oder chirurgischen Eingriff verursacht vorfinden. Der Vortrag ward durch zahlreiche Photographien dem Zuhörer auf das beste illustrirt. — Prof. Dr. O. Warburg, der als Zoolog die Molukken durchforscht hat, sprach alsdann über die Frage: Wer ist der Entdecker der Gewürzinseln (Molukken)? Neben dem Interesse für die Auffindung des Seewegs nach Indien tritt das Interesse nach der Entdeckung der Gewürzinseln, woher der Reichthum von Venedig und Genua im 16. Jahrhundert stammte, zurück. Malayische Schiffer werden wohl schon vor den Portugiesen den Weg zu der Heimath der Nelken und Muscatnüsse gekannt haben, aber wer der eigentliche Entdecker der Molukken ist, stand bisher nicht sicher fest. Es existiren zwei Versionen, eine portugiesische und eine italienische. Nach der ersteren sandte Albuquerque nach der Festsetzung der Portugiesen in Indien den Antonio D'Abreo 1511 mit 3 Schiffen ostwärts. Er gelangte erst nach Java, dann nach Amboin und Banda, wo die Portugiesen, gastfrei aufgenommen, eine mit Waffen geschmückte Säule zu Ehren des Königs Emanuel errichten durften. Die nördlichen Molukken hat dann sein Unterbefehlshaber Francesco Serrano, ein Freund Magellans, zuerst besucht und ist dort, nachdem er großen Einfluß gewonnen hatte, 1521 durch Gift gestorben. Diese Thatsache findet sich in der Literatur meist so dargestellt, nirgends findet sich die erst jüngst von holländischen Forschern gemachte Entdeckung, daß die Entdeckung der Molukken dem Italiener Ludovico Barthema zu danken sei. Dieser will auf einer Reise durch Persien und Indien bis nach China, von Mohammedanern und nestorianischen Christen geleitet, die Gewürzinseln zuerst betreten haben und hat ein

Digitized by Google

Werk über diese Reisen veröffentlicht, das während des 16. und 17. Jahrhunderts in mehr als 36 Auflagen in italienischer, lateinischer, deutscher, spanischer und englischer Sprache erschienen ist und zweifellos einen weiten Leserkreis gefunden hat. Barthema will, von nestorianischen Christen aus Saenan, einem nicht bekannten Orte in China, begleitet, in 15 Tagen auf kleinen Schiffen schon im Jahre 1505 bis Borneo und Java und alsdann zu den Molukken gereist sein, 1508 ward er dann nach der Rückkehr in die Heimath zum portugiesischen Ritter für seine Verdienste um die Flotte erhoben und schon 1511 erschien die erste italienische Ausgabe seiner Reisebeschreibung. Es erscheint sonderbar, daß ein solches Buch übersehen wurde, sei es aus Mangel an Kritik, sei es aus bösem Willen. Allein bei näherer Prüfung der Barthema'schen Reisebeschreibung erhoben sich so gewichtige Bedenken und Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Autors, daß die jüngst gemachte holländische Ausgabe doch erheblich in ihrem Werthe beeinträchtigt wird. Es ergibt sich die Thatsache, daß Barthema die Molukken niemals besucht hat. So stellt er den Muscatnußstrauch als in seinem Stamm dem Pfirsichbaum ähnlich dar, läßt die Nüsse ausschließlich im September gesammelt werden, während sie das ganze Jahr über reifen. Auch in seiner Beschreibung der Nelken ist er im Widerspruch mit dem zeitgenössischen glaubhafteren Autor Barbosa. Baara schildert er als flach, ihr Klima sei gemäßigt, die Jahreszeiten wie bei uns, während die Molukken durchaus vulcanisch sind; auch in der Schilderung der Bewohner, die er einerseits als sehr tiefstehend ohne Staatseinrichtungen, andrerseits als im Besitze indischen Geldes darstellt, berichtet er fast das Gegentheil der Thatsächlichen. Die Bewohner von Java, die schon im 15. Jahrhundert vielfach zum Islam übergetreten waren, schildert er als cannibalischen Bräuchen anhängend, während doch jede Spur solcher Zustände gerade hier, wo Buddhismus und Islam Boden gefunden haben, verschwunden ist. Der Umstand, daß er Java als kalt bezeichnet, läßt darauf schließen, daß Barthema in die Antarktis vorgedrungen zu sein sich rühmen wollte. Die Windverhältnisse in jenen Gegenden, die Erfahrungen von Marco Polo bis zu Capitän Jacobsen über die Schwierigkeiten und die Langsamkeit der Reisen im Indischen Archipel, geben den evidenten Beweis, daß wahrscheinlich Malakka die Grenze der Reisen Barthema's bildet und er die Molukken niemals erreicht hat. Die Darstellung Barthema's scheint als Zusatz zu Barbosa's Werk, das als Memorandum für Karl V. bestimmt war und ihm 1517 in der Audienz, die Magellan bei ihm hatte, vorgelegt worden ist, darauf hingezielt zu haben, den jungen Fürsten für die Ausbreitung der spanischen Macht nach Osten hin gegen portugiesische Ansprüche zu gewinnen und die Expedition Magellans zu fördern.

* **Berlin.** Die bisher bekannt gewordenen, mit den Röntgen-Strahlen hergestellten Photogramme waren auf lichtempfindlichen Trockenplatten hervorgerufen und von diesen Platten dann auf photographisches Papier kopirt. Auf diesen Glasplatten erscheint alles für die X-Strahlen wenig oder gar nicht Durchlässige des Objects nach der Entwicklung farblos, durchsichtig und die nach der Platte gefertigte Copie zeigte es also schwarz, z. B. Knochen, Ringe ꝛc. Außerdem waren alle diese Copien nur Spiegelbilder der eigentlichen Objecte, d. h. es war bei ihnen rechts und links vertauscht. Auf Anregung des Dr. Heseliel hat nun Privatdocent Dr. Feenzel in der Landwirthschaftlichen Hochschule versucht, auf dem neuen Heseliel'schen Bromsilber-Papier directe Schattenbilder des aufzunehmenden Gegenstandes zu erhalten, und es ist bestens gelungen. Man hat nur nöthig, den mit X-Strahlen zu photographirenden Gegenstand auf das Papier zu legen, die Aufnahme zu bewirken und man erhält sogleich ein richtiges, nicht umgekehrtes Bild auf gelatinartigem Papier. Interessant ist, daß man auf diese Weise sich sehr wohl sogleich eine ganze Anzahl von Bildern auf einmal herstellen kann. Man muß zu diesem Zweck nicht ein Blatt, sondern deren mehrere unter das Object legen, die X-Strahlen gehen durch die oberen Blätter hindurch und wirken auf die unteren noch ganz vorzüglich.

* **Berlin.** Geheimrath Prof. Dr. v. Bergmann äußerte sich in der Universitätsklinik über die Röntgen'sche Erfindung, dieselbe sei für viele andere Wissenszweige erheblich werthvoller als für die Chirurgie; ihre Anwendung könne in der Chirurgie noch zu vielfachem Mißbrauch führen. Doch wolle er durchaus nicht der Entwicklung dieser Entdeckung auch für die Chirurgie seine Anerkennung verweigern; die Entdeckung bedeute einen werthvollen Zuwachs der chirurgisch-diagnostischen Hülfsmittel.

-l. **Genf.** 7. Febr. Das öffentliche Interesse in unsrer Stadt ist gegenwärtig nicht, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, auf politische Streitfragen und Parteikämpfe gerichtet, sondern auf einen Gegenstand, der alle Kräfte der Bürgerschaft zu gemeinschaftlichem friedlichen Wirken vereinigt hat; auf die schweizerische Landesausstellung, die in diesem Jahre in Genf stattfindet und deren Eröffnung für den 1. Mai bevorsteht. Dieses große nationale Unternehmen würdig durchzuführen, sind die umfassendsten Vorbereitungen und Maßnahmen getroffen worden; das Ausstellungsfeld wurde trefflich gewählt, es befindet sich in unmittelbarer Nähe der Stadt und erstreckt sich von der belannten Plaine de Plainpalais über die Arve bis zum Bois de la Bâtie. Die Ausstellungsgebäude und Festhallen sind bereits in gediegener und künstlerisch geschmackvoller Arbeit errichtet. Die Oberleitung mit den Ausschüssen und Commissionen für die zahlreichen Gruppen haben mit rastlosem Eifer eine umsichtige und erfolgreiche Thätigkeit entwickelt, so daß das Gelingen dieses schweizerischen Arbeitsfestes schon im voraus nis gesichert erscheint. Auch die alte Rhonestadt selbst hat in Erwartung der Landesausstellung und im Bewußtsein der Ehre, die ihr dadurch widerfahren, sich seit Jahren gerüstet und geschmückt, um die Eidgenossen sowohl, als auch die fremden Gäste von nah und fern aufs beste empfangen zu können. Die Hafendämme des Sees wurden erweitert und, den modernsten Anforderungen entsprechend, verschönert; die öffentlichen Anlagen und Promenaden sind zum Theil neu zu ihrem großen Vortheil umgestaltet, alte, düstere Gassen abgebrochen und durch freundliche Straßen voll Licht und Leben ersetzt worden, und selbst eine neue monumentale steinerne Brücke, welche den Bahnhof direct mit dem Ausstellungsgebiet verbindet, wurde mit bedeutendem Kostenaufwande erbaut. Endlich hat man auch zu dem in unsrer Stadt schon bestehenden gewaltigen Turbinenwerke des Rhonestroms ein zweites, noch großartigeres Wasserwerk etwa fünf Kilometer unterhalb Genfs, in der Nähe des Dorfes Chèvres, hergestellt, dessen Riesenkräfte in kurzem in Betrieb gesetzt werden sollen. — Und so hat die bevorstehende Ausstellung schon jetzt sich als heilsam für Genf erwiesen, indem sie Dinge ins Leben rief, welche für jedermann von dauerndem Nutzen sein werden. Sie hat auch den Geist rührigsten Schaffens auf dem Gebiete des Gewerbes und der Industrie, sowie der schönen Künste geweckt, sie hat die Bande der Zusammengehörigkeit unter den Bürgern aller Stände und Meinungen befestigt und die Genfer, die in ihrem natürlichen Hange zur Freiheit nur gar zu gern sich gehen lassen, den Werth der Anstrengung, der Pünktlichkeit und Ordnung kennen gelehrt. So steht denn zu erwarten, daß die diesjährige Ausstellung der schweizerischen Landesproduction für unsre Stadt ebenso günstig wirken werde, wie dies vor 13 Jahren für Zürich der Fall gewesen. Die schweizerische Landesausstellung von 1883 wurde für Zürich zum Ausgangspunkt eines mächtigen Aufschwungs. Durch den glänzenden Erfolg, welchen dieselbe erlangte, ist sich Zürich all seiner Kräfte bewußt geworden und hat sich in Folge dessen in einer Weise entwickelt, welche das Erstaunen aller derjenigen erregt, die noch die alte, enge Limmatstadt gekannt haben. Und so gab das Gelingen dieses vaterländischen Werkes auch der gesammten Schweiz das stolze Gefühl ihrer reichen intellectuellen wie materiellen Schätze, und aus dem Bewußtsein ihrer Stärke gegenüber der fremden Concurrenz erwuchs das allgemeine Verlangen, daß von Seiten der eidgenössischen Behörden die nationale Production nach Kräften gefördert werde. Als Frucht dieser Bewegung entwickelte sich zunächst auf Schweizerboden, als Ergänzung des Primarunterrichts, das gewerbliche und technische Unterrichtswesen, das bis vor 1883 noch sehr darniederlag. Kaum ein Jahr nach der Züricher Ausstellung beschlossen die eidgenössischen Kammern auf Antrag des Bundesrathes, die Hebung des Gewerbeunterrichtes in die Hand zu nehmen und die Gründung von Gewerbeschulen durch genügende Subventionen zu fördern. Gegenwärtig zählen diese Anstalten in der Schweiz zusammen mehr als 11,000 Schüler und über 660 Lehrer. Die Ausgaben zu diesem Zwecke belaufen sich auf mehr als anderthalb Millionen Franken, von denen ein Viertel der Bund trägt. Die Ausstellungen für gewerbliches Unterrichtswesen, welche 1890 in Zürich und 1892 in Basel auf Veranlassung des eidgenössischen Departements für Industrie und Landwirthschaft stattfanden, bekundeten bereits einen sehr erfreulichen Aufschwung nach dieser Richtung hin. Die 1883 von Zürich ausgegangene Anregung erstreckte sich auch auf andere Gebiete und rief die periodischen Kundgebungen Schweizer Künstler, wie Maler, Bildhauer, Graveure, Keramiker u. a., hervor, ebenso die vielfachen Landes- und cantonalen Ausstellungen für Acker- und Weinbau, Vieh- und Fischzucht, welche alle während der letzten zehn Jahre an verschiedenen Orten der Schweiz, in Neuenburg,

Basel, Zürich, Teufen, Appenzell, Freiburg, Luzern, Frauenfeld, Yverdon u. s. w., abgehalten worden, und wo die Industriellen und Producenten der Schweiz in edlem Wettbewerb ihre Kräfte unterhalb größerer oder kleinerer Kreise maßen. Alle diese Ausstellungen waren aber zugleich auch Vorbereitungen für das Fest der Schweizer Arbeit, zu welchem Genf dieses Jahr seine Bundesbrüder eingeladen hat. — Genf ist der jüngste Canton der Eidgenossenschaft und bei vielen Deutschschweizern herrschen noch gar manche Vorurtheile gegen die „Welschen", welche ihnen noch immer wegen ihrer Sympathien für französisches Wesen verdächtig sind; daß diese Vorurtheile in keinerlei Weise begründet sind, und daß Genf an werkthätigem Patriotismus und an opferwilliger Hingebung an das gemeinschaftliche Vaterland keinem der älteren Cantone nachsteht, das wird seine in großartigem Maßstabe vorbereitete und organisirte Ausstellung darthun. Genf will sich bei dieser Gelegenheit auch der hohen Ehre würdig zeigen, mit der die Eidgenossenschaft es ausgezeichnet hat, indem sie einen seiner Söhne, Hrn. Adrien Lachenal, zu ihrem diesjährigen Präsidenten erwählte. In seiner Gegenwart soll die Ausstellung am 1. Mai eröffnet werden, und der schweizerische Bundespräsident wird sich alsdann seiner Vaterstadt nicht zu schämen haben.

C. **London**, 10. Febr. Der am 7. Februar, wie bereits erwähnt, in Canterbury gestorbene Bibliothekar des Lambeth-Pallasts, Dr. **Reinhold Rost**, war 1822 zu Eisenberg in Sachsen-Altenburg geboren. Nachdem er 1847 in Jena promovirt hatte, ging er nach England. Drei Jahre später ward er zum Lector der orientalischen Sprachen an der Universität Cambridge ernannt, 1863 zum Secretär der kgl. Asiatischen Gesellschaft und 1867 zum Bibliothekar des Lambeth-Amts. Zu seinen bedeutendsten Leistungen als Orientalist gehört eine Abhandlung über die Quellen der alten birmanischen Gesetze und ein beschreibender Katalog der Palmblätter-Handschriften der kais. Bibliothek in Petersburg. Die meisten Artikel der „Encyclopaedia Britannica" über orientalische Sprache und Literatur haben Rost zum Verfasser. Auch war er Redacteur des „Oriental Record".

* **Paris**, 10. Febr. Die **Académie Française** stellte in ihrer letzten Sitzung mit 14 gegen 10 Stimmen die im Jahre 1879 abgeschaffte **Erörterung der Verdienste** ihrer Candidaten wieder her. Diese war damals auf den Antrag des Philosophen Caro für überflüssig erklärt worden, nachdem die Besprechung der rein politischen und durchaus nicht literarischen Candidatur des Herzogs d'Audiffret-Pasquier zu unliebsamen Discussionen geführt hatte. Heute ist es der älteste Akademiker, der am 15. Februar ins 90. Lebensjahr tretende Legouvé, welcher durch eine beredte Ansprache seine Collegen dazu vermochte, zur Erörterung der Verdienste zurückzukehren. Eine solche ist von jeher in den Akademien der Wissenschaften und der Inschriften üblich gewesen und dort, wo es sich um weniger offenkundige wissenschaftliche Verdienste handelt, allerdings sehr am Platze. In der Académie Française dagegen, welche ihrer Ueberlieferung gemäß nur Größen ersten Ranges aus allen Gebieten des Wissens und namentlich der Literatur aufnimmt, sind die Candidaten von vornherein so bekannt, daß jeder Akademiker schon seine vorgefaßte Meinung hat und die Erörterung daher ziemlich unnütz ist. Die meisten Schriftsteller der Akademie zeigten sich ihr abgeneigt und der stummen Stimmenabgabe gewogen, weil sie keine Redner sind und den überwiegenden Einfluß der zungenfertigen Politiker und Professoren auf die Wahl fürchten. Aber auch sie erhoben nur schüchterne Einwände, um den alten Legouvé nicht die Freude zu verderben und weil dieser in der That eine vorzügliche Vertheidigungsrede gehalten hat, die er nachträglich für den „Temps" niederschrieb. Er machte darin geltend, daß die Erörterung sehr viel zur Wahl von Littré, Renan, Taine und Dumas beigetragen, indem sie die ungünstigen Vorurtheile gegen diese Freigeister zerstreute. So habe er selbst z. B. gegen Guizot die Moralität von Dumas' Sittenstücken vertheidigt und dadurch seine Wahl befördert. Legouvé scheint ganz bereit zu sein, den gleichen Liebesdienst auch den Romanen Zola's zu erweisen, auf den er in seiner Rede als auf den „Führer des zeitgenössischen Romans" anspielte. Es ist möglich, daß einige Akademiker auch gerade im Hinblick auf Zola's Candidatur für die Erörterung der Verdienste stimmten, denn die Sitzung, worin die Gegner Zola's die gewagtesten Naturalismen seiner Werke ins Feld führen werden, würde jedenfalls nicht zu den langweiligen gehören. — Der Director der „Libre Parole", Edouard Drumont, würde es ganz in der Ordnung finden, wenn jemand sich wirklich der Mühe unterzöge und eine Blüthenlese der Schmutzereien Zola's zum Gebrauch der Akademiker, welche seine Romane nicht gelesen haben, veranstaltete. Sollte Zola dann trotzdem gewählt werden, so dürfte kein Akademiker es mehr wagen, von der „Wiederauferstehung des Idealismus" zu sprechen, wie Brunetière, oder davon, „Frankreich eine neue Seele einzuflößen", wie de Vogüé.

* **Bologna.** Hier wird seit einigen Tagen mit großer Festlichkeit das 35jährige Jubiläum des berühmten Dichters Giosuè Carducci als Professor an unsrer Universität gefeiert. Deputationen gehen in seiner Wohnung aus und ein, und zahlreiche Geschenke wurden dem Poeten, der unlängst 60 Jahr alt geworden, von officiellen Körperschaften und Verehrern überreicht. Darunter befindet sich auch eine prächtige, mit Miniaturen geschmückte Pergamenthandschrift der Gedichte Petrarca's aus dem 14. Jahrhundert, welche ihm seine Verleger Zanichelli darbrachten. Die Petersburger Universität sandte dem Dichter, der bekanntlich seit Jahren Mitglied des italienischen Senates ist, eine goldene Medaille.

C. **Athen**, 9. Febr. Der Director des Deutschen Archäologischen Instituts, **Dörpfeld**, hat bei den **Ausgrabungen** am **Theseion** eine Büste des römischen Kaisers Antonius Pius entdeckt; Bart und Haar zeigen Spuren von Vergoldungen. Dörpfeld hofft auch bald den Pantheon des von Pausanias beschriebenen Basileions oder der Stoa aufzufinden. Der Director der englischen Schule hat die Ausgrabungen auf Milo begonnen.

* **Washington.** Die **Smithsonian Institution** beging am 22. Januar die Feier ihres 50jährigen Bestehens. Es wurde beschlossen, dem Gründer des Instituts, James Smithson, auf seinem Grabe in Genua, sowie in der dortigen englisch-amerikanischen Kirche Gedenktafeln aus Bronze zu errichten. In dem verlesenen Jahresbericht wird auf den Niedergang der Büffelherden im Yellowstone-Park hingewiesen und befürwortet, den Rest der Herde, die kürzlich von Wilddieben fast ganz zusammengeschossen worden, nach dem zoologischen Nationalpark der Stadt Washington überzuführen. Der Secretär der Gesellschaft hob ferner rühmlich die hohe Bedeutung der deutschen zoologischen Station in Neapel hervor, die als das wichtigste zoologische Laboratorium der Welt zu betrachten sei. Amerikanischen Forschern und Studenten ist daselbst gegen Miethgebühr eine Stelle eingeräumt, was sich so vorzüglich bewährte, daß acht der wichtigsten naturwissenschaftlichen Gesellschaften und 200 angesehene Naturforscher der Vereinigten Staaten ihre Bitten dahin vereinigen, die Fortdauer dieser Einrichtung zu sichern.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 9. bis 11. Februar folgende Schriften eingegangen:

Moriz Ritter: Die deutsche Nation und das deutsche Kaiserreich; Rede. Bonn, Röhrscheid u. Ebbecke 1896. — **Ernst Zitelmann**: Die Gefahren des bürgerlichen Gesetzbuches für die Rechtswissenschaft; Rede. Ebd. — **Dr. F. Endemann**: Einführung in das Studium des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. I. Theil. Einführung; Allgemeiner Theil; Recht der Schuldverhältnisse. Berlin, Karl Heymann 1896. — **A. Cordes**: Die Reform der Schwurgerichte. (2. Aufl. der Schrift: Schwurgericht oder Schöffengericht?) Bremen, M. Heinsius Nachfolger 1896. — **Dr. Willibald Beyschlag**: Bischof D. Reinkens und der deutsche Altkatholicismus. Berlin, Hermann Walther 1896. — **Dr. Eugen Heinrich Schmitt**: Die Religion des Geistes. III. Jahrg. Heft 1. Leipzig. Alfred Janssen 1896. — **Gustav Adolf Müller**: Christus bei Josephus Flavius. Jansbruck, Wagner 1895. — **J. Winter u. Aug. Wünsche**: Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons. Lfg. 25 (Schluß). Trier, Sigmund Mayer 1896. — **Alfons Huber**: Geschichte Oesterreichs. V. Bd. Von 1609—1648. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1896. — **Aus dem Lande der Sunheli**. Th. 1. Reisebriefe und Zuckeruntersuchungen am Pangoni von **Gustav Meinecke**; Vegetationsbilder von Dr. **Otto Warburg**. Mit Illustrationen und Karte. Berlin, Deutscher Colonialverlag 1895. — *Giuseppe Rigutini e Oscar Bulle:* Nuovo Dizionario Italiano-Tedesco. 6. Lfg. Leipzig, Bernhard Tauchnitz; Mailand, Ulrico Hoepli 1896. — **Versuche mit X-Strahlen** nach Prof. Röntgen, ausgeführt im Physikal. Staatslaboratorium zu Hamburg (8 Tafeln). Hamburg, Strumper u. Comp. 1896. — **Wilhelm Weigand**: Der zwiefache Gros; Erzählungen. München. G. Franz 1896. — **Karl L. Leimbach**: Ausgewählte deutsche Dichtungen. X. Bd. 2. Lfg.: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. VI. Bd. 2. Lfg.: Leipzig u. Frankfurt a. M., Kesselring.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 13. Februar. Nummer 36.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Ueberſicht.

Zur Erinnerung an drei Siebenbürger Deutsche. — Ueber ein verschollenes Seitenstück zur Emilia Galotti. Von Sigmund Schott. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Erinnerung an drei Siebenbürger Deutsche.

ch. Die Beilage der Allg. Ztg., deren Streben es ist, in erster Linie eine Revue deutschen Geisteslebens zu sein, das bekanntlich nicht in den Grenzen des Deutschen Reiches eingeschlossen ist, schuldet noch ein Wort des Nachrufes und der Würdigung drei Männern aus dem Siebenbürger Sachsenland, die das Jahr 1893 dem Leben entrissen hat und über die nun größere Arbeiten zum Theil vorliegen, zum Theil vorbereitet wurden: Bischof G. D. Teutsch, Professor Mich. Albert und Rector Joh. Wolff. Noch nie hat das sächsische Volk soviel in einem Jahr an geistiger Kraft verloren, denn deutsches Geistesleben fand in all den Dreien hervorragende Träger.

Der älteste von ihnen ist Bischof Teutsch gewesen, geb. 1817 in Schäßburg.[1]) Er war erst Lehrer, dann Gymnasialdirector in Schäßburg, 1863—67 Pfarrer in Agnethlen, von 1867 an Bischof der evangelischen Landeskirche. Sein Leben ist innig mit der ganzen Zeitgeschichte der Sachsen von 1840 an verknüpft. Als in den vierziger Jahren auch in Siebenbürgen neues Leben erwachte, als es als nothwendig empfunden wurde, eine Verjüngung des Volkes von innen heraus herbeizuführen, da war er einer der eifrigsten an dieser Arbeit. „Was könnte man aus diesem Volk machen, wenn man sich seiner annähme!“, das war ein oft wiederkehrender Gedanke in seinen Briefen, in den Aufmunterungen an die Freunde, bestimmend für seine Arbeit. Man kann sein ganzes Leben unter diesem Gesichtspunkte fassen. Denn die geistig sittliche Neubelebung, Kräftigung, Stärkung der Seinen liegt all seinem Thun zu Grunde, dem das eine Ziel immer vorschwebte, Protestantismus und Deutschthum in seinem Volk zu heben und zu läutern. Auch seine politische Haltung hängt damit zusammen. Im Jahre 1848 Anhänger einer bedingten Union Siebenbürgens mit Ungarn, in der den Sachsen Autonomie der Verwaltung, sowie in Kirche und Schule deutsche Sprache u. s. s. gewährleistet wurde, ergriff er mit seinen Volksgenossen die Waffen, als die Union das Gegentheil von all dem brachte. Als 1860 der Versuch gemacht wurde, ein Gesammtösterreich auf constitutioneller Grundlage durchzuführen, da mußte er mit seinen Volksgenossen dafür eintreten, weil in dieser Form das deutsche Leben der Sachsen am ersten gesichert erschien. Als 1867 wieder die Union Siebenbürgens mit Ungarn durchgeführt wurde, da hat er wie seine Volksgenossen die schwersten Bedenken dagegen gehabt, weil die Erfahrungen von 1848 zu deutlich redeten. Und wie Recht sie mit einander hatten, das hat die Entwicklung seit 1867 gezeigt: nichts von all dem, was die Sachsen als Bedingung ihres Bestandes angesehen haben, ist unzerstört geblieben, außer der Kirche, und gegen diese wird eben jetzt ein neuer Sturmlauf vorbereitet.

Es ist nahezu das letzte Bollwerk der Siebenbürger Sachsen. Es zu diesem gemacht zu haben, ist auch ein Verdienst Teutschs. Bis 1850 stand die Verfassung der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen, wie der volle diplomatische Titel seit alter Zeit lautete, in inniger Verbindung mit der politischen Verfassung, indem die weltlichen Beamten als solche Mitglieder der kirchlichen Körperschaften waren. Als nach Aufhebung der Verfassung 1850 dieses unmöglich wurde, begann die evangelische Kirche die Arbeit, sich eine neue Verfassung zu geben, die 1860/62 endgültig zu Stande kam. Die evangelische Kirche gewann damit den alten Rechtsboden vollständiger Autonomie zurück, sie stellte sich ganz auf die Gemeinde, alle kirchlichen Vertretungs- und Verwaltungskörper wurden und werden durch Wahlen zusammengesetzt, die Gemeinde wählt sich den Pfarrer, die Landeskirchenversammlung den Bischof. Der eigentliche Schöpfer der Verfassung ist J. A. Zimmermann, sein tapferster Mitarbeiter war Teutsch. Und ihm war zugleich beschieden, als Bischof (September 1867) diese Verfassung zu vertheidigen und recht ins Leben einzuführen. Der ungarische Staat hat mehr als einmal schwerste Angriffe auch auf dieses Gut gemacht: Abtrennung magyarischer Gemeinden von der Landeskirche, Schmälerung der Staatsdotation, Einführung der magyarischen Sprache als obligater Unterrichtsgegenstand in alle Volksschulen, Zwang der ausschließlichen magyarischen Lehramtsprüfung für die Gymnasiallehrer, auch jene, die an nichtmagyarischen Anstalten sich anstellen lassen u. s. f. In all diesen schweren Fragen, in denen es immer galt, das Recht zu vertheidigen, war der Bischof an erster Stelle und der Gedanke der Pflicht, der sein ganzes Leben adelte, hat auch diesem Kampf seinen Charakter aufgeprägt. Die bedeutendsten Vorstellungen an den Reichstag und Se. Majestät im Kampf um die Schule sind gedruckt auch in den Monumenta Germ. paedagog. Band XIII. Er hat aber auch die neue Verfassung mit Geist erfüllt, sie ins Leben umgesetzt. Man mußte ihn sehen, wie er — der einzige Bischof, dem solches bisher möglich war — alle Gemeinden seiner Kirche (267) persönlich besuchte, in tagelanger Visitation die Wege zur Höhe wies, die Schwachen stärkte, die Starken hob, die Zagenden mit Muth erfüllte. Aus der Fülle seiner historischen Kenntnisse konnte er an vergangene Tage anknüpfen, das Leben des Einzelnen hineinstellen in das Volksganze, aus seinem tiefreligiösen Wesen die Gedanken des Göttlichen in den Sturm des Tages hineintragen und die sorgenvollen Herzen in die lichten Höhen reinen Glaubens heben; ihm stand auch das Wort zur Verfügung wie keinem zweiten. So wurde er Mittelpunkt nicht nur der Kirche, sondern des Volks, der Repräsentant seiner Einheit, die eben (1876) politisch vernichtet wurde.

Er hat zur Stärkung seines Volks insbesondere auch beigetragen durch Pflege der Wissenschaft, er war anerkanntermaßen der erste Historiker des sächsischen Volks. Schon in

[1]) Denkrede auf G. D. Teutsch. (In zwei Ausgaben, einer ausführlicheren und einer gekürzten herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Hermannstadt, 1894.)

Schäßburg in den Kreisen der jungen Lehrer war in den vierziger Jahren der Gedanke mit Ernst aufgenommen worden, daß die historische Wissenschaft berufen sei, die erschütterten Grundlagen des sächsischen Volkslebens, der nationalen Entwicklung neu zu legen. So begann er schon 1846 an einer Geschichte des sächsischen Volks zu schreiben, die in den 50er Jahren zuerst erschien, neu 1874 durch Hirzel (Leipzig) aufgelegt wurde. Es mag gestattet sein, das Urtheil von Wattenbach und Häusser über das Buch anzuführen. Der erste schreibt: „Hier war tüchtige historische Kenntniß, auf ernsten Studien beruhend, hier aber auch die dichterisch-schöpferische Kraft, welche allein vermag, die ferne Vergangenheit wiederzubeleben und dem Leser anschaulich vor Augen zu führen"; und L. Häusser schrieb: „Diese frische und anmuthige Verarbeitung des Quellenmaterials zu einer ebenso belehrenden wie anziehenden Volkslectüre hat mir einen hohen Genuß gewährt und ich habe dabei nur das eine wehmüthige Bedauern empfunden, daß wir nicht eine ähnliche Geschichte des gesammten deutschen Vaterlandes für das Volk besitzen". Für das eigene Volk hat diese Geschichte außerordentliche Bedeutung gehabt. Die Energie und Unmittelbarkeit des Volksgeistes, die daraus sprechen, haben zugleich diesen Geist im Volk erzogen; das Volk ist politisch, national an dem Buch gewachsen, der Gedanke, festzuhalten am angestammten Volksthum und durch Arbeit und Treue im großen und kleinen die Güter desselben zu bewahren, ist mit durch dieses Buch Gemeingut des Volks geworden. Neben dieser zusammenfassenden Darstellung, die leider nur bis 1699 geht, steht eine große Anzahl einzelner Abhandlungen, alle vom selben Geist getragen, die hier Schule gemacht haben, dazu Quellenwerke: Urkundenbuch Siebenbürgens, Urkundenbuch der evangelischen Landeskirche, ein Beweis, wie tief und breit die Grundlagen der eigenen Arbeiten waren. Dazu kam eine ausgedehnte Anregung auf Genossen, Freunde, Fernerstehende, die Leitung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, der der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens der Sachsen ist, so daß keine Arbeit auf historischem Gebiet erschien, an der er nicht irgend einen Antheil hatte. Die Sachsen in Siebenbürgen sind immer ein historisches Volk gewesen. Teutschs wuchtige und geistvolle Persönlichkeit hat sie noch mehr dazu gemacht.

Dabei verstand er es aber zugleich meisterhaft, dem Fortschritt der Gegenwart das Wort zu reden und den Blick in die Vergangenheit dazu zu verwerthen, Arbeitsfreude und muthiges Vorwärtsstreben zu fördern. Ihn selbst hielt ein wunderbarer Optimismus stets aufrecht, auch wenn schlimmste Mißerfolge im schweren Kampfe andere verzweifeln lassen wollten. Es war zuletzt Ausdruck jenes Gottvertrauens, daß nicht die Menschen, sondern Gott die Welt regiert.

Als ein wesentliches Mittel der Stärkung seines Volks erschien ihm der Zusammenhang mit Deutschland. In der That ist der nie unterbrochene geistige Zusammenhang der Sachsen mit dem „Mutterland", wie sie Deutschland nennen, eine Quelle der nationalen Erhaltung der Sachsen gewesen. Er hat diese Quelle neu geöffnet. In den Jahren nach 1848 hatte es die magyarische Emigration verstanden, überall warme Sympathien für das „unterdrückte ungarische Volk" zu erwecken, zugleich die Sachsen, entgegen allen thatsächlichen Verhältnissen, als Reactionäre zu verschreien. Da ist nun Teutsch es gewesen, der die große Arbeit aufnahm und in ihrem Haupttheil selbst besorgt hat, das deutsche Volk über die sächsischen Zustände, über Vergangenheit und Gegenwart der Siebenbürger Sachsen aufzuklären. Seiner rastlosen Thätigkeit gelang es zu schaffen, daß Deutschland endlich diesen verschlagenen Volksstamm als nicht unwerthe, im Geist der alten Heimath verbundene Söhne erkannte und behandelte. Daß der geistige Zusammenhang der Sachsen mit Deutschland und Deutschlands mit ihnen so fest und innig ist, das ist in erster Reihe Teutschs Werk. Persönliche Fäden hatte er zuerst auf einer großen Reise 1858 geknüpft, 1861 sandte ihn der neugegründete Gustav Adolf-Verein nach Hannover, der erste Ausdruck dessen, daß man ihn für berufen hielt, die große Aufgabe aufzunehmen, diese Fäden neu zu knüpfen; und seit 1862 die Hauptversammlung ihn in den Centralvorstand berufen, ist er nun Jahr für Jahr nach Deutschland gezogen und hat für sein Volk und seine Kirche gearbeitet und gewirkt. Immer größer wurde der Kreis, der ihn kannte und liebte, immer umfassender die Beziehungen zu allen möglichen Menschen; man kannte ihn, den jungen Greis mit den leuchtenden blauen Augen, und wenn er, auch nach anstrengenden Sitzungen immer aufgeräumt und bereit, geistvolles Gespräch vertiefend weiter zu führen, hier den Eindruck eines großen Gelehrten, dort den eines weitausschauenden Politikers, hier den eines hochsinnigen Theologen, dort eines bewanderten Kunstkenners machte — der Freund edler Frauen und schöner Blumen, der verständnißvolle Kenner des Baustils und der menschlichen Herzen — immer blieb der Eindruck eines edlen ganzen Mannes, der den besten und erleuchtetsten ebenbürtig war. Deutschland hat mit Anerkennungen gegen ihn nicht gekargt: Doctor dreier Facultäten (der Philosophie und Theologie von Jena, Juris von Berlin), Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, der Gesellschaft für Kirchenrecht in Göttingen, des Gelehrtenausschusses des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, Träger hoher Orden von Weimar und Coburg, zuletzt von dem Deutschen Kaiser durch die Einladung zur Weihe der Schloßkirche in Wittenberg und dabei beim Festmahl durch Zutrinken geehrt, bezog er all das nicht auf seine Person, sondern auf sein Volk und seine Kirche.

Kurz vor seinem Tode trat er in entschiedenen Kampf gegen die damals von der ungarischen Regierung eingebrachten kirchenpolitischen Gesetze (Einführung der Civilehe, Staatsmatrikel u. s. f.), ein Schritt, der in Deutschland vielfach nicht verstanden wurde, weil man dort meinte, diese Gesetze seien Kampfmittel des Staates gegen den Ultramontanismus, während sie in Wirklichkeit katholische Waffen gegen die anderen Confessionen in Ungarn sind und vor allem neue Mittel der Magyarisirung. Nur wer die Verhältnisse nicht kennt, kann darüber im Zweifel sein. Die begonnene Durchführung der Gesetze hat es schon deutlich gezeigt.

Es mag vielleicht auffallen, daß bei so umfassender Lebensarbeit so wenig vom Theologen die Rede war. Wie dieser war, tiefreligiös und frei, etwa auf dem Boden der Jenaer Facultät stehend, aber voll Verständniß auch für die positivere Richtung, das zeigen seine Predigten, die (als „Predigten und Reden") nach seinem Tode in einer Auswahl bei Breitkopf u. Härtel erschienen sind. Wie er inmitten seiner Kirche bemüht war, den darin herrschenden alten Rationalismus zu überwinden, den Glauben zu vertiefen, die Mächte der echten Frömmigkeit zu wahren, das ist eine Innerarbeit gewesen, die eben jetzt beginnt, Früchte anzusetzen. Seine ganze Lebensstellung läßt sich den alten sächsischen Kirchen vergleichen: sie liegen mitten in der Gemeinde, festummauerte Vertheidigungsstätten für Gut und Leben, diesem offen und ihm dienend, das ganze Leben schirmend und umfassend. Als nach seinem Tode in Berlin eine Gedächtnißfeier veranstaltet wurde und im Prunksaal des Rathhauses dazu viele Hunderte sich einfanden, wie sein Volk sich rüstet, ihm auch ein sichtbares Denkmal zu setzen, so ist das eine wie das andere ein Zoll des Dankes für das, was er gethan, deutsche Wissenschaft, Glauben, Gesittung in seinem Volk zu festigen und zu wahren — ein Geisteshelt deutscher Art, wie sie einem Volk nur nach Jahrhunderten, eine Gnade Gottes, zutheil werden. —

Digitized by Google

Schüler dieses Mannes sind die beiden andern gewesen, die im selben Jahr mit ihm noch jung starben. Mich. Albert[1]) war ein Bauernsohn aus der Nähe Schäßburgs, geb. 21. Oct. 1836, machte dort seine Gymnasialstudien, in Deutschland (Jena und Berlin) seine Hochschulstudien und war dann sein ganzes Leben († 21. April 1893) Lehrer in Schäßburg. Er ist ein Dichter seines Volkes geworden. Und in der That hatte ihm die Poesie die Stirne geküßt. Alberts Werke liegen in einem Band Gedichte, gesammelten Novellen unter dem Titel Altes und Neues vor und dann in drei Dramen: Die Flandrer am Alt, Sachs v. Harteneck und Ulr. v. Hutten. Am bedeutendsten ist er als Lyriker. Es spiegelt sich darin das Seelenleben seines Volkes wieder, die Eindrücke der Kindheit aus dem stillen Dorf, die inneren Erlebnisse eines mit den Kämpfen seines Volkes mitlebenden Mannes:

„Gib uns, Herr, die volle Kraft,
Den Muth zusamt der Leidenschaft,
Daß wir, ein wackres Volk zu sein
Vorerst uns von uns selbst befreien!"

Wie tief sind die Worte nach dem Tode eines Kindes:

„Ausgerungen, ausgeklungen:
In die tiefe heilige Stille
Ragt die Ewigkeit hernieder
Und der Gottheit ernster Wille.

Machtlos nieder statt die Seele;
Hoffen, Zagen, eitles Wähnen —
Alles, alles ist vorüber
Und es fließen still die Thränen."

Und ein anderes:

„Seit dieses Schicksal mich geschlagen,
Seit diesen Schmerz ich, ach, erlebte,
Seit diesen Kummer ich getragen
Und diese Thrän' im Auge bebte,

Wie wird das Herz mir voller, wärmer,
Das Leben schattenhafter, bleicher!
Um welchen Inhalt ward ich ärmer,
Um welchen Inhalt ward ich reicher!"

Besonders gelingen ihm Stimmungsbilder aus dem Leben, oft mit prächtigem Humor verschönt. Ein solches Stimmungsbild mag hier Platz finden.

„Bauernstube.

Draußen rieselt der Regen;
Dem Dorf entgegen
Schlägt aus dem Walde der Wind.
November ist es; der Abend beginnt
Zu dunkeln nach kurzer Tageszeit,
Da werden die Dächer weiß; — es schneit.
Vom Lutherofen um Bank und Scheun
Streift gaukelnd der Flamme röthlicher Schein.
Die Katze, die glatt das Haar sich geleckt,
Liegt auf dem Herd lang ausgestreckt,
Gleichmäßig tickt an der Wand die Uhr,
Doch träge wandeln die Stunden nur.
Die Mutter, die junge Tochter beginnen
Zum erstenmal heute den Hanf zu spinnen,
Den neuen Hanf, so weich, so weiß,
Der Frauen Lust, der Frauen Preis.
Der Bauer sitzt auf der grünen Truh';
Nun ist er der Herr, nun hat er Ruh'.
Im warmen Stall' geborgen sind,
Des Pfluges entlastet, so Pferd wie Rind.
Das Futter hat er in trockner Scheune,
Den Mais im Korbe, das Korn in Kisten,
Das Streh liegt aufgehäuft in Teisten;
Im Keller unten, da gähren die Weine,
Und eingelegt in der Bütte ruht
Der Kohl, der Küche gepriesenes Gut.

Ein still Behagen durchweht den Raum;
Bald ist's ein Wachen und bald ein Traum.
O Bauernstube in Winters Ruh!
Wo ist ein seliger Heim als du?"

Seine Novellen bewegen sich durchaus auf heimischem Boden. Das politische, wirthschaftliche Leben, die großen Fragen des Verhältnisses zu den Mitbewohnern des Vaterlandes, der Kampf um die deutsche Cultur im Sachsenland, das ist ihr großes Thema. Nicht die spannende Erfindung gibt ihnen den Werth, sondern die Kleinmalerei des Lebens, der milde Humor, der die Härten ausgleicht, der volksthümliche Geist, der aus allen spricht. Wie das harte Ringen der Neuzeit im Volk sich wiederspiegelt, wie der Kampf um die nationale Existenz Sünde und Erhebung zeitigt, die Herzen verwirrt und reinigt, das zeigt sich in diesen Erzählungen und insofern ist es richtig, daß sie werthvollste Beiträge zur Kenntniß und zum Verständniß des sächsischen Lebens enthalten.

Die große Culturaufgabe des sächsischen Volkes zeichnet der Dichter in den „Flandrern" und in „Harteneck". Der freie Bürger, der Besitz vom Boden ergreift, den ungarische Könige ihm verliehen, ist die Hauptperson im ersten Drama; die Schwierigkeiten, die Kämpfe, bis sie den Boden sich erwerben, bilden den Inhalt. In Harteneck tritt der bedeutendste Staatsmann in den Mittelpunkt (gest. 1703), der seinem Volk die historische Bedeutung sichern will, ein eiserner Wille in charakterloser Zeit, an deren Sünden er zu Grunde geht.

In Ulr. v. Hutten soll der Mann gezeichnet werden, der wie ein reinigender Wetterstrahl in seiner Zeit der Freiheit eine Gasse bahnt, aber damit sich selbst und andere vernichtet. Der Grundgedanke ist, daß auch all das Kämpfen und Ringen der Sachsen nur auf dem Boden der Reformation Halt und Stütze findet. So klingt auch dieses Leben aus, wie sein Inhalt war, in dem Bekenntniß, daß der Sachsen Geistesleben erfüllt sein müsse von dem Hauch, der von Deutschland ausgeht. —

Ein Gelehrter im strengsten Sinn ist Joh. Wolff[1]) gewesen, geb. 12. Januar 1844 in Malmkrog bei Schäßburg, gleichfalls ein Bauernsohn, ein Schüler Teutschs und Alberts. Er hat in Tübingen und Leipzig studirt, war dann 1870 bis 1874 Lehrer, dann Rector in Mühlbach und wurde kurz vor seinem Tod in die Pfarre nach Petersdorf berufen, wo den nicht Fünfzigjährigen am 30. Dec. 1893 der Tod von langen Leiden erlöste. Er ist der bedeutendste sächsische Germanist der jüngeren Generation gewesen, der erste, der in den beiden Arbeiten „Ueber den Consonantismus des Sieb.-Sächsischen" (1873) und „Ueber die Natur der Vocale im sieb.-sächs. Dialekt" die Lautphysiologie und die historische Behandlungsweise auf die Untersuchung der Mundart anwendete. Das Liter. Centralblatt urtheilte über die erste Arbeit, „daß sie unbedingt für das beste erklärt werden muß, was bis jetzt (1873) überhaupt über den Consonantismus einer deutschen Mundart geschrieben worden ist". Er wies nach, daß das Sieb.-Sächsische zum Rheinfränkischen gehörte, und zwar Mittelfränkischen. Und nun ist zweierlei Aufgabe seines Lebens gewesen: die Schaffung des sieb.-sächs. Wörterbuchs und die Verwerthung der philol.-agrarhistorischen Forschung zur Lösung der Einwanderungsfrage der Sachsen.

Das Wörterbuch empfing er aus der dritten Generation, auch ein Zeichen der Schwere deutscher Arbeit in jenen Landen.[2]) Sein Verdienst besteht darin, daß er die Ziele

[1]) Eine Biographie wird vorbereitet von Dr. A. Schullerus.

[1]) Denkrede auf J. Wolff im Archiv des Vereins für Siebenbürger Landeskunde, N. F. 1.

[2]) Vgl. die schöne Arbeit von Dr. A. Schullerus: Vorgeschichte des siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuchs, im Programm des evangel. sächsischen Landeskirchenseminars in Hermannstadt. 1895.

dieses Wörterbuchs sicher gezeichnet hat: es soll den gesammten Wortschatz der Mundart erschöpfen, ein bestes Stück Lebens- und Sittengeschichte bieten, ein Volksbuch werden, ein Spiegel der Volksseele, zugleich ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache. Etwa 10,000 Zettel, zum Theil auch bearbeitet, fanden sich in seinem Nachlaß als Vorarbeit zum Wörterbuch vor.

Aus diesen Vorarbeiten erwuchsen ihm die Untersuchungen über die „deutschen Dorfnamen in Siebenbürgen", in denen er 122 Ortsnamen, die auf —dorf endigen, sprachlich und geschichtlich untersucht, um zum Resultat zu gelangen, daß die Mehrzahl mit Mannsnamen zusammengesetzt ist. „Deutsche Dorf- und Stadtnamen in Siebenbürgen" behandelt die Orte auf —heim, —weiler, —stadt, —hausen und ist sehr reich an höchst bedeutsamen historischen Resultaten für die Besiedelungskunde; ebenso „Die Landesnamen Siebenbürgens", in denen Rösler's Hypothese der Ableitung Siebenbürgens von Cibinsburg endgültig abgethan wird und die alte Ableitung von „Sieben Burgen" wieder zu Ehren kommt.

Bahnbrechend sind seine agrarhistorischen Forschungen geworden, die er auf Maurers, Hanssens, Lamprechts Untersuchungen fußend aufnahm: die siebenbürgisch-deutschen Waldnamen lieferten den Beweis für das alte Aussehen des „Waldlandes". Die Beiträge zur siebenbürgisch-deutschen Agrargeschichte bringen überraschende Resultate aus diesem Gebiete, eine Fülle neuen Materials, das auch für die deutschländische Wissenschaft höchsten Werth hat. In den culturgeschichtlichen Schilderungen „Unser Haus und Hof" faßt er alles zu einem tief ergreifenden Lebensbild zusammen, das zum schönsten gehört, was hierüber erschienen ist. Das schöne Buch „Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen", in dem er die kleinen Schriften Haltrichs neu bearbeitet herausgab — Thiermärchen, Zigeuner, Siebenbürger Volkswitz, die Welt unsrer Märchen und Kinder, Siebenbürgisch-deutsche Kinderspiele, Stiefmutter, Stief- und Waisenkinder, Aberglaube, Sprichwörter, Redensarten, Inschriften — (Wien, Gräser, 1885), war dem hundertjährigen Geburtstag Jac. Grimms gewidmet, ein Wahrzeichen, unter welcher Flagge seine Lebensarbeit stand. Als Anreger, Begründer und jahrelanger Redacteur des „Correspondenzblattes des Vereins für siebenbürgische Landeskunde" hat er das Verdienst, die Arbeiter in Siebenbürgen zusammengeführt und einen neuen Zusammenhang mit der deutschen Wissenschaft geschaffen zu haben, die das Blatt auch heute (Red. Dr. A. Schullerus) würdigt.

Wolff ist überhaupt auch einer jener Männer gewesen, die den geistigen Zusammenhang mit Deutschland in sich verkörperten und inniger geknüpft haben. Ausgedehntesten Briefwechsel, Verbindung mit Zeitungen und Personen, alles benutzte auch er, Interesse für sein Volk zu erwecken, das Verständniß für dasselbe zu vermehren. In dürftigen Verhältnissen lebend, hat er nie das Ideal vergessen, voll ausharrender Geduld und nimmermüder Arbeitskraft wäre er ein Mann für größere Verhältnisse gewesen und ist an die kleinsten gefesselt geblieben, ein Märtyrer deutscher Wissenschaft in Siebenbürgen. Er meint einmal, man werde es einst dem Wörterbuch und der Grammatik des sächsischen Volkes anmerken, daß dieses Volk, dem der Wortschatz angehöre, „hart hat kämpfen müssen um des herzlieben Deutschthums willen". Es gilt von all den Dreien, die hier gekennzeichnet sind, verschieden unter einander, verbunden nicht nur als Söhne des einen Volksstammes, als Lehrer und Schüler, als specielle Landsleute, inniger verbunden durch den Kampf „um des herzlieben Deutschthums willen", um das sie verdienen, auch im großen deutschen Mutterland nicht gleich vergessen zu werden.

Ueber ein verschollenes Seltenstück zur Emilia Galotti.

Von Sigmund Schott.

Seit den grundlegenden Büchern von Danzel-Guhrauer und Rodnagel ist die Lessingliteratur mächtig angewachsen und in ihr diejenige über Emilia Galotti. Die Aeußerungen der Zeitgenossen und der Späteren über den Inhalt des Stückes, die Charakteristik der einzelnen Personen, die tragische Schuld und die Wirkungen, die in Literaturgeschichten und Einzeldarstellungen, Zeitungsartikeln, Universitätsschriften und Schulprogrammen zerstreut waren, wurden von den Biographen Lessings verwerthet und man sollte denken, daß ihrem Forscherblicke nichts von Wichtigkeit entgangen sein könnte. Ich habe mich darum auch erst nach langem Zaudern entschlossen, über ein in meinem Besitz befindliches „Seitenstück zur Emilia Galotti", das im Jahre 1802 von einem ungenannten Verfasser veröffentlicht wurde, zu berichten, weil ich immer dachte, es müsse sich irgendwo etwas darüber finden lassen. Aber weder in einem der Bücher meiner über 400 Nummern starken Lessingbibliothek, noch im Goedeke, Koberstein, Hettner, Freytag, Maltzahn ist das Stück auch nur erwähnt und zwei gründliche Kenner, an die ich mich aus Vorsicht wandte, Otto v. Heinemann und Erich Schmidt, antworteten auf meine Anfrage, daß es ihnen ganz unbekannt sei. Indem ich also die Aufmerksamkeit Ihrer Leser darauf lenke, trage ich mich dabei mit der Hoffnung, daß vielleicht irgend einer von ihnen über den Verfasser etwas ermitteln kann.

Das 310 Seiten starke Buch trägt den Titel: „Bianka. Ein tragisches Gemälde in fünf Aufzügen. Seitenstück zur Emilia Galotti. Nebst einer kurzen kritischen Beleuchtung dieses Lessing'schen Meisterstücks. — Zweite Ausgabe. Mit Kupfern. — Leipzig 1802 bei G. Benj. Meißner." Im Kayser'schen Bücherlexikon steht das Buch unter dem gleichen Titel, nur wird als Verleger W. Rauck bezeichnet. Es ist nun auf den ersten Blick auffallend, daß aus dem gleichen Jahre die „zweite Ausgabe" des gleichen Buches bei verschiedenen Verlegern vorliegt, während über eine erste Ausgabe nichts zu erfahren ist. Der Wechsel des Verlegers erklärt sich aber vielleicht dadurch, daß das Buch schon damals nicht gegangen und daß wohl der ganze Vorrath an einen anderen Verleger verkauft worden sein mag. Auch jetzt ist das Buch noch nicht vergriffen, sondern bei Scheible in Stuttgart mit der gleichen Verlagsangabe wie das mir vorliegende Exemplar (G. Benj. Meißner) und gleichen Jahreszahl für M. 1.20 zu haben.

In der 54 Seiten starken „der Verfasser R." unterzeichneten „Vorerinnerung" befindet sich folgende ausdrückliche Bemerkung des Verlegers: „Man hat den Verfasser desselben und den Verleger für eine Person gehalten. Ich erkläre, daß ich nicht Verfasser dieses Dramas bin."

Das Drama selbst nun verdient die Vergessenheit, der es anheimgefallen ist. Dagegen sind in der „Vorerinnerung" einige Bemerkungen, die von so viel gesundem Menschenverstand zeugen und so einleuchtende Einwendungen gegen einzelne Situationen in der Emilia Galotti enthalten, daß um dieser Vorrede willen das Buch als ein wesentlicher Beitrag zur Literatur über Emilia Galotti bezeichnet werden darf.

Nach einigen unwesentlichen Bemerkungen über den Prinzen und Emilia heißt es: „Odoardo braust zwar auf, aber handelt und wirkt bis ans Ende nicht, wo er wieder zu viel thut, er kömmt herbey gesprengt, um seine Familie (die er von Räubern angefallen glaubt) zu retten, und kömmt (er, ein Soldat und Italiener) — ohne Gewehr, nicht einmal mit einem mitleidigen Stilet versehen, er muß einen Dolch von einem Weibe erbetteln, weil dem Autor schicklicher schien, vielmehr die Weiber, als die Soldaten zu

bewaffnen. Noch mehr, aller seiner Hitze ungeachtet, läßt er sich doch wie ein Kind gängeln, vergißt den Vater über den Hofmann, der er doch nicht ist, so sehr, daß er nicht einmal seine Tochter sogleich zu sehen bekömmt, sondern sich zuletzt noch das Glück, sie ein paar Augenblicke allein zu sprechen, als eine Gnade von ihrem Räuber erbitten muß. — Ich bemerke, daß die Gewährung dieser Bitte auf Seiten des Prinzen sehr unvorsichtig und mit dem Plane, den der Hofmann ein Paar Augenblicke früher entwickelte, Emilien dem Vater zu entreißen, auffallend contrastirend ist. — Ebenso unbedacht, planwidrig und unausführbar ist Odoardo's Entschluß, seine Tochter mit sich fortzunehmen, denn — er ist ja — einzeln — zu Pferde — ohne Begleitung wie ohne Gewehr da. — In dieser Lage wird die Abreise der beyden Damen nicht nur äußerst unwahrscheinlich, nein auch noch auf Seiten der Mutter höchst unanständig (unwahrscheinlich sagte vielleicht zu wenig), denn was konnte wohl den Prinzen mehr verhindern, seine Absicht auf Emilien auszuführen, als die Gegenwart zweyer Personen, die ein gleich starkes Interesse anspornt, diese Absicht zu vereiteln?"

Die Einwendung, daß Odoardo unbewaffnet ist, hat unläugbar etwas für sich. Er war allerdings zur Vermählungsfeier seiner Tochter geritten, aber Lessing selbst hat es für nöthig erachtet, das Fehlen jeder Waffe zu erklären. Odoardo sagt (4. Act, 7. Scene): „Da steh' ich nun vor der Höhle des Räubers" — indem er den Rock von beiden Seiten auseinanderschlägt und sich ohne Gewehr sieht — „Wunder, daß ich aus Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurückgelassen." — Unser Kritiker fährt fort: „Orsina, die gelehrte Orsina, lärmt und kreischt zwar sehr viel, aber handelt gar nicht. Nach der Entdeckung, die sie macht: Emilie sey bey dem Prinzen, und dem Schlusse, den sie daraus zieht: dieser sey der Mörder des Grafen Appiani, so wie Liebe die Ursache des von ihm verübten Mordes, — erwartet man Wunderdinge von ihr, und doch läuft am Ende alles einzig dahinaus, daß sie den Dolch, den sie selbst so wohl brauchen könnte, in die unsicheren Hände eines alten Mannes, den sie in ihrem Leben zum erstenmale sieht, übergibt; damit dieser sie räche, wozu er eben keine große Lust bezeigt, da er nicht einmal sich selbst zu rächen weiß. Ferner ist nicht nur sehr unwahrscheinlich und dem Charakter dieser Orsina widersprechend, daß sie (eine Dame vom ersten Range, voll Gefühl ihrer Schönheit und ihres Werthes) sich mit dem einzigen kalten „ein andermal, liebe Gräfinn" abweisen läßt und zufrieden mit solch einer gnädigen Abfertigung sogleich bereit ist, abzureisen. Es verletzt auch alle Regeln der moralischen Glaubwürdigkeit (fast möchte ich sagen der Moralität selbst), daß sie sich nach den von ihr gemachten äußerst wichtigen und interessanten Entdeckungen entschließt, nicht nur selbst Dosalo zu verlassen, sondern auch die Mutter des unglücklichen Kindes (das in den Händen des Prinzen ist) mit sich fortzunehmen. Aus Millionen von Weibern, denk ich, würde und könnte in einer ähnlichen Situation nicht eine so gehandelt haben, und von allen nur halbweg eifersüchtigen Liebhaberinnen, wie Orsina ist, gewiß keine! Alles ladet sie ein, alles zwingt sie, zu bleiben, die Mutter an Ort und Stelle festzuhalten und die Auflösung des Knotens abzuwarten, wenn sie auch nicht im Stande seyn sollte, der Sache eine andere Wendung zu geben, als die, welche ihr treuloser Liebhaber bezielt; und doch bietet sie sogar ihren eigenen Wagen der Mutter an, die, ohne ihr Kind (das doch nach dem Ausspruche des Vaters nun von ihr ganz getrennt werden soll) mehr zu sehen, oder ihm ein zärtliches Lebewohl zu sagen, die Parthie auch gegen alle Erwartung annimmt. Wo ist da wohl Natur? wo Wahrheit? wo Wahrscheinlichkeit? vorzüglich, wenn man bedenkt, daß der Vater, welcher seine Tochter mit sich fortnehmen und sie retten will, sie noch selbst nicht in seiner Gewalt hat, vorderhand noch seine Rechnung ohne den Wirth macht, und sich begnügen muß, in den Vorsälen und Vorhöfen über seine Lage und das Schicksal seiner Tochter eben so traurige als unnütze Reflexionen zu machen.

„Ueberdem möcht ich wohl fragen: was will denn die gute Orsina, wenn sie nach einem Rendez-vous, das sie aus Mißverstand hoffte und aus Mißgeschick verfehlt, nur dazu dient, die Straße zu lernen, um entweder dem Prinzen zu Befriedigung seiner Liebe, oder dem Vater zu Ausübung des unnatürlichsten Mordes den Weg zu bahnen; kurz wenn sie nur kreischen und nicht handeln will? Oder, wer traut dem Charakter dieser Orsina wohl zu, daß sie, von Muth und Eifersucht zerrissen, die ihr angethane Schmach so wenig empfinden sollte, um in der entzückenden Vorstellung, in der himmlischen Phantasie, die ihr alle die Verlassenen um den Prinzen herum tanzend und sein Eingeweide zerfleischend malt, allein schon hinreichende Sättigung ihres Rachgefühles zu finden? Wenigstens sollte man glauben, sie würde den Ort ihrer Beschimpfung nicht eher verlassen, als bis sie ihren Dolch, gefärbt mit dem Blute ihres treulosen Liebhabers, oder seines schändlichen Kupplers, wieder hat, denn nur dazu gab sie ihn ja dem alten Odoardo, nur darum wollte sie nicht lieber selbst morden."

Schärfer noch tadelt der Kritiker es, daß Claudia mit dem Wagen der Orsina zurückfährt, ohne sich weiter um das Schicksal ihrer Tochter zu bekümmern. Lessing läßt uns die Seelenstimmung, in der sich Claudia befindet, die Vorwürfe, die sie sich macht, die Scheu, dem aufgeregten Gatten gegenüber noch einen eigenen Willen zu haben, vollauf erklärlich scheinen; ganz abzuweisen aber ist die Einwendung wohl kaum und es ist merkwürdig, daß kein anderer Beurtheiler darauf gekommen ist. . . . . „sie ist doch fast[1]) die Frau nicht, die alles thut, was ihrem Gemahle behagt. Ungeachtet dieser Guastalla und seinen Hof verabscheuet, fand sie doch das Mittel, ihm nicht nur da zum Trotze zu leben, sondern auch ihre Tochter an eben diesem Hofe zu erziehen, ja wohl gar in jene Häuser einzuführen, die dem Alten die anstößigsten sind: so sehr also auch ihre Nachgiebigkeit durch den schrecklichen Vorfall, der sich soeben mit ihrer Tochter ereignete, entschuldiget werden mag, so wenig verzeihlich scheint doch, daß sie nach selbem noch nach Guastalla zurückkehren mag und nicht lieber ihrer Tochter in die Einöde des Vaters folgt. Wenn war wohl dieser die Gegenwart und der Trost einer Mutter nothwendiger, als eben izt? wenn war es dem mütterlichen Herzen weniger möglich, sich von einem Kinde loszureißen, als in solchen Umständen? Nein, der Charakter der Mutter, einer zärtlich liebenden Mutter, ist hier zuverlässig verzeichnet, oder Claudia konnte das nicht, was sie Lessing thun läßt.

„Noch mehr: welche Mutter wird wohl sich von ihrem Kinde trennen lassen, ohne es mehr sehen zu wollen, besonders wenn die Trennung (wie hier der Fall ist) auf längere Zeit, vielleicht auf immer geschehen soll? welche wird wohl nach einer Begebenheit, in Umständen, die den einleuchtendsten Verdacht des Raubes und Mordes auf den Prinzen und seinen Kuppler werfen, ihre Tochter auch nur einen Augenblick mit ihm allein lassen? welche wird mit einer Metze abreisen wollen, ehe sie ihr Kind sicher, wenigstens schon in den Händen ihres Gemahls und auf dem Wege nach seinem Landgute sieht, obwohl ihr auch dieser, der gegebenen Lage nach, nicht sicher genug und unverdächtig erscheinen mag? Noch einmal also: wo ist da

1) scheint Druckfehler und soll wohl „sonst" heißen.

in der Fabel wohl Natur? wo Wahrheit, oder auch nur Wahrscheinlichkeit? oder — wie konnten die Fäden und feinen Dinge, die der Prinz über diesen Punkt dem alten Soldaten vorsagt und die dieser, seinem rauhen ungeschliffenen und polternden Charakter gemäß, kaum verstehen sollte, so lange vermögend seyn, so viele und so große Unwahrscheinlichkeit zu verkleistern? Natur und Blut lassen sich doch nicht durch Complimente wegwitzeln, oder durch hervorgesuchte Wendungen ersticken."

Das, was der Autor nun aus dem „Sujet mit Vorsetzung eines bestimmten moralischen Zweckes" machen wollte, kündigt er in den Worten an — — „auf einer Seite nicht sowohl die Laster eines schwachen oder verführten Fürsten, als vielmehr die Stärke weiblicher Tugend (die allen Nachstellungen und Kunstgriffen wollüstiger und kupplerischer Bosheit durch eigne innere Kraft zu entgehen weiß) zu malen. Auf der andern wollte ich das Gemälde eines stolzen eifersüchtigen und rachgierigen Weibes aufstellen, das, behandelt wie Orsina, sich ganz anders zu benehmen und zu rächen weiß, als Orsina: kurz, das sich Medea zum Vorbilde wählt und auch ganz Medea wird." Zu diesem Behufe mußte er „die Charaktere verstärken und die Tinten mehr schwärzen", andrerseits „die Bianka nicht so ganz zu dem schwachen schüchternen, seiner Tugend und Kraft so wenig trauenden Mädchen machen, das Lessing uns in seiner Emilie schildert, sie nicht so, wie diese, noch ehe, als sie gekämpft und gesiegt hat, von der Bühne abtreten lassen, gleichsam, als wenn sie der Dichter mit mehr Ehre mordete, als er sie den schweren Kampf zwischen Tugend und Wollust bestehen lassen kann" ꝛc. Das einzige, was den Ausgang der Emilia Galotti durchaus erklärlich und nothwendig erscheinen läßt, die Auffassung, daß Emilia in den Tod flieht, weil sie fürchtet, dem Zauber der berückenden Persönlichkeit des Prinzen nicht widerstehen zu können, ist unserm Kritikus entgangen, wie manchem anderen vor ihm und nach ihm. (Ich darf mir wohl gestatten, auf meine Darlegungen über diese Frage in der Beilage vom 11. Februar 1890 Nr. 42 zu verweisen.) —

Sobald unser Autor den Beweis anzutreten sich anschickt, daß auf ihn das Sprichwort „Tadeln ist leichter als Bessermachen" nicht anwendbar ist, wird er schal und langweilig. Seine kritischen Bemerkungen klingen ja zum Theil ganz vernünftig; sowie er aber Eigenes bietet, geht es ihm wie dem Irdenen Topfe, der mit dem eisernen kämpfen wollte. An dem Maßstabe der von Lessing mit unvergänglicher Lebenskraft ausgestatteten Gestalten gemessen, müssen diejenigen des Dramas Bianka geradezu zerschellen, aber auch für sich allein betrachtet, erscheinen sie als die einseitigen Verkörperungen von gut und böse, von schwarz und weiß ohne Nuance und Zwischenstufe. Rugiero, der Herzog von Ferrara, sucht die schöne Bianka zu erringen, aber sie widersteht seinen Anträgen und Drohungen und hüllt sich auch dem Prinzen Guido, dem Sohne Rugiero's, gegenüber, der sie in Ehren liebt, in ihre stolze Tugend. Vor dem ersten Versuche Rugiero's, Bianka durch den Marchese Bondi in seine Gewalt zu bringen, schützt sie Guido; eine wohlvorbereitete Entführung Bianka's wird dadurch vereitelt, daß die Gräfin Rivanera, die bisherige Maitresse Rugiero's, von dem Plane erfährt und sich an Bianka's Stelle verschleiert entführen läßt, während Bianka entflieht. Guido ist in die Gewalt des Vaters gekommen und dieser will ihn hinrichten lassen. Bianka, dies erfahrend, eilt zum Herzog, um Gnade für seinen Sohn zu erflehen, aber mit ihrer Tugend will sie sein Leben nicht bezahlen. Da kommt die Nachricht, daß Geronymo, den Rugiero einst verdrängt hatte, siegreich in die Stadt einzieht, Rugiero entflieht und der befreite Guido fällt in die Arme Bianka's, in der Geronymo seine Tochter wiederfindet. So wäre alles auf einen friedlichen Ausgang gestimmt, aber die Rache der verlassenen Rivanera wirkt unheilbringend. Der entflohene Rugiero stirbt an dem Gifte, das ein Brief von ihr ausströmt, und in dem Goldkästchen, das die Beweise für Bianka's Abkunft enthält, liegt obenauf ein Brief der Rivanera, dessen Gift Bianka tödtet. Der letzte Auftritt zeigt uns „Rivanera, furienartig gekleidet, mit einer Fackel in der einen und einem Dolche in der andern Hand wüthend und die Fackel fürchterlich schüttelnd, hereinstürzend, Wachen ihr nach.

„(Zu Bianken). Eh du stirbst, Unglückliche, sieh, wie alle Furien der Hölle dich rächen! (steckt mit der Fackel den Palast in Brand und ersticht sich zugleich mit dem Dolche; alles geräth in Aufruhr. Der Vorhang fällt.)"

Wie Bianka der Emilia, Gräfin Rivanera der Orsina und Rugiero wenigstens in der Aehnlichkeit der Situation dem Prinzen nachgebildet ist, so stehen auch die anderen Figuren unter dem Einflusse des Lessing'schen Trauerspieles. Marchese Bondi ist freilich ein recht matter Abklatsch des Marinelli und es wirkt förmlich belustigend, wenn dieser Bösewicht uns selbst erzählt, wie feig und tückisch er ist. Auch zahlreiche Situationen sind denen in der Emilia nachgebildet, allerdings recht schlecht. Gleich die erste Scene zeigt uns Guido im Gespräch mit Salvini über ein von diesem gemaltes Bild der Bianka. Dabei fallen Aeußerungen wie: „Wie sind eure Umstände?" „Dürftig, Prinz, sehr dürftig. Man schätzt hie und da wohl noch Kunst, aber wie das Verdienst läßt man sie betteln"; ja sogar wörtlich wird der Ausspruch Conti's benutzt: „daß Kunst nach Brod gehen muß." — Auch eine Scene des Herzogs mit seinem Kanzler Montaldi erinnert an die Scene Hettore's mit Camillo Rota, aber wie ganz anders wirkt das erschütternde „Recht gern" auf uns ein, als das, was hier verhandelt wird! Es ließen sich noch manche andere Reminiscenzen anführen, auch die Ausspinnung Lessingscher Gedanken, wie: „Teufel können unsere Freunde nicht seyn, denn sie sind's nicht einmal von Teufeln", zeigt wie stark der ungenannte Autor sich an Emilia anlehnt. Die Schiller'schen Jugenddramen haben ihn übrigens auch beeinflußt; so ist eine Scene zwischen Bianka und der Gräfin Rivanera derjenigen zwischen Lady Milford und Luise nachgebildet und bei dem Versuche des von Bondi zur Ermordung des Prinzen gedungenen Hassan werden wir an die ähnliche Scene im Fiesco erinnert.

Die Kupfer, auf die das Titelblatt hinweist, sind zwei kleine weibliche Brustbilder „Kamilla Rivanera, Gräfin", und „Bianka", bezeichnet, unter ersterem Mangold fec., unter letzterem Reußmann fec. Auf dem Bilde sieht die Rivanera nicht so wild und die Bianka nicht so idealisch-madonnenhaft aus, wie wir sie uns nach dem Stücke vorstellen sollen. Bianka macht da eher den Eindruck einer Odaliske als den einer Vestalin.

Der Verfasser hat offenbar auf die Ausstattung seines Buches viel aufwenden können. Ob das Stück Buchdrama geblieben oder ob es gelungen ist, es einmal zur Aufführung zu bringen? Vielleicht kann einer der verehrten Leser etwas darüber ermitteln und dadurch zur Entdeckung einer Spur des ungenannten Autors helfen.[1])

[1]) Prof. Muncker theilte dem Verfasser folgende Vermuthung mit: „Vom Grafen Friedrich Julius Heinrich v. Soden (1754—1831) erschien zu Leipzig 1802 in 8° ein Drama „Bianca Capello" (Goedeke V², 260). Da derselbe Dichter 1805 auch ein Trauerspiel „Virginia" schrieb, so ist ihm wohl auch die Beurtheilung der „Emilia Galotti" zuzutrauen." Ist die Angabe Goedeke's genau, so scheint uns jedoch der Anklang im Titel und die Gleichzeitigkeit eher dagegen zu sprechen, daß Soden der Autor auch unserer „Bianca" sei.

Mittheilungen und Nachrichten.

K. Jostes, Franz, Der Rattenfänger von Hameln. Bonn 1895. — Als Hameln am 26. Juni 1884 die Erinnerung an den sagenberühmten Rattenfänger zur Veranstaltung von Jung und Alt durch ein Fest erneuerte, war das Datum der Ueberlieferung maßgebend, wie sie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehrfach aufgezeichnet ist: 1284 soll der „Auszug der Kinder“ aus Hameln stattgefunden haben. Eine noch im 18. Jahrhundert vorhandene Thorinschrift vom Jahre 1556 — das Thor selbst war 1581 gebaut — bezog sich auf das Ereigniß, das vor 272 Jahren stattgefunden habe. Indem man diese Zeitangabe späterhin fälschlich auf das Jahr 1556 bezog, statt auf die Errichtung des Thores 1581, galt 1284 als das verhängnißvolle Jahr. Nun zeigt Jostes endgültig, daß die Zeitangabe vielmehr auf 1259 hindeutet: in diesem Jahre am 26. Juli verlor Hameln seine Jugend in der Schlacht bei Sedemünde (unweit Hamein gelegen) gegen den Bischof von Minden. Zur Erinnerung an die Gefallenen fanden alljährlich in der Stiftskirche Seelenmessen statt, die mit der Einführung der Reformation in Hameln um 1540 in Wegfall kamen, und bildliche Darstellungen wie die eines Glasgemäldes in der Marktkirche hätten die Erinnerung an das Ereigniß noch längre lebendig erhalten können, wenn sie nicht der Zerstörung, bez. Verstümmelung einerseits und der Umdeutung andrerseits verfallen wären. Hier lernen wir nun bei Jostes eine bildliche Darstellung kennen, in denen die Jugend von Hameln, mit Spießen bewaffnet, dem „Rattenfänger“ folgend dargestellt wird. Das Glasgemälde aber der Marktkirche, das um 1570 von Weier, dem frühesten Ueberlieferer der Rattenfängersage, in Augenschein genommen wurde — es wurde 1572 repariet —, zeigte nach einem Bericht von 1655 „eine alte Figur eines Mannes in bunten Kleidern mit einem Haufen Kinder umgeben“. Nun sind alle Zeugnisse für den rattenfangenden Pfeifer mit der Jahreszahl 1284 erst durch irrthümliche Berechnung nach jener Thorinschrift entstanden, diese Thorinschrift aber setzte den exitus puerorum noch richtig ins Jahr 1259, ins Jahr der Schlacht von Seemünde. Mit Recht schließt nun Jostes, daß jene bildlichen Darstellungen den Auszug zur Schlacht darstellten. Die große Figur auf dem Kirchenfenster mag der Trommler oder Pfeifer, vielleicht auch der Anführer der Mannschaft gewesen sein, als Hauptperson dargestellt und durch einen bunten Anzug, der dann auf den Rattenfänger übertragen wurde, besonders auffällig gemacht — daneben konnten die Mitglieder des Zuges leicht klein erscheinen, als Kinder aufgefaßt werden, nachdem die Erinnerung an die Schlacht mit dem Aufhören der Seelenmessen verblaßte. Mit großem Scharfsinn hat Jostes das einschlägige urkundliche Material angeführt und geprüft. Wie erfahren, wie das falsche Datum in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Hameln offenbar in amtliche Documente eingeschwärzt wurde. Hätte Weier diese schon von ihm berührten amtlichen Erwähnungen des exitus puerorum in der Stadtchronik, in den Kirchenbüchern von Hameln bei seinem Besuch dort selbst gesehen, er hätte den secundären Charakter derselben ja gut bemerkt, wie ein Kritiker von 1655, der diese Eintragungen als der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehörig erkannt hat. Jostes hat diesen geschichtlichen Hintergrund der Sage mit solcher Sicherheit endgültig bloßgelegt, daß mit dem vorliegenden Schriftchen die ältere Literatur über die Sage veraltet ist. — Aber auch die sagengeschichtliche Seite des Problems hat hier ernste Förderung erfahren: wie konnte aus jenem exitus puerorum heraus die Sagengestalt sich entwickeln, die typisch ist „für die fascinirende Gewalt der Musik wie Orpheus im classischen Alterthum“? Auf der Thorinschrift von 1556 hören wir zuerst von dem magus, der 130 Kinder entführt hat, Weier 1566 nennt ihn einen Ubicen omnicolor unter dem Einfluß der neueren Deutung des Glasgemäldes in der Marktkirche und fixirt zuerst die Sage: der Ubicen omnicolor war gedungen, die Ratten zu vertreiben, der Rath aber gibt ihm den ausbedungenen Lohn nicht, der Pfeifer rächt sich, indem er den exitus puerorum zuwege bringt. Zwei Motive haben sich hier mit jenen geschichtlichen Zügen verbunden: die Thiermalediction und die epidemische Tanzwuth, die auch schon Gustav Meyer in einem seiner flotten Essays und Studien (I, 231) für die Entstehung der Rattenfängersage ermbinirt hat. — Pikant wird das kleine Heftchen durch die Aufdeckung einer modernen Fälschung, die ein zweifelhafter Gönner der Universitätsbibliothek zu Freiburg i. d. Schweiz geschenkt hat: einer ausführlichen Darstellung unsrer Sage, die sich ins Jahr 1640 zurück datirt, aber 1889 mit großem Aufwande von übel angewandtem Fleiß und traurig verwertheten Renaissancen von einem Manne mit gelehrter Bildung gemacht worden ist. Auch in der Aufdeckung dieser schwindelhaften Sagengestaltung hat Jostes seinen Scharfsinn gezeigt.

* Der Meteorfall, von dem Madrid dieser Tage betroffen worden, bestimmte die Wiener „Presse“, bei dem Director der dortigen Sternwarte, Prof. Dr. Weiß, nachstehende Erkundigung einzuziehen. Prof. Weiß bezeichnet es als ungewöhnliche Thatsache, daß ein Meteor so furchtbare Wirkungen hervorbringe. Auch der Umstand, daß ein Meteor über eine große Stadt niederfalle, bilde eine Ausnahme, da die meisten dieser Himmelskörper auf dem Grunde des Meeres oder auf dem flachen Lande liegen blieben, wo sie naturgemäß selten Schaden anrichten. Laien glauben häufig, daß die zerstörende Kraft des Meteors durch sein Gewicht zu erklären sei; thatsächlich führen jedoch die Luftwellen, welche beim Fall erzeugt werden, das Werk der Vernichtung herbei. Die Wirkung der Explosion von Meteoriten ist nach der Höhe und der Zahl der Steine verschieden. Bei dem 1803 in l'Aigle in Frankreich erfolgten Meteorfall wurden etwa 3000 Stücke gefunden. Diese zerschmetterten Häuser und tödteten Menschen. In Oesterreich ereignete sich der größte Meteorfall 1751 in der Nähe von Agram. Zwei Eisenstücke, die man damals fand und die im Wiener Mineralien-Cabinet aufbewahrt sind, hatten ein Gewicht von je 20 bis 30 Kilogramm. Diese Schwere wird von Meteorsteinen selten überschritten. Meist sind sie leichter und wiegen manchmal — ja auch viele von den in l'Aigle gefallenen — nur einige Gramm. Die Höhen, in denen Meteore explodiren, sind sehr verschieden; im allgemeinen geschieht dies in Entfernungen von 30 bis 60 Kilometer, während das Leuchten in Höhen von 120 bis 150 Kilometer beobachtet wird. Die Meteorsteine kommen aus dem Weltenraum in die Atmosphäre, werden durch die Reibung glühend und gelangen dann zur Explosion. Oft fallen Gruppen kleiner ganzer Steine zur Erde. Die genannten Himmelskörper legen im Durchschnitt einen Weg von 40 Kilometer in der Secunde zurück. In Oesterreich kannte man bei dem Falle von Stannern 1808, bei Braunau 1847 und bei Debreczin 1860 Beobachtungen machen. Bruchstücke jener Explosionen befinden sich im Wiener Mineralien-Cabinet. Man unterscheidet unter den Meteoriten Meteorsteine und Meteoreisen. Die ersteren haben eine grünlich-graue Farbe und eine dunkelschwarze Schmelzrinde. Die letzteren enthalten wesentlich Eisen und Nickel. Die Richtung, aus welcher das Madrider Meteor kam, konnte natürlich noch nicht bestimmt werden. Der Madrider Fall muß auch darum großes Interesse erregen, weil es zu den Seltenheiten gehört, daß ein Meteor bei Tage von vielen tausend Menschen beobachtet werden kann. Im Jahre gehen durchschnittlich 2000 Meteore nieder, nur etwa sechs von diesen gelangen in den Kreis menschlicher Forschung. Das Terrain, innerhalb dessen das Madrider Meteor gesehen werden konnte, ist außerordentlich groß. Ein Telegramm gibt als südlichsten Punkt Toledo, als nordöstlichen Saragossa, als nordwestlichen Valladolid an. Die Entfernung zwischen den zwei ersten Städten beträgt in der Luftdistanz 330 Kilometer, zwischen der ersten und letzten beiläufig 200 Kilometer; ein Raum, welcher an Größe ungefähr dem Königreiche Böhmen entspricht.

* Eine für die Aegyptologie nicht unwichtige Entdeckung ist Dr. W. Spiegelberg, Privatdocenten an der Universität Straßburg, der augenblicklich auf einer Forschungsreise in Aegypten weilt, gelungen. Er hat in der Todtenstadt von Theben die seit langer Zeit vergeblich gesuchten Tempel Amenhoteps I. (Dynastie XVIII) gefunden. Eine Anzahl von Inschriften, die bei einer demnächstigen Ausgrabung zu Tage treten, stellen die Entdeckung außer Frage. Es steht zu erwarten, daß bei einer systematischen Ausgrabung kunsthistorisch werthvolle Denkmäler nicht nur aus der Zeit der für die ägyptische Geschichte so wichtigen XVIII. Dynastie, der ersten nach der Vertreibung der Hyksos, sondern auch aus der XI. zu Tage gefördert werden. Hoffentlich werden dem glücklichen Entdecker die für eine umfassende Ausgrabung nothwendigen Mittel zur Verfügung gestellt.

* „Ships that pass in the night.“ Das Longfellow'sche Bild (vgl. Beil. Nr. 34) begegnet, wie uns ein Freund unsres Blattes belehrt, ähnlich und wohl noch schöner bereits in der altindischen Poesie:

„Wie in dem großen Ocean
Ein Splitter Holz den andern trifft,
So treffen in dem Leben sich
Die Menschen einen Augenblick!“

* **Bonn**, 12. Febr. Am schwarzen Brett der Universität zeigt die socialwissenschaftliche Studenten-Vereinigung durch

Veröffentlichung eines Auszugs aus ihren von der akademischen Behörde genehmigten Satzungen ihre nunmehr endgültig erfolgte Gründung an. Die Vereinigung bezweckt, Studenten aller Facultätrn zur Beschäftigung mit der Volkswirthschaftslehre und den mit derselben zusammenhängenden socialen Fragen anzuregen. Die Vereinigung sucht ihren Zweck in erster Linie durch Veranstaltung von Vorträgen zu erreichen, lehnt es aber ab, in den Fragen der socialen Theorie und Praxis eine bestimmte Auffassung zu vertretrn. Der Vorstand setzt sich zusammen aus den Vertretern von 12 Corporationen und Facultäten. Die zum Vorstand gehörigen Carporationen sind verpflichtet, mindestens für $^2/_3$ ihrer Mitglieder die Betheiligung an der Vereinigung officiell zu machen. Das Recht der Betheiligung an Besprechungen in den Versammlungen haben die Docenten der Bonner Hochschule und solche sachkundige Herren, denen es vom Vorsitzenden nach persönlichrr Anmeldung gestattet wird. Studentrn betheiligen sich nicht an den Besprechungen, sondern benutzen die aufgestelltrn Fragelasten. In erster Linie sind zu Vorträgen Fachmänner einzuladen, die sich als Docenten, Beamte oder Schriftsteller bewährt haben. Auszuschließen von der Abhaltung von Vorträgen sind alle, welche eine stetige Agitation für eine bestimmte Richtung sozialpolitischer Bestrebungen betreiben. In der ersten Versammlung am 13. d. M. hält Prof. Eberhard Gothein den ersten Vortrag.

* **Marburg.** Hier starb am 10. d. Mts. im 74. Lebensjahr der ordentliche Honorarprofessur der Anatomie, Dr. Guido Wagenrr, geboren in Berlin als jüngerer Bruder des bekannten schwedischen Consuls, Stifters der Nationalgalerie. Auch Guido Wagener selbst hegte Neigung für die Kunst. Als großer Musikliebhaber besaß er eine umfassende Sammlung handschriftlicher Compositionen. Nach Marburg kam er 1867 als Extraordinarius; sein Hauptwerk ist eine Entwicklungsgeschichte der Eingeweidewürmer.

* **Göttingen.** Dr. Friedrich Pockels, Privatdocent für Physik an der hiesigen Universität, hat einen Ruf an die Technische Hochschule in Dresden erhalten und angenommen.

Berlin. Wie bereits erwähnt, nahm Geheimrath v. Bergmann am 11. d. M. in der Universitätsklinik Gelegenheit, sich über den Nutzen der Röntgen'schen Entdeckung speciell für die Chirurgie einigermaßen kritisch zu äußern. Es wurde ein Patient vorgestellt, der sich vor längerer Zeit einen Schrotschuß in die Innenfläche der rechten Hand beigebracht hatte. Die eingedrungenen Schrotkörner wurden zum Theil gleich nach der Verwundung entfernt, jedoch blieb eine eiternde Fistel am Ansatz des vierten Fingers der rechten Hand zurück, als deren Ursache einige zurückgebliebene Schrotkörner angesehen werden mußten. Die Hand ward nach dem Röntgen'schen Verfahren photographirt, und nun sah man deutlich im untersten Drittel der Grundphalange des genannten Fingers zwei isolirte Schrotkörner, darüber eine kompactere schwärzliche Masse, die sich später als vier bis fünf nebeneinanderliegende, tief in den Knochen eingedrungene Schrotkörner erwies. Die Operation, die Hr. v. Bergmann vornahm, beförderte die Schrotkörner, deren Sitz genau dem in der Photographie angegebenen entsprach, leicht und schnell zu Tage. Trotz dieses glänzenden Erfolges glaubte nun Hr. v. Bergmann seine Meinung dahin abgeben zu sollen:

Für viele andere Wissenszweige sei die Röntgen'sche Entdeckung von ungleich größerem Werthe als für die Chirurgie. Ja, es werde ihre Anwendung in letzterer Disciplin noch zu vielfachem Mißbrauch führen. Wohl jeder, der irgend einen Fremdkörper, eine Kugel oder dergleichen in seinem Körper wisse, erwarte mit Hülfe der neuen Methode die Auffindung des betreffenden Gegenstandes und schließe hieran den Wunsch der operativen Entfernung. Er selbst stehe nach langjähriger Friedens- wie Kriegspraxis auf dem Standpunkte, Fremdkörper, deren Existenz im Körper keine Beschwerde hervorruft oder anderweit Gefahr bedingt, ruhig in demselben zu belassen. Das Bewußtsein, etwas Blei z. B. mehr in seinem Körper zu haben, besonders wenn es dem Besitzer keinerlei Störungen bereite, wiege nicht im mindesten die Gefahren der Operation zur Entfernung des Fremdkörpers auf. Dies gelte besonders im Felde, wo es oft unmöglich sei, unter allen Cautelen der Antiseptik zu operiren. Aber auch wo diese im Frieden beobachtet würden, rathe er von einem operativen Eingriff ab. Wenn ihm in seiner ärztlichen Thätigkeit im russisch-türkischen Kriege, in dem es ihm vergönnt gewesen sei, unter den russischen Aerzten eine einflußreiche Stellung einzunehmen, besondere Verdienste zuerkannt worden wären, so schiebe er diese zum Theil darauf, seine Collegen, wenn sie mit Sonden und Kugelsuchern jeder Art angerückt wären, von ihrem Vorhaben abgehalten zu haben. Schon damals habe er in dieser Hinsicht einen harten Kampf zu bestehen gehabt, der bis heute noch nicht ganz erloschen sei und nun nach der Röntgen'schen Entdeckung aufs neue entbrennen werde. Ungleich wichtiger und segenbringender für die Chirurgie als die neue Entdeckung sei jene von Esmarch, die künstliche Blutleere betreffend, welche es gestattet, mit größerer Deutlichkeit und Klarheit das gesammte Operationsfeld zu überblicken, da sich kaum je ein ähnlicher Erfolg mit Photographien nach Röntgens Manier wird erzielen lassen. Dennoch wolle er durchaus nicht der Bedeutung der Röntgen'schen Entdeckung auch für die Chirurgie seine Anerkennung verweigern, sie bedeute einen erfreulichen Zuwachs der chirurgisch-diagnostischen Hülfsmittel, aber herrlicher sei die Errungenschaft der Esmarch'schen künstlichen Blutleere, herrlicher auch die Entdeckung der Antiseptik!

* **Leiden.** Der Professor für römisches Recht an der hiesigen Universität, Dr. H. L. Drucker, ist in den Ruhestand getreten.

* Die Holtzendorff-Stiftung stellt als neue Preis-Aufgabe folgendes Thema: Ist die Deportation unter den heutigen Verhältnissen als Strafmittel praktisch verwendbar? Es wird eine Erörterung der Frage verlangt, ob unter Berücksichtigung des heutigen Strafen- und Gefängnißwesens, sowie der thatsächlich vorhandenen colonialpolitischen Verhältnisse die Deportation eine Stelle im Strafensystem finden kann; bei Bejahung dieser Frage ist gleichzeitig zu erörtern, in welcher Weise die Deportationsstrafe praktisch auszugestalten und durchzuführen ist. Die Preisarbeiten, welche in deutscher, französischer, englischer oder italienischer Sprache abgefaßt sein können, müssen bis spätestens 1. April 1897 an den Schriftführer der Stiftung, Hrn. Rechtsanwalt Dr. Halle (Berlin W., Kronenstraße 56), eingesandt sein. Dieselben sind mit einem Kennungsworte zu versehen, und es ist ein versiegeltes Couvert unter gleichem Kennungsworte beizulegen, in welchem der Name und die Wohnung des Verfassers angegeben sind. Ueber die eingegangenen Arbeiten entscheidet ein Preisgericht, bestehend aus folgenden Herren: Staatsrath Professor Dr. Zoinitzky, St. Petersburg; Staatsminister Prof. Dr. Hagerup, Christiania; Reichsgerichtsrath Dr. Olshausen, Leipzig; General-Secretär der Société Générale des Prisons Rivière, Paris; Prof. Dr. Stooß, Bern. Die Arbeit, welche von dem Preisgericht als beste und zugleich des Preises würdig anerkannt wird, erhält die ausgesetzte Prämie von 1600 M. = 2000 Francs. Die preisgekrönte Arbeit wird mit der Auszahlung der Prämie ausschließliches literarisches Eigenthum der Holtzendorff-Stiftung, deren Vorstand auf Vorschlag des geschäftsführenden Ausschusses über ihre Veröffentlichung und Uebersetzung Bestimmung trifft. Die nicht preisgekrönten Arbeiten werden den Verfassern zur freien Verfügung zurückgesandt. Die Entscheidung des Preisgerichts wird in den Mittheilungen der internationalen criminalistischen Vereinigung im Herbst 1897 veröffentlicht. Anfragen und Mittheilungen, welche das Preisausschreiben betreffen, sind an den Schriftführer zu richten. Im Januar 1896. Der geschäftsführende Ausschuß der Holtzendorff-Stiftung: Dr. Aschrott, Landrichter in Berlin; Prof. v. Liszt, Halle a. S.; Prof. A. Prins, Brüssel.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 13. Februar folgende Schriften eingegangen:

Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten, begründet von Freh. v. Wipleben-Wendelstein. XIV. Jahrg. 5. Heft. Februar 1896. Dresden, Friese u. n. Pattkamer. — Dr. jur. Felix Friedrich Bruck: Neudeutschland u. seine Pioniere; Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Breslau, Wilhelm Koebner 1896. — Eduard Gerson: Der Arbeiterschutz u. die Novelle zur österreichischen Gewerbeordnung. Leipzig, August Schulze 1896. — Dr. Max Osborn: Die Frauen in der Literatur u. Presse. (Der Existenzkampf der Frau, zwanglose Hefte, hgdg. v. Gustav Dahms. Heft 9.) Berlin, Richard Taendler 1896. — Dr. Franz C. Müller: Ueber Schülerverbindungen. 4. Aufl. München, Seitz u. Schauer. — Dr. med. Adolf Thiele: Vorbeugungs- und Verhaltungsmaßregeln bei Diphtheritis. Ebd. 1896. — Dr. Max Bauer: Edelsteinkunde; gemeinverständl. Darstellung für Mineralogen, Steinschleifer, Juweliere ꝛc. Mit Tafeln u. Abbildungen. Lfg. 5 u. 6. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz 1895/96. — Mémoires du général Cte. de Saint-Chamans, ancien aide de camp du maréchal Soult 1802—1832. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1896. — F. W. Weber: Herbstblätter; nachgelassene Gedichte. 9.—12. Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1896.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 14. Februar. Nummer 37.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der Heros der Afrikaforschung. I. — Der Entwurf eines österreichischen Checkgesetzes. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Heros der Afrikaforschung.

Zum 75. Geburtstage Dr. Heinrich Barths. 16. Februar 1821.

I.

H. S. Obwohl heute in Deutschland wohl kaum noch ein Zweifel darüber besteht, daß unser Landsmann Heinrich Barth und kein anderer der hervorragendste Forscher aller Zeiten und Nationen ist, der je an der Entschleierung des Dunklen Welttheils gearbeitet, so hielten wir es doch für nöthig, schon in der Wahl des Wortlauts für unser Thema dieser Anschauung besonderen Ausdruck zu geben; denn immerhin scheut man sich zur Zeit wohl noch hie und da, jene Behauptung ohne alle Einschränkung auszusprechen, sei es aus höchst überflüssiger Bescheidenheit, anderen Nationen zu nahe zu treten, sei es aus Besorgniß, einen der neueren Reisenden zu kränken, deren Namen seit einem Jahrzehnt die Afrikaforschung beherrschen, und die im innersten Winkel ihres Herzens sich für die Ersten halten, zum Theil auch wohl gläubig als solche angestaunt werden. Es fällt uns wahrlich nicht leicht, diesen Nimbus hier so leichthin zu ignoriren, empfinden wir doch freudige Genugthuung darüber, daß die Deutschen jetzt das Licht ihrer modernen Forscher nicht unter den Scheffel stellen, wie das früher zu geschehen pflegte, sondern ihm die gebührende Höhe anweisen, von der es nach Verdienst leuchten kann. Und dieses Verdienst besteht, und wir erkennen es rückhaltlos an. Außerdem ist es ja eine heikle Sache, kurzer Hand zu behaupten, dieser oder jener Mann sei in seinem Fache der „größte“, zumal wir uns nur Glück dazu wünschen dürfen, daß überhaupt Reisende und Forscher wie Barth, Livingstone, Nachtigal, Stanley und andere aus älterer und neuerer Zeit von ähnlich hoher Bedeutung sich der wissenschaftlichen Erschließung Afrika's gewidmet haben. Trotz solcher Bedenken aber darf man hier wohl eine Entscheidung treffen und Barth als dem größten unter den Großen den ersten Platz unter den Afrikaforschern alter und neuer Zeit einräumen. Bis auf einen — Stanley — dürften, wie angedeutet, die Meinungen auch kaum auseinander gehen; welche Stellung nimmt aber dieser von gewaltigen Erfolgen gekrönte Amerikaner ein? Hierüber noch einige Bemerkungen, bevor wir uns mit Barth eingehender beschäftigen.

In einem Aufsatz in der „Kreuzzeitung“, den der Afrikareisende G. A. Krause vor wenigen Monaten anläßlich der 30. Wiederkehr von Heinrich Barths Todestag (25. November 1865) veröffentlicht hat, wird Barth der König der deutschen Afrikaforscher genannt. Krause schränkt also sein Urtheil über die Bedeutung Barths ein und zwar ohne Zweifel im Hinblick auf Stanley. Wir können, wie gesagt, eine solche Einschränkung nicht gutheißen, und zwar deßhalb nicht, weil Stanley und Barth sich überhaupt nicht miteinander vergleichen lassen: Stanley's Verdienste und Erfolge sind ganz anderer Art als die Barths. Bekannt ist das Bemühen vieler, namentlich neuerer deutscher Reisender, Stanley möglichst wenig zu bewundern. Er habe ja mancherlei geleistet; er sei mit einigen Fährlichkeiten seiner Zeit den Kongo abwärts gefahren (Pechuel-Loesche's Worte); solcher Schwierigkeiten wie Stanley würden die südafrikanischen Bauern und Jäger tagtäglich Herr, ohne das als besonders merkwürdig in die Welt hinauszuposaunen (Hans Meyer); auch Peters, was die Macht der Energie anlangt, in gewissem Sinne der deutsche Stanley, äußert sich oft genug ähnlich. Wir sind der Ueberzeugung, daß man hier in seinem — Haß zu weit geht, wiewohl es ja richtig, daß Stanley durch sein ausgesprochen deutschfeindliches Verhalten es uns sehr erschwert, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Allein, wie dem auch sei, er bleibt doch der „Bismarck der Afrikaforschung“, wie ihn Petermann genannt hat; Stanley hat nun einmal die disjecta membra der Nil- und Congoforschung zu einem festen Ganzen zusammengeschweißt, er ist der erfolgreichste Pionier, der je Afrika's heißen Boden betreten. Aber Stanley ist kein Forscher im deutschen Sinne, er ist eben „Pionier“, Reisender. Barth jedoch ist nicht nur das, wenn auch nicht in gleich extensivem Maße; er ist außerdem ein Forscher. Barth hat übee die Sahara und über den Sudan in stiller, emsiger Arbeit mehr in Erfahrung gebracht, als alle englischen, französischen und deutschen Reisenden vor und nach ihm zusammen. Beweis dafür ist sein Reisewerk, das man freilich gelesen haben muß, um jene Behauptung zu unterschreiben. Wir gehen also weiter und bewundern in Heinrich Barth nicht nur den König der deutschen Afrikareisenden, sondern den ersten Afrikaforscher überhaupt, und sollte dereinst, was noch immer nicht geschehen, eine kritische Geschichte der Afrikaforschung geschrieben werden, so wird, dessen sind wir überzeugt, dieser Satz ein unumstößliches Ergebniß derselben sein. —

Vor funfzig Jahren war fast auf allen Gebieten der geographischen Forschung ein Stillstand eingetreten. Diese Forschung aber eepräsentirte von jeher nahezu ausschließlich England; wenn dort dafür wenig Interesse vorhanden, in Deutschland mangelte es daran in den Kreisen des gebildeten Laienpublicums noch gänzlich. Am Ende des 18. Jahrhunderts war der erste energische Anlauf, dem unzugänglichen Afrika seine Geheimnisse zu entreißen, von einee 1788 gegründeten englischen „Afrikanischen Gesellschaft“ ausgegangen; der Schotte Mungo Park, dessen Name mit der Nigerforschung rühmlichst verknüpft, und der Deutsche Hornemann, dee tief im Sudan verschollen ist, sind die bekanntesten Sendlinge jener Gesellschaft. Die napoleonischen Kriege unterbrachen dann diese Bestrebungen; nachher wurden sie wieder aufgenommen. Dem Nigerproblem, an dessen vollständiger Lösung Mungo Park nur durch den Tod gehindert worden war, galten neben handelspolitischen und philanthropischen Zwecken die Expeditionen von Denham, Clapperton, Laing, Richard Lander und

anderen in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts. Aber nach 1830 trat hier bald ein fast zwanzigjähriger Stillstand ein; denn erst in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre wurde das Interesse für die Erforschung ferner Länder in England von neuem wach: mit der Aussendung Franklins war nach langer Pause die Polarforschung wieder in Angriff genommen; in Australien war Sturt zum zweiten male aufgebrochen, Leichhardt hatte dort seine vielbewunderte Reise von der Moretonbai nach Port Essington durchgeführt und rüstete sich zu einer neuen Unternehmung, und anderwärts waren die Vorgänge ähnlich. Auch Afrika's gedachte man wieder; die englische Regierung beschloß im Jahre 1849 eine neue große commerciell-wissenschaftliche Expedition in den Sudan zu senden. Zum Führer ward James Richardson ausersehen, der vorher in Marokko und Tripolitanien einige Reiseerfahrungen gesammelt hatte. Auf Veranlassung August Petermanns, der damals noch in England weilte und dort an den geographischen Bestrebungen regen und bestimmenden Antheil nahm, gestattete die englische Regierung, daß zwei deutsche Gelehrte, Dr. Overweg und Dr. Barth, als wissenschaftliche Begleiter sich Richardson anschließen durften. Heinrich Barth war zu einer solchen Reise ganz besonders vorbereitet. Heute scheidet man in der Regel aus dem Frontdienst aus, läßt sich einige Monate auf der Sternwarte und im orientalischen Seminar einpauken und wird Afrikareisender mit dem Anrecht auf Berühmtheit; das Zeug zu einem Stanley bringt man als Militär ohnehin mit. Barth aber war ganz anders vorgebildet; er hatte in den Jahren 1845 bis 1847 das Becken des Mittelmeers zwecks archäologischer und philologischer Forschungen umwandert, wußte mit den Nordafrikanern umzugehen, sprach das Arabische, die Sprache der Vornehmen im Sudan, wie seine Muttersprache und hatte — der beste Beweis für seine Fähigkeit zu wissenschaftlicher Forschung — ein äußerst werthvolles Buch über die nordafrikanischen Gestadeländer geschrieben. Nun also betrat Barth Afrika von neuem: unschwer hatte der junge Privatdocent, heiße Wünsche und Hoffnungen im Herzen, Berlin verlassen, wo sein Auditorium andauernd leerer geblieben, als es das eines Privatdocenten je sein kann. „So es Gott gefällt, sollst du noch dich aufmachen und einst Kano besuchen!" hatte in der tunesischen Stadt Kaf bewundernd ein Haussasklave ausgerufen, den Barth in seiner gründlichen Art über die centralsudanische Heimath ausgefragt; Barth sollte noch mehr als Kano sehen, sollte länger in jenen Ländern reisen, als er ahnte und gewünscht hätte. Nahezu sechs Jahre hindurch forschte Barth in der Sahara und im Sudan, und circa 4½ Jahre stand er an der Spitze der Expedition, nachdem deren Leiter Richardson dem Klima erlegen.

Das Forschungsgebiet der neuen Unternehmung war nicht gerade eine terra incognita in dem Sinne, wie etwa lange Jahre später noch das äquatoriale Afrika, das auch der flüchtigsten Andeutung eines erkundeten Flußlaufes oder Gebirges oder Wohnsitzes einer Völkerschaft entbehrte. Die Namen nordcentralafrikanischer Flüsse, Völkerstämme und Sultanate waren den Geographen vielmehr aus den mittelalterlichen Compendien eines Leo Africanus u. a. schon geläufig, und über die trotzdem bestehenden Zweifel über die Lage jener Objecte hatten die bis in die dreißiger Jahre hinein fortgesetzten Afrikaexpeditionen namentlich der Engländer wenigstens ungefähre Klarheit gebracht. So war der Oberlauf des Niger durch Mungo Park und ob seiner Glaubwürdigkeit stark angezweifelten René Caillié in großen Zügen festgelegt; man kannte auch den Unterlauf des großen Stromes aus den Fahrten der Gebrüder Lander und ihrer Nachfolger und nahm die Identität des Niger und des Djoliba, den Park im Sommer 1796 entdeckt, für erwiesen an. Andrerseits war der ganze Mittellauf noch in Dunkel gehüllt, da der berühmte schottische Reisende bei seinem Versuch, ihn zu befahren, nahe am Ziele seinen Tod gefunden. Ferner wußte man über die Lage Timbuktu's zum Niger zwar durch Major Laing und René Caillié einigermaßen Bescheid, doch ließen die Nachrichten über diese geheimnißvolle Stadt noch viel zu wünschen übrig, da der erstere vor ihren Thoren ermordet worden, Caillié aber wenig gesehen hatte. Auch den Tsadsee kannte man durch Major Denham, der seit Hornemann als erster die Wüste durchquert und die Lage der großen Reiche Bornu, Baghirmi und Wadai auf den Karten mit ungefährer Sicherheit fixirt hatte. Endlich waren Sokoto und einige andere Sultanate des mittleren Sudan von Clapperton besucht und beschrieben worden; allein das ganze Forschungswerk, das hier geleistet, war doch noch recht lückenhaft und der Verbesserung dringend bedürftig, die Routen der genannten Reisenden sind alle wenig werth und ihre Schilderungen ungenau und spärlich. Und diese Mängel galten auch mit Bezug auf die große Wüste, von der man entweder gänzlich falsche oder ungeklärte Vorstellungen besaß. All das nun, was hier unbestimmt und dunkel war, hat Barth sozusagen ins Loth gebracht, er verhalf uns zu einem zuverlässigen Bilde jener Länder und Völker, das auch heute noch überall die Zeichen Barth'scher Arbeit trägt, nachdem der große Forscher dort zahllose Nachfolger gefunden. Barths Routen in der Sahara und im Sudan haben eine Länge von ca. 20,000 Kilometer und reichen zu drei bis vier Afrikadurchquerungen aus, wie sie später im Süden die Forschungen beherrschten. — Nur kurz sei hier des äußeren Verlaufs seiner Reise gedacht.

Im Januar 1850 langte die Expedition in Tripolis an; die nächsten Monate wurden zu einer Rundreise in Tripolitanien benutzt, dessen reiche archäologische Schätze Barth noch immer besonders lockten. Im März ging es dann südwärts, zunächst nach Mursuk, dann in weitem nach Osten offenen Bogen über Rhat, Air und Agades nach Katsena im Sudan. Unterwegs schon hatten sich Barth und Richardson getrennt mit der Verabredung, später in Kuka, der Hauptstadt Bornu's wieder zusammenzutreffen. Barth war von nun ab auf sich allein und Overweg angewiesen; er zog zunächst über Kano nach Kuka, wo er im April 1851 anlangte. Richardson war im März desselben Jahres gestorben und Barth hatte später aus seinen winzigen Mitteln noch dessen Schulden einzulösen. In der zweiten Hälfte des Jahres unternahm Barth Vorstöße nach Adamaua, wobei er den Benue, den gewaltigsten Zufluß des Niger entdeckte, sowie nach Kanem und Musgu; im folgenden Jahre (1852) nach Baghirmi. Hier erreichte den Forscher die Depesche Palmerstons, die ihm nach Richardsons Tode die Leitung der Expedition übertrug, ihm anbefahl, nach Timbuktu zu gehen und das Kommen Eduard Vogels ankündigte, dessen Aufgabe namentlich die astronomische Ortsbestimmung war. Barth gab in Folge dessen den Plan auf, südostwärts zur Küste nach Mombas durchzubrechen und trat 1853 von Kuka aus seine gewaltige Reise nach dem Westen an; er hatte mittlerweile auch seinen letzten Gefährten Overweg verloren, der ebenfalls dem Klima zum Opfer gefallen war. Barth erreichte bei Say den Niger, durchzog in nordwestlicher Richtung den großen Nigerbogen und gelangte September 1853 nach Timbuktu, das damals bereits ein Schatten seiner früheren Größe war. Bis zum März 1854 weilte Barth unter großen Gefahren in dieser Stadt, eifrig bemüht, ihre Geschichte und ihre Verhältnisse kennen zu lernen; er war hier auch in der Lage, seines Vorgängers Caillié Glaubwürdigkeit zu bestätigen. Die Heimreise führte Barth am mittleren Niger abwärts zurück nach Say, von wo er über Sokoto im December 1854 wieder in Kuka eintraf. End-

lich schlug nun hier dem Vielgeprüften die Stunde der Erlösung und Heimkehr; während sein Landsmann Vogel, den er kurz vorher getroffen, im Sudan zurückblieb, gelangte Barth auf dem directen Karawanenwege nach fast sechsjähriger Abwesenheit im August 1855 nach seinem Ausgangspunkte Tripolis zurück. Das gewaltige Werk des deutschen Reisenden war vollbracht; helles Licht ergoß sich mit einem Schlage über das ungeheure Reisegebiet.

Die Schwierigkeiten, mit denen Barth zu kämpfen gehabt, waren geradezu erdrückender Art gewesen, doch hatte ihn sein Selbstvertrauen alles überwinden lassen. Man muß es in seinem Reisewerk zwischen den Zeilen lesen, welche Gefahren Barth umgaben; er selber macht wenig Aufhebens davon und erzählt nach seiner Weise die Thatsachen möglichst trocken und unter Verzicht auf jegliche Effecthascherei. Die neueren Reisenden sind bekanntlich nicht so bescheiden und werden in ihren Reisewerken der dramatisch gefärbten Schilderung ihrer Fährlichkeiten mit genügender Ausführlichkeit gerecht, um ihre Erfolge in ein recht helles Licht zu setzen. Geldmittel, mit denen man in anderen Theilen Afrika's alle Schwierigkeiten schließlich überwindet, besaß Barth nur in verschwindend geringer Menge, Machtmittel, später und heute die ultima ratio, die schon oft den Durchbruch erzwungen haben, standen ihm überhaupt nicht zu Gebote; sie hätten ihm auch in seinem Reisegebiet, in den damals noch leidlich festgefügten mohammedanischen Staaten, mehr geschadet als genützt. Barth hat also seine Erfolge in leidensvoller Arbeit erstritten, durch geduldiges, entsagungsreiches Warten bitter genug erkauft. — Wie weit käme wohl heute ein moderner Afrikareisender mit 30,000 Mark? Denn so viel nur hat die sechsjährige Barth'sche Reise gekostet. England hat wahrlich mit dem deutschen Forscher ein gutes Geschäft gemacht, der auch die rein praktischen Ziele der Expedition nie aus den Augen gelassen und seinen Auftraggebern eine Reihe von Handels- und Freundschaftsverträgen heimgebracht; und seine Sammlungen bekam die Regierung noch mit in den Kauf. Es gereicht aber ebenso wenig der brittischen Nation wie der deutschen zur Ehre, daß Barth, wie später auch Rohlfs und Nachtigal, im Sudan sich jahrelang durchbetteln mußte. England hatte ja die contractlich übernommene Pflicht, seinen Sendling zu unterstützen, die Deutschen aber die moralische Pflicht dazu, nachdem England sich um den Reisenden nicht mehr kümmerte und ihn für todt hielt. Jener Ehrenpflicht ist man im deutschen Vaterlande sehr unzulänglich nachgekommen. Preußens König, dem Barth sein Reisewerk gewidmet hat, gab 1000 Thaler her, 1400 Thaler steuerte Barth aus eigenen Mitteln bei: das war die — deutsche Hülfe, die ihm zutheil wurde! Im deutschen Volke war eben damals leider noch nicht das Bewußtsein vorhanden dafür, was es einem Landsmann auf verlorenem Posten, sei es auch in fremden Diensten, schuldig sei. Dieses Bewußtsein zu wecken, gelang erst später Petermann, als Vogel verschollen war und die englische Regierung sich nicht veranlaßt fühlte, über das Schicksal dieses ebenfalls in ihrem Auftrage reisenden Forschers sich Gewißheit zu verschaffen.

Freilich in dieser armseligen Lage Barths, die ihn zum Warten und Ausharren zwang, liegt zum Theil das Geheimniß seines Erfolges; er sah mehr, als der schnell seines Weges ziehende, durch kein Hinderniß gehemmte Reisende. Eine nicht minder wichtige Garantie aber bot schon die Persönlichkeit des Forschers selber. Er wußte sich allenthalben Vertrauen, ja Freundschaft zu erringen, er verstand es, zu sehen, richtig zu vermuthen und zu fragen, und seine Fragen an die rechten Leute zu richten. In anderen Theilen Afrika's ist der Weiße für den Eingeborenen doch immer von vornherein eine Respectsperson, der man zwar gern alle Hindernisse in den Weg legt, die man aber doch selten direct mit dem Tode bedroht hat. Die Zahl der Forscher daher, die unter den „Bantuvölkern" ein gewaltsames Ende gefunden, ist verschwindend gering jener erschreckenden Menge von Märtyrern der Wissenschaft gegenüber, die im mohammedanischen Sudan und in der Sahara ermordet wurden, wo der Christen- und Europäerhaß unzähligemale in einer für den Reisenden verhängnißvollen Weise zum Durchbruch gekommen ist. Immerhin wird sich in sehr vielen Fällen selbst hier feststellen lassen, daß das Opfer durch Mißachtung oder sorglose Vernachlässigung der leicht gereizten Empfindungen anders gearteter und anders denkender Menschen seinen Untergang herausgefordert und herbeigeführt hat; dieser Fall trifft z. B. auch bei Vogel zu, der in Wadai ermordet oder hingerichtet wurde. Barths Leben hat oft genug in höchster Gefahr geschwebt, aber immer doch blieb der Stahl in der Scheide, da der deutsche Forscher nicht anstieß und man sich überzeugte, er sei ein harmloser Reisender. Das Andenken, das Barth in jenen weiten Ländern zurückgelassen, ist nie getrübt worden, und die späteren deutschen nicht nur, sondern auch die neueren französischen Pioniere, die im Westen Barths Forschungsgebiet betreten haben, erkennen es neidlos an, daß an dem Namen Abd el Kerim, unter dem der Deutsche in halb Afrika bekannt war, kein Makel selbst im Sinne jener Völker haftet. Es gibt kein zweites Beispiel derart in der Entdeckungsgeschichte Afrika's.

Der Entwurf eines österreichischen Checkgesetzes.

E. Zw. Nicht dem Namen, wohl aber dem Wesen nach ist der Check in Oesterreich seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts bekannt. Als 1703 der kaiserliche Banco del Giro in Wien gegründet wurde, erlangte jeder Staatsgläubiger das Recht, über seine bankmäßig gebuchte Forderung mittelst sogenannten „Giro-Zeddels" zu verfügen. Die geldersparende Function eines solchen Papiers wurde bereits damals wohl erkannt und dem „Giro-Zeddel" für jeden in oder mit Wien Handel treibenden Kaufmann Zwangscurs beigelegt. Mehr als ein Jahrhundert hindurch stellte der österreichische Staat das Girowesen in seinen Dienst. Um dem bedrängten Fiscus in möglichst ausgiebigem Maße die Verfügung über Baarmittel zu gewähren, mußten alle Wiener Kaufleute und insbesondere die Wechsler ihren gesammten Anweisungsverkehr durch das Medium der Girobank leiten, an deren Stelle später die Wiener Stadtbank trat. Aehnliche Einrichtungen bestanden bei der 1787 gegründeten Commercial-, Leih- und Wechslerbank. Hier trat freilich der fiscalische Gesichtspunkt ein wenig zurück, und auch bei der Errichtung der „Nationalbank" wurde die Möglichkeit der Checküberweisung aus rein volkswirthschaftlichen Gründen in Betracht gezogen. Das erste Statut der österreichischen Nationalbank vom 15. Juli 1817 bestimmt in § 15, daß die Bank als Girobank von jedem an ihrem Sitze wohnhaften Actionär Gelder ins Depot nimmt, über welches durch Anweisung verfügt werden kann. Dieser Anweisungsverkehr war aber nicht mehr auf den Kreis der Contoinhaber beschränkt; auch „an eine Partei, welche kein Folium in der Bank besitzt", konnten Zahlungen geleistet werden, indem eine Anweisung als Aviso für die Bank diente, eine zweite Anweisung, welche der Bank vorzuzeigen war, dem präsumtiven Zahlungsempfänger eingehändigt wurde. Hier, in dem ersten Bankstatut, finden sich auch die dürftigen Anfänge eines materiellen Checkrechts. Das dem Statut beigefügte Reglement bestimmt, daß die Anweisungen — welche auch auf den Ueberbringer lauten können, — „unverzüglich einzulösen" sind, während bis dahin die datio in solutum mittelst Zahlungsassignation

nur dann erlaubt war, wenn letztere binnen 24 Stunden liquidirt wurde und die Assignation „nicht weiter als in die dritte Hand" ging.

Der neuen Einrichtung blieb zunächst der Erfolg versagt. Es währte lange, ehe sie im Verkehrsleben der Monarchie Wurzel fassen konnte, und hier kam ein psychologisches Moment entscheidend in Betracht. Der Oesterreicher hat ja das Wort in die Welt gesetzt, in Geldsachen höre die Gemüthlichkeit auf; er hegt tiefe, fast unüberwindliche Abneigung gegen jede Maßregel, die ihm den unmittelbaren Genuß seiner ökonomischen Persönlichkeit irgendwie vorzuenthalten scheint. Alles, was hier nach Aufschub und Vertröstung schmeckt, ist ihm zuwider. Dazu kam in jener Zeit die Erinnerung an den furchtbaren Zusammenbruch von 1811. Die Einsicht in Wesen und Bedürfnisse der Volkswirthschaft war damals, bei relativ einfachen Formen des Verkehrs, naturgemäß sehr gering, und dieser Mangel wirthschaftlicher Kenntniß und Erkenntniß trug nur dazu bei, das angeborene finanzielle Mißtrauen zu steigern. So unterblieb die bei der Gründung der Nationalbank projectirte Errichtung einer Giroabtheilung, und vom Check war vollends kaum mehr die Rede, bis vierzig Jahr später die österreichische Creditanstalt für Handel und Gewerbe dem Check — jetzt auch dem Namen nach — in Oesterreich das Bürgerrecht erwarb. Seither hat sich das österreichische Checkwesen zu hoher Bedeutung entwickelt, insbesondere als im Jahr 1883 der Check bei der Postsparcassa eingeführt wurde, die sich heute als ein gewaltiges, das ganze Reich umspannendes Netz für den Abrechnungs-, Umschreibungs- und Anweisungsverkehr darstellt. Die Zahlen führen hier eine überaus beredte Sprache. Die Checkabtheilung des österreichischen Postsparcassenamtes zählte im Jahr 1883 167 Contoinhaber mit Einlagen in der Höhe von 322,284 fl., im Jahr 1894 dagegen bereits 25,834 Contoinhaber, welche ein Gesammtconto von rund 1416 Millionen Gulden repräsentiren. Im ersten Jahre betrug der Umsatz im Checkverkehr 213,293 Gulden; 1894 dagegen, einschließlich der Ueberweisungen mittels Giro, mehr als eine Milliarde.

Mit dieser Steigerung des Verkehrs hielt freilich die rechtliche Durch- und Fortbildung des Instituts nicht gleichen Schritt. Der Check ist in Oesterreich bis auf den heutigen Tag der fiscalischen Sphäre, aus der er hervorgegangen, nicht entwachsen, und es ist bezeichnend, daß sich seine Begriffsbestimmung im — Gebührengesetz findet. Hier wird er als Anweisung auf die zur Uebernahme von Geld für fremde Rechnung statutenmäßig befugten Anstalten definirt. Sofern diese Anweisung auf Grund eines der Anstalt übergebenen Depots vom Deponenten durch ein ihm von der Anstalt zu diesem Zweck eingehändigtes Blankett bewerkstelligt wird, unterliegt sie einer fixen Gebühr von zwei Kreuzern per Stück. Nur um dies auszusprechen, hat sich der Gesetzgeber der Mühe des Definirens unterzogen. Im übrigen ist der Richter, dem die Beurtheilung des Checkverhältnisses obliegt, auf die Bestimmungen der Artikel 301—305 des Handelsgesetzbuchs und auf die theils lückenhaften, theils veralteten Vorschriften des bürgerlichen Rechts angewiesen und „die Lösung aller sich hiebei möglicherweise ergebenden Differenzen einzig auf die Gesetzesanalogie gestellt." Dieser unhaltbare Zustand wurde um so drückender empfunden, je mehr der Checkverkehr an Ausdehnung und Intensität stieg. Der Mangel einer gesetzlichen Regelung der Materie hatte eine beklagenswerthe Rechtsunsicherheit zur Folge. Im Zusammenhang mit der österreichischen Valutareform und der hiedurch bewirkten Einschränkung des Notenumlaufs mußte der Check eine noch stärkere „Expansivkraft" entfalten. Daß ein so hochwichtiger Factor des Verkehrslebens der klaren, rechtlichen Grundlage entbehrte, war nicht mehr und nicht weniger als eine juristisch-ökonomische Calamität.

Dieser Einsicht konnten sich auf die Dauer auch die maßgebenden Kreise nicht verschließen. Das Wort eines österreichischen Finanzpolitikers, die Banknote sei der beste Check, hat nicht gehindert, daß die Zahlungsfunction des Checks eine stets weiter ausgreifende Bedeutung erlangte, — ein Proceß, den die allmähliche Einziehung der Staatsnoten nur fördern muß und die noch weit im Felde stehende Aufnahme der Baarzahlungen seitens der österreichisch-ungarischen Bank gewiß nicht zum Stillstand bringen wird. Unter solchen Umständen mußte die Regierung selbst der Frage nähertreten, wie das Checkwesen in rechtliche, seinen specifischen Eigenthümlichkeiten angepaßte Formen zu bringen und für alle hier in Betracht kommenden Verhältnisse ein sicheres gesetzgeberisches Fundament zu schaffen sei. Sie veranstaltete daher im Mai 1894 eine „Enquete über den Check" und ließ an hervorragende Vertreter der Geschäftswelt die Aufforderung ergehen, über einen im Justizministerium ausgearbeiteteten Checkgesetzentwurf und insbesondere über fünf controverse, auch von den Gesetzgebungen des Auslandes sehr verschiedenartig behandelte Punkte ihre gutachtlichen Aeußerungen abzugeben. Die Berathungsprotokolle der Enquete bilden nebst dem Gesetzentwurf, welcher der Anfrage zu Grunde lag, den Anhang der Vorlage über den Check, die Graf Gleispach, der Justizminister des Cabinets Badeni, vor kurzem im österreichischen Abgeordnetenhause zur verfassungsmäßigen Behandlung eingebracht hat.

Gleich im ersten Paragraphen dieses Entwurfs hat ein ganz besonders umstrittener Punkt eine wenigstens vorläufige Lösung gefunden. Hienach ist die Checkfähigkeit, das ist die Möglichkeit, auf einem Check mit rechtlicher Wirkung als bezogener Zahlungsmandatar zu erscheinen, auf einen ganz bestimmten Kreis juristischer und natürlicher Personen beschränkt. Checkfähigkeit in diesem Sinne kommt zu: der Postsparcassa, öffentlichen Banken oder anderen zur Uebernahme von Geld für fremde Rechnung satzungsgemäß befugten Anstalten, sowie allen anderen Firmen und Personen, die gewerbemäßig Bankier- und Wechslergeschäfte betreiben und in ein bei der Handels- und Gewerbekammer zu führendes öffentliches Specialregister eingetragen sind. Die Eintragung darf nicht verweigert werden, sobald der gewerbemäßige Betrieb der bezeichneten Geschäfte nachgewiesen wird. Sie ist bei Einstellung oder Aufgeben dieses Geschäftsbetriebes zu löschen. Der Entwurf hat sich somit im wesentlichen die im classischen Lande des Checks herrschenden Anschauungen zu eigen gemacht und das sogenannte englische System adoptirt. Die mit seltener Feinheit gearbeiteten Motive weisen darauf hin, daß sich die allgemeine Checkfähigkeit weder als conditio sine qua non für Blüthe und Verbreitung des Checkwesens, noch auch als Voraussetzung für die Einbürgerung des Instituts im nichtkaufmännischen Publicum hinstellen läßt. Das Beispiel Großbritanniens und der nordamerikanischen Union zeigt vielmehr, daß auch ohne Hülfe der allgemeinen Checkfähigkeit der ökonomische Alltagsverkehr sich in ausgedehntestem Maße des Checks bemächtigt, während andrerseits in Frankreich, Belgien, Spanien, wo die allgemeine Checkfähigkeit rechtens ist, das Checkwesen nicht annähernd die gleiche Entwicklung aufweist. Es wäre in der That durchaus verfehlt, die allgemeine Checkfähigkeit mit der allgemeinen Wechselfähigkeit in irgendwelche Analogie bringen zu wollen. Abgesehen davon, daß der historische Ausgangspunkt die Bankanweisung war und daß praktisch bisher das Postsparcassenamt und die Banken fast ausschließlich die Träger der passiven Checkfähigkeit gewesen sind, unterliegt es keinem Zweifel, daß Check und Checkwesen sich vor allem um das Dasein oder Nichtdasein eines Guthabens drehen. Im Vertrauen auf ein solches wird der Check genommen, dem Aussteller, nicht wie der Wechsel dem Bezogenen zuliebe. Diesem Standpunkt wird auch

der Entwurf gerecht, indem er in § 23 den Aussteller mit einer Ordnungsstrafe bedroht, wenn die Einlösung des Checks wegen gänzlich mangelnder oder unzureichender Deckung unterbleibt. Diesen Standpunkt haben auch zahlreiche Mitglieder der Enquete getheilt; ja, die allgemeine Tendenz in juristischen, wenn auch nicht in Geschäftskreisen scheint eine noch weitergehende Einengung der passiven Checkfähigkeit zu begünstigen. Nicht ohne Grund wird die Besorgniß laut — ihre Berechtigung geben selbst die Motive zu —, daß der im Entwurf statuirte Checkregisterzwang keine Gewähr biete gegen die Eintragung minder vertrauenswürdiger und minder zahlungsfähiger Persönlichkeiten. Ohne wesentliche Annäherung der von Privatbankiers betriebenen Geschäfte an die für öffentliche Institute geltenden Vorschriften, ohne Pflicht zur Rechnungslegung und ohne ständige Controle durch behördliche oder Corporationsorgane läßt sich über Solvenz und Bonität eines Hauses kein Urtheil gewinnen. Hierüber sich zu informiren, ist daher Sache der Partei bei Abschluß des Checkvertrages.

Hieraus ergibt sich eine wichtige Folge: die eben entwickelte Bestimmung führt zur Unterscheidung vollwerthiger und minderwerthiger Checks. Denn sie schließt die Möglichkeit nicht aus, auf andere als die nach dem Entwurf checkfähigen Rechtssubjecte Anweisungen zu ziehen. Nur sollen diese nach wie vor unter der Herrschaft des gemeinen Rechtes stehen, untheilhaft der specifisch checkrechtlichen Wirkungen, mit denen das Gesetz die in Gemäßheit seiner Vorschriften errichteten Checks ausstattet. Rechtliche Checkfähigkeit und ökonomische Checkfähigkeit decken sich keineswegs. Darum hört das Papier, welches an eine gesetzlich checkunfähige Person adressirt wird, nicht auf, ein Check zu sein im vulgären Sinne: es ist aber allerdings kein Check im Sinne des Checkgesetzes. Die Urheber des Entwurfs gründen ihren Calcul in diesem Punkt auf die vielfach übersehene Thatsache, daß der wirthschaftliche Verkehr immer mehr dem Diclat seiner eigenen Bedürfnisse als irgendwelchen von außen an ihn herangetragenen Vorschriften gehorcht. Er trägt das stärkste Princip seiner Regelung in sich selbst. Der Checkverkehr wird sich naturgemäß immer eher den leistungsfähigen accreditirten Firmen zuwenden. Oeffentliche Institute finden ihr Accreditive in der staatlichen Oberaufsicht, wenn nicht gar in der staatlichen Leitung, wie z. B. die Postsparcassa. Für die Solvenz und Vertrauenswürdigkeit anderer Häuser, die auf die Checkfähigkeit Anspruch erheben, liefert das Checkregister eine nicht zu unterschätzende Präsumtion.

Die Motive unsres Entwurfs geben auch in einer anderen Frage Zeugniß von jenem robusten Vertrauen in die Selbstregulirung des Verkehrs. Nach § 20 sollen gewisse Bestimmungen der allgemeinen Wechselordnung sinngemäß auch für den Check zur Anwendung kommen. Dahin gehören insbesondere jene Vorschriften, welche sich auf die wechselmäßige Wirkung eines falschen oder verfälschten Wechsels beziehen. Bekanntlich bleibt den echten Bestandtheilen des Wechsels diese Wirkung unter allen Umständen: das echte Accept verpflichtet den Acceptanten, auch wenn die Unterschrift des Ausstellers falsch ist; ist diese echt, so verpflichtet sie den Aussteller, auch wenn das Accept gefälscht ist. Analog soll dies auch für den Check gelten, und diese Vorschrift ist insbesondere von Wichtigkeit für den an Ordre lautenden Check, den der Entwurf (§ 6 Abs. 1) als nothwendig indossabel erklärt, während das auf einen Recta- oder einen Inhabercheck gesetzte Indossament keine checkrechtliche Wirkung hat. Nun haften der Aussteller, die Giranten und die als Bürgen (per aval) Mitunterzeichneten dem Checkinhaber für die Zahlung der Checksumme. Von solcher Regreßverbindlichkeit ist nur jener Indossant befreit, der seinem Giro den Vermerk „ohne Gewährleistung", „ohne Obligo" oder einen gleichbedeutenden Vorbehalt hinzugefügt hat (§ 15). Kraft jener wechselrechtlichen Analogie trifft die Regreßverbindlichkeit den Girauten, auch wenn der Name des Ausstellers gefälscht sein sollte. Den Bezogenen trifft der Schaden, der aus Einlösung eines falschen oder verfälschten Checks sich ergibt, es wäre denn, daß dem angeblichen Aussteller des falschen oder dem Aussteller des verfälschten Checks in dieser Richtung ein Verschulden zur Last fällt. Die Vermuthung aber streitet gegen das Verschulden des Ausstellers und für die Haftpflicht des Bezogenen. Und das soll sogar strieti juris, ein abweichendes Uebereinkommen rechtlich wirkungslos sein.

Damit hat eine ganz außerordentlich schwierige Controverse bis auf weiteres ihre Erledigung gefunden. Die Motive weisen darauf hin, daß keine andere Frage des Checkrechts so oft die Gerichte beschäftigt habe als die, wer für die Einlösung falscher oder verfälschter Checks aufzukommen hat. Auch die literarische Erörterung des Problems hat zur Klärung der Sachlage wenig beigetragen; sie hat eine communis opinio nicht gezeitigt, trotzdem der erste Jurist Oesterreichs, Joseph Unger, mit gewohntem Scharfsinn sich an dieser Erörterung betheiligt hat. Unger hat in zwei Schriften für die Lösung der zahlreichen Interessenconflicte, welche das moderne Verkehrsrecht hervorbringt, eine Formel von bestechender Einfachheit vorgeschlagen: Eigenes Interesse — eigene Gefahr, fremdes Interesse — fremde Gefahr. Das ist ein juristisches Princip, dem es nicht zum Vortheil gereicht, wenn man für jene Fälle, in denen die Interessenfrage nicht ganz liquid ist, ein ökonomisches Princip einsetzt und sagt: wo sich die Vertheilung des Interesses nicht genau feststellen läßt, trifft der Schaden den Theil, der ihn nach seiner wirthschaftlichen Situation leichter zu tragen im stande ist. Man hat also, wie bemerkt, ein wirthschaftliches auf ein juristisches Princip gepfropft und damit weder die Anhänger der guten alten Rechtswissenschaft, noch auch jene befriedigt, welche in mehr oder weniger müßigen Augenblicken sich an Studien „socialer" Jurisprudenz erfreuen. Ist aber der juristische Leitgedanke einmal gegeben und verlegt er die Gefahr dahin, wo das Interesse liegt, so hat in zweifelhaften Fällen folgerichtig den Schaden der zu tragen, dessen Interesse überwiegt. Auf den Check und sein Recht angewendet, lautet die Frage so: liegt die im Checkverhältniß gegebene Dispositionsmöglichkeit mehr im Interesse des Bezogenen oder mehr im Interesse des Ausstellers? Daß der Bezogene am Zustandekommen und am Bestehen des Checkverhältnisses interessirt ist, kann und soll nicht geleugnet werden. Aber dieses Interesse verblaßt neben der eminenten Wichtigkeit, welche das Verhältniß für den Conto-Inhaber besitzt. Der wirthschaftliche Vortheil, den der Bezogene als Depotverwahrer genießt, indem ihm das Depot die augenblickliche und darum höchst schätzenswerthe und gewinnbringende Verfügung über Baarmittel gewährt, wiegt federleicht gegenüber dem Präcipuum des Deponenten, der jederzeit auf die schnellste, leichteste, bequemste und sicherste Art seine wirthschaftlichen Absichten zu realisiren vermag. Das Mandat, welches im Abschluß des Checkvertrages liegt, besteht, wenn nicht ausschließlich, so doch in erster Reihe zu Nutz und Frommen des Mandanten. Daher muß dieser auch die Gefahr auf sich nehmen, welche ein für ihn so außerordentlich vortheilhaftes Verhältniß mit sich bringt. Wir gelangen also zu einer dem Standpunkt des Entwurfs diametral entgegengesetzten Lehre: Nicht der Bezogene, sondern der Aussteller trägt im Zweifel den Schaden, der aus der Fälschung oder Verfälschung eines Checks entsteht, wobei als selbstverständlich vorausgesetzt wird, daß keinen Theil ein nachweisbares Verschulden trifft. Denn darüber kann kein Streit sein, daß jede Partei das ihr zur Last fallende Verschulden zu verantworten hat.

Digitized by Google

Die hier vertretene Anschauung ist dem österreichischen Recht durchaus geläufig. Sie ist nichts anderes als die checkrechtliche Anwendung des § 1012 des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuchs, nach dessen klarem Wortlaut der Mandatar verflichtet ist, den durch sein Verschulden verursachten Schaden dem Machtgeber zu ersetzen. Ein Schaden, der nicht auf ein Verschulden des Gewalthabers zurückführt, trifft sonach den Mandanten. Nun involvirt aber auch dieser Standpunkt, wenn man ihn auf das Checkverhältniß überträgt, eine kaum zu rechtfertigende Härte. Er würde den Checkverkehr gerade so unterbinden und lähmen wie der Standpunkt unsres Entwurfs. Und gerade weil hier strenges Recht höchstes Unrecht wäre, empfiehlt es sich, dem in jeder Hinsicht befriedigenden Vermittlungsvorschlag Ungers beizutreten. Mit Berufung auf die amerikanische Theorie und Praxis und mit dem Aufgebot seines unvergleichlichen juristischen Tacts hat Unger die Frage dahin gelöst, daß die Haftung für den falschen Check den Bezogenen, die Haftung für den verfälschten Check den Aussteller trifft. Es ist klar, daß dieser Vorschlag den Bedürfnissen des Verkehrs wie den Anforderungen des Rechts gleichmäßig entgegenkommt.

Die vorstehenden Bemerkungen haben aus der Reihe der Fragen, welche der Entwurf aufrollt, nur einige wenige herausgegriffen. Auch liegt ihnen die offene oder versteckte Prätension fern, dem ganzen Gesetzgebungswerk ein abschließendes Urtheil zu sprechen. Die wissenschaftliche Erörterung wird sich desselben zweifellos in Kürze bemächtigen und manchem Problem, das im Entwurf eine überwundene oder übereilte Lösung erfahren, die nothwendige Klärung bringen. Durch diese Klarheit mag dann der Gesetzgeber zur Wahrheit schreiten.

Mittheilungen und Nachrichten.

α **Die römischen Moorbrücken in Deutschland** von Prof. Dr. F. Knoke, Director des Gymnasiums zu Osnabrück. Mit 4 Karten, 5 Tafeln und 5 Abbildungen in Holzschnitt. Berlin, R. Gaertner 1895. — In den ausgedehnten Mooren westlich der Ems, dann zwischen diesem Fluß und der Elbe finden sich eine Reihe von „Moorbrücken" oder „Bohlwegen", deren Kenntniß theilweise bis in das 17. Jahrhundert zurückreicht, mit denen sich aber erst in den letzten Jahrzehnten die Forschung eingehender befaßt. Einstimmig und mit Recht wird ihre Anlage den Römern zugeschrieben und mit den Feldzügen in Verbindung gebracht, durch welche diese unter Drusus, Tiberius, Domitius Ahenobarbus und Saturninus vom Niederrhein aus Germanien im Rücken fassen und die einzelnen Völkerschaften strategisch unfreollen wollten, oder mit den Rachezügen des Germanicus nach der Varusschlacht. Der Verfasser, der bereits mit seinem Werke „Die Kriegszüge des Germanicus" das einschlägige historische und räumliche Gebiet betreten hat, gibt eine eingehende, klare und vollkommen befriedigende Darstellung von derartigen Moorbrücken in neun Gegenden nach ihrer örtlichen Lage und technischen Herstellung. Sie sind vorhanden: westlich der Ems im Drenthe'schen und Bourtanger Moore zwischen Valthe und Donkerp und im Anschluß daran am Ostufer des Flusses zwischen Lathen und Sprakel in der Linner Dose; zwischen der untern Ems und Weser im Langener Moor, zwischen Remels und Neuengland, bei Bokel und bei Conneforde und bei Varel; zwischen dem Unterlauf der Weser und der Elbe bei Klein- und Großhein; im Binnenland zwischen Hunte und Weser bei Sulingen; an der Hunte zwischen Damme und Huntebrug, ferner an der Linlage bei Diepholz und zwischen Brägel und Diepholz, endlich bei Sassenberg nördlich der Ems. Die Bauart ist überall die gleiche; auf einer aus Balken, Brettern und Reisig gebildeten Unterlage oder auf dem festen Moorboden, wo dieser es gestattet, liegen Längsschwellen oder -Balken, darüber der ungefähr 3 Meter breite Brückenkörper aus ein oder zwei Lagen von Bohlen oder Brettern, die in primitiver Weise mit der Axt aus gespaltenen Hölzern hergestellt sind, mit den Kanten von Westen nach Osten übereinandergreifen und durch Randschwellen und Seitenpfähle festgehalten werden; die Unebenheit des Bodens war durch eine Decke von Erde oder Rasen ausgeglichen. Augenscheinlich bilden diese Anlagen Colonnenwege für vorübergehenden Heeresgebrauch und nicht für dauernde Benützung, denn Straßen für eine solche haben einen festen Damm aus Kiesaufschüttung, wie der Verfasser selbst angibt und wie er auch an der Römerstraße Partenkirchen-Weilheim-Augsburg durch den Schwaltachfilz, südlich vom Ammersee, aufgefunden wurde. Die interessantesten dieser Brücken sind wohl jene zwischen Brägel und Mehrholz im „Großen Moor" an der Hunte, wo in geringen Abständen sieben solcher Anlagen neben einander laufen; eine derselben kreuzt zwei andere, die wurden in ihrer ganzen Länge untersucht. Prof. Knoke glaubt in ihnen mit Sicherheit die berühmten „pontes longi" des Domitius Ahenobarbus aus dem J. 2 n. Chr. zu erkennen, über welche Cäcina im Jahre 15 n. Chr. den Rückweg nahm und an denen er so erbitterte Kämpfe zu bestehen hatte. Hierin wird man dem Verfasser vielleicht beistimmen dürfen, nicht dagegen in seinen Hypothesen über den Ort der Niederlage des Varus, durch deren unkritische Hereinziehung er den sachlichen Gehalt seiner Schrift bedauerlich entstellt und theilweise verringert hat.

Dr. S. Zum ehrenden Gedächtniß des großen Naturforschers **Hermann Helmholtz** hielt einer seiner tüchtigsten Schüler, der Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Goldzieher in Budapest, in der feierlichen Jahressitzung (14. Oct. 1895) der Budapester königl. Gesellschaft der Aerzte eine „Denkrede", welche kürzlich auch in deutscher Sprache erschienen ist. (Wien, 1896 bei M. Perles, gr. 8. 27 S.) Diese Rede erhebt sich nach Inhalt und Form weit über das Maß gewöhnlicher rhetorischer Todtenopfer und verdient mit Recht allgemeine Beachtung. Prof. Dr. Goldzieher gibt in dem knappen Rahmen seiner Denkrede nicht nur in scharfen Umrissen eine Uebersicht der wissenschaftlichen Leistungen des Meisters, sondern er bringt diese in Zusammenhang mit dem jeweiligen Stande der Wissenschaft und weist dadurch die ungemeine Bedeutung der Helmholtz'schen Arbeiten nach; ebenso zeigt er deren hohe praktische Wichtigkeit und gibt eine prägnante Würdigung derselben, sowohl vom Standpunkte der Theorie, als auch der Praxis. Die wichtigsten Lebensmomente des unvergeßlichen Forschers bilden die äußerlichen Contouren, welche die liebevolle wissenschaftliche Charakteristik einschließen. Eingehender bespricht Prof. Dr. Goldzieher die Arbeiten von Helmholtz über die Entdeckung des Ursprunges der Nervenfasern der Ganglienzellen; über Fäulniß und Gährung, in welcher Abhandlung Helmholtz als der Vorläufer Pasteurs erscheint; über das Gesetz von der unverminderten Erhaltung der Kraft; über die Wärmebildung in den Muskeln während der Arbeit u. s. w. Insbesondere sind es aber die unvergänglichen Leistungen von Helmholtz auf dem Gebiete der Optik und der Ophthalmologie, denen der Redner, selber ein hervorragender Augenarzt, seine Aufmerksamkeit widmet. Die Würdigung des Helmholtz'schen Augenspiegels, der „zu den herrlichsten Leistungen des schaffenden Menschengeistes gehört", der physiologischen Optik, der Lehre von den Ton- und den Farbenempfindungen ist besonders gelungen. Ein ebenso interessanter wie fruchtbarer Hinweis findet sich in jener Partie der Rede, welche das Zusammentreffen der empiristischen Theorie von Helmholtz über die Farbenempfindungen mit der Theorie des Philosophen A. Schopenhauer, die in dessen Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben" (1816) niedergelegt ist, in überraschender Weise nachweist. Wir empfehlen die anregende Denkrede allgemeiner Beachtung.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Berichte über die fortlaufenden größeren wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademie und die mit derselben verbundenen Stiftungen und Institute, erstattet in der öffentlichen Sitzung vom 23. Januar 1896.

Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. Die Redaction lag auch 1895 in den Händen der HH. Dr. Treusch v. Buttlar und Dr. Herrmann. Der letztgenannte schied am 1. October 1895 aus, an seine Stelle trat Dr. Berthold Volz. Erschienen ist der 22. Band. Er reicht vom Juli 1762 bis zum März 1763 und enthält die Ordres des Königs für die letzte Zeit des siebenjährigen Krieges, sodann aber namentlich seine Weisungen für die Friedensverhandlungen in Hubertusburg. Es ergibt sich die Thatsache, daß König Friedrich, so viel Freiheit er auch seinem ausgezeichneten Unterhändler Hertzberg ließ, doch die Leitung der Verhandlungen im wesentlichen in der Hand behielt. Für die Zeit der Friedensverhandlungen wurden aus dem Kgl. Sächsischen Haupt-Staatsarchiv zu Dresden die Berichte des sächsischen Bevollmächtigten v. Fritsch aufgenommen, soweit sie Aufzeichnungen über Unterredungen mit dem König enthielten und so die Ordres des Königs erläutern und ergänzen konnten. Im übrigen sind auch für diesen Band neben den Acten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin solche aus dem Hausarchiv und dem Generalstabsarchiv zu Berlin,

Digitized by Google

sowie aus dem Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart und dem Haus- und Staatsarchiv zu Gotha benutzt worden. Da dies vorläufig der letzte Band ist, in welchem die militärische Correspondenz des Königs in den Rahmen der Publication hineingezogen wird, so haben wir hier dem Großen Generalstab für die Bereitwilligkeit zu danken, mit der uns sein Kriegsarchiv zugänglich gemacht und jede Unterstützung gewährt worden ist. Familienarchive, in denen sich Befehle des Königs an seine Officiere aufbewahrt finden, sind uns nur in seltenen Fällen zugänglich gewesen; einzelne, zu zuletzt das Gräflich Götzen'sche Familienarchiv, sind uns mit großer Liebenswürdigkeit erschlossen worden. Diesem 22. Bande, welcher für die obenerwähnte Zeit 687 Nummern bringt, ist ein aus 51 Nummern bestehender Nachtrag aus der Zeit des siebenjährigen Krieges angehängt. Der Druck für den 23. Band hat begonnen.

Acta Borussica. I. Die Acten, welche sich auf die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preußens beziehen, haben im Jahre 1895 keine wesentliche Förderung erhalten, da Hr. Dr. Krauske bis 1. October anderweit beschäftigt war, am 1. October einem Rufe als außerordentl. Professor der Geschichte nach Göttingen folgte und damit aus seiner regelmäßigen Thätigkeit für diese Actenserie ausschied. Wir bedauern, in ihm einen ausgezeichneten Mitarbeiter zu verlieren. Als Resultat seiner Thätigkeit hinterläßt er uns, außer dem ersten fertiggestellten Bande, der bis 1714 reicht, eine nahezu vollständige Abschriftensammlung für die Jahre 1714—1723 und sehr umfangreiche Vorarbeiten für 1723—1740. Ein Nachfolger für ihn ist noch nicht gewonnen. II. Der Briefwechsel zwischen König Friedrich Wilhelm I. und dem Fürsten Leopold von Dessau, der als besonderer Beiiageband erscheinen soll, beschäftigte Dr. Krauske bis zu seiner Uebersiedelung nach Göttingen. Er wird diesen Band auch in seiner jetzigen Stellung fertig machen und mit einer Einleitung versehen. Wir hoffen, daß derselbe bis Ende 1896 gedruckt vorliege. III. Hr. Dr. Hintze hat fortgefahren, die Materialien für die Behördenorganisation und Justizverwaltung aus der Zeit von 1740 bis 1756 zu sammeln. IV. Hr. Dr. W. Naudé hat den Einleitungsband zur preußischen Getreidehandelspolitik im 18. Jahrhundert, welcher die französische, englische, italienische, spanisch-portugiesische, hansische, Deutsch-Orden'sche und holländische Getreidehandelspolitik vom 13.—18. Jahrhundert auf 443 Seiten darstellt, fertiggestellt und die Drucklegung besorgt; er wird in diesen Tagen ausgegeben werden. Wenn dieser Band scheinbar über den Rahmen der Acta Borussica hinausgeht, so ist er doch die nothwendige Voraussetzung für das Verständniß der entsprechenden preußischen Politik. Ein weiterer Band, der eine summarische Darstellung der preußischen Getreidehandelspolitik bis 1740 und die Acten von 1713—1740 enthalten wird, geht in kürzester Zeit in die Druckerei. V. Frhr. Dr. v. Schrötter war beauftragt, in den ersten Monaten des Jahres 1895 die Materialien zur Geschichte der sächsischen Wollindustrie des 18. Jahrhunderts, die zur Vergleichung mit den schlesischen und brandenburgischen Zuständen nöthig erschienen, zu sammeln und hat dann daraus einen zusammenhängenden Ueberblick ausgearbeitet. Vom 1. November v. J. an ist Dr. Bracht als Hülfsarbeiter eingetreten und beauftragt worden, zunächst die brandenburgischen Archivalien über Tuchindustrie, Wollhandel und Einschlägiges in der Zeit bis 1713 zu durchforschen. VI. Dr. v. Schrötter hat vom Mai 1895 an in Gemeinschaft mit Hrn. Dr. Menadier, Directorialassistent am Königlichen Münzcabinet, die Bearbeitung der preußischen Münz- und Geldgeschichte des 18. Jahrhunderts übernommen, nachdem längere Verhandlungen unsrer Commission mit der Generalverwaltung der Königlichen Museen zu einem glücklichen Abschluß gekommen waren und das vorgesetzte Ministerium seine Zustimmung, deren wir nach dem Wortlaut unsres Statuts bedurften, gegeben hatte. VII. Hr. Bergassessor Haber, Assistent an der Bergakademie, setzt im Einverständniß mit dem Hrn. Handelsminister seit Anfang v. J. die Auszüge aus den Acten der Berg-, Hütten- und Salinenverwaltung fort, die vor ihm Assessor Schwemann besorgt hatte.

Sammlung der griechischen Inschriften. Im Laufe des verflossenen Jahres ist der Druck der von Hrn. Köhler revidirten Supplemente zur zweiten Abtheilung der attischen Inschriften, sowie der dazu gehörigen, von Hrn. Dr. Kirchner zusammengestellten Indices zu Ende geführt worden und die Ausgabe dieses Bandes (IV, 2) so eben erfolgt. Da der zweite Band der nordgriechischen Inschriften, welcher die delphischen Urkunden zu befassen bestimmt ist, vorläufig hat zurückgestellt werden müssen, so ist unterdessen mit dem Drucke des dritten, dessen Redaction Hr. Dittenberger übernommen hat, begonnen worden. Ferner ist der Aufgabe einer Zusammenstellung der peloponnesischen Inschriften näher getreten worden und Hr. Prof. Fränkel, dem diese Arbeit übertragen worden ist, mit der Sammlung und Bearbeitung des Materials einer ersten Abtheilung (Aegina, Korinth, Sikyon, Phlius, Argolis, Troezen, Epidauros, Hermione) beschäftigt. Endlich ist es der Zuvorkommenheit Hrn. W. M. Patons zu verdanken, daß ein zweites Heft der Inselinschriften in Aussicht gestellt werden kann; derselbe hat uns versprochen, die Inschriften von Lesbos und Tenedos auf Grund des von ihm selbst an Ort und Stelle gesammelten und revidirten Materials für unsre Sammlung bearbeiten zu wollen.

Sammlung der Italischen Inschriften. Der Druck der Nachträge zu dem 6. Bande (Inschriften der Stadt Rom) hat in Folge einer Erkrankung und einer längeren Urlaubsreise des Hrn. Hülsen nur bis Bogen 392 gefördert werden können. Den Abschluß der Nachträge stellt der Herausgeber für das Ende des Jahres in Aussicht. Von dem 11. Band (Mittel-Italien) hat Hr. Bormann die Meilensteine dem Druck übergeben. Hr. Ihm hat mit der Denklegung des ihm übertragenen Instrumentum zu diesem Bande begonnen. Die Vervollständigung des Materials für den ersten Theil des 13. Bandes (Gallien) hat Hr. Hirschfeld auf einer längeren Reise in Frankreich zum Abschluß gebracht und die Drucklegung dieses Theils mit den Inschriften von Aquitanien begonnen. Die Fortführung der zweiten Abtheilung des Bandes (Germanien) gedenkt Hr. Zangemeister noch einer Revisionsreise am Rhein im Laufe des Jahres in Angriff zu nehmen. Den Druck der zweiten Hälfte des 15. Bandes (stadtrömisches Instrumentum) hat Hr. Dressel nach Verarbeitung des in Rom, Paris und London auf seiner vorjährigen Reise gesammelten Materials wieder aufgenommen. Der Abschluß des von den HH. Mommsen, Hirschfeld und v. Domaszewski bearbeiteten 3. Supplementbandes (Orient und Donauprovinzen) ist durch zahlreiche Funde, die Aufnahme erheischten, verzögert worden, so daß der Druck der Indices erst gegen Ende des Jahres hat beginnen können. Die Ausgabe des Bandes mit den von Hrn. Kiepert neu bearbeiteten Karten kann jedoch für dieses Jahr in sichere Aussicht gestellt werden. Die pompejanischen Wachstafeln, welche die erste Abtheilung des 4. Supplementbandes bilden werden, hat Hr. Zangemeister dem Ende übergeben und hofft, denselben jetzt ohne Unterbrechung zu Ende zu führen. Die Drucklegung des dritten Fascikels des 8. Supplementbandes (Mauretanien) ist von den HH. Cagnat und Dessau begonnen und die Bogen 102 gefördert worden.

Prosopographie der römischen Kaiserzeit. Hr. Klebs hat den ersten Band der Prosopographie bis zum 15. Bogen gefördert. Der zweite, von Hrn. Dessau bearbeitete Band ist im Satze beendet; derselbe hofft den dritten Band, dessen Fortführung er an Stelle des erkrankten Hrn. v. Rohden übernommen hat, in diesem Jahre dem Abschluß nahe zu bringen.

Corpus nummorum. Von der ersten Abtheilung der nordgriechischen Sammlung (Dacien, Moesien, Thrake) hat Hr. Pick die Bogen 7—16 zum Druck gebracht. Die Hoffnung, diese Abtheilung im Lauf des vergangenen Arbeitsjahres im Drucke zu vollenden, ist nicht in Erfüllung gegangen. Für die zweite Abtheilung (Makedonien) hat Hr. Gäbler die Vorarbeiten fortgeführt, der Satz aber hat noch nicht begonnen. Für die Bearbeitung der kleinasiatischen Münzen aus dem Fonds der Mommsen-Stiftung sind die literarischen Vorarbeiten unter der energischen Leitung des Hrn. Kubitschek in Wien so weit geführt worden, daß deren Abschluß im nächsten Arbeitsjahr erhofft und alsdann die Ausarbeitung des Werkes selbst in Angriff genommen werden kann. An Stelle des aus der Commission für die Herausgabe des Corpus nummorum ausscheidenden Hrn. Mommsen wurden die HH. Diels und Köhler gewählt.

Aristoteles-Commentare. Im verflossenen Jahre ist Ammonius in Categorias (IV 4), herausgegeben von A. Busse, fertiggestellt worden. Außerdem wurde an Philoponus de anima (XV), herausgegeben von M. Hayduck, Philoponus de generatione et corruptione (XIV 2), herausgegeben von G. Vitelli, und an Anonymus in Rhetorica (XXI 2), herausgegeben von H. Rabe, gedruckt. Der Commentar des Ammonius de interpretatione (IV 5) ist von A. Busse, desselben ungedruckter Commentar in Analytica (IV 6) von M. Wallies druckfertig gestellt worden, ebenso der Pseudo-Alexander in Sophisticos elenchos (II 3) von demselben. Collationen wurden besorgt hauptsächlich für Themistius (V), dessen Paraphrasen sämmtlich in Arbeit ge-

nommen sind. An die Stelle des ausgeschiedenen Hrn. Zeller ist Hr. Stumpf in die Commission eingetreten.

Ausgabe der griechischen Kirchenväter. 1. Der Contract mit der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig für die Herausgabe der griechischen Kirchenväter ist im Laufe des Jahres abgeschlossen worden. 2. Die Finanzlage des Unternehmens ist noch nicht gesichert, doch hat der Hr. Minister pro 1895/96 und 1896/97 je 3000 M. und für den Hülfsarbeiter Hrn. Lic. Dr. Holl ein Stipendium von 1500 M. bewilligt, so daß die Arbeiten fortgesetzt werden konnten. 3. In dem verflossenen Jahr hat Hr. Holl für die Ausgabe eine achtmonatliche Reise nach Italien gemacht, Hr. Dr. Stählin befindet sich z. Z. in Paris, um Clemens-Handschriften zu collationiren, und begibt sich von dort nach Florenz. 4. Der 1. Band der Werke Hippolyts (herausgegeben von Bonwetsch und Achelis), sowie der 1. Band der Werke des Origenes (herausgegeben von Koetschau) befindet sich im Drucke. Die Untersuchung einer für die indirecte Ueberlieferung der Kirchenväter wichtigen Gruppe von Mss., der Sacra Parallela, ist von Hrn. Holl zu Ende geführt worden. Die Ergebnisse werden von ihm demnächst in einem besonderen Bande veröffentlicht werden. Der zweite Band der altchristlichen Literaturgeschichte (die Chronologie enthaltend) ist von Hrn. Harnack so weit gefördert worden, daß die erste Hälfte des Bandes im Frühjahr d. J. zum Druck gelangen wird. 5. In Vorbereitung sind: Die sibyllinischen Oracula (Mendelssohn in Dorpat), Justin (v. Gebhardt und Harnack), die apokryphen neutestamentlichen Schriften (Berendts in Dorpat und v. Dobschütz in Jena), Clemens Alexandrinus (Stählin in Nürnberg), die alttestamentlichen Commentare des Origenes (Klostermann in Kiel), die historischen Schriften des Eusebius (Schwartz in Gießen und Heikel in Helsingfors).

Thesaurus linguae latinae. Die statutenmäßige Pfingstconferenz der Delegirten der fünf betheiligten Akademien fand am 3. und 4. Juni 1895 in München statt, wo der Finanz- und Arbeitsplan für das Jahr 1895/96 festgestellt und die Wahl der beiden Secretäre, der HH. Dr. Oscar Hey in München und Dr. Paul Sokolowski in Göttingen, vorgenommen wurde. Vollständig vorzettelt liegen jetzt vor von Dichtern: Varro's Menippea, Lukrez, Catull, Vergil, Tibull, Publilius, Phaedrus, Lucan, Calpurnius, Seneca's Tragödien, Statius, Terenz, theilweise Plautus, Properz, Ovid, Martial. Von Prosaikern: Historicorum et oratorum frugmenta, auctor ad Herennium, Cicero ad familiares, ad Quintum, ad Brutum, Seneca's Suasorien, beträchtliche Theile von Varro de lingua latina, Livius, Cicero's rhetorischen Schriften, Seneca's Controversien, Plinius' Naturgeschichte. Excerpirt wurden Ampelius, Ammian, Martianus Capella, Sidonius Apollinaris, Hegesippus, Censorinus, Regula Benedicti, Rutilius Namatianus, Scriptus u. a. Die Excerpirung der Zeitschriften und sonstigen Literatur wird fortgesetzt. Zur Herstellung der von Studemund begonnenen Fronto-Ausgabe wurde von unsrer Akademie Hrn. Dr. Hauler in Wien eine Summe von 1000 M. zur Verfügung gestellt. Auch für andere wichtige Editionen, die dem Thesaurus-werke zu gute kommen sollen, sind Unterstützungen aus den Mitteln der Thesauruscasse in Aussicht genommen worden. So für Manilius, Celsus und Apulejus de virtutibus herbarum.

λ **München**, 13. Febr. Kgl. Akademie der Wissenschaften. Februar-Sitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Classe überreichte Prof. Dr. Krumbacher das 1. Heft des 5. Bandes seiner mit Unterstützung der Akademie erscheinenden „Byzantinischen Zeitschrift"; Prof. Dr. v. Wölfflin legte das Schlußheft des 9. Bandes seines „Archivs für lateinische Lexikographie und Grammatik" vor. Prof. Dr. Groeg Cbers hielt einen für die Denkschriften in Quart bestimmten Vortrag über „Die Körpertheile und ihre Namen im Altägyptischen, I. Theile des Kopfes". In die aus 6 Mitgliedern (je drei aus jeder Classe) bestehende akademische Commission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns wählte die Classe den Prof. Dr. Furtwänglee an Stelle des verst. Geh. Raths Dr. v. Brunn. II. In der mathematisch-physikalischen Classe wurde ein Schreiben des auswärtigen Mitglieds Prof. Dr. Leuckart in Leipzig vorgelegt, worin derselbe für die ihm zum 50jährigen Doctor-Jubiläum übersandte (in unserm Bericht über die December-Sitzungen abgedruckte) Glückwunschadresse dankt. Die Adresse unsrer Akademie, schreibt Leuckart u. a., habe gar vieles dazu beigetragen, die Eindrücke jenes Festtags ihm unvergeßlich zu machen; — „um so mehr, als sie von einer Gesellschaft ausging, die vor allen übrigen für die Geschichte unserer Naturwissenschaften und auch unsrer Zoologie eine hervorragende Bedeutung hat". Dem auswärtigen Mitglied Prof. Dr. A. L. Feidolin v. Sandberger in Würzburg hat die mathematisch-physikalische Classe durch ihr ordentliches Mitglied Geh. Rath Dr. v. Gümbel zu seinem auf den 30. Januar fallenden fünfzigjährigen Doctor-Jubiläum ihre Glückwünsche übermittelt. Prof. Dr. Robert Hartig hielt einen anderwärts zu veröffentlichenden Vortrag „über den Einfluß des Druckes auf die Ausbildung des Holzgewebes bei den Nadelhölzern, insbesondere bei der Fichte"; Director Dr. Seeliger legte eine für die Denkschriften in Quart bestimmte Abhandlung über „über die scheinbare Vergrößerung des Erdschattens bei Mondfinsternissen". Prof. Dr. Ferd. Lindemann überreichte eine Mittheilung des Hrn. Alfred Löwy in Göttingen „zur Theorie der conjugirten Transformationen einer bilinearen Form in sich selbst", und knüpfte daran eigene Bemerkungen „über die uneigentlichen linearen Transformationen einer quadratischen Form in sich"; beide Mittheilungen werden in den Sitzungsberichten veröffentlicht. III. In der historischen Classe gedachte der Vorsitzende des so plötzlich, am 30. Januar, aus dem Leben geschiedenen ordentlichen Mitgliedes, Oberconsistorialrathes Dr. Wilhelm Preger, von dessen Bestattung die Mitglieder soeben zurückkamen. Der Verstorbene hat kurz vor seinem Tode seine im November v. Js. in der Classe vorgetragene Abhandlung über „eine noch unbekannte Schrift Suso's" druckfertig gemacht; sie wird in einigen Wochen als ein willkommenes Andenken an ihn in den Denkschriften der Classe erscheinen. In der Februar-Sitzung hielt Reichsarchivassessor Dr. Ludwig Baumann einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: „Die Eidgenossen und der deutsche Bauernkrieg bis zum März 1525."

□ **Würzburg**, 13. Febr. Mit Beginn des Sommersemesters wird der Lehrstuhl für neutestamentliche Exegese bei der theologischen Facultät wieder besetzt. Die Facultät wird demnächst dem Cultusministerium ihre Vorschläge unterbreiten.

* **Straßburg.** Auch an der hiesigen Universität hat sich nunmehr eine socialwissenschaftliche Vereinigung gebildet, nachdem der gleiche Versuch vor einigen Jahren schon einmal ohne Erfolg gemacht worden war. Die neue Vereinigung soll hauptsächlich aus theologischen Kreisen hervorgehen, in denen hier verhältnißmäßig stark die Neigung verbreitet ist, soweit möglich sich social zu bethätigen; so ist es bekannt, daß viele unsrer jungen Theologen sich mit Geschick und Erfolg an Wohlthätigkeitsunternehmungen betheiligen.

* **Breslau.** Der Director des hiesigen Johannesgymnasiums, Prof. Dr. Karl Friedrich Wilhelm Müller, ist zum ordentlichen Honorar-Professor in der philosophischen Facultät unserer Universität ernannt worden. Müller, 1830 zu Magdeburg geboren, ist ein durchgebildeter Philolog aus der Königsberger Schule der Lobeck, Lehrs und Ludwig Friedländer. Ohne die griechischen Studien zu vernachlässigen, ist er doch vornehmlich ausgezeichneter Lateiner und hat die Hauptarbeit seines Lebens mit bedeutendem Erfolge Plautus zugewandt.

* **Perugia.** Der Professor der Physik an der hiesigen Universität Dr. Enrico Salvioni hat ein Instrument erfunden, dem er den Namen „Kryptoskop" beilegte, durch welches die Röntgen'schen Strahlen dem Auge sichtbar gemacht werden, so daß man ohne Photographie direct und deutlich die in einem durchlässigen Stoffe enthaltenen undurchlässigen Körper im Schattenriß erblicken kann. Das Kryptoskop ist eine Röhre aus schwarzem Carton. Am einen Ende ist dieselbe durch eine Scheibe, gleichfalls aus schwarzem Carton, geschlossen, die innen mit einer unter Röntgen-Strahlen fluorescirenden Substanz bestrichen ist. Am anderen Ende ist eine Linse angebracht, die die fluorescirende Fläche deutlich zu sehen erlaubt. Salvioni's Instrument functionirt folgendermaßen: Man legt vor die durch eine Crookesröhre erzeugte Lichtquelle den zu beobachtenden Gegenstand (die Hand, eine Cartonschachtel mit Metallstücken, ein Rasirmesser im Etui, Zündhölzchen in der Schachtel u. dgl.) und blickt alsdann durch die erwähnte Röhre; dann sieht man auf dem fluorescirenden Carton die für die Röntgen-Strahlen undurchdringlichen Theile des betreffenden Gegenstandes in Schattenumrissen sich abzeichnen. So sieht man deutlich die Knochen der Hand, die Metallstücke in der Schachtel, das Rasirmesser im Etui u. s. w. Im physikalischen Cabinet der Universität Rom wurden von Prof. Pietro Blaserna mit Salvioni's „Kryptoskop" bereits durchaus gelungene Versuche angestellt.

* **Berichtigung.** Als Verfasser des in Bll. Nr. 32 ehrenvoll besprochenen Werkes „Historische Lezionen Habsburgs" ist irrthümlich Oskar Teubner angegeben statt des richtigen: Oskar Teuber.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Samstag, 15. Februar. Nummer 38.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Weibliche Protzen. Von Richard Wulckow. — Der Heros der Afrikaforschung. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Weibliche Protzen.

Von Richard Wulckow.

Die Lobredner der guten alten Zeit haben heute keinen leichten Stand. Ueberall sprießen neue Triebe und Keime aus dem Schoße des Volkslebens hervor, die dazu bestimmt sind, eine Lösung der socialen Frage auf friedlichem Wege vorzubereiten und die scharfen Gegensätze, die das neuzeitliche Leben schuf, zu mildern und auszugleichen. Die Fülle von Anregungen und Neuschöpfungen auf dem Gebiete der werkthätigen Menschenliebe ist so mächtig und so energisch wirksam, wie in keinem früheren Zeitalter; ja selbst der früher unerhörte Gedanke, daß jeder Besitzende die sittliche Verpflichtung hat, zur Verbesserung des materiellen Loofes der Armen nach Kräften und „ohne Seufzen“ beizutragen, selbst dieser Gedanke wird überall ernstlich discutirt und findet Tausende von opferwilligen Freunden. Die Noth der „Enterbten“ tritt in das Bewußtsein der ganzen gebildeten Menschheit und treibt zur Auffindung von gangbaren Wegen, auf denen ihnen in leiblicher und geistiger Beziehung wirksam geholfen werden kann. Die hartgesottenen Protzen, die von ihrem Reichthum nichts hergeben wollen und sich ängstlich an diesen Besitz — für sie den einzigen — klammern, ziehen sich scheu und ängstlich zurück und vermeiden es sorgfältig, durch herausforderndes Auftreten Anstoß zu erregen und die Summe von Unzufriedenheit und Verbitterung zu mehren.

In diesen Zeichen einer beginnenden Aera der Versöhnung tritt die Thätigkeit der Frauen in erfreulicher Weise in die Erscheinung. Nicht in Worten und leicht entbehrlichen Spenden allein zeigt sich der den Frauen angeborene und erbeigene Trieb zum Lindern und Heilen des Menschenwehs, sondern, was viel höher anzuschlagen ist, in thatkräftiger, freiwillig übernommener Sorge und Pflege auf allen Gebieten gemeinnütziger Thätigkeit. Nichts charakterisirt diese heilvolle Strömung besser als der in der Reichshauptstadt wirkende Kreis edeldenkender Männer und Frauen, der zusammengetreten ist, um diejenigen Frauen und Mädchen der besitzenden Stände, denen ernste Lebensziele im Dienste der Menschheit bis dahin nicht zum rechten Bewußtsein kamen, zu eingreifender und opfermuthiger Arbeit nach dieser Richtung zusammenzuführen. Für die praktische Armen- und Waisenpflege, für alle erdenklichen Wohlthätigkeitseinrichtungen, für das gesammte Erziehungswesen werden die Kräfte der jüngeren und älteren Damen je nach ihrer Befähigung und Neigung in Anspruch genommen. Auch durch gemeinverständliche Vorträge über sociale, wirthschaftliche und hygieinische Fragen wird den Damen Anregung und Belehrung für ihr praktisches Wirken geboten. Es wird in dem Aufrufe des erwähnten Kreises gebührend hervorgehoben, daß „gerade die Frauen und Mädchen der besitzenden Stände vielfach eine schwere Mitschuld dafür trifft, die innerhalb weiter Kreise des Volkes herrschende Verbitterung durch den Mangel an Interesse und Verständniß für die Anschauungen und Empfindungen der unbemittelten Classen, durch den Mangel jedes persönlichen Verkehrs mit diesen Volksclassen gesteigert zu haben.“

Das ist ein werthvolles, bedeutsames Eingeständniß, das auf einen Umschwung in der Sinnes- und Handlungsweise jener erwähnten Frauenkreise ernstlich hoffen läßt. Und das ist dringend nöthig, wenn die Frauen den ihnen naturgemäß zukommenden Antheil an der Vorbereitung für eine bessere und friedenvollere Zeit mit Erfolg übernehmen sollen. Denn — es muß gesagt werden: das geistige Niveau unsrer Frauen war trotz aller höheren Mädchenschulbildung und trotz alles äußeren Schliffes bisher noch recht niedrig! Es wäre sonst undenkbar, daß viele Tausende von Mädchen und Frauen unsrer besseren Stände sich lediglich um Putz, Klatsch und Vergnügen kümmern, allen humanitären Bestrebungen mit voller Gleichgültigkeit gegenüberstehen und höchstens täglich lange Stunden hindurch das Clavier bearbeiten oder, wenn es hochkommt, Papier und Leinwand mit Farben beklexen. Dies unfruchtbare öde Lotterleben, in das der Schmerzensruf der geistigen und leiblichen Noth nicht hineinzudringen vermag, das ist ihre Welt, „das heißt eine Welt!“ Und in dieser Welt wird der Hochmuth, die Exclusivität und das Protzenthum systematisch großgezogen, das sich so oft in unerträglicher Weise vor unsern Augen breitmacht. Je mehr man die milden und warmherzigen Frauen in ihrem selbstlosen Wirken verehrt und bewundert, um so lebhafter muß gegen alles protestirt werden, was geeignet ist, die Gegensätze zu verschärfen und die sociale Gährung immer drohender zu gestalten. Nichts aber wirkt so abstoßend und erbitternd auf die Massen als das öffentlich zur Schau getragene Protzenthum der Frauen. So eine Dame in hocheleganter Toilette, die mit eisiger, hochmüthiger Miene an den „kleinen Leuten“ vorüberrauscht und in ihrer Unnahbarkeit jede menschliche, versöhnliche Regung zu verhöhnen scheint, sie stellt die lebendige Agitation dar für Verbitterung, Classenhaß und für — die Socialdemokratie.

Von einer überaus trüben und schmerzlichen Seite zeigt sich dies Protzenthum, wenn ein geistig durchgebildetes und zartfühlendes Mädchen als Erzieherin in das Haus reicher Leute tritt, die nur die Schwere des Geldbeutels zum Werthmesser des Menschen zu machen gewöhnt sind, vor geistiger Arbeit und geistiger Bedeutung aber nicht die mindeste Achtung hegen. Diesem Standpunkt entsprechend sehen sie in der Erzieherin ihrer Kinder, sie mag so tüchtig und liebenswürdig und wohlerzogen sein wie nur denkbar, immer nur den etwas höheren „Domestiken“, der bei ihnen „in Lohn und Brod steht“. Ich hatte einmal das Unglück, Zeuge einer Scene zu sein, die mir diesen schreienden Widerspruch zwischen dem feingebildeten Mädchen und der „reichen Frau“ so recht fühlbar machte. In einem reichen Kaufmannshause einer großen rheinischen Stadt wurde „die

Digitized by Google

neue Erzieherin" erwaetet. Die junge, aus einer Berliner Gelehrtenfamilie ſtammende, feingebildete Dame hatte ſich einige Wochen vorher im Hauſe vorgeſtellt und den beſten Eindruck gemacht. Die Dame des Hauſes hatte ſich daher im ſtillen mit der wichtigen Frage beſchäftigt, ob die neue Erzieherin nicht als durchaus geſellſchaftsfähig betrachtet werden könne, und da der Eheherr höflich der Frau das Beſtimmungsrecht eingeräumt hatte, ſo hielt ſie es für angemeſſen, die Frage mit einigen Freunden zu erörtern und deren Meinung zu hören. Ich merkte ſogleich, daß die Hausfrau den beſten Willen hatte, die Erzieherin für völlig ebenbürtig zu erklären und ſie in die Geſellſchaft einzuführen, ebenſo klar aber wurde es mir, daß die Rathgeberinnen damit nicht einverſtanden waren. „Die Erzieherin ſei für die Kinder da, nicht für die Geſellſchaft" — das war ſo ungefähr der kurze Inhalt ihrer langen Reden. Man fragte nun — wahrſcheinlich aus bloßer Höflichkeit — auch mich um meine Meinung und ſo nahm ich denn die Gelegenheit wahr, die volle geſellſchaftliche Gleichberechtigung einer wohlerzogenen und gründlich gebildeten Erzieherin mit den Damen der ſogenannten Geſellſchaft in warmen Worten darzuthun, fand aber, was ich erwartet hatte: einen geſchloſſenen Widerſtand. „Das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn wir in unſern Cirkeln nächſtens eine Schaar von Erzieherinnen ihren Einzug halten ſähen," meinte eine hübſche junge Frau, „Ich für mein Theil werde ſo eine zu mir niemals einladen, und ich meine, die übrigen Damen thäten aus verſchiedenen Gründen (mit vielſagendem Blick!) auch gut, ſolche merkwürdigen Neuerungen zu unterlaſſen." Dabei blieb es. Die Erzieherin teat ein und wurde von den Geſellſchaften des Hauſes ausgeſchloſſen unter dem Vorwande, daß die beiden Töchterchen ihre liebe Lehrerin während der langen Abendſtunden doch nicht entbehren könnten. Anſcheinend trug die Dame dies Geſchick mit vollem Gleichmuth.

In einem andern Falle mußte eine Dame, die für ein deutſches Penſionat als „Franzöſin" engagirt war und die nicht leichte Reiſe von der Inſel Guernſey nach einer mitteldeutſchen Stadt allein zurückgelegt hatte, auf dem Bahnhofe des ihr ganz fremden Oets eine lange Zeit in Unruhe und Rathloſigkeit warten, bis ſich eine ſeeundliche, ihr fremde Dame fand, die ſie zurechtwies und ſie in ihr neues Heim geleitete. Die Inſtitutsvorſteherin, alſo ſelbſt eine „gebildete" Dame, hatte es nicht ſüe nöthig gehalten, ihre künftige Hausgenoſſin und Helferin perſönlich auf dem Bahnhofe zu empfaugen oder jemand mit dieſem Auftrage hinzuſenden. Dieſer Fall iſt beſonders lehrreich, weil er zeigt, daß es nicht nue unter den „reichen Frauen", ſondern auch unter den Arbeiterinnen auf geiſtigem Gebiete Protzen gibt, welche bei andern die geiſtige Bedeutung nicht würdigen und ihnen die geziemende Behandlung vorenthalten. Wahrlich ein trauriges Zeichen von mangelnder Herzensbildung und ſchlechtem Tact, zugleich aber auch ein Beweis daſür, daß hier die Erziehung ihre Aufgabe ſchlecht gelöst hat. Wäeen dieſe Damen in ihrer Jugend nicht nur in der bisher üblichen Weiſe unterrichtet, ſondern auch gewiſſenhaft erzogen worden, ſo wäre eine derartige Mißachtung menſchlicher und ſittlicher Pflichten einfach undenkbar. Es iſt grundfalſch, daß Lehrer und Lehrerinnen ſich nur als Docenten zu betrachten pflegen und ſich ſo ſehr wenig um die Charakterbildung ihrer Schüler, um Einwirkung auf Seele und Gemüth derſelben kümmern. Hier muß der Hebel angeſetzt werden, hier muß der Lehrer mit der ganzen Wärme ſeines eigenen Herzens thätig ſein, wenn er ſich der großen Bedeutung ſeines Berufes recht bewußt iſt. In der Mädchenerziehung hat als Fundamentalgrundſatz Goethe's herrliches Wort zu dienen: „Edel ſei der Menſch, hülfreich und gut." Die volle vielſeitige Bedeutung des Wortes muß den Mädchen in knappen, prägnanten Zügen dargelegt, ſein unerſchöpflicher Inhalt auf die weſentlichſten Pflichten der Frauen angewandt und erläutert werden. Und das immer im Hinblick auf die oben angedeutete hohe Beſtimmung, die dem weiblichen Geſchlecht für die Löſung der großen Zukunftsaufgaben zuertheilt werden muß und bei der die Caedinaltugenden der Frau: Milde, Heezensgüte und Beſcheidenheit, ihre ſegensreiche Wirkung zu bewähren haben. Als das Gegentheil davon ſind Hochmuth, Ueberhebung und Gleichgültigkeit gegen Noth und Leid ſcharf hervorzuheben, Eigenſchaften, die mit allen unerfreulichen Erſcheinungen in dem Verhalten eines großen Theils unſrer Frauenwelt aufs engſte zuſammenhängen.

Wer Jahrzehnte hindurch die heranwachſende weibliche Jugend näher zu beobachten Gelegenheit hat, dem liegt es oft nahe, ſich ahnend aus der Blüthe die kommende Frucht zu conſtruiren, wobei die gemachten Erfahrungen eine gewiſſe Uebung und Sicherheit verleihen. Und da treten denn die Zukunftsbilder meiſtens ſo auf, daß aus dem unbefangenen, frohgemuthen Mädchen, das in ſeiner wohlthuenden Natürlichkeit und Einfachheit allen mit zwangloſer Freundlichkeit entgegentritt, die warmherzige, milde und gütige Frau emporblüht, gleichviel, ob ſie die natürliche Beſtimmuug des eigenen Herdes erreicht odee nicht. Sie wird ohne Schein, ohne Poſe und Vornehmthuerei überall ideen anregenden, thätigen, ſödernden Einfluß zur Geltung bringen, ſie wird lindernd und helfend in die Menſchennoth einzugreifen und ſich in den Dienſt der allgemeinen Wohlfahrt zu ſtellen ſuchen.

Dagegen gibt das kühl zurückhaltende, berechnende nud gleichgültige Mädchen keine erfreulichen Ausſichten für eine der Menſchheit irgendwie nützliche Entwicklung. Wie es ſich um die Arbeiten der Schule wenig kümmert und mit wenigen, ſorgfältig nach der äußeren Stellung der Eltern ausgeſuchten Gefährtinnen ſich nach beſten Kräften zu vergnügen ſtrebt, fleißig „Kränzchen", dieſe böſen Zuchtſtälten dee Vornehmtbuerei und Excluſivität, zu beſuchen liebt und ſich ſo ganz ſyſtematiſch an Trägheit und Dünkel gewöhnt, ſo wird es nach beendeter Schulzeit ſich dem ſüßen Nichtsthun ergeben und keine anderen Intereſſen kennen als die der ſchimmernden Aeußerlichkeit. Das Wirken im Dienſte des Gemeinwohls wird für dieſe Damen meiſtens ein Buch mit ſieben Siegeln bleiben.

Jene oben kurz angedeulele ethiſche Einwirkung auf die heranwachſenden Mädchen, auf die ein entſcheidendes Gewicht zu legen iſt, wird freilich auf der Schule großen Schwierigkeiten begegnen. Zunächſt darf nicht vergeſſen werden, daß jene beglückenden Eigenſchaften, welche die höchſte Zierde der Frau ſind, größtentheils in einer von der Natur verliehenen, nicht durch die Erziehung gegebenen ſeeliſchen Dispoſition begründet ſind und ſich ſchwer im Menſchen unmittelbar erzeugen laſſen. Die Bildung anderer innerer Thätigkeiten, z. B. des Verſtandes, wied dem Lehrer dadurch erleichtert, daß er dem Schülee eine große Zahl von ſinnlichen Vorſtellungen und Begriffen direct mittheilen oder ſonſt zugänglich machen kaun; die Bildung von Seele und Herz ſchließt dieſe directen Einwirkungen durch die Sinne aus und iſt im ganzen lediglich auf die Perſönlichkeit des Lehrenden angewieſen. Seine „Seelenwärme", ſein Vorbild und Beiſpiel hat hiee ſeine Kraft zu erweiſen, und wenn ihm auch einzelne Lehrgegenſtände, wie die Religionslehre, Geſchichte, Naturkunde und beſonders das Leſen und Erklären unſeer Dichtee willkommene Ausgangspunkte für ſeine Darlegungen bieten und es ihm nahelegen, aus den einzelnen Zügen ein Idealbild menſchlichen Erkenuens und Empfindeus zuſammenzuſtellen, ſo wird doch ſeine eigene geläuterte Weltauffaſſung, ſein klares Erkennen nud ſein

Digitized by Google

reines und für das Wohl der Menschheit glühendes Empfinden das Beste zu dieser Art von Unterricht beisügen müssen.

Es ist für mich keine Frage, daß die Einfügung eines ethischen Unterrichts in den bisher üblichen Lehrplan der Schule eine zwingende Nothwendigkeit und nur eine Frage der Zeit ist. Daher war es ein sehr zeitgemäßer Schritt, daß die „Deutsche Gesellschaft für ethische Cultur" ein Preisausschreiben erließ „für das beste volksthümliche Handbuch der humanen Ethik auf wissenschaftlicher Grundlage, welches Lehrer und Eltern anleiten soll, einen von trennenden Voraussetzungen religiöser und metaphysischer (einschließlich materialistischer) Art freien ethischen Unterricht zu geben." Die „Nation" hat im Juni 1894 in einem vortrefflichen Artikel von Prof. Jodl dieses Ausschreiben (Preis 4000 M.) freudig begrüßt, zugleich aber auf die Schwierigkeit einer solchen Arbeit hingewiesen, die sich ebenso wohl von rein begrifflicher Darstellung als von der bloßen Mittheilung von moralisirenden Beispielen und Erzählungen freizuhalten hätte, damit sie sowohl der Schule (und zwar jeder Kategorie von Schule) als auch dem Hause dienen kann. Auch dem weiblichen Empfinden und Verstehen müßte sie angepaßt werden. Hoffentlich wird sich bald die geeignete Hand finden, die die rechte Anweisung zu geben weiß zu einem arbeitsfreudigen, dem Guten und Edeln zugewandten Leben, einem Leben, das sich in Reinheit der Gesinnung, in edler Wahrhaftigkeit und in allumfassender Menschenliebe zu bewähren hat.

Man darf hoffen, daß von einer solchen ethischen Einwirkung Seele und Gemüth der Mädchen den heilsamsten Einfluß erfahren werden, besonders aber, daß alle jene Erscheinungen, die im Frauenleben der Gegenwart so oft Anstoß und Erbitterung erregen und von denen wir oben einzelne concrete Fälle erwähnt haben, erheblich gemildert oder beseitigt werden.

Ehe diese Segensquelle sich aber dauernd öffnet, ehe die Schule ihre Zöglinge für ein thatkräftiges und liebreiches Wirken systematisch vorbereitet ins Leben hinaussendet, müssen zwei andere wesentliche Factoren für die Frauenerziehung thätig sein: das Elternhaus und die Organe und Führerinnen der Frauenbewegung. Das Elternhaus darf nicht zugeben, daß das der Schule entwachsene Mädchen sich dem mit Clavierspielen und Romanlesen drapirten Nichtsthun ergibt, sondern es hat mit allem Ernst darauf zu halten, daß die Töchter außer der naturgemäßen Beschäftigung mit Haus und Wirthschaft ihren Blick auf alle Veranstaltungen im öffentlichen Leben richten lernen, die sich die Förderung des Gemeinwohls, die Linderung der Noth bei Armen und Bedrängten, kurz die Sorge für den schlechter gestellten Theil der Menschheit zum Ziel gesetzt haben. Ist erst einmal das Auge geöffnet für die sociale Noth, so wird sich bei vielen auch Trieb und Neigung zum opferwilligen Mitwirken bei allen Liebeswerken finden und das innere Bedürfniß wird sich fühlbar machen, helfend und mildernd, wenn auch im kleinsten Kreise und mit den kleinsten Mitteln, in die Menschennoth einzugreifen. Diesen Trieb zu hegen und das Bedürfniß, zu helfen, auf das kräftigste zu unterstützen, ist eine der höchsten Mutterpflichten gegen die heranwachsende Tochter.

Wenn ich nun auch die Leiterinnen unsrer Frauenbewegung heranziehen will zum Kampfe gegen das öde Nichtsthun, gegen Hochmuth und Protzengeist so vieler ihrer Geschlechtsgenossen, und sie zugleich auffordere, in höherem Maße, als es bisher geschehen, in ihren Organen für die sociale Thätigkeit der Frauen auf dem Gebiete der werkthätigen Menschenliebe einzutreten, so berühre ich damit einen Punkt, der nicht oft genug mit voller Klarheit hervorgehoben werden kann, weil gerade hier die „Führerinnen" sehr empfindlich zu sein pflegen und die unbefangene Discussion erschweren. Ich behaupte nämlich, wie ich es schon ausführlich an anderen Stellen dargelegt habe, daß die Frauenzeitschriften vor lauter gewagten Aspirationen und Zukunftsprogrammen sehr oft das Nächstliegende versäumen und daß sie es nicht genügend verstehen, den unleugbar gesunden Kern der Frauenfrage durch ruhige überzeugende Discussion dem Volksbewußtsein näherzubringen. Die Frauenbewegung ist kein Product müßiger Laune, sondern harter Nothwendigkeit; ihre Berechtigung bestreitet kein Verständiger mehr. Manches Vorurtheil ist überwunden, die Arbeit der Frau, auch auf früher ungewohntem und verwehrtem Gebiete, ist ein beachtenswerther Culturfactor geworden, da sie zur Festigung und Veredlung des Frauencharakters beigetragen hat. Bei solchen unleugbaren Erfolgen durfte man auf ein planvolles, ruhiges Fortschreiten hoffen, das sich in enger Fühlung hält mit dem Empfinden und dem Bewußtsein der Gebildeten und sich streng hütet vor Maßlosigkeiten, Excentricitäten und Frivolitäten. Man durfte ferner erwarten, daß die führenden Geister der Bewegung scharfe Wacht halten und überall, wo sie solche geistigen Ausschweifungen wahrnehmen, wo sie auf peinliche und widerwärtige Erscheinungen im öffentlichen Leben der Frauen stoßen, mit mahnendem Wort und ernster Rüge eintreten und dadurch die besonnenen und vorsichtigen Freunde der Bewegung festhalten würden. Das aber ist keineswegs geschehen, vielmehr haben einzelne bekannte Vorkämpferinnen der Bewegung selbst nicht nur maßlose und unerfüllbare Forderungen, z. B. die volle und unbedingte Gleichberechtigung der Geschlechter, erhoben, sondern sie haben in öffentlichen Versammlungen in einseitigster und gehässigster Weise über die „böse Männerwelt" zu Gericht gesessen und die Männer über ihre eigentliche Bestimmung „aufgeklärt". Wo es sich aber darum handelte, gegen offenbare Ausschreitungen und Tactlosigkeiten der Frauen in ihrem öffentlichen Auftreten ein entscheidendes Veto einzulegen und zu geistiger Zucht, zu Maß und Sitte zu mahnen, da haben sie geschwiegen. Wir wollen hier nicht ein langes Register solcher Mißgriffe aufrollen, sondern nur einige Punkte ins Gedächtniß rufen. Die als Wanderrednerin auftretende „Freidenkerin" Heinrich-Wilhelmi, die ich in einem Vortrage in Frankfurt a. M. zu hören Gelegenheit hatte, förderte ein unglaublich thörichtes Gewäsch zu Tage, das von der ganzen Presse einstimmig verurtheilt und als „elender Aufklärungsspülicht" und „hohles Phrasengeklingel" bezeichnet wurde. Die Frauenpresse hat dieser „Rednerin" Beifall und Anerkennung gezollt. Viel ernster liegt die Sache bei der Wirksamkeit des socialdemokratischen Fräuleins Agnes Wabnitz und ihrem traurigen Ausgang. Schon als vor mehr als zehn Jahren Frau Guillaume Schack und Frau Dr. Hoffmann ihre sogenannte demokratische Franenorganisation ins Leben zu rufen suchten und Frl. Wabnitz sich ihnen als Rednerin beigesellte, da hätten jene Damen die unglückliche verstiegene Schwärmerin zur Ordnung rufen müssen, die in unverstandenen Phrasen und Citaten schwelgte und einen für ernste Menschen traurigen, für die rohe Menge oft komischen Eindruck machte. Daß sie, die nervenkranke und überschwängliche Person, von den gebildeten Führerinnen nicht freundlich ermahnt und nicht der ernste Versuch gemacht wurde, sie von ihrem unwürdigen Gebahren durch liebevolle überzeugende Zusprache oder durch ernste Mahnung abzubringen, bleibt ein Vorwurf für die Leiterinnen, der nicht ernst genug ausgesprochen werden kann.

Und weiter, haben diese Damen gegen den öden Müßiggang der erwachsenen Mädchen, gegen das abstoßende und verbitternde Protzenthum der „reichen Franen", gegen die Modenarrheiten der Großstädterinnen, gegen die eben in

Schwang gekommene elegante Equipirung der Lieblingshündchen mit „Paletot“, Fußbekleidung, „Nacht-, Gesellschafts- und Haustoilette“ und andern die Massen erbitternden Unfug ernsten und eindringlichen Protest erhoben? Die Zeitungen rügen ihn, wie es sich gebührt — die Frauenorgane schweigen. Durch alle Zeitungen ging die Mittheilung von der widerwärtigen und aufdringlichen Art der „gebildeten“ Hamburger Damen bei den Concerten der Capelle der zweiten Marinedivision im Zoologischen Garten (1894), die wegen ihrer Unnatur und der herausfordernden, um die Gunst der Musiker werbenden Annäherung bei allen feinfühligen Menschen Anstoß erregt und Verurtheilung gefunden hatte. Hat man von einem Tadel und ernster Zurechtweisung von seiten der Frauenführerinnen gehört?

Die wahrhaft Gebildeten unsres Volkes haben auf die Bestrebungen der Frauen, ihre Thätigkeitssphäre und ihre Erwerbsfähigkeit zu erweitern, mit wirklicher Theilnahme und Befriedigung geblickt, weil sie in ihnen den Anfang eines weit ausschauenden nützlichen Culturfortschrittes erblickten. Sie sagten sich, daß die ehrliche und anständige Arbeit der Frau auch auf geistigem Gebiete geschätzt und erweitert werden müsse, daß jede Begabung auch den Anspruch auf lohnende, angemessene Beschäftigung erheben könne. Dies freundliche Wohlwollen der Gebildeten hat die Fortschritte der Frauenbewegung wesentlich begünstigt und gefördert; es wäre schlimm für den weiteren Fortgang, wenn dies Wohlwollen sich verminderte und der kühlen Gleichgültigkeit oder gar dem Mißtrauen Platz machte. Deßhalb müssen die Führerinnen der Bewegung sich offenes Auge und offenes Wort erhalten und überall, wo sie Irrthümer, Tactlosigkeiten, Mißgriffe und offenbare Mißstände wahrnehmen, mit ernster Mahnung und nöthigenfalls auch mit scharfem Tadel gegen die Verfehlungen einschreiten. Sie dürfen es nicht immer den Männern überlassen, unerfreuliche Erscheinungen hervorzuheben und zu rügen; es ist ihr eigenstes Interesse, selbst mit hellem Lichte die Schäden zu beleuchten, die dem heilvollen Berufe der Frauen im Haushalte der Welt und speciell unsres deutschen Vaterlandes hindernd entgegenstehen.

Und noch ein letztes wohlgemeintes Wort. Man soll uns für unsre deutsche Frauenbewegung nicht mehr in Wort und Schrift russische, englische, schwedische, amerikanische Zustände und „Errungenschaften“ als Merkziele und Musterbilder vorhalten. Die es thun, beachten nicht, daß die deutschen Frauen mit dem Aufgeben ihrer Eigenart und dem blinden Nachahmen fremder Nationen gerade das verlieren würden, was sie im Auslande als nachahmenswerthe Vorbilder erscheinen läßt und sie uns trotz mancher Fehler und Irrungen bisher lieb und theuer gemacht hat: ihre innere, gehaltene Kraft und Willensstärke, ihre Zurückhaltung, ihre zarte Scheu und Schamhaftigkeit, ihre jungfräuliche Unberührtheit.

Der Heros der Afrikaforschung.

Zum 75. Geburtstage Dr. Heinrich Barths. 16. Februar 1821.

II.

H. S. Und was hat Heinrich Barth nun heimgebracht? Es läßt sich das im Rahmen dieser Betrachtung auch nicht entfernt würdigen. Es ist, wie schon bemerkt, die Kenntniß des Sudan und der Wüste, die er uns in nahezu abgeschlossener Form vermittelt hat. Im einzelnen wäre sein Forschungswerk, sein Forschungserfolg dahin zu zergliedern: Man verdankte Barth eine genaue Kenntniß der mittleren Sahara mit ihren wichtigsten Oasen und Gebirgssystemen, des Tsadsees und seiner Zuflüsse, die Entdeckung des oberen Benue und den Nachweis seiner Unabhängigkeit vom Tsad, die Feststellung des mittleren Nigerlaufes zwischen Say und Timbuktu und eingehende Mittheilungen über diese Stadt selbst. Noch wichtiger fast ist die ethnographische und geschichtliche Ausbeute seiner Forschungen. Das bunte Völkerbild des Sudan erhielt die richtige Vertheilung der Farben, die Sprachen wurden in umfangreichen Vocabularien ꝛc. niedergelegt und die Geschichte der Sudansultanate älterer und neuerer Zeit, selbst Wadai's, das Barth ja selber nicht besucht hat, so genau festgestellt, daß eine erhebliche Ergänzung oder Detaillirung seinen Nachfolgern nicht mehr möglich war. Und das alles ist, es sei nochmals hervorgehoben, das Verdienst des einen und einzelnen deutschen Forschers. Denn Richardsons 1853 herausgegebene Tagebücher enthalten auch nicht annähernd die Fülle der Barth'schen Beobachtungen; Overwegs Aufzeichnungen aber über seine selbständigen Touren — eine Befahrung des Tsadsees und eine Reise nach Mandara — sind spärlich und ihrer Verworrenheit wegen unbenutzbar geblieben; Vogel endlich war in erster Linie Astronom; seine Positionen, soweit wir sie kennen, sind zwar noch heute für die Kartographie des mittleren Sudan von Bedeutung, seine Tagebücher aber und etwaigen Routenaufnahmen für uns verloren.

Seine Forschungen hat Heinrich Barth mit Ausnahme der sprachwissenschaftlichen, die der Reisende, zu früh durch den Tod abberufen, leider nur zum Theil in besonderen Veröffentlichungen bearbeiten konnte, in seinem großen fünfbändigen Reisewerke „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika“ sorgfältig niedergelegt. Es ist dies seinem Gehalt nach das Reisewerk aller Reisewerke — soweit Afrika in Betracht kommt. Das reiche Material an Aufnahmen und den größten Theil der Erkundigungen verarbeitete August Petermann auf drei Uebersichtsblättern und dreizehn Routenkarten, die dem Barth'schen Buche beigegeben sind. Auch heute noch, da wir nothgedrungen in unsern allgemeinen Ansprüchen stark nachgelassen haben, dafür aber die Aufnahmen eines Reisenden als Prüfstein für dessen Bedeutung anzusehen pflegen, erfüllt den verständnißvollen Beschauer der Anblick dieser mustergültigen Kartenblätter mit höchster Bewunderung, und heute noch bemerkt wohl der Kartograph, wenn er den Routen eines Reisenden ein ganz besonderes Lob aussprechen will: sie erinnern an die eines Barth. Und dieses Urtheil besteht zu Recht: lückenlos und erstaunlich detaillirt liegt der Reiseweg Barths vor uns; er versuchte den übrigens nicht allzu fühlbaren Mangel an astronomischen Ortsbestimmungen durch eine sorgsame und bis zu Ende durchgeführte Aufnahme seiner Route mit Erfolg wettzumachen. Die Glanzleistung der Barth'schen Aufnahmethätigkeit — wenn man eine solche Einschränkung überhaupt machen darf — ist wohl die Karte des Nigerlaufs. Eine eingehendere Karte hätte kein Seemann von einer Stromfahrt heimbringen können, als Barth sie auf dem Landwege entwarf, als er jeder Krümmung des Flusses folgte. Und das Detail ist absolut genau und keine Schönfärberei des Kartographen; jedes Inselchen ist da mit Sicherheit niedergelegt. Barths Aufnahmen und Karten haben daher bis jetzt auch der schärfsten Kritik erfolgreich standgehalten, und sie werden ohne Frage auch dort die Probe bestehen, wo er noch keinen Nachfolger gefunden hat. Selbst die Erkundigungen Barths sind von fast absoluter Zuverlässigkeit; die von ihm erfragten Karawanenrouten und Handelswege, mit denen er seitwärts von seinen Reisewegen die Sahara und den Sudan wie mit einem Netz überzogen, sind nahezu so verläßlich, wie die Route manches anderen Afrikareisenden. Die zahlreichen französischen und deutschen Expeditionen, die im Lauf der letzten Jahre den von Barth zum ersten-

Digitized by Google

mal gequerten Nigerbogen durchwanderten, wie auch schon Flegel früher in Adamaua, haben das dankbar empfunden, ebenso die Genauigkeit der erkundeten Ortsnamen anerkannt. So behauptet denn die kleine Uebersichtskarte zum Reisewerke Barth's (Tafel 1) nicht zu viel, wenn sie dessen Forschungsgebiet durch ihr Colorit einen Umfang zuweist, der fast der halben Bodenfläche des ganzen Erdtheils gleichkommt.

Man sollte den vollgültigsten Beweis für die Bedeutung eines Afrikaforschers stets in seinem Reisewerk suchen; hier bietet sich ihm Gelegenheit, sein Bestes zu geben und namentlich das niederzulegen, was er an Land und Leuten sah oder in Erfahrung brachte. In dieser Hinsicht nun ist Barths Reisewerk nicht übertroffen, es wird noch lange trotz der neueren Werke für große Theile Afrika's eine unerschöpfliche Fundgrube für Specialstudien bleiben. Gewaltige Schätze aus fast allen Gebieten der Erdkunde und der verwandten Fächer finden sich hier angehäuft, zum Theil noch unverarbeitet und nur lose neben einander gestellt. Ganze Capitel und Anhänge sind der Geschichte bestehender und untergegangener centralsudanischer Reiche gewidmet, andere enthalten topographisches Detail in Fülle, darunter über Länder, die Barth gar nicht selber besuchen konnte, so u. a. über Theile des Nigerbogens, über Adamaua, Wadai und sogar Darfor. In solcher Masse lag das Material vor, daß Petermann nicht im stande war, es alles auf der großen Uebersichtskarte zur Darstellung zu bringen. So sind die Erkundigungen über Adamaua, dessen Schwelle, die Hauptstadt Jola, Barth nur betreten durfte, erst erheblich später eingehend bearbeitet worden, nämlich im Jahrgang 1863 der Petermann'schen „Mittheilungen" (Tafel 6). Die neueren deutschen Reisen in diesem Lande haben die Zuverlässigkeit der Barth'schen Erkundigungen und der darauf beruhenden Karte glänzend dargethan. Dies nur ein Beispiel für viele; mit Bezug auf Wadai und Süd-Baghirmi liegen die Dinge ähnlich, wie Nachtigal feststellen konnte. — Einen Mangel freilich besitzt das Buch, in einem Punkte steht es vielen, ja fast allen neueren Afrikawerken nach: in der Form der Darstellung, auf die wir ja heute ein großes Gewicht zu legen pflegen. Es fehlt der Erzählung der Schwung und bestechende Glanz etwa des Schweinfurth'schen „Im Herzen von Afrika", oder die vornehme Ruhe der formvollendeten Schilderung eines Nachtigal, Kersten oder Junker; es gilt vielmehr von Barth und seinem Reisewerk, was Karl Andree („Globus", Bd. 9, 1866, S. 190) treffend dahin zusammenfaßt: „Für eine plastische Form der Darstellung fehlte es ihm an der erforderlichen Sinnlichkeit; er beobachtete treu, verknüpfte verständig und klar das Nächste mit dem Nächsten, und damit begnügte er sich. Philosophische Durchdringung, ästhetische Formgebung und das Zusammenfassen der Dinge im großen Stil . . . fehlten ihm." Ohne Zweifel bietet also das umfangreiche Buch, dem solche Fehler zumal in den letzten Bänden anhaften, keine Lectüre für ein großes Publicum; seine Verbreitung ist nur gering zu nennen, weiteren Kreisen blieb es unbekannt, und selbst der aufrichtigste Bewunderer Barths wird sein Werk nur mit einer gewissen Selbstüberwindung von Anfang bis zu Ende durchstudiren. Vergebens suchen wir auch hier nach dem, was man wohl die „Afrikanische Melange" genannt hat: Barth zielt nie auf den Effect; auch er erzählt in der Tagebuchform selbstverständlich alles Wichtige, was ihm an Reiseerlebnissen begegnet, aber, wie schon angedeutet, so trocken — selbst Scenen, in denen es sich um Tod und Leben handelt —, daß der Leser erleichtert aufathmet, wenn er wieder einen schildernden oder reflectirenden Abschnitt antrifft. Jagdabenteuer malt Barth nicht in erschreckender Breite aus, denn es passiren ihm keine solchen; die Macht und Wirkung der Hinterlader kann er nicht in der Schilderung „schneidig" durchgeführter Gefechte rühmen, denn er wird in solche nicht verwickelt. Barth begeistert sich nie und sieht nicht seinen Stolz im Entwerfen packender Landschaftsbilder, denn er hält das für höchst unnöthig; die Nachwirkungen der mühseligen Wanderung, unter deren Eindruck er sein Buch in kurzer Zeit fertigstellte, verboten ihm auch, „warm" zu zu werden; der schwarze Erdtheil lag ihm eben damals noch in zu frischer, drückender Erinnerung. All diesen Dingen, von denen bei Barth keine Spur, will man heute in einem Afrikawerk — und nicht ganz mit Unrecht — begegnen, und man begegnet ihnen ja auch andrerseits vielleicht mehr als nöthig. Wir glauben nach alledem, um einen Vergleich zu ziehen, nicht, daß die Zahl der Leser der Barth'schen „Reisen und Entdeckungen" auf mehr als 1 Procent von der Zahl der Leser etwa der Stanley'schen Bücher zu bemessen ist. Das ist gewiß recht bedauerlich; aber trösten wir uns: sämmtliche Bände, die der berühmte Amerikaner geschrieben hat, enthalten andrerseits auch nicht den hundertsten Theil an werthvollen, unumstößlichen Thatsachen, wie ein einziger Band des Barth'schen Reisewerkes. Seine Riesenbedeutung bleibt also unberührt von der geringen Gunst des Publicums, über die sich übrigens Barth auch keinerlei Illusionen gemacht. Seien wir zufrieden, daß Barth so und nicht anders geschrieben hat.

Barth war nach seiner Heimkehr stolz auf seinen beispiellosen Erfolg, und er durfte es mit Recht sein; „. . . Ich hoffe, daß diese glückliche Erforschung des Innern Afrika's stets als eine ruhmvolle Errungenschaft deutschen Geistes dastehen wird", mit diesen Worten, die sozusagen den Nagel auf den Kopf treffen, schließt er seinen Reisebericht. Barth nahm es aber auch im Bewußtsein dessen, was er geleistet, ohne Erregung als eine Ungunst des Schicksals hin, daß namentlich die englischen Geographen in hergebrachtem Hochmuth absolut blind dafür sein wollten, was er vollbracht. Was haben diese Herren nicht alles Barth zum Vorwurf gemacht! Sein Christenthum wurde von den frommen Philanthropen am sicheren warmen Ofen in Zweifel gezogen, weil Barth einmal in einer verzweifelten Lage seinen Dienern zu sagen verboten hatte, daß er ein Christ sei. Als wenn Barth sonst jemals auf seinen Reisen, selbst in Air, als der Tod unvermeidlich schien, selbst in Timbuktu inmitten fanatischer Stämme der Wüste, aus seiner Religion irgendwie ein Hehl gemacht hätte! Neben solchen Angriffen persönlicher Art aber blieben Barth auch nicht Nörgeleien an seiner wissenschaftlichen Leistung erspart. Er sei zu viel Philolog und Historiker gewesen, sein Reisewerk lasse einen naturwissenschaftlich vorgebildeten Verfasser vermissen, seine Karten entbehrten der astronomischen Positionen. Alles das ist richtig, hat aber nichts zu bedeuten. Barths Karten verlieren durch den Mangel an Ortsbestimmungen nichts an ihrem Werth; eine gewisse Einseitigkeit jedoch ist bei einem Fachmanne nicht zu vermeiden; Barth gehörte eben nicht zu der später stark vertretenen Art von Reisenden, die von allen Dingen etwas, aber nicht viel wissen, daher auch in ihren Reisewerken in jeder Hinsicht Gründlichkeit vermissen lassen. Die Welt hat wahrlich keinen Grund, Barths „Einseitigkeit" zu bedauern. — Noch als Barth im Innern Afrika's weilte, fehlte es nicht an solchen Angriffen, die der Neid leitete. Da erstand ihm in August Petermann ein Vertreter seiner Sache, wie er sich ihn nicht besser wünschen konnte. Petermann sorgte zunächst dafür, daß Barths Resultate, soweit sie nach Hause gelangten, schnell und in mustergültiger Weise veröffentlicht wurden, und förderte damit das allgemeine Interesse für den großen Forscher; und wo es galt, griff der nicht minder große Kartograph auch mit seiner scharfen polemischen Feder ein und leuchtete den Neidern Barths gelegentlich heim. Barth

dankt seinem energischen Gothaer Freunde dafür, wenn er sagt (Reisen und Entdeckungen, Vorwort, S. IX): „Und hier möge es mir erlaubt sein, meinen Tribut der Anerkennung dem so hochverdienten Geographen und meinem Freunde Herrn Dr. August Petermann darzubringen, der von Anfang bis zu Ende für diese Unternehmung unermüdlich thätig war und durch die Wahrung der Sache der Deutschen gegen gehässige Zurücksetzung und Angriffe seiner eigenen Stellung Opfer brachte." — Ja, unsre „Vettern jenseit des Canals" haben es eben nie verwinden können, daß ein Deutscher es sich erlaubt hatte, solche alles Vorherige in den Schatten stellende Erfolge zu erringen; die „großherzigen" Engländer haben ja auch später es höchst übel vermerkt, daß ein Amerikaner ihren Livingstone aufzufinden sich erkühnte! Aber selbst im eigenen Vaterlande wurde man Barths Verdiensten keineswegs sofort in vollem Umfange gerecht. Man besann sich recht lange, bis man ihm die Berliner Professur seines verstorbenen Freundes Karl Ritter anbot, und die Akademie der Wissenschaften hielt ihn nicht der Mitgliedschaft für würdig. Allmählich freilich kam denn doch das Bewußtsein zum Durchbruch, daß Barth den deutschen Forschergeist wieder einmal zu den glänzendsten Erfolgen geführt, und er trat als der Verdienteste endlich an die Spitze der „Gesellschaft für Erdkunde", deren Präsident er bis an sein Lebensende blieb.

Die zehnjährige wissenschaftliche Thätigkeit Barths nach seiner Heimkehr, seine neuen Reisen auf der Balkanhalbinsel und in Kleinasien gehören nicht in den Rahmen dieser Betrachtung. Mit den Bestrebungen, die die Erschließung Afrika's bezweckten, blieb er natürlich in stetem Zusammenhang. Wohl trat er selbst, obgleich in der einflußreichen Stellung als Präsident der ersten deutschen geographischen Gesellschaft, hinter der blendenden, agitatorisch-kräftigen Persönlichkeit eines August Petermann etwas zurück, der seit Aussendung der Heuglin'schen Expedition zur Aufsuchung Vogels ein Jahrzehnt hindurch der deutschen Afrikaforschung ihre Wege wies — immerhin aber blieb auch Barth noch ein weites Feld ersprießlicher Thätigkeit: er hatte bestimmenden Einfluß auf die Richtung der großen Rohlfs'schen Reise von 1864, ebnete dem jungen französischen Saharareisenden Duveyrier die Wege und verwies den Baron von der Decken auf ein Forschungsgebiet in Ostafrika, auf dem dieser so Großes leisten und einem so traurigen Geschick verfallen sollte. —

Ein Forscher wie Barth mußte eine Schule hinterlassen, die in seinem Sinne an der Entschleierung Afrika's weiterarbeitete. Namen, die nach ihm in der vordersten Reihe der Schaar großer deutscher Afrikareisender figuriren, sind die eines Heuglin, Rohlfs, Nachtigal, Schweinfurth, Decken, Mauch u. a., deren Forschungsart Barth'schen Geist athmet, deren Forschungsverdienst dem des unerreichbaren Meisters am nächsten kommt. Die neuere Zeit hat andere Männer hervorgebracht, hat den Stanley'schen Typus von Erfolg zu Erfolg geführt, doch blieb auch dieser Typus in seinen deutschen Vertretern gründlicher angelegt, mehr der ernsten Forschung zugeneigt, als das gewaltige Urbild selber. Einen Barth aber hat es nur einmal gegeben!

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Zur Geschichte des deutschen Bühnenwesens im 17. Jahrhundert.** In dem Aufsatz über die ältere deutsche Theatergeschichte in Nr. 31 der Beilage ist der Bezeichnung „Vertonung" gedacht, deren Bedeutung bis jetzt noch nicht genügend ermittelt sei. Ich gestatte mir, dazu eine erklärende Bemerkung zu machen.

In der Schuch'schen „Komödie vom Studenten-Leben" (1657) heißt es am Schlusse des von Mercurius gesprochenen Prologs: „Hiermit tritt Mercurius geschwind ab und fallen die Teppichte. Wird eine Instrumental-Musik gehalten. Hernach werden die Teppichte auff dem Theatro und innern Scene gezogen und werden der ersten Handlung erste 4 Auffzüge in Stellungen und Vertönungen gezeiget, ausser Pickelhäring, so nicht mit darbey. Hier kann ein wenig Lustmusic gehalten werden, biß wiederum ein Zeichen mit Trompeten und Heerpaucken zur Action geschehen." (cfr. S. 5 meiner Ausgabe dieser Komödie.)

Diese Stelle läßt deutlich erkennen, daß die Deutung des Wortes Vertönung („Generalvertonung" in dem citirten Aufsatz) als „Vorhang" nicht zutreffend sein kann. Ebenso wenig ist die Erklärung richtig, die ich, wenn ich nicht irre, in einer Druckschrift des deutschen Sprachvereins gelesen habe, unter Vertönungen seien Musikstücke, Compositionen, zu verstehen. Die Sache verhält sich vielmehr so:

Auf dem holländischen Theater des 17. Jahrhunderts, welches dem deutschen in mehr als einer Beziehung zum Vorbild gedient hat, liebte man es, mitten im Stücke die charakteristischen Begebenheiten desselben in Pantomimen, lebenden Bildern oder in stummem Spiel darzustellen, um die Zuschauer auf das Folgende vorzubereiten. Diese Pantomimen hießen „Vertoninge". Mit der Sache stand der Name auch Deutschland über und somit ist das Wort Vertonung oder Vertönung als ein holländisches zu erklären. — Die „Generalvertonung" stellte die Hauptaction des ganzen Stückes pantomimisch dar; es war aber, wie Schochs Komödia zeigt, um 1650 in Deutschland üblich, jedem Aufzug eine sich nur auf diesen beziehende Vertonung voranzustellen. Dies geht schon aus der oben citirten Stelle hervor; aber auch die szenischen Vorschriften bei den übrigen „Handlungen" (Akten) lassen diese Gepflogenheit erkennen. So heißt es bei der „andern Handlung" (l. c. S. 34): „Hier werden wiederumb die Vorhänge gezogen und ein jeder Auffzug zuvor in Stellung gezeiget." Die Beschreibung einer solchen Vertonung findet sich ebenda S. 78. Man vergleiche dazu Flögels Gesch. der komischen Literatur, IV, S. 339.

Dr. W. Fabricius.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Berichte über die fortlaufenden größeren wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademie und die mit derselben verbundenen Stiftungen und Institute, erstattet in der öffentlichen Sitzung vom 23. Januar 1896.

Humboldt-Stiftung. Von den „Ergebnissen der Plankton-Expedition der Humboldt-Stiftung" sind seit dem letzten Bericht im verflossenen Jahre erschienen: Hensen: Methodik der Untersuchungen; C. Apstein: Vertheilung der Salpen; A. Borgert: Vertheilung der Tintoten; O. Seeliger: Pyrosomen; H. Simroth: Gastropoden; H. J. Hansen: Isopoden, Cumaceen und Stomatopoden; J. Reibisch: Phyllodoriden und Typhlosoleciden; L. Böhmig: Turbellaria acoela. Der Zuschuß, den die Humboldt-Stiftung für dies Unternehmen gewährt hat, ist verbraucht. Die Zuschüsse zu den folgenden Theilen werden von Sr. Maj. dem Kaiser und König allergnädigst aus dem Dispositionsfonds gewährt. Mit der zweiten Unterstützung aus den Mitteln der Humboldt-Stiftung hat Hr. Dr. Plate seine Studien über die chilenische Meeres- und Landfauna auf den südlichsten Theil des Landes ausgedehnt. Im October, November und December 1894 untersuchte er die Provinz Puerto-Montt und die Insel Calbuco. Vom Januar bis Anfang Mai 1895 widmete er sich der Erforschung des Territoriums der Magellanstraße und einzelner Theile des Feuerlandes. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Gouverneurs von Punta Arenas hatte er Gelegenheit, auf chilenischen Kriegsschiffen seine Excursionen bis zum Beagle-Canal und der Cap Hoorn-Region auszudehnen. Ein kurzer Aufenthalt auf den Falklands-Inseln beschloß die Reise, von der er im Sommer 1895 nach Europa zurückkehrte. Von sämmtlichen Stationen liegen umfassende Sammlungen aus allen Abtheilungen des Thierreiches vor, welche nur zum Theil von Dr. Plate selber untersucht werden können, zum andern Theil an andere Forscher abgegeben werden sind, damit dieselben, wenn irgend möglich, im Laufe der nächsten fünf Jahre wissenschaftlich bearbeitet werden. Als erste Frucht seiner Reise hat Dr. Plate eine Abhandlung über die Phylogenie und die Entstehung der Asymmetrie der Mollusken in den Zoologischen Jahrbüchern (1895, Abtheilung für Anatomie) veröffentlicht. Aus den Mitteln des verflossenen Jahres bewilligte die Akademie dem Hrn. Dr. Max Verworn, Privatdocenten in Jena, zur Fortsetzung seiner biologischen Studien am Rothen Meere eine Beihülfe von 1500 M.; dem Hrn. Dr. Wilhelm Möbius, Privatdocenten in Freiburg i. B.,

einer solche von 6000 M. zu einer geologischen Reise in die chilenischen Andes. Die für das laufende Jahr zu Stiftungszwecken verwendbare Summe beläuft sich ordnungsmäßig abgerundet auf 7500 M. Das Capital der Stiftung hat im Jahre 1895 keinen Zuwachs erhalten.

Savigny-Stiftung. Am Vocabularium iuris prudentiae Romani ist die Arbeit in diesem Jahre weiter gefördert, so daß im Frühling ein zweites Heft erscheinen kann. Von den Herausgebern ist Hr. Dr. E. Th. Schulze ausgeschieden und Hr. Dr. A. Heim an seine Stelle getreten. Die Arbeiten für den Supplementband zu den Acta nuntiorum Germanicae universitatis Bononiensis hat Hr. Dr. Knod in Straßburg laut seinem Berichte im wesentlichen vollendet. Die Einsendung des Manuscripts ist für das Frühjahr in Aussicht gestellt. An Stelle des aus der Commission ausgeschiedenen Hrn. Mommsen wurden die HH. Weinhold und Hirschfeld gewählt.

Bopp-Stiftung. Zum 16. Mai 1895, als dem Jahrestage der Stiftung, ist der volle zur Verfügung stehende Jahresertrag von 1894, im Betrage von 1350 M., dem Privatdocenten Dr. Kretschmer hierselbst als Beihülfe zu einer im Interesse seiner Vorarbeiten für eine griechische Grammatik beabsichtigten Reise nach Griechenland zugetheilt worden. — Der Jahresertrag der Stiftung beläuft sich zur Zeit auf 1720 M.

Eduard Gerhard-Stiftung. Die für das Jahr 1895 aus der Eduard Gerhard-Stiftung verfügbare Summe wird, wie in der letzten Leibniz-Sitzung am 4. Juli 1895 mitgetheilt wurde, für spätere Vergebung reservirt.

Historisches Institut in Rom. Die akademische Commission hat in diesem Jahre einen schweren Verlust erlitten durch den Tod ihres Vorsitzenden, Hrn. v. Sybel, welcher nicht nur mit dem hingebendsten Eifer und bewunderungswürdiger Umsicht das historische Institut recht eigentlich ins Leben gerufen und zur Blüthe gebracht hat, sondern auch dadurch dazu vorzüglich befähigt und im Stande war, daß er zugleich als Director der Staatsarchive das Institut auch von dieser Seite aus als ein seinen Zielen dienendes betrachtete. Er hat es deßhalb nicht allein mit reichen Geldmitteln unterstützt, sondern auch eine vorzügliche Arbeitskraft aus dem Kreise seiner Beamten in den Dienst des Instituts stellen können. Aus diesem Grunde ist auch gegenwärtig die fernere Gestaltung des Instituts sehr ungewiß, und vor der Wahl eines neuen Directors der Staatsarchive ist es nicht zweckmäßig erschienen, die Commission zu ergänzen, welcher somit jetzt nur die HH. Prof. Wattenbach und Lenz angehören. Die wiederholten Erkrankungen, welche Hrn. v. Sybel im vergangenen Jahre heimgesucht haben, verhinderten ihn an der Abfassung eines Berichtes, so daß gegenwärtig ein Zeitraum von zwei Jahren zu überblicken ist. Als dirigirender Secretär steht dem Institut Hr. Prof. Friedensburg vor, dessen geschickte Leitung und rastlose Thätigkeit die lebhafteste Anerkennung verdienen; Assistenten sind Dr. Schellhaß und Dr. Kupke, Hülfsarbeiter Dr. Heidenhain; Hr. Dr. Kiewning ist im December 1894 ausgetreten. Den Hauptgegenstand der Arbeit bilden nach wie vor die so hochwichtigen, meist im Vaticanischen Archiv befindlichen Nuntiaturberichte, welche jedoch den vollen geschichtlichen Werth erst durch die Verbindung mit anderen ergänzenden Actenstücken erhalten. Diese in den verschiedensten Archiven und Bibliotheken Italiens und Deutschlands aufzusuchen und auszunutzen, dienen vorzüglich die dreimonatlichen Sommerferien, während welcher das Vaticanische Archiv geschlossen ist. Alle Beamte haben sich dieser Aufgabe mit größtem Eifer gewidmet, und die vorliegenden Bände, welche durchgehends die bereitwilligste Anerkennung in wissenschaftlichen Kreisen gefunden haben, bezeugen das glückliche Ergebniß ihrer Arbeiten. Erschienen ist im Jahre 1894 der zweite und letzte Band der Publication von dem ehemaligen Assistenten Jos. Hansen, jetzt Stadtarchivar in Köln, welcher wesentlich die Berichte derjenigen päpstlichen Legaten und Nuntien enthält, die auf dem Reichstage zu Regensburg 1576, dem Kölner Pacificationstage von 1579 und dem Augsburger Reichstage von 1582 die Interessen der Curie wahrzunehmen hatten; außerdem einen Anhang, sowie Nachträge zum ersten Band, zu welchen die für das Institut erworbenen Manuscripta Minucciana den Hauptbestand geliefert haben. Ferner im Mai 1895 der erste Band der vierten Abtheilung, welcher die Nuntiaturberichte des ersten Jahres des Mantuaner Erbfolgekriegs (1628) enthält, bearbeitet von dem früheren Assistenten Dr. Kiewning. Im Druck befindet sich ein Band, welcher die erste Hälfte der Nuntiatur des Grafen Portia (1573 und 1574) enthält, bearbeitet von dem Assistenten Dr. Schellhaß. In Vorbereitung zum Druck befindet sich eine Anzahl von Bänden, deren Abschluß vorzüglich dadurch verzögert wird, daß von so vielen verschiedenen Seiten her die zur Ergänzung nothwendigen Materialien beschafft werden müssen. Während sich nun die Beamten des Instituts wesentlich mit diesen Aufgaben beschäftigen, versäumen sie es doch nicht, den recht zahlreichen deutschen Gelehrten, welche theils durch schriftliche Anfragen, theils bei persönlicher Anwesenheit in Rom um dem Institut einen Anhalt und Nachweisungen für ihre Zwecke und Aufgaben suchen, nach Möglichkeit behülflich zu sein. Reichlicher Stoff hat sich bei diesen Arbeiten auch für die Sammlung sehr interessanter Miscellaneen ergeben, für welche eine Gelegenheit zur Veröffentlichung in periodisch erscheinenden Heften gewünscht wurde, doch war es bis jetzt nicht möglich, einen Verleger dafür zu finden. Dem Institut angegliedert ist nun ferner die Recension des im letzten Jahresbericht (1894) erwähnten, durch die Munificenz Seiner Majestät des Kaisers und Königs ermöglichten Repertorium Germanicum, dessen erster Band, das erste Jahr Eugens IV. umfassend, sich im Druck befindet. Die Leitung derselben hat der Archivar Dr. Arnold, dem die HH. DDr. Kaufmann, Haller und Laves zur Seite stehen. Hat sich auch die Hoffnung auf Erschließung von Materialien von politischer Bedeutung nicht erfüllt, so gewähren doch die Suppliken und Pfründenverleihungen tiefe Einblicke in die Verhältnisse der deutschen Stifter und werden namentlich für die Specialgeschichte von reichem Ertrage sein. Die Durcharbeitung des sehr umfangreichen und weitschichtigen Materials erfordert erstaunliche Mühe, Ausdauer und Geduld; nicht geringere die Arbeit für die Erklärung und Richtigstellung der vorkommenden Namen von Orten und Personen. Für die weitere Fortführung ist bedeutend vorgearbeitet. Schließlich ist es erfreulich, mittheilen zu können, daß anstatt des früheren unzulänglichen Locals es gelungen ist, im Palazzo Giustiniani ein allen billigen Ansprüchen genügendes Unterkommen für das Institut zu finden.

Hermann und Elise geb. Heckmann Wentzel-Stiftung. Die Stiftung wird an ihre Aufgabe, wichtige wissenschaftliche Unternehmungen zu ermöglichen und zu fördern, ihrem Statut gemäß erst nach Schluß des laufenden ersten Rechnungsjahres herantreten können. Gegenwärtig ist nur von den innerhalb des Jahres in dem Curatorium vorgekommenen Aenderungen Mittheilung zu machen. Das als Secretar der philosophisch-historischen Classe gewählte Mitglied Hr. Mommsen ist mit dem Rücktritt von dem akademischen Amt aus dem Curatorium ausgeschieden und der Vorsitz damit auf seinen Stellvertreter Hrn. Auwers am 1. Oct. 1895 übergegangen. Die erforderliche Ergänzung des Curatoriums durch Zuwahl eines Secretars der philosophisch-historischen Classe ist durch statutenmäßig vollzogene Wahl des Hrn. Bahlen erfolgt.

Kant-Ausgabe. Nachdem die Akademie eine Kant-Ausgabe beschlossen hat, welche alle noch erreichbaren Briefe, Handschriften und Vorlesungen des großen Denkers verwerthen soll, ist die von ihr eingesetzte Commission, welche aus den HH. Diels, Dilthey, Stumpf, Bahlen und Weinhold besteht, zunächst an die Maßregeln für die Gewinnung und Sammlung des Materials und an die Verständigung mit den Gelehrten, welche die Abtheilungen der Briefe, der einzelnen handschriftlichen Aufzeichnungen und der Vorlesungen übernehmen, herangetreten. Die kaiserlich russische Regierung hat mit dankenswerther Bereitwilligkeit die Dorpater Kant-Handschriften zur Benutzung übersandt. Hrn. B. Erdmann in Halle ist die Akademie zu großem Dank dafür verpflichtet, daß derselbe die von ihm hergestellte sehr umfangreiche Abschrift der in das durchschossene Exemplar der Baumgarten'schen Metaphysik von Kant eingetragenen wissenschaftlichen Aufzeichnungen unsern Arbeiten zur Verfügung gestellt hat. Ebenso ist die Akademie Hrn. Reicke in Königsberg großen Dank dafür schuldig, daß er den reichen Schatz seiner Sammlungen, Handschriften und Abschriften ihrem Zwecke eröffnet hat. Hr. Reicke wird auch die Ausgabe der Briefe übernehmen, mit deren Sammlung er seit langen Jahren beschäftigt ist. Hr. Heintze in Leipzig wird die Abtheilung der Vorlesungen leiten und selbst die über Logik, Metaphysik und Religionsphilosophie herausgeben. Andere Verhandlungen schweben noch.

* Das Unternehmen der **Abnahme der Reliefs an der Mark Aurelssäule in Rom** hat nach dem Bericht des „Archäol. Anz." einen gedeihlichen Fortgang genommen. Die im April 1895 begonnene Ausführung der Photographien ist im September desselben Jahres beendet worden. Die Reproduction der 248 Aufnahmen hat die Firma Fr. Bruckmann in München so gut wie beendet. Die Herausgabe wird in einem Bande von 124 Tafeln

in Folio mit einem Text in Quart bereits gefördert und soll noch im Frühling dieses Jahres fertig vorliegen. Die beiden Leiter des großen Unternehmens, Prof. Eugen Petersen in Rom und Prof. Alfred v. Domaszewski in Heidelberg, führen Beschreibung und Erklärung der Reliefs aus, zum Texte liefern auch Th. Mommsen und Prof. Calderini Beiträge. Von einigen Theilen der Reliefs sind auch Gypsabgüsse angefertigt worden.

L. Fr. **Aus Thüringen.** Diese Tage hat die Notiz durch die Zeitungen (vgl. Beilage Nr. 31 vom 1. Febr., S. 7) die Runde gemacht, daß der Professor an der Universität Jena und Conservator des Germanischen Museums Dr. Friedr. **Klopfleisch** in den Ruhestand getreten und aus diesem Anlasse vom Stimmsahree der Fürstlichkeiten, deren Staaten in der Jenenser Hochschule ihre Landesuniversität zu erblicken haben, dem Großherzog von Sachsen-Weimar, „in Anerkennung seiner langjährigen verdienstvollen Wirksamkeit zum Hofrath ernannt" worden sei. So aufrichtig diese späte officielle Würdigung eines Decennien hindurch unermüdlich und selbstlos thätig gewesenen Gelehrten erfreuen kann — es lassen sich doch andrerseits zwei ernste Gedanken angesichts jener Pensionirung nicht zurückhalten, zwei Gedanken, die im engsten Zusammenhange stehen. Mag man in weiteren Kreisen, insbesondere außerhalb, ziemlich wenig von dem Schaffen des bescheidenen, aber rastlos der Wissenschaft dienenden Mannes erfahren haben: jetzt beim Rücktritt vom Schauplatze seiner Lehrthätigkeit gebietet die Wahrheit, auf die schwer zu verstopfende Lücke hinzuweisen, die dieser Verlust bedeutet. Klopfleisch war nämlich auf dem Katheder von ganz hervorragender Vielseitigkeit, und zwar vertrat er außer seinem amtlichen Fache, der mittelalterlichen und neueren Kunstgeschichte, die Prähistorie und ethnologische Alterthumskunde vornehmlich auf germanischem Felde mit regstem Eifer, wie er auch bis in die jüngste Zeit, da Friedrich Kauffmann, ein modern geschulter Specialist, den germanistischen Lehrstuhl erhielt, über deutsche Mythologie las. Zahllose Studenten haben in dem von ihm geschickt geleiteten und trotz der geringfügigen Mittel sorgsam ergänzten „Germanischen Museum" der Universität Jena Anregungen der verschiedensten Art empfangen; insbesondere geborene Thüringer wußte er für systematisches Absuchen ihrer materialreichen Heimathlandschaft und Nutzbarmachung antiquarischer Funde anzuspornen. Ich nenne Dr. Alfred Götze aus Weimar, der im vorigen Jahre der deutschen Reichscommission für die urgeschichtlichen Ausgrabungen beigegeben war und sich mit seinen trefflichen Referaten in den Berichten der „Zeitschrift für Ethnologie" der ihm anvertrauten verantwortungsvollen Aufgabe — die seinerzeit amtliche und finanzielle Theilnahme des Deutschen Reichs hing zum guten Theil davon ab — trefflich entledigte. Die „herzoglich sächsische Gesammtuniversität" wird nun gewiß heute keinen Gelehrten von Ruf und Energie austreiben können, der sich bei derartiger Vielseitigkeit während seines Wirkens und noch als 65jähriger mit Titel und Rang eines Extraordinarius und dessen schmalem Einkommen an einer kleinen Universität begnügt. Damit stehen wir beim zweiten Punkte, der jeden ehrlichen Freund der Humaniora trüb stimmen muß. Die alte mitteldeutsche Pflegestätte der Geisteswissenschaften, die so oft freier Forschung Zuflucht und Förderung bot — hier konnten Häckel und Karl Hase von ihren officiellen Lehrstühlen aus altererbte Dogmen bekämpfen und der aus Heidelberg verbannte junge Kuno Fischer ungestört docieren — ward im letzten Jahre wiederholt durch die Fama auf den Aussterbeetat gesetzt, und auch ein Widerruf seitens der Behörde hat solchen Verdacht nicht ganz beseitigt. Aber auch ein beherrschendes Ueberwiegen der gegenwärtig sowieso schon schier allmächtigen naturwissenschaftlich-technischen Disciplinen, so wenn auch deren phänomenale Leistungen und noch immer wachsende Wichtigkeit innerhalb unsrer Periode anerkannt sei, wäre nicht bloß eine Ungerechtigkeit gegen die Geisteswissenschaften und eine Schädigung ihres unveräußerlichen Einflusses auf unsre Cultur, sondern geradezu der Todesstoß für die zweifellos in argem Existenzringen befindliche Universität zu Jena. Von Neubauten und Dotirungen, die dort zu gunsten der sogenannten exacten Studien verfügt werden, hört man wohl des öfteren, dafür aber um so weniger von Anordnungen im Dienste der sprachlich-geschichtlichen und verwandten. Jena benöthigt unbedingt eine wirkliche Professur für Kunstgeschichte, die vielleicht vorläufig mit einer für Aesthetik vereinigt werden könnte; der tüchtige Berthold Haendcke, der sich vor einigen Jahren von Bern dahin umhabilitirt hatte, wird, seiner vergeblichen Bemühungen um etwas Stützung von oben her überdrüssig, sofort ohne Ueberlegen der Berufung nach Königsberg gefolgt sein. Uebrigens bekleidet auch der Inhaber des archäologischen Lehrauftrags, Rudolf Gaedechens, nur einen gedenklichen Honorarprofessur. Nachdem auch Tübingen mit seiner viel kürzeren philosophischen Facultät sich dem Bedürfnisse eines kunsthistorischen Lehrstuhls neuerdings nicht verschlossen und nach Karl Köstlins Tode in Konrad Lange einen zielbewußten Verfechter der zeitgemäß gemodelten Ansprüche dieser ins heutige deutsche Leben entschieden eingreifenden Wissenssparte bekommen hat, daß man auch in Jena nicht zurückbleiben, wo Schiller für seine provinzinnären kunsttheoretischen Vorlesungen ein begeistertes Auditorium gefunden und Goethe als Minister seine ideal- und universal-pädagogischen Bestrebungen so häufig in die That umzusetzen versucht hat. Man erwartet vertrauensvoll, daß hier jetzt, wie es nicht gar selten an den Hochschulen zu gehen pflegt, bei nöthig gewordener Regelung der Personenfrage auch das betroffene Wissenschaftsgebiet der gebührenden vollen staatlichen Fürsorge theilhaftig werde! Es ist das eine Pflicht, zu deren Erfüllung man einen Mann wie den unlängst anläßlich seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums von Kaiser, Großherzog und Volk geziemend geehrten Staatsminister Frhrn. v. Groß gewiß kaum zu animiren braucht, ihn, der als Mensch und Beamter noch in den Traditionen Goethe's und seines unvergeßlichen Landsherrn und Freundes Karl August aufgewachsen ist und so oft die in Weimar tagende Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft mit schön entsprechendem Toaste seitens der Regierung begrüßt hat.

* **Halle.** Bekanntlich gehen die Anfänge des Hallischen **Waisenhauses**, durch dessen Begründung der Name A. H. **Francke's** für alle Zeit unvergeßlich geworden ist, bis ins Jahr 1695 zurück. Dieser Umstand läßt es begreiflich erscheinen, daß in weiten Kreisen die Frage nach einer würdigen Gedenkfeier des 200jährigen Bestehens des Hallischen Waisenhauses hervorgetreten ist. Wie die „Magd. Ztg." erfährt, ist allerdings eine solche Feier in Aussicht genommen, jedoch erst für den Juli 1898. Die Grundsteinlegung zu den Vordergebäuden des heutigen gewaltigen Häusercomplexes der Francke'schen Stiftungen ist nämlich erst im Juli 1698 erfolgt, und in Anbetracht an diese Thatsache ist auch die erste Jubelfeier 1798 begangen worden.

* **Berlin.** Wie die „Kreuzztg." hört, wird die Stelle des von seiner Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbundenen Professors der Theologie D. **Steinmeyer** zunächst nicht wieder besetzt werden, da Oberconsistorialrath Prof. D. **Kleinert** auf demselben Lehrgebiet thätig ist. — Dem Prof. Dr. **Paasche**, Seminarius an der Universität Marburg, Mitglied des Reichstags und des preußischen Landtags, ist sein Lehrauftrag bei der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg für das Rechnungsjahr 1896/97 erneuert worden. Dr. Paasche liest seit einem Halbjahr an der Hochschule über Nationalökonomie.

* **Wien.** Auf Anregung des Dr. **Drexler**, Custos an der ägyptischen Abtheilung des Kunsthistorischen Hofmuseum, wurde ein Versuch der Photographie des Inhalts einer unversehrten altägyptischen **Mumie** mit Hülfe der **Röntgen'schen Strahlen** an der Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproductionsverfahren vorgenommen. Diese Mumie, welche die äußere Form einer menschlichen Gestalt hat, galt als Collectiv-Mumie der von den alten Aegyptern für heilig gehaltenen Ibisse, jedoch war die Annahme nicht erwiesen. Da man ein Mumie, welche als Unicum gilt, nicht auswickeln wollte, so schien das einzige Mittel, sich über den Inhalt zu vergewissern, die Photographie mittels Röntgen'scher Strahlen. Die Mumie wurde denn auch mit Erlaubniß des Obersthämmerers Grafen Trauttmansdorff in das photochemische Versuchslaboratorium der bezeichneten Anstalt gebracht und daselbst die Partie, welche der Form nach dem Kopf und den Schultern einer menschlichen Figur entsprechen wurde, mit Röntgen'schen Strahlen belichtet. Die Photographie ergab deutlich die Umrisse von Vogelknochen und die Abwesenheit menschlicher Skelettheile. Damit ist definitiv festgestellt, daß man es in der That mit einer Ibis-Mumie zu thun hat.

* **Madrid.** Am 4. d. M. starb in Granada der Architekt und Director der **Alhambra**, Mariano Urdina **Contreras**, auf dessen Sachkenntniß und Energie man die besten Hoffnungen auf rettende Restauration des verfallenden Maurenschlosses gesetzt hatte. Die Kosten einer gründlichen Wiederherstellung hatte Contreras auf höchstens 1½ Millionen Pesetas berechnet, aber wer wird die Summe jetzt beibeschaffen, wer könnte die Arbeit mit schonender Sachkunde richtig leiten?

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Montag, 17. Februar. Nummer 39.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Ueberſicht.

Besuche bei Goethe. Von Alfred Szczepanski. — Der Feurige von Ebers und Dahn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Besuche bei Goethe.

Vortrag, gehalten im Goethe-Verein. Wien, 7. Februar 1896.

Von Alfred Szczepanski.

Es sind nun 26 Jahre, daß Dr. Bratranek, mein damaliger Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Jagiellonischen Universität in Krakau, ein Büchlein in Wien veröffentlicht hat: „Zwei Polen in Weimar“. Die kleine Schrift hat in Deutschland großes Aufsehen erregt, denn sie brachte auch neue, höchst interessante Beiträge für die Goethe-Forschung. Es waren das Reisebriefe des polnischen Dichters Odyniec, welcher als Freund und Gefährte des Dichters Adam Mickiewicz mit diesem 1829 mehrere Tage in Weimar verweilt hatte. Er hat damals über Goethe und die ganze Gesellschaft Weimars in Briefen an Freunde in Polen ausführlich berichtet. Aber erst in seinem späteren Alter hat er diese Briefe gesammelt und 40 Jahre nach dem Besuche veröffentlicht. Noch wunderbarer gestaltete sich das Loos der Berichte über zwei andere Besuche bei Goethe. Einige Monate nach den genannten Dichtern wurde der junge Schriftsteller A. E. Kozmian von Goethe empfangen. Ueber seine Wahrnehmungen und Erlebnisse hat er zwei ausführliche Briefe an seine Eltern geschrieben. Den Inhalt dieser Briefe verwerthete er zu Berichten, die er im Jahr 1839 in einem kleinen Wochenblatte zu Leszno — im Przyjaciel Ludu „Volksfreund“ — veröffentlicht hat. (Jahrgang V. Nr. 36, 37, S. 281—282, 293—294.) Damals haben sie weder in Polen, noch gar in Deutschland Beachtung gefunden. Sie blieben in dem Provinzblatte begraben. Nun sind im vorigen Jahr nach dem Tode jenes Besuchers dessen Briefe aus Paris in den Jahren 1861 bis 1863 in drei Bänden herausgegeben worden und die Familie hatte den guten Einfall, als Anhang zum dritten Bande[1]) jene Berichte aus Weimar beizufügen. So geschieht es, daß diese erst jetzt, 65 Jahre nach den Besuchen, gelesen werden und volle Beachtung finden. Für die polnische Lesewelt erscheinen sie als ganz neu und ich glaube annehmen zu können, daß sie auch der deutschen als interessant willkommen sein werden. Wohl sind in der letzten Zeit journalistische Notizen über diese Berichte und einige Auszüge daraus veröffentlicht worden. Allein abgesehen davon, daß die Notizen ungenau sind und in den Auszügen der urkundliche Text willkürlich verändert wird, sehe ich meine Aufgabe darin, alles, was sich auf diesen Gegenstand bezieht, mit literarisch-kritischer Genauigkeit zu beleuchten, um dem Stoffe für die Goethe-Forschung wirklichen Werth zu verleihen.

Ich muß mich deßhalb zuerst mit den Memoiren Kozmians befassen. Besuche in Weimar werden in seinen Memoiren[1]), welche in Posen 1867 erschienen sind, mehrfach erwähnt. Im ersten Bande derselben, S. 3, ist gesagt, daß Kozmian an die Eltern in Warschau „einen zweiten langen Brief aus Weimar geschickt hat“. Auf S. 185 sagt der Verfasser, er sei auf der Rückreise von Paris zum zweitenmal bei Goethe in Weimar gewesen. „Ich war auch bei Goethe; ich bin mit ihm fast eine Stunde allein verblieben.“ Im zweiten Bande (S. 161—168 und 278—282) finden sich mehrere Erwähnungen Weimars, des Hofs und der dortigen Gesellschaft. Hier will ich nur das heraussuchen, was sich unmittelbar auf Goethe und sein Haus bezieht; mit Vermeidung alles dessen, was in den eigentlichen Berichten genauer verzeichnet ist. Die betreffenden Stellen lauten:

. . . . „Es ist leicht anzunehmen, daß die lächerlichsten unter den lächerlichen Hofleuten die großen Hofbeamten der kleinen Fürsten sind. Der Weimarer Hof war frei von dieser Lächerlichkeit. Seine Beamten waren durchweg gebildete, ehrbare Leute, eher Freunde und Gefährten, als Diener und Hofleute ihrer Fürsten. Die Atmosphäre an diesem Hof war ganz verschieden von jener, die gewöhnlich andere Höfe umgibt; sie war voll classischer und literarischer Erinnerungen und die Anwesenheit Goethe's durchdrang sie mit dem Geiste der Poesie.“ . . .

. . . . „Sobald die Großherzogin Marie erfahren hatte, daß es mein heißester Wunsch wäre, Goethe zu sehen und kennen zu lernen, rief sie mich mit der ihr eigenen Güte zu sich und sagte, sie werde mir noch heute diese Bekanntschaft vermitteln. Sie gab dann der Gräfin Egloffstein den Auftrag, sie möge in ihrem Namen an Frau Goethe, die Schwiegertochter des großen Dichters, schreiben, mit der Bitte, mir bei ihm einen Empfang zu erwirken.“ . . .

. . . . „Nachdem nun Frau Goethe mein Besuch angezeigt war, begab ich mich zu ihr und wurde mit gewinnender Leutseligkeit empfangen. Die Schwiegertochter des Verfassers des Faust ist eine der seltenen Personen, welche gleich im ersten Augenblick der Bekanntschaft den Besucher zu erobern wissen, ebenso sehr durch ihren Verstand, ihr Wissen und ihren angenehmen Humor, wie durch ihre gesellschaftliche Gewandtheit und durch die Schätze ihrer Einbildungskraft und ihres Herzens. Nach einem halbstündigen Gespräche mit ihr meint man, sie schon lange zu kennen; ihr Aeußeres war nicht reizend, aber wie leicht vergißt man, was ihrem Aussehen fehlt, wenn man sich die Eigenschaften ihres Geistes, ihrer Intelligenz vergegenwärtigt! . . . Wiewohl sie von allen Fremden, die sich um den Zutritt zu dem großen Dichter bewarben, mit Vorliebe die Engländer unter ihren Schutz nahm, so daß Goethe sie scherzweise den englischen Consul in Weimar nannte, so hat sie doch auch mir ihre Hülfe nicht verweigert. Es ist mir sogar so vorgekommen, sie habe es gemerkt, wie ich sie nach einstündigem Verkehr begriffen und beurtheilt habe, denn sie zeigte mir ihrerseits verbindliche Freundlichkeit,

[1]) Lemberg 1895 bei Gubrynowicz u. Schmidt.

[1]) „Wspomnienia“.

ich möchte sagen Wohlwollen. Sie bestellte mich auf sieben Uhr in die Wohnung ihres Schwiegervaters mit dem Versprechen, mich ihm vorzustellen und zu empfehlen. Ich habe schon früher diesen, sowie meinen zweiten Besuch bei Goethe im „Volksfreund" erzählt, unter dem Titel: „Visite eines jungen Polen bei Goethe." . . .

. . . . „Um den wahren Goethe zu hören, hätte man freilich mit ihm in seiner Muttersprache verkehren sollen, deren gewaltiger Beherrscher er ist. Gegenstand des Gespräches war die französische Literatur, das Werk Schlegels über Dramaturgie und Mickiewicz. Vor unsrer Ankunft war dieser in Weimar gewesen und hatte die Bekanntschaft Goethe's und seiner Schwiegertochter gemacht, dieselbe besucht und ihr reges Interesse erweckt. Die Traurigkeit und etwas Geheimnißvolles, das dem Antlitz Mickiewicz' aufgeprägt war, erweckten ein herzliches und neugieriges Gefühl bei denen, die ihn kennen lernten. Man frug mich über Einzelheiten aus seinem Leben und über seine Werke. Da wir für den Abend zu Hof beschieden waren, konnten wir trotz aufrichtigsten Wunsches nicht länger bei dem Dichter verweilen. . . . Wir verabschiedeten uns mit Dank dafür, daß er uns den Zutritt zu sich gewährt hatte. Er nahm freundlich unsern Dank entgegen und forderte mich auf, ich solle auf der Rückreise von Paris Weimar nicht ausweichen und ihn ein zweites mal besuchen."

. . . . „Der Abend bei Hof verging uns angenehm bei der Freundlichkeit des großherzoglichen Paares und im Gespräche mit mehreren deutschen Gelehrten. Die Großherzogin befrug mich über unsern Besuch bei Goethe, sie sprach von ihm mit der größten Verehrung, rühmte sich seiner Freundschaft, lobte den Adel seines Charakters, bewunderte die Frische seines Gemüthes, welche das Alter gar nicht geschwächt habe." . . .

. . . . „Nach den Jagden waren wir zum Diner bei Hof mit dem Grafen Reinhardt und mit dem alten Dichter Matthisson — doch war er jünger als Goethe —, dessen Gedichte seinerzeit mit Behagen gelesen worden waren. Ich machte seine Bekanntschaft; es war ein kleines, mageres, abgewelktes, aber angenehmes altes Herrchen, sehr ähnlich seinen eigenen Gedichten. Nach dem Diner besuchte ich Frau Goethe, mit der ich nach jedem Gespräche inniger bekannt wurde; ich lernte in ihrer Person eine wahrhaft bedeutende deutsche Dame kennen, mit deutschem Gefühl, Verstand und Einbildungskraft. Bei ihrem hohen Verstand war ihre Einfachheit bezaubernd, ihren Frohsinn hat Spott und Böswilligkeit nie vergiftet, das Gespräch mit ihr war kein Feuerwerk, sondern Licht, das leuchtete und wärmte." . . . .

. . . . „Am 5. Mai (auf der Rückreise) kam ich in Weimar an. . . . Die angenehmsten Stunden verbrachte ich in der Gesellschaft der Frau Goethe, die ich täglich Vormittags und Abends besuchte. Von Paris hatte ich ihr geschrieben und mir erlaubt, ihr im polnischen Original und in französischer Uebersetzung mein Gedicht zu übersenden, worin ich den Eindruck schildere, den der Anblick des größten Dichters Deutschlands auf mich gemacht. Derlei Huldigungen waren für ihn eine viel zu gewöhnliche, ja langweilige Erscheinung, als daß er sie hätte beachten sollen; dieses Zeichen meiner Ehrfurcht ist jedoch, wahrscheinlich von Frau Goethe warm empfohlen, gnädig angenommen worden. Ich habe es nicht gewagt, ihn mit meinem Besuche zu belästigen, er selbst aber, nachdem er von meiner Ankunft gehört hatte, beliebte, mich zum Besuche aufzufordern."

Dies sind die betreffenden Erwähnungen in den Memoiren, die ich gewissermaßen als Einleitung hier angeführt habe. Nun liegt es mir ob, die Berichte selbst zu vermitteln. Ich muß vorausschicken, daß in den Berichten einige Gedanken deutlicher, genauer oder freier ausgedrückt werden könnten. In der Wiedergabe habe ich indessen getrachtet, nicht nur sinn-, sondern fast wortgetreu zu sein, möglichst auch die eigenartige Satzbildung zu behalten, wenn auch die Correctheit der deutschen Wiedergabe hie und da darunter leiden sollte. An diese Methode habe ich mich hauptsächlich in allem gehalten, was Goethe selbst spricht, damit die Authenticität im Berichte des Verfassers möglichst zur Geltung komme. Die Berichte lauten:

„October 1829. Während der Reise nach Frankreich mit Alexander Batowski im Jahre 1829 habe ich mich einige Tage in Weimar aufgehalten, in diesem kleinen deutschen Athen. Mein erstes Bemühen war, der Ehre theilhaftig zu werden, den berühmtesten deutschen Dichter kennen zu lernen. Goethe, der König des Gedankens, der Beherrscher der deutschen Intelligenz, machte den Zutritt zu sich nicht leicht. Um die Erlaubniß zu erwirken, ihm eine Huldigung darzubringen, war es nothwendig, ihm dem Namen nach bekannt, oder ihm gut empfohlen zu sein. Goethe war allerdings gezwungen, trotz angeborener Freundlichkeit den Zutritt zu sich zu erschweren, denn sonst hätte er alle Tagesstunden dem Empfange derjenigen opfern müssen, die mit aufrichtiger Verehrung oder mit zudringlicher Neugierde sich an ihn herandrängten. Er hätte sozusagen fortwährend ausgestellt werden müssen. Der gnädige Empfang, der mir mit meinem Gefährten am Weimarer Hofe zutheil wurde, die Vermittlung von Personen, deren Wünschen Goethe gern willfahrte, vor allem aber die Freundlichkeit seiner Schwiegertochter, deren Geisteseigenschaften, Witz, ernstes Gefühl und rege Einbildungskraft sie zur würdigen Tochter Goethe's gestatteten, haben uns die Erlaubniß erwirkt, ihn in seinem Heim zu besuchen.

Einige Tage vor unsrer Ankunft in Weimar war er durch die Ankunft seines alten Freundes erfreut worden, des Grafen Reinhardt, des französischen Ministers beim deutschen Bunde, und seiner jungen Gemahlin. Jeden Abend versammelte Goethe aus diesem Anlasse eine erlesene Gesellschaft bei sich, um dadurch dem Freunde seinen Aufenthalt in Weimar angenehm zu machen. Wir erhielten nun auch die Einladung, einige Augenblicke in seinem Hause zu verbringen, und beeilten uns, von der Einladung Gebrauch zu machen. Als ich mich der Wohnung Goethe's näherte, war ich von einem Eindruck erfüllt, den wir nur bei wichtigen Lebensereignissen erfahren, in Augenblicken, deren Erinnerung für immer verbleibt, wann die Seele ein bisher unbekanntes Gefühl und Genuß erwartet. Nachdem ich die Schwelle seines Hauses überschritten, erblickte ich Treppen mit Sculpturen geschmückt, unter denen den ersten Platz der Kopf des Apollo von Belvedere einnahm. Als ich mich schon zwischen den Wänden des Zimmers fand, wo ich den Dichter erblicken sollte, erfüllte mich eine Art von Angst und Schüchternheit und gleichzeitig erwachte in mir das Gefühl des Wanderers, der zum ersten mal das Schiff betritt und zu sich selber spricht: „ich bin auf dem Meer!" — der bei Ankunft in der ewigen Stadt ausspricht: „ich bin in Rom"; der nach Erklimmung des Montblanc ausruft: „ich bin auf dem Gipfel des höchsten europäischen Berges."

In dem Zimmer, wo Goethe die Gäste empfing, trafen wir schon mehrere Personen, unter ihnen die Schwiegertochter, die mit gewinnender Freundlichkeit die Honneurs als Dame des Hauses machte. Goethe war noch nicht erschienen, aber nach einer Weile schob sein beleibter Diener die Thüre des Nachbarzimmers auseinander und verkündete: Herr v. Goethe. Darauf standen wir alle ohne Ausnahme ehrerbietig auf und erblickten den Dichter, der die versammelten Gäste mit einem freundlichen, aber ernsten Kopfnicken grüßte. Diese Thüre, die sich

nicht öffnete, sondern auseinanderschob, dieser vorher durch des Dieners Stimme angekündigte Eintritt hatte etwas theatralisches an sich, und was mich betrifft, hat dies den Eindruck, den seine erhabene Erscheinung machte, nicht vergrößert. Diese Gestalt war erhaben und ernst, in den Gesichtszügen leuchtete der Genius, in den Augen loderte Begeisterung. Zwei Runzeln, welche seine Stirn durchfurchten, verliehen ihm den Ausdruck einer mächtigen Intelligenz, die schwer zu beschreiben ist; es schien, als seien das die Canäle, durch welche seine Ideen sich ergießen, aus welchen die Funken seines Genies sprühen.

Die Deutschen erzählen von ihm, er sei in seiner Jugend dem Apollo von Belvedere ähnlich gewesen und im Alter dem donnernden Jupiter; und wahrlich, sein erhabenes Greisenalter, der Adel seines Antlitzes konnte die Begeisterung eines Bildhauers erwecken. Das Gesicht spiegelte weniger den Verfasser des „Werther", als den des „Faust" wieder; mir war es leichter, aus demselben einen gewaltigen Gedanken, als ein inniges Gefühl herauszulesen. Es kam mir sogar vor, als erblickte ich den Ausdruck eines Charakters, den die ergründeten Lebensgeheimnisse einem Menschen aufprägen. Aber das ganze Benehmen Goethe's, seine ernste Freundlichkeit ließen erkennen, daß dieser Mensch, der so gewaltig fühlt, so tief denkt, immer den Gesetzen der gebildeten Gesellschaft sich gefügt hat, daß er an die Hofluft gewöhnt ist und oft mit bedeutenden Menschen verkehrt hatte.

Nachdem Goethe eingetreten war, stellte uns die Schwiegertochter ihm vor. Er empfing uns freundlich und richtete einige Fragen über unsre Reise an uns; aber die Ankunft neuer Gäste entzog ihn uns. Er wandte sich insbesondere dem Gespräche mit den Damen zu, deren Gesellschaft er liebte und suchte. . . . Da ich in der bei Goethe versammelten Gesellschaft nur einen Theil des Abends zubringen konnte, gab ich mir beim Weggehen das Versprechen, auf der Rückreise von Frankreich Weimar zum zweiten mal zu besuchen und zum zweiten mal in das Haus des Dichters zu wallfahren. —

Mai 1830. Im Jahre 1830 von Paris kommend, hatte ich der gütigen Fursprache der Frau Goethe zu verdanken, daß mir ihr Schwiegervater Tag und Stunde bestimmte, wann er mich bei sich sehen wolle. Er verständigte mich davon durch die folgende Visitenkarte:

Grossherzoglich Sachsen-Weimarischer
Wirklicher Geheimrath und
Staatsminister
von Goethe

auf welche er eigenhändig mit Bleistift folgende Worte geschrieben hatte: „wünscht, da er heute verhindert ist, Herrn von Kozmian morgen Sonntags um zwölf Uhr bei sich zu sehen."[1])

Wie sehr mich diese Aufforderung erfreute, so wunderte ich mich über die schwülstigen Titel, die ich bei dem Namen Goethe fand. Hatte der bloße Name Goethe nicht eine höhere Würde als alle Geheimraths- und Ministertitel? Aber leider dringt die Schwäche der menschlichen Natur oft auch in die erhabensten Gemüther ein.

Ich versäumte nicht die mir bestimmte Mittagsstunde. In der Wohnung Goethe's angelangt fand ich ihn, meine Ankunft erwartend, in demselben Zimmer, wo er vor einem Jahre die Gesellschaft seiner Gäste empfangen hatte. Mit einer gewinnenden Freundlichkeit begrüßt, sprach ich ihm französisch — denn ich fühlte mich zu wenig im Deutschen geübt, um zu Goethe zu sprechen — meinen Dank aus, daß ich ihm verbunden bleiben werde für die werthvollste Erinnerung aus meiner Reise. Goethe antwortete ebenfalls französisch — langsam sprechend drückte er sich französisch leicht und correct aus:

„Mit Vergnügen sehe ich immer Ausländer bei mir, die mich besuchen wollen. Ihre Gesellschaft gibt gewissermaßen Ersatz für die Annehmlichkeiten einer Reise, die ich mir in meinem Alter nicht erlauben kann. Indem ich mit Ihnen spreche, reise ich auch, ohne den Aufenthalt zu wechseln; heute z. B. mache ich eine Reise in Polen" — fügte er mit einem Lächeln bei. Diese Worte waren eine Einleitung zum Gespräche über mein Geburtsland, über dessen Vergangenheit und Gegenwart, schließlich über Literatur. Ich sprach von dem neuen Geiste, von der neuen Richtung der polnischen Poesie und Kritik, über den Führer der neuen Schule (Adam Mickiewicz), den Goethe in Weimar vor einigen Monaten kennen gelernt hat. Goethe sagte: „Ich bedaure, daß die Schätze eurer alten und neuen Literatur für mich unzugänglich sind; mit Vergnügen würde ich ihren heutigen Aufschwung und die Richtung, die sie genommen hat, verfolgen. Es sind das edle Bestrebungen, welche dahin zielen, die Poesie zu nationalisiren und sie so dem Geleise der Nachahmung zu entreißen. Die jungen Dichter sollen jedoch jede Uebertreibung meiden, sie sollen sich hüten vor Fehlern und Irrthümern, die Neophyten immer eigen sind; sie sollen sich frei halten von allzugroßem Eifer und Fanatismus des neuen Glaubens. Sie sollen neue Muster schaffen, aber deßhalb die alten nicht mit einer lächerlichen Verachtung bedecken." . . . „Ich glaube," — sprach er weiter — „daß diese neu entstehende Schule sich insbesondere nationale Gegenstände erwählen wird. Aus der alten Geschichte, aus den Sagen, aus den Vorstellungen, ja auch aus den Vorurtheilen des Volks wird sie die Poesie schöpfen. Jede Nation hat ihren poetischen Boden; warum soll sie fremde Blumen aufsuchen, wenn der vaterländische Boden selbst so üppig ist? Die Vergangenheit Polens ist auch an Poesie überreich; ihre Geschichte enthält viele Begebenheiten, viele Charaktere, welche einen Dichter zu begeistern fähig sind. Ich wundere mich z. B., daß noch kein Schriftsteller sich mit dem Leben des Königs Kasimir, genannt der Mönch, befaßt hat.[1]) Man könnte daraus ein Poem, oder ein historisches Drama schaffen, voll interessanter Bilder. Man solle sich nur diesen Jüngling vorstellen, den eine unwürdige Mutter aus dem Vaterlande entführt, welche sich bestrebt, ihm den Haß gegen seine Landsleute und sein Vaterland einzuimpfen, der, indem er sich der Krone beraubt sieht, trotz seines jugendlichen Alters, seiner schönen Gestalt, seiner königlichen Abstammung, auf Drängen dieser Mutter, vielleicht entgegen seinem Hange in das Kloster eintritt. Man solle sich seinen inneren Kampf vorstellen, den Kampf der religiösen Gefühle mit den sich entwickelnden Leidenschaften der Jugend — und wie er die letzteren bezwungen, dann sich für immer von der Welt verabschiedet, sich in der

[1]) Dieses Autograph und das weiter unten anzuführende befinden sich in Händen der Tochter des Verfassers, Gräfin Marie Michalowska in Dobrzechow, Galizien.

[1]) Indem Goethe ausführlich dieses Thema entwickelt, mögen hier die geschichtlichen Thatsachen, inwiefern sie jetzt schon festgestellt sind, angeführt werden. Kasimir I., genannt der Erneuerer, geb. 1016, war ein Sohn Mieszko's II. und der Tochter des rheinischen Palatins, Ryxa oder Richeza. Der Vater wollte die Krone seinem älteren Sohne, den er von einer anderen Frau hatte, sichern und bestimmte Kasimir deßhalb zum geistlichen Stande. Er gab ihn in ein Kloster, wo Kasimir bereits die ersten Gelübde abgelegt hatte. Nach dem Tode Mieszko's II., mit dem Ryxa das gemeinsame Leben abgebrochen hatte, angeblich wegen der noch heidnischen Sitte, daß er eine zweite frühere Frau bei sich behielt, regierte Ryxa zwei Jahre, wurde aber dann wegen Grausamkeit als eine verhaßte Fremde aus dem Lande verwiesen. Sie entführte mit sich alle Kroninsignien, lebte in Braunweiler und trachtete, Kasimir zu überreden, daß er bei ihr, als Erbe ihres Vermögens, verbleibe. Kasimir folgte aber dem Rufe zur Uebernahme der polnischen Krone und regierte 1039—1058. Ryxa starb im Kloster als Nonne.

Menge der Mönche des Klosters in Clugny verliert, sogar den alten Vornamen verändert und schließlich ein Mönch wird, ein Mönch des XI. Jahrhunderts. Da ertönt im Kloster die Kunde, daß Abgesandte einer fernen Nation erschienen sind, welche ihren Fürsten suchen. Kasimir verharrt in der mönchischen Demuth, versucht sich noch zu verbergen. Die polnischen Abgesandten sind nicht im Stande, ihn in der klösterlichen Versammlung zu erkennen, aber ihr Weinen, ihre Erzählung von dem Elende des Landes, erwecken in dem jungen Fürsten ein neues Gefühl. Die Thräne erglänzt in dem Auge eines Mönches und sie verräth Kasimir. Die Abgesandten erkennen ihn. Er kann sich nicht länger verbergen, er beugt sein Haupt vor Gottes Willen, bekennt seinen Namen und sieht zu seinen Füßen dargeboten das Scepter und die Krone. Der Prior des Klosters versagt aber seine Auslieferung. Die Abgesandten begeben sich sofort nach Rom, bringen von dort die Lossprechung von den klösterlichen Gelübden und führen den jungen Prinzen auf den Thron seiner Vorfahren. Sobald er im Lande erschienen ist, strömt ihm das gemeine Volk entgegen, Väter und Mütter schaaren sich um ihn, Kinder grüßen ihn mit einem Freudenliede; — und er, auf eine höhere Kraft gestützt, sobald er den vaterländischen Boden betreten, besänftigt alsbald jeden häuslichen Zwist, bezwingt die fremden Eindringlinge, züchtigt die Empörer, befestigt den Frieden und die Ordnung und übt weiter die glänzende Herrschaft des Priesters aus. . . . . Ist das nicht ein an Poesie reicher Gegenstand für ein Poem oder ein historisches Drama? . . . .

„Ohne Zweifel," antwortete ich, „in dieser Weise aufgefaßt und entwickelt, könnte er für eine schöne Dichtung verwerthet werden. Um aber einen solchen Gegenstand anzufassen, dazu ist es nothwendig, die Kräfte des Verfassers des Goetz von Berlichingen in sich zu fühlen. Vielleicht, fügte ich hinzu, wäre der Gegenstand seiner Feder nicht unwürdig?" — „Eine neue, eine so bedeutende Arbeit," sagte Goethe, „könnte ich nicht unternehmen, denn hätte ich die Gewißheit, sie noch vollbringen zu können? Uebrigens, dieser historische Gegenstand gehört rechtlich einem polnischen Schriftsteller."

Im weiteren Gespräche über Literatur fragte mich Goethe über neue französische Schöpfungen. Mit Aufmerksamkeit hörte er meiner Erzählung zu über die erste Aufführung von Shalespeare's Othello auf der Bühne Corneille's und Racine's, auch über Hernani, den er noch nicht kannte.

„Victor Hugo," sagte Goethe, „hat bedeutende Fähigkeiten; kein Zweifel, daß er die französische Literatur erneuert und auffrischt; es ist nur zu befürchten, daß, wenn nicht er selbst, doch seine Schüler und Nachahmer sich zu weit verirren auf der Bahn, die sie sich zu öffnen gewagt. Die französische Nation ist eine Nation der Extreme; in nichts kennt sie Maß. Mit einer ungeheuren intellectuellen und physischen Kraft ausgestattet, könnte sie die Welt heben, wenn sie den Mittelpunkt zu finden verstünde; sie scheint es aber nicht zu wissen, daß man, um große Gewichte zu heben, ihren Mittelpunkt auffinden muß. Es ist das die einzige Nation in der Welt, in deren Geschichte wir das Gemetzel der St. Bartholomäusnacht und das Fest der Vernunft finden; die Willkür Ludwigs XIV. und die Zügellosigkeit der Sansculotten; fast in demselben Jahre die Einnahme Moskau's und die Uebergabe von Paris. Man muß befürchten, daß auch in der Literatur auf die Alleinherrschaft Boileau's die Ausgelassenheit und Sprengung aller Regeln folge." . . . . „Ich theile auch," sagte ich, „diese Befürchtung, aber ich kann nicht verbergen, daß die früher gebräuchlichen Formen heute nicht mehr als Muster dienen können. Die tragischen Werke der französischen Meister lesen wir immer mit Wonne, aber auf die Bühne gebracht, interessiren sie das heutige Publicum nicht. Wenn Racine auferstehen würde, so würde er jetzt selber die Fehler vermeiden, die wir in seinen Werken finden."

„Glauben Sie mir," sagte Goethe, „wir wollen uns einen neuen Racine wünschen, wenn auch mit den alten Fehlern. Die Meisterwerke der französischen Bühne bleiben für immer Meisterwerke. Die Aufführung derselben hat mich selbst in jüngeren Jahren, als ich in Frankfurt verweilte, derart ergriffen, daß ich eben damals den ersten Gedanken faßte, mich dem dramatischen Beruf zu widmen. Die jetzige Schule kann viel für die Literatur thun, aber niemals so viel, wie die alte geleistet hat."

Ich wollte nicht durch ein längeres Gespräch die kostbaren Augenblicke des Dichters in Anspruch nehmen, ich stand auf, um mich zu entfernen. Aber Goethe beliebte, mich noch aufzuhalten, und stellte weitere Fragen über Frankreich, über die dortigen bedeutenderen Schriftsteller, über den Stand der schönen Künste. Als ich ihm von zwei vorzüglichen Bildern Ary Scheffers Erwähnung that, welche Faust und Margarethe vorstellen, forschte er mich aus, was für einen Charakter der Maler ihnen gegeben, ob er den Gedanken des Dichters verstanden habe, und ob es Scheffers, oder Goethe's Faust und Margarethe seien. Nach einstündigem Gespräche verabschiedete ich mich von dem Dichter mit einem Herzen voll Dankbarkeit. Ich verließ ihn, eine Erinnerung davontragend, die ich immer bewahren werde und die ich hier mit Vergnügen erzählt habe. Ich möchte gern reichere, das alltägliche Leben des Dichters betreffende Einzelheiten mittheilen; gern die Gegenstände, die ihn gewöhnlich umgaben, genau beschreiben, die Möbel, deren er sich bediente, die Personen, mit denen er verkehrte; aber in dem kurzen Augenblick, den ich mit ihm zugebracht habe, war ich so sehr nur von Goethe, nur von seinen Worten in Anspruch genommen, daß ich den uns umgebenden Gegenständen keine Aufmerksamkeit geschenkt habe. Nur Goethe, nur Goethe den Dichter wollte ich sehen, und nur ihn habe ich gesehen. Beim Verlassen Weimars erhielt ich von Frau Goethe ein theures Andenken, das ich unter den theuersten aufbewahre. Es ist das ein Zettel, worauf mit Goethe's eigener Hand folgende vier Verse verzeichnet sind:

Hebe selbst die Hindernisse,
Neige dich herab, Cypresse,
Daß ich deinen Gipfel küsse
Und das Leben dann vergesse.

21. Mai 1825. J. W. Goethe.

Damit endigt der Bericht. Er bringt als wesentlich neue Momente: Goethe improvisirt den Plan eines Dramas; geistreiche Aeußerungen über Geschichte, Literatur und die Eigenschaften der französischen Nation; Aeußerungen über die neue Bewegung in der polnischen Literatur und überhaupt über neue Schulen; das Bekenntniß, wann Goethe das dramatische Talent und unter welchen Anregungen in sich entdeckte; neue Belege zur Kenntniß der Großherzogin, der Frau Ottilie und der Stellung Goethe's in Weimar. Die vier angeführten Verse sind schon, unter Berufung auf Kozmian, seit 1841 bekannt. —

Es liegt die Versuchung nahe, den Bericht gleich zu commentiren, Rückschlüsse zu ziehen u. dgl. Dieser Versuchung will ich jedoch vollständig widerstehen; ich überlasse die angenehme Mühe des Commentirens den berufenen deutschen Literarhistorikern. Einiges muß jedoch gleich hier hinzugefügt werden. Dieser Bericht und die von Prof. Bratranek veröffentlichten Briefe Odyniec' ergänzen sich auf eine wunderbare Weise und bekräftigen gegenseitig die Wahrhaftigkeit der Schilderungen. Soviel ich aber weiß, befindet sich in Weimar auch noch ein bisher nicht veröffentlichtes Tagebuch oder Notizbuch Goethe's und darin

finden sich Aufzeichnungen, die sich auf diese Besuche beziehen. Es wäre wohl von hohem Interesse, zu erfahren, was Goethe seinerseits über diese Besucher aufnotirt hat. Goethe hat wohl einige Berichte über die polnische Literatur erhalten, einige Fragmente sind ihm vermittelt worden; er erklärt jedoch selber, daß er diese Literatur nicht kenne. Nun muß ich aber constatiren, daß, wenn er mit dieser Literatur vertraut gewesen wäre, er doch über die damalige Bewegung in derselben kein besseres Urtheil hätte abgeben können, als das in dem Berichte verzeichnete. Das Urtheil ist in Folge seiner Intuition so zutreffend, daß daran auch heute kein Wort zu ändern ist.

Der urkundliche Werth der Memoiren und solcher Berichte hängt davon ab, ob sie glaubwürdig sind; sie sind denn auch vor allem auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen. In diesem Falle, glaube ich, kann nicht der leiseste Zweifel erhoben werden. Der Verfasser ist ein als ernst bekannter Mann und seine Berichte athmen Aufrichtigkeit. Er entstammt einer angesehenen, alten Familie, welche in Polen und zwar zu Warschau, Posen und Krakau in den letzten drei Generationen sich auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens betheiligt und sich auch in der Literatur ausgezeichnet. Sein Vater war der Castellan Kozmian, einer der Matadore der sog. classischen Richtung in der Literatur zu Ende des vorigen und in den Anfängen unsres Jahrhunderts. Der Verfasser war ein vielseitiger Schriftsteller; in den letzten Jahren seines Lebens widmete er sich der politischen Publicistik, war Correspondent des „Czas" aus Paris, wo er als Freund des Ministers Walewski und des alten Fürsten Adam Czartoryski auch eine thätige politische Rolle spielte. Die anfangs erwähnten drei Bände seiner an die Familie geschriebenen Briefe bilden eine erste Quelle zur Kenntniß und Beurtheilung des zweiten Kaiserreiches. Sein Sohn ist der jetzt rühmlich bekannte Publicist Stanislaus Kozmian.[1])

Der Verfasser besuchte Goethe als ein gebildeter, aufgeweckter, 35jähriger Mann, der wohl befähigt war, über eine Unterhaltung mit dem Dichter gehörig zu berichten. Er hat seine Berichte nicht erst in späteren Jahren, sondern sofort nach den Besuchen niedergeschrieben, er war somit in der Lage, alles treu im Gedächtniß zu behalten. Er hatte auch durchaus keine Ursache, in Briefen an seine Eltern irgend etwas anders zu erzählen, als es sich begeben hat. Ich glaube deßhalb, daß die angeführten Stellen aus seinen Memoiren und seine Berichte von der deutschen Welt als vollständig wahr und echt angenommen werden können.

Der Henrige von Ebers und Dahn.

J. E. Wie ein Roman, der seinem äußeren Ansehen nach in brühwarmer Gegenwart spielt, gleichwohl in seinem Wesen auffallend unmodern sein kann, so vermag umgekehrt eine Erzählung, die ihren Stoff ganz entlegenen Jahrhunderten entlehnt, in ihrer Prägung sofort die moderne Herkunft erkennen zu lassen. Ein Beispiel dieser Art hat Georg Ebers mit seinem jüngst erschienenen Roman „Im blauen Hecht" gegeben,[2]) der rein künstlerisch betrachtet dem Besten zugehört, was dieser seiner Fruchtbarkeit entsprechend ziemlich ungleichmäßig schaffende Dichter seit „Ktoma sum" hervorgebracht hat. Zwar die technische Anlage ist nicht eben glücklich gerathen; denn Anfang und Ende des Buches sind zeitlich nur durch wenige Stunden getrennt und was alles dazwischen liegt, ist eine weitausgreifende Rückschau auf das Leben, Lieben und Leiden der fahrenden Gautlerin Kuni, die zu Kaiser Maximilians Zeiten eine für ihren Stand viel gefeierte Künstlerin gewesen, dann aber durch einen Sturz vom Thurmseil in Elend und Siechthum gerathen ist. Die retrospective Form des Erzählens, zu der sich Ebers hier gezwungen fand, hat schon deßhalb ihre Mißlichkeit, weil man alles, was dabei aus der Vergangenheit wieder heraufgeholt wird, doch immer nur als Exposition empfindet und weil dann dieser überlangen Exposition nur ein unverhältnißmäßig kleines Stückchen Handlung entspricht. Aber sie hat andrerseits den nicht zu verkennenden Vorzug, daß sie dem Dichter ermöglicht, den Charakter seiner Heldin in einem einzigen Zug und ungebrochen aus den Begebenheiten heraus zu entwickeln, ohne daß es der geringsten Abschweifung auf Unwesentliches und Nebensächliches bedarf. Und gerade in dieser freiwilligen Beschränkung, in dieser à jour-Fassung eines einzelnen Frauencharakters ohne jede Speculation auf die Spannung des Lesers liegt der Werth und liegt zugleich das specifisch Moderne dieses Romans; denn eben die Neigung zu psychologischer Analyse und Beobachtung zeichnet den Roman von heute vor dem von gestern und von früher aus, der vor allem auf stoffliche und dramatische Wirkungen ausgeht und für seelische Vorgänge nur allgemeine und clichémäßige Wendungen kennt.

Der „blaue Hecht", in dem der kurze Schlußact einer nachträglich erzählten Handlung sich abspielt, ist ein vielbesuchtes Wirthshaus an der Mainfähre bei Miltenberg, wo zur Reformationszeit die von Nürnberg, Augsburg und anderen süddeutschen Städten „auf der Reise nach Frankfurt rasteten und aus dem Sattel auf das Schiff stiegen." In dieser Herberge trifft eines Sommerabends Herr Lienhard Gerland, ein junger Nürnberger Patricier, der mit anderen vornehmen und gelehrten Herren unterwegs nach Köln zum Reichstag Kaiser Maximilians ist, die lahme rothblonde Kuni wieder, die er einst vor Jahr und Tag mitleiderfüllt in seiner Mutter Haus genommen hatte, um sie ihrem unsteten Vagabundendasein zu entziehen, und hier im „Blauen Hecht" wird er schon wenige Stunden später Zeuge ihres Todes, den ein Blutsturz plötzlich herbeiführt. Ihn hat das schöne, leichtsinnige Kind der Straße mit wildem, lechzendem Blut geliebt, seitdem er dermalen einst als Schöffe in seiner Vaterstadt sie gütig angelassen; um ihn hat sich ihr ungeberdig Herz in Gluth verzehrt, indeß er selbst von dieser Liebe kaum etwas ahnen wollte; um seinetwillen that sie den bösen Fehltritt vom Seil, weil sie von oben sehen mußte, wie er nur für eine andere Sinn und Auge hatte, und mit seinem Bild im vereinsamten Herzen hat sie sich seither durch ihr zerstörtes Krüppeldasein hingeschleppt: nun will es eine letzte freundliche Fügung, daß sie den Unerreichbaren vor ihrem Ende noch einmal sieht und mit seiner Hand in der ihrigen ihr Leben verhaucht.... So einfach wie ergreifend wirkt diese Passionsgeschichte eines verwahrlosten, leidenschaftlichen Naturkindes, das durch dies reine Feuer seiner letzten Liebe geläutert wird, wie die Bajadere in Mahadöhs heiligem Flammengrab. Nichts von culturhistorischem Kleinkram und antiquarischem Ausgräbsel stört diesmal die Darstellung, die sich in wohlthuend vornehmer, kaum merklich stilisirter Sprache bewegt. Nur an wenigen Stellen war der Professor stärker als der Dichter und spielte allerhand classische Citate aus, deren Fundorte sich sorgfältig in gelehrten Anmerkungen verzeichnet finden. Das war entbehrlich. Sonst aber trübt kaum etwas die durchsichtige Klarheit der Erzählung und der historisch-alterthümliche Rahmen tritt hier fast ganz zurück hinter dem ewig menschlichen Kampf einer armen, verirrten Seele.

Es hat eben seine unterschiedliche Bewandtniß mit den sogenannten historischen Romanen: ob eine dichterisch schaffende Phantasie frei erfundene Menschen und Begeben-

[1]) Eine deutsche Bearbeitung seines Werkes: „Das Jahr 1863" wird in diesem Jahre erscheinen.

[2]) Stuttgart u. s. w. Deutsche Verlags-Anstalt 1896.

heiten einer längst der Geschichte angehörenden Zeit entnimmt und zwanglos gestaltet, oder ob die historisch bekannten Schicksale einer historisch bekannten Persönlichkeit mit gelehrter Akribie nachgezeichnet und durch stilgemäße Zuthaten ausgeschmückt werden — das steht auf so verschiedenen Stufen, daß man beide Gattungen nicht scharf genug auseinanderhalten kann. Die eine hat künstlerischen, die andere meist nur künstlichen Werth. Die eine ist ein Romangebilde, die andere ein Bildungsroman. Die eine malt auf Leinwand, die andere stickt auf Canevas. Dieser anderen, minderwerthigen Species gehört der jüngste Roman Felix Dahns an, in dem Chlodovech, der „barbarische Bauernkönig" und Begründer der fränkischen Weltmacht, seine literarische Auferstehung feiert.[1]) Vom Regierungsantritt des ländergierigen Merovings bis zu seinem Ende wird hier der ganze Cyklus von Kriegen und Verbrechen durchlaufen, die uns der fromme Gregorius von Tours so gewissenhaft überliefert hat. Nichts fehlt zum genaueren Studium als die Tages- und Jahreszahlen am Rande der Seiten und die Nachweise in Fußnoten. Zur Entfaltung dichterischer Wucht und Größe war da kein Raum: der Pegasus ist hier nur Zugthier, nicht mehr Flugthier. Aber der Versuch, den einstigen kleinen Gaukönig als Napoleon der Völkerwanderungszeit zu charakterisiren, ist nicht ohne Interesse und originell wirkt namentlich die Art, wie Chlodovechs Uebertritt zum Christenthum und dann sein rationalistisch berechnendes Verhältniß zu der neuen Religion geschildert und als Leitmotiv seiner Regierungshandlungen durchgeführt wird. Gleichwohl bleibt es eine todte Kunst, eine kalte Kunst, dies Reconstruiren historischer Verhältnisse und Charaktere, wo es seelische Probleme nicht zu lösen gibt. Nicht einmal die Illusion der Zeit wird dem Leser gewahrt, die hier doppelt nöthig ist. Bei der Schlacht an der Lauter muß er sich sagen lassen, daß am selben Ort später die Schlacht bei Weißenburg geschlagen ward! Dann wieder wird eine ganze Belegstelle aus Gregor von Tours mitten im Text angeführt und an einer andern Stelle vollends wird wie im trockensten Colleg docirt: „... Dies erfaßt und gewaltig durchgeführt zu haben, zwingt uns (?), Chlodovech bei aller Verwerfung seiner scheußlichen Mittel als einen großen Staatsmann von weltgeschichtlicher Bedeutung anzuerkennen." Für mehr als eine Vorlesung in unterhaltender Romanform kann man denn auch die ganze Erzählung beim besten Willen nicht gelten lassen: sie gereicht dem Historiker Dahn ungleich mehr zur Ehre als dem Dichter des „Kampfes um Rom".

Mittheilungen und Nachrichten.

* Scheffel-Verehrern die Mittheilung, daß „Margarethu", genauer Emma, an welche der Dichter in jungen Tagen sein „Behüt dich Gott" richtete, den Gründer des Scheffel-Bundes, A. Beelitzer in Mattsee, mit der Herausgabe ihres Briefwechsels mit Scheffel betraut hat.

* **Erlangen.** Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin hat in ihrer Sitzung vom 30. Januar ds. Jhs. den Professor der Mathematik an der hiesigen Universität Dr. M. Nuether zum correspondirenden Mitglied ihrer physikalisch-mathematischen Classe gewählt.

h. **Baden-Baden.** Bei den hiesigen Canalisationsarbeiten sind wieder 5 sehr wohlerhaltene Bronzemünzen von Domitian, Vespasian und Trajan und mehrere fibulae gefunden worden. Auch wurden in einer Tiefe von 4 Meter die Trümmer einer römischen Straße bloßgelegt.

* **Gotha.** Die seit längerer Zeit auch für wissenschaftliche Photographie thätigen Hofphotographen Emil Zint n. Sohn hierselbst theilen mit, daß sie ein Verfahren entdeckt und einen Apparat erfunden hätten, mittelst dessen die Zeit zur Herstellung von photographischen Aufnahmen durch X-Strahlen auf eine Expositionsdauer von nur 5 Minuten herabgemindert sei, wogegen bisher 35 Minuten nöthig waren.

* **Leipzig.** Zu außerordentlichen Professoren der philosophischen Facultät wurden ernannt die bisherigen Privatdocenten: Dr. Arthur Lonß für Zoologie, Dr. Gustav Buchholz für mittlere und neuere Geschichte.

* **Berlin.** Paul Heyse, der, wie regelmäßig bei früheren Gelegenheiten, so auch diesmal zur Theilnahme an den Bemühungen der Commission zur Ertheilung des Schiller-Preises eingeladen ward, hat dem Cultusminister eine bedauernde Absage ausgesprochen. Die Erfahrungen der letzten drei Triennien haben ihn zu der Ansicht geführt, daß in den Satzungen keine hinlängliche Bürgschaft dafür gegeben sei, den schönen idealen Gedanken, aus dem die Stiftung hervorgegangen, in ersprießlicher Weise verwirklicht zu sehen. Durch zwei Perioden sei die Wahl nicht mit Einstimmigkeit geschehen, der Preis deshalb auch dem Candidaten der Mehrheit nicht zuerkannt worden. Könne jedoch, wie im letzten Triennium, selbst der einmüthige Vorschlag der Commission erfolglos bleiben, so scheine in der Organisation der Stiftung ein Fehler zu liegen, der die Uebelst der Sachverständigen unfruchtbar und die Betheiligung daran zu einer akademischen Beschäftigung mit dramaturgischer Kritik zu machen geeignet sei. Der Dichter zieht aus dieser Wahrnehmung die dem gewissenhaften Manne geziemende Folgerung: er scheidet aus.

㊊ **Wien,** 15. Febr. Die Congreß-Ausstellung, die heute Vormittag vom Kaiser Franz Joseph feierlich eröffnet wurde, bietet hauptsächlich, dank den Beiträgen des Kaiserhauses und einzelner österreichischer Adelsfamilien, wie Liechtenstein, Metternich und Schwarzenberg, sowie ausmärtiger Fürstlichkeiten, wie der Königin von England, des Zaren, des Deutschen Kaisers, des Königs von Bayern, Königs von Württemberg, Großherzogs von Baden, Fürsten von Fürstenberg, des Schönen und künstlerisch Werthvollen ausnehmend viel, und auch für den sehr viel Neues, der die kunstgewerblichen Ausstellungen der letzten Jahrzehnte, wie die Bronzen-, Costüm-, Münzen- und andere Ausstellungen noch im Gedächtnisse hat. Nach einem ersten flüchtigen Rundgange sei nur in Kürze dessen gedacht, was den Freund der Geschichte am meisten anziehen mag. Kunst und Kunstgewerbe bleibe der bewährten Feder Ihres Feuilleton-Berichterstatters vorbehalten, um ihrer culturhistorischen Seite willen muß jedoch von einer Ausstellung wie diese auch die „Beilage" Kenntniß nehmen. Dem Gastgeber des Wiener Congresses, Kaiser Franz, ist mit Fug der Ehrenplatz in der Mitte des Arkadenhofs des Museums eingeräumt; es steht hier seine ausgezeichnete Marmorbüste von Schaller, während vier lebensgroße Bildnisse des Kaisers, unter denen das beste das in Esterhazy'schem Besitz befindliche Sitzbildniß von Lawrence ist, an den Wänden prunken. Die schöne Congreß-Kaiserin Marie Ludovica bildet das Gegenstück zu der reizenden Kaiserin Elisabeth von Rußland, deren Gemahl Alexander I. in zwei Staatsbildnissen vertreten ist. König Friedrich Wilhelm von Preußen wird uns in einer Copie des Brustbildes von Franz Krüger gezeigt. Der dicke König Friedrich von Württemberg, von einem unbekannten Meister gemalt, scheint durch seinen übergroßen Leibesumfang anzudeuten, daß er den ihm als Rheinbundfürsten zugefallenen und durch den Congreß bestätigten Landeszuwachs nicht ohne Mühe verdaut. Der abscheuliche König Ferdinand VII. von Spanien könnte in der schmeichlerischen Gegenüberstellung mit der ihn Kreutzinger gemalt hat, sehr verkannt werden; der Geschichtskenner wird ihn eher in den Bildnissen erkennen, die Goya von ihm gemalt hat. Die Perle dieses Festraums und der ganzen Ausstellung ist das aus Windsor beigestellte Sepiabild J. B. Isabey's, eine Gesammtsitzung der Congreß-Bevollmächtigten darstellend, Unsterblicher, wie Gentz, Humboldt, Metternich, Talleyrand. Das wunderbare Bild, in congenialer Weise von Gosfroy gestochen, treffen wir noch auf dem Schreibtisch Metternichs, im ersten Stock des Museums. Noch sind Bildwerke zu erwähnen, die in die Bildnißgalerie des Arkadenhofs eingereiht sind, wie die entschlafene Königin Luise von Rauch und Danneckers herrliche Schillerbüste. Beim Eingang in den Nachbarsaal grüßen uns, vom Historienmaler Keupt gemalt, die berühmten Congreß-Schönheiten, die Herzogin von Kurland und, mutre pulchra filiae pulchriores, ihre vier Töchter. Die Zeitgenossen haben nicht satt werden können, diesen Anschluß weiblicher Schönheit und Anmuth zu preisen, und der arme Nachgeborene muß froh sein, wenn er durch Befragung des Kataloges endlich feststellen kann, welches darunter die Mutter

---

[1]) Chlodovech, historischer Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1896.

Digitized by Google

ist. Medaillons von Potentaten aus der Congreßzeit, von Prinzen wie Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Wilhelm, später Kaiser Wilhelm I. (aus dem Hohenzollern-Museum), Büsten, wie diejenigen Napoleons I. und des Kaisers Franz, Biscuits, wie dasjenige, das den König und die Königin von Württemberg darstellt, Münzen mit dem Doppelprofil von Ludwig XVIII. und Heinrich IV.; herrliche Miniaturen, z. B. eine von Isabey, die Fürstin Bagration wiedergebend, Dosen mit zierlichen Fürstenbildnissen, Bildnisse berühmter Künstler der Zeit, Modelle, wie das erste Modell Zumaers zu seinem Denkmal Josephs II.; Prachtnecessaires, wie dasjenige, das die Bildnisse der Herzogin von Berry, des Grafen Chambord und der Mlle. de France aufweist, Tischgarnituren, wie die, die Napoleon für Marie Luise fertigen ließ und die Gérards Bild der Gebart des Königs von Rom enthält; Prachtwerke, wie das Meißener Service im Besitz Erzherzog Rainers, die große, eine bekannte Thierfabel darstellende Uhr des ersten Königs von Württemberg, Friedrich, ein Prunklustre aus Ludwigsburg, das Riesenbild jener Jagd in Hohenhousen, die seinerzeit den Inhalt manches ausführlichen Gesandtschaftsberichts bildete, fallen uns noch in den übrigen Sälen besonders ins Auge.

Im ersten Stock des Museums bemerken wir in südlichen Interieurs das Bildniß des Siegers von Leipzig von Géerd und das seiner Gemahlin von Angelica Kaufmann, sowie noch ein treffliches Bild des Fürsten von Schwarzenberg in jüngeren Jahren; über dem mit allen Einzelheiten erhaltenen Schreibtische Metternichs das Bildniß Wellingtons von Jonas und des Kanzlers eigenes Bildniß daneben, vielleicht das beste Werk von Lawrence; dann das prachtvolle Bildniß des Generals Liechtenstein von Lempi und das seiner Gemahlin von Angelica Kaufmann, sowie das Bildniß der in Paris verunglückten Fürsten Pauline von Schwarzenberg. Alle anderen Bilder, und zwar nicht bloß in dem Vortragssaal, in dem es hängt, schlägt das aus dem Besitze des Herzogs von Sagan stammende große Bildniß Talleyrands von Gérard, dem „Maler der Könige"; welcher stolze Ausdruck geistiger Ueberlegenheit auf dem feinen Gesicht, welche freie und zugleich gewissenhafte Ausführung und welch wunderbare Behandlung des Stofflichen! Ebenso wie gestern gemalt mathet uns an das gleichfalls im Besitze des Herzogs von Sagan befindliche Bildniß der Prinzessin Talleyrand, Gemahlin des Neffen des großen Diplomaten, einer jener Töchter der Herzogin von Kurland, gemalt von Prudhon im Jahre 1817. Noch haben wir zu erwähnen das kleine Bildniß des berühmten Publicisten Gentz von Leybold, des Grafen Nesselrode (im Besitz des Fürsten Lobanoff), des Grafen Hardenberg (aus dem Hohenzollern-Museum) und Wellingtons (vom Herzog von Wellington eingeschickt), des Bildhauers Canova von Lawrence (dem Grafen von Meran gehörig), des Prinzen de Ligne (aus Weimar) und das herrliche Familienbild des Grafen Fries mit Gemahlin, einer geborenen Hohenlohe und Söhnchen. Besonders im Hinblick auf den hohen Werth dieser nicht leicht wieder zu vereinigenden Sammlung historischer Bildnisse aus der Congreßzeit können wir den Wunsch nicht unterdrücken, es möge diese Ausstellung zum Gegenstand einer eigenen Veröffentlichung gemacht werden.

* **St. Petersburg.** Zur Feier des 50jährigen Jubiläums der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft hat, wie bereits früher erwähnt ward, P. Semenow in einem dreibändigen Werk von nicht weniger als 1377 Seiten die Geschichte dieses wichtigen wissenschaftlichen Instituts geschrieben, woraus die deutsche „St. Petersburger Zeitung" die folgenden anziehenden Mittheilungen macht. Sie eröffnet dieselben durch ein älteres Citat aus einer Abhandlung eines der Gründer der Gesellschaft selbst, des berühmten Naturforschers Karl Ernst v. Baer, das wir zu besserem Verständniß hier ebenfalls vorausschicken. „Besser wir", heißt es da, „von diesem Werke (A. v. Middendorffs Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens) einige Nachricht geben, sei es erlaubt, eines Festes hier noch zu gedenken, das den glücklich zurückgekehrten sibirischen Reisenden (außer Middendorff und Brandt war auch Schrenk vor kurzem eingetroffen) in St. Petersburg gegeben wurde. Männer der Wissenschaft hatten sich zuvörderst vereint, um über die glückliche Beendigung der mühe- und gefahrvollen Reisen, sowie über den gewonnenen reichen Schatz von Kenntnissen ihre Freude auszudrücken. Kaum war aber diese Nachricht bekannt geworden, als sich eine unerwartet große Anzahl von Personen aus allen gebildeten Classen der Bewohner unserer Hauptstadt anzuschließen wünschte, um dem aus so bedeutendes Gefahr Entkommenen ihre Glückwünsche feierlich darzubringen. So bildete sich ein Fest, in welchem man in Scherz und Ernst seine Freude und Anerkennung vielfach aussprach und dessen sich wohl noch alle Theilnehmer mit Vergnügen erinnern werden. Wir aber haben dieses Festes hier erwähnen zu müssen geglaubt, weil es nicht nur das Finale der sibirischen Expeditionen, sondern die Ouverture zu einer längeren geographischen Unternehmung oder zu einer Wiege für neue Expeditionen wurde. Es ist nicht gewöhnlich bei uns, daß Unternehmungen, welche mit großen Entbehrungen oder Opfern anderer Art durchgeführt werden, zu allgemeiner Theilnahme und Anerkennung gelangen. Nicht von streng wissenschaftlichen Forschungen ist hier die Rede, die ist auch in anderen Ländern still nurübergehen and hier von der Regierung wohl Anerkennung zu finden pflegen, nun einem größeren Publikum dagegen gar nicht. Aber auch Expeditionen, für welche es in der gebildeten Gesellschaft nicht an Verständniß fehlen kann, werden viel weniger allgemein anerkannt, als in irgend einem andern Lande Europa's. Nur um das Verhältniß anschaulich zu machen, bemerken wir, daß die Lehrer der Geographie in unsern Schulen ohne Zweifel von Roß und Parry zu erzählen wissen, aber sehr in Verlegenheit gerathen würden, wenn man sie über die Eisfahrten Wrangells befragen wollte. Wrangells Reisebeschreibung, so einfach und anziehend geschrieben, hat in der russischen Originalausgabe dem Verleger kaum die Auslage gedeckt, die englische Uebersetzung hat schnell eine zweite Ausgabe nöthig gemacht. Es war deßwegen öfter in einem Kreise von Freunden der Geographie, von denen ich nur den Admiral Lütke nennen will, der Wunsch ausgesprochen, einen größeren Verein zu bilden, in welchem die Nachrichten über geographische Unternehmungen sich sammeln könnten, und der die Autorität hätte, über Unternehmungen in diesem Felde sich auszusprechen, um so dem Urtheile der Menge Richtpunkte zu geben. Nach dem feierlichen Willkommen, das den sibirischen Reisenden gebracht wurde, trat derselbe Freundeskreis zusammen und verband sich zur Stiftung der Russischen Geographischen Gesellschaft."

Der Gedanke der Gründung einer Gesellschaft, welche die jungen Kräfte Rußlands dazu heranziehen sollte, die Heimath wissenschaftlich geographisch zu erforschen, fand, daß Lütke angeregt, bereitwilligen Widerhall bei vier verschiedenen Gruppen der Petersburger besten Gesellschaft. Die erste Gruppe bildeten die berühmten Seeleute: außer Lütke Krusenstern, Wrangell, Ricord. Die zweite Gruppe war die akademische. Sie bestand aus den Koryphäen der naturwissenschaftlichen Urne der Akademie der Wissenschaften, es waren: Baer, Struve, Helmersen und Köppen. Diese würdigen Vertreter der Wissenschaft waren — „ungeachtet ihrer deutschen Namen und sogar eines in gewissem Grade eigen Particularismus" — bereit, ihre ganzen Kräfte für das gesteckte Ziel der Erweiterung der geographischen Kenntniß Rußlands einzusetzen. Ferner sagt Semenow: Die Rückkehr Middendorffs von seiner im höchsten Grade interessanten Reise und seine ungewöhnlich reichen Materialien thaten noch das Ihrige, um die akademische Gruppe für die Sache zu erwärmen. In einer dritten Gruppe erscheinen die Officiere des Generalstabes: Beeg, der spätere Feldmarschall und Graf, Wrontschenko, Murawjew, der nachmalige Generalgouverneur von Wilna und Graf. Caolich die vierte Gruppe; sie wird gebildet von dem „ausschließlich russischen Kreise", hier stehen: Dahl, Arsenjew, Lewschin, Tschichatschew, Perowski, Obojewski. Aus der Zahl der Gründer wurden in der ersten Sitzung, abgehalten am 7. October 1845 im Kleinen Conferenzsaale der Akademie der Wissenschaften, die Vorsitzenden der Sectionen und die Mitglieder des Vorstandes gewählt. Der Abtheilung für allgemeine Geographie stand Wrangell vor, für Geographie Rußlands — W. Struve, für Ethnographie — Baer, für Statistik — Köppen. Zum Vicepräsidenten war einstimmig Lütke von den Gründern vorher schon gewählt worden. Außer den Genannten kamen in den Vorstand: Arsenjew, Berg, Wrontschenko, Helmersen, Dahl, Lewschin, E. Lenz und Murawjew. Unter den ersten Mitgliedern der Gesellschaft, die der ersten allgemeinen Sitzung am 7. October beiwohnten, finden wir: die Admirale Anjou und A. Bellingshausen, Akademiker Brandt, Lieutenant, später General Wesselago (vor kurzem verstorben), Hofmann (Professor der Mineralogie und Geologie), zwei Brüder Seleny, Graf A. Keyserling, Koloschin, A. v. Middendorff, Nebolsin, Ch. Peters, A. Postels, O. Struve, General Tutschkow, A. v. Volborth, A. Tschichatschew, A. Schrenk, Th. v. Schubert, E. v. Engelhardt, J. Stuckenberg u. a., im ganzen 51 Mitglieder. Die Würde des Präsidenten der Gesellschaft war von dem Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, dem Schüler Lütke's, übernommen worden.

Den ersten Abschnitt in der Geschichte der Gesellschaft von der Zeit der Gründung 1845 bis zum Januar 1850 bezeichnet Ssemenow als die Periode der Organisation. In dieser Periode wurde die erste selbständige Expedition von der jungen Gesellschaft ausgerüstet, die Reise in den nördlichen Ural, deren Leitung zuerst Graf A. Keyserling, der vor kurzem aus dem Petschorolande heimgekehrt war, übertragen wurde; da Keyserling aber aus Familienrücksichten zurücktreten mußte, so wurde der damalige Oberst vom Bergcorps, der spätere Professor Hofmann, zum Führer derselben erwählt. Die innere Arbeit der Gesellschaft bestand in dieser Zeit hauptsächlich in der Ausarbeitung der definitiven Statuten. Nach erfolgter Bestätigung derselben fanden im Januar 1850 die ersten Wahlen statt und hier kam es zur Katastrophe, welche eine neue Periode einleitete; Ssemenow nennt sie die Periode der Vicepräsidentschaft Murawjews (1850 bis zum Januar 1857). Eine Gruppe junger Kräfte der russischen Gesellschaft, welche sich schon in der ersten Periode unter das Banner der Geographischen Gesellschaft geschaart, zeigte in dieser zweiten das unaufhaltbare Bestreben, auf dem nationalen und selbständigen, von ihnen gewählten und geliebten nationalen Wege zu gehen; sie bemühten sich bei den ersten Wahlen die unter den Führern der jungen Gesellschaft vorhandenen nichtrussischen Namen durch mehr populäre russische zu ersetzen. Das erklärt auch die Wahl eines anderen Gelehrten, M. Murawjews, an Stelle des ehrwürdigen Gründers der Gesellschaft Th. Lütke's. Diese Periode, die ohne Zweifel einen vorübergehenden Charakter trug, leistete der Gesellschaft immerhin den Dienst, daß sie während derselben mit ihrer inneren Organisation festig wurde, wobei die Thätigkeit der Bestandtheile der Gesellschaft und die Arbeitstheilung in derselben harmonisch geordnet und sie immer die selbständige nationale Richtung der Gesellschaft gefestigt wurde.

Daß bald in der Geographischen Gesellschaft selbst das Bewußtsein rege wurde, einen schnöden Undank dem ergrauten Gründer gegenüber verübt zu haben, das beweist die fast einstimmige Wiederwahl Lütke's am 23. Januar 1857, als Murawjew abtrat und die Stelle des Vicepräsidenten wieder frei ward. Damit begann die von Ssemenow nach dem Grafen Lütke selbst bezeichnete dritte Periode, von 1857 bis 1871, bis zum 25jährigen Jubiläum der Gesellschaft. Ein sicheres Zeichen für das Bestreben, das Geschehene wieder gut zu machen, sehen wir in dem Act der Verehrung, der im Jahre 1863 bei Gelegenheit des 50jährigen Dienstjubiläums Lütke gegenüber ausgeübt wurde, indem von der Gesellschaft einstimmig beschlossen wurde, das Portrait des Grafen Lütke im Saale der Gesellschaft aufzuhängen. In diese Periode fällt die Organisation der sibirischen Expedition und die Blüthezeit der ostsibirischen Abtheilung der Geographischen Gesellschaft, welche zum Theil über ein unfreiwillig ihr zugeführtes vorzügliches Material an Arbeitskräften verfügte. Die Geographische Gesellschaft erlangte überhaupt in dieser Periode ihr reifes Mannesalter, nachdem die Jugendzeit der vorhergegangenen ausgelebt. Sie entfaltete ihre rege Thätigkeit sowohl innerhalb des großen Reiches als auch außerhalb in Grenzländern, die an theilweise neu eroberte Provinzen stießen.

Die vierte Periode 1871—1885 ist sehr glücklich von Ssemenow mit dem Namen Przewalski bezeichnet. Wenn von einigen Seiten gegen die Leitung der Geographischen Gesellschaft der Vorwurf laut geworden ist, daß sie sich von ihren ursprünglichen Zielen während dieses Zeitraums abgewandt und sich ausschließlich der Erforschung Centralasiens hingegeben habe, so ist unsrer Ansicht nach eine solche nicht begründet. Die Geographische Gesellschaft wird zwar von einer Zahl erfahrener Führer geleitet und die jeweilige Zusammensetzung des Vorstandes ist gewiß für die Richtung der Arbeiten der Gesellschaft maßgebend, aber es ist außerdem diese Richtung davon abhängig, in welcher Weise die Mitglieder, die ja die Gesellschaft bilden, zu arbeiten befähigt sind. Hier gab es eine ungewöhnliche Persönlichkeit, die ihren Weg bewußt gewählt hatte — was war natürlicher, als die Kräfte derselben auszunutzen und zu unterstützen? Und so wurde denn auch durch Przewalski bis zu seinem Tode sein Arbeitsfeld das Gebiet, das die Gesellschaft am meisten fesselte. Allein in diese Zeit fallen auch andere hervorragende Expeditionen. Vor allem ist hier der Name des leider so früh verstorbenen Ssabanowski zu nennen, dessen große Thätigkeit gerade in die Periode Przewalski's fällt, in welcher er die Erforschung dreier großer Ströme, der Lena, des Olenek und der unteren Tunguska, mit glänzendem Erfolge ausführte. Ferner fällt in diese Zeit ein Unternehmen, das freilich von außen durch einen internationalen Beschluß angeregt war, die Beobachtungsstation auf Nowaja Semlja und in der Lena-Mündung. Die letztere Expedition hat außerdem das Verdienst, zwei weitere Forschungsreisen ins palaeo Sibirien, zwar nicht von der Geographischen Gesellschaft selbst ausgerüstet, sondern von der Akademie der Wissenschaft, nach sich gezogen zu haben. Außerdem sind in dieser Periode noch viele andere Reisen und Arbeiten ausgeführt, aber die großen Leistungen Pezewalski's stellten natürlich alles übrige in den Schatten.

In der letzten, fünften, Periode faßt Ssemenow die Thätigkeit der letzten 10 Jahre zusammen. Diese Periode scheint uns noch nicht ausgereift, noch hat sie ihren Charakter nicht erhalten. Noch sehen wir hier die Nachklänge des letzten Abschnitts, Fortsetzung der Reisen Przewalski's durch jüngere Kräfte, eine neue Richtung ist zunächst noch nicht bemerkbar.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 14. bis 16. Februar folgende Schriften eingegangen:

Dr. Leo Geller: Gesetz betr. das Urheberrecht an Werken der Literatur, Kunst und Photographie; mit Einleitung in die Theorie des Urheberrechts ꝛc. Wien, Moriz Perles 1896. — Ueber die Nachdarmachung von § 12 des Invaliditäts- u. Altersversicherungsgesetzes zu Gunsten der Versicherten; deutsch. v. d. Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter in Leipzig. 1896. — Aulus Agerius u. Numerius Negidius über die preußische Strafjustiz (2 Aufsätze aus den Preuß. Jahrbüchern). Berlin, Hermann Walther 1896. — Prof. August Kaiser: Bericht über die Frage der Erneuerung des österr.-ungar. Ausgleiches für den VI. Oesterreichischen Agrartag. Wien, Verlag des Agrartages 1896. — Dr. Stefan Licht: Die Frage der Convertirung der Hypothekardarlehen und die Einführung des Deckungsprincips in die Executionsordnung; Referate. Ebd. — Prof. *Antonio Labriola:* Saggi intorno alla concezione materialistica della storia. I. In memoria del manifesto dei comunisti. II. edizione. Roma, Ermanno Loescher e Ci. 1895. — F. Mentze: Geläuterte Religion aber vom Erzwungenen zum Erlebten. Saarbrücken, H. Klingebeil 1896. — Gustav Böhmer: Die Stellung der deutschen Gesinnung zur socialen Frage (Ethische Essays IV). München, Fr. Bassermann 1896. — Wilhelm Rolfs: Unsere Volksfeste; gekrönte Preisschrift. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 246. Mähren und Schlesien. Heft 1. Wien, Alfred Hölder. — Spamers großer Handatlas; 1. Lfg. Leipzig, Otto Spamer. — Karl Rück: Wilibald Pirckheimers Schweizerkrieg, nach Pirckheimers Autographum hggb. München, Verlag der kgl. Akademie (G. Franz in Comm.) 1895. — Pier Desiderio Pasolini: Katharina Sforza, übers. v. Meta v. Salis-Marschlins. Bamberg, C. C. Buchner 1895. — Friedrich Rippold: Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. 3. Aufl. III. Bd. 2. Abth. Interconfessionelle Zeitfragen u. Zukunftsaufgaben. Hamburg, Lucas Gräfe u. Sillem 1896. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins hggb. v. d. Badischen Historischen Commission. N. F. Bd. XI. Heft 1. Karlsruhe, J. Bielefeld 1896. — Biographische Blätter; Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst u. Forschung, hggb. v. Anton Bettelheim. II. Bd. Heft 1. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1896. — Joseph Turquan: Die Grenadier Bonaparte; übertragen u. bearbeitet v. Oskar Marschall v. Bieberstein. 4. Aufl. Leipzig, Schmidt u. Günther. — Paul v. Schönthan: Jahreszeiten der Feder; Allerlei. 10. bis 12. Tausend. Berlin, Schall u. Grund. — Schillers Werke, hggb. v. Ludwig Bellermann; kritisch durchgesehene u. erläuterte Ausg. IV. Bd. Wallenstein. VIII. Bd. Philosophische Schriften. Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut. — Karl Beckow: Wintersonne; histor. Roman. 2. Aufl. Unsere Nachsicht; Erzählung. Der Lebenslauf einer Glücklichen; Erzählung. Ein Vergessener; Heitor; 2 Erzählungen. Berlin, Otto Janke. — Karl Schattelins: Sigmar; dramatisches Gedicht in 3 Theilen. Dresden, R. v. Grumbkow 1895. — Kunstauctionskatalog von Hugo Helbing, München. Auction 2. März u. ff. Tage 1896.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 117. Band. Viertes Heft.

Inhalt: Hans Memling, ein deutscher Maler. (Schluß.) — Ein französisches Urtheil über die kirchlichen Zustände in Frankreich. — Die Lage der Professoren der Theologie an den preußischen Diöcesananstalten. — Neue apologetische Literatur. (Willmann. Keppler. Schanz. Schell.) — Die Radikalen am Ruder. (Zur Herrschaft der Staatsplünderer in Frankreich.) — Allgemeine Culturgeschichte. (2006)

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 18. Februar. Nummer 40.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Binnenschiffahrt der Vereinigten Staaten und ihre Zukunftswege. I. Von W. Berdrow. — Fixsterne-Betrachtungen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Binnenschiffahrt der Vereinigten Staaten und ihre Zukunftswege.

Von W. Berdrow.

I.

Wer sich eingehender mit der Natur des Landes und den Verhältnissen der Vereinigten Staaten von Nordamerika befaßt hat, dem wird in mehreren Beziehungen eine eigenthümliche Uebereinstimmung oder eine Art von Charakterverwandtschaft zwischen dem Lande selbst und seinen Bewohnern, oder doch ihrem Thun und ihren Bedürfnissen aufgefallen sein. Eine solche Beziehung drängt sich besonders auf, wenn man die Verkehrsbedürfnisse des so ungeheuer ausgedehnten Staates und die Mittel vergleicht, mit welchen das Land selbst diesen Bedürfnissen entgegenkommt. Es ist natürlich, daß ein Erdstrich, der fast so groß ist wie Europa und der auch nahezu die Klimate von ganz Europa, aber keineswegs die Verschiedenartigkeit der Bewohner besitzt, welche anderwärts den Klimaten entsprechen, — es ist natürlich, daß ein solches Land ein intensiveres Bedürfniß nach Massenverkehrsmitteln zeigt als ein anderes. Alle Menschen haben dort annähernd dieselben Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten, aber fast alle Breitengrade und Meridiane zeitigen verschiedene Producte, besitzen verschiedene Bodenreichthümer, deren Transport über weite Strecken deßhalb in Nordamerika eine ganz andere Rolle spielt als in irgend einem Staate von Europa. Das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten ist nur diesen Vorbedingungen entsprungen und wäre ohne sie ein Nonsens, aber obwohl es z. B. dasjenige von Europa im Vergleich zur Bevölkerung um das Siebenfache, im Vergleich zur Landesgröße um die Hälfte übertrifft, ist es doch für den Verkehr unzureichend. Es gibt einmal Güter, deren Massenhaftigkeit auch der intensivste Eisenbahnverkehr nicht genügt, es gibt dann wieder andere, die ihrerseits den billigsten Tarifsätzen eines Schienenweges nicht mehr gewachsen sind und deren Austausch über größere Entfernungen ganz unterbleiben müßte, wenn es nicht binnenländische Wasserstraßen für ihre Beförderung gäbe.

Für diesen wichtigen Zweig des Handels sind nun die hydrographischen Verhältnisse von Nordamerika ganz besonders günstig geschaffen. Große wasserreiche Flusse, gewaltige Binnenseen und ausgedehnte Flächenräume ohne erhebliche Gebirgsschwellen ermöglichen hier einen Binnenschiffsverkehr, wie ihn kein anderes Land der Erde besitzt. Eine erstaunlich große Energie in der Anlage bedeutender Canäle ist neuerdings hinzugekommen, um in der östlichen Hälfte der Vereinigten Staaten ein System von Wasserstraßen zu schaffen, welches, wenn es nach einigen Jahren in dem ganzen, nunmehr fest beschlossenen Umfang vollendet sein wird, nirgend seinesgleichen hat. Den Mittelpunkt und Schwerpunkt dieses Schiffahrtstraßennetzes bilden die Canadischen Seen. Nach Osten reicht ihre Sphäre in zwei Ausläufern bis an den Atlantischen Ocean, und zwar wird in nicht langer Zeit diese Verbindung den meisten großen Handelsschiffen offen stehen. Im Süden soll sich die große Productionszone des Ohio demnächst an die Seen nautisch angliedern, und im Westen ist jetzt der große Illinois-Michigan-Canal in der Ausführung begriffen, der in einigen Jahren Chicago und die Seen für den großen Schiffsverkehr mit dem Mississippi-Missouri verbinden soll. Ein Canal von geringeren Abmessungen vermittelt diesen Verkehr ja schon längst. Von New-York, von Quebec, von Duluth, Chicago und Buffalo, von Ft. Rufford, von St. Paul und Pittsburg führen dann Wasserwege nach New-Orleans oder nach jedem andern der genannten Plätze, und um welche Länder, um welche Entfernungen es sich dabei handelt, kann nur die Karte, besonders bei einem Vergleich mit europäischen Größenverhältnissen, lehren. Ich habe das angedeutete amerikanische Wasserstraßennetz auf ein Glas skizzirt und letzteres auf eine im gleichen Maßstab gehaltene Karte von Europa gelegt, wobei, um der eigenthümlichen Form unsres Continents gerecht zu werden, die Himmelsrichtungen vertauscht werden müssen. Dann deckt sich ungefähr die Mündung des St. Lorenzstromes mit Marseille, diejenige des Hudson mit Hamburg, und der Ontario-See, mit dem beide Mündungen durch Natur und Kunst verbunden sind, deckt sich ungefähr mit dem Königreich Sachsen, das er an Größe noch etwas übertrifft. Der Erie-, Huron- und Superior-See, ziemlich so groß wie das außerpreußische Deutschland, erstrecken sich dann durch Posen, Schlesien, Ungarn und einen Theil von Rumänien bis in die Nähe des Schwarzen Meeres, während der Michigan-See sich durch Polen und Wolhynien bis in die Gegend von Minsk und Wilna vorschiebt. Chicago finde ich etwas südlich von Minsk und in gerader Linie von Hamburg (New-York) 1200 und von Marseille (Quebec) 2000 km entfernt. Vom Erie-See gehen alsdann, in der Gegend der Posen-polnischen Grenze etwa, zwei Canäle nach Norden und Nordosten in der Richtung auf Danzig und Riga, während das von (Chicago) Minsk ausgehende Netz des mit den Seen verbundenen Mississippi-Missouri ganz Rußland vom Weißen Meer bis zum Kaukasus, von Petersburg bis Odessa und vom Onega-See bis Jaroslaw durchzieht. Fast über den ganzen Kern von Europa würde also dieses ungeheure Netz von Wasserwegen, könnte es in unsern Erdtheil verlegt werden, seine Fäden verbreiten, um etwa 15,000 km würde das Binnenschiffahrtsnetz von Europa anwachsen, während es jetzt etwa 85,000 km umfassen mag. Aber diese 15,000 km bedeuten für Amerika eine einzige, zusammenhängende Wasserstraße von zum größten Theil so bedeutender Tiefe, daß Schiffe von 1000 Tonnen, ja noch mehr, darauf verkehren können; sie bedeuten eine Wasserstraße, an der 17 der größten Städte des Landes mit insgesammt 7 Millionen Einwohnern liegen, darunter

zwei der größten Productionscentren der Welt, New-York und Chicago. Kurz, sie bedeuten ein Verkehrsnetz, dem weder an Größe noch an Wichtigkeit ein anderes zur Seite gestellt werden kann, wenn es vollendet sein wird; also ein Problem des Weltverkehrs, das der näheren Betrachtung gewiß nicht unwerth ist.

Beginnen wir mit dem System der fünf großen Seen selbst, um alsdann ihre Ab- und Zufahrtstraßen gegen den Ocean und Europa und endlich ihre künstlichen Fortsetzungen ins Innere der Vereinigten Staaten zu schildern.

Die Canadischen Seen sind trotz ihres Namens und ihrer Lage an der Grenze von Canada — nur der Michigan-See ist tief in den Landcomplex der Union hineingesprengt — so sehr ein unentbehrlicher Bestandtheil der letzteren geworden, daß der Handel der Vereinigten Staaten ohne sie gar nicht zu denken ist. Ihr verzweigtes System spielt für den nordamerikanischen Continent etwa dieselbe Rolle, wie die Ostsee vermittelst ihrer tiefen Einsprengung in unsern Erdtheil für Europa. Was letzteres ohne die Ostsee, würde die Union ohne die großen Seen sein. Die letzteren stehen sogar dem Baltischen Meere an Größe gar nicht so sehr nach. Sie sind etwa zwei Drittel so groß und haben durch ihre größere Verzweigung eigentlich noch etwas voraus. Die Entfernung von den Erzlagern des Superior-Sees bis Buffalo ist durchaus nicht geringer als diejenige von Stettin oder Lübeck nach Haparanda, und doch geht hier die Fahrt nur über drei der Seen (Superior, Huron, Erie), während das 500 km lange Becken des Michigan- und das halb so lange des Ontario-Sees wieder andere schätzenswerthe Handelsstraßen bieten. Die Tiefe der Seen wechselt zwischen 60 und 360 m, bietet also den größten Dampfern nirgend ein Hinderniß, während der Umstand, daß an mehreren Stellen große Kupfer- und Eisenlager, an anderen reiche Kornländer, in Canada unerschöpfliche Wälder und im Süden und Osten große Industriecentren, wie Chicago, Detroit, Cleveland, Buffalo u. a. die Seen umsäumen, die Schiffahrt auf ihnen im höchsten Grade begünstigen mußte. Im werkthätigen Osten der Union herrscht Mangel an Eisen und Kupfer, im Seegebiete dagegen an Kohle, so daß hier gleich ein lebhafter Anreiz zum Austausch vorlag, der schon am Ende des vorigen Jahrhunderts begonn. Nur ein Hinderniß stand von Anfang an der freien Bewegung auf dem ganzen Seesystem entgegen, ihre verschiedene Höhenlage. Nur der Huron- und Michigan-See haben vermöge ihrer offenen Verbindung genau dieselbe Meereshöhe mit 178 m über dem Ocean; der Erie-See, der mit dem Huron-See durch den Detroit-Strom verbunden ist, liegt etwas tiefer, jedoch nicht so viel, daß nicht die über 100 km betragende Länge des Communicationsweges den Niveauunterschied ausgliche. Dagegen liegt der Superior-See 6 m höher als der Huron-See und der Ontario-See etwa 100 m unter dem Erie-See. Hier mußte also die Kunst einsetzen, um die von der Natur gestörte Verbindung wieder anzuknüpfen, und mit den Mitteln, diese Anknüpfung zu vollziehen, haben die Amerikaner nie gekargt.

Da die Erzlager, welche den Superior-See umgeben, schon früh zum Export nach dem Osten einluden, so finden wir hier die ersten Correctionsversuche, welche von Canada ausgingen. Der St. Mary-Fluß, welcher die Gewässer des Superior abführt, drängt fast sein ganzes Gefälle von 20 Fuß auf eine wenig über 1 km lange Stelle in die Schnellen von Sault St. Mary zusammen. Hier wurde schon 1797 eine Schleuse gebaut,[1]) welche freilich unzulänglich war, aber doch bis in die Mitte unsres Jahrhunderts der noch immer spärlichen Schiffahrt genügen mußte. Dann eröffnete man auf amerikanischer Seite einen neuen Umgehungscanal für die Sault St. Mary-Schnellen, dessen Schleuse damals mit Recht als ein technisches Wunderwerk angestaunt wurde, denn sie maß 100 m in die Länge und ließ große Schiffe von 10 Fuß Tiefgang passiren. Wie sehr die Verkehrsmittel den Verkehr nach sich ziehen, beweist der Umstand, daß schon 1871, nach 16 Jahren, auch diese Schleuse, ein Riesenwerk für ihre Zeit, unzulänglich wurde, und der kolossal schwellende Verkehr schon wieder zu einem Neubau nöthigte. Mit diesem wiederum in ungeheuren Dimensionen angelegten Bau hoffte man gewiß für ein Menschenalter auszureichen, aber man irrte. Als die neue Schleuse, welche abermals von amerikanischer Seite gebaut wurde, 1881 vollendet war, maß sie ebenso viel in Länge und Breite, wie die 13 Jahre später beendeten Nord-Ostsee-Schleusen, ihr Tiefgang genügte für Schiffe von 5 m und ihre Leistungsfähigkeit schien unbegrenzt. Im ersten Betriebsjahr hatte sie 2 Millionen Tonnen zu befördern, 1884 aber schon 3 Millionen, da in zwei Jahren neun Zehntel aller Schiffe des Superior-Sees eine Größe angenommen hatten, die der alten Schleuse entwachsen war. Im Jahre 1888 gingen durch die St. Mary-Schleuse mehr Schiffe als durch den Hafen von Hamburg und 1892 betrug ihr Verkehr 3 Millionen Tonnen mehr als der im Suez-Canal. Eine Steigerung war nicht mehr recht möglich, da man bereits an jedem eisfreien Tage 55 Schiffe schleuste. Schon am Ende der achtziger Jahre begannen deßhalb Amerika und Canada den Bau je einer neuen, noch größeren Schleuse, welche wahrscheinlich beide schon der Vollendung nahe sind und 250 bis 275 m Länge bei 6 m Tiefgang der durchgehenden Schiffe haben werden. Diese beiden Hebewerke werden dann mindestens das Viersache des 92er Verkehrs bewältigen können, was wohl für alle Zeiten reichen wird. Daß die Größe der Schiffe sich der Bauart der Schleusen unverzüglich anpassen wird, ist nach wie vor zu erwarten; schon jetzt werden die meisten neuen Frachtdampfer der Seen so gebaut, daß sie vorläufig zwar noch dem Tiefgang der fertigen Schleuse entsprechen, aber mit der Eröffnung der neuen Anlagen sofort 6 m tief gehen können und alsdann einen Tonnengehalt von 5000 entwickeln werden, mehr als die überwiegende Menge der großen Seeschiffe besitzt. Die Leistungsfähigkeit dieser Schiffe ist großartig und harmonirt mit einer Schnelligkeit des Beladens und Löschens, welche bei uns daheim wohl noch lange zu den frommen Wünschen gehören wird. Wenn Dampfer von 2400 Tonnen in 7—8 Stunden beladen, in 12 Stunden entladen werden, während bei uns selbst in Großstädten noch oft 250 Tonnen-Kähne Tage zum Entleeren bedürfen, so ist die drohende Concurrenz der amerikanischen Waaren leicht erklärt. Eine bei weitem schnellere Fahrgeschwindigkeit, als sie auf unsern Strömen und Flüssen üblich ist, hilft die Frachtkosten noch weiter herabsetzen.

Unter solchen Umständen hat sich die Schiffahrt der Seen so stark entwickelt, daß heute das nord-südlich gerichtete Stück des Huron-Sees von seinem oberen Ende bis Detroit die belebteste Binnenwasserstraße der ganzen Erde ist. Nicht nur die Schiffe des Superior-Sees, sondern auch der größte Theil des ungeheuren, von Chicago über den Michigan-See laufenden Verkehrs zieht ja diese Straße, dem Erie-See und dem Osten entgegen. Die gesammte Güterverschiebung auf dem Detroit-Strom, also zwischen Huron- und Erie-See, fand Maihan schon 1890 gleich 22 Millionen Tonnen. Dagegen verschwinden unsre heimischen Verhältnisse, denn der ganze, zwischen allen Häfen der Nord- und Ostsee ausgetauschte Seeverkehr, also die Sundpassage, betrug im Jahre 1889 nur 16 Millionen Tonnen, der

[1]) Vgl. die sehr ausführliche Arbeit über die Canadischen Seen von Th. Viehbock im „Centralblatt der deutschen Bauverwaltung" 1894.

Digitized by Google

Schiffsverkehr auf dem belebtesten Punkte der deutschen Wasserstraßen, bei Emmerich auf dem Rhein, zählte 1890 noch 5.9 Millionen Tonnen. Ja, ganz Deutschland hatte 1890 nur einen Binnenwasserverkehr von 27.4, Frankreich einen solchen von 24 Millionen Registertonnen. Allerdings fließt der Verkehr der Seen aus gewaltigen Quellen: Chicago hatte schon 1890 einen Schiffsverkehr von etwa 8.5 Millionen Tonnen, so viel wie Hamburg im Jahre 1894 besaß.

Wenn demnach die Enge des Detroit-Stromes den Brennpunkt der ganzen Schiffahrt auf den Seen bildet, so mußte der Wunsch nahe liegen, diese Verbindungsstraße ebenfalls auf eine möglichst sichere Tiefe zu bringen. Früher stand es damit schlecht. Erst seit 1857 ist durch Baggerung die Tiefe des Detroit-Stromes und seiner mittleren Erweiterung, des St. Clair-Sees, auf nahezu 5 m gebracht, während sie vorher kaum für Schiffe von 10 Fuß Tiefgang genügte. Jetzt sind aus Anlaß der großen Schleusenbauten bei Sault St. Mary, welche vom nächsten Jahre an Schiffe von 20 Fuß Tiefgang zulassen werden, auch im Detroit-Strom erneute Baggerarbeiten im Gange, mittelst deren hier die durchgängige Tiefe bis 1896 ebenfalls auf 6.40 m gebracht werden wird. Den Umfang dieser Correctionen darf man durchaus nicht unterschätzen; es ist etwa dasselbe, als sollte der Elbstrom von Hamburg bis Wittenberge für die Seeschiffahrt von 20 Fuß Tiefgang zugerichtet werden. Interessant ist die Führung der Eisenbahnzüge über den Detroit-Strom, der von mehreren der verkehrsreichsten Bahnlinien gekreuzt wird. Schon oft haben die in den Vereinigten Staaten sonst allmächtigen Eisenbahnkönige den Versuch gemacht, die Concession einer Brücke über den breiten Strom zu erzwingen, bis jetzt glücklicherweise ohne Erfolg. Die kolossale Schiffahrt würde dadurch, besonders da Brücken von der Höhe und Kostspieligkeit der Forthbrücke in Amerika doch so leicht nicht zur Ausführung kommen, sicherlich bei dem ersten Brückenschlag schon arg zu Schaden kommen. Jetzt behelfen sich die meisten Linien mit Fähren von gewaltiger Größe, welche auf ihrer Plattform drei Geleise besitzen und den ankommenden Zug mitsammt der Locomotive in drei Sectionen aufnehmen. Ich habe den Detroit-Strom mehrmals gekreuzt und muß meine Bewunderung über die Schnelligkeit und Sicherheit ausdrücken, mit der selbst bei Nacht die Ueberfahrt des ganzen, doch meist 40 bis 60 Achsen enthaltenden Zuges erfolgt. In wenigen Minuten ist der letztere in drei Theile zerlegt, die neben einander auf die breite Plattform geschoben werden, welche ihrerseits so tragfähig scheint, daß selbst das Riesengewicht einer amerikanischen Locomotive sie wenig bewegt. Die Föhren fahren sehr rasch über den seeartig breiten Strom und auf der gegenüberliegenden Seite ist der Zug in einigen Minuten wieder reisefertig. Kein Passagier wird in seiner Bequemlichkeit, er möge lesen, essen oder schlafen, im geringsten beeinträchtigt und selten verläßt einer den Wagen. Nur eine, die Grand Trunk-Linie, hat es vorgezogen, da sie ihre Schienen nicht über den Strom werfen durfte, ihr Geleis unter ihm fortzusetzen; ihr Tunnel ist unter dem Strombett hindurchgewühlt und sie hat allerdings auf diese Weise einen nicht unerheblichen Vortheil vor ihren Concurrenten.

Werden nun im nächsten Jahre, wenn die beiden Sault St. Mary-Schleusen (beiläufig für 40 Millionen Mk.) und die Correction der Detroit-Enge vollendet sind, die vier oberen Seen in der That ein einziges, ungestört befahrbares Bett besitzen, dos an Werth unsre Ostsee gewiß weit übersteigt, so bleibt nach wie vor der Ontario von dem System, wenigstens für die große Schiffahrt, abgesondert. Die hundert Meter Höhenunterschied, welche die Schnellen und Fälle des Niagara in einigen Stunden überwinden, haben den Förderern der Schiffahrt schon schwere Kopfschmerzen gemacht. Der noch heute so genannte Welland-Canal auf der canadischen Seite des Niagarostromes wurde schon in den Jahren 1825—1827 von einer Privotgesellschaft für Schiffe von 85 Tonnen oder 1700 Centner Tragfähigkeit gebaut. Damit findet mancher kleine Canal in Deutschland noch heute seine Fracht, der Welland-Canal wurde aber schon noch 14 Jahren für die amerikonischen Verkehrsbedürfnisse so unzureichend, daß die Regierung von Canada ihn der Eigenthümerin, welche den theilweise verrutschten Lauf schon vorher verändert und ausgebessert hatte, zum Zweck eines gründlichen Umbaues abkaufte. Der Kaufpreis betrug 9 Millionen, die Kosten des Ausbaues, der hauptsächlich die Schleusen betraf und bis 1867 dauerte, beliefen sich auf 30 Millionen Mk. Die Tiefe wurde damals auf 8 Fuß, nach einem abermaligen in den 70er Jahren vorgenommenen Umbau auf 12 Fuß bemessen. Jetzt beträgt die Tiefe des Canals und der Schleusen, nachdem neuerdings nochmals eine Vergrößerung vorgenommen wurde, 4½ m, wos schon für Schiffe von 13½ Fuß Tiefgang genügt. Die Länge der Schleusen, deren 27 vorhanden sind, beträgt 82 m und ist ebenso wie die Breite des Canals für recht bedeutende Fahrzeuge zureichend. Die Kosten der Umbauten betrugen nach 1867 nochmals 34 Millionen Mk., so daß der Welland-Canal bis jetzt etwa halb so viel gekostet hot, wie der Nord-Ostsee-Canal. Werke, wie der Dortmund-Ems-Canal und der geplante Mittelland-Canal, von denen die deutsche Binnenschiffohrt einen so mächtigen Aufschwung hofft, sind an Leistungsfähigkeit unbedeutend neben diesem Schleusencanal des Ontario-Sees, der dennoch den Amerikanern in keiner Weise mehr genügt. Der Uebelstand ist der, doß die Schiffe der oberen Seen beständig über das Ausmoß des Welland-Canals hinausgewachsen sind, während seine Vergrößerungen denjenigen der weiter oben gelegenen Correctionen stets nachhinkten. Jetzt wäre er für Schiffe von 2000 Tonnen, die in den meisten anderen Staaten kein Binnenschiffahrtsweg trägt, recht wohl ausreichend, aber eben jetzt will man auf der Seenkette am liebsten nur noch 2500 bis 5000 Tonnen-Dampfer verwenden, weil sie ungleich billiger verfrachten als kleinere. Wir kommen auf die Frage des Ontario-Ausweegs, der in seiner Fortsetzung nach Canada und in den St. Lorenzstrom weist, später zurück.

Was nun die gesammte Schiffahrt der Seen betrifft (ohne ihre Ableitungen nach Osten, Süden und Westen), so ist sie allerdings erstaunlich groß. Roberts berechnete den Verkehr schon 1889 auf 53 Millionen Tonnen pro anno, also auf dos Doppelte des ganzen Binnenschiffohrtsverkehrs im Deutschen Reich. Er dürfte im Effect wenigstens um das Dreifache größer sein als letzterer, denn die Entfernungen, welche die Schiffe der Seenflotte zurücklegen, sind durchschnittlich größer als diejenigen der deutschen Binnenschiffohrt. Wie wenig berechtigt jene Anschauung ist, die man bei der Berathung deutscher Canalprojecte im Berliner Abgeordnetenhause auch wieder hören mußte, daß nämlich die Canal- und Fluß-, überhaupt die Binnenschiffahrt gegenüber dem Eisenbahnnetz keine Lebensfähigkeit mehr besitze, können die Großen Seen beweisen. Im Jahre 1889 wurden in den Vereinigten Staaten rund 640 Millionen Tonnen Güter mit der Bahn, 170 Millionen Tonnen im Küstenverkehr und auf Binnengewässern verfrachtet. Die Canadischen Seen hatten allein den zwölften Theil der Bahnfracht des ganzen Landes an Verkehr aufzuweisen. Berücksichtigt man aber nicht lediglich die Gutermenge, sondern wiederum auch die Entfernungen, über welche sie transportirt wurde, so wird das Verhältniß für die Wasserstraßen viel günstiger. Die Wege nämlich, welche die Frachten der Canadischen Seen zurückzulegen haben, sind durchschnittlich

mehr als doppelt so groß als die Wege der Eisenbahnfrachten. Roberts berechnet die thatsächliche Größe der Güterbewegung auf den Seen für 1890 auf 16 Proc., für 1891 bereits auf 20 Proc. der totalen Güterverschiebung in den Vereinigten Staaten, während der Transport auf allen Wasserstraßen 1890 etwa 24 Proc. der totalen Güterbewegung ausmachte. Dadnrch aber, daß diese Massentransporte zu Wasser ungleich billiger als auf der Bahn sind, wird offenbar eine ungeheure Bereicherung des Volkswohlstandes herbeigeführt, die in der gesteigerten Concurrenzfähigkeit und Ausfuhr des betreffenden Volkes ihr Symptom besitzt. Die 9 Millionen Tonnen geringwerthiger Güter, welche 1891 durch die Schleuse von Sault St. Mary gingen, wurden im Mittel 1280 Kilometer weit transportirt. Auf dem Wasserwege der Seen kostete das 39,300,000 Mk., mit der Bahn hätte es 113,000,000 Mk. gekostet, ein Unterschied von mehr als 73 Millionen!

Solche Vortheile sind es, die unabläßig zur Verbesserung der Schiffahrtsbedingungen der Großen Seen selbst mit den höchsten Opfern antreiben. Sie haben die Flotte der Großen Seen auf eine Höhe gebracht, welche fast dem Umfang der deutschen Handelsflotte gleichkommt, und den alljährlichen Bau von Dutzenden stählerner Dampfer bewirkt, unter denen viele an Größe erstclassigen Oceandampfern gleichkommen. Vom laufenden Jahre an erhält dieser Aufschwung durch die Möglichkeit der Verwendung von Schiffen mit 20 Fuß Tiefgang einen neuen Anstoß, und wer kann sagen, wie schnell sich dann erst der Verkehr der Seen weiter entwickeln wird? Einen weiteren und wahrscheinlich den stärksten Anstoß wird aber diese Schiffsahrt durch die im Folgenden zu schildernden Unternehmungen erhalten, welche die Flotte der Seen in ihrem ganzen Umfang, nach Ost und West, mit dem Welthandel in Verbindung bringen sollen.

Fixstern-Betrachtungen.

8. Seitdem das elektrische Licht jede Nacht in der Großstadt zur Vollmondnacht macht, ist es dem Stadtmenschen selten vergönnt, einen klaren Sternhimmel zu sehen, wie ihn das ungeblendete Auge empfindet. Nur wer aus Gesellschaft und Weinlust kommt und an der Seite eines guten Freundes sich zu ernstem Gespräch noch vor die Stadt hinauswagt, oder wer einmal seinen Mißmuth in Nacht und Einsamkeit spazieren führt, dem glänzen jene tausend klaren, durchdringenden Sphinxaugen entgegen. Doch je seltener der Anblick ist und je mehr er in anomaler Gemüthsverfassung erlebt wird, um so lebhafter erhebt sich in jedem halbweg philosophischen Kopf die Frage: Warum und was sind diese räthselhaften Lichter, die mit ihrem bestimmten scharfen Strahl wie Nadeln ins Auge stechen und die nur dichterische Optimisten als freundlich, erhebend und glückverheißend besungen haben, während sie in Wirklichkeit so räthselhaft und kalt sind, so verächtlich und seindselig überirdisch? Man weiß freilich, daß es Sonnen sind wie unsre Sonne; aber wenn erst der Blick bemerkt hat, daß keine Stelle des Himmels schwarz ist, daß sich überall ein sanfter metallischer Schimmer ausbreitet, dann wird die sinnliche Ueberzeugung übermächtig, daß uns eine gewaltige stählerne Schale umgibt, an die die Sterne als Lichter angeheftet sein mögen, welche den Menschen warnen sollen, seinen Kopf an den Grenzen des Unendlichen einzurennen.

Der Astronom, für den das Geheimnißvolle tägliches Brod ist, genießt in Folge dessen einen gewissen Respect, und bekommt man einen unter die Hände, so fragt man ihn gern aus, was er sich über die weite Welt denkt. Ist er ehrlich, so muß er gestehen, daß er, unter der Kuppel seines Riesenfernrohrs sitzend und an complicirten Meßapparaten die Stellung der Gestirne beobachtend, auch von dem stählernen Gewölbe sinnlich überzeugt ist. Aber es wird ihm leichter, sich zu einer wahren Vorstellung von der Sternenwelt zu erheben, weil ihn die Mathematik, seine Schaufel beim Graben nach dem Schatze der Wahrheit, mit dem gruseligen Begriffe der Unendlichkeit, den das Universum verkörpert, vertraut gemacht hat.

Man ist im allgemeinen der Ansicht, daß die Unendlichkeit nicht vorstellbar sei. In der That ist es dem menschlichen Geiste nicht möglich, einen unendlich ausgedehnten Raum auf einmal zu erfassen. Aber mit den endlichen Dingen des gewöhnlichen Lebens ist es nicht anders. Betrachtet man ein Gesicht, so hat uns mannichfache Erfahrung geschickt gemacht, gleich seine charakteristischen Formen zu erfassen, und diese Züge sind es, welche uns in der Erinnerung wiedererscheinen und, so spärlich sie an und für sich sind, die Einbildung erwecken, als ob wir das Gesicht in seiner Totalität mit allen Einzelheiten vor uns sähen. Die Maler wissen, wie schwer es hält, mehr als das Charakteristische und Caricaturistische eines Kopfes im Gedächtniß zu behalten. Ein Menschenantlitz ist eben gerade so unendlich, wie alle Unendlichkeit. Nur durch vielfaches Betrachten läßt sich ihm eine größere Summe von Einzelheiten abgewinnen und es waren über Menschenmaß hinausgehende unbegreifliche Geister, welche einen solchen Mikrokosmus im Flug zu erfassen und zu reproduciren wußten. Was aber der Verstand beim Nächstliegenden und Bekanntesten nicht zu Stande bringt, das wird man ihm um so weniger bei entfernteren Gegenständen zumuthen können, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir den unendlichen Raum nicht auf einmal erfassen können. Verläßt man hingegen die Erde und fliegt in mäßigen Absätzen in die Welt hinaus, so ist es natürlich und einleuchtend, daß sich der Raum, wo man immer ist, noch ein Stück weiter erstreckt und daß es nur die nöthige Geduld braucht, um ein beliebig großes Gebiet abzugrasen. In diesem Sinne des schrittweisen Auffassens ist also der unendliche Raum sehr gut vorstellbar, ja, wenn man sich nur recht oft vergegenwärtigt, daß der Raum, wo man auch sein mag, überall gerade so aussieht, wie bei uns, daß es stets wieder ein vorn und hinten, oben und unten gibt, daß die Welt doch nicht ein Ende haben und mit Brettern zugenagelt sein kann, so wird die Unendlichkeit des Raumes bald jene irrlichtartige Glorie, die schon so viele zu vergeblichem Grübeln veranlaßt hat, abstreifen und als eine einfache und begreifliche, nackte Thatsache erscheinen.

Die Schrittchen freilich, in denen wir in die Welt hinauszugehen wagen, sind verschwindend klein gegen die Entfernung auch nur der nächsten Fixsterne, so daß uns die theoretische Erkenntniß von der Vorstellbarkeit des unendlichen Raumes praktisch nicht viel weiter hilft, wenn wir ein wirkliches Bild vom Bau der Sternenwelt gewinnen wollen. Was soll man des Nachts mitten auf freiem Felde, rechts vielleicht die letzten Lichter der Stadt und links den in der Dunkelheit verschwommenen Kirchthurm des nächsten Dorfes, mit der Erklärung anfangen, daß jenes unscheinbare Sternchen im Schwan, wohl der nächste Stern am nördlichen Himmel, welches dort droben hoch zu unsern Häupten haltlos und frei im Aether schwebt, hundert Billionen Kilometer von uns entfernt ist? Ein ganzes Leben würde nicht reichen, diese Strecke Kilometer für Kilometer — nicht zu durchfliegen, nur zu durchdenken. Und so einsam und leer wäre der Weg nach der fernen Sonne, daß die Phantasie nicht einmal einen Platz fände, um ein muthloses Ruder zu werfen, wenn sie sich nicht etwa auf einen Meteorstein niedersetzen mag, wie sie, in Schaaren oder einzeln, verirrt das Weltall durchfliegen, oder wenn

Digitized by Google

sie sich nicht von den ewig zitternden Wellen des alles erfüllenden Lichtäthers tragen läßt.

So muß selbst der Astronom, der die Constitution des Sternsystems entziffern will, auf die wahre Vorstellung verzichten und sich die Welt in einem behaglicheren Maßstab zurechtlegen. Alle Sterne, die man mit bloßem Auge sieht, wollen wir uns so nah gerückt denken, daß sie unsre Stimme hören könnten, denn es sind, im Vergleich zu den Dimensionen des Weltalls, unsre Nachbarn und guten Freunde, oder ausnahmsweise durch die Fülle ihres Lichtes so sehr ausgezeichnete Erscheinungen, daß sie von überall aus die Aufmerksamkeit erregen würden. Sie verdienen jedenfalls, individuell betrachtet zu werden, und in der That kann man schon von einigen die zahlenmäßige Entfernung, Größe und Masse angeben. Erst wenn man mit einem Fernrohr von 10 Centimeter Oeffnung den Himmel betrachtet, beginnt jene unermeßliche Schaar von Sternen zu dämmern, wo man vom einzelnen nichts mehr weiß, wo das Individuum — und mag es die größte Sonne sein — für uns nichts gilt, wo es nur auf die Hauptzüge der Vertheilung ganzer Sonnenschaaren ankommt. Sterne, die das bloße Auge nicht mehr einzeln sieht, erzeugen jenen metallischen Schimmer des Himmelsgrundes und vor allem das breite leuchtende Band, zu dem sich der Schimmer in Flocken verdichtet, die Milchstraße. Hier lehrt der directe Anblick, daß die schwächeren Sterne nicht ganz zufällig und im Durchschnitt gleichmäßig im Raume vertheilt sein können, daß vielmehr in der Milchstraße eine wirkliche Zusammendrängung stattfindet oder daß das Sternsystem geeignet gebaut ist, um eine scheinbare Anhäufung, eine optische Täuschung herbeizuführen. Im ersteren Fall wäre also die Milchstraße ein wirklicher Ring von ungeheurem Durchmesser, ein großer aus Sonnen geschmiedeter Radreif, und die übrigen Sterne, die, gleich unsrer Sonne, in dem Kreise sind, den der Ring umgibt, oder die, gleich dem Polarstern, gar nicht in der Richtung nach der Milchstraße, sondern an ganz anderer Stelle des Himmels stehen, wären nur wie flatternde Haare, durch irgend einen Zufall aus dem eigentlichen Innern des Rings hinausgestoßen. Im zweiten Falle hingegen müßte man sich das Sternsystem in Form einer dünnen runden Platte, innerhalb deren die Sterne gleichmäßig vertheilt sind, vorstellen, es wäre einem Diskus oder Bierfilz vergleichbar. Denkt man sich nämlich in das Innere einer solchen dünnen, runden, etwa horizontal hängenden Platte, so kommt man nach oben und unten sehr bald durch die Platte hindurch ins Freie, der Blick wird wenig Sternen begegnen, während man in horizontaler Richtung den halben Durchmesser durchlaufen muß und auf viele Sterne stoßen wird, die sich dann alle dicht neben einander an den Himmel projiciren.

Hr. Easton in Dortrecht hat kürzlich durch ein einfaches Verfahren die ringförmige Anordnung wahrscheinlich gemacht. Im Verlauf der Milchstraße bemerkt man sofort Unregelmäßigkeiten, das helle Gewebe ist von dunklen Stellen durchbrochen und diese dunklen Stellen sehen wohl durch den Contrast schwärzer aus als irgend ein anderer Theil des Himmelsgrundes. Hr. Easton zählte nun die Sterne sowohl an einer solchen dunklen Stelle, als auch an den ihr benachbarten hellen Stellen ab, und zwar zuerst nach Beobachtungen mit einem kleinen Fernrohr, dann nach solchen mit einem großen und zuletzt nach einer Photographie von Professor Wolff in Heidelberg, welche die allerfeinsten im Fernrohr überhaupt kaum sichtbaren Sterne aufwies. Jedesmal zeigten sich an der dunklen Stelle wenig Sterne, eine große Zahl an den benachbarten helleren. Dieses Resultat wäre aber durchaus nicht zu erwarten, falls die Sterne einigermaßen gleichmäßig in einer Platte vertheilt wären. Wenn nämlich die Sterne gleichmäßig vertheilt sind, so ist sicher, daß die schwächeren im Durchschnitt auch die entfernteren sein werden, und zwar daß hundertmal schwächere Sterne sich etwa zehnmal weiter befinden. Sind nun die Sterne in dem Gebiet, welches man noch mit einem kleinen Fernrohr erreicht, zufällig an einer Stelle dünner gesäet, so ist das kein Grund dafür, daß die zehnmal weiteren Sterne, welche die Photographie erkennen läßt, auch gerade in dieser Richtung sparsamer stehen sollten. Vielmehr wäre eine solche Erscheinung, wenn die Sterne wirklich so weit von einander entfernt sind, ein so merkwürdiger Zufall, wie man ihn unmöglich voraussetzen kann. Hrn. Eastons Zählungen beweisen also, daß die Sterne nicht so weit auseinander stehen, wie man aus ihrer Helligkeit zu schließen geneigt wäre, daß sie — ob sie nun hell oder schwach sind — in einer bestimmten Entfernung von uns zusammengedrängt sind, kurz daß die Milchstraße wirklich ein Ring ist.

Diese Erkenntniß ist nicht ohne Bedeutung. Sie zeigt, wie wenig Analogie zwischen dem Sternsystem und dem Planetensystem besteht. Die Planeten sind die willfährigen Diener der übermächtigen Sonne, der Milchstraßenring dagegen ist ein unabsehbarer republicanischer Heereszug, ohne Centrum und Oberhaupt, in sich selbst geschlossen und nur gestützt durch seine eigenen inneren Kräfte.

Aber der unruhige Geist, der großen Dingen gegenüber so neugierig ist wie ein Kind vor Weihnachten, drängt sofort weiter und fragt, ob es nicht im unendlichen Raum noch mehr solcher Ringwelten gibt, die vielleicht so weit entfernt sind, daß sie uns im ganzen nur als schwache Wölkchen erscheinen, die von ganz fremdartigem Wesen sind und in denen alles Unglaubliche und Wunderbare seinen Triumph feiern mag. Soweit uns die Photographie die Sterne des Weltraumes bis zu den schwächsten herab erkennen läßt, können wir noch behaupten, daß sie unserm Ring eingeordnet sind. Mit Gewißheit kann man überhaupt von keinem Gegenstand, der zur Erkenntniß eines Menschengeistes gekommen ist, sagen, daß er einem anderen Ring angehöre; aber es gibt in der That gewisse Objecte am Himmel, die am Ende ein soches schwaches Zeichen unendlicher Gebilde sein könnten, das sind die Nebel und Sternhaufen, jene dichten Zusammendrängungen unzähliger Sterne oder Anhäufungen gasiger Massen, die sich wohl jeder im Fernrohr des Stadtastronomen einmal angesehen hat.

Die Frage nach der Entfernung der Nebel ist nicht ganz aussichtslos, worauf der Director der Pariser Sternwarte, Tisserand, kürzlich aufmerksam gemacht hat. Sind nämlich die Nebel fremde Welten, so wird in ihrer Bewegung gegen uns keinerlei Gesetz walten, sie werden bald schnell, bald langsam auf uns zu, von uns fort oder auch schräg seitwärts an uns vorüberfliegen. Jede Regellosigkeit im einzelnen bedingt aber eine Gesetzmäßigkeit im ganzen. Aus einer großen Anzahl von Nebeln — und man kennt deren Hunderte — werden ebenso viele und mit gleicher durchschnittlicher Geschwindigkeit auf uns zu, wie seitlich an uns vorüberfliegen müssen. Eine seitliche Bewegung kann man durch die Verschiebung des Gegenstandes am Himmel direct mit dem Fernrohr erkennen, die Bewegung auf uns zu liefert das Spectroskop vermöge des berühmten Doppler'schen Princips, das in den letzten Jahren so oft auch populär dargestellt worden ist. Auf der Lick-Sternwarte in Californien hat man nun feststellen können, daß sich die Nebel mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 30 Kilometer in der Secunde in der Linie, die jeden mit der Erde verbindet, bewegen, eine Geschwindigkeit, die dann auch für die Bewegung in seitlicher Richtung vorauszusetzen wäre. Für das Jahrhundert ergäbe sich hieraus eine Verschiebung von 100,000 Millionen Kilometer. Seitdem Herrschel am Ende des vorigen Jahrhunderts die Auf-

merksamkeit zuerst auf die Nebel lenkte, hat man diese merkwürdigen Gebilde stets emsig beobachtet, aber bis heute noch nichts die geringste Verschiebung entdecken können; die Nebel müssen also so weit entfernt sein, daß auf diese Distanz eine Strecke von 100,000 Millionen Kilometer selbst im größten Fernrohr verschwindet. So wäre die Frage gelöst, sollte man denken, die Nebel sind fremde Welten und stehen fast an den Pforten des Jenseits! Aber nein, der Durchmesser unsres Milchstraßenrings ist, soviel man abschätzen kann, so ungeheuer groß, daß nicht einmal diese Bedingung genügt, um die Nebel aus seinen Grenzen zu verweisen; wir müssen noch hundert Jahre warten und erst, wenn wir dann wiederum trotz der verfeinerten Hülfsmittel keine Verschiebung entdecken können, dürfen wir den Ausspruch wagen, daß die Nebel andere Milchstraßen sind, neue Heere von Sonnen, die unermeßlich weit draußen schweben im unendlichen Raum.

Inzwischen können wir uns in Geduld fassen, denn unser eigenes Milchstraßensystem gibt uns noch genug zu thun und es ist uns klar geworden, daß schon beim Lauf durch diese engere Welt die Vorstellungskraft den Entdeckungen des Verstandes nicht mehr zu folgen vermag.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Das Anerbenrecht für die Rentengüter.** Kritische Bemerkungen zu dem diesbezüglichen Gesetzentwurf nebst Begründungen von Julius Zuns, Doctor der Staatswissenschaften. Frankfurt a. M., H. Bechhold 1895. — Man mag über die volkswirthschaftliche Bedeutung des Anerbenrechts bei ländlichen Anwesen denken, wie man will: das ist sicher, daß es außerordentlich schwer ist, diese Einrichtung auf gesetzgeberischem Wege in Gebieten einzuführen, wo sie sich nicht durch althergekommene Uebung wenigstens theilweise schon herausgebildet hat. Es widerspricht eben geradewegs der allgemein gültigen Rechtsanschauung, von mehreren drei Erblasser gleich nahe stehenden Erben den einen auf Kosten der andern zu bevorzugen; eben darum muß, wo triftige Gründe für ein solches Vorgehen sprechen, bei Abgrenzung der Vorrechte und Nachtheile sorgfältigste Erwägung platzgreifen. Das Abwog gestaltet sich sehr verschieden, je nachdem man die allgemeinen Gesichtspunkte oder aber die Interessen, welche zur Einführung der Ausnahme Ursache sind, in den Vordergrund stellt. Demzufolge wird auch kaum ein Gesetzentwurf über diese Materie fertig zu stellen sein, der nicht selbst von der Seite, welche sein Princip als richtig anerkennt, Anfechtung zu befahren hätte. In den Besprechungen des preußischen Entwurfs, wie er in Nr. 28 des „Reichs- und Staats-Anzeigers" von 1895 veröffentlicht wurde, zeigt sich dieser Zwiespalt der Meinungen auch bei den dem Ganzen freundlich gegenüberstehenden Autoren sehr deutlich. Die vorliegende kleine Schrift, welche sich zum Theil auf eine schon früher erschienene des gleichen Verfassers über das Anerbenrecht bezieht, findet die Zurücksetzung der Miterben zu weitgehend und beanstandet auch die Vorschriften über Ablösung der Rente als die Interessen der Staatscasse, d. i. der Gesammtheit der Bürger, verletzend. Die Ausführungen sind knapp gefaßt und machen einen gediegenen Eindruck. Weniger werden einzelne, allzu principgetreue Vorschläge auf Beifall rechnen dürfen, so z. B. der, den Anerben durch das Loos zu bestimmen, sobald der älteste Sohn des künftigen Erblassers 12 bis 14 Jahre alt ist. Die Bestimmung der Person des Anerben, wie der Entwurf sie bethätigt — nach dem Grundsatz des Majorats und Vorgangs der männlichen Linie — ist nicht geeignet, die Befürchtungen hervorzurufen, welche der Verfasser an sie knüpft.

• **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** 30. Jan. Gesammtsitzung. (Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers.) 1. Hr. Fischer legte eine von ihm und dem Kreisthierarzt in Berlin W. Riebel verfaßte Abhandlung vor: „Ueber das Verhalten der Polysaccharide gegen rialge thierische Secrete und Organe." 2. Hr. Schulze legte eine Mittheilung des Dr. Fr. Schaudinn in Berlin vor: „Ueber die Copulation von Actinophrys sol *Ehrbg.*" 3. Hr. Schwarz legte eine Mittheilung des Professors an der Universität Wien Dr. Franz Mertens vor: „Ueber die Gaußschen Summen." — Hrn. Rudolf Kirchhoff begrüßte die Akademie zum 50jährigen Doctorjubiläum am 4. Februar 1896 durch folgende Adresse: „Hochgeehrter Herr College! An dem Tage, wo Ihnen die Berliner Universität das goldene Doctordiplom überreicht, darf auch die Akademie der Wissenschaften in der Reihe der Glückwünschenden nicht fehlen. Denn der 4. Februar 1846, wo Sie Ihre Quaestionum Homericarum particula vertheidigten, bedeutet nicht nur für Sie, sondern für die ganze Wissenschaft einen Ehrentag. Ist doch jene Arbeit des Jünglings der erste Stein gewesen zu dem stolzen Bau der Untersuchungen über die Odyssee, die, Wolfs historische Kritik mit Lachmanns eindringender Analyse verbindend, die homerische Frage, und nicht bloß für die Odyssee, principiell gelöst zu haben scheinen. Ihre Jugendliebe zum griechischen Epos hat Sie durchs Leben begleitet, wie Sie denn später uns das Wesen der Hesiodischen Lehrdichtung und noch jüngst die Scherze des Morgites und Froschmäusekrieges historisch verständlich zu machen bemüht gewesen sind. Bei seiner Homerhypothese war F. A. Wolf hauptsächlich von dem späten Aufkommen der Schreibkunst in griechischen Landen ausgegangen. Hier setzten Ihre epigraphischen Studien ein, die Sie schon während Ihrer Studienzeit begonnen und bereits damals auf die italischen Monumente ausgedehnt hatten. So erschienen drei Jahre nach Ihrer Promotionsschrift die mit Aufrecht gemeinschaftlich bearbeiteten „Umbrischen Sprachdenkmäler", welche für die Entzifferung des umbrischen Dialektes dieselbe Bedeutung haben wie Champollions Entdeckungen für die Hieroglyphen. Indem Sie bei diesen Schriftstudien auch die deutschen Runen berührten, gelang es Ihnen, hier zuerst einen berühmten Fälscher zu entlarven, der sein trauriges Handwerk später auch auf dem Gebiete der griechischen Epigraphik zu treiben wagte, auf dem Sie sich unterdessen zum anerkannten Meister emporgeschwungen hatten. Die Technik dieser Wissenschaft hatten Sie bei Altmeister Böckh erlernt, der Ihre ausdauernde Kraft und glänzende Divinationsgabe an den christlichen Inschriften des Corpus Inscriptionum Graecarum erprobte. Dann schritten Sie zur attischen Blüthezeit vor. Mit der „Chronologie der attischen Volksbeschlüsse für Methone" und der hinterher durch Wiederauffindung des Steines glänzend bestätigten Herstellung der Ehreninschrift für Phanokritos eröffneten Sie im Jahre 1861 die lange Reihe Ihrer akademischen Abhandlungen, nachdem Sie ein Jahr zuvor als 34jähriger in unsre Körperschaft eingetreten waren. In derselben Linie liegen Ihre bald darauf veröffentlichten Untersuchungen über die Schatzmeister der Athena und der anderen Götter, Muster philologischer und historischer Behandlung. Unterdessen schlossen sich Ihre Forschungen über die Schriftentwicklung bei den Völkern Griechenlands und Italiens zu dem classischen Werke zusammen, das den Titel trägt: „Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets". Hier wurden an die Stelle der Unsicherheit und Empirie, wie sie in der bisherigen Schriftbetrachtung geherrscht hatten, Methode und historische Einsicht gesetzt, und die hiedurch ermittelten Culturzusammenhänge haben auf die griechische und italische Frühzeit ein helles, ungeahntes Licht geworfen. Es gereicht unsrer Akademie zu besonderer Ehre, daß dieses bahnbrechende Buch, das jetzt in vier Auflagen verbreitet ist, zuerst in ihren Abhandlungen erschien. Die von Jahr zu Jahr zahlreicher werdenden Funde und die nicht zum mindesten durch Ihre Arbeit sicherer gewordene Methode der epigraphischen Forschung veranlaßten unsre Akademie zu einer Erneuerung des Böckh'schen Corpus. Es ward ein vollständiger Neuban beschlossen, dessen Leitung Ihrer bewährten Kraft anvertraut wurde. Im Jahre 1873 erschien der erste Band des Corpus Inscriptionum Atticarum, mit dem Sie selbst die neue Sammlung eröffneten, die seitdem von Attika nach Nordgriechenland, den Inseln des Aegäischen Meeres und Westeuropa rüstig weitergeschritten ist. Dieser erste Band konnte bereits Ihre Reconstruction der Tributlisten verwerthen, welche die mit großem Erfolge durch Hrn. Köhler begonnene Herstellung vollendete. Es folgten die so überaus wichtigen Arbeiten auf dem Gebiete des attischen Staatsrechts „über die Tributpflichtigkeit der attischen Kleruchen" und „zur Geschichte des athenischen Staatsschatzes", die eine Fülle von Licht über die Glanzzeit des attischen Reiches ergossen. Es ist selbstverständlich, daß auch die zeitgenössische Literatur, Herodot, die oligarchische Schrift über den Athenerstaat, Andokides und vor allem Thukydides aus Ihrer seltenen Kenntniß jener Epoche und ihrer monumentalen Ueberlieferung überraschende Aufklärungen erhielten. Bei diesen Schriftwerken spielte auch wieder das Compositionsproblem, von dem Sie in Ihrer Jugendschrift ausgegangen waren, bedeutsam mit. Die originellste Anwendung fand Ihre früh erworbene Meisterschaft der Analyse in der Krongrede des Demosthenes, deren wunderliche Composition Sie aus der Zusammenarbeitung

zweier Entwürfe scharfsinnig erklärt haben. Früh hat Sie der Reiz gelockt, dem kein echter Philologe widerstehen kann, aus neuerschürften Quellen die echte Gestalt der antiken Schriftstellen herzustellen. So haben Sie als 30jähriger Plotin und Euripides mit der bei Lachmann erlernten Kunst der Recensio zuerst urkundlich edirt und später das durch moderne Uebermalung fast unkenntlich gewordene Bild des Aeschylus wieder in den ursprünglichen, freilich stark verwitterten Farben hergestellt. Eine jede dieser Editorenleistungen, die auch in der vorsichtigen Handhabung der Kritik musterhaft genannt werden dürfen, hat eine neue Epoche für die Textbehandlung jener Schriftsteller eingeleitet. Wie lassen vieles beiseite, was den Stolz geriatgerer Geister ausmachen würde. Ueberall entdecken wir in der Art, wie Sie die Fragen stellen und beantworten, die unerbittliche Logik eines Geistes, der die Wahrheit sucht und nichts als die Wahrheit. So strahlen Ihre Schriften dieselbe Würde und Hoheit aus, die Ihrer ganzen Persönlichkeit aufgeprägt ist. In Ihrer akademischen Antrittsrede haben Sie, verehrter Jubilar, die Leistungen Ihrer Zeit im Aufblick zu Ihren großen Vorgängern als Epigonenwerk bezeichnet. Wir aber, Ihre akademischen Genossen, dürfen heute, wo wir den Erntekranz auf Ihre fruchtschweren Garben legen, bekennen, daß Sie uns nicht als Epigone erscheinen, sondern als Diadoche, der das von den Vätern ererbte Reich trefflich verwaltet, gesichert und erweitert hat. Möge es Ihnen beschieden sein, noch lange darin als Herrscher zu walten, der Wissenschaft zum Nutzen und zur Ehre der Akademie. Die k. preußische Akademie der Wissenschaften." — Die philosophisch-historische Classe hat zur Herausgabe der im B. G. Teubner'schen Verlag in Leipzig erscheinenden, von Dr. Hermann Schöne in Köln bearbeiteten Schrift des Apollonius von Kition *περὶ ἄρθρων* 600 M. bewilligt.

* Wie die „Straßburger Post" meldet, ist es bei Versuchen mit den Röntgen-Strahlen den Professoren Ballauff und Kröber an der dortigen Realschule bei St. Johann gelungen, das Verfahren, photographische Bilder mit den Strahlen zu erzeugen, wesentlich zu vereinfachen. Sie erzielten auf der in einem geschlossenen Kasten befindlichen photographischen Platte Schattenbilder von verschiedenen Gegenständen (z. B. Glasplatten), ohne Anwendung einer Crookes'schen oder irgend einer ähnlichen Vacuumröhre, lediglich mit dem Funkenstrom einer Influenzmaschine. — Von einer anderen, im Princip mit dem „Kryptoskop" des Prof. Salvioni in Perugia zusammenfallenden Neuerung berichtet die „Voss. Ztg." wie folgt: „Wie bekannt, ist Prof. Röntgen durch die folgende Beobachtung zur Entdeckung der neuen Strahlen geführt worden. Er sah einen mit Barium-Platin-Cyanür bestrichenen Schirm aufleuchten, sobald durch eine in seiner Nähe befindliche Hittorf'sche Röhre der Inductionsstrom geleitet wurde. Diese Versuchsanordnung benutzt der Berliner Physiker Karl Caroli, wie er uns schreibt, zum Studium medicinischer Objecte mit Hülfe der Röntgen'schen Strahlen. Das zu untersuchende Object wird in einem dunklen Zimmer so placirt, daß auf der einen Seite, sagen wir links vom Object, eine Röntgen-Strahlen aussendende Röhre in Thätigkeit gesetzt wird, während diese mit einem schwarzen Tuch umhüllt ist, und daß rechts vom Object ein Papierschirm, der stark mit Bariumplatincyanür bestrichen ist, aufgestellt wird. Der Effect ist der, daß man durch den Papierschirm hindurch deutlich dasselbe sehen wird, was man sonst durch die Photographie erreicht hat. Auf diese einfache und schnelle Art haben bereits verschiedene Berliner Gelehrte den Nachweis von Fremdkörpern in dem menschlichen Organismus genau nachgewiesen. Der Vorzug dieses Experiments besteht für Aerzte und Experimentirende darin, daß man das zu untersuchende Object während der Beleuchtung durch X-Strahlen nach allen Seiten hin und her bewegen kann, wodurch eine präcisere Bestimmung innerer Theile und ihrer Lage möglich ist. He. Caroli wird seine Versuche in öffentlichen Vorträgen ausführen."

* Bremen. Dem Director des neuen Bremischen Museums für Völker- und Länderkunde und Handel, Dr. Schauinsland, ist von der Akademie der Wissenschaften in Berlin ein Reise-Stipendium von 2000 M. bewilligt worden. Einer Anregung der Akademie folgend, hat sich Schauinsland einen Urlaub auf zehn Monaten bewilligen lassen, um die Insel Lapsan im Stillen Ocean, etwa 260 geographische Meilen nordwestlich von Hawaii, zu besuchen und zu durchforschen. Auf diesem weltentlegenen Eiland hat sich nämlich ein ganz erstaunliches Vogelleben entwickelt; sie wird augenblicklich auf Guano ausgebeutet, wodurch ihre Erreichung leichter geworden ist. Wissenschaftlich ist die Insel nur wenig bekannt, da nur einmal ein Gelehrter, Hr. Palmer, im Auftrage des Barons Walter v. Rothschild sie auf einige Tage besucht hat. Palmer hat als einzige Ausbeute nur eine Sammlung seltener Vögel mitgebracht, das saatige Thier- und Pflanzenleben ist noch unerforscht. Schauinsland will weiter seine Reise dazu benützen, um in den großen Handelsmuseen Amerika's Erfahrungen zu sammeln, die dann dem hiesigen Museum zu Nutzen kommen sollen; er wird das Handelsmuseum der City Hall zu Philadelphia, die Smithsonian Institution zu Milwaukee und Chicago besichtigen und überall neue Tauschverbindungen anknüpfen.

γσ Berlin, 16. Febr. In der gestern stattgehabten ordentlichen Monatssitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" legte nach geschäftlichen Mittheilungen des Vorsitzenden Geh. R. Prof. Dr. Waldeyer zunächst Sanitätsrath Dr. Bartels zwei Zauberhölzer vor, die ihm aus Transvaal durch den Missionar Beuster zugegangen sind. Sie stammen aus Maschonaland, und in den Steinruinen von Symbadie fanden sich ähnliche aus dem Holz von Leguminosen gefertigte Zauberhölzer; solche von den Bassuto stammende sind bekannt, und aus der Stellung der Ornamente von 2, 3 oder 4 Hölzern zu einander, nachdem sie geworfen sind, pflegt man Orakel über den Ausgang des Krieges und dergleichen zu ersehen. — Dr. Glogaer aus Samarang auf Java berichtet über fünf Fälle von Spätlactation oder Säugung durch die Großmutter. — Geh. R. Virchow legte eine ihm durch Dr. Schedel aus Yokohama zugegangene Sammlung von Phalli aus Japan vor, die zum Theil aus Holz, zum Theil aus Metall oder Stein gefertigt sind und in Japan auf öffentlichen Plätzen verkauft werden. Zugleich pflegt man Felsen, die eine dem Phallus ähnliche Gestalt aufweisen, als solchen Verehrung zu widmen. Virchow gibt eine Abhandlung des Amerikaners Badley on Phallicism in Japan bei. — Dr. Rösler sendet aus Schucha in Transkaukasien eine umfangreiche Abhandlung über seine dortigen Gräberfunde, in denen sich die von Virchow behandelten „Gürtelbleche" fanden. Dr. Rösler hat seine Untersuchungen fast bis ins alte medische Gebiet nach Osten hin ausgedehnt. Den Behauptungen russischer Archäologen gegenüber, als seien diese Gräberfunde dem russischen Staate entzogen worden, betont Virchow, daß er kein einziges Stück im Original durch Dr. Rösler erhalten hat, sondern stets nur Zeichnungen oder Photographien ihm zugegangen sind. — Mr. Mason (Washington) weist auf die Aehnlichkeit von Dolchen aus Kupfer und aus Stahl hin, die im südöstlichen Alaska bis zur Mackenzie-Mündung hinauf vorkamen, mit solchen, wie sie Radloff in Sibirien gefunden hat. Diese amerikanischen Dolche sind als Importe und keineswegs als native made zu betrachten. — Rechtsanwalt Walcher (Stuttgart) berichtet über eine Regenbogenschüssel im Anschluß an Virchows Vortrag über diesen Gegenstand in Kassel. — Das Museum von Stralsund hat jüngst zwei sehr alte Gologefäße erworben, die schon 1892 in Langendorf in Vorpommern gefunden, von den Findern indessen als solche nicht erkannt waren. Ja ihrer Form weisen diese Gefäße auf Skandinavien hin, doch ist der Ort ihrer Verfertigung wohl Italien, von wo sie entweder auf Wegen westlich der Elbe oder nach Naugemont über Tirol nach dem Norden gelangt sind. — Dr. Körte legte Schädel und keramische Reste von aus Gräbern, die er bei Bos-Dejük an der deutschen anatolischen Eisenbahn gefunden hat, während seiner zweijährigen Studienreise in Kleinasien, namentlich in Phrygien. Bos-Dejük ist die erste Station auf dem phrygischen Hochland, die die Bahn nach ihrem Anstieg erreicht, es bedeutet „grauer Hügel". Hier finden sich zahlreiche größere und kleinere tumuli, meist in der Ebene, zum Theil an den Straßenzügen, auch in der Gegend der alten Gordium und etwa 5 bis 10 Kilometer längs der Straße von einander entfernt. v. d. Goltz, der gewiegte Kenner Kleinasiens, hält diese tumuli zum Theil für Wachtpostenplätze, doch zeigen manche deutlich den Charakter des Grabes. Es findet sich auf manchen ein Phallus aus Stein, der als ein solcher trotz Hermanns Wort: nullus phallus sine testiculis anzusehen ist. In der Nähe des Grabes des Alyattes, des Vaters des Krösus, bei Sardes, finden wir Reste einer Burg und Reste von Cisternen. Der Boden eines 11 Meter hohen und 40 Meter im Durchmesser messenden Grabes bei Bos-Dejük ist mit Thonscherben bedeckt. Schichten von Asche, Kohle, braungebrannter Erde mit Resten von verkohltem Getreide liegen in dem Grabe über einander; die unterste Brandschicht reicht nicht bis ins Centrum des Hügels, die Sohle ist stark verbrannt, unter die Sohle hinabzudringen, war nicht möglich wegen des Argwohns der Bevölkerung, als suche man dort nach verborgenen Schätzen. In der untersten Schicht wurden fünf Skelette gefunden, nicht alle

gleich stark verbrannt und nicht in gleicher Lage, einige nahe am Rande des tumulus. Dabei fand sich eine reiche Beigabe an Gefäßen und Waffen. Der eigentliche Todte, dem diese Grabstätte errichtet wurde, wird vermuthlich in einer flachen Grube unter der Sohle des Hügels bestattet worden sein, während die gefundenen Skelettreste von Männern und Weibern herrühren mögen, die als Gefangene oder als Sklaven auf dem Scheiterhaufen eines Vornehmen oder eines Fürsten verbrannt wurden, wie Achill zwölf Troer schlachtet zur Leichenfeier des Patroclus. Dieser Vergleich führte den Redner auf die Betonung der Aehnlichkeit nicht nur, sondern der Gleichheit dieses Grabes nach anderer Kleinerer mit den Funden in Hissarlik; auch dort finden sich die Schichten von Asche, Kohle und verbrannter Erde über einander und namentlich haben die beigegebenen Gefäße dieser phrygischen Gräber die gleichen Formen, wie sie sich in der Troas finden und durch Schliemann bekannt geworden sind. Wir haben hier gleichfalls die trojanischen Henkeltassen, Deckel, die Spinnwirtel mit der gleichen Ornamentirung, das Schliemann'sche δέπας ἀμφικύπελλον, die Spitzkelche, die dreieckigen Bürsten mit Löchern für die Borstenbüschel. Es ist dies nicht nur eine Aehnlichkeit, wie sie Dümmler auf Kreta gefunden hat, mit der alttroischen Cultur, vielmehr haben wir hier in Phrygien, und das zeigt sich besonders deutlich an den Vasen, den Steinwaffen, den Elfenbeinarbeiten und Bronzenadeln, die gleiche Cultur, wie sie in Troja bestanden hat und bis in späte Zeiten in Phrygien heimisch war. Die gleiche Schichtung der tumuli, aus Asche, Kohle und verbrannter Erde bestehend, wie bei Bos-Dejük findet sich beim alten Ilios, dem heutigen Schek. In Nagoen fanden sich zwei Thongefäße und zwei Schnabelkannen, bei Gordion und Doryläum ähnliches, den trojanischen Funden gleiches. Der große bloßgelegte tumulus ist in seiner Entstehung so zu denken, daß Jahr für Jahr, so lange die Pietät dauerte, neue Opfer für den vornehmen Todten gespendet wurden und der tumulus endlich durch einen Phallus gekrönt ward. Mehrere tumuli mit gleichem Inhalt dagegen sind flach und deuten nicht auf die Begräbnißstätten reicher und vornehmer Phryger, die auch ethnologisch wohl mit den Troern verwandt sind; nannte man doch im Alterthum die Troer selbst Phryger, wenn auch andere sie für Geleben ausgaben. Man hat sie neuerdings für Semiten, für pelasgische Stämme ausgegeben und Enge hält sie für Thraker. Schon die antike Tradition stellt die Thraker als Brüder der Phryger hin, auch finden wie bei Salomik in Thracien die Midassage localisirt und in einem dort eröffneten tumulus dieselben Schichtfolgen und Gefäßreste wie in den tumuli auf der phrygischen Hochebene; so daß man annehmen wird, die Phryger wie die Troer seien im zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung aus Europa nach Kleinasien gewandert. Die aus Bos-Dejük stammenden Schädel sind ebenso wie die aus Hissarlik stammenden brachycephal, ein männlicher dort gefundener Schädel ist durch Deformation sogar hypsibrachycephal gestaltet mit dem Index 81.2. Er hat nach Virchow mit der thracischen Form oder vielleicht mit dem Schädel der heutigen Armenier Aehnlichkeit. — Dr. v. Luschan legt die Photographie einer Frau aus dem französischen Congo vor, bei der sich Tätowirungen in der Form des Hakenkreuzes finden. Zu den bisher bekannten zwei Centren, in denen das Ornament des Hakenkreuzes auftritt, Indien und Ostasien, überhaupt im Gebiete des Buddhismus und im östlichen Mittelmeerbecken bis östlich von Buchara und Samarkand, tritt nun das westliche Afrika als drittes Centrum für dieses Ornament. Da es sich auch auf Gewichtsstücken bei den Aschanti findet, so entsteht die Frage, ob es nicht etwa aus Europa dorthin importirt ist. Man glaubt nun allerdings, schon in der Hallstattperiode eine solche Verbindung als bestehend annehmen zu müssen, so daß auch diese Verbreitung des Hakenkreuzes hiemit sich erklären könnte. — Dr. Busse legte Proben seiner Funde auf märkischen Gräberfeldern vor. Bei Wilmersdorf hat er 130 Gefäße ausgegraben, 51 davon enthielten Leichenbrand und die üblichen Beigaben. Auf einer Urne fand sich ein geschliffenes Steinbeil. Die Bronzefunde sind gering, Pfeilspitzen, Nadeln, Ringe, Theile von Armbändern und ein sehr schöner Nagelhaken befinden sich darunter. Die Urnen sind Beispiele von verschiedenen Typen. — Virchow sprach alsdann über die Skelettknochen und Haarperücken der Inkas aus Mexico, die ihm der Reisende Stevens, dessen gegenwärtiger Aufenthalt unbekannt ist, zugeschickt hat. Die Inkas sind im Süden des Westabhangs des Centralgebirgsstocks von Malacca auffällig und zeigen einen sehr ausgeprägten Zwergentypus. Der Schädel zeigt sich als wohl ausgebildet, mit breiter und tiefer Nase, aber als durchaus brachycephal, hat den Index 79.8, zeigt eine hohe Pergamethie, doch durchaus nichts Pithekoides. Virchow stellte die Skelette der Inkas in Parallele mit solchen der Andamanen von den Mincopen westlich vorgelagerten Inseln einerseits und andererseits mit Skelettresten der Ewe oder Accrazwerge aus Afrika; stets erwiesen sich die Inkas als die kleinste Race von 1188 mm bis zu 1405 mm Durchschnittsgröße. Die Inkas können wegen ihrer glatten und leicht gewellten Haare nicht als Negritos angesehen werden, sie passen darum nicht völlig zu den ihnen benachbarten Stämmen. — Dr. Goetze sprach über eine Feuersteinwerkstätte in Thüringen bei Arnstadt, wo doch kein eigentlicher Feuerstein häufig ist, und betonte, daß schon zur Steinzeit nordische Stücke wohl hierher gekommen sind; dann schloß er die Mittheilung der zahlreichen Existenz von Wallburgen in Thüringen prähistorischen Ursprungs, von der Steinzeit bis zur La Tèneperiode reichend, wie uns den Geräthen hervorgeht, die sich in diesen Burgen gefunden haben. Bei einzelnen der Wälle ist ihr Charakter, ob sie Erdwälle oder Braudwälle darstellen, noch nicht näher untersucht. An der Ilm finden sich solche Befestigungen oder Zufluchtsstätten, so die „Himmelsburg", die wohl in ihrem Namen mit Heimdal zusammenhängt, von der eine lederne Brücke zum Himmel führen soll, wie es in einer Localsage heißt. Dies deutet vielleicht auf die Brücke, die nach der Edda aus Heimdals Wohnung zum Himmel führt; ferner stellen der Ettersberg bei Bad Sulza und der Ettersberg bei Weimar wohl auch solche Wallburgen dar, die bisher nicht beachtet worden sind. — Zum Schlusse stellte Dr. v. Luschan einen erwachsenen, 1 m 47 großen Wajao vor, den er seiner ganzen Erscheinung nach für einen Pygmäen hält.

* **Wien**, 15. Febr. „Gestatten Sie einem eifrigen Leser Ihres Blattes einige Bemerkungen im Anschlusse an den in Nummer 23 d. J. der „Beilage" enthaltenen dankenswerthen **Quellennachweis für Grillparzers Fragment**, dem man nun ja wohl den Namen „Heimath aus Rache" beilegen kann. Derselbe Stoff ist aber schon im 18. Jahrhundert aus dem „Gil Blas" in die deutsche Literatur gedrungen, und zwar ist der Vermittler kein anderer als Lessing. James Thomson, der bekannte Dichter der „Jahreszeiten", verfaßte 1744 ein Drama „Tancred and Sigismundu" in engstem Anschlusse an Le Sage. (Gesammtausgabe Edinburgh 1768, ferner in verschiedenen Dramensammlungen von Bell, Jachnld, Dibdin, Cumberland u. a.) Lessing nun übersetzt 1756 „Des Herrn Jacob Thomson sämmtliche Trauerspiele" in gewohnter Prosa; schon 1754 hatte er in seiner Biographie Thomsons (Hempel 11, 1, 249) auf das (auch von Thomson nicht verschwiegene) Verhältniß des „Tancred" zum Gil Blas hingewiesen. Er beurtheilte das Stück ungleich vortheilhafter als spätere englische Herausgeber, z. B. Cumberland, und machte noch 1775 während seiner sicilischen Reise (19, 622) auf andere Bearbeitungen desselben Stoffes durch die Italiener Maggoli bei Roate (1771) und Calini und den Franzosen Saurin aufmerksam. Eine in Aussicht gestellte Studie über Thomsons Dramen hat Lessing leider nicht geliefert. Acht Jahre nach ihm übersetzt Johann Heinrich Schlegel, ein Oheim der Romantiker, das Stück abermals, diesmal in Blankversen, und durchforscht (freilich vergeblich) die sicilische Geschichte auf den Stoff hin. Zweimal also und an recht sichtbarer Stelle ist der Stoff der „Heirath aus Rache" schon vor Zedlitz und Grillparzer aus Le Sage mit dem Umwege über Thomson in der deutschen Literatur zutage getreten. Eine Beziehung zwischen Thomson-Lessing und Grillparzer dürfte ebenso schwer zu leugnen als zu behaupten sein." Dr. Robert F. Arnold.

* **Paris.** Zu den Sitz Alexandre Dumas' in der **Académie**, den Emile Zola sich schon gesichert zu haben glaubt, candidiren nunmehr noch noch Henry Becque und der unermüdliche Hr. de Kernuon, dessen Name mit großer Regelmäßigkeit bei allen Wahlen mit der Ziffer 0 figurirt.

* **Rom.** Die R. Accademia dei Lincei hat im Jahre 1885 im Stande ihrer auswärtigen Mitglieder folgende **Veränderungen** erfahren. Durch den **Tod ausgeschieden** sind: A. Cayley (Cambridge), L. Schläfli (Bern), J. Dana (New-Haven), C. Ludwig (Leipzig), F. E. Neumann (Königsberg), Th. Huxley (London), H. N. Gaeist (Berlin), H. v. Sybel (Berlin), Mich. Geffroy (Paris), L. Pasteur (Paris), J. Barthélemy-Saint Hilaire (Paris), C. H. Rawlinson (London). **Neu gewählt** wurden: die Mathematiker C. Jordan (Paris) und G. Salmon (Dublin), der Astronom S. Newcomb (Baltimore), die Physiker H. Wild (jetzt Zürich), der Anatom A. Kölliker (Würzburg), der Aegyptolog G. Maspero (Paris) und der Nationalökonom E. Cheysson (Paris).

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 19. Februar. Nummer 41.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gräfin Elise Bernstorff. — Die Binnenschiffahrt der Vereinigten Staaten und ihre Zukunftswege. II. Von W. Berdrow. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gräfin Elise Bernstorff.[1])

H. v. W. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß auch bei uns, wie schon lange in Frankreich und England, sich die Familienarchive zu öffnen anfangen und ihre Schätze zur allgemeinen Kenntniß darlegen. Alle solche Aufzeichnungen sind, wenn ihre Echtheit feststeht, für die politische, sowie für die Culturgeschichte unsres Volkes von Werth.

Zu dem hier vorliegenden Werke scheint der große Anklang, welchen die auch in unsrer Zeitung seinerzeit angezeigten Denkwürdigkeiten Gabriele v. Bülows gefunden, den Anstoß und die Ermuthigung gegeben zu haben. Der Erfolg dieses letzteren Buches ist nun zwar in erster Linie auf die in der Mitte stehende Heroengestalt Wilhelm v. Humboldts zurückzuführen, mit welchem der Gatte der Gräfin Elise v. Bernstorff, der Graf Christian, ein so guter Christ und Familienvater er auch gewesen sein mag, sich als Staatsmann nicht vergleichen läßt.

Dafür wirkt aber als Entschädigung, daß er zuerst als dänischer Premierminister, dann als Gesandter in Wien während des Congresses, später in gleicher Eigenschaft in Berlin und zuletzt dort Minister der auswärtigen Angelegenheiten, nicht nur selbst zu den Fürstlichkeiten und allen anderen hervorragenden Persönlichkeiten intimen Zugang fand, sondern daß auch seine lebhafte, kluge, schöne, viel jüngere Frau einen freien Einblick in alle jene Verhältnisse erhielt und ihre Eindrücke frischweg ihrem Tagebuche anvertrauen konnte. Während Wilhelm v. Humboldt die Hofluft zuwider war, bewegte sich das Bernstorff'sche Ehepaar mit Vorliebe darin. Daher gewähren die hier vorliegenden Denkwürdigkeiten einen reicheren Einblick in die Charaktere der leitenden Persönlichkeiten und in die Anschauungen der Herrscherfamilien in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts.

Es sind diese Denkwürdigkeiten aus Tagebuchblättern der Verfasserin und aus Briefen, welche dieselbe bewahrte, zusammengesetzt, und es bot sich eine Gelegenheit zur Ergänzung derselben, zur Abfassung einer Art Lebensbeschreibung dar, als der Tod ihr den Gemahl von der Seite nahm und zugleich die Krankheit einer Tochter sie nöthigte, sich für den Rest ihres Lebens in eine kleine Stadt im sächsischen Erzgebirge zurückzuziehen.

Die jetzige Veröffentlichung verdanken wir einer Enkelin, Elise v. d. Busche-Kessell, der Tochter ihrer ältesten Tochter.

Sie selbst wurde am 27. Januar 1789 in Kopenhagen geboren, wo ihr Vater, Graf v. Dernath, angestellt war. Ihre Mutter war eine Tochter des ausgezeichneten Staatsmannes und Leiters des dänischen Ministeriums, Andreas Petrus Grafen v. Bernstorff, dem die Geschichte ein ehrenvolles Andenken bewahrt hat. Er hinterließ bei seinem Tode ein glänzendes Vermögen, Güter in Mecklenburg und Holstein, ein Palais in Kopenhagen und in der Nähe dieser Stadt das berühmte Schloß am Meere, welches noch jetzt seinen Namen trägt.

Da er neun Kinder hatte, zersplitterte sich indessen dieser bedeutende Nachlaß und keiner seiner Nachkommen hat daraus wohl mehr als ein mäßiges Einkommen erhalten.

Elise erblühte sehr anmuthig, so daß sie, kaum erwachsen, in zweien der unverheiratheten Brüder ihrer Mutter Liebesneigungen erweckte. Der jüngste Onkel Magnus, nur acht Jahr älter als sie selbst, hielt mit einer Erklärung seiner Gefühle zurück, bis es zu spät war und er bemerkte, daß sein zehn Jahr älterer Bruder Christian seine Augen ebenfalls auf die Nichte geworfen hatte. Mit diesem, welcher bereits die höchste amtliche Stelle in Dänemark als Nachfolger seines verstorbenen Vaters einnahm, zu concurriren, erschien ihm, der nichts verdiente, aussichtslos und so verließ er bald Dänemark, um seinen Kummer auswärts zu verbergen. Wenn man zwischen den Zeilen lesen will, war er seiner Nichte vielleicht nicht ganz gleichgültig gewesen; denn obgleich sie später in ganz hingebender Liebe zu ihrem Manne sich immer gleich blieb, so fand sich doch namentlich im Anfang ihrer Ehe öfters Gelegenheit, den zwischen ihnen bestehenden Altersunterschied zu empfinden.

Die für ferner stehende Leser interessantesten Aufzeichnungen datiren aus Wien, wohin Graf Christian im Herbst 1811 als dänischer Gesandter versetzt wurde und während der ganzen Zeit des Congresses verweilte. Wir entsinnen uns nicht, eine lebhaftere und farbenreichere Schilderung dieses europäischen Völkerfestes, welches in gewissem Sinne dem Gefühl der Erlösung aus Napoleons drückender Herrschaft entsprang, gelesen zu haben, als es der Gräfin Elise Bernstorff gelungen ist, sie in ihrem Tagebuche zu geben. Nicht nur mit den Kaisern und Königen und anderen Souveränen, welche zur Neuordnung des zerrütteten Deutschlands in Wien zusammengekommen waren, sondern auch mit allen anderen, theils der Geschäfte, theils des Vergnügens wegen dort versammelten hervorragenden Männern und Frauen trat sie in persönlichen Verkehr und vermerkte den Eindruck, welchen sie empfangen, in naiver, den Stempel echter Wahrheit tragender Weise.

Unter den Königen nimmt natürlich der dänische in ihrer Werthschätzung den ersten Platz ein. Die schlichte Freundlichkeit seines Wesens, seine heitere, anspruchslose, liebenswürdige Haltung bewirkten es, daß er trotz seiner abstoßenden äußeren Erscheinung überall die Herzen gewann und nach ihrer Ansicht auch bei den Wienern am populärsten wurde. Aus einer kleinen Episode, welche für Bayern interessant ist, läßt sich ersehen, daß die junge Gräfin, damals erst im Anfang der zwanziger Jahre stehend,

[1]) Gräfin Elise v. Bernstorff, geborene Gräfin v. Dernath. Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835. Aus ihren Aufzeichnungen. 2 Bände 8°. Berlin, Mittler u. Sohn 1896.

Digitized by Google

eine ungemein anmuthige Erscheinung gewesen sein muß — wovon das dem Buche beigegebene Portrait leider nichts erkennen läßt.

Bei einem Feste, welches der Fürst Metternich am 2. October 1814 gab, war auch die Gräfin Elise Bernstorff anwesend und sie schrieb darüber in ihr Tagebuch Folgendes: „Der Wirth gab es auf, die Menge mit einander bekannt zu machen, und auch ich, des Fragens überdrüssig, erwartete von der Zeit und Gelegenheit die Bekanntschaft dieser neuen Gäste. Da fiel mir die wunderlich zutrauliche Anrede eines deutschen Jünglings höchst lästig auf, seine unbescheidene Annäherung trieb mich immer mehr in die Enge, bis ich mich zwischen eine Console und den so bekannt thuenden Fremdling eingeklemmt hatte.

„Endlich befreite mich eine Antwort, die ihn stutzig machte, von seiner unbequemen Nähe; er hatte sein Erstaunen geäußert, daß ich so gut deutsch und nicht lieber ungarisch spräche; als er aber hörte, ich könne kein Ungarisch, ich sei ja keine Ungarin, eilte er von mir hinweg, um meinen Namen zu erfragen, und da ich ein gleiches auch gethan, wußte ich, daß der sogleich zu mir wieder Zurückkehrende der Kronprinz von Bayern sei. Dies konnte mich jedoch nicht mit seiner Art und Weise aussöhnen, so groß auch das Compliment war, als er mir sagte, er hätte mich für Julie Zichy gehalten. (Die schöne Julie Zichy, geborene Gräfin Festetics, deren Madonnengesicht selbst auf den ernsten König von Preußen tiefen Eindruck gemacht hatte.) Jetzt äußerte er dasselbe Erstaunen abermals über meine deutsche Sprache, da ich ja doch eine Dänin sei, und so sehr ich mich wehrte, indem ich als Holsteinerin mich für eine Deutsche rechnen könne und wolle, ließ er doch nicht von seiner einmal gefaßten Idee ab und neckte mich auch späterhin immer wieder mit den Eigenheiten der Däninnen, mit ihrer Sprödigkeit u. s. w.

„Den etwas älteren Kronprinzen von Württemberg lernte ich nicht erst in dieser Versammlung kennen, sondern schon früher bei meiner Freundin Gräfin Beroldingen, in deren Hause, als dem württembergischen Gesandtschaftshotel, er für die Congreßzeit eine Wohnung genommen hatte. Dieser Bekanntschaft ungeachtet, überraschte es mich einige Tage später aufs höchste, als er, der den Pas unmittelbar hinter dem Kaiser Alexander hatte, mich aus einem zahlreichen Damenkreise herausholte, um mir seinen Arm zu bieten.

„Dies geschah auf dem ersten Privatfest während des Congresses. Die Wittwe des Generalissimus Fürsten Bagration hatte dieses Fest veranstaltet und nur Damen dazu eingeladen, die sich durch Schönheit oder Jugend auszeichneten. Diese Damen wurden auf Bänke placirt an den Wänden des Tanzsaales, der wie ein großes Zelt drapirt und mit Trophäen geschmückt war. Keiner der männlichen Gäste durfte den Fuß in dieses Heiligthum setzen, ehe die schöne Wirthin ihren Kaiser hineingeführt und ihn auf eine graciöse Weise diesem Damenkreise vorgestellt hatte. Bevor noch der Tanz begann, war die Wallfahrt in den Speisesaal angetreten, an der Spitze des Zuges die Fürstin Bagration am Arme des kaiserlichen Gastes und dann ich mit dem Kronprinzen von Württemberg."

Man sieht, welch ein Kranz von schönen Frauen sich damals in Wien zusammengefunden hatte. Der Kaiser, welchen die Fürstin Bagration hereinführt, war der Kaiser Alexander von Rußland, welcher kurz vorher mit dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, vom Kaiser Franz eingeholt, in Wien feierlich eingezogen war.

Bei einer Vergleichung der drei Herrscher gibt die Gräfin ihr Urtheil dahin ab, daß Alexander ihr wegen seiner gar zu freundlichen Miene und seines gesucht freundlichen Wesens nicht gefallen habe, daß des Königs von Preußen würdige, edle Haltung zwar allgemein den Beifall, den er weder gesucht, noch gewünscht, gewonnen habe, daß er ihr aber zu ernst erschienen sei. Ihr selbst gefiel ihres lieben Kaisers Franz natürlich lässige Haltung und wohlwollende Freundlichkeit am besten. Es scheint indessen, als ob sie selbst auf den Kaiser Alexander einen tieferen Eindruck gemacht hätte, als sie ahnte; wenigstens erzählt sie, daß bei einem großen Ballfeste, welches der alte Admiral Sidney-Smith gegeben, der Kaiser sie in einem Winkel hinter einem Postament aufgefunden, mit großer Courtoisie ihre Hand ergriffen und die große Stelle geküßt habe, die zum Unglück ein zerrissener Handschuh freigelassen — „eine Vertraulichkeit, die mich beinahe aus der Fassung brachte".

So lange die Souveräne in Wien anwesend waren, drängte ein Fest das andere. Jeder Souverän sah sich in eine Lage versetzt, in welcher er keine der Bequemlichkeiten seines eigenen Hofes vermissen sollte; Wohnung, Hofstaat, Equipage, alles wurde vom kaiserlichen Gastgeber geliefert, so daß die tägliche Bewirthung allein 500,000 Gulden gekostet haben soll. Damals sprach der alte Fürst de Ligne das berühmte Wort: „Le congrès danse, mais il ne marche pas". Er galt als der Spaßmacher des Congresses und beschloß während desselben im December 1814 seine Laufbahn, auf diese Weise in den allgemeinen Vergnügungstaumel eine ernstere Mahnung hineinmischend.

An allen Festlichkeiten, Maskenbällen, Aufführungen Händel'scher Oratorien, Reiterfesten u. dgl. scheint die Gräfin theilgenommen zu haben, außerdem an zahlreichen Diners, zu denen man sich bemühte sie zu gewinnen. Auch bei Gentz, der als Metternichs rechte Hand galt, war sie öfters zu ausgesuchten kleinen Diners anwesend. Die Rahel, Varnhagens Gattin, wurde zu einem dieser Diners ebenfalls eingeladen und schreibt darüber am 7. December 1814 an ihren Mann, sie sei im Begriff, „mit der Gräfin Bernstorff bei Gentz zu speisen, mit Graf Christians Frau, von der sie einen so reizend unschuldigen Brief gesehen habe, und die so gründlich und eigenmächtig geschеidt sei, daß sie ihr ganz merkwürdig sei".

Dieser Brief kam der Gräfin Bernstorff zu Gesicht, und sie amüsirten sich beide, Mann und Frau, über den Ausdruck „so eigenmächtig geschеidt". Gentz verstand es, die ausgesuchtesten kleinen Diners zu veranstalten, „ausgesucht durch die Gesellschaft, die er bei sich zu vereinigen wußte, ausgesucht durch die Delicatesse der Gerichte, die er aus Süd, Ost, West und Nord zusammenkommen ließ. Originell scheußlich war der Eingang zu seiner Wohnung; die Einfahrt in den Hof schien mir halsbrechend, die Hausthüre drohte durch ihre Niedrigkeit meinen Kopfputz zu zertrümmern, die Treppe, dunkel und steil, ließ nicht ahnen, zu welchem Quartier sie führe. In diesen kleinen Stuben war alles aufgehäuft, was Reichthum, Geschmack und die raffinirteste Eleganz nur ausfindig zu machen gewußt. Dem Gesichts- und Geruchsinn, der Bequemlichkeit war auf alle Weise geschmeichelt. Der Wirth zeigte sich bei dieser Gelegenheit in seiner ganzen Liebenswürdigkeit, und selten erlebte ich Vereine, in denen Munterkeit und Witz, Verstand und Feinheit sich auf so hinreißende Weise mittheilten, wo jeder auf so eigenthümliche Art sich selbst und die Gesellschaft amüsirte."

Wie wenig freundschaftliche Gefühle Metternich für seinen treuen Mitarbeiter im Herzen hegte, geht aus einem der ernsten Veranlassung, sowie des hohen Staatsmannes unwürdigen Scherze hervor, den er sich bald darauf, als Napoleon von Elba nach Frankreich zurückgekehrt war, mit ihm erlaubte. Er ließ nämlich in die von Gentz gelesene Zeitung, aber nur in das für ihn bestimmte Zeitungsexemplar, ein fingirtes Manifest hinein drucken, worin Napoleon eine Belohnung von vielen tausend Ducaten

Digitized by Google

demjenigen verhieß, der ihm Gentz todt oder lebendig ausliefere oder nur Beweise seiner Ermordung beibrächte. Zu seinem größten Gaudium erfuhr er am andern Morgen auch, daß Gentz vor Schrecken beinahe gelähmt worden sei.

Der Eindruck, welchen Talleyrand bei einem Diner machte, zu welchem er die Gräfin — tactloserweise als einzige Dame — eingeladen hatte, war sehr unvortheilhaft. Sie schreibt darüber, „mir will's gar nicht gemüthlich dort werden; für die weit- und weitberühmte Liebenswürdigkeit des Hausherrn habe ich keinen Sinn, vielleicht weil er sehr leise spricht und ich nur mit großer Mühe einige seiner Worte erhasche. Sein Aeußeres widersteht mir; die starren Züge, aus denen fast wider seinen Willen Funken von Verstand hervorblitzen und in denen man vergebens eine Regung von Gefühl oder nur von Gemüthlichkeit, von Behaglichkeit sucht, sind mir entsetzlich, und gleitet mein erschrockener Blick an ihm herab, so muß mich der Klumpfuß vollends erschrecken, in dem er mich an den Herrn Gevatter mahnt. Es ward einmal von Talleyrand gesprochen, man sagte, er sei eigentlich gutmüthig; seine Eigenheiten abgerechnet, wie die Wechselwirkung seines Wesens und der Welt sie ihm auferlegten, sei er gar nicht böse. „Je le crois bien," sagte R., „il n'a pas besoin d'être méchant, la nature l'a été pour lui.""

So einmüthig und einträchtig Fürsten und Minister vor dem Publicum verkehrten, so war doch, wie bekannt, dieser Anschein trügerisch, und im Monat Januar 1815 waren die immer zunehmenden Zwistigkeiten so weit gediehen, daß der Congreß beinahe auseinandergesprengt worden wäre. Die Gräfin vermerkt in ihrem Tagebuch: der König Frederik habe ihr am 16. Januar erzählt, Kaiser Alexander habe nicht nur Metternichs Einladung zum Ball abgelehnt, sondern dem „Nein" hinzufügen lassen, lieber wolle er sich mit ihm auf Pistolen schlagen. So war es wirklich für die europäischen Verhältnisse eine günstige Wendung, daß Napoleon seine Freiheit wieder erlangte und die Fürsten sich zu seiner Ueberwältigung nothgedrungen mit einander vertragen mußten.

Der Congreß glich jetzt, nach den Worten der Gräfin Elise, einem Schauspiele bei brennendem Hause, dessen letzten Act die Schauspieler nicht hatten ausspielen können. In aller Eile waren noch einige wichtige Beschlüsse gefaßt, die deutsche Reichsverfassung zusammengeflickt worden, wie sich die Verfasserin ausdrückt, aber in der Eile war eine Clausel in die Bundesacte aufgenommen worden, welche, wie ihr Mann sich geäußert, dem eilfertigen Leichtsinn und der schwächlichen Nachgiebigkeit der Bevollmächtigten und der Fürsten zur Last zu legen war. Sie meint damit die Bestimmung, wonach in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung eingeführt werden solle.

Die persönliche Bekanntschaft, welche der König von Preußen mit dem gräflich Bernstorff'schen Ehepaar gemacht, und der Umstand, daß der Staatskanzler Fürst Hardenberg in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu demselben stand, dies beides war wohl die Ursache, weßhalb Friedrich Wilhelm III. den Grafen Christian nach Berlin zu ziehen suchte, erst als dänischen Gesandten, aber schon zwei Jahre darauf als preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Ueber die Thätigkeit des Grafen in politischer Beziehung können uns die Aufzeichnungen seiner Gattin selbstverständlich nichts Neues oder Zuverlässiges bieten. In ihren Augen blieb er jederzeit der pflichttreue, seiner Aufgabe in jeder Weise gewachsene Diener des Königs. Die Geschichte hat anders über ihn geurtheilt, indem sie es ihm zum Vorwurf gemacht hat, daß er als Däne kein Verständniß für die damaligen Forderungen des deutschen Volksgeistes gehabt, sondern nur von einem Congreß zum andern geeilt sei, um im Banne der Metternich'schen Politik als Wortführer seines altersschwachen Oheims Hardenberg auch Preußen aus Demagogenfurcht zur Unterdrückung aller freimüthigen Regungen zu verpflichten.

Manche interessante Mittheilungen bringen uns indessen jetzt die Aufzeichnungen der Gräfin Elise über das letzte Decennium der Regierung Friedrich Wilhelms III.

Auf ihren, der Gräfin, Wunsch wurde das dem früheren russischen Gesandten Grafen Alopeus gehörige Haus, das noch jetzt die Bureaux des Auswärtigen Amtes enthält, mit dem werthvollen Inventar und dem großen Garten angekauft und dem Minister als Dienstwohnung überwiesen. Die Nachbarschaft der Radziwill'schen Familie im Hause Nr. 77 führte natürlich zu einer Verengerung der Freundschaftsbande, welche schon vorher zwischen den beiden Familien bestanden hatten, und insbesondere mit der Prinzessin Elisa scheint sich die Gräfin Elise eng befreundet zu haben.

Aus ihren Aufzeichnungen entnehmen wir nun sichere Aufschlüsse über das uns Deutsche in hohem Grade interessirende Herzensbündniß, welches unser Kaiser Wilhelm in jungen Jahren mit der Prinzessin Elisa Radziwill abgeschlossen haben soll und über das bisher keine bestimmte Andeutung vorlag.

Bei dem nahen verwandtschaftlichen Verhältniß, welches dadurch zwischen der königlichen und der Radziwill'schen Familie gegründet worden war, daß die preußische Prinzessin Luise den Fürsten Radziwill geheirathet hatte, war es natürlich, daß die gleichalterigen Kinder beider Familien ungenirt und auf gleichem Fuße mit einander verkehrten. Ebenso natürlich war es, daß alsdann bei heranreifenden Jahren zwischen dem ritterlichen Prinzen Wilhelm und der anmuthigen Prinzessin Elisa sich eine ernste Neigung entwickelte. Der König war indessen, wie die Gräfin Bernstorff versichert, von der Liebe seines Sohnes zur Prinzessin beim Beginne nicht unterrichtet (Theil I, S. 278); später scheint er indessen die Heirath nicht für unzulässig gehalten zu haben. Als es indessen dahin kam, ein bestimmtes Urtheil abzugeben, entschied eine vom König eingesetzte Commission, daß eine Ehe mit der Prinzessin den Kindern die Ebenbürtigkeit nicht sichern würde.

Dem Prinzen scheint die ihm von seinem Vater nun auferlegte Trennung von derjenigen, welcher er seine erste und, wie es scheint, einzige Liebe gewidmet hat, schwerer geworden zu sein, als seiner Geliebten; wenigstens dauerte es sieben Jahre, bis er sich dazu entschloß, der Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar die Hand zu reichen. Vor der Vermählung besuchte er die Gräfin Bernstorff, und als sie ihm ihren etwas gezwungenen Glückwunsch aussprach, ging er in seiner Antwort schnell darüber hinweg, faßte aber ihre beiden Hände in großer Bewegung und sagte: „Ich werde Elisa wiedersehen, ich gehe nach Antonin" — wo sich damals die Radziwill'sche Familie aufhielt. Als er der Gräfin ihren Schrecken darüber ansah, setzte er hinzu, „meine Schwiegermutter hat mir selbst den Wunsch ausgesprochen, daß dieses mein erstes Wiedersehen vor meiner Vermählung überstanden würde."

Elisa's Schicksal war recht traurig. Als sie im Jahre 1830 nach Berlin zurückkehrte, erschien sie zwar lieblicher als je, „ihr Herz hatte", wie die Gräfin schreibt, „nicht nur entsagt, sondern war ganz frei, so daß sie sich dahin äußerte: es waren jene Jahre schöne und gesegnete, deren Andenken mich mit dem heißesten Dank gegen den Vater der Liebe erfüllt." Die Neigung für den Prinzen Wilhelm mußte indessen damals völlig aus ihrem Herzen entschwunden gewesen sein, denn Anfang der dreißiger Jahre enthielt sie einem Fürsten von Schwarzenberg, welcher sie in Teplitz kennen gelernt hatte und der ihr seine Liebe erklärte, ihre Gegenliebe nicht vor, so daß die Vermählung

bald als beschlossene Sache galt und die Radziwill'schen Eltern sich durch die Liebenswürdigkeit des Fürsten sogar in so hohem Grade täuschen ließen, daß sie den künftigen Schwiegersohn von großen Schulden, die auf seinen polnischen Gütern lasteten, befreiten. Kaum hatte dieser gewissenlose Kumpan diesen Hauptzweck erreicht, so zog er sich unter allerhand Vorwänden zurück und das arme betrogene Mädchen mußte den Kummer über diesen nichtswürdigen Verrath durchkämpfen. Seit dieser Zeit litt ihre Gesundheit ernstlich, sie hatte mehreremale einen Blutsturz und starb nach Jahresfrist.

In gleicher Weise wie Friedrich Wilhelm III. den von ihm dringend gehegten Wunsch, die Heirath des Prinzen Wilhelm mit der Radziwill'schen Tochter zu ermöglichen, seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit geopfert hatte, auf das Staatswohl in erster Linie Rücksicht zu nehmen, in derselben Weise hielt er auch an der Hofetikette fest.

Aus des Bischofs Eylert „Charakterzügen und historischen Fragmenten“ [1]) geht hervor, daß der König vor Eingehen seiner zweiten Ehe eine längere Unterredung mit diesem Geistlichen, zu dem er ein großes Vertrauen hatte, gehalten hat. Kein Unbefangener wird beim Lesen dieser wahrhaften Herzensergießung umhin können, die Gründe, welche zur zweiten Vermählung führten, durchaus zu billigen.

Völlig ungerechtfertigt war es daher, daß sich nach Bekanntwerden derselben insbesondere in den höheren Classen der Gesellschaft, auch in den dem Grafen Bernstorff verwandten Kreisen, lauter Tadel hörbar machte. Die Gräfin Elise hat sich zwar, von Tact und Gerechtigkeitsgefühl geleitet, von dergleichen einseitigen Beurtheilungen ferngehalten, aber sie kann sich doch nicht enthalten, die Haltung des Königs zur Fürstin einer herben Kritik zu unterziehen. So schreibt sie bei Gelegenheit der Vermählungsfeier der Prinzessin Luise mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande: „Unter den Bildern meiner Erinnerung heben sich nur zwei hervor; vor allem das betrübte der schmerzlichen Zurücksetzung unsrer armen, kleinen Fürstin Liegnitz und ihrer vielleicht noch schmerzlicheren Verlassenheit während der verschiedenen feierlichen Acte des Festes. Der Trauung wohnte sie bei und dem Fackeltanz; während des Soupers aber und des öffentlichen Spiels mußte sie sich zurückziehen. Aber auch während sie da war, verlor sie sich im Gedränge, und nur ihr scharlachrother Federbusch blieb ein Wegweiser für meine Augen, um sie wiederzufinden. Diesem unbehaglichen Bilde reiht sich aber ein anderes, ein recht vornehm graziöses an, und ich sehe noch einmal im Geiste die hohe Braut, wie sie so würdevoll bei dem Fackeltanz daherschritt.“

Man würde dem König bittres Unrecht zufügen, wenn man als Grund der hier geschilderten Behandlung der Fürstin Liegnitz Mangel an Liebe und Achtung erblicken wollte; nichts lag ihm ferner als dies. Aber die Vermählungsfeier war als eine Staatsaction anzusehen, bei welcher die Hofetikette über die Rangverhältnisse ohne Zuthun des Königs entschied; und da die Fürstin Liegnitz weder zum königlichen Hause, noch zum diplomatischen Corps gehörte, so mußte sie sich eben den vorgeschriebenen Regeln fügen — es ist dies übrigens auch noch heutigen Tages an monarchischen Höfen hinsichtlich der morganatisch Vermählten Sitte des Hofes.

Die hier aus dem Bernstorff'schen Buche hervorgehobenen Stellen allgemeinen Interesses sind umgeben von einer Fülle kleinerer Erzählungen, welche alles das zum Gegenstande haben, was die Bernstorff'sche Familie selbst, sowie die vielen, mit ihr verwandten und verschwägerten holsteinischen, niedersächsischen und westfälischen adeligen Familien speciell angeht. Diese werden beim Durchblättern der Aufzeichnungen der liebenswürdigen Verfasserin reicheren Genuß finden, als ferner stehende Leser.

[1]) Th. III, Abth. 2, S. 238 flgd.

Die Binnenschiffahrt der Vereinigten Staaten und ihre Zukunftswege.

Von W. Berdrow.

II.

Die Verbindung der Canadischen Seen mit dem Atlantischen Ocean mußte für den Handel der Vereinigten Staaten im Anfang unsres Jahrhunderts noch von größerer Bedeutung sein als jetzt. Fast alle Orte von Industrie und Gewicht lagen an der Ostküste des Landes oder an jenen breiten und tiefen Fluthtrichtern, welche die östlichen Küstenflüsse der Vereinigten Staaten auszeichnen und für den Handel so werthvoll machen. Erze für die damals in ihrem ersten Auftreten begriffene Industrie gab es an den Seen in unerschöpflicher Menge; Eisenbahnen, sie zu transportiren, existirten noch nicht, und ebenso drängten die Kohlenschätze des Ostens zu einer wohlfeilen Beförderung nach den Plätzen des Innern. Solchen Gründen und außerdem der von der Küste mehr und mehr ins Hinterland vordringenden Kornproduction, die wiederum gen Osten, dem Wasser zu, strebte, entsprang die Periode großartiger Canalbauten, welche in den 20er Jahren den ganzen Osten der Union überzogen, und von denen ein Theil, meist verbessert und vergrößert, noch heute in Benützung steht, während ein anderer in den folgenden Jahrzehnten mit einer seltenen Ruchlosigkeit von habgierigen Eisenbahnmagnaten vernichtet oder todtgemacht wurde. Zu den ersteren gehört der, in den Jahren 1817—1825 erbaute, große Erie-Canal, einer der längsten Canäle der Welt. Da man sich von einer Verbindung der Küste mit dem weit näheren und tiefer liegenden Ontario-See wegen der Niagarafälle, deren Umgehungscanal damals noch nicht existirte, nichts versprechen konnte, so mußte der gesuchte Wasserweg den nächst oberen, den Erie-See erstreben, den von Albany, dem Anfangspunkt des Canals, eine Höhendifferenz von 170 Meter und eine Entfernung von 570 Kilometer trennt. Von Albany ist, auf dem tiefen Fahrwasser des Hudson, New-York durch Schiffe jeder Größe zu erreichen.

Was die technische Ausführung des Erie-Canals betrifft, so waren die bedeutenden Höhendifferenzen das größte Hinderniß. Von dem Schutzhafen, welcher für die Canalboote bei Buffalo im Erie-See angelegt wurde, hob sich der Lauf zunächst um weitere 115 Meter, um in der Höhe von Lockport den Kamm des Küstengebirges zu erreichen, so daß der Scheitelpunkt gegen 300 Meter über dem Meere liegt. [1]) Von hier windet sich der Canal in mehrfachen Hebungen und Senkungen über einige kleine Wasserscheiden, überschreitet den Genesee nebst einigen anderen unbedeutenden Gewässern, passirt Rochester, Syrakus und tritt nun in eine ununterbrochene Haupthaltung von 113 Kilometer Länge ein, welche bis ins Thal des Mohawk reicht. Neben diesem senkt sich sein Lauf in langsamem Abstieg mit langen Haltungen über Schenectady, die berühmte Stadt der Locomotiven, zum Hudson hinab. Kleinere Binnenseen und starke Wasserläufe ermöglichen eine reichliche Speisung, die in so langen Schleusencanälen, besonders bei starker Benützung, die erste Vorbedingung der Brauchbarkeit ist. Der ganze Canal zählte 74 Schleusen, die, nach dem Gesammtgefälle zu beurtheilen, einen sehr großen Hub, bis 6 Meter, haben müssen, und kostete in seiner ersten Ausführung beinahe 33 Millionen Mark. Dabei war er freilich anfangs nur

[1]) Vgl. Mosler, Die Wasserstraßen der Vereinigten Staaten. Berlin, 1877.

für Boote von 50 Tonnen benutzbar. Schon 1836 erlitt er seinen ersten, 1862 einen bedeutend größeren Umbau, der bis 1876 alle Schleusen in Doppelschleusen von 2 Meter Tiefe verwandelte. Die verschiedenen Bauten und Reparaturen haben allerdings seine Entstehungskosten mit der Zeit sehr hoch, beinahe auf 190 Millionen, anlaufen lassen, doch geht der Nutzen, den er dem Handel des Landes gewährt hat, zweifellos noch weit über diese Summe hinaus. Wieviel die Verbesserungen dem Verkehr nützten, zeigt die große Ermäßigung der Canalfrachten im Laufe der Zeit. Die Beförderungskosten pro Tonne von Albany bis Buffalo betrugen 1830 etwa 80 Mark, 1872 nur noch 11 Mark, sie haben sich seitdem noch weiter ermäßigt. Gleichzeitig stieg der Tonnengehalt der Frachtboote von 60 auf 250 Tonnen. Die Kähne des Canals sind alle nach einem Modell gebaut, mit flachem Boden und von der Form und Größe derjenigen, die noch immer die Steinkohlen Belgiens über das belgisch-französische Canalnetz nach Paris tragen. Auch auf unsern besseren Wasserstraßen sind wenig größere Boote in Gebrauch. Die Beförderung ist primitiv, aber trotzdem sehr rationell und verhältnißmäßig schnell. Die Zugkraft besteht aus Pferden, für welche Ablösung auf den Fahrzeugen mitgeführt wird und welche den ganzen Weg in 11 Tagen zurücklegen. Die Schleusung vollzieht sich überall in wenigen Minuten. Der Verkehr besserte sich mit dem Ausbau des Canals und betrug in den 70er Jahren etwa drei Millionen Tonnen, also mehr, als nöthig war, um den Canal zu unterhalten und sein hohes Baucapital stark zu verzinsen; aber dennoch nahm er nicht in dem Maße zu, als die Verbesserungen ihn hätten bewältigen können. Neben dem Canal liefen seit den funfziger Jahren die Geleise zweier großer Bahnen, und trotz aller Anstrengungen der Landesregierung, welche in dem Erie-Canal immer einen Gegenstand der zärtlichsten Aufmerksamkeit erblickte, nahm die Locomotive dem Frachtboot doch immer größere Gütermengen ab. Im Jahre 1850, als der Erie-Canal reichlich 2 Millionen Tonnen beförderte, hatten die New-York-Central- nebst der Erie-Bahn erst 1¾ Millionen Tonnen, 1860 hatten die Bahnen den langsam wachsenden Canalverkehr schon eingeholt und 1872 beförderte jede der beiden Bahnen mehr, beide zusammen aber beinahe das Dreifache des Canals. Das war möglich, obgleich die Bahnfrachten um mindestens 50 Procent höher waren als die Canalfracht, und deßhalb mußte es auch erfolglos bleiben, als die Regierung im Interesse der Schiffahrt 1883 ganz auf die fernere Verzinsung verzichtete und den Canalzoll völlig aufhob. Der Verkehr, der 1880 allerdings die stattliche Höhe von 4½ Millionen Tonnen hatte, hob sich nicht mehr. Das schlimmste war aber, daß gerade die großen Schiffe der Seen den Canal gar nicht benutzen konnten, sondern stets in Frachtboote umladen mußten, was Zeitverlust und Kosten verursacht.

Ein Vorzug des Erie-Canals war es seinerzeit, daß er nicht eine einzige abgeschlossene Wasserstraße bildete, sondern von beiden Seiten mannichfache Zuflüsse hatte, die meist von Privatgesellschaften gebaut waren. Seinerzeit mündeten von Norden drei, von Süden sogar fünf Seitencanäle von gleichen Abmessungen und theilweise bedeutenden Längen in ihn (der Genesseethal-Canal z. B. hatte nahezu 200 Kilometer Länge). Leider liegt der Vorzug dieser Seitenarme ganz in der Vergangenheit; denn wenn den Erie-Canal selbst die Jurisdiction der Regierung vor den Klauen der Eisenbahnmagnaten rettete, so mußten die privaten Seitencanäle denselben um so gewisser verfallen. Schon 1877 waren nur noch zwei von ihnen, der Champlain- und Oswego-Canal, im Betrieb und hatten etwa zwei Drittel der Fracht des Erie-Canals, alle anderen Abzweigungen waren bereits von den Eisenbahnen aufgekauft und meist verschüttet worden. In den Jahren 1887 bis 1890 ist übrigens noch eine neue, letzte Erweiterung des Erie-Canals begonnen worden, die sich hauptsächlich mit einer bedeutenden Verlängerung aller Schleusen befassen wollte, es ist diese Maßregel indessen nur zur Hälfte durchgeführt worden; man besann sich darauf, daß dieses einseitige Vorgehen den tief gehenden Schiffen des Seen-Systems nicht den geringsten Nutzen bringen würde, und stellte die Arbeiten ein, um auf eine neue und bessere Verbindung der Seen mit der Küste zu denken.

Daß eine solche neue Wasserstraße gebaut werden wird, und zwar in Kürze, ist gewiß. Die Vereinigten Staaten können den Güteraustausch des Innern mit der Küste überhaupt nicht mehr entbehren, und ohne einen neuen Canal ist dazu nicht länger eine Möglichkeit, außer mittels des gleich zu erwähnenden St. Lorenz-Stromes, vorhanden. Gerade die stetige Vergrößerung des Schiffsraumes der Seenflotte macht ihren Verkehr mit der Küste immer schwieriger. Mit dem Wiedererwachen der Binnenschiffahrtsfrage und der Ernüchterung von dem Eisenbahntaumel der vorigen Jahrzehnte ist deßhalb der Gedanke eines Großschiffahrtsweges von den Seen nach New-York brennend geworden, und neuerdings ist in Canada noch ein Moment von hinreichender Schwere, um die Ausführung jenes Projectes ganz zu sichern, hinzugekommen. Es hat sich nämlich dort eine Gesellschaft, die North Amerie. Canal Comp., gebildet, mit dem ausdrücklichen Zweck, die Schöpfung einer großen Wasserstraße von den Seen nach Norden, durch Canada, und natürlich in erster Linie für Canada, zu betreiben. Ein solches Privileg werden die Vereinigten Staaten dem Nachbarlande niemals gestatten können. Nicht allein, daß sie jetzt schon, falls es England einmal gefallen könnte, den St. Lorenz-Strom mit seiner Schiffahrtstraße von 14 Fuß Tiefe zu sperren, nahezu ganz von dem Seenverkehr abgesperrt sind, sie würden es dann noch in weit höherem Grade sein und ruhig zusehen müssen, wenn eine Flotte von Kreuzern und Kanonenbooten durch den neuen canadischen Canal auf die Seen gebracht würde, denen sie selbst nicht den geringsten Widerstand entgegensetzen könnten. Schon aus solchen politischen Beweggründen würde der neue Canal zu den Seen zweifellos gegraben werden, wenn wirklich die Triebfeder der Handelspolitik für seine Entstehung nicht ausgereicht hätte. Es wird sich nun allerdings noch um die einzuschlagende Route handeln, für deren Feststellung bereits 1891 ein vorläufiges Budget bewilligt wurde. Die Pläne schwanken, wie es den Anschein hat, noch immer zwischen einem 6.5 Meter tiefen Canal von Albany bis Buffalo, im wesentlichen dem Zuge des alten Erie-Canals folgend, und einem Canal aus dem Hudson, ebenfalls bei Albany, im vertieften Mohawk, durch den Oneida-See und dann unter Benutzung des Oswego-Flusses in den Ontario-See. Diese Route hat den Vorzug größerer Kürze und geringerer Niveauunterschiede, macht aber aus dem Ontario-See einen neuen Canal zum Erie-See, zur Umgehung des Niagara auf der amerikanischen Seite, nöthig, was jene Vorzüge wieder ausgleichen dürfte. Jedenfalls hat das letztere Project den großen Vortheil, den im ersteren Falle ausgeschalteten Ontario-See mit in den Verkehr der Großschiffahrt zu ziehen und den Schiffen des Hudson und des Canals auch den St. Lorenzstrom und seine großen Plätze zugänglich zu machen. In jedem Falle aber steht soviel fest, daß es sich heute nur noch um einen Canal handelt, der auch den größten Schiffen der Seenflotte zugänglich ist und ebenso sämmtlichen Frachtdampfern und -Seglern des Weltverkehrs. Von New-York bis Chicago würde dann eine bewunderungswürdige Schiffahrtstraße von 2000 Kilometer Länge führen, wie es in keinem anderen Welttheil eine solche gibt. Die Amerikaner

beabsichtigen freilich, wie weiterhin gezeigt werden wird, noch bedeutend mehr. Die praktische Ausführbarkeit des Werkes kann trotz der bedeutenden Niveauunterschiede nicht bezweifelt werden; in dem Manchester-See-Canal ist die Beförderung großer Seeschiffe über verschiedene Höhenlagen durch entsprechend große Schleusen glänzend bewährt. Nur die Kostenfrage ist noch ungelöst. Man schätzt den Bau auf 500 bis 600 Millionen Mark, aber es dürfte in Wirklichkeit doch wohl mehr werden. Der 57 Kilometer lange Canal von Manchester nach Liverpool, der allerdings um 25 Proc. tiefer ist, hat 160 Millionen gekostet, man wird also wohl bei dem zehnmal längeren amerikanischen Seen-Canal auf eine Milliarde gefaßt sein müssen. Zweifellos ist, daß sich eine in den Erie- oder Ontario-Canal gesteckte Milliarde schneller bezahlt macht, als zwei Milliarden für einen Panama-Canal.

Nun ist ja der jetzige oder künftige Erie-Canal nicht die einzige Abzugsstraße des Seengebietes. Der St. Lorenz-Strom, der die gesammte Wassermasse der Seen aus dem Ontario ableitet, bildet auf dem größten Theil seines 1200 Kilometer langen Laufes eine Wasserstraße von einziger Großartigkeit. Von Montreal bis zur Mündung können Seeschiffe verkehren, ohne daß es einer Correctur bedurft hätte. Vom Ontario-See bis Montreal ist nur der obere Lauf langsam, theils seeartig verbreitert, während der größte Theil sehr starke Strömung besitzt, die an vielen Stellen noch durch unbefahrbare Schnellen unterbrochen ist. So sehr nun auch der Amerikaner zur Verachtung gefährlicher Schiffahrtshindernisse neigt — im St. Lorenz und Ottawa werden ganz haarsträubende Schnellen von Personendampfern mit 17 Knoten Geschwindigkeit genommen — so bietet der Strom doch mehrere Stellen, die im offenen Wasser auf keine Weise befahrbar sind und deßhalb schon sehr frühzeitig zur Anlage von Umgehungscanälen führten. Bald nach der Abtretung Canada's an England begannen diese Correctionen, zunächst für Militärboote in sehr bescheidenem Maßstab, blieben aber für den öffentlichen Verkehr ohne Bedeutung. Die verschiedentlichen Anlagen von Seitencanälen mit Schleusentreppen, welche in den ersten Jahrzehnten in etwas größerem Maßstab ausgeführt wurden, ließen zwar Boote von 4 Fuß Tiefgang passiren, blieben aber unfruchtbar, weil sich immer noch Strecken von so starkem Gefäll zwischen sie schoben, daß sie wenigstens für Frachtschiffe eine Sperrung bedeuteten. Ein 1841 eingesetzter Ausschuß für den Bau einer Wasserstraße von Montreal zum Ontario-See und von diesem zum Erie-See entschied sich für sechs einzelne Umgehungscanäle, deren Länge von ganz kurzen Durchstichen bis zu 19 Kilometer langen Bauten mit sieben bis neun Schleusen differirte, während der Niveauunterschied zwischen 1 und 25 Meter schwankte. Insgesammt gleichen die sechs Canäle mittelst 29 Schleusen einen Niveauunterschied von 63 Meter aus, so daß nur noch sieben Meter Gefälle im freien Stromlaufe liegen. Die ersten 110 Kilometer des St. Lorenz sind, wie der ganze Unterlauf von Montreal ab, ohne Schnellen, hier ließ sich die erforderliche Wassertiefe, die man nach den letzten Beschlüssen auf 14 Fuß festsetzte, durch Baggerungen erreichen. Die Kosten des in kurzem, wenn nicht jetzt schon vollendeten Werkes haben über 100 Millionen Mark betragen. Daß der canadische Canal zur Umgehung des Niagara-Stroms, der als Fortsetzung der St. Lorenz-Correcturen zwischen dem Ontario und Erie-See zu betrachten ist, ebenfalls in einer Wassertiefe von 14 Fuß ausgeführt worden ist, wurde schon im ersten Theil dieser Abhandlung des näheren ausgeführt. In diesem, allerdings ganz auf canadischem Gebiete liegenden Wege, dessen gesammte Länge vom Erie-See bis zur St. Lorenz-Mündung 1550 Kilometer beträgt, besitzen die Seen schon jetzt eine ziemlich leistungsfähige Schiffahrtstraße zur atlantischen Küste, deren große Schleusenzahl kein Einwand gegen ihre Brauchbarkeit ist. Sie besitzt im ganzen 56 Schleusen, eine Zahl, welche auch der künftige amerikanische Ontario-Erie-Canal schwerlich unterschreiten, der directe Erie-Canal aber sicherlich, falls man nicht etwa zu Hebewerken neuerer Construction greift, überschreiten würde. Da überhaupt die Durchschleusung bei den amerikanischen Canälen sehr rasch gehandhabt wird, so würde damit nicht übermäßig viel Zeit verloren gehen, wenn die canadische Wasserstraße nur sonst allen Wünschen entspräche. Die 56 Durchschleusungen werden die Fahrt vom Erie-See zum Meere, die doch mindestens 6 bis 7 Tage erfordern dürfte, schwerlich um mehr als 15 bis 20 Stunden verlängern. Etwas anderes ist es allerdings mit der Wassertiefe. So bedeutend dieselbe an sich ist — es gibt in ganz Europa meines Wissens außer dem Nord-Ostsee-Canal und kurzen Strecken in England keine künstliche Schiffstraße für Fahrzeuge von 14 Fuß —, so kann sie doch gerade an dieser Stelle nur beschränkte Dienste leisten. Es können allerdings Schiffe bis 80 Meter Länge und 1500 Tonnen Inhalt passiren, aber auf den Seen, wo alles in die großartigsten Verhältnisse drängt, werden solcher Dampfer von Jahr zu Jahr weniger. Der überseeische Verkehr, der besonders für den Korntransport von einer Wasserstraße, die bis Chicago reicht, Großes hoffen dürfte, bedarf insbesondere der umfangreichsten Transportmittel, und der Küstenverkehr, für den die Abmessungen des bestehenden Weges vollauf genügen würden, muß den großen Umweg über die St. Lorenz-Mündung scheuen. Bestände ein Erie-Canal zum Hudson mit denselben Größenverhältnissen, welche dem Welland- und den St. Lorenz-Canälen eigen sind — er müßte einen unbegrenzten Verkehr haben. Aber diesen Weg kann der St. Lorenz-Strom, dessen Mündung 5 Breitengrade nördlich von den Seen und 10 Grad nördlich von New-York liegt, nicht ersetzen. Von Chicago, dem großen Stapelplatz des Seengebietes, legt die Eisenbahn 1500 Kilometer bis New-York zurück. Der Weg über die Seen und durch den Erie-Canal oder den großen gleichgerichteten Canal der Zukunft beträgt nur 600 Kilometer mehr, was gegen die billigere Wasserfracht verschwindet. Aber der dritte Weg, durch den Ontario-See und den St. Lorenz-Strom, alsdann um Neu-Schottland und längs der Küste, ist mehr als dreimal länger denn der Schienenweg. Für die Küste werden also die Seen erst, was sie vermögen, leisten können, wenn der fest beschlossene große Canal zum Hudson vollendet ist. Die amerikanische Energie läßt ahnen, daß dieser Zeitpunkt nicht in allzu ferner Zukunft liegt. Europa allerdings hat wenig Grund, sich dessen zu freuen, um so mehr aber, sich wirthschaftlich zu wappnen.

Mittheilungen und Nachrichten.

a/D. Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Wilhelm v. Giesebrecht. VI. Band. Die letzten Zeiten Kaiser Friedrichs des Rothbarts. Nebst Anmerkungen und Register zu Band V und VI, herausgegeben und festgesetzt von B. v. Simson. Leipzig, Duncker u. Humblot 1895. — Den fünften, der Gestalt Barbarossa's geweihten Band seiner Kaisergeschichte hatte Giesebrecht 1888, ein Menschenalter nach dem Erscheinen des ersten, beim Sturze Heinrichs des Löwen abgebrochen. So fehlte nicht blos die Darstellung des letzten Jahrzehnts: auch zum herausgegebenen Texte behielt der Verfasser die Belege der gelehrten Anmerkungen vorläufig zurück und damit den Bestandtheil seiner Arbeit, der dem Studium der Fachgenossen von jehee am meisten zu gute kam. Dem hat er dann im stillen bis an seinen Tod nur noch ein Capitel über den Frieden von Konstanz [1183] hinzugefügt. Das Hinterlassene würdig herauszugeben, erachten als Pflicht gegen einen Autor von dieser Bedeutung; sodann aber lag nichts näher als der Wunsch, dem vielgelesenen, wahlgeformten

Werke zugleich einen angemessenen Abschluß verliehen zu sehen durch Fortführung der Erzählung wie der Noten bis zum Ausgang Friedrichs I. (1190), wobei außerdem noch die gewohnte Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel für die Geschichte dieses Kaisers überhaupt und endlich ein umfassendes Register nachzutragen war. Dies alles, im ganzen einen sechsten Band von über 800 Seiten, verdanken wir jetzt der entsagenden Bemühung eines der tüchtigsten und vielleicht des gewissenhaftesten unter allen unsern Historikern des Mittelalters, Bernhard v. Simsons. Auf ungewöhnlich gute monographische Vorarbeiten, besonders von Scheffer-Boichorst und Riezler gestützt, hat er in den eigenen Abschnitten Giesebrechts wissenschaftliche Leistung gleichwerthig ergänzt. Ja sogar in der Form wird man kaum einen Unterschied spüren; hatte doch Giesebrecht selbst den romantisch-pathetischen Ton seines ersten Bandes mit jedem folgenden allernd mehr und mehr herabgestimmt, während umgekehrt Simson hier durch die Wärme seiner Pietät gegen den verstorbenen Lehrer über die strenge Nüchternheit, die ihm in anderen Werken innewohnt, hinausgehoben ward. Und so ist denn „der Giesebrecht", wie man rühmlich kurz zu sagen pflegt, zuguterletzt doch noch fertig geworden, soweit es verständigerweise zu wünschen war. Barbarossa mit seinen hochgespannten Idealen, von dem selbst Ranke bekennt, er könne ihn für keinen großen Politiker ansehen, war noch so recht ein Gegenstand für den Otto von Freising des 19. Jahrhunderts; sein persönlicher Untergang auf dem Kreuzzuge, schwungvoll und prosaisch zugleich, bildet für das ganze Buch einen passenden Schluß. Mit den modern ansprechenden Realitäten der Tage Friedrichs II. hätten Auffassung und Vortrag eines Giesebrecht weit minder harmonirt. Wie es aber aufgetreten ist und bis heute 40 Jahe gelebt hat, darf man doch sagen, daß dies Werk wie wenig andere der Nation wie der Wissenschaft gegenüber seine Schuldigkeit gethan. Was sich aus den erzählenden Quellen mit Herbeiziehung der wenigen politischen und der vielen kirchlichen Documente über unsre Kaiserzeit im 10., 11. und 12. Jahrhundert entnehmen und gestalten läßt, dafür wird es immer Muster und für die Forschung in solchen Grenzen eine wichtige Grundlage bleiben. Im übrigen hat es gewirkt wie so häufig wohlgelungene Unternehmungen von größerem Wurf und Maßstab als Gehalt. Sie ziehen an, befriedigen, übersättigen und erregen das Verlangen nach schärferer Nahrung des Geistes. Wie dem Auge, das an den Reichthum an Wirklichkeit in unsrer heutigen Tafelmalerei gewöhnt ist, die Fresken aus der Zeit des Erwachens der modernen Kunst vor Jahrzehnten, so stehen dem Leser unsrer Tage die Ottonen und Heinriche Giesebrechts mit ihren Fürsten und Bischöfen gegenüber: eine geschichtliche Welt, in mächtigen Umrissen leer, in schön gefärbter Unleidbestigkeit. Und doch müssen die modernen Wirthschafts- und Gesellschaftshistoriker unsres Mittelalters dankbar einräumen, daß die stilvollen Mängel der Darstellung Giesebrechts sie erst dazu gebracht, sich nach der Fülle von Dingen wißbegierig umzusehen, mit deren Erforschung und Schilderung sie bis jetzt noch stillos beschäftigt sind.

* **München.** Der Ausschuß des hiesigen Zweiges des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, der sich seit kurzem rühmen darf, einen Meister der deutschen Sprachwissenschaft, wie Prof. Dr. Hermann Paul, unter seine Mitglieder zu zählen, wirbt um eifrigere Theilnahme in unsrer Stadt, wo der Verein bisher verhältnißmäßig wenig Anhänger besitzt. „Die Gründe hiefür", heißt es in dem soeben ergangenen Rundschreiben, „mögen theils in örtlichen Verhältnissen, theils und vielleicht zumeist in dem Vorurtheil liegen, daß der Sprachverein einem thörichten Purismus huldige. Dieses Vorurtheil entbehrt indeß der Begründung. Die Satzungen des A. D. Sprachvereins bezeichnen als einen seiner Zwecke: die Reinigung der deutschen Sprache von unnöthigen fremden Bestandtheilen. Niemals ist es seine Absicht gewesen, Fremdwörter zu bekämpfen, welche als Bezeichnungen für Begriffe einer fremden oder doch nicht unserm Volke allein eigenthümlichen Culturentwicklung unentbehrlich oder dem Wesen unsrer Sprache gemäß umgestaltet und dem Wortschatze derselben wirklich einverleibt worden sind. Der Verein richtet sein Bestreben nur darauf, diejenigen Ausdrücke auszumerzen, wodurch Eitelkeit der Halbbildung, Nachlässigkeit der Gelehrten und eine aus Mangel an nationalem Bewußtsein entsprungene Fremdsucht unsre Sprache ohne Noth und Zweck entstellt haben und entstellen. Daß dieses Bemühen einem überaus wichtigen Anliegen unsres Volkes gewidmet ist, wird wohl kein Vorurtheilsfreier in Zweifel ziehen. Es handelt sich ja nicht nur darum, die Brandmale der politischen Schmach, welche Jahrhunderte lang auf Deutschland gelastet hat, zu tilgen, sondern es gilt — was ungleich wichtiger ist — zugleich, unsrer Sprache, welche an Reichthum des Ausdruckes sowie an Kraft und Tiefe des Empfindens und Denkens von keiner anderen übertroffen wird, diese Vorzüge und die Fähigkeit zu eigenartiger Fortentwicklung zu wahren und unser Volksthum vor Trübung und Zerfahrenheit zu schützen. Auch darf nicht übersehen werden, daß die unnöthigen Fremdwörter oft vieldeutig oder unbestimmten Sinnes sind und durch die Anwendung deutscher Ausdrücke die Schärfe des Denkens und die Klarheit seiner Kundgebung ungemein gefördert werden.

„Wie nothwendig und wichtig indeß," heißt es weiter, „auch die besonnene Thätigkeit des A. D. Sprachvereins in dieser Hinsicht erscheint, so wird sie doch an Dringlichkeit und Bedeutung noch weit überboten durch eine zweite Aufgabe, die der Verein sich gestellt hat, indem er sich in seinen Satzungen zur Pflicht machte, den echten Geist und das eigenthümliche Wesen der deutschen Sprache zu pflegen. Von Tag zu Tag wächst die Verwilderung unsrer Sprache, von Tag zu Tag schwächt sich das Sprachgefühl in weiten Kreisen ab, denn einerseits bringt das gewaltige Anwachsen des Inhalts aller Wissenschaften und aller eine höhere Bildung voraussetzenden Berufsarten den Zwang zur Beschränkung auf die Fachstudien mit sich; andrerseits treten immer wieder mangelhaft Vorgebildete als Schriftsteller auf; überhaupt aber bürgert sich die überstürzende, nervöse Hast unsrer Zeit auch auf literarischem Gebiete immer mehr ein. Vor allem wirken die Zeitungen unheilvoll auf Sprache und Sprachgefühl. Nicht alle Herausgeber solcher sind zu gründlich geschult oder Stilisten von Gottes Gnaden und auch den tüchtigsten bleibt oft nicht die Muße, zu wägen und zu feilen; die sprachlichen Sünden der Zeitungen aber dringen dann, täglich wiederholt und täglich gelesen, in alle Kreise ein und diesem schleichenden Gifte vermögen auf die Dauer kaum noch die durch eingehende Sprachstudien Geschützten zu widerstehen. Wie wir dahin gekommen sind, daß kein Deutscher sich mehr über die Gebote der Rechtschreibung klar ist, so sind wir auf dem Wege dahin, daß Sprachkenntniß und Sprachgefühl zum Sonderbesitzthum weltentfremdeter Fachgelehrter werden..... Ungescheut und unbemerkt werden in der besseren Literatur, in amtlichen Schriftstücken, in Schulbüchern nicht nur nachlässige Redeweisen, sondern grobe Fehler in der Wortbildung, in der Verbindung der Wörter, in der Zeitfolge und im Satzbau gebraucht und es häufen sich die Fälle, daß solche Fehler im Unterrichte geradezu anstatt des Richtigen gelehrt werden. Welch ein gewaltiger, niederschlagender Unterschied tritt hervor, wenn man ein beliebiges Buch der schönen oder gelehrten Literatur aus dem Ende des vorigen oder dem Anfange unsres Jahrhunderts mit einem Werke unsrer Tage vergleicht, welches nicht von einer in ausnehmender Weise der Sprache kundigen und mächtigen Persönlichkeit verfaßt ist!

„In der Vergangenheit durfte man kühn der Selbstreinigungskraft der Sprache vertrauen, weil die überwiegende Mehrheit der literarisch Thätigen gut und richtig zu schreiben bemüht war und verstand; unter Verhältnissen, wie sie heutzutage bestehen, kann der zunehmenden Verwilderung nur noch durch zielbewußtes Vorgehen begegnet werden. Wiederholt ist bereits der Wunsch geäußert worden, und es war ein Lieblingsplan unsres edlen Königs Maximilian II., daß eine Akademie geschaffen werden möge, welche hervorragende Fachleute zur Pflege der deutschen Sprache, zur Feststellung ihrer Gesetze und zur Leitung und Ueberwachung ihrer Entwicklung zu berufen habe. Gewiß ist auch die Errichtung einer solchen Akademie eine Ehrenschuld unsres Volkes, welches seiner Sprache bisher weniger systematische Fürsorge hat angedeihen lassen als irgend ein anderes der führenden Culturvölker. Die Sprachakademie wird jedoch ohne Zweifel ebenso, wie die in Frankreich seit 1635 bestehende ihre einstige maßgebende Bedeutung unter den heutigen Verhältnissen verloren hat, nicht im Stande sein, eindringende Wirkung auszuüben, wenn nicht Organe vorhanden sind, welche ihre Thätigkeit auf weitere Kreise übertragen. Diese Vermittelung zu übernehmen, muß sich der Sprachverein in Bereitschaft setzen. Voraussichtlich wird es indeß nach langer Mühen bedürfen, um die Sprachakademie, welcher heute nicht nur ein königlicher Förderer wie Maximilian II. fehlt, sondern auch die Zeitströmungen nicht günstig sind, ins Leben zu rufen. Deshalb muß es der Allgemeine Deutsche Sprachverein als seine wichtigste Pflicht betrachten, einstweilen aus eigener Kraft die Sprachverwilderung zu bekämpfen, indem er nicht nur in seiner Zeitschrift noch nachdrücklicher als bisher Verirrungen rügt, sondern auch Lehr- und Lesebücher der Schulen sachkundiger Prüfung unterwirft, die Auswahl oder Abfassung geeigneter Lehrbücher betreibt und in jeder andern

Weise, welche zweckmäßig erscheint, die Kenntniß und Beobachtung der Sprachgesetze und des Sprachgebrauchs fördert.

„Dieser Aufgabe uns zu widmen, sind wir entschlossen. Wir bedürfen jedoch zu ihrer gedeihlichen Verwirklichung der ausgiebigen Unterstützung durch den Rath und das Ansehen hervorragender Gelehrten, Schulmänner, Schriftsteller und Beamten, sowie durch die Theilnahme aller derer, denen die Erhaltung und Entwicklung der deutschen Sprache, die Förderung des deutschen Geisteslebens und des nationalen Wesens, sowie die geistige und nationale Erziehung unsrer Jugend am Herzen liegen. Deßhalb erlauben wir uns, Sie hiemit zum Eintritt in unsern Zweigverein (dessen Jahresbeitrag 3 Mark beträgt) einzuladen und Sie zu bitten, Ihre Zusage an unsern ersten Vorstand, Dr. Felix Stieve, Prof. der Techn. Hochschule, Heßstraße 3a, gelangen lassen zu wollen."

* **Heidelberg.** An Stelle des verstorbenen Professors Moos wurde Stabsarzt Dr. med. Passow als a. o. Professor der Ohrenheilkunde nach Heidelberg berufen. Passow, der den Ruf annahm, war bisher an der Ohrenklinik der Charité in Berlin unter Prof. Trautmann thätig. Da die hiesige Ohrenklinik sehr mangelhaft ausgestattet ist, wird dem neuen Lehrer eine neue in der Nähe der übrigen eingerichtet werden.

* **Weimar.** Die öffentliche Meinung in unserer Stadt lehnt sich gegen die leider nicht mehr abzuändernde Thatsache auf, daß das Wielandhaus mit Garten in der nach dem Dichter benannten Straße in unmittelbarer Nähe des Hoftheaters zur Benützung für ein kaufmännisches Unternehmen veräußert worden ist. Der Garten ist schon in einen Bauplatz umgewandelt, und alle die schönen Bäume, die zum Theil von Wieland selbst gepflanzt worden waren, sind bereits zu Brennholz zerschnitten. Man ist der Ansicht, daß es doch wohl berufenen Kreisen nicht schwer gefallen wäre, die verhältnißmäßig geringen Mittel zu beschaffen, um die historische Stätte der Nachwelt zu erhalten. Sollten nicht noch 70,000 M. für das Andenken eines Wieland aufzubringen sein? Unsre Stadt hat wenig Industrie; mit ihrer Kunstpflege, der bildenden wie der reproducirenden, geht es auch bergab, nur der Fremdenverkehr ist es noch, der einen wesentlichen Einfluß auf die hiesigen Erwerbsverhältnisse ausübt. Wenn aber schließlich auch die Stätten der Erinnerung an die großen Männer der classischen Zeit nach und nach verschwinden, was bleibt dann übrig?

* **Wiehe.** Die Errichtung eines Denkmals für Ranke in seiner Geburtsstadt ist jetzt gesichert. Die erforderliche Summe ist zwar noch nicht vollständig beisammen, aber immerhin ist der Erfolg der Sammlungen so erfreulich gewesen, daß die Ausführung des Denkmals der Frau Gladenbeck in Friedrichshagen bei Berlin hat übertragen werden können. Das Denkmal wird in einer Bronzebüste Ranke's bestehen, die auf einem 3 Meter hohen Granitsockel aufgestellt wird.

* **Berlin.** Der 17. Balneologen-Congreß wird vom 5. bis 9. März hier unter dem Vorsitz des Prof. Liebreich im pharmakologischen Institut der Universität tagen. Aus der Tagesordnung heben wir folgende Vorträge hervor: Prof. Leyden über therapeutische Strömungen; Prof. Landolt (Berlin): Ueber das Argon; Dr. Marcus (Pyrmont): Ueber Wesen und Behandlung der Migräne; Prof. Schulz (Greifswald): Ueber Schwefel und Schwefelbäder; Prof. Winternitz (Wien): Ueber das Heilserum des Hydropathen; Privatdocent Dr. Klemperer (Berlin): Hydrotherapie in der inneren Klinik; Dr. Stifler (Steben): Einfluß der Bäder auf Herz und Circulation; Dr. Fürst (Berlin): Die Uebertragungen von Infectionskrankheiten in die Curorte.

* **Wien.** Die Wiener Aerztekammer hat Dr. Swetlin beauftragt, eine an das Abgeordnetenhaus zu richtende Eingabe, betreffend das Frauenstudium, auszuarbeiten. Die Petition ist nunmehr fertiggestellt und enthält folgende vier Punkte: Das hohe Haus möge bei einer Discussion der Frage über die Zulassung der Frauen zum medicinischen Studium die Aerztekammer anhören; ferner zur Kenntniß nehmen, daß die Wiener Aerztekammer in genauer Einsicht in die Beschwerden und Anforderungen des ärztlichen Berufes die Frau als weniger geeignet zur Ausübung der ärztlichen Praxis erklärt. Das Abgeordnetenhaus möge in Würdigung des objectiven Standpunkts der Wiener Aerztekammer niemals auf Zulassung der Frauen zum medicinischen Studium allein eingehen, sondern den Gymnasiastinnen die Pforten aller weiblichen Facultäten, der Pharmacie und Veterinärkunde, der technischen und der Hochschule für Bodencultur und der Handelsakademie eröffnen, und schließlich den Zutritt zu den Hochschulen von der Absolvirung eines dem Knaben-Gymnasium ganz äqualen Mädchen-Gymnasiums und von der Ablegung der Maturitätsprüfung in Oesterreich abhängig machen. — Heuer habilitirt der Professor der Philosophie an der hiesigen Universität, Dr. Robert Zimmermann, sein „Ehrenjahr" und tritt dann im Sinne der akademischen Gesetze in den definitiven Ruhestand.

* **Paris,** 18. Febr. Ein Hr. Mucat sendet der Akademie der Wissenschaften aus Havre Lichtbilder, die ohne Elektricität ausschließlich mittelst eines Auer-Glühlichts im verschlossenen Holzkästchen hervorgebracht wurden. Sie sind noch deutlicher, als die Röntgen'schen, zu deren Erzeugung also weder Kathodenstrahlen noch X-Strahlen, sondern einfach kurze ultravioletts Lichtwellen erforderlich wären.

* **Athen.** In der letzten Sitzung des deutschen archäologischen Instituts theilte Hr. Alfred Schiff aus Berlin die Ergebnisse einer Reise mit, die er im Sommer 1895 nach den Inseln des Aegäischen Meeres unternommen hat. Ausführlich besprach er eine schon vor mehreren Jahren auf der Insel Jos entdeckte, aber erst jetzt durch ihn genau untersuchte Steininschrift, die ein Gebet zu der Göttin Isis enthält und etwa dem 2. Jahrhundert n. Chr. angehört. Die Inschrift befindet sich heute in der Kirche des hl. Johannes. Die Geistlichen des Orts erwiesen Hrn. Schiff jede Gefälligkeit, so daß er die schon selber oft versuchte Lesung der wichtigen Urkunde zu glücklichem Ende führen konnte. Zugleich betonte er die große Aehnlichkeit derselben mit einem anderen berühmten Isishymnus, der vor Jahren auf der Insel Andros von L. Roß gefunden ist und seit längerer Zeit verschollen zu sein scheint. Ferner theilte Hr. Schiff die interessante Beobachtung mit, daß in einem auf der Insel Kikinos befindlichen Bauwerk, das bisher gemeiniglich für einen Tempel des Apollon gehalten wurde, vielmehr ein großes Grabmal (Heroon) zu erkennen sei, welches ein vornehmer Römer seiner Frau errichtet habe. Aus dieser sepulcralen Bestimmung des Gebäudes erkläre sich auch die Thatsache, daß es keinen Eingang im Südwesten habe. Auf den Vortrag folgte die Besprechung zweier eben erschienener Inschriftenwerke durch den bekannten österreichischen Gelehrten Dr. Adolph Wilhelm, nämlich des zweiten Bandes der von Fränkel herausgegebenen Inschriften aus Pergamos und eines neuen, von Koehler besorgten Theiles des Corpus inscriptionum Atticarum. Schließlich theilte Hr. Doerpfeld einiges über die von ihm geleiteten Ausgrabungen in Athen mit.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 17. bis 19. Februar folgende Schriften eingegangen:

Emil Edler v. Mecenseffy: Die Verwaltung der Oesterreichisch-ungarischen Bank 1886—1895. Wien, Alfred Hölder 1896. — Statistik des Hamburgischen Staates, bearb. u. hgdg. v. d. Statist. Bureau der Steuerdeputation. Heft XVII. Einkommensteuer 1883—92; Einkommensteuerzahler; Verhältniß zwischen Einkommen u. Miethe; Auswanderung 1887—94. Hamburg, Otto Meißner 1895. — *Annali di Statistica;* Statistica industriale. Fasc. LIX. Industria delle lane. Roma, G. Bertero 1895. — Die gesetzlich unmöglichen Verurtheilungen des Amtsgerichtsraths Seydler; vom Verurtheilten. Landsberg a. W., Friedr. Schäffer u. Co. (Comm.) 1896. — Reisegedenkbuch von Baltimore: Festschrift zur 25. Jubiläumsfeier des Deutschen Reichs. — Georg Ludwig v. Maurer: Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- u. Stadtverfassung u. der öffentlichen Gewalt. 2. Aufl. mit einleitendem Vorwort v. Heinrich Cauw. Wien, Ignaz Brand 1896. — Lic. theol. Mücke: Anti-Janssen. I. Band. Vorhalle. 4. Lfg. 1. u. 2 Aufl. Berlin, Edwin Runge 1895. — B. Potex: Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge. IV. Bd. (Monumenta Germaniae paedagogica, hgdg. v. Karl Kehrbach. Bd. XVII.) Berlin, A. Hofmann u. Co. 1896. — Wilhelm Sunkel: Unter den Menschen. Leipzig, Fr. Richter 1896. — Vincenz v. Haardt: Südpolarkarte in 4 Blättern mit 12 bis 16facher Fordendruck, zusammen 172 cm breit, 148 cm hoch. Wien, Ed. Hölzel. — Friedrich Jahn: Die doppelte Buchführung nach dem neuen Einkommensteuergesetz bearbeitet. Essen, G. D. Baedeker 1896. — J. Georgi: Ein Wort für jedermann; Betrachtungen aus dem socialen ꝛc. Leben. Zittau, Pfahl 1896. — Dr. Bruno Wille: Sibirien in Preußen; Weckruf aus dem Gefängniß. Stuttgart, Rob. Lutz 1896. — Dr. Adolf Mareuse: Die atmosphärische Luft; allgemeine Darstellung. Berlin, Friedländer u. S. 1896. — Otto Pfülf S. J.: Cardinal von Geissel. II. (Schluß-)Band. Freiburg i. B., Herder 1896.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 20. Februar. Nummer 42.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Kunst der Renaissance in Pastors Geschichte der Päpste. — Die Binnenschiffahrt der Vereinigten Staaten und ihre Zukunftswege. III. (Schluß.) Von W. Berdrow. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Kunst der Renaissance in Pastors Geschichte der Päpste.[1])

Schon in den ersten beiden Bänden seiner Papstgeschichte ist der Verfasser tiefer als alle Historiker vor ihm in die kunstgeschichtlichen Fragen eingedrungen, deren Bedeutung für die Cultur der Renaissance er mehr als diese zu schätzen wußte. Nikolaus' V., „des Begründers des päpstlichen Mäcenats“, Riesenbaupläne, welche die Gründung einer „Papststadt“ ins Auge gefaßt hatten, von deren Größe und Schönheit sich auch die kühnste Phantasie heute keinen Begriff mehr machen kann, wurden in ihren Hauptzügen klar entwickelt, der malerischen Thätigkeit eines Bramantino, Piero della Francesca und Andrea Castagno mit einem Worte wenigstens gedacht. Mit besonderer Liebe hat Pastor dann die Arbeiten des Fra Giovanni da Fiesole im Vatican geschildert; der ansprechenden Vermuthung, die Capelle S. Lorenzo sei einst das Studio des gelehrten und kunstsinnigen Papstes gewesen, hat er zugestimmt, aber der Verfasser verschweigt seinen Lesern die zerstörenden Restaurationen, denen Fra Giovanni's rührende Legendenschilderungen im Laufe der Jahrhunderte zum Opfer fielen, die heute den reinen Genuß derselben in so schmerzlicher Weise stören. Kurz, das verheißungsvolle Wiederaufleben der Künste in allen ihren Zweigen, die glänzende Förderung der Wissenschaften unter Nikolaus V., dem Gründer der vaticanischen Bibliothek, hat der Verfasser zum Gegenstand ernster Studien gemacht, und wo er sich mit Andeutungen begnügen muß, gibt er mit peinlicher Sorgfalt die Quellen an, aus denen weitere Belehrung zu schöpfen ist.

Weniger umfassend in der Förderung der Kunst und ihrer Jünger waren Pius II. und sein Nachfolger Paul II., aber die Thätigkeit beider Päpste nach dieser Richtung erhält ein besonderes Gepräge durch die Fürsorge, die der erstere seinem Heimathstädtchen, der letztere dem Bau und der einzigartigen Kunstsammlung im Palazzo von S. Marco in Rom angedeihen ließ. Pastor schilderte auch hier aus eigener Anschauung das vereinsamte Städtchen Pienza, dem Papst Pius das Dasein und den Namen gab, das er zum Bischofssitz erhob und mit dem prächtigen Rustica-Palast und der gothischen Hallenkirche schmückte, für welche ihm als Vorbild eine der Kathedralen dienen mußte, die der wissensdurstige Piccolomini, der begeisterte Naturfreund, in jungen Tagen auf seinen Reisen in Oesterreich besucht hatte. In der Schilderung der Baugeschichte des gewaltigen Palastes von S. Marco und der Antikensammlung Pauls II. stützte sich der Verfasser vor allem auf die archivalischen Forschungen, die E. Müntz im zweiten Bande seines berühmten Werkes „Les arts à la cour des papes“ niedergelegt hat; aber wie im Leben Pius' II., so ergänzte er auch hier das schon Bekannte durch einige neue werthvolle Documente, die der unermüdliche Forscher in den Archiven von Mantua, Mailand, Siena und Florenz gefunden hatte.

Geradezu erschöpfend ist Pastors Schilderung der Kunstbestrebungen Sixtus' IV. am Ende des zweiten Bandes. In gedrängter Kürze wird hier die großartige Thätigkeit des Rovere-Papstes auf allen Gebieten der Kunst dargelegt, wie sie Platina in der Bibliothek unter dem herrlichen Bilde des Melozzo da Forli in wenige Verse zusammenfaßte; der Bau der Bibliothek, die Neugründung des Spitals von S. Spirito, die Geschichte der Sistina, kurz die Erneuerung Roms, seiner Kirchen, Brücken und Straßen, alles das ist vom Verfasser eingehend erörtert und von dem immer mehr sich anhäufenden Quellenmaterial ist ihm nichts entgangen. Ja, er hat dasselbe durch das bis dahin unsres Wissens unbekannte Manuscript in der Wiener Hofbibliothek vermehrt, ein Lobgedicht auf Sixtus IV. vom Jahre 1477, das gerade über die Verdienste des Papstes um die Stadt Rom einige neue, sehr willkommene Aufschlüsse gibt.

Man durfte unter solchen Umständen auf das Erscheinen des dritten Bandes der Papstgeschichte gespannt sein, der in der Hauptsache die Regierungszeit Innocenz' VIII., Alexanders VI. und Julius' II. umfassen sollte. Verehren wir doch heute nicht mehr die Tage Leo's X., sondern die Jahre von 1508 bis 1512, in denen Raffael und Michelangelo im Vatican neben einander arbeiteten und das Größte leisteten, was die Kunst zu leisten vermag, als das Heldenzeitalter der Renaissance, wo die Kunst nicht nur als der weitaus wichtigste Factor in der Culturgeschichte Italiens sich geltend macht, sondern welthistorische Bedeutung gewinnt. Pastor hat der schweren Aufgabe, deren Erfüllung ihm nach dem in den früheren Bänden Geleisteten wohl gelingen mochte, in einer Weise entsprochen, daß es gestattet sein muß, aus der Gesammtheit seines neuen Werkes einen Theil herauszuheben und nur nach der kunstgeschichtlichen Seite hin seine Arbeit zu besprechen, wo ihm mit der Größe des Gegenstandes auch die Kraft gewachsen ist.

„Sittlich-religiöse Zustände und Wandlungen Italiens im Zeitalter der Renaissance“ lautet die Ueberschrift des ersten Capitels, in welchem der Verfasser ein Bild der Cultur Italiens im 15. Jahrhundert zu entwerfen versucht. Einer alten Wahrheit, daß in den Geschichtsdenkmälern aller Völker das Gute verschwiegen und vorwiegend das Böse aufgezeichnet ist, wird auch Pastor sich schmerzlich bewußt. „Le bien ne fait pas de bruit et le bruit ne fait pas de bien“, sagte schon Xavier de Maistre.

Aber Pastor schildert sehr ansprechend das von der allgemeinen Verderbniß unberührte Familienleben einzelner vornehmer Familien, er verweilt mit besonderer Freude bei den berühmten Briefen der edlen Alessandra Strozzi, des Feo Belcari und aus den Aufzeichnungen so großer Charaktere wie Giovanni Morelli und Giovanni Rucellai,

[1]) Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, von Ludwig Pastor. Bd. III. Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Wahl Innocenz' VIII. bis zum Tode Julius' II. Freiburg i. B., Herder, 1895.

so ehrenhafter Männer wie Vespasiano da Bisticci und Luca Landucci hat er besonders charakteristische Stellen mitgetheilt. Der Verfasser macht seine Leser ferner mit den erziehlichen Schriften eines Giovanni Dominici, eines Maffeo Vegio bekannt und schließt diese Betrachtung mit dem Hinweis auf das herrlichste Zeugniß italienischer Renaissancecultur, den „Cortegiano“ des Baldassare Castiglione, wo nicht nur der Grundtypus eines vornehmen Mannes, sondern auch das Ideal einer vornehmen Frau geschildert wird, wie sie in Vittoria Colonna ihre höchste Verkörperung gefunden hat.

Nicht ganz so einwandfrei scheinen uns Pastors allgemeine Ausführungen über die Kunst der Renaissance. Wie der „Kranz“ von etwa 80 „Heiligen und Seligen“, die der Verfasser aufführt (S. 64—66) unsre Vorstellung von dem religiösen Geistesleben im 15. Jahrhundert nicht wesentlich bereichert, so wird uns auch die auf sechs Seiten gebotene Uebersicht der bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete von Architektur und Plastik (von 1401—1518) im Verständniß der Kunstströmungen im Zeitalter der Renaissance wenig weiter bringen. Pastor nennt es „eine nicht ganz unbedenkliche Neuerung“, wenn die Heiligen ihren Nimbus verlieren, ohne darin das einfach historische Ergebniß der ihrem Ende sich nähernden Renaissance zu erkennen.[1]) Gegen Bemerkungen, wie: „scharfen Tadel verdienen auch die Venusbilder von Sandro Botticelli und Piero di Cosimo“ (S. 145) wird nicht nur der Kunsthistoriker Protest erheben; dem ungünstigen Urtheil des Verfassers über das Grabmal Sixtus' IV., über die als „unpassend“ bezeichneten Malereien des jungen Correggio in der Camera di S. Paolo in Parma (S. 144) können wir nicht beistimmen, ebenso wenig wie wir in der Anbringung von Portraits in biblischen Darstellungen eine Profanation der heiligen Geschichte zu erkennen vermögen. Daß Sandro Botticelli nach Savonarola's Tod den Pinsel nicht mehr zur Hand nahm, dürfte schwer zu erweisen sein, dagegen würde man dem Verfasser für eine tiefer eindringende Schilderung des belebenden Einflusses des Dominicanermönches auf die größten Künstler seiner Zeit dankbar gewesen sein. Allerdings zeigt Pastor überhaupt wenig Verständniß für den Feuergeist Savonarola's. Licht und Schatten sind in der Schilderung des Conflicts mit Alexander VI. nicht gleichmäßig vertheilt, dem allzu einseitig auf dem kanonischen Recht fußenden Standpunkt des Autors wäre ein rein menschlicher gegenüberzustellen.

Kurz, aber inhaltvoll ist Pastors Schilderung der Beziehungen Innocenz' VIII. zu Kunst und Wissenschaft. Es ist erstaunlich, wie er den Stoff bis ins Einzelne beherrscht, wie seinem Späherauge nichts von alledem entgangen ist, was auf sein Thema Bezug hat und in den verschiedensten Büchern und Zeitschriften verstreut sich findet. Eine Quellensammlung der Renaissancekunst und -Cultur, wie sie Pastor vor allem im dritten Bande seiner Papstgeschichte geboten hat, trägt einem lange gefühlten Bedürfniß Rechnung und ist ein Geschenk, für welches ihm die Kunstwissenschaft nicht dankbar genug sein kann. Von den Arbeiten, die Innocenz VIII. in und um Rom ausführen ließ, berichten heute nur noch die Documente; wie wir sein Wappen im Vatican zwischen den Rovere, Borgia und Medici vergeblich suchen, so gingen auch die Spuren seiner Kunstthätigkeit fast völlig verloren. Und doch waren zwei der größten Künstler des Cinquecento jahrelang in seinem Dienst beschäftigt. Wir werden die Zerstörung der Fresken Mantegna's im Belvedere, dessen Bau Jacopo da Pietrasanta geleitet halte, als unersetzlichen Verlust beklagen, über den Untergang der Städteansichten, die Pinturichio ebendort gemalt hatte, mag man sich allenfalls mit den zahlreichen noch heute in Rom erhaltenen Frescowerken des Meisters trösten, unter denen sich durch Form und Farbe und treffliche Erhaltung die umfangreichen Malereien auszeichnen, die der Nachfolger Innocenz' VIII., Alexander VI., in seinen Privatgemächern ausführen ließ.

Die Wandgemälde des Pinturichio in den Appartamenti Borgia sind das erfreulichste und monumentalste Zeugniß dafür, daß Alexander VI., der für die Förderung der Wissenschaft nichts gethan hat, an der großen Kunstbewegung seiner Zeit thätigen Antheil nahm. Wurden diese auch culturgeschichtlich höchst bedeutsamen Fresken bis dahin nicht nach Verdienst gewürdigt, so findet das darin seinen Grund, daß die Gemächer seit Jahren unzugänglich sind wegen der übrigens sich dem Ende nähernden Restaurationen, die Leo XIII. in denselben vornehmen läßt. Pastor, welcher der umfassenden Bauthätigkeit Alexanders VI. in der Leostadt, die sich vor allem auf den Vatican und mehr noch auf die Engelsburg erstreckte, volle Würdigung widerfahren läßt, der an die glänzenden Palastbauten Raffaello Riario's und Giuliano's della Rovere erinnert und bemerkt, daß unter Alexander VI. Bramante das berühmte Rundtempelchen in S. Pietro in Montorio schuf, räumt doch mit Recht dem Freskencyklus in den Borgia-Zimmern in seiner Schilderung den Ehrenplatz ein. Zeigt sich hier doch der furchtbare Papst von seiner menschlichsten Seite; erhält hier doch der glänzende Schein seiner verhängnißvollen Regierung die reizvollste Illustration.[1])

Wie sich dem Bergsteiger mit jedem Schritt neue Thäler erschließen, freiere Aussichten eröffnen, so hat sich auch dem Geschichtschreiber der Päpste im Verlaufe seiner Arbeit das Urtheil geklärt und der Blick erweitert. Das Bild Alexanders VI. und seiner Curie entwirft er mit dem Freimuth eines echten Historikers, für die titanenhafte Gestalt Julius' II. zeigt er das tiefste Verständniß. So überragt auch seine Schilderung des letzteren als Mäcens der Künste durch die gewissenhafte Verarbeitung eines kaum mehr zu bewältigenden Materials, durch den glücklichen Griff, mit welchem das Wesen vom Schein, das Wahre vom Falschen geschieden wird, alles, was Pastor nach dieser Richtung hin bisher geleistet hat. Es muß endlich bemerkt werden, daß sich der Verfasser durch das liebevolle Eingehen auf die großen kunsthistorischen Fragen dieser Zeit, durch das unabhängige Urtheil, mit welchem er hier entscheidet, ein um so größeres Verdienst erworben hat, als man in katholischen Leserkreisen noch immer nicht überall zu einer unbefangenen Würdigung der Renaissancekunst durchgedrungen ist.

Scharf und klar scheidet sich bei Pastor die Geschichte des Neubaues von St. Peter unter Julius II. in drei Perioden: man dachte zunächst nur an die Anlage einer Capelle zur Aufnahme des gewaltigen Julius-Denkmals und nahm erst später die Pläne Nikolaus' V. wieder auf, um endlich zu dem Plan einer „Weltkirche“ nach neuen prächtigen Entwürfen durchzudringen. Der Verfasser vertheidigt Julius II. und seinen großen Baumeister Bramante

[1]) Bedenklicher scheint es uns, weil es zeigt, daß man den tief religiösen Sinn der Kunstwerke nicht mehr verstand, wenn man das Haupt von Michelangelo's Christus in der Minerva in Rom mit einem Blechteller verunzierte und über seiner Pietà zwei häßliche, eine Krone tragende Engel anbrachte. Zu SS. 60 und 144 mag noch bemerkt werden, daß Filippina Lippi niemals einem Nonnenorden angehörte, und daß sich Signorelli's Bild „Die Erziehung des Pan“ schon seit einer Reihe von Jahren im Berliner Museum befindet.

[1]) Pastor nimmt es sehr ernst mit der Richtigstellung der falschen Behauptung Vasari's, daß Pinturichio den Papst kniend vor der Madonna mit den Zügen der schönen Geliebten Alexanders, der Giulia Farnese, dargestellt habe. Wir sind der Ansicht, daß Vasari in dieser Erzählung nur eine der unzähligen Legenden wiedergegeben hat, die in Rom über den Papst und seine Umgebung verbreitet waren, und konnten in dem liebreizenden Antlitz Maria's, die das Madonnenideal Pinturichio's so treu verkörpert wie das Altarbild in der Pinakothek zu Perugia, absolut keine porträithaften Züge entdecken.

mit Wärme gegen die Anschuldigung einer muthwilligen Zerstörung der ehrwürdigen alten Basilica, für deren Baufälligkeit er glaubwürdige Zeugnisse anführt, aber er bellagt mit gleichem Recht das rücksichtslose Zertrümmern der herrlichsten Denkmäler aus alter und neuer Zeit, das dem übereifrigen Bramante den Namen Ruinante eintrug. Schrak doch der geniale Künstler, wie Pastor aus den Aufzeichnungen des Aegidius von Viterbo nachweist, sogar vor der Berührung des Apostelgrabes nicht zurück, der Julius indessen mit Energie entgegentrat; seinen frevelhaften Architekten aber machte man zum Gegenstand einer geistreichen Satire, die ihn verdammte, bis zur Fertigstellung von St. Peter an der Thür des Paradieses zu warten. Ueber den Baubetrieb werden vom Autor aus dem päpstlichen Geheimarchiv und dem Staatsarchiv zu Modena neue wichtige Documente beigebracht, über die Beschaffung der Baukosten, über die Summen, welche der Petersdom in den ersten Jahren verschlang, erhalten wir interessante Aufschlüsse. Auch über die weitschweifenden Pläne Bramante's für den Neubau des päpstlichen Palastes und die Verbindung desselben mit dem Belvedere Innocenz' VIII. unterrichtet Pastor seine Leser, denen er gelegentlich der Schilderung der Aufstellung der Antiken in diesem Gartenhause von der Ausgrabung des Apoll und des Laokoon erzählt, die einen Sturm jubelnder Begeisterung unter den zahlreichen Alterthumsfreunden in Rom hervorriefen. Mit der Schilderung der umfassenden Fürsorge des zweiten Papstes aus dem Geschlecht der Rovere für die Kirchen, Straßen und Paläste seiner Residenz, von welcher Albertini in seinen von Schmarsow neu edirten „Wundern Roms" lobpreisend berichtet, schließt die Baugeschichte Roms unter Julius II. ab und wir folgen nun klopfenden Herzens unserm kundigen Führer aus den Vorhöfen in das Allerheiligste der Kunst. Selbst ein so hellschimmernder Stern wie Bramante muß erblassen vor dem strahlenden Doppelgestirn Raffaels und Michelangelo's.

Ruht der Schwerpunkt in der Schilderung der Kunstbestrebungen Julius' II. in Pastors Buche vor allem auf seiner Untersuchung der Malereien Raffaels in den Stanzen, wo seine Ausführungen abschließend sind und grundlegend zugleich, so hat er sich bei Michelangelo im wesentlichen auf eine gedrängte Zusammenfassung alles bisher Gesagten beschränkt, wobei die deutsche Literatur besondere Berücksichtigung erfährt. Das Grabmal Julius' II. ist das A und O in diesem Capitel, zog sich doch auch diese Tragödie im Leben des Meisters durch Jahrzehnte hindurch. Vielleicht hätte sich über den Moses in S. Pietro in Vincoli noch Größeres, den inneren Gehalt dieses Kunstwerks tiefer Erfassendes sagen lassen; die Statuen des „thätigen" und „beschaulichen" Lebens, wie Vasari sie nennt, hätten schon hier eine Erwähnung wohl verdient, obwohl sie erst viel später in den Plan des Grabmals aufgenommen wurden. Wie uns Michelangelo's Malereien in der Sistina die Leistungen seiner Vorgänger dort völlig vergessen lassen, so tödtet die gewaltige Nähe des Moses die anspruchslose Schönheit „Lea's" und „Rahels", deren wirkliche Bedeutung und psychologische Herkunft bis heute dunkel geblieben ist. Nach einer kurzen Schilderung des Conflicts Julius' II. und Michelangelo's im April des Jahres 1506, der mit der Versöhnung der beiden Feuergeister und dem Auftrag für die Bronzestatue des Papstes in Bologna endete, und nachdem er das tragische Geschick der letzteren nach den besten Quellen erzählt, führt uns Pastor in die Sixtinische Capelle. Seiner klaren Weise, zu disponiren, getreu, erzählt uns der Verfasser zunächst die Entstehungsgeschichte des großen Freskencyklus an der Decke bis zu ihrer Enthüllung am Vorabend von Allerheiligen im Jahre 1512, dann erst beginnt er mit der kritischen Würdigung des gewaltigen Werkes. Hier verdient bemerkt zu werden, daß der hundertfach versuchten ästhetischen Würdigung der Deckenbilder Michelangelo's gegenüber Pastor dem nicht minder wichtigen Inhalt derselben besondere Aufmerksamkeit schenkt, indem er sie mit den Wandbildern Sixtus' IV. in engen Zusammenhang zu bringen sucht und nach den großen Ideen forscht, die in ihnen selber verkörpert sind. Man wird mit Recht wenigstens nach einer Richtung hin in solcher Behandlungsweise einen Fingerzeig erkennen, wo die fernere Forschung einzusetzen hat. Das gerechte Urtheil endlich, welches Pastor der Erscheinungswelt bei Michelangelo zutheil werden läßt, berechtigt zu der Hoffnung, daß er sich im nächsten Bande auch der schwierigen Aufgabe einer vorurtheilsfreien Würdigung des leider so arg zerstörten Jüngsten Gerichtes in der Sistina gewachsen zeigen wird.

„Unerschöpflich wie der Himmel, an welchem sich immer neue Sterne entdecken lassen", nennt Pastor den Freskencyllus Raffaels in den Stanzen des Vaticans, und im Hinblick auf die Fülle dessen, was über diese Malereien geschrieben und gesagt wurde, wird man solchen Vergleich als sehr zutreffend bezeichnen dürfen. Was der Autor zunächst über die Stanza della Segnatura gesammelt und geschrieben hat, ist ein glänzendes Zeugniß nimmermüder Arbeitskraft; wie er einerseits die Forschung abschließt, so hat er andrerseits die Grundlage geschaffen, auf welche jeder Neubau sich gründen muß. Die einzig zum Ziele führende Methode, welche von der Decke ausgehend, die Gemälde an den Wänden zu erklären sucht, hat er in der Stanza della Segnatura mit Erfolg angewandt. Seine Deutung der „Schule von Athen" und der „Disputa del Sacramento" darf ohne weiteres angenommen werden. „Auf den sieben freien Künsten, welche sich in der Philosophie vollenden, hat Raffael seine Darstellung aufgebaut", heißt es am Schlusse der Erklärung der ersteren, und damit ist der Kern der Sache, wie ihn Anton Springer zum erstenmal in seiner berühmten Abhandlung klarlegte, verstanden und ausgedrückt. Aber auch in Einzelheiten hat Pastor hier mit scharfem Blick das Richtige vom Falschen zu scheiden gewußt und wir können ihm z. B. nur zustimmen, wenn er, Lermolieff sich anschließend, in der Gestalt neben Raffael den Sodoma erkennt. Man vergleiche doch dies Bild des Meisters mit seinem Selbstportrait in Monte Oliveto!

Welch ein Labyrinth von Trug und Wahrheit hat der Verfasser der Papstgeschichte durchwandern müssen, ehe er zu einer so schönen und klaren Deutung der Disputa hindurchdringen konnte, wie er sie seinen Lesern im Schlußcapitel des dritten Bandes bietet! Allerdings hatte er das Glück, einen so weitsichtigen, in die theologischen Fragen der Zeit so tief eingeweihten Führer wie Friedrich Schneider zu finden, der das, was er in dem eben erschienenen höchst beachtenswerthen Schriftchen „Theologisches zu Raffael" [1]) niedergelegt hat, zum großen Theil dem Verfasser schon vorher für sein Werk zur Verfügung stellte. Hier wird ein bestimmender Einfluß der scholastisch-mystischen Theologen am päpstlichen Hofe, der Dominicaner, auf Raffaels größte Schöpfung nachgewiesen und zum Verständniß derselben Fra Bartolomeo's herrliches Bild in den Uffizien herangezogen, wo sich über dem Kelch mit der Hostie der auferstandene Christus erhebt. „Nicht disputirt, nicht gestritten wird hier", schreibt Pastor in der Einleitung seiner Erklärung der Disputa, „Im Gegentheil, Himmel und Erde vereinigen sich in der Verherrlichung der höchsten Wunderthat, des größten Liebeswerkes des Welterlösers. Ein einziges Tantum ergo tönt dem Beschauer entgegen." Und gegen die Theilung des tiefsinnigen Frescobildes in ein Oben und Unten wendet sich Schneider mit den Worten:

[1]) Leider an ziemlich abgelegenem Orte gedruckt. Vergl. „Der Katholik", 1896. I. Heft.

Digitized by Google

„Christus hier in der Brodgestalt verhüllt — Christus dort das schönste der Menschenkinder, unverhüllt: ein und derselbe Christus gestern und heute. Die Identität der verklärten Menschheit des Erlösers auf Erden und im Himmel ist der Gedanke, welcher beide Theile des Bildes zusammenschließt.“ Wir müssen auch dem Verfasser Recht geben, wenn er sagt, daß ein völliges Verständniß dieses Frescos nur vom Standpunkt des katholischen Glaubens aus, welchem es entsprossen ist, gefunden werden kann. Wenn Pastor endlich mit Wickhoff in dem Papst im Vordergrunde Sixtus IV. erkennen will, so darf er unsrer Zustimmung sicher sein; dagegen können wir dem Savonarola seinen Ehrenplatz in der Stanza della Segnatura nicht absprechen.

Was die Bestimmung des Gemaches betrifft, das Julius II. so köstlich ausschmücken ließ, so muß es uns wundernehmen, daß Pastor sich nicht ohne weiteres der Ansicht Julian Klaczko's angeschlossen hat, der es nach dem Vorbild des Cambio in Perugia als Gerichtszimmer bezeichnet.[1]) Allerdings sind die mit ebensoviel Geist wie Anmuth ausgeführten Beobachtungen Klaczko's nicht von dem üblichen wissenschaftlichen Apparat begleitet, aber dürfen wir ihnen darum weniger Glauben schenken? Weist nicht die Gerechtigkeit, die sich so hoch über den drei anderen weltlichen Cardinaltugenden über dem Fenster an der Decke erhebt, deuten nicht die Vertreter des weltlichen und geistlichen Rechtes an derselben Wand auf die ursprüngliche Bestimmung des Gemaches hin, dessen Namen Klaczko so treffend mit den beiden päpstlichen Gerichtshöfen Signatura justitiae und Signatura gratiae in Verbindung gebracht hat? Wir zweifeln nicht, daß auch durch M. Fabre's demnächst zu erwartende Veröffentlichungen über die Bibliothek Sixtus' IV. und Julius' II. die Ansicht Klaczko's Bestätigung erhalten wird.

Ueber die Bedeutung und den Zusammenhang des ganzen Freskencyklus in der Camera della Segnatura ist wohl auch durch Pastor das letzte Wort noch nicht gesprochen, obwohl er auch hier die richtigen Wege weist, auf denen allein völliges Verständniß gewonnen werden kann. Leider hat auch die fast gleichzeitig erschienene Arbeit Wilhelm Vöge's[2]), die über die Herkunft der Formgedanken bei Raffael wichtige Aufschlüsse bringt und vor allem in der Schule von Athen schlagende Einflüsse Donatello's nachweist, nicht mehr Berücksichtigung finden können.

Natürlich konnten dem scharfsinnigen Historiker die Anspielungen auf die Zeitgeschichte in der Stanza d'Eliodoro, mit deren Beschreibung er sein Werk abschließt, nicht entgehen. Um aber auch hier zu einer so glücklichen Lösung zu gelangen, wie sie für die Hauptfragen in der Camera della Segnatura gefunden wurde, mußte hier wie dort von den Fresken an der Decke der Ausgongspunkt genommen werden. Schon Pinturicchio hat in den Appartamenti Borgia nach diesem Gesetz das Gemach neben der Sala de' Pontefici mit biblischen Scenen geschmückt[3]), und sicherlich liegt das ursprüngliche Programm für den Freskenschmuck der Stanza d'Eliodoro auch heute noch in den Fresken an der Decke verborgen. Nur einmal läßt sich noch jetzt der ursprünglich geplante Zusammenhang zwischen Wand und Decke nachweisen, wenn unter dem Opfer Isaaks das Meßopfer von Bolsena geschildert ist, und mit Leichtigkeit läßt sich solche Verbindung zum zweitenmal herstellen, wenn man an die Stelle der Befreiung Petri die Zeichnung Raffaels aus der Apokalypse setzt, die sich heute im Louvre befindet. Pastor (S. 794 Anm. 2) bringt fälschlich diese Zeichnung, in welcher schon Springer den ursprünglichen Entwurf des Gemäldes an der gegenüberliegenden Fensterwand erkannte, mit der Messe von Bolsena in Beziehung; so mußte ihm der enge Zusammenhang, welcher zwischen der Vision Jakobs und der Vision des Evangelisten Johannes ohne weiteres klarliegt, entgehen.

Ganz unbekannt waren dagegen bis jetzt die Beziehungen Sixtus' IV. und Julius' II. zu Bolsena, welche Pastor zum erstenmal dargethan hat. Dieselben besitzen für die Entstehungsgeschichte der Messe von Bolsena ebensolche Wichtigkeit, wie die politischen Ereignisse in den Jahren 1511 bis 1513 für das Verständniß der Vertreibung Heliodors, der Abweisung Attila's durch Leo den Großen und der Befreiung Petri. Auch nach der rein künstlerischen Seite hin hat Pastor die feierlich-ernste Stimmung, welche in der wundervoll componirten Messe von Bolsena herrscht, die dramatische Kraft in der Schilderung der Vertreibung Heliodors wohl zu würdigen gewußt. Venezianischer Einfluß — vermittelt durch Sebastiano del Piombo — auf das Colorit in der Messe von Bolsena und die Beleuchtungseffecte in der Befreiung Petri wird auch vom Verfasser zugegeben.

Damit schließt der dritte Band ab, aus dessen überreichem Inhalt nur nach einer Richtung hin das Wichtigste hervorgehoben werden sollte. Was die Darstellungsweise betrifft, so mag es verwunderlich erscheinen, daß ein Historiker vom Schlage Pastors, der Zeichnung, Form und Farbe völlig beherrscht, so oft zu den durch Gänsefüßchen gewissenhaft angezeigten Aeußerungen anderer über den Gegenstand greift. So gibt er uns häufig ein Mosaikbild, wo wir ein stimmungsvoll farbenfreudiges Gemälde erwarten durften, das vom Geist seines Schöpfers beseelt ist.

Aber wo inhaltlich so Bedeutsames geleistet wurde, wird man sich gern mit der gegebenen Form befreunden. Ist doch die Papstgeschichte Pastors längst in aller Händen, im In- und Auslande in gleicher Weise gelesen und geschätzt. Als Leistung im ganzen stellen wir den dritten Band noch über den ersten und zweiten, und es ist ein erfreuliches Schauspiel, zu sehen, daß der schaffende Mensch mit seinem Werke wächst.

Rom, Februar 1896. E. St.

---

1) Revue des deux Mondes. 15. Juli 1894, p. 245 ff.

2) Raffael und Donatello. Straßburg 1896.

3) So ist über der Himmelfahrt Christi das Medaillonbild des Propheten Micha angebracht mit dem Spruchband: ascendit pandens iter ante eos; über der Ausgießung des hl. Geistes der Prophet Joel mit der Inschrift: effundam de spiritu meo super omnem carnem; über der Anbetung der Könige König David mit dem Spruch: adorabunt eum omnes reges u. s. w. Auf diesen nicht unwichtigen Zusammenhang ist meines Wissens bis dahin noch niemals hingewiesen worden, weil sich niemand die Mühe genommen hat, die Inschriften an der Decke zu entziffern.

Die Binnenschiffahrt der Vereinigten Staaten und ihre Zukunftswege.

Von W. Berdeau.

III. (Schluß.)

So weit auch der große Wassercomplex der Canadischen Seen in den Continent von Nordamerika hineinreicht, so fehlt ihm, an sich betrachtet, doch viel, um für das ganze Land von größerer Bedeutung zu sein. So gleichgültig den bayerischen Handelsverhältnissen die nautische Bedeutung der Ostsee ist, so wenig können die südlichen, ja schon die Mittelstaaten der östlichen Hälfte der Union von den Vortheilen der Seenplatte profitiren. Schon der Name der Canadischen Seen deutet an, welches vom Standpunkt der Vereinigten Staaten betrachtet ihr wirthschaftlicher Fehler ist. Sie sind von der Natur zu weit nach Norden gerückt. Der Westen der Union hat ja stets seine eigene Geschichte und seine besonderen Verhältnisse gehabt, aber auch die Oststaaten zwischen dem 40. und 30. Breitengrad und vor

allem das ungeheure Mississippithal entbehren noch der Vortheile, welche die Hydrographie des nordöstlichen Landes ihnen bringen kann, sobald die Natur etwas von der Kunst unterstützt wird. Der Mississippi und seine ungeheuren Nebenströme, unter denen der Ohio an wirthschaftlicher Bedeutung, der Missouri an Länge weit hervorsticht, spielt im Verkehrsleben der Union keine geringe Rolle. Wenigstens für die Binnenschiffahrt kommt seinem System von breiten, wenn auch leider zum Theil nur flachen Wasserstraßen nächst den Seen selbst die erste Bedeutung zu. Jene beförderten 1889 rund 53 Millionen Tonnen, der Mississippi und sein Stromgebiet etwa 29 Millionen Tonnen Frachtgüter. Kohlen stehen darunter weitaus voran.

Da liegt es nun auf der Hand, wie viel für beide Wassergebiete gewonnen werden könnte, wenn sie mit einander in ungehinderter Verbindung ständen. Die Seen mit 1600 großen, die Mississippiströme mit 2000 bis 3000 mittleren und kleineren Dampfern, welchen Verkehr könnten sie austauschen, wenn eine ungehinderte Schiffstraße aus dem Hudson über die Seen bis in den Mississippi und den Golf von Mexico vorhanden wäre!

Thatsächlich ist sie vorhanden, und zwar schon seit langer Zeit, und nicht nur an einem, sondern, zeitweise wenigstens, an mehreren Punkten. Die betreffenden Canäle waren seinerzeit vom Staate gebaut und dann verpachtet, und ihre heutige Nichtbenutzung ist weniger die Folge ihrer Unbrauchbarkeit als der überall ins größte gesteigerten Anforderungen, welche der Amerikaner an seine Verkehrsmittel stellt. Seinerzeit existirten zwischen den Seen und dem Mississippi-Gebiet nicht weniger als vier Canäle, welche allesammt das gebräuchliche Ausmaß der Canalbauten in den 30er und 40er Jahren hatten und gleich dem alten Erie-Canal für Boote von 65 Tonnen genügten. In der bezeichneten Periode garantirte das einen schwunghaften Verkehr, heute contrastirt es zu sehr mit den Frachtverhältnissen des Mississippi und des Ohio, wo sog. Heckraddampfer bis 3000 Tonnen Größe laufen, um noch in Betracht zu kommen. Ueberdies ist ein Theil der Canäle auch hier wieder von den Eisenbahnmagnaten der Union angekauft und ruinirt worden. Von den genannten vier Canälen[1]) geht nur einer direct in den Vater der Ströme, und zwar aus dem Michigan-See, den er bei Chicago verläßt, um über die sehr niedrige Wasserscheide westlich der Seen, über welche schon die indianischen Pelzjäger ihre Canoes trugen, in den Desplaines-Fluß und aus diesem in den Mississippi zu treten. Er hatte die zur Zeit seiner Vollendung — im Jahre 1845 — nicht unbedeutende Tiefe von 6 Fuß und hätte von großem Segen für den Verkehr beider Wassergebiete werden können, wenn nicht schmutzige Interessenpolitik eines Theils der Chicagoer Handelswelt zu seiner fehlerhaften und nachlässigen Anlage geführt hätte, die ihrerseits wieder den Verkehr hintanhielt, die Unterhaltungskosten aber so hoch schraubte, daß sie bis 1870 schon über 6 Millionen betrugen. — Die drei anderen Canäle gingen aus dem Erie-See zum Ohio und waren wohl hauptsächlich für den Kohlentransport nach Norden und den Erztransport nach Süden, in die Hüttendistricte des Ohio bestimmt. Sie richteten sich nach Portsmouth und Cincinnati und wurden bereits in den 30er Jahren gebaut, aber später, wie erwähnt, gewaltsam lahmgelegt. Sie hatten übrigens noch bedeutendere Niveauunterschiede zu überwinden als der Erie-Canal zum Hudson, da die Gebirgschwellen, welche den See umgeben, im Süden ihre größten Höhen besitzen. So besaß der von Toledo zum Ohio führende Wabash-Canal bei einer Länge von 495 Kilometer nicht weniger als 152 Schleusen. Alle diese Durchstiche wurden in den 30er Jahren, welche in den Vereinigten Staaten Hunderte von Millionen für Canalzwecke verschlangen, vollendet. Ihr Eingehen wurde, trotzdem sie sowohl für die Seen- als die Ohio-Flotte sehr bald ganz unbrauchbar wurden, doch sehr bedauert und ließ den Wunsch nach einer großen Schiffahrtstraße zwischen beiden Wassernetzen niemals ganz einschlafen. Ist doch die Schiffahrt des Ohio, die Mosler schon in den 70er Jahren nach eigener Anschauung als einen Verkehr von einziger Großartigkeit schilderte, bis heute noch immer sehr ausgedehnt geblieben. Durch Eis fast nie unterbrochen, an den Schnellen des oberen Ohio durch Seitencanäle ermöglicht, in den obersten flachen Strecken, wie im oberen Mississippi und Missouri, durch sehr flachgehende Dampfer unterhalten, spielt diese Schiffahrt für die Ohio-Staaten dieselbe Rolle, wie diejenige der Seen selbst für die Nordstaaten des östlichen Landes. Der Tiefgang ist sogar bei den großen Mississippi-Dampfern ziemlich gering, selten über zwei Meter bei Größen von mehreren Tausend Tons; in den oberen Stromläufen geht er bis auf einen Fuß herab, und selbst bei dieser Eintauchung tragen die Dampfer bis zu 100 Tonnen, bei etwas größerem Tiefgang 180 und mehr. Die Böden sind ganz flach, und die Triebkraft bildet ein breites, hinten angebrachtes Schaufelrad. Der Kohlentransport vom Ohio bis New-Orleans ist von staunenswerthem Umfang. Die dazu gebrauchten flachen Dampfer (Remorqueurs) schieben, selbst mit Kohlen beladen, 10—20 große, Kohlen fassende Boote vor sich her; allerdings sehr langsam, indem die Triebkraft mehr der Strömung überlassen wird und der Remorqueur nur als Steuer wirkt, doch äußerst billig, da ein solcher Zug bis zu 70,000 Ctr. Kohle transportirt. Mosler gibt die Transportkosten auf die ganze Route von West-Pennsylvanien bis New-Orleans — 3500 Kilometer — mit 20 Pfennig pro Centner an. Mit der Bahn wäre der Transport unmöglich, da der Centner M. 1.80 bis 3 M. kosten würde.

Auch nach den Seen würden sich bald ähnliche Transporte richten, sobald die alten Canäle durch zeitgemäße Neubauten ersetzt würden. Auch dazu ist nun gegründete Aussicht in Gestalt zweier Schleusencanäle von 14 Fuß Wassertiefe, von denen der eine im Lauf des alten Miami-Canals Cincinnati aufsuchen soll, der andere aber in einer ganz neuen Route das dem Erie-See so nahe Pittsburg erstrebt. Letzterer Canal hat entschieden die meiste Aussicht auf eine große Zukunft. Pittsburg, mit einem Frachtenverkehr von 38 Millionen Tonnen, der erste Eisenbahnknotenpunkt der Vereinigten Staaten, ist von den Seen nur 165 Kilometer entfernt. Sein Güterverkehr ist gerade ein solcher, der eigentlich von Natur auf die Wasserstraße angewiesen ist, denn es hat hauptsächlich Kohlen und Eisenwaaren zu versenden, Erze zu empfangen. Jetzt befördern[1]) die von Pittsburg nach den Seen gerichteten Bahnen in nördlicher Richtung 2 Millionen Tonnen Kohle, in südlicher 5 Millionen Tonnen Erz. Ein solcher Verkehr könnte beinahe den deutschen Nord-Ostsee-Canal unterhalten und er würde sich, wenn ein Wasserweg vorhanden wäre, bald genug verdoppeln und verdreifachen. Gerade Kohlen und Erze gehören ja in erster Linie zu den Gütern, welche die Eisenbahnfracht kaum ertragen können. Für Pittsburg aber liegt in dem Canal zum Erie-See, dessen baldige Ausführung als sicher anzusehen ist, noch eine andere große Bedeutung. Es erhielte ja damit zugleich einen Wasserweg zum Ocean, der für einen Industriepunkt, wie Pittsburg, angesichts der herrschenden Nothwendigkeit, billig zu exportiren, von unschätzbarem Werthe sein muß. Die Ausführungskosten des Canals sind auf 112 Millionen

[1]) Vgl. über sie und ihre Geschichte Mosler, a. a. O.

[1]) S. auch Rehbock a. a. O.

Mark veranschlagt, wozu die funfzig großen Schleusen, für Dampfer von 90 Meter Länge berechnet, wohl das meiste thun. Auch die Breite des Canals ist sehr reichlich, auf 46 Meter, beabsichtigt.

Angesichts dieses großen Canals dürfte ein zweiter und um das zweifache längerer Wasserweg zum Ohio eigentlich überflüssig erscheinen. Aber man glaubt trotzdem auf den Canal nach Cincinnati nicht verzichten zu können, weil er einmal eine beträchtliche Abkürzung des Durchgangsweges von den Seen zum Mississippi bedeutet, vor allem aber, weil der Ohio selbst seine große, diesen Durchgangsverkehr für einen beträchtlichen Theil der Seenflotte ermöglichende Tiefe nicht bis Pittsburg besitzt. Schon unterhalb Cincinnati werden Stromcorrectionen im Ohio, wie späterhin auch solche des Mississippi unerläßlich sein, um die geplanten Canalverbindungen in ihren Endzwecken kräftig zu unterstützen.

Das größte Glied der Verbindungen zwischen den Seen und dem Mississippi-Becken, gewissermaßen der Glanzpunkt der Regulirung des Schiffsverkehrs auf den Seen, ist aber der neue, in seinem schwierigsten Theil bis zum nächsten Jahre zu vollendende Canal von Chicago. Ueber die verfehlte Anlage und die Unzulänglichkeit des alten Illinois-Canals ist oben gesprochen. Er trägt freilich heute noch Schiffe bis zu 200 Tonnen, hat aber trotzdem wenig Bedeutung, da die Seen eben Schiffe von so geringer Größe fast gar nicht besitzen. Doch lag eine umfangreichere Verbindung gerade von Chicago aus zum Mississippi schon längst in der Luft, bevor im Jahre 1887 größere Kreise sich dafür zu interessiren begannen und endlich Chicago selbst, allerdings aus anderen Gründen als solchen der Schiffahrt, die Trommel dafür rührte. Nach Jul. Meyer [1]) haben die Seen früher, etwa im Beginn unsrer geologischen Epoche, sogar einen starken natürlichen Abfluß, etwa dem Niagara entsprechend, gegen den Mississippi gehabt, denn die Strandlinien des Michigansees deuten für eine gewisse Vorzeit auf einen um 10 Meter höheren Stand des Normalwasserspiegels als jetzt. Selbst jetzt kommen ja innerhalb großer Zeiträume noch Spiegelschwankungen bis zu zwei Meter in den Seen vor. Da die Wasserscheide zwischen Michigansee und Mississippi kaum 3 Meter übersteigt, so ist ein großer, vorzeitlicher Strom in dieser Richtung sehr wahrscheinlich. Anzeichen deuten darauf, daß dieser Strom sich in zwei Armen (oder wohl einem breiten Trichter) über das Gebiet von Chicago und den südlich davon gelegenen Calumet-See in den Desplaines ergossen hat, dessen Thal allerdings eine so gewaltige Wassermenge recht gut in den Vater der Ströme geführt haben kann. Dieses Thal ist auch für den künftigen Canal als Route ausgewählt worden, die Schwierigkeit der Ausführung liegt hauptsächlich darin, daß der Desplaines vor seiner Einströmung in den Illinoisfluß auf einer kurzen Strecke, etwa 40 Kilometer von Chicago entfernt, ein so starkes Gefälle besitzt, daß das Bett im Lauf weniger Meilen sich um mehr als 40 Meter senkt. Nach dieser Folge von Schnellen und Fällen fließt der Desplaines und auch der Illinois ruhig bis in den Mississippi, den letzterer etwa 45 Kilometer oberhalb St. Louis erreicht. Auf dieser Strecke werden die Canalarbeiten, welche hier noch einer, allerdings wohl nahen Zukunft vorbehalten sind, meistentheils in bloßen Flußvertiefungen bestehen, die Hauptarbeit liegt in der Ausführung der bereits 1892 begonnenen Canalstrecke von Chicago bis Joliet, einer Strecke von nur 40 Kilometer, deren Bau abee so umfangreiche Arbeiten erfordert, daß die Kosten für diese Strecke, bei 6 Meter Tiefe, auf 100 Millionen veranschlagt wurden.

[1]) S. dessen Abhandlung über den Chicago-Canal im Centralblatt d. d. Bauverwaltung, 1889.

Eigentlich ist dieser Canal, der eine merkwürdige Vorgeschichte hat, lediglich ein Entwässerungscanal für den Schmutz der Millionenstadt Chicago. Jahrzehnte lang hat man letzteren durch den Chicagofluß, der seinerseits nur eine braune, tiefe, beständig von großen Seeschiffen gefurchte Schlammfluth bildet, einfach in den Michigansee laufen lassen, aus dem Chicago sein Trinkwasser bezieht. Der Chicagofluß, der gleichzeitig den Hafen der großen Seestadt bildet und kaum eine Spur von Gefälle hat, wird zeitweilig vom Michigansee sogar zurückgestaut und bereitet der Stadt dann das Schicksal aller großen, ihre Abwässer in langsam laufende Flüsse ergießenden Städte, z. B. London und Paris, er haucht die schrecklichsten Miasmen über einen Theil des Weichbildes aus. Wenn die Abwässer den See aber erreichten, so wurde jedenfalls das Wasser desselben dadurch nicht verbessert. Mehrmals machte sich letzterer Uebelstand derart bemerkbar, daß die Cribs oder Wasserthürme, welche im Michigansee stehen und in denen durch lange Röhren das Leitungswasser dem Grunde des Sees entnommen wird, weiter hinaus verlegt werden mußten. Schließlich aber wurde es so arg, daß die Staatsgesetzgebung von Illinois es durchsetzte, die Entwässerung von Chicago in den Michigansee ganz zu verbieten. Nun sollte die Entwässerung in den Mississippi durch Vermittelung des Chicago-River, des Desplaines und Illinois erfolgen, zu welchem Zwecke der erstere durch Stauung in seinem Laufe umgekehrt, die Wasserscheide zwischen ihm und dem Desplaines aber, die größtentheils aus felsigem Boden besteht, durchstochen werden mußte. In den letzten Jahren des vorigen Jahrzehnts sind die Arbeiten zu diesem Behufe bereits begonnen worden, [1]) erlitten aber eine Unterbrechung, da man sich rechtzeitig klar machte, daß, wenn einmal ein solcher Canal gebaut würde, mit wenig größeren Mitteln sich auch ein großer Schiffahrtsweg, der die Abwässer gleichzeitig aufnehmen kann, müsse herstellen lassen.

Nun versuchte man von Chicago aus, zunächst das Land für diesen Plan zu interessiren. Man hoffte wohl, damit die schweren Kosten der Chicagoer Entwässerung gleichzeitig auf die Staaten-Regierung abzuwälzen, einen Beitrag zu dem „großen nationalen Werke" zu leisten und lachend die Vortheile einzuheimsen, welche dem jetzt schon gewaltigen Hafenverkehr von Chicago die Lage am Anfangspunkt einer neuen, großen, quer durch die Staaten bis in den Golf führenden Wasserstraße bringen müßte. Der Köder einer großen, die halbe Union umfassenden „Ringwasserstraße" vom Ocean über die Seen, den neuen Canal, den Mississippi, durch den Golf und längs der Küste zum Anfang zurück, eines in sich geschlossenen Wasserweges für die Großschiffahrt, mit New-York, Chicago und New-Orleans als Centren, wurde ausgeworfen, und eine zeitlang spukte das Project des Canals als Nationalsache viel in Zeitungen und Kammern. Dann ist es wieder stiller geworden, aber es blieb doch so viel hängen, daß wenigstens die Arbeiten, welche Chicago jetzt ausführt und welche gegen den Ausgang von 1896 beendet sein sollen, gleich in so großem Maßstab angelegt wurden, daß sie für ihre Strecke sofort den vielbesprochenen Großschiffahrtsweg darstellen.

Diese Arbeiten betreffen erstlich den erwähnten Canal von 6 Meter Tiefe zwischen Chicago und Joliet, dann aber durchgreifende Regulirungen des Desplaines und Illinois, um diese Flüsse in den Stand zu setzen, die ihnen zugeführten Wassermassen, die gleich bis auf eine Vergrößerung Chicago's um weitere zwei Millionen berechnet sind, zu bewältigen. Was dann schließlich noch übrig bleibt, werden

[1]) Anfänge der Entwässerung in den Mississippi sind schon aus den funfziger Jahren vorhanden, doch geriethen die damaligen Pläne mit dem Brande Chicago's in Vergessenheit.

Digitized by Google

meist nur Baggerungen im Illinois, Desplaines und einige Schleusen im Oberlauf des letzteren sein. Das Langwierigste — denn eigentliche Schwierigkeiten bietet der Verlauf des Canals nicht oder wenig — waren die ungeheuren Felssprengungen, welche bei Summit, zwischen Willowsprings und Lockport und auch noch im Desplaines nöthig waren; auf viele Kilometer geht die ganze Tiefe des Canals durch hartes Felsgestein, stellenweise mußte der Felsen sogar 11 Meter tief ausgeschnitten werden, und zwar in einer Breite von nahezu 50 Meter, wobei die Wände fast lothrecht hergestellt sind. Um die Arbeiten schnell zu fördern, wurde die Route in nahezu 30 Abschnitte zerlegt, welche verschiedenen Unternehmern mit der Verpflichtung möglichst rascher Ausführung übergeben wurden. Es waren im ganzen etwa 8½ Millionen Kubikmeter Fels (rund eine halbe Milliarde Centner) zu sprengen und zu entfernen, wozu die größten und wunderbarsten Maschinen, ganz nach amerikanischer Manier, erfunden und angeschafft worden sind. An anderen Stellen, wo nur der Boden des Canals auf Fels aufsteht oder um geringe Tiefen eingeschnitten wurde, sind künstliche Ufermauern bis zu 8 Meter Höhe aufgeführt worden oder begleiten den Lauf ungeheure Aufschüttungen des Gesteins, das an den tiefer auszusprengenden Stellen gewonnen wurde. Um die ganzen Gesteinsmassen zu lockern, sind 5½ Millionen Kg. Dynamit nöthig gewesen. Die Erdarbeiten waren verhältnißmäßig von geringem Umfang, da keine bedeutenden Höhen, wie etwa beim Nord-Ostsee-Canal, zu durchbrechen waren.

Daß die Arbeiten bis zum festgesetzten Termin vollendet sein werden, scheint außer Zweifel zu sein. Auch die weitere Ausführung der Fortsetzungsstrecken und die Regulirung der Flußläufe bis in den Mississippi soll ungesäumt betrieben werden, so daß die baldige Benutzbarkeit der großen Durchgangsstraße von den Seen nach Westen in der That zu erwarten ist. Etwas anderes ist es mit ihrem Verkehr. Dieser wird stets mehr von dem Zustande des Mississippi-Fahrwassers als von den Canadischen Seen abhängen, denn die Mississippi-Flotte hat wenig Ursache, letztere aufzusuchen; um so mehr aber würden die Producte der östlichen Staaten durch Vermittelung der Seen und des Canals den Mississippi aufsuchen, wenn sie dort ein günstiges Fahrwasser fänden. Letzteres ist nun aber gerade der schwächste Punkt in der Mississippi-Frage. Vorhin wurde der durchgängig flachbodigen, wenig Tiefgang besitzenden Dampfer des westlichen Stromnetzes gedacht; schon ihre Bauart läßt darauf schließen, daß auch „im Vater der Ströme" nicht alles ist, wie es sein soll. Thatsächlich ist die Frage der Regulirung des Mississippi seit Jahrzehnten ein Schmerzenskind in den Verhandlungen der Regierung zu Washington. So ungeheuer die Wassermasse des großen Stromes ist, so wechselnd ist seine Speisung und sein Niveau. Schon der Ohio hat Schwankungen des Wasserstandes bis zu 8 Meter aufgewiesen, im Mississippi selbst aber steigt und fällt der Spiegel unterhalb der Missourimündung manchmal um 45 bis 50 Fuß. Dieser Uebelstand ist so groß, daß beispielsweise im ganzen unteren Mississippithale keine festen Landungsbrücken möglich sind, sondern die Dampfer mit dem Bug auf den Strand laufen müssen, um ihre Ladung zu löschen; daß ferner alle festen Brücken in diesem Theil des Landes so hoch über den Strom geführt werden müssen, daß sie auch beim Hochwasserstand der Schiffahrt genügen, also 10 Meter höher, als für gewöhnlich nöthig wäre. Außer dem unermeßlichen Schaden, welche jede Ueberschwemmung im ganzen Mississippithale anrichtet, entzieht sie auch dem Strome das Wasser, welches seinem Bette im Lauf des ganzen Jahres die genügende Tiefe gewähren könnte, in wenigen Tagen oder Wochen. Endlich aber bringen diese Hochwässer durch ihre Uferüberfluthungen die größte Gefahr des Schiffsverkehrs in den Strom, nämlich die Tausende von „Seags" oder Baumstämmen, welche mit der Wurzel im Schlamm stecken und mit der schräg geneigten, unter dem Wasserspiegel verborgenen Spitze Hunderte von Schiffen bereits förmlich aufgespießt haben. — Das Wasser des Mississippi ist gewaltig genug, um der Großschiffahrt bis zum Eintritt des künftigen Chicago-Canals vollkommen zu genügen, aber vorher bedarf er einer großen und gewissenhaften Regulirung. Die wahnsinnigen Entwaldungen, welche das Quellgebiet des Stromes und aller seinen Nebenflüsse bloßgelegt haben und die ungeheuern Hochwässer zum größten Theil verschulden, müssen durch rationelle Besorstung wieder gut gemacht werden. Die schlimmsten Geister unter den Zuflüssen, besonders die rechten, aus dem Felsengebirge kommenden, müssen für sich untersucht und regulirt, wenn es anders nicht geht, sogar dem Mississippi ganz entzogen werden. Dann wird der Riesenstrom, der heute nur eine künstlich für seine krankhaften, wenn auch noch so großartigen Verhältnisse aufgezüchtete Flotte trägt, der Schiffahrt des ganzen Landes dienen können, und sein Verkehr, mit dem der Seen und ihrer östlichen Fortsetzungen zum Ocean sich verschmelzend, wird der großartigste Binnenschiffsverkehr werden, den die Hydrographie unsres Planeten überhaupt an irgend einem Punkte großzuziehen vermochte.

Mittheilungen und Nachrichten.

Statistischer Sanitätsbericht über die kgl. bayerische Armee für die Zeit vom 1. April 1891 bis 31. März 1894. Bearbeitet von der Medicinalabtheilung des kgl. bayerischen Kriegsministeriums. Mit 3 Abbildungen und fünf graphischen Darstellungen. — Ein Prachtwerk ist dieser Bericht zu nennen in des Wortes vollster Bedeutung, erschöpfend und entsprechend den allergrößten Anforderungen, welche an eine solche Arbeit gestellt werden können. In einem großen Quartbande von 728 Seiten schildert er, was in den beiden Berichtsjahren in der ganzen bayerischen Armee hinsichtlich ihres Gesundheitszustandes und der Fürsorge für denselben sich begeben hat. Die Eintheilung des Werkes ist in früheren Anzeigen ausführlich besprochen worden; hervorgehoben sei die Eintheilung und Unterkunft der k. b. Armee nach dem Stande vom 1. April 1893, die Uebersicht über die bayerischen Garnisonen, die Belegung der Casernen; der große Abschnitt, welcher über die Infectionskrankheiten handelt; dort finden wir die wichtige Notiz, daß nicht ein einziger Fall von Pocken seit 1885 zur Beobachtung kam. Ein mächtigeres Zeugniß für den Werth einer gewissenhaften Schutzpockenimpfung kann es kaum geben. Die aus bedeutender Feder stammenden, geradezu classisch geschriebenen Aufsätze: „Ueber die Körperwärme und die Therapie in den verschiedenen Stadien der Cholera" und „Ueber den Hitzschlag bei den Truppentheilen" machen das Werk auch für denjenigen hochwichtig, welcher statistische Arbeiten nicht liebt. Dort finden wir dargelegt, was ärztliche Thätigkeit durch Ruhe, Festigkeit, Consequenz und persönliche Aufopferung vermag. Und daß diese Eigenschaften unsre Militärärzte besitzen, dafür weist uns der Bericht eine Reihe von Thatsachen auf; jeder ordinirende Arzt der Truppen und der Lazarethe hat seine Bausteine zur Begründung dieser Ueberzeugung beigetragen. (Möchte deßhalb auch den Militärärzten bald das zutheil werden, was sie schon lange verdienen und was hoffentlich von Reichswegen angebahnt wird, daß der Regimentsarzt von Anfang an im Range des Stabsofficiers stehe.) Solche Bausteine sind die Operationen, welche in den Berichtsjahren ausgeführt wurden, die Arbeiten, welche den hygienischen Stationen am kgl. bayerischen Operationscurse zu München und am Garnisonslazarethe zu Würzburg entsprangen, die wissenschaftlichen Aufsätze der während der Jahre 1891—1894 zum kaiserlichen Gesundheitsamte in Berlin commandirten bayerischen Assistenzärzte. Von großer Wichtigkeit ist die Uebersicht über die für die Mannschaften des bayerischen Heeres in den Casernen ꝛc. sämmtlicher Garnisonen einschließlich der Reichslande vorhandenen Badeeinrichtungen, die Uebersicht über die in den Kalenderjahren 1892—1894 im Königreich Bayern ausgeführten, beziehungsweise begonnenen, größeren Militär-Neu- und Umbauten, die Zusammenstellung der in den Berichtsjahren 1891/92, 1892/93, 1893/94 zur Ausführung gelangten sanitären Maßregeln in Bezug

auf Kasernen und sonstige Garnisonsanstalten, Latrinen, Grund und Boden, sonstige die Gesundheitsverhältnisse der Truppentheile betreffende Maßnahmen; die Trinkwasserversorgung der Garnisonen bayerischer Truppentheile einschließlich der in den Reichslanden gelegenen. Den Schluß des Buches bildet die tabellarische Zusammenstellung der für die bayerische Armee seit 1884 eingeführten Berufsstatistik und die Zusammenstellung von Erlassen des königlich bayerischen Kriegsministeriums über Impfung, Cholera, Desinfection, Truppenverpflegung und die Maßnahmen gegen venerische Erkrankungen. Füge ich noch hinzu, daß der Bericht, wo es angezeigt, Vergleichstabellen gegenüber der preußischen Armee, Sachsen, Württemberg, Oesterreich, Italien, England, Belgien, den Niederlanden, Rumänien, Frankreich und Japan bringt, so kann daraus ersehen werden, daß derselbe den allergrößten Anforderungen gerecht geworden ist. Gewiß ist er auch für weitere Kreise sowohl in der Armee als auch außerhalb derselben von großer Bedeutung. Auch der Officier wird verschiedenartige Gesichtspunkte, welche in seiner Berufsthätigkeit praktisch verwendbar erscheinen, der verdienstvollen Arbeit entnehmen können, welche durch den Umstand wesentlich an Werth gewinnt, daß sie durchweg auf sorgfältig gesichtetem, officiellem Material sich aufbaut; dieser Punkt muß auch für denjenigen von großer Bedeutung sein, welcher sich activ mit Politik beschäftigt. Zahlen sprechen, so sagt ein früheres Resumé aus tüchtiger Hand über den Bericht; und diese Zahlen dürften alle der Armee näher oder ferner Stehenden zu der Ueberzeugung führen, daß der Gesundheitspflege in der Armee ernste Aufmerksamkeit zugewendet wird und daß die Thätigkeit unserer Aerzte, auf der Höhe moderner Wissenschaft stehend, die schönsten Erfolge aufzuweisen hat.

Dr. Raimund Maye (München).

Zum Bühnenwesen im 17. Jahrhundert. Gelegentlich der Erwähnung des handschriftlich erhaltenen Regiebuchs einer 1648 zu Danzig aufgeführten Schulkomödie von Joh. Rauc (Beil. Nr. 31) wurde des Begriffs der sogenannten „Generalvertonung" gedacht, unter der Volte den deutschen Hauptvorhang vermuthet. Dagegen wird nun von Dr. Fabricius (in Beil. Nr. 38) geltend gemacht, daß der Begriff der „Vertonung" aus dem holländischen Theater des 17. Jahrhunderts stammt und die lebenden Bilder oder Pantomimen bedeutet, die nach niederländischem Vorbild in den Zwischenacten zur Vorbereitung des Zuschauers auf die folgenden Ereignisse gezeigt wurden. Dieser völlig zutreffenden und auch allgemein anerkannten Erklärung des Wortes „Vertonung" geschieht auch bei Volte (S. 84, Anm. 3) Erwähnung. In der „Generalvertonung" müßte danach die Hauptaction des ganzen Stückes, als Einleitung des letzteren, pantomimisch dargestellt werden sein. Ist diese Vermuthung richtig, so scheint das Wort „Generalvertonung" noch eine zweite Bedeutung gehabt zu haben. Dies zeigt eben jenes Regiebuch von 1648. Dasselbe beginnt mit folgenden Bühnenanweisungen (Volte S. 86):

1. General-Vertonung Zue.
2. hinter derselben, daß große Viendwerck zue recht gesetzt auf das Erste Feld.
3. Die General-Vertonung geöffnet.

Unter den Bühnenanweisungen 14, 18, 20, 21, 23 folgen sodann weitere Vorschriften, gemäß denen die „Generalvertonung" abwechselnd geöffnet und zugezogen wird. Aus dieser Verwendung des Wortes ergibt sich, daß hier nicht an das die gesammte Action einleitende Bild, sondern an einen Vorhang, und zwar, wie Volte wohl richtig vermuthet, an den Hauptvorhang gedacht werden muß. Wie das ursprünglich jedenfalls in anderem Sinn verwendete Wort zu dieser zweiten Bedeutung kam, ist damit natürlich nicht erklärt. Es wäre interessant, von berufener Seite zu erfahren, ob sich in der Theaterliteratur des 17. Jahrhunderts noch weitere Belege auffinden lassen für den Gebrauch des Wortes „Generalvertonung" in dem soeben angedeuteten Sinn.

Dr. E. Kilian.

* **Speier**, 17. Febr. Hr. Rector Dr. Beader hat in der Fortsetzung seiner Versuche mit Röntgen-X-Strahlen ein weißes Mäuschen photographirt. Dasselbe war trächtig, und man kann die noch unentwickelten Thierchen in dem Leib der Mutter auf dem Schattenbild deutlich wahrnehmen. Auch dieser Versuch läßt eine weitere angenehme Perspective für die Verwendbarkeit der Röntgen-X-Strahlen ahnen. Die vorzüglich gelungene Photographie ist in der Buchhandlung von Lang ausgestellt.

* **Tübingen**. Prof. Dr. Jak. Hoops hat einen Ruf auf den Lehrstuhl für englische Philologie an der Universität Heidelberg angenommen, von wo bekanntlich Prof. Jos. Schick als Nachfolger Köppels nach München berufen ist.

* **Berlin**. Der Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Hermann Wichelhaus, Vorsteher des Technologischen Instituts der hiesigen Universität, hat am 18. ds. Mts. sein 25jähriges Professoren-Jubiläum gefeiert. Ein geborener Elberfelder, ließ er sich 1857 als Privatdocent an der Berliner Universität nieder, wo er sich ein eigenes Privatlaboratorium errichtete und sich vorwiegend der chemischen Technologie widmete, auf welchem Gebiete er sich große wissenschaftliche Verdienste erworben hat. Wichelhaus ist Mitbegründer der Deutschen chemischen Gesellschaft und seit 1871 Mitglied der königlichen technischen Deputation für Gewerbe. Seine Arbeiten betrafen hauptsächlich Untersuchungen aus dem Gebiete der organischen Chemie, insbesondere über die in der Industrie zur Verwendung kommenden Farbstoffe.

* **Berlin**, 20. Febr. Das „B. Tgbl." meldet aus Bonn: „Professor Kaser nahm die Berufung zum Nachfolger Heinrich v. Sybels als Director des preußischen Staatsarchivs an." Diese Nachricht bedarf der Erläuterung. Prof. Reinhold Koser ist der begabteste und bewährteste unter unseren mit preußischer Geschichte speciell beschäftigten Historikern und seit Jahren in der Darstellung der Geschichte Friedrichs d. Gr. begriffen, dessen politische Correspondenz er nebem als junger Archivbeamter musterhaft herauszugeben begann; geborener Brandenburger, tritt er jetzt sein 45. Lebensjahr an. Er wird nun aber nicht der Nachfolger Sybels in dessen ganzer, wie wie neulich (Beil. Nr. 22) darthaten, ungesund verdreifachter Amtsstellung; vielmehr ist eine Trennung beabsichtigt zwischen den Functionen eines Generaldirectors der preußischen Archive überhaupt, sodann der besonderen Leitung des Geheimen Staatsarchivs in Berlin und endlich dem amtlichen Decernat über das Archivwesen im Ministerium. Prof. Koser scheint für die erste der genannten Stellen ausersehen, für die zweite bezeichnet man einen parlamentarisch bekannten praktischen Archivbeamten.

* **Wien**. Der erste Assistent an der ehemals Billroth'schen, jetzt Gussenbauer'schen Klinik im allgemeinen Krankenhause, Dr. Albert Narath, ist zum ordentlichen Professor der Chirurgie an der Utrechter Universität vom medicinischen Professoren-Collegium daselbst an Stelle des nach Königsberg berufenen Prof. Dr. Anton Frhrn. v. Eiselsberg primo loco in Vorschlag gebracht worden. Der Gelehrte ist erst 31 Jahre alt, gebürtiger Wiener, der hier seine Studien absolvirte und 1889 Assistent des Prof. Dr. Emil Zuckerkandl wurde. Sodann war er Operationszögling bei Billroth, auf dessen Vorschlag er 1893 zu seinem klinischen Assistenten ernannt wurde. Bekanntlich gehört auch Frhr. v. Eiselsberg zu den Schülern Billroths.

* **Amsterdam**. Der Professor der Botanik an der hiesigen Universität, Oudemans, Senior der mathematisch-naturwissenschaftlichen Facultät, hat mit Rücksicht auf sein Alter sein Amt niedergelegt.

* **St. Petersburg**. Dieser Tage verstarb in Gurjuf der Professor der St. Petersburger Universität Alexander Iljitsch Neselenow. Er bekleidete das Katheder für russische Literatur und sein Tod bedeutet einen großen Verlust sowohl für die Petersburger Universität, als auch für die russische Literaturgeschichte. Unter seinen zahlreichen, entschieden werthvollen literarhistorischen Arbeiten hebt die „St. Ptesb. Ztg." zwei Werke als die bekanntesten hervor: „Nikolai Iwanowitsch Nowikow, Herausgeber von Zeitschriften", das vor 25 Jahren erschien und ein kostbares literar-historisches Material enthält, und das spätere „Die Literaturrichtungen in der Epoche der Kaiserin Katharina II". Sehr viel und systematisch arbeitete ferner A. J. Neselenow an kritisch-historischen Untersuchungen in der Sphäre der Kunstliteratur. Auf diesem Gebiete sind seine bedeutendsten Werke: „Taegenjew — in seinen Werken" und „Ostenwski — in der ersten Periode seiner Thätigkeit". In der letzten Zeit arbeitete er an einer großen literarhistorischen Abhandlung: „A. S. Puschkin und seine Poesie." Vor ca. 3 Jahren erschien eine „Geschichte der russischen Literatur" von Neselenow für mittlere Lehranstalten. A. J. Neselenow war, wie die „Nowosti" in seinem Nekrolog schreiben, kein Gelehrter ersten Ranges und besaß kein durchschlagendes literarisches Talent, aber in allen seinen Werken zeigt er sich als Mann mit guter Bildung, von enormer Ausdauer, von systematischer Arbeit und von großer Ueberzeugungstreue. Seinen Ueberzeugungen nach gehörte er zu dem slawophilen Lager.

* **Sofia**. Der bulgarische Bankier Eberghiew hat aus Anlaß der Taufung des Prinzen Boris den Betrag von 800,000 Frcs. für den Bau einer Universität in Sofia gespendet.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 21. Februar. Nummer 43.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Napoleon in Dresden. Von Hans v. Zwiedineck. — Wanderung, Auswanderung, Sehhaftigkeit. — Mittheilungen und Nachrichten.

Napoleon in Dresden.

Die französische Publicistik konnte es sich nicht versagen, für die deutsche Nationalfeier, mit welcher der fünfundzwanzigste Jahrestag der Errichtung des neuen deutschen Kaiserthums begangen wurde, ihre Revanche zu nehmen. In dem Heft der „Revue de Paris“, das am 15. Januar ausgegeben wurde, findet sich ein Aufsatz Albert Vandals, des durch archivalische Kenntnisse ebenso als durch seinen leichten und gewandten Stil ausgezeichneten Geschichtschreibers, der sich mit der Schilderung von Festlichkeiten beschäftigt, die allerdings Anlaß zu den beschämendsten Erinnerungen für die Deutschen bieten können. Er betrifft den Hoftag, den Napoleon I. im Mai 1812 zu Dresden abhielt, bevor er seinen verhängnißvollen Feldzug gegen Rußland eröffnete.

In Erfurt waren wesentlich andere Tendenzen vorherrschend gewesen. Damals wollte sich der Protector des jungen Rheinbundes, der in Tilsit die Theilung der Welt mit dem Zaren eingeleitet hatte, den Deutschen als einen Kenner ihrer Literatur und als aufmerksamen Beobachter ihrer geistigen Entwicklung vorstellen. Die Nation der Dichter und Denker sollte überzeugt werden, daß der Sieger von Jena und Auerstädt auch die geistigen Waffen zu führen wisse, mit denen die auf den Schlachtfeldern Unterworfenen noch immer ihre Suprematie über alle anderen Völker des Erdballs aufrechtzuerhalten verstanden hatten. Hr. v. Goethe und der alte Wieland waren zu wiederholten ästhetisch literarischen Turnieren in die Schranken gefordert worden, bei welchen der Gesetzgeber Europa's zu zeigen bemüht war, daß er auch der Mann dazu sei, dem Drama neue Wege zu weisen, daß er sich im Punkte philosophischer Aufklärung nicht spotten lasse und dem Christenthum seinen Platz in der Geschichte der Entwicklung der Menschheit zu geben verstehe. Der Dichter des „Werther“ erhielt den nicht mißzuverstehenden Auftrag, den Julius Cäsar zu verherrlichen und der Welt vorzuhalten, was der Lenker der römischen Republik, der mit dem Uebergang über den Rubicon seinen 18. Brumaire veranstaltet hatte, für die Menschheit hätte wirken können, wenn ihn der vorschnelle Mordstahl der römischen Republicaner nicht daran gehindert hätte.

Die Rolle Cäsars war ausgespielt, man gefiel sich jetzt im Ornate Karls des Großen und richtete seinen Besitzstand darnach ein. Das wiedererstandene Frankenreich hatte sich bis an die Elbe ausgedehnt, seine Lehenskönige saßen an der Weser und an der Donau. Rom war die zweite Hauptstadt des vom Papste Gesalbten geworden, nur der Papst selbst erfreute sich nicht jener historisch begründeten pietätvollen Behandlung, deren sich der Erbe des großen Karolingers hätte befleißigen sollen; der moderne Franke beseitigte die Zweischwerter-Theorie und hielt sich für befähigt, Kaiser und Papst zugleich zu sein. Warum sollte diese Doppelstellung dem Collegen an der Newa vorbehalten sein, dem eben die Freundschaft gekündigt worden war, weil er der völligen Ausgestaltung der Freiheit Europa's im Wege stand?

Nach Dresden waren weder Dichter noch Gelehrte geladen, dort hatten die Lehensleute ihre Huldigung darzubringen und Zeugen zu sein, wie über den verrätherischen Zaren, der sich dem Continentalsystem nicht unterwerfen wollte, der Stab gebrochen wurde.

Der König von Sachsen hatte seine Residenz für den Hoftag zur Verfügung stellen müssen. Er war glücklich, mit einigen hunderttausend Thalern diese Ehre erkaufen zu dürfen; in großer Aufregung war er dem Kaiser, der die Zeit seiner Ankunft nicht festgesetzt hatte, nach Freiberg entgegengefahren. Er wagte es kaum, sich zu Bette zu begeben, um den Empfang nicht zu versäumen; als er dennoch für einige Augenblicke der Ruhe pflegen wollte, mußte sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Baron Senft, sich auf eine Chaise am Eingang des Zimmers legen, um ihn beim ersten Signal zu wecken. Napoleon hatte es abgelehnt, nur als Gast des von ihm zum König gemachten Kurfürsten in Dresden zu weilen, er schlug im Schloß seinen kaiserlichen Haushalt auf, speiste auf dem kostbaren Vermeil-Geschirr, das ihm die Stadt Paris als Hochzeitsgeschenk verehrt hatte, und lud die Fürsten, die er an sein Hoflager entboten hatte, zu seiner Tafel. Bei den Abendempfängen war eine Etiquette eingeführt, durch welche der neue Oberkaiser seine Stellung gegenüber allen anderen Souveränen deutlich zum Ausdruck bringen wollte. Man versammelte sich vor der festgesetzten Stunde immer in den Gemächern des Kaisers. Da wurden zahllose Excellenzen, Hoheiten, Majestäten gemeldet: „Leurs Majestés le roi et la reine de Saxe, Leurs Majestés Impériales et Royales Apostoliques, Sa Majesté l'Impératrice des Français, reine d'Italie!“ Wenn die ganze Gesellschaft versammelt war, durfte ihr Meister erscheinen. Nach einer kleinen Pause wurde die Thüre neuerdings geöffnet, zweimal schlug der Ceremonienmeister mit seinem Stabe und sagte einfach: „L'Empereur“. Nachdem er wenige Worte an einzelne Personen gerichtet, schritt man nach der Schilderung eines seiner Hausofficiere in folgender Ordnung zur Tafel: „Napoleon, den Hut auf dem Kopfe, marschirte als erster; einige Schritte hinter ihm folgte Kaiser Franz, der seine Tochter Marie Louise am Arm führte; dies konnte die Veranlassung dafür sein, daß er mit bloßem Kopfe ging; die anderen Könige und Fürsten, die an dem „Cortège“ theilnahmen, in deren Mitte sich auch die Königin und die Prinzessinnen von Sachsen befanden, schlossen sich den beiden Kaisern an mit dem Hute in der Hand.“ Nur die Kaiserin von Oesterreich fehlte bei dieser Schaustellung. Ihre Kränklichkeit schien es zu erfordern, daß sie sich in einem Rollstuhl in den Speisesaal fahren ließ; „et cette manière d'échapper au cérémoniel napoléonien semblait une protestation.“

Die kleine reizende Marie Ludovica, in deren schwachem Körper ein starker Geist wohnte und heißes südliches Blut rollte, machte dem „Unwiderstehlichen" viel zu schaffen. Er widmete sich seiner Schwiegermama mit ausgesuchter Aufmerksamkeit, denn er fand sie als Dame von Geschmack, Geist und Charakter, interessant und anziehend. „C'était une puissance que cette mignonne impératrice, une puissance qu'il importait à Napoléon de se concilier ou au moins de désarmer." Ihr abweisendes Benehmen reizte ihn, er wollte sie besiegen, nicht nur in der Politik, sondern auch in der Liebe. Sein Benehmen nahm eine Wendung, in der es ihm nicht mehr gleichgültig sein konnte, wie es erwidert wurde; denn alle Welt beobachtete die Mühe, die er sich gab, um auf die hohe Frau, die an Vornehmheit der Gesinnung und des Auftretens alle Anwesenden überragte, Eindruck zu machen. Vandal ist zur Ansicht gelangt, daß Napoleons Eitelkeit in dieser Campagne eine Niederlage erlitten habe. Während Hr. v. Helfert als Biograph Marie Louisens behauptet, ihre Stiefmutter sei im persönlichen Verkehr mit dem ihr vorher so verhaßten Bonaparte „wie umgewandelt worden und habe sich dem Zauber hingegeben, den der geniale Mann auf alle auszuüben in seiner Macht hatte, auf die er ihn wirken lassen wollte", hat der französische Forscher aus den ihm vorliegenden Berichten, namentlich aus den Schreiben des französischen Gesandten am Wiener Hof, Grafen Otto, an Maret, entnommen, daß sich die österreichische Kaiserin in Dresden zwar der Nothwendigkeit und den Anforderungen der augenblicklich obwaltenden Verhältnisse gefügt, diese Grenze jedoch nie überschritten habe. „Aux avances de l'Empereur elle répondit quelquefois par des mots d'une dignité un peu haute, par des mouvements d'impatience à peine perceptibles, qui passèrent des traits d'héroïsme."

Ihrem kaiserlichen Gemahl, von dem sie in ihren Briefen an Erzherzog Johann wiederholt behauptet hat, daß er „aus Mangel an Energie unglücklich" sei, konnte sie den Begriff von Größe und Standhaftigkeit im Unglück nicht beibringen, von dem sie so ganz erfüllt war. „Ich bin und bleibe stets die nämliche", hatte sie nach den vernichtenden Schlägen, durch die im April 1809 alle ihre Hoffnungen und die ihrer Partei, der sog. „Kriegspartei", vereitelt worden waren, geschrieben, „kein Unglück, kein Zufall wird meinen Muth sinken lassen, meine Pflicht ist mir heilig bis in den Tod." Seit dem Schönbrunner Frieden stand sie einsam neben ihrem Gatten, dessen größter Schmerz doch die hundert Millionen Kriegscontribution gewesen waren, die ihm darin zu zahlen auferlegt wurden; ihre Freunde und Anhänger waren jedes Einflusses auf die Regierung beraubt, das System des Grafen Metternich, dessen Weisheit in bedingungsloser Charakterlosigkeit bestand, war zur Rettung Oesterreichs allein geeignet befunden worden, die ehrlichen deutschen Patrioten, die zu Erzherzog Johann hielten, standen insgesammt im Verdachte des Jakobinismus und der „Tugendbündelei" und wurden von den Polizeispionen nicht aus dem Auge gelassen. Die Kaiserin vermochte in diesen Zuständen keine Aenderung zu schaffen, aber sie blieb sich und ihrer Gesinnung treu und wurde in Dresden die alleinige, aber würdigste Repräsentantin jener fürstlichen Hoheit, die so schön und eindrucksvoll vor ihr nur Preußens Königin Luise zur Schau getragen hatte.

Kaiser Franz scheint sich mit seinem Schwiegersohne recht gut amüsirt zu haben. Der gelehrige Militärschüler von St. Cyr war auch bei den alten europäischen Dynastien nicht ohne Erfolg in die Schule gegangen. Er behandelte sie zwar, wie jeder echte Plebejer, mit uneingeschränkter Brutalität, sobald sie seinen Zorn reizten und die Rechte ihrer Völker zu vertreten wagten, aber er ahmte alle ihre Gewohnheiten mit größter Sorgsamkeit nach und wetteiferte mit einem Höflinge alten Stiles in der Handhabung ceremonieller Kunstfertigkeit, wenn er „Kaiser spielte". Die Verwandtschaft mit den Habsburgern war ihm bereits in Fleisch und Blut übergegangen, er fühlte sich als einer der ihren und beeiferte sich, den Mann der Erzherzogin Marie Antoinette, die doch die Tante seiner Frau gewesen war, den unglücklichen Bourbon Ludwig XVI., „son pauvre oncle" zu nennen. Er machte nun seinem Schwiegervater die Freude, mit ihm über alle möglichen politischen Fragen zu sprechen, ihm in seiner bekannten Manier weite Aussichten zu eröffnen, so daß Kaiser Franz mit großer Befriedigung kundgeben konnte, sie beide seien über mancherlei Dinge übereingekommen, von denen nicht einmal Metternich etwas erfahren habe. Darauf durfte er doch stolz sein! Zum Schlusse der Vorstellung erschien auch der König von Preußen auf der Schaubühne, die Napoleon der Welt in Dresden errichtet hatte; kein erfreulicher Gast, denn keiner mochte sich wie er gedrückt und erniedrigt fühlen, auf keinem lastete eine so schwere Verantwortung für das Bündniß mit Frankreich und die Bereitwilligkeit, dem „Kaiser" in dem Kriege mit Rußland Heeresfolge zu leisten, keiner fühlte sich in so schroffem Gegensatze zu den besten und treuesten Männern seines Landes, die insgesammt und einstimmig von ihm erwartet hatten, er werde an der Seite Rußlands den Verzweiflungskampf um die Unabhängigkeit und Freiheit Preußens führen. Napoleon hatte bisher aus seiner Mißachtung Friedrich Wilhelms III. nie ein Hehl gemacht, er hat ihn diesmal zum mindesten ohne Zurücksetzung, vielleicht mit einiger Zuvorkommenheit behandelt. In einem Berichte der Allgem. Ztg. vom 4. Juni 1812, der aus Dresden, 29. Mai, datirt ist, findet sich sogar die Bemerkung: „Alle, welche Augenzeugen sein durften, rühmen die ganz besondere Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, welche der Kaiser von Frankreich dem König von Preußen bewies, wozu auch der Umstand gerechnet werden mag, daß der Kronprinz von Preußen eine dem Kaiser sehr wohlgefällige Unterredung mit ihm gehabt hat." Vandal führt die Vorliebe Napoleons für Friedrich Wilhelm IV. auf den Umstand zurück, daß sich dieser als Gegner des Tugendbundes und der geheimen Gesellschaften erklärt habe, die den Keim des Aufstandes in Deutschland nährten.

Große Festlichkeiten gab es in Dresden nur in geringer Zahl: eine Beleuchtung am Abend des 18. Mai zur Feier der Ankunft des österreichischen Herrscherpaares, bei welcher der Schloßplatz, die Elbbrücke und die Neustadt-Allee ein ganz besonders prächtiges Bild gewährten, eine Saujagd in Moritzburg, ein Hofconcert im alten Theatersaale am 24. Mai, zu dem 3000 Eintrittskarten ausgegeben waren. „Die Musik, worin sich die Sänger der königlichen Capelle Casarelli, Benelli, Benincasa, die Sängerinnen Sandrini, Toschi ꝛc. in ausgewählten Stücken nach Paer, Mayr, Spontini u. s. w. hören ließen, und worin sich besonders unter den Virtuosen der Capelle die Blasinstrumente hervorthaten, war nur durch eine kurze Pause unterbrochen, in welcher sich der Kaiser von seinem Sitze erhob und mit mehreren Damen des näheren Kreises sich sehr huldreich zu unterhalten geruhte, und endete in weniger als einer Stunde." Napoleon war nicht musikalisch, das Gemüth spielt bei solchen Naturen keine Rolle und deßhalb findet die Musik kein Feld für ihre Wirksamkeit. Der Schlachtenheld liebte nur die Tragödie, in der sich die Kunst der Verherrlichung von Heroen widmet, mit denen er sich selbst in eine Parallele zu setzen vermochte.

Herr Vandal schenkt auch diesen wenigen festlichen Veranstaltungen, die mit kleineren Ausflügen und Spazierritten in die im Frühlingsschmucke prangende Umgebung Dresdens abwechselten, nur geringe Aufmerksamkeit; ihm

Digitized by Google

liegt es vor allem am Herzen, die niedrige Kriecherei und sklavische Unterwürfigkeit in das hellste Licht zu bringen, mit der sich die deutschen Fürsten bei Napoleon beliebt zu machen suchten, der in jenen Tagen in Wahrheit der Kaiser von Europa gewesen sei, „l'empereur romain de nation française, pour faire suite aux Césars de race germanique". Er gibt zu, daß diese „zauberhafte Wiedererweckung" nur durch ein vorübergehendes Wunder des Genies hervorgerufen worden sei, das den Gesetzen der Humanität und der Geschichte Gewalt anthat, er hat den nahen Sturz des genialen Gewaltmenschen vor Augen, aber er verweilt mit Behagen und Wohlgefallen bei der Feststellung jener Selbstpreisgebung deutscher Fürsten. „Car c'est un âpre et merveilleux plaisir que de voir ces empereurs et ces rois élevés à détester la France, ces représentants des dynasties qui l'ont à travers les siècles jalousée et haïe, ces monarques fils et petit-fils d'ennemis, ces descendants de Frédéric et ces successeurs des Ferdinand et des Léopold, s'abattant devant l'homme qui portait si haut la glaire et les destins de notre race, et lui, les tenant sous son pied, humiliés, prosternés, anéantis, le front dans la poussière."

Darum hat es sich also gehandelt! An dem Tage, da die Deutschen sich der in ihrer einfachen Größe so erhebenden Feierlichkeit erinnerten, die im Saale zu Versailles nach ehrlichem gemeinsamen Kampfe gegen einen neuerdings übermüthig gewordenen Feind ihrer Zusammengehörigkeit ein dauerndes äußeres Zeichen verlieh und ihnen ein neues staatliches Band schuf, an dem Tage sollten sich die Franzosen an der ihnen wieder vor Augen geführten Thatsache weiden, daß auch jene einst besiegt worden waren und daß ihre Kaiser und Könige vor dem Cäsar der lateinischen Race im Staube gelegen seien. Die Fürstenzusammenkunft von Dresden hat gar keine politische Bedeutung gehabt, sie hat weder neue Verbindungen hervorgerufen, noch Verabredungen mit sich gebracht, die irgend einen Einfluß auf die nächsten Ereignisse genommen haben, sie bildet vielmehr den Abschluß jener kurzen Spanne Zeit, während welcher die Deutschen die Fremdherrschaft ertragen haben, und bezeichnet das Ende der Glanzepoche französischer Geschichte. Dennoch findet der Franzose sein Vergnügen daran, in dem letzten Triumphe brutaler Gewaltanwendung eine Begründung des Uebergewichtes seiner Race zu verherrlichen.

Wenn der französische Geschichtschreiber durch seine Darstellung jener für uns Deutsche gewiß nicht ehrenvollen Vorgänge am Elbstrande seine Leser darüber belehren wollte, daß die Fürsten, die dort versammelt woren, durch ihre Initiative und ihre Thatkraft ihr Volk nicht von dem Drucke der tyrannischen Willkürherrschaft befreit hätten, die von dem Werkzeuge der Revolution in Deutschland eingerichtet worden war, so hätten wir allen Grund, ihm dafür dankbar zu sein. Es gibt Augenblicke in der Entwickelung der Völker, in denen diese unter der Einwirkung eines gewaltigen Herrscherwillens zu großen Thaten befähigt werden, die Geschichte kennt auch Könige deutscher Nation, die ihren Beruf, des Volkes Führer zu sein, im rechten Augenblicke herrlich erfüllt haben; im Jahr 1813 aber hat das deutsche Volk seine Fürsten zum Befreiungskampfe geführt. Seine führenden Helden saßen nicht an der Tafel des „Allmächtigen" in Dresden, die Spuren ihrer Wirksamkeit und ihrer Bestrebungen für eine mit dem russischen Kriege gleichzeitig eintretende deutsche Erhebung werden auch Herrn Vandal nicht entgangen sein. Wenn sein historischer Sinn und seine Wahrheitsliebe nicht durch nationale Rivalität zu sehr verdunkelt sind, so wird er dem Publicum der „Revue de Paris" auch darüber etwas zu erzählen Anlaß finden, wie die Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Grolmann u. s. w. an der Erweckung der militärischen Widerstandskraft Preußens gearbeitet haben, von welchen Gesinnungen die preußische Armee und ihre Befehlshaber York, Blücher, Borstell erfüllt waren; sowie es zu einer Kennzeichnung der Situation wesentlich beigetragen hätte, wenn er in seinem Aufsatze über Napoleons Aufenthalt in Dresden des nicht ganz unwesentlichen gleichzeitigen Ereignisses Erwähnung gethan hätte, das in der Abreise des Freiherrn vom Stein von Prag nach Rußland bestand, wohin der Mann, der von dem Beherrscher Europa's mit dem unversöhnlichsten Hasse beehrt wurde, von Kaiser Alexander berufen worden war. Dieser deutsche Reichsfreiherr war auch eine politische Macht, eine größere als mancher König und Großherzog, der zu den Gästen von Dresden gehörte. Es könnte den Franzosen, die für dos jähe Ende ihres Cäsarenthums eine Erklärung zu suchen geneigt sind, nicht schaden, sich mit dem Wesen dieser Macht vertraut zu machen; es wäre nicht unzweckmäßig, wenn sich die modernen Republicaner in den Charakter eines deutschen Royalisten vertiefen würden, der die Bauernbefreiung angeregt und den Bürgern die Verwaltung ihrer Städte wieder in die Hand gelegt hat, der sich nicht scheute, auch in der kaiserlichen Familie, deren Gast er war, ein kühnes Manneswort zu sprechen, wenn es die Ehre seiner Nation erforderte. Als die Kaiserin-Mutter von Rußland während des Rückzuges der „Grande Armée" an der Hoftafel den Ausspruch that: „Fürwahr, wenn von dem französischen Heere ein Mann über den Rhein ins Vaterland zurückkommt, werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein," erhob sich „le nommé Stein" und erwiderte der Württembergerin: „Euer Majestät haben sehr Unrecht, dies zu sagen, und zwar vor den Russen zu sagen, welche den Deutschen sehr viel verdanken. Sie sollten nicht sagen: Sie werden sich der Deutschen schämen, sondern sollten Ihre Vettern nennen, die deutschen Fürsten. Ich habe in den Jahren 1792, 93 u. s. w. am Rhein gelebt; das brave deutsche Volk hatte nicht schuld; hätte man ihm vertraut, hätte man es zu brauchen verstanden, nie wäre ein Franzose über die Elbe, geschweige die Weichsel und den Dniepr gekommen."

Graz. Hans v. Zwiedineck.

Wanderung, Auswanderung, Seßhaftigkeit.

slb. In einer umfangreicheren Abhandlung[1]) über die Auswanderung von Dr. W. Beukemann finden wir lehrreiche Erörterungen und Daten über die Wanderungsvorgänge, insbesondere über die transatlantische Auswanderung. — Das statistische Material für eine Betrachtung der sogenannten Binnenwanderungen, d. h. des Orts- oder Wohnsitzwechsels innerhalb der Reichsgrenzen, liefern die Volkszählungen mittelst der Angabe des Geburtsorts jedes Einwohners. Allerdings kann es sich hiebei nicht um die Gesammtheit der im Laufe bestimmter Zeitabschnitte ab- und zugewanderten Personen handeln, sondern nur um das schließliche Ergebniß einer langjährigen Wanderbewegung, in Verbindung mit dem Zu- und Abgang durch Geburten und Sterbefälle, wie es in dem Augenblicke der Volkszählung vorgefunden wird.

Zum Zweck einer allgemeinen Uebersicht der deutschen Binnenwanderung auf vorstehender Unterlage hat der Verfasser das Reichsgebiet in neun Gebietsgruppen zerlegt. In der Gruppe Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Posen und Schlesien wurden 115,762 Personen gezählt, die in Berlin und Brandenburg geboren waren, während umgekehrt sich in letzteren sechsmal so viel, nämlich 685,054, vor-

[1]) Statistik des Hamburgischen Staates, Heft XVII. Die Auswanderung über Hamburg 1887/94 nebst Beiträgen zur deutschen und internationalen Wanderung.

fanden, deren Geburtsort in jenen Ostprovinzen lag, so daß für diese ein Austauschverlust von 569,292 Seelen entstanden ist. Auch an alle übrigen Gebietsgruppen hat der Osten verloren, und im ganzen ergab die Volkszählung von 1890 für sie 1,272,911 Personen, die in Ostpreußen, Westpreußen u. s. w. geboren waren, in letzteren aber wurden nur 218,748 im übrigen Reich geborene Personen gezählt. Daraus geht für den Osten ein Verlust durch Binnenwanderung in Höhe von mehr als einer Million hervor. Bei der Gruppe Hannover, Hessen-Nassau, Lippe, Waldeck, Oldenburg, Bremen gleicht sich der Austausch mit den anderen Reichstheilen im ganzen annähernd aus; wogegen Brandenburg mit Berlin aus allen anderen Gruppen mit Ausnahme von Elsaß-Lothringen Gewinn zieht. „Die Gegenden, in denen ein Mehrzuzug stattfindet, das sind solche, wo im allgemeinen Löhne und Lebenshaltung höher stehen, wie das in Westfalen und Rheinland gegenüber dem östlichen Deutschland der Fall ist, haben vergleichsweise einen geringen Fortzug nach dem Binnenlande sowohl wie überseeisch, also meistens auch einen überdurchschnittlichen Antheil eingeborener Bevölkerung. Ihre eingeborene Bevölkerung erscheint als „seßhafter", weil sich von außerhalb weniger starke Verbesserungsaussichten bieten. Ein theils lehrreiches, theils störendes Element in der genauen Beobachtung dieser Verhältnisse bilden die größeren Städte, die einen bedeutenden Mehrzuzug zu haben pflegen, deren Bevölkerungswechsel aber auch zu einem nicht unbeachtet zu lassenden Theil ein unfreiwilliger ist, nämlich in Betreff der Beamten, des Militärs und der Anstalten. . . . In den 26 deutschen Großstädten (von 100,000 und mehr Einwohnern) mit 3,030,366 männlichen, 3,212,513 weiblichen, zusammen 6,242,879 Bewohnern waren im Jahre 1890 mehr außerhalb als innerhalb derselben Stadt geboren, nämlich:

	Männliche	Weibliche	Zusammen
Innerhalb . . .	1,288,755	1,441,092	2,729,847
Außerhalb . . .	1,741,611	1,771,421	3,513,032
Mehr außerhalb .	452,856	330,329	783,185

In irgend einer der 26 Großstädte geboren, aber am Zählungstage außerhalb der Geburtsgroßstadt im Deutschen Reiche anwesend fand man 402,550 männliche, 381,183 weibliche, zusammen 783,733 Personen, von denen 207,334 in anderen deutschen Großstädten angetroffen wurden. Somit haben die Großstädte 3,513,032 — 207,334 = 3,305,698 Personen als bleibenden Zuzug im vorstehenden Sinne von außerhalb (einschließlich Ausland) erhalten, während von ihrer Geburtsbevölkerung nur 783,733 — 207,334 = 576,399 Seelen in anderen Orten des Deutschen Reichs ermittelt wurden.

„Wenn wir nun für die 26 Großstädte die eingeborene am Zählungstage im Deutschen Reiche anwesende Bevölkerung und den Theil davon, der je in den einzelnen Großstädten wirklich vorgefunden wurde, in Beziehung setzen, so ergibt sich, daß von der großstädtischen Geburtsbevölkerung (soweit im Reiche anwesend) 71 Proc. am Orte waren. Für das Reich im ganzen ist nicht festgestellt und läßt sich auch nicht wohl ermitteln, welcher Antheil der (im Reiche anwesenden) Geburtsbevölkerung der einzelnen Gemeinden bei der Volkszählung in diesen noch wohnte oder anwesend war. Es ist ferner nicht nachgewiesen der Antheil der Eingeborenen jeder Gemeinde an deren Gesammteinwohnerzahl (was hätte geschehen können und sollen). Einzelne Bundesstaaten haben jedoch letztere Arbeit ausgeführt. Man wird danach für das Reich annehmen können, daß durchschnittlich nicht mehr als 60 Proc. der anwesenden Bevölkerung im Zählorte geboren waren. Könnte man statt der ortsanwesenden die gesammte im Reiche anwesende Geburtsbevölkerung zu grunde legen, so dürfte sich der Procentsatz wohl noch niedriger stellen als bei der ortsanwesenden Bevölkerung. In der gewöhnlichen Ausdrucksweise würde der Schluß so lauten: Die großstädtische Bevölkerung ist „seßhafter" als die der kleineren Orte. Und vielleicht würde man aus den Zählungsergebnissen, wofern sie nach weiteren Größenclassen der Orte festgestellt wären, für das Reich weiter schließen, daß, je kleiner die Orte sind, im allgemeinen auch die „Seßhaftigkeit" der Bewohner sich vermindere. Wir haben indessen bereits dargethan, daß es sich weniger um persönliche Eigenthümlichkeiten der Bewohner als um die gerade herrschenden wirthschaftlichen, socialen u. s. w. Verhältnisse, namentlich um die höheren Löhne in den großen Orten und bestimmten Gegenden handelt.

„Die örtliche Bevölkerungsanhäufung läßt sich mit zwei Zahlen kurz kennzeichnen: Im Jahre 1867 gab es im jetzigen Deutschen Reiche 7 Großstädte mit 1.658 Millionen, 1890 dagegen deren 26 mit 6.314 Millionen Einwohnern."

Sodann werden u. a. folgende Zahlen angeführt:

Im Jahre	Städte (Gemeinden mit 2000 und mehr Einw.)		Land (Gemeinden mit weniger als 2000 Einw.)	
	Anzahl	Bewohner	Anzahl	Bewohner
1867	2,280	13,751,566	—	26,341,588
1890	2,869	23,241,992	—	26,186,478
1867/90	+ 589	+ 9,490,426	—	— 155,110

. . . . „Allerdings liegt hierin nicht nur ein Ergebniß der Wanderbewegung und der natürlichen Volksvermehrung vor, sondern es sind auch viele Orte während des in Betracht gezogenen Zeitraums durch Zuwachs oder durch Einverleibung aus der unteren in die obere Classe aufgestiegen, wogegen das Umgekehrte nur in seltenen Fällen vorgekommen ist."

Einen allgemeinen Einblick in den internationalen Bevölkerungsaustausch des Deutschen Reichs sucht der Verfasser dann (in Tabelle 34) auf Grund der Volkszählungsergebnisse aus fast allen europäischen und einer größeren Anzahl außereuropäischer Staaten zu gewinnen. „Von den europäischen Ländern, nach denen der Fortzug aus Deutschland stärker ist als der Zuzug von dort, sind zu nennen Großbritannien, die Schweiz, Belgien und Frankreich; umgekehrt hat das Deutsche Reich einen Gewinn (Mehrzugezogene) gehabt aus Oesterreich, Holland, Italien und Skandinavien. Bezüglich der außereuropäischen Länder fällt die Bilanz überall zu Deutschlands Ungunsten aus, am meisten bei den Vereinigten Staaten von Amerika. Wollte man für die Deutschen im Auslande . . . eine Summe bilden, und machte man ferner für die Länder ohne Zahlenangaben einen 5procentigen Zuschlag, so würden sich etwa 3.575 Millionen Deutsche (d. h. im Deutschen Reiche Geborene) im Auslande gegenüber 508,595 (½ Million) Fremden im Deutschen Reiche ergeben, also ein Verhältniß von 100 : 14."

Genaue Zahlen der wirklichen Wanderbewegung der einzelnen Jahre und Perioden lassen sich zur Vergleichung bekanntlich nicht heranziehen. Aus dem Ueberschusse der Geborenen über die Gestorbenen und aus den ermittelten Volkszahlen berechnet sich aber für die 50 Jahre 1841/90 für das Reich ein Wanderungsverlust von 4,429,942 Seelen.

Die Zahlen der überseeischen Auswanderung aus dem Deutschen Reiche beruhen auf den bezüglichen Nachrichten aus den deutschen und fremden Hafenplätzen und sind erklärlicherweise als etwas zu niedrig anzusehen; denn vereinzelt reisen deutsche Auswanderer auch über solche ausländische Häfen, die specielle Nachweise nicht aufstellen, und außerdem werden sich manche unerlaubt Auswandernde und Flüchtige der Anschreibung zu entziehen wissen. Dem gegenüber muß aber wieder bemerkt werden, daß sich in der Auswandererzahl auch bloße Reisende befinden, da in

den Häfen, bezw. seitens der Schiffsexpedienten in der Regel nicht nach dem Zweck der Reise gefragt wird. Nun reichen aber die einigermaßen vollständigen Auswandererzahlen nur bis 1885 zurück, da erst von diesem Jahre an die entsprechenden Nachweisungen aus Rotterdam und Amsterdam vorliegen. Behufs besserer Vergleichbarkeit der Ziffern einer längeren Jahresreihe hat der Verfasser die fehlenden älteren Zahlen durch Schätzung zu ergänzen versucht. Nach der betreffenden Tabelle 35 (S. 116) erreichte die deutsche Auswanderung im Jahre 1872 die Ziffer 134,200 und sank dann bis 1877 auf die geringe Zahl von 24,900, um in den beiden nächsten Jahren langsam, darauf aber sehr erheblich zu steigen. Schon 1881 wurde mit 226,900 Auswanderern der Höhepunkt erreicht. Wir beschränken uns im Nachstehenden auf die Wiedergabe der Zahlen für die letzten zwei Jahrzehnte.

Zahl der überseeischen Auswanderer aus dem Deutschen Reiche:

1875	35,300	1885	110,119
1876	32,100	1886	83,225
1877	24,900	1887	104,787
1878	28,100	1888	103,967
1879	38,900	1889	96,070
1880	121,100	1890	97,164
1881	226,900	1891	120,097
1882	209,600	1892	116,458
1883	178,600	1893	87,677
1884	153,100	1894	44,883

Auf je 100,000 der mittleren Bevölkerung ergeben sich hieraus für das Jahr 1877: 57 und für 1881: 499 Auswanderer; doch zeigen die einzelnen Staaten und Landestheile große Unterschiede. Legt man das Jahrfünft 1887/91 zu Grunde, so wanderten im Jahresdurchschnitt aus von je 100,000 Einwohnern:

aus Ostpreußen, Brandenburg, Schlesien, Sachsen	85
„ Westpreußen, Pommern, Posen	704
„ Westpreußen allein	887
„ Mecklenb., Schl.-Holstein, Hannover, Hamb., Brem., Oldenb.	310
„ Königreich Sachsen, Thüringen, Anhalt	84
„ Westfalen, Rheinland und Lippe	96
„ Bayern, Württemberg, Baden, Hessen	257
„ Elsaß-Lothringen	230

Der höchst auffallende Gegensatz der beiden ersten, einem Staate angehörenden und sogar an einander grenzenden Gebiete Altpreußens ist gewiß sehr bemerkenswerth.

Auf weitere Einzelheiten (Geschlechtsvertheilung, Altersverhältnisse u. s. w. der Auswanderer) können wir hier nicht eingehen. Zum Schluß nur noch ein Wort über die Seßhaftigkeit.

Sechs [1]) Hauptkategorien von Wanderungsursachen werden von dem Verfasser unterschieden und als Hauptmotiv der wirklichen Wanderung hingestellt: die anderenorts vermutheten oder thatsächlich vorhandenen besseren Aussichten wirthschaftlichen Fortkommens und einer günstigeren socialen Stellung; für die Arbeiterclassen insbesondere der höhere Lohn (Verdienst). Aus diesen Gründen zieht der Arbeiter vom Lande nach der Stadt, von der kleineren Stadt in die größere, vom landwirthschaftlichen Osten in den industriellen Westen Deutschlands. Und wären die Löhne auf dem Lande höher, als in der Stadt, im Osten höher als im Westen, so würde die Bewegung dementsprechend gerade umgekehrt sein. Analog liegen die Verhältnisse bei den selbständigen Landwirthen, Gewerbtreibenden, Kaufleuten und den verschiedenen Betriebsclassen derselben: finden sie in der Heimath kein angemessenes oder überhaupt kein Auskommen mehr, während anderwärts im In- oder Auslande ein solches zu erhoffen ist, so wird in der Regel zum Wanderstabe gegriffen. Man kann nun, namentlich, wenn eine Wanderbewegung schon längere Jahre im Gange ist, mit Sicherheit darauf schließen, daß die Verhältnisse der Fortgewanderten in der Heimath vergleichsweise ungünstig waren (abgesehen von außergewöhnlichen Fällen, wie Auffindung reicher Goldlager u. dgl. im Auslande); dagegen wird man sich zu hüten haben, weitergehende Schlüsse auf die Seßhaftigkeit in dem Sinne zu ziehen, daß diese Erwerbsarten und Berufsstellungen gegenüber anderen eine geringere Seßhaftigkeit besäßen, oder Inhaber größerer Betriebe gegenüber solchen kleinerer Betriebe.

Wenn nun vor kurzem Prof. M. Weber-Freiburg in der „Socialen Praxis" ankündigte, auf Grund der Volkszählungsergebnisse (Geburtsort, Zählort) voraussichtlich unerwartete Aufschlüsse über die Seßhaftigkeit der größeren und kleineren Landwirthe demnächst bringen zu können (in dem Sinne, daß die Inhaber größerer Betriebe gerade weniger seßhaft seien), so dürfte nach den oben mitgetheilten Auszügen aus Dr. Beukemanns Abhandlung und den daran geknüpften Bemerkungen einmal hervorgehen, daß die Gebürtigkeitsstatistik ohne jede weitere Berücksichtigung von Alter, Beruf und Betriebsgröße keine hinreichenden Unterlagen zu derartigen Schlußfolgerungen darbietet, andrerseits aber, daß solche allgemein gültige Schlüsse auch aus vollkommener bearbeiteten Volkszählungen schwerlich abgeleitet werden dürften. Nicht unwesentlich ist natürlich, wie weit der Begriff der Seßhaftigkeit gefaßt wird. Jedenfalls muß erklärt werden, was darunter verstanden ist, wenn sie und der ursächliche Zusammenhang der Wanderbewegungen zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung genommen worden sind. Entgegen der wirklichen Bedeutung des Wortes „Seßhaftigkeit" als einer persönlichen Anlage oder Eigenthümlichkeit Einzelner, bezw. ganzer Volksstämme (im Gegensatz zur Wanderlust oder zum „Wandertriebe") werden gewöhnlich die Einflüsse von außerhalb der Person liegenden socialen, wirthschaftlichen u. a. Verhältnissen mit eingeschlossen und nicht selten wird von der Berücksichtigung der persönlichen Seite ganz abgesehen, trotzdem aber aus der thatsächlichen Wanderbewegung ohne weiteres auf persönliche Eigenschaften der Wanderer geschlossen. Es wäre demnach wohl empfehlenswerth, das Wort Seßhaftigkeit möglichst zu vermeiden, wenn man den Stärkegrad der Wanderung und ihre Beweggründe zu erforschen unternimmt. Aus dem im Deutschen Reiche für derartige Untersuchungen allein zur Verfügung stehenden Hülfsmaterial der Volkszählungen ist es besonders schwierig in Bezug auf den Wechsel wirthschaftlicher Classen (größerer und kleinerer Besitzer) auch nur gewisse feste Anhaltspunkte zu gewinnen. Wer wollte z. B. auf Grund eines stärkeren Fortzugs aus Bezirken mit vorwiegend größeren landwirthschaftlichen Betrieben oder aus den Gutsbezirken nun schließen, daß die größeren Besitzer leichter oder mehr fortwanderten als kleinere? Das will eben besonders festgestellt sein. Die von der Reichsstatistik gelieferten Daten sind aber nur allgemeiner summarischer Art. Im günstigsten Falle erfahren wir aus einzelnen Landesstatistiken, wie viele Personen am Zählorte oder in der Zählgemeinde, im Kreise u. s. w., wie viele außerhalb derselben und wo sie geboren sind. Wann, in welchem Alter, aus welcher socialen Stellung der Geburtsort verlassen worden, ob inzwischen eine Niederlassung an anderen Orten stattgefunden hat, ist nicht ersichtlich gemacht. Deßhalb möge auch niemand der Gebürtigkeitsstatistik mehr zu entlocken versuchen, als sie zu geben vermag.

[1]) Nach seinen sonstigen Ausführungen hätte Verfasser als fernere (7.) Gruppe die verwandtschaftlichen und persönlichen Beziehungen zu auswärts noch anführen müssen.

Mittheilungen und Nachrichten.

R.E. Die Urtheilsfunction. Eine psychologische und erkenntnißkritische Untersuchung. Von Wilhelm Jerusalem. Wien und Leipzig. W. Braumüller 1895. — Der bekannte Wiener Docent Prof. Dr. W. Jerusalem gibt uns in der vorliegenden Monographie die Resultate einer langjährigen Denkarbeit. Die Untersuchung, durch äußerste Klarheit und Lebhaftigkeit der Darstellung unterstützt, bewegt sich nicht auf den ausgetretenen Bahnen der scholastischen, sondern auf dem fruchtbaren Pfade einer modernen, auf Psychologie basirenden Logik und Erkenntnißlehre. Verbunden damit ist eine äußerst glückliche Berücksichtigung des biologischen Momentes. Die ältere Logik hat in dem Urtheil eine synthetische, die neuere (Wundt) eine analytische Denkfunction erblickt, während eine dritte Richtung (J. St. Mill, Brentano) das Urtheil auf einen einfachen Act des „Anerkennens" und „Verwerfens" zurückführt. Jerusalem zeigt nun, daß der „belief" (Glaube) der Engländer nur einen Bestandtheil des seiner Natur nach zusammengesetzten Urtheilsactes bildet. Aus Vorstellung, Gefühl, Willen und Sprache besteht ein jedes Urtheil. Das Urtheil ist keine Association, sondern ein abschließender Act, es besteht auch nicht bloß in einer Zerlegung. Wie wird aus einer Gesammtvorstellung ein Urtheil? Wie wird der Vorstellungsinhalt „blühender Baum" zum Urtheil „Der Baum da blüht"? Dadurch zeigt Jerusalem, daß die Vorstellung erst gegliedert, dann geformt und schließlich objectivirt wird. „Durch das Urtheil wird der ganze Vorstellungscomplex, der unzergliederte Vorgang dadurch geformt und gegliedert, daß der Baum als ein kraftbegabtes, einheitliches Wesen hingestellt wird, dessen gegenwärtig sich vollziehende Kraftäußerung eben das Blühen ist." Das primitive Urtheilen verräth überall den in uns steckenden, auch auf der höchsten Stufe der Wissenschaft nicht gänzlich ablegbaren Anthropomorphismus, infolge dessen wir unsre eigenen Willensimpulse in die Dinge hineinverlegen und sie dadurch zu selbständigen, unabhängig von uns wirkenden Objecten machen. Bei den verschiedensten Urtheilsarten läßt sich diese Thatsache nachweisen. Besonders interessant ist Jerusalems Auffassung der sogenannten „subjectslosen" Sätze. Nicht Existentialsätze (Brentano), noch Benennungsurtheile (Sigwart) sind sie, sondern vollständige Urtheile. In dem Urtheil „es regnet" fehlt das Subject nicht, es ist die räumliche Umgebung des Sprechenden. „Das, worin es regnet, ist der Luftraum, das Draußenbefindliche, und von diesem wird gesagt, daß es jetzt regnet, während es ein andermal schneit, blitzt, donnert oder schön ist." In ganz treffender Weise ist von Jerusalem der Begriff der Existenz klargelegt: „sein" bedeutet nichts anderes als „wirken", das Urtheil „Gott ist" den Gedanken „Gott existirt", d. h. er kann wirken, ob nun an ihn geglaubt wird oder nicht. Aus der Menge scharfsinniger Consequenzen, die Jerusalem aus seiner Urtheilstheorie nach allen Seiten zieht, heben wir nur das philosophische Endresultat hervor, zu dem er gelangt. Da die Urtheilsfunction eine Form unsrer Weltauffassung ist, die nur aus dem Zusammensein einer subjectiven und einer objectiven Welt erklärbar ist, so kommt der Realismus zu seinem Rechte, ohne daß die idealistischen Erkenntnißelemente, die Kant irrthümlicherweise in eine Zahl aprioreischer Bewußtseinsfunctionen gesetzt hat, übersehen werden. Die Urtheilsfunction ist das Ergebniß der vereinigten Thätigkeit des Organismus und seiner Umgebung. Die Denkgesetze können auf die Wirklichkeit angewendet werden, weil diese an ihrem Zustandekommen betheiligt ist. Wie den Einzeldingen, so muß auch dem Ganzen gegenüber der Erkenntnißwerth des Urtheils seine Geltung bewahren. So dürfen wir denn das Weltgeschehen als Ausfluß eines höchsten Kraftcentrums, eines mächtigen, göttlichen Willens auffassen, dessen ewige Gesetze die der Natur sind. — Wir können das bei aller Gründlichkeit auch für Nicht-Fachleute verständliche Werk zur nutzbringsamen Lectüre nur bestens empfehlen. Es bedeutet einen wahrhaften Fortschritt auf dem Gebiete der logischen Forschung.

Die Hienzen; ein halbvergessener deutscher Volksstamm in Ungarn. Ungarn feiert heuer in prunkhafter Weise seinen tausendjährigen Bestand. Wir halten diese Millenniumsfeier des St. Stephanskreuzes für geeignet, um eines deutschen Volksstammes zu gedenken, der auf dem westlichen Gebiete Ungarns, das er gegenwärtig bewohnt, vielleicht schon zu der Zeit zu Hause war, als die Magyaren hier eine neue Heimath fanden. Ich nenne diesen Volksstamm einen halbvergessenen, weil die Geschichtschreiber ihn wenig oder gar nicht kennen. Und doch ist dieser Volksstamm vorhanden und hat eine mehr denn tausendjährige, leider ganz unbekannte Geschichte. Und doch sind „die Hienzen" nicht etwa aus einer Hand voll Leute, die man leicht übersehen kann. Nein, ihre Zahl beträgt etwa eine halbe Million. Ihre Wohnsitze haben sie im westlichen Theile des Eisenburger, Oedenburger und Preßburger Comitates und im Viertel unterm Manhartsberge in Niederösterreich. Daß auch letztere zu den Hienzen gehören, ist schon aus ihrem Dialekt ersichtlich, dessen charakteristisches Merkmal ui für u ist, z. B. Kuih für Kuh. Wenn die Hienzen im Auslande nicht so bekannt sind, wie andere deutsche Volksstämme Ungarns, dürfte seinen Grund darin haben, daß sie in Folge der unleugbaren Verwandtschaft einfach zu den angrenzenden Steirern und Oesterreichern gerechnet wurden. Freilich, wer Steirer und Hienzen nur einigermaßen kennt, findet bald heraus, daß in sprachlicher Hinsicht und wohl auch noch andern Richtungen wesentliche Unterschiede vorhanden sind. Eine erschöpfende Schilderung der Hienzen ist bisher nicht vorhanden. Eine Geschichte, ein Idiotikon, eine Sprachlehre, eine ethnographische Darstellung der Hienzen sind Dinge, von denen ich nicht weiß, ob außer mir schon andere an sie gedacht haben.

Dr. J. H. Schwicker hat in seinem Werke „Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen" der Hienzen in sehr wenig ausführlicher Weise gedacht; Dr. Anton Hermann in Budapest hat im kronprinzlichen Werke über Oesterreich-Ungarn die arme Hienzen in geradezu dürftiger Weise abgespeist; Reinhold Bünker in Oedenburg hat speciell über das hienzische Wohnhaus geschrieben, schon etwas eingehender und im großen und ganzen noch auf richtigen Bahnen schreitend; aber auch diese Arbeit ist nur ein Fragment und nicht von Fehlern frei. Stephan Schnellec, jetzt Professor an der Universität Klausenburg, selbst ein Hienze, hat einst Fragebogen versendet, um auf Grund derselben die Abfassung einer Ethnographie der Hienzen zu ermöglichen. Ich selbst habe auch, da ich amtlich stets stark in Anspruch genommen war, mich nur so nebenher mit den Hienzen befassen können. So habe ich in der „Ungarischen Volksschule" die Lehrer der Hienzerei ersucht, mir aus allen Gegenden derselben nach einem bestimmten Muster, das ich dann Dr. Wenker in Marburg hatte, Sprachproben einzusenden, erhielt aber hierauf nur sehr wenige Einsendungen. Dann schrieb ich einen Aufsatz über „Die hienzischen Namen der Wochentage"; einen zweiten über „Hienzische Reste der altdeutschen Götterlehre", über ungarische Lehnwörter in der hienzischen Sprache; über verschiedene Volksgebräuche bei den Hienzen. Gedichte in hienzischer Mundart haben meines Wissens außer mir Johann Schranz in Budapest, Samuel Kurz in Budapest und Alexander Hider in Altban geschrieben; doch kenne ich auch einige Volksrichter im Bauernkittel. All dies bietet aber noch lange nicht hinreichendes Material, um über die Hienzen in gebührender Weise schreiben zu können.

Der Zweck dieser Zeilen ist auch nicht der, gegenwärtig einen Versuch zu wagen, sondern nur in größerem Kreise auf die Existenz des interessanten Volksstammes der Hienzen hinzuweisen und womöglich zum eingehenden Studium derselben anzuregen. Der hienzische Bauer hat in der Regel ungarische Kleidung angenommen und erst die neueste Zeit läßt diese allmählich verschwinden, zumal in Gegenden, wo größerer Verkehr herrscht. Auch der politischen Gesinnung nach sind die Hienzen zumeist gut ungarisch gesinnt, zum Theil freilich auch indifferent. Die Weiber haben in ihrer Kleidung das Deutschthum besser erhalten. Ein großer Theil der Hienzen ist der ungarischen Sprache mächtig, nichtsdestoweniger haben sie deutsche Sprache und deutsches Wesen allerorten treu bewahrt. Selten ist eine Gegend so geeignet, eine dankbare Fundgrube für altdeutsche Reste zu sein, als die Hienzerei. Doch beginnt der zunehmende Verkehr auch hier bereits nivellirend zu wirken. Ich erinnere mich an Volkssitten, die in meiner Jugend noch allgemein bekannt waren und jetzt im Verschwinden begriffen sind. Es ist höchste Zeit, diese Schätze zu heben.

Ueber die Abstammung der Hienzen schweigt die Geschichte, oder ergeht sich in Vermuthungen. Auch hier wird ein eingehendes, forschendes und vergleichendes Studium die Fäden bloßzulegen haben, welche dann ein Gewebe ernst zu nehmender Geschichte ermöglichen. Möglich ist, daß die Hienzen die Reste der unter Karl dem Großen hieher verpflanzten bayerischen und fränkischen Ansiedler sind. Eine tausendjährige Absonderung hat es ermöglicht, daß hier ein Volksstamm sich entwickelt hat, welcher in vieler Hinsicht anders ist, als derjenige, von dem er sich ursprünglich losgelöst. Genaue Kenner des bayerischen und fränkischen Volkswesens wären vielleicht am ehesten berufen, in das historische Dunkel einen Lichtstrahl fallen zu lassen. Zu vergessen ist wohl nicht, daß im Laufe der

Zeiten sicher immer wieder Einwanderungen in diese Gegenden stattgefunden haben, einzelne wohl nnunterbrochen, in größerer Zahl zu Stephans Zeiten, als der erste König von Ungarn 995 Gisela, die Tochter Herzog Heinrichs II. aus Bayern, zur Gemahlin nahm, welche gerade die Hienzerei als Brautgeschenk erhalten haben soll. Zu derselben Zeit hat auch Bischof Piligrin von Passau im Interesse der Verbreitung des Christenthums sich häufig in Ungarn aufgehalten. Wir haben hier einen Ort, der im Deutschen Pilgersdorf, im Ungarischen Peregelin heißt. Mich deucht, dieser Name sei ein unvergängliches Denkmal des glaubenseifrigen bayerischen Bischofs. Zur Zeit der Gegenreformation, als die Protestanten aus Steiermark und Niederösterreich auswandern mußten, sind erwiesenermaßen gar viele derselben nach Westungarn gekommen. Dieselben sind mittlerweile auch schon zu Hienzen geworden. Daß auch Magyaren, und Slaven auf die Gestaltung des hienzischen Volksstammes Einfluß genommen, ist unleugbar. Ich bin geneigt zu glauben, daß auch Reste der Awaren zu Hienzen geworden. Die Kraft des Deutschthums in den Hienzen läßt sich auch noch in unseren Zeiten constatiren. Es sind unter den Hienzen eine ganze Serie croatischer Gemeinden, diese wurden nicht magyarisirt, sondern germanisirt. Und einige kernmagyarische Gemeinden, die mitten unter den Hienzen drin stecken, haben zwar ihr Ungarisch nicht verlernt, aber die meisten der Bewohner sprechen deutsch, und unläugbar hienzisch. In Folge der eigenartigen Entwicklung des hienzischen Volksthums ist es leicht möglich, zu sagen wahrscheinlich, daß es in vielen Dingen von seinen ursprünglichen Stammesbrüdern abweicht. Aber es müßten dem kundigen Forscher doch auch die gemeinsamen Merkmale auffallen.

Die Sprache, die Menge der Volkssagen, Sprichwörter und Volkslieder, die verschiedenen Sitten und Gebräuche der Hienzen verdienen jedenfalls näheres ethnographisches Studium. Andeutungsweise zeige ich einige Reste volksthümlicher Sitten, wie sie unter den Hienzen gefunden werden. Der Christbaum ist allgemein gebräuchlich, ebenso das Bleigießen oder Loseln. Am unschuldigen Kindleinstag gehen die Kinder schaarenweise in die Häuser, schlagen die Leute mit einer aus acht Weidenruthen kunstvoll geflochtenen „Kutbatsch", welche nur zu diesem Zwecke verwendet wird und welche die Kinder selbst zu machen verstehen. Dabei sagen sie: „Frisch und gsund, ganz Jahr gsund! Nussen her!" Zu h. 3 König gehen die Kinder wieder herum. Bekommen sie etwas, so wünschen sie der Hausfrau viele Eier; geben sie kree aus, so sagen sie: Euer Hühner und Hähne sollen alle verrecken. Beim Kommen und Gehen krähen sie laut. — Die Leute gehen Flachs sammeln. Der Flachs heißt bei den Hienzen Hnar. — Wenn in einem Orte im Fasching niemand heirathet, müssen die Burschen „Blach ziehen". — Das Osterei und die Osterfeuer sind allgemein verbreitet. Ganz merkwürdig ist das Pfingstschnalzen der Dorfjugend. Derjenige, der am Pfingstsonntage zuletzt aufsteht, wird Pfingstluken genannt. Das Ansprechen steht beim größten Theil der Bevölkerung bis zum heutigen Tage in großem Ansehen. Daß auch der Tschankerl, das Schrodel, die Trud, der Wau Wau und manche andere altheidnische Geist noch ihren Spuk treiben, ist sicherlich auch nicht uninteressant. Die Wochentage heißen im Hienzischen: Sunnti, Maonti, Zorti, Mitti, Pfingsti, Fraiti und Saomsti.

Zum Schlusse noch etwas über den Namen der Hienzen. Schwicker und andere vermuthen, es könnte ein Hinz (Heinrich) oder Henz einstmals ein so mächtiger Führer der Hienzen gewesen sein, daß dieselben nach ihm ihren Namen erhalten hätten. Es waren so einst die Grafen von Güssing mächtige Edle, in deren Familie der Name Heinrich wiederholt vorkam, aber gerade der mächtigste und wildeste hieß nicht Heinrich, sondern Iwan. Heutzutage kommt der Name Heinrich unter den Hienzen gar nicht vor. Daß die Hienzen für „fest" „hianz" sagen, dürfte auch kaum die Ursache der Benennung sein. Schwicker und andere bringen sodann eine Eintheilung der Hienzen. Darnach gäbe es: Pumhienzen, Kotzenhienzen, Spirzerhienzen und geduldige Hienzen. Ich habe mich längere Zeit bemüht, einestheils eine Erklärung der Namen zu finden, anderntheils die Wohnsitze derselben zu bestimmen. Einen Anhaltspunkt fand ich nur in der Anekdote, in welcher erzählt wird, daß Fürst Rákóczy einst den Oedenburgern befahl, eine größere Anzahl von Katzen zu liefern. Als Muster erhielten sie ein Exemplar, das ein Loch hatte. Sie gaben nun die ganze Lieferung in derart durchlöcherten Exemplaren und erhielten in Folge dessen den Spottnamen Katzenhienzen. Ich bin der Ueberzeugung, daß alle angegebenen Arten von Hienzen in Oedenburg beisammen sind und daß sich diese Eintheilung nur auf Oedenburg bezieht. Die Katzenhienzen sind nämlich die Tuchmacher, resp. in weiterem Sinne sämmtliche Handwerker; die Pumhienzen sind die ökonomietreibenden Bewohner der Stadt, die bis zum heutigen Tage den Spottnamen „Bohnzüchter" haben, aus Bohnhienzen ist einfach Pumhienzen geworden. Die Spiegelhienzen sind das Proletariat, das die Rockärmel als Sacktuch benützt, wodurch sich dort allmählich ein Spiegel bildet. Die geduldigen Hienzen sind die Erfindung eines Mannes, den wir hier unter dem Namen „der gsnßige Herr" kennen, und der, wie ich vermuthe, der Gewährsmann Schwickers war.

Die geistigen Centren der Hienzen sind gegenwärtig Oedenburg, Preßburg, Güns und Oberschützen. Ein großer Theil der Hienzen ist katholisch. Die Protestanten bilden aber jedenfalls einen bedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung. Forschern, die den unstreitig interessanten Gegenstand weiter zu ergründen versuchen wollen, bin ich, soweit es in meinen Kräften steht, gern bereit, an die Hand zu gehen.[1])

Prof. Johannes Ebenspanger in Oberschützen.

* In der Nacht zum 3. Januar wurden nicht weniger als vier neue Planeten entdeckt. Zwei davon wurden von Charlois in Nizza, die beiden anderen von Prof. Max Wolff in Heidelberg gefunden. Seitdem hat Charlois am 16. Januar bereits wieder zwei neue Planeten entdeckt, so daß die Gesammtzahl nun 415 beträgt.

* **Nürnberg.** Die historisch-pharmaceutische Abtheilung im Germanischen Nationalmuseum, die seinerzeit vom Deutschen Apotheker-Verein gegründet wurde, hat aus jüngst eine außerordentliche Bereicherung erfahren, die wichtigste und umfassendste, die ihr je zutheil wurde. Dank zahlreichen Spenden aus pharmaceutischen Kreisen konnte nämlich die ganze Kräuterkammer, sowie die ganze Materialkammer und eine große Anzahl von Apparaten und Einrichtungsgegenständen des Laboratoriums der alten Stern-Apotheke zu Nürnberg, die dem Anfang des 18. Jahrhunderts angehören, käuflich erworben werden. Die Apotheke und das Laboratorium des Museums haben dadurch eine Vervollständigung erhalten, wie sie aus anderer Quelle nicht mehr zu beschaffen gewesen wäre. Für die Materialkammer mit großem prächtigen Barackschranke und die Kräuterkammer müssen neue Räume gebaut werden; jetzige, deren Schubladen alle durch gemalte Landschaften verziert sind, wird genau in der Weise aufgestellt, wie sie vor beinahe zweihundert Jahren eingerichtet wurde. Das Interesse, das die pharmaceutischen Berufskreise dem Unternehmen entgegenbringen, läßt die weitere angemessene Durchführung desselben erhoffen.

* **Jena.** In der philosophischen Facultät der hiesigen Universität habilitiren sich Dr. Hugo Dinger aus Dresden für Philosophie und Dr. Paul Duden aus Soest für Chemie.

* **Wernigerode.** Auf der letzten Hauptversammlung der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine war in Anregung gebracht worden, die diesjährige Hauptversammlung in Wernigerode stattfinden zu lassen; jedoch vermochte der Vertreter des Harzvereins auf der damaligen Versammlung, Archivar Dr. Jacobs, keine Zusage in dieser Beziehung zu machen. Jetzt nun hat der Fürst zu Stolberg-Wernigerode zu erkennen gegeben, daß es ihn sehr freuen würde, die Hauptversammlung der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in seiner alten Stadt Wernigerode zu sehen, und demzufolge hat der geschäftsführende Ausschuß der genannten Vereine beschlossen, seine Hauptversammlung im September d. J. in Wernigerode abzuhalten.

* **Halle.** Der bisherige Ingenieur Dr. phil. Hans Lorenz zu München ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät unserer Universität ernannt worden.

Berlin, 21. Febr. Die „Nordd. Allg. Ztg." hört aus sicherer Quelle, die Meldung, daß Prof. Dr. Kosel in Bonn zum Nachfolger Sybels als Director der preußischen Staatsarchive ernannt sei, beruhe auf Irrthum; die Ernennung des Nachfolgers sei bisher nicht erfolgt. Wie bemerkten bereits gestern (vgl. Beil. Nr. 42), daß es sich nicht um die volle Nachfolge im Amtsbereiche Sybels, sondern um eine von drei künftig getrennten Dienstesstellen handle; hiezu jedoch wird es an nichts weiter fehlen als an dem äußeren Vollzug der beschlossenen Ernennung.

---

[1]) Wir haben obiger Darlegung mit Vergnügen stattgegeben, brauchen aber wohl kaum hinzuzusetzen, daß es sich bei den „Hienzen" sichtlich nicht um einen besonderen „Volksstamm", vielmehr lediglich um beachtenswerthe landschaftliche Eigenthümlichkeiten innerhalb der deutsch-österreichischen Bevölkerung bayerischen Stammes handelt. D. Herausg.

Digitized by Google

* **Berlin.** An der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ward Dr. phil. Rößler, Privatdocent bei der Abtheilung für Maschinen-Ingenieurwesen und Assistent am elektrotechnischen Institut, zum Professor befördert.

* **Berlin.** Das neueste Heft des „Jahrbuchs der preußischen Kunstsammlungen" veröffentlicht zugleich mit einer Besprechung aus der Feder des Directors W. Bode ein von der Reichsdruckerei in trefflicher Heliogravüre wiedergegebenes männliches Portrait von Hans Memling. Wie noch manches andere der Bildnisse des niederländischen Meisters, von denen verschiedene in italienischen und in belgischen Sammlungen befindliche bis heute irrthümlich dem Antonello da Messina zugeschrieben werden, ist es in der Literatur einstweilen unbekannt geblieben. In drei Vierteln natürlicher Größe zeigt es das Brustbild eines Mannes von über 60 Jahren in schwarzem, am Halse mit Pelzwerk eingefaßtem Gewand und hoher, das Haar vollständig bedeckender Mütze. Die Wendung des kahlen Kopfes und die Haltung der mageren, knochigen rechten Hand erinnern lebhaft an den „Mann mit den Nelken" van Eycks; der auch in den Formen verwandte Typus erscheint jedoch aus dem Strengen und Herben völlig ins Milde und Freundliche übersetzt, so daß der Gedanke an eine persönliche Beziehung zwischen beiden Bildnissen wohl ausgeschlossen ist, und auch die Malerei trägt in der weichen Modellirung des ganz in Licht gehaltenen, fein und delicat gezeichneten Kopfes einen durchaus andern Charakter. Auf Hand Memling weisen neben dieser Malerei das Arrangement und die Behandlung des Hintergrundes besonders deutlich hin. Ueber eine Steinbrüstung, auf der links eine Nische aufsitzt, blickt man in eine parkartige Landschaft mit endlichen Bäumen, mit Architekturen und einem drückenüberspannten Flußlauf, und zur Rechten erkennt man das kleine Figürchen des bei dem Meister beliebten Schimmelreiters. Das Bild ist der Gemäldegalerie der königlichen Museen als Geschenk überwiesen worden.

* **Wien.** Zur medicinischen Studienreform nimmt nun auch ein Vertreter der durch die Enquete zur Ausscheidung empfohlenen naturhistorischen Fächer Stellung. Es ist Hofrath J. Wiesner, Professor für Pflanzenanatomie und Pflanzenphysiologie an der Wiener Universität. Seine Streitschrift geht von dem Vorwurf aus, daß die philosophischen Facultäten in der wichtigen Angelegenheit gar nicht befragt worden. Wiesner erinnert sodann an das Urtheil berühmter Gelehrter über den Nutzen, welchen die naturhistorische Bildung den Medicinern gewährt. Rokitansky meinte: „Der Adel der Heilkunde ist dieser, daß sie eine Tochter der Naturwissenschaft ist", und Helmholtz sagte, daß es der Jungbrunnen der Naturwissenschaft sei, in welchem die Medicin stets neues Leben und frische Kraft gewonnen habe. Das Endergebniß der Broschüre lautet: 1. Der naturgeschichtliche Unterricht ist für das medicinische Studium unentbehrlich. 2. Die zweckmäßigste Lösung der Naturgeschichtefrage im medicinischen Studium besteht in der Einführung eines an der philosophischen Facultät zu absolvirenden Vorbereitungsjahres, in welchem Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik und Chemie gelehrt und geprüft werden sollen. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, daß bei dem immensen Wachsthum, welches die medicinischen Fächer selbst seit Jahrzehnten, und zwar recht eigentlich an naturwissenschaftlichem Gehalt erfahren haben, der weitere Betrieb bloß naturbeschreibender Studien für den jungen Mediciner ebenso unmöglich wie überflüssig geworden ist. Auch liegt in jenem Urtheil Rokitansky's lediglich die Anerkennung eines historischen Verhältnisses, und Helmholtz hat bei seinem Ausspruch natürlich nicht an Zoologie, Botanik und Mineralogie, sondern an Physik und Chemie gedacht, ohne die es freilich keine moderne Physiologie und also auch keine wissenschaftliche Medizin nach heutigen Begriffen geben kann. Physik und Chemie aber will auch die neue Studienreform mit vollen beibehalten.

* **Paris.** Der Historiker der Renaissancekunst, Eugène Müntz, der im vorigen Jahre die Geschichte der von den Päpsten gesponnenen goldenen Rosen und geweihten Degen erörtert hat, verlas in der jüngsten Sitzung der Akademie der Inschriften eine Denkschrift über die Tiara des Papstes Julius II. Der gelehrte Forscher wies nach, daß die reichen Tiaren oft eine Hülfsquelle, eine letzte Schatzkammer der Päpste gewesen sind. 1456 verkaufte Calixtus III. die Edelsteine der Tiara, um einen neuen Kreuzzug zu veranstalten. Manchmal wurden die Tiaren als Pfand für Anleihen hinterlegt, welche die Päpste namentlich bei Lorenzo de' Medici und Augustin Chigi aufnahmen. Zu den werthvollsten Tiaren gehörte die Eugens IV., deren Werth auf 2 Millionen Francs geschätzt wurde, die Tiara Pauls II., die 6—8, und eine Tiara Julius' II., die 10 Millionen werth war. Diese kostbarste aller Tiaren hatte nach hohen Kunstwerth und war ein Werk des berühmten Caradosso. Pius VI. ließ sie auseinandernehmen, natürlich aus Geldnoth, um die Steine und Kostbarkeiten zu verkaufen. Man hatte nur ungenügende Beschreibungen davon, bis Müntz durch Zufall eine Abbildung dieser Tiara unter alten Kupferstichen fand. In den letzten Jahrhunderten haben die Päpste keine so kostbaren Tiaren mehr anfertigen lassen; dafür sind ihnen um so mehr Tiaren, Bischofstäbe, Kelche, geistliche Gewänder und andere kirchliche Kostbarkeiten und Gefäße verehrt worden. Ganz besonders Pius IX. und fast noch mehr Leo XIII. haben viele Tausende solcher Gegenstände erhalten. — Den 10. Mai 1895 beschlossen die Bewohner von Blois zur Erinnerung an den vor hundert Jahren dort geborenen berühmten Historiker Augustin Thierry angemessen zu feiern. Sie baten den damaligen Unterrichtsminister Poincaré, bei diesem Anlasse eine Rede zu halten. Da es ihnen aber an Zeit und Geld fehlte, ihrem berühmten Mitbürger ein Denkmal in Erz und Stein zu errichten, so begnügten sie sich damit, aus der städtischen Bibliothek eine verstaubte Büste herauszuholen und sie auf einem öffentlichen Platze aufzustellen. Obgleich die Arbeiten schnell durchgeführt wurden, war Hr. Poincaré mit dem Cabinet Ribot doch inzwischen gefallen. Sein Nachfolger Combes ließ dem Comité sagen, er wisse nur herzlich wenig über Augustin Thierry, und so fiel Hrn. Bennetière von der Académie feuençase die Ehre zu, die Gedächtnißrede zu halten. Die Ceremonie spielte sich unter strömendem Regen ab. Während aber Bennetière seine trockenen Phrasen herunterhaspelte, bemerkten die Festtheilnehmer zu ihrem größten Erstaunen, daß die Büste schmerzhaft das Gesicht verzog, die Wangen fielen ein und die Nase wurde dünner, kurz, Augustin Thierry schmalz zusammen. Als die Feierlichkeit beendet war, beeilte man sich, das Conterfei des Verfassers der „Récits des temps mérovingiens" in die Bibliothek zurückzuschaffen und ihm die Pflege angedeihen zu lassen, die sein trauriger Zustand erheischte. Da machte man zum großen Entsetzen die Entdeckung, daß die Büste aus Pappe war, und erkannte, daß der Regen die verstaubte Inschrift wieder reingewaschen hatte, daß sie nicht Augustin Thierry darstelle, sondern dessen minder berühmten Bruder Amédé, der über die ihm zutheil gewordene Huldigung wie zu Beer gerührt war.

* **Dorpat.** Dem Vernehmen nach ist in der Sitzung des Universitätsconseils vom 12. d. M. der bisherige Privatdocent der historischen Theologie Mag. theol. Alexander Berendts zum etatsmäßigen Docenten der historischen Theologie gewählt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 19. bis 20. Februar folgende Schriften eingegangen:

Dr. Paul Laband: Das deutsche Kaiserthum; Rede. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1896. — M. v. Scheeff: Was man von einem Exercier-Reglement verlangen muß und was man nicht von ihm erwarten darf. Berlin, R. Felix 1896. — Dr. Albrecht Erlenmeyer: Unser Irrenwesen; Studien und Vorschläge zu seiner Reorganisation. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1896. — L. H.: Wie reist man billig und bequem? oder: Die Lösung der Personentariffrage; nach Vorträgen des Rechtsanwalts A. Jacob in Pfarzheim. Zittau, Pahl 1896. — Rudolf Beegner: Eine mächtig ist im Menschen die Bestiel Allerlei sociale Fragen ꝛc. Graz, Selbstverlag 1896. — Professor Dr. E. Wunschmann: Die Röntgen'schen X-Strahlen; gemeinverständlich dargestellt. Berlin, F. Schneider & Comp. 1896. — Joachim Morwitz: Die Photographie mit Röntgen'schen X-Strahlen, nebst Anleitung zum Experimentiren. Berlin, A. Dressel 1896. — Hugo Müller: Röntgens X-Strahlen; gemeinverständlich dargestellt. 4. Aufl. Berlin, Karl Siegismund 1896. — *A. Battelli & A. Garbasso:* Sopra i raggi del Röntgen; ricerche sperimentali (Estratto). Pisa, Pieraccini 1896. — G. Edmund Gündel: Edgar Allan Poe. Freiberg, Gerlach 1895. — *The Studio;* illustrated magazine of fine and applied art, edited by Charles Holme. Vol. 7 No. 35. London. — Berichte des Deutschen Drogisten-Verbandes über den Verkehr mit Arzneimitteln und giftigen Stoffen. 1896. Nr. 7. Leipzig. — Antiquarische Katalage: Theodor Ackermann, München, Nr. 398 Kirchenmusik ꝛc. Nr. 405 Altclass. Philologie. Neulateiner, Literaturgeschichte ꝛc. Nr. 406 Italienische Sprache und Literatur. Nr. 407 Deutsche Städte-Ansichten. Nr. 408a Geschichte, Geographie. Nr. 408b Kunstgeschichte, Architektur.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 22. Februar. Nummer 44.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Karl Gustav Rümelin. Von Alex. Wagner. — Sprache und Denken. Von Dr. Rudolf Eisler. — Mittheilungen und Nachrichten.

Karl Gustav Rümelin.

Unter den fünf Millionen unsrer deutschen Mitbürger, die im Laufe dieses Jahrhunderts sich, sei es in Folge eines unwiderstehlichen inneren Dranges oder einer äußeren zwingenden Ursache veranlaßt sahen, jenseit des Oceans unterm Sternenbanner der mächtig aufstrebenden Republik sich ein neues Heim zu gründen, überwog weitaus das gesunde Element, das, dem deutschen Namen volle Ehre machend, sich der freiwillig unterzogenen schweren Pionierarbeit gewachsen zeigte. Wohl an neun Zehntheile dieser an die Vereinigten Staaten abgegebenen Culturelemente gediehen ausnehmend gut in der amerikanischen Atmosphäre und halfen tapfer mit zur schier zauberhaft raschen Entfaltung des nunmehr zu einer Großmacht ersten Ranges ausgewachsenen Freistaates. Den meisten gelang es drüben, einen gesunden Wirkungskreis, ein neues behagliches Heim für sich und die Ihrigen zu gründen, einzelnen glückte es sogar, auf wirthschaftlichem Gebiete eine führende Rolle einzunehmen und Riesenvermögen zusammenzubringen, andern wieder, sich im öffentlichen Leben hervorragend bemerkbar zu machen und so dem deutschen Element die ihm gebührende Achtung zu verschaffen, — doch keiner verstand es besser, die mit Recht gerühmten gediegenen Eigenschaften des urgermanischen Volkswesens zu einer solch harmonischen Entfaltung zu bringen, keiner den Zweiseelenkampf in der Anhänglichkeit zur alten Heimath und der Liebe zur selbsterwählten neuen in so gleichmäßiger Weise zu lösen, als der Mann, der am 16. Januar d. J. im Alter von fast vollendeten 82 Jahren in Cincinnati der Natur den letzten, ernstesten Tribut entrichtete. Mit dem Tode Karl Gustav Rümelins, des Patriarchen der deutsch-amerikanischen Culturpioniere, ist ein an Thaten und Erfolgen überreiches Leben zum Abschluß gelangt, und neidlos gestehen selbst die maßgebendsten englischen Stimmen, daß die amerikanische Republik in seinem Hinscheiden den Verlust eines hervorragenden Zeitgenossen, eines der treuesten Bürger seines Adoptivvaterlands zu beklagen habe.

Karl Gustav Rümelin entstammte einer alten angesehenen württembergischen Familie, welche bereits in der großen Reformationszeit und seither fast unausgesetzt dem Lande tüchtige Stützen des öffentlichen Lebens gegeben hatte. Sein Vater Benjamin, der ursprünglich sich dem geistlichen Stande widmen sollte und demgemäß eine gediegene höhere Bildung erhalten hatte, wandte sich schließlich dem Handelsfach zu und besaß ein gut gehendes Geschäft in Heilbronn, wo Karl am 19. Mai 1814 zur Welt kam. Nachdem er in seiner Vaterstadt und in Maibach die Lateinschule und das Obergymnasium besucht und außerdem durch gediegene Privatlehrkräfte Unterricht in politischer Oekonomie, Geschichte und Geographie und den kaufmännischen Lehrfächern genossen hatte, mußte er wider seinen Willen im Jahre 1828 ins Geschäft seines Vaters eintreten. Dieses Hineingezwängtsein in einen seiner sich kraftvoll entwickelnden Individualität nicht behagenden Wirkungskreis, sowie der Umstand, daß ein Vetter von ihm, Heinrich Plank aus Augsburg, durch ähnliche Verhältnisse veranlaßt wurde, nach Amerika auszuwandern, woselbst er dank eiserner Energie in New-York ein gutes Fortkommen fand, brachten in ihm den Entschluß zur Reise, auch jenseits des Oceans sein Glück zu versuchen. Wohl wissend, daß er auf eine Einwilligung des Vaters unter keinen Umständen zu rechnen hätte, verabredete er im Jahre 1830 mit einem Gehülfen im väterlichen Geschäfte einen Fluchtplan, der jedoch im letzten Augenblick vereitelt wurde. Dieser Versuch hatte jedoch das Gute, daß fortab seinem sich in so jugendlichem Alter kundgebenden zielbewußten Auftreten mehr Rechnung getragen wurde. Freilich mußte er, bevor es ihm gelang, den Widerstand des Vaters endgültig zu überwinden, noch eine weitere Lehrzeit in der gerade damals begründeten ersten süddeutschen Runkelrüben-Zuckerfabrik auf der königlichen Domäne Denkendorf durchmachen, die ihm eine Fülle nützlichster technischer, administrativer und maschineller Kenntnisse einbrachte, und hierauf noch in einem größeren Handels- und Fabrikgeschäft in Wimpfen im Hessischen seine praktische Erfahrung bethätigen. Im Frühjahr 1832 trat er mit 500 Gulden in Gold und sonstiger ausgiebiger Ausstattung, von den besten Glückwünschen des Vaters und seiner damals lebenden zwölf Geschwister geleitet, die zu jener Zeit noch recht gefahrvolle Reise über den Ocean an und betrat nach einer wechselvollen 87tägigen Fahrt am 27. August in Philadelphia den amerikanischen Boden.

Dank seiner Thatkraft und für die jungen Jahre bereits überraschenden Vielseitigkeit bekam er hier bald eine auskömmliche Anstellung zuerst in einer Zucker-Raffinerie, dann in einer Leimfabrik und zuletzt in einem Kaufladen, dessen Eigenthümer ein Irländer war und viele connationale Kunden hatte. So bekam er rasch Gelegenheit, diese dem deutschen Element feindseligste Classe der Bevölkerung näher kennen zu lernen. Die Verhältnisse behagten ihm jedoch auf die Dauer nicht, und so zog er schon nach Jahresfrist weiter nach dem Westen und ließ sich auf gut Glück in Cincinnati nieder, das ihm nun im vollsten Sinne des Worts zur zweiten Heimath werden sollte. Kaum daß er sich hier eine ihm recht gut zusagende Stellung in einem größeren Materialwaarengeschäft verschafft hatte, dessen Mitbesitzer und einige Jahre später alleiniger Eigenthümer er geworden, begann er sofort den regsten Antheil am öffentlichen Leben zu nehmen. Er wurde einer der Begründer der im Jahre 1834 dort ins Leben gerufenen Deutschen Gesellschaft, Mitschöpfer der heute noch in blühendem Zustand bestehenden Tageszeitung „Cincinnatier Volksblatt“, wobei seine Opferwilligkeit so weit ging, daß er nicht bloß die Räumlichkeiten für dieselbe in dem von ihm bewohnten Hause miethfrei zur Verfügung stellte, sondern auch persönlich tapfer bei der technischen Herstellung mithalf, ja sogar in einzelnen Fällen den Austrägerdienst besorgte.

Gleichzeitig begann seine publicistische und politische Thätigkeit, die er seither durch übervolle sechzig Jahre mit einer erstaunlichen Universalität und zu hervorragendem Nutzen seiner neuen Heimath ausübte. In Anbetracht seines jugendlichen Alters, seiner nur sehr kurzen Erfahrung auf dem amerikanischen Boden läßt es sich bezweifeln, ob seine entschiedene Parteinahme gegen die damals allgewaltige Clay- oder Whigpartei, die ihm schon durch ihren pietistisch-puritanischen Anstrich einen Widerwillen erregte, gleich von vornherein auf eigener Prüfung und ernstlicher Beurtheilung der schwebenden Grundfragen gefestigt war. Er folgte jedenfalls, wie ja fast alle Deutschen es damals thaten, einem mehr unbestimmten, instinctiven Gefühl. Man fand es natürlich, die reichen Kaufleute, die großen Kirchenlichter, die Fabricanten und Großgrundbesitzer, die fast alle zur Whigpartei gehörten, mit der europäischen Aristokratie zu identificiren und ihnen die Interessen des mächtig aufstrebenden demokratischen Mittel- und Arbeiterstandes gegenüberzustellen. Die volle Würdigung dieser beiden Pole des öffentlichen Lebens der Union fand bei Rümelin wie bei vielen andern wohl erst viel später statt.

Im Jahre 1837 fügte es sein günstiger Stern, daß er auf einer Geschäftsreise nach Louisville mit der dorthin bereits vor geraumer Zeit eingewanderten schweizerischen Familie Mark bekannt wurde, aus deren Mitte er sich seine vortreffliche Lebensgefährtin Louise holen und mit ihr bis an sein Lebensende ein schier patriarchalisch schönes Leben führen sollte. Unmittelbar nach der Hochzeit naturalisirte er sich endgültig als amerikanischer Bürger, wobei ihm der berühmte General Harrison den Eid der Zugehörigkeit abnahm. Um dieselbe Zeit kam auch sein Bruder Paul aus Europa und half ihm in seinem sich immer erfreulicher ausdehnenden Handelsgeschäft durch volle vier Jahre aus, worauf dann Rümelins Schwager Seifart als Gesellschafter eintrat, der nach kurzem Zeitraum das Geschäft auf eigene Rechnung übernahm, während Rümelin mit dem so flüssig gewordenen Capital einen ziemlich ausgedehnten Landbesitz in Green Township bei Cincinnati erwarb und sich der Landwirthschaft zuwandte.

Bereits 1836 brachte er die Gründung einer deutschen Universität in Anregung, zu deren Durchführung er einen ganz eigenartigen Finanzirungsplan entwarf, der später mit einigen unwesentlichen Aenderungen zur Norm sowohl in der ganzen Union als dem benachbarten Canadischen Dominium geworden ist. Wenn auch damals die Sache nicht zur Ausführung kam, so brachte sie doch den unmittelbaren Vortheil, daß zum mindesten eine Anzahl niederer Schulen ins Leben gerufen wurde. In der Wahlcampagne 1840 war er der eifrigste Agitator für seine Partei, er hielt in Ohio und Indiana über hundert politische Reden, hiebei die Reisekosten und persönlichen Auslogen aus eigener Tasche bestreitend. Den ersten bewegten und bereits von greifbaren materiellen und moralischen Erfolgen begleiteten zehnjährigen Abschnitt seines amerikanischen Lebens glaubte er nicht besser abschließen zu können, als durch einen Besuch seiner alten Heimath. In Begleitung seines Schwiegervaters trat er im Jahre 1843 über die Neu-England-Staaten, wo er so manche für die Zukunft werthvolle persönliche Verbindung anknüpfte, weiter über England, Holland, den Rhein aufwärts die Reise an und wurde in Heilbronn von den Seinen, sowie überhaupt in seinem engeren Vaterlande überall mit offenen Armen empfangen.

Nach Hause auf Umwegen über Bayern, die Schweiz und Frankreich zurückgekehrt, wurde er im Jahre 1844 in Hamilton County in das Haus der Repräsentanten von Ohio, zwei Jahre hierauf in den Senat gewählt und nach weiteren vier Jahren in die Constituante entsandt, in welchen Körperschaften er sofort eine einflußreiche Rolle einzunehmen verstand. Im Repräsentantenhause setzte er durch, daß die Botschaft des Gouverneurs sowie die Berichte der höheren Staatsbeamten fortab auch in deutscher Sprache veröffentlicht wurden. Sein Minoritätsbericht zu gunsten der Annexion von Texas erregte das größte Aufsehen in der ganzen Union und hatte nachträglich vollen Erfolg. Seine Reden über die damalige Besteuerungsart, deren Einseitigkeiten er mit aller Schärfe entgegentrat, zeugten schon damals von einer erstaunlichen Beherrschung der wirthschaftlichen Fragen. Gegen Ende der 40er Jahre wandte er sich mit der ihm angeborenen zähen Beharrlichkeit dem Studium der Rechte zu, bestand glänzend die Prüfung und wurde in den Stand der Anwälte aufgenommen. Als Obmann der Convention zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung für den Staat Ohio hat er seine wahre staatsmännische Größe gezeigt, denn dieses ihm größtenteils zuzuschreibende Werk ist später zum Vorbilde geworden für die anderen Staaten und hat damit zur politischen Ausgestaltung der Vereinigten Staaten einen ganz nennenswerthen Theil beigetragen. Später war er Commissär und Vorsteher des Comités zur Gründung von Reformschulen für jugendliche Verbrecher, Mitglied der permanenten Staatsuntersuchungs-Commission für Banken und Creditinstitute, sowie einer Commission zur Untersuchung von Staatsunterschleifen. Das Gefängnißwesen von Ohio ist nach seinem Plan eingerichtet worden, den er auf Grund bezüglicher Studien gelegentlich der wiederholten Besuche seiner alten Heimath entwarf. Er bekleidete auch durch Volkswahl das verantwortungsvolle Ehrenamt eines Präsidenten der Rechnungskammer („Board of Control") für Hamilton County.

Eine Uneigennützigkeit von antikem Zuschnitt kennzeichnet von Anbeginn sein Auftreten im öffentlichen Leben und mit einer bewundernswerthen Beharrlichkeit verstand er es während der langjährigen Thätigkeit, zu beweisen, daß man einen vortrefflichen Staatsmann abzugeben vermag, ohne irgendwelche materielle Vortheile für seine Person aus den anvertrauten Stellungen zu ziehen. Als im Jahre 1844 im Repräsentantenhause die Erhöhung der Diäten für die Mitglieder, entgegen seinen beredten Vorstellungen, dennoch festgesetzt wurde, bezog er für seine Person, solange er als Mitglied dem Hause angehörte, den alten niedrigeren Satz, da er ihn für eine vollständig genügende Vergütung hielt, und als er später einmal in Folge gleichzeitiger Vereinigung zweier verhältnißmäßig gut dotirter Commissarstellen berechtigt gewesen wäre, beide Bezüge einzustreichen, verzichtete er auf einen, indem er es für unanständig hielt, sich aus öffentlichen Mitteln mehr als die thatsächlichen persönlichen Auslagen vergüten zu lassen. Eine in seiner eigenen Partei gebildete geheime Verbindung (den sogen. „Miami Tribe") zur Verfolgung persönlicher eigennütziger Zwecke bekämpfte er mit aller Entschlossenheit. Er machte sich dadurch viele Feinde, verlor sogar seine Aufstellung als Candidat für den Congreß, dafür hatte er die Genugthuung, diesen gefährlichen Bund unschädlich gemacht zu sehen. Seine mächtig entwickelte Individualität konnte sich auf die Dauer in die beengenden Parteifesseln nicht hineinfinden, und so ging er schon vor dem großen Bürgerkrieg, der den Parteihader in vollen Schwung brachte, eigene Wege und trat in wichtigen öffentlichen Fragen stets nur für diejenige Richtung oder Person ein, die er dem allgemeinen Wohl als förderlich erachtete. Wäre er fügsamer gewesen, dann hätte ihm der Weg zu den höchsten politischen Aemtern offen gestanden. Doch er verschmähte es, durch Preisgabe seiner wahren Gesinnung irgend einen Vortheil für seine Person zu ergattern, und so trat er mannhaft gegen die Präsidentschaftscandidatur Lincolns auf, weil er den Gegencandidaten Breckinridge für bedeutender

Digitized by Google

hielt. Er war auch einer der wenigen weitblickenden Patrioten, die den entfesselten Bruderkrieg als ein schweres nationales Unglück beklagten, das nur Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse, sowie der maßlose Ehrgeiz der beiderseitigen Führer verschuldet hätten. Seither war ihm die Straßen- und Parteipolitik gründlich verleidet worden, und so wandte er sich immer mehr den wichtigen socialen und wirthschaftlichen Fragen zu.

Rümelins schriftstellerische Thätigkeit war ebenso vielseitig als erfolgreich. Seine Reiseberichte über die Südstaaten, weiter die lebhaften Schilderungen seiner wiederholten Europafahrten, auf denen er fast sämmtliche Länder unsres Welttheils gründlich kennen lernte, erregten drüben wahres Aufsehen und wurden von einer großen Anzahl namhafter amerikanischer Blätter zum Wiederabdruck gebracht. Eine Reihe politischer und socialer Arbeiten, Gouvernementsberichte u. s. w., die unter den Acten des Staates Ohio aufbewahrt werden, sind aus seiner Feder geflossen. Seine Schriften über das Klima Ohio's, über den Weinbau und die Weinbereitung gehören zu den besten über jene Materien geschriebenen Büchern und sind in vielen Tausenden von Exemplaren über die Vereinigten Staaten verbreitet. Von größeren Werken verdienen besonders Erwähnung eine Studie über Volkswirthschaft, weiter die Untersuchung über Politik als Wissenschaft („Treatise af Politics as a Science") und die kritische Uebersicht amerikanischer politischer Zustände („Critical Review af American Politics"), weiter eine ausführliche Selbstbiographie (Life of Charles Reemelin) sowie ein nachgelassenes, erst in nächster Zeit zu erscheinen bestimmtes historisches Werk „Politische Geschichte der Vereinigten Staaten", das bis zu Lincolns Tode reicht. Die Zahl seiner größeren Beiträge volkswirthschaftlichen, politischen und biographischen Inhalts für eine Reihe namhafter amerikanischer und europäischer Fachschriften, weiter seine zumeist in Broschürenform erschienenen öffentlichen Reden und Vorträge ist sehr beträchtlich. Die meisten größeren Arbeiten sind in englischer Sprache geschrieben, die Rümelin gleich seiner Muttersprache beherrschte. Gleich wie aus seiner politischen Thätigkeit, ebenso verschmähte er aus seiner schriftstellerischen ein Geschäft zu machen und nahm in den allerseltensten Fällen ein Honorar für diese Leistungen an. Die größeren Werke ließ er sogar auf eigene Unkosten drucken und vertheilte sie unentgeltlich an öffentliche Bibliotheken, Redactionen, Vereine und Parteifreunde.

Trotz dieser vielseitigen und uneigennützigen öffentlichen Wirksamkeit verstand er es, die materiellen Interessen seiner Familie aufs sürsorglichste zu wahren. Seine stetig zunehmende Wohlhabenheit gestattete ihm, nicht allein seinen Kindern die sorgfältigste europäische Erziehung zu geben und denselben den Eintritt ins praktische Leben zu erleichtern, sondern auch stets offene Hand zu haben für Personen und Dinge, die er seiner Förderung werth erachtete. Mit einem berechtigten Selbstbewußtsein verzeichnet er in seiner Lebensbeschreibung die Thatsache, daß er im Jahre 1877 an öffentlichen Jahresabgaben die stattliche Summe von 1688 Dollars zu entrichten hatte. Die Landwirthschaft war und blieb bis in sein spätes Alter seine Lieblingsbeschäftigung und er verstand es, das von seinem Schwiegervater Joh. Jakob Mark bereits zu Anfang der 40er Jahre käuflich übernommene, in nächster Nähe von Cincinnati gelegene Landgut zu einer wahren Musterbesitzung auszugestalten. Die Lieblingsidee, diesen Besitz dauernd seiner Familie erhalten zu wissen, war ihm leider zu verwirklichen versagt, da merkwürdigerweise keines von seinen sieben überlebenden Kindern Sinn für Landwirthschaft hatte, und so mußte mit eintretendem Greisenalter ihres Schöpfers die Musterfarm in Green Township, kurz „Dent" genannt, in fremde Hände übergeführt werden.

Mit den meisten zeitgenössischen bedeutenden Männern der Union stand er in lebhaften Wechselbeziehungen, und mit vielen verband ihn eine andauernde Freundschaft. A. H. Stephenson, General Harrison, Alex. H. Stevens, Jefferson Davis, Breckinridge, A. Johnson, General Sherman, Tilden, Olivier P. Morton und viele andere zählten zu dem illustren Kreise seiner politischen und persönlichen Freunde. Auch mit einer Anzahl europäischer Berühmtheiten auf wissenschaftlichem, politischem und socialem Gebiete, wie einem Earl of Derby, Alex. v. Humboldt, Justus v. Liebig, Minister a. D. Schäffle, Schmoller, Treitschke, Fr. Vischer, Deak, Szell, Pulszky, Schuselka u. a., trat er theils vorübergehend, theils dauernd in geistigen Rapport, und lieferte z. B. für die von Schäffle herausgegebenen Tübinger Vierteljahrshefte eine Anzahl von werthvollen Beiträgen. Eine stattliche Reihe europäischer Emigranten und politischer Flüchtlinge fand in seinem gastlichen Hause wärmste Aufnahme und werkthätige Förderung. Verdankten doch z. B. Gottfried Kinkel und Ludwig Kossuth, als beide fast gleichzeitig im Jahre 1850, von allen Mitteln entblößt, in Cincinnati eintrafen, ihre materielle Unabhängigkeit ausschließlich Rümelins energischem Eingreifen, der nicht eher rastete, bis er im Wege privater Subscription im Kreise seiner Freunde und Parteigenossen einen Fonds von über 100,000 Dollars aufbrachte, den er zu gleichen Hälften den verdienten Patrioten zur Verfügung stellte.

Geradezu fabelhaft war seine bis ans Lebensende andauernde geistige Regsamkeit und sein unermüdlicher Wissensdrang. Schon auf dem Wendepunkte des Greisenalters stehend, besuchte er auf seinen Europafahrten gleich einem wißbegierigen Scholaren Vorlesungen über Politik, Staatswissenschaft, Nationalökonomie, Philosophie und Literatur an den Universitäten zu Heidelberg, Würzburg, Tübingen, Straßburg i. E. und Wien, und noch im Jahre 1881 gelegentlich seines mehrmonatlichen Aufenthalts in Stuttgart berichtete er mit großer Genugthuung, daß er von den fleißig besuchten Vorträgen am Polytechnikum eine Fülle neuer praktischer Kenntnisse erworben habe. Sein so rastlos angesammeltes reiches Wissen verwerthete er nicht bloß in den zahlreichen Werken und Broschüren, sondern auch in mündlichen Vorträgen, die er in regelmäßigen Zwischenräumen in Cincinnati, hauptsächlich im Deutschen Literarischen Club, im Deutschen Pionier-Verein und in den Versammlungen des Bundes für Freiheit und Recht, sowie sonst in verschiedenen großen Städten der Union hielt. Seine letzte bemerkenswerthe Kundgebung war die im vergangenen Frühjahr im Liberalen Club in Cincinnati in englischer Sprache gehaltene große Rede „The Earth and Mankind as International Totality" (Die Erde und die Menschheit als völkerverbindendes Ganze), in welcher er, gewissermaßen ein Schlußwort aus seinen reichen Erfolgen im öffentlichen Leben ziehend, der Verbrüderung der Nationen zur gemeinsamen Wirksamkeit in den großen noch zu erfüllenden culturellen Aufgaben beredten Ausdruck verlieh.

Wenn er auch seit längerer Zeit dem lärmenden politischen Parteigetriebe fernblieb, so ließ er doch in wichtigen Augenblicken, sei es bei Congreß- oder Präsidentschaftswahlen, oder in bedeutenden innerpolitischen und wirthschaftlichen Fragen sein maßgebendes Wort vernehmen, das oft klärend und entscheidend wirkte. Als gegen Ausgang der 80er Jahre im Congreß die Frage einer weitgehenden Beschränkung der europäischen Einwanderung verhandelt wurde, die fast auf eine Prohibition hinauslief, erhob er mit allem Nachdruck seine Stimme dagegen und erzielte den Erfolg, daß das Congreß-Comité dem engherzigen Ansturm der Nativisten diesfalls einen wirksamen Damm entgegensetzte. Zuletzt noch arbeitete er eine Reform

Digitized by Google

der Municipalverfassung für Cincinnati aus, die voraussichtlich den würdigen Schlußstein seiner sechzigjährigen so erfolgreichen öffentlichen dortigen Thätigkeit bilden wird. Mitten in den regsten Vorbereitungen zur bevorstehenden Präsidentschafts-Wahlbewegung wurde er nach kurzer Krankheit am 16. Januar vom Tode dahingerafft.

Dies in knappen Umrissen der Lebenslauf eines deutsch-amerikanischen Ehrenmannes, eines Cultur-Pioniers im edelsten Sinne, auf den mit Recht seine alte, wie die neue Heimath gleich stolz sein dürfen.

Stuttgart. Alex. Wagner.

Sprache und Denken.

Von Dr. Rudolf Eisler.

Es gibt eine Menge von Dingen, bei welchen die naive Frage: woher stammen sie, wer hat sie erfunden oder entdeckt? nicht in dem Sinne beantwortet werden kann, den der Fragesteller im Auge hatte, wenigstens nicht von einer fortgeschrittenen Wissenschaft. Noch im vorigen Jahrhundert wußte man die Entstehung eines so wunderbaren Products, wie es die Sprache ist, nicht anders zu erklären, als daß man einfach behauptete, sie sei ein unmittelbares Geschenk Gottes. Erst Herder machte den, freilich noch ziemlich unbeholfenen, Versuch, eine natürliche Theorie der Sprache aufzustellen. In unserm Jahrhundert ist W. v. Humboldt derjenige, der den Anstoß zu einer tieferen Erforschung der bei der Entwicklung der Sprache herrschenden Gesetze gab. Die Untersuchungen eines Lazarus, Steinthal, L. Geiger, Darwin, Max Müller, W. Wundt u. a. haben auf eine große Zahl von Einzelheiten Licht geworfen, zugleich aber auch die klare und deutliche Erkenntniß gezeitigt, daß die Sprache das entwickelte Erzeugniß nicht eines Einzelnen, sondern der Gesammtheit ist; nur in einer socialen Gemeinschaft konnte es zur Ausbildung eines so mannichfachen Zwecken dienenden Denkwerkzeuges kommen. Die moderne Physiologie wiederum hat begonnen, die Resultate der Psychologie zu ergänzen, indem sie die materielle Grundlage der Sprache im Gehirn nachwies.

Die Analyse dessen, was wir Sprache nennen, ergibt als Bestandtheile die Worte als Bezeichnungen von Gegenständen oder Vorgängen. An und für sich sind die Worte nur Laute, Klänge; einen Sinn haben sie erst dadurch, daß sie als Vertreter von Vorstellungen gelten. Aber die Lautsprache ist nicht die einzige Sprache. Auch der Taubstumme, das Kind, der Wilde, die Thiere „sprechen", wenn sie Geberden ausführen, welche als Ausdruck bestimmter Gefühle und Vorstellungen von anderen Wesen verstanden werden. Die Geberdensprache ist das Ursprüngliche, die Lautsprache nur eine besondere Form derselben, da ja die Mundbewegungen nichts anderes sind, als Geberden, d. h. Ausdrucksbewegungen. Jedes intensivere Gefühl, jeder Affect löst triebartig Bewegungen in uns aus, welche von gleichen Wesen richtig gedeutet, d. h. als auch bei ihnen sich einstellende Zeichen derselben seelischen Zustände erkannt werden. Diesem Vorstadium der Sprachentwicklung folgt ein zweites, wo in Folge der Abschwächung der Gefühle, welche durch Eindrücke der Außenwelt erregt werden, die mit ihnen verknüpften Vorstellungen bestimmte Bewegungen hervorrufen. Erst dann aber haben wir eine, wenn auch primitive Sprache vor uns, wenn die anfangs triebartig sich einstellenden Ausdrucksbewegungen, die Zeichen der ihnen zu Grunde liegenden Vorstellungen, zu willkürlich, d. h. absichtlich, aus irgend einem Interesse angewandten Bezeichnungen werden. Bevor dies beim Menschen der Fall gewesen ist, muß schon die Geberdensprache des Kehlkopfes und des Mundes in Thätigkeit getreten sein; wir müssen uns denken, daß die eigentlichen Geberden in Folge des menschlichen Centralnervensystems von Lauten begleitet wurden, welche allmählich erstere verdrängt und unnöthig gemacht haben.

Der Anlaß zur Bildung von Worten, später von Sätzen, ja schon von Urtheilen, liegt psychologisch in dem Triebe nach Mittheilung, der in der socialen Natur des Menschen und mancher Thiere begründet ist, biologisch aber im Selbsterhaltungstrieb. Der Anblick eines reißenden die Heerde überfallenden Thieres muß den Urmenschen veranlaßt haben, einen Laut hervorzustoßen und, wenn Genossen in der Nähe sich befanden, zugleich auf das gefährliche Object hinzuweisen. Die gleiche Organisation der Menschen, welche unter denselben oder ähnlichen Bedingungen leben, erklärt sowohl die Thatsache des Verständnisses als auch der schnellen Verbreitung und des Festwerdens der Laute oder Sprachwurzeln. Der Charakter der Sprachlaute ist aber nicht bloß von der Beschaffenheit des Menschen abhängig, er steht zugleich in Beziehung zu dem ihn veranlassenden Eindrucke. Ein bestimmtes Merkmal an dem wahrgenommenen Gegenstand mußte den psychologischen Gesetzen gemäß die Aufmerksamkeit besonders stark in Anspruch nehmen, um so mehr, als die sogen. Deutewurzeln, die an eine hinweisende Geberde sich knüpfenden Laute, nur für den Fall, daß der bezeichnete Gegenstand anwesend war, genügten. Eine Benennung von Gegenständen kommt dadurch zu Stande, daß vermöge des dem Menschen in hohem Maße eigenen Nachahmungstriebes theils die in der Natur vernehmbaren Geräusche direct nachgebildet werden (Onomatopöie, wie noch jetzt in den Wörtern: summen, klirren, knallen, quicken u. s. w. ersichtlich), theils bestimmte Bewegungen der Sprachwerkzeuge, die dem Sprechenden als Klänge zum Bewußtsein kommen, gleichsam symbolisch die Wahrnehmung vertreten. Da nun keine seelische Verbindung fester ist als die Association einer Vorstellung mit einer Bewegung, so ist es natürlich, daß das Auftreten der einen sogleich die andere hervorrufen mußte, bis nach mannichfacher Wiederholung auch willkürlich irgend ein Laut zur Verwendung gelangen konnte. Ein Blick auf die jetzt bestehenden primitiven Sprachen wilder Völkerschaften zeigt uns eine sehr geringe Menge von Wörtern, ein Maß, das sicherlich das dem Urstadium der Sprache eigenthümliche noch bedeutend überragen muß. Zunächst erhielten eben nur diejenigen Dinge, die im Vordergrunde des praktischen Interesses standen, also alles zur Lebenserhaltung, Beschäftigung u. s. w. gehörige eine Bezeichnung; bald mag auch das Gefühl des Erstaunens über mancherlei Naturerscheinungen ein theoretisches Interesse und damit auch Ausdrücke für dieselben wachgerufen haben. Wo verwandte Vorstellungen noch nicht oder undeutlich von einander unterschieden wurden, da genügte ein Wort zur Verständlichmachung und Mittheilung derselben, die Zahl der Wörter mußte aber wachsen, je mehr Einzelheiten an den Dingen wahrgenommen wurden. Zuerst wird wohl ein jeder Wasserbehälter ganz allgemein als Gefäß bezeichnet worden sein; waren aber einmal verschiedene Formen von Gefäßen, verschiedenen Zwecken dienend, bekannt, dann erhielt jede derselben einen besonderen Namen.

Die Ausbildung der Sprache geht Hand in Hand mit der Entwicklung des Bewußtseins; die Streitfrage, ob die Sprache ein Werk des Geistes oder dieser ein Erzeugniß der Sprache sei, ist daher sehr müßig. Dem primitiven Bewußtsein des Urmenschen oder des Kindes sind die Dinge zunächst als Gesammtvorstellungen gegeben. Indem sich nun, durch irgend ein Interesse geleitet, die Aufmerksamkeit auf bestimmte Bestandtheile des Wahrgenommenen richtet, wird zugleich vermöge der gestaltenden Bewußtseinsthätigkeit des Menschen einer dieser Theile aus der Wahrnehmung herausgehoben und zu dem Ganzen wiederum

als Thätigkeit, Zustand oder Eigenschaft in Beziehung gesetzt. Es entsteht unmittelbar mit der Wahrnehmung das, was man Urtheilen nennt; so verwandelt sich z. B. die Vorstellung „strahlende Sonne“ in das Urtheil „die Sonne strahlt“. Das kann aber nur geschehen, wenn zugleich die ursprüngliche Wurzel „Sonne“ sich in Subject und Prädicat gliedert, dadurch, daß das allgemeine Wort „Sonne“ durch eine weitere Wurzel näher bestimmt wird, welche die momentane Thätigkeit „leuchten“ oder „strahlen“ zum Ausdrucke bringt. Schon die ersten Wörter sind als kurzgefaßte Urtheile zu betrachten, wenn man festhält, daß ihre Entstehung mit einer deutenden Geberde verbunden ist. So bedeutete der Ausdruck „Wolf“ nicht gleich die umfassende Menge von Eigenschaften, die wir dabei im Auge haben, sondern vielleicht die Thatsache, daß ein Wolf die Heerde angefallen habe, also ein primitives Urtheil. Waren aber erst einmal die mannichfachsten Wörter gebildet, dann Wortverbindungen durch einfache Agglutination (wie noch heute in der chinesischen Sprache), endlich Sätze als verkörperte, einfache und complicirte Urtheile, dann konnte die Rückwirkung der Sprache auf das Denken nicht ausbleiben. Vor allem zeigte sich dies in der Entstehung der Begriffe. Schon der berühmte Philosoph John Locke führt in seinem „Versuch über den menschlichen Verstand“ in äußerst gründlicher Weise aus, daß die Begriffe nichts anderes sind als Worte. Wohl hat jeder Begriff, wie Thier, Leben, Tugend, Vaterland u. s. w. eine stellvertretende Vorstellung; was ihm aber seine Allgemeinheit verleiht, rührt davon her, daß er als Wort eine ganze Classe ähnlicher Dinge unter sich „begreift“, zusammenfassend bezeichnet. Je mehr Aehnlichkeiten der Mensch an den Dingen fand, je mehr er bei verwandten Objecten von den Zufälligkeiten des Ortes, der Zeit, der besonderen Umstände absehen lernte, desto größer wurde die Zahl der Begriffe und damit der Wörter, ebenso da, wo Unterschiede bemerkt wurden. Da aber die Lebensbedingungen nicht überall die gleichen sind, wozu noch der besondere Charakter, die Beschäftigung u. s. w. kommen, so ist von vornherein zu erwarten, daß trotz vieler gleicher und ähnlicher Urwörter nicht von einer, sondern von verschiedenen Ursprachen die Rede sein wird; thatsächlich sind denn auch die heutigen Sprachen keineswegs auf gleiche Wurzeln zurückzuführen. Bei der Entwicklung der Sprache ist die natürliche Auslese (natural selection) in hohem Maße wirksam, insofern nämlich einerseits aus einer Muttersprache sich Zweige absondern, die nun, den besonderen Bedingungen gemäß, an welche sie sich anpassen müssen, ihre eigenen Entwicklungen durchmachen. Aber auch innere Momente sind vorhanden, die von großem Einfluß auf die Gestaltung der Wörter werden; die ursprüngliche Rauhigkeit macht weicheren, tönenden, langsam gesprochenen, farbloseren und flüchtigen Lauten Platz; man denke nur an den Wandel der Consonanten und Vocale in unsrer Sprache von ihrem ersten Ursprung im Indogermanischen an bis auf die neuhochdeutschen Dialekte.

Eine Ansicht besteht, nach welcher die Sprache sich aus dem Gesange heraus entwickelt haben soll. Wahr ist daran nur die Thatsache, daß die Sprache auf ihren ersten Stufen in höherem Maße als heute einen rhythmischen Charakter gehabt hat, so daß angenommen werden muß, Sprache und Gesang seien aus einer gemeinsamen Wurzel, von der sie sich bald getrennt haben, hervorgegangen. Beide haben ihre Vorbildung schon in der Thierwelt. Auch die Thiere vermögen durch Geberden, Mienenspiel und Töne ihren inneren, seelischen Zuständen Ausdruck zu verleihen, manche unter ihnen besitzen sogar wirkliche Sprechwerkzeuge. Aber zum Zustandekommen einer eigentlichen Sprache gebricht es einerseits an der Fähigkeit, willkürlich, d. h. nicht bloß impulsiv, durch einen zwingenden Reiz, die ihnen zur Verfügung stehenden Laute zu verwenden, andrerseits sind es weniger die Vorstellungen der Thiere selbst, welche ihnen Laute entlocken, als vielmehr die mit jenen verknüpften Gefühle der Lust oder Unlust. Versteht man unter Denken die planmäßige, vom Willen geleitete innere Verarbeitung des Wahrnehmungsinhalts, so kann man wohl den Thieren ein geistiges Leben, aber höchstens Vorstufen des Denkens zuerkennen, wofür außer manchem anderen eben der Mangel einer gegliederten Sprache zeugt: die Thiere sprechen nicht, weil sie nichts zu sprechen haben, wie Wundt treffend bemerkt. Auch ist nur dem Menschen ein Sprachcentrum (von Broca gefunden) eigen, welches die Verbindung von Laut- und Bewegungsvorstellungen physiologisch ermöglicht; bei Erkrankungen des um die Sylvische Gehirnspalte gelegenen Rindengebiets zeigt sich diese Verbindung gelockert oder völlig gelöst in den mannichfachen Formen der Sprachlosigkeit oder Aphasie. Es kann dann der Fall eintreten, daß der Kranke gewisse Worte nicht zu sprechen oder auch die gesprochenen nicht zu verstehen vermag. Eine allgemeine Regel ist es, daß Wörter um so leichter vergessen werden, je concreter, anschaulicher die durch sie bezeichneten Vorstellungen sind, am leichtesten also Eigennamen und Substantiva überhaupt. Der Grund davon ist einerseits die größere Einübung der abstracten Worte, andrerseits der Umstand, daß letztere fast ganz an die Stelle der ihnen entsprechenden Vorstellungen treten. Das ist aber von dem wohlthätigsten Einfluß auf die Beweglichkeit und Schnelligkeit des Denkens; die Aufmerksamkeit ist nicht mehr genöthigt, bei den einzelnen Vorstellungen lange zu verweilen, sondern findet in den Worten und Begriffen sogleich eine Menge bereits fertiger Denkacte vor, mit welchen nun weiter operirt werden kann. Es erhalten bei der immer weiter gehenden Verfeinerung der Denkthätigkeit die Beziehungen zwischen den Dingen eigene Bezeichnungen, die ursprünglich meist örtlich-zeitliche Bedeutung haben, wie die Verbindungswörter: da, wenn, dazu, darauf u. s. w. Wir können beim Kinde den abgekürzten Proceß der Sprachentwicklung beobachten. Freilich fehlt hier die schöpferische Ursprünglichkeit; denn erstens bringt das Kind bereits vererbte Dispositionen, in der Structur des Gehirns und der Sprechwerkzeuge begründete Anlagen mit, welche einen Mechanismus darstellen, der nur der Anlässe bedarf, um in Thätigkeit zu gerathen, und, das ist der zweite Punkt, diese Anlässe sind nicht wie beim Urmenschen die Vorstellungen von den ihn umgebenden Dingen selbst, sondern die erzieherischen Einflüsse der Eltern. Also nicht die Sprache selbst ist angeboren, nur der Apparat zum Sprechen; die Erfahrung hat wiederholt gelehrt, daß sogenannte „wilde“ Menschen, die ohne Erziehung im Walde aufgewachsen waren, nicht sprechen konnten, obwohl sie gewisse Laute von sich gaben, wie es auch neugeborene Kinder thun. Hier bedeutet jeder Laut nicht eine Vorstellung, sondern ein an eine bestimmte Empfindung (Durst, Schmerz) gebundenes Gefühl. Der Erwachsene gibt seinen Gefühlen der Verwunderung, des Schreckens u. s. w. in den Interjectionen Ausdruck, deren Unmittelbarkeit und Reflexcharakter auf ein hohes Alter hinweisen. Ihre eigene Sprache besitzen die Gefühle in der Musik.

Schon Leibniz hat auf die Wichtigkeit einer vergleichenden Sprachwissenschaft (die später Franz Bopp ins Leben gerufen hat) aufmerksam gemacht und betont, daß man aus der Beschaffenheit der Wurzeln einen Einblick in die Art der ersten Begriffsbildung gewinnen kann. Wir können noch weitergehen und behaupten, daß in der Sprache sich der Mensch male, indem er die Außenwelt in Worte faßt. Die Sprache eines Volkes ist nichts anderes, als sein in die Erscheinung getretenes Denken, die Außenseite desselben,

welches seine feinsten, wenn auch nicht als Nüancen verräth: sie ist eine verkörperte Weltanschauung.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Ueber den Begriff des Rechts.** Ein Beitrag zur Rechtsphilosophie von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1895. — Der Streit über den Begriff des Rechts kann so lange kein Ende nehmen, als man sich nicht von vornherein Klarheit darüber verschafft, daß mit diesem Worte zwei, allerdings in Zusammenhang mit einander stehende, gleichwohl aber erheblich voneinander verschiedene Begriffe zugleich gedeckt werden. Je nachdem man den einen oder den anderen entwickelt, wird man zu zwei Definitionen gelangen, die keineswegs übereinstimmen, aber doch beide richtig sind; zu falschen Ergebnissen dagegen muß es unvermeidlich führen, wenn man von hüben wie von drüben einzelne Momente nimmt und aus ihnen einen Mittelbegriff zusammenschweißt, der seiner Entstehung nach weder Fisch noch Fleisch sein kann. Freilich ist es ein gerade die besten Kräfte reizendes Problem, einen einheitlichen Begriff des Rechtes aufzustellen, der die einzelnen darunter zu fassenden Erscheinungen erschöpft und erklärt; immer aber ist bisher das Bemühen nur scheinbar gelungen und es ließen sich in der gewonnenen Definition die einzelnen Merkmale zweier verschiedener Begriffe, die nur äußerlich zusammengezwängt, innerlich aber sich wesenszuwider waren, bestimmt auseinanderscheiden. Auch Felix Dahn ist hierüber nicht hinausgekommen. Man benennt nicht selten, wenn auch nicht eben richtig, den einen Begriff des Rechtes als den juristischen, den anderen als den philosophischen. Da Felix Dahn sowohl Jurist als Philosoph ist, hat er nun einen wie vom anderen die wesentlichen Bestandtheile in seine Definition aufgenommen und zudem, da er ja — und das nicht nur nebenbei — zu den Dichtern gehört, auch als solcher das Seinige dazugethan. Recht ist ihm „die vernunftgeforderte Friedensordnung einer Menschengenossenschaft in ihren äußeren Beziehungen zu den Menschen und den Sachen". Die juristische Definition — um die einmal übliche Bezeichnung beizubehalten — ist erheblicher trockener; sie versteht unter Recht „die Summe der von einer Staatsgewalt mit Erzwingbarkeit ausgestatteten Vorschriften". Das Recht in diesem Sinne greift sich begriffsgemäß ob noch Staatsgebieten; man spricht von deutschem, englischem, französischem, preußischem, bayerischem Recht; was die Staatsgewalt befiehlt mit der Drohung, daß sie es im Weigerungsfall erzwingen werde, das ist Recht innerhalb ihres Gebietes. Ein Völkerrecht kann es hienach nicht geben, da über den Staaten keine Gewalt steht, die ihnen bindende Normen vorschreiben könnte; was man so benennt, ist nur ständige, vorwiegend im eigenen Interesse bethätigte Rücksicht der Staaten aufeinander, comitas gentium, oder kein Recht. Das Begriffsmoment der Erzwingbarkeit zieht dem Recht die Schranken seines Wirkungskreises; erzwungen werden kann nur ein äußeres Verhalten eines Menschen, nicht eine Gesinnung. Diese Beschränkung findet sich auch im Begriffe Dahns, aber nicht als Coexpoenz, sondern als Bestandtheil. Er sucht den Trennungsstrich zwischen Recht und Moral in der Weise zu ziehen, daß er das Recht auf die Handlungen, die Moral auf die Gesinnungen verweist, und setzt auf solche Weise das Ergebniß für den Grund, die Erscheinung für das Wesen. Das führt dazu, daß er selbst seine Ausführung sofort als eine nicht immer, sondern nur „überwiegend" zutreffende bezeichnen muß. Sie trifft auch nicht überwiegend zu, denn die Moral umfaßt auch das ganze Gebiet der Handlungen; sie kann oft dieselben concurrirend mit dem Rechte befehle erlassen, die sich von denen des Rechts nur durch das Mittel unterscheiden, durch das ihre Befolgung herbeigeführt werden will: dort Bruch des Widerstandes mit den Machtmitteln des Staates, hier Drohung mit Unzufriedenheit im eigenen Innern, Mißachtung seitens der moralischen Welt aber — soweit die Moral auf Religion fußt — göttlicher Ungnade. Auf dem gemeinsamen Gebiete können Recht und Moral in Widerspruch gerathen, indem das Recht etwas anderes befiehlt als die Moral, aber indem das Recht eine Forderung der Moral nicht unterstützt, nicht auch seinerseits aufstellt; hier entsteht dann der Wunsch nach Herstellung eines richtigen, eines idealen Verhältnisses zwischen beiden. Der Zustand, der diesem Wunsch entspricht, ist der des Naturrechts, der lex ferenda, des idealen, des ewigen Rechts, ein Begriff, der trotz seiner schönen Bezeichnungen keineswegs feststeht, vielmehr, weil unmittelbar dreinfließt durch die wechselnde Zeitanschauung, in fortwährendem Schwanken begriffen ist und auch für jeden einzelnen Menschen, weil unmittelbar dreinfließt durch dessen persönliches Empfinden und Wollen, sich anders darstellt, von dem aber freilich ein jeder meint, er sei das Recht, das mit ihm geboren ist. Das ist der philosophische, moralische, ethische Begriff des Rechts, richtiger der subjective im Gegensatz zu dem objectiv feststehenden genannt. Ihm hat Dahn das Merkmal „vernunftgefordert" entnommen; die Forderungen der Vernunft sind ebenfalls nur solche des persönlichen Empfindens, da der eine als Vernunft bezeichnet, was dem anderen als das Gegentheil davon erscheint. Stammt so dieser Theil der Definition aus dem subjectiven, die Fassung „äußere Beziehungen (der Menschengenossenschaft) zu den Personen und den Sachen" aus dem objectiven Rechtsbegriff, so läßt sich auch die poetische Verbindung der Theile in gleicher Weise zerlegen. Friede ist „vernunftbefriedigende Ruhe"; in diesem Sinne erscheint das Wort in der altdeutschen Poesie. Ordnung als Zustand ist ein gleichbedeutender Begriff; activ, als Handlung, bedeutet das Wort die Herstellung dieses Zustands. In einer Menschengenossenschaft kann Ordnung nur geschaffen werden durch Eindämmung des Egoismus; hiezu bedarf es der Thätigkeit eines der Genossenschaft übergeordneten Willens eines Herrschers. Diese Thätigkeit besteht eben in dem Erlaß von Vorschriften und der Durchführung derselben. Der Ausdruck „Ordnung einer Menschengenossenschaft" leitet also wieder auf den objectiven Rechtsbegriff hinüber. Das Problem, einen neuen, diesen beiden übergeordneten Begriff zu schaffen, ist Felix Dahn nicht gelungen.

* **Entstehung des Petroleums.** „Es sind jetzt 8 Jahre," schreibt die „Badische Gewerbezeitung", „daß Geh. Hofrath Dr. Engler, Prof. der Chemie an der technischen Hochschule zu Karlsruhe, nachgewiesen hat, daß Kohlenwasserstoffe von ganz ähnlicher Beschaffenheit, wie die in dem natürlichen Petroleum oder Erdöl enthaltenen, durch Erhitzung thierischer und pflanzlicher Fette (Thran, Oel), sowie der entsprechenden Fettsäuren bei Temperaturen zwischen 300 und 400° C. in dicht geschlossenen Gefäßen unter hohem Druck bis zu 10 Atmosphären sich herstellen lassen. Aus dem geologischen Vorkommen des Petroleums hat derselbe dann geschlossen, daß sich dieses höchst wahrscheinlich aus Thierresten, bezw. der Fettsubstanz derselben gebildet hat, während die stickstoffhaltige Eiweißsubstanz bald der Fäulniß und Verwesung anheim fiel, eine Hypothese, die jetzt fast allgemein als richtig angenommen wird. Am 9. Mai 1890 hielt Geh. Hofrath Engler im Karlsruher Naturwissenschaftlichen Verein einen längeren Vortrag über den Gegenstand. Diese Thatsachen sind in den wissenschaftlichen Kreisen der Welt bekannt. Bereits vor einem Jahre und neuerdings wiederum konnte man nun in verschiedenen Zeitungen lesen, der amerikanische Chemiker Dr. Engler habe künstliches Petroleum aus Fettsubstanz hergestellt und ein Patent darauf genommen, es sei jedoch fraglich, ob dasselbe mit dem natürlichen Petroleum im Preis werde concurriren können. Die Quelle bildete in beiden Fällen ein Patentbureau, welches gedruckte Correspondenzen technischer Art an die Zeitungen versendet und deren Abdruck gestattet, sofern beigefügt wird, daß die Mittheilung eben von dem Patentbureau erfolgt sei. Für Gewerbeblätter sind diese durchaus unkritischen Mittheilungen so gut wie werthlos, sie können nur einen augenblicklichen Unterhaltungsstoff für politische Tagesblätter bilden. Wie es nun kommen konnte, daß unser Karlsruher Gelehrter und Entdecker der hochinteressanten Thatsache der künstlichen Bildung von petroleumartigen Verbindungen zu einem Amerikaner gemacht wurde, erklärt sich daraus, daß Geh. Hofrath Engler bei einem Besuch von Chicago zur Zeit der Weltausstellung vor dem World's Congress of Chemists einen Vortrag über die Entstehung des Petroleums hielt (23. August 1893), der in dem Journal of the American Chemicini Society Vol. XV No. 7 unter dem Titel: „on the artificini peoduotion of petroleum, by Dr. C. Engler" abgedruckt wurde. Für die amerikanischen Chemiker genügte ohne Zweifel die einfache Bezeichnung des Verfassers, sie kannten seinen Namen als den eines deutschen Gelehrten. Für den deutschen Patentingenieur konnte es jedoch nur ein Amerikaner sein, der selbstverständlich durch ein Patent Geld zu verdienen suchte — während Geh. Hofrath Engler mit keinem Wort auf eine praktische Verwerthung seiner Entdeckung hingewiesen hat."

* Am Morgen des 16. Febr. wurde ein neuer Komet in der Rectascension 292 Grad und in 1 Grad südlicher Declination im Sternbilde des Adlers, des erst an unserm Morgenhimmel erscheint, aufgefunden. Die Entdeckung gelang gleichzeitig und unabhängig den einander den Astronomen Lamp in Kiel und Perrine auf der

Digitized by Google

Lick-Sternwarte in Californien. Der Komet bewegt sich mit großer Geschwindigkeit, die auf große Nähe zur Erde deutet, nach Nordosten zu. Da auch die Größe seiner täglichen Bewegung zunimmt, so scheint er sich weiter der Erde zu nähern, womit gleichzeitig eine Zunahme seiner Helligkeit verbunden ist. Einstweilen ist er dem unbewaffneten Auge noch nicht sichtbar. Ein Schweif scheint nicht vorhanden.

* Der Leiter der zoologischen Station in Neapel, Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Dohrn, beabsichtigt in Rulum (Neu-Pommern) eine Zweigniederlassung zu begründen. Prof. Dahl an der Universität Kiel wird sich zu diesem Zweck nach Rulum begeben, um einen umfassenden Ueberblick über die Fauna der Gazellen-Halbinsel zu gewinnen. Die nöthigen eingeborenen Fischer sind, wie früher mitgetheilt wurde, bereits in Neapel vorgebildet worden. Die Räumlichkeiten stellt der Plantagenbesitzer Parkinson zur Verfügung. Das Unternehmen wird durch eine Beihülfe aus dem Fonds zur Förderung der Erschließung Afrika's und anderer Ländergebiete unterstützt.

* **München.** Geographische Gesellschaft. In der allgemeinen Versammlung, die am 20. Febr. auf Einladung der Geographischen Gesellschaft in Verbindung mit der Anthropologischen und der Colonialgesellschaft abgehalten ward, berichtete Hr. Oskar Neumann über seine Reisen in Central- und Ostafrika, die besonders zoologischen Zwecken gewidmet waren. Der Vortragende war 1893 von Tanga aus zunächst nach Irangi gezogen; dann auf theilweise neuen Wegen nach Mpwapwa, wobei er schon hier verschiedene Berichtigungen der besten bisherigen Karten lieferte. Auf dem Weitermarsche nach Naeben in häufigen Kämpfen mit den Eingeborenen, selbst durch einen Pfeilschuß in den Mund verwundet, bestieg er den über 3000 m hohen, auch von Graf Götzen besuchten Gurui und erreichte das Westufer des Manyara-Sees. Von hier gelangte er mit seiner 140 Mann starken Karawane immer sammelnd und kämpfend zum Dorije-Ngai. Die Besteigung dieses aus historischer Zeit nach Spuren von Thätigkeit zeigenden Vulcans gelang nicht völlig. Endlich, am 5. Febr. 1894, wurde die Moribai am Victoria-Nyanza erreicht und darauf ein Abstecher nach Uganda unternommen, wo viele zoologische Entdeckungen gemacht wurden. Die Rückreise ging auf theilweise ganz neuem Wege, wobei das in Pfahldörfern hausende Volk der Wakenye zum erstenmale besucht wurde, meist auf englischem Boden nach Taveta am Kilima-Ndscharo und von hier zur Küste nach Mombassa. Vor seiner Abreise ins Innere hatte der Vortragende die letzten Monate 1892 und die ersten des folgenden Jahres auf zoologisches Sammeln bei Tanga, Pangani und hauptsächlich im südlichen und östlichen Theil der Insel Sansibar verwandt. Diese von den Wahadimu, einem reinen, mit semitischem Blut noch nicht vermischten Bantuvolk, welche in großer Scheu aus den Sumpfbeli leben und fast nie in die Stadt kommen, bewohnte Theil der Insel hat reiche zoologische Ausbeute, unter anderm eine neue Art von Hyrax, jenes kleinen, kaninchengroßen Hufthiergattung, deren Vorkommen auf einer Insel wohl kaum von einem Zoologen erwartet war. Bei Tanga, wo Redner besonders im Monat Februar sammelte, boten die malerischen Ufer des Sigiflusses viel ornithologisch Werthvolles. Der Geierseeadler, ein typisch westafrikanischer Vogel, ist wunderbarerweise in dieser Gegend sehr häufig. Beim Uebergang über den Pangani wurde das Maulthier des Forschers von einem Krokodil geraubt. Viele Hunderte von Straußen, Zebras und Antilopen tummelten sich auf der offenen Fläche einer Buga in Irangi. Unter letzteren waren darunter die eigenthümlichen geldgrauen Gnus mit ihren seltsamen Sprüngen, die plumpen kuhähnlichen Cooke Hartebeests, die prächtig gehörnten Grant-Gazellen und die zierlichen hellbraunen Suara-Antilopen häufig. Die Hauptbeute eines Jagdtages war aber ein von zwei Askaris erlegter mächtiger Löwe, der jetzt im k. Museum für Naturkunde in Berlin aufgestellt ist. Von Irangi weg marschirte die kühne Schaar den Bubufluß aufwärts. Bald kamen sie wieder in sehr wildreiche Gegend. Aus einem Rudel der großen Pferde-Antilopen (Hippotragus Bukeri) konnte der glückliche Jäger fünf Stück herausschießen. Auch die ersten Nashörner wurden hier erlegt. Die Eingebarenen ließen hier ihre großen Heerden von Schafen, Ziegen und Rindern ganz in der Nähe des Lagers weiden. Unterhalb der Spitze des Gurulberges wurde ein Pärchen des zierlichen Klippspringers (Oreotragus Saltatrix) beobachtet. Die Vogelfauna des Manyarasees bot das großartigste Schauspiel, das man sich denken kann. Der See selbst ist ungemein stark natronhaltig und ziemlich flach, so daß man fast eine Stunde weit in ihn hineingehen kann. Tausende von Flamingos und Pelikanen umsäumen den Wasserspiegel, unzählige Schaaren von Strandläufern und Regenpfeifern trippeln am Ufer umher, Schaaren von Gänsen und Enten, Reihern, Kormoranen, Ibissen, Marabus, Jabirusstörchen und Pfauenkranichen bedecken die grenzenlose Wasserfläche. Schwärme einer Seeschwalbenart heben sich bis hoch über die Gipfel der Umbaruberge empor, um sich im nächsten Augenblick sausend auf das Wasser herabzustürzen. Ethnographisch seltsam war der Friedensschluß mit der großen Muma der Walawirondo nach langen heißen Kämpfen. Es wurde ein junger Hund gebracht, einer der Waniampara hielt ihn an den Vorder-, der Bruder des Sultans am Hinterbeinen. Mit einem Schwertschlag wurde der Hund entzweigeschlagen und nun entspann sich ein gegenseitiges Bewerfen der Parteien mit den blutigen Hälften. Die Fauna an der Ugawe-Bai des Victoria-Nyanza lud den Zoologen einen Monat zum Verweilen ein. Ostafrikanische Formen sind verhältnißmäßig schon selten, abyssinische und typisch westafrikanische fast zu gleichen Theilen vorhanden. Unter den letzteren ist besonders eine sehr bunte Meerkatze (Cercopithecus ueglectus) bemerkenswerth, die bis jetzt nur in wenigen Exemplaren vom Weißen Nil und vom französischen Congogebiet bekannt war. Es berührte den Reisenden eigenthümlich, nachdem er viele Monate lang Gegenden durchzogen, deren Bewohner fast oder völlig nackt gehen und all noch keine Gewehre kennen gelernt haben, in Usaga am Nilabfluß und Uganda plötzlich ein Volk zu finden, das die Anfänge einer eigenen Cultur und Industrie besitzt und den europäischen sich mit Feuereifer annimmt. Die Fahrt auf dem Nyanza war in den ersten Tagen unterhaltend, wurde aber mit der Zeit etwas einförmig. Außer einer Möwenart (Larus phaeocephalus), die auf Inseln im See brütet, sind besonders zwei Arten Kormorane und der seltsame Schlangenhalsvogel (Plotus levaillanti) an seinen Ufern häufig. Oefters sieht man Gänse, Enten und Pelikane. Auf kleinen Inseln sonnen sich gewaltige Krokodile und der riesige Kopf des Nilpferdes taucht in ruhigen Buchten oft aus dem Wasser. Auch ein anderes Säugethier kann man öfters beobachten, die afrikanische Fischotter (Otis maculipennis), ein hübsches Thierchen mit prächtigem dunkeln Pelz. Die Gegend von Nord-Uganda, nordwärts von der großen Karawanenstraße, in der englischen Provinz Chagwe am Marundfastusse ist wieder typisch ostafrikanisch, Busch und Steppe, und dementsprechend gibt es hier viel Wild; Zebras, Wasserböcke, Jackians, Hartebeests, Busch- und Sumpfböcke und der Sunu (Adenota Kob), eine rein centralafrikanische Antilope, sind hier heimisch. Der Elephant kommt hier noch in Rudeln zu Hunderten vor. Dicht hinter Kibwezi verließ der Sammler die große Straße und ging über die stark vulcanischen Kyuluberge in die Ebene am Kilima-Ndscharo herab. Hier wurde eifrig gesammelt und nicht weniger als acht neue Vogelarten wurden dabei entdeckt. Eine derselben, ein kleines, unscheinbares graues Thierchen, wurde von Prof. Reichenow und ihm, da es mit gar keiner der bisher bekannten Arten in Verbindung zu bringen war und die Merkmale der Fliegenfänger und der Finken in seltsamer Weise vereinigt, mit dem stolzen Namen Atopornis dimbolicus, der teuflische Wunder-vogel, benannt. Zum Schlusse sprach der Redner die Hoffnung aus, es möchten gegen die Vernichtung des afrikanischen Wildstandes wirksame Jagdgesetze erlassen werden. Dann wird die afrikanische eigenartige Thierwelt unserm deutschen Schutzgebiet erhalten bleiben, selbst wenn wir dereinst größere deutsche Ansiedlungen im Innern haben und die Eisenbahn unser Schutzgebiet in mehreren Linien durchschneidet. Der Wissenschaft ist dann noch ein reiches Erntefeld bewahrt. Wesentlich erläutert wurde der lichtvolle Vortrag durch eine Anzahl von Kartenskizzen, welche der Reisende unter den Anwesenden hatte zur Vertheilung gelangen lassen."

* **Wien.** Die philosophische Facultät der hiesigen Universität hat die erwähnte Schrift des Hofraths Prof. Dr. Julius Wiesner dem Unterrichtsministe Dr. Frhrn. v. Gautsch auf dem Wege des akademischen Senats überreicht. Die Denkschrift tritt, wie erwähnt, entschieden für die naturhistorischen Studien ein, die an der medicinischen Facultät theils abgeschafft, theils für nicht obligat erklärt werden sollen, und plädirt für ein classisches Vorbereitungsstudium der Mediciner in den naturwissenschaftlichen Fächern. Die Facultät schließt sich in collegialer Artigkeit diesem aussichtslosen Ruteage an.

* **Innsbruck.** Der hiesige Ortsausschuß hat beschlossen, den vierten deutschen Historikertag auf die Zeit vom 11. bis 14. Sept. d. J. nach Innsbruck einzuberufen.

* **Budapest.** Graf Eugen Zichy ist von seiner Kaukasus-

reise, die der Entdeckung der eigentlichen Magyarenheimath galt, glücklich zurückgekehrt. Auf dem Perron hatten seiner Ankunft viele Freunde und Verehrer, Mitglieder des National- und Landes-casinos, des Nationaltheaters und ein aus Neugierigen bestehendes Publicum, welches nach Hunderten zählte. Als der Zug in die Halle fuhr, begrüßten stürmische Eljenrufe den Grafen, welcher, in der Thür des Coupés stehend, seine Reisemütze schwenkte und laut rief: „Ich habe sie gefunden die Uraagurn!"

* **London.** Das englische Wochenblatt „Lloyds News" hat als erstes von allen Blättern der Welt eine Auflage von einer Million überschritten. Seine Nummer vom 16. Februar ist in 1,004,306 Exemplaren verkauft worden. Das Blatt ist in stetiger Entwicklung zu dieser Höhe gelangt.

* **Florenz.** Hier starb am 18. der Staatsminister und Senator Baron Cristoforo Negri im Alter von fast 87 Jahren. Er war einer der angesehensten Geographen Italiens, Gründer und lange Jahre Vorsitzender der Italienischen Geographischen Gesellschaft. Am 13. Juli 1809 zu Mailand als Sohn des Mathematikers Ferdinando Negri geboren, trat er in jungen Jahren als Dichter hervor; insbesondere besang er die Freiheitskämpfe der Griechen. Später wandte er sich mit Feuereifer geschichtlichen und besonders geographischen Forschungen zu, die ihn auch nach Deutschland führten. Er war ein genauer Kenner der deutschen Classiker. Nach Veröffentlichung einiger Geschichtswerke wurde er Universitätsprofessor in Padua, wo er auch an der Freiheitsbewegung hervorragenden Antheil nahm, und später Rector der Universität Turin. Eine Zeit lang war er Minister des Aeußern, dann nahm er längere Zeit in Hamburg Aufenthalt, um das deutsche Seehandelswesen zu studiren. Nahezu halb Jahrzehnte wirkte er als Einrichter italienischer Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten im Auslande. Auch war er einer der eifrigsten Förderer afrikanischer Forschungszüge.

* **Dorpat.** Am 10. d. M. beging der Historiker Prof. Dr. Richard Hausmann das 25jährige Jubiläum seiner Lehrthätigkeit. Schüler von Sickel und Waitz, hat er hier als ein mit der nordost-europäischen Geschichte und der lialändischen Vergangenheit speciell vertrauter, auf diesen Gebieten selbstthätiger Forscher erfolgreich gewirkt und das Werk fortgesetzt, das einst Schirren und Winkelmann mit Erfolg betrieben hatten. Es galt, die besonderen Aufgaben, die unsrer Hochschule aus ihrer geographischen Lage, ihren historischen Voraussetzungen und speciellen Culturbeziehungen naturgemäß erwachsen und die nur schablonenhaftes Denken verkennen kann, bewußt ins Auge zu fassen und den jungen baltischen Historikern schon auf der Universität die nöthige Vertrautheit mit dem eigenartigen Stoffe zu ermöglichen, dem in erster Reihe die später wissenschaftliche Arbeit unsrer Geschichtsforscher gewidmet ist.

* **St. Petersburg.** Ueber die höheren weiblichen Curse, die von 18 Professoren in Kasan eröffnet werden sollen, bringt die „Now. Wr." nachstehende ergänzende Mittheilungen: Die Curse werden eine allgemeine und specielle Bildung gewähren. Als Zuhörerinnen können Damen aufgenommen werden, die im Besitze eines Hauslehrerinnendiploms sind und sich verpflichten, sich semesterlich und jährlich einer Prüfung zu unterziehen, Aufsätze über gegebene Themata zu schreiben und sich in den Cabinetten und Laboratorien praktisch zu beschäftigen. Als freie Zuhörerinnen können solche Damen die Vorlesungen besuchen, welche die siebente Classe eines weiblichen Gymnasiums des Ministeriums der Volksaufklärung absolvirt haben; Ausnahmen können nur mit specieller Genehmigung des Curators des Lehrbezirks statuirt werden. Verheirathete Damen sind verpflichtet, einen Consens ihrer Männer beizubringen. In der historisch-philologischen Abtheilung sind folgende Lehrfächer obligatorisch: Theologie, Geschichte der russischen Sprache und Literatur, classische und allgemeine Geschichte, die lateinische Sprache, altclassische Literatur und Kunst, die Literatur des Mittelalters und der Gegenwart, Ethnographie, die Elemente der Staatswissenschaft, politische Oekonomie und eine der neuen Sprachen. In der naturwissenschaftlich-mathematischen Abtheilung werden folgende Fächer gelesen werden: Mathematik, vergleichende Physiologie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik, Chemie (organische und anorganische), eine der neuen Sprachen und im zweiten Jahre Geologie. In der speciellen mathematischen Abtheilung werden zum Vortrag gelangen: höhere Mathematik, angewandte Mathematik, Physik, mathematische und physische Geographie. Facultativ: Hygiene und eine kurze Anweisung zur medicinischen Hülfeleistung in dringenden Fällen. Die Administration der höheren weiblichen Curse ist, wie folgt, zusammengesetzt: 1) aus der Verwaltung, an deren Spitze ein gewählter Präsident steht, der persönlich verantwortlich ist. Dem Präsidenten stehen zwei Decane und die Inspectrice zur Seite und 2) aus dem Conseil, zu dem alle Lehrkräfte gehören. Die Verwaltungsmitglieder werden auf drei Jahre gewählt. Ferner wird auch ein besonderes Curatorium organisirt werden, dem die wirthschaftliche Leitung der Curse, die Beschaffung der erforderlichen Mittel und die Entrichtung der Collegiengelder für unbemittelte Zuhörerinnen obliegt. Die Collegiengelder sind auf 50 Rbl. festgestellt worden, die in zwei Raten zu entrichten sind. Freie Zuhörerinnen haben für die einzelnen Vorlesungen zu zahlen. Die höheren weiblichen Curse stehen unter der unmittelbaren Controle des Curators des Lehrbezirks.

* Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin) weist uns darauf hin, daß die von Hrn. Alfred Szczepański (Beil. Nr. 39) mitgetheilten polnischen Berichte über „Besuche bei Goethe" dem deutschen Publicum im wesentlichen bereits 1886 im 7. Bande des von ihm herausgegebenen Goethe-Jahrbuchs (S. 220—228) zugänglich gemacht worden sind; von da hat sie überdies W. v. Biedermann in seine Sammlung „Goethe's Gespräche" (Bd. VII, S. 224—230, Leipzig 1890) aufgenommen.

* In Bezug auf die Notiz des Hrn. Dr. E. Kilian „Zum Bühnenwesen des 17. Jahrhunderts" (Beil. Nr. 42) bemerkt Dr. Jabeirias, daß seine eigene Mittheilung (in Nr. 38) sich lediglich auf den Artikel in Nr. 31, nicht jedoch auf das Buch Dr. Volte's bezogen habe, das ihm bis zur Stunde noch nicht zugänglich geworden sei. „Die neuen Aufführungen", fügt er hinzu, „zeigen allerdings, daß unter Vertonung, wenigstens in Danzig, auch noch etwas anderes als ‚Pantomime' verstanden worden sein muß. Ich schließe mich dem Wunsche, daß Sachkenner zur Aufhellung dieses interessanten Gegenstandes beitragen möchten, völlig an."

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 20. bis 24. Februar folgende Schriften eingegangen:

Welches Wahlrecht? Ein Wort zur Verständigung über die sächs. Landtagsvorlage. Leipzig, Roßberg 1896. — Amtsrichter Dr. jur. Glasberg: Bemerkungen zur Reform des Strafprocesses (Zuständigkeit der Schöffengerichte; Privatklageverfahren). Ebd. — Albert Grotheim: Der russische Handelsvertrag und die niedrigen Getreidepreise. Gera, Julius Becker 1896. — Ottomar Veta: Colonisation in Polen und die Fuchsmühler Bauernvertragsdrie; 2 Bilder aus dem deutschen Rechts- und Wirthschaftsleben. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft 1896. — Graf L. J. Tolstoi: Christenverfolgung in Rußland i. J. 1895; aus dem Russ. übersetzt v. M. v. D. Berlin, Friedrich Gottheiner 1896. — Jahrbuch des Deutschen Adels, hggb. von der Deutschen Adelsgenossenschaft. I. Bd. 1896. Berlin, W. T. Bruer. — Dr. A. Nordmann: Eine deutsche Botschaft in Konstantinopel a. 1573—1578; Vortrag. Bern, Haller 1895. — Geographische Zeitschrift, hggb. v. Dr. Alfred Hettner. II. Jahrg. Heft 1 u. 2. Leipzig, B. G. Teubner 1896. — Friedrich Dreyer: Studien zu Methodenlehre u. Erkenntnißtheil. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1895. — Dr. Josef Klinger: Das Räthsel des Lebens. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. S. 1896. — Die Gräuel der Jesuiten; Mahnwort in letzter Stunde. Leipzig, Felix Simon 1896. — Friedrich Nippold: Erinnerungen an Bischof Reinkens; Vortrag. Leipzig, Friedrich Jansa 1896. — Dr. Karl Oppel: Das Buch der Eltern; praktische Anleitung zur häuslichen Erziehung der Kinder. 4. Aufl. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1896. — Dr. Ludwig Weyl: Handbuch des Deutschen Actiengesellschaftsrechts; für die Praxis bearbeitet. I. u. II. Theil. Freiburg u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1896.

Herder'sche Verlagshandlung. Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch Herder & Co., Buchhandlung in München zu beziehen:

Ringseis, E., Veronika. Schauspiel, in drei Aufzügen. Vierte, verbesserte Auflage. 12°. (VI u. 92 S.) M. 1.40. (Drei Herren- und zwei Damen-Rollen.) (2228)

Dresdner Kunst-Auction

Montag, den 9. März und folgende Tage:

Kupferstiche aller Schulen

1100 Nummern.

Kataloge gratis und franco von **v. Zahn & Jaensch,** Kunstantiquarial, Dresden, Schlossstrasse 24. (2214)

Jahrgang 1896. München, Montag, 24. Februar. Nummer 45.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte des ägyptischen Sudan und des Mahdireiches. — Der Rangirbahnhof. — Zu den politischen Testamenten Friedrichs des Großen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Geschichte des ägyptischen Sudan und des Mahdireiches.

H. S. Die Geschichte des ägyptischen Sudan ist mit Blut geschrieben, und das will für Afrika schon etwas heißen. Das Menschenleben ist im schwarzen Erdtheil wenig werth, Blut, Mord und Zerstörung begleiten ja schon seit altersher die Gründung und Entwicklung afrikanischer Despotieen, und es wird hier erst dann eine Wendung zum besseren eintreten, wenn die europäischen Colonialmächte jene Staaten, die ihnen bei der Austheilung Afrika's zugefallen sind, vielleicht unter neuen, hoffentlich den letzten Strömen Blutes in ihren factischen Besitz gebracht haben. Aber über dem ägyptischen Sudan lagert selbst in diesem düsteren Gesammtbilde noch eine besonders blutig-dunkle Wolke, der ägyptische Sudan hat das traurige Vorrecht, das umfangreichste Leichenfeld der schwarzen Menschheit zu sein. Die Sünden der Aegypter bei der Eroberung des östlichen „Landes der Schwarzen“ haben sich schwer gerächt, nicht nur an jenen selber, sondern schwerer noch an den unglücklichen Eingeborenen. Als dann in der Mitte der siebziger Jahre das weite Ländergebiet, das der Khedive erworben, unter der Verwaltung von Europäern sich von den Wunden zu erholen begann, die ihm die lange Mißwirthschaft der ägyptischen Beamten geschlagen, als man hoffen durfte, daß das viel mißbrauchte Wort von der europäischen Culturmission hier endlich einmal zur That werden sollte — da erfolgte ein furchtbarer Rückschlag durch die Mahdibewegung, da versank der Sudan aufs neue in eine Barbarei, wie sie echter, schrecklicher, trostloser nirgend als eben nur in Afrika gefunden werden kann.

Europa hatte es mittlerweile schon fast vergessen, was dort verloren war, die ägyptische, oder, was so ziemlich dasselbe, die englische Regierung begnügt sich schon seit einem Jahrzehnt nur damit, die kaum mehr bedrohten Grenzen im Norden und am Rothen Meer zu decken, und läßt den Herrscher des im Süden über Nacht entstandenen Mahdireiches ruhig schalten und walten. Man hörte in letzter Zeit nur selten etwas aus diesen Theilen Afrika's. Da durcheilte, allen unerwartet und allen zur Freude, im Frühling des vergangenen Jahres die Kunde die Welt, daß es dem ehemaligen Gouverneur von Darfur, dem Oesterreicher Slatin, gelungen sei, aus seiner Gefangenschaft bei den Mahdisten in Omderman zu entkommen, und aufs neue erwachte das Interesse für den Sudan und die traurigen Vorgänge, die vor zehn bis funfzehn Jahren sich dort abgespielt hatten. Allein dieses Interesse scheint nur vorübergehend gewesen zu sein, denn das an sich bedeutungsvolle Ereigniß hat bis jetzt niemand zum energischeren Eingreifen in die Geschicke des inneren östlichen Sudan veranlaßt. Ob der umfangreiche Bericht, den der zum Pascha beförderte Slatin nunmehr in Buchform[1]) herausgegeben hat, ein solches Eingreifen seitens der betheiligten Macht beschleunigen wird, bleibt abzuwarten. Wir glauben, es wird noch viel Wasser bei Omderman nilabwärts fließen, bis dort auf den Trümmern des zerstörten Chartum, wo einst das blutige Haupt des edlen Gordon als Siegestrophäe dem Führer der Derwische dargebracht wurde, sich wieder die Hauptstadt des ägyptischen Sudan im alten Glanze erhebt.

Doch es ist nicht unsre Aufgabe, hier zu untersuchen, wann und wie sich die Geschicke der Zukunft für den Sudan und das Mahdireich erfüllen werden. Wir haben uns hier mit dem Buche Slatins zu beschäftigen, das für die Kenntniß der neuesten Geschichte jener Länder zur Zeit die vornehmste Quelle bildet. Die Anfänge der Mahdibewegung sind uns auch seither in ihrem Verlauf nicht unbekannt geblieben, die Werke von Buchta, Junker, Casati, Stanley und anderen haben uns darüber Aufschluß gegeben, auch Pater Ohrwalder, dem es einige Jahre vor Slatins Flucht zu entkommen gelang, hat seine Erlebnisse veröffentlicht; allein alles das reicht nicht heran an die vorliegende Darstellung Slatins, die zeitlich und inhaltlich die aller seiner Vorgänger überholt. Slatin erlebte nicht nur die Wandlungen alle, sondern er verweilte länger als ein Jahrzehnt an der Stelle und in der unmittelbaren Nähe der Persönlichkeit, welche die Geschicke des neugeschaffenen Reiches lenkt; er hatte Gelegenheit, zu beobachten, und benutzte sie ausgiebig; er kannte alle die Größen, die dort emporkamen, eine Rolle spielten und wieder als blutige Leichen in der Versenkung verschwanden: denn das Reich des Mahdi bedeutet allein Omderman, die Hauptstadt, hier spiegelt sich alles wieder, was an den äußersten Grenzen vorgeht, hier spürt man die Lust oder den Schmerz, wenn fern im Osten oder Westen die weitverzweigten Nervenfasern des ganzen großen Körpers zucken. Slatin gibt eine fortlaufende Schilderung der Ereignisse, der äußeren und inneren Politik, beleuchtet Ursachen und Wirkungen, und durch das Ganze spinnt er den Faden seiner wechselvollen persönlichen Schicksale, deren Gunst oder Ungunst nicht zum wenigsten von den Folgen der politischen Begebenheiten beeinflußt wird.

Slatin, der gerade an der bosnischen Grenze seiner Pflicht als Reserveofficier genügte, wurde von Gordon Pascha im December 1878 als Mitarbeiter nach dem Sudan berufen. Der Pascha kannte den jungen Oesterreicher bereits aus dem Jahre 1874 her, als letzterer eine Reise nach dem Sudan unternommen hatte. Nunmehr wurde Slatin zu-

[1]) Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht. 1879—1895. Von Rudolf Slatin-Pascha, Oberst im ägyptischen Generalstab, früher Gouverneur und Commandant von Darfur. Deutsche Originalausgabe. Mit einem Portrait in Heliogravüre, 19 Abbildungen von Talbot Kelly, einer Karte und einem Plan. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1896 (XII und 596 S.; Preis 9 Mark).

Digitized by Google

nächst mit dem Mudirat von Dara (Südwest-Darfur) betraut. Seine Aufgabe war neben der Verwaltung der Mudirije der Kampf gegen den Sultan Harun, einen Abkömmling der durch die Aegypter vertriebenen alten Königsfamilie von Darfur, der sich in das schwer zugängliche Marrahgebirge zurückgezogen hatte und von hier aus das Land beunruhigte, aber nie zu fassen war. Nachdem Harun in einem Gefecht doch schließlich gefallen, schien für das Land eine bessere Zukunft anzubrechen, wenn Slatin auch fortdauernd mit den im Südosten ansässigen Araberstämmen auf schlechtem Fuße stand. Im Jahre 1881 wurde er nach dem Weggange Messedaglia's Gouverneur von ganz Darfur, doch schon schlugen die ersten schwachen Wellen der Mahdibewegung aus dem fernen Nilthal kommend gegen den Süden seiner Provinz, und der dort wohnende Araberstamm der Risegatt nahm die Emissäre des Mahdi nur zu breitwillig auf. Der fromme Einsiedler Mohammed Achmed ebn Abdullahi hatte vor kurzem seine religiös-politische Laufbahn begonnen. Klein und unscheinbar wie ein leichtes Wölkchen am fernen Horizont war der Mahdismus aufgetaucht: ein obstinater Priester, der sich in den hergebrachten Gang der Dinge nicht schicken will, veranlaßt die Bewegung und gibt ihr Leben und ungeahnte Kraft. Doch schenkt man ihr seitens der Regierung kaum irgend welche Bedeutung. Aber das Wölkchen wird dunkler, größer und zieht mit unheimlicher Schnelle näher. Man weiß nicht, wie und woher es wächst, aber wie durch Zauberschlag ist es plötzlich riesengroß, blutig-schwarz den ganzen Himmel bedeckend, steht es über dem ägyptischen Sudan; nun zucken die ersten Blitze, der Donner rollt und vor dem entfesselten Unwetter gibt's keine Rettung mehr. So zieht ein Gewitter in den Tropen herauf, so wächst und schwillt die Macht des neuen Propheten, des „falschen" Propheten — denn wann wäre je ein Glaubensheld in den Augen der anderen nicht ein „falscher Prophet", ein „Betrüger" gewesen? Es ist die uralte Entwicklung der Dinge in solchen Fällen; schon die Laufbahn Mohammeds, seiner Lehren und seiner Nachfolger selber bietet ja ganz genau dasselbe Bild; es ist im Grunde nichts merkwürdiges, nichts unerhörtes mit dieser Mahdibewegung. — Der aufsässige Priester also will nicht mehr die Autorität seines Vorgesetzten, des ganz auf seiten der Regierung und der officiellen Glaubensformel stehenden Mohammed Scherif anerkennen, er behauptet, beide verträten nicht mehr den reinen Islam. Der fromme Eiferer wird nach Chartum citirt, er soll sich dort verantworten; er geht aber nicht hin — hatte er wohl jemals etwas von Huß gehört? Seine Lehre — wenige äußerliche Abweichungen von den üblichen Gebetsübungen — gewinnt Anhänger unter seinen Landsleuten, den Araberstämmen am Nil. Die Regierung, an deren Spitze damals als Nachfolger Gordons wieder ein Aegypter, Rauf Pascha, steht, ist recht unbeliebt, die willkürlich vertheilten Steuern lasten schwer auf den schwachen Schultern. Diese Unzufriedenheit weiß Mohammed Achmed geschickt zu benutzen, er appellirt zugleich an den Fanatismus und an die Habsucht, und wann hätte ein solcher Appell jemals seinen Zweck verfehlt! Da es ihm jedoch auf seinem Sitz auf der Insel Abba (ca. 200 Kilometer südlich Chartum, im weißen Nil), so nahe der Centralbehörde, nicht mehr recht geheuer ist, geht der unternehmende Mann nach Kordofan, wo das Terrain schon trefflich vorbereitet. Die erste kleine Expedition, die ausgesandt wird, den widerborstigen Derwisch zu fangen, hat keinen Erfolg, Achmed entkommt: ein Zeichen natürlich von oben, daß seine Sache der Gunst Allahs sicher. Die Schaar der Anhänger wächst; es sind vorläufig noch alles schlecht bewaffnete Fanatiker, aber sie gehen rücksichtslos drauf und fürchten das Schnellfeuer der Remingtongewehre nicht. Jetzt erst beginnt man in Chartum die furchtbare Größe der Gefahr zu begreifen, hat aber nicht mehr die Kraft und die Mittel, das Unheil zu beschwören; Schellali Pascha findet seinen Untergang mit 6000 Mann am Berge Gedir in Kordofan — Juni 1882; im Januar 1883 fällt el Obeid, die Hauptstadt der Provinz, den Mahdisten in die Hände und die höheren ägyptischen Officiere der Garnison werden trotz der abgeschlossenen Capitulation bald darauf hingerichtet. Nun ist ganz Kordofan im Besitz des Mahdi, Hunderttausende wallfahren in sein Heerlager zu dem so offenbar gottbegnadeten Propheten. Ein Versuch, die verlorene Provinz wiederzuerobern, mißlingt, General Hicks erliegt mit einer Armee von 10,000 Mann bei Birket (in der Nähe von el Obeid) im November 1883 der furchtbaren Uebermacht. Was Sorglosigkeit, Ueberhebung und Unterschätzung des Gegners im Gefolge haben, lehrt hier aufs neue der Verlauf des ganzen Zuges.

Unterdessen hat Slatin das Gefühl, als stehe er auf verlorenem Posten. Schon vorher ist er äußerlich Mohammedaner geworden, um das sinkende Vertrauen seiner Soldaten zu heben, um sie an seine Person und seine Sache zu fesseln. Er hat neue Kämpfe mit den Arabern im Südosten von Darfur, namentlich den Risegatt unter ihrem tapferen Führer Madibbo zu bestehen, die schon ganz von der Mahdibewegung ergriffen sind; er wird mehrfach verwundet. Auch im Osten des ägyptischen Sudan greift die Insurrection um sich. Da kommt nun noch die Hiobspost vom Untergange Hicks Paschas, auf dessen Zug Slatin seine letzte Hoffnung gesetzt hat. In der Einsicht, daß weiteres Ausharren und Kämpfen vergeblich, zumal Munitionsmangel herrscht und die Soldaten und Officiere zu revoltiren beginnen, capitulirt Slatin unter ehrenvollen Bedingungen am 23. December 1883 in Dara; seine Truppen leisten dem Vertreter des Mahdi den Eid der Treue. Grausamkeiten, die sich die Mahdisten trotz der Capitulation erlauben, veranlassen die Besatzung der Hauptstadt Fascher, sich noch einige Tage zu vertheidigen, doch muß auch sie sich bald ergeben, und die Greuel von Dara wiederholen sich hier. Nun also gehört auch ganz Darfur dem Mahdi; einer seiner Vettern, Mohammed Chalet, bis dahin ägyptischer Officier und Untergebener Slatins, wird Statthalter des Landes. Aber auch im Osten des Nils breitet sich der Mahdismus wie ein Flugfeuer aus, alles Land bis Abessynien und bis zur Küste steht in Flammen. Hier ist der bekannte Osman Digna der Emissär des Mahdi, Baker Pascha wird bei el Teb geschlagen, eine Niederlage Digna's bei Tamai durch General Graham vermag der Sache keine andere Wendung mehr zu geben. Gleichzeitig wird Kassala berannt und später von den Mahdisten erobert, und das Land zwischen dem blauen und weißen Nil, das Gezireh, insurgirt. Chartum ist schon jetzt bedroht. Auch Lupton, der Gouverneur des Bahr el Ghasal, muß sich an Kerim Allah, einen Verwandten des Mahdi, ergeben; Emin Bey wird, wiewohl vergebtich, zur Uebergabe aufgefordert. Im Juni 1884 ist Slatin nach Rahat, der Residenz des Mahdi bei el Obeid, gegangen, wo er zunächst sich frei bewegen darf und eine ehrenvolle Behandlung genießt; auch wird ihm, der ja für einen Mohammedaner gilt, der Treueid abgenommen. Von nun ab bleibt Slatin all die langen Jahre hindurch in der Nähe des jeweiligen Herrschers.

Der letzte Act des großen, blutigen Dramas, der mit der Einnahme von Chartum durch den Mahdi (25. Jan. 1885) und dem Tode Gordons schließt, dürfte noch unvergessen sein. Slatin, der mittlerweile verdächtig geworden ist und 8 Monate hindurch schwere Fesseln tragen muß, erzählt die Belagerung Chartums ausführlich und berichtet auch, daß man ihm das abgeschlagene Haupt Gordons auf Geheiß des Mahdi zum Hohne vorweist. Man erinnert sich, daß Eng-

Digitized by Google

land von nun ab den Sudan sich selber überließ und sich darauf beschränkte, die Linie Assuan-Sauakin zu halten. Im Juni 1885 starb der Mahdi, doch vollzog sich der Herrscherwechsel ohne Schwierigkeit. Nachfolger — Chalifa el Mahdi, d. h. wörtlich „Nachfolger des Mahdi“ — wurde der Taascha-Araber Abdullahi, den der Mahdi schon zu seinen Lebzeiten dazu designirt hatte. Abdullahi's Heimath lag im Süden von Dafur, wo sein Stamm, die Taascha, weite Weidegründe besaß. Abdullahi war, mit seinem Vater auf der Pilgerfahrt nach Mekka begriffen, bei Mohammed Achmed geblieben, als dieser noch als einfacher Derwisch auf der Nilinsel Abba hauste. Er war mehr als des Mahdi rechte Hand, der selber das Gebot gegeben, man solle Abdullahi ehren wie ihn, den Propheten — das Ganze ist einem Doppelkönigthum nicht unähnlich. Die Eroberungszüge wurden auch unter dem Chalifen fortgesetzt, auch die Abessynier angegriffen, doch erreichte das Mahdireich bald seine größte Ausdehnung, und die Kraft der Fanatiker begann schon zu versagen. Niederlagen blieben nicht aus und wurden vom Chalifen bitter empfunden, so namentlich der Verlust Kassala's an die Italiener. Die Mahdisten konnten nun nach dieser Richtung nichts weiter thun, als die Atbaralinie zu halten. Andrerseits wurden Beutezüge nach Süden nilaufwärts unternommen und Emin Paschas Provinz occupirt. Redjaf wurde die südlichste Garnison des Reiches, doch erlitten hier die Feldherren Abdullahi's Niederlagen gegen die Congostaatlichen, die von Südwesten her in das Bahr el Ghasal eingedrungen waren. Die großen Pläne des Mahdi, Mekka zu erobern, waren schon längst fallen gelassen. Im übrigen dauerten die Kämpfe in den Grenzländern fort und verschlangen viele Menschenleben: der Sudan entvölkerte sich in schreckenerregendem Maße.

Slatin verbrachte die letzten zehn Jahre im Gefolge und in der Leibwache — Mulazemie — des Chalifen, bald von dessen Mißtrauen gequält und bedroht, bald von der Sonne seiner Gnade beschienen. Solche Lichtblicke aber wurden von Jahr zu Jahr seltener, und Slatins Lage gestaltete sich um so unerträglicher, als er mit seinen Leidensgefährten Pater Ohrwalder, Karl Neufeld und Lupton[1]) nicht verkehren durfte. Nichtsdestoweniger blieb er mit seinen Angehörigen in der Heimath in heimlicher Verbindung und fand auch unter den Arabern, bei denen der Chalif bald recht mißliebig wurde, manch treuen Freund, der ihn zu gelegener Zeit warnte oder seine Fluchtpläne unterstützte. Niemals aber, selbst nicht in Stunden, wo andere die Verzweiflung gepackt hätte, verließ den Gefangenen seine heitere Lebensauffassung, die wahrlich ein Schatz in solcher Lage! Die Mahnung seines alten Feindes Madibbo, von dem er nach der Uebergabe von Darfur versöhnt geschieden, hatte Slatin Geduld üben heißen, und das philosophische Wort des ehrlichen Arabers: „Wer lang' lebt, sieht viel“, in dem Sinne unsres „Es ist noch nicht aller Tage Abend“, hielt ihn aufrecht, stimmte ihn immer wieder hoffnungsfreudig, so viel Jahre auch ins Land gingen. Immer daher schmiedete Slatin Pläne zur Flucht, zog diesen oder jenen mit den Zuständen Unzufriedenen ins Vertrauen und wußte Boten nach Aegypten zu finden. Wie es Slatin endlich im Februar 1895 nach vielen bitteren Enttäuschungen aus Omderman zu entkommen gelang, dürfte noch allgemein bekannt sein; doch wird man seine eigene Erzählung dieses aufregenden Spiels um Tod und Leben mit Spannung lesen.

[1]) Lupton starb 1888 in der Gefangenschaft; Ohrwalder entkam vor zwei Jahren. Neufeld lebt noch dort; er ist ein deutscher Kaufmann, der 1887 in die Hände des Mahdi gerieth. Neufelds Vater, Sanitätsrath Dr. Neufeld, wohnt in dem kleinen posenschen Weichselstädtchen Fordon, Kreis Bromberg. (D. Red.)

Wir müssen es uns versagen, hier näher auf irgend einen Abschnitt des im besten Sinne interessanten Buches einzugehen oder gar Slatin selber zu Worte kommen zu lassen; den vollen Eindruck von den Erlebnissen und Beobachtungen des Verfassers kann man ohnehin nur aus der Lectüre seines Werkes gewinnen. Slatin erzählt unter Verzicht auf jeden beabsichtigten Effect schlicht und treu; er hat sich in dieser Hinsicht nur darauf beschränkt, einzelnen Episoden dadurch, daß er die handelnden Personen, namentlich auch den Mahdi und den Chalifen, als selber redend einführt, noch besonders dramatisches und lebendiges Colorit zu geben, und mit dieser kleinen Licenz hat der Verfasser Glück gehabt. Im übrigen läßt das Bild, das man hier vom Anwachsen, der Blüthe und dem beginnenden Verfall der mahdistischen Macht erhält, an Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Charakteristik der beiden ersten Herrscher des Reiches ist so packend, wird durch so viel kleine Züge belebt, daß man eine ausgezeichnete Vorstellung von diesen ganz eigenartigen Priesterdespoten erhält. Beide, der Mahdi wie der Chalif, waren in gewisser Beziehung recht praktische Männer, der bedeutendere scheint der Gründer des Reiches gewesen zu sein. Daß der Mahdi es verstand, den Fanatismus und die Habsucht der Sudanstämme zu erregen und seinen Zwecken dienstbar zu machen, berührten wir schon. Allmählich freilich hörte dann der Fanatismus zu wirken auf, und die Horden der Glaubensstreiter, die anfangs ohne Disciplin mit Schwert und Lanze kämpfend in wahnsinniger Wuth blind und unwiderstehlich dem Feind zu Leibe gingen, erlitten später trotz ihrer besseren Schulung und Bewaffnung manche Niederlage gegen die Aegypter, Abessynier und Belgier. Auch die Habsucht wollte nicht mehr wirken, da der Ausdehnung des Reiches Grenzen gesetzt wurden, die sich absolut nicht überschreiten ließen, im Innern aber nichts zu holen war. Die Mittelchen, die der Mahdi angewandt und sein Nachfolger fortsetzte, so die göttlichen Eingebungen und das so charakteristische Verbot, den Koran zu lesen und zu erklären, verfingen nicht mehr; man wußte, daß auch die äußerlich frommen und entsagenden Herrscher in Wohlleben und Ueppigkeit versanken, und wurde recht skeptisch. Die Steuern waren drückender als zur ägyptischen Zeit, die Gefahr, Leben und Besitz jederzeit verlieren zu können, und die Willkür lasteten immer schwerer auf Hoch und Niedrig; Hungersnöthe, die die Leute bis zum Kannibalismus trieben, waren an der Tagesordnung. Man verglich also zwischen früher und jetzt und erwachte aus dem Taumel. Dabei ist es freilich zunächst geblieben, denn Abdullahi, der Chalif, hatte eine ziemlich unbedingt zuverlässige Macht in seinen Stammesgenossen hinter sich. Abdullahi war ja im Gegensatz zum Mahdi ein Fremder im Nilthal, sozusagen ein Ausländer. Die Verehrung, die dort die Nachkommen und Verwandten des Mahdi genossen, schien ihm bedenklich. Er veranlaßte also seinen Stamm, die Taascha, aus dem Süden Darfurs nach Omderman, der Residenz seit dem Falle Chartums, überzusiedeln, um sich auf dieses landfremde Element zu stützen. Er strebte nun dahin, sich nach und nach und unter dem Schein des Rechts der unbequemen Familie des Mahdi zu entledigen. Einer nach dem andern wurde seines Commandos oder seiner Statthalterschaft enthoben, nach Omderman gelockt, und hier ließ er früher oder später unter einer vom Zaun gebrochenen Anklage auf Hochverrath sein Leben. Slatin schildert diese Intriguen, dieses wohldurchdachte System so überzeugend, daß man sich nur wundern kann, daß jene Art von Staatsklugheit nicht schon den Untergang des Herrschers und des Reiches herbeigeführt hat. Möglich, daß der Tod des Chalifen Aussicht auf eine Aenderung in den Verhältnissen des Sudan eröffnet,

daß die Despotie nach dem Falle des Despoten in ihre alten Bestandtheile sich auflöst, und daß dann das ganze, entsetzlich verkommene Land wie eine reife Frucht seinen alten Herren wieder in den Schoß fällt. Vorläufig aber scheint dazu noch wenig Hoffnung vorhanden, noch immer thront der Chalif, auf seine Volksgenossen gestützt, in seiner von Hunderttausenden bevölkerten Hauptstadt Omderman am linken Nilufer, den Ruinen Chartums gegenüber.

Slatin hat sein Buch aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, da ihm seine Aufzeichnungen verloren gegangen und er in der Gefangenschaft solche überhaupt nicht machen durfte. Es wird daher beim Lesen das Fehlen selbst ungefährer Zeitangaben oft recht fühlbar, die vielleicht doch zu reconstruiren gewesen wären, wenn Slatin sich bei der Zusammenstellung seiner Erinnerungen mehr Zeit gelassen hätte. — Die Ausstattung des Buches ist gut und der billige Preis wird ihm den schon ohnehin großen Leserkreis sicher noch erweitern. Die Kartenbeigaben sind zweckentsprechend. Die Uebersichtskarte des Mahdireiches und der angrenzenden Gebiete ist mit Rücksicht auf den vorzugsweise geschichtlichen Charakter des Buches entworfen; dankenswerth ist auch der Plan von Omderman. Von den höchst effectvollen Abbildungen hätten wir den größten Theil ohne Bedauern vermißt. Diese wilden Kampfes- und Blutscenen sind ja recht aufregend vom Künstler wiedergegeben, aber doch nur Phantasiestückchen und einem ernsten Werke nicht angemessen; oder war bei der Hinrichtung der Batahin-Araber, bei der Vernichtung der Hicks'schen Armee und ähnlichen Scenen, die wir dort dargestellt finden, ein Photograph mit einem Momentapparat zur Stelle? Von den 20 Illustrationen können wir nur das Bildniß Siber Paschas, die nach dem Gedächtniß vom Grabmal des Mahdi entworfene Abbildung und das Portrait des Verfassers acceptiren, alles andere war höchst überflüssig. Das Bildniß Slatins ist übrigens noch dadurch interessant, weil es ihn in der alten Derwischkleidung darstellt; ein Vergleich der energischen Gesichtszüge des Mannes auf diesem Bilde mit dem, das Junker im 3. Bande (S. 321) seines Reisewerkes gibt, zeigt, welche Spuren ein Leben voll Kampf und Sorge auf dem Gesicht eines Menschen hinterläßt.

Zum Schluß wollen wir nicht unterlassen, die Lectüre des Buches zu empfehlen. Es ist kein Reisewerk im üblichen Sinn, sondern ein Geschichtswerk; als solches ist es namentlich auch von culturgeschichtlicher und allgemein historischer Bedeutung, da es zeigt, wie eine mächtige, ursprünglich religiöse Bewegung sich politisch umsetzt und zur Staatenbildung führt. Diese Stellen des Buches fordern unwiderstehlich zu Vergleichen mit anderen derartigen Erscheinungen der Geschichte auf und lehren von neuem, wie solche Processe sich im Leben der Völker bis ins kleinste wiederholen.

Der Rangirbahnhof.[1])

tt. Ein gezwungener und mangelhafter Titel, aber ein vortreffliches Buch. Das ist jedenfalls besser, als wenn's umgekehrt wäre. Gezwungen nennen wir den Titel, weil die symbolische Anwendung des Getriebes auf einem Rangirbahnhof in der Weise, wie sie hier geschieht, sich doch nicht von selbst ergibt, sondern erst künstlich reconstruirt werden muß. Und mangelhaft, weil er den Leser zu der unrichtigen Meinung bringt, der Held und Mittelpunkt der Geschichte sei derjenige, auf den das Bild angewandt wird, während dieser Mann in Wirklichkeit nur die zweite Rolle spielt. Anfangs allerdings, da wir dem Besuche beiwohnen, den Friedel Gastelmeier seinen Eltern in Rohrmoos macht, da wir in kurzen, prächtigen Zügen den gesunden, kräftigen Boden kennen lernen, dem er entstammt, die Atmosphäre mit athmen, in der er aufgewachsen ist, da glauben wir, das Buch werde sich vorwiegend mit ihm beschäftigen. Sobald aber Olly in die Erscheinung tritt, nimmt sie unser Interesse gefangen und beherrscht es vollständig in der zweiten Partie des Buches. Friedel Gastelmeier trägt in seinem ganzen Wesen die Spuren seiner bäuerlichen Abstammung. In die schlichte, wohlhabende Gediegenheit des Elternhauses paßt er besser, als in das flotte Münchener Künstlerleben, und an der Seite seiner klaren und kernigen Base und Jugendfreundin Anna hätte er ein fröhlicheres und friedsameres Leben führen können, als dasjenige wurde, das ihm beschieden ward. — Trotz seiner achtundzwanzig Jahre hat er es schon zu einer stattlichen Körperfülle gebracht, er liebt die Bequemlichkeit und ist Feind jedweder Unruhe und Aufregung. Auch in seiner Kunst ist etwas Robustes. Er ist braver Landschafter und seine Skizzen sind ganz hübsch, verkaufen sich auch, aber es fehlt das Geniale. Auf der Schlittenfahrt, die ihn von dem Besuche bei den Eltern zur Bahn bringt, begleitet ihn Anna und ihr erzählt er von seinem Künstler- und Gasthausleben in München, auch von seiner in der Nähe des Rangirbahnhofes gelegenen Wohnung. „Ein solcher Bahnhof in der Nacht ist die Hölle! Stockdunkel — und aus der Dunkelheit Töne und ein Würgen und Arbeiten, ein Rasseln und Wüthen, Schreien und Pfeifen. Und in einem fort — in einem fort. Nie fängt's an und nie hört's auf." Wie er so Anna die nächtliche Unruhe schildert, da dringt sie in ihn, er solle doch seine Wohnung ändern, ein Gedanke, den auszuführen er bisher nur zu schwerfällig gewesen, was er aber nun ernstlich in Angriff nimmt. In München angekommen, beschäftigt er sich gleich mit der Wohnungssuche und kommt dabei in ein Haus, dessen anwesende Insassen ihm die Zustände in der Nähe seines Rangirbahnhofes lebhaft in Erinnerung bringen; es sind Menschen, die ihm wie ein geistiger Rangirbahnhof erscheinen. Es wird ihm ganz wirbelig und schon ist er gesonnen, sein Heil anderwärts zu suchen. Da trifft er mit Olly, der Tochter der wunderlichen Vermietherin, zusammen und nun ist's um ihn geschehen. In wenigen Zügen ist sie lebendig und reizvoll geschildert.

„Blüthenjung — zierlich — fast schmächtig — ein feines blasses Gesicht, dunkles, lockiges Haar, das nachlässig in einen Knoten geschlungen war, und dunkle, heiße, lebhafte Augen, sie erinnerten ihn ein wenig an die der Mutter. Ihre Gesichtsform fiel ihm besonders auf. Breite Stirn und dazu ein zierliches ausgeprägtes Kinn — so daß die Contouren sich von der Stirn gegen das Kinn hin schnell rundeten. — Ein Goethe'scher Vers fiel ihm ein: „voll Locken kraus ein Haupt so rund". Sein Vater hatte ihm für das Weib den Rath mitgegeben: „ein Kuß, der nach Erdbeeren schmeckt, nach Erdgeruch und Sonne und frischer Luft — das ist, was der Alte von Liebessachen versteht" Bei Olly aber wirkte das rein Geistige bezaubernd auf ihn ein und nach dem Gesetz der Gegensätze fühlte er, die einfache, etwas spießbürgerlich-nüchterne Natur, sich von dem Complicirten, Aetherischen, Himmelanstrebenden ihres Wesens angezogen. „Die Jugend liebte er auch hier; aber dieser junge, schöne Körper schien ihm die leichte Hülle von etwas ihm Unbekannten zu sein, das hier für ihn zum ersten male das Körperliche durchleuchtete." So bleibt er in der neuen Wohnung hängen und bald wird Olly sein Weib. Auch sie ist Künstlerin, aber ganz anders als Friedel geht sie in ihrer Kunst auf und sieht das Leben nur vom Gesichtspunkte künstlerischer Verwerthbarkeit an. „Wie soll man Künstler sein, wenn man das Leben nicht kennt?" fragt sie einmal und ein andermal sagt sie: „Wir anständigen Frauen bekommen das Leben so süß vorgemalt — so süß

[1]) Roman von Helene Böhlau. Berlin, F. Fontane u. Co., 1896.

und harmlos. Es ist alles so wunderbar in Ordnung, es sind alles solche wundervolle Mustermänner, so vortreffliche Verlobte und Ehemänner, sanft wie die Lämmer. Wir bekommen die Leute nur immer zu sehen, wie der Director seine Schüler beim Examen. Meinetwegen — aber in der Kunst will ich nicht süß werden. Ich will nicht, Wahrheit will ich. —" Ganz dem Idealen hingegeben, lebt sie wie in den Wolken und ist für die Forderungen des täglichen Lebens unbrauchbar. Sie ist die duftige Zierpflanze, die für den Küchenbedarf nicht taugt, die zarte, schimmernde Libelle, die beim Flattern berückend wirkt, aber Glanz und Farbe verliert, wenn man sie mit rauher Hand anfaßt. Friedel ist nicht der Mann, zu dem ein Weib wie Olly schwärmend aufblicken kann, aber sie wird von seinem treuen Werben gerührt und sie nimmt seine Hand an, weil sie fühlt, daß sie unter seinem Schutz sicher geborgen sein wird. Der Pflichten aber, die sie dabei eingeht, wird sie sich nicht bewußt, und erst spät, zu spät erkennt sie, daß in der Ehe mit ihr sein Lebensglück verloren ging, verloren gehen mußte. Es entwickelt sich nun die Tragik des unerquicklichen Heims, es entstehen die kleinen Leiden, wie sie in den Familien vorkommen, wo die Frau nur dem Idealen hingegeben ist und kein Verständniß für die Erfordernisse einer behaglichen Häuslichkeit hat. Mit tiefer Kenntniß der Frauenseele ist dann an kleinen Zügen geschildert, wie ungemüthlich, wie rangirbahnhofartig es in Gastelmeiers Hause zugeht, wie sie beispielsweise eines Tages dem Karpfen die Freiheit wieder gibt, den sie eingekauft hatte, weil es ihr wider die Natur geht, ihn tödten zu lassen. Auch für den höchsten Beruf des Weibes ist sie nicht geschaffen und recht charakteristisch ist das befreite Aufathmen, das sich ihrer Brust entringt, da sie erfährt, daß ihre Mutterhoffnungen vernichtet sind. Sie ist schon schwer krank, für den kundigen Blick des Arztes hoffnungslos, da wird ihr die reinste und höchste Freude zu Theil, die Anerkennung eines ächten Künstlers und großen Kunstkenners, der ihren Bildern warmes und rückhaltloses Lob spendet. Köppert, eine tüchtige und in sich abgerundete Natur, erkennt in ihr die große tapfere Seele, und es entwickelt sich zwischen ihnen beiden ein gegenseitiges Verstehen, eine herzliche Neigung, wie wir sie reiner, idealer und ergreifender noch nirgends zwischen Mann und Weib geschildert fanden. Die Scenen, die ihrem Tode vorausgehen, sind von erschütternder Kraft und großer Feinheit. Gastelmeier ist am Ende des Buches wieder daheim und wir verlassen ihn mit dem Ausblick auf ein ihm vielleicht doch noch werdendes Glück an der Seite der braven Base.

Wenn wir uns in Gemüth und Seele Gastelmeiers versetzen, dann verstehen wir, warum er mit dem Schicksal grollen muß, das ihm, gerade ihm, der so ganz für das behagliche einfache Genußleben geschaffen wäre, ein solches Eheteben bieten mußte; denken wir uns aber in die Seele Olly's, so verstehen wir, daß sie dem Gatten nicht mehr und nichts anderes sein konnte, als sie geworden ist. Der Rosenstrauch kann eben keine Früchte tragen.

Die einzelnen Figuren des Buches treten uns so plastisch entgegen, als ob sie uns schon seit lange bekannt wären, auch der wunderliche Emil, Olly's fauler Bruder, ihre Mutter, der forsche Maler Köppert, selbst dessen Mutter, die nur ganz flüchtig durch das Buch huscht, steht deutlich vor uns, wie sie den vergrämten Sohn neugierig fragt, wie es denn eigentlich bei so einer Leichenverbrennung zugehe. Wirksam ist das Bild vom Karpfenschlage in seiner Anwendung auf das Menschenschicksal, das Köppert einmal gebraucht, sehr charakteristisch und von seinem Künstlerblick zeugend ist auch die Aeußerung Köpperts zu Olly, wie er ihr ein Fledermäuschen bringt, das so ganz anders aussieht, als man die Thierchen gewöhnlich dargestellt sieht. „Wir, wir Neuen, wie soll ich sagen, wir kennen das Fledermäuschen! Zum Beispiel: Sie und ich etwa — wir durchgeglühten Seelen. Wir malen's, wollen's wenigstens malen, bis in die feinsten Geheimnisse, wie es pulsirt. Es sieht nicht aus wie eine Fledermaus, sagen die anderen, die eine Fledermaus höchstens aus Bilderbüchern kennen, eher wie ein zusammengeklappter Regenschirm. — Affectirt. — Wo sieht's so aus? Niemals. — Jawohl, kennt Ihr's denn? — Wer wird eine Fledermaus nicht kennen? sagen sie. Punktum. — Ich aber sage: die Fledermaus ist ihnen ganz Geheimniß. Gerad' wie der Mensch auch. Sagen Sie selbst, wann sieht je einer so niederträchtig snperklug da, wie die Leute ihn gemalt haben wollen und wie sie ihn gemalt bekommen? Immer geheimnißvoll — Lichter, Schatten, Fleisch, Fett, alles unbestimmt ineinander zitternd — dort wieder wie in Fels gehauen, hier wie im Nebel, jetzt strahlend, jetzt verschwommen — auf- und niederwogend. Grau. Blendend. In allen Farben. Eine wilde Jagd. Jetzt schauen wir ganz ruhig und warten's ab, und — hatt still — haben's — aber in einem Moment, der so intim ist, so erhascht, so überrumpelt ist, daß die anderen ihn überhaupt nie gesehen haben, so wenig, wie sie das Fledermäuschen je sahen, darum sag' ich: Wir erfassen das Fledermäuschen, wir lehren euch die wunderliche Erde wie neu kennen, an der ihr vorbeilauft und davon redet, als kenntet ihr sie."

Zu den politischen Testamenten Friedrichs des Großen.

a/D. Das neueste Heft der von H. v. Sybel begründeten „Historischen Zeitschrift", die jetzt von Heinrich v. Treitschke und Friedrich Meinecke herausgegeben wird, schließt mit folgender „Erklärung" der Redaction:

„Die „Historische Zeitschrift" vermeidet es sonst, sich mit der Verwaltung unserer wissenschaftlichen Institute kritisirend zu beschäftigen. Jetzt liegt ein Fall vor, wo wir im Namen der deutschen Geschichtswissenschaft entschieden und freimüthig das Wort ergreifen dürfen. Es handelt sich um das im kgl. preußischen Hausarchive beruhende Politische Testament Friedrichs des Großen von 1752. Nach Aussage derer, die es einsehen durften, ist es vielleicht die großartigste Kundgebung des fridericianischen Geistes. Aber man hält es aus Besorgniß, daß es politischen Anstoß erregen würde, zurück, hat bisher nur die Veröffentlichung einzelner Stellen und Sätze gestattet und scheint damit in allerjüngster Zeit noch ängstlicher geworden zu sein. Es hat sich bekanntlich neuerdings ein Streit über die Genesis des Siebenjährigen Krieges bei uns erhoben, dessen Entscheidung grundlegend für die ganze historische Beurtheilung des Königs ist. Eben für diese Frage enthält das politische Testament von 1752 die kostbarsten Aufschlüsse. Aber mit einzelnen Sätzen daraus ist der Forschung wenig gedient, es muß in seinem ganzen Zusammenhange verstanden werden, damit man das eigentliche Centrum der Gedanken Friedrichs erkennt und jeder einzelnen seiner Tendenzen den richtigen Platz darin anweist. Ist es nicht eine der höchsten Aufgaben der deutschen Historie, die hier zu lösen ist? Der preußische Staat ehrt doch sonst das Andenken seines großen Königs, aber die ihn jetzt leitenden Männer nützen diesem gewiß nicht, wenn sie durch fernere Verheimlichung eines der wichtigsten Denkmäler seiner Regierung den Anschein erregen, als ob ganz üble Dinge darin stünden.

„Aber in Wahrheit soll das Testament nach dem Zeugniß urtheilsfähiger und patriotischer Männer, die es neuerdings gelesen, gar nicht einmal so gefährlichen Inhalts sein, und das, was vor 50 Jahren Bedenken erregen konnte, wird heute ruhig und objectiv beurtheilt werden. Die Nachkommen der einstigen deutschen Gegner des Königs sind jetzt wohrlich so fest verwachsen mit dem Gedanken der deutschen Einheit unter Preußen, daß ihre Auffassung der vergangenen Kämpfe nur noch eine rein historische ist.

„So fasse man sich doch ein Herz und gebe endlich der deutschen Geschichtsforschung den lange vorenthaltenen Schutz."

Heinrich v. Treitschke bekleidet das Amt eines Historiographen des preußischen Staates; hienach und bei der weltbekannten

Strenge seiner Staatsgesinnung muß man annehmen, daß er alle Wege, die einem Beamten zur Einwirkung auf seine Oberen offenstehen, besonders also den der dringenden Vorstellung durch eine directe Eingabe, bereits vergeblich beschritten hat, bevor er sich dazu entschloß, als wissenschaftlicher Redacteur eine öffentlich klagende Aufforderung solcher Art an „die jetzt leitenden Männer" in Preußen zu richten. Bei dem Aufsehen, das dieser Vorgang erregt, werden einige Mittheilungen aus der früheren Geschichte der politischen Testamente König Friedrichs unseren Lesern willkommen sein.

Kurz nach seiner Thronbesteigung betraute Friedrich Wilhelm IV. die Berliner Akademie der Wissenschaften mit der vollständigen und authentischen Herausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand, deren Besorgung dem Biographen des großen Königs, J. D. E. Preuß, überlassen ward. Ueber die Ausdehnung des Begriffs der „Werke" mochte man allerlei Zweifel hegen. Neben den eigentlich schriftstellerischen Erzeugnissen historischen und militärischen, poetischen und philosophischen Inhalts wurden auch die Briefe von persönlichem Charakter aufgenommen; die politische Correspondenz blieb damals ausgeschlossen, ebenso die officiellen Schriftstücke überhaupt, nicht ohne daß man übrigens, so namentlich durch Beifügung militärischer Instructionen, bisweilen von dieser Richtschnur abgewichen wäre. Und so kamen denn auch die sogen. politischen Testamente von 1752 und 1768, von denen das letztere eine zeitgemäß umgearbeitete neue Ausgabe des ersteren darstellt, gleich anfangs wenigstens in Frage. Am 4. December 1841 richteten die Minister Fürst zu Wittgenstein, Graf v. Maltzan und Graf zu Stolberg in Bezug darauf nachstehende Eingabe an König Friedrich Wilhelm IV.:

„Der Staats-Minister Eichhorn hat bei uns in Antrag gebracht, dem Professor Preuß, welcher von der Akademie der Wissenschaft mit Vergleichung der Handschriften König Friedrichs II. Majestät, behufs der Herausgabe der Werke beauftragt ist, die Testamente politiques des Höchstgedachten Königs vorlegen zu lassen.

„Es befindrn sich nun im Geheimen-Cabinets-Archive zwei solcher politischen Testamente. Das eine, vom Jahre 1752, war bei dem Herzoge von Braunschweig deponirt, kam im Jahre 1780 zurück, und liegt noch versiegelt da. Wir halten uns nicht für ermächtigt, dasselbe zu öffnen, und überreichen es daher Ewr. Königl. Majestät zu allerhöchsteigenhändiger Erbrechung und weiterer allergnädigster Bestimmung. Das andere, datirt Sans-souci, den 7. November 1768, liegt offen im Archive, und ist durchweg von der eigenen Hand Höchstgedachter Königl. Majestät geschrieben. Wir überreichen dasselbe beikommend ehrfurchtsvollst. Es wird darin, nach einer Einleitung, zuerst von der Justiz, dann von den Finanzen des Staats, den Domänen und Regalien und den einzelnen Abgaben, alsdann vom Staatsschatz ꝛc. gesprochen, wobei sich eine Uebersicht von demselben und den Staats-Einkünften findet, und woran sich allerhand Betrachtungen knüpfen. Ein zweiter Abschnitt handelt von dem Militair-Wesen im Krieg und Frieden, insbesondere vom Militair-Oekonomie-Wesen, und am Schlusse befinden sich Bemerkungen über die Fundamental-Prinzipien des Krieges und Empfehlungen einzelner brauchbarer Officiere. Ein dritter Abschnitt behandelt die Politik des Staats, und zwar zunächst die innere Politik in besonderen Abschnitten: vom Luxus ꝛc. ꝛc., von der Religion, mit Aeußerungen über das Christenthum und über die Behandlung der Katholiken und Lutheraner. Hierauf wird zur äußern Politik übergegangen und zunächst die Lage der einzelnen Provinzen und die Gefahren besprochen, denen sie in Bezug auf die benachbarten Staaten ausgesetzt sind. Dann folgen Betrachtungen über das Staats-Interesse und die mit anderen Mächten abzuschließenden Allianzen, wobei alle einzeln durchgegangen werden. Dann äußert sich des Königs Friedrich II. Majestät über das Preußische System und die zu befolgende Politik, über die Ansprüche an etliche Nachbar-Lande, z. B. Anhalt, Mecklenburg ꝛc., über die zu benutzenden Diplomaten; — endlich werden in einem interessanten Abschnitte, Rêves et projets chimériques überschrieben, allerhand Entwürfe zur Vergrößerung des Preußischen Staats aufgestellt. Den Beschluß machen einige Worte über die Erziehung der Fürsten auch in religiöser Beziehung und über die Bevormundung derselben.

„Soviel ist gewiß, daß das Ganze nur zur Benutzung der Allerhöchsten Nachfolger in der Regierung bestimmt war; es gehört daher nicht zu den literarischen Erzeugnissen König Friedrichs II. Majestät, deren Manuscripte den Deputirten der Akademie vorzulegen wir autorisirt worden sind.

„Wir glauben auch die Entscheidung darüber, ob dies Testament politique, oder das andere noch verschlossene, dem Professor Preuß oder einem andern Mitgliede der Akademie vorgelegt und mitgetheilt werden könne, Ewr. Königl. Majestät lediglich allerunterthänigst unterwerfen zu müssen. Nur das müssen wir pflichtmäßig bemerken, daß, wenn auch die Angaben über die Einnahmen und die Kräfte des Staats zu jener Zeit jetzt kein Geheimniß mehr ausmachen können, doch die Verbreitung und Veröffentlichung der Betrachtungen über die äußere Politik uns immer noch in mehrfacher Rücksicht bedenklich erscheint. Die Angaben über die Gefahr, welche dem Preußischen Staate Seitens einiger Nachbarländer, z. B. Rußlands, zuwachsen konnte, die Entwürfe zur Vergrößerung Preußens nach einigen Seiten hin, können im Publicum Aufsehen erregen, und zumal bei einer gewissermaßen officiellen Publication die Aufmerksamkeit fremder Staaten auf sich ziehen. Wenn auch in anderen schriftstellerischen Werken des verewigten Königs manche verwandte Aeußerungen vorkommen, so gewinnt es doch eine andere Gestalt, wenn eine nur zum Gebrauch der Nachfolger in der Regierung bestimmt gewesene Staatsschrift aus dem Archive publicirt wird; man wird darin die Offenbarung der verborgen gehaltenen Haus-Politik des Königlichen Hauses, eine Enthüllung der letzten Tendenz des Königlichen Urhebers erblicken, und es möchte nicht fehlen, daß hieraus allerhand Consequenzen gezogen werden.

„Wir haben nicht umhin gekonnt, diese Bedenken gegen eine Verbreitung der politischen Testamente zu berühren, stellen jedoch die allergnädigste Entschließung über den Antrag des Staats-Ministers Eichhorn ehrfurchtsvollst anheim."

König Friedrich Wilhelm IV. eröffnete das Testament von 1752 und nahm Einsicht von beiden; er neigte sich dem Wunsche zu, ihren Inhalt wenigstens theilweise veröffentlicht zu sehen. Immerhin verlangte er darüber noch weiteren sachverständigen Rath und erließ deßhalb unterm 25. April 1842 folgende Cabinetsordre an die Staatsminister Eichhorn, v. Savigny und Freiherrn v. Bülow:

„Bei den Zweifeln, welche darüber entstanden sind, ob die im Geheimen Archiv befindlichen beiden Testaments politiques des Königs Friedrich's II Majestät sich zur Aufnahme in die beabsichtigte Gesammt-Ausgabe der Werke desselben eignen dürften, beauftrage Ich Sie, unter abschriftlicher Mittheilung des darüber von den Staats-Ministern, Fürsten von Wittgenstein und Grafen von Maltzan, und dem Wirklichen Geheimen Rath, Grafen zu Stolberg an Mich erstatteten Berichts vom 4. Dezember v. Js. von diesen Testaments politiques selbst Kenntniß zu nehmen, sie auch unter gehöriger Verpflichtung zur Verschwiegenheit den beiden Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften: dem Wirklichen Geheimen Rath, Freiherrn von Humboldt, und dem Professor Ranke mitzutheilen, und Mir dann Ihren gemeinsamen gutachtlichen Bericht dahin zu erstatten, ob Sie es auch nothwendig oder angemessen finden, die beiden Testaments ganz von der Ausgabe der Werke des Königs auszuschließen, oder ob es zulässig erscheint, sie nur unter Weglassung der, vielleicht noch jetzt eine Zurückhaltung aus politischen Gründen fordernden Stellen mit aufzunehmen. Dem Fürsten zu Wittgenstein und dem Grafen zu Stolberg habe Ich von diesem Ihnen ertheilten Auftrage Kenntniß gegeben."

„Bei dem ansehnlichen Umfang der die beiden Testaments politiques enthaltenden enggeschriebenen Manuscripte" vermochten die drei Minister neben ihren „übrigen beingenderen Amtsgeschäften" erst nach anderthalb Jahren mit der Lectüre und dem allseitigen Meinungsaustausch über die vom Könige gestellte Frage zustande zu kommen. Es waren sämmtlich Männer von Geist, neben Eichhorn und Savigny jener Heinrich v. Bülow, Wilhelm v. Humboldts Schwiegersohn, dem man übertriebene Aengstlichkeit nicht nachsagen kann. Trotzdem gingen ihre Ansichten einstimmig dahin, daß sie „die fragliche Ausschließung der gedachten beiden Documente von aller Veröffentlichung nicht nur angemessen, sondern selbst nothwendig fänden." Unter Hinweis hierauf sandten sie am 14. November 1843 je eins der Testamente zur Prüfung und zu späterem Austausch an Alexander v. Humboldt und Leopold Ranke. Humboldt, an sich weniger Fachmann, hielt zu große Stücke auf das

Digitized by Google

Urtheil seines Neffen Bülow, um sich anders als dieser auszusprechen. Ranke's Gutachten liegt seit 1890, im letzten Bande seiner sämmtlichen Werke mit zwei kleinen Auslassungen gedruckt, dem Publicum vor und muß, in seiner besten Zeit verfaßt, durch die Schärfe und Tiefe, mit der er darin König Friedrich und das 18. Jahrhundert charakterisirt, Bewunderung erregen. Sorgfältig erwägt er das Für und Wider. Bei der Einheit des Gedankens in Friedrichs Politik dürfe von lückenhafter Publication keine Rede sein; ganz oder gar nicht, sei allein die Frage. „Gewiß wäre die öffentliche Mittheilung eine wesentliche Bereicherung der historischen und politischen Literatur. Wäre man gewohnt, historische Erscheinungen als solche zu betrachten, die Vergangenheit anzusehen, wie sie war und nicht anders sein konnte in ihren Vorzügen und Mängeln, so würde nichts zu erinnern sein." Allein auf dieser Höhe der Auffassung erscheint dem großen Historiker die Zeitgenossenschaft von 1843 noch beiweitem nicht. Er befürchtet Mißdeutung im Publicum und Anstoß auch bei den auswärtigen Mächten: „weniger bei Frankreich, von welchem eigentlich nur dasselbe vorkommt, was die Franzosen jetzt selbst sagen, als bei Oesterreich und besonders Rußland — ich gedenke nur einer Stelle gegen den Schluß des Testaments von 1752 über die Möglichkeit einer Thronrevolution in diesem Reich, einer Theilung desselben und darüber, was dabei für Preußen wünschenswürdig sei." Wieder anderes würde bei den nächsten deutschen Nachbarn, „Sachsen, Mecklenburg, den Hansestädten" einen schwer zu verwindenden Eindruck hervorbringen. Als den Hauptgrund aber gegen jede Veröffentlichung der Testamente bezeichnet Ranke die Natur und Absicht dieser Schriftstücke selbst: sie seien „als Briefe zu betrachten, an die folgenden Könige von Preußen gerichtet und ausschließend für diese bestimmt; ich weiß nicht, ob es dem Sinne des königlichen Verfassers entsprechen würde, wenn man die ganze Welt in sein Vertrauen zöge."

Ein halbes Jahrhundert ist seitdem dahingegangen: die Archive, die damals noch fast allgemein verschlossen waren, sind heut fast allgemein der Forschung geöffnet; die Staaten, bis nach Rußland hinein, wetteifern in rücksichtsloser Publication politischer Actenstücke, die man sich endlich gewöhnt hat mit historisch kaltem Blute zu lesen und zu beurtheilen. Die alten Streitfragen zwischen Völkern und Staaten sind erledigt oder doch, verglichen mit den Tendenzen des 18. Jahrhunderts, durchaus verwandelt. Von allen Gründen, die man 1843 einer Herausgabe der Testamente entgegenhielt, konnte heut nur noch jener letzte Hinweis Ranke's auf ihre innere Bestimmung ins Gewicht fallen. Ihn geltend zu machen, hat man sich indeß durch die bisher beobachtete Praxis der Möglichkeit selber beraubt.

Sind die Testamente reine Familienpapiere, nun wohl: so mußte man sie nach jener einmaligen, amtlich verschwiegenen Prüfung überhaupt geheim halten; allein das Gegentheil geschah. Ranke, Trendelenburg, Tayßen, Droysen, Koser haben sie zu reichlichen Mittheilungen benützt; Duncker, Sybel, Schmoller und wer weiß wie viel andere Gelehrte Kenntniß davon genommen. Endlich erhielt Max Lehmann, als er damit umging, seine irrige Hypothese, daß Friedrich den siebenjährigen Krieg aus Eroberungssucht begonnen habe, zu beweisen, vom Hausministerium, das die Testamente behütet, die Erlaubniß, selbst die phantastischen Rêveries politiques von 1752 abzuschreiben. Aber das Auswärtige Amt mischte sich ein und schnitt ihm drei Viertel von der Abschrift heraus. Er verwerthete sodann das Gelesene aus dem Gedächtniß und erregte gerade dadurch unwillkürlich bei manchem Leser den Glauben an gräßliche Geheimnisse länderfresserischer Art. Damals, im Herbst 1894, als Lehmanns bittere Schrift gegen Friedrichs Andenken erschien, hätte man sich von Staatswegen beeilen müssen, den ganzen Text der Testamente in seiner rein geschichtlichen Harmlosigkeit authentisch ans Licht zu bringen, und es hat den hohen Berliner Behörden wahrlich nicht an dringendem Rath zu diesem Ende gefehlt. Statt dessen ereignete sich folgendes beinah Unglaubliche. 1895 machte sich Albert Naudé daran, die Ausführungen Lehmanns in einer Gegenschrift eingehend zu widerlegen, deren Anfang sorben in den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte" erschienen ist. „Eine Hauptgrundlage meiner Schrift", sagt er, „sollten die von mir aus dem politischen Testament Friedrichs v. Gr. (von 1752) entnommenen Excerpte bilden. Sie mußten dem Auswärtigen Amt eingereicht werden. Seitdem sind 6 Monate vergangen. Noch heute warte ich, trotz der Befürwortung durch wissenschaftlich hochangesehene Persönlichkeiten, vergebens auf eine Antwort."

Mit geringerem Geschick läßt sich eine wichtige Sache schwerlich handhaben. Jetzt aber steht zu hoffen, daß das Mahnwort eines Treitschke ungehemmt bis an die Stelle im preußischen Staat emporbringe, von der die Welt gewohnt ist kräftige Entschlüsse ausgehen zu sehen. Die berufenen Organe der Publication sind vorhanden. Gustav Schmoller, Treitschke's Amtsgenoß als „Historiograph von Brandenburg", hat soeben in seiner Königsrede vom 27. Januar verkündet (s. Beil. Nr. 29), daß ihn Kaiser Wilhelm II. ermächtigt habe, das politische Testament Friedrich Wilhelms I. von 1722 herauszugeben. Was liegt näher, als daran möglichst bald im Rahmen der Acta Borussica der Akademie die Ausgabe der Testamente Friedrichs d. Gr. anzureihen? Von Schmoller darf man ja zudem die kundigste Erläuterung der bedeutendsten, die innere Regierung betreffenden Abschnitte jener Documente erwarten. Inzwischen aber gebe man die Capitel über die äußere Politik mit Einschluß aller „Träumereien" Friedrichs wenigstens zur ehrenvollen Entscheidung des Streites über den Ursprung des siebenjährigen Krieges den Forschern ohne jede Schranke zur Benutzung frei!

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Jena.** „Mit der Frequenz der theologischen Facultät in Jena," schreibt die „Prot.-Ver.-Corresp.", „geht es in den letzten Jahren in rapider Weise bergab. Sie zählte im Wintersemester vor zehn Jahren noch 132 Studenten, während es im letzten Wintersemester nur noch 54 sind. Die Schuld dieses Rückgangs trifft zweifellos die thüringischen Regierungen, welche die Besetzung der theologischen Lehrstühle in der Hand haben. Jena war bis vor einem Jahrzehnt die Hochburg des theologischen Liberalismus; Männer wie Rückert, Hilgenfeld, Hase, Lipsius und Pfleiderer lehrten dort im freien evangelischen Geist. Sie starben oder wurden an andere Hochschulen berufen, nur Hilgenfeld und Nippold suchen der Hochschule den früheren Ruhm zu wahren. Allein die Regierungen lassen die ganze bewährte Tradition fallen. Sie besetzen die theologischen Lehrstühle nach und nach mit Männern, welche dem freisinnigen Protestantismus nicht zugethan sind, wenn sie auch nicht zur Orthodoxie gehören. Deßhalb bleiben die jungen Theologen von Jena weg, welche früher dasselbe eben wegen seines ausgeprägten theologischen Liberalismus aufsuchten. Eine orthodoxe oder „Ritschl'sche" Facultät in der Saalestadt vermag aber keine bedeutende Zugkraft auf die theologische Jugend auszuüben. Wer sich dem Studium dieser Theologie widmen will, zieht eine größere Hochschule vor, deren Facultäten besser besetzt sind."

* **Jena.** Der Vorstand der hiesigen Universitätsbibliothek, Dr. Mülter, wurde zum Director ernannt, der Secretär Fischke und der durch seine literarische Thätigkeit bekannte Custos Dr. Steinhausen zu Bibliothekaren.

* **Berlin.** Die Akademie der Wissenschaften hat außer dem Erlanger Prof. Dr. Max Noether auch den Prof. Dr. Heinrich Webee in Straßburg zum correspondirenden Mitglied ihrer physikalisch-mathematischen Classe gewählt. Beide sind ordentliche Professoren der Mathematik und zählen zu den namhaftesten Vertretern ihres Faches. — An der Universität ist Dr. O. Hecker als Lector der italienischen Sprache angestellt, Dr. Kurt Beeyfig, Privatdocent der neueren Geschichte, zum Extra-Ordinarius befördert worden. — Der diesjährige Chirurgencongreß wird am 21. Mai (Pfingstdienstag) unter Prof. v. Bergmanns Leitung seinen Anfang nehmen. Es ist die 25. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie; sie soll daher durch eine Festsitzung im Langenbeck-Hause eingeleitet werden.

⊕ **Wien,** 23. Febr. Beim letzten Jubelfeste der Berliner Akademie der schönen Künste hörten wir den greisen Kaiser Wilhelm I. sagen, daß man in Preußen bei fast allen großen und dauerhaften Schöpfungen auf den Namen Friedrichs des Großen stoße: so ist nach Maria Theresia's Gedächtniß lebendig in den besten Einrichtungen, die aus dem alten Oesterreich in das neue herüber reichen. Und die Anstalt, die den Namen der großen Habsburgerin trägt, das Theresianum, darf sich zu denjenigen zählen, die, in ihrem Geiste fortgeführt und entwickelt, heute noch eine Zier und ein Segen für das ganze Reich sind. Die Culturstätte, an

der Söhne aller Stämme des vielsprachigen Kaiseestaates ihre Ausbildung für das Leben und den Dienst des Vaterlandes erhalten, sie ist nicht mehr das ursprünglich von den Jesuiten geplante Seminarium Nobilium, nach bloß eine Ritterakademie für den studirenden Adel, sie ist im Sinne der neuen Zeit auch Nichtadeligen zugänglich geworden; daß sie aber dem Geiste der Stifterin treu geblieben, dies zeigte das heute in würdigster Weise gefeierte hundertundfünfzigjährige Jubelfest, dessen Mittelpunkt Festreden und Vorträge von Zöglingen in den verschiedenen Sprachen Oesterreich-Ungarns bildeten. Eine Art idealer österreichischer Mikrokosmus tritt uns hier entgegen, wo die Gemeinsamkeit humanistischen Strebens in voller Freiheit fast leichter die Verschmelzung nationaler Unterschiede vollbringt, als dies den militärischen Akademien des Reichs durch strenge Disciplin gelingt. Die Jesuiten waren zuerst bei der Hand gewesen, die von Maria Theresia geplante Erziehungsanstalt für die Söhne des erbländischen Adels, und zwar mit dem Sitz in dem alten Lustschlosse Karls VI., der kaiserliches Favorita auf der Wieden, wo der Kaiser auch gestorben, zu leiten. Am 24. Februar 1746 wurde ihnen die Favorita mit den dazu gehörigen Gründen und Gebäuden für einen Kaufschilling von 30,000 Gulden rheinisch übergeben. Ihr Lehrplan umfaßte auf der ersten Stufe die Grammatikal- und Humanitätsclassen und die Philosophie, auf der zweiten die Rechtsstudien mit einer Fachausbildung für die diplomatische Laufbahn, wozu noch die ritterlichen Uebungen im Fechten, Reiten u. s. w. kamen. Neben jährlichen Unterstützungen und allerlei anderen Widmungen stellte die Kaiserin der Akademie nach die Einkünfte der drei reichen Propsteien Battaszek, Eggenburg und Zwettel für immer zur Verfügung. Aber die bald zu Tage tretende Vernachlässigung der Rechtsstudien und der ritterlichen Uebungen führte 1754 zu einer vollständigen Trennung zwischen einem Collegium für die Jesuiten, dem die bisherigen Stiftungen verblieben, und einer Ritterakademie für den Unterricht der älteren Zöglinge in den Rechts- und politischen Wissenschaften. (Der berühmte Van Swieten, dessen beide Söhne selbst Theresianisten waren, hatte der Kaiserin schon 1753 vorgestellt: „Die Gesellschaft Jesu versprach alles und machte im Beginne dergleichen, als wenn sie das Zugesagte erfüllen wollte, aber die Absicht der Gesellschaft geht nicht dahin, die Jugend gelehrt zu machen.“). Aber im siebenjährigen Kriege blieben die jungen Adeligen von der Ritterakademie weg und die Jesuiten hätten gern als lachende Erben das Ganze auf den ursprünglichen Zustand zurückgeführt; da wurde (1773) ihr Orden aufgehoben und das Collegium in eine k. k. Akademie verwandelt und unter die Oberaufsicht des Obersthofmarschalls gestellt. Zehn Jahre darauf hob Joseph II. die Anstalt ganz auf, die erst Kaiser Franz aus Pietät für Maria Theresia (1797) mit allen ihren Stiftungen wieder neu erstehen ließ. Der Curatae Geheimrath Summerau-Vogt übertrug ihre Direction und Verwaltung den Piaristen der böhmisch-mährischen Provinz. Von den nachfolgenden Curatoren Herzagenberg und Ludwig Taaffe gut verwaltet und auch im Studienwesen besser den Forderungen der Neuzeit angepaßt, feierte die Ritterakademie in voller Blüthe 1846 ihr hundertjähriges Jubelfest, um 3 Jahre später von Kaiser Franz auf folgender Grundlage reorganisirt zu werden: „1) Die Theresianische Ritterakademie hat als ‚Theresianische Akademie‘ fortzubestehen, ist jedoch auch Nichtadeligen zugänglich zu machen, insofern nicht die Bestimmungen der mit dieser Akademie vereinigten Privatstiftungen dagegen lauten. 2) Von der Leitung der Anstalt durch die Piaristen böhmisch-mährischer Provinz hat es abzukommen und sind die bisherigen Mängel und Uebelstände durch zweckmäßige Veränderungen ihrer Einrichtungen zu beseitigen. 3) Der Curatel wird bloß die Verwaltung des Vermögens unter Oberaufsicht des Ministers für Cultus und Unterricht überlassen, das Gymnasium nach Maßgabe der Räumlichkeiten auch externen Schülern zugänglich gemacht.“ Besonders große Verdienste um das Gedeihen des Theresianums hat sich Anton v. Schmerling erworben, der im letzten Vierteljahrhundert das Curatorium führte. Heute ist Curator der Cultus- und Unterrichtsminister Frhr. v. Gautsch.

th. **Innsbruck.** Für den auf 11. bis 14. Sept. hieher anberaumten Deutschen Historikertag hat sich ein Ortsausschuß gebildet, dem angehören: die HH. Universitätsprofessoren Kaltenbrunner (als Obmann), Hirn, a. Ottenthal, Pastor, v. Scala, Frhr. v. Schwind, Seemüller, R. v. Wieser, Privatdocent und Statthalterei-Archivbeamter Dr. M. Mayr, Amanuensis Dr. L. Spruug, Gymnasialprofessor Dr. J. Egger, Realschuldirector H. Sauer und kais. Rath R. v. Schönherr.

St. Rom. Eine sehr glückliche und bedeutsame Entdeckung ist dem Professor Henri Graillot gelungen, der als Membre de l'École Française à Rome drei Jahre lang Gelegenheit hatte, sich in Italien umzuschauen. Am Rande der Pontinischen Sümpfe, zwischen Nettuno und Cori, befindet sich das Castell von Canco, dessen Fundamente auf einer vorrömischen Festung ruhen, von welcher noch heute einige Reste der Umfassungsmauern — gewaltige Tuffsteinblöcke, welche ohne Cement zusammengefügt worden — sichtbar sind. Nibby wies in seinen „Dintorni di Roma“ zum ersten Mal auf die historische Bedeutung dieses Ortes hin, den er mit Satricum irrthümlich identificirte — ein fester Ort, der in den Kriegen der Römer und Volsker eine bedeutende Rolle spielte. Gelegentlich seiner Streifzüge durch Italien berührte Prof. Graillot diese Stätte, die ihn zu topographischen Studien anregte, auf die gestützt er am 25. Januar d. J. die erfolgreichsten Ausgrabungen begann. Ein Hügel, wenige als 2 Kilometer nordwestlich von Canco, nahe bei den jetzt verlassenen Eisenhütten, mußte durch seine Lage und Gestalt sofort die Aufmerksamkeit des Topographen auf sich lenken, und die Vermuthung des glücklichen Entdeckers, daß hier ein archaischer Tempel gestanden haben mußte, wurde schon am ersten Tage glänzend gerechtfertigt. Er begann seine Ausgrabungen mit nur 4 Leuten und bald war ein Theil der oberen Umfassungsmauern bloßgelegt, gleichfalls gewaltige Tuffblöcke ohne Cement aufeinandergethürmt wie die Mauern von Ardea. Weitere Nachforschungen förderten zunächst im Innern der Cella eine „stipe votiva“ aus Licht, jene grubenartige Vertiefung, in welcher man die überflüssig gewordenen Votivgeschenke aufzuhäufen pflegte, deren wohlerhaltene Reste fast anderthalb Meter tief unter der Erde verborgen lagen. Ein wahrer Schatz von Erzeugnissen der Kleinkunst that sich auf einmal auf! Ungezählte Vasen verschiedenster Gattung, die kleinsten einheimisches Fabricat roh mit der Hand gearbeitet, größere etruskische aus „bucchero nero“, außerdem griechische Thongefäße koelnthischen Stils. Ferner „fusajol“ in Menge, kleine durchbohrte Gegenstände verschiedenen Materials, wie man sie in den Gräbern Etruriens findet und wie sie Schliemann so zahlreich bei den Ausgrabungen von Ilion ans Licht brachte. Endlich Perlen aus Glas und Ambra, Armbänder, Ringe und Agraffen aus Silber und Bronze, kurz eine Fülle von Gegenständen, welche über die Natur des Monuments keinen Zweifel lassen können.

Das Hauptinteresse aber nehmen zahlreiche buntbemalte Terracottafragmente in Anspruch, aechtetionische Schmuckstücke jener Tempel, die nacheinander sich auf demselben Terrain erhoben, deren ältester noch Prof. Graillot auf das 7., der jüngste auf das 4. Jahrhundert v. Chr. zurückgeht. Man fand Frauenköpfe verschiedenster Bildung und Epochen, die den Rand des Tempeldaches verzieren mochten und das typische Lächeln zeigen, welches den archaischen Sculpturen eigen ist. Man entdeckte aber auch Fragmente einer ganzen Gruppe — vier Füße nebeneinander und die unteren Körpertheile —, welche ebenfalls als Dachverzierung oder Akroterion gedient haben muß. Die Krone des Ganzen bilden endlich wohlerhaltene männliche Köpfe archaischen Stils aus Terracotta gearbeitet, deren wunderbar feine Bemalung noch heute ihre Schönheit bewahrt hat.

Leider wurden die Ausgrabungen des Prof. Graillot, die schon in ihren ersten Anfängen so überraschende Resultate aufzuweisen haben, durch die italienische Regierung unterbrochen, die eine Entdeckung von so unabsehbarer Tragweite nicht in den Händen eines Ausländers ruhen lassen wollte. Man kann das begreiflich finden, aber es ist zu bedauern, daß Prof. Barnabei, als er in der Sitzung der Lincei den officiellen Bericht über die Ausgrabungen von Canco abstattete, der Verdienste des jungen französischen Gelehrten mit keinem Worte gedachte. Er beobachtete dasselbe Stillschweigen, als er in der Audienz vom 23. Februar im k. Deutschen Archäologischen Institut einen Theil der von Prof. Graillot gesammelten Gegenstände vorlegte, wo interessirter Director der Ecole française, M. Duchesne, die Ehre der Entdeckung mit Nachdruck und Erfolg für seinen Landsmann in Anspruch nahm. Wie wir hören, läßt die italienische Regierung die Ausgrabungen, deren Bedeutung heute noch nicht nochmals gewürdigt werden kann, mit beträchtlich verstärkten Kräften weiter vornehmen.

* Der „Köln. Volksztg.“ zufolge feiert die berühmte Certosa in der Nähe von Florenz in diesem Jahre das Fest ihres 500-jährigen Bestehens. Aus diesem Anlaß arbeiten verschiedene Gelehrte, u. a. Prof. Unger in Berlin, an einem Werke, das die historischen Denkmäler des ehrwürdigen Bauwerks vor Augen führen soll.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 25. Februar. Nummer 46.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gerhart Hauptmann und der consequente Bühnenrealismus. Von Carl Busse. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gerhart Hauptmann und der consequente Bühnenrealismus.

Von Carl Busse (Berlin).

Ueber zeitbeherrschende Strömungen zu sprechen, ist gefährlich. Man wird sie gewöhnlich nur eine Seite sehen, weil man noch keine perspectivische Ansicht haben kann. Und trotzdem rede ich über den consequenten Bühnenrealismus? Wenn ich halb boshaft und halb wahr sein wollte, würde ich antworten: Jawohl und mit Berechtigung, denn das Ding, das untee diesem Gattungsnamen herumspukte, ist todt und begraben, ist wie alles Todte geschichtlich, und weil es keine Zukunft mehr hat, kann die Zukunft das Urtheil nicht wohl Lügen strafen. Abee ganz so weit sind wir noch nicht. Nur das eine ist sicher: daß nämlich dieser consequente Bühnenrealismus einem sanften Tode entgegengeht. Immer mächtiger wird die Gegenströmung. Man kann das am besten in Berlin beobachten, denn von hier ging die ganze Bewegung nicht nue aus, sondern auf Berliner Bühnen blieb sie in der Hauptsache auch beschränkt. Wien ist wenig davon heimgesucht worden. Ee kam dort wohl einmal zu Worte, aber nie zur Herrschaft.

Das Spiel begann mit einigen Mißerfolgen Wildenbruchs. Dieser unbestrittene Herr unsrer Theaterdichtung mußte voe einigen Jahren die bittere Erfahrung machen, daß man seiner müde war. Zum guten Theil trugen seine Dichtungen ihr Schicksal in sich, bestimmten sie es von vornherein. Aber es war doch nicht nue eine Opposition gegen den großen Theatralitee und gegen das historische Drama, sondern es war in dieser Opposition auch ein Verleugnen der ganzen poetischen Richtung, der alten Schule. Wildenbruch fiel durch; Sudermann löste ihn ab mit dem modernen Drama, d. h. einem Drama, das die alten Formen nue bog, nicht brach, und sie mit dem Geiste der Gegenwart füllte. Hier geschah dem realistischen Sinne schon mehe Genüge; statt der Könige und Helden traten Commereienräthe und Budiker, Hinterhausleute auf, und die ehrliche Entrüstung, die starke Satire, das große Können, das aus den Werken sprach und als einheitlicher Zug das Ganze durchbrauste, sicherten den Drameu eine Wirkung, wie sie Wildenbruch in seinen besten Zeiten kaum gesehen. Inzwischen trat auch Hauptmann auf, verhöhnt und verlacht von den einen, bejubelt und über alle Maßen gepriesen von den andern. Wie lange noch und es geschah, daß Sudermann die Herrschaft an Hauptmann abtrat. Mit den „Webern" war sie endgültig gewonnen. So verging wieder eine Zeit. Da machten sich mancherlei Symptome bemerkbar, die Gerhart Hauptmann zum Nachdenken hätten Stoff geben können. Zunächst der Erfolg von Max Halbe's „Jugend". Nicht als ob es in der Technik und in dem, wodurch es wirkte, gerade sehr von den Hauptmann'schen Werken abgestochen hätte. Aber es war doch in dem Liebesidyll ein kleines Etwas, das gegen die Consequenz des Bühnenrealismus verstieß. Und vor allem hätte sich Hauptmann die große Zeitbewegung ansehen sollen. Darüber soll noch gesprochen werden.

Es sind also drei Dramatiker, die sich mit ihren großen Erfolgen ablösen. Sie haben das eine gemeinschaftlich, daß sie zuerst alle drei nicht Gehör erlangen konnten; Wildenbruch bekam seine Erstlinge prompt zurück und konnte keine Bühne finden; er mußte schließlich an das letzte Vorstadttheater. Sudermann hatte Mühe, seine „Ehre" anzubringen; noch während der Proben soll Oskar Blumenthal dem Autor die Zurückziehung des Werkes anempfohlen und die Schauspielee sollen sich geweigert haben, überhaupt zu spielen. Daß schließlich Hauptmann zue Freien Bühne flüchten mußte und in Theaterscandale sondergleichen verwickelt wurde, ist ja sattsam bekannt.

Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann bezeichnen die drei letzten Entwicklungsphasen unsrer dramatischen Dichtung. Sie stehen jeder für sich; einen gegen den andern auszuspielen, erscheint mir thöricht. Die jungen Studenten im ersten Semester, die jetzt auf Gerhart Hauptmann schwören, wie die jungen Studenten vor 10—12 Jahren auf Wildenbruch schwuren, werden diese Worte zwar als dreiste Lästerung auffassen und hohnlachend die beiden ersten Namen mit einer Handbewegung abthun; abee wenn man reifer wird und als Kritiker urtheilt, dann sieht man von jedee Sache die zwei Seiten, und wird Wildenbruch ebenso gut verehren können wie Hauptmann. Sie haben ihrer Zeit genügt und den Ton dieser Zeit, besser: deren Geschmack getroffen, ohne sich je zum Diener des Publicums zu machen. Das gibt ihuen das Anrecht darauf, auch später in Ehren genannt zu werden.

Ehe ich versuche, Gerhart Hauptmanns Wesenheit zu kennzeichnen, wird es nöthig sein, wenigstens andeutungsweise den Verbindungsfaden nachzuweisen, der zwischen dem genannten Dichtertrifolium besteht, und damit die Stellung des jungen Schlesiers zu charakterisiren. Ernst v. Wildenbruch ist das Product des Deutschen Kaiserreiches. Er hat die Zeit der Größe erlebt, die Zeit vou 1870, ee hat den Traum seiner Väter verwirklicht gesehen, und er, der nicht nur ein ehrlicher Bewunderer, sondern ein Verwandter des Hohenzollerngeschlechtes ist, mußte mit doppelter Freudigkeit dem neuen Glanz dieses Geschlechtes zujubeln. Es war eine Infamie, Wildenbruch im bösen Sinne einen Hofpoeten zu nennen; er ist stets durchaus ehrlich gewesen. Er bereitete den Geist nationalen Aufschwungs voe und stellte ihn am reinsten dar. Nachdem die naturnothwendige Reaction nach 1870, der Siegestaumel, dee durch die reiche Beute, den Uebermuth des Glückes eingetretene Materialismus, der darauf folgende Pessimismus, die Zeit dee Zerklüftung im Culturkampf, kurz die Periode von 1870 bis 1880, für die teiu Dramatiker, sondern ein Lyriker, Eduard Grisebach, den Ton fand, verlaufen war, kam iunerlich zur Geltung, was äußerlich gewonnen war. Erst um 1880

herum begann sich das Volk als deutsch, als eine Nation zu fühlen. Und diese nationale innere Erhebung hob Wildenbruch auf den Schild. Deßhalb ist er in Oesterreich so wenig beliebt, so wenig verstanden, weil er nicht denkbar ist ohne 1870. Wenn je einer ein Kind seiner Zeit war, so ist er es.

Aber in diese innere nationale Wiedergeburt tönten immer lauter die Stimmen der socialen Kämpfe. Und sie wurden so mächtig, daß sie die anderen überschrieen. Da konnte Wildenbruch nicht mit, was durchaus kein Tadel ist. Sondern da trat Sudermann ein. Und wohlgemerkt: nicht ganz nach links stellte er sich. Er blieb vielmehr der Ueberlegene, der beide belächelte, den Rechten und den Linken, weil er wußte: beide haben Unrecht. Und zuletzt kam Hauptmann und stellte sich ganz nach links. So repräsentiren die drei das ganze heutige Geschlecht, und man kann nicht besser ihre Art kennzeichnen, als wenn man ihr Publicum charakterisirt. Ist Wildenbruch-Premiere, so rollen ununterbrochen die Equipagen heran, betreßte Diener öffnen den Schlag, alte Excellenzen neben jungen Officieren sitzen in der Loge. Ist Sudermann-Premiere, so steigen aus den eleganten Coupés die Finanzbarone und Börsenmänner, die Manchesterleute und ähnliche Herren, man sieht Brillanten blitzen, aber wenig Uniformen. Und kommt schließlich Gerhart Hauptmann an die Reihe, so stürmen die meisten per pedes ins Theater und die Führer der Arbeiterparteien fehlen niemals. Wildenbruch wird von der Aristokratie, Sudermann von der Bourgeoisie, Hauptmann von der Demokratie in Anspruch genommen. Und danach rückt auch ihre Technik und ihr Stoff in eine viel offenbarende Beleuchtung. Wildenbruch, der Aristokrat, greift nicht nur in die vaterländische Geschichte und läßt das große aristokratische Einzelindividuum, alte Helden vor uns erstehen, sondern er componirt auch aristokratisch, wenn ich so sagen darf. Er schaltet und waltet frei und unbekümmert, ohne sich sklavisch an die Geschichte zu halten, mit dem Stoff, er ist Autokrat, er hat imperatorisches Talent. Sudermann greift ins moderne Leben, aber bezeichnenderweise ins moderne bürgerliche. Er stellt jenes Bürgerthum vor uns hin, das mit heißem Bemühen und starker Ehrlichkeit zwischen den beiden Gegensätzen vermitteln möchte, das aber selbst seine Ohnmacht einsieht, resignirt Compromisse abschließt — jenes Bürgerthum, das zwischen zwei Stühle gesetzt ist, zwischen zwei Steinen zerrieben wird. Und zwischen zwei Stühle hat sich auch Hermann Sudermann gesetzt. Sein Held ist noch ein Einzelner, aber mehr Typus, als bei Wildenbruch, kein König mehr, sondern ein Bürger. Ganz anders Gerhart Hauptmann. Verkörpert Wildenbruch die verschollene Tragik einer verschollenen Zeit, Sudermann die Tragik einer Uebergangsperiode, einer untergehenden, so Hauptmann die neue Welt. Wildenbruch blickt in die Größe der Vergangenheit, Sudermann resignirt in der Gegenwart, Hauptmann baut und schaut in die Zukunft. Das historisch-aristokratische, das bürgerliche, das realistisch-demokratische Drama. Componirt Wildenbruch nun, wie gesagt, „aristokratisch", so Gerhart Hauptmann „demokratisch". Was heißt das? Nun, er schiebt die um die Zukunft ringende Masse in den Vordergrund. Sie löst den Helden, das Einzelindividuum ab. Und ausschlaggebend ist ferner nicht mehr der selbstherrliche Wille, sondern das Milieu. Wir werden sehen, wie sich daraus alle Vorzüge und alle Mängel Hauptmann'scher Dramen ergeben.

Es ist interessant, zu beobachten, wie diese drei Bühnenbeherrscher nun um die Palme ringen. Stand Gerhart Hauptmann seit zwei bis drei Jahren an der Spitze, so hat er im Januar 1896 die Führung wieder verloren. Sein „Florian Geyer" fiel durch; zum erstenmal am 4. Januar, zum zweitenmal vierzehn Tage später. Denn vierzehn Tage später kam im Berliner Theater nach Jahren des Schweigens Ernst v. Wildenbruch zu Wort. Und er hatte einen aller Beschreibung spottenden Erfolg. Nicht nur, weil sein Werk wahre Größe und gewaltige Wucht athmet. Es schien, als hätte es das Publicum, das der consequente Bühnenrealismus Hauptmanns gelangweilt und maltraitirt hatte, darauf abgesehen, dem „Florian Geyer" noch ein tieferes Grab zu graben, ihm noch ein größeres Tadelsvotum zu ertheilen, dem ganzen Princip, das sich in ihm kundgibt, den Garaus zu machen, indem es dem entgegengesetzten Princip, das der „König Heinrich" Wildenbruchs vertritt, so stürmisch zujubelte. Hauptmann flüchtete aus Berlin und Wildenbruch ist wieder einmal der Sieger. Wie lange noch? Es sollte mich nicht wundern, wenn ihm Sudermann die schwer wiedererrungene Krone im nächsten oder übernächsten Jahre vom Haupte reißt, um sie schließlich von neuem an Hauptmann abtreten zu müssen. Das lehrt eins: daß alle drei ganze Kerle sein und eine tiefere Bedeutung haben müssen, daß es also eine Thorheit ist, den einen mit dem andern todtschlagen zu wollen.

Gerhart Hauptmann ist erst seit diesem Jahre spruchreif geworden. Man war bei ihm auf Ueberraschungen gefaßt; man ging zu seinem „Florian Geyer" ins Deutsche Theater mit der Ahnung: hier ein Werk kennen lernen zu sollen, das eine Vereinigung shakespeare'schen und goethe'schen Geistes darbieten würde. Man ward grausam enttäuscht. Dieser „Florian Geyer" hat Hauptmann unsäglich geschadet, denn man fing an, sich über das, was er kann, und über das, was er nicht kann, klar zu werden. Und wir Deutsche sind wunderliche Leute. Wir sind nie zufrieden. So lange man Wildenbruch und Sudermann nur halb kannte, waren sie groß vor allem Volk, wurden sie ungeheuer überschätzt. Als man sie kennen gelernt — und man lernt einen Dichter besser in einem Stück kennen, das durchgefallen ist, als in einem, das Erfolg gehabt hat — da wurden sie ebenso gründlich unterschätzt. Sie enttäuschten, denn das Volk glaubt so gern, ein Dichter könne alles. Und dieser Glaube klammerte sich zuletzt an Hauptmann. Er wurde vor dem „Florian Geyer" begraben, und nun kam ein gewaltiger Katzenjammer; Hauptmann wird heute geschmäht, dafür aber entsann man sich, daß man dem alten Ernst v. Wildenbruch schweres Unrecht gethan — und der Erfolg des „König Heinrich", der stets bedeutend gewesen wäre, wurde nunmehr gewaltig, typisch. Hätte Hauptmann mit dem „Florian Geyer" einen neuen großen Sieg errungen, dann wäre seine Führerschaft unbestritten gewesen. Jetzt aber muß er für die Ueberschätzung, die man ihm gezollt, durch eine große Unterschätzung büßen. Aber vielleicht ist gerade deßhalb der Augenblick einer vorurtheilslosen Betrachtung und Werthung der Schöpfungen des Dichters günstig.

Vor drei, vier Jahren erzählte mir ein weltbekannter Literarhistoriker und Kritiker eine kleine Geschichte. Traf da eines Tages ein Brief bei ihm ein von einem jungen Manne; ein Buch oder Manuscript begleitete das Schreiben. Natürlich sollte der berühmte Kritiker urtheilen. Aber derjenige, der darum ersuchte, war wenigstens originell. Denn er schrieb kurz: „Daß ich ein Genie bin, weiß ich." Ich will mich für die Worte nicht genau verbürgen, der Sinn war jedenfalls so. Der junge Mann, der dieses Bekenntniß that, unterzeichnete seine Zeilen als — Gerhart Hauptmann. Diese kleine Geschichte, die ich hier zum erstenmal erzähle, wie ich sie gehört, ist nicht nur drollig, sondern für Hauptmann kennzeichnend. Er ist von sich selbst außerordentlich überzeugt und sehr ehrgeizig; er ist sehr empfindlich, was auf eine gewisse Willensschwäche deutet, und ein sehr kluger Rechner daneben. Er ist als der echte

Norddeutsche eher nüchtern, als phantasievoll; er sieht mehr scharf, als tief; hat viel Anschauung und wenig Ideen. Er besitzt viel weniger sichere, ruhige Kraft, als eine gewisse brutale, ja manchmal rohe Gewalt und Heftigkeit, die als Gegensatz in ihm auftritt zu seiner ursprünglichen schönen Seele, seiner lyrischen Weichheit, seiner Sentimentalität. Läßt er sich einmal nach der einen Seite gehen, so dauert es gewiß nicht lange und, als ob er erschrickt und sich besinnt, stellt er das Extrem daneben — vide „Hannele".

Gerhart Hauptmann ist am 15. November 1862 zu Salzbrunn geboren. Er wuchs in pietistischer Umgebung auf und fühlte früh — ich halte mich hier an Litzmanns in seinem Buche „Das deutsche Drama" gegebene Bemerkungen — den Drang zu künstlerischer Thätigkeit. So geht er zunächst nach Breslau auf die Kunstakademie, um hier allerdings enttäuscht zu werden. Er satteln um, geht nach Jena, um hier Naturwissenschaften zu studiren. Besonders wirkt Haeckel auf ihn ein. Bald darauf treibt es ihn jedoch wieder in die Künstlerlaufbahn zurück, besser: persönliche Rücksichten treiben ihn. Er wird wohlhabend und kann nach Gefallen leben. So sieht er sich zunächst Italien an. Dort will er Bildhauer werden. Eine schwere Krankheit erfaßt ihn und in der Reconvalescenz versucht er sich, mehr aus Langeweile, als aus innerem Drange, dichterisch. Bald fesseln ihn aber die poetischen mehr, als die Bildhauerarbeiten. Er gibt seine Kunst jedoch nicht ganz auf, lebt in zwiespältigem Interesse bald in Dresden, bald in Berlin und gründet sich schließlich in jungen Jahren einen Hausstand. Was er an poetischen Erzeugnissen zu Tage fördert, ist noch wenig individuell. Folgen wieder einige Reisen und — was bedeutender ist — ein Vertiefen in die sociale Frage und persönlicher Verkehr mit socialistischen Führern. Dadurch dringt unendlich viel neues auf ihn ein. Er schreibt es sich vom Herzen in seinem Erstlingsdrama „Vor Sonnenaufgang".

Ich brauche hier nicht an die Scandalscenen zu erinnern, die sich bei der Aufführung dieses Werkes abspielten. Ich brauche wohl auch den Inhalt nur anzudeuten. Da ist eine Bauernfamilie, die der Reichthum ruinirt. Der Vater ein Scheusal, durch und durch verthiert, immer betrunken, der eigenen Tochter nachstellend; die Mutter ein rohes Weib, das in ehebrecherischem Verhältniß zu einem dummen und brutalen Nachbarn steht, an den sie nebenbei am liebsten ihre Stieftochter verschacherte. Nun die beiden Töchter, die da sind: die älteste, gleichfalls dem Trunke ergeben, gebiert Kinder, die früh an Alkoholismus zu Grunde gehen. Ihr Gatte ein bewußter Schurke, der seiner Schwägerin nachstellt. Diese Schwägerin, Helene, die einzig Reine in diesem Morast. Loth, ein socialistischer Agitator, tritt jetzt in diesen Kreis. Helene, die rein geblieben ist, weil sie außerhalb der Familie bei den Herrenhutern erzogen ist, die noch nicht ganz klar sieht, mehr ein dämmerndes Bewußtsein von allem hat, kommt kraft des durch Loth dargestellten Gegensatzes erst völlig zur Erkenntniß ihrer Umgebung. Ihre Sehnsucht nach Freiheit, Reinheit, Glück klammert sich an Loth. Man darf nicht übersehen, daß ihre Liebe mehr ist, als die zu einem jungen Manne, den man gern heirathen möchte. Sondern Loth soll vor allem auch ihr Befreier sein. Ging sie bis jetzt in halber Dämmerung durch den Sumpf, so sieht sie ihn jetzt grell vor sich und weiß: sie muß hier versinken, wenn nicht ein starker Arm, dem sie ganz vertraut, sie sofort empor- und hinauszieht. Loth wiederum liebt sie vielleicht mehr als Gegensatz zu ihrer verrotteten Umgebung. Aber als er erfahren, daß sie aus einer erblich belasteten, dem Branntweinteufel verfallenen Familie stammt, verläßt er sie. Weßhalb? Weil er keine Verantwortung seinen Nachkommen gegenüber auf sich laden will, weil er der Menschheit der Zukunft starke und gesunde Kinder schuldig zu sein glaubt.

Es sprang sofort in die Augen, daß die kritische Sonde sich nirgends besser anlegen ließ, als an der Gestalt des Loth. Man wollte finden, daß dieser Loth ein blasser Doctrinär, ein Schemen, eine blutlose Figur war. Man fand, daß aus ihm Gerhart Hauptmann sprach. Aber dieser Loth ist vielleicht doch nicht so verfehlt, wie die Kritik geglaubt hat. Er hat doch wohl Blut in den Adern, nur das kühle Blut Gerhart Hauptmanns. Nichts kann für ein Erstlingswerk bezeichnender sein, als diese Gestalt. Ein junger Dichter, der als Idealbild einer verrotteten Gesellschaft diesen Loth gegenüberstellt! Der sich selbst nicht in der Gestalt, die das heiße Herz, sondern in der, die den kühlen Verstand für sich hat, personificirt! Dieser eine Punkt ist hundertmal wichtiger, als alle Erörterungen darüber, ob die Gestalt des Loth sonst gelungen ist oder nicht.

Fragen wir nach der Handlung dieses socialen Dramas, so muß die Antwort auch überraschend lauten. Denn Handlung ist nur, daß Loth in den Kreis tritt und ihn verläßt, dadurch allerdings in Helene eine Entwicklung hervorruft. Aber diese Entwicklung Helene's kommt gar nicht in Betracht, weil sie ganz Innenentwicklung bleibt, sich durchaus nicht in Handlung umsetzt. Bleibt als treibendes Moment einzig Loth. Und es ist charakteristisch, daß gerade dieser als verunglückt empfunden wird. Und was ist es, das sein Gehen veranlaßt und dem Drama damit den tragischen Anstrich gibt? Nun, Loth weicht nicht vor einem Willen, sondern vor einem Schicksal. Nicht der Mensch, sondern die Natur ist wider ihn. Das Milieu gibt den Ausschlag. Loth glaubt nicht, daß Helene sich diesem Milieu entziehen kann, und deßhalb ergreift er die Flucht. Nun ließe sich unendlich viel dagegen sagen. Zunächst: das moderne Drama nähert sich der alten Schicksalstragödie. Nämlich in beiden ist der Mensch durch ihm nicht unterthane Mächte in seiner Bewegungs- und Willensfreiheit gehemmt. Fragt sich weiter, ob diese Menschen dann noch in ihrem Schicksal eine rein tragische Wirkung ausüben können. Ich möchte diese Frage einmal concret stellen. In „Vor Sonnenaufgang" wird erzählt, daß das dreijährige Söhnchen Hoffmanns an Alkoholismus zu Grunde ging. Ist das tragisch? Gewiß nicht. Sondern nur traurig. Aber ist denn im Grunde Helene's Fall ein anderer? Wir bedauern sie, daß sie leiden muß unter den Sünden der Väter. Tragisch jedoch wirkt sie nicht; tragisch hätte der Vater werden können, der durch sich sein Kind, das er liebt, ruinirt sieht. Denn er thut mit Bewußtsein die Handlungen, die sich später so furchtbar rächen sollen. Tragisch hätte Loth werden können, wenn er Helene genommen hätte und aller Kampf gegen den Branntweinteufel vergeblich gewesen wäre, dieser vielmehr in den Kindern wieder auflebte. Der tragische Held schmiedet die Waffe, die sich gegen ihn kehren soll, selber. Man braucht nicht engherzig an dem aristotelischen Schuldbegriff festzukleben, um die Empfindung des alten Aesthetikers doch als richtig anzuerkennen. Legt Hauptmann nun jedoch das Tragische, um den Ausdruck beizubehalten, ins Milieu, so war es nur consequent, daß alles andere hinter der Ausmalung dieses Milieus zurückstand. Eine Fülle von Detailzügen, die nicht etwa die Handlung vorwärts treiben, sondern nur immer eindringlicher die Situation (im weitesten Sinne) kennzeichnen, ward da gegeben, und allmählich setzte sich daraus das Bild zusammen. Dieses Bild ist es, das vor Loth und vor Helene entsteht.

Im „Friedensfest", Hauptmanns zweiter Bühnendichtung, ist dieses Bild nur variirt, aber — und das ist

die Hauptsache — klarer und sicherer gegeben. Wieder eine Familie unter dem Fluch der Vererbung leidend. Wieder ein Kind dieser Familie, das sich, auf ein geliebtes Wesen gestützt, diesem Fluch entziehen will. Wie Helene im ersten Stück, ist Wilhelm im zweiten lange dem Elternhause fern geblieben — eine Erklärung dafür, weßhalb gerade diese beiden im allgemeinen Schiffbruch sich noch aufrecht halten und auf die Zukunft hoffen. Nur ist das Verhältniß insofern umgekehrt, als es diesmal der Mann ist, der sich an einem Weibe aufrichten will. Und wo der Mann in Herzlosigkeit gegangen ist, da bleibt das herzenswarme Weib und versucht den Geliebten zu retten. Wird es ihr gelingen? Ein Fragezeichen schließt die Dichtung. Aber schon daß Hauptmann ein Fragezeichen macht, ist eine Entwicklung. Loth hatte nicht den Glauben an das Getingen des Experimentes, er unterließ es deßhalb. Ida hat schon diesen Glauben und wagt es deßhalb. Wobei allerdings nicht verkannt werden darf, daß die Verhältnisse im Hause des Doctor Scholz viel weniger schlimm und trostlos sind, als die in dem schlesischen Bauernhause.

Die Brutalität, die in „Vor Sonnenaufgang" so craß hervortrat, ist im „Friedensfest" geschwunden. Dieser zweite dramatische Versuch ist ferner im einzelnen feiner, künstlerischer, reifer. Und doch steht er hinter dem ersten zurück, packt er uns viel weniger. Woher kommt das? Nun, ich sagte schon, Gerhard Hauptmann bewege sich in Extremen. Heute brutal, morgen sensitiv. Und die Menschen des „Friedensfestes" sind von krankhafter Feinfühligkeit. Man höre folgendes: Wilhelm muß vernehmen, wie sein eigener Vater einem Bedienten gegenüber seine (Wilhelms) Mutter aufs ärgste beschimpft und verleumdet. Da packt ihn die Wuth und er gibt diesem Manne eine Backpfeife. Diese Backpfeife — es ist zum Lachen — ist die tragische Schuld, die ihn drückt wie einen anderen der Vatermord. Sie zerstört sein Lebensglück, seine Zukunft. Er windet sich wie ein Wurm unter seiner Schuld. Ich muß gestehen, das ist eher komisch als tragisch. Schuld und Strafe muß doch in einem gewissen Verhältniß stehen. Aber ein harmloser Familienzank aufgebauscht zu einer Staatsaction! Und so gut sich der Frosch bläht, er wird doch halt kein Stier. Dieses Mißverhältniß peinigt. Man muß sich da mit Kleinigkeiten herumquälen, die ebenso langweilen wie verstimmen. Hier nur graue Sorgen; in „Vor Sonnenaufgang" dagegen dunkle Nacht, in der ein Stern aufgeht, um bald zu erlöschen.

Hat Gerhart Hauptmann in seinen beiden ersten Dramen Liebesprobleme aufgeworfen, so befaßt er sich in seinem dritten, in den „Einsamen Menschen", mit einem Eheproblem. Johannes Vockerat ist das unverstandene Genie, an die Seite einer lieben, schlichten, hausmütterlichen Frau gefesselt. In den engen Familienkreis tritt nun wieder der „neue" Mensch. Eine Frau oder vielmehr ein junges Mädchen, eine Studentin, Namens Anna Mahr. Wie Loth für Helene, so bringt sie für Johannes Licht und Luft mit. Und wie Helene sich an Loth klammert, wie er ihr Retter, Befreier, Erlöser sein soll aus jenem Schmutz ringsum, für den sie nun erst voll Erkenntniß gewinnt — so fliegt Johannes dieser Anna Mahr zu; sie, die ihn versteht, bringt ihm Rettung, Erlösung, Befreiung, sie öffnet ihm ungewollt gerade durch ihr gegensätzliches Wesen die Augen für die Oede und graue Leere, die trotz all der Liebe der Seinen ihn umgibt. Aber wie Loth geht, geht auch Anna Mahr. Nicht weil sie etwa Johannes nicht liebte, sondern weil auch hier die Verhältnisse wider sie sind. Johannes ist verheirathet, sie sieht ein, daß ein „dreieckiges" Verhältniß nichts gutes zu Tage fördert. Als einsame Menschen, sich selber treu, wollen sie vorwärts gehen und an einer Zukunft bauen, die solch sündhaft Leiden und Entsagen nicht mehr verlangt. Aber Johannes hält die Trennung nicht aus. Er sieht erst, wie dunkel es ist, als Anna abreist. Und in Hoffnungslosigkeit ertränkt er sich.

Von den drei bisher besprochenen Werken Hauptmanns ist das letztgenannte wohl das bühnengerechteste. Die Contrastirung zweier ganz verschiedener Generationen, der Conflict an sich, die Zeichnung des Helden, der schon eher als tragisch empfunden wird, weil er durch seine Heirath bewußt gethan hat, was ihn verderben soll — das alles erzielt wohl einige dramatische Wirkungen. Man hat ziemlich allgemein den Tod des Johannes unmotivirt gefunden. Ich kann mich dem nicht anschließen. Was in den „Einsamen Menschen", die zum besten gehören, was Hauptmann schuf, so sympathisch berührt, ist die Harmonie des Ganzen. Und ein menschlicher Fortschritt, der einen künstlerischen nach sich zog: die „Alten", die im Gegensatz zu den „Einsamen Menschen", d. h. zu den Zukunftsmenschen stehen, sind nicht carikirt, sondern auch ihnen ist ihr Recht geworden.

Und dann kamen die „Weber". Hier hat der consequente Realismus seinen höchsten Sieg gefeiert. Nach der ersten Aufführung wußten viele Leute zu vermelden, daß Lessing nun endgültig abgethan sei, daß eine neue Aera begonnen habe, und was dergleichen Phrasen mehr sind. Ich will gern offen bekennen, daß ich den „Webern" zuerst ziemlich kühl gegenüberstand und daß auch der Eindruck, den ich von der kürzlich wiederholten Lectüre empfing, mich nicht zu einem Begeisterungsjuchzer veranlassen kann. Man wird später scheiden, was an den „Webern" groß und künstlerisch und was (gewiß unbewußte) Speculation auf die Sentimentalität ist. Im Grunde nämlich kommt es auf eins hinaus, ob die Birch-Pfeiffer oder Gerhart Hauptmann auf unsre Thränendrüsen drückt. Wenn mir ein verhungerter Mensch erzählt, er hätte seit Tagen kaum einen Bissen genossen, und als er einen bekommen, hätte ihn der schwach gewordene Magen nicht behalten, so fühle ich an und für sich mit diesem Menschen Mitleid. Steht ein ganzer Stand nun so vor mir und wirft ihn gar ein ganzer Dichter auf die Bühne, so bin ich noch mehr ergriffen. Nur weiß ich nicht, wie viel Procent von dieser Ergriffenheit auf Rechnung des Dichters kommen.

Es ist natürlich keine Frage, daß die „Weber" trotz alledem ein imponirendes Werk bleiben. Ihre Wirkung von der Bühne ist mächtig, aber es wäre falsch, wenn man damit etwas für die Wirksamkeit des consequenten Bühnenrealismus überhaupt bewiesen glaubte. Im Gegentheil. Was den „Webern" Erfolg verleiht, ist etwas anderes. Man weiß ja, daß da einzelne Bilder vor uns entrollt werden, daß der einheitliche Held fehlt. Das Milieu ist wieder die Hauptsache. Aber während es in den früheren Werken Hauptmanns nur niederdrückte und zerbrach, trifft es hier zum erstenmal auf Widerstand und der Druck bewirkt ein Hochschnellen. Mit anderen Worten: mittelbar entwickelt sich eine dramatische Handlung, der Druck löst einen starken Gegendruck, einen Kampf aus. Er kann es deßhalb, weil dieser Kampf nicht ganz aussichtslos ist. Und er ist nicht ganz aussichtslos, weil er gegen Menschen, gegen Fabricanten gekämpft wird, nicht wie in „Vor Sonnenaufgang" und im „Friedensfest" gegen die Natur. Und weil ferner die dramatische Handlung sich ergab, eine Vorwärtsbewegung da war, schlossen sich die für Hauptmann charakteristischen feinen Details zu einem kunstvollen und wirksamen Ganzen zusammen.

Ueber den „Collegen Crampton" kann ich wohl kurz hinweggehen. Ein Thema, das vom unverstandenen versumpfenden Genie, welches Hauptmann in den „Einsamen Menschen" tragisch gefaßt hat, nimmt er hier humoristisch. Die Charakterstudie ist fein, das Ganze aber enthält — bei

Digitized by Google

Hauptmann selten — ein paar Schablonen von Bühnenfiguren. Ebenso übergehen als minder bedeutend darf ich den „Biberpelz". Diese Diebskomödie scheint als Pendant zu Kleists „Zerbrochenem Krug" zugeschnitten zu sein. Aber auch hier will kein reiner Eindruck aufkommen. Und Hauptmann verschmäht es sogar nicht, eine Caricatur des preußischen Reservelieutenants darin zu geben.

Bleiben noch übrig „Hannele" und „Florian Geyer". Gegen „Hannele" hab' ich viel auf dem Herzen. Zunächst: was ist das für ein Drama, das ein Maler malen kann? Drama heißt Handlung, Bewegung. Aber Hauptmann stellt lebende Bilder in bengalischer Beleuchtung mit Musik- und Versbegleitung. Jedoch dies selbst als wirksam erlaubt — gibt man schon einmal die Traumbilder eines vierzehnjährigen Dorfmädchens, so muß man doch auch in den Grenzen bleiben, in denen sich die Phantasie dieser Kleinen bewegt. Und da hat Hauptmann statt der Einfachheit und Schlichtheit, die gerade so ergreifend hätte wirken müssen, einen Wortprunk und Versgang sich geleistet, der meinem Empfinden nach unstatthaft und unnatürlich ist. Dieselben Träume könnte eine junge Comtesse auch träumen. Keine Entschuldigung mit der Bibel kann da gelten. Hannele hört Dinge, die in der Bibel nicht vorkommen, von denen sie keine Ahnung haben kann.

Endlich der „Florian Geyer". Ich wäre versucht, den Inhalt dieses allerneuesten und weiteren Kreisen wohl noch unbekannten Stückes zu erzählen, aber man ist bei Hauptmann mit der Erzählung immer dann zu Ende, wenn man anfangen will. Als gewaltigeres Gegenstück zum Weberaufstand wollte Hauptmann den Bauernkrieg bemeistern in diesem Florian Geyer, der die Frucht zweijähriger Arbeit ist. Diese Arbeit merkt man auch — leider. Was bei den „Webern" gelang, das mißglückte hier völlig. Die Details blieben Details, ordneten sich nicht in einen festen Rahmen ein; jeden Augenblick fragte man sich: was soll das? jeden Augenblick hoffte man, Florian Geyer werde sich als neuer Götz entpuppen, jeden Augenblick dachte man: nun werden die hungernden, rasenden Bauern auf die Bühne geworfen werden, nun wird ein Kolossalbild ihrer Nöthe, ihrer Siege, ihrer Niederlagen erstehen. Ach, es kam leider anders. Auf der Scene sah man Ritter in blitzblanken Rüstungen klirren, wie sie in Bilderbüchern gemalt sind, sah man Conferenzen über Conferenzen, hörte man Briefe vorlesen, hörte man Florian Geyer Ansprachen halten. Und dann fluchte und starb ein Landsknecht, dann wurde ein Haufe Bauern hereingetrieben und von den siegfrohen Rittern regulär durchgehauen und schließlich wurde Florian Geyer aus seinem Versteck gezogen und abgeschlachtet. Die Nachricht davon schrie ein Ritter in den Schloßhof hinab mit den Worten: „Saffa, der Florian Geyer ist todt!" Und das war der Bauernkrieg.

Alle die schönen Einzelheiten zugegeben — es war im ganzen ein klägliches Straucheln und Scheitern. Man hatte das Gefühl, als wollte irgend ein Preisringer den Mont Blanc ein bischen nach rechts schieben. Es war gerade für diejenigen, die den Dichter Gerhart Hauptmann schätzen, ein peinliches Gefühl, diesem ohnmächtigen Ringen zuzusehen. Und dabei hatte ein kluger und kritisch hochbegabter Director wie Otto Brahm das ärgste schon verhütet. Denn der „Florian Geyer" sollte erst zwei Abende füllen und wurde dann so zusammengestrichen, daß er auf einmal gegeben werden konnte. Und als die Oede zu gräßlich war, wurde noch ein Vorspiel weggeschnitten und in den einzelnen Acten gekürzt und gemildert. Zwei Theaterabende — und das Zischen hätte heute noch nicht aufgehört. Es war gut, daß dieser „Florian Geyer" kam. Er hat Klarheit gebracht. Er hat die überspannten Hoffnungen und die kritiklose Bewunderung Allerallerjüngster zerstört, er hat uns gezeigt, was Hauptmann nicht kann, wo die früheren Schöpfungen immer nur zeigten, was er kann. Soll ich die Fehler jetzt aufzählen, die das neue Bühnenwerk des jungen Schlesiers hat? Soll ich die Vorzüge nennen? Eigentlich wird sich das Hauptsächliche, was sich über den „Florian Geyer" sagen läßt, aus der zusammenfassenden Beurtheilung der dichterischen Wesenheit Gerhart Hauptmanns ergeben, die den Beschluß dieses Aufsatzes machen mag.

Sieben Dramen liegen nun von Hauptmann vor. Sieben Evangelienbücher des consequenten Bühnenrealismus. Wenn man nun die hervortretenden gemeinsamen Eigenschaften der eben einzeln besprochenen Dichtungen herausſucht, wird man zu einer Aesthetik des besagten consequenten Bühnenrealismus kommen. Es ist gut, sich darüber klar zu werden. Und vielleicht läßt sich dann beurtheilen, ob die Kunst der Zukunft wirklich bei den gefundenen Principien verharren, resp. sich von hier aus fortentwickeln kann.

Friedrich Spielhagen hat sich mit bitterem Ernst bemüht, in den „Webern" einen Helden zu entdecken. Er brachte schließlich heraus, der Held sei die Noth. Sagen wir es klarer: Hauptmann schiebt das Milieu in den Vordergrund. Die Folge davon ist, daß wir überall eine bis ins kleinste gehende Schilderung der Umgebung bekommen, in der die uns vorzuführenden Menschen leben. Es ist keine Schrulle von Hauptmann, daß er jedes Möbelstück vorschreibt, daß er seitenlang über die Einrichtung eines Zimmers berichtet. Denn ist das Milieu das Treibende, so hat alles, was in solcher Stube hängt, eine erhöhte Bedeutung. Mit diesem Einfluß des Milieus nimmt Hauptmann nun seinen Helden die Verantwortung wenigstens theilweise, nimmt ihnen etwas von ihrer Willensfreiheit. Wir sehen, daß alle seine Helden auch Schwächlinge sind und vornehmlich am Willen kranken. Loth, Robert, Johannes, Crampton, Florian Geyer — alles Waschlappen. Florian Geyer beugt sich vor den Bauern, anstatt den Nacken zu steifen, und deßhalb verspielt er. Dadurch nun, daß diese Menschen unter dem Druck eines unbesiegbaren Schicksals stehen, das sie als solches erkennen, ist ihnen von vornherein die Möglichkeit genommen, mit Erfolg zu kämpfen. Deßhalb flüchten sie oder sterben sie, wenn sie die Situation und die ganze Furchtbarkeit des über sie Verhängten erkannt haben. Mit andern Worten: sie schaffen sich nicht durch eine vor unsern Augen dargestellte Handlung und Willensäußerung ihren Untergang selber, sondern das Verderben ist längst da, wenn der Vorhang überhaupt in die Höhe geht. Es entwickelt sich keine Handlung, sondern ein Bild vor ihnen. Kunst des Dichters muß es nun sein, dieses Bild so zu gestalten, daß wir selber fühlen: unter diesen Umständen gibt es keine Hoffnung mehr.

Hauptmann fehlt der Sinn für lebendige Handlung; er hat keine dramatische Phantasie. Seine Phantasie begnügt sich damit, eine Situation ganz auszuschöpfen. Es wäre nicht schwer, beinahe jedes Werk des jungen Schlesiers, wie das „Hannele", zu malen, resp. auf eine einzige Scene zurückzuführen. Das ist jedoch novellistisch, nicht dramatisch. Hauptmann setzt statt der Handlung die Stimmung ein. Und zwar ist es charakteristisch, wie er diese Stimmung hervorruft. Nämlich er thut es lyrisch. In allen oder wenigstens den meisten seiner Dramen werden Volkslieder oder Choräle gesungen oder wie im „Hannele" melodramatische Effecte angewandt. Etwas ähnliches finden wir bei Halbe.

Der consequente Bühnenrealismus wirkt durch kleine Mittel. Er stellt Einzelzüge zusammen; er degradirt den Menschen; er ist ein demokratisches Kunstprincip. Er taugt deßhalb wohl für die Gegenwartsdramen, für die Berliner

Stube. Aber er taugt nicht, wenn ein Held, der als solcher eben Aristokrat ist, Weltgeschichte macht. Er kann, wie der „Florian Geyer“ beweist, die Zeitnüance geben, kann mit schöner Echtheit historische Menschen reden lassen, aber vor dem Wollen und Handeln dieser Menschen steht er rathlos. „Florian Geyer“ bietet an sich ein paar sehr schöne Genrebilder aus dem Bauernkrieg, aber das imperatorische Talent fehlt dem consequenten Realisten, jene autokratische Kühnheit, die alle diese Bilder zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschweißt, um einen gemeinsamen Mittelpunkt gruppirt. Erst wo der Held Florian gebrochen ist, wird Hauptmanns Werk schön, denn da kann der Dichter lyrisch einsetzen und den alten Harfner mit zitternder Stimme sein Lied singen lassen.

Hauptmann heißt der Dichter des Mitleids. Und wir sehen ihn auch wirklich stets auf Seite der Unterdrückten. Diese Unterdrückten faßt eine Freiheitssehnsucht, es kommt für sie alle ein Augenblick, in dem sie an Erlösung glauben. Ob das nun Helene im Sumpf, oder Wilhelm, oder Johannes der Unverstandene, ob das College Crampton oder das geschlagene Hannele ist, ob das die Weber oder die Bauern sind — ihnen allen scheint einmal ein Stern zu leuchten, der allerdings bald verschwindet. Nun ist es sehr schön, ein Dichter des Mitleids zu sein. Aber wie wäre es, wenn dieses Mitleid nicht, wie man bisher stets annahm, eine ursprüngliche Voraussetzung, sondern nur eine sich ergebende Folge wäre? Ich will diese Frage nur aufwerfen. Wer als Psycholog tiefer sieht, glaubt nicht recht an das heiße Mitleid Hauptmanns. Denn man findet es im einzelnen nicht bewiesen.

Soll ich noch über die psychologische Kunst Hauptmanns reden? Nachweisen, daß auch sie auf die Situation beschränkt bleibt, nicht Entwicklung ist? Daß der seelische Zustand wohl trefflich gegeben ist, aber nicht der Fortgang? Wir kommen bei Gerhart Hauptmann stets auf den einen charakteristischen Umstand zurück: daß er die Situation der Handlung vorzieht. Das ist das Princip des consequenten Bühnenrealismus, von dem in logischer Folge sich alles andere ableitet. Für die Zukunft kann dieses Princip unmöglich Geltung behalten. Es bringt eine Vermischung der Dichtungsgattungen zuwege, die stets ein Zeichen der Schwäche war. Aber gewiß ist, daß der Bühnenrealismus die Kunst der Zukunft befruchten wird. Unsrer dramatischen Dichtung neues Blut, besser neue Realitäten zugeführt zu haben, das ist und bleibt Hauptmanns unsterbliches Verdienst. Und wir alle hoffen, daß bald ein Größerer kommt, der seinen scharfen Blick, seine feine Charakterisirungskunst und seine anderen Vorzüge mit jenem lebhaften dramatischen Sinn, mit jener Willensstärke und autokratischen Kühnheit eines Schiller verbinde. Das wird dann der Rechte sein.

Mittheilungen und Nachrichten.

n/D. „Bismarck-Jahrbuch, herausgegeben von Horst Kohl. II. Band.“ Berlin, O. Häring 1895. — Der erste Band des Bismarck-Jahrbuches hat in der „Allg. Ztg.“ (1894 Nr. 336 Morgenblatt vom 5. Dec.) eine eingehende Besprechung erfahren; über den zweiten, der sich im ganzen im nämlichen Geleise hält, dürfen wir uns kürzer fassen. Die annalistische Seite des Unternehmens tritt diesmal noch deutlicher dadurch hervor, daß die vom 17. Sept. 1894 bis zum 16. Sept. 1895 fortgeführte „Chronik“ der denkwürdigen Ereignisse im Leben des Helden, sowie seiner mündlichen oder schriftlichen Aeußerungen den breitesten Raum in dem 700 Seiten starken Bande einnimmt. Die lange Reihe von patriotischen Manifestationen, die sich zur Feier und Nachfeier des 80. Geburtstages des Fürsten nach Friedrichsruh bewegte, die Fülle von großartigen Ansprachen, in denen er die Darbringer der Huldigungen mit Dank belohnte, erklären dies quantitative Verhältniß zur Genüge. Der Herausgeber hat seiner Publication die Manuscripte der Festredner zugrunde gelegt, den Text seiner Antworten hat Fürst Bismarck selber für den Druck revidirt, so daß nun diese ganze nationale Epsode erwünschtermaßen in überlegt monumentaler Gestalt für die Dauer vor Augen liegt. Der „Chronik“ schließt sich auch in diesem Bande als „Anhang“ eine große Anzahl von Artikeln der „Hamburger Nachrichten“ von 1894/95 an, zu deren richtiger Würdigung Hr. Horst Kohl den Leser auf die vorsichtig gewundene Bemerkung im ersten Bande zurückverweist, es solle „damit keineswegs Fürst Bismarck als deren Verfasser bezeichnet, sondern nur der Ueberzeugung Ausdruck gegeben werden, daß in ihnen die Anschauungen des Fürsten Bismarck in einer Weise vertreten sind, die auf unmittelbar eingeholte oder gegebene Informationen hindeutet.“ Also ungefähr, was Luther von den Apokryphen seiner Bibel sagt: „Das sind Bücher, so der heiligen Schrift nicht gleich gehalten, und doch nützlich und gut zu lesen sind.“ Die abschreckende Abtheilung des ersten Bandes „Gedichte“ hat der Herausgeber, dem einstimmigen Urtheil der Kritiker nachgebend, heuer bis auf eine einzige Nummer einschwinden lassen: eine „Festdichtung“ zum 1. April 1895 von Hrn. Emil Walther in Chemnitz, dem Dr. Kohl, welcher in derselben Stadt haust, als dem Genius loci übertriebene Verehrung zu widmen scheint. Der nicht annalistische, vielmehr gesammtbiographisch-historische Theil des Jahrbuchs bringe an erster Stelle wiederum „Urkunden und Briefe“. Von lebensgeschichtlichem Interesse sind darunter die beiden Probearbeiten Bismarcks zur Referendariatsprüfung von 1836, über Name und Zulässigkeit des Eides und über Sparsamkeit im Staatshaushalt. Ein herrlicher Brief Ranke's an den Fürsten von 1877 hat sogleich beim Erscheinen des Jahrbuchs die verdiente Aufmerksamkeit erregt. Den ganzen Rest bilden Nachträge zu älteren Werken: zunächst „Berichte und Briefe Bismarcks an Minister v. Manteuffel 1854 bis 1858“, sie ergänzen die vom Ritter v. Poschinger edirte Sammlung „Preußen im Bundestage“; sodann 48 Stücke aus der Correspondenz Leopold v. Gerlachs mit Bismarck, wodurch der 1893 anonym publicirte Briefwechsel beider wesentlich vervollständigt wird. Man erstaunt angesichts solcher Nachlese über die philologische Naivetät der früheren Herausgeber. Da Hr. v. Poschinger selbst seinem Werke schon nach zwei Jahren einen ganzen Band von Nachträgen hinzuzufügen genöthigt war, hat man jetzt, wenn man Bismarcks politische Correspondenz während der Bundestagsgesandtschaft chronologisch lesen will, die Unbequemlichkeit, je vier Bände, darunter einen — das Jahrbuch — an drei Stellen zugleich aufschlagen zu müssen. Die noch übrige Rubrik „Reden und Abhandlungen“ ist im heurigen Jahrbuch noch weit dürftiger ausgefüllt, als im vorigen. Sie zeigt dem Leser, daß der Herausgeber, was dieser selbst im Vorwort beklagt, bis jetzt noch fast gar keine „mitarbeitenden Freunde“ besitzt. Daß seine Hoffnung, deren künftig zu finden, in Erfüllung gehe, erscheint uns als Vorbedingung für die nachhaltige Lebensfähigkeit seines rühmlichen Unternehmens. Ein abgeschlossenes Werk ist um so besser, je entschiedener es das Werk eines Einzelnen ist; periodische Schriften gedeihen dagegen nur, wenn viele Stimmen darin zu Worte kommen. Diese Wirkung ist im vorliegenden Bande mittelbar erzielt durch die Polyphonie der Festreden in der Chronik; hier aber wird die Gelegenheit so bald nicht in ähnlichem Umfange wiederkehren. Also thut andere Hülfe noth, wenn das Bismarck-Jahrbuch nicht in Eintönigkeit verklingen soll.

wms. **München.** Anthropologische Gesellschaft. Sitzung am 21. Februar 1896. Prof. Dr. Joh. Ranke theilt mit, daß bei Bekanntwerden des Ueberfalles, den die wissenschaftliche Expedition des Dr. Hermann Meyer durch Indianer kürzlich erlitt, die bayerische Regierung sofort Schritte für die Sicherung des Unternehmens gethan hat. Lieutenant Stuck in Massinde machte dem Anthropologischen Institut in München Schädel und ein Skelett der Wapare und der Massai zum Geschenk. Den Hauptvortrag des Abends hielt Geheimrath v. Theist über die geschlechtlichen Verhältnisse bei den Griechen und Römern. Die Erfüllung des Geschlechtstriebes anlangend, stellten sich die Alten auf den Standpunkt: naturae convenienter vivere und sahen die Enthaltung von demselben nie als etwas Tugendhaftes an. Die Erzeugung von Nachkommenschaft galt als Bürgerpflicht, und den Hagestolzen wurde in Sparta, Athen und Rom manche Buße auferlegt, während andrerseits Ehepaare mit drei und mehr Kindern besondere Vorrechte genossen. Für den Dionysos-Dienst und andere Festlichkeiten wurden reine Jungfrauen gefordert, ebenso mußten die Vestalinnen 30 Jahre lang jungfräulich bleiben; bei einer Verschuldung wurden sie lebendig begraben. Derartige

Fälle den Foederung des Cölibats sind aber ganz vereinzelt and nicht auf griechischem Boden entstanden; im Gegentheil wurden sonst die ältesten Opfer von Mann und Frau zusammen dargebracht. Auch die Verstümmelung (Eunuchen) kam von Ostasien im 6. Jahrhundert erst zu den Griechen und von da zu den Römern. Als bestes Institut zur Regelung der geschlechtlichen Verhältnisse galt den Alten die Ehe, und zwar die Monogamie. Die letztere war auch für die Aufnahme in die Zahl der römischen Bürger maßgebend. Göttlich war ihnen die Ehe nur insofern, als sie dieselbe auch auf ihre Götter übertrugen. Aber zur Schließung derselben bedurfte es keiner Priester und zur Heiligkeit zwang kein religiöses Gesetz. Die Ehe war eben nur ein bürgerliches Verhältniß, aus dessen gesetzmäßiger Erfüllung staats- und civilrechtliche Rechte und Pflichten erwuchsen. Diese Auffassung erklärt sich aus dem ursprünglichen Besitzrecht des Herrn über Haus, Hof und Gattin, welche eben wie eine Sache aus den Händen des Vaters in die des Gatten übergegangen war. Daraus entspringt wiederum die unterthänige Stellung der Frau im Hause, welche bloß dem weiblichen Gesinde befiehlt. Bei Sophokles und Euripides beklagen sich die Frauen bitter über ihre Zurücksetzung und auch Plato verlangt für die Ehe nur körperliche und geistige Harmonie, keine Neigung der Gatten zu einander. Das Mutterrecht, das bei den Indern, Etruskern nur den Pelasgern bestand, hatte nie bei den Griechen und Römern Geltung. Zur Einhaltung der ehelichen Treue war die Frau sehr streng angehalten, während dem Mann der Umgang mit Hetären nicht ernstlich verdacht wurde. Die Scheidung war im allgemeinen sehr leicht und zur Kaiserzeit gab es in Rom Frauen, die zehn und mehr Männer gehabt hatten. Nur die freien Mädchen genossen den Schutz des Gesetzes. Die Sklaverei aber war die eigentliche Wurzel des den Griechen ursprünglich fremden Hierodulen- und Hetärenwesens. Da die Eheschließung im Alterthum neben dem staatsbürgerlichen einen wirthschaftlichen Grund hatte, so verlangte man von der Frau eine Mitgift, die in der römischen Kaiserzeit bis 200,000 M. stieg. Die Frau schied auch aus der Erbfolge des väterlichen Hauses aus. Die einzige Tochter mußte einen Geschlechtsgenossen heirathen, nur in Sparta hatte die ἐπίκληρος, die Haferbin, freie Wahl. Das ausschweifende Leben der Männer in der späten Zeit hatte nicht zum wenigsten seinen Grund darin, daß mit der Gründung der großen untheilbaren Latifundien die flügeren Söhne keinen Hausstand gründen konnten. Als bestes Alter für die Heirath sah man bei Männern das 30.—35. Jahr, bei den Mädchen die Zeit der Reife an. Der alles durchziehende Gedanke an den Staat brachte es dahin, daß die Abtreibung der Kinder über eine gewisse Zahl hinaus erlaubt und die Aussetzung der körperlich und geistig schwachen geboten war. Allen in allem betrachtet, ging das Streben der Alten dahin, die Erfüllung des Geschlechtstriebes zu regeln und zu höheren Zielen, zur καλοκἀγαθία zu führen. — Auf eine Interpellation von Prof. Dr. J. Ranke bemerkt Geheimrath a. Christ auch, daß die Jungfräulichkeit der Artemis und der Pallas Athene keine in ihrem Wesen begründete sei, sondern lediglich davon herrühre, daß die Ausgestaltung der Götter im Zusammenhang mit der jugendlichen Schönheit stattgefunden habe. In diesen Göttinnen sei also keineswegs eine Enactionirung der Jungfräulichkeit zu erblicken.

DC **Karlsruhe**, 24. Febr. Die im Spätherbst 1895 abgehaltene **Prüfung der Rechtscandidaten** ist nun, wie früher in der Zweiten Kammer, auch im **Herrenhause** Anlaß geworden zu Vorschlägen hinsichtlich der Bestimmungen über das **juristische Studium**. In jeder Prüfung sind von vierzig und etlichen Candidaten schließlich nur 20 bestanden, die übrigen theils ausgeblieben, theils durchgegangen, theils durchgefallen. Dabei zeigte sich ein auffallender Mangel an allgemeiner wissenschaftlicher Bildung. Die Ursachen dieser Mißstände sind darin zu finden, daß sich ungeeignete Elemente zum höheren Studium drängen, namentlich solche, denen es sowohl an innerem Trieb und äußerer Anregung zu einer über das nächste und dürftigste Brodstudium unbedingt hinausgehenden geistigen Thätigkeit fehlt, als an sittlichem Ernste zur Erfüllung ihrer nächsten Pflichten. Verschiedene Vorschläge zur Abhülfe wurden gemacht. Die einen wollten Prüfungsfächer (Theile des römischen Rechts, das besondere Erbrecht, Nationalökonomie und Finanzwirthschaft) beseitigen, andere die rechtshistorischen Gegenstände in einem Vorexamen, etwa nach dem vierten Semester, prüfen lassen; von dritter Seite wurden Erhöhung der Semesterzahl auf den Hochschulen und Seminarübungen während mehrerer Semester, verbunden mit Verlegung der Seminararbeiten beim Staatsexamen, für angemessen gehalten. Auch die Frage, ob nicht für Verwaltungsbeamte und Richter verschiedene Prüfungen und Prüfungsgegenstände eingeführt werden sollen, wurde aufgeworfen. Will man die beiden oben berührten Ursachen der geringen Leistungen bei dem juristischen rigorosum beseitigen, so wird nöthig sein, daß man vor allem das Examen nicht erleichtert, sondern durch Strenge zu erkennen gibt, daß zum Stande der Richter und Verwaltungsbeamten im Staate nur Personen mit genügender wissenschaftlicher Vorbildung im allgemeinen und im besonderen zugelassen werden. In zweiter Reihe wird darauf hinzuweisen sein, daß nicht die Studienzeit auf den Hochschulen nur im Vergnügen und Nichtsthun zugebracht werde, und hier wäre allerdings durch die Vorschrift abzuhelfen, an den Uebungen im juristischen Seminar der Universität sich zu betheiligen, nicht nur während eines Semesters, wie jetzt seit zwei Jahren vorgeschrieben ist, sondern während mindestens dreier Semester, und durch die Bestimmung, daß die Seminararbeiten bei der Staatsprüfung vorgelegt werden, und daß auch dem dritten und vierten Semester der Studirende sich einer Prüfung in der römischen und deutschen Rechtsgeschichte, sowie in der Rechtsphilosophie unterziehe. Eine Verlängerung der Studienzeit, die gegenwärtig sieben Halbjahre beträgt, hätte die schlimme Folge, daß der junge Mann, der nach bestandener Rechtspraktikantenprüfung erst nach drei Jahren das Referendarexamen machen darf und doch auch das Militärjahr abdienen soll — das er, wenn Seminarprüfungen und Vorexamen eingeführt werden, kaum mehr während der Universitätszeit abdienen kann, — im gewöhnlichen Verlauf erst mit dem 27. Jahre zur zweiten Prüfung käme, womit dann noch lange nicht die sofortige Anstellung erreicht zu sein pflegt. Gegen den Vorschlag, für Richter und Verwaltungsbeamte getrennte Prüfungen vorzuschreiben, bemerkte Staatsminister Nokk mit Recht, daß die Verwaltungsbeamten dem Studium der Rechtsgrundsätze nicht zu früh entfremdet werden sollten, und daß jedem Justizbeamten gut sei, wenn er einen Blick in die Staatsverwaltung gethan und sich mit dem Studium volkswirthschaftlicher Disciplinen beschäftigt habe.

γσ. **Berlin**, 20. Febr. Die „**Freie photographische Vereinigung**" veranstaltete gestern einen Projectionsabend, wo zuerst Hr. Franz Goerke Bilder aus Sylt vorführte, die für die Ausdrucksfähigkeit der Camera ohne künstliche Mittel ein glänzendes Zeugniß abgaben. Nicht als reine Maschine muß der photographische Apparat in den Händen eines Amateurs betrachtet werden, dem die Ausbildung des Auges und der Anschauung zur Freude ans Gewohnheit geworden ist, es gibt vielmehr durch die Wahl der Motive schon von der Eigenart des Denkens und Fühlens seines Benützers Kunde, dem es vor allem darum zu thun ist, den Eindruck des Auges und des Geistes möglichst genau wiederzugeben. Der Eindruck, den Sand, Düne, Haide, Wasser, das bunte Gewimmel am Badestrande machen, tritt vorerst in dem Beobachter keine feste Stimmung hervor. Erst die intimere Beleuchtung in die Einsamkeit der von elementaren Gewalten so jäh zerrissenen friesischen Inselwelt zeigt den Charakter der Dünen als durchaus nicht monoton und belebt diese eigenartige Welt von einer gewissen spröden und kalten Schönheit. 150 Sturmfluthen haben im Laufe von sieben Jahrhunderten den friesischen Inseln ihre heutige Gestalt gegeben. Mit wie großem Verlust an Menschen und deren Culturgütern dies geschehen, entnehmen wir uns den friesischen Chroniken. Noch um 1250 war der Zusammenhang der Inseln mit der schleswig-holsteinischen Küste nicht so weit zerrissen als heute. Wendinostaed und Eykum, die wir auf einer Karte aus jener Zeit noch verzeichnet finden, wurden ein Opfer der Sturmfluthen, deren Chronik hier namentlich im 17. Jahrhundert besonders wild gewesen ist. 1354 und 1364 trennte die Sturmfluth Sylt von Föhr. Sylt besitzt in seiner Mitte Geestland, während die Südspitze der Insel aus Dünensand gebildet wird, der vom Meere hier zusammengespült ward. Der Vortragende ließ zunächst die wechselnden Bilder des Strandlebens in Westerland an dem Auge der Zuhörer vorübergehen mit jenen dem dortigen Badeleben eigenthümlichen sogenannten „Strandburgen", die von Jung und Alt gegen die Fluth erbaut und oft, wenn sie kaum vollendet und auf ihnen eine Fahne aufgesteckt ist, von der Fluth überrannt werden. Den friesischen Inseln ist eigenthümlich die etwa zwischen 1300 und 1430 geschaffene Dünenbildung, wie wir sie so nur noch an der Kurischen Nehrung beobachten können. Ein Sandkorn setzt sich an die Pflanze, je mehr die Pflanzen sich ausbreiten, desto mehr vom Flugsand bleibt an ihnen haften und desto größere Widerstandskraft gewinnt die entstehende Düne dem Winde gegenüber. Die Richtung dieser Dünen, die wir auch in Schleswig-Holstein finden, ist hier süd-nördlich.

Seit 1790 etwa hat man gegen den Flugsand hier den sogenannten Sandroggen und Sandhafer zu bauen begonnen, um die entstandenen Dünen zu schützen. In früheren Zeiten sind durch die „Wanderdünen" nicht selten ganze Ortschaften zerstört worden. In den Bildern, die der Vortragende zeigte, kann die eigenthümliche Ruhe und Schweigsamkeit jener Dünenlandschaft zu vollem Ausdruck, die nur durch Möwenschaaren unterbrochen wird, und doch macht die Düne keinen monotonen Eindruck; sie bildet vielmehr in ihrer Melancholie eine gewisse Vielseitigkeit, die in den Bildern treffend zum Ausdruck kam. Das sumpfige Gebiet bei List am Nordende von Sylt war einstmals der große Königshafen, wo 1644 eine Seeschlacht zwischen der dänischen und der schwedisch-holländischen Seemacht geschlagen ward. Heute ragt in der Nähe nur noch das „rothe Kliff", aus eisenhaltigem Sandstein und Braunkohlenschichten in der Tiefe gebildet. Haidekräuter, Dünendisteln und seltene Dünenrosen stellen die Flora dieser Dünenlandschaft dar. Die 1870 bis 1872 aufgedeckten Grabhügel erzählen uns mit ihrem Inhalt an bronzenen Waffen und Schmuckgegenständen, selbst solchen von Gold, von den glücklicheren Tagen, die in langer Vorzeit diesen vom Meere umbrausten Inseln und Küsten beschieden gewesen sind. Auf Sylt selbst findet sich noch ein alter, 8—10 m hoher und 400 m langer Ringwall, dessen Bild der Vortragende zeigte und der ehemals zur Vertheidigung gedient haben mag. Auch die oft von Moos umgebenen, sauberen, mit kleinerem Giebel versehenen friesischen Bauernhäuser, die von den freien und stolzen Menschen bewohnt werden, deren heimathlicher Boden ihnen schon den ernsten, festen Charakter zu geben scheint, sind auf den Bildern treffend zur Anschauung gebracht, namentlich die Häuser des durch blühende Gärten und schattige Alleen (eine Anomalie auf der Insel) ausgezeichneten Keitum, das sehr geschützt liegt. Besonders bemerkenswerth sind die Aufnahmen des Wattenmeeres bei Ebbe, wo man die feuchten grauen Landstreifen mit ihren Resten von Fundamenten und Trümmern von Schiffen erblickt, während die Fluth hier ein bewegtes Bild des Verkehrs zur See bietet. Die bei verschiedener Beleuchtung und Bewegung der See aufgenommenen Nordseebilder fanden an den vom Vortragenden gezeigten Ostseebildern aus Bornholm eine lehrreiche und lebendige Ergänzung. — Darauf sprach Dr. Neuhauß über das von Dr. Selle in Brandenburg a. H. gefundene neue Verfahren der Photographie in den natürlichen Farben. Die Versuche, eine sorgfältige Aufnahme der Gegenstände aus der Natur zu machen, gehen bis auf den Göttinger Physiker Seebeck (1811) und auf Goethe's Farbenlehre zurück. Das Lippmann'sche Verfahren, mit dem der Vortragende sich eingehend beschäftigt hat, erfordert für die Aufnahme eines Gegenstandes eine zweistündige Expositionszeit und läßt von 25 Aufnahmen eine oder noch weniger gelingen. Nach diesem Verfahren hergestellte Bilder gibt es auf der Welt etwa 25 und es scheint wenig Hoffnung auf eine wesentliche Verbesserung der Lippmann'schen Methode zu bestehen. Die seit etwa 14 Tagen bekannt gewordenen Aufnahmen von Dr. med. Selle bezeichnen einen ganz außerordentlichen Fortschritt auf diesem Gebiete. Auf die Young-Helmholtz'sche Theorie des Sehens der Farben (Dreifarbentheorie) gestützt, macht Dr. Selle drei Aufnahmen von jedem Gegenstande auf drei Platten, die alle drei in 30—40 Secunden vollendet sind, und zwar geschieht diese Negativaufnahme auf je einer roth, einer grün und einer blau oder violett gefärbten Glasplatte. (Roth-, Grün-, Blaufilter.) Auf die weißen Stellen im Rothfilter haben dann keine rothen Strahlen, auf die weißen im Grünnegativ keine grünen, auf die weißen Stellen im Blaunegativ keine blauen Strahlen eingewirkt. Es ergibt sich daraus die Copie des Rothnegatins in einer Farbe, die kein Roth enthält, die des Grünnegatives in einer Farbe, die kein Grün, und die Copie des Blaunegatios in einer Farbe, die kein Blau enthält. Die richtigen drei Grundfarben-Lichtfilter zu finden, war eine schwierige Arbeit, ebenso die Auffindung der geeigneten Farben für die Positive; und nun endlich die Copie, die Dr. Selle auf sehr feine Bromgelatinehäutchen, die in Anilinfarben gefärbt sind, vom Negative aus herstellt, ist etwas ganz Neues, von ihm selbst gefundenes. Ebenso ist es ihm zuletzt gelungen, diese feinen, der Theorie entsprechend gefärbten Häutchen völlig mit einander zur Deckung zu bringen, so zwar, daß das ganze Bild stets selbst ein feines, auf Glas, Porzellan, Papier leicht zu übertragendes Häutchen darstellt. Die ganze Operation stellt ein rein mechanisches Verfahren dar, das in seiner Art absolut neu ist. Dr. Neuhauß zeigte die durch dieses Verfahren gewonnenen Bilder, Blumenstücke, eine Schmetterlingssammlung, auf deren Photographie besonders der Atlasglanz einiger Schmetterlingsflügel auffällt, einige wunderbar fein in allen Einzelheiten wiedergegebene Landschaftsbilder und die Photographie eines Hauses, dazu eine solche der Aurora des Guido Reni; endlich zeigte Dr. Selle selbst noch ein in den natürlichen Farben aufgenommenes Portrait, das hier zum ersten male einem weiteren Kreise bekannt gegeben ward. Diese Selle'sche Photographie eignet sich auch zur vervielfältigten Copie auf Papier, wie vorgelegte Proben bewiesen. Dr. Neuhauß betonte nlsdann, daß im Gegensatz zum Selle'schen Verfahren der Vogel'sche Dreifarbendruck, der das Negativ auf Zinkplatten bringt und abdruckt, abgesehen von dessen Zeit- und Geldkosten, wegen der schlechten Deckung der Farben schon als minderwerthiges Reproductionsverfahren zu betrachten ist; denn es kommt nicht darauf an, von einer Photographie Tausende von Abzügen im Druckverfahren herstellen zu können, sondern eine beschränkte Zahl guter Copien zu liefern.

* **Bonn.** Der unbegreifliche Beschluß der philosophischen Facultät, durch den Professor Emanuel Löwy für das laufende Studienjahr nicht wieder als außerordentlicher Professor der Archäologie bestätigt wurde, ist neuerdings durch eine zweite Abstimmung derselben Facultät mit 12 gegen 3 Stimmen aufgehoben worden, damit dem Lehrkörper eine Kraft erhalten werden, die ihm auch fernerhin zur Zierde gereichen wird.

* **Ravenna.** Die italienische Regierung hat die Reste des Theoderich-Palastes, in denen bisher die Sparcasse untergebracht war, von dieser käuflich erworben, um sie gleich den übrigen geschichtlichen Bauten der Stadt vor weiterem Verfalle zu behüten.

* **Christiania.** Hier starb am 16. Februar J. A. Friis, seit 1866 Professor der lappländischen und kwänischen Sprache an der Universität. Er war ein ausgezeichneter Kenner der nomadisirenden Volksstämme im Norden der skandinavischen Halbinsel und Finlands. Grundlegend sind sein Wörterbuch der lappländischen Sprache und seine vorzüglichen Karten über Ausbreitung und Vertheilung der Sprache und Nationalitäten in Finnmarken.

* **Riga.** Die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostsee-Provinzen Rußlands beabsichtigt, zur Zeit des X. archäologischen Congresses, der in Riga vom 1. bis 21. August d. J. stattfinden soll, eine Ausstellung von prähistorischen Alterthümern der Ostsee-Provinzen und von künstlerisch werthvollen Goldschmiede-Arbeiten zu veranstalten. Namentlich soll die Ausstellung prähistorischer Alterthümer den Zweck haben, einen möglichst vollständigen Ueberblick über die vorhandenen Bestände zu geben, damit die Möglichkeit geboten werde, viele bis heute noch nicht aufgeklärte archäologische Fragen ihrer Lösung näher zu führen.

* **St. Petersburg.** Der Russischen Astronomischen Gesellschaft ist die Erlaubniß zur Herausgabe eines eigenen Organs ertheilt worden, das ohne Präliminiercensur unter der Redaction des Adjunct-Astronomen des Observatoriums in Pulkowo erscheinen wird. — Wie der „Sibirski Westn." mittheilt, ist die Eröffnung eines technologischen Instituts in Tomsk als gesichert zu betrachten, da der Minister der Volksaufklärung den von der örtlichen Stadtverwaltung angewiesenen Platz für den Bau des erforderlichen Gebäudes mit Dank angenommen hat.

* **New-York.** Oswald Ottendorfer, der Besitzer der „New-Yorker Staatszeitung", der in diesen Tagen seinen 70. Geburtstag feierte, hat zwar durch seine Zeitung die deutsche Politik oft heftig bekämpft, sonst aber doch viel für das Deutschthum gethan; in Ameika hat er deutsche Hospitäler, Schulen und Lehrerseminare, vor allem aber die „Ottendorfer branch" der New-Yorker Freibibliothek gestiftet, im Heimathlande die großartige „Ottendorfer Freie Volksbibliothek" in Zwittau, dem mährischen Städtchen, in dem er geboren ist. Diese Bibliothek blickt jetzt auf eine dreijährige segensreiche Wirksamkeit zurück, die sich zunächst auf das Städtchen selbst erstreckt hat; dessen 8000 Einwohner lesen jährlich 55,000 Bände guter unterhaltender und belehrender Bücher und haben Gelegenheit, im Vortragssaale der Bibliothek jährlich über zwanzig Vorträge hervorragender Künstler und Gelehrten zu hören. Alle Einrichtungen der Bibliothek, Büchergestelle, Katalage, Ausleiheapparate u. s. w. sind nach den bewährtesten amerikanischen Mustern eingerichtet. Sieben Bücherbenutzungen kommen, wie man sieht, jährlich auf jeden Einwohner von Zwittau, und diese Zahl ist stehend geblieben; der Antheil der gelesenen belehrenden Bücher hat sich gehoben von 8 Procent auf 12 Procent: dank dem vorzüglichen Katalog, der, praktisch und jedem Laien verständlich, einen bequemen Schlüssel gibt zu den geistigen Schätzen der Bibliothek.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 26. Februar. Nummer 47.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Stimmungen und Wünsche im Elsaß. — Etwas vom Rosenöl. Von Dr. Kreusner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Stimmungen und Wünsche im Elsaß

am 26. Februar 1896.

u. Der demokratische Geist unsres Zeitalters zeigt sich nirgends deutlicher als in der Beurtheilung territorialer Veränderungen der Staaten. Wenn in früheren Jahrhunderten ein Stück Landes seinen Herrn wechselte, so dachte niemand daran, das lebende Inventar dieses Gebiets nach seiner Meinung über den Wechsel zu fragen. Die Unterthanen selbst ertrugen das Verhängniß, wie man ein Naturereigniß hinnimmt. Was der Erwerber bezweckte, war die Vermehrung seiner Einkünfte und des Menschenmaterials für seine Heere, der Besitz fester Plätze, die Abrundung und bessere Vertheidigungsfähigkeit seines Gebiets. Das Bedürfniß, von den neuen Unterthanen mit Freuden begrüßt zu werden, ihre Liebe zu gewinnen, wurde gewiß nicht von Ludwig XIV., schwerlich von Friedrich dem Großen empfunden, und noch die Diplomaten des Wiener Congresses erledigten ihre territorialen Handelsgeschäfte ohne Rücksicht auf die Wünsche und Bedürfnisse der Völker. Diese Gleichgültigkeit gegen die Gefühle der Bewohner eines Gebiets ist uns heute unbegreiflich. So fest hat sich die Ueberzeugung eingelebt, daß die Staaten um der Völker willen bestehen, daß nicht das Volk einem undekannten Staatszwecke nnd einer unpersönlichen Staatsmacht dienen soll, sondern daß vielmehr die Interessen und Bestrebungen des Volkes den Zweck des Staats und den Beruf des Herrschers bestimmen. Daher die allgemeine Mißbilligung von Eroberungen im Stile früherer Jahrhunderte. Wenn heute eine Bevölkerung wider ihren Willen den Herrscher zu wechseln genöthigt wird, so wird dies als eine Anomalie empfunden, deren Beseitigung durch eine baldige Umstimmung der Bevölkerung unerläßlich scheint. Hieraus erklärt sich die nervöse Spannung, mit welcher die öffentliche Meinung Deutschlands seit 25 Jahren die Aeußerungen der Volksstimmung im Elsaß verfolgt. In Momenten großer Unzufriedenheit mit den Annectirten konnte wohl im Unmuthe die Ansicht laut werden, daß die Reichslande nicht um ihrer Bewohner willen annectirt seien, sondern als Glacis der Festungen Straßburg und Metz, daß daher die Gesinnung der Annectirten uns gleichgültig seiu könne, wenn nur die deutsche Herrschaft nicht durch Thaten bedroht werde. So betrachtet war die Aufgabe der deutschen Verwaltung sehr leicht. Denn es gibt keinen Volksstamm in Deutschland, der so leicht zu regieren wäre, dem jeder Gedanke eines thatsächlichen, auch nur passiven, Widerstands gegen die bestehende Staatsgewalt so undenkbar wäre, wie den Elsässern und Lothringern. Aber jede Regierung im Reichslande hat sich ein höheres Ziel gesteckt, das Ziel nämlich, daß die Bevölkerung des Landes auch in ihrer Gesinnung wieder deutsch werden müsse. Und das eigentlich Interessante bei dem Rückblicke, zu welchem der 26. Februar auffordert, ist gerade dies: daß man hier etwas lernen kann für die Beantwortung der Frage, ob überhaupt der moderne demokratische Staat etwas vermag nicht nur über die Leiber und die Geldbeutel, sondern auch über Geist und Herz seiner Unterthanen, ob er die Mittel besitzt, sich ein Volk, wie er es bedarf, zu erziehen, Cultur und Gesinnung, ja die ganze Weltanschauung des Volkes nach der ihm innewohnenden Idee zu gestalten, oder ob er diese geistigen Dinge nehmen muß, wie sie sind, und sich nur der Gunst des Himmels befehlen kann.

Ein nüchternes Urtheil über die Grenzen dessen, was der Staat kann, ist die Bedingung gerechten Urtheils über politische Leistungen. Als die an Mißerfolgen reichste Zeit der deutschen Verwaltung in Straßburg erscheinen dem Rückblickenden die 6 Jahre, in denen der Feldmarschall v. Manteuffel an ihrer Spitze stand. Und gerade er hatte sich so viel vorgenommen und hegte keinen Zweifel, daß ihm die moralische Eroberung des Landes in kurzer Zeit gelingen müsse. Wir wissen jetzt aus den Erinnerungen des verstorbenen Oberpräsidenten v. Ernsthausen, daß Manteuffel sich schon in Königsberg zu der Ansicht bekannt hatte, es sei die Aufgabe der Verwaltungsbehörden, „Geist zu machen", d. h. Mittel zu finden, um die Gesinnung der Bevölkerung nach den Wünschen der Regierenden zu gestalten. Das große Publicum am Biertische und in der Tagespresse ist offenbar mit diesem Princip einverstanden: wenn eine Reichstagswahl im Sinne des Protests ausfällt oder sonst ein ungünstiges Symptom der öffentlichen Stimmung aus dem Reichslande bekannt wird, so kann man regelmäßig die Folgerung hören, daß die Ursache nur in Fehlern der Regierung liegen könne. Die Fähigkeit und den Beruf des Geistmachens schreibt man allgemein der Regierung zu und nur über die rechten Mittel wird disputirt, indem je nach dem Temperament der Urtheilenden und nach den zuletzt gemachten Erfahrungen Härte oder Milde, ein flottes Säbelregiment oder charakterloses Nachgeben gegenüber den Wünschen der Bevölkerung empfohlen wird.

Nun ist es zwar ein trivialer Satz, aber doch eine wichtige Wahrheit, daß man die Menschen zur Liebe nicht zwingen kann. Deßhalb ist es von vornherein unwahrscheinlich, daß die Regierung eine Umgestaltung von Gefühlen der Bevölkerung durch direct auf dieses Ziel gerichtete Mittel herbeiführen könne. Die Erziehungsmittel des Staates sind die nationale Schule und das Heer. Die Disciplin des Heeres ist so fest und sein Ansehen so groß, daß thatsächlicher Widerstand gegen Gesetz und Obrigkeit im Deutschen Reiche nur dem Wahnsinn möglich scheint. Davon ist auch der Elsässer, der gedient hat, tief durchdrungen. Aber daß der Heeresdienst nothwendig Vaterlandsliebe und Königstreue erzeuge, kann man Angesichts unsrer Socialdemokratie kaum behaupten. Die Schule leistet viel, wo sie mit dem Hause zusammenwirkt. Wo aber die Grundsätze und Gefühle, die der Lehrer predigt,

Digitized by Google

im Widerspruch stehen mit der täglichen Rede des Vaters, mit dem Geiste des Hauses, da fallen seine Lehren auf unfruchtbaren Boden. Es gibt im geistigen und sittlichen Leben des Volkes nur eine Großmacht, das ist die Familie, denn sie ist das natürliche Organ der Ueberlieferung. Wie Geist und Leib eines sind in der reellen menschlichen Persönlichkeit, so sind die leibliche Fortpflanzung und die Ueberlieferung geistiger und sittlicher Anschauungen durch die Natur unsres Geschlechts unauflöslich verbunden. Die katholische Kirche, deren ungeheure Erfolge in der Beherrschung der Massen unser Erstaunen erregen, ist, was sie ist, durch die Familie. Man muß das katholische Bauernhaus, die katholische Arbeiterfamilie kennen, um die Macht dieses Geistes in unserm öffentlichen Leben zu würdigen. Im Hause sind die Quellen geistiger Macht, volksbeherrschender Anschauungen und Ueberzeugungen. Gegen diese Macht vermag die Schule nichts.

Nun hat aller Patriotismus eine doppelte Seite, eine ideale, dem religiösen Glauben verwandte, welche wie dieser in der Ueberlieferung wurzelt, und eine realistische, praktische, die berechnende Erwägung der Vortheile, welche der Staat uns bietet. Ohne jene reine Hingabe, ohne den begeisterten Cultus des patriotischen Ideals ist die Nation krank und moralisch gelähmt. Aber wenn diese Stimmung an nationalen Feiertagen unsre Herzen erhebt, so sorgt das Alltagsleben reichlich dafür, daß auch das kaufmännische Abrechnen mit dem Staate, die Vergleichung dessen, was er uns bietet, mit dem, was er fordert, zu Worte kommt. Und es ist idealistische Ueberspannung, das zu tadeln. Denn der Staat ist nicht Gott, er dient menschlichen, irdischen Zwecken und muß sich gefallen lassen, daß seine Leistungen im Blick auf seinen Zweck und seine Mittel geprüft werden. Das Eigenthümliche nun des Zustandes, in welchem sich die Elsässer seit 25 Jahren befinden, ist dies, daß für sie jener ideale Patriotismus eine psychologische Unmöglichkeit ist. Dieser wurzelt, wie gesagt, in der Ueberlieferung und gerade diese ist ja durch das Ereigniß des Jahres 1871 durchschnitten. Die wenigen gebildeten, protestantischen Elsässer, welche damals noch deutsch fühlten und die Annexion als das Ende der Fremdherrschaft begrüßten, verdienen unsre wärmste Anerkennung und ein dankbares Andenken für alle Zeiten. Aber ihre Zahl war so klein, daß jedermann ihre Namen kennt. Von der Bevölkerung des Elsaß im ganzen muß gesagt werden, daß die zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft die ruhmvollen Erinnerungen des deutschen Elsaß zerstört hatten und daß die im Volke lebendige Ueberlieferung französisch war. Daher waren die politischen Idealisten des Elsaß die Männer des Protests, und die einzige zunächst erreichbare Umwandlung in der öffentlichen Stimmung war die Abwendung von diesem Idealismus, der Sieg der nüchternen Erkenntniß, daß sich auch im Deutschen Reiche leben lasse und daß man gut thue, sich in dem neuen Hause, welches man wider Willen beziehen mußte, so bequem als möglich einzurichten. Diese Gesinnung kennt keine Begeisterung und hat nichts Anziehendes. Sie ist prosaisch, fast abstoßend wie eine Vernunftheirath, aber in einer Bevölkerung, deren patriotische Ueberlieferung gewaltsam zerrissen wurde, ist sie für lange Zeit das einzig Mögliche.

Das Verhältniß des Elsaß soll, so hoffen wir, nicht immer diesen Charakter einer kalten Vernunftehe behalten. Aus dem ungebrochenen Leben der Volkssprache wird sich der deutsche Geist bei ruhiger, aber bestimmter Abweisung fremdländischer Einflüsse zu neuem Bewußtsein seines eigenen Wesens und Werths erheben. Er wird allmählich die Wirkungen einer zweihundertjährigen Fremdherrschaft verwinden und seine wahre Heimath wiederfinden. Aber dieses Ziel kann nur die stille Wirkung der Zeit erreichen. Es erfordert einen Heilungsproceß der Natur, für dessen Beschleunigung menschliche Weisheit wenig thun kann. Erschwert ist die Neubelebung deutscher Ueberlieferung im Elsaß dadurch, daß diese Provinz nicht mit einem deutschen Staate, sondern mit einem überwiegend reinfranzösischen Lande zu einer politischen Einheit verbunden wurde. Elsässer und Lothringer sind grundverschiedene Menschen, die keinerlei natürliche Sympathie kennen. Was sie einigt, ist nur die gemeinsame französische Ueberlieferung, die sich vor 25 Jahren in dem Protest gegen die Annexion aussprach und jetzt in einer starken Abneigung gegen deutsche Einrichtungen, einer hartnäckigen Vertheidigung jedes Rests von französischem Wesen innerhalb des Landes zum Ausdruck kommt. Die Seele dieses unnatürlichen Staatsgebildes wird immer undeutsch bleiben. Denn das Widerstreben gegen die Verschmelzung mit Deutschland ist die Klammer, welche die beiden ohne dies auseinanderstrebenden Theile zusammenhält. Man darf von den Bürgern dieses Staats nicht mehr als ein loyales Verhalten verlangen.

Uebersieht man nun aus diesem Gesichtspunkt der politischen Nützlichkeit die 25 Jahre deutscher Verwaltung, so springt in die Augen, daß die durch Besitz ausgezeichneten Bewohner des Landes bei jeder seiner Regierungen ein sehr weitgehendes Entgegenkommen gefunden haben. Sie wissen dies auch und sprechen es nur deßhalb nicht aus, weil ein kluger Geschäftsmann sein Glück niemals rühmt, um nicht in weitergehenden Forderungen behindert zu sein. Die Regierung befolgte die Politik des Hausbesitzers, welcher vor allen Dingen die Bewohner der Beletage zufriedenstellt, deren Unzufriedenheit leicht laut wird und Widerhall erregt, überzeugt, daß dann im ganzen Hause Ruhe herrschen werde: die Bewohner der geringeren Quartiere und besonders der Kellerräume sind ja froh, überhaupt ein Obdach gegen Sturm und Regen zu haben. Das französische Notabelnwesen, dessen Princip die politische Werthschätzung des Menschen nach seinem Besitze ist, wurde von der deutschen Verwaltung nicht nur in der Praxis der Behörden festgehalten, sondern durch die Bildung des Staatsraths und die Zusammensetzung des Landesausschusses zu einer gesetzlichen Institution ausgebildet, für die es in keinem Staate der Gegenwart ein Gegenbild gibt. Durch dieses innige Einvernehmen und stete Zusammenarbeiten mit den Notabeln ist ohne Frage mancher Mißgriff vermieden worden, dem die sich selbst überlassene Bureaukratie ausgesetzt gewesen wäre. Es ist auch dadurch in der Pflege des Volkswohls, in der dem Materiellen zugewandten Verwaltung viel Nützliches erreicht worden. Andrerseits hat die völlige Entfernung von dem demokratischen Zuge der Zeit Gutes gehindert und Gefahren für die Zukunft heraufbeschworen. Den Notabeln zuliebe verharrte die Regierung in der Abwehr des deutschen Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz, welcher bei allen Mängeln doch die erste aller socialen und nationalen Forderungen, daß ein deutscher Bürger in einer deutschen Gemeinde bei dringender Noth die unentbehrlichste Hülfe finden muß, anerkennt und befriedigt. Vor einigen Jahren konnte man in den Zeitungen lesen, daß in einem Vogesendorfe eine verzweifelte Wittwe erst ihre fünf kleinen Kinder und dann sich selbst getödtet hatte. Solche Zustände der öffentlichen Armenpflege bilden keinen Ruhmestitel für die deutsche Regierung des Landes. Durch seine Steuergesetzgebung ist das Reichsland das Paradies der Rentner geblieben. Auf die Schaffung einer Kreisordnung, die regelmäßige organisirte Mitarbeit gewählter Vertreter des Volks bei der Verwaltung mußte verzichtet werden, weil die Notabeln die Selbstverwaltung nicht lieben. Sie mögen nicht die Verantwortlichkeit und gelegentliche Gehässigkeit des Regierens mit den Berufsbeamten theilen, sondern wünschen diese in unsichtbarer, uncontrolirbarer Weise zu beeinflussen. Un-

Digitized by Google

vermeidlich mußte dieſe Pſeudoariſtokratie des Notabelnweſens in den breiten Maſſen des Volks eine demokratiſche Reaction hervorrufen. Eine ſehr ſcharfe Luft weht in der klerikalen Preſſe, welche die agrariſchen Intereſſen vertritt und das katholiſche Landvolk beherrſcht. Der Socialdemokratie hat die Regierung ihr eigenes Organ im Lande genommen, aber die badiſche Preſſe hat Erſatz geſchafft, und die Erfolge der Partei bei den Wahlen ſind offenkundig. In letzter Zeit hat ſich noch eine rein demokratiſche, franzöſiſch gefärbte, Oppoſition aufgethan, die zur Zeit über geringe Kräfte verfügt, aber offenbar gerade in denjenigen Kreiſen des Kleinbürgerthums, welche auf deutſchen Schulen gebildet ſind, Verbreitung findet: ſie iſt ein Proteſt der Spießbürger gegen die Alleinherrſchaft der Notabeln. Dieſe Elemente kommen mit Ausnahme des Klerikalismus in dem „Rentnerparlamente“, wie die ſocialdemokratiſchen Zeitungen den Landesausſchuß nennen, nicht zu Worte. Die Regierung kann ſie ignoriren: aber ſie entbehrt auch der Vortheile, welche jede Nöthigung oppoſitioneller Parteien zu poſitiver politiſcher Arbeit bietet. Und unmöglich kann die Zuſammenſetzung des Landesausſchuſſes für alle Zeiten bleiben, wie ſie iſt. An Stelle der Vertretung der Bezirkstage und der Gemeinderäthe muß ſchließlich einmal eine irgendwie geartete Volksvertretung kommen. Die bedenklichen Folgen des bisherigen Syſtems werden ſich dann zeigen.

Was die oppoſitionelle Preſſe zur Zeit fordert, iſt die „Aufhebung der Ausnahmegeſetze“. Darunter verſteht man bald einzeln, bald zuſammen dreierlei: den ſogenannten Dictaturparagraphen, die Fortdauer der franzöſiſchen Preßgeſetzgebung und die eigenthümliche ſtaatsrechtliche Stellung des Landes im Reiche.

Der Dictaturparagraph wird ſeit Jahren nur noch zur Bekämpfung der Socialdemokratie angewendet. Das elſäſſiſche Organ der Partei wurde auf Grund dieſes Paragraphen unterdrückt und einige Zeit darauf dem „Offenburger Volksboten“, welcher die Vertretung der elſäſſiſchen Angelegenheiten übernommen hatte, der Eintritt in das Reichsland verboten. Zur Zeit wird dies ſelbe Geſchäft durch die in Mannheim erſcheinende „Volksſtimme“ beſorgt — eine Unbequemlichkeit für die Genoſſen, aber kaum mehr. Es iſt für keine Regierung möglich, auf Grund einer discretionären Gewalt, die ihr für Ausnahmefälle gegeben iſt, eine politiſche Partei conſequent und ſyſtematiſch zu bekämpfen, wie dies unter der Herrſchaft des Socialiſtengeſetzes geſchah. Die Anwendung des Dictaturparagraphen iſt eine energiſche Meinungsäußerung der Regierung, eine Demonſtration, die unter Umſtänden nicht ohne Nutzen ſein kann. Ein wirklich werthvolles Werkzeug in dem Regierungsapparat iſt dieſer Paragraph nicht und zur Beſeitigung eines ſchädlichen Gährungsmotivs in der öffentlichen Stimmung, zur Erleichterung des natürlichen Heilungsproceſſes wird die Regierung gut thun, dieſe Waffe bei guter Gelegenheit abzulegen. Es iſt einer der Fälle, die in der Politik nicht ſelten ſind, wo eine an ſich wenig bedeutende Sache durch ihren Namen verhängnißvoll wird. Die bloße Vorſtellung, daß in tiefſtem Frieden ohne irgend welche einleuchtende Urſache Momente eintreten können, in welchen die Herrſchaft der Geſetze ſuspendirt iſt und der Wille nicht etwa eines Erbmonarchen, ſondern eines hochgeſtellten Beamten unbeſchränkt waltet, iſt für eine weſteuropäiſche Bevölkerung auf die Dauer nicht zu ertragen.

Ebenſo ſteht es mit der Fortdauer der franzöſiſchen Preßgeſetzgebung. Es iſt kein beglückender Gedanke für die Elſäſſer, daß ſie in ihrer Zwiſchenſtellung zwiſchen Frankreich und Deutſchland von den Fortſchritten der Geſetzgebung in beiden Ländern ausgeſchloſſen ſind, daß eine ruhige, geſetzliebende Bevölkerung als Object dienen muß, an welchem die ſonſt vom Erdboden verſchwundenen Geiſteswaffen des napoleoniſchen Deſpotismus von einer eifrigen Bureaukratie mit ſchlagfertiger Gewandtheit gehandhabt werden. Tocqueville erzählt, wie ihm während des Kaiſerreichs auf der Rückkehr von einer deutſchen Reiſe bei der Ueberſchreitung der Grenze die Allgemeine Zeitung confiscirt wurde, und fügt mit wehmüthiger Bitterkeit hinzu: „j'arrivais dans ma patrie“. Seitdem ſind 40 Jahre vergangen, und die Befugniß der Regierung, jedes ausländiſche Preßerzeugniß an der Grenze zurückzuweiſen, beſteht im Reichslande noch heute. Ja dieſe Beſtimmung wurde zu Zeiten ſelbſt gegen altdeutſche Zeitungen angewendet: im Intereſſe der Cenſur ſchien es nicht bedenklich, auch das neue Vaterland der Elſäſſer als Ausland zu behandeln. Buchhändler und Buchdrucker müſſen noch Eide ſchwören und ſich über ihre Anhänglichkeit an die Dynaſtie ausweiſen. Eine Modiſtin, welche das Eintreffen einer Sendung von Frühlingshüten ihren Kunden durch Circular mitzutheilen wünſcht, muß die Erlaubniß hiezu auf einem Bogen Stempelpapier durch Vermittelung des Bürgermeiſters und des Kreisdirectors bei dem Bezirkspräſidenten nachſuchen. Die Uebertretung dieſer Vorſchrift zieht nicht etwa Geldſtrafe, ſondern Gefängnißſtrafe nach ſich. Alle dieſe wunderlichen Dinge ließen ſich begreifen, wenn man einen Nutzen für die Verwaltung des Landes erkennen könnte. Aber die oppoſitionelle Preſſe des Landes iſt im Hetzen gegen die Regierung ungehindert und die Geſetze, welche ihren Muth dämpfen ſollten, dienen ihr nur als willkommener Brandſtoff, um ihr Feuer zu ſchüren. Den klerikalen Blättern wäre die Hälfte ihres Stoffs genommen, wenn ſie nicht mehr gegen die Ausnahmegeſetze wettern könnten.

„Gleichſtellung des Landes mit den deutſchen Bundesſtaaten“ iſt die Forderung gerade derjenigen Mitglieder des Landesausſchuſſes, deren politiſche Zuverläſſigkeit am meiſten außer Frage ſteht. Es iſt eine Forderung, deren Erfüllung die Landesregierung durch Hrn. v. Moeller und den Feldmarſchall v. Manteuffel für ihr eigenes Programm erklärt hat. Der jetzige Reichskanzler und ſein Nachfolger haben ſich gehütet, dies Verſprechen zu wiederholen. In der That iſt gerade dieſe Forderung thatſächlich unerfüllbar. Die Staatsgewalt im Reichslande ſteht dem Reiche zu und wird vom Kaiſer ausgeübt. Es iſt unmöglich, dieſe Fundamente der Verfaſſung zu ändern, ohne das Verhältniß Preußens zu den übrigen Bundesſtaaten zu ändern. Wird das Reichsland Bundesglied, ſo müſſen diejenigen Rechte, welche der Kaiſer jetzt namens des Reiches ausübt, ſeine eigenen Rechte werden. Die gewünſchte Gleichſtellung des Reichslandes mit den Bundesſtaaten wäre alſo thatſächlich die Perſonalunion mit Preußen und die Stimmen des neuen Bundesſtaates im Bundesrathe würden eine Verſtärkung der preußiſchen Stellung ſein. Bei der Abneigung, der jede Verſchiebung der Machtverhältniſſe im Reiche zu Preußens gunſten bei den Mittelſtaaten begegnen muß, kann deren Zuſtimmung zu ſolchen Projecten ſchwerlich erwartet werden. Andrerſeits kann niemand dem König von Preußen zumuthen, auf die thatſächliche Herrſcherſtellung im Reichslande, welche ihm die gegenwärtige Verfaſſung bietet, zu gunſten eines andern Herrſchers zu verzichten. Es iſt alſo kein Weg zu ſehen, wie die autonomiſtiſchen Ideen vollkommen zur Ausführung kommen ſollten. Das gute Einvernehmen zwiſchen den verbündeten Regierungen iſt wichtiger als die Befriedigung der Autonomiſten. Die unverkennbaren Mängel in der gegenwärtigen Stellung des Reichslandes ſind der Preis dafür, daß Elſaß und Lothringen nicht mit andereu deutſchen Bundesſtaaten, ſondern mit einander zu einem beſonderen halbſouveränen Staatsweſen verbunden ſind. Bleibt aber das Land Reichsland, ſo iſt auch die völlige Ausſchließung der Reichsgeſetzgebung von den inneren Angelegenheiten dieſes Staatsweſens undenkbar.

Andernfalls wäre das „im Namen des Reichs“ vor den kaiserlichen Erlassen und den Landesgesetzen ein leeres Wort. Es wäre gewiß richtig, die Unerfüllbarkeit der autonomistischen Ansprüche ruhig auszusprechen und eine Agitation dafür als aussichtslos festzustellen.

Wenn man in Deutschland der Regierung des Reichslandes die Aufgabe stellt, zu germanisiren, den Sieg deutschen Volksthums innerhalb der Reichsgrenze durchzusetzen, so begegnet gerade diese Aufgabe innerhalb des Reichslandes einem zwiefachen Widerspruch. Einerseits kämpft der größte Theil der Lothringer für die Erhaltung der Muttersprache. Es ist ein Kampf, der die edelsten Kräfte der Menschennatur herausfordert und daher nothwendig mit heißer Leidenschaft gekämpft wird. Im deutschen Elsaß aber hat sich durch die Fremdherrschaft die Irrlehre ausgebildet, daß der mangelhafte Besitz zweier Sprachen, durch den man sich den Spott beider Nachbarn zuzieht, der Beherrschung der Muttersprache vorzuziehen sei und daß die Elsässer für ihre traurigen Sprachzustände als für ihr höchstes geistiges Gut kämpfen müßten. Das Aufkommen dieser Irrlehre ist ein Zeichen weit vorgeschrittener Entartung des Volksthums, denn sie zeigt, daß das Volk schon das Gefühl dafür verloren hat, was es an der Muttersprache besitzt. Die deutsche Verwaltung könnte natürlich kein todeswürdigeres Verbrechen begehen, als wenn sie auf diese Neigungen einginge. Sie ist hierin immer fest geblieben und hat den einsprachigen Charakter der Volksschule nicht antasten lassen. Den Dank dafür kann sie erst von einer späteren Generation von Elsässern erwarten. Dieselbe Regierung aber, welche diese unzweifelhaft richtigen Grundsätze gegen verwelschte Elsässer und Deutschlothringer vertheidigt, kann unmöglich das gute Recht der französischen Lothringer verkennen, die für ihre Muttersprache kämpfen. Hat sie den Beruf und hat sie die Mittel, sie zu germanisiren? Sie verfügt in der Volksschule über 7—8 Jahre. Durch Einführung des deutschen Unterrichts kann das mechanische Einlernen einzelner deutscher Worte und Redensarten erreicht werden. Aber dieser Gewinn wird bald verloren sein. Was dagegen bleibt, ist die Schädigung der Erlernung der Muttersprache und damit des ganzen Ergebnisses des Unterrichts, schließlich also eine Herabsetzung der gesammten Volksbildung, die keine Ehre für die Unterrichtsverwaltung ist. Die jungen Männer machen, wenn sie dienen, eine neue deutsche Schule durch, die dann von großem Werth sein kann. Aber da diese Schule bei den Frauen fehlt, so werden die Mütter ihr für das ganze Leben Ausschlag gebendes Amt immer wieder im Dienste der französischen Sprache antreten. Die Germanisirung ist eine Sisyphusarbeit und muß es bleiben. Die Deutschen sind mehr als andere Völker der doctrinären Uebertreibung an sich richtiger Principien ausgesetzt. Weil wir unter dem Zeichen des Nationalitätsgedankens einig und stark geworden sind, deßhalb verlangen unsre Doctrinäre, daß die Sprachgrenze sich überall mit der Reichsgrenze decken oder dieses Ziel wenigstens mit aller Kraft angestrebt werden solle. Die Geschichte kennt keine solche Principienreiterei. Ueberall bilden sich Grenzen aus ganz anderen Gesichtspunkten als denen der reinlichen Scheidung verschiedener Sprachgebiete. Der Staat hat schlechterdings nicht die Mittel, einem Volksstamme seine Muttersprache zu rauben, und eine vernünftige Regierung erstrebt das gar nicht. Aber ein starker und gesunder Staat kann es sehr gut vertragen, daß in einem kleinen Grenzgebiete eine andere Sprache gesprochen wird als die Volkssprache. Wäre dem deutschen Reiche die französische Sprache einiger Hunderttausend Lothringer unerträglich, so wäre diesen die deutsche Herrschaft unerträglich. Keines von beiden ist der Fall. Auf beiden Seiten kann man sich bei dem beruhigen, was nicht zu ändern ist, und kann sich wohl dabei befinden.

Die Pflicht der Regierung ist also schon vorgezeichnet: entschiedene Abweisung aller Forderungen nach Zweisprachigkeit in den deutschen Theilen des Landes und unbedingte Toleranz des Französischen ohne den Versuch der Germanisirung in den französischen Landestheilen. Natürlich können an der Sprachgrenze Verhältnisse eintreten, welche diese Unterscheidung unmöglich machen und locale Concessionen an die parallele Ausbildung in beiden Sprachen fordern. Es ist auch gewiß berechtigt, wenn bei einer zweifelhaften Lage, z. B. in den kleinen französischen Enclaven in einigen Vogesenthälern, zu gunsten der deutschen Sprache durchgegriffen wird. In solchen Fällen ist auch ein Erfolg denkbar. Aber das sind Ausnahmen, die die Regel nur bestätigen. Die größte Calamität in den Sprachverhältnissen des Elsaß ist die Thatsache, daß namentlich in dem industriellen Oberelsaß die Sprachgrenze die Bewohner desselben Gebiets nach deren Bildung und gesellschaftlicher Stellung scheidet. Selbstverständlich ist hier jede Concession an die Liebhaberei der sogenannten guten Gesellschaft zum Nachtheil der Volkssprache ausgeschlossen. Nur eine deutsche Erziehung der Jugend kann den wohlhabenden und gebildeten Familien ihre gesellschaftliche Stellung und ihren politischen Einfluß erhalten, darüber darf kein Zweifel bestehen. Aber die Frage der Erziehung ist unauflöslich verbunden mit der der Nationalität. Zum großen Unglück gibt unser Indigenatsgesetz jedem Vater die Möglichkeit, seine Söhne, ehe diese das 17. Lebensjahr vollenden, zu Ausländern zu machen, und fordert daher die fortgesetzte Option für Frankreich geradezu heraus. Und diese Aussicht bestimmt schon die Erziehung der Knaben. In den reichen Familien von Mülhausen denkt kein Mensch an die Nothwendigkeit, den Kindern eine deutsche Erziehung zu geben. Schon die deutsche Schule verliert, was später dem deutschen Heere entgehen wird. Unsre Indigenatsgesetzgebung erfüllt über Bitten und Verstehen die Wünsche derjenigen Elsässer, welche die bestehende Ordnung als ein Provisorium betrachten und auf die Wiedervereinigung mit Frankreich warten. Die Regierung hat nach beschämenden Erfahrungen seit dem Jahre 1884 sich bemüht, die Emigranten von militärpflichtigem Alter fern zu halten. Vor vollendetem 45. Lebensjahre dürfen sie nicht ohne Erlaubniß heimkehren. Diese Absperrung wird als eine große Härte empfunden. Nicht ohne Grund sagen die Eltern: warum bestraft man uns auf die empfindlichste Weise, weil wir ein Recht ausüben, welches uns das deutsche Gesetz gibt? Thatsächlich sind häufige Ausnahmen von der Regel unvermeidlich. Zudem garantirt der Niederlassungsvertrag mit der Schweiz denjenigen Emigranten, die Schweizer geworden sind, freien Verkehr im Reiche und läßt nur eine Beschränkung der dauernden Niederlassung zu. Wenn zudem die Emigranten nach Ablauf des militärpflichtigen Alters, also mit 45 Jahren, dauernd zurückkehren, so hindert sie nichts, dasselbe Spiel mit ihren Kindern von vorn anzufangen. Eine Frage, die längst gelöst sein sollte, wird dadurch verewigt. Wenn die deutsche Regierung der Bevölkerung zum Bewußtsein bringen will, daß sie das Elsaß für alle Zeit festhalten will, so wäre es jetzt nach 25 Jahren endlich Zeit, unser Indigenatsgesetz dahin zu ändern, daß, wie in Frankreich, eine rechtswirksame Auswanderung vor Erfüllung der Wehrpflicht nur mit Erlaubniß der Regierung möglich ist. Daß dies bald geschehe, ist zwar nicht der Wunsch der Elsässer, aber ein Wunsch, den jeder Freund des Landes hegen muß. Denn auch für die Elsässer ist es dringend zu wünschen, daß sie von der Qual der Nationalitätswahl, die ihnen das deutsche Gesetz auflegt, endlich befreit und mit der Sicherheit und Freudigkeit erfüllt werden, welche jede klar vorgeschriebene Weisung der Pflicht verleiht. Es werden dann eine Anzahl unversöhnlicher Familien auswandern zu

Digitized by Google

ihrer Befriedigung und unsrer Erleichterung und eine neue Generation gebildeter Elsässer wird nach abermals 25 Jahren deutsch erzogen sein und auf dem Boden des Reiches stehen.

Es gibt eine deutsche Politik im Elsaß, in der sich die Regierung mit der entschiedenen Majorität der Bevölkerung zusammenfinden kann. Daß dem so ist, darf an dem Erinnerungstage der Friedenspräliminarien von Versailles mit Befriedigung ausgesprochen werden. Das muthige und entschlossene Fortschreiten auf dem Wege, welchen diese Politik weist, ist die Forderung dieses Tages.

Etwas vom Rosenöl.

Als Königin der Blumen gilt von altersher unbestrittenermaßen die Rose. Wenn die heutigen Rosenzüchter es auch dahin gebracht haben, viele Tausende von Rosenarten zu ziehen, welche sich namentlich durch Gestalt und Farbe von einander unterscheiden, so ist es doch vor allem der entzückende Duft, welcher die Rose seit jeher zum Liebling der Menschen gemacht hat.

Die Cultur der Rose zum Zwecke der Gewinnung des in ihr enthaltenen Oeles ist uralt und hat ihre Wiege im fernen Orient. Auf den Gefilden von Kaschmir, besonders bei Srinagar, ferner bei Ghazipur am Ganges, bei Medinet-el-Fayum in Aegypten, bei Schiras in Persien wird seit langer Zeit Rosenöl in großen Mengen gewonnen. Was dort producirt wird, kommt jedoch nicht auf den europäischen Markt, sondern verliert sich in den Harems der mohammedanischen Welt, deren Bedarf es kaum zu decken im Stande ist. Was Europa von diesem berühmten Duftstoffe verbraucht, stammt fast ausnahmslos aus dem heutigen Fürstenthum Bulgarien, für welches es eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle ist. Dort an den Südabhängen des Balkans, namentlich in der Umgebung der unbedeutenden Provinzstadt Kazanlik, sind auf viele Meilen weit die nach Süden sich öffnenden Thäler vorwiegend mit Rosenplantagen bebaut. Dort gewahrt das Auge des staunenden Reisenden eine überwältigende Fülle von Rosen, welche schon vor mehr als 60 Jahren den damals in der Türkei weilenden Moltke zu der Bemerkung veranlaßte, daß der Maler, der diese Pracht und Fülle bildnerisch wiedergeben wollte, unbedenklich von jedermann der Uebertreibung geziehen werden würde.

Die Production des Rosenöls wird dort in sehr unvollkommener Weise vorgenommen; von einer Industrie, welche mit technisch zweckmäßigen Apparaten arbeitet, ist keine Rede. Wer einen Rosengarten besitzt, destillirt sein Material selber mit meistens vorsintfluthlichen Apparaten und verkauft das Oel an die durch die Dörfer reisenden Händler, welche dabei natürlich das bessere Geschäft machen.

Diese Umstände waren die Veranlassung, daß man sich auch in Deutschland seit etlichen Jahren mit der Frage besaßte, ob sich nicht das kostbare Oel auch bei uns gewinnen lasse. Man war bisher in der irrigen Ansicht befangen, daß nur die im wärmedurchglühten Orient wachsende Rose zur Verarbeitung auf Oel geeignet sei, und darum züchtete man dieselbe in unsern Gegenden nur zum Schmucke des Gartens und zur Zierde des Zimmers. Als man jedoch echte Rosen aus dem Orient importirte und in großen Mengen anbaute, erwies es sich, daß die Güte des Oels hauptsächlich von der sorgfältigen Cultur und der Accurateſſe in der Verarbeitung abhängt.

Es waren hauptsächlich Dr. Dieck und die Fabrik ätherischer Oele von Schimmel und Co. in Leipzig, welche mit großen Kosten und Mühen die Oelrosen in Deutschland eingeführt und die Grundlagen für eine neue Industrie gelegt haben, welche bereits einen nicht zu unterschätzenden Umfang gewonnen hat. Die Genannten rüsteten nämlich kleine Expeditionen nach Südbulgarien aus, welche die botanische und gärtnerische Seite des Rosenbaues dortselbst studiren und genügende Mengen der besten Rosensorten nach Deutschland mitbringen sollten. Die bulgarische Regierung, welche von der Sache Kenntniß bekam, erließ aber bald ein drakonisches Ausfuhrverbot, wonach derjenige, der die echten Kazantikrosen ans Ausland verkaufe, mit der Confiscation seines Grundes und Bodens bestraft werden sollte. Die von Leipzig ausgesandte Expedition mißlang auch; zwei Unterhändler wurden wegen Verletzung dieses Gesetzes vor Gericht gestellt, obwohl sie vorwendeten, sie hätten die Rosenpflanzen nur für den Garten des Fürsten Bismarck ankaufen wollen. Dagegen gelang es Dr. Dieck, eine größere Anzahl Sorten, darunter auch die berühmte rothe Kazanlikrose nach Deutschland einzuführen. Die Namen sämmtlicher Sorten dürften nur für den Berufsgärtner Interesse haben und sollen daher nicht einzeln angeführt werden. Am zweckmäßigsten haben sich erwiesen: die rosa gallica variat. byzantina, welche sich durch die reiche Blüthenmenge und namentlich dadurch auszeichnet, daß sie den deutschen Winter mit Leichtigkeit übersteht, ferner eine weiße Rose, rosa alba, forma suaveolens und die schon genannte rothe Kazanlikrose, rosa gallica variat. damascena, forma trigintipetala (so genannt, weil die Zahl ihrer Kronenblätter meistens nur 30 erreicht). Aber auch unsre gewöhnliche hundertblättrige Rose liefert ein vorzügliches Oel; sie eignet sich jedoch weniger zur Verarbeitung, weil sie langsamer wächst als die rothe Kazanlikrose und auch bei weitem nicht so viel Oel liefert wie diese. Außerdem muß sie vor der Verarbeitung entblättert werden, da nur die Blätter ölhaltig sind, wogegen die Kazanlikrosen so, wie sie sind, sammt dem ölhaltigen Kelch verwendet werden. Die weißen Rosen werden in geringerem Umfange gebaut als die rothen, weil sie bedeutend weniger Oel geben; das aus ihnen gewonnene Oel zeichnet sich jedoch durch einen besonders eigenartigen Geruch aus und wird deßwegen dem Oel der rothen Rosen in geringeren Mengen zur Erzielung besonderer Specialitäten oft beigemengt.

Man baut die genannten Rosen, welche durchschnittlich eine Höhe von 2 Meter erreichen, in Reihen, welche von einander einen Abstand von mindestens 1 Meter haben müssen, und muß ebenso wie bei der Cultur des Weinstocks den Boden auf das genaueste von Unkraut reinigen und stets an der Oberfläche locker erhalten. Geschnitten brauchen die Pflanzen nicht zu werden.

Als man die ersten größeren Anbauversuche in Deutschland machte, zeigte es sich, daß die betreffenden Rosen bei uns weit besser gediehen als in ihrem Vaterlande. Dies liegt unzweifelhaft an der so viel sorgfältigeren deutschen Gartencultur. Auch das gewonnene Oel war dem orientalischen in jeder Beziehung überlegen. Denn erstlich sind unsre maschinellen Vorrichtungen ungleich besser als die dort üblichen, zweitens ist aber auch die kühlere Witterung unsrer Breiten der Entwicklung und Erhaltung des flüchtigen Duftes günstiger. Die Rose ist kein Kind der heißen Zonen und verliert bei heißer Temperatur ihren Duft schneller als bei kühler Witterung. Letztere ist daher dem Rosenpflanzer besonders erwünscht, welcher auch aus demselben Grunde die Blüthen, welche sich bereits voll entfaltet haben, in den Morgenstunden aberntet, bevor das flüchtige Oel unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen entweicht.

Eine sorgfältig angelegte Rosenplantage liefert vom dritten Jahr an durch 10 bis 15 Jahre reichliche Erträge an Blättern, welche von den Parfümeriefabriken geen das Kilogramm mit 50 Pfennig bezahlt werden. Nach einer von dem Baumschulenbesitzer Schmalfuß in seiner Schrift „Die Einführung der Kazanliker Rosen zur Rosenölgewinnung in Deutschland“ aufgestellten sehr vorsichtigen Berechnung

beziffert sich der von einer gut angelegten und gepflegten Rosenplantage zu erzielende Reinertrag auf mindestens 2000 Mark aufs Jahr von jedem Hektar, eine Rentabilität, welche allerdings nur in der Nähe einer Parfümeriefabrik zu erwarten ist, dann aber auch so glänzend ist, daß sie dringend zum Anbau auffordert.

Die schon erwähnte Fabrik von Schimmel u. Co. in Leipzig hat in Groß-Miltitz bei Leipzig selber Rosenplantagen in großem Maßstabe angelegt, von welchen sie zur Blüthezeit bis zu 30,000 Kilo Blüthen täglich erntet. Außer in der ausgezeichneten Einrichtung der mitten in den Rosenfeldern gelegenen Fabrik liegt in der bei der Verarbeitung beobachteten Sauberkeit das Geheimniß des Erfolges. Jeder Destillirapparat verarbeitet 1500 Kilogramm Rosen auf einmal und man rechnet auf 5000 Kilogramm Blätter ein Kilogramm Oel. Die besten Blüthen werden nicht destillirt, sondern von den Kelchen befreit und mit flüssigem Fett vermengt; dieses Fett wird, nachdem es sich mit dem Dufte der Blätter angesogen hat, mit Alkohol extrahirt und liefert die feinsten Extraits, welche den berühmten Producten der französischen Parfümerie von Mentone, Cannes und Bordighera völlig ebenbürtig sind.

Diese in Deutschland einzig dastehende Fabrik, welche übrigens auch das Parfüm anderer Blüthen, namentlich der Veilchen, auf gleiche Art im großen gewinnt, arbeitet mit allen Mitteln der modernen Chemie und hat in ihrem Laboratorium auch wissenschaftliche Ergebnisse erzielt, welche die rein chemische Darstellung der verschiedensten Duftstoffe in nahe Aussicht stellen.

Das reine Rosenöl, welches bei Temperaturen unter 18.5° C. fest ist, besteht aus einer festen, nur in Alkohol und Aether löslichen, und aus einer flüssigen Substanz, welche letztere der eigentliche Träger des Duftes ist. Diese letztere Substanz wurde von Dr. Eckart in Breslau einer genauen chemischen Untersuchung unterzogen, da man berechtigt war, die bisherigen Behauptungen in Zweifel zu ziehen, nach welchen dieselbe ein Kohlenwasserstoff aus der Familie der Terpene sein sollte. Es erwies sich hiebei, daß diese flüssige Substanz vielmehr der Hauptsache nach ein primärer Alkohol, das sog. Rhodinol ist, welchem die Formel $C_{10} H_{18} O$ zukommt. Die gleiche chemische Zusammensetzung hat aber auch ein anderer längst bekannter Riechstoff, das sog. Geraniol, welches aus indischen Geranium- und Andropogon-Arten gewonnen wird und wegen seines dem Rosenöl frappant ähnlichen Geruches im weitesten Umfange als Surrogat des echten Rosenöls benutzt wird. Endlich entdeckte in jüngster Zeit der französische Chemiker Barbier in dem ätherischen Oele zweier amerikanischer Pflanzen, nämlich der Bursera Delpechiana und der Licuri guyanensis Stoffe von derselben chemischen Zusammensetzung. Im wissenschaftlichen Laboratorium der schon mehrfach genannten Fabrik von Schimmel u. Co. in Leipzig gelang es nun den beiden Chemikern Bertram und Gildemeister, festzustellen, daß alle diese Stoffe mit dem Rhodinol identisch sind, welches allerdings noch eine kleine, bisher unbekannte Beimengung enthält, welche die Polarisationsebene nach links dreht und welche, nach ihrem honigartigen Geruch zu urtheilen, der Bernsteinsäure nahe verwandt zu sein scheint. Es scheinen nun in den Oelen verschiedener Rosensorten auch verschiedene derartige, aber unter einander nahe verwandte geringfügige Beimengungen vorhanden zu sein, welche den specifischen Geruch der verschiedenen Oele bedingen. Jedenfalls aber war durch diese Untersuchungen festgestellt, daß das Rhodinol, bezw. das Geraniol, der hauptsächlichste Träger des Geruches in den geschätztesten Blumendüften ist, in welchen es in der Form des Aldehydes, des Geranial vorkommt. Dieses Geranial ist aber, wenn auch nicht so theuer wie das Rhodinol, doch immer noch recht kostspielig. Es war daher für die Parfümindustrie von großer Bedeutung, als Semmler nachwies, daß das Geranial identisch ist mit dem wesentlichsten Bestandtheil des billig zu gewinnenden Citronenöls, dem Citral, und daß dasselbe auch in einer großen Anzahl anderer, zum Theil auf unsern Feldern und Rainen wildwachsender Pflanzen, insbesondere in dem ätherischen Oele sämmtlicher Lorbeergewächse, der Aurantianeen, des Lavendelkrautes, des Quendels und anderer Pflanzen vorkommt. Den letzten Fortschritt in der Reihe der hieher gehörigen Entdeckungen machte endlich Prof. Thiemann. Bei eingehenden Untersuchungen über den Duftstoff der allgemein unter dem Namen Veilchenwurzel bekannten Wurzel der florentinischen Schwertlilie (Iris florentina) gewann er aus 100 Kilogramm Veilchenwurzel etwa 20—30 Gramm eines Duftstoffes, welchen er Iron nannte und welcher in seinem chemischen Verhalten große Aehnlichkeit mit eben genanntem Citral zeigte, jedoch in die Classe der Ketone gehört. Er fing nun mit seinen Versuchen wieder bei dem Citral an und stellte aus diesem einen von ihm Jonon genannten Körper her, welcher mit dem Duftstoff der Veilchenwurzel und der Veilchen völlig identisch ist.

Das Citral ist somit das vermittelnde Bindeglied zwischen dem Rhodinol und dem Jonon und der Ausgangspunkt für die chemische Herstellung unsrer theuersten Parfüms, welche nun kaum mehr zweifelhaft erscheint, zum Theil auch schon in der Fabrication angewandt wird.

Graz. Dr. Kreusner.

Mittheilungen und Nachrichten.

Musée social in Paris. Das täglich erschienene „Circulaire Nr. I“ des Musée social gibt eine Reihe interessanter Aufschlüsse über die Organisation und die Wirksamkeit dieses vom Grafen Chambrun mit Aufwand reicher Mittel ins Leben gerufenen Einrichtung. Besonders beachtenswerth erscheinen die Mittheilungen über die verschiedenen Dienstzweige (services) des socialen Museums. Diese umfassen: I. Rathertheilung; II. Enqueten und Missionen; III. Circulare und Correspondenzen; IV. Vorträge; V. Bibliothek; VI. Socialökonomische Ausstellung.

Der Dienst der **Rathertheilung** (consultations) bezweckt, Arbeitern, Arbeitgebern und Gesellschaften jeden gewünschten Aufschluß über Einführung oder Verbesserung irgend einer in Frage stehenden Einrichtung zur Verbesserung der Lage der Arbeiter zu geben. Zustände und Erfahrungen des Inlands wie des Auslands sollen dabei berücksichtigt werden. Zur besseren Ausgestaltung dieses Dienstes sind sieben besondere Sectionen gebildet.

Der Dienst der **Enqueten und Missionen** wird durch Beschickung der verschiedensten socialen Congresse bethätigt. Außerdem konnte das sociale Museum in Folge der Freigebigkeit seines Gründers, des Grafen Chambrun, der dafür besondere 50,000 Fr. zur Verfügung stellte, schon im ersten Jahr seiner Wirksamkeit zwei Missionen, die eine nach England, die andere nach Deutschland abordnen. Die englische Mission unter Leitung von Paul de Rousiers sollte das englische Gewerkvereinswesen studiren, die deutsche unter der Leitung von M. G. Blondel sollte eine Enquete über die Lage des deutschen Bauernstandes und die Agrarfrage veranstalten. Die Ergebnisse werden demnächst in einer Publications-Reihe veröffentlicht werden, welche den Titel „Bibliothèque du Musée social“ führen wird (vgl. Beil. Nr. 300 von 1895).

Die **Circulare** sollen noch Bedarf erscheinen und einen „caractère essentiellement documentaire“ haben. Es sind auch bereits besondere Correspondenten für England, die Schweiz und die Vereinigten Staaten gewonnen. Die **Vorträge**, welche bisher gehalten sind oder in der nächsten Zeit gehalten werden, gehen von Mitgliedern der oben genannten englischen und deutschen Missionen aus. Man darf denselben mit Interesse entgegensehen. Die **Bibliothek** zählt bereits 6000 Bände. Unter den Zeitschriften socialen, insbesondere auch nationalökonomischen Inhalts sind auch die deutschen gut vertreten.

Die **socialökonomische Ausstellung** hat einen permanenten Charakter; sie zerfällt in 13 Abtheilungen: 1. Studien und Enqueten; 2. Löhne und Gewinnbetheiligung; 3. Schieds- und

Einigungswesen; 4. Professionelle Syndikate; 5. Lehrlingswesen; 6. Sparwesen; 7. Versicherungswesen (Krankheit, Alter, Unfall, vorzeitiger Tod, Invalidität); 8. Genossenschaftswesen; 9. Wohlfahrtseinrichtungen; 10. Arbeiterwohnungen; 11. Gewerbliche und sociale Hygiene; 12. Arbeitsgesellschaften (cercles); 13. Unterstützungswesen.

Ferner erfährt man aus dem Circulae, daß der Gründer des Museums im Jahr 1895 weitere 100,000 Fr. zur Verfügung gestellt hat, zur Hälfte zur Vertheilung von Preisen in Gestalt einer Lebensrente von je 200 Fr. an 25 verdiente Arbeiter im Alter von 60 Jahren, und zur anderen Hälfte für zwei Preisaufgaben, mit einem Preise von je 25,000 Fr. Die eine behandelt die Frage der Gewinnbetheiligung, die andere jene der Arbeiter- und Unternehmervereinigungen. Die vorstehenden Notizen dürften genügen, um einen Einblick in die vielseitigen Bestrebungen des socialen Museums in Paris zu eröffnen. Zugleich ist ersichtlich, in wie reichem Maße hier nach freiem Entschlusse eines hochherzig gesinnten Privaten Geldmittel für sociale Forschung und Belehrung zur Verfügung gestellt sind. Nachfolge auf diesem Gebiet wäre auch bei den östlichen Nachbarn Frankreichs zu wünschen.

Dr. G. v. Mayr.

γσ. **Berlin**, 22. Febr. Die am gestrigen Stiftungstage der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre“ abgehaltene ordentliche Sitzung ward durch den Vorsitzenden der Gesellschaft, Amtsgerichtsrath Dr. Felix Meyer, mit einem Rückblick auf die bisherigen Leistungen der Vereinigung eingeleitet, in dem er besonders ihr starkes Wachsthum von 280 seit 1895 zu gegenwärtig 450 Mitgliedern, in allen Culturländern der Welt zerstreut, hervorhob. Dann einen Fragebogen über die Rechtsinstitutionen bei den afrikanischen Natur- und Halbculturvölkern, wie durch die Ausarbeitung einer Tabelle zum Zwecke einer Enquete über das Rechtsinstitut des „Eigenthums“ war die Vereinigung bemüht, die internationale Sammelforschung zu fördern, und eine aus dem Gebiete des Colonialrechts entnommene Preisaufgabe soll demnächst der juristischen Welt durch die Vereinigung zur Lösung vorgelegt werden. Die Förderung wissenschaftlicher Publicationen durch das „Jahrbuch“, sowie möglichst vollständige Uebertragungen fremder Codificationen ins Deutsche hofft die junge Gesellschaft durch ihre weitreichenden Cartellverbindungen mit juristischen Associationen des Auslandes ins Werk zu setzen. Professor Dr. Franz v. Liszt begann seine Vorlegungen über die „Criminalpsychologie als Grundlage der Criminalpolitik“ alsdann mit der Bemerkung, er könne keine abgeschlossenen Resultate geben und bitte für seine fernere Forschung um Anregung, da er die Ueberzeugung hege, daß das innerhalb Jahrzehnte ihn beschäftigende Problem durch ein Zusammenwirken vieler Kräfte der Lösung zuzuführen sei. Es bedarf allerdings einer festen Grundlage und Methode für die Arbeit und voranngestellt muß der Satz werden: Gegenstand der Bestrafung ist nicht das Verbrechen, sondern der Verbrecher, nicht der Begriff, sondern der Mensch; darum ist Art und Maß der Strafe nicht allein dem begrifflichen Unterschiede innerhalb des Thatbestandes einer verbrecherischen That zu entnehmen, sondern der Verbrecher als Mensch ist der Bestrafung zu unterwerfen. Nun entsteht die Frage, wie diese Gedanken praktisch in der Criminalpolitik durchzuführen sind, und da treten uns zunächst zwei Unterscheidungsmerkmale für die Praxis entgegen, erstens die zwischen Erstlingsverbrechern und wiederholt Bestraften und dann die Unterscheidung der Verbrechen nach ihren Triebfedern. Diese beiden Arten lassen eine Cumulation zu, und wir finden in unserm Strafgesetzbuche Ansätze nach beiden Richtungen hin. Es wird ehrlose und nicht ehrlose Gesinnung, Verzweiflung, Mitleid bei Kindesmord, Provocation bei Todtschlag einerseits, gemeingefährliches Handeln und dergleichen andrerseits, für das Maß und die Art der Strafe als bestimmend angesehen, allein in diesen schüchternen Ansätzen vermißt der Vortragende das verbindende Princip und tadelt namentlich den sogenannten „Rückfall“, wie ihn das Strafgesetzbuch formalirt, auf das schärfste. Denn wer zwei Diebstähle und eine Unterschlagung auf dem Gewissen hat, gilt als rückfällig, während ein russisch-polnischer als internationaler Taschendieb lebender Gauner, wenn er hier gefaßt wird, trotz seiner etwa im Auslande erlittenen Vorstrafen, vor dem deutschen Strafgesetze nicht als rückfällig zu betrachten ist. Für die Beurtheilung des Verbrechens ist der einheitliche Grundgedanke die Erkenntniß seines Motivs; denn der Begriff des Rückfalls macht Schwierigkeiten in gesetzlicher Beziehung, ganz abgesehen davon, daß er diesem Grundgedanken nicht entsprechen kann. Wer in drei harten Wintern aus Noth je einen Diebstahl begangen, ist thatsächlich weniger schuldig, als ein Verbrecher, der sich Jahre hindurch dem Gesetz und der Strafe zu entziehen gewußt hat; nicht jede Vorstrafe, nicht jedes identische Delict genügt zur Feststellung des „Rückfalls“. In einem mittleren Sinn werden wir Gleichartigkeit der Delicte für die Constatirung des Rückfalls verlangen müssen, in dem Sinne, daß nicht etwa gegen die gleichen Gesetzesparagraphen gefehlt sein muß, sondern daß die gleichartigen Motive dieselbe That hervorgerufen haben. Die Lösung einer solchen nach Motiven vom psychologischen Standpunkte aus unternommenen Eintheilung der verbrecherischen Subjecte ist bisher noch nicht versucht worden, sie hat als erste Aufgabe die Systematik der verbrecherischen Motive und deren Classificirung zur Voraussetzung, erst aus solcher Systematik sind legislative Maßregeln als Schlüsse abzuleiten. Der Versuch einer psychologischen Eintheilung der Verbrechen von Kraus (Freiburg i. B. 1884) ist unzureichend und nicht erschöpfend. Der Vortragende hat selbst eine ihn wenig befriedigende Tafel der verbrecherischen Motive aufgestellt, die er des näheren erörterte. Leichtsinn bis zur Gewissenlosigkeit, beschränkter Altruismus bis zur Willensschwäche — der Arzt, der dem allzusehr leidenden Freunde Morphium gibt, der Vater Galotti, der die Tochter, die er nicht entehrt wissen will, tödtet; der Selbsterhaltungstrieb, die finanzielle Noth und Verzweiflung, die Sinnlichkeit und die Leidenschaft als Affect bis zum Rachetrieb, dann Ruhmsucht und Eitelkeit, Herrschsucht und Ehrgeiz — hieher gehört Richard III. wie Macbeth, überhaupt die politischen Criminalleiden; nach der Fanatismus religiöser, sittlicher, rechtlicher, politischer, nationaler, socialer und anarchistischer Ueberzeugung — für das letztere ist Elias Enna aus Björnsons „Ueber unsere Kraft“ ein grausiges Beispiel — sind als Triebfedern zum Verbrechen wirksam. Daneben kommen auch solche in Betracht wie Arbeitsscheu, Abenteurersucht, Gewinnsucht bis zum gewerbsmäßigen Verbrechen — endlich Muthwillen und Roheit, brutaler Egoismus, Blutgier und Bosheit — für die letztere sei an die großen Giftmischerinnen erinnert, wie sie am Anfang unsres Jahrhunderts auftraten. Trotz zahlreicher Schilderungen von Verbrechen in der Literatur ist wissenschaftlich von Ω. Σ. bis zu Paul Lindau nur ein Bruchtheil von Verbrechen beschrieben worden. Taschendiebe und Hochstapler, Leute der Halbwelt, in der Ganzwelt, die Verbrechen der oberen Zehntausend, die Ausbeutung finanzieller und politischer Uebermacht, die Corruption in parlamentarisch regierten Ländern, sind noch viel zu wenig wissenschaftlicher Beobachtung und Beschreibung gewürdigt worden. Angenommen, die Eintheilung nach den Motiven wäre genügend, so fragen wir: wie ist sie zu benutzen für Art und Maß der Strafe? Hier ist ein Doppeltes möglich; je nach Verschiedenheit der ihrer Natur nach streng getrennten Motive, wie es Stoß im schweizerischen Strafgesetzentwurfe versucht hat, ist Art und Maß der Strafe zu bestimmen: für Verbrechen, die aus edlen, achtungswerthen, oder gemeinen, niederträchtigen Motiven entsprungen; oder wir müssen, und das ist die Ueberzeugung des Vortragenden, den concreten Fall betrachten, da wir a priori kein Motiv mit einem bestimmten Prädicate zu belegen im Stande sind. Da nun unser Werthurtheil so auf concrete Fälle beschränkt ist, so hat uns die Stoß'sche Eintheilung im Stich gelassen. Dieser Versuch, die Criminalpsychologie, so werthvoll sie wissenschaftlich auch ist, unmittelbar auf die Criminalpolitik zu übertragen, ist deßhalb absolut verfehlt und ein ähnlicher Versuch im italienischen Strafgesetzbuch ist nur wegen seiner Inconsequenz erträglich. Jemand, der ein politisches Verbrechen begeht, wird anders zu beurtheilen sein, wenn er aus Leidenschaft gehandelt hat, anders, wenn er aus politischer Ueberzeugung ein Gegner der bestehenden Rechtsordnung ist, das Blutverbrechen eines nervös Kranken anders, als die That eines Messerhelden, die Unterschlagung eines unglücklichen Familienvaters anders, als das gewerbsmäßige Treiben eines Defraudanten. Doch auch bei der Censirung der Motive der Thäter bei jeder Einzelthat ist der angelegte Maßstab noch äußerlich. Es fragt sich nunmehr: nach welchem Maßstab sind die Motive zu messen? Darauf steht die bestimmte Antwort, daß die That ein Product aus den äußeren Factoren und zugleich aus der Individualität, dem Charakter des Thäters entsprungen ist. Auf dieser Grundlage ist die Untersuchung zu führen, ob Combination der Umstände, also äußere Factoren im bestimmten Falle überwiegen, oder ob die That das typische Abbild des Thäters ist, er dieselbe also auch unter anderen äußeren Umständen wiederholen würde. Die Gesetzbücher scheiden „Gelegenheits“- und „Gewohnheitsverbrecher“. Liszt wendet sich gegen diese Begriffe: ein professionelles Dieb führt selbst die Ge-

legenheit herbei, während die zu erreichende Absicht, nicht die Gewohnheit, das Verbrechen mit bedingt. Der Begriff „Gewohnheitsverbrecher" ist juristisch, wie die Versuche in Oesterreich zeigen, nicht scharf zu definiren. Liszt setzt dafür Augenblicks- (acute) und Zustandsverbrechen (chronische). Zu den Augenblicksverbrechern passen die Motive der Noth und der Affecte; die Gelegenheitsverbrechen fallen auch unter die Affectverbrechen. Die Leidenschaftlichkeit, trotzdem sie als bleibende Art anzusehen ist und meist Zustandsverbrechen erzeugt, kann jedoch auch — und hier lassen uns die oben genannten Motive ebenso im Stich — Affectverbrechen hervorrufen. Indem wir über die wissenschaftliche Criminalpsychologie hinaus demnach Augenblicksverbrechen und Zustandsverbrechen criminalpolitisch setzen, genügen wir allen modernen Anforderungen, selbst ohne Bruch mit dem geltenden Rechte. Gehen wir nun auf die Eintheilung der Strafzwecke über, die Wirkung der Strafe auf die Verbrechen, so wäre, wenn sich diese Eintheilung mit der der Verbrecher deckte, die Richtigkeit der letzteren bewiesen. Als Strafzweck finden wir seit den griechischen Denkern in Beziehung auf die Person des Verbrechers die Abschreckung, die Besserung und die Sicherung aufgestellt. Die Abschreckung paßt für die Augenblicksverbrecher, die Sicherung (also Todesstrafe oder lebenslängliche Internirung) für die unverbesserlichen Zustandsverbrecher, während die Besserung den angehenden, sich entwickelnden Zustandsverbrechern angemessen ist. Der Vortragende entwickelte nun seine Ansichten über diese Strafzwecke mit Bezug auf die Freiheitsstrafe und schlug für den Abschreckungszweck Gefängnißstrafe mit größerem Spielraum, von einem Tage bis zu 10 Jahren vor, je nach der objectiven Bedeutung des Werthes der verletzten Güter für die Gemeinschaft. Das Höchstmaß will er für Hausfriedensbruch und dergleichen bestimmt wissen, und tritt für eine Beseitigung des Mindestmaßes, wie sie schon in Holland durchgeführt ist, ein. Die Zuchthausstrafe für Zustandsverbrecher will er nur im Höchstmaß erkannt wissen, allein nur in dem Falle überhaupt, wenn es sich um die Verletzung sehr hoher Rechtsgüter handelt. Für den Besserungszweck hält er die Bestrafung im Arbeitshaus nicht unter 2 Jahren und nicht über 5 Jahre für geeignet, und es dürfte hier nach 2 Jahren die „unbestimmte Verurtheilung" (indetermined sentence) Platz greifen. Dagegen tritt er gegen die Besserung als einzigen Strafzweck auf, da eine solche durch Erziehung nur in beschränktem Maße möglich ist. Das Anwendungsgebiet der Freiheitsstrafe tritt nun gegenüber der Zahl der Motive zum Verbrechen sehr stark zurück, und es empfiehlt sich, in den allgemeinen Theil des Strafgesetzbuches zwei Paragraphen einzufügen, die dem Richter die Befugniß einräumen, wo er maßgebenden Hang zum Verbrechen erkannt hat, auf die Sicherungsstrafe, wo er dagegen die Entwicklung zum Zustandsverbrecher gefunden, auf Besserungsstrafe zu erkennen, sobald die sonstigen Voraussetzungen damit übereinstimmen; ferner soll es dann stets heißen: „mit Gefängniß bis zu —, und mit Zuchthaus bis zu —, mit Arbeitshaus von 2 bis zu 5 Jahren". Von diesem Standpunkt aus können wir die criminalpolitischen Folgerungen aus der Criminalpsychologie im Anschluß an unsre Reichsstrafgesetzgebung ziehen. Die wissenschaftliche Criminalpsychologie, an sich nicht geeignet zur unmittelbaren Anwendung auf die Criminalpolitik, muß demnach im Interesse der Wissenschaft geschrieben werden, und als wahre Wissenschaft wird sie auch stets die brauchbarsten Resultate für die Gesetzgebung liefern.

⊕ **Wien**, 25. Febr. Hofrath Heinrich Ritter v. Zeißberg, Professor der Geschichte und Leiter des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, ist heute, worauf bereits neulich hingedeutet ward, zum Wirklichen Hofrath und k. u. k. Director der kaiserlichen Hofbibliothek ernannt worden. Die Wahl ist insofern als recht glücklich zu bezeichnen, als Zeißberg sich nicht nur auf dem verhältnißmäßig engen Gebiete seines Sonderfachs mit Erfolg bethätigte, sondern durch die Leitung des Kronprinzenwerks „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild", die er seit Jos. R. v. Weilens Tode hatte, Gelegenheit fand, mit den hervorragendsten Schriftstellern und Künstlern in Fühlung zu treten. Dem neu ernannten Director wird ein überaus conciliantes Wesen und liebenswürdige Bescheidenheit nachgerühmt. Hofrath Zeißberg findet große Aufgaben, die der Lösung harren, vielleicht die größten seit dem Bestehen des Instituts, die der Direction zur Bewältigung obliegen. Die Zustände, in denen sich namentlich der Lesesaal befindet, der jeder künstlichen Beleuchtung entbehrt und eigentlich nur ein schmaler, dunkler Corridor ist, wurden wiederholt von in- und ausländischen Besuchern als unhaltbar bezeichnet. Man ist hier auf die Lösung dieser Schwierigkeit und in mancher anderen um so gespannter, als der jüngst erfolgte Wechsel in der obersten Leitung der kaiserlichen Hofämter erwarten läßt, daß man sich der Erkenntniß dieser Uebelstände nicht länger verschließen wird.

* **Wien.** Um die Tintrelhandschrift, welcher die Beilage neulich (1896 Nr. 6) einen eigenen Artikel gewidmet, entspann sich am 22. Febr. bei der Versteigerung der Kunst- und Handschriftensammlung des Grafen Pnar ein hitziger Wettbewerb, der damit endete, daß das kostbare Werk um den Preis von 5805 G. von dem Wiener Sammler Hrn. Posany für sein Handschriftenarchiv, eine der bedeutendsten Sammlungen dieser Art, erstanden wurde. Hr. Posany hatte erklärt, er werde unter keiner Bedingung zugeben, daß dieses in seiner Art einzige Schriftdenkmal ins Ausland wandere. Ein Livre d'heures aus dem 15. Jahrhundert ging, nachdem es mit 500 G. ausgerufen worden war, um 1520 G. in den Besitz des Wiener Buchhändlers Ranschburg, der auch einen Stammbuchsammelband aus dem 16. Jahrhundert um 485 G. erwarb. Das Kochbuch der Charlotte Buff (Werthers Lotte) wurde um 100 G. nach Breslau verkauft.

* **London.** Die naturwissenschaftliche Abtheilung des South-Kensington-Museums erhielt aus dem Nachlaß des Ornithologen Henry Seebohm eine werthvolle Sammlung von etwa 17,000 Bälgen von Vögeln, darunter eine Menge bisher nicht vertretener Species. Seebohm hat diese auf langjährigen Reisen in Griechenland, Kleinasien, Holland, Norwegen, Rußland und Sibirien gesammelt. Die Sammlung umfaßt auch eine Serie von Skeletten der Vögel, welche von geschichtlicher Wichtigkeit ist, da sie das Material bildet, aus welchem der Verstorbene seine kürzlich erschienenen Essays der Classification der Vögel nahm. Die Schenkung ist die werthvollste, welche die naturgeschichtliche Sammlung des Kensington-Museums seit dem letzten Vierteljahrhundert erhalten hat. Diese Sammlung ist wohl die einzige, welche eine Collection von circa 300,000 Arten von Vögeln besitzt.

* **Paris.** Prinz Henri d'Orléans hat auf der Ueberfahrt von Suez nach Marseille einem Berichterstatter Mittheilungen über seine Forschungsreisen gemacht. Auf Madagascar hat er eine Reihe von Noten gesammelt, die er dem General Duchesne übergab und die diesem bei seinem Feldzuge von Nutzen waren. Der Zug in Ostasien, den er am 26. Januar 1895 von Hanoi aus antrat, hat besonders zur Richtigstellung des Laufes des Irawaddy geführt. Ferner ist dem Reisenden gelungen, einen directen Weg von China nach Indien zu eröffnen. Die Entbehrungen, die er dabei mitgemacht, waren groß. Sechzehn Tage lang ging der Marsch durch völlig unbewohnte Gegenden, einmal waren die Theilnehmer der Caravane derart erschöpft, daß der Prinz, der sich noch aufrecht zu erhalten vermochte, allein es unternahm, zu dem weitentfernten nächsten menschlichen Wohnsitz zu reiten, um Hülfe herbeizuholen. — Sultan Aboul-Hamid hat durch den Botschafter Cambon das Silbergefäß aus Tello für die Louvre-Sammlungen geschenkt. Dieses Gefäß, eine uralte chaldäische Arbeit und eine der ältesten Proben des Metallgusses, die man kennt, wurde 1888 durch Hrn. v. Sarzec bei seinen Ausgrabungen auf der Stelle der alten Stadt Sirpula gefunden und, den Abmachungen entsprechend, als Edelmetall der türkischen Regierung abgeliefert. Es ist ein schönes Wassergefäß, aus Silber mit dem Hammer gearbeitet und mit vier kupfernen Füßen versehen. Das Ganze hat eine gewisse Aehnlichkeit mit japanischen Gefäßen und ist 0.35 Meter hoch. Hr. Heuzey entdeckte nach Beseitigung einer dichten Schicht Chlormetalls reiche eingeschnittene Verzierungen auf dem Gefäß. Sie stellen ruhende Rinder, Löwenpaare, Hirsche ꝛc. dar. Darüber breiten vier heraldische Adler mit scharfen Schnäbeln ihre Flügel aus. Das Alter des Silbergefäßes hofft man annähernd aus einer auf den Namen des Chaldäer-Fürsten Entemena lautende Widmung zu bestimmen. Jedenfalls ist das Gefäß eines der ältesten, wo nicht das allerälteste, das die heutigen Sammlungen aufzuweisen haben. — Clermont-Ganneau, Mitglied der Akademie der Inschriften, hat in der Münzsammlung ein israelitisches Siegel gefunden. Es hat nur 16 Millimeter im Durchmesser und stammt aus dem sechsten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung. Die tief darauf eingeschnittenen phönikischen Zeichen gehören dem alten Alphabet der Israeliten an und bedeuten: „Jehova möge Erbarmen haben. Werk Jehova's." Es ist die Schrift, welche die Juden vor der babylonischen Gefangenschaft gebrauchten.

* **Upsala.** Am 23. d. M. starb der Professor der französischen Philologie an der hiesigen Universität Alfred Odin nach kurzer Krankheit im Alter von 34 Jahren.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 27. Februar. Nummer 48.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.
Ein bulgarischer Badeort. Von Paul Levertühn. — Eduard Wintelmann †. Von Heyck. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein bulgarischer Badeort.

Von Poul Levertühn (Sofia).

Wer in den folgenden Zeilen prickelnde Notizen über das High-life eines Baden-Baden oder über bains-mixtes eines Scheveningen suchen wird, der möge die Lectüre nicht beginnen; wer aber einen beschwerlichen, jedoch sehr lohnenden Ritt durch einsame Balkanthäler im Geiste mit mir machen will, um an einer weltverlorenen Stelle bei gesundheitspendender Quelle anzulangen, den lade ich freundlichst zur Begleitung ein! —

Seit Jahrhunderten oder vielleicht Jahrtausenden ziehen sich regelmäßige, wenn auch nicht sehr starke Verkehrswellen über die Hämuskette, von Nord nach Süd, von Süd nach Nord, um Güter aus dem Innern der Türkei an die Donau zu schaffen, sowie um gewisse Artikel von dem culturgesegneten Westen, „aus Europa“, wie man oft hört, in die Balkanländer einzuführen. Obwohl die 1888 vollendete Strecke Wien-Stambul den Import nach Bulgarien erleichterte, erhält sich ein ziemlich reger Verkehr auf der Haupttransversalstraße so lange vermuthlich, bis die erste Eisenbahn den Gebirgshindernissen ihre Spitze brechen wird.[1]) Solcher Straßen gibt es namentlich drei: Jamboli-Schumla, Kazanlik-Gabrovo-Tirnovo-Rustschuk, und Sofia-Berkoviza-Lompalanka, zu denen die Straße über den Arabakonak nach Plevna via Orhanie hinzugezählt werden kann. Von der Hauptstadt des Landes aus ist bis jetzt die belebteste Verkehrsader gen Norden die Chaussee nach Lompalanka, auf welcher wir eine kleine Wanderung antreten, um unserm Ziele näher zu gelangen. Die ersten 26 km zeichnen sich durch trostlose Monotonie aus. In der durch geringe Terrainwellen unterbrochenen Sofioter Ebene traben wir auf selten mit Weiden bepflanzter und dann meist von Elstern bevölkerter Chaussee erster Güte von 4 m Breite dahin, ohne menschliche Pflanzstätten zu berühren. Wir passiren zwei unscheinbare Dörfer und mehrere meist beschattete Hans (Wirthshäuser, in denen man Kaffee, Wein und Brod erhält) und sind froh, als der Weg langsam, sich nach rechts wendend, zum Balkan ansteigt. Aus einem Feldholze fliegt trägen Flügelschlages ein alter Kaiseradler quer über die Chaussee, kaum in Höhe der Telegraphenstangen, als wollte er sich über unsre festgeschnallten Gewehre inquiriren. Zahlreiche Röthelfalken sitzen auf den Drähten, manchmal 50 Stück zwischen je zwei Pfählen, offenbar auf dem Strich befindlich und in nützlichster Weise der Mäusejagd in den soeben (Ende September) abgeernteten Kukuruzfeldern obliegend. Hie und da erhebt sich ein Männchen, um kichernd zu rütteln oder auch um das Ehegespons liebkosend zu jagen. . . .

[1]) In einem Aufsatze: „Die Isker-Thal-Bahn“, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 231 und 232 vom 7. und 8. October 1895 habe ich dieselbe geschildert.

Nicht sehr weit von dem Beledie Han zweigt sich ein Saumpfad ab, der in ein Nebenthal der Stara Planina, die Kriwa, führt; ein unbedeutendes Bächlein füllt seine Sohle. Gleich im Anfange an der linken Thalwand ragen hohe Kalkfelsen, Stenata geheißen, in die Höhe, welche ein schmales Band zwischen dem alluvialen Sofioter Becken und einer folgenden Kreidezone bilden und in letztere überführen. In ihnen finden sich zahlreiche Höhlen ausgewaschen, welche einer Menge von Fledermäusen zum Aufenthalte dienen. Als ich im Sommer einmal in eine solche Grotte eindrang, deren Thor bequem einen Reiter zu Pferde hätte aufnehmen können, ward ich durch den aashaften Geruch der zu großen Haufen aufgethürmten weichen, körnigen Excremente ordentlich zurückgeworfen. Wie ein stiller feiner Regen rieselte es von den unsichtbaren Wänden herab, und gräuliches Piepsen erfüllte die Luft. Ohne Fackeln richtete ich nichts aus. . . . Außen an diesen Felsen wohnen große Schaaren Dohlen, die ungestört hier ihre schwarze Brut aufziehen; ich setzte mich auf eine vorstehende Felsennase und feuerte auf eine von ihnen: nun stoben aus tausend ungesehenen Schlupfwinkeln die kreischenden Gesellen und mit ihnen und unter ihnen wie leuchtende Punkte zwei eng zusammenhaltende Paare jener echten Felsentaube, welche die Stammmutter der zahllosen Racen der Haustaube bildet. Sie flattert und klatscht laut mit den Flügeln wie unsre zahme und macht sich dadurch schon auf weite Entfernungen dem Gehör unterscheidbar. Aber auch ein größerer Bewohner dieser Felsen war aufgeschreckt: ein ägyptischer Aasgeier hatte sich diese Wacht zum Horstplatz ausgewählt, von welcher aus er jedenfalls bequemen Fluges die Sofioter Tafel abstreifen konnte nach ihm willkommener Speise. Langsam und mächtigen Schwunges zog das Paar thalaufwärts, ohne sich im Verlaufe eines ganzen Nachmittags wieder zu zeigen. Auf der höchsten Spitze eines Felsens sang ein Steinröthel seine tonreichen Strophen und vervollständigte ein überaus ansprechendes Naturbild. Beim Abstiege von den Felsen jagte ich endlich im Thal ein Paar Steinhühner auf, mithin ebenfalls echte Vertreter der südosteuropäischen Ornis.

In der Erinnerung an diese genußreiche Excursion sind wir langsam auf einigen Serpentinen die ersten Vorberge hinaufgeritten und sehen in mählicher Folge eine ganze Reihe unbewaldeter, unbewohnter, öder Halden und kleinerer Berge vor uns. In einem unbedeutenden Thale, durch welches die Chaussee eine Strecke führt, liegt das kleine Dorf Bučeno (37 km), dessen zwei Hans zum Mittagsausspann für die Wagen auf der Strecke Sofia-Klissura (76 km) dienen. Hier hört man Kutscher fluchen, Stallknechte schimpfen, Gäste nach nicht vorhandenen Getränken rufen — ein Bild ähnlich jenem des Albergo auf den großen Alpenpässen. Wir verzehren die wohlweislich mitgenommenen Vorräthe, trinken eine Flasche Dreher'schen Bieres aus Wien, rauchen eine Hamburger Emin-Pascha-Cigarre und halten im Schatten einiger Erlen, in der Hängematte liegend, eine angenehme Siesta, in die Lectüre Beaman-

Marc Anton'scher Condolationen vertieft. ... Kehrt man in Deutschland in einer Dorfschenke ein und gibt die Pferde ab zur Fütterung, so wird der Wirth ihnen Heu und Hafer ad liditum geben und dafür einen Ramschpreis festsetzen. In Bulgarien ist das anders. Der Handjie fragt: „Willst du Heu allein geben? oder auch Gerste und Hafer?" Und hat man Hafer bestimmt, so wird am besten vor den Augen des Reisenden das gewünschte Quantum, meist 2 kg pro Pferd pro Rast, abgewogen. Indessen ist die Sicherheit, daß die Pferde das bezahlte Maß erhalten, keine absolute, falls man nicht zuverlässige eigene Leute hat.... Trotzdem gerade die Wirthshäuser an den großen Landstraßen und vollends solche an Knotenpunkten, wie hier auf der Hälfte einer Tagereise, sich zu jeder Jahreszeit lebhaften Besuches erfreuen, so ist doch fast nichts zu kaufen: kein Fleisch, keine warmen Speisen, elende Getränke, mit Fuchsin gefärbter Wein, Kaffee aus gedörrter Gerste ꝛc. Der Wirth riskirt nichts, und wer nichts wagt, gewinnt nichts! Man sieht den nationalen Unterschied sofort an der im Bau befindlichen Eisenbahnlinie Sofia-Roman, woselbst italienische Gastwirthe sich etablirten und dem hungrigen Reisenden Polenta, Risotto, Maccaroni, Salat, mit köstlichem Olivenöl zubereitet, und vortrefflichen Gorgonzola ꝛc. offeriren, dazu Asti spumante.... Hier bei Buöeno gabelt eine gute Fahrstraße, in belanbtem Thalschnitte führend, ab nach Sfogia, der zweiten Station der erwähnten neuen Bahnlinie, und auf diesem Umwege führen schwerfällige Büffelwagen einen großen Theil des Materials zum Bahnbau herbei. Wir bleiben auf der Heerstraße, die in erhabener Oede die etwas weitläufig vorgeschobenen Balkanberge erklimmt. Auf einer kahlen Bergspitze sitzt wiederum ein Kaiseradler, putzt sein Gefieder und hält Rundschau, unbekümmert um die Gefährte auf der Chaussee zu seinen Füßen und um meine genaue Ocularinspection mittelst Teleskops vom Pferderücken herab. Die Straße ist in tadelfreiem Zustande und außerdem sehr bequem. Sie vermeidet starke Steigungen in mächtigen Kreislinien, an deren Seiten künstliche Aufmauerungen und Böschungen zum Schutze dienen. Dieses schöne Culturwerk ist aber nicht nach dem Geschmacke der Landeskinder. An vielen Stellen hat der Ochsenkarrenführer eine Chausseeschleife diagonal abgeschnitten, einerlei, ob der neue „Weg" noch so steinig und steil sei, rücksichtslos seinen geplagten Jochthieren die unnöthige Anstrengung zumuthend, damit er ein paar tausend Schritte weniger zu machen braucht. Mit Empörung sah ich an zwei Stellen, daß die kunstvolle Unterstützung der Chaussee und ebenso ein halbmeterhoher Steinwall oberhalb von ihr total ruinirt war, damit diese Karren hindurchfahren könnten. Ja noch mehr! An einer Stelle, wo die alte Chaussee eine schauerlich unbequeme Steigung machte, hat man den steilen rothen Sandstein von namhafter Härte gesprengt und ein veritables Fenster angelegt, wie man sie nur für Kunststraßen erster Ordnung und für Bahnen construirt. Beide male, als ich mich in diesem Einschnitte befand, vermieden sämmtliche Wagen und Reiter, welche gerade vorbeikamen, an Zahl fünf, diese angenehme Erleichterung, bergan und thalwärts querfeldein marschirend! — Auf der Höhe eines bedeutenderen Berges eröffnet sich der Blick auf ein in baumloser Verlassenheit gelegenes Dorf im Thale und gleichzeitig auf eine Anzahl Kuppen, die sämmtlich trostlos, öde und steinbedeckt leer ausschauen. Die paläozoischen Bildungen haben reinem Schiefer Platz gemacht von einer solchen Güte, daß er gewiß zum Abbau für Dachschiefer z. B. sich eignen würde. Leider hört nunmehr der Weg für einige Zeit auf, gut zu sein, und man muß stets Obacht geben, daß die Pferde nicht Fehltritte machen. Zum Traben ist keine Möglichkeit mehr vorhanden. An einem Han, der wie alle zwischen der Ebene und der Gebirgshöhe belegenen sich Ginci-Han nennt, halten einige Bulgaren mit Pferden, welche schwere Körbe zu beiden Seiten hangend tragen. Sie enthalten köstliche blaue Weintrauben, welche aus der Umgebung von Berkoviza und weiterhin von der Donau stammen und nach Sofia zum Verkauf gebracht werden. Auch die Unternehmenden unter den Han-Inhabern kaufen wohl davon, um selbst mit eigener Füße Kraft daraus Most zu brauen. Nach einer letzten steinigen Strecke kommt die Paßhöhe des Ginci in Sicht; wenige Schritte und wir stehen auf einem der höchsten Balkanpässe, 1538 m (nach Jireček 1442 m) hoch. Das Bild ändert sich mit einem Schlage. Das weitausblickende Auge eilt zunächst über die abfallende Balkankette bis in die Donau-Ebene hinab, und zwar nicht wie bisher über öde Halden, sondern über prächtigsten grünen Buchenwald! Ja, dieser Wald klettert bis zur Paßhöhe herauf und erstreckt sich bis unmittelbar vor dem oben gelegenen Han, dem Petrov-Han oder Petro-Han, 60 km von Sofia entfernt.

Es ist ein Wirthshaus besserer Qualität mit Betten und diente einstmalen dem Fürsten Alexander zum Absteigequartier, weßhalb vermuthlich es nicht Han, sondern Chotel getauft wurde.... In einer mächtigen Buche schnarrt eine Misteldrossel. Ein Schuß liefert sie uns zum Abendbrod. Andere fliegen von Wipfel zu Wipfel. Rechts und links von der Paßhöhe erheben sich höhere Balkangipfel, von denen ich den linken, westlichen, zu besuchen beschließe, hauptsächlich um den Spuren von Auerwild nachzugehen, das hier ehemals geschossen sein soll.... Ein köstlicher Herbsttag begünstigte den Ausflug inmitten des schönsten, allerdings schon merklich gelb und gelbbraun verfärbten Buchenhoch- und -Mittelwaldes. Auerwild im Buchenwald! Das wollte mir nicht einleuchten. In der That fand ich weder Losung noch Nadelholz und glaube daher, nicht am rechten Platze gewesen zu sein. Die Schnärrer belebten den Wald überall, hie und da ein Finkenschlag, auf einer Blöße ein Trupp Rothhänflinge.... Die alte Heerstraße Berkoviza-Pirot zweigt auf der Ginci-Höhe ab und ist in ihrem Anfangstheile auch noch ganz gut erhalten, weiterhin aber sehr verfallen und wird heute nur von Holz führenden und holenden Bauern benutzt. Am Fuße des Kom-Gipfels verließ ich sie und erklomm diesen kahlen Bergzacken, der als Schlußstein einer Reihe steil abfallender Kammberge, auf drei Seiten mit Gras bewachsen, wie ein Keil aufragt. Ich ritt mit Mühe hinauf und schral zurück, als ich oben anlangte: denn die vierte Seite bildet eine nahezu senkrecht abfallende Wand, ohne jede Bewaldung, welche in einen engen echten Thalkessel führt. Es wäre menschenunmöglich, hier abzusteigen. Eine ganz herrliche Rundsicht eröffnet sich: zur schneeigen Rilo und Rhodope hin, zum Vitosch, dessen kahles Plateau schon frisch gefallener Schnee deckt, über die lange Sofioter Ebene hin zum Osigov, im Labyrinth der Berge von Trn Ljubaza und zum Ruj — und nach Norden zu in die fruchtbare nordbulgarische Ebene hin bis zum Silberbande des blonden Flusses. Unten blinken in der Abendsonne die Minarets von Berkoviza; eingenistet in die Wälder liegt Klissura am Ende jenes schönen Buchenthales; und rechts und links, soweit das Auge reicht, Balkanthäler, Balkanhöhen, Balkantiefen und Schluchten. — Großartig! —

In Petro-Han mußte unfreiwilligerweise der „kleinen Jagd" obgelegen werden. Mein braver Leibjäger fing an sich 15 Kleiderläuse, ich erlegte 2 Wanzen, deren eine ihr höllisches blutaussaugendes Metier schon an mir ausgeübt hatte, und einen gemeinen Floh; ein anderer entkam. Das war eine geringe Strecke, vermuthlich dank der Kälte der Nacht (unter Null) und dank der frischen Weißelung in meinem Schlafzimmer....

Auf der Kunststraße von Petro-Han hinab nach Klissura, welche nunmehr wieder erster Bonität wird, gibt es eine

Anzahl „Brettsägen“, deren Construction originell. Man leitet nämlich das Wasser zu in einem aus Brettern zusammengefügten Schacht, der mit vorspringenden Balkeuleisten an allen vier Ecken in Entfernung von etwa einem Schuh gehalten wird. Das Ganze sieht aus wie ein immenser „Baumkuchen“. Unten stürzt das Wasser dann auf ein oberschlächtiges Mühlrad und treibt die Sägemühle. Die Schachte sind 50—60 Fuß hoch. Auf der österreichischen Generalstabskarte sind zwei solcher Anstalten eingezeichnet; zur Zeit finden sich fünf vor — aber alle außer Betrieb: zwei sind total zerfallen, eine dritte ist mit dem fürstlichen Siegel geschlossen und sequestrirt, die letzten beiden endlich stehen aus mir unbekannten Gründen still. — Die Chaussee wurde in den Jahren 1881—83 mit großem Aufwande gebaut und führt in anmuthigen Schlangenlinien ununterbrochen im Walde die 16 Kilometer hinab im Thale nach Klissura, dem Hauptrastorte des Reisenden zwischen Sofia und Lompalanka. Um einen Begriff von dem Verkehr auf der Straße zu bekommen, zählte ich die Wagen, als ich die Straße ritt: es passirten am 20. September 1895 zwischen Sofia und Klissura 16 vierspännige Phaëtons, 84 Ochsenkarren und Büffelwagen, 9 Reiter; am 22./23. September zwischen Klissura und Sofia 24 Phaëtons, 70 Büffelgefährte, 8 Reiter. Die Büffel ziehen viermal so viel und so stark als die Ochsen, bedürfen aber häufiger Wasserübergießungen, die im Gebirge schwierig zu beschaffen, weßhalb man mehr Ochsen- als Büffelwagen zu sehen bekommt. Die Ladung bestand zum größten Theil aus Holz und zwar aus frischgeschlagenem, grünem Buchenbrennholz von kaum Handstärke und mit frischen Zweigen daran! Ferner fuhren manche Kalk von der primitiven Kalkbrennerei am Fuße des Balkan nach der Sofioter Seite zu; mehrere transportirten Eisentheile für den Bahnbau u. s. w. Um von Klissura nach Petro-Han zu fahren, muß meist Ochsenvorspann von sechs Paar genommen werden; Winters auch für die Personenbeförderung! Eine Personenpost gibt es nicht. Die Briefboten sind beritten. Für den vierspännigen Wagen (Phaëton), der je nach seiner und des Kutschers Güte von Sofia bis Klissura 8—14 Stunden braucht, zahlt man 60 Francs excl. Fourage.

In Klissura ist eine kleine Colonie Wirthshäuser entstanden, die über dem Han-Niveau stehen und z. Th. gute Küche führen. Ich hatte den Vorzug, mit einem Minister das Logis zu theilen und mich an frisch gefangenen Forellen, jungem Most, neuen Wallnüssen und Weintrauben zu delectiren. In den Häusern eleganteren Stils findet sich in der oberen Etage zwischen den beiden Haushälften ein Corridor, der bis zur Straße gebrochen wurde und somit eine Art Balkon — mit Blumen geschmückt — bildet. In seiner Mitte thront eine Reisende anziehende mächtige Laterne.

Von hier aus reist man am zweckmäßigsten nach jenem Badeorte, der den Vorwurf zu dieser kleinen Skizze aus dem Balkan abgeben sollte, nach Vrăc (sprich V(e)rschéz). Die große Chaussee führt von Klissura über Berkoviza-Kutloviza (das bulgarische Schöppenstedt) nach Lompalanka, und wer ganz sicher gehen will, wird zum Bade den Umweg über Berkoviza wählen. Es ist die Stadt, die ich vom „kleinen Matterhorn“, wie ich den steilen Kom-Gipfel taufte, bereits hatte liegen sehen; eine Stadt von 5300 Einwohnern, mit mancherlei Kaufläden, fast lauter Juden gehörig, einem ordentlichen Judenviertel, in dem manche auffallend hübsche Frauengestalten sich schüchtern vor den Thüren zeigten, mit allerlei Resten türkischer Herrlichkeit endlich. Ein hohes Minaret lockt uns, die zugehörige, vermeintlich prächtige Moschee zu bewundern. Auf sehr holperigem, unbefahrbarem Pflaster reiten wir, bestaunt von schmutzigen Straßenkindern, durch winklige Gassen, bis wir verwundert einen nicht eingefriedigten Kirchhof mit niedergerissener Mauer und einem demolirten Tempel Mohammeds vor uns sehen. Eine kolossale Buche, von mehreren Metern Umfang am Erdboden, ist abgehackt, obwohl in ihren Fuß eine Marmorplatte des Grabes eines vornehmen Türken eingewachsen war. Gerade diese Verschmelzung von Pflanzen- und Steinreich hatte dem Vandalismus getrotzt und ist erhalten geblieben. Ich bröckele ein Stück carrarischen Marmors und breche ein Stückchen Buchenholz ab. . . . Ein ähnlicher Fall findet sich auf dem Gartenkirchhof in der Stadt Hannover, woselbst eine Birke die steinerne Einfassung eines Erbbegräbnisses sprengte, auf welchem die Worte eingemeißelt stehen: „Dieses der Familie N. N. gehörige Grab soll auf ewige Zeiten geschlossen bleiben.“ Ein winziges Samenkörnchen machte menschliche allerkräftigste Befehle zu schanden. . . .

Ein freundlicher Türke nähert sich und bildet gern den erwünschten Cicerone. „Ach, alles ist zerstört; dies war das Grab eines Paschas, sehet da noch das Becken einer Fontäne, die die Bäume besprengte, rings um den Hügel. Und die Moschee war reich und schön. Alles haben die Russen vernichtet. Weiter oben im Orte findet man noch eine kleinere Moschee, die in noch gräulicherer Weise verwüstet ward, und der jetzt das Ziegeldach herabgenommen wird.“ Wirklich fanden wir nach förmlich ausgetauschter Begrüßung am Ende des Weges besagte Moschee in besagtem Zustande. Ein dreckiger Geselle saß auf dem Dache und warf über eine Lage Bretter einem unten stehenden Kumpan die Dachziegeln zu, um damit — ich weiß nicht was zu begehen. Innen hing der Dachstuhl zerbrochen und rauchgeschwärzt herab, die Treppe des Minarets, aus Backsteineu fest gebaut, war mit großer Gewalt auseinander gesprengt. Ein trauriges Bild! —

Aus der Türkei hörten wir letzten Herbst durch die Zeitungen die Berichte über „armenische und bulgarische Gräuel“, wie Dörfer eingeäschert, Menschen massacrirt und Besitzthum zerstört worden; hier im friedlichen Lande glimmt der Funke von 1877/78 noch fort. Denn damals war es, als Berkoviza, von den Türken tüchtig verschanzt, den Russen den Eintritt in das Paßthal verlegte. Aus Vraca rückten aber so zahlreiche Verstärkungen her, daß nach Kämpfen am 12.—14. December 1877 die Türken flüchten mußten und über den Gincipaß nach Sofia eilten. Die Stadt ward zerstört, und das ganze westliche Donaubulgarien fiel in die Hände der Russen. . . . „Der Dämon finsterer Tage schwebt noch dumpf um Mauern und Wall. Die Blumen sprießen so dicht, sie sprießen aus Blute: einst wie perlender Thau sprüht' es auf Blüthen und Gras.“

In dem Städtchen, das nicht mehr den unreinlichen Eindruck macht, den andere Reisende bemerkten, gibt es zwei türkische Bäder, aber ohne Quellen, in denen einfach das Wasser erwärmt wird. Hier mündet vielleicht dereinst die Verbindungsbahn von Mesdra-Vraca, um nach Rahova oder Cibar-Palanka oder auch über Belogradčik an die Donau nach Lom und Widin zu leiten, und so eine Verbindung nach Sofia und dem Osten des Landes herzustellen. —

Bulgarien ist reich an Mineralquellen, bitteren, kalten und warmen, deren Explorirung aber erst begonnen hat. Noch beträgt beispielsweise die jährliche Einfuhr an Tafelmineralwässern mehr als 30,000 Francs, welche Summe gewinnbringend späterhin dem Lande erhalten werden kann. Die Uebergroße Zahl der Quellen sind schwefelhaltige Thermen, welche mit einer Ausnahme, soweit bislang bekannt, südlich vom Balkan hervorsprudeln. Die Tektonik dieses ganzen weiten und uralten Gebirgsgebietes wird durch eine südlich verlaufende Thermenlinie gestört, welche von Banja bei Panagurišta bis Lidža bei Aitos streicht. Eine zweite Störungslinie scheint, durch die Thermenreihe von Sofia-Bali Effendi-Bania (zwischen Ichtiman und Samakov) und Bania im

Digitized by Google

SW. von Tatar Bazardžik angedeutet, von NW. nach SO. durch die Rhodope zu ziehen. Auf andere solche Linien weisen die warmen Quellen von Dzuma, Küstendil, Branja, sowie jene nahezu derselben Richtung (SSO.—NNW.) folgenden Thermen von Banja bei Nisch, Toplica, Svrljig bei Alexinac u. s. w. Es scheint, daß die große Kette von Thermen und Ausbruchstellen vom Schwarzen Meer bis in die Gegend von Dzu hinüber eine Folge bildet und als letzte Regung eruptiver Thätigkeit dem Geologen Fingerzeige gibt für die Gleichheit des Systems der an verschiedenen Stellen des Landes sich vorfindenden eruptiven Gesteine.[1]) Wie erwähnt, kennt man nur eine Nordbalkantherme, deren Existenz Jireček noch 1891 mit „dicitur" in Frage stellte.[2]) Sie ist thatsächlich vorhanden und liegt im Thale der Botunja, unmittelbar bei dem Dorfe Vrsec, im Kreise Berkoviza.

Von Klissura aus führt ein kürzerer Weg hin in einem einsamen Waldthale, an dessen rechter Lehne sehr malerisch das Kloster Cyrill und Methodius mit seinem weißen Gotteshause hervorleuchtet. Später reitet man eine Strecke auf der Chaussee nach Vraca, die hier in großem Bogen liebliche Hügel umkreist. Um den Zugang zu dem Badeorte zu erleichtern, baut die bulgarische Regierung seit einigen Jahren eine schöne große Chaussee von Vraca über Kravoderski Han nach Vrsec, welche auf einer mächtigen Brücke die Botunja überschreitet. Vrsec liegt sehr versteckt in einem reich mit Wallnußbäumen bewachsenen Thale und macht einen wohlhabenderen Eindruck als so manche andere bulgarische Dörfer. Die Häuser sind meist mit Ziegeln gedeckt, die Wände mit Kalk rein beworfen und manche haben außer dem Erdgeschoß eine Bel-Etage.

In den Straßen bleichen immense Streifen frisch gewirkten Chaijaks, des landesüblichen festen Stoffes aus Schafwolle, den zu tragen allerneuestens durch ministerielle Vorschrift allen bulgarischen Beamten zur Pflicht gemacht wurde für die Dienststunden und die Dauer des Aufenthalts in staatlichen Gebäuden. Frauen sitzen auf der Straße und spinnen, auch beim Gehen, mit jener einfachen Haspel, die das Kind des 19. Jahrhunderts im Westen nur noch aus Abbildungen, womöglich solchen von Klotho und Lachesis kennt. Die Bauern sehen sauber aus und tragen zum weißen Costüm schwarze Pelzmützen. Die Frauen haben eine ganz besondere und sehr paradiesische Tracht, welche aus einem nicht zu langen Hemde und darüber zwei Schürzen — eine vorne, eine hinten — besteht, voilà tout. Sie erinnert einigermaßen an jene der schönen Scholazinnen, nach Slavonien eingewanderter Serbinnen, welche jedoch ihr Gesicht verhüllen, was die nichttürkischen Bulgarinnen lassen. Soweit das lustige Costüm es ahnen läßt, erfreuen sich diese Bergbewohner eines schönen Körperbaues. Der kurze Weg zum Bade wird rechts und links von kleinen Villeggiaturen eingesäumt, die, jetzt zwar unbewohnt — die haute saison schien vorüber —, dennoch einen sehr freundlichen Eindruck gewähren, zumal man Lusthäuser, selbst in bescheidenstem Formate, mit kleinen Vorgärten, Bänken, Lauben und dergleichen hier zu Lande ganz und gar nicht mehr zu sehen gewohnt ist. Ein zweistöckiges Holzhaus vertritt die Conversations- und Curhäuser der großen Badeorte und versammelt die wenigen Heilsuchenden: einen Officier, einige alte Frauen, mehrere Schopen. Sie wohnen dort fünf Schritt von den Quellen. Es sind nämlich genau genommen mehrere: eine kühlere, uneingefaßte quirlt in dem Bache auf, unbeachtet und unbenutzt; die zwei anderen, fünf Meter von einander entfernt und um einige Grade von einander verschieden, sind seit wenigen Jahren mit einem äußerst primitiven Holzschuppen umgeben, der drei Abtheilungen hat: je eine für Männer, in welcher die Quellen aus dem Boden dringen, und eine dritte für Frauen, in welche das Wasser aus den Männerabtheilungen zusammen überfließt.

Der Baden im Bade ist selsig und uneben, das Wasser ist klar und höchst behaglich warm. Unaufhörlich perlen Gase am Körper des Badenden auf. Als ich fragte, welche Krankheiten hier geheilt würden, erwiderte der Badediener: „alle, selbst Schnittwunden." Diese kühne Behauptung dürfte sich wohl nie bestätigen bei einem irdischem Boden entquellenden Gewässer. . . . Außerdem findet sich eine kalte Schwefelquelle ¾ Stunden vor dem Orte in der Nähe eines Dorfes Spanzevci, deren Analyse und Temperatur noch nicht festgestellt wurde; sie ist nicht eingefaßt. — Geologisch entstammen alle vier Quellen vermuthlich derselben Formation, aus Kalkgebilden, die sich durch mehr oder weniger große Gypslagen und organische Ueberreste einer verschwundenen Flora oder Fauna auszeichnen. Dieses Zusammensein des Gypses mit den fossilen Ueberresten organischer Körper gibt die Veranlassung zur Bildung von Schwefelwasserstoff. Bei Anwesenheit von Wasser vermögen sich nämlich die organischen Körper auf Kosten des Sauerstoffs des Gypses zu oxydiren und in Kohlensäure umzuwandeln; der Gyps geht in Schwefelcalcium über, dieser wird in Folge der Kohlensäure und des Wassers zerlegt, es bildet sich kohlensaurer Kalk und der thatsächlich in der Quelle vorherrschende Schwefelwasserstoff. Die Analyse ist zweimal vorgenommen (in Sofia); man fand folgende Zusammensetzung.

In einem Liter Wasser aus dem größeren Bassin:

Kohlensäure, frei und gebunden,	0,0245
Schwefelsäure	0,0398
Salzsäure	0,0027
Kieselsäure	0,0346
Schwefelwasserstoff	0,0064
Natriumoxyd	0,0425
Kaliumoxyd	0,0010
Calciumoxyd	0,0067
Magnesiumoxyd	0,0026
Eisenoxyd	Spuren

oder, wenn man die Säuren und Basen als Salze berechnet:

Kohlensäure, frei und gebunden,	0,0245
Kieselsäure	0,0340
Schwefelwasserstoff	0,0064
Natriumchlorid	0,0091
Natriumbikarbonat	0,0269
Natriumsulfat	0,0061
Calciumcarbonat	0,0249
Magnesiumcarbonat	0,0049
Eisencarbonat	Spuren

(Analyse von Al. Jw. Neidenowitsch).[1])

Der Schwefelwasserstoff, den man schon durch Geruch und Geschmack wahrnimmt, ist durch Reaction mit alkalischer Lösung von Bleioxyd an der schwach dunklen Farbe zu erkennen. Nach längerem Stehen verliert sich der eigenthümliche Geruch und das Wasser wird trinkbar. Die Menge des ausströmenden Wassers beträgt pro Secunde etwa 2 Liter aus den beiden eingefaßten Quellen, also 1728 Hektoliter pro Tag, während z. B. Bains in den Vogesen, das manche Aehnlichkeit mit Vrsec zeigt, täglich 20,000 Hektoliter spendet. Die Temperatur beträgt bei der Quelle des größeren Reservoirs 36.3° C., bei der des kleineren 35.8° (nach Messungen im September 1895). — Demnach handelt es sich um eine Schwefelquelle, die man den indifferent warmen Akratothermen zurechnen kann, vorausgesetzt, daß die Analyse sich als richtig bestätigen wird. Es wurden beim Abdampfen von 1000 Gramm Wasser aus den beiden Bassins nur 0,1699, bezw. 0,1780 Gramm Rückstände gewogen. Weitere genauere Untersuchungen über die Quellen, wie z. B. über das elektrische

[1]) Toula, Reisen und geol. Untersuchungen in Bulgarien. 1890.
[2]) Das Fürstenthum Bulgarien. S. 15. Note.

[1]) Wie der Fachmann sogleich sehen wird, ist diese Untersuchung noch nicht abgeschlossen und nur als vorläufige, orientierende zu betrachten.

Verhalten (Multiplicatornadelausschlag, Leitungskraft ꝛc.) stehen noch aus. Es muß berücksichtigt werden, daß an Ort und Stelle unter äußerst primitiven Verhältnissen wissenschaftliche Experimente nahezu unausführbar sind.

Bei zweckmäßiger Benutzung — Erleichterung der Reisegelegenheit, guter Einfassung und Einrichtung der Quellen und Bäder, Bau von Logirhäusern u. s. w. — wird diese Therme dem Lande von erheblichem Nutzen sein. So wie jetzt daselbst gebadet wird, d. h. ohne jede ärztliche Controle und Directive, ist die Heilquelle zum Niveau des Reinigungsbades degradirt. In der That benutzen die Weiber des Dorfes das warme Wasser zum Waschen der schmutzigen Wäsche. Stolz erzählte der Pächter der Anstalt, er habe manchmal je 60 Personen im Wasser; genau so viel könnten neben einander stehen — wie die Häringe in der Tonne. Ein jeder zahlt 20 Centimen. Ein Zeichen mit einer großen Glocke ladet zum Eintritt, ein schrilles Gebimmel mit einer kleinen Schelle treibt die Badenden wieder aus dem Wasser. Auskleidezimmer und andere Bequemlichkeiten, wie sie sich sonst in den türkischen und bulgarischen Bädern finden, fehlen noch. Der heiße Dampf entweicht durch die Fugen der undichten Holzeinfassung; eine Trennung in verschieden temperirte Abtheilungen, vollends Vorkehrungen zum Duschen, Inhaliren, Gurgeln, zur Massage sind noch nicht getroffen. Also glänzen noch durch ihre Abwesenheit alle jene herrlichen Vorzüge des orientalischen Bades, auf welche, wohl als erster, mein Onkel, der bekannte Botaniker A. Grisebach, die Aufmerksamkeit der medicinischen Welt lenkte, nachdem er die Hämushalbinsel in den 30er Jahren durchquert hatte.[1]) Das gegenwärtige Ministerium, welches diese Mängel erkannte, entsendete eine aus Technikern und Aerzten bestehende Commission in diesem Herbste nach Vrsec, um Vorschläge über zweckmäßige Exploitation zu hören. Man schätzt die nothwendigen Ausgaben für Ausgestaltung des Bades auf ½ Million Francs und gedenkt, die Einrichtung in 3 oder 4 Jahren zu bewerkstelligen, um danach das ganze Bad in Pacht zu vergeben: eine gute Gelegenheit für wirthschaftlich-medicinische Speculation!

Als Schwefelnatriumwasser gehört Vrsec zur gleichen Kategorie wie die französischen Pyrenäenbäder Amélie les Bains, Bagnères de Louchon, Barèges, Cauterets, Eaux bonnes, St. Sauveur, Le Vernet, welche allerdings größtentheils mannichfaltigere Zusammensetzungen (Eisen, Jod, Fluor, Brom, Kieselsäure) aufweisen. Der Schwefelgehalt beläuft sich in 1000 Theilen Wasser auf etwa 0,0170 bis 0,0188; danach rangirt Vrsec ungefähr gleich mit Barèges (0,0173) und Le Vernet (0,0172) in der Mitte der nach ihrem Schwefelgehalte geordneten wichtigeren Sulfothermen, an deren Spitze Mehadia mit 0,0936 und Nenndorf (0,0907) und an deren anderem Pole Landeck in Schlesien mit nur 0,0016 und Trenrsin (0,0021) figuriren. Vergleicht man die Temperaturen, so steht Vrsec etwa zwischen Römerbad (36—37°), Tüffer, Wildbad (33—37°) und den wärmesteigernden Akratothermen: Bains (30—50°), Bormio (38°), Ragaz (34—38°) und Warmbrunn (35—42°). — Treten wir zum Schluß der Frage näher, gegen welche Leiden das bulgarische Bad — in der verschiedenen Form der Anwendung von prolongirten, Voll- oder Partial-Bädern, verbunden mit mechanischen Manipulationen (Douche, Frottiren, Massage) und mit Elektricität, Nachschwitzen, ferner von Trinkkuren, Inhalationen, Gurgeln — mit Erfolg anzuwenden wäre! Bei erschwerter Reconvalescenz nach schwächenden Krankheiten, bei vorzeitiger Altersschwäche, bei Schwächezuständen infolge allgemeiner Constitutions-Anomalien, bei zahlreichen Erkrankungen des Nervensystems, als localer und allgemeiner Hyperästhesie, Hysterie, Gehirnerethismus, Schlaflosigkeit, tonischen und klonischen Krämpfen, Chorea, nervösem Asthma, Singultus u. s. w., ferner bei dynamischen Lähmungen und paralytischer Schwäche, Lähmungen durch Erschöpfung des Rückenmarks nach acuten Krankheiten, bei Intelligenz- und Willens-Lähmungen durch Hirn-Erschöpfung, Tabes, Spinalirritation u. dgl. In einer Reihe von Specialerkrankungen werden die Wässer von Vrsec gute Dienste leisten, z. B. bei einer Anzahl sexueller Affectionen des Weibes, bei mehreren chronischen Hautkrankheiten, chronischem Rheumatismus, gichtischen Ablagerungen u. s. w. — Der auf dreifachem Wege zur balneotherapeutischen Verwerthung kommende Schwefelwasserstoff: durch Resorption von der Magenschleimhaut, durch Einathmung des Gases und durch Absorption mittelst der Haut, erlaubt eben einen sehr vielseitigen, heilkräftigen Einfluß auf verschiedene Organsysteme; bei der Trinkkur: Anregung der Darmthätigkeit, Vermehrung der Gallensecretion, Lösung und Eliminirung metallischer Moleküle bei chronischen Intoxicationen, Beschleunigung der Blutcirculation in den Brustorganen bei chronischen Bronchialkatarrhen und Asthma, — bei der Badecur: Reiz der Haut, erhöhten Turgor, Ausdünstung und Epidermisabstoßung, mächtige Anregung der Resorption, — endlich bei Inhalationen: Gewebslockerung, Secretionszunahme, wichtig für alle entzündlichen Processe in Pharynx, Trachea, Bronchien und Larynx.

Der brave Badediener hat also nicht so ganz Unrecht, wenn er die panacëische Wirkung seiner Quellen rühmte. Nur wollen wir in seinem und im Interesse leidender Bulgaren und Nichtbulgaren wünschen, daß möglichst bald diese segensreichen Heilwässer in rationeller Weise dem Publicum erschlossen werden!

[1]) Einige Bemerkungen über türkische Bäder. — In Hollscher's Hannover'schen Annalen der gesammten Heilkunde. Bd. V. Heft 3. Hannover 1840. Kl. 8°. 12 S. Vgl. auch seine: Reise durch Rumelien und nach Brussa, Band I. Göttingen 1841. 8°. S. 71—73 und S. 349—354.

Eduard Winkelmann †.

In der Nacht auf den 10. Februar ist Eduard Winkelmann sanft entschlummert. Nach Jahren gar nicht zu schildernder Leiden, nach letzten Tagen der Linderung und der Sammlung. Seine Arbeit hat durch die körperliche Zerstörung bis in die letzten Wochen keine Beeinträchtigung erfahren, seine Lehrthätigkeit ist nur in allerschwersten Zeiten vorübergehend unterbrochen worden.

Aber ein Held ist einst schon der Knabe gewesen. Am 25. Juli 1838 in Danzig geboren, nahm Winkelmann mit 12 Jahren, als er den Vater verlor, den eigenen Kampf um seines Lebens ganze Ziele auf. Wohl hat es nie einen gleichen Archivhülfsarbeiter gegeben, wie er es mit 14 Jahren durch Theodor Hirschs helfende Antheilnahme im Danziger Stadtarchiv geworden war: der nach der Schule und nach ertheilten Privatstunden noch bei der Kerze die vergilbten Arten und engbeschriebenen Urkunden sichtete. Doch möchte man wegen der Art, wie er später uns Hörern mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit von den Raumer'schen Hohenstaufen und deren Einwirkung auf ihr einstiges Publikum sprach, nicht zweifeln, daß ihn eher dies Buch, als das Archiv, der Geschichte gewonnen hat. Zumal, weil ja gerade und am meisten Friedrich II. durch Raumer den Lesern in ein erstmaliges näheres Verständniß gerückt worden war. — Abiturient von 1856, ging Winkelmann auf vier Semester nach Berlin, wo Ranke in Vorlesungen und Uebungen sein unmittelbarer und hauptsächlicher Lehrer war, dann auf ein weiteres Jahr nach Göttingen. Bestimmender auf seine eigene Stellungnahme in der Wissenschaft ist doch offenbar dieser Studienabschluß bei Waitz ge-

Digitized by Google

wesen. Danach promovirte er (1859) wieder in Berlin: über die sicilische Verwaltung desselben Kaisers, über den einst schon der Primaner private Arbeiten versucht hatte. Mit Friedrich II. hat dieses grodlinige Gelehrtenleben begonnen, bei ihm geendet. Aber in Winkelmonn ist nie etwas vom Specialisten, überhaupt nichts Enges gewesen. Er hot jene Concentration geübt, um in dem Stoffe, dessen Mächtigkeit nach Inholt und Quellen durch ihn selber erst ganz offenbar geworden ist, desto reichlicher sich ousleben zu können, und in ollem übrigen war sein eifriges Schritthalten mit allen Bethätigungen der Geschichtswissenschaft, ganz besonders der unermüdliche Fleiß für seine Vorlesungen von gleichmäßiger Vielseitigkeit. Ohne ein Umgestalter an der Wissenschaft in ihren Richtungen und Methoden zu werden, strebte er mit der empfangenen Schulung, in der er früh sicher und reif geworden wor, rastlos und erfolgreich nach ihrer besten und gewissenhostesten Förderung.

Eine auf die Promotion folgende Verwendung bei Pertz gab er bald auf und setzte Waitz, der ihn mit „besonderem Vertrauen" für die gelehrte Laufbahn zurückforderte, die Gründe dafür auseinonder und weßhalb er ein Lehramt an der Ritterokodemie zu Reval angenommen habe; „darum (so fügt der Brief hinzu) den Wunsch nicht aufgebend, daß ich einst in entsprechender Stellung auch wieder im Vaterlande wirken möchte, dem ich mit ganzem Herzen angehöre". Reval hot ihm dann rosch die Begründung des reichen Fomilienglücks seines Lebens, seines besten Trostes in künftigen Leiden gebracht. Hier gab er nun 1863 die „Geschichte Koiser Friedrichs II. und seiner Reiche" heraus, den ersten und bis auf ein weiteres Heft von 1865 einzigen Bond. Den Stoff voll Farbenglanz erforschte jetzt als ein völlig anderer gegenüber dem für ein romontisches Geschlecht erzählenden Raumer der Ranke'sche und Woitzische Schüler und suchte für den aus der Kritik der Quellen unbestechlich abstrahirten Hergong einen angemessenen Ausdruck, unmittelbar, onschaulich und rein. Dann erfolgte 1865 die Habilitation in Dorpat. Mit der Kroftprobe einer „Encyclopädie der historischen Wissenschaften" und drei weiteren Vorlesungen hat diese Docentenlaufbahn begonnen und das nächste Semester brachte schon die „Historiogrophie des Mittelalters"; beides Vorlesungen, die zusammen mit der in Heidelberg dazu gefügten „Deutschen Reichs- und Verfassungsgeschichte" die von den Studirenden mit Recht ganz besonders geschätzten Katheder leistungen geblieben sind. Schon dos Jahr 1866 brachte ihm eine Anstellung, 1869 die Berufung nach Bern, aus dem äußersten Nordosten deutscher Cultur und Sprache an deren südwestlichste Grenzmark, 1873 die schöne Rückkehr ins neuverjüngte Vaterlond, nach Heidelberg. Nun waren die Jahre der freien Entfoltung gekommen, nun konnten sehnsüchtig erhoffte Reifen gethan werden, folgten eines auf das andere seiner großen Bücher, neben denen die Forschungsergebnisse in Zeitschriften, die tief eindringenden und oft stofferweiternden Recensionen aus dem gonzen Bereich des Forschers oder Lehrers ihren unverminderten Fortgang nahmen, während die früher zahlreichen Essays in den Baltischen und anderen Monotsschriften jetzt sehr selten werden. Winkelmann concentrirt sich noch strosser, gibt sich seitdem völlig ols das, was er innerlich von je gewesen war: ein Aristokrat in Auffassung und Ausübung des gelehrten Berufs.

1873 erschien in der Reihe der Jahrbücher Philipp von Schwaben, 1878 Otto IV. Hatte einst Otto Abel, der Vorgänger für beide streitenden Könige, einen Hauch schwäbischen Dichtergeistes unbeschadet seiner Ranke'schen Schulung über die Darstellung gebreitet, so vermochte ouch Winkelmonn sich nicht völlig in die ältere Jahrbücherart zu zwängen; freier gruppirend nach den geschichtlichen Zusammenhängen, rang auch er sich über die Fülle der neu durchforschten Einzelheiten hinous. In gleicher Anlage folgte 1889 der erste Bond des völlig erneuerten Friedrich II. In der Zwischenzeit hatte sein Held eine weitschichtige Editionsorbeit von ihm gefordert und er diese vollbracht: die Acta imperii inedita (I 1880, II 1885), volles, gonz neues Moterial aus den Schätzen Fickers und der Monumenta Germaniae, sowie aus der eigenen Ausbeute der italischen und deutschen Archive. Danoch wieder an die Verarbeitung zu gelongen, das hatte vor ihm als der ersehnte Lohn gestanden und darum steht unter dem einen Bande: „O wie frö ich was, do ich schreib Deo gratias." Aber noch einmal zwang ihn Friedrich II. zu ähnlicher Feldbestellung für die Ernte. Ficker, nach anderer wichtiger Arbeit begehrend, hatte seit Jahren die Neubearbeitung der Böhmer'schen Regesten 1198—1272 aus den Händen gelegt, 1889 entschloß sich Winkelmann zu ihrer Weiterführung. Bereits 1891 fondte er die einschlägigen Regesten von Päpsten und Cardinälen in den Druck, 1894 die Reichssachen. Und daneben war auch die Darstellung Friedrichs II. weiter gelangt. „Vier Jahre noch!" das erflehte er in den letzten Jahren von seinem Geschick. Nun hat das erste und letzte Werk dessen, der in allem und vor allem noch Vollständigkeit strebte, zum zweiten male ein Torso bleiben müssen. Aber für 1228—1233 hat er das völlig fertige, mit Schlußunterschrift versehene Manuscript, an Umfang etwa ouf 30 Bogen zu schätzen, hinterlassen. Einzelobhondlungen haben ja jederzeit bis in die späteren Jahre des Kaisers vorgegriffen.

Ferner hat Winkelmonn für Onckens Unternehmen die „Geschichte der Angelsachsen bis zum Tode König Aelfreds" geschrieben und in dem schmalen Bande (1883) einen der inhaltreichsten und besten Beiträge für das Sammelwerk geliefert.

Stets trug er für das örtlich und zeitlich Umgebende einen lebhosten Sinn, den er in jüngeren Jahren in manchem Vortrag und Zeitungsaufsatz bethätigte. Die werthoollsten Hervorbringungen dieser aber auch sich immer wieder in das Wissenschaftliche wendenden Neigung sind die Geschenke an seine beiden Adoptivheimothen: die alle drei Baltenprovinzen bibliogrophisch umfassende Bibliotheca Livoniae (1869/70 und in 2. Aufl. 1878) und das pünktlich zu ihrem 500jährigen Jubelfeste erschienene Urkunden- und Regestenwerk für die Heidelberger Universität. So übernahm er auch, als 1883 die Badische historische Commission ins Leben trat, die Wahl zu ihrem Vorstande mit vollstem eigenen Interesse und freudiger Hingabe an die neu erwachende Pflicht.

Am Grabe sprach ein junger Student aus, unmittelbor neben den Seinigen hätten Winkelmann am nächsten die Schüler gestanden, auch in ihrer Kenntniß seines Wesens. Ich möchte glouben, daß das durchous richtig empfunden war. Die mit ihm geführte Correspondenz ist ein wissenschoftlich wie menschlich werthvoller Besitz, einem jeden dos sichtbare Denkmal seines andauernden treuen und fördernden Antheils neben dem unauslöschlichen Sicherinnern an Persönlichkeit und Vorbild Ed. Winkelmanns.

Heyck.

Mittheilungen und Nachrichten.

egs. „Zum Gedächtniß des Fürstbischofs Franz Ludwig v. Erthal" hat Oberbibliothekar Dr. Keerl in Würzburg im 37. Bande des „Archivs des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg" (Würzburg 1895) S. 1—77, aus Oberthürs handschriftlichem Nachlaß und anderen zeitgenössischen Quellen Mittheilungen veröffentlicht, welche weit über die engen Grenzen eines Kreises hinaus die vollste Beachtung aller derjenigen verdienen, die mit der Geschichte Franz Ludwigs und seiner Zeit sich be-

schäftigen. Eine erschöpfende Darstellung des Lebens und Wirkens dieses als Fürst und Bischof, als Seelsorger und weltlicher Herrscher gleich ausgezeichneten Mannes fehlt bekanntlich immer noch, so daß jeder Beitrag zur Kenntniß desselben willkommen zu heißen ist. Was Kerler bietet, gehört zu den interessantesten und werthvollsten Publicationen dieser Art. Eine der wichtigsten zeitgenössischen Quellen, die bisher bloß bruchstückweise zur Verwendung gekommen ist, lernen wir zum ersten male im ungekürzten Wortlaut kennen. Es ist jener Abschnitt aus der ungedruckten und als Ganzes der Drucklegung nicht werthen Selbstbiographie des Professors Oberthür, worin dieser bei aller Herzensgüte recht eitle und selbstbewußte Mann zunächst die Geschichte seiner Beziehungen zu dem ihm durchaus nicht sympathischen Fürsten schreibt und dabei allerlei Randnoten einstreut, wie sie ihm noch in der Erinnerung hafteten und immerhin zur Charakterisirung Franz Ludwigs dienen, wenn sie ihn auch nicht gerade in günstigster Beleuchtung zeigen. Es wurde eben dem gelehrten Professor nicht leicht, Person und Sache zu trennen, und sein Urtheil trübt sich manchmal in einem Grade, daß man mit berechtigtem Mißtrauen seiner Erzählung folgen muß. Eine so subjective Arbeit forderte dringend zur Prüfung, Ergänzung und Berichtigung heraus. Kerler ist denn auch dieser Forderung in vollstem Maße gerecht geworden, indem er nicht nur in der Einleitung mit sicheren Strichen die Charaktere Franz Ludwigs und Oberthürs einander gegenüberstellt, sondern auch in den theilweise sehr eingehenden Anmerkungen aus anderen zeitgenössischen Quellen, insbesondere aus den Memoiren des Staatsraths Wagner, den hinterlassenen Papieren des geh. Referendars Seyffert und aus Archivalien neues und höchst werthvolles Material zu einer gerechten Würdigung des großen und edlen Fürstbischofs beibringt und verwerthet.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzungen vom 6. Februar. Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers.) 1. Hr. Heetwig machte eine Mittheilung „über den Einfluß verschiedener Temperaturen auf die Entwicklung der Froscheier". Es läßt sich feststellen, daß die Froscheier auf verschiedene Temperaturen durch langsameren aber schnelleren Verlauf ihrer Entwicklung gleichsam wie Thermometer genau reagiren. Der Höhe der Temperatur während eines bestimmten Zeitintervalls entspricht jedes mal eine ganz bestimmte Entwicklungsstufe, bis zuletzt, bei Ueberschreitung des Wärmeoptimums um 1^0, die Eier rasch absterben. An der Grenze kommt es zu abnormer Entwicklung. Fragen wir nach den im Ei gelegenen Ursachen für den ungleich rasch regulirten Ablauf der Entwicklungsprocesse bei verschieden hohen Temperaturen, so läßt sich als wichtigste derselben die verschiedene Geschwindigkeit erkennen, mit welcher sich die Processe der Zelltheilung abspielen. Die Geschwindigkeit der Zelltheilung aber hängt wieder ab von dem Vollzug complicirter chemischer Processe, Bildung von Nucleinsubstanzen u. s. w. Daher möchte in letzter Instanz der langsamere oder raschere Ablauf des Entwicklungsprocesses im Ei darauf zurückzuführen sein, daß die zur Entwicklung erforderlichen complicirten chemischen Processe in einer gesetzmäßigen Abhängigkeit zur Temperatur der Umgebung stehen, durch welche sie in genauen Verhältnissen beschleunigt, bezw. verlangsamt werden. 2. Hr. Hertwig legte ferner eine Serie von mikroskopischen Präparaten vor, welche Hr. Prof. Erich Müller aus Stockholm bei seinem im II. Anatomischen Institut der Berliner Universität angestellten „Untersuchungen über die Regeneration der Urodelenlinse" erhalten hatte. — Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Diels.) Hr. Harnack hielt einen Vortrag „über das Zeugniß des Ignatius über das Ansehen der römischen Gemeinde". Die Ergebnisse desselben sind folgende: 1. Ignatius hat die römische Gemeinde vor anderen christlichen Gemeinden hervorgehoben, aber nirgendwo ein Amt in ihrer Mitte — weder Bischof noch Presbyter noch cathedra — auch nur genannt. Das ist um so bemerkenswerther, als er sich in den anderen Briefen mit dem Bischof und den Klerikern viel zu schaffen macht und sie hoch feiert. 2. Ignatius hat die römische Gemeinde um ihres Glaubens, ihrer sittlichen Erkenntniß und Kraft, ihrer Festigkeit, Lehreinheit und Lehreinheit, sowie um ihrer thätigen Liebe willen gepriesen (außerdem war ihm bekannt, daß die Gemeinde in höheren Kreisen Einfluß besaß). 3. Einen Supremat der römischen Gemeinde über die anderen Gemeinden hat Ignatius nirgends vorausgesetzt. 4. Die besonders hohen Attribute, die Ignatius der römischen Gemeinde spendet, können — von der allgemeinen Kunde abgesehen, die man über ihre ausgezeichnete Haltung und Thätigkeit in der ganzen Christenheit besaß — sehr wohl aus dem Eindrucke abgeleitet werden, den das römische Gemeindeschreiben (der Clemensbrief) auf den Bischof gemacht hat. Von hier aus sind auch andere Züge in seinem Römerbriefe zu verstehen. 5. In dem „*ἄλλους ἐδιδάξατε*" bez. „*μαθητεύοντες ἐντέλεσθε*" ist keine Anspielung auf ein Lehramt oder eine regelmäßige Lehrthätigkeit der römischen Gemeinde in Beziehung zu anderen Gemeinden enthalten. 6. Ignatius hat an das besondere Verhältniß der Apostel Petrus und Paulus zu der römischen Gemeinde und an den Märtyrertod dieser Apostel erinnert, ohne von hier aus irgend welche Vorrechte aber einen besonderen Vorzug der Gemeinde abzuleiten. 7. Ignatius hat, gemäß seiner Einsicht, daß die römische Gemeinde nur allen anderen in der Bruderliebe treu und wachsam ist, ihrer Fürbitte für seine verwaiste Gemeinde wahrscheinlich eine besondere Kraft beigemessen und in diesem Sinne von einem bischöflichen Wirken der Gemeinde für die entfernte Schwester gesprochen; aber er hat nicht daran gedacht, die antiochenische Kirche wirklich der Leitung der römischen zu unterstellen, wie denn auch das „*ἐπισκοπεῖν*", von der Liebe einer ganzen Gemeinde ausgesagt, nur tropisch verstanden werden kann. — Die römische Gemeinde besaß zur Zeit des Ignatius noch kein Ansehen und keine Rechte, die sie nicht den natürlichen Verhältnissen ihrer Lage und Größe, sowie ihrer sittlichen Kraft und ihrer ökumenischen Sorge für die anderen Gemeinden verdankte. Sie war unstreitig die erste Kirche der Christenheit. Nannte sie der antiochenische Bischof Ignatius als solche, so dürfen wir sicher sein, daß dieses ihr moralisches Ansehen damals bereits in weiten Kreisen der Christenheit feststand. Mehr als ein moralisches Ansehen und die in der Liebe sich darstellende Größe dieser Kirche hat Ignatius in seinen Worten nicht zum Ausdruck gebracht — von hierarchischem oder Klerikalem oder den besonderen Rechten einer Persönlichkeit in Rom findet sich auch nicht eine Spur. Aber wer nicht ausschweifende Wünsche hegt, wird finden, daß ein glänzenderes Zeugniß im Zeitalter Trajans oder Hadrians für die Erhabenheit der römischen Kirche gar nicht erwartet werden kann. Er wird aber ferner urtheilen müssen, daß Ignatius den späteren Ansprüchen der römischen Kirche unbewußt einen bedeutenden Dienst geleistet hat; denn er hat seine Worte so gewählt, daß sie, aus dem Zusammenhang gerissen, vom Standpunkt einer späteren Zeit beleuchtet und auf den Papst (statt auf die Gemeinde) angewendet, als Zeugnisse für sehr entwickelte Stufen des Papstthums (für den Universalepiskopat des römischen Bischofs, für das allgemeine Lehramt der römischen Kirche u. s. w.) erscheinen können. Diese geschichtlichen Bildungen bezeugen sie nun freilich nicht, aber sie enthüllen uns die tiefliegenden Wurzeln ihres Ursprungs.

* **Paris.** Am 26. d. M. starb der 80jährige Arsène Houssaye, mittelmäßiger Romanschriftsteller, am bekanntesten durch seine Satire von 1855: „Die Geschichte des 41. Sessels der französischen Akademie". Seinen Sohn, den ebenfalls wenig bedeutenden Historiker Henry, auf einen der 40 wirklichen Fauteuils der Unsterblichen placirt zu sehen, ward als Surrogat für befriedigten Ehrgeiz dem alten Herrn jüngst noch durch einen Compromiß zwischen Musen und Parzen gnädig vergönnt.

K. S. Rom, 22. Febr. Die gestrige Sitzung des „Archäologischen Instituts" erhielt eine eigene Weihe durch die außerordentlich individuell gefärbte Gedächtnißrede Theodor Mommsens auf Giuseppe Fiorelli. Der der Schönrednerei und dem Gelehrtenpenal und -Bombast abholde, stets der praktischen Arbeit zugewendete verdienstvolle Reorganisator Pompeji's und der Neapeler Alterthümersammlungen hätte sich gewiß keinen besseren Nachruf gewünscht als die einer lapidaren Grabschrift gleichende knappe und scharfe Darstellung des seit einem halben Jahrhundert ihm befreundeten Epigraphikers und Historikers, der mit klassischem Freimuthe die eigenen festgewurzelten politischen und lebensphilosophischen Anschauungen durchblicken ließ, indem er Lebenswerk und Charakter des Verstorbenen den vor ihm in Neapel herrschenden Gepflogenheiten gegenüberstellte. Die deutschen und die italienischen Hörer werden ihm ausnahmslos beigepflichtet haben, als er mit der Bemerkung schloß, daß vielleicht auch Giuseppe Fiorelli das übliche Marmordenkmal erhalten werde, daß er desselben aber nicht bedürfe, da Pompeji sein Denkmal sei. — Ueber die kunstgeschichtlich wichtigen Entdeckungen bei Cloaca zwischen Velletri und Artturna (vgl. Beil. Nr. 45) berichtete in der gewohnten lichtvollen und lebendigen Weise Felice Barnabei. Während der seit langem gehegte Wunsch der Archäologen, Philologen und Architekten, auch auf dem noch auffallend wenig durchforschten Boden Latiums systematische

Ausgrabungen wie in Süd-Etrurien dargenommen zu sehen, noch immer der Erfüllung harrt, hat der Zufall zur Entdeckung eines uralten Tempels unweit des von jeher als die Stelle des altlatinischen Satricum bezeichneten Casale di Conca geführt. Ob die dort befindlichen Stadtmauerreste thatsächlich der Stadt Satricum angehören, will Barnabei ebenso wie die Frage, ob dieselbe ursprünglich latinisch oder volskisch gewesen sei, unentschieden lassen, hält aber jenes für sehr wahrscheinlich, da die spärlichen Schriftzeugnisse durchaus auf einen Ort in dieser Gegend — zwischen Nettuno und Velitrae, aber näher dem ersteren — hindeuten. Der Gutshof Conca liegt 15 Kilometer nordöstlich vom heutigen Porto d'Anzio an der Stelle, wo mehrere von den Südostabhängen des Albanergebirges kommende, tief einschneidende Wasserläufe sich zum Bache Astura vereinigen. Etwa zwei Kilometer westlich davon hat man im vorigen Jahre bei Le Ferriere die Ueberreste eines Tempels entdeckt, der deutliche Spuren einer viermaligen Transformation zeigt. Ursprünglich aus einer einfachen „tuscanischen" Cella von geringer Mauerstärke, aus röthlichem locales Tufstein bestehend, wurde er später in einen stattlichen Peripteros aus wohlbehauenen weißgrauen Tuffsteinen von auswärts nach nach später in einen Dipteros, wiederum aus rothem Tuf, verwandelt. Da während der vermuthlich durch Zerstörungen veranlaßten Neubauten der Cultus nicht völlig unterbrochen werden durfte, so diente demselben beide male während der Bauzeit eine provisorische Capelle, deren Spuren ebenfalls erhalten sind. Mit den fünf architektonischen Perioden stimmen sowohl zahlreiche in den luviesne gefundene thönerne Votivgegenstände wie auch die ornamentalen und figürlichen Baudecorationen überein. So sind als Weihegaben der ersten Periode die rohen Erzeugnisse der primitiven einheimischen Kunst, als die der zweiten die Gegenstände des „vorlorinthischen" Stils, als die der dritten endlich die Gefäße etruskischen Stils aus schwarzem Ton (bucchero) kenntlich, welche letzteren — ein sehr wichtiges Ergebniß der neuen Entdeckung — durchaus den in Süd-Etrurien gefundenen, am besten in der Sammlung der Villa Giulia vertretenen, entsprechen. — Sehr interessante Proben der figürlichen Decoration des Heiligthums wurden der Versammlung vorgelegt, darunter nicht weniger als fünf verschiedene Typen von Antefixen und decorativen Köpfen. Der ersten Periode sind die archaischen Frauenköpfe und die Reiter-Reliefs, der zweiten kleine Gorgonenhäupter, der dritten die sehr verbreiteten Gruppen von Faun und Nymphe, der vierten die eigens in Abweichung von einander modellirten Antefixe zuzuweisen. Satricum ist in den Kriegen der Römer mit den Volskern wiederholt zerstört worden, so 318 v. Chr. und, wahrscheinlich zum letzten male, 320 durch Papirius Cursor wegen Parteinahme für die Samniten. Dem 4. vorchristlichen Jahrhundert scheint auch der letzte Tempelbau mit seinem Figurenschmuck anzugehören. Eine Erneuerung erfolgte nicht mehr, weil in dieser Zeit das Städteleben in den niedrigen Theilen des südlichen Latiums aufzuhören beginnt; wie Barnabei annimmt, in Folge der allmählichen Versandung der Küste, der Stauung der Wasserläufe und der dadurch veranlaßten Sumpfbildung und Entwicklung der Fieberluft, welche die Bevölkerung auf die Anhöhen des Albaner- und Volskergebirges trieb. — E. Petersen fügte den Auseinandersetzungen Barnabei's einige Bemerkungen über ähnliche, gleichfalls unter Veränderung der Orientirung erfolgte Wandlungen bei jonischen Tempeln in anderen Theilen der alten Welt hinzu. — Dann folgte ein wegen der Kürze der Zeit nicht zu Ende geführter, höchst eingehender Vortrag Savignoni's über bauliche und figürliche Denkmäler der Insel Keos, die der junge italienische Gelehrte im vorigen Sommer besucht hat. Unter Vorlegung zahlreicher Photographien beschrieb er namentlich die Befestigungs- und Mauerreste der vier Inselstädte Julis, Karthäa, Poiessa und Karthaea, von denen die erste und letzte noch bedeutende Mauerstrecken und andere Bauwerke aus dem 5. und 4. Jahrh. n. Chr. aufweisen, während von Karthäa nur spärliche Reste nahe bei dem jetzigen Hafen der Insel vorhanden sind. Nur in Karthaea im Südosten des Eilandes (der am nächsten bei Attika gelegenen der Kykladen) sind einige regelrechte Ausgrabungen vorgenommen worden. In der Gegend der Nekropolis wurden nach Aussage der Bewohner beträchtig Gebeine gefunden. Der Erythrügel, nicht aber der steilere Bergrügel mit dem Apollotempel, war gleich dem zwischen beiden liegenden Sattel durch eine Mauer aus mächtigen Kalkquaderblöcken geschützt, die z. Th. über einen Meter lang und ziemlich regelmäßig behauen sind, doch aber gut zusammengefügt zu sein, so daß sie große Aehnlichkeit mit den sogenannten pelasgischen Ringmauern von Tiryns, Mykenai u. s. w. zeigen. Auch in Karien, von wo nach der Sage die Erbauer dieser ältesten Stadt der Insel gekommen sein sollten, finden sich ähnliche Stadtmauern, während die phönicische Bauweise durchaus verschieden ist. Ein vortreffliches Beispiel griechischer viereckiger Thürme des 4. Jahrhunderts v. Chr. ist der Thurm der Hagia Marin zwischen Poiessa und Julis. Er ist aus gut behauenen rechteckigen Blöcken gebaut, hatte oben eine rundum laufende Galerie und einen Zinnenkranz und diente jedenfalls als Wachtthurm, um das Nahen von Feinden zur See ankündigen zu können. Besonders ausführlich sprach Savignoni über ein seiner Bestimmung nach räthselhaftes kolossales Sculpturwerk der Insel, den 6 Meter langen, liegenden steinernen Löwen bei Julis, der trotz der Unvollkommenheit einer primitiven Kunstübung eine gewisse Natürlichkeit der Auffassung, durch die gewaltige Größe und die wilde Einsamkeit der Gebirgsgegend, in der er sich befindet, großen Eindruck auf den Beschauer macht. Savignoni ist geneigt, das Bildniß mit dem Cult des Apollon-Sohnes Aristaios, der das Einbringen einer höheren und edleren Cultur auf der Insel personificirt, in Verbindung zu bringen, wonach man also in dem Löwen eine Art Weihegabe und Verkörperung des segensreichen Bezwingers der wilden Naturmächte, des Bringers von Licht, Segen und Ordnung zu sehen hätte. — Nach dem Schlusse der Sitzung konnten die Versammelten die durch die italienische Museumsverwaltung zur Verfügung gestellten Fundstücke von Conca genauer in Augenschein nehmen und sich der werthvollen Erläuterungen Barnabei's und Petersens erfreuen. — Die Ausgrabungsarbeiten bei dem Tempel, welcher der Mater Matuta zugeschrieben wird, dauern unter der Leitung des Architekten Grafen A. Cozza fort und werden hoffentlich auch auf die nahe altlatinische Stadt ausgedehnt werden.

* **St. Petersburg.** Nach dem Rechenschaftsbericht der Universität pro 1895, der beim feierlichen Jahres-Actus am 20. Februar verlesen wurde, bestand das Lehrpersonal am 1. Januar 1896 aus 214 Personen, darunter 1 Professor der Theologie, 34 ordentliche, 12 außerordentliche, 23 naheretatsmäßige Professoren, 2 Akademiker, 3 Lectoren der orientalischen Sprachen, 1 Lector der neuen Sprachen, 2 Lehrer und 95 Privatdocenten. Die Zuhörerschaft bezifferte sich am 1. Januar 1895 auf 2768 Studenten und 36 externe Zuhörer. Im Laufe des Berichtsjahres traten 1073 Studenten ein und verließen 784 die Universität (437 noch, 347 vor absolvirtem Cursus), so daß am 1. Januar 1896 3057 Studenten und 45 externe Zuhörer gezählt wurden. Nach den Facultäten zerfiel die Zuhörerschaft in folgende Gruppen: historisch-philologische 194, mathematische 482, naturhistorische 603, juristische 1673, orientalische Sprachen 105. An der Universität verblieben zum Zweck der Vorbereitung zur Professur 91 Abiturienten; 20 Personen wurden gelehrter Grade gewürdigt, darunter erhielten 14 die Magister-, 6 die Doctorwürde.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 22. bis 25. Februar folgende Schriften eingegangen:

Bulletin Russe de statistique financière et de législation. 3. année. No. 1. Janv. 1896. St. Pétersbourg, ministère des finances 1896. — Jahresbericht der Großherzoglich Badischen Fabrikinspection f. d. J. 1895; hggb. i. A. des Ministeriums des Innern. Karlsruhe, Ferdinand Thiergarten 1896. — Archiv für Strafrecht, begr. durch Dr. Goltdammer, fortgesetzt von Meves, Dalcke u. Mugdan. 43. Jahrg. 3. u. 4. Heft. Berlin, R. v. Decker 1895. — Edmund Miller: Stehendes Heer oder Miliz-Armee? unt. bes. Berücksichtigung der Schweiz. Leipzig u. Zürich, Th. Schröter 1896. — A. Röder: Der Austritt Stöckers aus der conservativen Partei. 3.—5. Aufl. Karlsruhe u. Leipzig, Müller u. Gräff 1896. — Lic. Arnold Meyer: Jesu Muttersprache; das galiläische Aramäisch in seiner Bedeutung für die Erklärung ꝛc. Freiburg u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Dr. Emil Koch: Die Psychologie in der Religionswissenschaft; Grundlegung. Ebd. — Heinrich Julius Holtzmann: Lehrbuch der Neutestamentlichen Theologie. Subscriptions-Ausgabe. 1. Lfg. (Sammlung theologischer Lehrbücher.) Ebd. — Dr. H. Hoffmann: Das Kreuz Christi, das Warnungszeichen ꝛc.; Predigt. (Sonntagsfreude 1.) Halle, Richard Mühlmann 1896. — *Maurice Maeterlinck:* Le trésor des humbles. Paris, édition du Mercure de France 1896. — *Le Marquis de Sassenaie:* Les derniers mois de Murat; le Guet-apens de Pizzo. Paris, Calmann Lévy 1896. — Dr. Wilhelm Martens: Weltgeschichte, Handbuch für das deutsche Volk. Hannover, Manz u. Lange 1895. — Adolf Wilbrandt: Hölderlin, Reuter. 2. Aufl. (Antons Bettelheim, Geisteshelden. 2.—3. Bd.) Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 28. Februar. Nummer 49.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Frage der Frauenbildung. — Eine niederdeutsche Ilias. Von Karl Werner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Frage der Frauenbildung.

m. Der vor einiger Zeit veröffentlichte Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ über die Frauenfrage, den man wohl mit Recht als eine officiöse Kundgebung aus dem Cultusministerium ansehen durfte, hat je nach dem Standpunkt, den der Beurtheiler in dieser Angelegenheit einnimmt, eine abfällige oder zustimmende Beurtheilung erfahren. Zwar, daß man in Preußen jetzt entschlossen scheint, Maßregeln zu ergreifen, um dem weiblichen Geschlechte weitere Berufswege zu eröffnen, daß man insbesondere geprüfte weibliche Aerzte zulassen will, ja daß man Vorbereitungen plant, um versuchsweise besondere Abtheilungen für Frauen zum Zwecke des Studiums der Medicin, der Sprach- und Naturwissenschaften zu eröffnen, wird wohl allseitige Billigung finden.

Aber schon die beabsichtigte Beschränkung der weiblichen Aerzte auf die Frauenpraxis, wie nicht minder der Zusatz, daß „die Ausbildung derselben, wenn sie natürlich auch der wissenschaftlichen Basis nicht entbehren kann, doch in Ansehung der geforderten Vorbildung wie an sich nach etwas anderen Normen geregelt wird, als die unsrer männlichen Aerzte“, muß den lebhaftesten Widerspruch seitens derer erfahren, die dem weiblichen Geschlechte eine schrankenlose Freiheit der Bewegung, also eine völlige Gleichstellung mit dem männlichen auf dem Gebiete der Erziehung und des Erwerbslebens erstreiten wollen.

Wir unsrerseits — und wir glauben der Mehrheit unseres Volkes in dieser Ansicht sicher zu sein — stehen nicht an, jene Kundgebung der Regierung freudigst zu begrüßen, weil wir der Ansicht sind, daß ein Concurrenzkampf beider Geschlechter einerseits für den Mann die jetzt bereits bestehende Schwierigkeit, eine gesicherte, die Gründung einer Familie ermöglichende Lebensstellung zu erlangen, erheblich steigern und damit eine weitere Zunahme der Ehelosigkeit herbeiführen würde, andrerseits — und das ist das schwerwiegendste Bedenken — dem weiblichen Geschlechte selbst den empfindlichsten Schaden zufügen müßte, da ja die Frau dann gezwungen würde, lediglich diejenigen ihrer Kräfte auszubilden, welche sie mit dem männlichen Geschlechte gemeinschaftlich besitzt, dagegen diejenigen brach liegen zu lassen, welche ihrem Geschlechte eigenthümlich sind und ihre Stärke dem Manne gegenüber bilden. Aber mag man über diese Fragen im Sinne der äußersten Linken oder der gemäßigten Gruppe der Frauenbewegung urtheilen — stets wird man die Forderung aufstellen müssen, daß vor der Eröffnung der Hochschule für die Frauenwelt die beiden Vorfragen erledigt werden: erstens, welches das Maß von Kenntnissen sei, das die Frau zum Besuche der Universität berechtigt, und zweitens, auf welchem Wege jene Kenntnisse zu erwerben sind.

Ohne die vorherige Erledigung dieser Fragen die Universität der Frau eröffnen zu wollen, das hieße doch nichts anderes, als den zweiten Schritt thun, ehe der erste gemacht ist, oder ein Haus unter Dach bringen wollen, ohne für einen gehörigen Unterbau gesorgt zu haben, das hieße Zustände herbeiführen, durch welche die gute Sache der Frauenbewegung aufs ernstlichste gefährdet würde — wir erinnern nur an die russischen Studentinnen auf den Schweizer Hochschulen.

Was nun die erste Frage betrifft, so ergibt sich aus der oben dargelegten Kundgebung der Regierung, daß diese an die weiblichen Aerzte wenigstens nicht dieselben Anforderungen bezüglich ihrer Vorbildung wie an ihre männlichen Collegen stellen will, und so ist wohl der Schluß berechtigt, daß sie auch hinsichtlich der übrigen Fächer die gleichen Absichten hegt. Was aber im einzelnen von der studirenden Frau auf der Universität verlangt wird, welche Vorkenntnisse sie aufweisen soll, um die Berechtigung zum Besuche der Universität zu erlangen, darüber verlautet überhaupt nichts; und doch ist diese Frage die wichtigste der ganzen Frauenfrage, denn von ihr hängt ja wiederum die andere ab, welche Bildungsanstalten jenes junge Mädchen besuchen muß, das in sich Lust und Fähigkeit zum Studium fühlt. Wer von der Frau dieselben Kenntnisse verlangt, wie vom Mann, der wird für sie auch die nämlichen Vorbereitungsanstalten zur Erlangung derselben fordern, also für das Studium der Medicin das humanistische Gymnasium, für das der Mathematik und der modernen Sprachen daneben auch das Realgymnasium, und zwar entweder so, daß die Mädchen gemeinsam mit den Knaben jene Anstalten besuchen, wie das in Amerika der Fall ist, oder aber so, daß für Mädchen besondere Gymnasien eingerichtet werden. Bekanntlich sind derartige Schulen seit kurzem in Karlsruhe, Berlin und Leipzig von Frauenvereinen eingerichtet.

Indessen läßt sich bei näherer Prüfung der Sachlage nicht verkennen, daß sich der Ausführung dieses Gedankens sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Wenn man nun neben der höheren Mädchenschule weibliche Gymnasien einrichtet — daß die erstgenannten Anstalten einfach zu gunsten der Gymnasien verschwinden sollen, wird doch wohl kein vernünftiger Mensch verlangen —, so entsteht zunächst die Frage, welche Mädchen sollen die eine, welche die andere Anstalt besuchen? Die Kinder sind doch in dem Alter, in welchem die Entscheidung zu treffen ist, also im Alter von 9 bis 10 Jahren, noch so unentwickelt, daß man gar nicht wissen kann, ob sie mit derjenigen Kraft und Stärke des Körpers und Geistes ausgestattet sind, vermöge deren sie imstande sind, den Anforderungen, welche das wissenschaftliche Studium an sie stellt, zu entsprechen, abgesehen davon, daß in einem solchen Alter von einem innerlichen Berufe noch gar keine Rede sein kann. Man wendet hier ein, daß es bei den Knaben nicht anders sei. Aber diese wissen von vornherein, daß es ihre Bestimmung ist, sich für einen späteren Beruf, sei es im

Digitized by Google

Staats-, sei es im Gemeinde-, sei es im Erwerbsleben, vorzubereiten; nicht so ist es mit der Frau; auch die eifrigste Jüngerin der Frauenemancipation wird nicht leugnen wollen, daß die natürliche Bestimmung der Frau in erster Linie in der Ehe liegt. Daraus folgt also, daß jede Unterrichtsanstalt für Mädchen als ersten Zweck auffassen muß, ihre Zöglinge für die ihrer harrenden Pflichten als Hausfrau, als Mutter vorzubereiten, oder, mit andern Worten, ihnen eine specifisch weibliche Ausbildung und Erziehung zu geben. Jede Unterrichtsanstalt für das weibliche Geschlecht, welche nicht diesen Zweck in erster Linie verfolgen wollte, würde sich auf das ärgste an der Natur versündigen und dem Volks- und Familienleben unberechenbaren Schaden zufügen. Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Noch vor wenigen Jahren bestand der landläufige Vorwurf, den man gegen die höhere Mädchenschule erhob, darin, daß sie lediglich ein Abklatsch der männlichen Bildungsanstalten sei, heute ereifern sich viele Vorkämpfer der Frauenfrage für die allgemeine Einführung des Mädchengymnasiums, das doch, will es seine Ziele erreichen, gar keine Zeit hat, der Eigenthümlichkeit des weiblichen Wesens irgendwie Rechnung zu tragen.

Ein zweites Bedenken gegen das Mädchengymnasium liegt in der physischen Veranlagung der Mädchen. Wir wollen an dieser Stelle nicht den alten Streit erneuern, ob der Mann in Folge seiner größeren Gehirnmenge besser befähigt sei zu logischem Denken als das Weib, wir wollen hier nur einfach darauf hinweisen, daß das Mädchen in Folge seiner zarten, zu nervösen Leiden aller Art veranlagten Constitution weit eher in Gefahr ist, den Ansprüchen des Gymnasiums entweder zu erliegen oder aber doch nur mit stark geschwächtem Gesundheitszustande zu genügen, als der Knabe. Zum Beweise dafür wollen wir nicht sowohl die bis jetzt recht unbefriedigenden Ergebnisse der bereits bestehenden Gymnasien aufführen — dagegen könnte uns erwidert werden, daß jedes junge Unternehmen erst die Kinderkrankheiten überwinden müsse, ehe ein nur einigermaßen abschließendes Urtheil über dasselbe gefällt werden dürfe —, sondern die jedem Leiter einer höheren Mädchenschule bekannte Thatsache, daß, trotzdem diese Schule ganz erheblich geringere Ansprüche an die Zeit und Leistungsfähigkeit ihrer Zöglinge stellt, der Gesundheitszustand der letzteren nur wenig befriedigend ist, so daß regelmäßig ein Theil derselben sich genöthigt sieht, sich von einigen Fächern dispensiren zu lassen, ein anderer Theil gar, vor der Zeit die Schule zu verlassen.

Es gehört daher gar keine Prophetengabe dazu, um mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß, wenn dem Verlangen nach Einrichtung von Mädchengymnasien seitens des Staates nachgegeben würde, ein Theil der Schülerinnen und zwar ein ganz erheblicher wegen körperlicher oder geistiger Mängel im Laufe der Jahre abfallen, ein kleiner Theil das Abiturienten-Examen bestehen würde, von diesen aber wieder so viele mit erheblich geschwächter Gesundheit, daß nur eine ganz geringe Zahl der aufreibenden Arbeit des akademischen Studiums und nun gar später des Berufslebens gewachsen wäre. Und um solcher wenigen bevorzugten Persönlichkeiten willen sollte ein so großer Apparat wie der eines Gymnasiums in Betrieb gesetzt werden? Wir wollen hier gar nicht näher auf die Geldverhältnisse eingehen — obgleich auch diese bei der bekannten ungünstigen Lage der preußischen Finanzen ihre volle Beachtung verdienen —, aber das müssen wir doch hervorheben, daß es eine große Unklugheit und zugleich eine sich in der Zukunft bitter rächende Ungerechtigkeit wäre, wenn man durch Gründung von Mädchengymnasien die Töchter der gebildeten Stände in Wege hineinzwingen wollte, auf denen nur einige wenige glänzend begabte Zöglinge sich bis zum ersehnten Ziele durchzuarbeiten vermöchten, die vielen anderen aber eine höchst mangelhafte Ausbildung für ihren natürlichen Beruf erhalten würden.

Darum, mag man auch mit Professor Waldeyer die körperliche und seelische Ueberlegenheit des Mannes als eine von der Natur ursprünglich gewollte und die Zunge als das einzige Organ, durch welches die Frau demselben überlegen sei, bezeichnen, oder mag man mit Bebel die geistige Inferiorität des Weibes von der mangelhaften Ausbildung der betreffenden Organe ableiten und von einer verständigen „Züchtung" die baldige Beseitigung dieses Mangels erwarten: jeder, der überhaupt die wesentliche Aufgabe der Schule in der Vorbereitung und Ausbildung des Menschen für seinen natürlichen Beruf erblickt, sollte an der Forderung festhalten, daß nicht das Gymnasium, sondern die höhere Mädchenschule die erste Bildungsanstalt für unsre Töchter sein muß.

Wird aber nicht hiedurch vielen talentvollen und strebsamen jungen Mädchen der Weg zum akademischen Studium ganz abgeschnitten? so fragt wohl manches ängstliche Gemüth. Wir behaupten: im Gegentheil, er wird hiedurch erst recht geebnet. Wenn, wie bereits oben gesagt, bei einem zehnjährigen Kinde von einer ernstlichen Neigung zu irgend einem Berufe keine Rede sein kann, wenn sich von denselben nicht einmal sicher feststellen läßt, ob bei ihm die erforderlichen Kraft des Leibes und der Seele vorhanden sei, so hat das 17jährige Mädchen, dem es durch beharrlichen Fleiß und glückliche Begabung gelungen ist, sich durch die 10 Classen der höheren Mädchenschule durchzuarbeiten, diese Probe bestanden; das junge Mädchen ist ferner durch diese Arbeit soweit ausgereift, daß es sich nicht mehr zu täuschen vermag über den Ernst seiner Neigung zum Studium, und endlich hat sich der Körper, der bis dahin während der Entwicklungsjahre stark zu leiden hatte und daher der Schonung bedurfte, meist nunmehr soweit gekräftigt, daß er den gesteigerten Ansprüchen dieser Studien gewachsen ist.

Aber, so wird weiter eingewandt, ist nicht durch den langen Aufenthalt auf der höheren Mädchenschule die Zeit zur Aneignung derjenigen Kenntnisse, welche zum Besuche der Universität befähigen, unwiederbringlich verloren gegangen? Auch hier glauben wir mit einem entschiedenen Nein antworten zu können. Wenn die höhere Mädchenschule das ist, was sie sein will, die Stätte ernster Geistesarbeit, dann bildet sie eine gute Grundlage für den weiteren Aufbau wissenschaftlichen Strebens und Könnens. Bekanntlich werden in diesen Schulen die beiden neueren Sprachen, Französisch und Englisch, mit mindestens demselben Erfolge und Ernst betrieben, wie auf den Gymnasien; auch die deutsche Sprache erfreut sich dort der liebevollsten Pflege; im Rechnen, in der Geschichte und Erdkunde, sowie in den Naturwissenschaften wird Tüchtiges geleistet. Ein Mädchen nun, das sich durch einen 10jährigen Aufenthalt in der höheren Mädchenschule das Wichtigste aus diesen Fächern angeeignet hat, wird daher — gute Begabung vorausgesetzt — imstande sein, ihre ganze Kraft auf diejenigen Wissenschaften zu werfen, deren sie zur Vorbereitung auf das Studium bedarf, also insbesondere auf Mathematik, Physik, auf Latein und, wenn es nicht anders sein kann, auch auf Griechisch. Durch Erfahrungen mannichfachster Art ist festgestellt, daß strebsame junge Mädchen in überraschend kurzer Zeit sich die Kenntnisse des Gymnasiums anzueignen verstehen. Das Gedächtniß eines 17—20jährigen Menschen erfreut sich zwar nicht mehr der Frische und Stärke, die es in den ersten Jahren der Schutzpflichtigkeit besitzt, und die dem Sextaner und Quintaner bei dem Einprägen der vielen Vocabeln und Formen so gut zu statten kommen; dieser Mangel aber wird reichlich aufgewogen

Digitized by Google

theils durch den brennenden Eifer, theils durch das leichtere Auffassungsvermögen der reiferen Schülerin. Wenn man also, statt Gymnasien einzurichten, in welche die Töchter der gebildeten Stände von ihrem 9. oder 10. Lebensjahre an einzutreten hätten, Fortbildungsanstalten an die erste Classe der höheren Mädchenschule angliederte, welche den Zweck verfolgen, junge Mädchen für die Hochschule vorzubereiten, so würde diese Einrichtung den Vortheil gewähren, daß sie 1. in pecuniärer Beziehung weit leichter ausführbar ist, 2. jedem Mädchen zunächst eine seinem Geschlechte und seiner Bestimmung gemäße Ausbildung zutheil werden läßt, 3. auch denjenigen fruchtbare Anregung und Vertiefung in ihrem Wissen bringt, welche gern weiter arbeiten möchten, ohne ein Berufsstudium im Auge zu haben, und endlich 4. das Verständniß für die hohe Bedeutung der höheren Mädchenschule auch in diejenigen Kreise bringt, die ihr bis jetzt noch recht gleichgültig gegenüberstehen.

Es ist leider nicht zu leugnen, daß diese Schule zur Zeit sich einer sehr geringen Theilnahme und Beachtung zu erfreuen hat auch seitens der gebildetsten Kreise der Bevölkerung. Meistens beschäftigt man sich mit ihr höchstens, um seinen Spott mit der „gezierten, überklugen höheren Tochter"[1]) zu treiben. Mag sein, daß die unfertigen Zustände der höheren Mädchenschulen aus den früheren Jahrzehnten zu Hohn und Spott herausgefordert haben; mag auch sein, daß dieses Schulwesen trotz seiner nicht wegzuleugnenden großen Fortschritte es doch noch immer nicht zu derjenigen Klarheit und Bestimmtheit in der Feststellung der Lehrziele und Lehrmethode, ja selbst in seiner ganzen Organisation gebracht hat, durch welche sich die weit älteren Bruderanstalten auf dem Gebiete der Erziehung des männlichen Geschlechts auszeichnen. Aber für solche Mißstände ist nicht die Schule selbst verantwortlich zu machen, denn diese hat seit den letzten Jahrzehnten mit unverkennbarem Ernste an der Beseitigung derselben gearbeitet, sondern die preußische Regierung, welche in kaum begreiflicher Gleichgültigkeit dieses zarte Kind des 19. Jahrhunderts, das doch gerade in den ersten Jahren seines Daseins besonders liebevoller Pflege bedurft hätte, sich selbst überließ. Und doch handelt es sich hier um nichts weniger als um das körperliche und geistige Wohl und Wehe unsrer Frauen, sowie das unsrer Kinder, die ja durch sie geboren und erzogen werden, die doch vorzugsweise von der Mutter die ihr ganzes Leben bestimmenden Anlagen und Neigungen erhalten.

Von der verschiedenartigen Werthschätzung des höheren Knaben- und Mädchenunterrichts legt die Art und Weise, wie die Neuordnung beider Unterrichtszweige in Preußen neuerdings ins Werk gesetzt ist, ein nur allzu beredtes Zeugniß ab. Als die Stimmen immer lauter wurden, daß das höhere Knabenschulwesen der Reorganisation dringend bedürfe, da fanden in der Tagespresse wie in den Zeitschriften die eingehendsten Besprechungen über die beste Art der Ausführung dieser wichtigen Angelegenheit statt, und man sah es als selbstverständlich an, daß vor der endgültigen Entscheidung die tüchtigsten Fachmänner und die erfahrensten Sachverständigen gehört würden. Das geschah, und es wurde eine Conferenz einberufen, welche unter der lebhaftesten Theilnahme von ganz Deutschland über die vorgeschlagenen Reformen berieth. Ein völlig entgegengesetztes Bild liefert die Geschichte der Organisation des höheren Mädchenschulwesens in Preußen. Zwar von fachmännischer Seite war auch hier seit vielen Jahren die Forderung nach einer endlichen Regelung dieses so lange vernachlässigten Schulwesens laut geworden, aber in den weiteren Kreisen des Publicums fanden jene Stimmen keinen Widerhall, und deßhalb sah sich auch das Cultusministerium nicht veranlaßt, hier ähnlich wie bei der Ordnung des höheren Knabenunterrichts zu verfahren. Man forderte Berichte ein von den der höheren Mädchenschule vorgesetzten Behörden, benutzte dieselben, soweit sie der vorgefaßten Meinung entsprachen, hörte nachträglich auch noch unter der Hand einige der Regierung nahe stehende Directoren und Lehrerinnen und traf auf Grund solcher mehr oder weniger einseitigen Gutachten endgültige Entscheidungen.

So entstand hinter verschlossenen Thüren die bekannte Verfügung vom 31. Mai 1894. Vom wohlwollendsten Geiste getragen und daher auch nicht arm an einzelnen lobenswerthen Bestimmungen, konnte sie doch im ganzen, weil nicht aus dem Bedürfniß der Schule selbst hervorgegangen, den berechtigten Erwartungen und Hoffnungen der Fachmänner nicht entsprechen; ja selbst die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung gingen mit Achselzucken über sie zur Tagesordnung über, und nur die Magistrate der größeren Städte Preußens, die von je die höhere Mädchenschule mit besonderer Liebe gepflegt haben, fanden Zeit, sich die neuen Bestimmungen näher anzusehen und gegen die wichtigsten derselben Einspruch zu erheben. Sie allein sahen mit scharfem Blick, daß diese Neuordnung in einem hochbedeutsamen Punkte, nämlich dem des Unterrichts, einen Rückschritt und nicht einen Fortschritt bedeutet. Die Cursusdauer, die sich in fast allen Schulen der größeren Städte allmählich auf 10 Jahre ausgedehnt hatte, soll nämlich nach der Maiverfügung vom Jahre 1894 fortab nur noch 9 Jahre betragen, so daß ein Mädchen, das mit dem 6. Lebensjahre in die höhere Mädchenschule eintritt, mit dem vollendeten 15. Jahre aus der ersten Classe abgehen kann. Die 10stufige Schule darf vorläufig allerdings noch als solche verbleiben, aber der Lehrplan, den auch sie verpflichtet ist zu befolgen, ist auf eine Zeit von 9 Schuljahren zugeschnitten und die Lehrziele haben sich daher in manchen wesentlichen Punkten erhebliche Beschränkungen gefallen lassen müssen. Die neulich in Koblenz tagende Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen hat denn auch einmüthig diese Bestimmungen der preußischen Regierung als ein bedenk-

[1]) Von der geringschätzigen Beurtheilung, der die höhere Mädchenschule sogar bei den Förderern der Frauenbewegung ausgesetzt ist, zeugt ein jüngst in Oehmigke's Verlag, Berlin 1896, erschienenes Buch „Vor Tagesanbruch", Erzählung aus der Gegenwart für jüngere und reifere Mädchen von S. Stein, das der Vorstand des Vereins zur Reform der Literatur für die weibliche Jugend herausgegeben hat, und zwar mit dem Bemerken, daß die Sammlung nur Bücher enthalte, welche den Grundsätzen des Vereins für Jugendlectüre entsprechen. Dort äußert sich (Seite 64) die Heldin des Romans, selbstverständlich ein nach jeder Richtung hin ausgezeichnetes Mädchen, über die Verschiedenheit der Methode des Gymnasiums, das sie augenblicklich besucht, und der Mädchenschulen folgendermaßen: „Die ganze Art des Lernens, die methodische, ist ja ganz anders, als wie Mädchen gewohnt sind. Hat man sie freilich erst inne, dann, ja dann wird es leichter und leichter, und man sieht nun erst klar ein, in welcher einerseits grausamen und doch nutzlosen, andererseits oberflächlichen Weise wir in den Mädchenschulen gequält werden, und daß wir unwissend und verbildet aus ihnen wieder herauskommen, ist eben nicht wunderbar." Daß der Vater seiner naseweisen Tochter, die nicht einmal eine höhere Mädchenschule besucht hat, sondern dem Privatunterricht bei dem benachbarten Prediger und dem eigenen Vater ihre Bildung verdankt, ihr vorschnelles, durch nichts näher begründetes Urtheil nicht beweist, ist allerdings wunderbar, noch wunderbarer, daß er sich, ein wissenschaftlicher bedeutender Arzt, folgende Antwort gestattet: „Ja, ja, Ordnung, Zusammenhang, Methode ꝛc. mit einem Wort, das ist's, was fehlt. Sie ist die unentbehrliche Form, die der Leher, der rechte Lehrer, mit seinem Geist erfüllt. Mag dieser dann auch in mächtigen, blitzenden Wogen überquellen über den Rand des Gefäßes, um so besser! Es richtet keinen Schaden mehr an." Wenn der oben bezeichnete Verein seinen Bestrebungen dadurch Verbreitung zu schaffen sucht, daß er die höhere Mädchenschule und die dort gewonnene Bildung in den Augen unsrer Töchter zu gunsten des Mädchengymnasiums herabsetzt, dann versündigt er sich in gröbster Weise an dem weiblichen Geschlecht, dessen Wohl zu fördern er sich doch zur Aufgabe gesetzt hat.

liches Hemmniß ihrer auf die Vertiefung der Frauenbildung gerichteten Arbeit bezeichnet, sie hat, indem sie von der Thatsache ausging, daß das 16. Lebensjahr in der geistig-sittlichen Entwicklung des jungen Mädchens das bedeutsamste ist, einstimmig die Erklärung abgegeben, daß die höhere Mädchenschule nur bei 10 aufsteigenden Classen die allgemeine Bildung zu vermitteln vermag, deren die gebildete Frau für das Leben bedarf. Sie hat ferner im einzelnen festgestellt, daß der Unterrichtszweig, den jede deutsche Schule in ihren Mittelpunkt zu stellen hat, der Unterricht in der Muttersprache, ganz empfindlich unter dem Wegfall des letzten Schuljahres leide. Sie hat endlich erklärt, daß, was die Regierung an die Stelle des zehnten Schuljahres zu setzen vorgeschlagen hat, die wahlfreien Fortbildungscurse, als ein irgendwie nennenswerther Ersatz nicht angesehen werden kann, weil einerseits, wenn die Behörde selbst einen 9jährigen Bildungsgang als unter gewöhnlichen Verhältnissen genügend hinstellt, der Schule jedes Mittel fehlt, die aus der ersten Classe abgegangenen Schülerinnen zum Besuche solcher Curse zu veranlassen, und andrerseits die Mädchen im Alter von 15—16 Jahren für eine derartige akademische Freiheit noch nicht reif sind.

Wenn man nun hört, daß eine aus besonnenen Fachmännern, aus Lehrern und Lehrerinnen an öffentlichen und privaten Schulen zusammengesetzte Versammlung diese Maßnahmen der preußischen Regierung betreffs des höheren Mädchenschulwesens so einmüthig verurtheilt, dann kann doch kein Preuße sich des beschämenden Eindrucks erwehren, daß die Unterrichtsverwaltung seines Landes damit eine empfindliche Niederlage vor den Augen ganz Deutschlands erlitten hat. Müssen nicht die Sachsen, Badenser und Württemberger, ja auch die Bayern — von den übrigen Staaten zu schweigen —, die es gar nicht anders wissen, als daß ein den gebildeten Ständen angehörendes Mädchen die Schule bis zum vollendeten 16. Lebensjahre besucht, den Schluß ziehen, daß in Preußen das Bildungsbedürfniß entschieden geringer ist als bei ihnen, daß das Land also, das sie gewohnt sind an der Spitze jeder geistigen Bewegung zu sehen, jetzt in einer Frage, welche für unser ganzes Culturleben von so tief einschneidender Bedeutung ist, hinter ihnen allen zurückbleibt?

Noch räthselhafter wird aber ein solches Herabdrücken der Bildungsziele des weiblichen Geschlechts seitens Preußens, wenn man hört, daß dieselbe Regierung andrerseits sich anschickt, der Frauenbewegung selbst erhebliche Zugeständnisse zu machen, indem sie die Mädchengymnasien mit freundlicherem Auge als bisher ansieht, ja sich mit der Absicht trägt, den Frauen die Universität zu öffnen. Wie ist dieser Widerspruch zu verstehen? Es sind doch nur zwei Wege zur Hochschule denkbar: der eine führt durch das Gymnasium, der andere durch die höhere Mädchenschule. Daß der Regierung der erste Weg nicht sympathisch ist, läßt sich wohl mit ziemlicher Sicherheit aus der im Eingange dieses Aufsatzes citirten Aeußerung, daß die Ausbildung der Mädchen nach etwas anderen Normen zu regeln sei als die der männlichen Jugend, schließen. Nun, dann bleibt doch nur der zweite Weg übrig, und es gilt also, Veranstaltungen ins Leben zu rufen, welche im engen Anschluß an die erste Classe der höheren Mädchenschule die aus ihr austretenden Zöglinge für die Universität vorzubereiten haben. Nun ist doch aber selbstverständlich, daß der Grund der höheren Mädchenschule, wenn auf ihr ein so gewichtiger Oberbau aufgeführt werden soll, aus durchaus soliden kräftigen Quadern zusammengefügt sein, daß die Schule also eine möglichst solide Einrichtung erhalten muß, damit sie ihren Schülerinnen ein tüchtiges Wissen und Können mitzugeben vermag, da auch die geringste Oberflächlichkeit in der Arbeit der Schule ein späteres Studium erheblich erschweren, wenn nicht unmöglich machen würde.

Indem die Regierung somit diejenige Schule, welche doch das einzige vorhandene Bildungsmittel für die Töchter der höheren Stände ist, in ihren Zielen beschränkt, setzt sie sich in einen sonderbaren Widerspruch mit sich selbst, was man wohl durch die Annahme von zwei einander entgegenwirkenden Strömungen innerhalb des Cultusministeriums selbst erklären muß. Es scheint, als habe der Decernent für dieses Unterrichtsgebiet den Minister für seine persönliche Ueberzeugung, in Preußen sei kein Bedürfniß für eine zehnstufige Schule vorhanden, zu gewinnen gewußt.

Und doch steht fest, daß im Laufe der letzten Jahrzehnte viele neunstufige Schulen sich in zehnstufige umgewandelt haben, und zwar selbstverständlich unter den Augen und der Genehmigung desselben Geheimraths, der jetzt die letzteren abschaffen möchte; es steht ferner fest, daß dieser Vorgang nicht etwa durch den Ehrgeiz der Directoren und akademischen Lehrer herbeigeführt sein kann, da ja die Städte, die fast ausschließlich die Patrone dieser Schulen sind, sich gewiß nicht leichten Herzens zu der kostspieligen Einrichtung einer neuen Classe entschlossen haben, sondern einer Bewegung seinen Ursprung verdankt, die die ganze gebildete Welt umfaßt und auch in Deutschland immer größere Kreise zu ergreifen beginnt. Daß die Frauenbewegung, wenn sie sich zum Ziele setzt, das weibliche Geschlecht besser als bisher für den Stand der Hausfrau und Mutter oder für irgend einen innerhalb der Sphäre seiner Anlagen liegenden Beruf vorzubilden, durchaus berechtigt sei, haben wir bereits dargelegt. Indem Preußen die höhere Mädchenschule zu einer neunstufigen herabzudrücken und die ihr gesteckten Lehrziele zu mindern sucht, stemmt es sich jener Bewegung entgegen und treibt sie, die doch einmal nicht zu bannen ist, in ungesunde Bahnen hinein, in die der Frauenemancipation.

Letzteres ist sicherlich nicht die Absicht der leitenden Kreise in Berlin, am wenigsten die des Cultusministers, dem ein klares Verständniß für die Aufgaben der Gegenwart nicht abzusprechen ist. Wenn der letztere aber ernstlich den Frauen den Weg zur Universität bahnen will, dann ist im Gegensatz gegen die Ansichten seines vortragenden Rathes die erste Vorbedingung die, daß man durch die Einrichtung, bezw. Belassung der zehnstufigen Schule eine gediegene Grundlage für die Bildung des weiblichen Geschlechtes legt.

Fassen wir zum Schluß dasjenige zusammen, was wir im Interesse einer gedeihlichen Lösung der Frauenfrage in unserem Vaterlande zu fordern haben, so ist es in Kürze Folgendes: 1. Alle Mädchen ohne Ausnahme müssen, ehe sie sich für einen besondern Beruf vorbereiten, eine allgemeine, gründliche, der Eigenartigkeit des weiblichen Wesens angepaßte Erziehung und Ausbildung erhalten. 2. Für jedes wissenschaftliche Berufsstudium der Frau ist die höhere Mädchenschule der Ausgangs- und Durchgangsort. 3. Fortbildungsanstalten zur Vorbereitung auf die Hochschule sind in organischem Zusammenhange mit der höheren Mädchenschule staatlicherseits einzurichten. — An der Regierung ist es nun, aus dem Stadium des Abwartens, Zauderns und Schwankens endlich herauszutreten und unzweideutig zu erklären, welchen Standpunkt sie in der Frauenfrage einnimmt, ob und unter welchen Bedingungen sie den Frauen die Universität eröffnen will, ob sie das Abiturientenexamen oder eine der Eigenartigkeit ihrer Natur Rechnung tragende Vorbildung von ihnen verlangt. Sie muß dann entweder mit der Errichtung von Mädchengymnasien vorgehen oder aber die höhere Mädchenschule als die erste Vorbereitungsanstalt für die Hochschule mehr als bisher pflegen und ihre Leistungsfähigkeit erhöhen und damit das weibliche

Digitized by Google

Geschlecht auf eine höhere Stufe der Bildung heben, was für unser ganzes Culturleben von unschätzbarer Bedeutung werden müßte.

Eine niederdeutsche Ilias.[1])

Von Karl Werner.

Die Dialektdichtung nimmt in unsern Tagen eine hervorragende Stellung ein. Es ist begreiflich, daß unter den vielen Stämmen Deutschlands jedem einzelnen der Mutterlaut ans Herz gewachsen ist, und daß ihm ein Spruch in den Tönen der Heimath vertraulicher klingt, als wenn ihm der Sänger als hochdeutscher Priester des Schönen entgegentritt. Eigentlich ist es das Gemüthsleben, welches ganz untrennbar an die Muttersprache gebunden ist, und das sich dann wohl zunächst in lyrischen Gedichten ausspricht. Oder es ist der Geist des Stammes, die Erinnerung an die Thaten der Vorfahren, also das Epische oder Balladenmäßige, das sich aufflammend in der Dialektdichtung kundgibt. In beiden Fällen mag jener Ton, der auf der selber verfertigten Harfe des Künstlers sich vorfindet, tiefer zum Herzen sprechen, als der vielleicht vollere klingende, aus weicherer Saite hervorgehende Ton auf einem Instrument, dessen sich bisher die gefeiertsten Sänger bedienten. Es sind Begebenheiten aus alten Zeiten, die mit all ihren Fasern in den Ideen des Volkes wurzeln und die die Stammesangehörigen mit einem unsagbaren Zauber berühren. So finden wir all jene echten Volkslieder in den poetischen Gaben der Dialektdichter und es drückt nicht bloß der Poet, sondern vielmehr noch der Stamm, dem er angehört, dem Liede seinen eigenthümlichen Stempel auf.

Es fragt sich unter diesen Umständen, ob Uebertragungen aus einem Dialekt in den andern oder gar aus einer Schriftsprache in die heimische Mundart möglich seien, ob hier nicht die Ursprünglichkeit vermißt werde, welche in erster Linie von dem Dialektdichter gefordert werden müsse. Und in der That wird auch in dieser Forderung die Grenze liegen, über welche das provincielle Idiom nicht hinaus kann; es wird sich stets darum handeln, zu ermitteln, ob der in einem andern Idiom ausgedrückte Gedanke, ob die bei einem fremden Volke vorkommende Begebenheit sich mit dem heimischen Ideenkreise oder dem engeren Charakter völlig zu assimiliren vermöge. Und nur wenn dies der Fall ist, läßt sich die Wiedergabe rechtfertigen. Mit bloß allgemeinen Gefühlen ist hier nichts abgethan, und lyrische Gedichte von hochdeutschen Poeten lassen sich am allerwenigsten übertragen, weil sie, je tiefer und wahrer sie sind, um so mehr die Individualität ihres Schöpfers zeigen. Es müssen eben Dinge sein, die viele Berührungspunkte besitzen, so daß die charakteristischen Merkmale, die zwischen den Stämmen vorhanden sind, sich möglichst verwischen. So konnte es demnach kommen, daß z. B. das niederdeutsche Epos: „Reineke de Voß" sich vortrefflich in die niederösterreichische Mundart übertragen ließ, wie es Nagel in der That in sehr gelungener Weise unternahm, während die hochdeutsche Wiedergabe die Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit einbüßte, trotz der Mühe, die sich selbst Goethe damit gab.

Da versucht es denn August Dühr, Homers Ilias in niederdeutsche Verse zu übertragen. Die Berechtigung hiezu glaubt er, seiner Vorrede zufolge, in einer zweifachen Beziehung gefunden zu haben. Einmal darin, weil „das furchtbare Kriegsleid des Jahres, in dem Troja fiel, unsre Zeit an die Kriegszeiten von 1870/71 erinnert", und dann, weil das Hochdeutsche seiner Meinung nach „nicht die Gaben besitzt, neben dem feinen, conventionellen, modernen Tone noch den ursprünglichen, epischen, patriarchalischen, herzhaft derben Typus auszugestalten."

Wenn man nun allenfalls den ersten Grund — wenigstens bedingungsweise — gelten lassen mag, so doch nicht das zweite Argument, welches über das Ziel hinausschießt; denn es ist wohl kaum eine Sprache geeigneter, das Erhabenste und das Tragischste, sowie das Feinste und Zarteste auszudrücken, als gerade die hochdeutsche Sprache. Dühr hätte besser gethan, den hohen Werth der Sprache von Luthers Bibelübersetzung nicht herabzudrücken, und man würde ihm gern zugegeben haben, daß das Niederdeutsche zur stimmungsvollen Wiedergabe der homerischen Empfindungen und des antiken Heldenliedes mindestens versuchsweise herangezogen werden möge. Wir können es schließlich nicht als absolut hinnehmen, wie es Dühr thut, „daß der volksthümliche epische Ton, den wir für Homer fordern und erwarten, in hochdeutschen Uebersetzungen unterging." Wir sind es von Jugend auf gewohnt, Homer in unsrer Sprache auch für diejenigen vollkommen in Fleisch und Blut übergegangen zu sehen, welche des Griechischen nicht mächtig sind und sich mit Uebersetzungen begnügen müssen. Und wir glauben nicht, daß in unserm Fühlen und Empfinden etwas vermißt werde, wenn wir in unsrer Lectüre allenfalls Voß und nicht den Urtext zu Grunde legen. Es dürfte demnach der Versuch einer mundartlichen Wiedergabe Homers nicht eine Lücke ausfüllen, wohl aber immerhin berechtigt sein. Und da ist vielleicht das Idiom des niederdeutschen Volksstammes am geeignetsten, dem Wesen Homers nahezukommen. Wenn sich hiebei der Verfasser auf Klaus Groth beruft, welcher das Plattdeutsche zur Uebertragung Homers für außerordentlich günstig hält, so kann Dühr mit um so mehr Vertrauen auf die Möglichkeit des Gelingens eines solchen Versuches bauen.

In der That besitzt auch das niederdeutsche Idiom alle Eigenschaften, um sowohl die Erhabenheit einerseits, als die Innigkeit und Volksthümlichkeit andrerseits, wie sie in dem großartigsten Werke der Literatur vorkommen, zum Ausdruck zu bringen. Wer die tiefen Schöpfungen Klaus Groths sowie die anmuthigen, heiternaiven Dichtungen Fritz Reuters kennt, wird zugeben müssen, daß gerade in dieser Mundart die edle Einfachheit und Ursprünglichkeit zu finden ist, die für das Volksepos begehrt werden muß. Dühr nun, selbst ein Landsmann der beiden genannten Autoren, hat den Wunsch, Homers Ilias, von deren Schönheit und Großartigkeit er selbst ganz erfüllt ist, seinem Volksstamm näher zu bringen, und dieser Wunsch ließ ihn das Wagniß bestehen. Er ging mit Lust und Liebe an seine Arbeit, wobei ihn die vollständige Beherrschung des Dialekts, sowie die genaue Kenntniß jener urkräftigen und doch wieder tief innigen und naiven Söhne seines Volksstammes wesentlich unterstützten.

Es war offenbar seine Absicht, das antike Gedicht so ganz in Fleisch und Blut seiner engeren Landsleute übergehen zu machen, weßhalb er auch nicht eine eigentliche Uebersetzung, sondern eine Uebertragung wählte, bei der er sich freier bewegen konnte. Er mußte dabei jenen Ton zu haschen trachten, welcher die Herzen seiner Stammesbrüder traf; nur so konnte er das richtige Verständniß des Autors erzielen. Manches mußte demnach anders klingen, als es in der Ursprache oder in den bisher bekannten hochdeutschen Uebersetzungen zu Tage trat. Manches wird auch den hochdeutschen Leser sonderbar anmuthen, ja fast an dem Ernst der Aufgabe zweifeln lassen, was sich doch nur als ein Anschmiegen an die Denkweise der niederdeutschen Landsleute herausstellte. Das naive Wesen, worin die Volksseele liegt, kommt mehr und leichter als in der hochdeutschen Uebersetzung zum Ausdruck und mildert den furcht-

[1]) August Dühr, Niederdeutsche Ilias. Kiel und Leipzig bei Lipsius und Tischer 1895.

baren Ernst der einzelnen Gesänge. Die ganze Welt des Olymps, das Verhalten der einzelnen Gottheiten zu einander und zu den Menschen wird im Dialekt eine viel gemüthlichere und patriarchalischere Färbung erhalten, als dies in der hochdeutschen Darstellung der Fall ist. Dühr hat diesen Ton glücklich getroffen. Nehmen wir ein Beispiel für alle übrigen. Die Verse der Ilias, in welchen Kronion zur verwundeten goldenen Aphrodite die lächelnd scheltenden Worte spricht:

„Töchterchen, dein Geschäft sind nicht die Werke des Krieges,
Oedne du lieber hinfort anmuthige Werke der Hochzeit",

lauten bei Dühr folgendermaßen:

„Döchting", säd he, „mit Kriegsaken — dauh du di man nich bemengen —
Dat verstiehst nich; doch so — Leewsgeschichten — wat sull't seggen —
Un sn Hochtiedsding' un sowat — un wat Beädjam kreugt un Beant —
Doe weis du man döchtig up, denn dat hast ganz verstixten rut."

Hier bricht der Volkshumor ganz prächtig durch, ohne den Sinn ins Gemeine herabzuzerren. Ebenso darf sich der Leser durch einzelne Worte und Ausdrücke nicht verblüffen lassen; sie berühren nur anfangs sonderbar, wirken vielleicht sogar komisch, stellen sich jedoch im Verlaufe des Werkes als mundartlich berechtigt heraus. Selbst einzelne Phrasen, z. B. „de Gall upstegen", statt „zornig werden", oder „dit wir mi nich to Paß" statt „mißfallen", wird man begreiflich finden; doch kommen wohl auch hie und da ungerechtfertigte Uebertreibungen vor, wenn z. B. in der Schmährede Agamemnons gegen Chryses der homerisch einfache Zuruf „γέρον" mit „olle Worm" übersetzt wird. Dagegen söhnt uns der Herausgeber wieder durch einzelne Einschaltungen aus, wenn er z. B. beim Tode des Pandaros voll Mitgefühl und Trauer die bei Homer nicht vorkommenden Worte beifügt:

„— — — O wo rasch bed, Pandntas, de Dot ranschwewen,
O, wa easch wir nu aerstagen Kriegerkraft un Minschenlewen!"

Auch die gewiß nicht leichte Uebersetzung des Schiffskatalogs im zweiten Gesange ist Hrn. Dühr gelungen, wobei wir insbesondeee bedenken müssen, daß sowohl das trochäische Versmaß als auch der Reim ihm manche Schwierigkeit bereiteten. Und dennoch hat er gut gethan, den Hexameter des Originals mit einer, den heimischeu Anschauungeu bequemer liegenden poetischen Form zu vertauschen. Wenn wir schließlich noch bemerken, nicht einsehen zu können, warum hie und da einzelne Stellen und Redensarten ohne hervorragende wesentliche Bedeutung mit gesperrten Lettern gedruckt sind, so liegt nicht viel daran und es wird der Autor wohl seine Gründe dazu haben. Im ganzen kann man mit Beruhigung sagen, daß der Versuch der Uebertragung Homers ins Niederdeutsche als gelungen betrachtet werden kann. Bei einer zweiten Auflage dürften wohl auch die seltsam berührenden Argumente der Vorrede durch glücklichere ersetzt werden. Die Ausstattung des Buches macht dem Verlag alle Ehre.

Mittheilungen und Nachrichten.

a Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Bearbeitet von Hugo Graf v. Walderdorff. 4. vollkommen umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und Stadtplan. Regensburg u. s. w., Friedrich Pustet 1896. — Als vor 26 Jahren die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in der alten Römerfestung und Reichsstadt an der schönen (caphemistisch) blauen Donau — und unter dem Vorsitze der greisen Excellenz v. Gobelenz auch nächtens auf der „Römermauer" — „tagte", hatte der historische Verein von Oberpfalz und Regensburg seinen damaligen Vorstand, den Grafen Hugo v. Walderdorff, mit der Aufgabe betraut, für die Theilnehmer an dieser Generalversammlung, sowie für die Besucher der an Kunstwerken und Alterthümern jeder Art so reichen Stadt einen ausführlichen Wegweiser zur Verfügung zu stellen. Dem anspruchslos in die Welt getretenen, indessen den Rahmen einer Gelegenheitsschrift weit überschreitenden Buche wurde sofort eine außerordentlich günstige Aufnahme zutheil und im Laufe der Jahre war eine zweite und eine dritte Auflage vergriffen. Ungeachtet inzwischen einige andere, vielfach aus dieser Schrift herausgeschnittene Führer erschienen, machte sich das Bedürfniß nach einer abermaligen Ausgabe geltend, die nun in einer vollständig neuen Bearbeitung des von Hans aus so reichhaltigen und seit einem Vierteljahrhundert so umfassend angewachsenen Stoffes vorliegt. Insbesondern hat die Literatur über Regensburg noch verschiedenen Beziehungen hin seitdem eine ansehnliche Bereicherung erfahren. Verschiedene Aufsätze in den „Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg"; Janner, „Geschichte der Bischöfe von Regensburg"; „Regensburger Vollsingen" von A. R.; die zahlreichen Abhandlungen ano Pens. Pohlig über Regensburger Hauscapellen, Geschlechterhäuser und Höfe, dazu des Verfassers eigene Studien haben manches neue Ergebniß geliefert, so daß der äußere Umfang, ebenso der innere Gehalt der vorliegenden gegen die erste Auflage sich um das Vierfache gesteigert hat. Der Schwerpunkt dieser Neubearbeitung wurde auf die Vergangenheit von Regensburg gelegt, und zwar mit Recht, weil die Größe der Stadt in ihrer reichen Geschichte ruht und der Charakter einer „mittelalterlichen Großstadt" — wie B. Riehl mit Fug Regensburg benennt — ihr leider unter dem von falschen Gedanken geleiteten Bestreben flacher Modernisirung mehr und mehr abgeringt geht, die Reste von Werken aus den Zeiten der eigentlichen Blüthe und Bedeutung der Stadt immer mehr verschwinden und vielfach nur auch bei genauer Beobachtung und eingehender Forschung entdeckt werden können. Die Einrichtung des Buches ist in der Hauptsache die gleiche geblieben wie frühee. Einem kurzen Abschnitte „Physikalische Beschaffenheit" folgt eine allgemeine geschichtliche Einleitung, wobei namentlich die etwas verwickelte Verfassungsgeschichte näher beleuchtet wurde, dann eine längere Abhandlung über die örtliche Entwicklung der Stadt in den verschiedenen Zeitabschnitten. Hieran reiht sich eine gedrängte Beschreibung der einzelnen kirchlichen und profanen Bauten, sowohl in geschichtlicher als architektonischer Beziehung. Der Neuzeit trägt ein Abschnitt mit statistischen und praktischen Notizen Rechnung und den Schluß bildet eine Rundfahrt durch die ebenso denkwürdigen, als wechselvollen und reizenden Umgebungen.

„Regensburg liegt gar schön; die Gegend mußte eine Stadt herbeilocken", schrieb Goethe bei dem Besuche der Stadt auf seiner italienischen Reise 1786. Wenn es nun auch kaum die ästhetische Befriedigung der Landschaft war, welche die allerersten Ansiedler hieher lockte, so reichen die Spuren derselben doch in ferne nebelgraue Zeit zurück; in der Gegend des Veitsbuches sind in den vierziger Jahren Reste gefunden worden, die kaum anders als auf Pfahlbauten gedeutet werden können. Dneauf saßen Kelten hier und ihre Niederlassung muß bedeutend gewesen sein; denn deren Name Radasbona lebt noch in allen romanischen Sprachen fort und ist als Ratabona sogar in das Hindostanische übergegangen. Unter der Römerherrschaft entstand wegen der wichtigen strategischen Lage des Orts am Scheitelpunkte des nördlich ausspringenden Donaubogens und der nassen Grenze des Imperiums der mächtigste Waffenplatz in Rätien, im Antoninischen Itinerar und in der Peutinger-Tafel Regino, in der Notitia Dignitatum aber Castra Regina genannt, beide Namen von dem auf dem linken Gestade einmündenden Regenflusse entnommen. Dem römischen Bollwerke hat der Verfasser eine eingehende Behandlung gewidmet, denn über die Römerzeit Regensburgs sind mehrfach unrichtige und unhaltbare Meinungen verbreitet worden, und gerade dem Grafen Walderdorff kommt hiefür die Berechtigung zu, weil er das Verdienst hat, die im ganzen Umfange noch vorhandenen Reste der Umwallung der Castra Regina nachgewiesen und die seitdem berühmt gewordene porta praetoria — außer der Trierer Porta nigra der einzige römische Hochbau in Deutschland, der theilweise wenigstens erhalten geblieben ist — entdeckt zu haben. Sind auch keine Ueberbleibsel mehr davon vorhanden, so sprechen doch triftige militärische Gründe für die Anlage eines castrum immittens nach der Einverleibung Rätiens und Vindelicieus durch Drusus und Tiberius und ebenso entschieden gegen die vom Verfasser heftig bekämpfte Meinung, auf dem „Königsberge" sei die älteste römische Befestigung zu suchen, weil man dort ein „Bad" angeblich aus der

Zeit Domitians ausgegraben hat. Dieses sogenannte „Bad" ist aber ein Wohnhaus und kann nach den klaren Beweisen der Ziegelstempel und den Angaben der Militärdiplome von Regensburg und Eining nicht vor der Erbauung der Castra Regina errichtet worden sein, welche letztere durch die 1873 aufgefundene Inschrift der porta principalis dextra für das Jahr 179 nach Christus urkundlich datirt ist. Die cannabae haben sich niemals zum Range eines Municipiums erhoben, der römischen Ansiedelung blieb stets der militärische Charakter. Daß jedoch die romanische Bevölkerung in den Stürmen der Völkerwanderung völlig zu Grunde gegangen oder nach Italien abgezogen sei, wie der Hr. Verfasser meint, glauben wir nicht, sondern hegen die Ansicht, daß hier wie an anderen Römerstätten ein — vielleicht sogar beträchtlicher — Theil sitzen geblieben sei, wenn auch nicht die Continuität dauernd; dafür spricht die Erhaltung der Quadermauern der Umwallung bis in das Mittelalter hinein, die christliche Gemeinde, der Bischofssitz u. s. w. Ferner hätten wir gewünscht, daß der Verfasser bei dem Berichte über die römischen Friedhöfe auf eine merkwürdige Thatsache aufmerksam mache, nämlich auf die progressive Zunahme germanischer Typen unter den Bestatteten, je jünger das Grabesalter wird. (Vgl.: Archiv für Anthropologie, Bd. XIII. Supplt.; v. Hölder, Die Skelette des römischen Begräbnißplatzes in Regensburg.) Unter den Agilulfingern war Regensburg herzogliche, unter den Karolingern und den Sachsen königliche Residenz, unter den Staufern begann es sich zur Reichsstadt auszubilden und nahm dann eine eigenartige Entwicklung, indem es zugleich Bischofssitz, die Regalien aber zwischen dem Bischof und dem Burggrafen getheilt waren. Daneben bestanden dann noch die Benedictinerabtei St. Emeram und die Nonnenklöster Ober- und Niedermünster als unabhängige Reichsstände. Die Reformation gewann daher hier auch einen ganz andern Verlauf als in den meisten übrigen Städten, indem die Bürgerschaft sich dem protestantischen Bekenntniß zuwandte, die Unterthanen des Bischofs und der Stifte aber dem katholischen Glauben treu blieben. — Ein treues Abbild der Geschichte liefern die Baulichkeiten der Stadt. Trotz der vielen Umänderungen und Zerstörungen sind sowohl an Kirchen als an Privatbauten noch überaus zahlreiche Reste romanischer und frühgothischer Baukunst erhalten, während die spätere Gothik und die Renaissance zurücktritt, im Gegensatz zu Nürnberg z. B.; eine besondere Eigenthümlichkeit von Regensburg sind ferner die vielen gewaltigen Thürme an den burgähnlichen Sitzen der einstigen reichen und mächtigen Geschlechter. — Alle die baulichen Herrlichkeiten schildert der Verfasser in erschöpfender Weise, so daß sein Werk eine derart vorzügliche kunstgeschichtliche Topographie von Regensburg vorstellt, wie sie kaum eine andere deutsche Stadt besitzt; kräftige Unterstützung fand es durch die glänzende Ausstattung, welche die Verleger in Bezug auf Papier, Druck, Einband und Illustrationen — 192 an der Zahl, davon die meisten sehr gediegen — gewährten. In sehr beredten Worten tritt Graf Waldersdorff für die Erhaltung des alterthümlichen Charakters der Stadt ein, als ihrer schönsten und eigenartigsten Zierde, weil sie dadurch allein vor dem Schicksale bewahrt bleiben kann, auf das Niveau einer kleinen Provinzstadt herabzusinken. Wie begründet seine Warnung ist, beweist das Beispiel der Leute, die nach König Ludwigs I. Ausspruch nicht eher ruhen, als bis alles so flach ist wie ihre Köpfe. Sind doch die malerischen Stadtmauern an der Donau einst ganz ohne Zweck gefallen, der Salzburgerhof mußte erst jüngst dem neuen Postgebäude den Platz räumen, und vor kurzem hörte man u. a. gar davon sprechen, daß der romantische Herzogshof (d. i. die Residenz der Agilulfinger) mit dem sogenannten Römerthurm demolirt, die steinerne Brücke, dieses Wahrzeichen der Stadt, umgebaut werden solle! Es scheint in der That, als ob im Auslande die ehrwürdigen Reste der Vorzeit besser und höher geschätzt würden, als in der Heimath; englische Zeitschriften z. B. bringen wiederholt Beschreibungen und Abbildungen von den mittelalterlichen Bauten Regensburgs. Hoffentlich bleibt das Werk des Grafen Waldersdorff auch in dieser Hinsicht nicht ohne Wirkung; gewiß aber dient es dazu, die Kenntniß von den reichen alterthümlichen Schätzen Regensburgs und seinen Rang als einer mittelalterlichen Großstadt immer weiteren Kreisen zu vermitteln.

wms. **München.** Die Section für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte der „Naturhistorischen Gesellschaft" in Nürnberg gedenkt zu Pfingsten dieses Jahres eine Versammlung der Prähistoriker Nordbayerns abzuhalten, auf welcher durch Vorträge und Demonstrationen die Fortschritte der urgeschichtlichen Forschung und die Vertheilung der einzelnen Culturperioden im genannten Gebiet klargelegt werden sollen. Darum wird sich, wie bereits erwähnt, eine Ausstellung prähistorischer Fundgegenstände aus öffentlichen Sammlungen und Privatbesitz (im goldenen Saal des Ausstellungsgebäudes des bayer. Gewerbemuseums) schließen, welche noch für längere Zeit den Besuchern der Landesausstellung zugänglich bleiben soll. Das Unternehmen darf freudig begrüßt werden; bei den Verhandlungen wird sich zeigen, ob Nordbayern wirklich in den verschiedenen Perioden einen speciellen Culturcharakter gehabt hat; die Ausstellung wird hoffentlich vieles heute in Privatsammlungen Verborgene der wissenschaftlichen Betrachtung zuführen, und am meisten wäre die Förderung der praktischen Arbeitsthätigkeit erwünscht und die Einführung einer zielbewußten, echt wissenschaftlichen Organisation der Forschung, welche das Graben und Sammeln aller jener Dilettanten, die sich zu keinem höheren Gesichtspunkt als dem Eigenbesitz einiger alter Bronzen aufschwingen können, entweder ganz hintanhalten oder wenigstens unter Aufsicht stellen könnte, so daß deren „Forschungsresultate" nicht der wahren Wissenschaft verloren gehen und die Funde ohne Erkenntniß ihres Werthes nicht ohne Conservirung in möglichst viele Hände verzettelt werden. — Zwischen Stammham a. Inn und Maettl wurde kürzlich ein Halsschmuck aus Bronze ausgegraben, welcher aus 6 offenen Ringen besteht, durch deren Oesen Stifte gesteckt sind. Den Fund, welcher der älteren Bronzezeit angehört, erwarb das bayerische Nationalmuseum.

re. **Straßburg,** 24. Febr. Die städtischen Kunstsammlungen von Straßburg. Die kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek hat, wie unsern Lesern bekannt, das alte Schloß am Münsterplatze, in welchem sie 25 Jahre lang provisorische Unterkunft gefunden hatte, im vorigen Herbste verlassen, um ihren neuen stattlichen Palast in der Neustadt zu beziehen. Damit ist jetzt die Zeit herangekommen, wo die Straßburger Stadtverwaltung endlich einmal in der Lage ist, für die verschiedenen, aber viel zu wenig bekannten Straßburger Kunstsammlungen in räumlicher Hinsicht besser zu sorgen. Seit langen Jahren schon hat man es für selbstverständlich gehalten, daß das architektonisch interessante ehemals bischöfliche Schloß am Münsterplatze nach Fertigstellung der neuen Bibliothek zur Vereinigung und zweckmäßigen Unterbringung verschiedener Sammlungen verwendet werde. In der That ist auch jetzt sofort mit diesem Umzug der Sammlungen begonnen worden; das städtische Kunstmuseum und das damit vereinigte städtische Kupferstichcabinet sind bereits umgezogen. Sie sind in der ehemaligen Dienstwohnung des Directors der Bibliothek einstweilen provisorisch eingerichtet. Für ihre endgültige Unterbringung ist das ganze Obergeschoß des Hauptgebäudes bestimmt, was in der nächsten Zeit durch gründliche Umbauten große Säle mit Oberlicht hergestellt werden sollen. Schon in der jetzigen provisorischen Aufstellung kommen die beiden genannten Institute viel mehr zur Geltung als früher, da sie abseits vom größeren Verkehre in der ehemaligen Akademie sehr düstig untergebracht waren. Das alte Kunstmuseum der Stadt Straßburg ist bekanntlich im Jahre 1870 zu Grunde gegangen. Die Stadt erhielt dafür eine Entschädigung von nahezu 400,000 Mark. Aus den Zinsen dieses Fonds und sonstigen verfügbaren städtischen Mitteln hat die Stadtverwaltung schon frühzeitig, von 1872 an, unter Mitwirkung von Kunstkennern und Kunstfreunden moderne Gemälde, Kupferstiche u. s. w. erworben. Die Gemälde wurden hauptsächlich bei Gelegenheit der Ausstellungen angekauft, die von der Gesellschaft der Kunstfreunde in Straßburg veranstaltet wurden, und zwar sind die etwa 100 Bilder, die gegenwärtig das Kunstmuseum besitzt, fast ausschließlich Werke von elsässischen Künstlern, größtentheils auch von solchen, die ihre Heimath verlassen und in Frankreich sich ansässig gemacht haben. Eine besondere Kupferstichsammlung zu begründen, beschloß die Stadt im April 1877. Ursprünglich sollten nur solche Kunstblätter erworben werden, die entweder von elsässischen Meistern herrührten oder deren Gegenstand in Beziehung zum Elsaß stand (Portraitdarstellungen, Stadtansichten, Darstellung historischer Ereignisse u. s. w.); dieses Programm ließ sich naturgemäß nicht streng einhalten, sobald man sich entschloß, ganze Sammlungen anzukaufen, immerhin aber bildet der Hauptheil des städtischen Kupferstichcabinets gleichzeitig eine Alsaticasammlung von hohem Werthe. Im ganzen umfaßt das Kupferstichcabinet etwa 6000 Kupferstiche und 30,000 sonstige Kunstblätter, alle vorzüglich geordnet; die Handbibliothek des Instituts, die zahlreiche Prachtwerke, wie zum Beispiel das große Raphaelwerk von Gutbier enthält, umfaßt rund 3000 Bände. Es

ist bemerkenswerth, welche Mittel die Stadt Straßburg, die im letzten Vierteljahrhundert vor so gewaltige sonstige Aufgaben (Wasserleitung, Canalisirung, zahlreiche Schulbauten u. s. w.) gestellt war, in dieser Zeit für ihr Kunstmuseum ausgegeben hat. In dem vortrefflichen Werke von Dr. Büchel über die Verwaltung Straßburgs von 1872 bis 1889 finden wir an Ausgaben für Kunstwerke zur Wiederbegründung des Kunstmuseums im Jahrfünft 1872—76 zusammen 21,619, dann in den beiden nächsten Jahren 12,275 und 22,572 M., im Jahrfünft 1879—84 durchschnittlich pro Jahr 2790 M. verzeichnet; für Kupferstiche und Vermehrung der Bibliothek aber 4167 M. im Jahre 1877, 2321 im folgenden Jahre, 1490 und 2675 M. durchschnittlich aufs Jahr in den beiden Jahrfünften von 1879—89. Im ganzen sind, einschließlich der Kosten für Räumlichkeiten, Gehälter u. s. w., von 1872—89 zusammen 184,435 M. ausgegeben worden, von denen 97,600 M. aus dem Museumsfonds und 86,835 M. aus sonstigen städtischen Mitteln entnommen worden sind. Gegenwärtig beläuft sich der Jahresetat für Kupferstichcabinet und Kunstmuseum zusammen auf 10,300 M. für die gesammten persönlichen und sachlichen Ausgaben. Neben diesem „Kunstmuseum" hat dann die Stadt Straßburg noch zwei andere verwandte Institute geschaffen, einmal das Kunstgewerbemuseum im Jahre 1887, und dann die Sammlung von Gemälden alter Meister Anfang 1890. Bei der Begründung des ersteren hat sich auch das Land mit einem bedeutenden Zuschusse betheiligt; gegenwärtig ist für die Erhaltung des Kunstgewerbemuseums ein Fonds von 260,000 M. festgelegt. Zur Begründung der Gemäldegalerie stellte der Gemeinderath Ende 1889 einen Betrag von 200,000 M. aus dem Entschädigungsfonds, der allmählich auf 550,000 M. angestiegen war, zur Verfügung; später, am 4. Mai 1892, wurden von ihm weitere 60,000 M. bewilligt, auch kamen verschiedene Gemälde durch Schenkung oder Vermächtniß in den Besitz der Stadt. Daß mit diesen bei der heutigen Lage des Kunstmarktes verhältnißmäßig geringen Mitteln in Straßburg eine Gemäldegalerie von hervorragender Bedeutung geschaffen worden ist, ist auch in weiteren Kreisen bekannt. Auch diese Gemäldegalerie, die bis jetzt im Hauptgebäude der Universität ziemlich angängig untergebracht ist, wird nach Vollendung der Umbauten in das alte Schloß übersiedeln, ebenso wie die Sammlungen der Gesellschaft für Erhaltung der Alterthümer, die bisher in der alten Akademie aufbewahrt sind und gar nicht zur Geltung gekommen sind. Weiterhin scheint es auch festzustehen, daß die Stadtverwaltung im alten Schlosse den beiden hier bestehenden Kunstvereinen (dem fast ausschließlich altdeutschen „Kunstverein" und der fast ausschließlich altelsässischen „société des amis des arts") Versammlungs- und Ausstellungsräume einrichten will, ein Plan, den man gleichfalls nur als sehr glücklich bezeichnen kann. Ob dann schließlich noch für das Kunstgewerbemuseum Platz bleiben wird, ist mindestens zweifelhaft, doch erscheint dessen Uebersiedelung in andere als die bisherigen Räume auch nicht als so dringend nothwendig; sehr günstig ist, daß es auch in seiner jetzigen Lage nur wenige Minuten von dem alten Schlosse entfernt sein wird. Jedenfalls wird die Stadt von dem Standpunkte ausgehen, daß in erster Linie diejenigen Sammlungen, welche bei ihrer bisherigen Aufstellung ein unnützes todtliegendes Capital bedeuteten, zur Geltung gebracht werden müssen. Wenn dann in etwa zwei Jahren das alte Schloß alle diese Sammlungen in sich vereinigt hat, wird man sich nicht wenig wundern, welch bedeutende Kunstschätze da beisammen sein werden.

* **Darmstadt.** Die Zweite Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen hat in ihrer Sitzung vom 21. Febr. d. J. den Betrag von 140,000 Mark für einen Erweiterungsbau des im Januar 1895 eröffneten neuen Elektrotechnischen Instituts der hiesigen Technischen Hochschule einstimmig bewilligt. Nach der für October d. J. in Aussicht genommenen Vollendung des Neubaues ermöglichen die vorhandenen Räumlichkeiten und Einrichtungen ein gleichzeitiges Arbeiten von 120—130 Studirenden im elektrotechnischen Laboratorium.

* **Kiel.** Der Präsident des Deutschen Seefischereivereins, Herwig, Präsident der kgl. Klosterkammer zu Hannover, ist wegen seiner hervorragenden Verdienste um Förderung der Seefischerei in wissenschaftlicher und nationalökonomischer Hinsicht von der philosophischen Facultät der hiesigen Universität zum Ehrendoctor promovirt worden.

* **Wien.** „In Nr. 44 der Beilage vom 22. Februar ist die Notiz enthalten, daß das Professorencollegium unserer Facultät die in Nr. 43 vom 21. Februar bereits gewürdigte Schrift des Hrn. Prof. Wiesner über die Nothwendigkeit des Studiums der Naturwissenschaften für Mediciner dem Hrn. Unterrichtsminister auf dem Wege des akademischen Senats überreicht habe. Gestatten Sie mir, zu berichtigen, daß die genannte Schrift des Hrn. Prof. Wiesner nicht den Gegenstand von Verhandlungen unserer Facultät gebildet hat. Vielmehr habe ich als Decan, in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht bloß für die Facultät, sondern auch für das gesammte Universitätswesen, eine Commission zur Berathung über die Nothwendigkeit des Studiums der Naturwissenschaften seitens der Mediciner eingesetzt. Diese Commission hat eine eigene Denkschrift ausgearbeitet, welche von Hrn. Hofrath Wiesner als Berichterstatter dem Professorencollegium vorgetragen worden ist. Das letztere hat abgelehnt, die Denkschrift mit einer bloßen Befürwortung dem Ministerium zu übermitteln, was man allenfalls als einen Act „collegialer Artigkeit" bezeichnen könnte. Die Facultät trat vielmehr in allen Punkten der Denkschrift bei und übermittelte dieselbe als die ihre direct dem hohen Ministerium. Damit stellte sich das Collegium auf denselben Boden, welcher gleichzeitig von allen anderen philosophischen Facultäten der vollständigen österreichischen Universitäten eingenommen worden ist. Mit der Bitte, diese Richtigstellung Ihren Lesern mitzutheilen, zeichnet mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung Prof. Dr. Albrecht Penck, Decan."

* **Budapest.** Das Amtsblatt publicirt die förmliche Wiederernennung des ehemaligen Cultusministers Baron Lorand Eötvös zum ordentlichen Professor für den an hiesiger Universität erledigten Lehrstuhl der Experimentalphysik. Es wird damit einer gehässigen Treiberei von Neidern, die sich an kanzlistische Formfehler hielt, ein Ziel gesetzt.

* **Klausenburg.** Der Director des Budapester Evangelischen Gymnasiums, A. K. Karl Böhm, ward zum ordentlichen Professor der Philosophie an der hiesigen Universität ernannt.

* **Paris.** Im Alter von 52 Jahren verstarb der Director der École d'anthropologie, Alexandre Abel Hovelacque. Von juristischen Studien ging er zu linguistischen über, die ihn u. a. auch nach Jena zu Schleicher führten; insbesondere trieb er Sanskrit und Zend. Auch der vergleichenden Anatomie wandte er indeß unter Broca's Anleitung seine Aufmerksamkeit zu. So vorgeschult, entfaltete er in den letzten beiden Jahrzehnten eine ausgebreitete literarische Thätigkeit in Büchern und Sammelschriften über vergleichende Sprachwissenschaft, Völkerkunde und Anthropologie. Wie im Parlament und im Gemeinderath als Politiker, huldigte er auch in der Wissenschaft einem nüchternen Radicalismus.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und ist vorräthig in der Buchhandlung Herder & Co., München, Löwengrube Nr. 18:

Pfülf, O., S. J., Cardinal von Geissel. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß geschildert. Zweiter (Schluß-)Band. gr. 8°. (XVI u. 676 S.) M. 9; geb. in feinem Halbfranzband M. 11.50. — Vor kurzem ist erschienen: (2355)

Erster Band. Mit dem Bildniß des Cardinals a. Geissel in Heliogravüre. gr. 8°. (XVI u. 696 S.) M. 9, geb. M. 11.50.

„... Glänzende Nachrufe und kürzere Lebensskizzen ... waren bis jetzt schon in ziemlicher Anzahl vorhanden. ... Allein hier haben wir zum erstenmal ein wirkliches Geschichtswerk, welches dadurch noch an Werth gewinnt, daß es im Grunde mit einer Veröffentlichung so ziemlich des gesammten handschriftlichen Nachlasses des Cardinals gleichbedeutend ist. ..." (Köln. Volksztg. 1895. Nr. 679 über den 1. Band.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Hölderlin, Hegel und Schelling

in ihren schwäbischen Jugendjahren.

Von

Julius Klaiber.

Preis geh. 4 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 29. Februar. Nummer 50.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens. Von J. Caro. — Otto Bahr in seinen „gesammelten Aufsätzen“. Von Franz Rtz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens.

Zu seinem Jubelfeste.

„Draußen im Reich“, um im Rococostil zu reden, wird man es nicht so leicht verstehen, weßhalb und inwiefern der Jubeltag des funfzigjährigen Bestehens unsres Geschichtsvereins als ein ausgesprochener Fest- und Ehrentag für unsre ganze Provinz angesehen und von allen Bewohnern in Stadt und Land theilnehmend begrüßt wird. Das Ausmaß seiner wissenschaftlichen Leistungen, so beträchtlich sie sind, kann das Gefühl-anregende bei der dem Wissenschaftsbetrieb fernstehenden Masse nicht sein, und andere Ziele, als der Wissenschaft zu dienen, hat der Verein mit weiser Beschränkung und nicht selten mit Ueberwindung verführerischer Lockrufe niemals ins Auge gefaßt. Geschichtsvereine gibt es in Deutschland und in der in dieser Betrachtung dazu gehörigen Schweiz mehr als historische Provinzen und geschichtlich begrenzbare Individualitäten, und mehr als in irgend einem Lande der Welt. Es sind die „Arme Leut's“-Akademien, und sie sind der unmittelbarste Abdruck jenes decentralisirenden Individualismus, der es dem deutschen Volke so unsäglich schwer gemacht hat, eine staatlich zusammengefaßte Stellung unter den Weltmächten zu erringen. Und es ist ein unermeßlicher Fonds von Idealismus, Hingebung und selbstverleugnender Bescheidenheit — ganz abgesehen von der Bereicherung des Erkenntnißstoffs — aufgethürmt in diesem Riesenhaufen von Jahrbüchern, Vierteljahrbüchern, Monatsheften sammt ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Beigaben, die jahraus jahrein erscheinen und von denen selbst der Fachgelehrte nur immer Theilgebiete überschauen kann. Und mit wie kärglichen, lächerlich kärglichen Mitteln wird oft das Große und das im Gesammtzweck geadelte Kleine erreicht! Da sind die Akademien, welche für ihren ganzen Betrieb auf den Ertrag der Kalendersteuer angewiesen waren, noch wahrhaft lydisch dotirte Anstalten im Vergleich zu diesen kleinbürgerlichen, im Namen selbstloser Pflege des Menschheitsbewußtseins versammelten Conventikeln. Wer in der Welt herumgekommen, wird ähnliche Einrichtungen in allen civilisirten Staaten und in halbcivilisirten sogar mit einem gewissen Fanatismus gepflegt sehen, und wer die Entwicklungsgeschichte der Wissenschaften einigermaßen kennt, wird die ersten Typen solcher Verbände anderen Völkern als dem deutschen zuerkennen müssen, aber es ist sicherlich nicht nationale Ueberhebung, wenn gerade durch solch universellen Vergleich gefunden wird, daß in gleichem Umfang, mit gleicher Mannichfaltigkeit, mit gleichen positiven Ergebnissen und namentlich mit gleichem Verzicht auf äußere Geltung und gleich fern vom Anschielen fremder Nebenzwecke nirgends in der Welt solcher Coalitionsbetrieb der Wissenschaft stattfindet als in Deutschland. Hunderte von Federn sind jetzt dabei, das „deutsche Volk bei der Arbeit“ zur Darstellung zu bringen; wenn sich eine wieder unter dem Wandel der Neigungen daran machen wird, das deutsche Volk bei seinem unvergleichlichsten Gute, bei seinem Idealismus abzubilden, wird sie dem Capitel von seinen wissenschaftlichen Vereinen ein paar tüchtige Bogen einräumen müssen.

Unser schlesischer Verein ist weder der älteste noch der umfangreichste unter den deutschen. Einer oder der andere reicht mit seinen Anfängen sogar bis in das vorige Jahrhundert zurück, mehrere aber sind in den Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen entstanden und verdanken ihre Pflanzung dem kräftigen romantischen und nationalen Zuge, der sich als Rückschlag gegen die geschichtsfeindliche Aufklärung und die zersetzende Weltbürgerlichkeit der Revolutionsepoche erobernd geltend gemacht hatte. Sie waren aber auch einerseits der Ersatz, den sich die bürgerliche Selbsthülfe für die 21 Universitäten schuf, die in den Katastrophen unsres Vaterlandes am Ende des vorigen und im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts zu Grunde gegangen waren, und andrerseits der Zufluchtsort, an welchem sich der durch ein unverständiges, grausam einseitiges Regierungssystem zurückgepreßte nationale Drang ohne Schaden für persönliche Freiheit und Ehre bethätigen konnte, und wurden auf solche Art Sämlinge für die Idee der nationalen Wiedergeburt in einer Zeit, in welcher diese nur das verschwiegene Eigenthum trauernder Patrioten war und die Gewässer einer künstlich büreaukratischen Staatsmechanik den Boden bedeckten. Bisweilen ausgesprochen, meist aber als selbstverständlich unausgesprochen waren sie die kleinen hoffnungsstarken Gemeinden, die mit ihrem bescheidenen Cult der heimathlichen Vergangenheit den Siegeszug des gemeinsamen Volksbewußtseins vorbereiteten und in denen der die Wappen und Siegel seiner Ahnen mit Liebe aufsuchende Edelmann neben dem kleinen an den Organisationen der Innungen sich erfreuenden Handwerker, der aus der reichen Fülle seiner Gelehrsamkeit spendende Professor neben dem die aufopfernde Oede seines Berufs durch erquickliche Ausblicke erhebenden Schulmeister, der Theolog neben dem Freidenker, der Aristokrat neben dem Demokraten, ja selbst der mißtrauische Polizeimann neben seinem Opfer in gemeinsamer Andacht und zu gemeinsamem Schaffen sich zusammenfanden.

Alle diese Momente treffen auch auf den schlesischen Verein charakteristisch zu. Wenn wir aber dennoch für ihn eine Besonderheit und hervortretende Auszeichnung in Anspruch nehmen, so liegt es an der mit Schwierigkeiten und Anomalien belasteten Eigenart des Gegenstandes seiner Beschäftigung, an der einzigartigen Natur seines Pflegeobjects, an der Besonderheit Schlesiens. Schlesiens Geschichte hat nicht das Glück, in dem behaglichen Bett der nationalen Geschichte schlechthin zu liegen, aus welcher jede andere Provincialgeschichte auch dann Erläuterung und

Aufhellung erhält, wenn die heimische Ueberlieferung versiegt und Aufschlüsse verweigert, und welche mit dem Mantel einer natürlichen Continuität auch Brüche und Blößen der provinciellen Zusammenhänge und geschichtsöde Zwischenräume zudeckt. Schlesien ist Grenzprovinz des neuen Deutschen Reiches, aber in vielen Jahrhunderten seiner Geschichte war es noch schlimmer daran, es war eine deutsche Provinz an der Grenze des alten, bekanntlich mit unrhythmisch schwankendem Griffel umschriebenen Deutschen Reiches. Es war ein verhängnißvolles Dasein, das etwas an den limbus patrum erinnert, aus dem es erst durch das flammende Schwert des großen Friedrich und durch den Anschluß an Preußen erlöst worden ist. Ich möchte das viel verbreitete Vorurtheil der Westdeutschen und Süddeutschen nicht verstärken, die, wenn sie nach Breslau oder in die Provinz kommen, erstaunte Gesichter zeigen, wenn sie weder polnisch noch tschechisch angeredet werden; gewiß ist unsre schöne Provinz so deutsch, so intensiv deutsch wie irgend ein anderer Reichsbestandtheil, und Wahrhaftigkeit, Treue und frommer bescheidener Sinn, der Springquell heroischer Hingebung und Selbstzucht sind, durch Schwierigkeiten und Kämpfe gesteigert, dem Schlesier mindestens in demselben Grade zu eigen, wie den andern deutschen Stämmen. Dennoch aber walten hier verändernde Beziehungen vor. Unter allen den Alluvialgebieten, die nach und nach der Kräfteüberschuß Germaniens sich anzugliedern wußte, ist Schlesien das einzige, das nicht durch Blut und Eisen errungen und mit dem Stammland verkittet worden ist. Alle Fähigkeiten der deutschen Art sind auch bei dieser Colonisation zur Ausübung gelangt, nur der furor teutonicus ist ausgeblieben. Und doch war hier die Aufgabe besonders schwer. Es gab hier keinen Haken, an welchen das waffenlos hereinströmende Deutschthum anknüpfen konnte. Die ehemalige Vandalenherrschaft überlassen wir getrost der teutonensichtigen Romantik — ich für mein Theil glaube ebenso wenig daran wie an die vielbesungene Thatsache von den unermeßlichen und ununterbrochenen Waldungen, die das Land bedeckt haben sollen. Viel Schwierigeres fand der nur mit den Werkzeugen friedlichen Anbaus ausgerüstete Deutsche in diesen Geländen vor, eine schon vier Jahrhunderte im Lichte der Geschichte, und wer weiß wie lange schon in ihrem Dämmerlichte an sich arbeitende, sich ausbreitende Nationalität, die gerade im Punkte des Ackerbaus ihren wesentlichen Vorzug suchte und seit etwa zwei Jahrhunderten das sich steigernde Bewußtsein ihrer Eigenart angefangen hatte den Nachbarvölkern mit dem Schwerte zum Ausdruck zu bringen. Es war doch ein kühnes Wagniß, ohne vorhergegangene Ausrottung, ohne die Vorarbeit vernichtender Demüthigung derer, die durch uraltes erworbenes Recht mit der Scholle verwachsen waren, nur allein durch die Künste eines Wettbewerbs, durch Fleiß und Ausdauer und überlegene Arbeit mitten unter dem fremden und stolzen Volke sich einen ergiebigen Wirkungskreis zu schaffen, der allmählich den eingeborenen Urbesitzer depossedirte und wenn auch nicht gerade zum Heloten herabdrückte, so doch zur Anerkennung und Furcht des Uebergewichtes zwang.

Freilich, wer von solcher schwielenerzeugenden Arbeit daherkommt, deren Gelingen von der niemals unterbrochenen Hingebung abhängt, sieht nicht so schmuck, gehoben und selbstbewußt aus, wie der Schwertsieger von gestern, der das Blachfeld mit den Leichen seiner Feinde bedeckt hat. Wenn auch heute noch ein leiser Zug von Depression auf den Gesichtern der Schlesier dem Beobachter auffällt, so ist das beinahe ein historisches Document. Hier hatte der Kampf um das Dasein als deutsche Individualität keine Pausen, keine siegessicheren Ruhepunkte, in denen irgend ein Ferment seine Einwirkung auf einen engen unzerreißbaren Zusammenschluß zu entwickeln vermochte. Die tausend Zufälligkeiten, die bei der Einwanderung und in den ersten Wachsthumsepochen begleitend einhergingen, riefen eine Zersplitterung der gesammten Siedelung fast ohne Gegengewicht hervor. Das Gemeinsame fand fast nur in der Sprache, in dem Bewußtsein und in der Nachbildung der Rechts- und Gesellschaftsformen des Stammlandes seinen Ausdruck, aber es war in Verbindung mit dem unablässigen Einfluß der nationalen Eigenart genug, um Schlesien als einen Gesammtbegriff zusammenzuhalten — nicht stark genug, um sich als ein Sonderstaat zwischen den osteuropäischen Kronen und Nationen hindurchzuschlagen, auch nicht stark genug, um sich den legitimen und formellen Anschluß an das allerdings selbst brüchig gewordene Reich zu erzwingen, aber doch stark genug, um in dem Getümmel des Wettbewerbs von Polen, Böhmen und Ungarn, in welchem es an jedes derselben zeitweilig herangeschleudert und angegliedert ward, zu sein und zu bleiben. Und die stärkste Probe der innerlich gewachsenen Individualität und der unzerstörbaren Gesammteigenschaft war es doch, daß dieses Schlesien als Nebenland der böhmischen Krone sogar die raffinirten Künste des österreichischen Staatspragmatismus über sich ergehen lassen mußte und dennoch sich die Grundnatur eines Sonderwesens zu erhalten verstand. Wenn Ranke die Eroberung Schlesiens namentlich gelegentlich der Einnahme Breslau's durch Friedrich mehr als einen freiwilligen Anfall des Landes, denn als eine gewaltsame Unterwerfung charakterisirt, so hat er wesentlich die confessionellen Motive im Auge. Aber es war noch mehr: es war die Erlösung aus bangen Kämpfen, die Jahrhunderte gedauert haben, es war die endliche, heiß ersehnte, oft geplante und oft vergeblich angestrebte Rückkehr in das Vaterhaus. Niemals ist mit plastischerer Deutlichkeit der Satz eine Wahrheit geworden, daß, was Preußen gewonnen hat, für Deutschland errungen worden ist.

Diese beiden Grenzpunkte der schlesischen Geschichte, die Siedelung und den Heimfall, oder, um bei demselben Bilde zu bleiben, den Auszug aus dem Vaterhause und die Rückkehr in dasselbe faßte der große Geschichtschreiber Gustav Adolf Harald Stenzel, den der schlesische Geschichtsverein mit hohem Stolz seinen Gründer nennen darf, vornehmlich ins Auge. Das letztere beschäftigte ihn in dem Zuge seiner mit erstaunlich kunstreicher Architektur als Ganzes auch heute noch nicht übertroffenen Staatsgeschichte von Preußen; das erstere legte ihm, dem erglühten Forscher, der bei den Erscheinungen, ohne das Wie und Warum zu ergründen, nicht vorübergehen kann, die Stätte seiner Wirksamkeit auf dem Lehrstuhl, im Archiv und im Kreise seiner Freunde nahe. Und so entstand jene wunderbare „Einleitung" in die „Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und der Verbreitung deutscher Colonisten und Rechte in Schlesien und der Ober-Lausitz" (1832), von welcher meines Erachtens zu sagen ist, daß, wenn sie sich auf einen Gegenstand universaleren Interesses bezogen hätte, sie ebenso bekannt geworden wäre, wie Niebuhrs Untersuchungen über römische Agrarverhältnisse, die aber jedenfalls vermöge der Akribie, der Klarheit, der umsichtigen Sorgfalt in der Sammlung und Benutzung der erreichbaren Unterlagen unter den classischen Mustern historischer Forschung einen ersten Platz verdient. Wie aber alles Große und Hochsinnige weit über die nächste Absicht hinaus Segen spendet, so ist auch Stenzels, man ist versucht zu sagen: physiologische Studie, insofern sie einen sociologischen Lebensvorgang, die Inoculation eines mit eigenen Rechts- und Daseinsformen ausgestatteten Völkerreises in einen fremdartigen Stamm, in allen seinen Phasen verfolgt, weit über den geplanten Zweck hinaus, zu einem Grund- und

Digitized by Google

Quaderstein der gesammten slavischen, namentlich der westslavischen Geschichte geworden. Es liegt etwas Großmächtiges in der Art, wie Stenzel die Geschichte auffaßt. Ihn beschäftigt, wie er es einmal ausspricht, der Gedanke, daß diese Provinzgeschichte wenig die Phantasie Ansprechendes habe, wenig, was den Enthusiasmus der Jugend zu reizen vermöchte; es fehlen ihrem Verlauf die großen, ruhmbestrahlten Männer und ebenso auch die herzbewegenden Katastrophen. Ihr ganzes Schwergewicht scheint ihm in dem Zuständlichen und seiner Entwicklung, ihr Reiz in der Aufsuchung seines Verhältnisses zu dem gesammtdeutschen und dem benachbarten slavischen Volksthum zu liegen, und wie er in seinem Städtebuch die säcularen Grundzüge der Colonisation zur Anschauung gebracht hatte, so plante er weiter, in einem Urkundenbuch des Bisthums Breslau die spirituale Seite und in Urkundenbüchern der zersplitterten Territorien die ganze bunte Mannichfaltigkeit des Wachsthums zu verdeutlichen. Ueber welche Reichthümer aber hätte er verfügen müssen, um solchen Gedanken ins Werk zu setzen! Ihm stand nichts zu Gebote und mit einem des Neids nicht freien Seufzer hören wir ihn stöhnen: wenn ihm doch solche Unterstützung geboten wäre, wie dort oben in Ostpreußen dem befreundeten Johannes Voigt!

In diesen Drangsalen griff Stenzel zur Gründung des Vereins, der jetzt sein halbhundertjähriges Bestehen feiert. Mit rührender Bereitwilligkeit kamen seinem Aufruf in der Hauptstadt wie in den Landstädten Bürger, Beamte, Pastoren, Lehrer, Leute, die auch heute noch den Hauptstock des Vereins bilden, entgegen, und wenn es Stenzel noch möglich wurde, fünf Bände der „Scriptores rerum Silesiacarum“ neben andern wichtigen Publicationen — ich nenne das ungemein wichtige, mit Unterstützung des Cardinals Diepenbrock erschienene „Gründungsbuch von Heinrichau“ und die meisterhaft aufgebaute „Geschichte Schlesiens bis zum Jahre 1355“ — darzubieten, so verdankte er das der Opferwilligkeit des von ihm ins Leben gerufenen Vereins. Allerdings die Richartz, die Wallraf und die Mevissen scheinen im schlesischen Boden nicht zu gedeihen. Mancher draußen wird wohl sagen, das liege wie das Weberelend an der schlesischen Grundherrlichkeit. O nein, das liegt an der Grundarmseligkeit der früheren staatlichen Verhältnisse in Schlesien, die unsern reichen Leuten den Gemeinsinn und die vornehmen Gedanken beträchtlich ausgedörrt haben. Wer aber ein Kunststück der Oekonomie kennen lernen will, der studire nur die Partie des Finanzwesens unsres Vereins, namentlich in dem letzten Vierteljahrhundert, in welchem die wissenschaftlichen Schöpfungen den Leistungen einer kleinen Akademie gleichkamen, in welchem jedes Mitglied ein seinem Beitrage gleichwerthiges literarisches Object erhielt, und in welchem trotz alledem noch die Möglichkeit zur Anlegung eines Reservecapitals erlangt worden ist.

Die schwerste Prüfung aber entstand dem Verein aus seinem genialen Stifter selbst. Die imperatorische Natur Stenzels, die alles Subalterne von sich zu scheuchen wußte, war für ein Vereinsleben, das ohne duldungsvolle Nachsicht undenkbar ist, nicht recht geeignet. Alles, was der Verein unter seiner Leitung leistete, ging von ihm aus; er publicirte, er hielt Vorträge, er disponirte, er ließ, geringschätzig auf sich darbietende Mitarbeiter herabschauend, niemand anders zu Worte kommen. Noch heute ist bei aus jener Zeit Lebenden der Groll über das monomanische Wesen des großen Mannes nicht ausgelöscht. Und als nun gar die politischen Stürme des Jahres 1848 ihn in die Parlamente führten, da trat sein Interesse für die Localgeschichte zurück, und der Verein functionirte bis zu Stenzels Tode nur noch insofern, als die allerdings an Zahl abnehmenden Mitglieder ihre Beiträge entrichteten. Nach ihm trat Roepell an die Spitze, und durch geschickte Organisationen, durch die Gründung der „Zeitschrift“, durch die Anregung zur Schaffung eines „Codex diplomaticus Silesiae“ wußte er dem in der Agonie begriffenen Vereine neues Leben einzuhauchen, aber wie nun einmal die vorzüglichen und bestrickenden Eigenschaften dieses interessanten Mannes ihn mehr zu einem Großceremonienmeister der Gelehrtenrepublik als zu einem ausdauernden Mitarbeiter eigneten, so fand er selbst sehr bald an seiner Stellung kein befriedigendes Behagen, und gab sie an den damals an der Spitze des Provincialarchivs stehenden Wilhelm Wattenbach ab, jenen wunderbar begabten Mann, der Archive und Sammlungen gleichsam mit Röntgen-Strahlen beleuchtet und außerhalb der Mauern schon weiß, was drinnen zu finden sein wird. Jetzt bildete sich neben dem rastlosen Führer der gelehrte Generalstab: ein Palm, ein Luchs, ein Meitzen und vor allen Colmar Grünhagen traten mit Leistungen hervor, die einerseits dem von Stenzel übernommenen, aber vielfach erweiterten und modificirten Grundgedanken einer Quellenerschließung entsprachen, andrerseits aber die heimische Cultur, die sociale Entwicklung, das nationale Ringen mit fremden Uebermächten in wohlgerundeten, wissenschaftlich begründeten Bildern den Heimgenossen zu eigen machten. Dadurch insbesondere wurde der Verein in Schlesien zu einem Mittelpunkt und Hauptelement der Pflege idealer Richtungen, soweit sie sich auf die Geisteswissenschaften beziehen. Alles aber, was eben nur noch im Aufsprießen begriffen war und durch die Berufung Wattenbachs an die Universität Heidelberg im Wachsthum gefährdet schien, erhielt einen mächtigen Impuls zu Entfaltung und Blüthe, als nach einer kurzen auf die Verwaltungsorganisation förderlich einwirkenden Zwischenregierung des Justizraths v. Görtz, der Nachfolger Wattenbachs am Provincialarchiv, Colmar Grünhagen, die Vereinsleitung übernahm.

Das Jubelfest des funfzigjährigen Bestandes des Vereins ist zugleich das Jubiläum der fünfundzwanzigjährigen Leitung desselben durch Grünhagen. War sein Stifter für Vereinswesen wenig begabt, so ward ihm jetzt das Glück zutheil, ein Vereinsgenie an der Spitze zu haben. Weder von dem wissenschaftlichen Dombau der „Regesten“, noch von den 17 Bänden des Codex diplomaticus, noch von den auf 15 Bände angewachsenen „Scriptores“ oder den 6 Bänden Acta publica, Fürstentagsacten, noch von den 30 Bänden der „Zeitschrift“, noch von der großen Zahl außerordentlicher wissenschaftlicher Beigaben ist an diesem Orte zu reden. Jeder Fachkundige weiß, daß das Gebiet der schlesischen Geschichte, um mit Johannes v. Müller zu reden, von wundervoll chaussirten Straßen durchzogen und mit zahlreichen Meilensteinen und Wegweisern heimlich gemacht worden ist. Daß aber in Schlesien alle, denen im Herzen eine leise Spur von warmem Sinn für die Erkenntniß der Vergangenheit sich regt, gleichsam zu einer Familie versammelt worden sind, daß ein reger Austausch von Wissen, von Erfahrung, von Erforschung, von Problemen zwischen den vereinsamten Bewohnern der kleinen Landstädtchen und den an den gefüllten Schüsseln der Hauptstadt und ihrer Institute Sitzenden bewirkt worden ist, daß trotz der Verschiedenheit der Nationalitäten und Bekenntnisse, die in unsrer Provinz neben einander wohnen, niemals eine Verletzung nationaler Empfindlichkeit oder religiöser Verwundbarkeit vorgekommen ist — auch nicht in den Tagen gesteigerter Reizbarkeit des sogenannten Culturkampfs —, daß hier in diesem Verein eine Stätte geschaffen, an deren Schwelle jeder seine Parteileidenschaft und seinen politischen Hader vor dem Eintritt in die Halle ablegen muß, daß hier ohne herausfordernde Trompetenstöße und ohne feindselige Excommunicationen nationaler Sinn und patriotische Liebe gepflegt werden, daß hier Hunderte von edlen Männern

nicht um Erdenlohn und nicht um gesellschaftlicher Auszeichnung willen dem Cultus einer rein idealen Aufgabe ihre Kräfte zu Dienste stellen, daß darnach ein Strom von Bildung und Cultur von diesem Verein über die ganze Provinz geflossen ist, — alles das ist ganz vornehmlich der glücklichen Führung desselben durch Colmar Grünhagen zu verdanken. Darum ist das Jubelfest des Vereins ein Festtag Schlesiens, von dem auch „draußen im Reich" theilnehmend Kenntniß zu haben sich ziemt.

Breslau. J. Cara.

Otto Bähr in seinen „gesammelten Aufsätzen".

Das letzte Januar-Heft der „Preußischen Jahrbücher" brachte eine sehr bemerkenswerthe und auch vielfach bemerkte Abhandlung über den intellectuellen Niedergang des deutschen Juristenstandes während der beiden letztvergangenen Decennien. Der Verfasser, dem unverkennbar ein tiefer Einblick in die Sachlage zur Verfügung steht, wenn ihm auch bei der Schilderung die Farben vielleicht etwas zu düster gerathen, weist darauf hin, wie das politische und geistige Leben des deutschen Volkes vom Beginn des Jahrhunderts bis in die siebziger Jahre hinein von Juristen geleitet wurde, welche die Befähigung hiezu weniger aus ihrer Fachtüchtigkeit, die allerdings auch keinem Zweifel unterlag, als vielmehr aus ihrer allgemeinen, das Denken und Wissen ihrer Zeit beherrschenden Bildung schöpften. Von dem dahingegangenen, ohne Nachfolger gebliebenen Geschlecht werden eine Reihe Namen hervorgehoben: Simson, Gneist, Forckenbeck, Gerlach, Wagner, die beiden Reichensperger, Lothar Bucher, Schulze-Delitzsch, Twesten und Lasker. Auch Otto Bähr müßte in dieser Aufzählung, wenn sie Anspruch auf Vollständigkeit machen wollte, seinen Platz finden. Freilich tritt die Einwirkung, welche er auf seine Zeit übte, weniger deutlich vor Augen, als dies bei den vorgenannten Männern zutrifft. Er war nicht weniger als sie ein Mann der Arbeit; aber näher lag ihm, obwohl auch er die Berührung mit der Oeffentlichkeit keineswegs mied, eine stille, gründliche Thätigkeit, als ein weitgreifendes, rasch entschlossenes Schaffen. Gustav Pfizer hat in dem trefflichen Nekrolog, den er ihm widmete (Beilage Nr. 87, Jahrg. 1895) an einigen Beispielen gezeigt, daß diese stille Thätigkeit von größerer Bedeutung für die davon berührten Gebiete des öffentlichen Lebens war, als der an die äußere Erscheinung sich haltende Beobachter zu bemerken vermag. Es darf hier wohl, nachdem die gegenwärtige Zeitlage diesem Hinweis ein höheres Interesse verliehen, an die dortselbst erwähnte Thatsache erinnert werden, daß die Verbesserungen, welche der Entwurf zweiter Lesung des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich im Vergleich zum Entwurf erster Lesung aufweist, nicht in letzter Linie auf Bährs im Jahre 1892 veröffentlichten Gegenentwurf zurückzuführen sind, aus dem sie zum Theil wörtlich in die jetzige Fassung herübergenommen wurden. Auch die Reichsjustizgesetze aus dem Jahre 1877 mögen an manchem Orte von seinem Einwirken zeugen, wenn er damals auch in der Commission, der er als Mitglied angehörte, mit seinen principiellen Anschauungen nicht durchdrang. Zur Mitwirkung bei gesetzgeberischen Werken war Bähr eben deßwegen hervorragend geeignet, weil er nicht nur in der Sparte des Rechts als Praktiker wie als Theoretiker verdientes Ansehen genoß, sondern auch gleichzeitig mit offenen Augen die kleinen, aber in ihren Zusammenhängen nicht bedeutungslosen Erscheinungen des täglichen Lebens zu beobachten und zu würdigen verstand, aus ihnen das immer schaffende Rechtsbewußtsein des Volkes herausfühlte und sich klar darüber war, daß niemals ein Gesetz sich halten ließe, das mit diesem Rechtsbewußtsein in Widerspruch steht, niemals aber auch ein Gesetz, und sei es noch so eingehend gearbeitet, seinen Stoff derart erschöpfen könnte, daß nach seinem Buchstaben und ohne Zuhülfenahme dieses gewichtigen, in seinem Wirken aber so schwer zu verfolgenden Factors eine gedeihliche Rechtsprechung möglich wäre. Er war nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein tüchtiger Jurist; nicht die eingehende Kenntniß aller bestehenden Vorschriften schien ihm die Hauptsache, sondern das richtige Gefühl für das praktische Bedürfniß, dem diese Vorschriften zu dienen hatten und dem er sie auch jederzeit so unbedingt dienstbar machte, daß er auch nicht davor zurückschrak, dem Buchstaben manchmal Zwang anzuthun und Bestimmungen geringeren Werths direct außer Acht zu lassen. Das hielt er nicht nur für erlaubt, sondern für geboten.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, aus dem Entwicklungsgange Bährs das eben Gesagte zu beweisen; ich müßte wiederholen, was Pfizer in seinem erwähnten Aufsatz bereits ausgeführt hat. Das Bild, welches er in demselben entwarf, erhält durch die Veröffentlichung der gesammelten Aufsätze (erschienen in zwei Bänden bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig), wie sie vom Verfasser in seinen letzten Lebensjahren noch vorbereitet worden war, keine Aenderung und auch keine wesentliche Ergänzung; doch dienen ihm diese Arbeiten vielfach zur Belebung und verschärfen sein Gepräge. In vorwiegendem Maße gilt das von den Abhandlungen politischen, socialen und wirthschaftlichen Inhalts, wie sie im zweiten Bande vereinigt sind. Pfizer konnte, da er in erster Linie die fast ausschließlich auf juristischem Gebiete liegenden größeren Werke Bährs zu würdigen hatte, sein Schaffen in dieser Richtung nur in Kürze skizziren.

Bähr gehörte von 1867 bis 1879 dem norddeutschen, bezw. deutschen Reichstag und zugleich dem preußischen Abgeordnetenhaus als Vertreter seiner Heimathstadt Kassel an. Er bildete ein Mitglied der nationalliberalen Partei, ohne jedoch unbedingt auf deren Grundsätze und noch weniger auf die einzelnen Aeußerungen davon eingeschworen zu sein. Die lange richterliche Thätigkeit, auf welche er beim Eintritt in das Parlament zurückblicken konnte — seine erste Anstellung als Richter hatte er schon in den vierziger Jahren erhalten — hatte ihn an selbständiges, weder durch Majorität, noch durch Autorität zu beeinflussendes Urtheilen gewöhnt. Einig war er mit der Partei in der begeisterten Liebe zum Deutschen Reich. So lieb ihm seine engere Heimath war und blieb, so fern war ihm particularistische Denkungsweise. Er trat warm für die Erhaltung der kurhessischen Eigenthümlichkeiten ein, wo er sie für besser hielt als die preußischen Einrichtungen, welche sie ersetzen sollten; ein Beispiel dafür ist die von Pfizer angeführte Schrift „Der hessische Wald", ein weiteres der Aufsatz „Die Ausbildung des Juristen", der allerdings erst geschrieben wurde, nachdem die preußischen Vorschriften hierüber schon an Stelle der hessischen getreten waren, und so nur rückblickend die Vorzüge der letzteren hervorheben konnte. Aber er söhnte sich sofort mit der neuen Lage der Dinge aus, als das Jahr 1866 der Selbständigkeit des Landes ein Ende machte — allerdings hatte er von seiner Regierung namentlich wegen des Widerstandes, den er dem Hassenpflug'schen Verfassungsbruch entgegensetzte, nicht viel Liebes erfahren —, und arbeitete auch weiter mit Eifer mit an dem großen Werk der Begründung und Befestigung des Deutschen Reichs. Warme Verehrung für den ersten Lenker desselben, den Fürsten Bismarck, beseelte ihn und bildete auch für seine politische Haltung die eigentliche Richtschnur. Er stellte Bismarck höher als seine Partei; wo ein Zwiespalt entstand, wie z. B. bei der Weigerung Bismarcks, dem Reichstag das Condolenzschreiben

des nordamerikanischen Repräsentantenhauses beim Ableben Laskers zu übermitteln, billigte er regelmäßig die Anschauung des Fürsten, nicht aus blinder Anhänglichkeit, sondern weil die ruhige, nicht sowohl nach vorgefaßten Principien als vielmehr aus Erwägung der ganzen jeweiligen Sachlage sich bestimmende Handlungsweise desselben seinem Wesen zusagte. Wie er es als Aufgabe des Juristen bezeichnete, Recht zu finden nicht durch schablonenhafte Anwendung von Gesetzen und Begriffen, sondern durch die Erforschung dessen, was im gegebenen Falle nach dem Willen der rechtsbildenden Foctoren Recht sein sollte, also unter steter Berücksichtigung des Zwecks im Recht, so schöpfte er auch als Politiker sein Urtheil nicht kurzweg aus dem Programm seiner Partei; die eigene Ueberzeugung war ihm mehr werth als die Fractionspolitik. Im Grunde conservativ veranlagt, stand er bei der nationalliberalen Partei, so lange diese für die idealen Güter kämpfte, welche auch ihm anstrebenswerth erschienen: die Macht des Reiches nach außen und innen, größtmögliche Freiheit des Individuums in den Schranken der gesetzlichen Ordnung, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, unbehinderte Entwicklung der Cultur; aber er verlor nicht aus dem Auge, daß kein Princip sich bis zum Aeußersten durchführen läßt. Er sah im Socialistengesetz eine Nothwendigkeit, verkannte in keiner Weise die Schäden, welche das allgemeine Stimmrecht mit sich gebracht hatte, und sagte noch größere von der Einführung der Diäten für die Mitglieder des Reichstags vorher; er schränkte die Bedeutung der Parlomente auf die Controle über die gesammte Thätigkeit der Staatsregierung ein und betrachtete eine parlamentarische Regierung als Uebel, vor dem das Deutsche Reich glücklicherweise noch bewahrt geblieben. Im Laufe der Jahre mehrten sich seine Zweifel an der Allheilkraft der liberalen Principien und trat seine Uebereinstimmung mit conservativen Anschauungen noch schärfer hervor.

Die chronologische Ordnung der Aufsätze ermöglicht es leicht, diesen Entwicklungsgang in denselben zu verfolgen. Sie beginnen mit dem Jahre 1882 und erstrecken sich bis in das Jahr 1893. Während dieser ganzen Periode war Bähr Privatmann; 1879 hatte er bei seiner Berufung ins Reichsgericht seine Mandate niedergelegt, 1881 war er auch, durch ein Nervenleiden veranlaßt, außer Dienst getreten. Er lebte seitdem in Kassel. Seine Krankheit, ob sie auch durch eigenthümliche Aeußerungen ihn zum Sonderling stempelte, hinderte ihn jedoch keineswegs, mit reger Aufmerksamkeit die politischen oder aus anderem Grunde ihm interessanten Ereignisse zu beobachten und sich über sie mit der ihm eigenen Klarheit und Ruhe des Stils, die so überzeugend wirkt, zu äußern. Die meisten und bemerkenswerthesten Aufsätze sind in den „Grenzboten" erschienen, einige in der „Gegenwart", der „Hessischen Morgenzeitung" oder der „Kölnischen Zeitung". Schon die ersten geben ein anschauliches Bild von dem Manne, der aus ihnen spricht: „Der Werth des Parlamentarismus" (aus der „Hessischen Morgenzeitung" 1882) und „Unsre kirchliche Lage" (aus der „Gegenwart" 1883). Das Urtheil, zu dem er in dem ersten kommt, habe ich schon erwähnt; es wird wiederholt in den späteren Aufsätzen „Unsre Parteien" („Grenzboten" 1883), „Die parlamentarischen Fractionen" (ebd. 1884), „Die Diätenfrage" (ebd. 1884), „Liberal und conservativ" (ebd. 1886), „Die Frage der parlomentarischen Regierung" (1886), „Die Reichstagswahl" („Grenzboten" 1892). Sie sind keineswegs alle gleichwerthig; manche trefflich, manche inhaltsarm, offenbar mehr dem Bedürfniß, sich zu äußern, entsprungen, als dazu bestimmt, den Gegenstand zu erschöpfen oder von einer neuen Seite zu beleuchten. Einer der besten ist „Liberal und conservativ", der den allmählichen Ausgleich der liberalen und conservativen Richtung schön hervorhebt. Seltsam liest sich die Abhandlung über Verbesserung des Wahlsystems zu den Reichstagswahlen. Es wird darin einerseits eine Abstufung des Wahlrechts nach der Höhe des Vermögens vorgeschlagen, um zu verhindern, daß die blöde Masse alle Gewalt an sich ziehe; daß diese Einrichtung, welche bekanntlich für die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus schon besteht, von Bismarck im Reichstag von 1867 mit außergewöhnlich scharfen Worten verworfen wurde, glaubt Bähr daraus erklären zu können, daß damals noch die Eindrücke des preußischen Verfassungsconflictes nachwirkten. Wie unrichtig seine Annahme ist, haben die letzten Tage bewiesen; Fürst Bismarck hat sich zum sächsischen Wahlgesetzkampf dahin ausgesprochen, daß er an Verurtheilung des preußischen Systems nach wie vor festhalte. Andrerseits wird der besonders von socialdemokratischer Seite in Pflege genommene Gedanke befürwortet, daß der Wähler zunächst die Partei zu bezeichnen habe, der er seine Stimme zuwenden wolle und daß nach der Zahl der jeweils treffenden Stimmen die Mandate unter die Parteien vertheilt würden. Hiefür ist aber ein starres Weiterbestehen der gegenwärtigen Fractionsabgrenzungen vorausgesetzt, was zu einer Zeit, wo eine unverkennbare Neigung zur Umbildung nach neuen Gesichtspunkten sich kundgibt, nicht wohl zulässig ist. Der beste Gedanke der Abhandlung ist wohl der, daß ohne dringende Noth das geltende Wahlsystem nicht geändert werden solle. Sie betitelt sich darum auch als „Zukunftsstudie".

Der zweite der zuerstgenannten Aufsätze („Unsre kirchliche Lage") findet ebenfalls eine Ergänzung in einem später erschienenen, dem Nekrolog für oder richtiger gegen Windthorst („Grenzboten" 1893). Bähr war ein ausgesprochener Culturkämpfer; mit keinem Schritt Bismarcks war er so wenig einverstanden, als mit dessen Einlenken gegenüber den Forderungen des Centrums, dem „Gang nach Canossa", in dem er für den deutschen Protestantismus eine schmerzliche und unverwindbare Niederloge erblickte. Er ist von dieser Anschauung, der er in dem Aufsatz „Unsre kirchliche Lage" scharfen Ausdruck verlieh, nicht mehr abgekommen; was er über Windthorst ausführt, zehn Jahre später und nicht lange vor seinem eigenen Tode, ist dafür ein Beweis. Windthorst erschien ihm als der böse Genius des Deutschen Reiches, unablässig bemüht, demselben Schaden zuzufügen. Es müssen persönliche Momente mit eingewirkt haben, um eine so tiefgehende Verstimmung gegen den erfolgreichen Centrumsführer in ihm wachzurufen. Gleichgültig, ob man Windthorst nahe oder ferne steht: das geht nicht an, seinem ganzen Handeln verwerfliche Motive unterzulegen, ihm jede edle Regung abzusprechen, nur List und Lug als Grundzüge seines Wesens hinzustellen. Diese Verletzung der sonst bei Bähr so wohlthuend hervortretenden Objectivität und Gerechtigkeit berührt entschieden peinlich und läßt sich wohl kaum anders, als aus einer Verschlimmerung seines Leidens erklären. Sehr im Gegensatz hiezu steht der Nekrolog Laskers („Grenzboten" 1884); hier erscheinen Vorzüge wie Schattenseiten gewissenhaft gegeneinander abgewogen und gestaltet sich auf solche Weise ein anschauliches, Glauben heischendes Bild.

Gegenüber den politischen Artikeln sind die wirthschaftlichen und socialen weniger bemerkenswerth. Aeußerlich weisen sie zwar die gleichen Vorzüge auf: die einfache Würde des Stils, die gänzlich inductive, nur mit rein praktischen Gesichtspunkten arbeitende Methode der Beweisführung, die strenge Sachlichkeit in der Kritik. Dadurch verlohnt es sich, sie zu lesen, wenn sie auch inhaltlich wenig Neues und ebenso wenig Bedeutendes bieten. Nachdem es bei uns einmal üblich geworden, auch sociale und wirthschaftliche Fragen nach Parteiregeln zu behandeln, kann

das Urtheil über den Gesammtcharakter der Aufsätze dahin ausgesprochen werden, daß ihr Verfasser auch hier auf einem wesentlich conservativen Standpunkt sich befindet. Weitgehende Forderungen auf diesen Gebieten behandelt er durchweg ungünstig; den vielfach beliebten Schilderungen der wirthschaftlichen Nothlage und des socialen Elends unsrer Zeit bringt er eine manchmal zu hartnäckige, meistens aber recht wohl begründete Ungläubigkeit entgegen. Das weiteste Ziel, welches er steckt, dessen volle Erreichung ihm aber selbst eine Unmöglichkeit scheint, ist das: zu verhüten, daß eine Bereicherung auf mühelosem Wege, durch Speculation oder gar durch Ausbeutung anderer erfolgen könne. Hier liegt das unleugbar richtige Gefühl zu Grunde, daß es sich bei der socialen Frage nicht darum handelt, die Gegensätze zwischen reich und arm aufzuheben, was ja jeder Verständige als Utopie erkennt, sondern diesen Gegensätzen ihren verbitternden Charakter zu nehmen; und das wäre zum größten Theil dann erreicht, wenn es Reichthum nur mehr als Erfolg persönlicher Arbeit, persönlichen Verdienstes gäbe. Von dieser Erwägung aus verwirft er die Lotterien („Die erneute Lotteriefrage", „Gegenwart" 1892), ist er für eine strenge, bis zu directem Eingreifen der Staatsorgane führende Controle über die Erwerbsgesellschaften („Unsre Feuerversicherungsgesellschaften", „Grenzboten" 1883), befürwortet er eine starke Beschränkung des Börsenspiels („Das Börsenspiel und die Gerichtspraxis", „Grenzboten" 1893), verlangt er eine Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs („Der Gesetzentwurf zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs" „Grenzboten" 1895). Die direct die sociale Frage oder Theile derselben behandelnden Aufsätze: „Zur socialen Frage" („Kölnische Zeitung" 1885), „Der Normalarbeitstag" (ebd.), „Zur socialen Frage" („Grenzboten" 1886), „Nochmals zur socialen Frage" (ebd.), „Die Wohnungsnoth der ärmeren Classen in deutschen Großstädten" (ebd.), „Die Wohnungsfrage" (ebd. 1890), „Die Beschränkung der Arbeitszeit" (ebd.), sind alle in dem conservativen Sinn, wie ich ihn oben näher bezeichnet habe, gehalten; deßgleichen die auf die allgemeine wirthschaftliche Lage bezugnehmenden: „Unsre wirthschaftliche Lage" („Grenzboten" 1885), „Die Ueberproduction" (ebd. 1886), „Deutschlands wirthschaftliche Lage" (ebd. 1893). Die laut werdenden Klagen erscheinen Bähr zum Theil gänzlich unberechtigt, zum Theil übertrieben; er beschäftigt sich fast durchgehends, oft in entschieden glücklicher Weise, mit ihrer Widerlegung. Auch wo er Mißstände anerkennt, vertritt er die Meinung, daß dieselben nur durch allmähliches Wirken, nie durch große Mittel beseitigt werden können. Der Antrag Kanitz hätte in ihm sicherlich keinen Anhänger gefunden. Er scheidet sich auch in einer anderen großen Frage unsrer conservativen Partei, der Angelegenheit der Doppelwährung, aufs nachdrücklichste von ihr ab. Die Aufsätze „Unsre kleinste Münze" („Grenzboten" 1885) und „Die neue Bewegung für die Doppelwährung" (ebd. 1887) sind hiefür Beweis. In einem anderen Punkte, wo es gerade sehr überraschen muß, steht er allerdings wieder auf ihrer Seite: in seiner Aeußerung „Zur Judenfrage" („Grenzboten" 1893) tritt er dafür ein, daß man den Juden, nachdem es nun einmal nicht möglich ist, sie sammt und sonders aus Deutschland zu vertreiben, doch die Möglichkeit entziehen solle, obrigkeitliche Stellen zu bekleiden. Begründet wird dies damit, daß die Juden trotz ihres tausendjährigen Aufenthalts in Deutschland sich nicht mit dem deutschen Volk vereinigt hätten, weil sie ein Volk für sich bleiben wollten, und daß die Deutschen alle Ursache hätten, ihnen zu zeigen, daß sie im eigenen Hause keinen Fremden Herr sein lassen wollten. Weitergehende Schritte bringt er auch hier nicht in Vorschlag. Auf die Untersuchung der Haltbarkeit seiner Ausführungen habe ich mich nicht einzulassen; hingewiesen mag nur darauf werden, daß Bähr nach eigener Angabe früher anders hierüber dachte, daß er aber schon im Jahre 1885 für den Ausschluß nichtdeutschen Zuzugs, insbesondere der polnischen Juden, vom Deutschen Reiche sich aussprach („Deutschland für die Deutschen", „Kölnische Zeitung").

Politik, Volkswirthschaft, Socialpolitik liegen dem Juristen nicht gerade fern. Bähr hat sich auch auf entlegenerem Gebiete schriftstellerisch versucht. Die Sammlung enthält drei solcher Aufsätze: „Die Sprachreinigung" (1885), „Geflügelte Worte" (Grenzboten 1887) und „die Geschichte der Gotthardbahn" (Grenzboten 1886), letzterer veranlaßt durch die Rechtsgutachten, welche Bähr wiederholt in den beim Bau der Bahn sich ergebenden Streitigkeiten zu erstatten hatte. Pfizer führt in seinem mehrerwähnten Nekrolog noch weitere Beispiele an. Sie alle sind ein Zeichen davon, daß ihr Verfasser jederzeit bestrebt war, auf allen Gebieten des Wissens heimisch zu sein, und erscheinen mir für den Standpunkt, den ich hier an die Spitze gestellt habe, besonderen Hinweises werth.

Auf die juristischen Abhandlungen, welche im ersten Band gesammelt sind, näher einzugehen, habe ich keinen Anlaß. Bährs Ansehen als Jurist ist so fest begründet, daß eine Darlegung seiner bedeutenden Art, wie sie in diesen Arbeiten zum Ausdruck kommt, entbehrlich ist; eine Kritik der Ergebnisse, zu welchen er darin gelangt, hat hier keinen Platz. Die auf das sociale und wirthschaftliche Gebiet hinüberspielenden Aufsätze über das Börsenspiel und den unlauteren Wettbewerb haben vorgängig schon Erwähnung gefunden, ebenso jener über die juristische Ausbildung. Auf letzteren möchte ich hier noch zurückgreifen. Bähr bezeichnet es darin als böses Uebel, daß die preußischen Vorschriften über die Ausbildung der Juristen alles Gewicht auf das Wissen, keines dagegen auf das Können legen, nur Theoretiker, aber keine Praktiker erziehen wollen. Er beklagt die Unsumme von Gedächtnißkram, welchen die Candidaten auf die Examina hin sich einzuprägen haben, um ihn bald wieder zu vergessen, während sie über das viele Auswendiglernen ihre praktische Schulung vernachlässigen. Zweifellos trifft das, was er sagt, nicht nur für Preußen zu und zweifellos liegt auch in diesem Umstand ein Grund, weßhalb die allgemeine Bildung des deutschen Juristenstandes zurückgeht. Wie soll der angehende Jurist die Zeit finden, sich auf anderen Wissensgebieten umzusehen, wenn sie ihm mit Mühe zur Vorbereitung auf das Examen genügt, und wie soll ihm noch mehr die Lust hiezu werden, wenn er weiß, daß ihm die Beschäftigung damit nur zu leicht als Allotria verdacht wird? Ist ja doch die ganze Entwicklung, die er zu nehmen hat, eingehendst geregelt und der juristische Arbeitsplan sozusagen für jede halbe Stunde ausgesteckt. Die Männer, auf welche die deutsche Jurisprudenz stolz ist, lernten unter freieren Verhältnissen. Sie genossen die Möglichkeit, auch andere Wissensgebiete zu pflegen, insbesondere aber die Ereignisse des täglichen Lebens mit Interesse zu beobachten, und ihre Kräfte wurden dadurch nicht zersplittert, sondern geschärft. Gerade die Rechtswissenschaft verlangt nach der Berührung mit anderen Wissenschaften, verlangt nach fortwährender Anwendung im Leben; erst in diesem Zusammenhang entfaltet sie ihre spröden Reize. Für sich allein behandelt, lediglich als Kenntniß von Vorschriften und Begriffen aufgefaßt, verliert sie ihren besten Werth. Die Juristen, von denen die Abhandlung der preußischen Jahrbücher spricht, erkannten das wohl, gegenwärtig aber ist ihre Anschauung in ständiger Abnahme begriffen; immer größer wird leider der Bruchtheil der deutschen Juristen, der die Rechtswissenschaft im beschränktesten Sinne faßt und so auf einem, in seiner Isolirung gänzlich undankbaren Gebiete „mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn er Regenwürmer findet".

Franz Riß.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. Schloß Hubertus. Roman in zwei Bänden von Ludwig Ganghofer. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Ad. Bonz u. Co. 1896. — Eine amüsante und spannende Geschichte, gut erzählt und stellenweise packend, aber ohne tieferen literarischen Werth. Die Leserinnen der Familienbildtromane finden darin alles, was sie nur verlangen können: Bergromantik, Wilderer, den vor langer Zeit begangenen, unaufgeklärt gebliebenen Mord, die adelige Familie mit den ungleich gearteten Kindern, dem edlen ernsten Sohne, der den Grundsatz „Noblesse oblige“ dahin auslegt, daß er sich in den Dienst der Gesammtheit stellt, dem leichtsinnigen und dem bösartigen Bruder, die liebliche Försterstochter, die den gottbegnadeten Künstler liebt und gesonnen ist, für ihre Liebe zu kämpfen, kurz meistens Figuren und Scenen die uns an schon Dagewesenes erinnern. Eine fesselnde und interessante Gestalt ist der alte Graf, der von der Leidenschaft für die Jagd so ganz beherrscht wird, daß sie alle anderen Interessen in ihm verdrängt hat. Man kann bei ihm schon nicht mehr von Leidenschaft reden, sondern das Jagdinteresse ist bei ihm zum wahren Fieber, zur förmlichen Manie ausgeartet. Die Scenen, in denen wir ihn bei der Jagd auf Rehböcke, auf Gemsen, auf Adler beobachten, machen den Eindruck des Echten und so diesen Schilderungen erhebt sich das Buch über das conventionelle Durchschnittsmaß, das es im ganzen einnimmt. Die im Text befindlichen Illustrationen von Hugo Engl sind ganz hübsch, sind aber eben die richtigen Familienromanbildercben.

M. N. Der dumme Teufel oder Die Geniesuche. Komisches Epos in zwölf Gesängen von Adolf Bartels. Dresden, B. W. Esche 1896. — Auch ein Anti-Nietzsche, wie so manche Schrift, die heutzutage erscheint, wie z. B. Wilbrandts Roman „Die Osterinsel“, aber lange nicht mit der poetischen Kraft Wilbrandts oder auch nur dessen psychologischer Schärfe; auch nicht einmal mit der Kraft eines Hamerling, an dessen „Homunculus“ dieses komische Epos zuweilen erinnert. So wie dieser Homunkel, will die „Geniesuche“ der ganzen Zeit einen satirischen Spiegel vorhalten. Die rein literarische Satire aber, so unmuthig sie auch ist, von so viel verständigem, freilich auch nicht originalem, nie dagewesenem Urtheil über die einzelnen Dichter des modernen Poemastes sie auch zeugt, nimmt so breiten Raum in diesem „dummen Teufel“ ein, daß sie die Satire gegen unmittelbare Lebenserscheinungen der Gegenwart verdeckt und dem Büchlein ihren Stempel aufdrückt. Literarische Satiren sind aber von vornherein auf ein kleineres Publicum beschränkt, da sie die Kenntniß so vieler Menschen und Werke voraussetzen, die nicht jedermann geläufig sein müssen. Zudem veralten solche Satiren sehr schnell, gewiß niemals schneller als in unsrer Zeit der Jugendherrschaft in der Literatur. — Bartels geht von einer nicht unwitzigen Erfindung aus. Die Hölle klagt über den Mangel an rechtem Höllenbraten. Seit Napoleon ist ihr keiner mehr zugefallen, an dem sie eine rechtschaffene Freude hätte. In früheren Zeiten, wo Drachenodeo, Hexenverbrennungen, Philosophenverfolgungen stattfanden, wo Faust mit Mephisto nächtlicher Weile durch die Lüfte flog, war es ihr besser ergangen; jetzt fallen ihr nur Seelen zu, die ganz gemeinem Gelichter angehören: „kann einer braucht's zu einem kleinen Mord“. Es wird deshalb ein Teufel auf die Oberwelt ausgeschickt, der ein richtiges Höllenfutter fände, und zwar wird der „dumme Teufel“ dazu gewählt, nicht bloß darum, weil er sich in Deutschland sehr gut auskennt und halb noch halb da zu Hause ist, sondern auch darum, weil „die Einfalt oft richtiger sieht als die Schlauen“. Der dumme Teufel begibt sich also auf die Suche nach einem höllenreifen Genie. Er geht auf die Universität, lernt das feuchtfröhliche Studentenleben kennen, guckt in die Hörsäle, in die Kammern junger Schriftsteller, in die Fenster armer Arbeiter, wird (wie weiland Homunkel) auch Journalist, läßt die Literatur Revue passiren, sieht sich das politische Getriebe an und endet schließlich als behaglicher Familienvater, der in seinem eigenen Sohn den einzigen Genie erkennt, es aber beileibe nicht der Hölle anvertrauen will. Er fand viel Teufelei, aber nirgends ein so recht höllenreifes Genie; Richard Wagner schien ihm eine Zeit lang dazu geeignet, aber er hat doch mit der Mystik des „Parsifal“ Buße gethan und sich also in den Himmel gerettet. (Dod meint Bartels durchaus nicht scherzhaft, sondern ganz im Ernst, wie er überhaupt consequent mit dem Glauben an die Hölle auch den Glauben an den Himmel festhält.) Einzig Nietzsche ohne er als geeignet; aber das Höllische an ihm merkt der dumme Teufel nicht; er schickt daher seine Beute in die Hölle und wegen dieser Sendung allein erhält er schließlich Absolution von des Teufels Großmutter. Dies ungefähr der Gang der Erzählung. Man sieht schon daraus allein, daß die Satire auf Nietzsche, welche dem Humor des Ganzen doch eigentlich die Krone aufsetzen sollte, am schwächsten ist. Anstatt sich mit Nietzsche auseinanderzusetzen, ihn, wenn nicht zur Hauptfigur, so doch zur wichtigsten Person des Angriffs zu machen, begnügt sich Bartels damit, den satanischen Antichristen mit einigen Versen von der ewigen Liebe abzuthun und verweilt ausführlich bei den halben Genies der jüngstdeutschen Gesellschaft. Er umgeht also seine eigentliche Aufgabe, beschäftigt sich viel zu viel mit Personalien und Kleinigkeiten, und es ist nicht einzusehen, wie man dieses komische Gedicht, dessen Komik uns stellenweise nur zum Schmunzeln, nie aber zum rechten Lachen bewegen konnte, für eine bedeutende Erscheinung erklären kann.

* Professorenconferenz. Am 23. März wird zu Eisenach eine Zusammenkunft von Professoren der deutschen Juristenfacultäten stattfinden, bei der darüber berathen werden soll, wie sich der juristische Unterricht an den deutschen Universitäten bei Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu gestalten habe. Die drei größten Juristenfacultäten haben folgende Einladung erlassen:

„Die bevorstehende Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich wird eine Umgestaltung des juristischen Lehrplanes zur Folge haben. Es ist von größter Bedeutung, daß diese Umgestaltung überall in gleichmäßiger Weise vor sich gehe, um die bisherige Einheitlichkeit des deutschen Rechtsunterrichts aufrecht zu erhalten und die studentische Freizügigkeit nicht zu unterbinden. Zu diesem Behufe sind die unterzeichneten drei Facultäten übereingekommen, sich an die übrigen Schwesterfacultäten zu wenden und durch deren Vermittlung die sämmtlichen ordentlichen Professoren derselben, insbesondere die Vertreter des Privatrechts, zu einer für Montag, den 23. März, zu Eisenach in Aussicht genommenen Conferenz einzuladen. Im Falle der Zustimmung zu unserm Plane bitten wir, dem mitunterzeichneten Decane der Leipziger Juristen-Facultät (Leipzig, Nael-Tauchnitz-Str. 59) Kenntniß zu geben, auch die Namen derjenigen Collegen zu bezeichnen, welche zu erscheinen gedenken, worauf rechtzeitig die weiteren Mittheilungen erfolgen werden.

Die Juristen-Facultäten der Universitäten Berlin, gez. Dr. Brunner; Leipzig, Dr. Friedberg; München, Dr. v. Sicherer. Februar 1896.“

* Die griechischen Frühlingsreisen des deutschen Archäologischen Instituts zu Athen werden vom 14.—29. April und vom 6.—14. Mai stattfinden. Die erstere, die Peloponnesreise, wird außer den Städten des Peloponnes auch Delphi berühren; die zweite, die Inselreise, wird Aegina und Poros, Delos und Mykonos, Smyrna und Thorikos, Rhamnus und Marathon, Oropos und Eretria, Thermopylae, Samothrake und Troja berühren, die beiden letzten freilich nur dann, wenn die türkische Regierung die Erlaubnis ertheilt. — Wie alljährlich wird auch in diesem Frühjahr Prof. Duhn in Heidelberg eine archäologische Excursion mit Studirenden unternehmen. Dieselbe wird durch Italien und Sicilien nach Tunis gehen, wo die Trümmer Carthagos studirt werden sollen.

* Einen würdigen Nachfolger hat Prof. Garner, der amerikanische Erforscher der Affensprache, in seinem Landsmann Prof. Marvin Clark gefunden. Dieser hat die Sprache der Hauskatze zum Gegenstand der Forschung gewählt. Er hat gefunden, daß die Katzensprache dem Chinesischen ähnelt. Sie ist nach ihm „melodisch, sanftfließend und den Sinnen wohlgefällig“. Clark hat bei seinen Untersuchungen 600 Katzenworte festgestellt. „Die Laute bedeuten manchmal dasselbe und weichen nur in Tonhöhe und Tonfall ab.“ Prof. Clark könnte seine Forschungen zu weiteren werthvollen Resultaten führen, wenn er die berühmte alte Katze im Schloß Rambouillet bei Paris consultirte. Diese wurde 1868 geboren und hatte bis 1892 200 Junge. Selbst jetzt ist sie noch gut zu Fuß, sieht und hört scharf trotz ihrer 28 Jahre. Wie viel hätte sie noch von den Dächern des zweiten Kaiserreichs zu erzählen!

-p- Jena, 27. Febr. In der heutigen Sitzung des Landtags interpellirte der Abgeordnete Rechtsanwalt Schönemann-Jena das Ministerium über die Wiederbesetzung der durch den Tod des Prof. Dr. Brockhaus erledigten Professur für Staats- und Kirchenrecht an der hiesigen Universität. In einem Artikel der Allgemeinen Zeitung sei gesagt worden, daß die in Jena kürzlich stattgehabte Ministerconferenz gegen den für die Professur vor-

Digitized by Google

geschlagenen Dr. Rosenthal Bedenken zu hegen scheine, da derselbe jüdischen Glaubens sei. Geh. Staatsrath v. Boxberg erklärte, daß die Verhandlungen über die Neubesetzung der Professur noch nicht abgeschlossen seien; er könne also keine weiteren Mittheilungen machen. Doch könne er sagen, daß ein nichtchristlicher Professor für Staats- und Kirchenrecht nicht in Frage kommen könne. Die Besetzung fraglicher Professur mit einem Israeliten sei ein solcher Widersinn, daß er es für überflüssig gehalten habe, eine Berichtigung einzuschicken. Nach unsrer Informatien hatte die hiesige juristische Facultät eine Theilung der Professur in der Weise vorgeschlagen, daß das Staatsrecht mit Prof. Rosenthal unter Beförderung zum ordentlichen Professor, das Kirchenrecht mit einem außerordentlichen Professor besetzt werden sollte, was jedoch von den Regierungen abgelehnt worden ist. — (*Anmerkung des Herausgebers*: Eine etwaige „Berichtigung" hätte sich gegen die Allg. Zeitung nicht kehren können. Wir hatten in Beil. Nr. 34 einfach von einer Mittheilung gesprochen, welche der „Frankf. Ztg." aus Jena zugegangen sei, und uns unsrerseits darauf beschränkt, zu betonen, daß wir den Anstoß an dem Gedanken der Berufung eines Mannes von jüdischem Glauben zum Kirchenrechtslehrer sehr gerechtfertigt fänden.)

* **Göttingen.** An Stelle des als Observator einer Privatsternwarte nach Wien berufenen Dr. Großmann ist Dr. Riem aus Leipzig zum Assistenten an unsrer Sternwaete, Abtheilung für praktische Astronomie, ernannt woeden.

* **Berlin.** „Von zuverlässiger Seite" erfährt die „Nat.-Ztg.", daß Prof. Albert Nandé in Bezug auf die Benutzung seiner Excerpte aus dem Politischen Testament Friedrichs d. Gr. von 1752 „vor einigen Wochen Bescheid erhalten hat". Welchen Bescheid, verschweigt das Blatt.

β **Prag.** Die Gesellschaft für deutsche Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen hat den Kunstexperten und Schriftsteller Herzogl. Sächs. Rath Dr. Karl Föster hierselbst zu ihrem Mitglied erwählt. Förster, der 1888 von München, wo der Schwerpunkt seiner kunstfördernden Lebensthätigkeit liegt, nach Prag in das Haus seiner einzigen an Prof. Dr. Fr. Jodl vermählten Tochter übergesiedelt, ist der Gründer des Münchner Alterthumsvereins. 24 Jahre lang führte er das Präsidium desselben und 14 Jahre redigirte er dessen Publicationen. Auch bei Gründung des bayerischen Nationalmuseums hat Förstee als sachkundiger Beirath des Frhrn. v. Aretin sich namentlich um die Einrichtung von Mustersammlungen für kunstgewerbliche Zwecke dauernde Verdienste erworben und nicht nur uneigennützig seine Zeit und Mühe, sondern auch seine eigenen werthvollen Sammlungen dem Museum gewidmet. Förstee, dem die alte Heimath ein dankbares Andenken bewahrt, hat am 31. Jan. in voller geistiger Rüstigkeit den 80. Geburtstag gefeiert, aus welchem Anlaß ihm zahlreiche Ehrungen zutheil geworden.

* **London**, 27. Febr. Der jetzige erste Lord der Admiralität, Banquier Goschen, ist zur Zeit mit der Biographie seines Großvaters, des Buchhändlers J. G. Göschen, der mit Goethe und Schiller freundlich verkehrte, beschäftigt. Dem Werke werden, wie es heißt, viele bisher unbekannte Briefe der großen deutschen Dichter beigegeben werden. — Unter den hinterlassenen Papieren des Socialisten Friedrich Engels hat sich eine ungedruckte Schrift von Karl Marx gefunden. Sie betitelt sich „Revolution und Gegenrevolution" und schildert die in Deutschland 1848 herrschenden Zustände. Das Werk wird demnächst im Verlage von Sonnenschein in London erscheinen und zugleich auch in deutscher und französischer Sprache herausgegeben werden. — Im Verlage der Londoner Firma Kegan Paul u. Co. werden demnächst „Moltke's Briefe an seine Frau" in englischer Uebersetzung erscheinen. Sidney Whitman hat eine Einleitung geliefert.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 26. bis 29. Februar folgende Schriften eingegangen:

Leo u. Buch: Ueber die Elemente der politischen Oekonomie. I. Th. Intensität der Arbeit, Werth u. Preis der Waaren. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — *Annali di Statistica;* Statistica industriale Fasc. LIX. Industria della lana. Roma, G. Bertero 1895. — *Joseph Aron:* Canada, Transvaal; avec une adresse à l'empereur d'Allemagne. Paris 1896. — Ludwig Rynades: Herkules am Scheidewege oder Stöcker und die conservative Fraction. Leipzig, Reinhold Werther 1896. — Georg Kaufmann: Was bedeutet uns die Begründung des Reiches? (Sonderabdr.) Breslau, S. Schottländer. — Historische Zeitschrift, begr. v. Heinrich v. Sybel, hggb. v. Heinrich v. Treitschke u. Friedrich Meinecke. Bd. 76. Heft 2. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1896. — Dr. jur. Hermann Knapp: Das alte Nürnberger Criminalrecht; nach Rathsurkunden erläutert. Berlin, J. Guttentag 1896. — Carl Junker: Ein allgemeines Bibliographisches Repertorium u. die 1. internationale bibl. Conferenz in Brüssel. Wien, Alfred Hölder 1896. — Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm u. Wilhelm Grimm, fortgesetzt von Dr. Moriz Heyne ꝛc. IX. Bd. 6. Lfg. Schneckebier-Schnack. Leipzig, S. Hiezel 1896. — Dr. Marx Müller: Studien zum „Don Carlos". Nebst Anhang: Das Hamburger Theatermannscript (erster Druck). Greifswalde, Julius Abel 1896. — *J. Kont:* La Hongrie littéraire et scientifique. Paris, Ernest Leroux 1896. — Wilhelm Wundt: Grundriß der Psychologie. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1896. — Dr. Richard Meyer: Die chemische Synthese; ihre Bedeutung für die Wissenschaft und das Leben. (Sammlung Viehow-Wattenbach Hft. 238.) Hamburg, Verlagsanstalt A. G. 1896. — Carl Kloeber: Der Pilzsammler; Leitfaden. 2. Aufl. Quedlinburg, Chr. Friede. Vieweg 1896. — Derselbe: Die Pilzküche; Kochbuch. Ebd. 1883. — S. Göbl: Würzburg; culturhistorisches Städtebild mit 80 Abb. Würzburg, H. Stürtz. — Durch Schwaben. IX. Bdchn. Ellwangen, Hall, Mergentheim. Mit Bildern u. Karte (Europäische Wanderbilder Nr. 238). Zürich, Orell Füßli. — Wilhelm Ruland: Riviera-Skizzen. Glarus u. Leipzig, B. Vegel. — Olof Hellgren: Aus den Memoiren eines Landstreiches. Ebd. — C. Waldemar Werther: Zum Victoria Nyanza; Antisklaverei-Expedition u. Forschungsreise. 2. Aufl. Berlin, Hermann Paetel. — Adolph Hansen: Breviarium Juridicum, d. i. zu Teutsch Juristenbreviee. Berlin, Rosenbaum u. Hart 1896. — Stanisław Przybyszewski: Im Malstrom; Roman. Berlin, Verein für deutsches Schriftthum. — Otto Julius Bierbaum: Pankrazius Gmanzer, der Weiberfeind. Ebd. 1896. — August Guntermann: Gedichte. Freiburg i. B., Lorenz u. Waetzel 1896. — Adolf Bartels: Der dumme Teufel oder die Genießucht, komisches Epos. Dresden, B. W. Esche 1896. — Julius Stettenheim: Wippchens sämmtliche Berichte. Bd. X. Berlin, Hermann Paetel 1896. — Felix Mucti: Sonnenglauben; neue Schweizeridyllen. Berlin, Otto Janke. — Th. Pleining: Jochen Putt u. Co.; Humoresken. Ebd. — Agnes Harder: Mein Gummimännchen; aus heiteren Stunden. Ebd. — Kataloge: Philipp Reclam, Universalbibliothek Nr. 1—3500. Februar 1896. — Theodor Ackermann, München. Nr. 409. Geschichte der Musik; theoretische Werke. Nr. 410. Mythologie, Aberglaube, Sagen, Mährchen, Volksbücher.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

---

*) Neuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns bestweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unsere „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Jahrgang 1896. München, Montag, 2. März. Nummer 51.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. IX. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1])

IX.

Semper aliquid novi ex Gallia.

Paris, 20. Februar. Wir müssen unsre Betrachtungen über die „römische Frage" unterbrechen, um hinter den Dingen der Gegenwart nicht zu lange zurückzubleiben. Diesmal hat uns unser Weg einmal wieder an die Seine zurückgeführt und wir brauchten mi-carême nicht abzuwarten, um uns von der Vergänglichkeit alles Irdischen lebhaft zu überzeugen. Schon die Freuden des Carnevals hatten uns mächtig daran erinnert. Manchesmal hatten wir in vergangenen Zeiten der Scene beigewohnt, wo der Bœuf gras an den Tuilerien vorbeigeführt wurde und der finstere Kaiser mit Madame Eugénie und Loulou auf den Balcon treten mußten, um dieser Incarnation aller Pariser Faschingsherrlichkeit ihre Huldigung darzubringen. Heute gibt es keinen Kaiser und keinen Loulou mehr und von den Tuilerien steht kein Stein mehr über dem andern. Man sieht jetzt in gut bonapartistischen Familien Briefbeschwerer aus Tuilriensteinen, ganz wie wir sie in Rom ans Plättchen schneiden ließen, die wir in den palatinischen Gärten auflasen. An der Stelle des Kaisers begrüßte Herr Felix Faure den Bœuf gras vom Fenster des Elysée herab und Mr. Bourgeois mußte die Sitzung des Conseils unterbrechen, um, wie die „Gazette" sich doshaft genug ausdrückte, seinem furchtbarsten Rivalen guten Tag zu sagen. Seither wackelt der Stuhl des Herrn Ministerpräsidenten sehr erheblich. Er hat die Erfahrung machen müssen, daß die alten Senatoren härtere Köpfe haben, als er ihnen zugetraut, und wenn er fällt, so hat die Kirchenpolitik seines Cabinets sicher das Ihrige dazu beigetragen, ihm den Untergang zu bereiten.

Die Beziehungen Frankreichs zur Kirche und speciell zum heiligen Stuhl bilden seit Jahren einen Gegenstand, welcher für uns in Deutschland die alleraufmerksamste Betrachtung fordert. Wir haben an dieser Stelle nicht ermangelt, darauf hinzuweisen und manche Belege dafür zu sammeln, wie sehr sich die französische und die vaticanische Politik der letzten Jahre solidarisch gefühlt hat und wie gerne ein Theil der französischen Nation eine Einmischung des Papstes in die Politik des Landes gesehen hat, welche früher und unter anderen Umständen — so noch 1892 von Emil Ollivier — als unerträglich bezeichnet und abgelehnt worden war. Es war auch nicht so leicht, so vieler Liebenswürdigkeit zu widerstehen. Wußte doch z. B. am 20. April 1895 noch der „Figaro" von einer Audienz des Mgr. d'Hulst bei Sr. Heiligkeit zu berichten, in welcher der Papst die Nothwendigkeit des unbedingten Gehorsams gegen die Weisungen des hl. Stuhles dem orleanistischen Parteigänger gegenüber damit motivirte, „daß die päpstliche Politik in zwei Gedanken gipfele: der Wiedergewinnung der weltlichen Macht und der Vereinigung aller Kirchen mit Rom. Auf beiden Gebieten sei das Interesse Frankreichs eng mit dem des Papstthums verbunden, da das Haupthinderniß der Wiederherstellung der weltlichen Macht gerade der Dreibund sei und der Wunsch nach einer Vereinigung aller getrennten Kirchen ihm empfehle, sich soweit als möglich Frankreichs großem Verbündeten, Rußland, zu nähern."

Die gegenwärtigen Machthaber an der Seine haben indeß offenbar für die Vorzüge dieser Situation kein Verständniß gehabt und eine Reihe von Maßregeln ergriffen, welche im Vatican als Zeichen einer romfeindlichen, unbotmäßigen Gesinnung äußerst übel vermerkt wurden. Die außerordentliche Aufregung, welche die Loi d'abonnement in den klerikalen Kreisen Frankreichs hervorgerufen, die allenthalben hervortretende geringe Aufmerksamkeit der Minister Combes und Berthelot für die kirchlichen Interessen, die Geringschätzung, welche diese Herren dem hohen Klerus gegenüber an den Tag legten, alles das kam zusammen, um in den vaticanischen Cirkeln einen starken Schnupfen zu erzeugen. Zwar wird berichtet, daß der Cardinal Rampolla nach wie vor an seine theure „chère France" glaubt und auf sie hofft, aber der heilige Vater selbst scheint hinsichtlich des Werthes der französischen Allianz wesentlich ernüchtert zu sein, und böse Zungen behaupten, daß er sich jetzt all der Liebesbeweise schämt, welche er an die undankbare Gallia verschwendet habe. Für diese Enttäuschung werden von den der Republik feindlichen Blättern allerlei Beweise beigebracht. Der „Patriote" meinte neulich, die „Aera der Langmuth und der Zugeständnisse an Frankreich sei nunmehr vorüber"; der „Nouvelliste de Bordeaux" weiß von der Unterhaltung eines katholisch-republicanischen Deputirten mit dem Papst zu erzählen, bei welcher der Franzose dem heiligen Vater zu dessen höchstem Erstaunen nachgewiesen, daß die Machthaber in Paris gar nicht daran denken, dem Papst für sein Entgegenkommen zu danken, und daß sie im Gegentheil, um die Katholiken von der Republik und von dem Zutritt zu deren Regierung fernzuhalten, einen gründlichen Feldzug gegen die Interessen des Katholicismus beabsichtigen. Diese Campagne solle mit dem Gesetz über die Associationen eingeleitet werden. Leo XIII. soll darauf geantwortet haben, ein solches Vorgehen der Regierung werde sofort den Bruch des Concordats nach sich ziehen und er werde wissen, was er den Verfolgern der Kirche gegenüber zu thun habe.

Man kann wirklich das Mitleid mit den unglücklichen „Ralliés" nicht unterdrücken. Wir legen kein besonderes Gewicht darauf, daß das Organ des „Königs", die „Gazette de France", sozusagen Tag für Tag wiederholt, „daß nunmehr in Frankreich kein Katholik und kein Con-

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 26 vom 1. Februar d. J. Der Abdruck dieser Briefe wird von den Herren Einsendern freigestellt. D. Herausg.

servativer, wäre er auch so schlecht unterrichtet wie ein Prälat der römischen Curie, sich noch dem Glauben hingebe, daß die religiöse Lage sich bessern könne, solange die Republik die Regierung des Landes bilde." Viel bemerkenswerther ist, daß jetzt auch der „Correspondant", welcher mit der republicanischen Rechten eine gewisse Fühlung unterhielt, diese nun als Kronzeugin der Republik, die ohne sie nicht hätte begründet werden können, auffordert, zu sagen, was sie gegen das Anwachsen des Radicalismus zu thun gedenke. Die Ralliés haben es schwer, darauf zu antworten. Sie stehen zwischen zwei Thüren; entweder müssen sie sich zu den Monarchisten zurückwenden, oder sie müssen, nachdem sie A gesagt, auch B sagen und mit dem Ministerium Bourgeois auf die Bahn der socialen Revolution hinabgleiten. Herr Berthelot, der große Chemiker, welcher sich am Schluß seiner Laufbahn zum Minister des Auswärtigen qualificirt hat, war oder ist nahe daran, eine dieser Thüren einzustoßen, indem er den französischen Botschafter beim Vatican abzuberufen gedenkt.

Niemand wird so thöricht sein, anzunehmen, die Unterhaltung des Botschafters mit dem Papst, in welcher der hl. Vater seine Unzufriedenheit über den Gang der Dinge in Paris ausgedrückt, könne einen ausreichenden Grund für seine Abberufung abgeben. Diesen, den wahren Grund der Krisis, haben die radicalen Blätter hinreichend verrathen. Herr Ranc hat rundweg erklärt, Béhaine könne nicht bleiben, weil die Politik des Arrangement avec la papauté, die politique des ralliés, von zwei Seiten zusammengebrochen sei. „Elle craque du côté de Rome parce que l'Église de France n'a pas obtenu les satisfactions qu'elle espérait pour prix de son adhésion pro farma à la république — und diese Satisfaction habe kein Ministerium gewähren können, ohne sofort zu fallen —, elle craque, elle n craqué du côté de Paris, parce que le gouvernement républicain ne pouvait souffrir plus longtemps les usurpatians de la cour de Rome qu'aucun gouvernement monarchique n'aurait tolérées."

Demgemäß war die Aufnahme, welche die Ankündigung dieser Abberufung in der Presse fand, sehr verschieden. Der „Univers", das Hauptorgan des „ralliirten" Katholicismus, welches sich rühmt, immer nur die Meinung Roms zu haben, hat Feuer und Flammen gespieen gegen eine Regierung, welche den besten und fähigsten Diplomaten von Rom abberufen wolle. Ihm ist Hr. de Béhaine die „Influence" Frankreichs par excellence, um den alle anderen Mächte die Franzosen beneideten, der mehr als ein anderer Gesandter am heil. Stuhl dort festen Fuß zu fassen und eine Macht zu werden wußte; dessen Abberufung nur eine landesverrätherische Gefälligkeit des freimaurerischen Ministeriums an der Seine gegen dasjenige an der Tiber und gegen die Tripelallianz sei, ein ungeheurer Fehler u. s. f. Die monarchistischen Organe im Gegentheil konnten ihre helle Freude über das bevorstehende Ereigniß nicht verbergen. Sowohl die „Vérité", mit welcher s. Z. ein Theil der Veuillot'schen Familie den „Univers" verlassen hat, als die „Gazette de France" und namentlich Paul de Cassagnacs „Autorité" triumphirten, daß endlich der Botschafter falle, der Jahre hindurch den heil. Stuhl über die wahre Lage der Geister in Frankreich getäuscht und eine für die Kirche wie für das Land verderbliche Politik insinuirt habe. Die „Autorité" (vom 18. Februar) weiß Hrn. Lefebvre de Béhaine noch einige ganz besondere Schnitzer aufzumutzen. So soll er den entschiedensten Feind der französischen Politik am Vatican, den verstorbenen Erzbischof von Bologna, Cardinal Battaglini, ganz besonders protegirt und seine Aufnahme ins Sacro Collegio befürwortet haben; so soll er den Elsässer Abbé Güthlin, der nichts anderes als ein geheimer Agent Deutschlands sei und den die „Société de Rame" als einen „Prussien honteux"[1]) bezeichnet habe, als Consulteur canonique an seiner Botschaft angestellt und dann als „clerc national de France" beim Consistorium mit einem Gehalte von 5000 Frcs. untergebracht haben. Um den Rückzug dieses Diplomaten trauerten nur einige dankbare oder betrogene Journalisten, eine Anzahl ehrgeiziger Prälaten, derangirter Intriganten und ein paar remuante und unglücklich verheirathete Betschwestern. Schließlich hofft das Blatt, Béhaine's Rücktritt werde bald auch den Sturz Rampolla's herbeiführen, „dieses Sicilianers, der das Freimaurerthum in Frankreich allmächtig gemacht habe, indem er das Gegenwicht der monarchischen Opposition zerbrach".

Man ist hier in Paris an die kräftige Sprache des Hrn. „de" Cassagnac ebenso gewöhnt, wie die Münchener an die starkduftende Kost des Hrn. Dr. Sigl. Sein Ton hindert indessen die gemäßigten Blätter, wie das „Journal des Débats" und den „Temps" nicht, auch ihrerseits die Zweckmäßigkeit der Abberufung des Botschafters zu bezweifeln, und so hat sich denn selbst in Regierungskreisen ein Umschwung eingestellt, welcher zunächst zur Folge hatte, daß die Abberufung Lefebvre's sistirt wurde, und welcher aller Wahrscheinlichkeit nach zu seiner Belassung in Rom führen wird. Die Franzosen bilden sich ein, die Tripelallianz sehe die Anwesenheit des Hrn. Lefebvre de Béhaine äußerst ungern und es sei ein rechter Schlag für uns, wenn er wieder nach Rom zurückkehre. Sie irren sich darin. Es kann uns ziemlich gleichgültig sein, ob das Spiel der HH. Rampolla und Lefebvre noch ein paar Monate länger dauert oder nicht. Im Gegentheil, je länger es dauert, um so klarer und erkennbarer werden ihre Ziele auch für die blödesten Augen, welche dieses wunderlichste aller Abenteuer, auf welches sich je ein päpstlicher Staatsmann eingelassen hat, bisher noch nicht durchschauten. Im übrigen pflegt die Vertretung des Deutschen Reiches in Rom früh genug aufzustehen, um den französischen Diplomaten auf die Finger zu sehen, und es hätte nicht einmal viel auf sich, wenn es wahr wäre, was man uns von dort erzählt, daß diese selbstgefälligen Herren in den Wirkungsbereich ihrer eigenen Botschaft ohne weiteres auch den Palazzo Roccagiovine mit einrechnen und sich dessen berühmen sollen, daß man am Trajansplatz den Stoff zu seinen Berichten mit Vorliebe aus dem Palazzo Rospigliosi zu beziehen pflege.

Unterdessen läßt sich aber nicht läugnen, daß von anderer Seite energische und beachtenswerthe Anstrengungen gemacht werden, um den Bankerott der vaticanisch-republicanisch-demokratischen Allianz zu verhüten oder aufzuhalten. Den Löwenantheil an diesem Geschäfte hat jener Neokatholicismus übernommen, dem wir als neuester Pariser Mode bereits in unserm sechsten Briefe einige freundliche Worte gewidmet haben. Dies Kind, geboren aus dem Ehebruch des politischen Ultramontanismus mit dem völlig glaubenslosen Opportunismus der versprengten Gambetta'schen Garde, ist bekanntlich von Hrn. Brunetière in den ehrwürdigen Hallen der alten „Revue" über die Taufe gehalten worden: als weitere Taufzeugen treten heute vor allem die HH. Lemaître

[1]) Der Abbé Güthlin ist bekanntlich s. Zt. unter der Moeller'schen Verwaltung aus Straßburg, wo er Professor am Grand Séminaire war, wegen hochverrätherischer Umtriebe ausgewiesen worden. Er war es, der, in Rom an der französischen Botschaft angestellt, die Candidatur des für Straßburg von Manteuffel abgelehnten Korum für Trier erfand, dieselbe durch den Vatican in Berlin anbieten ließ und, als der Coup, dank Bismarcks Unerfahrenheit auf diesem Gebiete, gelungen war, mit seinen Freunden darüber jubelte, daß nun, für den Fall des Krieges, die drei Grenzbisthümer (Metz, Trier und Straßburg) in „guten Händen" seien. Es ist recht komisch zu sehen, wie heute so große Dienste von den Franzosen selbst belohnt werden. Wir empfehlen den Vorgang den elsässischen Geistlichen für die nächsten Exercitien im Priesterseminar als Thema für eine recht eingehende Meditation.

und Spuller hervor. Sehen wir, was diese neuesten Kirchenväter uns neuestens zu verkündigen wußten.

Man weiß, daß die „Bekehrung“ des Hrn. Brunetière sich am 27. November 1894 vollzog, als er von Leo XIII. in Audienz empfangen wurde. Den Eindruck desselben und sein neues Programm für die Rettung der modernen Gesellschaft entwickelte der jetzige Chefredacteur der „Revue des deux Mondes“ in jenem Aufsatze „Après une visite au Vatican“, welchen das Januarheft seiner Zeitschrift von 1895 brachte und welcher von den einen als Einleitung eines neuen religiösen Aufschwungs begrüßt, von den andern als ein Verrath an den Principien der freien Forschung und des politischen Liberalismus gebrandmarkt wurde. Wir sind weit entfernt, zu verkennen, was der Aufsatz an guten und nützlichen Gedanken enthält, und wir stimmen dem Verfasser vollkommen in der Verurtheilung einer Schule bei, welche den Unglauben als Beweis geistiger Ueberlegenheit ansah. Wir glauben ferner auch wie Brunetière, daß sich im Schoße unsrer heutigen Gesellschaft eine Reaction gegen den Materialismus und Nihilismus der letzten Jahrzehnte vorbereitet. Aber wir können das Recept nicht annehmen, welches er schließlich als Ausweg aus den Kämpfen der Gegenwart anpreist. Verstehe ich ihn recht, so muthet er dem heutigen Geschlecht zu, über die Einzeldogmen des Christenthums nicht bloß, sondern auch über die Specialherzenswünsche des Ultramontanismus zur Tagesordnung überzugehen und die Bundesgenossenschaft des modernen Katholicismus, so wie ihn der Vatican gegenwärtig darstellt, zu acceptiren, da man sich in Bezug auf die paar Hauptpunkte, auf die es künftig nur ankomme, mit demselben verständigen könne. „La conclusion est évidente. Lorsque l'on tombe d'accord de trois ou quatre points de cette importance, il n'y a pas même besoin de discuter les conditions, ou les termes, d'une entente — et elle est faite. Si les bonnes volontés conjurées et continuées de plusieurs générations d'hommes ne suffiront certainement pas pour mettre les trois ou quatre points hors de doute, ce serait une espèce de crime, et en tout cas, la plus impardonnable sottise que d'essayer de diviser ces bonnes volontés contre elles-mêmes, ou de les dissocier, pour des raisons d'exégèse et de géologie.“ Um das Feuer auszulöschen, hat also die Theologie nur einen Rock mit recht weiten Aermeln anzuziehen, in welche die „Gesellschaft“ ohne Schaden für ihre Unabhängigkeit und Eitelkeit ganz bequem hereinschlüpfen kann. Diese anmuthige Doctrin erinnert uns ganz an eine Rede des seligen Marschalls Forey, der, hier im napoleonischen Senate seligen Andenkens, einmal eine Rede gegen die Bosheiten des Prinzen Napoleon hielt und dabei den classischen Ausdruck gebrauchte: „mai aussi je suis catholique — car je crois en Dieu“. Ich weiß nicht, ob das Glaubensbekenntniß Brunetière's, trotz seiner Bewunderung für Bossuet, über diesen einen Artikel hinausgeht. Es ist auch von Delfour (in der „Université catholique“ vom 15. August 1895) sehr gut hervorgehoben worden, daß die „Revue des deux Mondes“ jetzt in politischer Beziehung ganz correct sei und dem Gedanken Leo's XIII. vollkommen entspreche, daß sie aber in religiöser Hinsicht Theorien ausspreche, welche höchst beunruhigend seien. Hr. Brunetière nehme den Katholicismus nur so en blac und biete ihm seine Allianz an unter der einzigen Bedingung, daß er selbst nicht nöthig habe, irgend etwas zu glauben. Es sei aber doch eine recht sonderbare Zumuthung an die französischen Katholiken, dies Bündniß anzunehmen, das im Grunde darauf berechnet sei, eine innerlich vollkommen verlogene Komödie vor der Welt aufzuführen. Unterdessen führt Hr. Brunetière seinen Feldzug fort. Am 2. Februar hat er in Besançon eine Conférence gehalten, in welcher er die Renaissance des Idealismus verkündigt. Er findet diese Renaissance in der Wissenschaft, wofür er merkwürdigerweise nichts als den Niedergang des Comte'schen Positivismus anzuführen weiß; er findet sie weiter in der Musik, wo ihm Richard Wagner mit seiner Reform als ein vollkommener Idealist erscheint — Brunetière scheint Wagners letzte Schriften über Religion und Kunst nicht gelesen zu haben, sonst hätte er, in Bezug auf ihn und mit Rücksicht auf Parsifal, noch viel weiter gehen und von einer Renaissance des Offenbarungsbedürfnisses sprechen können —, in der schönen Literatur, wo er an Alexandre Dumas Sohn den Uebergang vom Naturalismus seiner „Demi-Monde“ zu dem Symbolismus und Idealismus seiner „Femme de Claude“ und seiner „Etrangère“ constatirt; in der Malerei, wo ihm Puvis de Chavannes' Pinsel wieder Luft und Freiheit, philosophische Erhebung über den Schmutz des Realismus bedeutet; endlich in der Politik und dem Socialismus. Brunetière ist nicht Socialist; er sagt, er bedauere, es nicht zu sein, d. h. er bedauere, daß der verbrecherische Mißbrauch, den man mit diesem Namen getrieben, ihn hindere, sich zu demselben zu bekennen, während er doch ursprünglich nur den Gegensatz gegen den Egoismus des Individuums bedeute. Aber er erkennt an, daß, wenn man auch die brutalen Vorstellungen der heutigen Socialdemokratie ablehne, man doch nicht umhin könne, in der unverdauten Masse ihrer Irrthümer und Widersprüche einen festen und richtigen Kern zuzulassen (il y a quelque chose qui résiste à nos critiques); ja er macht sich den Ausspruch zu eigen, daß „die Moral des Socialismus um vieles besser sei als diejenige seiner Gegner“. Und als Beweis für diesen guten, idealistischen Zug des Socialismus wird dann angeführt, daß es einen „katholischen Socialismus“ gebe, welchen er in dem Bischof Ketteler von Mainz, in dem Cardinal Manning, dem Cardinal Gibbons, dem Schweizer Dr. Decurtins glanzvoll vertreten sieht. Hr. Brunetière ist ja naiv, zu glauben, daß die Bekämpfung eines excessiven Individualismus durch einige dieser Männer das Wesen der sich katholisch nennenden socialistisch-demagogischen Bewegung sei und daß die besseren unter den Socialisten sich zu dem Satz bekennten, das Leben sei uns zu etwas Besserem gegeben, als um es einfach zu erhalten.

Man kann nur tief bedauern, daß ein so glänzender Conférencier, wie Hr. Brunetière, sein Publicum und sich selber täuscht, indem er an der Oberfläche der Dinge hängen bleibt und die wahren, gerade den Idealismus tödtenden Ziele des socialdemokratischen Systems übersieht. Er läßt sich täuschen von dem Rest idealistischer Weltanschauung, der den „christlichen“ Socialisten noch von ihrem Katechismus her anhaftet; er läßt sich täuschen durch den Einfluß und die Macht, welche seiner Meinung nach Papst und Kirche auf die Massen auszuüben vermögen; gerade wie sein Collège in der Akademie, Hr. Bourget, wenn derselbe in seinen „Sensations d'Italie“ den hl. Vater in den vaticanischen Gärten spazieren sieht und nun in den enthusiastischen Ausruf ausbricht: voilà le médecin! — Der Arzt für unsre ganze Gesellschaft, ihre Leiden und ihre Krankheiten: warum? weil Tausende aber Millionen auf seinen Ruf hören und er durch das allgemeine Stimmrecht die Massen zu gunsten der „chère France“ und der geliebten Republik in Bewegung setzen kann. Dabei fällt es weder Hrn. Bourget, noch Hrn. Brunetière ein, selbst Christ zu werden und sich aus dem ersten besten Katechismus zu überzeugen, daß alles das, was kirchlicher- und päpstlicherseits über und gegen die Socialdemokratie, über und gegen die egoistische Ausbeutung der Arbeiter durch das herzlose Capital Schönes gesagt worden ist, schon seit mehr als achtzehn Jahrhunderten sehr bekannt und ein Gemeingut aller Christen geworden ist.

Daß nicht das Gesunde und ewig Unvergängliche, nicht das Göttliche im Christenthum diese modernen Modetheologen anzieht, sondern im Gegentheil das, was wir in der neueren Entwicklung als Krankhaftes und dem innersten Wesen der Kirche Widerstrebendes erkennen, das zeigen denn zwei andere Autoren. Zuerst Hr. Jules Lemaître in seiner unverhohlenen Bewunderung, ja zärtlichen Liebe für Louis Veuillot. Wenn die Bewunderung nur der journalistischen Begabung und selbst dem poetischen Talent des ehemaligen Chefredacteurs des „Univers“ gälte, so hätten wir dagegen nichts einzuwenden. Wenn sie aber auf den Menschen, den Christen, den politischen und kirchenpolitischen Schriftsteller und Charakter ausgedehnt wird, so erheben wir Einsprache gegen einen Cult, der nichts anderes als die Verherrlichung einer himmelschreienden Unwissenheit in Dingen der Theologie und Geschichte, vollendeter Kritiklosigkeit, systematischer Diffamation, ununterbrochener Vergiftung des gesammten kirchlichen Lebens darstellt. Auch hier erklärt sich die Blendung sehr einfach. Louis Veuillot war in seinem innersten Wesen eine brutal demokratische Natur, die wohl den Despotismus des zweiten December, niemals aber die Herrschaft der gebildeten mittleren Classen auf sich nehmen wollte. Er hat dem Verderbniß dieser letzteren, wie es sich ihm in Frankreich gegenüberstellte, einen unauslöschlichen Haß und die herbste, oft sehr verdiente Kritik gewidmet; aber er hat auch wie kein anderer dem Emporkommen der Demokratie und dem Eindringen der auf die unwissenden Massen sich stützenden kirchlichen Ochlokratie Vorschub geleistet. Er hat, wie kein anderer, die Eingeweide der französischen Kirche zerrissen und er ist der eigentliche Vater einer Presse geworden, die mit ihrer bodenlosen Verlogenheit und Verleumdungssucht der Krebsschaden unsrer heutigen Kirche geworden ist. Ueber all diese titres de noblesse weiß Hr. Lemaître einfach und glatt hinwegzugehen.

Indessen, Louis Veuillot, der durch die Wahl Lemaître's kürzlich posthumerweise so zu sagen durch ein Hinterthürchen in die Académie française hineingeschlüpft ist, war doch nur Schüler und Abkömmling eines Größeren. Félicité de Lamennais war ihm vorausgegangen, ein wirkliches großes Genie, was Veuillot nicht war, eine gewaltig angelegte Natur, die an dem Mangel inneren Ebenmaßes zu Grunde gegangen war. Er ist neben dem alten Görres der eigentliche Stifter der katholischen Publicistik des 19. Jahrhunderts im großen Stil gewesen. Aber er hat ihr auch sofort Eigenschaften aufgedrückt, welche sich bis auf den heutigen Tag verhängnißvoll erweisen. Der Verfasser des „Essai sur l'indifférence en matière de religion“ hat durch seinen Traditionalismus eine Verachtung der Vernunftwissenschaft begründet, welche trotz ihrer Verurtheilung durch den hl. Stuhl durch die Schule Louis Veuillots hindurch bis auf die Gegenwart fortgewirkt hat. Er hat mehr als ein anderer dazu beigetragen, den Haß gegen den Staat groß zu ziehen; die Ideen des „Avenir“, von Gregor XVI. verdammt, erfüllen im Grunde einen guten Theil der sogen. katholischen Presse. Das enorme publicistische Talent Lamennais' setzte, und das war ein weiteres Uebel, an die Stelle einer gründlichen theologischen und historischen Erudition, wie die gallicanische Kirche des 17. und noch des 18. Jahrhunderts sie besaß, die Macht der Declamation, die prächtige, gefüllte Phrase und den Appell an die gefährlichsten Leidenschaften des Volkes. In all diesen Dingen war Veuillot sein Schüler. Nichts erscheint mehr in der Ordnung, als daß wir nach der Verherrlichung des Jüngers auch der Apotheose des Meisters beiwohnen. Hr. Lemaître gab uns die erstere[1]), Hr. Spuller beschenkte uns jüngst mit der letzteren. Der Freund Gambetta's hat vor zwei Jahren als Minister das vielberufene Wort von dem neuen Curse, den die Republik der Kirche gegenüber nehmen müsse, ausgesprochen; man erinnert sich, daß er sofort ultramontaner Gesinnung verdächtigt wurde und beinahe sein Portefeuille verlor. Der Artikel, den er jetzt in der „Revue de Paris“ publicirt, kann als der Commentar zu dieser Aeußerung betrachtet werden. Er beginnt mit einem scharfen Tadel des Ministeriums, welches an die Abberufung Lefebvre de Béhaine's denkt, und geht dann zu einem enthusiastischen Hymnus auf Leo XIII. über. Hr. Spuller findet, daß die Politik dieses Papstes in keiner Weise auf den Augenblick gerichtet ist, sondern die größten und weitausschauendsten Absichten hat. Hätte, sagt er, der Papst sich darauf beschränkt, die französischen Katholiken aufzufordern, die Sache der Kirche nicht mit derjenigen der Monarchien zu verknüpfen, so hätte er nur gehandelt, wie seine Vorgänger, und gethan, was die Lehre und die herkömmliche Politik der Kirche mit sich brachte: „Aber Leo XIII. wollte etwas anderes, und darum ist er ein ebenso kühner als scharfsinniger Neuerer (novateur) zu nennen. Seine Absicht geht weit darüber hinaus, aus den ralliirten ehemaligen Monarchisten gute Republicaner zu machen oder bloß eine klerikale Majorität in der Kammer zu erzielen. Seine Politik geht langsam, aber sicher ihren Weg; sie erobert sich die Geister und die Herzen aller. Als großer Staatsmann läßt er sich durch den ihm entgegentretenden Widerstand nicht entmuthigen, und wenn er heute von der Schaubühne verschwände, würde seine Politik ihn überleben. Er kann sich für dieselbe auf die Autorität stützen, welche, durch die wunderbarste aller Apotheosen, das Concil von 1870 ihm in der Unfehlbarkeit des Lehramtes geschenkt hat. (!) Aber wenn dies neue Dogma den Glauben der Katholiken fixirt und die Freiheit des Urtheils einschränkt, so unterdrückt es nicht die Geschichte in den Augen des Philosophen, des Historikers, des politischen Beobachters, aller jener, deren Ansichten nur von dem individuellen Gewissen und nicht von der päpstlichen Autorität bedingt werden. Was sagt aber die Geschichte? Sie berichtet uns, daß die politische und sociale Evolution des römischen Katholicismus, so wie sie Leo XIII. eingeleitet hat, in ihren allgemeinen Umrissen schon vorgelegt und angekündigt, in ihrem christlich-reformatorischen Charakter vorausgesagt und gepriesen wurde in den Träumen und Erwartungen eines genialen Mannes, den Gregor XVI. mit seinen Bannstrahlen treffen konnte, der aber nichtsdestoweniger ein Seher, ein Prophet der Zukunft bleibt, durch den großen und unglücklichen Lamennais.

„Dieser bretonische Priester wurde geächtet, weil er die Kühnheit bis zur Verwegenheit getrieben hatte. Es war seine Schuld. Warum wollte er Rom nöthigen, vor der Zeit zu sprechen, warum erwartete er nicht mit Geduld und Ergebung in die Gegenwart den unausbleiblichen Triumph der von ihm ausgestreuten Ideen, welche doch nothwendiger Weise einst keimen und Frucht bringen mußten? Es hat nicht an solchen gefehlt, welche ihm riethen, zu warten. Aber konnte Lamennais ihrem Rathe folgen? Eine bekannte Anekdote schildert vortrefflich diese leidenschaftliche und unbeugsame Natur. Eines Abends, nach dem Essen, sagte Lamennais in La Chênaie strahlenden Auges zu seinen Jüngern: Sehen Sie diese Uhr! Wenn man ihr sagte: Sofern du in zehn Minuten schlägst, wird man dir den Kopf abschneiden, so wird sie doch nach zehn Minuten ihre Stunde schlagen. Machen Sie es wie diese Uhr! Was auch immer daraus werde, schlagen Sie Ihre Stunde!

---

[1]) Jules Lemaître's Aufsatz über Louis Veuillot, ursprünglich in der „Revue bleue“ erschienen, ist jetzt wieder abgedruckt in „Les Contemporains. Études et portraits littéraires, VIe sér. Par. 1896.

„Diese Stunde ist jetzt für den hl. Stuhl gekommen. In Frankreich ist die Herrschaft der Demokratie für immer begründet; in Italien sind die alten Fürstenthümer und mit ihnen die weltliche Herrschaft der Päpste wahrscheinlich auf immer zusammengestürzt. Gleichwohl genießt der Papst ein höheres Ansehen als jemals, nicht dank seiner Unfehlbarkeitsproclamation, sondern dank der von ihm eingeleiteten Politik, welche die Kirche wieder aufrichtet, indem sie dieselbe den Nationen nähert. Die heutige Transformation der Kirche ist keine außerhalb der Hierarchie sich vollziehende häretische Reform; die Hierarchie selbst nimmt sie in die Hand. Lamennais verklagte seiner Zeit die Hierarchie, weil sie alles aufhielt; er verließ die Kirche, indem er die Fürsten der Priester verfluchte als hochmüthige Sadducäer, welche die Bedürfnisse, die Aspirationen, den Willen ganzer Generationen von Geistlichen und Gläubigen nicht verstehen wollten. Was würde er heute sagen?"

Dieser höchst merkwürdige Aufsatz hat mit Recht außerordentliches Aufsehen erregt. Die klerikalen Blätter, wie der „Univers", drucken ihn entzückt ab; auch der kältere „Temps" (16. Febr.) gibt eine Analyse davon, deren Schluß beachtenswerth ist. Freilich ist ihm fraglich, ob sich Herr Spuller nicht einem schönen Traum hingibt. Er hält es ihm zugut, daß er, der ein hübsches Buch über Lamennais geschrieben, die Ideen seines Helden bei Leo XIII. wiederfinde und zwar sogar die Ideen der letzten Jahre Lamennais', nach seiner Trennung von der Kirche. Aber wenn man auch nicht so weit gehen wolle, soviel sei sicher, daß die Republik mit einem derartigen Papste Frieden halten könne und daß die französischen Staatsmänner die Pflicht haben, auf der Bahn einer Politik zu verharren, welche Frankreich seinen Rang in der Welt wiedergegeben habe, indem sie die ihm zuwider gebildete Tripelallianz zerstörte; — „nous voulons dire l'alliance avec la Russie et la paix avec la Saint-Siége."

Wir registriren diese Aeußerungen mit dankbarem Behagen. Sie sind die glänzendste Bestätigung dessen, was wir in diesen „Kirchenpolitischen Briefen" und namentlich in dem ersten derselben ausgesprochen haben. Wie es Sr. Heiligkeit zu Muthe sein mag angesichts dieser Identificaton seiner Politik mit derjenigen des von der Kirche ausgestoßenen, im extremsten Radicalismus und in erschreckender Gottlosigkeit dahinsterbenden Lamennais — das mögen uns andere sagen. Nach Ausgang des ersten Jahrhunderts ihres Bestandes hat die Gesellschaft Jesu in ihrer „Imago" der staunenden Welt ein Bild ihres „sieghaften Schiffs" und eine vom höchsten Selbstbewußtsein geschwellte Schilderung ihree unvergleichlichen Leistungen dargeboten. Wir hoffen, daß sie uns pro anno 1900 mit einer neuen „Imago" beschenkt. Auf dem „sieghaften Schiff" wird Lamennais als der Kirchenlehrer des 19. Jahrhunderts einherfahren, als neue Kirchenväter umgeben ihn die Herren Spuller und Bourget, Brunetière und Lemaitre. Was kann dieser glücklichen Kirche noch Uebles passiren? Die Herrschaft über die Welt ist ihr gesichert, denn sie ist die Bundesgenossin und Patronin der modernen Demokratie und die Freundin der großen Nation. Der liebe Leser schüttelt den Kopf und meint, das sei doch ein ganz neuer, phantastischer Traum. Nein, es ist eine alte, sehr alte Geschichte. Ich lese sie schon Lukas 4, 8, wo der Teufel den Herrn auf den Berg mitnimmt, ihm alle Reiche der Welt zeigt und sagt: „tibi dabo potestatem hanc universam — si adoraveris coram me, erunt tua omnia." Der Herr aber antwortete: „scriptum est: Dominum Deum tuum adorabis et illi soli servies."

Aber wenden wir der „christlichen Demokratie" in Frankreich und Belgien noch einige weitere Aufmerksamkeit zu, nicht, um vor diesem Götzen auf die Kniee zu fallen, sondern in derselben löblichen Absicht, mit der sich Daniel dem Drachen in Babylon näherte. In Frankreich mehrt sich von Tag zu Tag unter dem gegenwärtigen Regime die Zahl der „Abbés de la Révolution", wie die „Gazetto" sie nennt, welche die Republik der Panamisten getauft haben. Von einer Zurückhaltung ist da gar keine Rede mehr. Da hält ein Abbé P. Dabry am 20. December einen „feschen" Vortrag, in dem es heißt: „Nous sommes de jeunes prêtres, qui n'avons rien à démêler avec lo passé et avec les vieux partis. Nous allons à la démocratie et à la République avec Léon XIII." l'Univers 19 Déc.). Einer dieser jungen Priester, die „nichts mehr mit der Vergangenheit zu thun haben", Hr. Paul Six, hat die Zeitschrift „La Démocratie chrétienne" gegründet, auf welche wir noch öfter zurückzukommen gedenken. Diese Zeitschrift hat kürzlich im Auftrage Sr. Heiligkeit seitens des Cardinalstaatssecretärs Rampolla ein Schreiben erhalten (abgedruckt im „Univers" 21. Jan.), in welchem der Eifer belobt wird, mit dem sich diese chers fils dem Geschäfte widmen, die Einigkeit zwischen den verschiedenen Classen der Gesellschaft zu fördern. Wenn solch ein Unternehmen sich darauf bezieht, die Lage der Arbeiter zu verbessern und dem Classenhaß entgegenzutreten, so kann man sich diesem Glückwunsch nur anschließen. Daß es möglich ist, verständige Bestrebungen zu verfolgen, ohne sofort auf Abwoege zu gerathen, zeigt der am 10. Februar in dem Quartier de Plaisance zu Paris gehaltene Vierteljahrscongreß der „Union démocratique chrétienne", welcher sich wesentlich mit der Schaffung von Syndikaten, der Verbesserung der Conseils de prud'hommes und der Betheiligung an den Gemeindewahlen beschäftigte. Der dort von dem Abbé Lemire gehaltene Vortrag (l'Univers 11 Févr.) hielt sich in den Grenzen des Erreichbaren, während derselbe streitbare Priester zu andern Zeiten recht starke Dinge zu sagen pflegt. So hat er neulich der französischen Kirche vorgeworfen, „sie habe seit einem Jahrhundert keinen Antheil an der tiefgehenden Bewegung des modernen Gedankens genommen; sie habe die Sprache der Denker ebenso wie die Sprache der Massen ganz verlernt; sie unterhalte sich nur mehr mit dem Seufzen von Litaneien, die in verlassenen Tempeln abgeleiert werden; statt dem Volke Religion zu bieten, offerire sie ihm Andachten und Uebungen, die ihr Geld, aber den Gläubigen keinen Trost und den Armen keine Linderung einbringen." Der Verkünder dieser Wahrheiten wird selbstverständlich von seinen Freunden als einer der ersten Apostel der socialen Pflichten des Klerus, als der Fortsetzer des Werkes Lamennais' gepriesen, „des größten Reformators, den Gregor XVI. elend zu Grunde gerichtet habe, weil er zu früh die Bewegung einleitete, welche den Katholicismus bei uns retten wird". Das ist eine starke Sprache, über welche strenge Blätter, wie die „Semaine religieuse" schwere Klage führt, während der „Univers" (9. Jan.) geneigt scheint, sich des Abbé Lemire anzunehmen.

Hier wird offenbar noch etwas Versteckens gespielt. Klarer liegen die Dinge bereits in Belgien. Wir wiesen s. Z. darauf hin, daß die Führer der „christlichen Demokratie" in diesem Lande sich durch die päpstliche Entscheidung (die nichts entschieden hat) und durch den Congreß der belgischen Bischöfe durchaus nicht für geschlagen erachtet haben. Sie setzen ihre Bemühungen ungestört fort. Man kann gespannt darauf sein, wie sich die von dem ihnen freundlich gesinnten Bischof Doutreloux von Lüttich soeben gestiftete, von dem „Osservatore Romano" (31. Jan.) beifällig begrüßte „Gesellschaft der Capläne der Arbeit" arten wird. Sie kann, gut geleitet, sehr Tüchtiges leisten, um nach dem Vorgang des edlen Don Bosco mitten unter den verwilderten Arbeitern der belgischen Bergwerke und Fabriken

zu predigen, zu erbauen, zu trösten — vorausgesetzt, daß sie der Politik fern und von dem Verlangen nach politischer Herrschaft frei bleibt; denn sowie sie diesen Boden betritt, wird sie der socialdemokratischen Verführung selber verfallen. Der Arzt wird nur zu oft von dem Kranken angesteckt und er wird dann der beste Träger und Verbreiter der Krankheit. So ist es mit dem Abbé Daëns geworden. Sein Auftreten in der Kammer und der Ton der von ihm inspirirten Presse hat jüngst nicht nur den Bischof von Gent veranlaßt, durch ein Mandement vom 29. Januar die Unbotmäßigkeit dieser Partei und ihrer Organe, die Verhetzung der Arbeiter gegen die Arbeitgeber, deren sich die Journale des Hrn. Daëns befleißigen, zu verurtheilen, sondern selbst das flämische Organ der Ligue démocratique chrétienne in Belgien, das „Volk", zum Bruche mit Abbé Daëns und zur Desavouirung seiner Tendenzen getrieben (vgl. die Mittheilungen der „Gazette de France" in den Nrn. vom 6. und 11. Febr.) Andrerseits fordert „Le Peuple", das Organ der socialistischen „Ligue démocratique", Hrn. Daëns auf, das mit so schönem Muth begonnene Werk jetzt fortzusetzen, das letzte Band zu zerreißen, das ihn noch mit den Conservativen verbindet, seine Soutane wegzuwerfen und wieder ein freier Mann zu werden. Er werde das freilich nicht über sich bringen: dann werde aber in kurzem niemand mehr von einem Abbé Daëns sprechen, und der Socialismus werde das von ihm unfertig dastehen gelassene Werk vollenden!

Das ist, sagt die „Gazette de France", jene christliche Demokratie, welche der „Monde" und Abbé Naudet, welche der „Univers" und M. Veuillot, welche der „Peuple Français" mit seinem Abbé Garnier, welche die „Croix" (das jetzt in Frankreich unter dem Klerus meist verbreitete, in 80,000 Exemplaren gelesene Blatt) und die Väter der „Assomption" so begeistert begrüßt haben, das der Abbé Daëns, den sie im Gegensatz zu den „réfractaires" (den Monarchisten) als Freund des Papstes gerühmt haben!

Gewiß, die hohen vaticanischen Kreise haben alle Ursache, diese Wendung der Dinge höchst unerwünscht zu finden. Aber wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Hr. Spuller konstatirt am Schluß seines Aufsatzes, daß die französische Demokratie absolut kein Verständniß für die großen Ideen Leo's XIII. habe. Der neueste und stärkste Beleg dafür ist jedenfalls der Gesetzentwurf über das Recht der Association, welchen Hr. Goblet am 9. November 1895 dem Bureau des Abgeordnetenhauses übergeben hat. Es wird ja wesentlich von der Erhaltung des Ministeriums Bourgeois abhängen, ob dieser Entwurf Gesetz wird. Immerhin lohnt es sich auch jetzt schon, demselben einige Aufmerksamkeit zu erweisen. Wird er auch nicht zum Gesetz erhoben (was uns durchaus nicht ausgeschlossen erscheint), so offenbart er uns wenigstens mit aller wünschenswerthen Klarheit, welche Gesinnungen der Radicalismus in Frankreich gegen die Kirche oder, besser gesagt, die Curie hegt, welche ihm seit Jahren jede Concession gemacht und zu gunsten der von ihm und der Franc-Maçonnerie beherrschten Republik die conservative Partei zerbrochen und ihre Actionsfähigkeit auf Null reducirt hat.

Der § 1 des Hrn. Goblet spricht das freie Recht der Association aus, gestattet dieselbe ohne vorhergehende Declaration, insofern der Gegenstand oder der Zweck der Vereinigung den Gesetzen, der guten Sitte oder dem öffentlichen Wohl nicht widerspricht. Jeder Associé hat das Recht, sich jederzeit von der Association wieder zurückzuziehen — entgegenstehende Bestimmungen der Statuten sind ungültig. Diese Bestimmung entspricht dem heute geltenden Recht, welches keine Beschränkung der individuellen Freiheit durch das kanonische Recht oder die Statuten eines Ordens anerkennt. Es ist nichts dagegen zu sagen. Die weitere Bestimmung, daß Verbrechen, Vergehen oder Uebertretungen, welche Mitglieder einer Association begehen, den Gesetzen gemäß verfolgt werden und mit der Auflösung der Gesellschaft bestraft werden können, erhebt aber sofort das Damoklesschwert über alle religiösen Genossenschaften.

Art. 2 bestimmt, daß die so formirten Gesellschaften nur durch ein den Statuten gemäß designirtes Mitglied handeln können (agir en justice et contracter) und daß sie, um dies zu können, bei dem Civiltribunal ihres Sitzes ein Exemplar ihrer Statuten mit Angabe des Namens ihres Beauftragten abzugeben haben. Art. 3: Die Associationen, welche ein gemeinsames Leben zu führen beabsichtigen, insbesondere die Congregationen, haben vor dem Zusammentritt diese ihre Absicht in Paris dem Polizeipräfecten, in den Departements der Präfectur anzuzeigen, Civilstand, Domicil und Eigenschaften ihrer Mitglieder, Gegenstand ihres Zusammenlebens und Statuten des Vereins mitzutheilen und s. Z. alle Veränderungen in dieser Hinsicht zur Anzeige zu bringen. Diese beiden Paragraphen bilden schon jetzt den Gegenstand entschiedener Reclamationen. Von klerikaler Seite wird geltend gemacht, daß diese Artikel die Congregationen unter ein besonderes Recht stellen und ihren Mitgliedern die Freiheit benehmen, welche jeder andere Bürger genießt. Noch bedenklicher und für den finanziellen Bestand der Congregationen ruinöser findet man die weitere Bestimmung des Art. 3: daß jedes Mitglied einer derartigen Association bei seinem Austritt das Recht haben solle, ohne irgend welche Compensation des Vereins, das von ihm mitgebrachte Vermögen zurückzufordern. Danach könnte jemand jahrelang in einer Congregation Unterhalt und Unterricht genießen, ohne dieser irgend einen Ersatz zu schulden, wenn er austreten will. Der Präfect, heißt es weiter, kann selbst oder durch seinen Delegirten jederzeit die Localitäten des Vereins inspiciren — eine Bestimmung, in der man eine odiöse Tracasserie und eine dem „Naturrecht" widersprechende Verletzung des Hausrechtes erblickt, da sonst überall ein arrêt de justice erforderlich sei, um eine Haussuchung zu ermöglichen. Einschneidender noch ist Art. 4: Die jetzt schon bestehenden Associationen haben sich den oben erwähnten Bestimmungen innerhalb dreier Monate zu conformiren, widrigenfalls sie aufgelöst werden. Art. 5: Jede Contravention gegen Art. 3 zieht eine Geldstrafe von 500 bis 1000 Frcs. und die Auflösung der Gesellschaft nach sich, ebenso die Weigerung, die Inspertion des Präfecten zuzulassen. Art. 6: Die in den vorhergehenden Artikeln vorgesehenen Associationen können außer dem Privateinkommen ihrer Mitglieder nur jährliche Beiträge (conscriptions, cotisations annuelles de leurs membres) besitzen. Sie können weder in ihrem eigenen Namen, noch durch Fideicommiß (par personnes interposées) bewegliches oder unbewegliches Eigenthum erwerben oder in irgend einer Form testamentarische oder andere Schenkungen (déguisés sous forme de contrats à titre onéreux) entgegennehmen oder direct oder indirect einer bürgerlichen oder commerriellen Gesellschaft als Theilhaber angehören.

Die katholische Presse hat ganz Recht, wenn sie diesen Paragraphen als den schwerst wiegenden des ganzen Gesetzes ansieht. Er hebt mit einem Schlag den gesammten Besitz der todten Hand auf.

Art. 7: Besitzen können solche Associationen nur kraft eines Specialgesetzes, und dies wird nur zu gunsten solcher Vereine gegeben, welche auf Grund eines durch ein bestimmtes Reglement festzusetzenden Verfahrens als Institute von öffentlichem Nutzen (d'utilité publique) anerkannt sind. Dieses Specialgesetz setzt auch Natur und Umfang der Güter fest, welche ein solcher Verein besitzen kann.

Digitized by Google

Eine so als d'utilité publique anerkannte Genossenschaft kann Schenkungen nur entsprechend dem Art. 910 des Code civil annehmen. Die Anerkennung als d'utilité publique kann jederzeit zurückgenommen werden. Art. 8: Die Annahme irgend welcher directen oder indirecten Schenkung seitens einer nicht als d'utilité publiqae anerkannten Genossenschaft ist ungültig und zieht die Auflösung der Gesellschaft nach sich; ebenso darf keine anerkannte Genossenschaft über die ihr zugestandene Quote Acquisitionen machen; eine Ueberschreitung über das Sechstel zieht nur einfache Reduction nach sich. Mit diesem Paragraphen läßt sich, namentlich mit dem System der personnes interposées, die man stets erfinden kann, jederzeit jede Congregation auf die Straße werfen. Art. 9, 10 und 11 regeln die bei Nichterfüllung der in Rede stehenden Bedingungen vorauszusehende Liquidation. Das Wesentliche derselben ist, daß die Mitglieder der Associationen zwar das von ihnen mitgebrachte Vermögen zurückerhalten, alles andere aber in die Tasche des Staates fallen wird. Art. 12: Die bisher als d'utilité publiqae anerkannten Gesellschaften haben innerhalb sechs Monaten eine Bestätigung dieser Anerkennung nachzusuchen. Art. 13: Die erwähnten Genossenschaften haben bei diesem Nachsuchen der Regierung ihren Vermögensstand genau anzugeben. Uebersteigt derselbe die zuzugestehende Quote, so sind die betreffenden Güter zu verkaufen und aus dem Erlös Staatsrente zu erwerben, welche zum Besten der Association zu verwenden ist. Art. 14: Associationen, welche sich den oben erwähnten Dispositionen nicht unterwerfen wollen, werden aufgehoben und ihr Vermögen, wie Art. 9—11 bestimmen, liquidirt. Art. 15: Im Fall der Auflösung einer als d'utilité publiqae anerkannten oder nicht anerkannten Association kann jedes Mitglied derselben, welches an einer Reconstitution des Vereins sich betheiligte, zu einer Geldstrafe von 500 bis 1000 Frcs. oder zu einer Gefängnißstrafe von 1—6 Monaten verurtheilt werden. Art. 463 des Code pénal kann im betreffenden Falle Anwendung finden. Art. 16: Es sind aufgehoben die Art. 291—294 des Code pénal, das Gesetz vom 10. April 1834 über die Associationen, das Decret vom 28. Juli 1848 über die geheimen Gesellschaften und das Gesetz vom 23. März 1872 über die internationalen Arbeitergesellschaften, ebenso die Gesetze vom 2. Januar 1817, vom 24. Mai und 2. Juni 1825, betreffend die religiösen Congregationen.

Es ist klar: wenn diese Bestimmungen Gesetzeskraft erhalten sollen, so wäre den Congregationen in Frankreich nicht bloß sofort das Lebenslicht ausgeblasen, sondern ihr ganzes, nach geringer Schätzung jetzt auf 700 Millionen angegebenes Vermögen würde dem Staate in den Schoß fallen.

Man kann bezweifeln, ob die radicale Partei augenblicklich schon stark genug sein werde, um den Goblet'schen Entwurf durchzusetzen. Andrerseits darf man aber auch bezweifeln, ob der doctrinäre Feldruf der ultramontan-socialistischen Schule, welche, wie Abbé Lemire in seiner Rede zu Valenciennes („Univers“ vom 31. Januar), ein unbeschränktes und allgemeines Recht der Association reclamirt, ein geeignetes Mittel zur Bekämpfung der Gefahr darstellt.

Man hat seliens des Vaticans die französische Demokratie wie ein artiges Kätzchen umschmeichelt und gestreichelt. Bis jetzt zeigt dies nette Thierchen nur so von weitem seine Krallen. Bald wird der Tiger ausgewachsen sein — und dann gute Nacht, „fille ainée de l'Eglise“!

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

R. E. „Ueber die Bedeutung der Forschungen auf dem Gebiete der orientalischen Philosophie für das Verständniß der geschichtlichen Entwicklung der Philosophie im allgemeinen. Vortrag, gehalten in der Hauptversammlung der philos. Gesellschaft an der Universität zu Wien am 7. December 1894 von Dr. Moriz v. Strojzowski, o. ö. Prof. d. Philos. an d. Jagellonischen Universität in Krakau.“ Wien und Leipzig, W. Braumüller 1895. — Die philosophiegeschichtliche Forschung hat bislang mit Unrecht das, was die Orientalen in philosophischer Hinsicht geleistet haben, fast gar nicht berücksichtigt. Die Versuche eines Roth and Gladisch, die Verwandtschaft griechischer mit orientalischen Lehren nachzuweisen, worden meist für Phantasien erklärt. Man hat geradezu den Orientalen die Fähigkeit zum Philosophiren abgesprochen, da es denselben an Freiheit des Denkens gebreche, wogegen die Phantasie allzusehr überwiege. Aber die Bekanntschaft mit orientalischen Geisteserzeugnissen zeigt zur Genüge, daß von einer Philosophie der Inder, Chinesen, Aegyptier u. s. w. recht wohl die Rede sein kann und muß. Was Indien betrifft, so haben wir uns dem vorigen Jahrhundert einen kurzen Bericht über indische Philosophie in einem Briefe des Jesuiten Da Poos an den Pater Da Holde (1740). Vierzig Jahre später übersetzt W. Jones die Bhagvoot-Ghito ins Englische; der Franzose Anquetil du Perron, der Auffinder des Zend-Avesta, übersetzt die Upanischads, Thomas Colebrooke macht durch seine fünf Abhandlungen über indische Systeme die indische Philosophie bekannter; von ihm schöpfen Anregung Cousin, H. Ritter und Schopenhauer, der den Buddhismus gar das höchste erhebt. Immer mehr Material wurde, trotz der ablehnenden Haltung vieler Historiker, zu Tage gefördert. Die Hymnen des Rigveda, die einen hohen Gedankenschwung und starke Abstractionsfähigkeit aufweisen, die brahmanische Literatur, die Upanischads, Thomas Colebrooke's, Commentare, polemische Schriften werden erforscht. Es stellt sich nun heraus: erstens, daß Indien eine reiche philosophische Literatur besitzt, zweitens, daß thatsächlich eine geschichtliche Entwicklung des philosophischen Denkens in Indien besteht. Es gibt kein von der Religion unabhängigeres Lehrgebäude als das der Upanischads, des Kapila in seinem Samkhyasystem, des Gautama, Kanada oder des Materialisten Tschaaraka, des Idealisten Buddha. Die indische Philosophie gibt der griechischen an Tiefsinnigkeit nichts nach; den Begriff des Unendlichen behandelt sie gründlicher als erstere. So ist auch die Philosophie der Chinesen, eines Confucius, Lao-tse, Jang-Tschu, Mi-Tih, Liessu u. a. nicht, wie man geglaubt hat, bloß eine Sammlung moralischer Sentenzen. Die religiöse Philosophie der Aegypter, der naturalistische Pantheismus Chaldaea's, sie alle sind eigenartige, unbedingt zu berücksichtigende Gebilde des menschlichen Bestrebens, über das Weltganze nachzudenken, d. h. zu philosophiren. Und der Zweck, der Werth des Studiums orientalischer Philosophie? Nicht weniger als die Möglichkeit einer vergleichenden Philosophiegeschichte, welche die Gesetze des Philosophirens nicht speculativ construirt, sondern dadurch, daß sie die Verschiedenheiten des Geistes unter Berücksichtigung der Lebensbedingungen beachtet, zugleich auch das allgemein Menschliche erkennt. — Wir wollen bei Besprechung der äußerst anregenden Abhandlung nicht versäumen, nochmals auf das, die orientalische Philosophie in vollstem Maße berücksichtigende, noch nicht abgeschlossene Werk Prof. Dr. Paul Deussens „Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen“ hinzuweisen.

F. In einen Zeitpunkt, in welchem das ferne Inselreich Japan im politischen Vordergrunde steht, fiel die Säcularfeier des Geburtstags eines Mannes, der sich um jenes Land hohe Verdienste erworben hat. Es ist dies der berühmte Reisende und Naturforscher Philipp Franz v. Siebold, geboren zu Würzburg am 17. Febr. 1796 als Sohn des Professors der Medicin und Chirurgie Georg Christoph v. Siebold. Er widmete sich an der Universität seiner Vaterstadt 5 Jahre lang dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften, promovirte 1820, trat in niederländische Dienste, wurde 1822 als Saanitätsofficier erster Classe nach Batavia gesandt und begleitete die neue, nach Japan abgehende holländische Mission nach Dezima, wo er als Arzt bei der Factorei verblieb und mit naturwissenschaftlichen Forschungen sich beschäftigte; zugleich wurde er von vielen wißbegierigen Japanern aufgesucht, welche seinen Unterricht genossen. Er führte die Impfung in Japan ein, eine für dieses Land unermeßliche Wohlthat, und die geschickten Staaroperationen, durch deren Ausführung er manchem Erblindeten das Augenlicht wiedergab, stempelten ihn in den Augen des Volkes zu einem „Wunderdoctor“ in des Wortes edelster Bedeutung. Da er grundsätzlich für seine Krankenbehandlung keinerlei Entgelt annahm, selbst aber mit Geschenken aller Art nicht kargte, so wollten die von Natur generösen Japaner hierin nicht zurückstehen and

überhäuften ihn mit Geschenken, die aber immer ethnographischen Werth oder wissenschaftliches Interesse haben mußten, um Annahme zu finden. Auf diese Weise gelangte Siebold zu einer außerordentlich reichhaltigen Sammlung von Gegenständen, deren Verkauf an Ausländer von der damaligen Regierung strengstens verboten war. Als 1825 die niederländische Gesandtschaftsreise nach Yedo an den Hof des Schôgun erfolgte, nahm auch Siebold theil, von seinen ergebenen Schülern und einem vorzüglichen Maler begleitet; trotz des kurzen Aufenthalts machte er dort die Bekanntschaft verschiedener Gelehrter. Auf der Hin- und Rückreise nahm er im geheimen wichtige geographische und hydrographische Vermessungen vor. Auf Dezima legte er einen botanischen Garten an, wo er die von der Reise mitgebrachten Pflanzen cultivirte, und sandte Theesamen nach Java, dessen Anpflanzung für die indischen Colonien der Niederlande eine neue Quelle des Reichthums wurde. Schon dachte er daran, mit seinen reichen botanischen und naturhistorischen Sammlungen, sowie seinen ethnographischen und literarischen Schätzen nach Europa zurückzukehren, da wurde er, weil er von dem kaiserlichen Hofastronomen Copien der Landkarten von Japan angenommen hatte, in einen Untersuchungsproceß verwickelt, welcher nach Jahresfrist zwar mit seiner Freisprechung, aber mit seiner Verbannung aus dem Lande endigte. Er verließ Japan und traf mit den Ueberresten seiner Sammlungen und seiner geretteten Manuscripte am 7. Juli 1830 in Vließingen ein. Nach Aufstellung seiner Sammlungen widmete er sich ganz der Herausgabe seiner Werke über Japan, deren vorzüglichste sind: das Nippon-Archiv, die Fauna und Flora Japonica, sowie sein Atlas des japanischen Reichs. Auch seine geographischen Arbeiten erregten hohes Aufsehen, während sein Werk über koreanische Schrift und Sprache für die Sprachforschung einen sehr wichtigen Beitrag lieferte. 1853 wurde Siebold nach Rußland berufen, um Aufklärung über wichtige, die asiatischen Verhältnisse betreffende Fragen zu geben. Als im Jahre 1854 Japan durch die amerikanische Union dem Weltverkehr erschlossen wurde und durch Vermittlung der niederländischen Regierung das Verbannungsurtheil gegen Siebold aufgehoben ward, da erwachte in dem 63jährigen Mann die Sehnsucht, sein geliebtes Japan noch einmal zu besuchen. Dort angelangt, fand er die freundlichste Aufnahme, setzte seine wissenschaftlichen Forschungen mit der früheren Energie fort, wurde dann in Folge der in Japan eingetretenen politischen Wirren von der dortigen Regierung nach Yedo berufen, um als Rathgeber in wissenschaftlichen und politischen Angelegenheiten zu dienen. Diese Mission scheiterte jedoch bald an dem Einspruch des niederländischen Agenten. Darauf kehrte er nach Holland zurück, reichte sein Entlassungsgesuch ein und siedelte in seine Vaterstadt über, wo er zuerst seine prachtvolle ethnographische Sammlung aufstellte, die er später dem bayerischen Staat abtrat. Während er sich auf das eifrigste mit der Entwicklung der neuen Aera in Japan beschäftigte und bereits die Vorbereitungen zu einer dritten Reise nach diesem Lande traf, entriß ihn in München am 18. October 1866 der Tod seinen großartigen und weitsichtigen Plänen. Sein ältester Sohn, Alexander Frhr. v. Siebold, kais. japanischer Legationsrath, hat zur Feier des Säculartages lesenswerthe „Denkwürdigkeiten aus dem Leben und Wirken" des thatkräftigen Forschers zusammengestellt (erschienen in Würzburg bei Leo Woerl).

G. M. Das Germanische Museum hat für seine Sammlung kirchlicher Alterthümer neuerdings ein hochwichtiges Stück erworben, nämlich ein in Silber getriebenes Reliquiarium, das Propst Ladislaus Achdorfer im Jahre 1476 in die Kirche des Chorherrenstiftes Isen in Oberbayern stiftete. Das Reliquiar hat die Form einer Büste und stellt den heil. Bischof Zeno, den Patron der Kirche von Isen, dar. Der Kopf ist streng, doch charakteristisch behandelt und meisterhaft getrieben. Die Reliquie befindet sich in einem vergoldeten, emaillirten Anhänger auf der Brust. Sind Arbeiten in Edelmetall aus dem 15. Jahrhundert überhaupt nicht häufig, so gehören Kunstwerke von so vollendeter Stileinheit und Sicherheit der technischen Behandlung zu den größten Seltenheiten und kommen nur ganz ausnahmsweise in den Handel. Durch dieses prächtige Reliquiar, dessen Erwerbung dem Museum allerdings nicht geringe Opfer auferlegte, hat daher nicht allein die Sammlung kirchlicher Alterthümer eine hochbedeutende Bereicherung erfahren, sondern sind auch die Werke in Edelmetall, welche das Germanische Museum besitzt, um eine köstliche Perle der nachmals zu so außerordentlicher Blüthe gelangten Augsburger Goldschmiedekunst vermehrt worden.

* Die „Magdeb. Ztg." berichtet von einer Entdeckung des Prof. Heemann Kluge in Köthen, von der wir „eine nicht unbedeutende Steigerung unserer Kenntniß griechischer Vorzeit" erwarten dürfen. „Auf den verschiedenen Gegenständen," heißt es, „die durch den Spaten Schliemanns und anderer Forscher aus dem bergenden Schoße der Erde wieder an das Licht gebracht worden sind, wie Schmuckgegenstände, Amulette, Stelen u. dergl., nun zwar gerade auf solchen, die nachweislich den frühesten Zeiten entstammen, finden sich zahlreiche und verschiedenartige Bilder und Zeichen, die man anfangs wenig beachtete, da man in ihnen nur ornamentale Verzierungen des betreffenden Gegenstandes erblickte. Da war es der englische Alterthumsforscher Evans, der zuerst in jenen Bildern und Zeichen eine Schrift erkannte. Im Januarhefte des Londoner „Athenæum" vom vergangenen Jahre brachte er zunächst die Mittheilung, daß er eine Schrift der sogenannten mykenischen Cultur entdeckt habe, und im „Journal of Hellenic Studies" veröffentlichte er dann einige Zeit darauf das Material und führte in treffender Art den Nachweis, daß thatsächlich in jenen Bildern eine Schrift vorliege, die aus 82 Zeichen bestehe, mit der ägyptischen, phönizischen und kyprischen wohl verwandt, aber mit keiner derselben identisch sei. Alle Entzifferungsversuche, die Evans mit Hülfe der kyprischen Silbenschrift machte, führten jedoch zu keinem Ergebniß, so daß er zur Annahme einer fremden, unbekannten Sprache seine Zuflucht nahm. Da setzte nun Kluge ein. Dieser ging von der allein richtigen Annahme aus, daß auch Lage der Verhältnisse die größte Wahrscheinlichkeit dafür spreche, daß jene Bilderschrift nur die Schrift des griechischen Volkes sein könne, die Sprache also griechisch sein müsse. Und diese Voraussetzung erwies sich denn auch als richtig. Es ist nur kurzem dem Professor Kluge glücklich gelungen, jene Zeichenschrift zu entziffern und mit unumstößlicher Gewißheit nachzuweisen, daß die Sprache jener Fundstücke wirklich die griechische ist, daß dieses Volk also bereits in der Zeit von, man sagen wir rund, von 2500—1000 vor Christo eine Schrift besessen hat. Unter den verschiedenen Zeichen ist ein vollständiges Alphabet nachweisbar, für einige Laute finden sich bisweilen sogar mehrere Zeichen, zum Theil ist es auch eine Silbenschrift. Die einzelnen Buchstaben werden vielfach nur durch die Körpertheile, Kleidungsstücke, Waffen u. dergl. der dargestellten Figuren gegeben. Die mit Hülfe dieses neuentdeckten Alphabets bis jetzt gelesenen Inschriften auf den ausgegrabenen Funden enthalten zum Theil Weihungen mit besonderen Anliegen an die Gottheit, zum Theil sind es Zauberflüche und Amulettformeln, zum kleinsten Theil vielleicht Siegel. Nähere Untersuchung ergab, daß jene Schrift auch anderweit vielfach sich findet, so sind die sogenannten Inselsteine theils Amulette, theils enthalten sie Zauberflüche. Besonders interessante Aufschlüsse erhalten wir auch durch diese Schrift über die Funde in Mykene." Soweit der Bericht, dem wir ungläubig gegenüberstehen. Die wissenschaftlich bekannte Geschichte der griechischen Schrift läßt sich mit diesen Vorstellungen nicht reimen; daß auch die „griechische Sprache" jener Vorzeit sehr anders ausgesehen müßte als die spätere und gewiß nicht leicht verständlich sein würde, liegt auf der Hand.

* **Straßburg.** Die Commission des Landesausschusses, welcher die Verwaltung des Universitätsetats zugewiesen war, empfiehlt in ihrem jüngst erstatteten Bericht auf eine von mehreren Seiten erfolgte Anregung und unter Zustimmung des Vertreters der Regierung folgende Position in den Etat einzuschalten: „zur Vervollständigung der elektrischen und näherer Einrichtungen des physikalischen Instituts 7000 Mark". Diese Neuforderung ist mit den folgenden kurzen Worten begründet: „Die neuen Entdeckungen im Gebiete der Elektricität erfordern dringend eine Verbesserung der zur Zeit ungenügenden Einrichtungen des physikalischen Instituts." Das Bedürfniß aber hatte sich herausgestellt, als Prof. Braun, Director des Instituts, die Entdeckung Röntgens in öffentlichen Vorträgen anschaulich zu machen unternahm.

* **Athen.** Das Heiligthum der Aphrodite Pandemos erwähnt Pausanias auf dem Weg vom Dionysos-Theater zur Akropolis. Man hat es gewöhnlich an der Südwestecke nahe beim Tempel der Athena Nike Apteros angesetzt, weil dort vor einigen Jahren mehrere Inschriften der Aphrodite Pandemos gefunden worden sind. Diese Steine waren aber in eine mittelalterliche Festungsmauer verbaut und können daher sehr wohl verschleppt sein. Dörpfeld hat nun bei seinen Ausgrabungen am Westabhang der Akropolis gegen 40 Marmorstatuetten der Aphrodite gefunden, die unzweifelhaft aus jenem Heiligthum stammen. Danach wird es sehr wahrscheinlich, daß das Heiligthum vielmehr etwas tiefer am südwestlichen Burgabhang gelegen hat.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 3. März. Nummer 52.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7. 50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30. Ausland M. 7. —)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Carlo Goldoni. I. Von Dr. M. Landau. — Der Gründerprospect einer jüdischen Schweiz. Von Anton Bettelheim. — Mittheilungen und Nachrichten.

Carlo Goldoni.

Von Dr. M. Landau.

I.

Mit dem „dear king of Comedy", wie der halb zum Italiener gewordene Engländer Browning den Lustspieldichter der Lagunenstadt nannte, haben sich alle die, welche über Venedig oder die italienische Literatur des vorigen Jahrhunderts schrieben, beschäftigt, und die Monographien, Zeitungsaufsätze und Notizen über Einzelheiten aus seinem Leben und einzelne seiner Theaterstücke bilden schon eine kleine Bibliothek. Trotzdem besitzen wir noch keine alle berechtigten Anforderungen befriedigende Biographie desselben.

Freilich, seine beste Biographie hat er selbst in seinen französisch geschriebenen, 1787 in Paris erschienenen Memoiren abgefaßt; aber diese, so unterhaltend sie auch sind und so vertraut sie uns auch mit dem Erzähler machen, leiden an dem allen Autobiographien eigenen Uebel — der einseitigen Auffassung und Darstellung. Goldoni ist freilich mitunter in die dem Egoismus entgegengesetzte Tugend verfallen und hat seine Gegner zu milde behandelt, manches aus seinen Kampfjahren verschwiegen oder zu flüchtig berührt. Dann hat er seine Memoiren als beinah Achtzigjähriger niedergeschrieben und dazu nur die gedruckten Vorreden seiner Stücke als Behelfe benutzt. Da mag ihm wohl sein Gedächtniß manchen Streich gespielt haben; denn für die Behauptung seines Biographen Galanti[1]), daß Goldoni ältere Aufzeichnungen benützt habe, liegt kein Beweis vor.

Der emsige Goldoniforscher Hermann Löhner hat vor einem Dutzend Jahren eine sehr verdienstvolle Arbeit begonnen — eine Ausgabe der Memoiren mit erläuternden und berichtigenden Anmerkungen; aber es ist davon nur ein Band erschienen.[2]) Noch verdienstlicher wäre es, wenn er uns statt der unterbliebenen Fortsetzung eine gute und vollständige Biographie Goldoni's liefern möchte, da wir in deutscher Sprache über ihn überhaupt keine größere Schrift besitzen, und auch die jüngste Arbeit eines Franzosen, Charles Rabany's „Carlo Goldoni, Theater und Leben in Italien im 18. Jahrhundert"[3]), keine richtige Biographie ist. Sie bietet als solche nicht einmal so viel wie Galanti's Werk, und ganz unberechtigt ist der Zusatz „Theater und Leben in Italien", da sich von Leben in jedem Sinne sehr wenig darin findet.

Die Engländerin, welche unter dem Namen Vernon Lee vor sechzehn Jahren „Studies of the eighteenth Century in Italy" veröffentlichte, schreibt zwar nicht sehr verläßlich und gründlich, betrachtet auch nicht alle Seiten des italienischen Lebens, aber sie gibt glänzende, farbenprächtige, lebensvolle Schilderungen, während der Franzose das Leben der Italiener gar nicht, das Venedigs ziemlich flüchtig schildert und sein Buch ohne Leben, schwerfällig und für den Leser ermüdend ist. Es ist eher eine reichhaltige Sammlung von Materialien zu einer Biographie, als eine solche zu nennen. Und die Sammlung, die viel Ueberflüssiges enthält, ist doch wieder nicht vollständig; die Daten sind nicht immer richtig und den Geburtstag Goldoni's hat Rabany gar nicht angegeben.

Daß er die eigentliche, an Wechselfällen und Berufsänderungen so reiche Lebensgeschichte des Dichters auf zwei Seiten abthut, darüber wollen wir mit ihm nicht rechten, obwohl manches darin, wie ich weiter unten zeigen werde, auch für seine dramatische Production von großer Wichtigkeit war. Vernon Lee, welche Goldoni sechzig Seiten widmet, hat für sein äußeres Leben kaum eine Seite verwendet, wo ihr freilich kein Raum für Irrthümer blieb.

Ungenügend und zum Theil irrthümlich ist aber auch Rabany's Darstellung des italienischen Theaters vor Goldoni, sowie seiner Rivalität und Kämpfe mit dem Abate Chiari und Carlo Gozzi. Er wiederholt die Anekdote von dem Disput Goldoni's mit Gozzi in einem Buchhändlerladen, obwohl letzterer in einem von Galanti vor dreizehn Jahren publicirten Brief an Baretti ausdrücklich versichert, daß er Goldoni nur vom Sehen kannte und nie ein Wort mit ihm gewechselt habe.

Er findet in der Verspottung Ifflands und Kotzebue's durch Tieck im „Gestiefelten Kater" eine Nachahmung der Gegenüberstellung von Goldoni und Chiari in den „Drei Pomeranzen", während doch das Original für beide Dichter gewiß die „Frösche des Aristophanes" abgegeben haben.

Aus dem dramatischen Dichter Giacinto Andrea Cicognini macht Rabany (S. 265) zwei Personen — Giacinto Andrea und Cicognini.[1]) Unter den „élèves de Goldoni" nennt er neben den in unser Jahrhundert hineinragenden Gherardo dei Rossi und Graf Giraud auch den Vielschreiber Cerlone (geb. um 1730), der sowohl Chiari als Gozzi, aber nicht Goldoni nachahmte, und den Marchese Liveri (gest. 1757), der schon um 1730, also lange vor Goldoni, regelmäßige, anständige, wenn auch höchst abenteuerliche Lustspiele schrieb und als Theaterdirector ein Laube und Strakosch in einer Person war.

Daß Rabany Manzoni zu den Satirikern rechnet und vom Satiriker Forteguerri nur die Uebersetzung des Terenz

---

1) *Ferdinando Galanti*, Carlo Goldoni e Venezia nel secolo XVIII. Padua 1882. Eine scharfe Kritik davon gab H. Löhner im Archivio Veneto vol. 24. Trotzdem erschien im folgenden Jahre eine zweite (Titel-?) Ausgabe.

2) Nachträge und Berichtigungen zu Löhners Anmerkungen erschienen im dritten Bande (1884) des Giornale storico della letteratura Italiana.

3) Carlo Goldoni, Le théatre et la vie en Italie au XVIII siècle par *Charles Rabany*, Docteur ès lettres. Paris, Nancy, Berger-Levrault et Cie. éditeurs 1896. IX und 439 S. 8° mit zwei Portraits.

1) Es gab wohl zwei Cicognini, aber der eine hieß Jacopo, der andere Giacinto Andrea.

zu kennen scheint, darüber wollen wir uns nicht aufhalten. Unrichtig ist es auch, wenn er — freilich thun es auch manche Italiener der Gegenwart — den geistigen Aufschwung Italiens im vorigen Jahrhundert erst nach dem Frieden von Aachen (1748) beginnen läßt. Führt er doch selbst als Beispiele des neuen Geistes Vico's Philosophie der Geschichte und Algarotti's Newtonismo per le donne an. Erstere erschien aber schon 1725, letzterer 1733. Einen Giannone, den Bekämpfer des Klerikalismus (gest. 1748), vergißt er ganz. Auf das Theater vor Goldoni werden wir noch zu reden kommen.

Dessen Musikdrama „La bottega del caffè“ ist nach Rabany (S. 397) 1743 erschienen, „d'après la comédie du même titre“, auf S. 331 gibt er aber 1750 als Erscheinungsjahr des gleichnamigen Lustspiels an. In der That ist indeß, wie Maddalena nachgewiesen hat, das Lustspiel eine Bearbeitung der komischen Oper und ähnlich verhält es sich mit anderen seiner Lustspiele. Es fehlt überhaupt noch an einem Werke über Goldoni's Musikdramen und Texte zu komischen Opern, sowie an einer Untersuchung über die Quellen seiner Lustspiele. Wir machen Rabany keinen Vorwurf, daß er ersteres nicht geschrieben hat, aber seine Quellenuntersuchung ist ganz ungenügend. Befriedigender sind seine Angaben über Nachahmungen und Uebersetzungen von Goldoni's Lustspielen. Vortrefflich ist, was er über dessen Verhältniß zu Molière sagt, besonders die Erklärung, warum die Moral des Franzosen gesünder ist als die des Venetianers.

Doch muß man andrerseits nicht alles, worin beide übereinstimmen, nur auf den Franzosen zurückführen. So braucht der Kunstgriff, der Haupthandlung eine parodirende Nebenhandlung unter den Dienstboten gegenüberzustellen, nicht gerade von Molière entlehnt zu sein, da er sich schon im spanischen Drama findet.

Sehr gefreut hat mich auch, daß Rabany dem in unserm Jahrhundert von den Italienern so ungerecht zurückgesetzten Metastasio Gerechtigkeit widerfahren läßt. Doch bezieht sich sein Urtheil nur auf den Dichter, auf Metastasio als Mensch und „Höfling“ werde ich bei Vergleichung seines Charakters mit dem Goldoni's noch zurückkommen. Uebrigens beginnt in neuerer Zeit in Italien ein Umschwung zu gunsten Metastasio's wahrnehmbar zu werden.

Ueber die einzelnen Stücke Goldoni's und deren literarischen und dramatischen Werth wird das Urtheil je nach der Anschauung und dem ästhetischen Kanon des Kritikers verschieden ausfallen. Nur in Bezug auf die wenigen allgemein als Meisterwerke anerkannten Stücke dürfte Uebereinstimmung herrschen. Es würde daher zu viel Raum einnehmen und dem Leser von geringem Nutzen sein, wenn ich hier im einzelnen mein von dem Rabany's abweichendes Urtheil abgeben und begründen möchte. Ich will also lieber nur erwähnen, daß ich mit ihm übereinstimme in Bezug auf die „Kluge Frau“, wo Goldoni eine gute Idee nicht gut auszuführen wußte, auf den Einfluß der Pariser Atmosphäre, auf den Bourru bienfaisant, auf die Bearbeitung von Voltaire's „Écossaise“, in der Goldoni den Frélon wegließ, weil er die Satire auf Fréron nicht merkte, auf die in diesem Stück und im „Englischen Philosophen“ zu Tage tretende völlige Unbekanntschaft Goldoni's mit englischen Sitten und Verhältnissen, wofür ihn freilich schon sein Zeitgenosse Baretti tüchtig abgekanzelt hat. Auch was Rabany über das unleidliche Stück „Die geschickte Frau“ (la donna di garbo) und dessen unleidliche Hauptperson sagt, ist ganz richtig; ebenso berechtigt ist das Lob der Schilderung des Verschwenders in der „Guten Frau“; doch wäre es dramatischer gewesen, wenn Goldoni die lange Rede Brighella's in Handlung umgesetzt hätte. Auch mit Rabany's Urtheil über den „Don Juan“ stimme ich so ziemlich überein, nur finde ich, daß dies werthlose Stück gar nicht die eingehende Behandlung verdient, die er ihm zutheil werden läßt. Ueberhaupt fehlt es seinem Werke an richtiger Proportion und an Ordnung. Er behandelt manche unbedeutende Stücke zu ausführlich und gute Stücke zu kurz; er unterläßt es manchmal, ein eigenes Urtheil abzugeben, und führt dagegen verschiedene Urtheile von Zeitgenossen Goldoni's an. Besonders gern gibt er unendlich lange Citate aus Grimms Correspondance littéraire, die wohl für die Kenntniß des französischen Geschmacks zu jener Zeit von Werth sind, aber unser Urtheil über Goldoni nicht bestimmen können. Wir müssen den Dichtee entweder im Verhältniß zu seinen gleichstrebenden Landsleuten, den italienischen Dramatikern des 18. Jahrhunderts, oder nach unsrer modernen Anschauung beurtheilen, nicht nach der Auffassung eines französischen Kritikers aus der Zeit Ludwigs XVI. Werke, wie „Schiller im Urtheil seiner Zeitgenossen“, sind doch mehr Beiträge zur Geschichte des Geschmacks als zur Biographie Schillers.

Werthvoller als die Urtheile Grimms ist das von Rabany seinem Werke beigegebene chronologische Verzeichniß der dramatischen Werke Goldoni's (t49 Komödien, 10 Tragödien, 83 Musikdramen und Textbücher zu komischen Opern). Leider berücksichtigt er aber, wie es scheint, nur das Datum des Drucks und nicht das der ersten Aufführung, was doch bei einem Theaterstück die Hauptsache ist, und bei vielen Stücken gibt er gar kein Datum an. Bei anderen Stücken fügt er wieder der chronologischen Notiz Inhaltsauszüge nnd Kritiken bei, was doch in den Text hineinzuverarbeiten war, oder er kritisirt sie im Text und in der chronologischen Uebersicht.

Und wie er uns so von manchen Stücken ein zerrissenes Bild gibt, so bekommen wir auch vom Dichter kein vollendetes Portrait, sondern nur disjecta membra. Anstatt in einer chronologischen Behandlung der Dramen uns die geistige Entwicklung des Dichters vorzuführen oder die Komödien nach ihren drei bei Goldoni vorkommenden Gattungen: Volksstücke, Rührstücke (comédies larmoyantes) nnd exotische Abenteuerstücke, zu behandeln — nebenbei bemerkt, entspricht die hier gegebene Reihenfolge dem inneren Werth der Stücke —, anstatt einer chronologischen oder leicht übersichtlichen Darstellung gibt uns Rabany zuerst ein Capitel über das heutzutage unvermeidliche Milieu, dann drei Capitel über das italienische Theater vor Goldoni, über die literarische und moralische Reform und zerstückelt dann Goldoni's dramatische Production in Charakterkomödien, Sittenkomödien, Volksstücke, bürgertiche Tragödien und Intriguenstücke, denen er noch „verschiedene“ Stücke anreiht, als ob es nicht bürgerliche Stücke mit Intrignen gäbe und als ob in der Sittenkomödie keine Charaktere zu finden wären. Und damit begnügt sich unser Autor nicht. In einem besonderen Capitel behandelt er noch die verschiedenen Gattungen der dramatischen Personen jede für sich: Juristen, Aerzte, Liebhaber, Parasiten, Schwindler, Fremde, dann gesondert die Frauen — Naive, Cokette, Schauspielerinnen und Soubretten; den Beschluß machen die Diener.

In zwei Capiteln wird der Aufenthalt Goldoni's in Paris behandelt und ein Schlußcapitel enthält alles, was anderswo nicht nnterzubringen war.

Wir wollen nun versuchen, soweit es der beschränkte Raum einer Zeitung gestattet, das Charakterbild Goldoni's zu zeichnen, seine Bedeutung für das italienische Theater und seine Stellung in der Weltliteratur zu bestimmen, wobei sich dann noch Gelegenheit bieten wird, manche falsche Auffassung Rabany's und seiner Vorgänger zu berichtigen. Doch muß auch eine Skizze von Goldoni's Lebenslauf vorangeschickt werden. Er wurde am 25. Februar

1707 in Venedig als Sohn eines aus Modena stammenden Arztes in einer sehr theaterfreundlichen Familie geboren. Im Hause seines Großvaters wurde Theater gespielt, dem Vierjährigen schenkte die Mutter ein Puppentheater, und die Hausbibliothek des Vaters enthielt eine Menge Lustspiele, die der kleine Carl, wie er nur das Lesen erlernt hatte, eifrig durchlas. Mit acht Jahren hat er schon ein Lustspiel geschrieben, worüber seine Mutter ganz entzückt war.

Seine erste Erziehung erhielt er in einer Jesuitenschule in Perugia, studirte dann in Rimini, ging mit einer Schauspielergesellschaft nach Chioggia bei Venedig, wo sich seine Mutter aufhielt, arbeitete dann in der Kanzlei eines Advocaten in Venedig, studirte die Rechte in Pavia und Modena, diente als Gerichtsschreiber in Chioggia und Feltre und ward endlich im Alter von 24 Jahren Doctor juris in Padua.

Um einer Heirath zu entgehen, verließ er im nächsten Jahre Venedig und ging nach Mailand, wo er eine Anstellung beim dortigen diplomatischen Agenten Venedigs erhielt. Mitte 1734 gab er diese Stelle auf, trieb sich mit einer Schauspielergesellschaft herum und kam nach Genua, wo er sich in die Tochter eines Notars verliebte und sie (am 23. August 1736) heirathete. Er hat die übereilte Heirath nicht zu bereuen gehabt, seine Frau war die Güte, Liebenswürdigkeit und Geduld in Person und er hat bis zu seinem Tode, länger als ein halbes Jahrhundert, in einer höchst glücklichen Ehe mit ihr gelebt. Auf Verwendung ihrer Verwandten wurde er 1740 zum unbesoldeten genuesischen Consul in Venedig ernannt, verzichtete aber nach drei Jahren auf das nicht einträgliche Amt, ging Ende 1743 nach Florenz und von dort nach Pisa, wo er sich vier Jahre lang als Advocat recht anständig ernährte. Er hatte aber schon 1733 angefangen, für das Theater zu schreiben, zu dem er sich von Kindheit an hingezogen fühlte, und folgte daher gern (1748) einer Einladung des Theaterdirectors Medebach, zu ihm nach Venedig als Theaterdichter zu gehen. Mit geringer Unterbrechung durch Reisen nach Turin, Rom und anderen Orten Italiens, lebte er nun vierzehn Jahre, fleißig für das Theater schreibend, in Venedig, bis die Angriffe Carlo Gozzi's und deren Folge — die Abnahme seiner Popularität — ihm den Aufenthalt in seiner Vaterstadt verleideten. Auch seine ökonomische Lage war dort keineswegs glänzend. Er folgte daher gern einem Rufe an das italienische Theater in Paris (1762), wo er einen Gehalt von 6000 Francs erhielt und sowohl italienische als französische Stücke schrieb. Einige Jahre später wurde er noch mit dem Unterricht der Töchter Ludwigs XV. in der italienischen Sprache betraut, wofür er weitere 4000 Francs jährlich erhielt. Außerdem bezog er noch Tantieme für seine Stücke. Aber er scheint keine Ersparnisse gemacht zu haben, denn als mit dem Sturz des Königthums seine Einnahmequellen versiegten, gerieth er in Noth. Auf einen Bericht des Dichters Chenier beschloß zwar der Convent, daß ihm seine Pension von 4000 Francs weiter ausbezahlt werden sollte, aber der zwei Wochen nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. (am 7. Februar 1793) gefaßte Beschluß kam zu spät — Goldoni war einen Tag vorher gestorben. Auf einen erneuerten Antrag Cheniers bewilligte der Convent der Wittwe eine Pension von 1500 Francs. Auch veranlaßte der Minister Clavière eine Vorstellung im Nationaltheater zur Bezahlung von Goldoni's Schulden.[1]) Bemerkenswerth ist, daß Clavière in seinem Schreiben an die Theaterdirection den Verstorbenen als Anhänger der Revolution feiert und versichert, er habe selbst gehört, wie Goldoni sein Bedauern darüber äußerte, sein von Ludwig XV. erhaltenes Decret nicht in das Feuer werfen zu können, welches die Attribute des Königthums verzehrte.

Es ist nicht anzunehmen, daß Clavière gelogen habe, und die Männer des Convents wären gegen den „Hofdichter" gewiß nicht so freigebig gewesen, wenn er nicht seinen Royalismus verleugnet hätte. Und doch war Goldoni Zeit seines Lebens ein Höfling, serviler und minder scrupulös als Metastasio. Dieser diente doch wenigstens so anständigen Monarchen wie Karl VI. und Maria Theresia, Goldoni's Gönner war aber Ludwig XV. Er war noch der servile Höfling, als er im Alter von achtzig Jahren seine Memoiren herausgab und sie Ludwig XVI. widmete. Wie verherrlicht er da in dem Widmungsschreiben den König mit seinen wohlthätigen Reformen und den Patriotismus der Franzosen, die er schon gleich nach seiner Ankunft in seinem Lustspiel „L'amor paterno" mit den übertriebensten Schmeicheleien überhäuft hatte, so daß Grimm das Stück für rempli de bassesses et de compliments fades pour le peuple de Paris erklärte.

Und das Metier war auch einträglich: Ludwig XVI. subscribirte auf 50 Exemplare der Memoiren, die Königin auf 25, die königliche Familie im ganzen auf 150 Exemplare. Und fünf Jahre später wollte er das königliche Decret verbrennen! — Aber nicht bloß großen Monarchen und Völkern schmeichelt er, auch der kleine Herzog von Parma, der ihm eine Pension zahlte, wird von ihm verehrt, und von dessen Nachfolger Ferdinand, „der die Pension gnädigst fortzahlte", von dem digotten Ferdinand und von seiner Gattin, deren liebste Gesellschaft Hunde, Pferde und Reitknechte waren, schreibt er in den Memoiren: „Der Infant Don Ferdinando ist der Liebling seines Volkes und seine Gattin, die erlauchte Erzherzogin, vervollständigt das allgemeine Glück und den Ruhm seiner Regierung."

Daß Goldoni einen warmen venetianischen (nicht italienischen) Patriotismus besitzt, stets seine Vaterstadt verherrlicht, in vielen außerhalb Italiens spielenden Stücken gern einen liebenswürdigen, braven und edlen Venetianer auftreten läßt, ist gewiß lobenswerth, weniger, daß er für die Schäden der venetianischen Oligarchie unempfindlich war und auch die heimische, den Verfall der Republik nicht aufhaltende Regierung lobte und verherrlichte. Für ihn ist Venedig der beste aller Staaten, die venetianische Regierung die beste aller Regierungen, das Volk ein Kind, dem man sein unschuldiges Vergnügen, seine Masken und den Ridotto lassen soll, wenn es nur Gott fürchtet und die hohe Obrigkeit respectirt.

Hatte er wirklich gar kein politisches Gefühl oder wollte der kluge Advocat es mit niemandem verderben?

„Er ist ein Kind des Venedig des 18. Jahrhunderts," sagt Rabany, „kein unruhiger Gedanke regt ihn auf, die Censur genirt ihn nicht, er lobt sie sogar; er will mit aller Welt in Frieden leben, seinetwegen mag die Republik sich mit dem Großtürken vermählen, wenn sie nur Platz im Serail findet. Er ist fromm, glaubt alles, was die Kirche lehrt, und steht auf bestem Fuß mit den Philosophen, lobt Voltaire mit Enthusiasmus. . . . Er ist kein Mann der Opposition, er läßt die Welt gehen, wie sie will, und respectirt die Obrigkeit."

Der Toscaner Fagiuoli wagt es in seinen Lustspielen, unter dem nicht eben sanften Regiment der Medici die Mißbräuche der Beamten aufzudecken, Gigli wagt es, den Tartuffe für die Florentiner Bühne einzurichten; aber für Goldoni sind Beamte und Geistliche unantastbar. Von Rom schreibt er 1759: „Hier fände ich wohl neue, interessante Figuren für das Theater, aber ihre Uniform schützt sie."

Nur in einem einzigen Stück, dessen Handlung er aber vorsichtig nicht in Venedig spielen läßt, im „Adulatore",

[1]) Die betreffenden Protokolle sind bei Rabany abgedruckt.

wagt er es, Mißstände des öffentlichen Lebens, unfähige und unehrliche Beamte zu schildern. Es ist noch nicht Beaumarchais' verwegenes Sturmlaufen gegen die verrottete Gesellschaft, aber es herrscht eine verwandte Stimmung darin. Freilich, noch mehr als in „Figaro's Hochzeit" wird darin der bittere Ernst der Tendenz durch die komischen Ingredienzen gemildert, und Harlekin in Person schreitet mit seiner Pritsche durch das Stück, mit seinen beißenden Witzen die Handlung begleitend und commentirend.

Uebrigens hat Goldoni zu diesem 1750 geschriebenen Stück, wie er in seinen Memoiren berichtet, ein älteres von J. B. Rousseau benutzt und nur die komischen Partien hinzugefügt.

Aber es war nicht die Furcht und Rücksicht allein, welche ihn von der Behandlung ernster Gegenstände, von politischer Satire abhielten. Er war eben ein friedfertiger, lebenslustiger, nicht mit zu viel Wissen überladener Mann, und mit der Devise: leben und leben lassen! Den Dingen tiefer auf den Grund zu gehen, entsprach nicht seiner Frohnatur. Er wollte sich und andern das Leben erheitern, die gerunzelten Stirnen glätten, aber der jeder Satire zu Grunde liegende Ernst, die Thräne, die das Lächeln jedes wahren Humoristen verschönert, fehlten ihm. Er hatte die Oberflächlichkeit vieler Aufklärer seiner Zeit ohne ihren Trieb der Weltverbesserung; er war mehr Kind des achtzehnten Jahrhunderts als Metastasio und hatte nicht dessen hohen Begriff von seiner Kunst. Er hatte wie Metastasio Jus studirt, aber nicht wie dieser unter der strengen Zucht Gravina's, um ein gelehrter und gründlicher Jurist zu werden, sondern um sein Brod zu verdienen.

Metastasio wurde der Patriotismus abgesprochen, man klagte ihn an, daß er mit seinen stets verliebten Helden, mit seinen süßen, einschmeichelnden Versen das Volk verweichlicht und entnervt habe; aber ernste politische Conflicte, Beispiele von Edelmuth, Heroismus und Aufopferung finden sich in seinen Dramen viel häufiger als in den Stücken Goldoni's, die mitunter eine sehr laxe Moral predigen. In seinem „Vecchio bizzaro" zahlt Pantalone dem Spieler Martino vierzig Ducati in nicht vollwichtigem Gelde, und als dieser sich darüber beklagt, ersetzt er ihm zwar die Differenz, miethet aber zwei Bravi, um ihn überfallen und durchprügeln zu lassen. Und diesen Pantalone will uns Goldoni für einen Ehrenmann ausgeben! Auch der Pantalone im „Uomo prudente", der lügt und eine Unterschrift erschleicht, soll für einen braven Mann gelten. Lucrezia in den „Donne gelose", die auf Pfänder leiht, betrügt und unsaubere Geschäfte macht, will er uns sogar noch in seinen Memoiren als verläumdete Unschuld ausgeben.

In vielen seiner Stücke zeigen die Personen eine große Judelicatesse in Geldangelegenheiten und es macht nicht den Eindruck, als ob der Autor das richtige Gefühl dafür hätte, — legt er doch selbst großen Werth auf das Geld und gesteht in seinen Memoiren, daß er Musikdramen nur zu schreiben anfing, weil sie besser bezahlt wurden als Lustspiele. Und die Art, wie er seine Cantate zur Vermählung der Erzherzogin Maria Anna bei den österreichischen Officieren fructificirt, streift schon an Bettelei.

Metastasio begnügte sich mit dem, was er vom Hofe erhielt, und hat nie von Buchhändlern oder Theaterdirectoren Honorar verlangt; Goldoni war stets auf seinen Vortheil bedacht, suchte, was möglich war, aus dem Druck seiner Werke herauszuziehen, bezog in Paris außer seinem hohen Gehalt noch Tantiemen vom Theater und trug es nach mehr als dreißig Jahren dem Director Medebach nach, daß er trotz des großen Erfolgs seiner sechzehn in einem Jahr geschriebenen Komödien ihm genau den ausbedungenen Preis gezahlt habe, „nicht einen Obolus darüber"!

Ich habe diesen Zug in Goldoni's Charakter, der eigentlich bei Beurtheilung eines Dichters irrelevant sein sollte, deßhalb hervorgehoben, weil er auch auf seine dichterische Production von Einfluß war. Was man jetzt manchen Privattheatern vorwirft, daß ihnen die Casse wichtiger ist als die Kunst, daß sie, anstatt das Publicum zu sich emporzuziehen, zu ihm hinuntersteigen und seinem schlechten Geschmack oder der wechselnden Mode Concessionen machen, dieser Vorwurf kann auch Goldoni nicht erspart werden. Sehr richtig ist neulich in diesen Blättern (Morgenblatt vom 30. Januar) von einem geistreichen, erfahrenen Theaterkenner gesagt worden, „ein Theater könne nicht Tag für Tag nach den höchsten Zielen der Kunst ringen, kein Theater kann ohne Stücke mittleren Werths bestehen"; aber gilt dies auch für den dramatischen Dichter? Freilich kann auch dieser nicht immer auf den Gipfeln des Parnaß herumsteigen und es geschieht manchmal, daß er ausrutscht und viele Meter tief hinuntergleitet. Aber er darf dies doch nicht mit Absicht thun; er darf um die Gunst des Publicums nicht mit den „nur zu bekannten banalen und trivialen theatralischen Hülfsmitteln" buhlen.

Goldoni, ohnehin kein Dichter ersten Ranges, ist aber oft mit Absicht hinuntergestiegen. „Sollte mich der wechselnde Geschmack des Publicums aus meiner Bahn hinausdrängen," schrieb er einem Freunde, „dann möge man es nicht einer Laune von mir, sondern der Nothwendigkeit, jenem zu gefallen, zuschreiben". Und er irrte gar oft von seiner Bahn ab, verschmähte selbst kleine Mittel nicht, um sich die Gunst des Publicums, oder auch nur eines Theils desselben, wie z. B. der Gondolieri, zu sichern.[1])

Kann ihm nach diesem also noch der Ruhmestitel eines Reformators des italienischen Theaters gebühren, wie er ihn für sich in Anspruch nahm und wie ihn die Geschichtschreiber der italienischen Literatur ihm fast einstimmig zuerkennen?

Ja und nein! Ja, weil er wirklich vieles zur Hebung und Veredlung des komischen Theaters beigetragen hat — nein, weil die Reform nur ein Ausfluß des ganzen Zeitgeistes war, weil sie schon vor ihm von andern begonnen wurde, auf allen Gebieten der italienischen Literatur, auf dem des Lustspiels von Männern, von denen er manches lernte, deren Namen er aber verschwieg, und endlich, weil er die Reform nicht als Herzenssache betrachtete und nicht durchführte. Er machte sowohl dem von ihm bekämpften Gegner, der Maskenkomödie mit Improvisation der Schauspieler (Commedia dell' arte), als jeder Laune des Publicums die weitgehendsten Concessionen und gab endlich den Kampf auf, als er in Gozzi auf einen aus der Gunst des Publicums nicht zu verdrängenden Gegner stieß. Ja selbst diesen Gegner suchte er nachzuahmen und schrieb, sechs Jahr nachdem er Italien verlassen hatte, ein Zauber- und Ausstattungsstück „Der gute und der böse Geist" im Genre Gozzi's. Ob er auch diesen in der Person des bösen Geistes verspotten wollte, wie er es in dem bald nach seiner Abreise von Venedig aufgeführten Musikdrama „La bella verità" gethan, weiß ich nicht, aber jedenfalls ist sein „böser Genius" selbst für einen dummen Teufel zu einfältig und im Märchen- und Geisterlande wußte sich Gozzi doch besser zu bewegen.

Der Gründerprospect einer jüdischen Schweiz.

I am Sir Oracle...

Hamerling hat im Homunculus scherzhaft den Rückzug der Juden nach Palästina geschildert. Ich war eine Weile geneigt, eine eben ausgegebene sechs Bogen starke Flugschrift: „Der Judenstaat; Versuch einer modernen Lösung

[1]) Memoiren, Cap. 55.

der Judenfrage von Theodor Herzl, Doctor der Rechte“ (Leipzig und Wien, Breitenstein 1896) für ein parodistisches Gegenstück jenes Zerrbildes zu halten. Allein für eine Schnurre ist das Heft offenbar zu langwierig und langweilig; Herzls „Judenstaat“ scheint leider wirklich ursprünglich ganz ernst gemeint zu sein. Wenn er gleichwohl wie ein böser, bedenklicher Witz wirkt, geschieht das ganz wider Willen des broschürenschreibenden Staatengründers. 's ist Einer, dem der Antisemitismus nicht nur zu Herzen ging, sondern ins Hirn stieg. Unheilbar scheint ihm die Judennoth, so lange die Juden weiterhin in der Diaspora verharren. Ins Ungemessene wächst nach seiner Ansicht der Judenhaß. Auf die Dauer ist ihres Bleibens nicht mehr in ihren bisherigen Wohnsitzen. „Wir sind aber“, so ruft Herzl wiederholt pathetisch aus, „ein Volk, Ein Volk. Uns fehlt nur mehr ein Staat. Der kann, der muß uns werden.“ Die Judenschaft gründet zunächst eine Society of Jews, die mit strenger Gewissenhaftigkeit die Zustände der Judenschaft auf der ganzen Erde erforscht. Sodann ruft sie mit einem Actiencapital von einer Milliarde Mark eine Jewish Company ins Leben, welche die Liquidation aller Judengüter und -Vermögen in ihren heutigen Wohnsitzen mit Genehmigung der betreffenden Landesregierungen unter Oberaufsicht rechtschaffener Antisemiten durchführt und die Begründung eines Judenstaates entweder in Argentinien oder in Palästina ins Werk setzt. „Der Judenstaat ist als ein neutraler gedacht. Er braucht nur ein Berufsheer, allerdings ein mit sämmtlichen modernen Kriegsmitteln ausgerüstetes, zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach außen wie nach innen. Wir haben keine Fahne, wir brauchen eine. Wenn man viele Menschen führen will, muß man ein Symbol über ihre Häupter erheben. Ich denke mir eine weiße Fahne mit sieben goldenen Sternen. Das weiße Feld bedeutet das neue, reine Leben: die Sterne sind die sieben goldenen Stunden unsres Arbeitstages: denn im Zeichen der Arbeit gehen die Juden in das neue Land.“ „Und welcher Ruhm erwartet die selbstlosen Kämpfer für die Sache! Darum glaube ich, daß ein Geschlecht wunderbarer Juden aus der Erde wachsen wird. Die Makkabäer werden wieder aufstehen.“ Der Tempel wird wieder aufgebaut, „die Rabbiner werden“ Herzl „auch zuerst verstehen, sich zuerst für die Sache begeistern und von der Kanzel herab die andern begeistern; unsre Volksgemeinschaft ist ja eine eigenthümliche, einzige, wir erkennen uns eigentlich nur noch am väterlichen Glauben als zusammengehörig“, aber „auch unsre theuren Freidenker, unser unsterbliches Heer, das für die Menschheit immer neue Gebiete erobert“, soll herzlich willkommen sein: „jeder ist in seinem Bekenntniß oder in seinem Unglauben so frei und unbeschränkt, wie in seiner Nationalität.“ Aus der Unternehmung soll kein Panama werden, sondern ein Suez (S. 35), aber „wenn wir noch einmal aus Mizraim wandern, werden wir die Fleischtöpfe nicht vergessen: es gibt englische Hotels in Aegypten, Wiener Cafés in Südafrika, bayerisches Bier in Paris“ (S. 64). „Die Frage der Judenwanderung soll durch diese Schrift zur allgemeinen Discussion gestellt werden. Das heißt aber nicht, daß eine Abstimmung eingeleitet wird. Dabei wäre die Sache von vornherein verloren. Wer nicht mit will, mag da bleiben. Der Widerspruch einzelner Individuen ist gleichgültig“ (S. 28). „Die Sache wird dennoch vielleicht nicht den kostbaren Beifall der jüdischen Geldmagnaten finden. Diese werden sogar vielleicht durch ihre geheimen Knechte und Agenten den Kampf gegen unsre Judenwanderung einzuleiten versuchen. Einen solchen Kampf werden wir, wie jeden anderen, der uns aufgezwungen wird, mit schonungsloser Härte führen“ (S. 51). Die Society of Jews, der neue Moses der Juden (S. 70), verhält sich zum alten großen „Gestor“ der Juden „wie zu einem wunderschönen alten Singspiel eine moderne Oper. Wir spielen dieselbe Melodie mit viel, viel mehr Violinen, Flöten, Harfen, Knie- und Baßgeigen, elektrischem Licht, Decorationen, Chören, herrlicher Ausstattung und mit den ersten Sängern“. Angesichts solcher Einzelheiten in diesem Faschingstraum eines durch den Judenrausch verkaterten Feuilletonisten versteht man allerdings, daß Herzl der „interessanten Statistik von Dr. Paul Nathan: Die Criminalität der Juden in Deutschland“ den Vorwurf macht: „Diese zahlenerfüllte Schrift geht, wie manche andere Abwehr von dem Irrthum aus, daß sich der Antisemitismus vernünftig widerlegen lasse.“ Herzl will ihn offenbar unvernünftig widerlegen.

Unsereiner aber, der als geborener deutscher Jude mit Leib und Seele an seinen Familienerinnerungen ebenso treu hängt, wie an seiner Heimath und den Lehrern und Führern seiner Kinder- und Mannesjahre, zögert keinen Augenblick, zu erklären, daß er Herzls „Judenstaat“ mit größerem Unwillen ablehnt, als irgendein noch so rohes antisemitisches Pamphlet. Ich weiß wohl, daß solche judenfresserische Hetzer morgen oder übermorgen Krawalle oder Revolutionen hervorrufen können, in denen gleicherweise nichtswürdige und redliche Juden erschlagen werden. Ich begreife auch sehr wohl den brennenden Judenschmerz reiner Naturen, die unter der Verkennung oder Verallgemeinerung von Männern, wie Richard Wagner, Lagarde, Treitschke, härter leiden, als ihre Vorfahren unter dem gelben Fleck. Ich schlage aber die Wohlthat der Emancipation, die Segnungen der deutschen Cultur, die patriotische Pflicht der Judenschaft, die sich in harten Prüfungen erst recht zu bewähren hat, so hoch an, daß ich für ganz eigentlich vaterlandslose Redereien, wie Herzls „Judenstaat“, kein Wort der Abwehr als zu scharf ansehe. Gewiß! den Juden widerfährt vielfach Unrecht; man verschließt dem jüdischen Dutzendmenschen gar zu häufig die Möglichkeit, sich nach Berthold Auerbachs Wunsch in bescheidenen, tacthaltenden Stellungen als rechtschaffene Durchschnittsbeamte ꝛc. zu bewähren; man gibt ihnen verfassungsmäßig Ansprüche und Anrechte, die man ihnen in der Praxis der Verwaltung verweigert; man schädigt damit durch judenfeindliche Haltung vornehmlich die anständigen, geduldigen, bildsamen Elemente des Judenthums, während Baron Schmock und Baron Shylock Unbill mit Unbill, Niedertracht mit Niedertracht abzuwehren wissen. Nun und nimmer aber wird der von echter deutscher Gesinnung erfüllte Jude, ein domesticirter Deutscher, dessen Vorfahren seit länger als einem Jahrtausend auf deutschem Boden lebten, solcher Kränkungen halber von der ererbten Liebe zur Heimath seiner Urahnen, von der Dankespflicht für die Bildner seines Denkens und Fühlens lassen. Wohl möglich, daß, zumal unter der Wirkung von Mischehen, die Emancipation mehr und mehr ein Absterben des specifisch jüdischen Wesens herbeiführt. Nicht minder möglich, daß ein neuer Vorkämpfer der beengten und bedrängten armen und kleinen Juden vom Schlage Gabriel Riessers, dieses auch nach Treitschke's Zeugniß edlen, vaterländisch gesinnten Mannes, selbst verhärteten Judenfeinden die Wahrheit vor Augen stellt, daß es nicht eine, sondern eine ganze Reihe von Judenfragen gibt, die jede für sich betrachtet und behandelt werden wollen. Dazu aber ist vor allem — wie im Briefwechsel zwischen Riesser und seinem bedeutenden Freunde, dem Göttinger Mathematiker Professor Moriz Stern — nothwendig, daß muthige, rechtliche Juden (die deßhalb noch lange nicht jüdische Antisemiten sein oder werden müssen) nach gutem alten Propheten- d. h. Sittenrichterbrauch doch auch auf offenem Markte sagen, was sie aus falscher Rücksicht sonst meist nur unter vier Augen sich bekennen: wo es überall faul ist in dem bereits vorhandenen Judenstaat auf deutscher Erde. In Oesterreich

zumal haben unsre liberalen Zeitungen so viel Unheil angerichtet durch ihre maß- und kritiklose Parteinahme beinahe für jeden Juden, der sich ihrem Protectorate unterwarf, daß mich nur die Geduld der Leser gewundert hat, die sich jahrelang von den Leitartikelschreibern der Neuen Freien Presse und des Szepsi'schen Wiener „Tagblatts" — um nur die schlimmsten und tactlosesten Wortführer dieser Gruppe zu nennen — bald im Psalmen-, bald im Klageliederton vorwinseln ließen: der Antisemitismus sei die Walze der Weltpolitik, der Judenhaß (der nach meiner Erfahrung ebensowohl das Kennzeichen der größten Verworfenheit, wie des reinsten Idealismus sein kann) sei in jedem Fall ganz grundlos und der niedergehende Handwerker-, der furchtbar ringende Bauernstand sei durch papierene Wahlprogramme liberaler Capitalisten abzuspeisen. Solcher phrasenreichen, verblendeten Hoffart gegenüber haben Demagogen vom Schlage unsrer Wiener Judenfresser leichtes Spiel. Sie und ihresgleichen werden auch das gedankenarme, an Thorheiten reiche Project des Hrn. Herzl, die Begründung einer jüdischen Schweiz auf Actien, als ergiebiges Arsenal ausbeuten. Trotz alledem aber werden wahrhaft vorschauende und vordenkende Köpfe, wie der „jenseits von Liberalismus und Antisemitismus" stehende Eugen v. Philippovich, nach meiner unerschütterlichen Meinung noch zur Geltung kommen mit der rechten, unerläßlichen Socialreform für Christen und Juden.

Wien, am Geburtstag von Berthold Auerbach.

Anton Bettelheim.

Mittheilungen und Nachrichten.

XLII. Jahresbericht des germanischen Nationalmuseums.

* Nürnberg, 31. Dec. 1895. — Für das Jahr 1895 sind außerordentliche Ereignisse nicht zu verzeichnen. Wie in den letzten Jahren war das Augenmerk des Directoriums hauptsächlich der Vervollständigung der Sammlungen zugewandt. Das Entgegenkommen von Freunden und Gönnern, welche werthvolle Gegenstände schenkten oder unter Eigenthumsvorbehalt dem Museum überließen, sowie die Beiträge unsrer Mitglieder ermöglichten es, unsre Sammlungen in erfreulicher Weise zu bereichern. Allen Freunden und Gönnern, welche uns in unsern Bestrebungen unterstützt und gefördert haben, sprechen wir unsern innigsten Dank aus. Der Besuch unsrer Sammlungen wie deren Benützung zu wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeiten waren sehr rege. Dies ist uns eine Gewähr, daß das Museum sein Ziel, ein Mittelpunkt für das Studium der deutschen Cultur- und Kunstgeschichte zu werden, schon zu einem guten Theil erreicht hat, es ist uns ein Sporn, auf dem betretenen Weg unermüdet fortzuschreiten, es zeigt auch, daß der hohe Werth einer derartigen Anstalt für historische Studien immer mehr gewürdigt wird. Nachdem im Vorjahre die beiden Directoren des Museums ernannt worden waren, erfolgte im Beginn dieses Jahres die Ernennung der Beamten des Museums durch das kgl. bayerische Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, worüber das Nähere unter Abschnitt V mitgetheilt wird. Im Laufe des Monats Mai erfolgte die Ernennung der drei vom Staate Bayern zu ernennenden Mitglieder des Verwaltungsausschusses, im Monat October die der vom Deutschen Reiche zu ernennenden. Die Jahresconferenz des Verwaltungsausschusses fand am 5. und 6. Juni statt. Außer der Prüfung der Verwaltung und des Finanzwesens, wie der Aufstellung der Etats für 1896 wurde über die Dienst- und Geschäftsordnungen für die Verwaltung des Museums berathen und Beschluß gefaßt. Von diesen Dienstordnungen ist die für die Directoren bereits in Kraft getreten. Es liegt danach dem ersten Director ob die Verwaltung des Museums, die Leitung und Ergänzung der Sammlungen — mit Ausnahme des Kupferstichcabinets — und der Bauten, sowie das Personalwesen, dem zweiten die Leitung des Finanzwesens und des Kupferstichcabinets.

I. Finanzen. In Bezug auf die finanziellen Verhältnisse des Museums kann das Jahr 1895 ein regelmäßiges genannt werden; es fanden keinerlei Ereignisse statt, welche auf dieselben einen besonderen Einfluß nach irgend einer Richtung ausgeübt hätten. Den mancherlei Abgängen, die sich im Kreise der Freunde der Anstalt naturgemäß immer wieder ergeben müssen, steht ein mindestens ebenso reichlicher Zugang an neuen Gönnern gegenüber. Letzteren verdanken wir in erster Linie unsern Herren Pflegern, die mit unermüdlichem Eifer sich bemühen, die entstandenen Lücken auszufüllen und den Kreis der Mitglieder ihrer Pflegschaften zu erweitern und zu vergrößern. Nicht immer stoßen die Bemühungen der Herren Pfleger auf Gegenliebe; manche Unannehmlichkeiten erwachsen dem, der von den Leuten Geld verlangt; um so dankbarer müssen wir daher allen jenen Herren sein, die sich nicht abschrecken lassen, vielmehr hiedurch nur zu energischerer Thätigkeit veranlaßt werden. Das fünfte Nachtragsverzeichniß der Beiträge von Privaten, das gleichzeitig mit diesem Berichte erscheint, gibt Kunde von den Erfolgen derselben. Mit besonderem Nachdruck vertraten die Bestrebungen des Museums die Pflegschaften zu Ansbach, Freiburg i. B., Göttingen, Kaufbeuren, Lahr, Leipzig, Pforzheim, Rothenburg, Straßburg u. s. w., von welchen diejenigen zu Freiburg, Pforzheim und Straßburg sich in speciellen Aufrufen an die Einwohnerschaft der betreffenden Städte wandten und infolge dessen dem Museum eine große Anzahl neuer Freunde zuführten. Außer der schon genannten Pflegschaft Lahr, die neu errichtet wurde, waren wir so glücklich, auch in den Städten Buchholz, Crimmitschau, Durlach, Glauchau, Klingenmünster, Mosbach, Naumburg a. S. und Weißenfels, woselbst wir bisher Pflegschaften nicht besaßen, geeignete Vertreter zu gewinnen, die allerdings ihre Thätigkeit zumeist erst im Jahre 1896 beginnen werden. Wir hoffen, auch künftig die Zahl der Pflegschaften des Museums erweitern und dadurch das Interesse für dasselbe in immer weitere Kreise tragen zu können. Se. k. und k. apostol. Maj. Kaiser Franz Joseph von Oesterreich hatte die Gnade, die seither gewährten Jahresbeiträge von 1000 M. für die allgemeinen Zwecke des Museums und von 1000 M. für die Beschaffung von Denkmälern des Habsburg-Lothringischen Kaiserhauses auf weitere fünf Jahre zu bewilligen. Se. Durchl. Fürst Karl Egon zu Fürstenberg erhöhte seinen Jahresbeitrag von 50 auf 100 M. Die Stadtgemeinde Camburg bewilligte einen Jahresbeitrag von 3 M.; die Städte Elbing und Münchenberg haben die seitherige Entrichtung ihrer Jahresbeiträge von 30, bezw. 15 M., deren Bewilligungsfrist abgelaufen war, genehmigt. Den Vereinen und Anstalten, welche das Museum durch Jahresbeiträge erfreuen, sind neuerdings beigetreten der Exlibrisverein und der Verein Berliner Künstler zu Berlin mit je 10 M., das Stadtarchiv zu Freiburg i. B. mit 10 M., die hessische Landesbibliothek zu Fulda mit 3 M., der historische Verein zu Heilbronn a. N. mit 10 M. Größere einmalige Beiträge zur Ausführung besonderer Pläne und zur Erwerbung hervorragender Sammlungen oder kostbarer Einzelstücke, deren Verlust für Deutschland zu befürchten ist, zu erhalten, wird dem germanischen Museum leider immer schwerer. Hindernd in dieser Beziehung ist namentlich der Localpatriotismus, der allerdings manchmal nahe an Particularismus zu grenzen scheint. Selbstverständlich gönnt das germanische Museum allen localen Museen und Sammlungen die ihnen zutheil werdenden Förderungen von ganzem Herzen; aber es wäre doch bedauerlich, wenn über den localen Bestrebungen, die das germanische Museum nur mit Freude begrüßen kann und zu welchen es zu nicht geringem Theile in selbst die Veranlassung gegeben hat, die Thätigkeit und Wirksamkeit unsrer Anstalt, welche die ganze deutsche Culturgeschichte umfaßt und deren Resultate so wieder den localen Museen zu gute kommen, außer Acht gelassen und ehe die nothwendigen Förderungen und Unterstützungen vorenthalten würden. Es würde dies einen Rückgang des nationalen Sinnes in sich begreifen, den wir auch aus anderen Gründen tief bedauern würden. Ganz ohne solche Zuwendungen sind wir auch im Jahr 1895 nicht geblieben, wenn die Ziffern, die wir mitzutheilen haben, auch sehr minimal gegen die Summen erscheinen, welche da und dort anderen Anstalten von Wohlthätern zutheil wurden. . . . . Reiche Spenden wurden uns speciell für das historisch-pharmaceutische Museum bewilligt, in Folge eines von zahlreichen Capacitäten der pharmaceutischen Wissenschaften ergangenen Aufrufes, der um Gewährung der Mittel zur Durchführung des für diese Abtheilung seiner Zeit aufgestellten Programmes bat. . . . .

II. Bauten. Größere Bauausführungen fanden im abgelaufenen Jahr nicht statt, die Bauvornahmen beschränkten sich auf die Instandhaltung der bestehenden Gebäude. Dagegen müssen wir im kommenden Jahre an die Erweiterung unserer Gebäude herantreten. Sowohl die Räume für die Sammlungen, wie die für die

Bibliothek sind nicht mehr ausreichend. Die Pläne für den Ausbau sind in Vorbereitung.

III. Sammlungen. Von unsern Sammlungen hat die Gewebesammlung durch die Erwerbung der Forrer'schen Zeugdrucksammlung eine sehr werthvolle Bereicherung erfahren. Diese Sammlung bietet einen Ueberblick über die gesammte Entwicklungsgeschichte des Zeugdruckes vom 5. bis ins 19. Jahrhundert und ist außerdem von hohem Interesse für die Kenntniß der mittelalterlichen Flachornamentik. Ferner ist ein außerordentlicher Zuwachs des historisch-pharmaceutischen Museums zu verzeichnen, indem es möglich wurde, die Materialkammer und die Kräuterkammer einer hiesigen Apotheke aus der Frühzeit des 18. Jahrhunderts mit ihrer gesammten Einrichtung, sowie die Apparate des Laboratoriums zu erwerben. Auch die anderen Abtheilungen unserer Sammlungen erhielten zahlreiche Bereicherungen. Die bedeutenderen von diesen seien hier kurz erwähnt. Die vorgeschichtlichen Alterthümer wurden um einen interessanten Grabfund aus Vehlefanz im Osthavelland bereichert. Es sind zwei Graburnen, Schildnadeln, eiserne Ringe, Gürtelhaken u. s. w. aus der jüngeren La Tènezeit. Die fränkischen (merowingischen) Alterthümer wurden um zwei silberne, mit Almandinen besetzte Ohrringe vermehrt. Zur Sammlung der Bautheile kam ein buntglasirter Ofen um 1600 und ein weißer, blau bemalter Schweizerofen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ein Thürklopfer von Bronze aus dem 14. Jahrhundert in Form eines Löwenlopfes und ein anderer Thürklopfer, einen Drachen darstellend, eine schöne Arbeit des 16. Jahrhunderts aus Südtirol. Die Abtheilung Plastik erhielt in zwei Holzfiguren des 14. Jahrhunderts, Maria und Elisabeth, aus der Gegend von Schwäbisch-Gmünd, einen willkommenen Zuwachs. Außerdem wurde die Sammlung der Abgüsse vermehrt durch eine langobardische Pyxis, Geschenk des Geh. R. Dr. C. Wagner in Karlsruhe, einen Abguß des Tympanons der Marienkirche auf dem Mönchenberge bei Quedlinburg (11.—12. Jahrhundert), Geschenk der Stadt Quedlinburg, zwei Figuren, Kaiser Otto III. und die Kaiserin Theophanu, vom Rathhause zu Braunschweig, Geschenk der Stadt Braunschweig, und ein Relief, das sich auf die Grundsteinlegung des Ulmer Münsters bezieht, Geschenk des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben. Zur Sammlung der Grabdenkmale kam das Grabstein des Wolf von Dachenhausen vom Ende des 15. Jahrhunderts aus der Kirche zu Nürtingen, Geschenk des Frhrn. Alexander v. Dachenhausen, Premierelieutenant a. D. in München, der Abguß der Grabplatte der Gräfin Margaretha v. Hohenberg, geborene v. Fürstenberg, † 1296, aus der Kirche zu Kirchberg, gestiftet von Se. Durchl. Karl Egon Fürst v. Fürstenberg in Donaueschingen, und der Abguß des Grabsteines des Grafen der sächsischen Nation, Fleischer, † 1676, aus Hermannstadt. Wir begrüßen diese letztere Stiftung eines siebenbürgischen Deutschen mit besonderer Freude, als Zeugniß dafür, daß unsere Landsleute im fernen Osten des Zusammenhanges mit der alten Heimath eingedenk bleiben. Für die Gemäldegalerie wurden erworben: Ein niederdeutsches Bild, Maria mit dem Jesuskinde, um 1520 gemalt, ein Bild von einem Nachfolger des kölnischen Meisters Wilhelm, von dem 1429 gestifteten sog. Pallant'schen Altar, und zwei Bilder aus der Legende der heiligen Ursula von dem Meister von S. Severin aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Die Auctionen der Sammlungen Anglarini und Hamminger boten eine günstige Gelegenheit zur Ergänzung des Kupferstichcabinets. Es wurden zahlreiche und werthvolle Blätter, namentlich von Meistern des 16. Jahrhunderts, aber auch der früheren und späteren Zeit, erworben. Auch sonst konnten manche interessante Blätter angekauft werden, von welchen eine Maria mit dem Kinde von dem niederrheinischen Meister der Spielkarten, der um 1440 arbeitete, dann einige seltene Landkarten des 16. Jahrhunderts, erwähnt seien. Reichen Zuwachs durch Geschenke wie durch Ankauf erhielt die Sammlung historischer Portraits und die Sammlung von Flugblättern, die namentlich durch Geh. R. Dr. v. Hefner-Alteneck in München mit werthvollen Blättern bedacht wurde. Eine sehr werthvolle Bereicherung der Sammlung wissenschaftlicher Instrumente ist der von der großherzogl. badischen Staatsregierung dem Museum unter Eigenthumsvorbehalt übergebene Himmelsglobus von Johann Stöffler 1492. Einen zweiten Himmelsglobus von 1592 und einen Erdglobus von 1728 hat dieselbe gleiche Stelle dem Museum als Geschenk überwiesen. Ein hölzernes Astrolabium aus dem 14. Jahrh. wurde durch Kauf erworben. Zur Waffensammlung stifteten die HH. Karl Sachs, Richard Braß, Heinrich Dilcher, Dosenweg, Nölle und Aug. Schmidt hier und R. A. Vogelsberger in Ems den Helm, Cürass und Pallasch eines Leibgardisten des Königs Jerome Napoleon von Westfalen und Hr. Heinrich Dilcher einen westfälischen Helm. Von den Ankäufen sei ein römischer Dolch, ein gothischer Dolch, drei Stangenwaffen aus dem 15. Jahrhundert, ein schmiedeisernes Kanonenrohr aus dem 14.—15. Jahrhundert und eine dreiläufige Handfeuerwaffe aus der gleichen Periode erwähnt. Zu der Sammlung der Zeitalterthümer schenkte Magistratsrath Hugo Barbeck, hier, die Lade des Nürnberger Webergewerbes aus dem 17. Jahrhundert. Die Sammlung der Münzen und Medaillen erhielt von der Generalverwaltung der kgl. Museen in Berlin die Medaille auf die pergamenischen Ausgrabungen, vom Verein für Münzkunde in Nürnberg die Denkmünze auf den vierhundertjährigen Geburtstag des Hans Sachs von Lauer. Eine Anzahl künstlerisch werthvoller Medaillen wurde käuflich erworben, darunter eine auf Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz, eine auf Johann von Schönburn, Erzbischof von Mainz, auf Max Emanuel von Bayern, auf Gustav Wasa von 1589, auf Hans Till, auf Jakob von Ely u. a. Von den Zugängen der Münzsammlung seien erwähnt: Ein fünffacher Ducaten der Stadt Nürnberg, ein vierfacher Sterbethaler auf Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, † 1693, eine Anzahl Goldgulden und Ducaten deutscher Städte und kleinerer Münzherren, sowie verschiedene Silbermünzen. Eine willkommene Bereicherung der Sammlung von Kirchengeräthen und liturgischen Gewändern ist ein von der Kirchenverwaltung Regelsbach deponirtes Meßgewand für den protestantischen Cultus, eine Stiftung der Familie Förre vom Jahre 1714. Zahlreich sind die Zugänge zur Sammlung der Hausgeräthe. Eine hiesige Familie überließ dem Museum unter Eigenthumsvorbehalt einen Prachtschrank von Ebenholz mit Elfenbeineinlage, Nürnberger oder Augsburger Arbeit um 1600; einen gebuckelten Deckelpocal, Arbeit von Hans Petzold in Nürnberg, 1578—1611; ein geprägtes Lederetui mit sechs Paar Messern und Gabeln, mit silberbeschlagenen Perlmuttergriffen, um 1600; sechs silberne, vergoldete Sechbecher, Nürnberger Arbeit um 1600; ein Trinkgefäß von Silber in Form eines springenden Pferdes, Nürnberger Arbeit des 17. Jahrhunderts. Von den zahlreichen Ankäufen seien erwähnt: Ein niedersächsischer Schrank von 1550; zwei niedersächsische Truhen aus dem 17. Jahrhundert, welche sich als Depot schon seit längerer Zeit im Museum befunden haben; ein mit Perlmutter eingelegtes Kästchen, sog. Büchsenschäfterarbeit aus dem späteren 16. Jahrhundert; ein silberner, vergoldeter Pocal, Nürnberger Arbeit aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts; Porcellangruppen der Fabriken Wien, Meißen, Rudolstadt und Niederweiler, Gefäße von Berlin, Niederweiler, Ansbach u. a. Ein hübsches Spielzeug aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind zwölf kleine holzgeschnitzte und gefaßte Musikanten. Der Sammlung von Trachten und Schmuck schenkte Senatspräsident a. Wiertel eine Anzahl hervorragend schöner Costümstücke aus dem 18. Jahrhundert. Fabrikbesitzer Heinrich Dilcher schenkte die Uniform eines hessischen Leibgardisten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Lehrjungen Anton Ries und Otto Hermann zwei Lederschuhe aus dem 16. Jahrhundert. Von den sonstigen Zugängen verdienen an dieser Stelle Erwähnung: Eine Gürtelkette, Silber mit theilweiser Vergoldung vom Ende des 17. Jahrhunderts; eine Augsburger Patrizierrionenhaube aus der Frühzeit des 18. Jahrhunderts; ein leinernes Anhängtäschchen aus dem 16. Jahrhundert; ein silberner, vergoldeter Anhänger von der Form eines Pelikans mit einem Crucifix auf der Brust und ein anderer aus Achat in vergoldeter Silberfassung, beide aus dem 16. Jahrhundert; ein leinenes gesticktes Hemd mit genähten Spitzen aus dem 17. Jahrhundert; Bauerntrachten aus Grisenfeld, Abensberg und Spalt. Dem opferwilligen Entgegenkommen der Verlagsbuchhändler Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz verdankt die Bibliothek auch in diesem Jahre namhafte Bereicherungen. Allen Verlagsbuchhandlungen, sowie den Autoren, welche ihre Arbeiten unserer Bibliothek stifteten, und den Gönnern, welche unsre Bibliothek durch Schenkungen vermehrten, sprechen wir hiemit unsern besten Dank aus. Hervorzuheben sind aus der reichen Zahl der Geschenke: Die von dem Mitglied unsres Verwaltungsausschusses Adalbert R. v. Lanna in Prag gestifteten Prachtwerke über die orientalischen Teppiche und über die altorientalischen Glasgefäße Lief. 1, herausgegeben vom k. k. österreichischen Handelsmuseum; G. v. Terey, die Handzeichnungen des Hans Baldung, genannt Grien, zweites Band, gestiftet von Se. Durchlaucht dem Fürsten Hohenlohe-Langenburg, Statthalter von Elsaß-Lothringen; endlich eine große Anzahl älterer medicinischer Werke, Geschenke unsres bewährten Gönners, Hrn. Obermedicinal-

rath Dr. v. Hölder in Stuttgart. Als Depot wurde dem Museum von der Frhr. v. Strumer'schen Gesammtfamilie in Nürnberg das Baumeisterbuch des Wolf Jakob Stromer, eine merkwürdige Sammlung architektonischer Zeichnungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, übergeben. Zahlreich sind die Erwerbungen an älteren Drucken und Handschriften. Aus der großen Zahl seien hervorzuheben: Themusin von Zerklaere, der wälsche Gast, Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts; Weisungen vom Papstthum, Pergamenthandschrift mit colorirten Federzeichnungen aus dem 15. Jahrhundert; Lucifers mit seiner Gesellschaft val, gedruckt zu Bamberg 1493; Ickeliamer, die echte weise lesen zu leenen 1527; eine Sammlung von Liederdrucken aus dem 17. Jahrhundert. Dem Archiv gingen als Geschenk des Frhrn. v. Bodmanr in München zu: 104 Urkunden aus dem frhrl. v. Budmann'schen Familienarchiv; als Depot von Geh. Rath Dr. Frhrn. v. Völderndorff-Waradein der Adelsbrief Kaiser Leopolds I. für Johann Adam v. Völderndorff vom 30. Juli 1684, nebst drei Stammbäumen und drei Ahnentafeln. Von der durch Kauf erworbenen Urkunden seien erwähnt: Eine Urkunde Kaiser Otto's III vom 5. April 989, gleichzeitige Copie; eine Urkunde Kaiser Heinrichs VI. vom 2. November 1187, Original, eine Anzahl Straßburger Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts.

IV. Literarische Thätigkeit. Die Publicationen des Museums beschränkten sich im Jahre 1895 auf die Herausgabe des Anzeigers und der Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. Ein Atlas zum Katalog der Holzstöcke ist im Druck und wird in allernächster Zeit zur Ausgabe kommen.

V. Personalien. Nach § 13 der Satzungen wurden seitens des deutschen Reiches zu Mitgliedern des Verwaltungsausschusses ernannt: Se. Exc. der kgl. preußische Oberpräsident von Westpreußen, Staatsminister D. Dr. v. Goßler in Danzig; Regierungsrath a. D., Rittergutsbesitzer und Mitglied des Reichstags, Dr. Frhr. v. Heereman v. Zuydwyk zu Münster i. W.; Director der Kunsthalle, Prof. Dr. Lichtwark in Hamburg. Seitens des Staates Bayern wurden ernannt: Geh. Rath Dr. W. H. v. Riehl, Director des bayerischen Nationalmuseums; Dr. G. v. Laubmann, Director der kgl. Hof- und Staatsbibliothek, und Dr. Karl Theodor Heigel, sämmtlich in München. Dagegen hat der Verwaltungsausschuß zwei verdiente Mitglieder verloren. Geh. Rath Prof. Dr. Genglee erklärte vor der Jahresconferenz seinen Austritt, weil ihm sein hohes Alter die Theilnahme an den Versammlungen unmöglich macht. Am 3. Juni starb in Stuttgart Hofrath Dr. v. Lehner. Die Verdienste, welche sich beide Herren als Mitglieder des Verwaltungsausschusses um das Museum erworben haben, sichern ihnen ein dauerndes dankbares Andenken. Am 14. Januar wurden seitens des kgl. bayerischen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten die Beamten des Museums ernannt und zwar: Zu Conservatoren Dr. Franz Fuhse und Dr. Hans Stegmann, zu Assistenten Dr. Theodor Hampe, Dr. Rudolf Schmidt und Dr. Eugen Träger, zum Cassier Nikolaus Auer, zum Kanzleibeamten August Steinbüchel. Es wurde ferner dem Conservator Dr. Fuhse der Titel Bibliothekar, dem Assistenten Dr. Hampe der Titel Secretär, dem Assistenten Dr. Schmidt der Titel Archivar, dem Assistenten Dr. Träger der Titel Custos und dem Kanzleibeamten Steinbüchel der Titel Verwalter verliehen. Mit Ausnahme von Dr. Stegmann, der seiner Privatdocent an der Universität München gewesen war, waren die sämmtlichen Beamten schon früher im Dienste des Museums gestanden. Von den Conservatoren und Assistenten sind Dr. Stegmann und Dr. Hampe an den kunst- und culturgeschichtlichen Sammlungen, Dr. Fuhse und Dr. Träger an der Bibliothek und Dr. Schmidt am Archiv thätig. Außer den Beamten fungiren am Museum zwei Praktikanten, Dr. Karl Schäfer und Dr. Edmund Braun aus Freiburg i. B. seit 1. Januar dieses Jahres.

Boileau's Episteln in freier Nachbildung von Dr. G. Wephe. Leipzig, Alfred Oehmigke 1895. — In seinem Bemühen, die Erinnerung an den Mann, in dessen Werken sich mehr als anderswo die Gegenwart mit ihren Vorzügen und Mängeln in ästhetischer und moralischer Beziehung spiegelt, wiederzubeleben, hatte der Verfasser eine Verdeutschung von Boileau's Satiren 1890 in demselben Verlage erscheinen lassen, welche wir in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 7. December 1891 besprachen. Jetzt veröffentlicht er eine Uebersetzung der Episteln, und wieder in freier Nachdichtung, weil der deutsche Alexandriner, der nach Eberts Urtheil zum französischen sich wie ein Holzschnitt zu einem Kupferstich verhält, weder dieselbe Mannichfaltigkeit des Metrums und des Rhythmus gestattet, noch hinreicht, die Anmuth des Originals wiederzugeben. Andere Metra sind es, welche den Dichter deutschem Empfinden nahe bringen, und nicht dieselben eignen sich für jede einzelne Epistel. Schwierig war die Wahl. Boileau behandelt die verschiedensten Gebiete menschlichen Denkens und Fühlens; aber es gelang dem eifrigen Suchen des Verfassers, die richtige Form für den Inhalt zu finden. Leicht bewegt er sich im Distichon (Ep. 1) und im Hexameter (Ep. 3. 10. 12), anmuthig ist die Abwechslung zwischen Jambischen Versen mit männlichen und mit weiblichen Reimen, glatt fließt der Reim, als ob der Versfüße mit ihm spielte, sei es daß er ruhig dahinströmt in der Form ab ab (Ep. 4. 5. 8. 9), aa b cc b aa bb cc dd und so fort (Ep. 2), aa bb (Ep. 6), oder hüpfend und sprudelnd Muthwillen treibt, aa bb, ab ba ab ab cc, ab ba cc (Ep. 7) über ab ab, aa bb, ab bc aa bc bc (Ep. 11). Man folgt ihm gern, dient er doch in der Art, wie er anzuwandt ist, das zu erreichen, was Goethe in seiner Rede zum Andenken Wielands als die eine Maxime beim Uebersetzen eines fremden Autors ins Deutsche hinstellt, daß er zu uns herübergebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können, und man liest die Verse gern, weil ihr Inhalt so manche Handhabe zur Beurtheilung der Zustände unsrer Zeit bietet. Geschickt verbindet der erste Brief Lob und Mahnruf an den Fürsten, der im Frieden allein den köstlichsten Ruhm findet, treffend lehrt der fünfte den Werth und Unwerth des Geldes abwägen: „Wohlan! erwirbt doch sei nicht von den Sklaven, die schnöden Mammons eitle Kinder sind. Nein, reih dich an den Edlen, Besten, die nicht für geist'ge Schätze blind!"; eindringend handelt der elfte über den Segen der Arbeit, der geistigen wie der körperlichen, während der sechste die Schönheiten einer ländlichen Gegend lieblich malt, der vierte übersichtlich und von französischem Vaterlandsgefühl getragen den Uebergang über den Rhein schildert, wobei „der Gros von Gromont spricht das kühne Wort: Auf in den Rhein, daß unsere Feinde beben!" und endlich der zwölfte sich ergreifend über den Weg ausspricht, der zu Gott führt, zu dem Erlöser, bei dem Vergebung der Sünden ist. Interessant sind die biographischen Bekenntnisse in Ep. 5 und 10, und überall tritt Boileau's Charakterfestigkeit und Wahrheitsliebe in schönstes Licht. So sei denn das Büchlein bestens empfohlen und werde sich Freunde durch seine fesselnde Sprache und seinen lehrreichen Inhalt.

Jena. H. S. Anton.

* **Freiburg i. B.** Die katholische Facultät der hiesigen Universität hat einstimmig beschlossen, den Director im Reichsamt des Innern, Wirkl. Geh. Oberregierungsrath v. Wnedtke, wegen seiner Verdienste um die Ausgestaltung, geistige Durchdringung und literarische Verbreitung der Arbeiter-Versicherungsgesetze zum Dr. jur. utr. honoris causa zu ernennen.

* **Berlin.** Dem Regierungs- und Baurath Krügee in Potsdam, Docenten an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, ist das Prädicat „Professor" verliehen wurden.

* **Christiania.** Mit 4 gegen 3 Stimmen hat nunmehr der Finanzausschuß beschlossen, für Dr. Sigurd Ibsen, den Sohn des Dichters, eine außerordentliche Professur zu beantragen.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 117. Band. Fünftes Heft.

Inhalt: Zur Geschichte der böhmischen Gegenreformation. — Fr. B. Weber. Eine Studie. — Die Lehrfreie des neuen bürgerlichen Gesetzbuches. — Der Parlamentarismus in Ungarn. — Neue apologetische Literatur II. — Zur Lebensphilosophie. (Manning. Weiß. Tillmann. Pesch.) — Cardinal Pazmany's gesammelte Schriften. (2426)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlg. Nachfolger in Stuttgart.

Das Panorama
als
Hilfsmittel der Geographie.
Von
Johannes Frischauf.
Preis geheftet 50 Pfennig.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Im J. B. Metzlerschen Verlag in Stuttgart ist erschienen:

Württembergische Geschichte
von **Eugen Schneider.**
Preis 7 M., in eleg. Leinenband 8 M.
Die Verlagshandlung hofft mit dem Buche des Archivassessors Dr. Schneider, das, auf umfassender Kenntnis der Quellen beruhend, nichtsdestoweniger frisch und anziehend geschrieben ist, einem Bedürfnis weiter Kreise entgegenzukommen. (3384)

Für den Inseratentheil verantwortlich: B. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 4. März. Nummer 53.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Kritik der Nietzsche-Literatur. Von Albrecht Rau. — Carlo Goldoni. II. Von Dr. M. Landau. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Kritik der Nietzsche-Literatur.

Von Albrecht Rau.

Schwärmer prägen den Stempel des Geistes auf Lügen und Unsinn;
Wem der Probirstein fehlt, hält sie für redliches Gold.

Goethe.

Die Ideen Nietzsche's gewinnen Tag für Tag mehr Anhänger. Daß dem so sei, lehrt schon ein Blick auf die Zahl der Auflagen seiner Werke. So liegt „Jenseits von Gut und Böse“ bereits in 5., die „Apokalyptische Weisheit des Zarathustra“ in 4. Auflage vor; dasselbe gilt von: der „Geburt der Tragödie“ und der Schrift „Menschliches, Allzumenschliches“, während „Der Fall Wagner“ und „Die Götzendämmerung“ es zur 3. und „Morgenröthe“ es zur 2. Auflage gebracht haben. So überaus zahlreich sind die Abhandlungen, welche von ihm und seiner Philosophie handeln, daß man ohne Uebertreibung von einer Nietzsche-Schule sprechen kann. Oeffentliche Vorträge werden über ihn gehalten und die sich daran anschließenden Debatten zeigen noch mehr als die Vorträge selbst, wie tief und nachhaltig die Wirkung ist, welche der in seinen Principien durchaus unklare, in seinen Ausführungen sich überaus häufig widersprechende, zerfahrene Denker übt. Wer aber nicht geneigt sein sollte, Nietzsche selbst ernsthaft zu nehmen, der wird dies wenigstens von seiner Wirkung gelten lassen müssen. Diese Umstände rechtfertigen es ohne Zweifel, wenn wir dem unten bezeichneten Buche[1]) eine ausführliche Darlegung und Kritik widmen.

Nach der Meinung des Herrn Dr. Tille ist mit dem Werke Nietzsche's „Also sprach Zarathustra“ der große leitende Gedanke der Entwicklungslehre Darwins zum ersten male rein und ungetrübt durch herrschende sittliche Vorstellungen auf die heutige Menschheit und ihre Entwicklung zur Anwendung gelangt. Mit dem Augenblick, wo diese gefunden, trete die Entwicklungsethik und die darwinistische Socialwissenschaft aus der Zeit des Tappens und Tastens heraus und setze die wissenschaftliche Einzelarbeit ein. Als solche haben wir ohne Zweifel das vorliegende Werk anzusehen, dessen allgemeinste Gesichtspunkte folgende sind.

Die dualistische Lehre des Christenthums hat mit der monistischen der Naturwissenschaft nicht einen Zug gemein. Wie sich der Friede vom Kriege, der Sklave vom freien Bürger, der Kranke vom Gesunden, der Schwache vom Starken unterscheidet, so unterscheidet sich die alte Weltanschauung von der des Darwinismus. Aus der Lehre, daß alle Menschen Eines Gottes Kinder und vor ihm gleich sind, ist in letzter Linie das Ideal der Humanität und des Socialismus erwachsen, daß alle Menschen das gleiche Daseinsrecht, den gleichen Daseinswerth haben, und dieses Ideal hat das Handeln in diesem und im vergangenen Jahrhundert ganz wesentlich beeinflußt. Mit der Entwickelungslehre ist dieses Ideal unvereinbar. Sie muß mit ihm brechen, sobald sie sich ihrer unmittelbarsten Folgerungen bewußt wird. Sie kennt nur Tüchtige und Untüchtige, Gesunde und Kranke, Genies und Ataviſten. An die Stelle des Wohls aller Menschen, die heute auf der Erde wohnen, muß ihr eine glänzende Zukunft der am höchsten entwickelten Race treten. Und wie Humanität und Socialismus versucht haben, aus der Gleichberechtigung aller Menschen Normen für das individuelle Handeln abzuleiten, so wird eine Ethik, die völlig auf dem Boden der Entwicklungslehre steht, das gleiche mit ihrem Ideal der Racenzukunft zu thun versuchen. Eine solche Ethik ist im höchsten Sinne Entwicklungsethik. Dem Manne, dem es gelingt, diese Normen zu finden und sie in die Formel zu kleiden, welche die Massen hinreißt und für das neue Ideal begeistert, das die Entwicklungslehre aufgezeigt hat, wird die Geschichte des geistigen Lebens seinen Platz neben Moses, Buddha und Jesus anweisen. Darwin, Malthus und Spencer haben gezeigt, daß selbst bei der minimalsten Zunahmerate ein Wettbewerb zwischen den einzelnen Individuen derselben Art mit Nothwendigkeit eintreten muß. Darwin fügt dieser Erkenntniß den Satz bei, daß unter ihnen die den Daseinsbedingungen am besten Angepaßten überleben. Die andern gehen im Wettbewerb um die Daseinsmittel zu Grunde; das ist die natürliche Auslese. Dieses Princip wird in der Thierwelt noch verstärkt durch die geschlechtliche Auslese oder Zuchtwahl. Was sich nun in der Natur als das beherrschende Gesetz erwiesen hat, das muß auch auf die Entwicklung des Menschen innerhalb der Cultur Anwendung finden. Und so proclamirt denn Hr. Tille als oberstes sittliches Gesetz die Auslese der Tüchtigsten und die Ausscheidung der Untüchtigsten. Um dieses oberste sittliche Gesetz durchzuführen, ist es nach ihm nothwendig: 1) das Erbrecht aufzuheben und allen Lohn nur an die Leistung zu knüpfen; 2) den Krieg als eine Form von Ausscheidung der Tüchtigsten abzuschaffen und 3) allen erblich Kranken die Ehe zu verbieten. Damit seien dann alle äußeren Umstände, welche die reine Auslese stören könnten, beseitigt und dieselbe könne nun vor sich gehen und die Menschengattung zur höchsten Vollendung führen. Welche Vorzüge mit dieser im einzelnen verbunden sein werden, weiß der Verfasser freilich nicht anzugeben; aber daß es nur solche sein können, welche die Race fördern, ist ihm zweifellos. Später aber, im Schlußcapitel, welches als „Das neue Ideal“ überschrieben ist, wird ihm das glücklicherweise vollständig klar, und wir werden mit dem zweifellosen Ergebniß dieser Züchtung eingehend bekannt gemacht: es ist Nietzsche's Uebermensch, auch genannt der „lachende Löwe“, „der Herrenmensch“ oder die „blinde Bestie“. Dieser Herrenmensch besitzt eine eigene Moral, „welche die positive Leistungsfähigkeit als den Gipfel der Tugend bezeichnet“.

[1]) Dr. Alexander Tille. „Von Darwin bis Nietzsche.“ Verlag von C. C. Naumann in Leipzig. 1895. X u. 241 S.

Ebenso existirt für den Durchschnittsmenschen, den Sklaven des Tille'schen Zukunftsstaates, eine eigene Moral. Als die Merkmale des Uebermenschen werden angegeben: tapfer, muthig, arbeitsam, denkscharf, ausdauernd, listig, verschlagen, umsichtig, vorausberechnend, selbstvertrauend, zäh, eroberungslustig, herrisch, fähig, gebieterisch, lebensfroh, daseinsdurstig. Dagegen sind die Eigenschaften des Durchschnittsmenschen oder Sklaven: Demuth, Feigheit, Unterwürfigkeit, Leistungsunfähigkeit, Verzagtheit, Biederkeit, Ehrlichkeit und Selbstlosigkeit (wörtlich! s. S. 211 u. 125). Jeder, den die Natur nicht mit der Geistesschärfe des Hrn. Tille bedacht hat, wird in diesem fabelhaften Uebermenschen zwei ihm leider ganz wohlbekannte Personen zu entdecken vermeinen, von welchen er den einen als brutalen Gewaltmenschen, den andern kurzweg als Halunken bezeichnet hat. Er weiß, daß jener im Kampfe ums Dasein sich verlassen wird auf die Wucht seiner Fäuste, die Kraft seiner Arme, die Gelenkigkeit und Ausdauer seiner Beine, dieser auf seine eherne Stirn und die Niedertracht seiner Gesinnung, die selbst vor der schändlichsten That nicht zurückschrickt.

Um solche Uebermenschen heranzuzüchten, soll also nach Tille's Vorschlag das Erbrecht, welches, wie er geschmackvoll sagt, auf den Narrenhausbegriff des Erbeigenthums sich stützt, aufgehoben werden. Den meisten Lesern unsres Werkes wird dieser Vorschlag nicht recht einleuchten wollen, und da sein Verfasser selbst sich dabei in einigen Widersprüchen ergeht, so müssen wir uns wohl die Mühe nehmen, die ganze Tiefe seines Ideenganges aufzudecken. Herr Tille ist nämlich ein ebenso energischer Gegner des socialistischen Zukunftsstaates, als der gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung. In jener Eigenschaft kann er selbstverständlich nicht vorschlagen, das Erbe zu gunsten der Allgemeinheit zu confisciren, und es bleibt ihm nur übrig, die sofortige Austheilung an die Tüchtigsten zu befürworten und so diesen den Kampf um das Dasein zu erleichtern. Nun ist es aber bekanntlich äußerst schwer, ja eigentlich ganz unmöglich, intellectuelle Veranlagungen zu erkennen und ihre Entwicklungsfähigkeit und Tragkraft mit vollster Sicherheit vorauszusagen. So meint der ausgezeichnete Darwinist Huxley, daß die schroff naturwissenschaftliche Methode, die Grundsätze der Entwicklung auf die menschliche Gesellschaft anzuwenden, schwerlich in den Bereich der praktischen politischen Wissenschaft falle; nicht wegen Mangels an gutem Willen seitens der großen Menge, sondern weil, um nur einen Grund anzuführen, wenig Hoffnung vorhanden ist, daß einfache Menschenkinder je genug Verstand besitzen werden, um die Geeignetsten auszuwählen. „Ich bezweifle," — sagt er weiter — „daß selbst der schärfste Charakterkenner, wenn er hundert Knaben und Mädchen unter 14 Jahren vor sich hätte, mit der mindesten Aussicht auf die richtige Wahl diejenigen herauszusuchen vermöchte, die als sicherlich nützliche Glieder des Gemeinwesens erhalten bleiben sollten, und andrerseits diejenigen, die mit Chloroform zu beseitigen wären, da sie die gleiche Bürgschaft böten, daß sie beschränkt, faul und lasterhaft sein werden." Diese Auffassung Huxley's deckt sich vollkommen mit der Schopenhauers, welcher meint: „Keineswegs lassen sich aus den im Knaben sich zeigenden intellectuellen Fähigkeiten die künftigen prognosticiren, vielmehr werden die ingenia praecocia, die Wunderkinder, in der Regel Fiachköpfe; das Genie hingegen ist in der Kindheit oft von langsamen Begriffen und faßt schwer, eben weil es tief faßt."

Hier zeigt sich nun recht deutlich die immense Ueberlegenheit des Hrn. Tille, der sich zum Zweck der Züchtung der Uebermenschen fast nur durch die physischen Merkmale leiten läßt. Zwar werden in der Zukunft, die er mit kühnen Strichen entwirft, die düsteren Verse Adolf Büchlers

„Narren, Schufte, feist und mächtig,
Blicken stolz herab vom Rosse,
Während Männer groß und edel
Keuchen tiefgebeugt im Trosse" u. s. f.

eine ausnahmlose Geltung besitzen, während sie dieselbe in der Gegenwart nur ab und zu, ja, wenn man es recht erwägt, überhaupt nur eine temporäre Bedeutung haben. Denn noch hat bis jetzt jeder Schurke vom Rosse steigen müssen und der Edle hätte es wirklich immer selbst einnehmen können, wenn er nicht unterdessen längst gestorben und verdorben wäre; freilich hätte er manchmal ein paar hundert Jahr alt werden müssen. Allein solch philiströse und im Grunde unwahre Erwägungen — denn was nützt ein Roß, wenn sechs wohlgefügte Bretter jede freie Bewegung verhindern, was Geld, Ruhm, Ehre und jede Daseinsfreude, wenn der Edle längst im Grabe modert? — können einen kühnen Geist, der die darwinische Theorie socialpolitisch aus- und umwerthet, unmöglich beirren, wenn es sich darum handelt, das Ideal der Züchtung einer neuen über Europa regierenden Kaste zu verwirklichen, „wenn die Zeit für die kleine Politik vorbei ist und schon das nächste Jahrhundert den Kampf um die Erdherrschaft, den Zwang zur großen Politik bringt". Wer ein Hufeisen in den Händen zerbricht, ein Rind mit einem Faustschlag fällt, der spricht eine Sprache, die der Dümmste und der Gescheidteste gleich gut verstehen; und der Vorschlag, nur solch sprechende rein physische Merkmale bei der Zuchtwahl zu berücksichtigen, ist offenbar der einfachste, der am leichtesten zu verwirklichende. In weiterer Verfolgung dieser tiefgründigen Ideen erschiene es uns ganz empfehlenswerth, die ausgewählten Züchtlinge um die anfallenden Erbschaften ringen und faustkämpfen zu lassen; der größte Antheil wird natürlich dem zugesprochen, der die meisten in den Sand streckt. Die Reglements hiezu kann man von bewährten Preisboxern, die zugleich als Preisrichter zu fungiren hätten, ausstellen lassen. Auf diese Weise wird der schöne Sport zu einer wichtigen nationalen Angelegenheit und befreit uns von dem harten Vorwurfe, daß wir ein Volk von Dichtern und Denkern seien. Allein auch die List und Verschlagenheit müssen gezüchtet werden. Nun paaren sich aber, wie man weiß, diese beiden mehr intellectuellen Fähigkeiten nur selten mit körperlicher Tüchtigkeit und Gewandtheit. Der Zuchtplan muß also entsprechend abgeändert werden und wir würden uns erlauben, hier folgende Vorschläge zu machen. Die listigsten und verschlagensten Züchtlinge gibt man bei Wucherern, Gründern, Stockjobbern, Wechsel- und Banknotenfälschern, Unter- und Ueberwerthern aller Art und ähnlichen dunkeln Ehrenmännern in die Lehre, indem man zugleich ein ansehnliches, möglichst hoch bemessenes Capital in ihre nicht allzu reinlichen Hände legt. Das Praktische dieser Idee ergibt sich aus folgendem. In den vormaligen dunkeln, durch das Licht der Zuchtwahl noch nicht erhellten Zeiten hat sich die höchst unzweckmäßige, zuchtwidrige Uebung entwickelt, allzu geringfügige Verdienste auf den in Frage stehenden Gebieten durch solide hanfene Halsbänder zu ehren, die, stramm angezogen und in angemessener Höhe befestigt, den also Geehrten nicht bloß aller Mühsal entrückten, sondern ihm auch zu einer dauernden Standeserhöhung mit stabilstem Gleichgewicht verhalfen. In unsern schon mehr aufgeklärten Zeiten dagegen ist der ganz andere Gebrauch entstanden, millionenschwere Verdienste mit linden, seidenen Bändern zu ehren, die im Knopfloch befestigt oder ungefährlich lose um den Hals geschlungen, dem Geehrten ein höchst stattliches, würdiges, Zutrauen erweckendes Aussehen verleihen. Gibt man nun dem Züchtling gleich ein schönes stattliches Capital in die Hand, so braucht er sich nicht mit Kleinigkeiten abzugeben, kann seine Intelligenz sofort im großen Stil bethätigen und entgeht so, was die

Hauptsache ist, der kritischen ersten Periode. Allein die stabile Standeserhöhung — keine ist so stabil, so im höchsten Grade dauerhaft wie diese, jede kann wieder rückgängig gemacht werden, wie bekannte Vorfälle im heutigen Frankreich beweisen — möchte doch wohl keiner gern missen. Und um diesem Wunsche zu entsprechen, möchte ich einfach eine Verschiebung in der Scala der Ehrungen vorschlagen, nämlich in der Weise, daß man mit der Verleihung der seidenen Bänder beginnt und mit der des Strickes von Hanf abschließt; er kann auch von Seide sein, wenn er nur genügend fest ist. Das gesammte Vermögen der also Geehrten fällt dem Staate anheim; man kann diese Maßregel ausreichend durch den Hinweis begründen, daß Standeserhöhungen, die auf keine Weise mehr rückgängig gemacht werden können, eben schweres Geld kosten. Von diesem baut dann der Staat Spitäler für solche Troddel, welche durch Biederkeit, Ehrlichkeit und Selbstlosigkeit im Kampf ums Dasein zu siegen vermeinten.

Wir kommen nun zum zweiten Zuchtwahlgesetz, zur Aufhebung des Krieges. Diesem stimmen wir selbstverständlich ohne jedes Amendement bei. Nur ist im höchsten Grade unklar, wie man lachenden Löwen den Krieg verbieten kann. Um nur eines anzuführen: wovon wollen denn diese Löwen leben, nachdem sie — um die zoologische Bildersprache beizubehalten — alle Schöpse und Kälber aufgezehrt haben? Werden sie jetzt nicht über einander herfallen? Oder wird es ihnen, denen alles möglich ist, möglich sein, sich nun sofort zu sanftmüthigen Wiederkäuern umzuzüchten? Es ist unrathsam, diesen Zweifeln weiter nachzugehen, wenn man nicht Gefahr laufen will, den ganzen genial ausgeheckten Plan ins Wasser fallen zu sehen. Kann man denn Löwen mit wirklichem Löwencharakter künstlich züchten? Würden das Ergebniß der Züchtung nicht vielmehr gemeine Menageriebestien sein, die zum Gaudium der schaulustigen Menge auf Commando sich niederlegen, sich aufbäumen, durch Reifen springen, das Schnupftuch apportiren u. s. w.? Und das sind doch lauter Dinge, zu welchen sich ein wahrer königlicher Leu, den die große freie Natur geschaffen, niemals herbeilassen wird. Ja, es will mich schier bedünken, daß die Idee mit der Löwenzüchtung eigentlich ein blendender Unsinn ist und daß wir besser thäten, zu überlegen, wie der schrecklichen Vermehrung der kleinsten Thiere, der Ratten und Mäuse, am besten gesteuert werden kann. Wie wäre es, wenn wir, statt Löwen zu züchten, uns nach einem guten deutschen Kater umsähen, einem ernsthaften und doch witzigen Kater, „der mit der Maus spielt, ehe er sie würgt". Es wäre durchaus nicht nothwendig, daß dieser alle Mäuse erwürgte — ein so ekles Geschäft darf man einem ernsthaften Kater nicht zumuthen — es genügte, zu spüren, daß ein solcher überhaupt da ist. Die Ratten und Mäuse sind gar kluge Thierchen; sie meiden das Haus, das sie von einem guten Kater bewacht wissen und suchen sich ein anderes Feld für ihre alles benagende, alles beschmutzende Thätigkeit.

Wir kommen nun zu dem Verbot der Eheschließung von seiten eines erblich Erkrankten. Hier haben wir denn Gelegenheit, die, freilich höchst kümmerlichen, Reste einer gewissen Humanität zu bewundern, die dem eisernen, unbeugsamen, nur von der Logik seiner erhabenen Grundidee beherrschten Socialpolitiker noch verblieben sind, trotz der immensen Studien zum Zweck der Hervorbringung seiner wirklich einzig dastehenden wissenschaftlichen Einzelarbeit; er sagt: „Es ist unter den heutigen Umständen gar nicht mehr nöthig, ein Individuum zu vernichten, um es auszuscheiden. Es ist aus der Gattung beseitigt, sobald es die Verpflichtung auf sich nimmt, nicht zu heirathen, was heute viele hochherzige erblich Kranke thun. Weigert sich das Individuum, dafür, daß es im Daseinskampf nicht einfach niedergetreten, sondern von anderen erhalten wird, auf die Ehe zu verzichten, dann erklärt es sich als Feind der Gattung und wird von der Gesellschaft am besten durch Gesetz an der Ehe verhindert, beziehentlich wie ein Verbrecher internirt." Wie edel, wie hochherzig, wie human! Der erblich Kranke wird heute — natürlich heute und im Gegensatz zu früheren Zeiten, wo man solche Humanität noch gar nicht kannte, sondern die Kranken einfach todtschlug — nicht mehr vernichtet oder einfach niedergetreten, sondern er bleibt erhalten und es wird ihm nur die Ehe verboten und er, falls er sich nicht fügt, nur wie ein Verbrecher internirt! Wir wollen uns auch hier nicht mit moralischen Erörterungen befassen, denen unser Socialpolitiker doch nur ein geringschätziges Lächeln entgegensetzen würde, wir wollen lieber auf die Sache selbst näher eingehen. Welche erblichen Krankheiten sind es denn, deren unglücklichen Trägern die Ehe von Polizei wegen verboten werden muß? Wie alle großen Leute, die nur in Ideen „machen" — man genehmige diesen geschmacklosen, dem Sprachschatze des Commis voyageur entlehnten Ausdruck —, hält sich Hr. Tille bei diesem heiklen Punkte gar nicht auf, namhaft macht er eigentlich nur die Schwindsucht. Allein was sagen denn die Pathologen über die Erblichkeit der Schwindsucht? Vermuthlich hat Hr. Tille die Idee davon irgend einem alten Schmöker entnommen; ich habe selbst einige daraufhin durchgesehen, aber keinen gefunden, der sich hier so sicher ausgedrückt hätte, als es nothwendig wäre, um ein so schwerwiegendes, so tief in alle socialen Verhältnisse eingreifendes Verbot darauf zu gründen; möglicherweise hat Hr. Tille auch nicht einmal dieses gethan, sondern stützt sich nur auf eine allgemein verbreitete Volksmeinung. Wie dem auch sei, wir haben heute einige classische Untersuchungen, welche über die Genesis der Tuberculose ein ganz neues Licht verbreiten. In erster Linie die von Robert Koch: „Ueber die Aetiologie der Tuberculose" (Berliner klinische Wochenschrift 1882, S. 221). Darin ist alles enthalten, was wir Neues und Zuverlässiges über die Uebertragbarkeit dieser fürchterlichen Krankheit wissen; aber über die Erblichkeit heißt es kurz: „Auf die Verhältnisse der erworbenen oder ererbten Disposition, welche in der Aetiologie der Tuberculose unzweifelhaft eine bedeutende Rolle spielen, jetzt schon eingehen zu wollen, würde zu sehr in das Gebiet der Hypothese führen." Ueberhaupt scheint man immer nur, so weit ich mich zu orientiren vermochte, die Erblichkeit der Disposition, niemals aber der Krankheit selbst behauptet zu haben; und das ist doch von vornherein scharf zu unterscheiden. Indeß drückt Dr. Cornet, der als einer der ersten mit größtem Eifer und Scharfsinn die von Koch eröffneten Wege weiter beschritt und nächst ihm sich die größten Verdienste um die Ermittlung von Maßregeln zur Bekämpfung dieser Krankheit erworben hat, sich ganz entschieden gegen die Erblichkeit aus: „Die alltägliche Erfahrung, daß oft ganze Familien der Krankheit erliegen, veranlaßte den allgemein herrschenden Glauben, daß sie erblich sein müsse, daß sie von den Eltern auf die Kinder und Kindeskinder übergehe. Bei dieser Auffassung war es selbstverständlich, daß man an eine Beschränkung und Ausrottung dieser Krankheit so wenig denken konnte, als an eine Beseitigung des socialen Elends, als an eine Verhinderung, daß kranke Menschen Kinder zeugten. Heute sind nun unsre Anschauungen wesentlich andere geworden." („Wie schützt man sich gegen die Schwindsucht?" Hamburg 1889, S. 6.) Als ich dieses gelesen, glaubte ich weitere Nachforschungen über diesen Punkt einstellen zu dürfen; denn nunmehr hatte ich auch das letzte Princip der wissenschaftlichen Denkweise des Hrn. Tille gefunden: Es ist der feste Glaube

an die absolute Wahrheit und Untrüglichkeit wissenschaftlicher oder doch dafür gehaltener Lehrsätze! Den Glauben, welchen der Vater ihn gelehrt — die Wiege unsres Helden stand nämlich in einem deutschen Pfarrhause! —, den Nietzsche's Philosophie ihm geraubt, hat Hr. Tille wiedergefunden auf den Feldern der Wissenschaft. So erfreulich es nun an sich ist, daß die Einflüsse einer veralteten Sittlichkeit selbst bei Umwerthung aller Werthe sich nicht gänzlich verwischen, so muß doch bemerkt werden, daß diese hier an einem ganz ungeeigneten Punkte zu Tage treten. Der Glaube gehört nicht in die Wissenschaft, hier darf nur rücksichtslose, nachdrückliche, alles erwägende Kritik geübt werden. Vorläufig hat die Wissenschaft nur über Annäherungswerthe, über relative Wahrheiten zu verfügen, denen wir um so mehr Zutrauen schenken dürfen, je mehr sie durch die Erfahrung und das Leben bestätigt werden; jene muß sich also diesen beiden anpassen, nicht aber können wissenschaftliche Thesen die unumstößlichen Normen für alle Erfahrung und für das gesammte Leben abgeben. Dagegen hat der Glaube heute noch, und er wird sie immerdar behalten, eine sehr hohe moralische oder praktische Bedeutung; es ist dies der Glaube an den geschichtlichen Fortschritt, die unabsehbare Entwicklungsfähigkeit des Menschengeschlechts, an den endlichen Sieg der Wahrheit und der sittlichen Tüchtigkeit. Aber gerade hier ist der Punkt, wo der Glaube des Hrn. Tille vollständig erloschen ist. Er erwartet das Heil des Menschen nicht vom Menschen selbst, sondern von einer außer ihm stehenden Gewalt, der er sich blindlings zu unterwerfen hat. Hr. Tille bestätigt damit wieder die Beobachtung, daß, wer in der Theorie phantasirt, in der Praxis nothwendig octroyirt. Und in der That würde das von ihm zusammengestoppelte System den härtesten und drückendsten Zwang bedeuten, der je auf der Menschheit gelastet. Es würde ebenso wie der Sociatismus, Communismus und Anarchismus, welch letzteren es am meisten verwandt ist, alle sittlichen Bande zwischen den Menschen lösen, jede Individualität dadurch zerstören und nur noch bloße Objecte übrig lassen, die von der blinden Gewalt dahin und dorthin geschoben werden; wo sie nur noch vermöge ihrer rein physischen Beschaffenheit zu wirken vermögen, nicht aber ihrer intellectuellen und moralischen, die beide aufgehoben sind.

Fassen wir unsre Kritik zusammen, so hat Hr. Tille die Ehre zu beanspruchen, die ruchtoseste und zugleich widersinnigste Theorie erfunden zu haben, die je einem menschlichen Gehirn entstammt ist; denn sie geht dahin, die menschliche Gesellschaft der Ausbeutung und alle Güter des Daseins einer Rotte von Leuten zu überweisen, die zur einen Hälfte aus brutalen Gewaltmenschen, zur andern aus Gaunern besteht. Diese mögen sich bei ihm bedanken; er hat für sie gefordert, was Moses für das auserwählte Volk, Buddha und Christus aber für alle Menschen ohne Ausnahme anstrebten. Aber da diese beiden den Widerspruch von Wunsch und Erfüllung, von Lehre und Leben, von Vorstellung und Sein erkannt hatten, so lehrten sie Entsagung; und der eine von ihnen lehrte noch den Glauben an das Reich, das nicht ist von dieser Welt, in dem aber alle Hoffnungen und Wünsche in Erfüllung gehen. Viele von uns glauben nicht mehr an dieses Reich; dann grüne und blühe aber um so kräftiger der neue Glaube in ihnen, daß es besser werden müsse auf Erden, besser für alle, die reinen Herzens und guten Willens sind.

Carlo Goldoni.

Von Dr. M. Landau.

II.

Nach den landläufigen Schilderungen herrschte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Commedia dell' arte mit den Charaktermasken der Brighella, Arlechino, Pantalone u. s. w., mit ihren rohen, oft unanständigen Späßen, mit ihrer abenteuerlichen oder unsinnigen Handlung unumschränkt auf den italienischen Bühnen. Der Dichter, der das Scenarium verfaßte, war ganz unbedeutend im Vergleich mit den Schauspielern, und unter diesen waren wieder die Komiker die wichtigsten, je mehr Mätzchen und Schnurren sie machten, um so beliebter — da kam Goldoni und reinigte das Theater von allem moralischen und künstlerischen Schmutz, vertrieb die Clowns und Harlekins und führte das regelmäßige, vom Dichter ganz allein verfaßte Lustspiel wieder ein. Und das Datum für diese Reform konnte man fast ganz genau angeben: 1748 bis 1749. Das stimmte mit der Theorie von dem Beginn der Reform nach dem österreichischen Erbfolgekrieg, als hätte man von Aachen an den Advocaten Carlo Goldoni in Venedig telegraphirt: wir haben eben Frieden geschlossen, Sie können die Theaterreform beginnen und Ihre „Schlaue Wittwe" aufführen lassen.

„Mit der „Schlauen Wittwe"", sagt der geistvolle, aber nicht sehr gründliche De Sanctis, „offenbarte Goldoni sich selbst und dem Publicum seine Eigenart." „Alles, was er vor 1748 schrieb, war nur ein Herumtasten und Versuchen", sagt Galanti, „er versuchte sich gleichzeitig in allen Gattungen, ein Verzeichniß seiner bis dahin geschriebenen Stücke — Musikdramen, Tragödien, Lustspiele, ganz oder theilweise mit Masken und Improvisation — zeigt, wie er trotz aller schönen Phrasen über seinen Weg in Ungewißheit war; seine Reform beginnt 1748 mit der „Schlauen Wittwe" (Vedova scaltra). Und an einer andern Stelle: „Das Jahr 1749 bezeichnet eine wichtige Epoche im Leben Goldoni's und in der Geschichte des italienischen Theaters."

Ebenso sagt Löhner: „Nel 1748 comincia dunque la riforma scenica Italiana."

Nach Rabany war Goldoni bis 1750 noch ein vorsichtiger Reformator und bis dahin herrschte noch unumschränkt die Commedia dell' arte; Goldoni versetzte ihr den Todesstoß, aber er eignete sich ihre Manier an, folgte ihren Traditionen und hat eigentlich nur das aufgeschrieben, was früher improvisirt wurde." Das ist in mancher Beziehung richtig, stimmt aber nicht mit dem, was er an anderer Stelle sagt: „La comédie ne pouvait échapper à cette influence (dem Geist der Reform); sa renaissance date de deux hommes, tous deux Vénétiens: Goldoni et te comte Carlo Gozzi."

Daß Gozzi's Wirksamkeit ohne jeden Einfluß auf das italienische Theater blieb, das wollen wir hier nicht weiter berühren; aber die Renaissance begann keineswegs mit Goldoni, vielmehr lange vor diesem.

Die Reformversuche begannen schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in der römischen Akademie Arcadia, freilich noch unsicher und ungeschickt herumtastend, mit pedantischen Spielereien, aber doch mit der Ueberzeugung, daß etwas zur Hebung und Reinigung der Literatur geschehen müsse. Schon 1706 empfahl der gelehrte Muratori den Regierungen, „gute Tragödien und Komödien von zu diesem Geschäft befähigten Leuten verfassen zu lassen, und wenn sie sich mit dem Dichterruhm nicht begnügen, möge man sie durch klingenden Lohn dazu anspornen." In Venedig versuchten um jene Zeit die Theaterdirectoren Cotta und Riccoboni das Publicum für die regelmäßige

Digitized by Google

classische Tragödie zu gewinnen, freilich mit geringem Erfolg.

Viel größeren Erfolg hatten drei Toscaner mit dem Lustspiel, und diese kann man neben Molière als die eigentlichen Lehrmeister Goldoni's betrachten; ja er ist vielleicht erst durch sie zum Studium Molière's veranlaßt worden.

Und nun begreifen wir erst das bisher unerklärt gebliebene Datum 1748—49: Goldoni verbrachte die vier Jahre 1744—1748 in Toscana. Dort beherrschte keine Commedia dell' arte so unumschränkt die Bühne wie in Venedig, dort wurde er mit regelmäßigen neuen italienischen Lustspielen bekannt, dort war seine eigentliche Schule, aber er hat die Namen seiner Meister verschwiegen!

Drei Toscaner — Girolame Gigli (1660—1722), Jacopo Angelo Nelli (1670—1766) und Giov. Battista Fagiuoli (1660—1742) — haben lange vor Goldoni, zum Theil noch bevor er geboren wurde, Lustspiele geschrieben in der Form, wie er sie dann pflegte und weiter ausbildete. Sie stehen ihm an Talent nach, sie ahmen noch zum Theil die Lustspieldichter des sechzehnten Jahrhunderts nach, aber sie haben auch schon manches von Molière gelernt. Der Inhalt ihrer Stücke und manche rohe Scene verletzen mitunter unser Gefühl, aber sie sind, besonders Nelli und Gigli, Männer von Gelehrsamkeit und nehmen an den Reformbestrebungen in der Literatur Theil. Sie verkünden nicht, daß sie die Commedia dell' arte bekämpfen wollen, aber sie haben sich von ihr entschiedener als Goldoni losgesagt, sie verdrängen sie thatsächlich mit ihren realistischen, die Sitten ihrer Zeit schildernden Stücken, welche großen Beifall finden und auch außerhalb Toscana's vielmals aufgeführt werden.

Gigli's „Don Pilone", eine Bearbeitung, man könnte eher sagen Uebersetzung, des Tartuffe erschien 1712, sein „Schwesterchen des Don Pilone" (La sorellina di Don Pilone) 1716. Nelli's Stücke begann man 1731 zu drucken, von denen Fagiuoli's erschien 1734—36 eine Ausgabe in Florenz, 1753 eine zweite siebenbändige in Venedig. Als Goldoni nach Florenz kam, lebte noch der alte Nelli, Fagiuoli war zwei Jahre vorher gestorben, aber seine Lustspiele wurden noch aufgeführt; in der Akademie der Apatisti ward ihm nach seinem Tode eine lange Trauerrede gehalten, und Goldoni verkehrte mit den Mitgliedern der Akademie, besuchte ihre Sitzungen; aber die Namen Nelli und Fagiuoli kommen in seinen Memoiren nicht vor. Er habe als Kind, erzählt er, viele komische Dichter gelesen und am besten habe ihm Cicognini (ein schlechter Dramatiker des siebzehnten Jahrhunderts) und Machiavelli's Mandragora gefallen. Die Namen seiner unmittelbaren Vorgänger nennt er nicht. Dem Heuchler in seinem „Molière" gibt er den Namen Pirlone, wahrscheinlich nach Gigli's Don Pilone (Tartuffe). Als Kind von zwölf Jahren wirkt er bei der Aufführung des „Schwesterchens des Don Pilone" in einem Liebhabertheater mit, wie er in seinen Memoiren erzählt, ohne den Namen Gigli zu nennen. Die Aufführung fand nicht, wie Löhner meint, in einem Teatro di Collegio statt, sondern während der Ferien in einem Privathause. Schlimm genug, daß dieses Stück, das in manchen Scenen die verwegensten modernen Naturalisten erreicht, von Schulbuben aufgeführt wurde, und es war der Vater des kleinen Goldoni, welcher die Vorstellung arrangirte!

Aber nicht bloß als Reformator folgte Goldoni den Toscanern nach, ihr Einfluß ist auch in manchen seiner Stücke wahrnehmbar. Wenn wir seine unnachahmlichen, das Leben der venetianischen Fischer und Schiffer schildernden Stücke bewundern, so dürfen wir nicht vergessen, daß Fagiuoli ihm mit seinen toscanischen Bauernkomödien vorangegangen ist. Was für eine reizende Dorfgeschichte ist nicht dessen „Il vero amore non cura interesse", und ein so treues standhaftes Liebespaar wie Nanni und Lena findet sich in keinem Stücke Goldoni's. Auch mit der Schilderung des Unwesens der „Hausfreunde" (Cicisbei) ist ihm Fagiuoli vorangegangen.[1]) Aber dieser bleibt stets Toscaner und schildert nur die Menschen und Dinge dieses Stücks Italien, das er so gut kannte. In weiser Selbsterkenntniß bleibt er stets auf dem ihm bekannten Boden, während Goldoni, um dem Geschmacke des Publicums zu huldigen, uns nach England und Persien, nach Holland und Algier führt, Sitten, Menschen und Zustände zu schildern unternimmt, von denen er nicht die geringste Kenntniß hatte.

Noch strenger hält sich Nelli innerhalb der städtischen, bürgerlichen Sphäre, aber er ist auch ein treuer Schüler Molière's und übte wieder Einfluß auf Goldoni aus. In seinem „Dienstmädchen beim Bäcker" ist die Haupthandlung aus der École des femmes genommen, aber die Nebenhandlung mit den köstlichen Dienstbotenscenen präludirt schon den „Massere" Goldoni's. Auch die in mehreren Stücken des Venetianers vorkommende, das ganze Haus beherrschende Haushälterin (Donna di governo, donna vendicativa, Castalda) finden wir schon in Nelli's Serva padrona. Goldoni's Famiglia del Antiquario ossia la suocera e la nuora ist offenbar eine Nachahmung von Nelli's gleichbetiteltem Stück mit den die beiden Parteien gegen einander hetzenden Dienstboten. Aber der Ausgang ist bei diesem hübscher und befriedigender als bei Goldoni, mit dem Vertrag und der Uebergabe der Hausregierung an Pantalone.

Nelli's Viluppo ovvero il matrimonio per astuzia hat Goldoni in der Sposa sagace zum Theil nachgeahmt, doch ist die kluge Tochter beim Toscaner viel liebenswürdiger. Ueberhaupt übertrifft Nelli mit seinen Mädchenfiguren alle gleichzeitigen Lustspieldichter, ja selbst den ihm sonst weit überlegenen Goldoni und den großen Molière. Bei Nelli sind die Mädchen nicht alle in derselben Form gegossen, sondern jedes hat seine eigenthümlichen Züge. Sie sind mehr sentimental als naiv; sie wollen freilich heirathen, aber nicht — wie oft bei Goldoni — den ersten Besten, um unter die Haube zu kommen, sondern den Mann, den sie lieben. Sie vertheidigen das Recht ihrer Liebe gegen die Eltern, aber ohne den Respect und die kindliche Liebe zu verletzen.

Bei Goldoni sind aber die Mädchen aus dem Bürgerstande oft von einer entsetzlichen Nichtigkeit und prosaischen Flachheit. Nur selten gelingt ihm eine Cokette oder Sentimentale, wie in den Smanie per la villeggiatura. Seine Naiven sind dümmer als die Gänse, und gegen die Rosaura im Contratempo ist die moderne Naive, welche fragt: „Mama, was ist ein Lieutenant?" noch eine Aspasia.

Rabany erklärt das Mangelhafte der Mädchengestalten Goldoni's aus der unbedeutenden Rolle, welche sie im alten Lustspiel, in der Commedia dell' arte hatten, und zieht daraus den richtigen Schluß, daß die Reform Goldoni's noch eine sehr unvollständige war, daß in seinem Lustspiel noch viel von der von ihm bekämpften Maskenkomödie steckte. Daß der um eine Generation ältere Nelli ihm in dieser Beziehung überlegen war, das weiß Rabany nicht und das scheinen auch alle die, welche über Goldoni schrieben, nicht gewußt zu haben.[2])

---

[1]) In Goldoni's Musikdrama aus dem Jahre 1760 „Amor contadino", unter dessen Personen Lena und Ciappa (ein bei Fagiuoli oft vorkommender toscanischer Bauer) sich finden, vermuthe ich eine Bearbeitung von dessen obenerwähnter Bauernkomödie.

[2]) Klein, in seiner Geschichte des Dramas, erwähnt Nelli gar nicht, von Fagiuoli scheint er nur zwei Stücke zu kennen und schreibt im übrigen Baretti nach, der dessen Lustspiele auch weniger kannte. Erst in neuerer Zeit ist Fagiuoli von Mariano Bencini und Guil. Baccini nach Verdienst behandelt worden. Ein neues Werk über Nelli außer der Einleitung Moretti's zu dessen Lustspielen existirt meines Wissens nicht.

Digitized by Google

Etwas schärfer charakterisirt und lebensvoller sind bei Goldoni die Mädchen aus den niederen Ständen, wie überhaupt seine Volksstücke — wie die Baruffe chiozzote, welche Goethe so gut gefielen, die Rusteghi, das Campiello, die Massere, die ganz im Dialekt geschriebenen Donne di casa soa, die Putta onorata — das Beste und Schönste sind, was er geschrieben hat.

Sehr gut ist in Una delle ultime sere di Carnevale das Leben der kleinen Fabricanten und besseren Handwerker in Scherz und Ernst geschildert. Der junge nach Rußland berufene Zeichner Anzoletto in diesem Stück repräsentirt den Dichter selbst, der damit vor seiner Abreise nach Paris von seinem lieben Venedig Abschied nahm.

Außer diesem halben Dutzend hat Goldoni noch ungefähr ein Dutzend guter Stücke geschrieben, die man noch jetzt mit Genuß lesen kann. Aber es sind nur solche Stücke, welche in und um Venedig spielen; schwächer sind die, deren Handlung in anderen Städten Italiens spielt, und ganz ungenießbar wird er für uns, wo er den Boden seines Vaterlandes verläßt. Goldoni schrieb solche Stücke, weil das Publicum sie forderte, und sie fanden bei diesem auch Beifall, weil es die fremden Länder und Völker nicht besser kannte, als der Dichter. Auch seine drei Dichterdramen, der ernst gemeinte Tasso, der den Eindruck einer Travestie des Goethe'schen macht, der Molière, der im Inhalt an Gutzkows Urbild des Tartuffe erinnert, aber in der Ausführung tief unter diesem steht, und der Terenz sind schwache Stücke.

Wie Antäus war Goldoni am stärksten, so lange er die heimische Erde berührte, aber es ging ihm auch wie dem Ikarus, wenn er die hausbackene Prosa verlassend mit künstlichen Schwingen einen Flug ins hohe Reich der Poesie unternahm. Obwohl er selbst die Prosa für die dem Lustspiel angemessenste Form hielt, obwohl er an den von Martelli nach Italien importirten Alexandrinern keinen Geschmack fand, setzte er doch seinen Ehrgeiz darein, auch Stücke in gebundener Rede zu schreiben. So schrieb er außer den drei Dichterdramen noch mehrere andere Stücke in klappernden martellianischen Versen und bot damit dem Spotte Gozzi's eine willkommene Zielscheibe.

Und doch hatte er seinem Gegner Gozzi und seinem Rivalen, dem Abate Chiari, einen großen Theil seines Ruhmes zu verdanken. Fast gleichzeitig mit Goldoni und noch entschiedener als dieser, aber mit viel weniger Talent, hatte Chiari die Commedia dell' arte durch regelmäßige Schauspiele in Venedig zu verdrängen begonnen. Er war ein eifrigerer Schüler der französischen Philosophen und Reformer als Goldoni und wirkte auch durch seine Schriften für die Verbreitung ihrer Ideen. Volksstücke hat er nur sehr wenige geschrieben, aber in Rühr- und Abenteuerstücken wetteiferte er ein Jahrzehnt lang mit Goldoni, schrieb noch unerträglichere Alexandriner als dieser und genoß doch fast dieselbe Gunst beim Publicum. Schrieb Goldoni eine „Persische Braut", so folgte Chiari mit einer „Chinesischen Sklavin", sein Molière folgte dem Goldoni's auf dem Fuße; bearbeitete Chiari Voltaire's Écossaise, so beeilte sich Goldoni, seine Bearbeitung auf die Bühne zu bringen; schrieb Chiari einen „Plautus", so folgte Goldoni mit einem „Terenz", in dem er auf den Verfasser des Plautus stichelte; Chiari schrieb einen Poeta comico und einen Medico veneziano, Goldoni ein Teatro comico und einen Medico olandese, Chiari einen venetianischen, Goldoni einen englischen Philosophen u. s. w. Auf Goldoni's „Schlaue Wittwe" machte Chiari eine grobe Parodie „Die Schule der Wittwen", aber die Staatsinquisitoren fanden in beiden Stücken „Beleidigung fremder Nationen" und verboten die Aufführung. [1])

[1]) Löhner im Archivio veneto vol. 23. Rabany hat den Kampf Goldoni-Chiari-Baretti-Gozzi gar zu flüchtig behandelt.

Da kamen Baretti mit seinen kritischen Schriften, Graf Gozzi mit seinen Märchendramen (Fiabe) und stifteten Frieden zwischen den alten Rivalen, indem sie beide in heftigster Weise, Gozzi besonders bösartig und denunciatorisch, angriffen.

Diese Kämpfe erregten großes Interesse, denn Venedig war damals die größte Theaterstadt Italiens, nach Paris vielleicht die größte Europa's. Auf sieben öffentlichen Bühnen, wovon drei für das Lust- und Schauspiel, wurde gespielt; außerdem gab es viele Liebhabertheater. An einem Abend fanden manchmal mehrere erste Vorstellungen statt und in einem Stücke Goldoni's wird eine Verschwenderin geschildert, welche keine Premiere ausläßt: Tutte le prime recite le c'è sue. (Le donne gelose I Sc. 1.)

In Zeitungen und Broschüren, in Gesellschaften und Kaffeehäusern wurde über neue Dramen gestritten und die Autoren kämpften mit einander und mit den Kritikern in den Vorreden ihrer gedruckten Stücke. Es gab eine ganze Theaterliteratur, und es ist unrichtig, wenn Rabany (S. 114) sagt, daß Goldoni kein kritisches theilnehmendes Publicum, wie Molière, hatte.

Aber auch für die Verbreitung von Goldoni's Ruhm außerhalb Venedigs war gesorgt; denn Venedig war im achtzehnten Jahrhundert die Fremdenstadt par excellence, die Vergnügungsstadt Europa's. Der Fremdenzug nach Rom war wohl eben so stark, wenn nicht stärker als der nach Venedig, aber man ging mit ernsteren Zwecken nach der ewigen Stadt, und ihre Theater, auf denen keine Frauen auftreten durften, konnten mit den venetianischen nicht rivalisiren.

Das alles: die Rivalen, die Feinde, die Fremden — diente dem Ruhm Goldoni's, machte für ihn Reclame. Verfasser italienischer Musikdramen wurden seit dem siebzehnten Jahrhundert nach Wien berufen, aber Goldoni war der erste italienische Lustspieldichter, der eine Berufung nach Paris erhielt.

So kam es, daß er im Auslande, bei Deutschen und Franzosen, viel mehr Bewunderer fand als bei seinen Landsleuten; aber noch mehr ist das Ansehen seines Gegners Gozzi bei den Italienern gesunken. Und mit Recht. Nicht bloß als Dramatiker, auch als Mensch steht der Advocat höher als der Graf, der ihn nicht aus künstlerischen Motiven, sondern aus politischen und persönlichen bekämpfte. In Deutschland ist Gozzi von den Romantikern über Gebühr gepriesen worden, stand er doch Goldoni und Chiari ungefähr so gegenüber wie sie Iffland und Kotzebue. Aber Schiller, obwohl er die Turandot bearbeitete, hat Goldoni mehr geschätzt und den Triumph Gozzi's als einen unverdienten und vorübergehenden bezeichnet.

Rabany, der auch über Kotzebue ein Werk geschrieben hat, das viel gelobt wurde, kommt in dem über Goldoni auch wiederholt auf den deutschen Lustspieldichter zu sprechen, den er höher zu stellen scheint. Wenigstens bemerkt er bei zwei Stücken des Venetianers (La donna di garbo und L'osteria della posta), welche Kotzebue nachahmte, daß die deutsche Bearbeitung viel besser sei als das Original. Unserm Geschmacke nach wäre der Italiener vorzuziehen, obwohl der Deutsche vielseitiger ist. An ein so ernstes Thema, wie das in „Menschenhaß und Reue" behandelte, hat sich aber Goldoni nicht gewagt, wie er überhaupt mit ernsten Fragen sich nicht gern beschäftigte. Es fehlte ihm auch an gründlicher Bildung, besonders an Kenntniß der classischen Literatur, was freilich, wie De Sanctis meint, das Gute hatte, daß sein Geist von allem Unmodernen frei blieb. Goldoni hat sich nicht wie Metastasio im Alter mit der Poetik des Aristoteles geplagt und, wie Rabany bemerkt, einen Gassendi hat er nicht zum Lehrer gehabt. Er hat die Natur mit wunderbarer Treue copirt, seine Portraits sind

zum Sprechen ähnlich, sie sprechen und bewegen sich auch natürlich und lebendig; aber er zeigt uns doch nur ihr Aeußeres — ein Herzerforscher und Gedankenleser war er nicht. Er ist ein guter, liebenswürdiger, unterhaltender Gesellschafter, aber er flößt keinen Respect ein, und wenn eine schwere ernste Frage an uns herantritt, werden wir uns nicht an ihn um Rath wenden.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Dem Erforscher der Aschanti-Sprache, Missionar J. G. Christaller, widmet Prof. Franz Mistell in Basel in der „Allg. Schweiz. Ztg." folgenden Nachruf: Wiederholt konnte man in den letzten Zeiten die Aschantis (Asante) an der Goldküste West-Afrika's erwähnt finden, die nun mit der Einnahme ihrer Hauptstadt Kumassi von den Engländern besiegt und ihres Königs beraubt sind. Aber den Namen dessen, der ihre Sprache endgültig für die Wissenschaft erobert, trifft man selten in Zeitungen; es ist J. G. Christaller, der Mitte December 1895 ganz unerwartet im Alter von 68 Jahren zu Schorndorf in Württemberg verstarb. Von der Sprache der Asante, die auch Tschi genannt wird, schrieb er eine Grammatik (1875) und ein Wörterbuch (1881) und übersetzte außerdem die vollständige Bibel. Kaum ist je eine Negersprache mit solcher Genauigkeit behandelt worden, jedenfalls keine mit größerer. Insbesondere steht sie durch gewissenhafte Behandlung der Töne ganz einzig da, die in vielen Negersprachen eine große Rolle spielen, und denen der Verstorbene 1893 ein eigenes Schriftchen widmete. Dem Wörterbuch kommt nicht nur sprachlicher, sondern auch culturhistorischer und psychologischer Werth zu, da eine Masse Sprichwörter, ungefähr 3600, hineinverarbeitet sind, und was die Bibelübersetzung betrifft, so muß man Christallers Genauigkeit kennen, um zu wissen, daß sie ganz wie ein Originaltext angesehen werden kann; keine Phrase hat er erfunden, sondern aus über alles drei Eingebornen sich erkundigt. So ehrte ihn denn für die drei Werke in Anerkennung seiner Verdienste die Commission für den Volney-Preis in Paris 1876 und 1882 die goldene Medaille zu. Seine Forschungen erstreckten sich aber noch weiter auf die benachbarten Dialecte und Sprachen des Akra, Ga, Ephe, Jorubu u. s. w., und in den letzten Jahren wandte er seine Aufmerksamkeit, weil ein Sohn von ihm, Theodor, das Lehramt in Deutsch-Kamerun bekleidet, auch den südlichen Bantu-Sprachen, speciell der nordwestlichsten davon, dem Dualla, zu. Die Zeitschrift für afrikanische Sprachen, die, zuerst vom verstorbenen Büttner gegründet, jetzt Seidel herausgibt, enthält natürlich auch von Christaller Beiträge. Eine schöne Uebersicht der afrikanischen Sprachen gibt sein populärer Aufsatz im 9. und 10. Jahresbericht des württembergischen Vereins für Handelsgeographie 1892, der auch als Sonderabdruck von der Baseler Missionsbuchhandlung bezogen werden kann.

* Es sind in diesen Tagen acht Jahre verflossen, daß den königlichen Museen zu Berlin, dank der Freigebigkeit des Commerzienraths J. Simon, jene merkwürdigen Thontafeln aus dem Archiv eines ägyptischen Königs zu Theil wurden, deren Kenntniß für die Geschichte des alten Orients so fruchtbar geworden ist. Dem Sohne jenes verewigten Gebers, Hrn. James Simon, sind, wie der „Reichs-Anz." mittheilt, die Museen jetzt für eine neue ähnliche Bereicherung zu Dank verpflichtet; einen Fund von Thontafeln, der zwar nicht die historische Wichtigkeit jenes eben erwähnten „Fundes von Tell Amarna" hat, der aber dafür einen merkwürdigen Einblick in das Leben und in die Verwaltung einer weit zurückliegenden Vorzeit eröffnet. Es handelt sich um etwa 500 Tafeln aus gebranntem Thon, die mit altbabylonischer Keilschrift beschrieben sind und aus der bekanntlich südbabylonischen Ruinenstätte Tello herstammen. Vermuthlich gehören sie zu einem großen Funde, von dem bedeutende Theile dem Vernehmen nach auch in andere Museen Europa's gelangt sind. In der Mehrzahl sind es Actenstücke aus dem Tempelarchiven von Tello, aus der Zeit der südbabylonischen Könige Ine-Sin, Gamil-Sin und Bur-Sin, die um 2500 v. Chr. in der Stadt Ur der Chaldäer residirten, die uns ja auch aus der biblischen Patriarchengeschichte bekannt ist. Das Aeußere dieser Tafeln ist ein sehr verschiedenes. Sie sind rechteckig oder quadratisch, einige auch in Halbkugelform; ihre Größe schwankt zwischen 2½ Centimetre und 25 Centimeter; die Keilschrift ist bald mikroskopisch klein, bald groß und altertümlich; die Siegel sind bald auf die Tafel selbst gedrückt, bald stehen sie auf einer thönernen Umhüllung, die die Tafel umschließt und auch eine kurze Inhaltsangabe derselben trägt. Zur Datirung benutzt man bemerkenswerthe Ereignisse des Jahres; so z. B. ist eine Tafel datirt aus „dem Jahre, wo der König Bur-Sin die Stadt Urbellum zerstörte", eine andere aus dem „Jahre, wo König Ine-Sin die Städte Simurn und Lulubu zum neunten (!) mal zerstörte", eine dritte aus dem Jahre, wo der König „die Statue des Gottes Enlil errichtete" eine vierte aus dem „Jahre, wo der Mondgott, der Herr, das Orakel sprach" u. a. m. Es liegt auf der Hand, wie lehrreich diese Angaben für das Geschichtsbild jener fernen Zeit sind. So lange es in einem Jahre nach an einem Ereigniß fehlte, das zu seiner Bezeichnung dienen konnte, führte man den Namen des letzten oder zuweilen auch des vorletzten weiter und datirte also z. B. aus dem „Jahre nach dem Jahre, wo der König Ine-Sin Anschan zerstörte". Zuweilen wird auch das Jahr gegen sein Ende umbenannt, indem noch ein neu hinzugekommenes Ereigniß dem ersten beigefügt wird.

Wie schon bemerkt, rühren diese Thontafeln aus jener großen südbabylonischen Stadt her, deren Ruinen heute den Namen Tello führen und die im Alterthum Lagasch hieß; die Stadt besaß zahlreiche, reich dotirte Heiligthümer, und es ist die Verwaltung des Vermögens dieser Tempel, auf die unsre Tafeln sich beziehen. Dieses Vermögen, das vorzugsweise aus Aeckern und Viehheerden bestand, scheint nach den auf manchen Tafeln genannten Zahlen einen großen Umfang gehabt zu haben; so hören wir einmal von einer Getreideeinnahme von 3,853,838⅔ des gewöhnlichen Kornmaßes. Es ist interessant zu sehen, in welcher Weise dieses Vermögen verwaltet wird. Zunächst stellen die Schreiber kleine Schriftstücke für jedes einzelne Geschäft aus, so z. B. für die Einnahme einiger Säcke Korn, die ein Feldarbeiter von seinem Felde abliefert, oder für die Auszahlung eines Quantums Getreide als Lohn. Dann stellt ein Schreiber diese Einzelnotizen auf größeren Tafeln für einen bestimmten Tag zusammen, so haben wir z. B. eine Tafel, auf der die Löhne der Boten im Bezirk von Schirpurla am 15. April zusammengestellt sind. Hand in Hand damit gehen andere Zusammenstellungen, die für die verschiedenen Schreiber angeben, was sie eingenommen oder ausgegeben haben; so steht z. B. auf einer Tafel verzeichnet, was jeder der zehn Schreiber der Tempel von Schirpurla im ganzen an Löhnen an die Feldarbeiter dieser Tempel bezahlt hat. Endlich stellt man auf großen Tafeln Halbjahres- und Jahresberichte zusammen. Wie diese beschaffen waren, mag der folgende Anfang einer solchen Tafel zeigen, die die Ausgaben für Aussaat und Bebauung der Felder von 9 Tempeln während eines Jahres zusammenstellt: „Ein Feld von 172⅔ Acker zu 450 Maß Korn per Acker. Ein bewässertes Feld von 8⅔ Acker zu 450 Maß Korn. 1920 Maß Korn Lohn der gemietheten Arbeiter. Das Land gehört dem Tempel des Gottes Lugalzagga." Weiterhin werden folgende Posten als Summen angegeben.

1⅔	Acker	Feld	zu	540	Maß	per Acker
32	„	„	„	540	„	„ „
6	„	„	„	495	„	„ „
11½	„	„	„	360	„	„ „
85⅓	„	„	„	450	„	„ „

macht zusammen 63,765 Maß Korn.

20,400	Maß	als Lohn der gemietheten Arbeiter,
1,080	„	Korn für die Ochsen,
6,000	„	für die Leibrinnen,
5,040	„	für die Tempelleute,
8,400	„	für die Träger,

macht zusammen 115,185 Maß Korn ausgezahlt.

Aber es ist nicht nur dieses Verwaltungssystem der Tempel, das sich uns in diesen Thontafeln widerspiegelt; wir lernen auch zahlreiche Einzelheiten in ihnen kennen, die für die Beurtheilung des alten Babyloniens von Interesse sind. So läßt sich z. B. aus den Tafeln, die die Aussaat und Ernte verzeichnen, berechnen, daß die babylonischen Felder im Durchschnitt das 15. bis 50. Korn gewährt haben: ein reicher Ertrag, der aber freilich weit unter Herodots fabelhafter Angabe des 200. Korns zurückbleibt. Die Viehheerden bestehen überwiegend aus Schafen und Rindern, daneben kommen Ziegen und Esel vor, und zwei unsrer Tafeln betreffen auch die Fütterung der Tempelhunde. Die Verwaltung der einzelnen Städte und ihrer Tempel wird von sogenannten Patesi geführt, die dem König untergeben sind; es ist bemerkenswerth, daß auch eine Prinzessin einmal als ein solcher Patesi genannt wird. Die Priester und die Beamten, Soldaten und Arbeiter der Tempel beziehen ihren gesammten Lebensunterhalt aus dem Vermögen der Heiligthümer, in deren Diensten sie stehen; wie sie in ihrer Thätig-

keit von Beamtenwegen controlirt werden, lehrt uns eine merkwürdige Tafel des Fundes, die über die Verwendung zweier Moaaschaften von je 60 Mann (unter dem Hauptmann Luschamasch und dem Hauptmann Schzibaero) berichtet. Es sind davon u. a. an einem bestimmten Tage ausgesandt: 1 Mann zu dem Bewässerungscanal des Königs Dungi, 15 Mann beim König Dienst zu leisten, 8 Mann mit dem Schiff nach Niaa. Im ganzen sind 95 verwendet und nur 25 blieben zurück, „die nicht aus der Stadt gegangen sind".

* Auch in Rußland ist man seit einiger Zeit mit einer Abänderung des Programms der klassischen Gymnasien beschäftigt. Auf Initiative des Curators des St. Petersburger Lehrbezirks, Geheimraths Kapustin, wurde im Frühling vorigen Jahres eine aus den hervorragendsten Gymnasiallehrern der Residenz bestehende Commission niedergesetzt, die sich gemäß den Directiven des Ministeriums der Volksaufklärung unter der Leitung der Bezirks-Inspectoren mit der Revision des Programms für die classischen Gymnasien zu beschäftigen hatte. In den wichtigsten Fragoben dieser Commission gehörte es, das Zufällige und Unwesentliche aus dem Programm der Gymnasien auszuscheiden, ohne jedoch dadurch das allgemeine Niveau dieser Lehranstalten herabzudrücken. Wie die „St. Petersb. Ztg." erfährt, nähern sich die Arbeiten dieser Commission ihrem Ende und wenn, wie zu erwarten, das bereits entworfene neue Programm Bestätigung erlangen sollte, stehen dem russischen Gymnasialwesen durchgreifende Veränderungen bevor. So soll beim Unterricht in den alten Sprachen das Hauptgewicht auf die Lectüre der classischen Autoren gelegt werden, während dem Unterricht in der Grammatik eine zweite Rolle zugewiesen werden wird. Die Unterweisung in der Grammatik soll nur so weit gehen, als es zum Erreichen des Hauptzweckes erforderlich ist. Da die lateinischen und griechischen Extemporalia nach dem Urtheile der Commission keinen didaktischen Charakter haben, sondern von den Lehrern als Mittel betrachtet werden, sich über die Kenntnisse der Schüler zu informiren, so werden sie zukünftig ganz in Wegfall kommen. Als Ersatz für die Extemporalia sollen in regelmäßigen Zwischenräumen schriftliche Exercitien eingeführt werden, die in der Classe stattfinden sollen und bei denen die Benutzung von Hülfsmitteln (Wörterbüchern, Textbüchern mit Commentaren u. s. w.) gestattet werden wird. Was den Unterricht in der russischen Sprache anbelangt, so soll der Unterrichtsstoff, besonders alles, was auf die alte Literatur Bezug hat, nicht unwesentlich eingeschränkt, der Stoff auf die einzelnen Classen anders vertheilt und erhöhte Bedeutung den schriftlichen Arbeiten beigelegt werden. Auch die kirchenslavonische Sprache soll nach anderen Principien gelehrt werden. Ferner liegt die Absicht, vor, zur Förderung von Literaturkenntnissen literarische Colloquien wieder einzuführen. Um das Gedächtniß der Schüler nicht zu überbürden, ist auch in Aussicht genommen worden, den geographischen und historischen Unterricht sehr bedeutend zu modificiren und die bisher übliche Methode abzuändern. So soll z. B. bei der Wiederholung der alten Geschichte in der VIII. Classe ein großes Gewicht auf die Kunstgeschichte und auf die politische Geschichte der alten Culturvölker gelegt werden. Was den Unterricht in der Geographie betrifft, so konnte sich die Commission insofern mit dem jetzt üblichen Modus, nach welchem der Unterricht dieses Lehrfaches in der IV. Classe bereits eingestellt wird, nicht ganz einverstanden erklären, da das in den unteren Classen gebotene Material von den Schülern nur zu bald vergessen würde. In Anbetracht dessen ist der Beschluß gefaßt worden, noch in den oberen Classen, vornehmlich bei dem Unterricht in der russischen und allgemeinen Geschichte, den geographischen Cursus zu repetiren. Am wenigsten wird das Gebiet der Mathematik und Physik von den projectirten Aenderungen berührt; doch auch hier werden, besonders nach der theoretischen Seite hin, ziemlich weitgehende Veränderungen geplant. Als Neuerung verdient ferner hervorgehoben zu werden, daß es den Lehrern nahe gelegt werden soll, den jüngeren Schülern die einzelnen mathematischen Regeln und Lehrsätze in der Classe einzuprägen. Bereits ist das von der Commission entworfene Programm nebst motivirenden und erklärenden Bemerkungen an die pädagogischen Conseils der Gymnasien zur Beurtheilung versandt worden. Die Antworten müssen spätestens bis zum Frühling dieses Jahres dem Ministerium vorgestellt werden, damit die Gymnasien im nächsten Schuljahre ihre Thätigkeit nach dem neuen Programm eröffnen können.

* Die von der Neu-Guinea-Compagnie in Verbindung mit dem Auswärtigen Amt ausgerüstete neue Expedition zur Erforschung gewisser Theile von Kaiser Wilhelms-Land unter Führung des Botanikers Dr. Lauterbach, des Landwirths Tappenbeck und des Dr. Kettings, des Begleiters von Graf Goetzen bei der Durchquerung Afrika's, wird sich auf dem Reichspostdampfer „Sachsen" des Norddeutschen Lloyd nach Neu-Guinea einschiffen. Die „Sachsen" hat Bremen am Mittwoch, den 26. Februar, verlassen und geht am 10. März von Genua, wo die europäischen Theilnehmer der Expedition an Bord gehen, weiter. Der Dampfer ist am 3. April in Singapore fällig, wo die Reisenden auf die „Lübeck" übergehen, welche am 9. April von Singapore nach Neu-Guinea in See geht und am 25. April in Friedrich Wilhelms-Hafen eintrifft. Der Beginn der Expedition in Neu-Guinea selbst ist auf Anfang Mai festgesetzt. Die beiden erstgenannten Theilnehmer an der Expedition sind bereits aus der Erforschungs- und Bewirthschaftungsgeschichte Neu-Guinea's bekannt. Dr. Lauterbach hat als Botaniker im Dienst der Neu-Guinea-Gesellschaft wesentlich zur Erforschung von Kaiser Wilhelms-Land beigetragen. Hr. Tappenbeck, welcher ebenfalls jahrelang im Dienst der Neu-Guinea-Gesellschaft war, ist ein tüchtiger Kenner des Landes mit erheblichem praktischen Blick und großer Erfahrung.

* Die ihm zugefallene Hälfte des Alberto Levi-Preises der Pariser Akademie der Wissenschaften im Betrage von 25,000 Francs hat Prof. Behring in Marburg nunmehr, wie der nationalliberale Abgeordnete Stadtrath a. D. Dr. Weber als Referent des Cultusetats im Abgeordnetenhause anerkennend hervorhob, dem Staatsfonds zur Förderung der Serumforschung überwiesen. Dieser Fonds soll aus den zu erwartenden Ueberschüssen der amtlichen Controlstation für Diphtherie-Heilserum gebildet werden, welche vor wenigen Monaten zur Prüfung des in den Verkehr gelangenden Diphtherie-Serums geschaffen wurde.

* **Leipzig**, 3. März. Unter lebhafter Theilnahme feiert heute den 70. Geburtstag der Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Bonno Schmidt, ordentlicher Honorarprofessor in der medicinischen Facultät und Director des chirurgisch-poliklinischen Instituts derselben. Bei Dresden geboren, hat er in Leipzig, Prag, Wien und Paris studirt und bildete sich besonders an der Leipziger chirurgischen Universitätsklinik aus, an der er längere Zeit Assistent des Prof. Günther war. Seit 1865 außerordentlicher Professor, leitet er seit 1869 das genannte Institut und hat daran eine ausgedehnte Lehrthätigkeit entfaltet. Während des deutsch-französischen Krieges war er consultirender Generalarzt des sächsischen Armeecorps. Seine zahlreichen literarischen Arbeiten betreffen verschiedene Gebiete der Chirurgie, insbesondere aber die Orthopädie, namentlich die Verkrümmung der Wirbelsäule, deren Entstehung, Wesen und Behandlung, die Behandlung des Klumpfußes u. n. m.

* **Wien.** Dem Privatdocenten für österreichische Geschichte an der philosophischen Facultät der Universität Dr. Alfons Dopsch ist die venia legendi auf das Gebiet die historischen Hülfswissenschaften und der Geschichte des Mittelalters erstreckt worden.

zz. **Graz.** Ueber die Verwendung der Röntgen'schen Methode für die Edelsteinkunde gab Universitätsprofessor Dr. Doelter im hiesigen naturwissenschaftlichen Verein am 2. ds. interessante Aufschlüsse. Nicht nur der Diamant läßt sich, wie Prof. Doelter frühere nachwies, von seinen Imitationen (Bergkrystall, Straß) unterscheiden, auch Rubin und Saphir ebenso von Glasimitationen, sowie von ähnlich gefärbten, minderwerthigen Edelsteinen. Auch Einschlüsse in Edelsteinen, die sonst nicht erkennbar sind, lassen sich vermittelst der Röntgen'schen Photographie leicht erkennen. Prof. Doelter hat ferner durch zahlreiche Versuche den Zusammenhang zwischen Durchlässigkeit und Dichte der Mineralien studirt und gelangte dabei zu einem anderen Resultat als Röntgen, indem er die Mineralien von der Dichte unter fünf sehr verschieden durchlässig und hierin unabhängig von ihrer Dichte fand. So z. B. sind Diamant und Graphit ebenso wie Bernstein durchlässig, während Schwefel und Realgar vollkommen undurchlässig sind.

* **Krakau.** Dr. Franz Gabryl ward als Privatdocent für Fundamental-Theologie und christliche Philosophie an der theologischen Facultät der hiesigen Jagiellonischen Universität zugelassen.

* **Paris.** Der Unterrichtsminister hat Hrn. Charles Joret, Professor an der philosophischen Facultät zu Aix, wiederum nach Deutschland geschickt, um weitere Forschungen in Bibliotheken und Archiven anzustellen. Namentlich wird Hr. Joret in Weimar nach Urkunden und Schriftwerken zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts suchen.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 5. März. Nummer 54.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Georg v. Wyß in seiner Geistesart. — Die Continente und ihre geologische Geschichte. Von Paul Oppenheim. — Mittheilungen und Nachrichten.

Georg v. Wyß in seiner Geistesart.[1])

In dem Nekrolog, den F. v. Weech in diesen Blättern (1894, Beilage Nr. 66) dem hochverdienten Schweizer Historiker Georg v. Wyß widmete, war die Erwartung ausgesprochen, daß dessen Leistungen für die Geschichte der Eidgenossenschaft von berufener Hand ausführlicher geschildert würden. Diese Hoffnung, und weit mehr ist nun erfüllt worden. Der Nachfolger Georgs v. Wyß im Präsidium der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, der congeniale jüngere Freund, der sich schon vorher lange Jahre als Secretär mit Wyß in die Geschäftsführung dieser Gesellschaft getheilt hatte, hat dem Vorgänger ein Denkmal gesetzt, das uns nicht nur den Gelehrten, sondern auch den Menschen zeigt, wie er leibte und lebte. Die liebevolle Vertiefung, mit der dieses Lebensbild ausgeführt ist, entspricht so recht dem Wesen des Helden, in dem Pietät und treue hingebende Arbeit vor allem hervorstachen. Und durch die Schilderung dieser Arbeit wie der reichen Beziehungen, die Wyß mit deutschen und französischen Schweizern wie mit Reichsdeutschen unterhielt, gestaltet sich sein Lebensbild zu einer für die Geschichte des schweizerischen, ja des deutschen Geisteslebens werthvollen Quelle. Dem Biographen kam ein Zug zustatten, der Wyß im Verein mit anderen entschieden als Vertreter einer älteren Generation stempelt: die ihm im höchsten Grad eigene Begabung und Neigung, in Briefen seinem Denken und Fühlen Ausdruck zu verleihen. In brieflichem Gespräch mit Freunden sich zu ergehen, ihnen von seinem Thun zu erzählen, in den offensten Geständnissen ihnen tiefe Einblicke in sein innerstes Wesen zu eröffnen, war ihm Bedürfniß, Genuß und Erholung. Meyer v. Knonau sah sich in der glücklichen Lage, eine Fülle von Briefen des Verstorbenen verwerthen zu können, unter denen die großen Correspondenzen an den Bruder Friedrich, an die Freunde Vuillemin und Forel, Vater und Sohn, obenan stehen. Mit Hülfe dieser reichen Schätze war es nun erst möglich, die außerordentliche Vielseitigkeit, die Wyß auszeichnete, zur Anschauung zu bringen. Und da diese Briefe, auch die zahlreichen französisch geschriebenen, vorzügliche stilistische Leistungen sind, gereichen die geschickt eingeflochtenen Auszüge aus denselben dem Lebensbilde zu besonderem Schmuck.

Zwei treffliche Lichtbilder, die dem Buche beigegeben sind, vergegenwärtigen uns die äußere Erscheinung des Schweizer Historikers in der Jugend und im Alter. Daß uns seine innere nicht minder klar und scharf entgegentritt, ist das Verdienst des Biographen. Wyß war eine vornehme, edle Natur, in seinem ganzen Leben und Denken bestimmt durch die religiöse Grundlage, ein vielseitig angelegter Geist, der mit mathematischen und physikalischen Studien begann, um dann in politisch-parlamentarischer und administrativer Thätigkeit als Bannerträger der conservativen Idee seinem Vaterlande zu dienen, bald aber sich ganz der Geschichtsforschung zu widmen. Selbst Verlangen und Neigung, den Stimmungen des Gemüthes dichterischen Ausdruck zu geben, waren ihm nicht fremd. In Genf und Berlin Studirender der Mathematik, in Berlin nebenbei auch ein bischen der Geschichte, in Göttingen Astronom, in Zürich Journalist, Officier im eidgenössischen Feldingenieurcorps, Staatsschreiber, Mitglied des Directoriums der Nordbahn, Mitglied des Großen Rathes, endlich Professor der Geschichte an der Universität Zürich, dazu Mitglied der historischen Commission in München, hat er in seinem Wirken eine Vielseitigkeit entfaltet, die auch in der republicanischen Schweiz als ungewöhnlich betrachtet werden muß. Aber den Tag, an dem er aus den dürren Gefilden der politischen Laufbahn zur Wissenschaft, zu den ihm unerschöpflichen Genuß bietenden historischen Studien übergegangen war, hat er selbst den zweitglücklichsten seines Lebens genannt. Siebenunddreißigmal hat er in stets unverminderter geistiger Frische das Amt eines Präsidenten der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz bekleidet, und wer je einer der jährlich wiederkehrenden Versammlungen dieser Gesellschaft beigewohnt hat, wird von der imponirenden Ruhe und Sicherheit, mit der er die Verhandlungen leitete, von der eindringenden Kenntniß, mit der er die erörterten wissenschaftlichen Fragen beherrschte, von seiner Geschäftsgewandtheit und seinem liebenswürdigen Entgegenkommen tiefen Eindruck empfangen haben.

Seine eigenen historischen Arbeiten sind durchaus der Geschichte seines Vaterlandes gewidmet. So die Beiträge zur Geschichte der Familie Manueß (1850), das römische Helvetien (1851), die Geschichte der Abtei Zürich (1851 bis 1858), dem Umfang nach seine größte Arbeit, die Quellen der älteren Geschichte der Schweiz (1853). Eine in erster Reihe für die eidgenössische, aber auch für die deutsche Geschichte sehr werthvolle Quelle, die Chronik des Minoriten Johann von Winterthur, hat Wyß mit der ihm eigenen Sorgfalt im 11. Bande des Archivs für Schweizer Geschichte 1856 herausgegeben. Es folgte die Geschichte der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden in den Jahren 1212—1315 (1858) und der in die Reichsgeschichte eingreifende Aufsatz über den Grafen Wernher von Homberg aus der Zeit Kaiser Heinrichs VII. (1860). Als die Hochschule seiner Vaterstadt 1883 die fünfzigste Jahresfeier ihrer Stiftung beging, fand sie in Wyß ihren berufenen Geschichtschreiber. An der Spitze der Commission, die das schweizerische Idiotikon veranstaltete, wandte er diesem Unternehmen bis in das einzelnste eine umfassende Sorgfalt zu. Ebenso machte er sich als Vorsitzender der Redactionscommission um das Züricher Urkundenbuch verdient, das seiner Anregung den Ursprung verdankte. In

[1]) Gerold Meyer v. Knonau. Lebensbild des Professors Georg v. Wyß (geb. 1816, gest. 1893). Zürich, Faß u. Beer, 1896.

der Antiquarischen Gesellschaft halle er bis 1882 bereits 43 Vorträge gehalten. Eine Menge kleinerer Beiträge aus seiner Feder sind im Anzeiger und im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte, in verschiedenen Neujahrsblättern und anderswo zerstreut. Für die „Allgemeine deutsche Biographie“ hat er mehr als hundert Artikel über Schweizer Edelherren, Staatsmänner und Gelehrte verfaßt. Eine seiner werthvollsten Vorlesungen ward nach seinem Tode, 1895, durch G. Meyer von Knonau als „Geschichte der Historiographie in der Schweiz“ veröffentlicht. In erster Reihe blieben seine Studien immer auf das 13. und 14. Jahrhundert gerichtet und diese hatten ihn früh zu der jetzt zum Gemeingut gewordenen Erkenntniß von dem geringen historischen Werthe Tschudi's geführt.

Für die Eigenart seiner historischen Arbeiten ist sehr bezeichnend, was er einem Fachgenossen schrieb: „Mir ist das erste Bedürfniß immer, die bestimmte Scheidelinie zwischen Wissen und bloßem Vermuthen zu ziehen, und ich bewege mich je länger je weniger gern auf dem letzteren Felde, wo das Ergebniß dem Aufwande von Zeit und Kraft schließlich so wenig zu entsprechen pflegt.“ Ein Geistesverwandter von Waitz, lehnte er es entschieden ab, über eine gewisse sichere Linie hinaus sich auf das Gebiet der Hypothesen und Vermuthungen zu begeben. Darum hinterlassen seine Arbeiten, ebenso wie dies die Hörer von seinen Vorlesungen rühmten, den Eindruck der absoluten Sicherheit und Zuverlässigkeit. Vollständigkeit und Sauberkeit der Forschung, eine sich nie genugthuende Gründlichkeit im Aufsuchen und Feststellen der Ergebnisse und die formale Abrundung des Ausdrucks: das sind die Vorzüge, die den Historiker Wyß kennzeichnen. Goethe's Definition von der Pflicht des Historikers: das Wahre vom Falschen, das Gewisse vom Ungewissen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterscheiden, lautet in ihrer bescheidenen Beschränkung, als wäre sie gerade auf ihn gemünzt. Daß er nie dazu gelangte, einen größeren Stoff zusammenfassend zu gestalten, mag man bedauern, wird es aber bei vollständigem Einblick in seine vielseitige Thätigkeit begreiflich finden. Böhmer, der einsam stehende und vom politischen Leben sich völlig fernhaltende Junggeselle, konnte ihm leicht „etwas keckere literarische Thätigkeit“ wünschen.

Durch seinen Bildungsgang und sein Wirken stand Wyß obenan unter jenen, die in der Schweiz den deutschen Geist und die Verbindung mit der deutschen Cultur hegen und pflegen. Ueber seinen ersten Aufenthalt in Deutschland sei es gestattet einiges aus dem Lebensbilde mitzutheilen. Wyß begann seine Studien in Berlin im Sommersemester 1838, zu einer Zeit, da das Verhältniß zwischen Preußen und der Eidgenossenschaft ein ziemlich gespanntes war. Ohne specielle Ministerialerlaubniß war damals jedem preußischen Studenten verboten, die Schweiz zu betreten. „Es ist“, schreibt Wyß, „als wäre unser geächtetes Vaterland, die liebe Eidgenossenschaft, aussätzig. Wer denkt wohl freier und größer, wir, die wir selbst von Lehrern im monarchischen Staat die Wissenschaft holen, oder die, welche eine Quarantäne des Geistes um uns ziehen möchten?“ Zu seinem ersten Berliner Semester schien es dem jungen Mathematiker bei aller Anerkennung, die er den Lehrern Dirichlet und Erman zollt, als sei seinem Bruder Juristen, der mit ihm in Berlin weilte, die wissenschaftliche Tafel reichlicher gedeckt. Bessere Ausbeute bot ihm dann das folgende Wintersemester. Den Astronomen Encke rühmt er als klar und lichtvoll, gründlich und genau, von der geschmackvollsten Einfachheit und Eleganz. „Dabei ist der Vortragende ein lieber und bescheidener Mann, der den nach seinem Namen genannten Kometen niemals unter dieser Bezeichnung nennt.“ Im nächsten Sommersemester kam Wyß auch mit dem ausgezeichneten Physiker Dove in Berührung, hörte bei ihm Collegien und halte an seinem geläufigen und oft witzigen Vortrag große Freude. Savigny galt ihm als das Ideal eines akademischen Lehrers, Ranke's Vorträge weckten in ihm die erste Begeisterung für die Geschichte und wurden, ohne daß er dies damals schon ahnte, für seine spätere Berufswahl entscheidend. Erstaunlich ist in den brieflichen Urtheilen des Jünglings bei aller Frische und Unmittelbarkeit des Augenblicks die Reife und Gesetztheit. Wenn er Ranke einen Rubens unter den Historikern nennt, trifft das sowohl die Farbengluth und den kühnen Wurf seiner literarischen Gemälde als die unversiegliche Schaffenskraft des Meisters. Ueber das Berliner Gesellschaftsleben, das ihm einen überwiegend frostigen Eindruck hinterließ, schreibt der Züricher Bürgermeisterssohn: „So lange man mit einer solchen Gesellschaft nicht seinesgleichen ist, sollte man entweder ein Genie sein, um sie zu beherrschen, oder ein geborener Unterthan, um sich von ihr beherrschen zu lassen, wenn man darin an seinem Platze sich fühlen soll. Das will aber nicht sagen, daß wir nicht mehr hingehen wollen; im Gegentheil, ich halte diese Kreise für eine vortreffliche Demuth-, Geduld-, Weltsitten- und Kunstschule für den, der genug Selbstverleugnung hat, sie zu besuchen.“ Während ihn der Umgang mit einzelnen, besonders mit dem fast schwärmerisch geschilderten Architekten Stier, entzückte, fand er den größeren Theil der Professoren „so lakonisch“. „Es ist immer, als ob man mit einem Grandseigneur spräche: steif, kalt und kurz!“ Welcher Oberdeutsche hätte nicht schon ähnliches empfunden?

Wyß hatte einen guten Theil seiner Erziehung in Genf genossen und dort persönliche Bande geknüpft, die ihm durch das ganze Leben theuer blieben. Er beherrschte die französische Sprache so gut wie die deutsche, er war durch die Familie seiner Frau, die mütterlicherseits aus einer südfranzösischen Hugenottenfamilie stammte, mit vielen Franzosen in verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen getreten. Die deutschen Leser des Lebensbildes werden mit besonderer Theilnahme und Genugthuung verfolgen, welche Stellung der Schweizer Gelehrte unter diesen Umständen zwischen den beiden Nachbarnationen einnahm. Das Herannahen des Krieges 1870 hatte ihn „innerlich aufs tiefste bewegt, ja fast zerrissen. Denn zu dem schrecklichen Gedanken, daß die beiden großen Nationen, auf denen die Cultur Europa's in erster Linie beruht, sich in tödtlicher Feindschaft gegenübertreten sollten, gesellte sich für mich das Gefühl, zwischen hundert lieben und verehrten Menschen, die ich in beiden Lagern stehend wußte, gleichsam wählen, dem einen beitreten, von dem andern mich lossagen zu müssen. Als die Nothwendigkeit gekommen war, konnte ich freilich in meiner Wahl nicht schwanken. So gern ich im persönlichen Umgang französisches Wesen und den einzelnen Franzosen mag und zu schätzen weiß, so entschieden wende ich mich vom Geiste der Nation und von ihrem unheilvollen Einfluß in der europäischen Politik ab.“ Wyß war zu sehr Historiker, um nicht zu erkennen, daß der Ursprung dieses Unheils in Ludwig XIV. zu suchen war. Als sich dann die Geschicke erfüllten, schrieb er: „Selten, vielleicht nie ist eine große Nation mitten aus einflußreichster Stellung und aus dem Glauben an das Recht und die Beständigkeit ihres Vorrangs vor anderen in eine so tiefe innere und äußere Zerrüttung gestürzt worden. Das Sprichwort, daß Hochmuth vor dem Fall kommt, ist schon oft im kleinen, oft auch zwischen Großen in einzelnen Feldzügen oder Schlachten verwirklicht worden, wohl nie aber in dem Grade wie jetzt.“ Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete Wyß auch Thiers als Staatsmann und als Geschichtschreiber: „Er hat dem Chauvinismus der Grammont und derer, die Napoleon leiteten, die

Wege gebahnt. Daß er im letzten Augenblick die drohende Gefahr gesehen und sich ihrem thörichten Vorhaben widersetzt hat, darin bewährte sich wohl für den Moment sein staatsmännischer Blick; aber er konnte die Folgen seines eigenen Wirkens nicht auslöschen." In seinem ganzen Leben glaubte Wyß wenige so tiefgreifende Erscheinungen historischer Vergeltung gesehen zu haben wie diejenige, daß Thiers den Frankfurter Frieden unterzeichnen mußte.

Der Eidgenossenschaft kann man nur wünschen, daß der Geist, der in Georg v. Wyß verkörpert war, in ihren Staatsmännern und Gelehrten fortleben möge.

Die Continente und ihre geologische Geschichte.

Von Paul Oppenheim.

Die Architektur unsrer Erde ist bedingt durch den Gegensatz zwischen dem festen und dem flüssigen Elemente. Keilförmig streichen gewaltige Ländermassen in südöstlicher Richtung von einem Pole zum andern und streben in ihren Gebirgsrücken bis zu 25,000 Fuß der Sonne entgegen; majestätisch breitet sich zwischen ihnen die bewegte Fläche des Weltmeeres aus, dessen Gründe ebenso tief hinabtauchen in die dunkle, schauervolle Tiefe. Als Continente sind wir gewöhnt die Sockel zu bezeichnen, in welchen die feste Erdkruste herausragt aus dem sie umspülenden Meere; und Oceane nennen wir die flüssigen Massen, welche sich trennend zwischen sie legen. Wie wir gemeinhin von diesen fünf zählen, so läßt eine oberflächliche Gliederung von jenen drei erkennen.

Schon eine flüchtige Betrachtung zeigt uns, daß diese Schulbegriffe dem Wesen der Dinge nicht recht entsprechen. Oceane wie Continente sollten von begriffswegen in sich und von einander abgeschlossene Einheiten bilden. Eine Betrachtung des Globus zeigt uns, daß dem nicht so. Am Cap der guten Hoffnung vermählt sich der Atlantic dem indischen Meere, am Cap Horn dem Pacific; Stiller und Indischer Ocean stehen ihrerseits zwischen den Inselketten, welche Asiens Südostrand umsäumen und längs der australischen Küste in inniger Verbindung. Alle Theile des Weltmeeres hängen zusammen, denn die Continente ziehen sich nicht in lückenloser Fläche von einem Pole zum andern. Europa bildet geographisch nur ein unbedeutendes Anhängsel des asiatischen Kolosses, und dieser steht durch die Sinaihalbinsel in breiter Verbindung mit dem äthiopischen Continent. Während Australien durch die Sundainseln, Neuguinea und die Molukken auf das innigste mit Südasien verbunden ist, bildet die Landenge von Panama die fast zufällige Verbindung zweier in ihrem Bau, ihrer Bevölkerung und in ihrer Geschichte durchaus heterogenen Erdgebilde. Wenn eine vollständige Abgeschlossenheit von allen anderen Küsten ein Haupterforderniß für den Begriff Continent ist, so sind die gewaltigen, in der Gegenwart unter einer eisigen Decke begrabenen Landmassen des Südpols, die Antarktis, würdiger dieser Bezeichnung als irgend eines der anderen fünf Glieder. Sollte die geologische Geschichte, die Alterthümlichkeit des Thier- und Pflanzenlebens neben der Abgeschlossenheit in erster Linie in Frage kommen, so wäre die Bezeichnung auch auf Ländermassen wie Madagascar und Neuseeland auszudehnen.

Der Begriff Continent ist also keine streng logische, sondern eine mehr conventionelle Bezeichnung; ob er der Natur der Dinge, der Geschichte der Erde entspreche, ob er genetisch zu rechtfertigen sei, das war eine Frage, deren Beantwortung die Geologie zu beschäftigen begann, sobald sie auf dem Boden der durch Induction gewonnenen Thatsachen zu einer allgemeineren, synthetischen Betrachtung der Dinge zu gelangen versuchte. Wallace, der geniale Mitbegründer der Descendenztheorie, war es, welcher zuerst für die Unveränderlichkeit der Continentalsockel, für das im wesentlichen unveränderte Verhältniß zwischen Meer und Festland seit den frühesten Perioden der Erdgeschichte eingetreten ist. Zweifellos hätten Einbrüche des Meeres und ein späterer Rückzug desselben an verschiedenen Punkten unsres Planeten stattgefunden; wie anders seien auch sonst die zahllosen Ueberreste von Meeresthieren zu erklären, welche sich an vielen Stellen der Erde zum Theil noch in bedeutenden Höhen über dem heutigen Meeresspiegel vorfänden? Aber nun und nimmermehr hätte sich das Verhältniß zwischen Meer und Land so verschoben, daß wir Ablagerungen der Tiefsee jetzt auf dem Festlande und alte Continente auf dem Boden der heutigen Oceane zu suchen hätten. Im Gegensatze zu Wallace betonte dagegen Lyell, der Neubegründer der Geologie, den steten Wechsel in der Landvertheilung in früheren Perioden; die jüngere Tertiärzeit böte allerdings ein dem heutigen noch sehr ähnliches Bild des Globus dar; je mehr man sich aber von der Gegenwart entferne, desto beträchtlicher wüchsen die Differenzen in der Vertheilung von Land und Wasser auf der Erde. Die Continente sind also nach Lyell in einer bestimmten Periode annähernd beständig, ändern aber im Laufe der Zeiten vollständig Lage und Ausdehnung. Die Theorie Lyells wurde unterstützt durch die Entdeckung von echten Tiefseebildungen, von Absätzen, wie sie sich heute in einer Tiefe von wenigstens 2200 Faden (= ca. 4250 m) unter der Meeresoberfläche bilden, auf dem Rücken der heutigen Festländer, eine Thatsache, deren Feststellung dem Scharfblicke Neumayrs zu danken ist; sie wurde bestätigt durch zahlreiche Anomalien in der Vertheilung der Organismen, auf welche Heer, Bourguignet, Rütimeyer und besonders in der letzten Zeit v. Ihering hingewiesen haben, bestätigt durch eine ganze Reihe von Thatsachen, auf welche wir im folgenden näher einzugehen haben werden. Heute ist die große Mehrzahl der Forscher geneigt, umfassende Veränderungen in der Ausdehnung der Festländer für den Verlauf der geologischen Zeiten zuzulassen, die heutigen Oceane als Einsturzgebiete ehemaliger Continente zu betrachten und in einem Theile des Festlandes die Ueberreste einstiger Meeresabsätze zu erblicken.

In seinem „Kritias" wie im „Timaeus" berichtet Plato von einer gewaltigen Insel, welche sich westlich von den Säulen des Herkules, der heutigen Straße von Gibraltar, ausgedehnt habe. Ihre Größe habe die von Kleinasien und Libyen übertroffen, ihre Herrscher hätten mit dem mächtigen Aegypten blutige Kriege geführt, und dorthin die reiche Cultur ihres Landes verpflanzt. Gewaltig sei der Einfluß gewesen dieses Culturcentrums auf das ganze Mittelmeergebiet. Schließlich aber, als die Insel sich auf dem Zenith von Macht und Gesittung befand, sei sie das Opfer eines Erdbebens geworden und in einer einzigen Nacht mit allen ihren Bewohnern in die Tiefe gesunken. Die Angaben Plato's beruhen zweifellos auf rein mythischer Grundlage; auch werden sie bereits von Strabo und Plinius als im hohen Grade unglaubwürdig bezeichnet. Doch ist die Vermuthung nicht unbedingt von der Hand zu weisen, daß dieser Mythus, den Plato für seine socialogischen Zwecke von anderer Seite entlehnt haben mag und dessen Kenntniß der Gesetzgeber Solon von ägyptischen Priestern erlangt haben soll, entstanden ist aus der dunklen Erinnerung an Thatsachen, welche ein Versinken größerer oder kleinerer Landgebiete im Gebiete des atlantischen Oceans zu historischer Zeit bezeugten. Man könnte als Analogon die Verhältnisse unsrer Nordseeküsten anführen, wo ebenfalls vor und zu Beginn unsrer Zeitrechnung größere Strecken der sich senkenden Küste durch die Sturmfluthen des Meeres verschlungen worden sind, wo noch im Laufe des drei-

Digitized by Google

zehnten Jahrhunderts Dollart und Zuydersee mit der Nordsee in Verbindung gesetzt wurden. Es sei dem wie immer, mögen die Griechen nun auch Zeugen der Atlantis und ihrer Zerstörung gewesen sein oder nicht, die Thatsache ist durch erdgeschichtliche Forschungen in hohem Maße wahrscheinlich gemacht worden, daß während ausgedehnter Perioden der Vorzeit größere Ländermassen im atlantischen Ocean bestanden haben, von denen die Farder, Island und Grönland im Norden, die Azoren, Canaren, Madeira, die Capverden, St. Helena, Ascension und Trinidad im Süden die letzten Ueberreste darstellen, und daß der Atlantic also als ein verhältnißmäßig sehr jugendlicher Einbruch aufzufassen ist.

Die Geologie verfügt über zwei Wege, um die ehemalige Configuration der Erde und das Verhältniß zwischen Land und Wasser auf derselben zu ermitteln; einmal verfolgt sie das Auftreten gleichaltriger Ablagerungen über den ganzen Planeten und sucht auf Grund dieser die Begrenzung der Oceane jener Zeit festzustellen, andrerseits bietet aber auch die geographische Verbreitung der jetzt lebenden und der erloschenen Geschöpfe ihr einen willkommenen Schlüssel dar. Und da zeigt es sich denn, daß wir schon in der ältesten Periode unsrer Erde, im Cambrium, noch ein nordatlantisches Festland besitzen, an dessen Küsten die Meeresfauna von Europa und Nordamerika sich zu verbreiten im Stande war; ein verhältnißmäßig schmaler Streifen des atlantischen Gebietes zwischen der Baffinsbay im nördlichsten Amerika im Norden, Spanien im Süden und Böhmen im Osten bildet den Uranfang des atlantischen Meeres. Für die nächstfolgenden Perioden sind die auf den Atlantic bezüglichen Verhältnisse noch nicht genügend aufgeklärt und genauere Daten liegen uns erst wieder aus der Jurazeit vor. Hier sehen wir das ganze mittlere Europa vom Meere überfluthet, welches auf den Halbinseln des Mittelmeergebiets, in der Alpenkette, in ganz Frankreich und Deutschland bis weit nach Rußland hinein seine sehr versteinerungsreichen Schichten ausgebreitet hat. Während nun dieses weit nach Norden ausgreifende Mittelmeer der Juraperiode nach Westen durch den westindischen Archipel und die Panamaenge mit dem Stillen, nach Südosten durch Kleinasien, die Euphratebene und Persien mit dem Indischen Ocean seine Verbindung suchte und fand, sehen wir es im Norden und Süden durch zwei mächtige Continentalmassen flankirt, welche den größten Theil des heutigen Atlantic ausfüllen. Im Norden erstreckt sich die nordamerikanische Masse bis nach Irland und Skandinavien herüber; im Süden befinden sich Brasilien und Afrika in innigster Verbindung. Beide Festlandsgebiete, deren Ausdehnung und Gestalt wir, wie vor allem Neumayr gezeigt hat, in großen Zügen aus der Verbreitung der leicht kenntlichen Juraablagerungen auf der Erde zu ermitteln im Stande sind, bleiben während gewaltiger Zeiträume in ihrem Bestande erhalten; sie sind die Brücken, auf welchen Nordamerika und Eurasien einer-, Afrika und Südamerika andrerseits während der ganzen nun folgenden Kreideperiode ihre Producte zu verfrachten, Thier- und Pflanzenleben durch ewigen Austausch befruchtend zu erneuern vermögen. Erst zu Beginn der unsrer Gegenwart zeitlich schon recht genäherten Tertiärperiode änderte sich dieses Verhältniß; der südatlantische Continent dricht langsam in die Tiefe, während der nördliche noch ziemlich bis zum Schlusse dieser Aera dem Zusammensturze widersteht. Langsam erlöschen die afrikanischen Landformen, besonders der niederen Thiere, in den europäischen und amerikanischen Tertiärbildungen. Auch unter ihren Säugethieren gelangt das ältere afrikanisch-indische Element, welches heute im wesentlichen auf Madagascar und die Mascarenen beschränkt ist, die Halbaffen, Schleichkatzen und andere niedere Raubthiere, schon frühzeitig zur Vernichtung. Allmählich löst sich die südatlantische Masse in einen Complex von Inseln auf und an diesen verbreiten sich im älteren Tertiär die auf ganz geringe Meerestiefen beschränkten, im tieferen Wasser schnell vernichteten Riffkorallen in identischen Arten von Norditalien bis nach Westindien. Daß größere Landverbindungen im südatlantischen Becken noch in sehr junger Vergangenheit bestanden, beweist das Auftreten des Lamantias (Menatus), einer in Folge ihrer ganzen Organisation ausschließlich auf das Leben an der Küste angewiesenen walartigen Meersirene an den heute durch den Atlantic getrennten Küsten Brasiliens und Westafrika's.

Den letzten Ueberrest dieser Landverbindung scheint bis in die jüngste Vergangenheit hinein die Gruppe der atlantischen Inseln (Madeira, Canaren, Capverden ꝛc.) gebildet zu haben, welche unter einander und mit Südspanien in Verbindung die eigentliche Atlantis im Sinne moderner Naturforscher darstellen. Die sehr charakteristischen und unverkennbaren Landschnecken dieser Inselgruppen, wegen ihrer Unbehülflichkeit und ihrer schnellen Vernichtung im Seewasser die sichersten und unzweifelhaftesten Zeugen eines ehemaligen Landzusammenhanges, bilden für die Tertiärfauna Europa's bis in die jüngste Vergangenheit einen integrirenden Bestandtheil. Die typischen Elemente der atlantischen Flora, die Drachenbäume, die baumartigen Euphorbiaceen, der canarische Lorbeer u. a. sind in den europäischen Tertiärfloren äußerst verbreitet. Daß eine Verbindung zwischen Europa und diesen atlantischen Gebieten noch bis an die Gegenwart heran stattgefunden haben muß, beweist das Auftreten von Affen auf dem Felsen von Gibraltar und die weite Verbreitung der Zibethkatzen in Spanien und Südfrankreich. Die gefleckte Hyäne, heute in Afrika bis zum Cap herunter sehr häufig, fand sich noch während der Eiszeit nicht nur in Spanien und Italien, sondern auch in Deutschland und England. Auch ein dem Makako von Gibraltar ähnlicher Affe ist in neuerer Zeit durch Hedinger aus diluvialen Höhlenlehmen Schwabens beschrieben worden, das afrikanische Flußpferd ist in einer etwas größeren Abart in ganz jugendlichen Ablagerungen Südeuropa's vorhanden und auch der afrikanische Elephant tritt in Spanien und Sicilien, so in einer Zwergrace selbst auf Malta noch in ganz naheliegender Vergangenheit auf.

Der Stille Ocean, welcher in den letzten Jahrzehnten für die menschliche Geschichte eine so erhöhte Bedeutung erlangt hat, ist zweifellos älterer Entstehung als sein kleinerer, dem Culturmenschen früher vertraut gewordener Rivale. Ja man kann wohl sicher behaupten, daß er das ursprünglichste Wasserbecken darstellt, welches wir besitzen, eine Vertiefung der Erdkruste, welche schon die ersten Niederschläge verdichteter Dämpfe aufzunehmen bestimmt war. Trotzdem liegen eine Reihe von Beobachtungen vor, welche darzuthun scheinen, daß ein erheblicher Theil dieses Beckens jüngerer Entstehung ist und erst späteren Einstürzen sein Dasein verdankte. Von der Ostküste Australiens und von Neu-Guinea an östlich bis zum Hawai-Archipel und Tahiti, im Süden bis zur Gruppe der Samoa-, Tonga- und Viti-Inseln bis Neuseeland herab wird seine Fläche von einem fast unübersehbaren Gewirre kleiner Eilande erfüllt, die zum größten Theil durch die Thätigkeit der Korallenthiere aufgebaut worden sind. Neben diesen in der Gegenwart gebildeten Kalken finden sich aber auch an zahlreichen Punkten Reste von uralten Gesteinen. So werden Granite von den Palaos, ältere Schiefer von Neubritannien und von den Marquesas, fast in der Mitte des Beckens, Gneiß und Glimmerschiefer erwähnt. Es ist anzunehmen, daß diese alten Gebirgsglieder einst mit einander in Verbindung

ſtanden, auch die Anordnung dieſer Inſeln in ſehr regelmäßigen geraden oder bogenförmigen Linien würde dafür ſprechen, daß wir in ihnen die zerſtückelten Reſte eines in die Tiefe gegangenen Gebirges zu erblicken haben. Auch Darwin hat ſeinerzeit aus dem beſtändigen Wachsthum der Korallenbauten in dem Polyneſiſchen Archipel gefolgert, daß das Gebiet des Stillen Oceans in beſtändiger Senkung begriffen ſei, ſo daß die Korallenſtöcke nie vollſtändig im Wachsthum gehemmt werden und daher Bauten von einer Mächtigkeit bis zu 600 Meter aufzuſetzen vermögen. Ebenſo hat Dana aus der ringförmigen Anordnung vieler Korallenatolle geſchloſſen, daß dieſelben ſich als Strandriffe längs der Küſte einer untertauchenden Inſel gebildet haben müſſen, und man hat in vielen Fällen aus der Geſtalt ſolcher Korallencomplexe die Form und Ausdehnung ihres vernichteten Kerns zu ermitteln vermocht. Endlich iſt das Pacifiſche Becken der Schauplatz der allerlebhafteſten vulcaniſchen Thätigkeit. Schon die Galapagos an der Weſtküſte von Südamerika ſind rein vulcaniſch und zum allerdings geringſten Theile auch heute noch thätig; aber im Weſten tragen Hiwahoa auf den Marqueſas, Tahiti und Bala-Bola auf den Geſellſchaftsinſeln, die Samoa- und Freundſchaftsinſeln, die Neuhebriden, Salomonsinſeln und Neubritannien die flammenden Eſſen und der 4139 Meter hohe Kilauea auf Hawai gehört auch heute noch zu den gefährlichſten Feuerſpeiern, welche die Erde trägt. Nun ſind Vulcane zwar nicht die Urſache, wie man früher annahm, wohl aber die Folge von Einſtürzen in der Erdkruſte, und ſo finden ſie ſich auch ſtets an den Küſten der Continente am Rande ausgedehnter, jetzt oder früher vom Meere überflutheter Senkungsfelder orientirt. Vulcane, Korallenbauten und die geologiſche Zuſammenſetzung der noch vorhandenen Inſeln ſprechen alſo gleichmäßig für die Vernichtung eines ehemaligen polyneſiſchen Continents, der Brücke zwiſchen Südamerika und Auſtralien, und die Thiergeographie hat unabhängig von dieſen Factoren eine Reihe von Thatſachen beizubringen vermocht, welche dieſe Theorie nach zu beſtätigen geeignet ſind.

Polyneſien enthält zwei Gruppen von gethürmten, ſehr zierlich gebauten Landſchnecken, die Gattungen Partula und Achatinella, welche dieſen Inſelgruppen in der heutigen Zeit eigenthümlich zu ſein ſchienen. Die erſte Gattung hat ſich aber vor einigen Jahren in älteren Tertiärbildungen von Oberitalien und des ſüdlichen Nordamerika's nachweiſen laſſen. Die Süßwaſſerfauna von Neuſeeland enthält in Mollusken, Fiſchen und Krebſen nach v. Ihering die auffallendſten, oft bis zu identiſchen Arten ſich erſtreckenden Beziehungen zum weſtlichen Südamerika. Eine Verfrachtung dieſer Organismen durch Treibholz, ſchwimmende Eisberge u. dgl. war, wie insbeſondere v. Ihering nachgewieſen, vollſtändig unmöglich, da dieſe Thiere im Seewaſſer ſofort abſterben. Nach Semper haben die ſehr charakteriſtiſchen hochgewundenen Landſchnecken (Bulimus) des letzteren Continents ihre nächſten Verwandten nicht, wie man vermuthen ſollte, in Nordamerika oder Weſtindien, ſondern auf Neucaledonien und den Fidji-Inſeln. Die Beiſpiele ließen ſich hier natürlich ſtark häufen, aber das Erwähnte dürfte bereits genügen, um die Theorie, die Thierwelt Polyneſiens ſei nicht endemiſch, an Ort und Stelle entſtanden, ſondern auf ausgedehnten, nach Südamerika hinweiſenden Landverbindungen ſpäter eingewandert, als in hohem Grade wahrſcheinlich darzuſtellen. Daß dieſe Fauna ſtark alterthümlich iſt und daher wohl im ſtande war, im Laufe geologiſcher Zeit ſich eines ſehr ausgedehnten Verbreitungsbezirkes zu bemächtigen, beweiſen die Rieſenſchildkröten der Galapagos-Inſeln, deren nächſte Verwandte in ganz junger Vergangenheit auf ſo ſtark von einander entfernten Punkten wie Malta, Vorderindien und Mauritius ausgeſtorben ſind.

Die Verbindung ſodann zwiſchen den Becken des Stillen und des Atlantiſchen Oceans, beziehungsweiſe zwiſchen ihren an Umfang ſehr reducirten Vorgängern, heute nur an der Südſpitze Südamerika's, am Cap Horn, möglich, vollzog ſich früher in breiter Bahn nördlich vom Aequator durch das Caribiſche Meer. Durch ſie wurde der Ring des centralen, die ganze Erde in ſchmalem Bande umſpannenden Mittelmeeres geſchloſſen, deſſen Exiſtenz wir ſchon in den älteſten Perioden unſrer Erdgeſchichte anzunehmen berechtigt ſind. Es war eine Tücke des Geſchicks und hat dem Welthandel viel Fährlichkeiten, unſern weſtlichen Nachbarn manchen böſen Tag verurſacht, daß vom mittleren Tertiär an ſich durch Hebung der Antillen dieſe Verbindung verſchloß, während die Landenge von Panama ſelbſt erſt im Beginn der Diluvialzeit auftauchte. Die Pforten zum Indiſchen Meere indeſſen, nördlich und ſüdlich des auſtraliſchen Continents, ſind jederzeit an dieſer oder jener Stelle weit geöffnet geweſen.

Der Indiſche Ocean ſelbſt bildet, wie der Stille, anſcheinend ein ſehr altes Meeresbecken, allerdings war er in früheren Perioden weſentlich kleiner und hat ſeine jetzigen Dimenſionen erſt im Laufe der Tertiärperiode erlangt. Noch zur Jurazeit, alſo etwa im Mittelalter unſrer Erdgeſchichte, war, wie Neumayr aus der Verſchiedenheit der dieſer Zeit angehörenden Meeresabſätze in Mozambique und am Cap überzeugend nachgewieſen hat, Südafrika mit Madagascar und dieſes mit Vorderindien in breiter Landverbindung. Dieſe indomadagaſſiſche Halbinſel hat einer Reihe von Thierformen, insbeſondere den Halbaffen oder Lemuren, einem Verbindungsgliede zwiſchen den echten Vierhändern und niedriger organiſirten Säugern, ſo geeignete Exiſtenzbedingungen gewährt, daß dieſelben ſich dort bis auf unſre Tage zu erhalten vermochten. Da dieſe höchſt eigenartig organiſirte Familie in der Gegenwart nur in Afrika ſüdlich der Sahara, Madagascar und Indien auftritt und eine ganze Reihe von charakteriſtiſchen Säugethieren, wie die menſchenähnlichen Affen, die Schuppenthiere u. a., dieſelbe Verbreitung zeigen, ſo hat man ſchon von thiergeographiſcher Seite auf die Exiſtenz eines Lemuren-Continents geſchloſſen, ehe noch die geologiſchen Daten ermittelt waren, welche dieſe Theorie ſo entſchieden zu beſtätigen geeignet ſind. Man ſieht, wie hier das Räderwerk der Theorien in einander greift.

Wenn wir, die Hand auf dem Globus, den Küſtenlinien der jetzigen Continente folgen, ſo finden wir beſonders die öſtlichen Grenzen des nordamerikaniſchen und des aſiatiſchen Feſtlandes zertheilt von einer Reihe von Binnenmeeren, welche tief in das Land eingreifen; ihre keſſel- und kraterförmige Geſtalt bürgt dafür, daß wir in ihnen zum allergrößten Theil Einſturzgebiete zu erblicken haben, in welchen Erdſchollen in die Tiefe gegangen ſind. Solche „tektoniſchen Senken“ bilden die Baffinsbay, Hudſonsbay, der Golf von Mexico und das Caribiſche Meer an der amerikaniſchen, das Ochotzkiſche, Japaniſche und Chineſiſche Meer an der aſiatiſchen Küſte. Keines dieſer von dem Ocean mehr oder weniger abgeſchloſſenen Becken, deren geologiſche Geſchichte wohl noch zum größten Theil zu ſchreiben wäre, zum Theil aber auch, wie für das Caribiſche Meer in den letzten Jahren durch Gregory, entwirrt worden iſt, hat aber für den Menſchen und ſeine Cultur annähernd jene Bedeutung erlangt, wie die verhältnißmäßig ſchmale, hellenweiſe aber recht tiefe Waſſerſtraße, welche das ſüdliche Europa von Afrika und Aſien ſcheidet und welche wir als das „Mittelmeer“ κατ' ἐξοχήν zu bezeichnen gewohnt ſind. In ihm hat der Süden unſres Erdtheiles ein unvergleichliches Geſchenk von einem gütigen Geſchick empfangen; ihm verdankt er ſeine unerſchöpfliche Fruchtbarkeit, die Vorzüge eines inſularen Klimas, milde, feuchte Winter und ge-

mäßigte Sommergluthen; hier lernte der Culturmensch zuerst, den schwanken Kiel den trügerischen Wellen vertrauen, in ihm die Fahrt längs der Küste unternehmen, schließlich auch quer über seinen Rücken seine Kreuzzüge ausdehnen und von hier aus Handel und Wandel, Cultur und Gesittung an die fernen Küsten des Weltmeeres tragen. Nur eine schmale, wenige Meilen breite Straße verbindet seine sackartige Ausbuchtung an den Säulen des Hercules mit dem letzteren; und durch nur wenig breitere Pforten steht es mit seiner Verlängerung nach Nordosten, mit dem schwarzen Meere, dem Pontus, in Berührung. Weiter nach Osten finden wir dann die stark ausgesüßten Binnenmeere des Caspi und des Aralsees, welche, wie ihre Geschichte beweist, nur abgetrennte Theile des alten Mittelmeerbeckens darstellen. Uralt ist die Senke des mediterranen Meeres und mannichfaltig verworren sind die Fäden seiner Geschichte. Von den ältesten Perioden unsrer Erde an haben wir Veranlassung, in diesen Gegenden einen Meeresarm anzunehmen, der sich als ein schmales Band rings um unsern Planeten schlingt. Dieser mediterrane Ocean war in seinen Umrissen mannichfachen Schwankungen unterworfen, er hat sich oft stark nach Norden und Süden ausgedehnt und weite Ländermassen überfluthet, während er in anderen Perioden in seinem Bestande stark reducirt wurde. So wurde zur Zeit des unteren Jura, des Lias, die Verbindung dieses Mittelmeeres mit dem indischen Ocean durch Klein- und Centralasien hindurch unterbunden, während im oberen Jura nicht nur diese wieder eröffnet, sondern auch durch eine Ueberfluthung der russischen Tafel ein Zusammenhang mit dem Nordmeere hergestellt wurde. Erst gegen Ende der Tertiärperiode, also in verhältnißmäßig ganz junger Vergangenheit, hat sich das Mittelmeer in seinen heutigen Grenzen herausgebildet. Die Landenge von Panama entstieg den Wassern und schloß den neugebildeten Atlantic von dem Stillen Oceane ab; die Verbindung des Mittelmeeres mit diesem, welche sich in früheren Zeiten durch das südliche Spanien, das Thal des Guadalquivir hindurch, vollzogen hatte, wurde durch Hebung dieses Erdstriches gesperrt und statt ihrer die Bruchspalte von Gibraltar gebildet. Ein Meeresarm, welcher, vom ältesten Tertiär an, am Rhonethale beginnend im weiten Bogen durch die Schweiz, Schwaben und Oesterreich die Alpeninsel umschlungen und von dort seine Fortsetzung durch Ungarn und die Balkanhalbinsel an den Pontus, Caspi und Aralsee gefunden hatte, wurde allmählich ausgesüßt und trocken gelegt; die drei letzterwähnten Meere lassen in ihren Schnecken und Muscheln auch heute noch die Nachkommen jener mitteltertiären Fauna erkennen und sind somit mit Sicherheit als die Ueberreste jenes alten Meeresarmes aufzufassen. Aber auch im Südosten vollzogen sich nicht minder umfangreiche und gewaltige Veränderungen. Die Gebirge Kleinasiens und der Kaukasus wurden aufgefaltet und durch sie das Mittelmeer vom Persischen Golfe, der Caspi vom Pontus getrennt. Dafür sanken wieder umfangreiche Schollen in die Tiefe und durch den Einsturz dreier gewaltiger Ländergebiete, welche noch zur mittleren Tertiärzeit bestanden, der Tyrrhenis, welche Süditalien mit den Seealpen verband, der Adria zwischen Mt. Gargano und Dalmatien und der Aegaea zwischen Kleinasien und der Balkanhalbinsel, wurden drei inselreiche, nach Norden gerichtete Ausbuchtungen, das tyrrhenische, adriatische und ägäische Meer neu geschaffen. Kreta und Malta, welche früher mit Nordafrika zusammenhingen, wurden in ihrem Umfange durch Einbrüche bedeutend verkleinert und auch an der nordafrikanischen Küste, besonders in den Gebieten nördlich von der Landenge von Suez, haben wir Veranlassung, eine bedeutende Verringerung des Festlandes anzunehmen.

Ziehen wir die Summe, so ergibt sich demnach: die Grenzen zwischen Festland und Meer, weit entfernt, die ihnen früher zugeschriebene Beständigkeit zu besitzen, sind im höchsten Maße schwankend. Wie wir nur wenig Gebiete auf den jetzigen Continenten kennen, welche niemals im Laufe ihrer geologischen Entwicklung unter das Meeresniveau gesunken sind, so finden wir andrerseits auch jetzt noch das Meer über weite Strecken ausgebreitet, welche früher dem Festlandsareale angehörten und höher stehenden Wesen Zuflucht und Nahrung gewährten. Wie sind nun diese Veränderungen zu erklären, welche Machtfactoren traten hier ins Spiel, welche Kraftquellen wurden ausgelöst? Die moderne Geologie, in erster Linie ein Hauptvertreter der neuen tektonischen Forschung, Eduard Süß, dem wir bahnbrechende Untersuchungen über die Entstehung unsrer Kettengebirge verdanken, kennt nur eine Antwort auf diese Frage, welche durch sie in die innigste Verbindung mit der Theorie der Gebirgsbildung gerückt wird. Die Erde als langsam erkaltender Körper schrumpft in ihrem Kern zusammen, die sie umhüllende Oberfläche wird zu weit für das an Umfang verringerte Innere und legt sich, der Schale einer vertrockneten Frucht vergleichbar, in Runzeln und Falten. Bei dieser Auswölbung entstehen an Stellen, die einem Maximum von Druck ausgesetzt sind, Risse und Spalten und an diesen sinken dann ausgedehnte Partien langsam und stetig in die Tiefe. Gerathen dieselben dabei unter ein gewisses Niveau und ist das Meer nicht durch Gebirgsketten von ihnen getrennt, so wird das Senkungsfeld ein Meeresarm, während, sobald Terrainriegel dem Ocean den Zugang versperren, wir in solchen Senken Binnenseen erhalten, die, wie z. B. das todte Meer in Palästina, in ihrer Oberfläche weit (bis 394 Meter) unter das Niveau des benachbarten Meeres herabsinken können. Gebirgsbildung und Einstürze aber sind Factoren, welche schon seit den ältesten Perioden unsrer Erdgeschichte thätig gewesen sind, und sie sind es auch, denen die wechselvolle Scenerie auf unserm Planeten, die Quelle unsres ästhetischen Wohlbehagens und unsrer culturellen Entwicklung, zu danken ist. Diese Gewalten sind auch heute noch in voller Thätigkeit. Während das letzte Stadium der Auffaltung des Himalaya's zu einer Zeit stattfand, wo der Mensch vielleicht zusammen mit zahlreichen noch heute lebenden Arten höherer Thiere bereits bestand, haben die chilenischen Anden ihre Hauptaufrichtung nach der Ansicht hervorragender Autoren mit Sicherheit in athistorischer Zeit erfahren. Auch heute beobachten wir noch eine langsame, aber doch meßbare Hebung der skandinavischen und italischen Küsten und im Gegensatz dazu ein Absinken der Nordseegestade; und der dröhnende Donner der Erdbeben deutet auf ein langsames, aber stetiges Absinken mächtiger Schollen und zumal im Gebiete des Mittelmeeres, in Süditalien, Griechenland, Kleinasien auf eine allmähliche Neugestaltung der Continentalgrenzen hin.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die berühmte **Bilder-Handschrift** der Aebtissin **Herrad von Landsperg** ist bekanntlich während der Belagerung von Straßburg 1870 in Folge der Sorglosigkeit der Bibliothekbeamten ein Raub der Flammen geworden. Nunmehr ist aber, wie die „Frkf. Ztg." berichtet, nach 25 Jahren ein Fund gemacht worden, welcher die vollständige Wiedergabe der bislang fehlenden Theile der Handschrift mit ihren Bildern ermöglicht. Der Kunsthistoriker Dr. **Paul Weber**, dessen Studien der Erforschung des mittelalterlichen Bilderkreises gewidmet sind, stieß bei der Durcharbeitung der von dem Archäologen Ferd. Piper vor langer Zeit geiammelten Materialien im Kupferstich-Cabinet zu Berlin auf eine Menge vortrefflicher Durchzeichnungen der Herrad'schen Miniaturen, darunter eine ganze Reihe von Blättern, welche die noch nicht veröffentlichten und inzwischen verloren gegangenen Theile des Bildercodex ergänzten. Aber vor geraumer Zeit schon hatte die Gesellschaft für die Erhaltung elsässischer Geschichtsdenkmäler eine Veröffentlichung

nach Copien begannen, die jedoch nicht zum Abschluß gebracht werden konnte. Französische Forscher widmeten der Sache gleichfalls ihre Thätigkeit und nach 1884—1885 veröffentlichte Lasteyrie unretouchirte Nachzeichnungen in verkleinerter Form. Jetzt wird mit den neu erhaltenen Pausen die Folge der elsässischen Publication in gleichförmiger Weise ergänzt werden können. Die photographische Wiedergabe ist bereits erfolgt, und eine solche Folge von Blättern wird in gesonderter Lieferung das Bild der unschätzbaren Quelle zur mittelalterlichen Kunst- und Culturgeschichte vervollständigen.

* Aus Karlsruhe wird dem „Wiener Fremdenblatt" gemeldet: Eine neue wichtige Entdeckung hat der Photograph Obst in Lahr gemacht. Er experimentirte mit Magnesiumlicht und fand hiebei, daß auch dieses Licht ähnlich wie die Röntgen-Strahlen in Folge seines Reichthums an ultravioletten Strahlen, Holz, Pappe ꝛc. mit Leichtigkeit durchdringt. Er hat bereits unter Pappendeckel befindliche Geldstücke mit Hülfe dieses Lichts photographirt und hofft, durch weitere Versuche die Durchdringlichkeit anderer Lichtarten, z. B. des Sonnenlichts, nachweisen zu können. — Geh. Regierungsrath Professor Dr. Remeis will in der Forstakademie zu Eberswalde Beobachtungen gemacht haben, die es wahrscheinlich erscheinen lassen, daß in dem durch Tageslicht erregten Phosphorescenzlicht chemisch wirksame, unsichtbare Strahlen enthalten sind, die nur in gerader Linie fortschreiten und keine Brechung beim Eintritt in ein anderes Medium erfahren, sonach in den angegebenen Beziehungen sich wie die unter elektrischem Einflusse auftretenden Röntgen'schen X-Strahlen verhalten. — Schwarzes Licht nennt der französische Forscher Hr. Gustave Le Bon unsichtbare Strahlen, welche sowohl Petroleum-, wie gewöhnliches Sonnenlicht nach seinen Versuchen aussenden und welche ähnliche Wirkungen hervorrufen, wie die Röntgen'schen X-Strahlen. Den Sitzungsberichten der Pariser Akademie der Wissenschaften (Comptes rendus) entnimmt man folgende Mittheilungen über diese sonst bisher noch nicht bestätigten Versuche. Hr. Le Bon legte über die photographische Platte ein photographisches unausgezogenes Bild und über dieses eine Eisenplatte. Die so völlig undurchsichtig überdeckte Platte setzte er dann 3 Stunden lang dem Lichte einer Petroleumlampe aus. Wurde nachher die Platte sehr kräftig bis zur völligen Schwärzung entwickelt, so zeigte sich auf ihr ein sehr blasses, aber scharfes, durchsichtiges Bild der Photographie. Viel kräftiger wurde das Bild, wenn Le Bon hinter die photographische Glasplatte eine Bleiplatte legte, die noch warm etwas über die Eisenplatte übergriff. Das Sonnenlicht wirkte nicht viel stärker, als das Licht der Petroleumlampe. Da Hr. Le Bon unter sonst ganz gleichen Verhältnissen im Dunkeln kein Bild auf der Platte erhielt, so schließt er daraus, daß eine Art Strahlen, die „schwarzen", von der Sonne, bezw. der Petroleumlampe durch die Eisenplatte hindurchgehen und die eben dargelegte Wirkung hervorrufen. (?)

* **München.** Juristische Gesellschaft. In der Monatsversammlung am 26. Februar hielt Hr. Landgerichtsrath z. D. Dr. Karl Joseph Seitz einen Vortrag: Zur Einführung in eine praktische Rechtsschule sowie in die Gefahren einer spitzfindigen Zweckhenrie oder Interessenpolitik im Rechte. Der Vortragende, Verfasser der „Praktischen Rechtsschule im Entwicklungskampfe mit den bisherigen doctrinären historischen und Natur-Rechtsschulen" (2. Aufl. 1895), deren Resultaten auch Ihering wörtlich, sowie materiell die neueste Kritik beigetreten ist, führte etwa folgendes aus: Um endlich zu einer realistischen oder praktisch geltenden Rechtsschule zu gelangen, fehlt uns (eines absoluten, gattähnlichen Einblickes in das Recht nicht theilhaftigen) Menschen kein anderes Mittel, als einzig eine Empirie zu Gebote. Diese nun wird uns zwei Entscheidungsmerkmale bieten: einmal eine allgemeine Erfahrung des Geltens des Rechts in Leben und Geschichte; zweitens eine formale Erfahrung der Juristen speciell, wonach im Recht exact nur die allein positiven Rechtsquellen gelten, somit: Gesetz, Gewohnheitsrecht und innere Gründe. Nach diesen dreien Kriterien sollen nun die bisherigen „Rechtsschulen", m. a. W. die Frage geprüft werden: Wie finden wir berechtigt geltendes Recht?

Bekanntlich wähnt nämlich bisher eine historische Rechtsschule (unbewußt in der Classe, wissenschaftlich seit Savigny) das Recht schon in einer gesammten Vergangenheit: in einem geschichtlichen „corpus" juris, in sonstigen Urkunden an sich gebren. Entspricht aber dies une allem einer realen „Erfahrung"? Nimmermehr! Diese zeigt ja gerade umgekehrt, daß alles Vergangene erstirbt oder veraltet. Denn alle vergangene Gesetzgebung ändert sich, von den XII Tafeln, dem corpus juris, unsren Volksrechten, Rechtsspiegeln bis zu unseren jüngsten Particulargesetzen; es ersterben ferner vergangene Gewohnheitsrechte des Volkes; und selbst die alten Auflagen der Lehrbücher der historischen Schule werden nicht mehr benützt! Und widerspricht dies Schutzgesetz denn nicht auch allen lebenden positiven „Rechtsquellen"? Hat die historische Schule theoretisch nicht grundlos das Bedürfniß unserer Zeit zur generellen nationalen Gesetzgebung, die Gewohnheitsrechte der Praxis und das Naturrecht bekämpft, selbst soweit letzteres Rechtsquelle und als Inexistenzrecht von ihr selbst reichlichst angewendet worden ist? Denn dies sogen. Juristen- oder wissenschaftliche Recht ist als Geistesforschen seinem Wesen nach nichts anderes als empirisches Naturrecht, Natur der Sache, untuen der Römer! — Umgekehrt wollen die Naturrechtsschulen (bereits seit Hugo Grotius) alles Recht aus ihrer subjectiven Vernunft allein schon finden. Aber auch sie begriffen wohl einmal nicht das „erfahrungsgemäße" Fortgelten des einmal Geschehenen der Geschichte im Recht; das Gesetz der Streitgleit; und zweitens widerspricht ja dies gleichfalls den geschichtlichen Rechtsquellen: Gesetz und Gewohnheitsrecht. — Zufolge unsrer empirischen Kriterien wird deßhalb nur das praktische Recht für berechtigt gelten können, dieses jeweilige reale „Erben der sich bewegenden Geschichte" im Recht. Einmal, weil es „erfahrungsgemäß" in unsrer Culturwelt von jeher allein wirklich gilt: im classischen Rom wie in realer Anwendung bei uns; und zweitens, weil es allein den sämmtlichen positiven Rechtsquellen (einer empirischen Rangordnung dieser letzteren) gehorcht und damit Bestandtheile unserer beiden bisherigen aprioristischen Schulen: sich unwillkürlich verkörpernde Geschichte und wohlthätiger Geist des Naturrechts, als lebendes Recht ebenso organisch vermählt, wie der geschichtlich lebende Mensch in seiner Existenz von einem negativen Verbundensein von Körper und Geist zugleich bedingt ist!

Weil dies geschichtlich lebende praktische Recht sich mit der sich bewegenden Geschichte bewegen und ändern muß, muß sich dies Recht aber auch, mit Händen greifbar, von dem vergangenen Rechte der historischen Schule und ihrem corpus juris fortwährend unterscheiden; nämlich durch vereinzelte fortwährende „Neubildungen" oder Constructionen. Wie im classischen römischen Recht ein fortwährendes adjuvare, suppiere, corrigere des vergangenen jus civile der XII Tafeln einerseits, so construirte auch unsre heimische Praxis (wenigstens in ihren casuistischen Präjudizien, wenn auch an rechtswissenschaftlichem System durch unsere historisch-romantische Schule zum Theil sonstisch gehindert) frühreihin: durch Neubildung von Lehenrechten, von Reallasten, Ehe-, Familienrechten, Einkindschaftung, Erbeerträgen, Zideicommissen, Alimenten-, Paternitäts-, Deflorations-, Schmerzensgeldklagen ꝛc., neuerdings von Handels-, Wechselrechten, Anweisungen, sozialen Arbeiterversicherungen, Gewerbe-, Patentrechten, von aus uralten Gewohnheiten erst jetzt neubegriffenen Genossenschaften, Besitzrechten des bloßen Detentors ꝛc. In dieser Weise dürfte sich das Wesen, das reale Gelten und die quellengemäße Berechtigung des praktischen Rechts im allgemeinen ergeben.

Ebenso wird die Erfahrung der Geschichte das alleinige sich Bewähren des praktischen Rechts ergeben. Alles reale Recht nämlich entwickelt sich entweder künstlich: durch ein Machtgebot des Gesetzgebers, oder durch spontane Selbstentwicklung: aus Gewohnheitsrecht und inneren Gründen allein selbst ohne alle Gesetzgebung, wie einzelne der obigen Neubildungen der gemeinrechtlichen Praxis bezeugen. Drßhalb ist aber von vornherein die Annahme unsrer beiden bisherigen Rechtsschulen ein Märchen, daß im Uranfange alles Recht aus Vernunft oder Naturrecht einseitig, nicht nach praktischer Art, aus Geschichte und Naturrecht zugleich, entstehe. Denn bei der ersten Gesetzgebung eines Patriarchen oder sonstigen Uebermenschen muß schon zugleich ein geschichtlicher Act der Gesetzespublication zum Vernunftschaffen hinzukommen; und bei der spontanen Selbstentwicklung des Rechts verkörpert sich schon der erste vernünftige Urtheilsspruch des Richters zugleich zum geschichtlichen Präjudiz, welches zuzüge Naturrechts selbst auch fernerhin gelten muß, sobald man nicht die Parteien nach verschiedenem Maße messen will, und welches dann sich auch nach erst recht zu geschichtlichem Gewohnheitsrecht fixirt.

Ebenso läßt sich nachweisen, wie auch in der ferneren Geschichte jede Rechtswissenschaft aufblüht oder verfällt, je nachdem sie eine praktische, d. i. Geschichte und den Geist des Naturrechtes gleichmäßig pflegt. So erblühte die Praxis Roms, seit sie das jus gentium (dies positive Verkehrsrecht zwischen cives und Peregrinen ohne commercium, wie dieser unter sich) neu schuf, und so soll alle, zuvor noch nicht unterschiedenen Contracte erst neu begriff und unterschied (§ 2 J 1, 2 mit 15 D 1, 1). Auch die classische

Theorie Roms aber bewirkte die Vollendung des römischen Rechts dadurch, daß auch sie eine praktische war. Denn ein Blick auf die Inscriptionen über ihren einzelnen Fragmenten in den Digesten zeigt noch heute, daß sie das, was wir Präjudiz, sie selbst quaestio, responsum, sententia nannten, sofort zu ihren nachvollendeten Systemen schufen. — Dann zeigt sich der Verfall der römischen Jurisprudenz mit dem Verfall der gleichmäßigen Pflege von naturrechtlichem Geiste und Körper der Geschichte, schon mit Ulpian. Dieser begann schon das römische jus naturale, die höchste Vollendung der Wissenschaft nach Puchta und Leibniz, mit einer Art thierischem Instincte zu verwechseln (mit einem jus, quod natura omnia „animalia“ docuit, 11 § 3 D 1, 1). Damit verblieb seit Ulpian bis auf Justinian die einseitige Pflege des corpus, gleich einer historischen Schule, und der Verfall der neuen Construction.

An diesem Cultus des „corpus“ und Buchstabens aber blieb die ganze nachrömische theoretische Jurisprudenz haften, so zwar, daß die Praxis, welche den Bewegungen der sich ändernden Geschichte unwillkürlich folgen mußte, von jener gehemmt, nur unwissenschaftlich und unbeholfen die stehen bleibende Doctrin coexigiren — und construiren — konnte. Trotzdem aber wurde schon in England das historische common law durch die Praxis des Kanzlergerichts, des court of equity, nach römischer Prätorenart modificirt; unterlag ferner das rein römische Recht der Glosse, der nach unbeholfenen Praxis des mos Italicus und der lecturae der ersten deutschen Universitäten. Die formvollendeten historischen französischen und holländischen Schulen des 16.—18. Jahrhunderts unterlagen wieder materiell den Coutumes in Frankreich, unserm usus modernus pandectarum der Gesetzgebung der reformatorischen und der späteren Particularrechte; auch innerhalb der Theorie dem entgegengesetzten Extreme des Naturrechts; und selbst die deutsche historische Schule Hugo's und Savigny's erlag wieder dem casuistischen Präjudiz in Seuffert's Archiv und Windscheid's Pandecten. Dies alles, weil die historische Schule nicht verstand, wie die Geschichte des Rechts sich bewegt. Dieser Kampf ums Recht erwachte am stärksten in unserm Jahrhundert seit Feuerbach, Thibaut, Savigny ꝛc., und die Schädigungen der Doctrinäre waren schwer fühlbar im Civilrechte und enorm im Staatsrecht. Hier wurden die beiden doctrinären Schulen das politische Parteirecht unserer Rechten und Linken und ihr Kampfesrecht. Nur schwach und mühsam erkämpfen seit J. A. Seuffert's Archiv, Gerbers Mahnung und Ihering die ersten Wiederbelebungsversuche einer realen praktischen Wissenschaft und der ars der Construction nach dem Vorbilde der classischen Römer.

Die einzelnen Grundgesetze nun dieses praktischen Rechts und seiner Schule sind theils materielle. Dessen Wesen nämlich bestimmt ein mechanisches und organisches Grundgesetz; diese betreffen das Gelten von Geschichte neben Naturrecht und die organische Verbindung beider in ihm. Dessen Bewegung ferner bedingen die Gesetze der Zeit und des Raumes (Gesetz Montesquieu's). Theils sind dieselben formelle: eine Empirie Baco's und Induction der Römer statt Aprioristik und Deduction. Dies Gesetz kehrt aber zugleich die Methode der bisherigen Rechtsschulen jetzt nach Römerart geradezu um. An die Stelle der Subsumtion unter vergangene oder direct aus Vernunft u. prinzi geschossene Regeln tritt eine Construction, an die Stelle eines philologischen Humanismus tritt als methodus docendi vielleicht ein Anschauungsunterricht in Pestalozzi'schem Geiste. Endlich gelten, wie gezeigt, exact nur Rechtsquellen; denn nicht jedes Naturrecht oder jede Geschichte ist positiv.

Die das Recht gefährdenden Gegensätze nun gegen dies reale, praktische Recht hängen sämmtlich mit einer Aprioristik zusammen, welche eben in den Naturrechtsschulen direct aus der Vernunft sich ein Recht beliebig macht, während die historische Schule aus der nämlichen Vernunft das entgegengesetzte Extrem, eine vergangene Geschichte, sich als Recht erfindet. Die tieferen „Triebfedern“ aber, welche diese beiden aprioristischen Rechtsschulen besonders in Schwung gebracht, sind eine Interessenpolitik, welche sich dieser Schulen als einer Zweckdoctrin bedient. Solche Interessenrechte entstehen nämlich selbst bona fide durch die spontane Selbstbewegung der Geschichte; denn mit ihr ändert sich nothwendig das Recht. Z. B. die Freien des deutschen Mittelalters, welche den damaligen Staat durch Reiterdienste und Steuern stützten, sowie der im Alleinbesitze der antiken Bildung befindliche Klerus, welcher den größten Theil des Staates verwaltete, zum Theil selbst das Recht, die Schule ꝛc., hatten früher allein Rechtsstandschaft und absorbirten, abgesehen von den Ministerialen, die Rechte der übrigen Stände bis zur Hörigkeit. Mit der Neuzeit bewegte, änderte sich diese Geschichte. Kriegsdienste und Steuern wurden jetzt von der ganzen Nation geleistet, in der Bildung trat zwischen der Theologie und dem übrigen Wissen: Geschichte, Philosophie, Jurisprudenz, Medicin ꝛc. eine Arbeitstheilung ein. Die Hörigen wurden frei, sie nahmen an der Volksrepräsentation der Parlamente theil. — — Jetzt fühlten sich die früher Privilegirten an vermeintlichen Rechten verletzt! Sie suchten mittelst des unhaltbaren, historisch vergangenen Rechts der doctrinären Glosse als eines Zweck- oder Interessenrechts ihre Privilegien wiederzu gewinnen: als Reaction im allgemeinen, als historisch-politischer Kampf einer Partei des Klerus gegen den modernen Staat. Die früher Entehrten umgekehrt sahen jetzt in alter Geschichte, welche ihnen vereinst Hörigkeit und durch Lasten Verarmung gebracht, ein Unrecht; in dem Naturrechte aber, welches ihnen schon einmal infolge Absterbens des alten Staates Freiheit, Gleichheit, Humanität gebracht, sah apoioristisch selbst eine Anarchie, Communismus, eine Socialdemokratie wieder neue Rechtsgrundlagen. Zwischen diesen beiden Lügen hat jetzt wieder das reale, praktische als vermittelndes „Recht“ (dies ist wohl der Sinn der von C. J. Beller gesuchten Mittelpartei) mittelst der Rechtsquellen zu versöhnen und zu richten, wie neu jeher; von Menenius Agrippa bis auf Fürst Bismarck herab! Dies die inneren Motive des „Kampfes ums Recht“ in der Gegenwart.

An den Vortrag schloß sich die Debatte an. — Abgesehen vom Referenten, betheiligten sich an ihr mit geistvollen Anregungen die Herren: Senatspräsident Dr. v. Staudinger, Privatdocent der hiesigen k. Universität Dr. Erwin Gruber, Dr. jur. Schäfer und Justizrath Dr. Pemsel. Ohne daß ein schließlicher Wiederspruch erfolgte, führte diese zur näheren Feststellung der rechtlichen Natur des Präjudizes, seiner Werthlosigkeit ohne Beachtung der positiven Rechtsquellen und der Unzulänglichkeit der französischen Präjudizienpraxis, deren Grenzlinien eine empirisch gegebene „Rangordnung“ der exact entscheidenden Rechtsquellen zu sein habe.

* **Freiburg.** Der katholische Professor der Geschichte und geschichtlichen Hülfswissenschaften an der hiesigen Universität Dr. Alois Schulte hat einen Ruf nach Breslau als Nachfolger Georg Hüffers erhalten.

* **Gießen.** Der Privatdocent Dr. Wilhelm Wetz ist zum außerordentlichen Professor für englische Philologie in der philosophischen Facultät der Universität ernannt worden.

* **Berlin.** Dem Vernehmen nach schweben Verhandlungen über die Berufung des Professors der praktischen Theologie D. Köstlin in Halle an die hiesige Friedrich Wilhelms-Universität. Als wahrscheinlicher Nachfolger D. Köstlins in Halle wird der als Hamlet bekannte Oberconsistorialrath Hofprediger D. Braun in Stuttgart bezeichnet. — In der philosophischen Facultät habilitirte sich Dr. Erich Bernice als Privatdocent. Seine Antrittsrede handelte über die Grundlagen der meteorologischen Forschung.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 1. bis 3. März folgende Schriften eingegangen:

Hans Resener: Aegypten unter englischer Occupation u. die ägyptische Frage. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft 1896. — Genf Paul v. Hoensbroech: Die deutschen Jesuiten der Gegenwart u. der confessionelle Friede. Berlin, A. Haack 1896. — *The British South Africa Company*; Report 1894—95; Director's Report und Accounts 31. March 1895. — Ferdinand Moos: Die Finanzen Rußlands. Berlin, Georg Stille 1896. — Monatliche Nachweise über den Auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets, hggb. vom kais. Statistischen Amt. Januar 1896. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Dr. W. Gebhardt: Soll Deutschland sich an den olympischen Spielen betheiligen? Mahnruf. Berlin, Karl Sigismund 1896. — B. Garnerl: Sechs Gesänge aus Dante's Göttlicher Komödie, deutsch u. eingeleitet. Wien, Carl Konegen 1896. — Ferdinand Wittenbauer: Der Auer von Nürnberg; Lied aus deutschem Mittelalter. Ebd. — Richard Kralik: Prinz Eugenius der edle Ritter; Heldengedicht, alten Volksliedern nachgesungen. Ebd. — Friedrich Schütz: Wiener Theatereindrücke; Vortrag. Ebd. — Dr. Christian v. Ehrenfels: Zur Klärung der Wagner-Controverse. Ebd. — Konrad Telmann: Unter römischem Himmel. Roman. Dresden u. Leipzig, Carl Reißner 1896. — Ernst Wichert: Die Schweitern; litauische Geschichte. Ebd.

Hierzu ein Prospectus der **Verlagsbuchhandlung Ferdinand Enke** in **Stuttgart**. (2509)

Jahrgang 1896. München, Freitag, 6. März. Nummer 55.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Albrecht Ritschl. I. Von W. Bornemann. — Gedichte von Gustav Renner. Von Franz Muncker. — Von der Münchener Universität. — Mittheilungen und Nachrichten.

Albrecht Ritschl.

Von W. Bornemann.

I.

Kein protestantischer Theolog hat in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts so sehr die Aufmerksamkeit und das allgemeine Interesse auf sich gezogen wie Albrecht Ritschl. Keiner ist so wie er von allen Seiten bekämpft, beargwöhnt und oft verdächtigt worden. Und wiederum keiner hat so wie er auf weite Kreise befreiend, stärkend, erneuernd eingewirkt. Viele alte und junge Theologen verdanken ihm die Freudigkeit und Kraft zu ihrer in der Gegenwart wahrlich nicht leichten Arbeit; und wohl ein jeder Theolog, der das theologische Leben und die kirchliche Lage der Gegenwart verstehen und wirklich Antheil daran nehmen will, muß sich in irgend einer Weise mit ihm auseinandersetzen. Zwar eine schnelle, leichte Laufbahn hat Albrecht Ritschl nicht gehabt; aber um so umfassender und zukunftsvoller sind endlich die Früchte seiner geduldigen, treuen Lebensarbeit gewesen. Trotz anerkennenswerther Erfolge in seiner schriftstellerischen wie in seiner Lehr-Thätigkeit ist er erst nach dreizehnjähriger akademischer Arbeit in einem Alter von 37 Jahren ordentlicher Professor geworden; und erst als er das funfzigste Lebensjahr bereits überschritten hatte, um die Mitte der siebziger Jahre, zeigten sich die ersten, zusammenhängenden Anfänge seiner theologischen Schule. Aber dann trat auch die hervorragende Bedeutung und Eigenart seiner Theologie theoretisch und praktisch mit reißender Schnelligkeit hervor. Schon um das Jahr 1880 hatten fast alle theologischen und kirchlichen Parteien angefangen, gegen ihn mobil zu machen. Aber ebenso rasch und lebhaft hatte er auf allen Seiten eine begeisterte und arbeitsfrohe Anhängerschaft gefunden. Als er am 20. März 1889 starb, da war es zweifellos, daß der bedeutendste und wirkungsreichste Theolog unsrer Zeit heimgegangen war, ein Mann, dessen Lebenswerk und Aussaat noch lange auf das religiöse, kirchliche und geistige Leben unsres Volkes einen entscheidenden Einfluß ausüben wird.

Ritschl war nichts weniger als ein Volksmann. Auch als Theolog hat er nicht durch volksthümliche Ideen und Darstellungen, noch weniger aber durch salbungsvolle Rhetorik und bewußte Erbaulichkeit gewirkt, sondern allein durch die unbestechliche Lauterkeit seiner Gesinnung, den Ernst und die Treue seiner Arbeit, die Fülle seines Scharfsinns und seiner Gelehrsamkeit, den großartigen Zusammenhang seiner Gedankenreihen, die Genialität seiner theologischen Anschauung und Beweisführung, endlich auch durch bewußte, demüthige Selbstbeschränkung, die in der Kraft und Concentration seines Wirkens ihren Lohn fand. Wer das Glück hatte, persönlich seines näheren Verkehrs gewürdigt zu werden, der schaute an diesem granitenen, willensstarken und gedankenklaren Charakter allezeit mit empfänglicher Ehrfurcht und dankbarer Treue empor und ließ sich willig von ihm kräftigen, läutern, führen und zurechtweisen. Auf größere Kreise von Theologen hat Ritschl sodann durch seine Vorlesungen gewirkt, die in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens nach Göttinger Maßstäben vorzüglich besucht und sehr regelmäßig gehört wurden, eine Arbeit, die bei dem gedankenschweren Inhalt und der eigenartigen Darstellungsweise des Vortrags nicht gerade leicht, aber überaus fesselnd und lohnend war. Weitaus den größten Einfluß aber hatte Ritschl durch seine schriftstellerische Thätigkeit. Die ebenso zahlreichen wie werthvollen kleineren Arbeiten, Aufsätze, Anzeigen und Kritiken muß ich hier übergehen. Seine Hauptwerke, denen er vor allem seine Bedeutung und seinen Ruhm verdankt, sind: „Die Entstehung der altkatholischen Kirche“ (1850, 2. Aufl. 1857); „Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung“ (3 Bände 1870—1874, 3. Aufl. 1889) und die „Geschichte des Pietismus“ (3 Bände 1880—1886). Die erstgenannte kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie ist das Werk seiner Jugendkraft. Das zweite Werk, das in zusammenhängender Darstellung die evangelische Centrallehre geschichtlich, exegetisch und systematisch behandelt, ist Ritschls eigentliches Lebenswerk: schon in seinen Studienjahren hat er sich mit diesem Problem getragen, und, nachdem er es nie ganz aus den Augen verloren, hat er ihm zwei Jahrzehnte seines besten Mannesalters gewidmet. Die dritte Monographie, die Geschichte des Pietismus, ist in gewissem Sinne die geschichtliche Fortführung, Anwendung und Erprobung der in der „Rechtfertigung und Versöhnung“ vorgetragenen Grundgedanken und wirft charakteristische Schlaglichter auf die ganze Geschichte des Protestantismus. Neben diesen großen Werken mag hier endlich noch der „Unterricht in der christlichen Religion“ (1875, 5. Aufl. 1895) genannt sein, der auf etwa 100 Seiten einen kurzen Abriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre enthält. Ursprünglich für den Unterricht an höheren Schulen bestimmt, hat er sich für diesen Zweck wegen seiner schwierigen Ausdrucksweise und seiner zu gedrängten Darstellungsart als unmittelbar nicht zweckmäßig erwiesen, um so mehr aber in Theologenkreisen das Verständniß für Ritschls Anschauung verbreitet und gefördert. Freilich erfordert dieses Büchlein immerhin entweder ein nebenhergehendes Studium des großen Hauptwerkes oder doch eine sachgemäße Anleitung und Erklärung.

Der älteste Sohn des heimgegangenen großen Theologen, Otto Ritschl, Professor der Theologie in Bonn, hat nunmehr in einer umfassenden, zweibändigen Biographie[1]) seinem Vater ein würdiges Denkmal gesetzt. Der erste Band begreift die Jahre 1822—1864 und führt bis zur Berufung Ritschls nach Göttingen; der zweite Band stellt Ritschls Göttinger Wirksamkeit 1864—1889 dar. Jeder der beiden Bände enthält am Schluß, abgesehen von einem

[1]) Albrecht Ritschls Leben, dargestellt von Otto Ritschl. Freiburg i. B. Mohr. I 1892, II 1896.

Namenregister, eine genaue Uebersicht über Ritschls schriftstellerische Thätigkeit und über die von ihm gehaltenen Vorlesungen. Dem ersten Bande ist der ausführliche Lebenslauf, den Albrecht Ritschl bei Gelegenheit seines Candidatenexamens 1844 dem Consistorium zu Stettin eingereicht hat (S. 426—431), sowie ein kurzer, bislang ungedruckter Aufsatz vom 16. Juli 1854 beigefügt, der die damalige kirchliche Parteigruppirung charakteristisch beleuchtet. Der zweite Band wird mit einem recht guten Bilde Ritschls aus der Blüthezeit seiner Wirksamkeit eröffnet. Das Ganze ist sehr sachgemäß und geschickt in 20 Capitel eingetheilt, von denen vier der Jugendzeit, sechs der Bonner Wirksamkeit (1846—1864) und die übrigen der Göttinger Zeit gewidmet sind. Mitten in diesen letzten Theil hat der Verfasser ein Capitel eingereiht, in dem er auf etwa 70 Seiten einen kurzen, zusammenfassenden Abriß von „Ritschls Theologie" gibt, und zwar nach einigen allgemeinen Vorbemerkungen unter folgenden besonderen Ueberschriften: „1) Die biblische Theologie; 2) die Dogmatik Ritschls im Unterschiede von den dogmatischen Bestrebungen seit Schleiermacher; 3) die Lehre von Gott; 4) die Lehre von der Sünde und von der Rechtfertigung und Versöhnung; 5) die Lehre von Christus; 6) die Gotteskindschaft der einzelnen Christen innerhalb der christlichen Gemeinde." So wird der theologisch interessirte Leser an zweckmäßiger Stelle und in wohlgelungener Darstellung kurz und klar über die wesentlichen Punkte der theologischen Anschauungen Ritschls zusammenhängend orientirt. Das gleiche Lob gilt den an verschiedenen Orten des Werkes eingefügten kurzen Berichten über mannichfache einzelne theologische Arbeiten Ritschls; sie sind von zweckmäßiger Kürze und doch so weit ausgeführt, daß der Leser von dem Inhalt und Zweck der betreffenden Aufsätze eine deutliche Vorstellung erhält. Auch die wenigen Predigten, die Ritschl gehalten, hat der Verfasser kurz charakterisirt. Ebenso gibt er hie und da ein summarisches Bild einer von Ritschl neu ausgearbeiteten Vorlesung; doch erzählt er, daß sein seliger Vater — gewiß mit Recht — es verboten habe, nach seinem Tode etwa die Hefte seiner Vorlesungen drucken zu lassen.

In Bezug auf Stoff und Quellen befand sich Otto Ritschl in einer verhältnißmäßig sehr glücklichen Lage. Eine Reihe von officiellen Instanzen, z. B. das Stettiner Consistorium und die Bonner theologische Facultät, haben ihm in zuvorkommender Weise Mittheilungen aus ihren Acten gemacht. Die zahlreichen Aufsätze und Recensionen, die Ritschl für eine Reihe von Zeitschriften geschrieben hatte, konnten in verhältnißmäßiger Vollständigkeit festgestellt werden, nicht minder die zahlreichen selbständigen Schriften von größerem oder geringerem Umfang. Ferner haben zwei Jugendfreunde Albrecht Ritschls, mit denen er bis an seinen Tod in warmer Freundschaft und lebhaftem Gedankenaustausch verbunden blieb, Pastor D. Link zu Coblenz und der im vergangenen Jahre verstorbene Director D. Nasemann in Halle, werthvolle persönliche Erinnerungen aus früheren Zeiten beigesteuert. Vor allem aber ist neben der eigenen persönlichen Beobachtung und Erinnerung des Verfassers die wichtigste Quellenreihe der ausführliche Briefwechsel Albrecht Ritschls. Ritschl hat fast alle an ihn gerichteten Briefe, die einigermaßen von persönlichem oder sachlichem Interesse waren, aufbewahrt. Hinwiederum haben eine ganze Reihe von Männern, die als Verwandte, Freunde, Gesinnungsgenossen oder Schüler zu Ritschl in naher Beziehung standen, seine Briefe sorgsam gesammelt und jetzt für die Biographie zur Verfügung gestellt. Dies ist doppelt werthvoll, da Ritschl noch zu den immer seltener werdenden Naturen gehörte, die an regelmäßiger brieflicher Aussprache ihre Freude haben, dasjenige, was sie bewegt, in fester, klarer Form und ausführlicher Gründlichkeit mittheilen und ihr eigenes Wesen dabei unbefangen und sicher zum Ausdruck bringen. Ritschl hatte das hohe Glück, nicht nur mit seiner Mutter innig verbunden zu sein, sondern auch mit seinem Vater, dem am 18. Juni 1858 verstorbenen Bischof von Pommern, der ein hervorragender Theolog und praktischer Kirchenmann war, bis zu dessen Tode im herzlichsten Vertrauensverhältniß zu stehen. So gewährt der regelmäßige, ausführliche und intime Briefwechsel zwischen Vater und Sohn einen Einblick in das geistige Wesen und Werden, Arbeiten und Ringen Albrecht Ritschls, wie man ihn sonst wohl nur selten gewinnen kann. Auch der Briefwechsel Albrecht Ritschls mit seiner Braut aus den Jahren 1858 und 1859 offenbart in herrlicher Weise die Gesinnung des christlichen Charakters und die Interessen des begeisterten Theologen. Für jene ersten Jahrzehnte der theologischen Laufbahn, noch mehr aber für ihre letzte Hälfte standen außerdem noch eine ganze Fülle von Briefen zur Verfügung. So hat, um nur die ergiebigsten Quellen zu nennen, abgesehen von der Familiencorrespondenz der Briefwechsel mit Steitz, Dieftel, Nasemann, F. Chr. Baur, Constantin Rößler, Link, Baffe, Bernhard Rogge, Mangold, Weizsäcker, Marcus, Leopold Schmidt, Thikötter, Scholz, W. Herrmann, Adolf Harnack, Gottschick, Kattenbusch und Wendt reiche Ausbeute geliefert. Werden auch hie und da vielleicht Wünsche laut werden, daß Otto Ritschl noch mehr, aber daß er etwas weniger aus diesem Briefmaterial mitgetheilt hätte, so wird man ihm doch im allgemeinen das Zeugniß nicht versagen können, daß er seine Auswahl mit großer Umsicht, mit Geschick und Discretion getroffen hat. Mögen immerhin an einzelne Aeußerungen oder Lücken dieser Correspondenz nachträglich unliebsame Bemerkungen und Folgerungen geknüpft werden — der Gesammteindruck ist ein in hohem Maße anziehender und würdiger, und manche der kurzen, vertraulichen brieflichen Aeußerungen Ritschls sind der Art, daß sie mit einem Schlage allerhand Verdächtigungen und Angriffe seiner theologischen Gegner widerlegen. So wird diese Biographie Ritschls zu einer glänzenden Rechtfertigung seiner Arbeit, seiner Stellung und seines Charakters.

Otto Ritschl verdient den wärmsten Dank und die lebhafteste Anerkennung, daß er mit der Pietät des Sohnes, mit dem Verständniß des Gesinnungsgenossen und doch auch mit großer Unparteilichkeit und edler Zurückhaltung das Bild seines heimgegangenen Vaters uns gezeichnet hat. Nicht nur, weil ihm Stoff und Quellen zur Verfügung standen, wie keinem andern, sondern auch, weil das Bild des Vollendeten so aufzufassen und wiederzugeben keinem andern möglich gewesen wäre. Besonderen Dank verdient er dafür, daß er das Leben Albrecht Ritschls so bald und so ausführlich beschrieben hat. Gewiß wird man zugeben müssen, daß für eine abschließende, geschichtliche Würdigung Ritschls die Zeit noch nicht da ist, zumal solange seine Theologie und seine Schule noch viel umstritten ist und sehr verschieden beurtheilt wird, und seine Arbeit in theologischer und kirchlicher Hinsicht sich noch lange nicht völlig ausgewirkt hat. Aber das Werk Otto Ritschls, das solch ein endgültiges, geschichtliches Urtheil zu geben gar nicht beansprucht, begrüßen wir mit Freuden. Es ist nothwendig, um einer immer üppiger werdenden Legendenbildung über Ritschls Theologie und Charakter urkundlich entgegenzutreten. Es ist zweckmäßig, da gerade jetzt bei den Kämpfen der kirchlichen Gegenwart das vielseitigste Interesse ihm entgegenkommt. Und es ist sachgemäß und gerechtfertigt, weil das Leben eines so klaren, festen und in sich geschlossenen Charakters, wie es Albrecht Ritschl war, in sich selbst seinen Schlüssel und seinen eigenthümlichen Werth trägt.

Digitized by Google

Gedichte von Gustav Renner.[1])

Schriftsteller, die sich mit mehr oder minder Geschick nach alter oder nach allerjüngster Weise in deutschen Versen, gereimten und ungereimten, versuchen, tauchen Jahr für Jahr genug und übergenug auf; aber unendlich selten zeigt sich unter diesem Troß ein wirklicher, gottbegnadeter Dichter, dessen Gesang aus neuen, vorher unergründeten Tiefen des Geistes und Gemüthes mächtig hervorströmt. Eine künstlerische Erscheinung vollends, wie die Gustav Renners, muß den meisten zuerst wie ein Räthsel vorkommen. Ein armer, etwa dreißig Jahr alter Buchbindergesell und Galanteriewaarenarbeiter, der sich kümmerlich durch das Leben fristet, dem durch seine Armuth wie durch seinen Handwerkerberuf die meisten Bildungsquellen verschlossen sind, aus denen sonst der Schriftsteller mit vollen Zügen zu trinken pflegt, ein so durch die Noth des Lebens, durch geistige und gesellschaftliche Schranken von allen Seiten eingeengter Handwerksmann tritt vor uns als Verfasser von Gedichten, die an Kühnheit der Phantasie und des Gedankens, an Tiefe der Weltbetrachtnng, an Größe der poetischen Auffassung, an Kraft der künstlerischen Darstellung, an eigenartiger Schönheit des bildlichen Ausdrucks das meiste, was uns die letzten Jahre auf dem Gebiete der deutschen Lyrik gebracht haben, weit hinter sich lassen. Niemand wird zweifeln, daß hier eine ungewöhnlich kräftige und widerstandsfähige Begabung vorliegt; aber damit ist das Räthsel noch lange nicht gelöst, wie diese Begabung fast durchweg einen so ungemein gebildeten, künstlerisch geläuterten, geistig vertieften Ausdruck gewinnen konnte. Auch dadurch, daß Renner sicherlich von früher Jugend auf mit empfänglichem Geiste manches bedeutende Dichterwerk gelesen hat, wird das Wunderbare seines künstlerischen Wesens nur zum geringsten Theil erklärt. Was haben nicht andere sogenannte Naturdichter gelesen, sobald ihnen Gelegenheit geboten wurde, ihren Bildungsdrang zu befriedigen, und was hat es den meisten genützt! Wie viele von ihnen sind nicht kläglich gescheitert, sowie sie den heimischen Boden volksthümlich einfacher Poesie verließen und den Flug in die höheren Sphären der Gedankendichtung wagten! Gerade in diesen Bezirken aber verweilt Renner am liebsten. Richtige Lieder, unmittelbare Ergüsse einfacher Herzensempfindung fehlen zwar keineswegs in der Sammlung seiner Gedichte und auch in ihnen bewährt sich das ausgezeichnete Talent des Verfassers, wie denn überhaupt das ganze Bändchen nicht ein einziges Stück enthält, das sich nicht um einen ansehnlichen Grad über die Mittelmäßigkeit erhöbe. Allein Renners eigenartigste und dichterisch bedeutendste Leistungen gehören doch sämmtlich dem Gebiete der Gedankenlyrik, der betrachtenden Poesie an, mag sich nun diese Betrachtung bald mehr als ein phantasievolles Anschauen der Natur und des Lebens, bald als ein philosophisches Grübeln über die Geheimnisse der Welt und des Menschenschicksals erweisen. Das künstlerisch Entscheidende aber ist in beiden Fällen, daß Renner niemals den Inhalt seiner Betrachtung verstandesmäßig-lehrhaft ausspricht; vielmehr empfängt bei ihm stets der Gedanke ein schmuckreiches, zierlich anliegendes Gewand von der Phantasie und sicher zum Ziel treffende Waffen, mit denen er siegesgewiß das Herz des Lesers bestürmt, von der Empfindung.

Ernst, ja traurig-bang, ist der Grundton dieser gesammten Poesie. Der Dichter hat zu viel Noth und Verachtung von der Welt erfahren, als daß er ihr kaltes, ekles Treiben nicht hassen, nicht verschmähen sollte. Was ihn geistig laben konnte, mußte er sich kühn ertrotzen, und wie gering für seine unendliche Sehnsucht blieb dabei der Lohn seines verwegenen Ringens! Von Freuden kann er kaum singen; das Leben hat ihm zu wenig davon geboten. Das weiß er selbst recht wohl und spricht es wiederholt aus, in bittern Klagen über sein immer gleiches, verzweiflungsvolles Geschick, über seinen nie gesättigten Hunger nach Erkenntniß, nach Licht und Freiheit, über die freche Gemeinheit der Menschen; in innigen Dankesworten an die Einsamkeit, die „mondgeaugte Göttin", die allein ihn stets freundlich umfing, von der er alles hat, was ihm an Trost zutheil ward; aber auch im unmittelbaren düstern Bekenntniß an den Leser, dem er den Charakter seiner Poesie offen schildert:

„Nicht Lieder sind's von Wein und holden Frauen,
Von süßer Liebe und von Frühlingslust —
Ein Aufschrei ist es aus gequälter Brust,
Ein greller Schrei, der himmelanwärts dringt
Und wieder rückprallt von geschloss'nen Pforten."

Wie ein Alp grauenvoll beklemmend auf dem keuchenden Schläfer, so liegt auf ihm die Noth, die „grinsend gelbe" Armuth, des Tages Sorge, der Nächte Schreckniß. So spannte ihm das Leben die Saiten seiner Harfe ausschließlich zu ernsten Versen:

„Denn sie erzählen nur, was ich erlitt,
Und wenn sie ihre dunklen Schwingen breiten,
Ihr greller Jammerschrei hallt in die Weiten,
Ist es das Leid, das mir das Herz zerschnitt.
Jedoch kein Wort und keine Kunst, sie können
Das Elend malen, das ich durchgelitten,
Und ob sie selbst den höchsten Flug gewännen,
Die Schmach, der Hunger, das vergebne Ringen,
Schlaflose Nächte, heißes Fleh'n und Bitten —
Das läßt sich nicht in Harmonieen zwingen."

Die unsäglichen Schmerzen, von denen diese Verse berichten, sind wirklich erlebt, nicht nur in überreizter Phantasie erträumt. Der Stempel der Wahrheit ist allen Gedichten Renners aufgedrückt, und er erst verleiht ihnen ihre eigenthümliche erschütternde Gewalt. Ein bloß anempfundener, berühmten Mustern künstlich nachgebildeter Pessimismus könnte uns schwerlich auf die Dauer rühren; mächtig und tief aber bewegen uns die Stimmen des Leids, deren ungeheuchelter Herzenston jeden Zweifel an der Echtheit des Gefühls ausschließt. Von solchen Stimmen überzeugt, glauben wir die Qual und Noth, den Groll und die Verzweiflung selbst mitzuerleben, von denen Renners Verse erzählen, und verstehen, wie er die frevle Klage erheben kann gegen die grausame Gottheit, die sich in ihrem Ebenbilde schände, wie er giftigen Haß der Welt entgegenzuschleudern geneigt ist, wie er schließlich nach krampfhaftem, vergeblichem Ringen, trotzig auf alles künftige Glück, auch auf die Seligkeit des Himmels, mit deren Hoffnung frommer Glaube ihn trösten möchte, Verzicht leistet und im Bewußtsein seines Elends, seiner ingrimmigen Verachtung der Menschen und ihres ganzen Treibens, im Bewußtsein seiner ödesten Einsamkeit eine traurige Befriedigung findet. Aber selbst dieser zweifelhafte Trost schwindet bald wieder, und neuerdings steigen in der Seele des Dichters heiße Wünsche nach Glück und Liebe, nach Macht und Erkenntniß auf, neuerdings beschleichen ihn gespenstige Träume von den holdesten Reizen des Lebens und seiner eigenen ewig ungestillten Sehnsucht nach ihnen. Und so endet die ganze Kette heftiger Klagen und Verzweiflungsrufe zuletzt doch mit einer neuen, siegesmuthigen Herausforderung seines harten, kühnen, unerbittlich bekämpften und gleichwohl heißgeliebten Lebens:

„Und ich zwinge dich einst, und ich zwinge dich doch,
Ich treu dich einst, wie du mich getreten,
Und ich lege die strahlende Krone auf's Haupt,
Bestimmend mir selbst des Tages Schicksal,
Und gehe den Pfad, den ich will"

[1]) Rixdorf-Berlin, Selbstverlag des Verfassers.

Eine besondere Stelle nimmt unter den betrachtenden Gedichten Renners die Gruppe „Gedanken und Stimmungen“ ein, vom Verfasser merkwürdigerweise als Bruchstücke zu einem Drama bezeichnet. Doch wer weiß, ob er diesen Namen im eigentlichen, gemeinhin üblichen Sinne gebraucht hat? Denn, wenn auch die hier zusammengereihten zwanzig Gedichte durchaus einer tief tragischen Stimmung entsprungen sind, so fehlt den meisten von ihnen doch der dramatische Nerv ganz und gar. Es sind kühne, oft überkühne Betrachtungen, philosophisch tiefgründige Selbstgespräche des Dichters, die uns unerschrocken an die Schranken des Irdischen und darüber hinaus zu den letzten Räthseln des Weltwesens führen. Die Fragen nach Tod und Unsterblichkeit, Entstehen und Vergehen im Universum werden erörtert; der Gegensatz zwischen unsrer Erscheinungswelt und dem wahren Sein gewinnt in einem großartig-verwegenen Bilde dichterisch-sinnlichen Ausdruck. Gedanken an Seelenwanderung tauchen auf; schwindelnde Phantasien schweifen über dieses Erdenleben hinaus zurück in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft und versteigen sich zu den abenteuerlichsten Vorstellungen im Reich der Möglichkeiten. Wiederholt gibt sich das Gefühl von der inneren Einheit alles menschlichen Seins kund, und selbst die Trauer über die Vergänglichkeit des Irdischen erscheint gemildert durch den Glauben, daß der Einzelne auch nach seinem Tod in allem Menschlichen fortlebt, daß nichts, was er gedacht oder gethan hat, ohne Spur für die Entwicklung der Gesammtheit verloren geht.

Hie und da klingen die Stimmungen, die wir in diesen Gedichten Renners vernehmen, an ältere Meisterstücke deutscher und ausländischer Gedankenlyrik leise an; der eine Leser mag sich gelegentlich an Byron, der andere an Hölderlin, ein dritter vielleicht an Leopardi und ähnliche Dichter der Wehmuth und des Weltschmerzes gemahnt fühlen. Mit manchen von ihnen ist Renner nur äußerlich oder gar nur scheinbar verwandt; aber selbst den Dichtern gegenüber, denen er unzweifelhaft geistig nahe steht und in noch höherem Grade den Philosophen gegenüber, deren Anschauungen sich in seinen Versen zu spiegeln scheinen, drängt sich die Frage auf: wie viel hat er wohl von ihnen gelesen? Wie viel kann er gelesen haben? Und auch, wenn er sie auf das genaueste studirt hätte, was verschlägt das bei der selbständigen Eigenart seines Schaffens? Man vergleiche z. B. seine freien Rhythmen „Tag und Nacht“, deren echt Hölderlin'sche Stimmung kaum zu verkennen ist. Klingen sie, ohne Vorurtheil gelesen, an irgend einer Stelle wie eine Nachahmung?

„Langsam und lang
Verrinnen die Jahre,
Gleichmäßig gleitet
Der Enden der Zeit,
In unüberlehbarer Folge
Tage dem Tage verknüpfend,
Durch die eherne Hand
Des blindwaltenden Schicksals
Hinab in das öde Nichts.
Wir leben und sterben,
Hassen und lieben,
Tragen jauchzend das Haupt gleich den Göttern
Und vergehen vor Schmerz. —
Aber gleichgültig schlägt jeden Morgen
Der Himmel sein Auge auf,
Das lichtgebärende,
Gleichgültig schreitet die Nacht, die sinnende Göttin,
Dem menschlichen Schicksal vorbei,
Gleichgültig bleibt die Natur
Dem Wogen und Wallen des heißen Herzens.
Und ob Geschlechter vergehen,
Reiche verschwinden,
Sich umgestaltend die Menschheit ringt —
Theilnahmlos faßt es die Zeit
In ihren ewig wechselnden,
Ewig steigen Rahmen
Von Tag und Nacht.“

Etwas mehr epigonenhaft dürften vielleicht ein paar andere — an sich vortreffliche — Gedichte Renners den Leser anmuthen, besonders einige Sonette, auch die zwei satirischen „Friedensliedchen“ an Frau v. Suttner. Aber das sind vereinzelte Ausnahmen, und von unmittelbarer Nachahmung kann auch bei ihnen nicht die Rede sein. Davor bewahrt den Verfasser schon die ganz eigenartige Sinnlichkeit seiner Phantasie, die sich in immer neuen, erstaunlich kühnen und doch niemals unnatürlich gesuchten oder unklaren Bildern, in der beständigen Versinnlichung des Abstracten, in der verwegensten Belebung, ja Personification des Seelenlosen erweist. Diese echt dichterische Kraft schärft ihm das Auge, so daß er alles, was ihm in der Natur und im Leben begegnet, in einem neuen Lichte sieht, in welchem es vor ihm niemand erblickte, und auch einen ganz einfachen, natürlichen Vorgang mit dem Reize des Phantastischen zu umweben, die einzelnen Entwicklungsstufen eines solchen Vorgangs zu märchenhaften Wundern umzudichten vermag. So sieht er, im Licht des Vollmonds schlaflos auf seinem Lager ruhend, wie „die Welt in stundenlangen Zügen den Schlummer trinkt, den ihr die Nacht gereicht“; er hört in der Stille, die ihn rings umgibt, den leisen Athem von Blatt und Blüthe, den „lautlos zarten Schritt der Sterne auf des Himmels Sammetteppich“, das Kommen und Gehen der bunten Traumgestalten, die ungehindert durch steinerne Wände und geschlossene Thore an das Bett der Schlummernden treten, das Strömen des lichten Duftes, den die „weiße Himmelsrose“ sendet, durch die Fensterscheiben: fast lauter Personificationen des Unbeseelten und ziemlich ebenso viele Unmöglichkeiten für den nüchtern die Worte prüfenden Verstand. Ein andermal erscheint dem Dichter der Schlaf als milder, blauäugiger Gott, der mit weichen Sohlen ans Lager des Müden tritt, „geschmückt mit dem duftigen Mantel des Mondlichts“, das Diadem der prangenden Sterne ums Haupt gewunden; er schildert ihn, wie er die schnaubenden, wilden Rosse entschirrt, die am Tage uns auf dieser Erde schleiften, die Leidenschaften, wie er ihrem grämlichen Lenker, der Vernunft, die Schale mit betäubendem Trank reicht und mit einem Kusse sein geflügeltes Kind, die Phantasie, erweckt, auf daß es in toller Lust den Reigen beginne. Alles kleidet Renner in bildliches Gewand, und dieses Gewand putzt er sorgfältig bis auf die versteckteste Falte und geringfügigste Schleife aus. Mag er seine Gleichnisse noch so kühn wählen, immer führt er sie mit tadelloser Sicherheit durch. So, wenn ihm unser Weltall als ein Riesenhirn unter blauer Schädeldecke erscheint, in welchem wir Menschen und mit uns der ganze Reigen der Gestirne und alle Thaten der Weltgeschichte schemenhaft vergänglich als schwanke Träume wandeln, oder wenn er den Tod einem Triumphator vergleicht, der, auf der Kugel einer Pistole reitend und im Ritt riesengroß anwachsend, in den Palast des lebenssiechen Leibes einzieht, hier jauchzend das heiße Blut, den letzten Rest der Lebenskräfte, trinkt und dann höhnend aus dem offenen Munde steigt, das ausgeplünderte Haus mit dem Knochenfuße verächtlich stoßend. Noch zahlreiche Beispiele ließen sich häufen. Heitere und ernste Bilder versteht der Dichter mit gleich frischen, gleichmäßig zusammenstimmenden Farben auszumalen, ob er nun den frohen Eindruck des Lerchengesangs preisen soll:

„Der aus der Lerchen reicher Kehl' ersprühte,
Der Melodienſturzbach ſtrent den Schaum
Der Perlentöne durch den blauen Raum,
Und ſonnenſchimmernd fall'n ſie ins Gemüthe“

oder gleichnißweise das dunkle Welträthsel auszusprechen versucht:

„Auf nächt'gem Sammetpfühle ruht die Sphinx
Und schaut mich an mit tausend Sternenaugen.
Sie hängt des Mondes und der Sonne Licht
Als täuschend hellen Schleier vor's Gesicht
Und droht dahinter in geheimem Räthsel,
Ein gliedlos Wesen, ohne Form, Gehalt,
Doch aller Formen, aller Kräfte voll;
Ohn' End' und Anfang, den man fassen könnte,
Um des Gedankens Schlinge dran zu knüpfen,
Mit dem man sie vereinst erwürgen könnte."

Der Umkreis der bildlichen Vorstellungen Renners ist recht stattlich, wenn auch gewisse Lieblingsbilder, wie der Vergleich des nächtlichen Himmels mit einem Sammetteppich oder Sammetpfühl, öfters bei ihm wiederkehren. Meistens entnimmt er dem reichen Schatze seiner Phantasie für einen und denselben Begriff mit jedem neuen Gedicht auch eine andere bildliche Anschauung. Dann erscheint ihm der nämliche Sternenhimmel zur Nachtzeit bald wie eine dunkelgrüne Laube, bedeckt mit holden Früchten, bald aber wie ein drohend geöffneter, dunkler Rachen mit gefährlich blinkenden, weißen Zähnen. Heute stellt sich seinem lieblich träumenden Geiste der Mond als ein goldnes Ei dar, das schlummernd im grünen Himmelsneste liegt, oder als weiße Himmelsrose, die ihren linden Strahlenduft auf ihn herniederströmen läßt; morgen sieht er, düsterer gestimmt, in demselben leuchtenden Ball das weiße Knochengerippe einer längst vergangenen Welt, ein Menetekel an des Himmels Wand, und wieder ein andermal dünkt ihn die rothe Mondesscheibe schauerlich wie ein Mordgedanke, der sich aus einem finstern Hirn hervordrängt, oder wie ein zornig strafendes Auge, das Thiere und Pflanzen mit Furcht erfüllt.

Die Kühnheiten der bildlichen Vorstellung und des sprachlichen Ausdrucks, zu denen sich Renners dichterische Einbildungskraft gern versteigt, entsprechen nur der rücksichtslosen Kühnheit des Denkens und Wollens, die sich in seiner Poesie überall ausspricht. Hier waltet durchaus ein großer Zug, unbeengt durch die Schranken einer Durchschnittsbegabung oder Alltagskunst. Auch in die Metrik greifen solche berechtigte Kühnheiten hinüber, so z. B. wenn in dem sonst geeeimten Gedichte „Der Waldteich" der letzte Vers um mehrere Silben gekürzt und des Reimes beraubt wird, um das unmerklich leise Verhallen der träumerischen Stimmung auch klanglich anzudeuten. Hie und da weist jedoch gerade das äußere Versgefüge noch kleine Unebenheiten auf, die ein regelrecht geschulter Dichter zu vermeiden wüßte. Das Metrum ist bisweilen ein wenig holperig, während der Rhythmus stets tadellos gewahrt wird; manchmal steht eine schwerbetonte Silbe ungehöriger-weise in der Senkung, so daß der Leser über die gefährliche Stelle nur durch den Kunstgriff schwebender Betonung hinwegkommt; ein- oder zweimal wird auch dem Reime zuliebe die natürliche Stellung der Worte unschön verändert. Es wäre höchst unbillig, dem Dichter aus solchen Kleinigkeiten einen schweren Vorwurf zu machen; man muß sich vielmehr wundern, daß selbst diese formalen Unregelmäßigkeiten bei ihm so außerordentlich selten sind. Auch wird es ihm ein leichtes sein, sie bei einer neuen Ausgabe seiner Gedichte zu beseitigen. Daß er aber bald eine solche neue Ausgabe uns werde darbieten können, dafür wird hoffentlich deutscher Kunstsinn kräftig wirken. Aus den Abgründen jammervollster Lebensnoth hat Renner Töne emporgeholt, die Tausende seiner Leser künstlerisch zu entzücken, geistig zu erheben vermöchten; es ist die Pflicht unsres Volkes, den Dichter selbst nicht in Elend verschmachten zu lassen. Die Kraft seines Talents bürgt dafür, daß ihm auch in glücklicheren Lebenslagen der Strom des herzbewegenden Gesanges nicht versiegen wird.

Franz Muncker.

Von der Münchener Universität.

Entstellenden Anführungen und Angriffen gegenüber, wie sie jüngst in parlamentarischer Discussion vorgekommen, halten wir es für angezeigt, den uns gütig zur Verfügung gestellten Wortlaut der am Stiftungsfeste der Universität München am 26. Juni 1894 vom damaligen Rector magnificus Professor Dr. A. Knöpfler gehaltenen Rede nachstehend unsern Lesern mitzutheilen.

„Zum zweitenmal in diesem Rectoralsjahre ist mir die ehrenvolle Aufgabe zugewiesen, von dieser Stelle aus vor festlich versammelter Universität das Wort zu ergreifen. Wenn ich mir das erstemal gestattete, das Studium selbst zum Gegenstande der Besprechung zu machen, so dürfte es nicht unpassend erscheinen, am heutigen festlichen Tage die Aufmerksamkeit der Universität als solcher zuzuwenden.

Vierhundertundzweiundzwanzig Jahre sind dahingegangen, seitdem am 26. Juni 1472 zu Ingolstadt die Errichtung einer universitas et studium generale festlich und feierlich begangen wurde. Verschiedene Thatsachen beweisen, daß schon damals die Größe und Wichtigkeit des bedeutungsvollen Actes wohl verstanden wurde. Nicht nur wollte der erlauchte Stifter der Hochschule, Ludwig der Reiche, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Nieder- und Oberbayern, der Eröffnungsfeier in höchsteigener Person anwohnen, er hatte hiezu auch eine stattliche Corona weltlicher und geistlicher Großen nach Ingolstadt entboten. Neben dem Sohne des Herzogs, dem 17jährigen Erbprinzen Georg, waren daselbst noch erschienen: Herzog Christoph von München; Otto Pfalzgraf von Neumarkt; der Gesandte des Königs Matthias von Ungarn Dr. Johann v. Rabenstein; die Bischöfe von Eichstätt und Augsburg, sowie der Weihbischof von Regensburg, Dignitäre der Domstifte von Eichstädt, Augsburg, Freising und Regensburg, sowie zahlreiche Grafen, Ritter, Doctoren und Prälaten. Nie mehr im Laufe der Jahrhunderte hat die Universität eine ähnlich erlauchte Versammlung in ihren Räumen begrüßen dürfen, wie solche bei ihrem ersten Stiftungsfeste Pathe gestanden.

Einen weiteren Beweis für die hohe Auffassung, die bei Gründung der neuen Hochschule vorwaltete, werden wir erblicken dürfen in der ernsten, mehrjährigen und gewissenhaften Erwägung und Vorbereitung des wichtigen Actes. Nachdem der im Jahr 1458 zur Reife gekommene Plan des hochherzigen Fürsten schon am 7. April 1459 durch die Erectionsbulle Papst Pius' II. seine Verwirklichung erhalten, sollte noch mehr als ein Decennium dahingehen, bis zur vollen Ausführung des Werkes geschritten werden konnte. Mit welcher fast ängstlichen Sorgfalt hiebei alle einzelnen Punkte erwogen wurden, zeigen die noch heute vorhandenen fünf verschiedenen Redactionen des Stiftungsbriefes, der heute vor 422 Jahren feierlich publicirt worden ist. Nach seinem Wortlaute sollte der Wissenschaft nach ihrem ganzen Umfang eine wohnliche Heimstätte geschaffen werden, nicht für den Augenblick, sondern für die Jahrhunderte berechnet. Erhaben und vielumspannend sind Zweck und Aufgabe, die der neuen Stiftung vorgezeichnet wurden: „Gott dem Allmechtigen zulab, der Christenheit zu Besserung, allen Gläubigen zu gut, gemainem nutz und dem recht zur förderung, auch unser, unser vorfordern, unser erben und nachkommen sele zu trost." Sollte diese Aufgabe wirkliche und allseitige Lösung finden, so war die andauernde Gunst der Menschen, wie der Verhältnisse erforderlich: beide sind unsrer Alma Mater in reichem Maße zu theil geworden.

Die Gunst der Menschen! In erster Linie stehen hier die erlauchten Landesfürsten. Pflanzte sich ja doch die hohe Auffassung von Werth und Bedeutung der Universität im wittelsbachischen Herrscherhause von Geschlecht zu Geschlecht, sozusagen als heiliges Vermächtniß des erlauchten Stifters. Sorge, Schutz und Förderung der Universität und ihrer Interessen galt Bayerns Herrschern stets als eine der wichtigsten Regentenpflichten. So kam es denn, daß unter den herrlichen Edelsteinen, die Wittelsbachs Herrscherkrone schmücken, die Ludovico-Maximilianea nicht als der geringsten einer glänzt.

Dem Vorbild der Fürsten folgten ihre Unterthanen. Welche Werthschätzung, Liebe und Verehrung unsre Universität stetsfort und vor allem bei ihren Angehörigen gefunden, zeigt uns am besten die lange Reihe von herrlichen Schenkungen, die ihr im Laufe der Jahrhunderte geworden, und zwar Schenkungen an Geld und nutzbaren Rechten, an Kunstwerken und literarischen Schätzen. Letztere vor allem, als zum eigentlichen Lebensbedürfniß einer Universität gehörig, waren bedeutungsvoll für sie. Es sind in Wahrheit kostbare Schätze, die unserer Universität auf diesem Wege zugeflossen, angefangen von der ersten größeren Schenkung dieser Art, der über 6000 Bände umfassenden Bibliothek des Bischofs Knörringen von Augsburg im Jahre 1573, bis herab in unsre Tage, wo die Universitätsbibliothek werthvolle Bereicherung erfahren durch die Büchervermächtnisse der Professoren Permaneder (1863), Kunstmann (1867) und erst im verflossenen Jahre wieder durch unseren verstorbenen Collegen Frohschammer. Diesen hochherzigen Schenkungen verdankt es die Universität vor allem, daß sie heute noch an literarischen Schätzen unter ihren deutschen Mitschwestern an fünfter Stelle steht. Wie ergiebig anderweitige Schenkungen und Zuwendungen an die Universität waren, davon erhalten wir ein kleines Bild in den heute noch vorhandenen verschiedenen größeren oder kleineren Stiftungen, welche die Zahl 40 überschreiten und einen Capitalwerth von nahe an zwei Millionen Mark repräsentiren.

All dieser reichen Huld und Gnade, dieser hochherzigen Gaben und Wohlthaten in dankbarer Gesinnung zu gedenken, ziemt sich am heutigen feierlichen Stiftungsfeste. Es ziemt sich aber auch darauf hinzuweisen, wie die Universität dieser Gunst und dieser Gaben sich stets würdig erzeigt, wie sie das in sie gesetzte Vertrauen auch stetsfort zu rechtfertigen gesucht und unverdrossen mit den ihr anvertrauten Pfunden gewuchert, um reichliche Zinsen zu tragen. Gestützt auf die andauernde Gunst der Menschen, vermochte sie die Ungunst der Zeiten zu überdauern, wußte aber dann günstigere Verhältnisse zu gedeihlicher Weiterentwicklung auszunützen. In stillem eifrigen und unermüdeten Arbeiten und Wirken hat sich unsre Universität von bescheidenen Anfängen allmählich zu einer der hervorragendsten Stätten der Wissenschaft emporgerungen. Während manche ihrer älteren und bevorzugteren Schwestern verkümmerten und in den Stürmen der Zeit gänzlich verschwanden, ist sie, die das Glück hatte, stets in den ihr am meisten zusagenden Boden verpflanzt zu werden, immer mehr erstarkt und schließlich zu einem mächtigen Baume geworden.

Wollen wir die heute nach verschiedenen Richtungen bedeutungsvolle Wissenschaft der Statistik einen Augenblick auch für uns in Anspruch nehmen, so liefert sie für die Stellung unsrer Alma Mater im Reiche der Wissenschaft überaus erfreuliche Resultate und zwar sowohl rücksichtlich der Lehrer, wie der Schüler. Unter ersteren glänzen, und zwar in allen Wissenszweigen, Sterne erster Größe, deren hohe Verdienste anerkannt sind weit über die Grenzen unsres Vaterlandes hinaus, deren Namen man stets mit Ehren nennen wird, so lange und so weit Wissenschaft und Cultur nicht inhaltsleere Bezeichnungen sind. Unter den zahlreichen Schülern aber, die unsre Alma Mater die ihrigen nennen darf, sind Tausende von Männern, die im Staat und Kirche die höchsten Stellen erstiegen, die all ihr Wissen und Können dem Wohle der Menschheit gewidmet, die für die idealsten Güter ihr ganzes Leben geopfert. Auf die Gegenwart angewandt, zeigt uns die Statistik einen ganz besonders erfreulichen Aufschwung unsrer Hochschule: überall frisches, reges, thatkräftiges Leben. Die Zahl der akademischen Bürger hat in stetigem Wachsthum eine Höhe erreicht, daß unsre Universität unter den 20 deutschen Schwesteranstalten heute unbestritten den zweiten Rang einnimmt. Und diese stattliche Zahl akademischer Bürger entstammt nicht etwa nur einem engbegrenzten Raum, nein, sie sind buchstäblich von allen Enden der Erde hier zusammengekommen: die universitas litterarum ist wiederum in ihrem ursprünglichen Begriff zu einer universitas nationum geworden. Die fast 4000 Bürger unserer Geistesrepublik entstammen nämlich nicht nur allen Gauen des engeren Vaterlandes, sondern allen Staaten Deutschlands, ja Europa's mit einziger Ausnahme der pyrenäischen Halbinsel, ja noch mehr, sie entstammen allen Welttheilen. Die Heimath dieser Bürger erstreckt sich nämlich von Tokio im östlichen Japan bis San Francisco im westlichen Nordamerika; von Christiania in Norwegen bis Valparaiso in Südamerika und Carmel im Oranje-Freistaat in Südafrika.

Bietet uns so der derzeitige blühende Stand unsrer altehrwürdigen Alma Mater viel des Erfreulichen, so ist doch auch wieder dafür gesorgt, daß unsre Freude keine ungetrübte sei, daß das freundliche Bild auch seine weniger freundliche Kehrseite habe. Dieselbe Wissenschaft der Statistik, die unsre Universität an der Spitze der deutschen Hochschulen gezeigt, wandelt, auf ein anderes Gebiet angewendet, das freundliche Bild sofort in sein Gegentheil. Unter die wichtigsten Lebensbedingungen einer Universität wird die Bibliothek zu rechnen sein, denn eine Universität ohne Bibliothek wäre einem Schiff ohne Segel und ohne Ruder, oder einer Armee ohne Proviant vergleichbar. Hier nun liefert die Statistik fast nach allen Seiten hin ein gleich unvortheilhaftes Resultat. Unter den 20 deutschen Hochschulen steht nämlich unsre Alma Mater mit ihrem jährlichen sachlichen Etat von 9333 M. weitaus an letzter Stelle, während Straßburg mit 68,000, Leipzig mit 48,000, Göttingen mit 44,000 an der Spitze maeschiren. Diese letzte Stelle wird unsree Hochschule auch dann noch verbleiben, wenn genannter Etat auf 12,000 M. erhöht sein wird. Wie weit auch letztere Summe noch hinter den heutigen erhöhten Bedürfnissen zurücksteht, können wir der neuesten statistischen Berechnung entnehmen, wonach eine Universitätsbibliothek zu den nothwendigen Erwerbungen aus den Novitäten der in- und ausländischen Literatur einer jährlichen Summe von rund 52,000 Mk. benöthigt wäre.[1]) Nur wenige deutsche Universitäts-Bibliotheken sind in der glücklichen Lage, über solche oder doch annähernd so hohe Summen verfügen zu können, alle aber, auch die kleinsten, stehen ihr nach Procentsätzen viel näher, als hier unsere. Wenn letztere trotz alldem mit ihren 380,000 Bänden und 2022 Handschriften unter ihren Schwesteranstalten heute noch an fünfter, bezw. neunter Stelle steht, so können wir hieraus abnehmen, was wir in dieser Hinsicht unseren Vorfahren zu danken haben. Sollten aber unsrer Universität auch für die Zukunft die Mittel so spärlich zugemessen bleiben, so wird die Zeit nicht ferne stehen, wo sie auch nach ihrem literarischen Besitzstand an letzter Stelle rangiren wird. Hoffen und wünschen wir, daß diese Eventualität niemals eintreten möge. Es sei mir gestattet, hier noch die beherzigenswerthen Worte eines Bibliotheksstatistikers anzuführen, der sagt: „Möchte es gelingen, in weitere Kreise ... die Ueberzeugung zu tragen, daß die Universitätsbibliotheken weit größerer Mittel bedürfen, um ihrer Aufgabe zu genügen. Vielleicht würde sich auch die öffentliche Meinung unsern Wünschen geneigt zeigen; die Summen, die für Vermehrung der Bibliotheken verwendet werden, sind ja nicht verloren, sie tragen reiche Zinsen im geistigen Leben der Nation!“[2])

Die öffentliche Meinung! Ja wenn nur nicht gerade diese öffentliche Meinung fortwährend und systematisch zu ungunsten der Universität bearbeitet und beeinflußt würde! Damit kame ich auf eine weitere, wie mir scheinen will, für die Universität nicht unbedenkliche Erscheinung unsrer Tage. Wer nämlich die verschiedenen derartigen Kundgebungen einigermaßen aufmerksam verfolgt, dem kann nicht wohl entgehen, daß nicht wenige derselben bewußt oder unbewußt, direct oder indirect eine Schädigung von Ansehen und Auctorität der Universität in sich schließen. Manche solcher Aeußerungen kleiden sich in das anscheinend unverfängliche Gewand von Reformvorschlägen und Reformanträgen. Reform! Daß auch bei der Universität nicht jede Einrichtung in der idealsten Form durchgeführt werden kann und manche Wünsche unerfüllt bleiben müssen, sollte die Geister nicht allzusehr erregen. Glücklicherweise ist die Universität nicht die einzige menschliche Institution, die den Mangel irdischer Unvollkommenheit an sich trägt. Immerhin ist sie ein Institut, das Jahrhunderte hindurch seine geistige Vollkraft bewährt, das Männer von höchster wissenschaftlicher Bedeutung herangebildet, dessen Wirken dem geistigen und materiellen Leben der Nationen zum größten Segen geworden. Solch eine Institution aber dürfte betreffs etwaiger Reformen äußerste Vorsicht erheischen, auf daß nicht etwa ihr Lebensmark tödtliche Verletzung erfahre. Es werden darum Reformen, die für den

---

[1]) Die deutschen Universitäts-Bibliotheken, ihre Mittel und ihre Bedürfnisse von Adalbert Roquette, in Carl Dziatzko, Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten, 6. Heft. Leipzig 1894. S. 55.

[2]) A. a. O. S. 61.

Bestand des Ganzen fürchten lassen, nicht als solche, sondern mehr als feindliche Eingriffe zu betrachten sein. So ist z. B. von mancher Seite die akademische Freiheit ein Hauptgegenstand des Angriffes; ihre Einschränkung oder besser gänzliche Beseitigung scheint als erstes Reformbedürfniß gefühlt zu werden. Hiemit dürfte aber gerade Sein oder Nichtsein dessen gegeben sein, was man bisher unter Universität verstanden hat. Wenn irgendwo, dürfte darum hier der vielberufene Satz seine Geltung haben: „Sint ut sunt aut plane non sint.“ Der mögliche oder auch thatsächliche Mißbrauch einer Einrichtung gilt nirgends als zureichender Grund zu deren Beseitigung.

Noch mehr fast als die akademische Freiheit ist allmählich die Honorarienfrage in den Vordergrund der Discussion getreten. Daß diese Frage zur Discreditirung der Universität und ihrer Lehrer benützt werden wollte, ist tief zu beklagen. Gehört ja doch zu segensreichem und gedeihlichem Wirken jeder Unterrichtsanstalt und so gewiß auch der Universität in erster Linie Vertrauen, Liebe und Anhänglichkeit zwischen Lehrer und Schüler. Solche zu untergraben, halte ich für ein Verbrechen, begangen an der ahnungslosen studirenden Jugend. Was die Frage selbst anlangt, so ist man jenseit der Vogesen längst zu der Ueberzeugung gekommen, eines der Hauptgebrechen, an denen die dortigen Hochschulen fast unheilbar kranken, sei gerade die Beseitigung der Honorarpflicht. Dem gegenüber möchte man auch diesseits jener Grenze richtigere Anschauungen über vorwürfige Frage erwarten. Härten mögen hiebei immerhin vorkommen, allein gerade an unserer Universität dürften diese Härten, soweit es menschenmöglich ist, ausgemerzt sein. Was könnten denn die akademischen Behörden bei Entscheidung über nachgesuchte Befreiung für einen besseren und gerechteren Maßstab anlegen, als Würdigkeit und Dürftigkeit? Wer aber einmal solch einer Berathung angewohnt, der wird gestehen müssen, daß man eingehender, allseitiger und gewissenhafter nicht mehr zu Werk gehen kann, als es hier geschieht. Ich fühle mich daher als derzeitiger Vorstand der Universität geradezu verpflichtet, der nach dieser Seite hin versuchten Discreditirung der Universität gegenüber feierlich zu erklären, daß den akademischen Behörden, wie dem ganzen Lehrercollegium Wohl und Wehe der Studirenden wie ihr eigenes am Herzen liegt. So lange Aeußerungen, wie oben berührte, mehr nur privaten Charakter tragen, mögen sie weniger bedenklich erscheinen, anders stellt sich zweifelsohne die Sache, wenn sie ihren Einzug in parlamentarische Verhandlungen halten. Wenn dann hier der Universität nicht einmal die Rolle eines unglücklichen Angeklagten zugestanden ist, der sich gegen unwahre und unrichtige Darstellungen wenigstens sofort vertheidigen kann, so wird es ihr nicht verübelt werden können, daß sie solche Behandlung als tiefe Kränkung empfinden muß.

Unter Anrufung des göttlichen Geistes, des Geistes der Weisheit und der Wissenschaft, des Verstandes und des Rathes, der Wahrheit und der Gottesfurcht haben unsre Vorvordern diese wissenschaftlichem Arbeiten und Streben geweihte Stätte inaugurirt. Hoffnungsfreudige Erwartungen durchzitterten damals die festlichen Reihen und diese Hoffnungen sind nicht zu schanden geworden. 14 Generationen sind seitdem dahingegangen, Tausende haben aus dem nie versiegenden Born geschöpft und reicher Segen ist auf das Geistesleben des engeren und weiteren Vaterlandes ausgeströmt. Wenn nun wir, die 15. Generation, heute am Stiftungsfeste unsrer Alma Mater rückwärts schauen, so wird unser Festesjubel ausklingen dürfen in freudige Dankeshymnen für des Himmels mächtigen Schutz. Auf ihn bauend und vertrauend gehen auch wir hoffnungsfreudig der Zukunft entgegen: Deus providebit!“

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die letzte Sitzung der **archäologischen Schule zu Athen** hat ein hervorragendes Interesse durch die Mittheilung einer wichtigen Entdeckung, die eins ihrer Mitglieder, Hr. **Andrews**, gemacht hat. Bekannt sind die zahlreichen Löcher in dem Marmor, welche man unter dem Ostgiebel des **Parthenon**, und zwar in ziemlicher Dichtigkeit, an dem ganzen Gesims dieser Tempelseite bemerken kann. Man nimmt mit Recht an, daß in diesen Löchern jedenfalls die Metallbuchstaben einer Weihinschrift befestigt waren, und man hegte immer die Hoffnung, daß es mit Hülfe der noch sichtbaren Nägelspuren gelingen würde, den Wortlaut der Inschrift selbst festzustellen. Verschiedentlich hat bereits Prof. W. Dörpfeld in Athen bei seinen Vorlesungen über die alten Kunstdenkmäler Athens die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf die Lösung dieses Räthsels gelenkt; aber die Schwierigkeit der Untersuchung hielt bisher die meisten Archäologen von einer eingehenderen Beschäftigung mit dem Problem ab, um so mehr als auch vereinzelte Versuche mit Hülfe der Photographie oder mit Vergrößerungsgläsern erfolglos blieben. Endlich ist es dem genannten Hrn. Andrews gelungen, mittelst dicken Papiers gute Abklatsche des ganzen Nägelsystems zu erhalten. Es gelang ihm hiedurch, einzelne Wörter zu entziffern und so den Schlüssel zur Lesung der ganzen Inschrift zu finden. Es stellt sich heraus, daß die an jener Stelle des Parthenon ehemals befindliche Inschrift sich auf den Kaiser Nero bezog; da in derselben der auch sonst noch bekannte Archon Claudius Novius Philinus genannt wird, so kann man die Abfassungszeit der Inschrift in das Jahr 61 n. Chr. setzen. Die Inschrift ist mit Ausnahme weniger Wörter vollständig entziffert; eine genauere Betrachtung wird wahrscheinlich auch die noch bestehenden Zweifel zu lösen vermögen.

* Laut Verordnung des Mikado ist vom 1. Januar des 29. Jahres des Meiji (1896) ab eine **neue Zeitbestimmung in Japan** eingeführt worden. Die Verordnung bestimmt: 1) Die bisher für das Kaiserreich in Geltung gewesene Zeit soll von nun an die Bezeichnung Centralgrundzeit führen. 2) Die des 120. Grades östlicher Länge von Greenwich soll als Grundzeit für Thai-wan (Formosa), für die Hoka-Gruppe (die Pescadores) westlich von Formosa, sowie für die Tsuyama- und Miyako-Gruppen östlich von Formosa gelten und den Namen Westgrundzeit erhalten. Japan ist durch diese Verordnung zu dem Princip unsrer europäischen Zeiteintheilung übergegangen.

* **Halle a. S.** In Berliner Blättern war die Anzeige verbreitet, daß unser Mitbürger Consistorialrath Professor D. theol. **Köstlin** einen Ruf an die Friedrich Wilhelms-Universität in Berlin erhalten und angenommen habe. Als wahrscheinlicher Nachfolger Köstlins wurde Consistorialrath Hofrath D. Braun-Stuttgart bezeichnet. Die Nachricht bezüglich des D. Köstlin ist falsch, derselbe wird angesichts seines hohen Alters und wegen Kränklichkeit demnächst in den Ruhestand treten.

A. F. **Berlin.** Im Hohenzollern-Saale des Kaiserhofes fand in den letzten Februar-Tagen unter Vorsitz des Commercienrathes Dr. Delbrück-Stettin eine Sitzung der „**Commission zur Prüfung und Untersuchung von Rauchverbrennungs-Vorrichtungen**“ statt. Die Commission ist vor jetzt 4 Jahren durch Verfügung des Ministers für Handel und Gewerbe eingesetzt worden. Sie besteht aus je 2 Commissarien der Ministerien für Handel und Gewerbe und der öffentlichen Arbeiten, sowie des Berliner Polizeipräsidiums, 3 Commissarien des Magistrats von Berlin, je einem Commissar des Cultusministeriums, des Reichsmarineamtes und des kaiserlichen Gesundheitsamtes, ferner aus 5 Commissarien des Vereins deutscher Ingenieure und 7 Commissarien des Centralverbandes der preußischen Dampfkessel-Ueberwachungs-Vereine. Dies Collegium von 24 hervorragenden Sachverständigen hat zuletzt am 30. April 1894 getagt, um den Bericht eines engeren Prüfungsausschusses über Versuche mit 7 verschiedenen Feuerungsanlagen entgegenzunehmen, die als rauchrauchhütende oder rauchverzehrende bezeichnet waren. Der damalige Bericht lief im wesentlichen darauf hinaus, daß keine dieser Anlagen völlig rauchfreie Verbrennung ermöglichte. Es wurde deßhalb beschlossen, die Versuche mit anderen Einrichtungen in progammartig niedergelegter, genau bestimmter Form fortzusetzen. Seitdem hat der engere Prüfungsausschuß unter Leitung und Contrôle des Oberingenieurs Schneider auf Grund dieses Auftrages drei verschiedene Feuerungs-Anlagen untersucht, welche auf dem Princip der Kohlenstaubfeuerung beruhen. Dies System ist bekanntlich dadurch gekennzeichnet, daß man alle Kohle zu feinstem Staub zermahlt und diesen Staub, in feinster Vertheilung einem Luftstrom beigemengt, in den Feuerungsraum hineinbläst. Die Kohlenstaubfeuerung kennt weder Rost noch Schichtung; jedes Kohlenstäubchen wird schwebend verbrannt. Es existiren 5 oder 6 bereits praktisch erprobte Systeme, die sich nur durch die Art unterscheiden, wie der Kohlenstaub mit Luft gemengt und eingeblasen wird. Drei davon, das Kurl Wegener'sche, das Schwarzkopff'sche und das Friedberg'sche, sind

Gegenstand der Untersuchung durch die engere Prüfungskommission gewesen. Nach dem von Ingenieur Caspar erstatteten und durch Zeichnungen und graphische Darstellungen erläuterten, sehr gründlichen Bericht ergaben alle 3 Systeme, bei manchen Vorzügen und Mängeln der Einzelconstruction, das übereinstimmende Resultat einer sehr bedeutenden Kohlenersparniß und einer fast vollständigen Rauchlosigkeit. Es wurden Nutzeffecte bis 79 Proc. nachgewiesen, gegen 65 Proc., welche bei guten Feueraogsanlagen aller Art erreichbar sind. Trotzdem glaubte der Berichterstatter nicht an einen unbedingten Erfolg der Kohlenstaubfeuerung, weil ein sehr bedeutender Theil der Ersparnisse durch die Kosten des Zermahlens der Kohle wieder verloren ginge und die Kessel unter der Ablagerung vieler Flugasche in den Flammenröhren, infolge ungleicher Ausdehnung, leicht undicht würden. Letztere Erfahrung sei für die Wiederentfernung der Kohlstaubfeuerung aus der Lindenstraßen-Markthalle maßgebend gewesen. Ein zweiter von Director Carlo-Magdeburg erstatteter Bericht widersprach auf Grund längerer Beobachtungen mit großer Entschiedenheit der Ansicht, daß die Nothwendigkeit des Zermahlens der Kohlen den wirthschaftlichen Erfolg der Kohlenstaubfeuerung wieder aufhebe. Diese Kosten betrügen bei Anwendung der geeigneten Maschinen nicht mehr als 5 Proc. des Kohlenwerthes, wären also geringfügig im Verhältniß zu den bedeutenden anderweiten Ersparnissen. Diese Ansicht wurde bei der sich anschließenden Discussion auch von allen andern Rednern bestätigt und dabei geltend gemacht, daß die technische Bedeutung der Kohlenstaubfeuerung wesentlich auch in der Verwerthung minderwerthiger Kohle zu suchen sei. Director Meyer-Mahlstädt machte im besondern noch darauf aufmerksam, daß auch der Gefahr schnellerer Abnutzung der Kessel wirksam vorzubeugen sei. Das Ergebniß der Erörterung war somit für die Kohlenstaubfeuerung in hohem Grade günstig. Daß sie das Problem der Rauchverhütung nahezu vollständig löse, war von allen Seiten widerspruchslos anerkannt worden. — Eine ad hoc niedergesetzte engere Commission wird über das Resultat der vorliegenden Versuche dem Minister für Handel und Gewerbe ausführlichen Bericht erstatten. Es wird ferner beschlossen, zu Feststellungen der ökonomischen und technischen Vortheile neuer sich darbietender Feueraogsanlagen, auf Antrag der Erfinder oder Unternehmer, technische und finanzielle Beihülfen zu leisten. — Aus den vorstehend wiedergegebenen Verhandlungen ist die erfreuliche Thatsache zu entnehmen, daß endlich die Erkenntniß sich Bahn bricht: Kohle ist, in Stücken vorgelegt und auf Rosten geschichtet, ebensowenig vollkommen zu verbrennen, wie man etwa Kaffee vollkommen zu extrahiren vermöchte, wollte man die Bohnen im ungemahlenen Zustande verwenden!

* **Berlin.** Dem Abgeordnetenhause ist ein Nachtragsetat zugegangen, worin 4000 M. verlangt werden zu einer persönlichen pensionsfähigen Zulage für einen der sieben geh. Staatsarchivare am Geh. Staatsarchiv in Berlin als zweiten Director der Staatsarchive. Die Nachtragsforderung ist, wie folgt, erläutert: „Im dienstlichen Interesse erscheint es geboten, daß der Director der Staatsarchive gleichzeitig auch Director des Geh. Staatsarchivs zu Berlin ist. Aus dieser doppelten Stellung erwachsen aber dem betr. Beamten so umfangreiche Geschäfte, daß er sie nicht immer in wünschenswerther Weise voll wahrzunehmen vermag. Es ist deshalb nothwendig, daß ihm sowohl in seiner Stellung als Director der Staatsarchive, als auch in seinen Geschäften beim Geh. Staatsarchiv zu Berlin ein ständiger Vertreter für Verhinderungsfälle zur Seite gestellt werde. Diese ständige Vertretung kann nur einem Beamten des Berliner Archivs übertragen werden; es wird daher vorgeschlagen, für diesen Beamten eine pensionsfähige persönliche Zulage von jährlich 4000 Mark bereitzustellen." Ohne Zweifel ist die beabsichtigte Einrichtung so gedacht, daß der „erste" Director persönlich als Gelehrter vorzugsweise die Geschäfte der Generalleitung des Archivwesens, der „zweite" als Techniker vornehmlich die Direction des Geh. Staatsarchivs zu Berlin wahrzunehmen habe. Man begreift nun auch, warum die Bonner Nachricht von der Ernennung Prof. Kaisers zum Director der Staatsarchive vor Erledigung dieser Etatsfrage offiziös als verfrüht in Abrede gestellt werden mußte. — Die Akademie der Wissenschaften hat den Prof. der mathematischen Physik Henri Poincaré zu Paris und den Director der Seewarte zu Hamburg, Prof. Neumayer, zu correspondirenden Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Classe ernannt. — Der neu habilitirte Privatdocent Dr. Erich Pernice hielt seine Antrittsvorlesung — als classischer Philolog — über die Grundlagen nicht der meteorologischen, sondern der metrologischen Forschung.

* **Breslau.** Bei der theologischen Facultät habilitirt sich der Inspectur am Sedlnitzky'schen Johanneum, Lic. theol. Alfred Juncker.

㊥ **Wien,** 5. März. Während Erzherzog Ferdinand d'Este in Aegypten weilt, wo er sich, besonders seit den letzten Wochen, recht wohl fühlen soll, werden hier die Vorbereitungen zur Herausgabe des 2. Bandes seines Reisewerkes getroffen, dessen 1. Band im Mai v. Js. erschienen war. Dieser 2. Band, welcher den zweiten Theil der Weltreise des Erzherzogs bis zu seiner Rückkehr nach Teplitz umfaßt, sollte schon Ende Februar zur Ausgabe gelangen. Diese verzögerte sich aber, da dem Erzherzog die Correcturbogen zugesendet werden mußten. Der Verleger des Werkes hofft jedoch, es werde möglich sein, den 2. Band Ende März, spätestens zu Ostern, erscheinen zu lassen. Der 2. Band beschäftigt sich vornehmlich mit den Reisen des Erzherzogs durch Amerika, und ein besonders großer Raum ist dem Aufenthalt in Chicago und dem Besuche der Ausstellung daselbst gewidmet. Das Schlußcapitel schildert die Rückkehr in die Heimath und gibt den lebhaftesten Gefühlen des Autors bei der Ankunft in Triest, wo die Angehörigen des Erzherzogs harrten, in warmen Worten Ausdruck. — Die vor etwa einem Jahre gegründete österreichische otologische Gesellschaft in Wien wird am 28. und 29. Juni d. J. in Wien einen Otologentag veranstalten. Zu dieser Versammlung werden alle deutschen Ohrenärzte Einladungen erhalten. An der Spitze des vorbereitenden Comités stehen die Vorstände der zwei Wiener Universitäts-Ohrenklinicen, die Proff. Dr. Joseph Gruber und Dr. Adam Politzer.

* **London.** Die Körperschaft der Universität Oxford beschloß am 3. d. M. mit 215 gegen 140 Stimmen, Frauen den Grad eines Baccalaureus der freien Künste nicht zu verleihen.

* **Paris,** 4. März. Der Pariser Abg. Georges Berry brachte in der gestrigen Kammersitzung einen Antrag ein, wonach fortan nur solche Studenten der Medicin, welche in Frankreich das doppelte Baccalaureatsexamen der Naturwissenschaften und der Schönen Wissenschaften (baccalauréat ès sciences und ès lettres) ablegen können, zum Studium an den Facultäten zugelassen werden und das französische Doctordiplom erhalten sollen. Ferner sollen nur geborene Franzosen oder in Frankreich naturalisirte Ausländer sich an den Wettbewerben um das Internat, d. i. Zulassung als Assistenzärzte in den Hospitälern, betheiligen und von den Gemeinden oder Departements angestellt werden dürfen. Dadurch will man der Ueberfüllung der Hörsäle und Anatomiehallen mit fremden Studenten steuern, welche allerdings großentheils, wie wenigstens die russischen, bulgarischen, südamerikanischen, bisher auf Grund sehr schwacher und ungenügender Aequivalenzen Aufnahme fanden. Professor Brouardel, der die Bewegung leitet oder doch fördert, führt an, daß die vor kaum 10 Jahren umgebaute Pariser Medicinschule, welche für 3000 Studirende eingerichtet worden ist, jetzt schon deren 6000 aufnehmen müsse, von denen ein gutes Drittheil Ausländer seien, daß es fast unmöglich werde, genug Leichen für die Sectionen zu erhalten, und daß die Lernbegierigen, die sich gegenwärtig im Institut Pasteur einschreiben, erst im März 1897 Zutritt erhalten können. Georges Berry geht nicht so weit, wie manche französische Aerzte möchten, denen die Concurrenz der fremden lästig ist. Nach einer kürzlich veröffentlichten Statistik sind allerdings von 100 Pariser Aerzten 20 Ausländer, und zwar findet man die letzteren hauptsächlich in den reichen und wohlhabenden Vierteln, während sie in den Arbeitervorstädten nur als Curiosum vorkommen. Da meinen denn viele Franzosen, die ärztliche Praxis sollte den Ausländern ganz untersagt werden; aber dazu wird es nicht gelangen. Schon die Einschränkung dürfte nur mit Mühe durchdringen, weil man die Freunde im europäischen Osten nicht gern verstimmt.

* **Rom.** Papst Leo XIII. hat der österreichischen Schriftstellerin Stiftsdame José Baronin Schneider-Arnz die päpstliche silberne Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen in Anerkennung ihrer literarischen Thätigkeit und mit besonderem Bezug auf die von ihr verfaßte Biographie ihres Großvaters, dessen Heldenthaten für die Sache des Hauses Toscana in Arezzo und Perugia, dem letzten Bischofssitze des Papstes, durch unmittelbare Ueberlieferung noch in Erinnerung sind.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Samstag, 7. März. Nummer 56.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Albrecht Ritschl. II. Von W. Bornemann. — Ueber Vereinigung von Orten zu gemeinsamen Elektricitätswerken. Von Oskar v. Miller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Albrecht Ritschl.

Von W. Bornemann.

II.

Albrecht Ritschl wurde am 25. März 1822 geboren. Sein Vater, damals Prediger an der St. Marienkirche und Consistorialrath zu Berlin, hat später, seit 1827, als evangelischer Bischof und Generalsuperintendent von Pommern einen weiten Wirkungskreis gehabt und segensreich gewaltet, bis er 1854, ermüdet durch die Machinationen der immer mächtiger werdenden neulutherischen confessionellen Kirchenpolitik, als Siebzigjähriger in den Ruhestand trat. Aus seiner ersten Ehe hatte er mehrere Söhne und Töchter. Albrecht war das einzig überlebende Kind aus seiner zweiten Ehe und stand nicht bloß seiner geistvollen und lebhaften Mutter, sondern auch seinem Vater von allen Kindern am nächsten. Von seinen Schulkameraden sind später Emil Palleske und der Führer der altlutherischen Immanuelsynode Julius Diedrich († 1890), sowie der General v. Veith in weiteren Kreisen bekannt geworden. Streng, aber doch vertrauensvoll erzogen, entwickelte Albrecht schon frühreif bedeutende geistige Fähigkeiten, einen festen Willen, eine gute Beobachtungsgabe, ein klares, nüchternes und bestimmtes Urtheil, einen übersprudelnden Witz. Er studirte von 1839 in Bonn, von 1841—1843 in Halle Theologie. Bonn wurde als erste Universität gewählt, einerseits weil sein Vetter, der berühmte Philolog Friedrich Ritschl, andrerseits weil Karl Immanuel Nitzsch dort wirkte. Auf Albrecht Ritschls theologische Entwicklung übte neben dem dauernden, treu sorgenden und verständnißvoll theilnehmenden Vater vorübergehend Gottfried Kinkel, dann sehr bedeutsam Nitzsch, endlich aber der Kreis seiner Freunde, unter denen der Hengstenbergianer Diedrich und Krafft besonders zu nennen sind, lebhaften Einfluß aus. Durch seinen Freund Krafft kam er mehrfach nach Köln. Mit andern Commilitonen machte er im Herbst 1840 eine Reise durch die Schweiz und Oberitalien. In Halle hörte er vor allem Julius Müller und Tholuck und kam mit ihnen auch in persönlichen Verkehr, ohne doch auf die Dauer von ihnen gefesselt und bestimmt zu werden. Vielmehr wurde er sich hier immer mehr des Gegensatzes zwischen der Kirchenlehre und der modernen Philosophie bewußt und Erdmann, Schaller und seine studentischen Freunde wandten sein Interesse und seine Neigung immer mehr der Hegel'schen Weltanschauung zu. Hier in Halle beschäftigt ihn auch schon deutlich das spätere Hauptproblem seines Lebens: die Versöhnungslehre. Er studirt Anselms Cur deus homo?, Tholucks „Weihe des Zweiflers" und neben mancher andern Literatur ganz besonders F. Chr. Baurs Versöhnungslehre. Nachdem er 1842 seine erste Predigt gehalten und sich an der theologischen Preisarbeit über den Begriff der unsichtbaren Kirche versucht hatte, ohne jedoch den Preis zu erringen, hörte er, abgesehen von der Dogmengeschichte bei Carl Schwarz, fast nur philosophische Collegien. In seiner theologischen Arbeit beschäftigte er sich jetzt vor allem mit den Werken F. Chr. Baurs und Vatke's, ferner mit Augustin, mit Kant und Schleiermacher. 1843 erwarb er sich die philosophische Doctorwürde; seine Dissertation behandelt Augustins Lehren über Schöpfung, Sünde und Gnade. Sein persönlicher Verkehr war in der Hallenser Zeit lebhaft und fruchtbar. So stand er dem Componisten Robert Franz und den Privatdocenten Max Duncker und Karl Schwarz freundschaftlich nahe; unter seinen Commilitonen wurden damals Eiselen, Nasemann, Osterwald und Constantin Rößler seine nahen Freunde. Die Zeit der Vorbereitung zum Examen verlebte er ohne besondere Anregungen in Berlin. Im April 1844 bestand er in Stettin die erste theologische Prüfung mit dem Prädicate „sehr gut" und unterzog sich darauf einem sechswöchentlichen Militärdienst. Inzwischen war bei ihm immer mehr nicht nur der Wunsch, die akademische Laufbahn einzuschlagen, sondern auch die Neigung zu der sogenannten Tübinger Theologie, d. h. zu den theologischen, historischen und philosophischen Anschauungen F. Chr. Baurs, deutlich und stark hervorgetreten. Die Predigten und einige Recensionen Albrecht Ritschls offenbarten immer mehr diese Richtung. Mit seinem Vater hatte er darüber schon mehrfach brieflich und mündlich ausführliche Auseinandersetzungen gehabt. Allein dieser ging auf den Wunsch des Sohnes, möglichst rasch nach Tübingen zu gehen, nicht sofort ein, sondern sandte ihn zunächst im Februar 1845 nach Heidelberg, wo er Rothe und Ullmann kennen und hochschätzen lernte und sich in die apostolische und nachapostolische Literatur, besonders in die Evangelienkritik und in die biblische Theologie einarbeitete. Endlich im August 1845 langte er in Tübingen an, überaus empfänglich für die dortige wissenschaftliche Atmosphäre und von Baur und seinen Schülern Zeller und Schwegler als Gesinnungsgenosse und vielversprechende Kraft mit Freuden aufgenommen. Hier bereitete er sich nun für die Habilitation mit den üblichen Repetitionen vor. Vor allem aber arbeitete er hier ganz im Geiste der Baur'schen Kritik und Geschichtsbetrachtung seine Habilitationsschrift aus über „Das Evangelium Marcions und das kanonische Evangelium des Lukas", eine Arbeit, die besonders Baurs ungetheilte Anerkennung und Zustimmung fand. War er damit sozusagen als berechtigtes Glied der „Tübinger Schule" öffentlich legitimirt, so erreichte er andrerseits damit seinen Eintritt in die akademische Laufbahn. Im Mai und Juni 1846 habilitirte er sich in Bonn als Privatdocent für neutestamentliche Exegese.

Ritschl galt als einer der entschiedensten Theologen der Tübinger Schule und hat ihren Anregungen, besonders den Werken von F. Chr. Baur, zweifellos viel verdankt. Aber er war nicht nur ein zu klarer Kopf, sondern auch

ein zu selbständiger Charakter, als daß er auf die Dauer über die Mängel der Tübinger Geschichtsbetrachtung hätte im unklaren bleiben und nach ihren Maßstäben und Schematen hätte arbeiten können. Bewegte er sich während der nächsten Jahre im allgemeinen noch in ihrem Fahrwasser, so verhehlte er sich doch schon jetzt allerhand Bedenken, Zweifel und Widersprüche nicht, und es begann sehr bald seine allmähliche Abwendung von der Tübinger Theologie, wie sie schon 1847 an seiner Besprechung des Baur'schen „Paulus" zu spüren war und schon damals eine vorübergehende Verstimmung zwischen ihm und dem Haupte der Tübinger Schule hervorrief. Doch hatte dieser Zwischenfall noch keine weiteren Folgen. Ritschl gab sich mit Freude und Eifer der Arbeit und den Anregungen hin, die ihm Bonn bot. In der theologischen Facultät war ihm vor allem Hasse günstig gesinnt, daneben auch Kling und Staib. Enge Freundschaft verband ihn mit Krafft, Windscheid und Liliencron; aber um sie schaarte sich noch ein weiter, lebhaft angeregter geselliger Kreis. Von der politischen Thätigkeit, der sich Ritschl anfangs, zumal während des unruhigen Jahres 1848, mit thatkräftiger Hingebung gewidmet hatte, zog er sich bald mit einem gewissen Pessimismus wieder zurück, wurde aber dafür in den eigentlich akademischen Kreisen allmählich um so mehr anerkannt. Anton Springer erzählt in seiner vortrefflichen Selbstbiographie, auch die älteren theologischen Collegen hätten, wenn auch sauersüß, bekannt, daß Ritschl sie alle an Scharfsinn und dialektischer Kunst weit übertreffe. Im Jahre 1849 vollendete Ritschl sein erstes großes Werk, „Die Entstehung der altkatholischen Kirche". Drei Jahre hatte er daran gearbeitet und ließ es wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse im Commissionsverlage bei Markus erscheinen. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, „die von dem ursprünglichen Sinn des Evangeliums und von den Formen der apostolischen Lehre und Einrichtungen abweichende Gestalt der katholischen Religionsanschauung und Verfassung auf historischem Wege zu begreifen". Nicht voraussetzungslose Geschichtschreibung, sondern positive Kritik wollte er üben. Oft tritt er dabei zu Schwegler, zuweilen auch zu Baur in deutlichen Gegensatz; aber im großen und ganzen war er doch noch von Baurs Fragestellung abhängig. Das Werk hatte bedeutenden Erfolg. Zwar wurde es von manchen mit Zweifel angesehen, aber doch auch von den verschiedensten Seiten mit großem Beifall begrüßt. Baur selbst urtheilte im ganzen günstig und wohlwollend; die Göttinger Theologen, besonders Redepenning, waren von dem hervorragenden Werthe der Arbeit überzeugt, und der treffliche Delitzsch, der selbst zu den confessionellen, orthodoxen Lutheranern gehörte, wünschte im Interesse der Wahrheit dem Werke innerhalb der Tübinger Schule selbst eine epochemachende Bedeutung. Doch brachte das Buch für Ritschls äußere Laufbahn zunächst keinen Vortheil. Verschiedene Hoffnungen auf Beförderung erwiesen sich als nichtig. So mußte er sich vorläufig in Geduld üben und mit doppeltem Eifer der wissenschaftlichen Arbeit zuwenden. Seine Vorlesungen behandeln nun neben dem Neuen Testament immer mehr geschichtliche, besonders dogmengeschichtliche Gebiete aus den verschiedenen Zeitaltern, bald auch Symbolik, d. h. vergleichende Confessionswissenschaft. Aus seiner literarischen Thätigkeit ist vor allem zu erwähnen, daß er in einem Aufsatz in den Theol. Jahrbüchern „Ueber den gegenwärtigen Stand der Kritik der synoptischen Evangelien" 1851 die von ihm in seiner Habilitationsschrift aufgestellte Lukashypothese öffentlich zurückzog und sich nunmehr zur Markushypothese bekannte, die damals bereits von einzelnen vertreten wurde, aber seitdem immer siegreicher gewesen ist. Ferner hielt er einen Vortrag über die protestantische Lehre von der Kirche, einen andern über die Mystik und veröffentlichte mehrere andere kleinere Arbeiten. Auch zeigte er das eindringendste Interesse für die Gruppirung und das Wesen der kirchlichen Richtungen und Strömungen und besuchte häufiger als in späterer Zeit kirchliche Conferenzen und Versammlungen. Bei einer solchen Gelegenheit hat er 1853 Uhlhorns Bekanntschaft und Freundschaft gewonnen. Endlich wurde er im December 1852 zum Extraordinarius mit 400 Thaler Gehalt befördert. Seine Antrittsrede hielt er über Hippolyts Philosophumena. Seine Lehrthätigkeit nahm immer größeren Umfang an und wirkte immer intensiver. Von den Zuhörern, auf die er damals tiefen und nachhaltigen Eindruck machte und mit denen er in Freundschaft und zum Theil auch in regem Briefverkehr verbunden blieb, sind Thikötter, Link, Bernhard Rogge, Engelhardt zu nennen. Uebrigens wandte er sich nunmehr, wie die Verhältnisse in Bonn sich gestalteten, seinem eigensten Antrieb gemäß der systematischen Theologie zu und las demnächst Dogmatik und bald auch Ethik. Aus einem Vortrag auf einem Pastorenconvent entstand die Schrift „Ueber das Verhältniß des Bekenntnisses zur Kirche, ein Votum gegen die neulutherischen Doctrinen" (1854). Am Jahrestage des Augsburger Religionsfriedens, dem 25. September 1855, wurde Ritschl von der Bonner theologischen Facultät die theologische Doctorwürde verliehen. In dieselbe Zeit fällt der Anfang seiner näheren Bekanntschaft mit Bernhard Weiß und Richard Adalbert Lipsius. Inzwischen aber vollzog sich andrerseits die völlige Scheidung von den Tübingern. Zwar hatte Baur sein Buch über „das Christenthum und die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte" Ritschl freundlich zugesandt und mit ihm darüber einige Briefe gewechselt, die bei allen sachlichen Gegensätzen doch ein wohlwollendes persönliches Verhältniß zwischen den beiden Männern kundthaten. Auch hielt sich Ritschl auf einer Reise, bei der er auch in Heidelberg Rothe und in Bad Teinach den todkranken Historiker Abel besuchte, im Juli 1854 mehrere Tage bei Baur in Tübingen auf und empfing, wenn sich auch Schwegler bereits wenig rücksichtsvoll gegen Ritschl benahm, doch bei Baur selbst trotz aller wissenschaftlichen Controversen die wohlthuendsten persönlichen Eindrücke. Aber schon ein Aufsatz Ritschls über die Essener 1854 veranlaßte eine ziemlich gereizte briefliche Aeußerung Baurs. Zum vollständigen Bruch aber kam es, als Ritschl in seiner Recension von C. Schwarz' Buch „Zur Geschichte der neuesten Theologie" im Literarischen Centralblatt schrieb: „Die Tübinger Schule ist auseinandergefallen und ihre Anregungen werden nur in dem Maße Anerkennung verdienen, als sie zum Gegensatze gegen das von Baur und Schwegler dargestellte System der christlichen Urgeschichte führen und als sie den Anbau der biblischen Theologie mehr fördern, als es bisher geschehen ist." Daß Ritschl Baurs „bisheriger theologischer Wirksamkeit auf dem Gebiete, auf welchem die Hauptfragen der gegenwärtigen Theologie liegen, alle innere Bedeutung absprechе", betrachtete Baur als Ueberhebung und Ritschls Vorgehen als Abtrünnigkeit und Verrath. Damit war das persönliche Band zwischen beiden gelöst. Aber auch sachlich zeigte die 1857 erscheinende, völlig umgearbeitete zweite Auflage der „Entstehung der altkatholischen Kirche", daß Ritschl der Tübinger Theologie abgesagt hatte und auf demselben Boden nun seine selbständige zusammenhängende Anschauung gewonnen hatte, eine Anschauung, die für viele spätere Forscher grundlegend geworden ist, wenn sie auch späterhin von andern, z. B. von Weizsäcker, Engelhardt und Adolf Harnack, in wesentlichen Punkten weiterentwickelt oder corrigirt ist. Nur noch einmal hat sich sonst Ritschl in eine größere Controverse mit den Tübingern eingelassen, als er nach dem Tode Baurs auf einen Aufsatz Zellers in der

Digitized by Google

Sybel'schen Historischen Zeitschrift seinerseits in den Jahrbüchern für deutsche Theologie antwortete.

Die nächsten Jahre waren besonders an persönlichen Erlebnissen für Ritschl reich und wichtig. In Frankfurt trat er seinem späteren Schwager Steitz, auf einer gemeinsamen Wanderung durch das Siebengebirge Richard Adalbert Lipsius, bei einem Besuche in Berlin Mangold freundschaftlich näher. Im Jahre 1858 starb sein Vater. Im Herbst desselben Jahres verlobte sich Ritschl mit der Tochter eines Frankfurter Pfarrers, Ida Rehbock, die er nach halbjährigem glücklichen Brautstand am 14. April 1859 heimführte. Am 5. August 1859 wurde er endlich zum ordentlichen Professor mit einem Gehalt von 800 Thalern ernannt; er führte sich in seine neue Würde durch ein lateinisches Programm De ira dei und durch eine Antrittsrede über das Verhältniß zwischen der theologischen Dogmatik und Ethik ein. Im Jahre 1861 starb seine Mutter. Andrerseits war ihm in seiner Ehe reiches Glück beschceert: in jenen Jahren wurden ihm zwei Söhne und eine Tochter geboren. Seine theologische Arbeit hatte sich inzwischen vor allem der Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung zugewendet. Eine ganze Reihe gründlicher Vorarbeiten dazu veröffentlichte er in den Jahrbüchern für deutsche Theologie. Für Gelzers protestantische Monatsblätter lieferte er Abhandlungen über „die politische Gestaltung der Kirche in den ersten drei Jahrhunderten" und über den Gegensatz der morgenländischen und abendländischen Kirche. Auf Schenkels Aufforderung setzte er sich mit der Theologie des Erlanger v. Hofmann auseinander. In den Studien und Kritiken ließ er einen Aufsatz über den Begriff der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche erscheinen. In Herzogs Realencyklopädie stellte er in kurzem Abriß das Leben seines Vaters dar. Die Arbeit für seine Vorlesungen und neutestamentliche Untersuchungen füllten den Rest seiner Arbeitszeit aus. Da wurde er im Januar 1864 nach Göttingen berufen und siedelte im April dorthin über.

Innerhalb der hannoverschen kirchlichen Verhältnisse, die sich ähnlich wie die preußischen entwickelt hatten, wenn auch nicht in derselben Schärfe und Zuspitzung, enthielt sich Ritschl aller Theilnahme an der Kirchenpolitik, zumal er grundsätzlich Gegner alles kirchlichen Parteiwesens war. Auch den Beitritt zum Protestantenverein, der ihm nahe gelegt wurde, lehnte er ab. Was den Verkehr anlangt, so urtheilte er in den ersten Jahren im Vergleich mit Bonn: „Die Indifferenz liegt in Göttingen in der Luft und ist gesellschaftliche Regel." „Freiheit und Gleichgültigkeit ist die Losung des Göttinger Universitätslebens." Uebrigens befand er sich in seiner akademischen und schriftstellerischen Thätigkeit überaus wohl. Seine Zuhörer mehren sich und sind ihm treu, unter ihnen Sell, Bender, Wellhausen, Knoke, Thönes, später Evers, Ubbelohde, Guthe, Besser, Zöpffel, Duhm, Robertson Smith, John S. Black. Bei seiner systematischen Arbeit machen sich jetzt auch Einflüsse Kants und Lotze's geltend. Erkrankungen an Typhus und Lungenentzündung gingen verhältnißmäßig rasch vorüber. Mehrfache Reisen nach Frankfurt, Heidelberg, Jena und Halle brachten Abwechslung und Anregung. Durch den Kauf eines neuen zweckmäßigen Hauses siedelte er sich fester in Göttingen an. Die Ereignisse des Jahres 1866 ergriffen die Universität gewaltig. Nach der Annexion Hannovers vollends waren lange Zeit die nicht welfisch gesinnten Glieder politisch und gesellschaftlich isolirt; doch hielten sie um so enger zusammen. Ritschl stand besonders Ernst Curtius, Sauppe, v. Seebach und dem Kirchenrechtslehrer Herrmann nahe. Da traf ihn der schwerste Schlag seines Lebens: nach zehnjähriger glücklichster Ehe starb im Januar 1869 seine geliebte Gattin. Nur wenigen Vertrauten, zumal Diestel und Steitz gegenüber, faßt er seinen tiefen Schmerz in Worte und in mannhafter, christlicher Weise sucht er ihn zu tragen. „Wie ich den sichersten Beweis der göttlichen Gnade darin stets erkannt habe, daß sie mir zugeführt worden war, so will ich mir diese Gnade erhalten, indem ich in ihrer Weise meine Lebensrichtung spiegele und verkläre." „Die Schönheit des Lebens ist für uns dahin; aber es hat doch auch seinen Werth in der Kraftäußerung, welche der einsamen Selbständigkeit obliegt." Mit stiller Treue und Opferwilligkeit trat nun seine Schwester Sophie in sein Hauswesen ein; aber auch sie wurde schon im September 1870 durch den Tod abgerufen. Seitdem hat bis zu Ritschls Tode eine Freundin der Familie, Fräulein Heintze, vortrefflich in mütterlichem Sinn in seiner Familie gewaltet, und nach einigen Jahren öffnete sich das gastliche Haus auch wieder dem weiteren Verkehr. Sein inneres Gleichgewicht und den Muth zum Leben fand Ritschl mit der Zeit durch die Arbeit wieder. Und deren gab es genug. 1869 wurde er in die wissenschaftliche Prüfungscommission zu Göttingen berufen, ebenso in die theologische Prüfungscommission zu Hannover, in der er mit Uhlhorn und dem Exegeten Meyer freundliche Berührung fand. Ferner wurde er beauftragt, die Maturitätsprüfungsacten von 14 Gymnasien zu prüfen. Durch königliches Vertrauen wurde er 1869 als weltliches Mitglied in die hannoversche Landessynode gesandt und mit dem Kirchenrechtslehrer Dove um Neujahr 1870 vom Minister v. Mühler zur Begutachtung der Synodalbeschlüsse als Vertrauensmann nach Berlin citirt; dabei verhielt er sich dem Urantrag Brüel gegenüber ablehnend und wies auf die Verquickung politischer und kirchlicher Strömungen hin. An kleineren bedeutenden Arbeiten veröffentlichte er in jenen Jahren einen Aufsatz über die Begründung des Kirchenrechts im evangelischen Begriff der Kirche, eine Abhandlung über die Methode der älteren Dogmengeschichte und einen Vortrag über Zwingli. Vor allem aber erschien im October 1870 der erste Band der Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung, der von Theologen, wie Weizsäcker, Engelhardt, Diestel, Reuß, Tholuck, Ehrenfeuchter, Duncker, Robertson Smith und von dem Historiker Maurenbrecher bald als ein epochemachendes Buch begrüßt, demnächst freilich auch von Frank und Hilgenfeld scharf kritisirt wurde. Diestel z. B. schrieb über das Buch an Ritschl: „Der erste Eindruck, den es macht, ist die freudige Ueberzeugung, daß es noch ein dogmatisches Denken gibt, soviel sich andere fortwährend bemühen und bemüht haben, uns dessen gründlich zu entwöhnen. Ich hoffe, die solide Wucht Deiner Gedanken, wie Deiner Darstellung, die sich so eigenthümlich heraushebt aus dem Sargassomeer unsrer sonstigen dogmatischen Literatur, wird selbst den Widerwilligen in Zucht und Schulung nehmen, deren unsre Theologie so dringend bedarf. Darin liegt das Unterscheidende, daß man klüger und scharfblickender wird, wenn man Dir einfach folgt und das Gebotene sich aneignet, bei andern dagegen dadurch, daß man das Gelesene durch Kritik zersetzt, falls letzteres nicht einfach auf Gallenerregung hinausläuft." Und ein anderes mal: „Dein Buch wird und muß bleiben, solange es eine Selbstbesinnung über die Reformation in streng geschichtlicher Form gibt."

Als nach Beendigung des großen Krieges, den Ritschl mit glühender Vaterlandsliebe verfolgt hatte, die Universität Straßburg neugegründet wurde, erhielt er durch den Curator Frhrn. v. Roggenbach einen äußerst ehrenvollen Ruf nach Straßburg mit der ausdrücklichen Begründung, daß Ritschl zu den wenigen gehöre, die sowohl den Liberalen wie den Orthodoxen im Elsaß genehm sein würden. Ritschl lehnte dankend ab, und ebenso dankte er, als er in den Jahren 1872 bis 1874 nicht weniger als viermal unter immer günstigeren Bedingungen vom Minister Falk aufgefordert

wurde, eine Berliner Professur zu übernehmen. Im November 1873 wurde ihm ein solcher Ruf durch den ihm befreundeten Präsidenten des Oberkirchenaths Herrmann vermittelt, mit der gleichzeitigen Aufforderung, in den Oberkirchenrath einzutreten. In dem Briefe Herrmanns heißt es u. a.: „Ich weiß, daß es Ihnen zu Herzen geht, wenn ich Ihnen sage: kommen Sie, mir zu helfen, der Zeitpunkt ist da, wo Sie einen entscheidenden Einfluß auf gründliche Besserung unsrer theologischen und kirchlichen Zustände üben können. Sie sind sicher darin mit mir einverstanden, daß diese Besserung vielleicht mehr noch, als von der Verfassung, von einer in einander greifenden Thätigkeit der theologischen Lehre und der kirchlichen Verwaltung abhängt, welche in unsrer Geistlichkeit wieder ernstes Erkenntnißstreben weckt und pflegt. Die kirchenpolitischen Tändeleien mit ihren die Persönlichkeiten aushöhlenden, den Wahrheitssinn schwächenden Wirkungen müssen ein Ende haben. Die Kirchenzeitungslectüre muß dem Studium, die Conferenzunterhaltung der ernsten Arbeit Platz machen, mit den kirchenpolitischen Machern und ihrem salschen Ansehen muß aufgeräumt werden! Die Aufgabe ist groß und schwer, aber sie muß tüchtig angefaßt und während einer Reihe von Jahren consequent betrieben werden. Ein natürlich nur allmählich zu erreichendes Gelingen setzt voraus, daß auf den maßgebenden Universitäten, zunächst in Berlin, dieselben Männer, welche als wissenschaftliche Theologen die theoretischen Triebkräfte der Reformation wieder zu Saft und Kraft in der Jugend bringen, zugleich an der Kirchenleitung dergestalt betheiligt sind, um nicht bloß die weiteren Bildungsanstalten der Geistlichen zu dem gleichen Ziel leiten, sondern überall die rechten Männer an die richtigen Stellen bringen, die lässigen anspornen zu können."

Wir wollen nicht untersuchen, wieweit man in Preußen dem hier gezeichneten Ziel seitdem treu geblieben ist. So viel steht jedoch fest: wenn Ritschl, wie man ihm nach seinem Tode immer wieder vorgeworfen hat, wirklich ehrgeizig und herrschsüchtig und nur auf Schulemachen bedacht gewesen wäre, so würde er mit beiden Händen zugegriffen haben. Er lehnte ab, zum Theil weil er sich selbst für solche Aufgabe nicht berufen erachtete, zum Theil aus Bedenken gegen die Verbindung von Lehramt und Kirchenleitung. An Diestel schrieb er: „Gewissen Leuten hätte ich es gegönnt, wenn ich in das Amt gekommen wäre, aber danach richtet man sich doch nicht praktisch." Und Zöpfel hatte gewiß Recht, wenn er Ritschl schrieb: „Heutzutage kann man die Theologen mit der Laterne suchen, die aus Liebe zur Wissenschaft die höchsten Kirchenämter ausschlagen. Ihr zähes Festhalten an der Wissenschaft hat mich überaus erquickt und hat mir Muth und Freudigkeit gegeben, um der Wissenschaft willen manches Schwere und manche Sorge ruhig zu ertragen." So war Ritschls Bleiben in Göttingen entschieden, und er selbst hat es nie bereut. Wohl ging in den nächsten Jahren die Zahl der Theologiestudirenden überhaupt sehr herunter, aber bald hob sie sich wieder. Und daß Ritschl in Göttingen wirklich Ruhe und Kraft zu umfassender Arbeit hatte, bewies die Thatsache, daß schon im März 1874 der zweite, biblisch-theologische, und im August 1874 der dritte, systematische Band seines Hauptwerkes erschien, beide von großem Umfang und, wie sich demnächst zeigte, von gewaltiger Wirkungskraft. Die praktischen Hauptpunkte seiner systematischen Anschauung hatte Ritschl außerdem noch in einem Vortrag über die „christliche Vollkommenheit" dem weiteren Publicum zugänglich gemacht. Endlich veröffentlichte er auch noch 1874 die Schrift „Schleiermachers Reden über die Religion und ihre Nachwirkungen auf die evangelische Kirche Deutschlands".

Das große Werk über die Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung fand bei theologischen Autoritäten wie Reuß, Steinmeyer, Sepp, Hermann Schultz, Diestel, Sell und Engelhardt begeisterten Widerhall oder doch überaus warme Aufnahme. Alle erkennen sie die dauernde Bedeutung dieser epochemachenden Leistung an; auch viele andere empfanden sie als eine befreiende That und erwarteten großes von der Wirksamkeit des Buches. Manchem ist es aus der Seele geschrieben, was Scholz damals Ritschl gegenüber brieflich äußerte: „Sie haben der gesammten deutsch-evangelischen Theologie den Fehdehandschuh hingeworfen, haben, was bisher für Ketzerei galt, was dem Einzelnen als Unglaube angerechnet wurde, auf die Höhe einer vollberechtigten und besser begründeten Christenthumsauffassung gehoben. Sie haben — und das ist das wichtigste — auf jeder Seite den echten religiösen Glauben eines freien Christenmenschen bekundet und aller Welt den Beweis geliefert, daß es Ihnen nicht um Ihr System, um eine Parteitheologie, sondern um das Christenthum und seine Geltung zu thun ist. . . . Und eben das ist die einzigartige Bedeutung Ihres Buches für mich und für uns, daß es die directe Synthese vollzieht zwischen historisch-philosophischer Kritik und lauterer Frömmigkeit." In jene Zeit fallen die Anfänge der sogen. Ritschl'schen Schule, d. h. der großen und weitverzweigten Gruppe akademischer und praktischer Theologen, die bei aller Freiheit und Mannichfaltigkeit im einzelnen doch im wesentlichen in Ritschl ihren Führer erkannten und von seinen theologischen Arbeiten entscheidend befruchtet wurden. Zum Theil waren das Männer, die Ritschl nur aus seinen Schriften kannten und nun erst nachträglich mit ihm auch in persönliche Beziehung traten, z. B. Bilfinger, Scholz, Ad. Harnack, Schürer, Gottschick, Herrmann, Jeß, Lobstein und der alte Fürst von Solms-Lich. Aber nun mehrte sich auch die Zahl derjenigen beträchtlich, die, sei es als Göttinger Privatdocenten, wie Kattenbusch und Wendt, sei es als seine studentischen Zuhörer von ihm bestimmend beeinflußt wurden. Die Zahl der gegenwärtigen akademischen Docenten, die direct oder indirect als Ritschls Schüler zu bezeichnen sind, beläuft sich auf mehr als 25 und zwar sind sie, was gegenüber gewissen Verdächtigungen festgestellt werden muß, fast ausnahmlos völlig ohne Ritschls Zuthun in ihre akademische Stellung gekommen. Aber weit größer ist noch die Schaar der praktischen Geistlichen, die Ritschl das Beste ihrer theologischen Ausrüstung verdanken und die nur deßhalb weniger zahlreich erscheinen, weil sie es bislang vermieden haben, irgendwie in compacter Masse zu einer kirchenpolitischen Agitation oder Demonstration sich zusammenzuthun. Im Tübinger Stift, im Candidatenhospiz zu Loccum und in anderen Kreisen der theologischen Jugend begann die Ritschl'sche Theologie mächtig zu wirken. Die älteren Schüler Ritschls, Thikötter, Herrmann, Wendt und andere, unterstützten durch ihre Schriften die Bewegung. Dazu kam, daß neue Zeitschriften wie die Brieger'sche Zeitschrift für Kirchengeschichte, die Schürer'sche Theologische Literaturzeitung und die Christliche Welt, wenngleich sie keineswegs als ausschließliche Organe der Ritschl'schen Schule bezeichnet werden können, doch ihr freundlich gegenüberstanden und einen großen Theil ihrer Mitarbeiter aus ihren Kreisen gewannen. Freilich machte sich nun allmählich auch die Gegenwirkung geltend, zunächst spärlich zurückhaltend und einigermaßen sachlich, bald aber mehr und mehr systematisch, heftig und fast ohne jede genaue Sachkenntniß, zuweilen tumultuarisch und gehässig. Voran gingen die Kirchenzeitungen fast aller Richtungen und ließen nicht ab, Ritschl mit den bunteſten und widersprechendſten Ketzernamen zu verdächtigen und zu verdammen. Dann kamen Kritiken und Aufsätze in theologischen Zeitschriften, darauf Bro-

schüren und größere Werke — im Laufe von 20 Jahren weit über 100 an Zahl; dann Verhandlungen, Proteste, Bekenntnisse, Demonstrationen und Beschlüsse auf Pastorenconferenzen und Synoden. So hat z. B. nicht bloß mehrfach die hannover'sche Landessynode, sondern auch die Pfingstconferenz, die Meißener Conferenz, die Augustconferenz und manche andere, kleinere kirchliche Versammlung zur Ritschl'schen Theologie Stellung genommen, meist trotz thatsächlichen Mangels an Sachlenntniß in schroff ablehnender Weise. Unter dem Druck der Parteien und ihrer Gegnerschaft haben allmählich auch manche Kirchenbehörden, die zunächst nicht unfreundlich oder doch wenigstens schweigend der Entwicklung zugesehen hatten, in eine immer mehr zurückhaltende, bedenkliche oder gar feindliche Haltung gegenüber der Ritschl'schen Theologie sich hineindrängen lassen. Führte die Kraft und der Ruf der Göttinger Theologie eine ganze Reihe von Männern aus den verschiedensten Gegenden, auch aus Frankreich, England, Dänemark, Holland, Amerika unter Ritschls Fahne zusammen, so mußte er es andrerseits doch auch erleben, daß aus verschiedenen Gründen einzelne, die er bis dahin als seine Freunde oder Gesinnungsgenossen hatte betrachten dürfen, sich von ihm abwandten, z. B. Steinmeyer, Nippold, Lemme und besonders der ihm selbst geistesverwandte Lipsius: gegenseitige Kritik, durch Mißverständnisse, ungünstige Zwischenfälle und Mangel an persönlicher Aussprache verschärft, führte zwischen Lipsius und Ritschl trotz aufrichtigen Wunsches und mehrfachen Versuches einer Annäherung doch zu einer dauernden Entfremdung. In Göttingen selbst genoß Ritschl die größte Achtung und Verehrung. Ein Kreis nahverbundener Freunde umgab ihn, aus dem er freilich mehr als einen sterben oder scheiden sah. Im engeren und weiteren Verkehr war er bei Herren und Damen sehr beliebt; wußte man doch, daß der oft scharfe Witz und die entschlossene Haltung nicht böse gemeint, sondern mit einem warmen Herzen und lauteren Wesen verbunden war. Am 10. November 1883 war er der berufene Festredner der Universität; und seine Lutherrede war wohl die bedeutendste, jedenfalls die inhaltreichste und eigenartigste der damals gehaltenen Festreden. Vorher schon, im Jahre 1881, gerade als man auf der Landessynode zum erstenmal ihn angriff, war er von der Göttinger Juristenfacultät zum Doctor juris utriusque honoris causa creirt. Im Jahre 1876 war er zum Prorector gewählt, ein Amt, das er nicht gerade gern auf sich nahm und das ihm die scherzhafte Anwendung eines Wortes von Thomas a Kempis entlockte: „melius est permanere in subjectione quam esse in praelatura.“ Als es sich aber dann darum handelte, für das Jubiläumsjahr 1887 den geeigneten Prorector zu erwählen, wurde durch das Vertrauen des akademischen Senats mit überwältigender Mehrheit wiederum Ritschl diese Würde übertragen, und er hat mit Geist, Kraft und Erfolg des hohen, aber schweren Ehrenamtes gewartet.

Inzwischen war er aber mit unvergleichlicher Arbeitskraft die ganzen Jahre hindurch thätig gewesen. Nachdem 1875 sein „Unterricht in der christlichen Religion“ erschienen war, der in den nächsten Jahren mehrere Auflagen erlebte, schrieb Ritschl mehrere bedeutende Aufsätze für Briegers Zeitschrift für Kirchengeschichte und die Studien und Kritiken und eine Anzahl von Recensionen für Schürers Literaturzeitung. 1876 veröffentlichte er einen Vortrag über das Gewissen, 1881 eine Schrift über „Theologie und Metaphysik“, 1882 mehrere Artikel in Herzogs Realencyklopädie. Auch das große Werk über Rechtfertigung und Versöhnung erlebte schon nach wenigen Jahren die zweite und bald die dritte Auflage. Dagegen fühlte sich Ritschl nicht mehr rüstig genug, eine neue Auflage der „Entstehung der altkatholischen Kirche“ in einer ihn völlig befriedigenden Weise zu besorgen. Seine Hauptarbeit aber galt seit 1876 der großen, dreibändigen Geschichte des Pietismus, zu der er allein an Erbauungsbüchern mehr als 1000 durchgearbeitet hat. Im Jahre 1880 erschien der erste, 1886 der dritte Band. Das Ganze ist ein Meisterwerk in lichtvoller Bewältigung eines kolossalen Stoffes, in überraschender historischer Combination und in scharfumrissener, tief eindringender Charakteristik. Dazwischen boten manche kürzere Reisen Ritschl den erwünschten persönlichen Geistesaustausch mit alten und neuen Freunden; ein besonderes Interesse und reiche Anregung bot ihm ein mehrtägiges Zusammensein mit Döllinger in Tegernsee im August 1881. Aber immer mehr sah Ritschl den Kreis seiner Verwandten und älteren Freunde durch Todesfälle sich lichten. Und wenn er auch „der Alte blieb in der frischen Ursprünglichkeit seines Wesens, mit seinem behaglichen Humor, mit seinem scharfen Sarkasmus, mit seinem energischen Wissensdrang und seinem klaren, eindringenden Urtheil“, so machten sich doch seit der Mitte der achtziger Jahre auch bei ihm zuweilen die Stimmungen und Beschwerden des Alters geltend. Freilich, wer ihn 1887 in Frische und Rüstigkeit mitten in allen den Aufregungen und Mühen des Jubiläums sah und hörte, der mußte glauben, daß Ritschl noch ein hohes Greisenalter erreichen werde. Aber im Jahre 1888 machte sich doch zuerst leise und wenig merklich Schwäche und Abspannung geltend, und gleich nach Weihnachten machte das Herzleiden solche Fortschritte, daß er nacheinander auf seine schriftstellerische Thätigkeit, auf seine Vorlesungen und seine Decanatsgeschäfte verzichtete, freilich immer noch in der Hoffnung auf Wiederherstellung. Mit Mühe und Beschwerde hatte er noch eine zweite Auflage seiner Schrift über Metaphysik und Theologie besorgt. Zudem hatte er im letzten Jahre noch eine neue Schrift über die „fides implicita“ begonnen und zur Hälfte druckfertig gemacht; sie ist unvollendet geblieben und so von seinem Sohne herausgegeben. Zwei Tage vor seinem Tode noch dictirte er einen überaus herzlichen Trostbrief an die Wittwe eines nahen Freundes. Am 20. März 1889 verschied er sanft und ruhig. Die Universität Göttingen verlor in ihm eine ihrer Zierden und Stützen, die evangelische Kirche eines ihrer besten und treuesten Glieder, die Theologie einen ihrer bedeutendsten und hervorragendsten Vertreter.

Ueber Vereinigung von Orten zu gemeinsamen Elektricitätswerken.

Vortrag von Oskar v. Miller (Ingenieur) gehalten im Polytechnischen Verein zu München am 2. März 1896.

Der Vortragende schildert, wie zuerst Einzelanlagen zur Beleuchtung von Fabriken, Restaurationen u. s. w. entstanden, wie man dann zur Vereinigung mehrerer Einzelanlagen zu Blockstationen und dann zum Bau von Elektricitätswerken überging, bei welchen zuerst getrennte Anlagen für Straßenbeleuchtung und Privatconsum, sowie mehrere Stromerzeugungsanlagen für eine Stadt errichtet wurden, während später eine einzige Centrale für alle Verwendungsarten des elektrischen Stromes, sowie für ein gesammtes, wenn auch noch so ausgedehntes Stadtgebiet genügte. Durch diese Großbetriebe wurde die Lieferung der Elektricität sehr verbilligt, doch schienen derartig günstige Verhältnisse für elektrische Beleuchtung und Kraftvertheilung auf große Städte beschränkt, wenn nicht ausnahmsweise eine kleine Stadt über besonders geeignete Wasserkräfte verfügte. Die Vortheile des Großbetriebes können jedoch auch kleineren Orten zu gute kommen, wenn sie sich zu einem gemeinsamen Elektricitätswerk vereinigen. Schon bei Dampfbetrieb und bei Vereinigung von zwei Städten werden ca. 25 Proc. an Anlagekosten und etwa 20 Proc. der Betriebskosten erspart. Noch günstiger gestalten sich die Verhältnisse bei Vereinigung mehrerer Orte oder bei Ausnutzung großer Wasserkräfte.

Der Vortragende hat schon im Jahr 1890 im Auftrage eines Consortiums ein Project entworfen, nach welchem ein

Elektricitätswerk in den Kohlenbergwerken bei Dresden errichtet und von da aus ein Bezirk von 15 Kilometer Radius mit Elektricität versorgt werden soll. Damals stießen derartige Vorschläge auf Zweifel über ihre Durchführbarkeit; als aber die Kraftübertragung von Lauffen nach Frankfurt, welche auf Anregung des Vortragenden ausgeführt wurde, den Beweis erbrachte, daß selbst auf 180 Kilometer Entfernung elektrische Ströme ohne große Verluste mit dünnen Drähten übertragen werden konnten, stieg auch das Vertrauen zur Ausführung gemeinsamer Elektricitätswerke selbst für den Fall, daß die zu vereinigenden Orte viele Kilometer weit von einander entfernt liegen.

Vortragender schildert als Beispiel ein gemeinsames Elektricitätswerk, welches von ihm für Hermannstadt und Heltau in Siebenbürgen erbaut wird. Nach Schilderung der Siebenbürger Karpathen, in denen das Elektricitätswerk errichtet wird und die in ihrer Physiognomie dem bayerischen Gebiege ungemein gleichen, sowie nach Beschreibang der Siebenbürger Städte, die an die alten befestigten Ortschaften in Franken und Schwaben erinnern, zollt dee Vortragende hohes Lob dem Patriotismas der Siebenbürger, die durch Verbesserung des Verkehrs und Hebung der Industrie alles aufbieten, um trotz der ungarischen Anfrindungen die deutsche Selbständigkeit in ihrem Lande zu wahren. Diesen patriotischen Bestrebungen verdankt auch das Elektricitätswerk, an dessen Spitze der in ganz Siebenbürgen als aufopfernder Förderer aller gemeinnützigeu Unternehmungen bekannte Dr. Weiss steht, sein Entstehen. Die zur Stromerzeugung benützte Wasserkraftanlage wird dem Zoodtfluß durch einen 3 Kilometer langen unterirdischen Canal entnommen und mit 30 Meter Gefäll einem Maschinenhaus zugeteitet, das 3 Turbinen von je 265 Pferdekräften und zur Ergänzung sowie zue Reserve 2 Dampfmaschinen enthält. Die Maschinen erzeugen Wechselströme von 5000 Volt Spannung, die einerseits nach dee 8 Kilometer entfernten Stadt Heltau, andrerseits auf 18 Kilometer Entfernung nach Hermannstadt geleitet werden. Die Stromvertheilung erfolgt in der Weise wie in Thalkirchen, Fürstenfeldbruck u. s. w. mit Transformatorenstationen und oberirdischem Leitungsnetz. Der elektrische Strom wird sowohl zur Straßenbeleuchtung mit Glüh- und Bogenlicht, wie zue Privatbeleuchtung und zum Betrieb von Elektromotoren benützt. Außerdem soll eine elektrische Bahn von zunächst 5 und später 20 Kilometer Länge durch das gleiche Elektricitätswerk beteieben werden.

Die Vereinigung beider Städte zu einem gemeinsamen Unternehmen gestattet eine sehr billige Stromlieferung. Sie erfolgt nach Pauschalpreisen, die jedoch sowohl je nach der Größe der Lampen, als auch je nach dem Raum, in welchem dieselben benützt werden, in verschiedene Classen getheilt sind. Es kostet z. B. die Beleuchtung eines Schlafzimmers pro Jahr ca. M. 5. Eine sechzehnkerzige Lampe für ein Wohnzimmer stellt sich auf 20 M., während eine Lampe für Restaurants und Cafés, die bis 12 Uhe Nachts geöffnet sind, auf ca. M. 32 pro Jahr zu stehen kommt. Im allgeateinen entsprechen die Preise füe elektrische Beleuchtung den gegenwärtigen Kosten der Petroleumbeleuchtung, die bisher ausschließlich sowohl in Hermannstadt wie in Heltau verwendet wurde. Dieser billige Tarif läßt eine große Verbreitung der elekteischen Beleuchtung erwarten und die Anlage ist deßhalb so dimensionirt, daß in Hermannstadt mit ca. 24,000 Einwohnern bis zu 6000 Lampen und in Heltau mit ca. 5000 Einwohnern bis zu 2000 Lampen angeschlossen werden können.

Ein besonderer Werth wurde auf die Lieferung billiger Betriebskraft füe das Kleingewerbe gelegt. Ein Elektromotor, der nur am Tage ca. 8—10 Stunden im Betriebe ist, bezahlt pro Pferdekraft und Jahr M. 190. Für ununterbrochenen Betrieb bis zu 24 Stunden täglich werden M. 300 pro Pferdekraft und Jahe berechnet. Dieser billige Preis wird die Einführung des Elektromotors bei den zahlreichen Gewerbetreibenden in Hermannstadt begünstigen. Von besonderer Bedeutung wird jedoch der Elektromotorenbetrieb fur die Stadt Heltau werden. Es befindet sich nämlich fast in jedem Hause von Heltau eine kleine Weberei. Die Einwohner dieses Ortes liefern die Stoffe für die ganze Umgegend und sie haben sich hiedurch jahrzehntelang einer großen Wohlhabenheit erfreut. In neuerer Zeit jedoch ist die Existenz dieser Hausweberei durch große Fabriken in Frage gestellt, obwohl dieselben, um leistungsfähig zu bleiben, die Arbeitszeit auf 16. ja 18 Stunden pro Tag ausdehnten. Nunmehr soll der Elektromotor diesen Gewerbetreibenden zu Hülfe kommen nicht nur zum Betrieb der Webstühle und Spinnmaschinen, sondern auch zum Betrieb der Walkmühlen, zu denen die Weber früher viele Stunden weit ihre Fabrikate fahren mußten. Da für die Weberei immer noch billiges Rohmaterial und ein günstiges Absatzgebiet vorhanden ist, so erhofft die Stadt Heltau vom elektrischen Betrieb die Sicherung ihrer Wohlhabenheit, und dies wäre ihr nicht möglich gewesen, wenn sie nicht gemeinsam mit der Stadt Hermannstadt ein Elektricitätswerk gebaut hätte, denn für Heltau allein waren große Wasserkraftanlagen, wie sie hier in Frage kamen, absolut undurchführbar. Es eignet sich deßhalb dieses Beispiel sehr wohl, um den Nutzen der Vereinigung mehrerer Städte zu einem gemeinsamen Elektricitätswerk zu zeigen.

Ein anderes interessantes Beispiel ist das Elektricitätswerk, das auf Anregung und nach dem Projecte des Vortragenden zue Zeit in Meran gebaut wird. Unmittelbar oberhalb Meran, an der sogenannten Töll, soll die Etsch durch einen kurzen Tunnel geleitet werden und fällt dann 65 Meter hoch herab. Es können hiedurch auch zu Zeiten des niedrigsten Wasserstandes 5000 Pferdekräfte unter außerordentlich günstigen Verhältnissen gewonnen werden, denn die Anlagekosten der fertig ausgebauten Pferdekraft betragen incl. Turbine und incl. Stromerzeugungsmaschiae nur ca. M. 170 und die Betriebskosten stellen sich an der Stromerzeugungsanlage pro Pferdekraft und Jahr auf etwa M. 20. Diese große Kraft könnte selbstverständlich von Meran allein nicht ausgenützt werden. Es wird deßhalb der elekteische Strom über das ganze Etschthal auf 37 Kilometer Entfernung für Meran, Ober- und Untermais, Gratsch, Bozen, Gries, Zwölfmalgrein, Terlan u. s. w. für Beleuchtung und Motorenbetriebe vertheilt. Außerdem sollen von dieser Kraft elektrische Bahnen sowohl in der Umgebung von Bozen, wie in Meean beteieben werden. Eine derartige Ausnützung dee großen und außergewöhnlich günstigen Etschwasserkrafte wird sicherlich füe die Hebung des Wohlstandes im ganzen Etschthal von der größten Bedeutung werden.

Ein Beispiel für die Vereinigung von Orten zu einem gemeinsamen Elektricitätswerk findet sich im übrigen auch in unmittelbarer Nähe von München bei den nach den elektrischen Projecten des Vortragenden erbauten Isarwerken. Auch diese versorgen bereits mehrere Orte, wie Thalkirchen, Sendling, Großhesselohe, Pullach u. s. w. mit elektrischem Strom und sie haben die Absicht, weitere Orte, sowohl in der Richtung nach Wolfratshausen, als auch in der Richtung nach Laim, Nymphenburg tc. anzuschließen.

Es ist außee allem Zweifel, daß von der großen Wasserkraft der Isarwerke diesen kleinen Gemeinden der elektrische Strom zu wesentlich günstigeren Bedingungen geliefert werden kann, als sie ihn selbst zu erzeugen vermochten. Aber diese Erkenntniß ist noch nicht so allgemein verbreitet, wie es nothwendig wäre, und vielfach bietet die Abneigung einer Gemeinde, ein gemeinsames Abkommen mit anderen Orten zu treffen, ein schweres Hinderniß, den technisch unbedingt vortheilhaften Großbetrieb einzuführen.

Ein Beispiel hiefür bieten die Nachbargemeinden Partenkirchen und Garmisch. Für diese sind zwei getrennte Elektricitätswerke errichtet, während jedes derselben vollkommen ausreichen würde, um beide Orte mit Elektricität zu versehen. Die doppelten Anlagekosten, die doppeltrn Verwaltungs- und Bedienungsausgaben machen entweder beide Werke unrentabel, oder die Unternehmer sind gezwungen, den Strom um mindestens ein Drittel theurer zu verkaufen, als es bei Vereinigung der beiden Werke möglich wäre.

Es ist gewiß wichtig, darauf hinzuweisen, daß die Elektrotechnik ebenso, wie sie die Existenz der Kleingewerbtreibenden gegenüber der Großindustrie zu schützen sucht, auch die Existenz der kleineren Orte gegenüber den Großstädten zu wahren bestrebt ist. Es haben nicht nur die kleinen Städte, sondern es hat auch die Großstadt, es hat das ganze Land ein Interesse daran, daß auch kleinere Gemeindeverbände erhalten bleiben, indem die Industeie nicht auf Großstädte beschränkt, sondern auch in kleineren Orten gefördert wird, wie dies durch die Errichtung gemeinsamer Elektricitätswerke wohl geschehen kann.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Gedichte von M. C. delle Grazie. 3. vermehrte Aufl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1895. — Wenn heutzutage eine 3. Auflage von lyrischen Gedichten veranstaltet werden kann, so müssen dieselben nicht ganz ohne Bedeutung sein, besonders, wenn sie nicht aus der gewöhnlichen landläufigen Goldschnittpoesie bestehen. Und dies ist in der That bei der österreichischen Dichterin dalle Grazie der Fall, einer Dichterin, der wir auch bereits auf dem Gebiete des Epos und Dramas begegneten. Sie legt uns diesmal einen Band Lyrica vor, der zwar manche von ihren vor mehr als dreizehn Jahren erschienenen Jugendgedichten enthält, zum größten Theil aber neue poetische Gaben darbietet. Haben nun seinerzeit schon die ersten Poesien der jungen Dichterin durch ihren Gehalt und die schöne Form Aufsehen erregt, so war man bei dieser neuen Auflage um so mehr berechtigt, von den neu hinzugekommenen Gedichten einen Fortschritt zu erwarten, weil der Stillstand auf jedem Gebiete immer schon einen Rückschritt bedeuten würde. In der That hat delle Grazie unsre Erwartungen erfüllt, ja in gewissem Sinne sogar übertroffen, weil man der kürzlich erst mit einem großen Epos auf die literarische Bühne getretenen Poetin kaum mehr die Beschäftigung mit den einfacheren lyrischen Elemente zutrauen durfte. Freilich aber merkt man es dem Buche auch an, daß seit den ersten lyrischen Versuchen des kaum zur Jungfrau gereiften Mädchens bis zur Gegenwart eine Vertiefung der Ansichten und eine Klärung derselben über die höchsten Interessen der Menschheit Platz fand, die von einer ernsten philosophischen Bildung Zeugniß ablegen. Nicht als ob die neuen Gedichte nur hohle Probleme enthielten, die eigentlich der Tod jeder Poesie sind, sie geben vielmehr Seelenstimmungen und zeigen das Ringen des Individuums mit den überirdischen Mächten, den Titanenkampf der Einzelnen gegen die feindliche Götterwelt, das Leid und die Schmerzen, sowie den Jubel und die Lust, wie sie namentlich in der Brust des Dichters vorkommen. Es sind keine Reflexionsgedichte: die Reflexion ist abgethan; es sind Resultate, indem uns entweder die Lösung befriedigt, aber insofern nur der Proceß interessirt; immerhin aber ist der psychologische Keim durch die Phantasie seiner Schwere und Prosa entlastet und in die Region des Schönen emporgehoben worden. Wir denken dabei besonders an die „Mönchsberg-Phantasien", ebenso an das prachtvolle, eine Haschisch-Träumerei enthaltende Gedicht. Einzelnes hervorzuheben, wäre für den Leser uninteressant, da er doch kein Bild des Ganzen bekäme, und um vollständige Gedichte mitzutheilen, mangelt der Raum; auch wäre es schwer, eine Auswahl zu treffen, um die Vielseitigkeit der Dichterin nachzuweisen. Denn es finden sich auch ernste Lieder vor, einfach und schlicht, die aber doch voll tiefer Empfindung und stimmungsvoll sind. Von fremden Formen ist nur hie und da das Sonett vertreten, wobei wir auf das mit der Ueberschrift „Meinem Freunde" besonders aufmerksam machen, da es von rührender Dankbarkeit und Bescheidenheit zeugt. Die meisten Lieder haben eine streng geschlossene Form und viele davon sind mit tadellosen Reimen versehen; nur wo der Schwung der Phantasie ein höherer wird, tritt eine freiere rhythmische Bewegung ein. Die aus der ersten Auflage mit herübergenommenen Gedichte reihen sich den neuaufgenommenen würdig an, und es bildet somit der Band, wie er vor uns liegt, ein wohlgerundetes harmonisches Ganzes und ist geeignet, den wohl erworbenen Ruhm der Dichterin, deren Portrait in schöner Radirung dem Buche beigegeben ist, aufs neue zu befestigen. Der Leser aber wird mit Befriedigung neuerdings inne werde, er habe es hier mit einer entschieden ausgeprägten poetischen Individualität zu thun.

Knel Werner.

* Vor einigen Monaten ward gemeldet, daß das englische Schiff „Penguin", Capitän Balfour, im Stillen Ocean unter 23 Grad 40 Min. südlicher Breite und 175 Grad 10 Min. westlicher Länge (Greenwich) eine Stelle gefunden habe, die tiefer ist als die tiefste bisher bekannte. Leider war die Beobachtung nicht vollständig, da ein Schaden an der Lothleine deren Reißen herbeiführte, als 4900 Faden (8961 Meter) abgelaufen waren, ohne daß der Grund erreicht wurde. Laut einer Mittheilung W. J. L. Whartons in der „Nature" hat nun Cap. Balfour inzwischen neue Lothungen vorgenommen und an drei Stellen im Stillen Ocean Tiefen von über 5000 Faden (etwa 9130 Meter) aufgefunden. Als die größte Meerestiefe galt früher die von 4655 Faden, die von dem amerikanischen Schiffe „Tuscarora" 1874 in der Nähe von Japan gelothet worden war. Die tiefste Lothung des „Penguin" wurde unter 30 Gr. 28 Min. südl. Br. und 176 Gr. 39 Min. westl. L. im Osten der Kermadecinseln (nordöstlich von Neu-Seeland) gefunden und beträgt 5155 Faden (9415 Mtr.), übertrifft also jene um 500 Faden (910 Mtr.); die beiden anderen ergaben 5147 Faden (unter 28 Grad 44 Min. südlicher Breite und 176 Grad 4 Min. westlicher Länge) und 5022 Faden (unter 23 Grad 39 Minuten südlicher Breite und 175 Grad 4 Minuten westlicher Länge). Besonders bemerkenswerth ist, daß diese drei Tiefen nicht in derselben Senkung liegen, sondern durch wenigere tiefes Wasser von einander getrennt sind; die beiden tiefsten Stellen liegen um 450 Seemeilen auseinander. In zwei Fällen brachte die Lothröhre den gewöhnlichen rothen Tiefseethon empor; im dritten riß die Leine. Eine durch den Schiffsarzt W. Thorpe ausgeführte mikroskopische Untersuchung der aus 5147 Faden Tiefe heraufgebrachten Probe zeigte, daß Ueberreste kieselschaliger Lebewesen darin gänzlich fehlten. Die innerlichen Bestandtheile sind im Zustande feiner Zertheilung und bestehen aus zarter, flockiger Materie, die mit Bimsstein und anderen vulcanischen Erzeugnissen, sowie grünen Augit- und rothen Pelagonitkrystallen gemischt ist. Die Auffindung dieser tiefen Stellen beweist von neuem, daß die größten Meerestiefen sich in der Nähe des Landes oder seichten Wassers befinden und augenscheinlich der Richtung solcher emporgehobenen Theile der Erdrinde folgen.

* **Straßburg.** In der medicinischen Facultät hat sich Dr. A. Siegert als Privatdocent für das Fach der Kinderkrankheiten habilitirt.

⊖ **Dresden.** Bei Gelegenheit des Rectoratswechsels an der Technischen Hochschule theilte der scheidende Rector Prof. Dr. Kenusse in seinem Bericht über das verflossene Studienjahr mit, daß am Schlusse desselben die Hochschule 614 Studirende und Zuhörer gezählt habe, die mit 146 Hospitanten die Gesammtfrequenz von 760 Hörern ergeben hätten, eine Zahl, die bisher noch nicht erreicht wurde. (Dasselbe gilt übrigens von sämmtlichen gleichartigen Anstalten des Reichs; vgl. die Tabelle in Beilage Nr. 33.) Der neuerbaute Ostflügel hat das Mineralogische und das Botanische Institut, sowie das Laboratorium für Farbenchemie und Farbentechnik in sich aufgenommen; diese Institute sind mit allem Rüstzeug der heutigen Wissenschaft ausgestattet. Auch die Errichtung eines maschinentechnischen Laboratoriums ist so weit vollendet, daß im nächsten Semester mit Uebungen in demselben begonnen werden kann. Die Errichtung eines besonderen elektrotechnischen Instituts steht in Aussicht.

* **Berlin.** Der 17. Balneologen-Congreß wurde am 5. d. M. hier eröffnet. Der von Leyden angekündigte Vortrag über therapeutische Strömungen unterblieb. Dafür wurde die Versammlung durch die Mittheilung eines neuen Wundheilverfahrens entschädigt, das der Vorsitzende, G. R. Liebreich, als eine „schöne Entdeckung" bezeichnete. Wie nebenan sie dem Berliner Chirurgen Dr. Schleich. Vor den Augen der Versammlung führte er, wie die „Nordd. Allg. Ztg." berichtet, an einer Patientin unter Anwendung seiner Infiltrationsmethode eine Operation am linken Schlüsselbein aus. Um den chirurgischen Eingriff schmerzlos zu machen, benutzt Schleich eine differente Flüssigkeit, eine Cocainlösung nun 1 : 1000, die er in das Unterhautzellengewebe einspritzt. Hiedurch werden an den Infiltrationsstellen die Nervenendigungen betäubt und Eingestochte von den Patienten nicht gefühlt. Während sich der Operateur ruhig mit der Kranken unterhielt, entfernte er ein Stück des Schlüsselbeins. Bei dem ganzen Eingreifen wurde auch nicht der leiseste Schmerzenslaut hörbar. Die Anästhesie hält gut 25 Minuten an. An diese Operation, die von Schleich wie von Hoffmeister-Tübingen hundertfach ausgeführt worden ist, knüpfte der Chirurg die Mittheilung einer neuen, überraschend einfachen Wundbehandlung, die das umständliche antiseptische Verfahren überflüssig macht. Sie erfolgt durch Formalin-Gelatine, welche in pulverisirter Form einfach in die Wunde eingestreut wird. Durch die organische Einwirkung zerfließt die Gelatine, die lebenden Zellen des Gewebes machen das Formalin frei, welches nun einen ausgezeichneten antiseptischen Einfluß übt. Wunden, die sonst sehr schwer heilen, gelangen sehr schnell zur Heilung. Schleich hat Hunderte von Querschnitten so behandelt und in keinem Fall ist es zu einer Eiterung gekommen. Unter den vorgestellten Patienten befand sich ein Arzt, der sich an einer Kranken inficirt und sich eine Furunkulose zugezogen hatte. Die Versammlung nahm die Entdeckung mit Beifall auf; G. R. Liebreich beglückwünschte den Vortragenden zu der von rationellen Gesichtspunkten ausgehenden Methode, die auch seinem „pharmakodynamischen Gemüth" große Freude mache. Die Wirkung der

Formalin-Gelatine sei ganz verständlich, da in jedem Augenblick das Material geliefert werde, das zum Verbande nöthig ist. — Auch die Ausführungen des zweiten Vortragenden, des Magenarztes Dr. Boas, fesselten lebhaft. Es ist ihm durch Anwendung einer weichen Magensonde gelungen, die Grenzen des Magens zu bestimmen.

* **Berlin.** Das Seminar für orientalische Sprachen wurde im Winterhalbjahr von 103 Personen besucht. Nach den Berufsarten waren unter den 63 Angehörige der juristischen Facultät, Referendare und Assessoren. Von diesen 61 sind 47 Dragomanatsaspiranten und 4 haben bereits die Diplom-Prüfung bestanden. Unter den übrigen Seminaristen zählen 16 Angehörige der philosophischen Facultät, Lehrer und Gelehrte, 14 Kaufleute, Privatpersonen und Beamte, 7 Officiere, 2 Mediciner, 1 Theolog, 2 Techniker und Landwirthe. Die Presse ist durch einen Redacteur vertreten. Von Ausländern besuchen 5 das Seminar: ein Magister aus Finland, ein Dr. phil. aus Amerika und drei Studirende aus Beyrut, Ungarn und Amerika. Unter den einzelnen Classen ist die für Arabisch am meisten besucht; es folgen der Reihe nach: Suaheli, Türkisch, Chinesisch, Russisch, Japanisch, Neugriechisch, Arabisch, Persisch, Hindustani. Vom 16. März bis zum 15. April dieses Jahres werden am Seminar Ferienkurse abgehalten, zu denen die Anmeldungen bis zum 14. März erfolgen können.

* **Berlin.** Mit dem Professortitel wurde als Privatgelehrter ausgezeichnet Dr. Felix Liebermann hierselbst. Als Schüler Reinhold Pauli's hat er sich um die Erforschung des englischen Mittelalters, insbesondere auch um die Ergänzung der Monumenta Germaniae nach dieser Seite hin Verdienste erworben.

* **Lüttich.** Am 3. März starb 74jährig hier der ehemalige Professor der Philosophie Alfonse Leroy, ebedem besonders um die Hebung und Veredlung der wallonischen Literatur bemüht.

H.K. **Oxford.** Eine Aufforderung der juristischen Facultät unsrer Hochschule folgend, wird der emeritirte Professor regius des Civilrechts und gefeierte Geschichtschreiber des „Holy Roman Empire" wie der „American Commonwealth" James Bryce am 14. März in der Aula des hiesigen Allerseelenstifts einen öffentlichen Vortrag über die politische Verfassung der beiden holländischen Freistaaten Südafrika's halten. — Das lange vorher discutirte Project über Zulassung der Frauen zu den Universitätsgraden ist, wie bereits gemeldet, am 4. d. im Princip durch eine Mehrheit von 75 Stimmen der activen, promovirten Universitätsmitglieder abgelehnt worden. Voraussichtlich dürfte statt dessen denjenigen Frauen, die sich zum Zweck ihrer weiteren Ausbildung oder Vorbereitung auf einen speciellen Wirkungskreis den Prüfungen der verschiedenen Facultäten unterziehen, ein besonderes Universitätsdiplom über ihr bestandenes Examen ausgestellt werden. — Zur gemeinsamen Berathung über die Gründung von Mittelschulen, auf deren Mangel und dringendes Bedürfniß ein Bericht der kgl. Commission für den öffentlichen Unterricht hinweis, werden, einer Einladung des Senats der Universität Cambridge entsprechend, Delegirte sämmtlicher Universitäten des Vereinigten Königreichs am 21. und 22. April d. J. zu Cambridge in einer Conferenz zusammentreten, um ihre Beschlüsse über die organische Einrichtung öffentlicher Mittelschulen im Zusammenhang mit den Elementar- und Hochschulen als leitendes Gutachten alsbald dem Parlament und der Regierung zu unterbreiten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 4. bis 7. März folgende Schriften eingegangen:

Ludwig Felix: Der Einfluß von Staat u. Recht auf die Entwicklung des Eigenthums. 1. Hälfte. Leipzig, Duncker und Humblot 1896. — W. v. Sommerfeld: Geschichte der Germanisirung des Herzogthums Pommern oder Slavien bis zum Ablauf des 13. Jahrhunderts. Ebd. — Heinrich Cleveling: Die rheinischen Genossen Christi u. Rakel u. ihre Entwicklung im 14. u. 15. Jhdt. (Leipziger Studien a. d. Gebiet der Geschichte II, 2.) Ebd. — W. J. Ashley: Englische Wirthschaftsgeschichte I. Das Mittelalter (Brentano u. Leser, Sammlg. staatswissensch. Schriften Nr. 7). Ebd. — Prof. Dr. H. Settegast: Das Geheimniß, das christliche Princip u. die Hochgrade in der Freimaurerei. 3. Aufl. Berlin, Emil Goldschmidt 1896. — Max Oehler: Schwurgerichte u. Schöffengerichte. Berlin, R. v. Decker 1896. — Heowig Gräfin Rittberg: Erinnerungen aus 3 Jahrzehnten meines Berufslebens. Berlin, Hugo Spamer. — Dr. K. Schenk: Belehrungen über wirthschaftliche und gesellschaftliche Fragen auf geschichtlicher Grundlage; für die Hand des Lehrers, sowie zum Selbstunterricht. Leipzig, B. G. Teubner 1896. — Derselbe: Hülfsbuch zu den Belehrungen rc. (s. vorstehendes Buch) Schülerausgabe. Ebd. — Dr. Leo Königsberger: Hermann v. Helmholtz' Untersuchungen über die Grundlagen der Mathematik u. Mechanik. Mit Bildniß. Ebd. — Paul Wendland: Die Therapeuten und die philonische Schrift vom beschaulichen Leben. Ebd. — Johann Storm: Englische Philologie; Anleitung zum wissenschaftlichen Studium. 2. Aufl. 1. Die lebende Sprache. 2. Abth. Rede u. Schrift. Leipzig, O. Reisland 1896. — Wilhelm Viëtor: Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Vortrag. Marburg, N. G. Elwert 1895. — Felix Rösger: Ist Philosophie ohne Psychologie möglich? Erwiderung. München, Theodor Ackermann 1896. — Alexander Frhr. v. Siebold: Denkwürdigkeiten aus dem Leben u. Wirken von Ph. Fr. v. Siebold. Würzburg, Leo Woerl 1896. — Dr. Edmund Wille u. Prof. Dénervaud: Anschauungsunterricht im Französischen I.—IV. Leipzig, Raimund Gerhard 1896. — *Constantin Fontana:* Fusées et Grenades, machines nouvelles d'aluminium. Paris, Bernard Tignol. — Prof. Árpád v. Török: Ein preisgekröntes Unicum kritisch beleuchtet. Budapest, Patria 1896. — Eugen Schneider: Württembergische Geschichte. Stuttgart, J. B. Metzler 1896. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort u. Bild. Lfg. 247. Mähren u. Schlesien. 2. Heft. Wien, Alfred Hölder. — Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. N. F. 27. Bd. Heft 1., hggb. vom Vereinsausschuß. Hermannstadt, Franz Michaelis (Comm.) 1896. — Dr. Georg v. Below: Das Doell und der germanische Ehrbegriff. Kassel, Max Brunnemann 1896. — K. Zepf: Einjähriges in die Gewinnlehren von elektrischen Strom. Freiburg i. B., G. Ragozy (Comm.) 1896. — A. T. Glazebrook: Grundriß der Wärme; deutsch hggb. von Dr. Otto Schönrock, Berlin, S. Calvary u. Co. 1896. — Zeitschrift für sociale Medizin, hggb. v. Dr. A. Oldenborff. 1. Bd. Heft 5. Leipzig, Georg Thieme 1896. — Die Familienstiftungen Deutschlands u. Deutsch-Oesterreichs, hggb. vom herald.-genealog. Institut von L. v. Hefner. III. Th. München, Eduard Pohl 1896. — Dr. Alfred Bauch: Barbara Harscherin, Hans Sachsens zweite Frau. Mit Abbildungen. Nürnberg, Joh. Phil. Raw 1896. — Dr. Anatol Lange: Cäsar, der Eroberer Galliens. (Pohlmey u. Hoffmann, Gymnasialbibliothek Heft 24). Gütersloh, C. Bertelsmann 1896. — Dr. H. H. Fick: Der deutsche Unterricht in amerikanischen Schulen; der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen von Cincinnati (Mayer-Markau, Sammlg. pädagog. Vorträge VIII. Bd. Heft 8). Bielefeld, A. Helmich. — Erziehungsfragen, monatliche Correspondenz; Red. B. Arndt. 1. Jahrg. Nr. 1. Zabern, A. Fuchs 1896. — Dr. Gustav Rolin: Bericht über die Resultate seiner behufs Dialektforschungen unternommenen Reisen nach Toscana. (Mitth. Nr. VI der Ges. zur Förderung deutscher Wissenschaft rc. in Böhmen). Prag, Verlag der Gesellschaft. — G. v. S.: Ideenentwurf einer Heeresorganisation. Leipzig, Moritz Ruhl 1896. — Stanisław Przybyszewski: De profundis. Berlin, Hugo Storm. — Heinrich Cunow: Die sociale Verfassung des Inkareichs; Untersuchung des altperuanischen Agrarcommunismus. Stuttgart, J. H. W. Dietz 1896. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. IV. Jahrg. 1895. Heft 3. u. 4. Stuttgart, W. Kohlhammer 1896. — Wilhelm Reent: Die Musen; Monatshefte für Production u. Kritik. 4. Heft. Berlin, C. F. Conrad 1896. — Das Museum; Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst; hggb. unter Mitwirkung von Wilhelm Bode, Reinhard Kekulé v. Stradonitz, Woldemar v. Seidlitz u. a. 1. Lfg. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — Punch 1896; 4. Leipzig. — Paul Garin: Dulcamora; harmlose und unmaßgebliche Gedanken über Gott und die Welt rc. Regensburg, W. Wunderling 1896. — A. E. Benchvogel: Der Bruderstreit; Bister. Schauspiel in 5 Acten (1875); Die Gesellschafterin; Schauspiel in 5 Acten (1878). 2 Bochn. Charlottenburg, Fr. Kortkampf (Comm.) — Dr. B. Hatschek: Memoria, Naturwissenschaft u. Gymnasialreform; Vortrag. Prag, J. G. Calve 1896. — Kataloge: Dr. Philipp M. Halm (München): K. der Sammlungen des historischen Vereins Neuburg a. D. — Otto Helding (München): Auctions-K., enthaltend verschiedene Münzsammlungen (Münzen u. Medaillen). Auction 23. März ff. Tage. 1896. — Ferdinand Weigel (Nürnberg): Nürnberger Antiquarius Nr. 2. 1896. — II. Internationale Gemäldeausstellung in Stuttgart, 29. Febr. bis Mitte Mai 1896. Illustrirter Katalog. Stuttgart, Rudolf Mosse.

Jahrgang 1896. München, Montag, 9. März. Nummer 57.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Hull House, eine sociale Colonie in Chicago. Von Dr. Kurt Laves. — Die Matrikel der Universität Leipzig. Von H. Ermisch. — Mittheilungen und Nachrichten.

Hull House, eine sociale Colonie in Chicago.

Von Dr. Kurt Laves.

Es ist eine charakteristische Erscheinung in vielen deutschen Zeitungen, daß ihre Nachrichten über und aus Amerika gewöhnlich so viele Monstrositäten und Abnormitäten enthalten und selten nur der Versuch gemacht wird, dieselben auf ihre Fragwürdigkeit hin zu untersuchen, die Ueberschrift „aus Amerika“ scheint für die Möglichkeit des Mitgetheilten zu bürgen. Noch seltener finden sich Berichte von wirklich gesunden und nachahmungswürdigen Unternehmungen; der Einwanderer in Amerika gewöhnt sich schnell und leicht an alles Angenehme, vergißt aber nur zu oft, hievon zu sprechen, raisonnirt dagegen um so lauter über alles, was ihm mißfällt, und schwärmt von der Heimath, die ihm daheim aber auch nicht gefallen hat. Und gerade der Einwanderer hätte reiche Gelegenheit, von staatlichen und individuellen Schöpfungen und Bestrebungen zu berichten, da er oder seine Landsleute unmittelbar davon den Nutzen ziehen. Von einer solchen privaten Schöpfung in socialer Richtung möchte ich deßhalb hier heute berichten. Es ist die sociale Colonie — Hull House genannt —, welche von einer hochbefähigten Dame Miß Jane Addams im Herzen von Chicago errichtet ist und die vielen unbemittelten stellenlosen Einwanderern fast aller Nationalitäten ein Helm geworden ist, wo sie Hülfe und Beistand finden können. Ich stütze meine Darstellung theils auf eigene Anschauung, theils — und dieses zum weitaus größeren Theile — auf die Berichte, die Miß Jane Addams veröffentlicht hat und die sie mir in überaus liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt hat. Die beiden bedeutendsten Berichte sind benannt: 1) Hull House Maps and Papers. By Residents of Hull House Settlement (Crowell's Library of Economics and Politics); 2) The objective value of a social settlement, abgedruckt in Philanthropy and Social Progress, edit. by Prof. Henry C. Adams.

Hull-Haus liegt nahe dem Centrum des Geschäftslebens von Chicago am Schnittpunkt der Halsted- und Polk-Straße. Die Halsted-Straße ist die längste Straße in Chicago, nicht weniger als 32 englische Meilen lang (etwa 51 km), verbindet sie den nördlichen und südlichen Theil dieser gigantischen Stadt mit einander. Sie durchschneidet zwei der größten Industriebezirke Chicago's, 5 km südlich von Hull-Haus die Vieh- und Schlachthöfe (Stockyards), etwa 6 km nördlich die großen Schiffswerften (Shipyards) am Chicago-Fluß. Die Polk-Straße, die die Halsted-Straße rechtwinklig schneidet, hat in ihrem westlichen Verlaufe ansehnliche Häuser und führt in einen wohl besiedelten Theil Chicago's über, in ihrem östlichen Theile schneidet sie die Clark-Straße, wohl die übelst berüchtigte Straße Chicago's, weil hier Haus an Haus die Prostitution im Verein mit den wüstesten Kneipen und Spielhöhlen ihr Lager aufgeschlagen hat. Wohl kein anderer Stadtbezirk weist eine solche Mischung von Nationalitäten auf wie der 19., in dem Hull-Haus gelegen ist, kein anderer Bezirk bedurfte mehr der Hülfe, kein anderer aber bot auch weniger Aussicht darauf dar, daß diese Hülfe Erfolg haben werde. Oestlich von der Halsted-Straße nach dem Chicago-Fluß zu wohnen gegen 10,000 Italiener, größtentheils Neapolitaner, Sicilianer und Calabrier, hin und wieder auch Lombarden und Venetianer, nach dem Süden hin schließt sich eine beträchtliche deutsche Colonie an (dieses ist nur ein kleiner Theil von den gegen 400,000 in Chicago ansässigen Deutschen, die größtentheils Nord-Chicago ausmachen). Dazwischen wohnen eine große Anzahl polnischer und russischer Juden, gewöhnlich in den kleinen Zwischenstraßen (sog. alleys). Noch weiter südlich gehen diese jüdischen Ansiedelungen in böhmische über (bekanntlich ist Chicago die drittgrößte böhmische Stadt der Welt, wie es zugleich auch die fünftgrößte deutsche Stadt ist). Im Nordwesten von Hull-Haus finden wir französisch-canadische Bewohner, die mit ihrer typischen Beständigkeit ihre Muttersprache durch Generationen hin treu bewahren. Im Norden leben Irländer und Amerikaner, ebenso finden wir im Westen die englische Zunge vorherrschend. Die Bevölkerungsziffer dieses Stadtbezirkes ist etwa 50,000, davon waren nur 7100 als Wähler bei der letzten Präsidentenwahl 1892 eingeschrieben. Da die politischen Stimmführer, soweit es die Stadtvertretung angeht, sich in diesem Bezirk größtentheils aus Kneipwirthen zusammensetzen, läßt sich denken, daß wenig oder gar nichts für die Verbesserung der Straßen, der Beleuchtung, der Wasserleitung, der Volkserziehung geschieht. Die Straßen sind schmutzig, wo Trottoir vorhanden ist, ist es Plankentrottoir und in einem gemeingefährlichen Zustande, die Straßenbeleuchtung ist absolut ungenügend; in den oft baufälligen und immer schlecht erhaltenen Häusern herrscht Ueberfüllung; die Abfallkasten, die dicht bei den Häusern stehen, werden nicht oft genug geleert und verbreiten im Sommer eine faule, mit Krankheitsstoffen geschwängerte Atmosphäre. Hunderte von Häusern haben keinen Anschluß ans allgemeine Canalisationssystem. In diesen menschenunwürdigen Quartieren haust diese buntscheckige, aus allen Ecken der Welt zusammengeschneite Bevölkerung des 19. Bezirks. Die Juden und Italiener gewinnen ihren Lebensunterhalt hier zum größten Theil durch Arbeit für die großen Kleiderfirmen, die fertige Kleidung zum Verkauf ausbieten. Die Höhe der Löhne ist jämmerlich, nur diese anspruchslosen Stämme können davon leben, die Amerikaner, Irländer und Deutschen, die vordem diese Arbeit für höhere Löhne gethan, haben sie ihren anspruchsloseren Nachfolgern überlassen, die für immer weniger und weniger Geld die Arbeit übernahmen, um nur ihr kümmerliches, trauriges Leben zu fristen. Um diese Arbeit zu verrichten, bedarf es keiner besonders hergerichteten Werkstätte, jede ärmlichste Behausung mag dazu dienen, jede Spelunke dazu benutzt werden; dieser Umstand macht es den Großkaufleuten so

leicht, ihre Waaren für solche Schleuderpreise an den Mann zu bringen und doch noch einen guten Verdienst dabei einzuheimsen. Da die kleinen Holzhäuser, in denen diese Lohnarbeiter gewöhnlich wohnen, Juden, Italienern und Böhmen gehören, denen jedes Verlangen, die Wohnungen menschenwürdiger zu gestalten, fern liegt, so ist auch für die Zukunft der Ausblick sehr wenig freudig. 250 Kneipen sind im 19. Bezirk, das macht also eine Kneipe auf je 28 Wähler; da in der That alle politischen und geschäftlichen Verhandlungen in diesen Gasthäusern abgemacht werden, so versteht man die große politische Bedeutung dieser saloonkeepers.

Wie unzureichend für die Erziehung der Kinder gesorgt ist, geht daraus hervor, daß nur 10 Schulen (und das sind Privatschulen) vorhanden sind, die zusammen 6385 Schüler aufzunehmen vermögen. 7 dieser Schulen sind katholische Parochialschulen mit Platz für 6244 Kinder, die übrigen drei sind kleine protestantische Schulen. Hinzu kommt allerdings noch eine jüdische manual training schaal, die gut eingerichtet ist. Das religiöse Leben des 19. Bezirks wird in 9, den verschiedenen Bekenntnissen angehörigen Kirchen gepflegt, die aber alle, mit Ausnahme der katholischen Kirche, klein und arm sind. Die katholische Kirche, die sogenannte Jesuiten-Kirche, ist ein imposanter Bau an der Ecke von May-Straße und 12. Steaße, sie ist mit dem St. Ignatius-Colleg verbunden, das dicht neben ihr gelegen ist.

Durch diese Umgebung nicht zurückgeschreckt und beseelt von wahrhafter Menschenliebe, die ihren Ausdruck nicht in Worten, sondern in Thaten sucht, unternahm es Miß Jane Addams im Jahre 1889, sich im Centrum des 19. Disteicts zusammen mit einer gleichgesinnten Gefährtin im sogenannten Hull House anzusiedeln. Hull-Haus gehörte damals Mr. Hull, einem Millionär Chicago's, der duech seine philanthropischen Bestrebungen sich einen geachteten Namen gemacht hat; er überwies das Haus miethfrei an Miß Jane Addams. Ehe die beiden Frauen an ihr eigentliches Werk gehen konnten, war es nöthig, daß sie sich zunächst mit dem Leben und Treiben in diesem Bezirk bekannt machten, die Nachbarn besuchten und den Kreis ihrer Bekanntschaften langsam, aber stetig vergrößerten. Denn nicht bloß an eine Classe, sondern an alle Bewohner des Bezirks, arme wie wohlhabende, will sich dieses social settlement wenden. Es läßt sich denken, welche Schwierigleiten hiebei zu überwinden waren, doch das Institut hat, jetzt nach 6 Jahren läßt sich dies wohl beurtheilen, den Beweis seiner Lebensfähigkeit nicht bloß, sondern auch seiner Lebensnothwendigkeit erbracht. Aus dem Studium der Umgebung und aus der täglichen Erfahrung stellte sich bald ein deutliches Arbeitsprogramm füe die Colonie heraus. Miß J. Addams gibt in ihrer Flugschrift: Objective value af a social settlement die folgenden vier Richtungen an, in denen die Colonie thätig ist: 1. die sociale, 2. die erzieherische, 3. die humanitäre und 4. die staatsbürgerliche. Natürlich lassen sich diese veeschiedenen Bestrebungen nicht streng von einander sondern, es liegt in der Natur des Unternehmens, daß sie oft in einander übergreifen und sich gegenseitig ergänzen. Der histoeischen Entwicklung vorausgreifend, bemerke ich, daß die Anzahl der ständigen, im 19. District wohnhaften Mitglieder der Colonie jetzt sich auf 15 bis 20 beläuft, dieselben thun ihre Arbeit unbesoldet, aus Liebe zur Sache; dadurch sind die tausenden Ausgaben wesentlich eingeschränkt und es ist stets getungen, von wohlhabenden Bürgern der Stadt die nöthigen Betriebsgelder zu erhalten. Man berichtet, daß Miß Addams ihr gesammtes Vermögen dem Unternehmen zugewendet hat. Ich will nun die Thätigkeit der Cotome nach den vier Richtungen hiu eingehender schildern.

Die Räumlichkeiten der Colonie machen auf den Besucher einen sehr angenehmen Eindruck; wo das Auge hinblickt, sieht es, daß hier ein klarer und der Kunst offener Sinn waltet. Die Hauptwerke Raphaels, Leonaedo da Vinci's ꝛc. sind in den ausgezeichneten Braun'schen Photogeaphien in vortheilhafter Beleuchtung und dem Charakter des Zimmers entsprechend aufgestellt und wirken dadurch in ihrer Weise nicht unwesentlich mit, den Besucher in eine höhere Ideenwelt zu versetzen. Die sonstige Ausstattung der Räumlichkeiten ist in harmonischem Einklang mit diesem bildnerischen Schmuck. Wer jemals Hull-Haus besucht hat, kehrt gern dorthin wieder zurück, ein Gefühl der Zugehörigkeit nimmt jeder aus diesen Räumen mit in seinen alltäglichen Schaffungskreis. Hierdurch ist Hull House im Laufe weniger Jahee ein natürlicher Sammel- und Verkehrsplatz für verschiedenartige sociale Vereinigungen geworden. An bestimmten Tagen kommen hier die verschiedenen Nationalitäten zusammen. Am Sonnabend Abend sehen wir hauptsächlich Italiener das Haus besuchen, in der Bibliothek, im Musiksaal, im Turnsaal finden sie Anregung zu geistiger und körperlicher Erholung. Sie haben einen Club gebildet und die Mitglieder fingen an diesem Abend zusammen ihre alten Heimathsweisen. Von den Bewohnern des Hauses erfahren sie Rath und Beistand in ihren mannichfaltigen Schwierigkeiten; seingebildete Italiener, die ihr Glück in Amerika gemacht haben, helfen thatkräftig ihren Landsleuten sich in den neuen Verhältnissen zurechtfinden. Der Freitag ist der deutsche Tag, da hört man im ganzen Hause nur Deutsch in seinen verschiedenen Schattirungen vom Ostpreußen bis zum Württemberger. Eine deutsche Dame hat die Bildung verschiedener kleiner Clubs vermittelt, die besonders die Musik oder Geschichts- und Literaturstudien zu pflegen suchen. Am Freitag Abend tönen uns die alten lieben Lieder vom Rhein und Neckar entgegen und dieser oder jener singt einen Einzelsang aus seiner besonderen Heimath. Doch nicht bloß in dieser Richtung liegt die sociale Thätigkeit des Hauses. Es leistet auch den Armen und Bedrückten energischen Rechtsbeistand gegen den Unterdrücker. Ein Beispiel mag dieses erläutern. Eine Mutter mit drei nahezu erwachsenen Töchtern wae von Deutschland nach Chicago gekommen. Arm und ohne Hülfe und ohne Erfahrung, hatte sie nach langem Suchen im 19. District Beschäftigung gefunden. Ihre Arbeit bestand darin, Tag aus Tag ein die Flanellwäsche der Eisengießereiarbeiter zu waschen, wozu sie sich das Wasser weither selbst holen mußte. Ihre Einnahme war 35 Cents, gleich M. 1.40 per Tag. Ihre Töchter, der Misere dieser harten und schlechtbezahlten Aebeit überdrüssig, fielen dem Laster der Clark-Straße nur zu bald in die Hände. In ihrer Noth wandte sich die Mutter nach Hull House und suchte Hülfe. Dem energischen Einschreeiten des Hauses war es zu verdanken, daß der Verführer der ältesten Tochter dieselbe heirathete, nach einem langwierigen Gerichtsproceß gelang es, den Verführer der zweiten Tochter zu zwingen, für sein Kind zu sorgen. Nur im dritten Falle war das Einschreiten ohne Erfolg. Für die Familie ward in der Weise gesorgt, daß sie auf einer Farm im Süden der Stadt Landarbeit fand, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Miß J. Addams faßt den Einfluß, den sie auf diese Frau geübt, in die Worte zusammen: She did not need charity. She had an immense capacity far hard wark, but she sadly needed heading. Dieses Beispiel zeigt, wie sehr man dem Hull House Unrecht thut, es eine philanthropische Stiftung zu nennen, oder es zu dezeichnen als ein Haus, wo Almosen an die Armen vertheilt werden; seine Insassen thun weit mehr: sie fühlen sich als Brüder und Schwestern dieser weniger Befähigten, leben mit ihnen, freuen sich mit ihnen, wenn sie vorwärts kommen, trösten

und helfen ihnen, nicht mit kaltem Geld, sondern mit eigener harter Arbeit und Mühe und Sorge, wenn das Unglück sie zu überwältigen droht. Es ist nicht schwer für den Reichen, zur Weihnachtszeit ein paar Dollars als Almosen auszustreuen, oder an einem Ball theilzunehmen, der sich in den Tagesblättern als Wohlthätigkeitsunternehmen breit macht; aber selbst sich aufzuopfern und sich eins zu fühlen mit dem Bedrängten und ihm zu helfen, so wie Miß J. Addams es uns vormacht, das ist schwer, und nur wenige stehen auf dieser Höhe der wahren Menschlichkeit. Von großer Wichtigkeit sind diese Freitag-Abende für diejenigen Deutschen, die ihr gutes Auskommen in Amerika gefunden haben, deren Sinn für höhere Bildung und Gesittung, deren angeborene Liebe für Gesang und Musik aber fast erstorben ist in dem täglichen Drang nach Geld und Geldeswerth. Hier in Hull House finden sie Räumlichkeiten, die alte Jugendklänge in ihnen neu tönen lassen, der Eintritt ist frei und sie können von allem Gebrauch machen, was sie zur Weiterbildung vor sich ausgebreitet liegen sehen. Es ist leichter, auf die erste Generation, die Einwanderer selbst, zu wirken, als auf die zweite Generation, deren Kinder, denen die meisten Volksweisen, ja die deutsche Sprache selbst schon fremd ist. Es ist ein bedauerlicher Zug des Deutschen, so wenig stolz zu sein auf die eigene Sprache und ihre Schätze, und daher kommt es auch, daß die Kinder schon sich schämen, für „Dutch people" zu gelten (bekanntlich wird im gewöhnlichen Leben dutch mit german verwechselt oder als identisch betrachtet). Den Einfluß von Hull House nach dieser Richtung zu kennzeichnen, gebe ich die Worte J. Addams' in der Uebersetzung hier an: „Der größte Werth der Colonie für diese liegt wohl darin, daß wir ihnen große und angenehm ausgestattete Zimmer zur Verfügung stellen, in denen sie ihre Freude an der Musik bethätigen können und ihre fast vergessene Begeisterung für Körner und Schiller neu beleben. Ich habe gesehen, wie Söhne und Töchter verwundert zu ihrer Mutter aufblickten, als sie eine alte liebe Volksweise sang und leise die Nadeln ihres Strickzeugs im Tact dazu bewegte, oder wenn sie ein deutsches Gedicht hersagte und bei dem Applaus, den sie erntete, erröthend eine altmodische Verbeugung machte. Man konnte sehen, wie die Kinder mehr Respect vor ihr gewannen und wie sie sich für deutsche Literatur zu begeistern anfingen und so die alte und die neue Lebensanschauung mit einander enger in Berührung kamen, und wie die Kinder diese alte Lebensform zu respectiren begannen und weniger sicher wurden, daß ihre neue Lebensanschauung auch wirklich die beste sei. Ich denke, wir haben ein Recht darauf, von den Einwanderern aus der civilisirten alten Welt zu erwarten, daß sie etwas von ihrer Historie und von ihrer Romantik in das prosaische Leben unsrer amerikanischen Städte verpflanzen." An anderen Abenden der Woche kommen Vereine von eingeborenen Amerikanern nach Hull House. Am Montag Abend junge Amerikaner über 16 Jahre alt, am Dienstag solche zwischen 14 und 16 Jahren, die verhindert sind, die Schule länger zu besuchen, außerdem tagen hier noch eine ganze Reihe anderer Vereinigungen in größeren Intervallen.

Die pädagogische Thätigkeit von Hull House besteht darin, eine Reihe von sogen. College Extension-Cursen in jedem Jahre zu geben. Die Lehrgegenstände sind vorwiegend Literaturgeschichte, Sprachen, Geschichte und Mathematik, Musik, Zeichnen und Kunstgeschichte. Die Lehrer geben ihre Curse freiwillig und ohne dafür Gehalt zu beanspruchen, ihre Anzahl ist im Jahre etwa 35, dieselben haben allgemeine Collegebildung, doch geben auch einige Professoren der Universität von Chicago hier Abendcurse. Um die Kosten für die Ankündigungen der Curse zu decken, bezahlt jeder Theilnehmer für einen Curs 2 M. Auf den Antrag von Miß J. Addams hat die öffentliche Bibliothek von Chicago dicht neben Hull House einen öffentlichen Leseraum eingerichtet, in dem die tausenden Nummern der bedeutendsten monatlichen Journale des In- und Auslandes gehalten werden neben einigen 100 Nachschlagewerken und Textbüchern. Jedermann hat von Morgens 9 Uhr bis Abends 9½ Uhr freien Zutritt, er kann sich durch diese Station auch Bücher von der öffentlichen Bibliothek her bestellen, ohne etwas für die Besorgung bezahlen zu müssen, die Bücher werden gegen besondere Bürgscheine auf 4 Wochen ausgeliehen. Die Anzahl der Leser war im ersten Monat 1213, im fünften Monat 2454. Die Classen im Zeichnen werden von einer großen Anzahl junger Leute besucht, eine ausgewählte Sammlung guter Bilder hilft den Geschmack veredeln und die Freude an der Kunst heben. Von Zeit zu Zeit empfängt das Haus eine Anzahl guter Bilder von Gönnern des Hauses geliehen und gibt dann besonders starke Veranlassung zum Besuch seiner Schätze. In musikalischer Hinsicht geht ebenfalls reiche Anregung von Hull House aus, ein Chor von 500 Theilnehmern ist hier von demselben Manne gebildet und geleitet, der während der Weltausstellung die großen Massenchöre dirigirte. Auch in praktischer Hinsicht sorgt Hull House für die Erziehung der Bewohner des Districts. Neben Hull House ist in einem kleineren Hause — sogenannter Cottage — Raum und Vorrichtung geschaffen, einer Anzahl junger Mädchen das Kochen zu lehren, auch wird Unterricht im Nähen, Flicken und Sticken ertheilt und manchem Mädchen werden so die Mittel an die Hand gegeben, sich später selbständig und anständig zu erhalten. Eine Kinder-Pfennig-Sparcasse findet guten Zuspruch. Die kleinen Mädchen versammeln sich an mehreren Tagen in großer Anzahl, oft über 100 zu gleicher Zeit, und es werden kleine Abtheilungen gebildet, in denen Geschichten erzählt werden und gleichzeitig fleißig genäht wird; ebenso geschieht es mit den Knaben, nur daß für diese schwerer eine Handbeschäftigung zu finden ist.

In humanitärer Hinsicht betrachtet sich Hull House in erster Linie als Agenten oder Vermittler zwischen den verschiedenen Hülfsinstituten der Stadt und den Leidenden selber. Es kann kaum selber mit Geldunterstützung eingreifen, da ihm dazu die Mittel fehlen, doch vermag es durch seinen fühlbaren Einfluß auf die anderen Hülfsinstitute dafür zu sorgen, daß dieser oder jener Leidende, dem die Mittel, sich selbst zu erhalten, fehlen, eine Freistelle erhält. Die Leidenden selber wissen nur selten, wo sie Heilung oder Linderung finden können, für sie ist eine solche Vermittlung von allergrößter Bedeutung. Im Sommer werden Ausflüge unternommen aufs Land oder in die Parkanlagen der Stadt, an denselben nehmen im Laufe der Wochen alle Kinder theil, die in Hull-Haus verkehren; auch wird dafür gesorgt, daß in jedem Sommer etwa 50 bis 100 Kinder für einige Wochen aufs Land geschickt werden zu ihrer Erholung. Ein großer Platz neben dem Heim dient den Kindern während der übrigen Zeit als Spielplatz. Man muß die allgemeine Vorliebe der Amerikaner — Alt wie Jung — für das Ballspiel kennen und beobachtet haben, um zu ermessen, wie viel hiedurch für die Gesundheit des ganzen Volkes beigetragen wird. Gleich von Anfang an ist im Hull-Haus eine Kleinkinderbewahranstalt — crèche — eröffnet worden und damit den Müttern, die zur Arbeit gehen, große Sorge für die Kleinen abgenommen. In dem Zimmer, wo die Kinder sich gewöhnlich aufhalten, hängt eine große Photographie der Madonna della Sedia, sowie eine Reihe von Gypsabgüssen der Kindergruppen von Luca della Robbia. Wie schon kurz erwähnt, ist ein großer Turnsaal während der Wintermonate für die körperliche Erholung und Erfrischung der Erwachsenen und älteren Kinder zur freien Benutzung offen.

Seit 2½ Jahren ist auch eine Küche und ein Kaffeehaus eröffnet, um den Arbeitern in den Factoreien für wenig Geld gute und nahrhafte Kost bieten zu können; dieses Unternehmen ist besonders beliebt geworden, und die Frauen bringen ihren Männern von hier aus das Essen zur Arbeitsstelle, in besonders dazu construirtem Geschirr werden die Speisen warm erhalten. Zwei Aerzte wohnen dicht neben dem Haus, eine kleine Apotheke ist auch von dem Heim eingerichtet, und die Arzneien werden den Patienten zum Selbstkostenpreis abgegeben. Ein Arbeitsbureau ist bemüht, den Unbeschäftigten Arbeit zu besorgen.

Indem Hull-Haus für die entsprechende Vertretung und Berücksichtigung des 19. Districts im Gemeinwesen der Stadt sorgt, erfüllt es seine staatsbürgerliche Mission. Dem energischen Eintreten von Miß J. Addams ist es zu danken, daß jetzt eine öffentliche Schule in der unmittelbaren Nachbarschaft errichtet wurde. Gegen 1000 Berichte von ansteckenden Krankheitsfällen und andern das Gemeinwohl berührenden Ereignissen gehen im Jahre durch die Vermittlung des Heims an das öffentliche Gesundheitsamt. So ist es auch gelungen, darauf zu dringen, daß das gemeingefährliche Verfahren der großen Kleiderhandlungen (sweat system) durch eine öffentliche Stadtcommission untersucht wurde und so weit Abstellung des Verfahrens bewirkt ward, als erreichbar war. Hiezu dient vor allem der starke Rückhalt, den die Arbeiter und Arbeiterinnen in Hull House für die Sache finden. Das kopflose Zersplittern der Kräfte bei den Arbeiterinnen hat wesentlich abgenommen, seit in Hull House eine Reihe von Arbeiterclubs gegründet sind, z. B. die Vereinigungen der Buchbinderinnen, der Schuhmacherinnen, der Hemdennäherinnen und der Kleidermacherinnen. Da den Frauen in Illinois das Stimmrecht nicht zusteht, so ist diese Kräftigung der Arbeiterinnensrage besonders erfreulich. Wie stark dieser Rückhalt des Heims in Vermittlungsfragen empfunden wird, wird durch das folgende Beispiel klar. 20 Nähmädchen, die in einer Fabrik thätig waren, wurde ihr Lohn stark herabgesetzt, weil sie nicht rasch genug arbeiteten nach der Meinung des Vorstehers, sie strikten und wandten sich nach Hull House, um Miß Jane Addams' Hülfe anzurufen. Es gelang dem Einfluß dieser Dame, eine genauere Untersuchung der einzelnen Fälle zu erreichen, und das Resultat war, daß nur in sechs Fällen ein Vorwurf gemacht werden konnte, die übrigen Mädchen kehrten zu ihrer Arbeit zurück ohne Reduction ihrer Löhne, die Schuldigen verloren ihre Beschäftigung.

Das Beispiel, das Hull House gegeben, ist nicht ohne Nachahmung geblieben, in der Nähe der Schlachthöfe ist von seiten der Universität von Chicago ein ähnliches Unternehmen ins Leben gerufen, bekannt unter dem Namen The University Settlement. Möge die neuere, tiefere Auffassung und Bethätigung der Menschenliebe, wie sie in diesen und ähnlichen Schöpfungen sich documentirt, auch äußerlich den Erfolg und die Bedeutung in unserm Zeitalter gewinnen, die ihr nach ihrem innern Werthe zukommen!

Chicago, im Januar 1896.

Die Matrikel der Universität Leipzig. [1])

Von H. Ermisch.

Als im Jahre 1864 der erste Band des Codex diplomaticus Saxoniae regiae erschien, fand er auch in der Allgem. Zeitung freundliche Begrüßung. Seitdem ist, wenn ich nicht irre, niemals wieder an dieser Stelle des großangelegten sächsischen Urkundenwerks gedacht worden, das nach dem Tode seines Begründer E. G. Gersdorf und seines treuen Mitarbeiters K. Fr. v. Posern-Klett seit 1875 von Otto Posse und dem Verfasser dieser Zeilen herausgegeben wird und gegenwärtig 18 stattliche Bände umfaßt; und doch wäre eine gelegentliche Erwähnung schon deßhalb doppelt dankenswerth gewesen, weil leider der hohe Preis des Werkes für seine Verbreitung ein unübersteigbares Hinderniß bildet. [2]) Freilich sind vom ersten Haupttheil, der die Urkunden zur allgemeinen Geschichte des Landes und seines Fürstenhauses bringen soll und daher für weitere Kreise zunächst in Betracht kommt, bisher erst zwei Bände erschienen, die bis zum Jahre 1195 reichen; in Zukunft wird auch dieser Theil, der umfassender Vorarbeiten bedurfte, rascher fortschreiten. Die große Mehrzahl der vorliegenden Bände gehört dem zweiten Haupttheil an, betrifft die Geschichte einzelner Städte, Stifter und Klöster (Hochstift Meißen in drei Bänden; die Städte und Klöster Meißen, Dresden und Pirna, Chemnitz, Kamenz und Löbau, Leipzig in drei Bänden, Freiberg in drei Bänden, Grimma; die Universität Leipzig) und wendet sich daher zunächst an engere Kreise, obwohl doch auch von diesen Bänden mehrere von einem weit über das Localgeschichtliche hinausreichenden Interesse sind.

Wenn auch das vorliegende Werk nach dem Wunsche eines verständnißvollen Förderers des Codex diplomaticus Saxoniae, des verstorbenen Cultusministers Dr. v. Gerber, als ein Theil dieser Urkundensammlung erscheint, so beruht dies allerdings auf einer sehr freien Interpretation seines Haupttitels. Wohl schließt es sich passend an das von Bruno Stübel herausgegebene Urkundenbuch der Universität an; aber Matrikeln gehören gewiß nicht zu den Urkunden im eigentlichen Sinne, und außerdem stand der Publication an dieser Stelle das Bedenken entgegen, daß nur die älteren Theile der Matrikel im Rahmen des Urkundenbuchs — das im allgemeinen das Jahr der Landestheilung 1485 als Schlußjahr annimmt und nur die Klöster und Stifter bis zu ihrer Aufhebung berücksichtigen sollte — unterzubringen waren, daß also die späteren Jahrgänge, die ja von nicht geringerem Interesse sind, einer besonderen Veröffentlichung vorbehalten bleiben mußten; das Vorwort läßt annehmen, daß eine solche mindestens bis zum Jahre 1809 bereits in Aussicht genommen ist. Die Natur des Stoffs brachte es ferner mit sich, daß die Bearbeitung des Textes, für die Posse in einer 1875 veröffentlichten (von Erler nicht erwähnten) kleinen Schrift einheitliche Grundsätze aufgestellt hatte, in manchen Einzelheiten, z. B. in der Verwendung der Antiqua- und Cursivschrift, von der bisherigen Editionsweise nicht unwesentlich abweicht. So ist die Verbindung mit dem Codex diplomaticus Saxoniae doch nur mehr äußerlich; und dies mag dem Verfasser dieser Zeilen zur Entschuldigung dienen, wenn er, obwohl Mitherausgeber des Gesammtwerks, doch auf den vorliegenden Theil desselben an dieser Stelle hinzuweisen unternimmt.

Die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters verdanken ihre hohe und noch immer nicht erschöpfend gewürdigte Bedeutung für die Geschichte des geistigen Lebens unsrer Nation nicht zum mindesten dem Umstande, daß sie die Geburtszeit der ersten deutschen Universitäten geworden sind. Die beiden ältesten, Prag und Wien, können wir freilich nicht mehr zu den unsern rechnen; Köln (1388) und Erfurt (1392) bestehen nicht mehr; als erste noch jetzt

---

[1]) Die Matrikel der Universität Leipzig. Im Auftrage der kgl. sächsischen Staatsregierung herausgegeben von Georg Erler. I. Band. Die Immatriculationen von 1409—1559. Mit acht Tafeln in Farbendruck. Leipzig, Giesecke u. Devrient, 1895. XCVII u. 752 SS. 40. (Auch unter dem Titel: Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Zweiter Haupttheil. XVI. Band.) Preis 50 M.

[2]) Die verhüllte Klage des Herrn Verfassers wendet sich augenscheinlich gegen eine andere Stelle. Wir hätten früheren Erwähnungen des Werkes ebenso willig Raum gegeben, wie dem gegenwärtigen Hinweis; ist uns doch auch diesmal ein Recensionsexemplar so wenig zugesandt worden wie ehedem! D. Herausg.

Digitized by Google

blühende deutsche Universität konnte vor einem Jahrzehnt Heidelberg sein halbjahrtausendjähriges Bestehen feiern. Sehen wir von Würzburg ab, dessen Universität bald nach ihrer Gründung (1402) wieder einging, so ist Leipzig die nächste deutsche Hochschule, die ihr fünfhundertjähriges Jubelfest feiern kann. Obwohl uns noch volle 13 Jahre von diesem Zeitpunkt trennen, dürfen wir doch die Matrikelausgabe als den ersten Vorläufer des Jubiläums begrüßen. Die umfassende und schwierige Aufgabe einer Geschichte der Universität Leipzig, die zu allen Zeiten eine hervorragende Stellung unter Deutschlands hohen Schulen eingenommen hat, war seinerzeit von der Staatsregierung der Meisterhand Georg Voigts anvertraut worden; nach seinem Tode hat sie der jetzige Königsberger Professor Georg Erler, der damals dem Lehrkörper der Universität Leipzig angehörte, übernommen. Nun haben zwar schon E. G. Gersdorf, M. W. Drobisch, B. Stübel, Th. Brieger, v. Gerber und vor allen Fr. Zarncke eine Reihe trefflicher Vorarbeiten geliefert. Die wichtigste Grundlage aber, die uns nicht bloß tiefe Einblicke in das innere und äußere Leben der Universität gestattet, sondern auch ihren Einfluß auf das gesammte geistige Leben Deutschlands klarer erkennen läßt als irgend eine andere Quelle, die Matrikel, blieb, obwohl manche kleinere Universität mit gutem Beispiel voranging, weiteren Kreisen verschlossen. Schon im Jahr 1857 hatte Zarncke in seinem grundlegenden Werke „Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig" nachdrücklich auf die Wichtigkeit der Matrikel hingewiesen; aber noch mehr als 30 Jahre später konnte er die Frage aufwerfen: „Wann wird einmal die für Jahrhunderte bedeutendste Universität Mitteldeutschlands, Leipzig, es satt bekommen, ihr Licht so geflissentlich unter den Scheffel zu stellen? sie, die durch den einfachen Abdruck ihrer Matrikeln den Beweis ihrer mächtigen Wirksamkeit einem jeden, der Urkunden zu lesen versteht, vor Augen führen könnte." Zarncke ist es denn auch gewesen, der dem Herausgeber die erste Anregung zu der unsäglich mühsamen und eben deßwegen doppelt dankenswerthen Arbeit gegeben und gemeinsam mit ihm den Plan aufgestellt hat, nach welchem Erler in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Aufgabe trefflich gelöst und so für die Universitätsgeschichte, die wohl dereinst die würdigste Jubelgabe bilden wird, die Wege geebnet hat.

Unsre Matrikelausgabe beschränkt sich auf die ersten anderthalb Jahrhunderte der Universität (1409—1559) und ist auf drei Bände berechnet. Der erste, der jetzt vorliegt, enthält die eigentliche Matrikel, d. h. die Verzeichnisse sämmtlicher Angehöriger der Universität, die der jeweilige Rector während seiner halbjährigen Amtsdauer zu vereidigen und zu inscribiren hatte. Der zweite Band, der bereits im Druck ist, wird die Matrikel der Artistenfacultät, d. h. das Verzeichniß der von ihr zu Baccalaureen und Magistern Promovirten, sowie die Promotionen der theologischen, juristischen und medicinischen Facultät bringen. Endlich wird sich ein Registerband anschließen; durch ihn wird das Werk erst recht eigentlich benutzbar werden.

Der Herausgeber hat eine umfangreiche Einleitung vorausgeschickt. Referent ist im allgemeinen kein Freund von Einleitungen, welche die Ergebnisse eines Urkundenbuches zusammenfassend wiedergeben; Quellenpublicationen, bei denen Neuauflagen so gut wie gar nicht vorkommen, sollen das Material in streng correcter und möglichst handlicher Form geben, aber von darstellenden Zuthaten, die mehr oder weniger schnell veralten, absehen; will der Verfasser die im Laufe der Arbeit gewonnenen Resultate verarbeiten, so ist dies gewiß sehr dankenswerth, aber er mag dies, um den Benutzer des Urkundenbuches nicht zu beeinflussen und vielleicht irrezuführen, in anderer Form und an anderer Stelle thun. Erlers Einleitung dagegen hat unsern vollen Beifall; sie beschränkt sich mit großem Tact auf solche Ausführungen, die zum Verständniß des Bandes nothwendig sind und die der Benutzer vom Editor erwarten darf.

Der Herausgeber beginnt naturgemäß mit einer genauen Beschreibung und kritischen Untersuchung der vier Matrikelhandschriften, die in Betracht kommen. Wie in mehreren anderen Universitäten, so gab es auch in Leipzig neben der bei Begründung der Universität angelegten und vom Rector eigenhändig geführten Matrikel, die nebst ihren Fortsetzungen bis 1536 in der von Zarncke mit A′ bezeichneten Handschrift enthalten ist, seit 1440 ein zweites Exemplar (A″), dessen früheste Einträge Abschriften aus der älteren Vorlage sind, während es später oft auch zu Originaleinträgen benutzt wurde, so daß es selbständigen Werth besitzt. Ebenso liegt auch die zweite Matrikel, die bis 1600 reicht, in zwei Exemplaren vor (B′, B″). Auf das Verhältniß der beiden Ausfertigungen zu einander und auf manche andere textkritische Frage kann hier nicht näher eingegangen werden; auf die bemerkenswerthe Ausstattung komme ich am Schlusse zurück.

Die Einleitung behandelt dann weiter die Immatriculationen nach Art und Zeit, die Eintheilung der Universität in vier Nationen, die von den deutschen Universitäten außer Leipzig nur Frankfurt a. O. kennt, die wechselnde Reihenfolge der Nationen und ihren Antheil am Rectorat — alles Gegenstände, die ja schon früher, namentlich von Zarncke, aber doch nie auf Grund einer so erschöpfenden Benutzung des Materials behandelt worden sind; vielfach kommt der Verfasser zu völlig neuen Ergebnissen. Er geht dann auf die Form der Eintragung, auf Namen, Heimath und Stand der Studirenden ein, handelt ausführlich von den Immatriculationsgebühren, die in die Matrikel eingetragen wurden, ihrer Höhe, ihrer Ermäßigung und ihrem Erlaß, sowie nachträglich geleisteten Zahlungen, bespricht die Eidleistung, wobei auf die auffallenden Altersunterschiede der Immatriculirten — unter den Nichtvereidigten finden sich Kinder bis herab zu zwei Jahren — hingewiesen wird, und das Ausscheiden aus dem Verbande der Universität durch Relegation, Exclusion und Resignation. Ein weiterer Abschnitt betrifft die vielbehandelte und sehr verschieden gelöste Frage der Frequenz der Universität, auf welche die Matrikel, da sie nur den Zugang, nicht aber den Abgang der Universitätsangehörigen bezeichnet und außerdem viele Personen enthält, die nicht Studenten waren, keine bestimmte Antwort gibt; Erler hält die Angaben Drobischs, nach welchen Leipzig in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mindestens 2000 Studenten jährlich zählte, für viel zu hoch und die erheblich niedrigeren Ansätze Paulsens, der z. B. für 1472 einen Bestand von 590—662 Studenten berechnet, für wahrscheinlicher. Mit Sicherheit aber läßt sich auf Grund der Matrikel nur das Steigen und Fallen der Frequenz nachweisen; durch politische Verhältnisse, Krankheiten, die Gründung anderer Hochschulen u. dgl. werden die Frequenzcurven erklärt. In richtige Beleuchtung aber treten die gewonnenen Zahlen erst durch einen Vergleich mit den anderen norddeutschen Hochschulen. Mit einer kurzen Darlegung der bei der Textbehandlung befolgten Grundsätze schließt die Einleitung, der drei mit großem Fleiß bearbeitete, recht instructive Tabellen (1. Die Rectoren und die Zahl der Inscriptionen, 2. Standesverhältnisse der Studenten, Gebührenzahlung und Eidleistung, 3. Die Universität Leipzig in ihrem Verhältniß zu den anderen norddeutschen Hochschulen) angefügt sind.

Ueber den Text der Matrikel selbst können wir uns kurz fassen. Nach einem Verzeichniß der bei der Gründung der Universität angestellten Professoren folgen sich Semester für Semester die von den einzelnen Rectoren eingetragenen Universitätsangehörigen, nach den vier Nationen

Digitized by Google

geordnet und in der Regel mit einem Vermerk über die Inscriptionsgebühr versehen; vielfach bloße Personennamen, meist mit Angabe der Heimath, oft auch des Standes; in einzelnen Fällen finden sich nachträgliche Berichtigungen, Zusätze und Bemerkungen. Daß die Vorlage treu wiedergegeben ist, darf man wohl voraussetzen; die Stichproben, zu denen die in Facsimile wiedergegebenen Stücke Gelegenheit geben, bestätigen es. Trotzdem bezweifeln wir nicht, daß die Specialforschung hie und da einen Lese- oder Schreibfehler in den Namen entdecken wird; bei einer so umfangreichen Edition und dem häufigen Wechsel der Schreiberhände ist das gar nicht anders zu erwarten. In den Noten sind lediglich Varianten und sonstige textkritische Bemerkungen gegeben; von sachlichen Anmerkungen ist ganz abgesehen worden, und niemand wird dem Verfasser daraus einen Vorwurf machen, daß er es der landes- und ortsgeschichtlichen Forschung überläßt, den Tausenden und aber Tausenden von Personen nachzugehen, deren Namen uns hier begegnen, zumal wenn er durch ein geschickt angelegtes Register, auf das gar nicht genug Sorgfalt verwandt werden kann, die Arbeit erleichtert.

Vorausgeschickt ist dem Texte der Matrikel ein Calendarium der Universität und eine Uebersicht über mehrere in die Handschriften eingetragene Documente, deren Text allerdings meist schon aus dem Urkundenbuch der Universität bekannt ist; einzelne freilich, wie die Bestimmungen über die Ertheilung des Conservatorium und Signetum, das Formular für ein Zeugniß über die an der Universität erlangten Grade und die an ihr bewiesene Lehrthätigkeit, die aus dem 16. Jahrhundert stammenden Bestimmungen wegen der Grenzen der meißnischen Nation, finden sich dort nicht. Anhangsweise schließt sich an die Matrikel ein auch culturgeschichtlich beachtenswerthes Verzeichniß der Relegirten und Excludirten an.

Der ganze Band zeigt die reiche, solide Ausstattung, die alle Erzeugnisse der Firma Giesecke u. Devrient auszeichnet. Besondere Hervorhebung verdienen die prächtigen Kunstbeilagen. Die Matrikeln der mittelalterlichen Universitäten erfreuten sich schon deßwegen einer besonderen Verehrung, weil auf sie der angehende Universitätsbürger den Eid ablegte. Die Formel dieses Eides (der allerdings nicht in der ursprünglichen Niederschrift erhalten ist) ist in Typen, die an die Schriftformen des 15. Jahrhunderts erinnern, aber doch wohl nicht in Facsimile, gegeben und die im Original fehlende Initiale unter Verwendung des Universitätssiegels ergänzt; obwohl dies sehr geschickt ausgeführt ist, ist es mir doch fraglich, ob ein solches, rein decorativen Zwecken dienendes Verfahren in einem Urkundenbuch gerechtfertigt ist. Sehr dankenswerth ist dagegen die Wiedergabe des Schwurblatts, einer bildlichen Darstellung von Christus als Weltenrichter, die Erler in die älteste Zeit der Universität setzt (während Cornelius Gurlitt sie für ein Werk des Leipziger Malers Nikolaus von Eisenberg 1447—1487 halten möchte); auch dieses Bild mußte, da es die Spuren häufiger Berührung bei der Eidleistung trägt, hie und da ergänzt werden. Und zu den schönsten Miniaturen, die die spätmittelalterliche Kunst hervorgebracht hat, gehören ohne Zweifel die reizvollen Initialen mit Darstellungen einzelner Heiligen, die auf Tafel III—VIII in geradezu vollendeter Weise wiedergegeben wurden; sie sind in den Jahren 1492—1500 entstanden und einige davon möchte C. Gurlitt dem Meister Jan Gossaert gen. Mabuse zuschreiben, von dem seiner Vermuthung nach die Malereien im Kreuzgange des Paulinum herrühren.

Mittheilungen und Nachrichten.

V. v. Hnardts Südpolarkarte. — Der unermüdlichen Thätigkeit Dr. Neumayers, des Leiters der deutschen Seewarte in Hamburg, ist es zu danken, daß die Südpolarfrage wieder in lebhaften Fluß gerathen ist. Es wurde eine Commission zur eingehenden Erörterung der einschlägigen Probleme niedergesetzt, und bald hofft man soweit gelangt zu sein, daß eine wirkliche Expedition nach der antarktischen Zone ausgesandt werden kann. Bei solchee Lage der Dinge kommt ein geographisches Hülfsmittel[1]) überaus gelegen, welches nun einem gewiegten österreichischen Kartographen, nun Vincenz v. Haardt herrührt. Erst unlängst hatten wir an diesem Orte einer anderweiten Publication dieses rastlosen Arbeiters Erwähnung zu thun, die ebenfalls aus dem Haelzel'schen Institut hervorgegangen war, und heute gereicht es uns zur besonderen Genugthuung, constatiren zu können, daß der genannte geographische Verlag, trotzdem leider der bisherige Inhaber seinem gesegneten Schaffen so rasch entrissen ward, nach wie vor seine Thätigkeit fortsetzen wird. Die vorliegende Karte besteht aus vier Blättern, deren jedes also einem Quadranten der Antarktalkalotte entspricht. Der Maßstab ist 1:10,000,000; es konnten mithin die Verhältnisse ziemlich deutlich zum Ausdruck gebracht, und es konnte auch eine bedeutende Anzahl von geographischen und entdeckungsgeschichtlichen Daten aufgenommen werden. Sind die vier Blätter aneinandergelegt, so ist die Karte 172 cm breit und 148 cm hoch. Als Projection empfahl sich am besten eine polare, duch welche die Meridiane in convergirende gerade Linien, die Parallelkreise in concentrische Kreise, mit dem Pole als gemeinschaftlichem Mittelpunkte, umgewandelt wurden. Als Grenzkreis wurde derjenige von 30 Gr. s. B. gewählt, so daß also je ein Theil von Südamerika (bis nordwärts zur Patos-Lagune) und von Afrika (bis gegen die Grenze von Natal hin), sowie die ganze Südküste von Australien mit Tasmanien, in die Karte einbezogen erscheinen.

Wie ungemein ausgedehnt der weiße Circumpolarfleck ist, über dessen Inneres wir nicht das allergeringste wissen, das tritt uns in der Karte mit größter Deutlichkeit entgegen, mit nicht größerer als es etwa bei einer Planigloben- oder gar bei einer Mercator-Abbildung der Fall sein würde. Die wichtigsten Forschungsreisen, welche zu unsrer leider noch so sehr bescheidnen Kenntniß dieses Theiles der Erde beitrugen, sind alle durch verschiedenfarbige Linien ersichtlich gemacht; wir können Cooks, Ross's, Bellingshausens, Larsens Züge verfolgen und uns überzeugen, daß die südlichsten Breiten, die zu denen man bisher vorzudringen im Stande war, durchaus keine besonders hohen sind. Der Dampfer „Hertha" hat am 20. Nov. 1893 unter 69° 10′ Breite — dies ist der äußerste, mit Dampfschiffen erreichte Punkt — und 76° 12′ w. Länge von Greenwich auf die berüchtigte Eisbarriere, welche den nach der Meinung vieler vorhandenen Südcontinent umhüllt und unnahbar macht, während der Robbenschläger Weddell im Febr. 1823 weiter östlich sich noch um ein gutes Stück weiter nach Süden wagen durfte, ohne vom Festlande etwas zu bemerken. Die Entscheidung darüber, ob die einzelnen Festlandfragmente, welche man da und dort entdeckt hat — Grahamland, Enterbyland, Kempland, Knoxland, Clarkeland u. s. w. — Inselcomplexe oder eben Bestandtheile eines Australcontinents sind, konnte noch nicht zur Entscheidung gebracht werden, aber He. v. Haardt hat dieser Entscheidung dadurch vorgearbeitet, daß er die „muthmaßliche Grenze des vergletscherten Landes" einzeichnete und so den allfallsigen Umfang des betreffenden Landes festlegte. Man wird sagen können: wenn es ein solches gibt, so kann es wenigstens nicht kleiner sein, als es in unsrer Karte angedeutet ist; damit haben wir jedoch schon einen wichtigen Anhaltspunkt gewonnen. Sein Material hatte der Kartenzeichner wesentlich durch Dr. Neumayer erhalten, und dadurch ist ausgesprochen, daß dasselbe so zuverlässig ist, als es gegenwärtig überhaupt nur sein kann.

Dies gilt namentlich auch für die Charakteristik der in unserm Falle besonders bedeutsamen Eisverhältnisse. Durch Farbentöne wird das gänzlich eisfreie Meer unterschieden von den mit schwimmenden Eisbergen in der Regel erfüllten Meeresräumen, und diese wieder trennt das Auge sofort von denjenigen Gebieten, für deren Bereich das tropfbare Wasser seine Herrschaft so gut wie gänzlich an Packeismassen abgetreten hat. Diese Packeizone, welche Schiffe

---

[1]) Die Karte ist von der Haelzel'schen Verlagsbuchhandlung um den Preis von 5½ Mark, 12½ Mark und 14½ Mark zu beziehen, je nachdem sie in losen Blättern oder in Mappe auf Leinwand oder endlich mit Stäben geliefert wird.

nicht mehr zu bewältigen vermögen, und über welche nach den Erfahrungen von Kane, Hayes, Nares u. s. w. auch mit Schlitten und Hunden nur äußerst schwierig hinwegzukommen ist, bildet sozusagen den Uebergang zu der vorerwähnten Eisbarriere, welche von der Natur zu dem Zweck aufgerichtet zu sein scheint, um dem forschenden Auge den Blick in die Südpolarwelt möglichst zu erschweren. Man weiß, daß durch das Vorhandensein dieser Mauer ein wesentlicher Gegensatz zwischen den beiden Polarzonen gekennzeichnet wird, wie denn auch sonst die Physik des Meereises in beiden Gegenden keineswegs — nach Fridtjofs Untersuchungen — das gleiche Gepräge trägt. Durch rothe Linien hat der Autor die warmen, durch blaue Linien die kalten Meeresströmungen markirt und man kann auf diese Weise die Thatsache feststellen, daß in höherer südlicher Breite eine Tendenz zur Bildung eines südlichen Strömungsringes vorhanden ist.

Da erwähntermaßen die vier Blätter, gehörig zusammengefügt, ein Rechteck ergeben, wogegen die eigentliche Polarkarte in Kreisform erscheint, so bleibt ziemlich viel freier Platz in den Ecken verfügbar und dieser wurde mit Geschick dazu benützt, eine Anzahl physikalischer Hülfskärtchen anzubringen, deren Betrachtung zwar secundäre, aber doch immer erwünschte Aufschlüsse liefert. Vier größere Uebersichtskarten geben Aufschluß über die Temperaturverhältnisse von Wasser und Luft für die Südhalbkugel; es sind die Isothermen des Oberflächenwassers im Februar und im August und ebenso die der Atmosphäre in den entsprechenden Monaten eingezeichnet. Desgleichen sehen wir vor uns die Meerestiefen; das Princip der zonalen Farbenabtönung hat allenthalben Anwendung gefunden. Vier kleinere Karten sind dem Erdmagnetismus gewidmet und enthalten, wiederum nach Neumayer, die Ortscurven gleicher Abweichung, gleicher Neigung, gleicher horizontaler und gleicher totaler Intensität. Auf diesem Gebiete macht sich die Unvollkommenheit unsres Wissens am unliebsamsten bemerklich; denn während der magnetische Nordpol bekanntermaßen schon geraume Zeit ermittelt ist, sind wir bezüglich des Gegenpunktes auf der Südhalbkugel noch ganz auf die theoretische Bestimmung, wie sie erstmals Gauß versuchte, angewiesen, und da eine solche nur dann mit einiger Sicherheit vorgenommen werden kann, wenn empirische Daten in ausreichender Menge gegeben sind, so tappen wir hier einstweilen noch im Dunkeln. Eine mit guten Apparaten ausgerüstete Expedition wird unser Wissen um ein tüchtiges Stück vorwärts bringen können.

Zusammenfassend dürfen wir mit Fug behaupten, daß die neue Polarkarte eine vielseitig empfundene Lücke geographischer Lehrmittelsammlungen in dankenswerther Weise ausfüllt. Sie kennzeichnet scharf unser augenblickliches Wissen und sie zeichnet die Probleme vor, an deren Lösung heranzutreten ist. Dem antarktischen Geographen-Ausschusse wird dieselbe besonders willkommen sein, weil sie dessen Bestrebungen in weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen sehr geeignet ist.

S. Günther.

* Eine Antwort auf die Frage: Welchen Beruf erwählen die Gymnasial-Abiturienten? gibt die wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des kgl. Luisengymnasiums zu Berlin auf Ostern 1895 von Prof. Dr. Gemß. In Anbetracht der Thatsachen, daß sich die Statistik bloß auf die letzten drei Schuljahre erstreckt, daß die Angaben der Abiturienten, auf welche dieselbe aufgebaut ist, vielfach unsicher sind, indem mancher nachher einen anderen Beruf erwählt, als er zuvor angegeben hat und daß für Süddeutschland die (nicht geringe) Zahl der in theologischen Seminarien gebildeten Abiturienten unberücksichtigt geblieben ist, werden wir der vorliegenden Arbeit zwar keine abschließenden Ergebnisse zuerkennen, immerhin aber sind dieselben von der Art, daß sie auch einen weiteren Leserkreis interessiren dürften. Die 434 Gymnasien des Deutschen Reichs entließen in den letzten Jahren ca. 19,600 Abiturienten; davon stellte Preußen 57.1 Proc. (60), Sachsen 6.26 Proc. (7), die übrigen norddeutschen Staaten 7.8 Proc. (8), Elsaß-Lothringen 2.37 Proc. (3.5), Bayern 15.6 Proc. (11,5), die übrigen süddeutschen Staaten 10.60 Proc. (9.5). Die Procente der Gesammtbevölkerung haben wir in Klammern beigesetzt. Ein Vergleich mit der Einwohnerzahl ergibt, daß die süddeutschen Staaten, trotzdem hier die Abgänger aus Seminarien außer Berechnung geblieben sind, verhältnißmäßig mehr Gymnasialabiturienten stellen als Norddeutschland. Bedeutsam ist ferner die Thatsache, daß sich von der oben angegebenen Zahl der Gymnasialabiturienten nur 73¾ Proc. dem Studium, dagegen 26¼ Proc. anderen Berufsarten widmen. Unter den letzteren heben wir hervor: Militär mit 1498, technische Fächer mit 1042, Kaufmannsstand und Bankfach mit 376, Landwirthschaft mit 128 ꝛc. Die Menge derer, sagt der Verfasser, die das Gymnasium bis zur obersten Classe besuchen, ohne die Universität zu beziehen, beweist, daß in den Augen unsres Volkes das Gymnasium noch als die edelste Bildungsstätte dasteht. Aus dem Capitel über die Religionsverhältnisse der Abiturienten führen wir an, daß z. B. in Preußen 66 Proc. derselben evangelischer, 26 Proc. katholischer, 8 Proc. mosaischer Religion sind, während der Procentsatz der evangelischen Bevölkerung 64.4 Proc., der katholischen 34.4 Proc., der jüdischen 1.2 Proc. beträgt, mithin die jüdischen Abiturienten bedeutend über demselben stehen, während die katholischen beträchtlich hinter ihm zurückbleiben. Interessant für die Culturverhältnisse der Gegenwart ist auch die von dem Verfasser gegebene Beantwortung der Frage, mit welchen Procentziffern die einzelnen Bekenntnisse, bezw. Religionen unter den Abiturienten, und zwar in Bezug auf den Einwohnersatz, vertreten sind. Es ergibt sich da, daß z. B. in Preußen die Protestanten ihren Procentsatz von 64.4 nicht erreichen in der Theologie (53.3 Proc.), im Studium der Theologie und Philologie (54.3 Proc.) und in der Medicin (61.7 Proc.), dagegen ihn fast in sämmtlichen andern Fächern überschreiten, während die Katholiken den ihnen zukommenden Procentsatz von 34.4 nur in 2 Fächern, in der Theologie (46 Proc.) und Theologie und Philologie (44 Proc.), überschreiten, in den übrigen hinter demselben zurückbleiben. Die Juden endlich fallen für manche Fächer durchaus weg oder sind mit ganz niedrigen Zahlen vertreten; sie erreichen ihren Procentsatz von 1.2 nicht in der Theologie (0.7 Proc.) und in der Theologie und Philologie (1 Proc.); hingegen treten sie uns entgegen unter den künftigen Juristen mit 10.4 Proc., den Medicinern mit 17.5 Proc., den Philologen mit 5.3 Proc., im Studium der neueren Sprachen und der Geschichte je mit 13 Proc., der Mathematik mit 6 Proc., der Naturwissenschaften mit 25 Proc., der Chemie mit 18 Proc., in den künftigen akademischen Fächern mit 23, im Kaufmannsstand mit 13.5 Proc., im Bankfach mit 7.3, im Bau- und Ingenieurfach mit 12 Proc., in der Kunst endlich mit 30 Proc. Das für die heutige Socialanthropologie wichtigste Capitel ist dasjenige über das Herkommen der Abiturienten, insofern es zahlenmäßig nachzuweisen sucht, „aus welchen Quellen der Strom entspringt, der alljährlich neue Elemente in die höheren Schichten unsres Volkes hineinführt". Leider aber fließen hier dem Verfasser selbst die Quellen ungenügend, so daß er nur für Preußen und die Reichslande eine gewisse Vollständigkeit erreicht. Immerhin läßt sich aber auch z. B. für Bayern nachweisen, daß die Gewerbetreibenden 17 Proc. der Abiturienten, die Landwirthe 12.6 Proc., die Kaufleute 10 Proc., die Volksschullehrer 9.5 Proc., die Juristen und juristisch gebildeten Beamten 7.5 Proc. stellen u. s. w. In Preußen: Kaufleute und Industrielle 22.4 Proc., Landwirthe 15.2 Proc., Gewerbtreibende 9.44 Proc., die nichtstudirten Lehrer 7.54 Proc., Juristen und juristisch gebildete Verwaltungsbeamte 7.16 Proc., Pastoren 6.5 Proc., Subalternbeamte 6.2 Proc., Postbeamte 4.5 Proc., Rentiers 4 Proc., die studirten Lehrer (incl. Universitätsprofessoren) 4 Proc., Aerzte 3.7 Proc. u. s. w. Dem väterlichen Beruf blieben treu von den Söhnen der Pastoren und Juristen fast 50 Proc., der Aerzte 45.4 Proc., der Militärs 37 Proc., der Postbeamten über 35 Proc., der Philologen 5 Proc., oder mit Hinzurechnung der Germanisten, modernen Philologen, Historiker und Mathematiker kaum 10 Proc. — „ein wenig erfreuliches Zeichen für die Befriedigung, die das höhere Lehrfach gewährt."

* Entgegen Müller, Peschel u. a., welche die Magyaren als einen zur ugrischen Familie des finnischen Zweiges der Uralier gehörigen Volksstamm betrachten, stellt der bekannte Orientalist Prof. Vambery aus Budapest, wie die „Presse" berichtet, die These auf: die Magyaren seien ein turkotatarisches Mischvolk. In seinem kürzlich in der Geographischen Gesellschaft zu Wien gehaltenen Vortrage über das Werden und Wachsen des Magyarenthums führte Prof. Vambery folgendes aus: Um das Wesen eines Volkes zu ergründen, bedarf es der Durchforschung dreier Arten ethnologischer Behelfe: der anthropologischen, linguistischen und historischen Merkmale eines Volkes. Allein gerade diese Merkmale lassen den Forscher im Stich, der sich mit den Magyaren beschäftigt. Was das anthropologische Physicum anbelangt, so hat sich dasselbe im Laufe der Jahrhunderte so vielfach geändert, daß man in demselben nichts Charakteristisches zu entdecken vermag. Was die Historie betrifft, so sind die ältesten Quellen, auf welche es ankommt, sehr dürftig. Die abendländischen Quellen des neunten und zehnten Jahrhunderts sind meist Klosterchroniken. So weiß ein Chronist aus

St. Gallen von den Magyaren nichts zu sagen, als daß sie ihre Todten verbrennen. Ergiebiger sind die morgenländischen Quellen. So schreibt Constantinos Porphyrogennetos in einem an seinen Sohn Romanos gerichteten Briefe de administrando imperio über die Magyaren, welche er Turkoi nennt, daß sie von der Wolga stammen, von den Petschenegen westwärts gedrängt wurden, in das Land zwischen Wolga und Dniepr gelangten und schließlich anläßlich einer dem König Arnulf geleisteten Kriegshülfe ihre Horden bis Pannonien vorschoben. Die zweite orientalische Quelle ist eine Chronik des Arabers Ibn Dasdee, welcher über die Magyaren erzählt, daß sie türkischen Ursprungs sind, am Schwarzen Meere wohnten, Einfälle in Nachbargebiete machten, daß ihrer gegen 25,000 Kriegsleute waren und daß sie die Kriegsgefangenen nach den griechischen Colonien verhandelten. Mit diesen Quellen ist aber auch fast alles erschöpft, was man über die älteste Geschichte der Magyaren weiß. Wesentliche Aufschlüsse gewährt das bisher leider vernachlässigte Studium der Sprache selbst. Diese entpuppt sich zunächst als eine intensive Mischsprache, welche die Tendenz, Vocabeln anderer Völker zu erwerben, insbesondere dadurch bezeugt, daß nicht einmal die Zahlwörter, die Namen für Körpertheile und Naturereignisse, welche selbst in den Mischsprachen homogenen Ursprungs zu sein pflegen, einer Sprache entstammen, sondern türkische, tartarische und slavische Elemente aufweisen. Combinirt man die erwähnten drei ethnologischen Belege, so kommt man zu dem Schlusse, daß die Magyaren ein Mischvolk sind, und zwar hervorgegangen aus türkischen und tartarischen Stämmen. Dieser Umstand erklärt es auch, warum die Magyaren, welche seit jeher ein herrschendes Volk waren, sich gleich anderen Mischvölkern nicht genügend vermehren konnten. Vielmehr erhielten sie den Bevölkerungszuwachs nur durch Absorption deutscher, slavischer und romanischer Völker. Je mehr sich die Bevölkerung Ungarns vermehrte, desto kleiner wurde der Antheil, den das eigentliche Magyarenthum daran hatte. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts, nach Abzug der Türken, zählte man etwa zwei Millionen Ungarn, von denen kaum ein Drittel Magyaren waren. Jetzt zählt man acht Millionen Ungarn, aber echt magyarischen Ursprungs sind nur wenige alte Adelsfamilien, wie die Kallay, Apponyi und Ugron. Allein trotz des heterogenen Ursprungs haben die heutigen Magyaren dennoch einen einheitlichen Charakter, den der Mannhaftigkeit und des Fortschrittssinnes. Die abendländische Cultur aufzunehmen, auszubilden und sie gegen den Osten hin zu vertheidigen, betrachten die Magyaren als ihre wichtigste Aufgabe, und wie sie sich als Culturvolk fühlen, das wird die Millenniums-Ausstellung beweisen.

* **Berlin.** Auf dem Balneologencongreß trug ferner Prof. Lundvall (von hier) über Argon und Helium vor. Wegen der chemischen Indifferenz war es unwahrscheinlich, daß beide Stoffe irgend eine Wirkung auf den Körper ausüben. In der ausgeathmeten Luft findet man ziemlich genau die Menge Argon wieder. Es spielt daher keine Rolle im Organismus und hat keine Bedeutung für die Therapie. — Aus der Reihe von anderen Vorträgen, welche meist der Bäderheilkunde im besonderen galten, heben wir als von allgemeinem Interesse hervor die Darlegung des Dr. Marcus (Pyrmont) über Wesen und Behandlung der Migräne. Namentlich sind es den Organismus schwächende Einflüsse, welche die einzelnen Anfälle hervorrufen. Dazu gehören Verstimmungsstörungen, Vergiftungen, schlechte Gerüche ꝛc. Auch Schwellungen innerhalb der Nase können die Anfälle verursachen. Der Vortragende glaubt aus eigener Erfahrung, daß elektrische Spannungsverhältnisse mit wechselndem Luftdruck eine Beziehung zum Migräneanfall haben. Schon andere Autoren haben das Klima als Gelegenheitsursache der Migräne angesprochen. Das ist von Wichtigkeit, weil man durch Ortswechsel einen Anhalt zur Therapie gewinnen kann.

* **Berlin.** Den 80. Geburtstag feierte am 8. d. M. der Titularprofessor Jean Cabanis, jahrzehntelang Custos der Vogelsammlungen, der werthvollsten des Zoologischen Museums an der Berliner Universität, Schüler Johannes Müllers und Gehülfe Lichtensteins, durch Reisen und umfassende katalogisirende und beschreibende Arbeiten um die Ornithologie vielfach verdient. — Am 9. verzeichnen zwei hiesige Zeitungen, der Romanist Ernst Eck und der Germanist Otto Gierke eine 25jährige Dauer im Professorenamt.

* **Zürich.** Die hiesige Naturforschende Gesellschaft, welche 1746 von Johannes Geßner im Verein mit befreundeten Naturforschern und Aerzten gegründet wurde, wird in diesem Jahre ihr 150jähriges Jubiläum feiern. Das im August stattfindende Fest soll sich der Bedeutung des Anlasses entsprechend gestalten. Einerseits hat die Schweizerische naturforschende Gesellschaft bei ihrer letzten Vereinigung in Zermatt beschlossen, ihre nächste Jahresversammlung in Zürich (2. bis 5. August 1896) abzuhalten, andererseits haben sich fast alle diejenigen in der Schweiz oder im Ausland befindlichen, der Züricher Gesellschaft angehörigen Gelehrten, welche um einen wissenschaftlichen Beitrag ersucht wurden sind, bereit erklärt, einen solchen für die Festschrift zur Verfügung zu stellen, welche als 41. Jahrgang der Vierteljahrsschrift der Gesellschaft in Gestalt eines Jubelbandes von besonderem Format ausgegeben werden soll.

* **Christiania.** Der Norwegische Schriftstellerverein nahm eine Resolution an die Regierung einstimmig an, welche den Anschluß an die Berner Convention möglichst beschleunigen soll, ohne erst die Zustimmung Dänemarks abzuwarten. Henrik Ibsen empfahl diesen Anschluß dringend. — Die dem jungen Dr. Sigurd Ibsen zugedachte Professur ist für „Sociologie" bestimmt. — Der Leiter des hiesigen meteorologischen Instituts, Prof. Mohn, beantragt durch das akademische Collegium die Bewilligung von 5000 Kronen für die Errichtung einer Station in der Nähe von Hammerfest zur Messung der Höhen und Bewegungen der Wolken in diesem Sommer. Diese Station soll das nördlichste Glied der internationalen Wolkenbeobachtung bilden, die in diesem Jahre stattfindet und an der Deutschland, Frankreich, Norwegen, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sowie voraussichtlich einige Länder der südlichen Halbkugel theilnehmen werden. Die dem Aequator nächste Station auf der nördlichen Halbkugel wird Java werden.

* **St. Petersburg.** Ein Institut für orientalische Sprachen soll, den „Pet. Wed." zufolge, zur Förderung der Handelsbeziehungen mit Japan, China und Korea in Wladiwostok eröffnet werden. Der bezügliche Antrag des Finanzministers wird demnächst zur Durchsicht des Reichsraths gelangen.

Erklärung. Der soeben erschienene Jahrgang 1894 der **Jahresberichte der Geschichtswissenschaft** schreibt einen IV, 43, 478 besprochenen Aufsatz über Handel, den das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft enthält, seltsamerweise (im Register IV, 237) mir zu. Ich sehe mich dadurch genöthigt, zu bekunden, daß ich weder jenen Aufsatz noch irgend eine andere Zeile für das genannte Werk geschrieben habe. (2630)

München, den 8. März 1896.

Professor **Dr. Felix Stieve.**

„Die Stellung der deutschen Gesinnung zur socialen Frage"

von **Gustav Böhmer.** Preis M. 1.80.

Diese durchaus volksthümlich gehaltene Broschüre, zugleich das vierte Heft der **Ethischen Essays**, verfolgt den Zweck, den zwar nicht abwägbaren, aber doch ungeheuren Einfluß der deutschen Volksgesinnung auf die gewaltigen wirthschaftlichen und sittlichen Aufgaben unserer Zeit in das richtige Licht zu setzen. Die Macht der seelischen Erblichkeit wird nun den Socialpolitikern zu oft unterschätzt, an sie wird in obiger Schrift nachdrücklich erinnert. (2614)

Die drei früher erschienenen Essays sind:

I. Schädige Niemanden ohne Noth . . . . . M. 1.80
II. Liebe und Ehrgefühl . . . . . „ —.60
III. Die glücklichsten Menschen . . . . . „ —.60

Verlag von **Fr. Wassermann, München.**

Soeben erschien:

Grammatik der italienischen Sprache

von **Dr. Givo Rebajoli.**

66 Seiten quer gr 8°, elegant geheftet. Preis M. 1.—

Nach einem neuen, äußerst faßlichen System bearbeitet, wird sich dies kurzgefaßte Lehrbuch voraussichtlich bald einen ehrenvollen Platz in der Unterrichtsliteratur erringen — Bereits mehrfach eingeführt.

Verlag von **Theodor Ackermann**, k. Hof-Buchhandlung und Antiquariat in **München**, Promenadeplatz 10. (2611)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 10. März. Nummer 58.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Mechanik der Gedanken. — Albrecht Ritschl. III. Von W. Bornemann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Mechanik der Gedanken.

„Die Mechanik der Gedanken!“ „Sonderbarer Ausdruck! Ein Widerspruch in sich!“ wird so mancher denken, der, wie viele seiner Zeitgenossen humanistisch erzogen, bei dem Worte Mechanik aus seiner Schulzeit her sich des Satzes erinnert, daß ein losgelassener Stein zur Erde fällt. Das ist Mechanik und zwar in specie das Gesetz der Schwere, wie kann man das von den Gedanken sagen?

Nun, gerade das Gesetz von der Schwerkraft ist so Sache der Abstraction, so Product der Denkarbeit der Gelehrten, daß man fast an der ganzen Mechanik verzweifeln und — spiritualistisch oder hylozoistisch — von dem Gedanken der Mechanik reden könnte, in dem Sinne, als ob es doch nur ein Gedanke, d. h. eine falsche Theorie, wäre, mechanisch erklären zu wollen, was nicht mechanisch ist.

Doch nicht in dem angedeuteten Sinne sei „mechanisch“ verstanden; wollen wir von der Mechanik der Gedanken reden, so bedeutet mechanisch soviel wie materiell, an materielle Stoffe, bezw. an deren Bewegung gebunden. Sei es Licht, Wärme, Elektricität oder Chemismus, alles ist gebunden an Stoffe, deren Bewegung uns in dieser Form als Licht, in jener als Wärme erscheint. Da jedoch keine Theorie — denn eine solche ist es — 100 Jahr alt werden soll, so ist man eifrig daran, die Materie in Mißcredit zu bringen. Was bleibt dann? Die Energie! Gut. So viel wird man an der Materie grad nicht verlieren, denn sobald man ihr einmal näher zu kommen suchte, ging sie in unserm Denken auf. Gleichwohl war sie ein guter Lückenbüßer, dem man vieles in die Schuhe schieben konnte. Nun ist uns von Kraft und Stoff nur mehr die Kraft geblieben. Es wird einige Zeit nöthig sein, daß man sich da hineinfindet, aber hineinfinden wird man sich.

Die Aeußerung der Kraft ist also die Bewegung; wo uns Bewegung als Grund, Ursache oder Folge, allgemein gesagt als unzertrennlich verbunden mit dem Denkproceß erscheint, da reden wir von einer Mechanik der Gedanken.

Wer denkt? Was denkt? Wo sind die Grenzen des großen Reiches der Gedanken? Denkt sich der Hund etwas dabei, wenn er sich einen Knochen für spätere Zeit verscharrt? Denkt der Frosch, wenn er vor einem harmlosen Wanderer die Flucht ergreift und ins Wasser springt? Doch wohl! Denn, wenn man ihm das Großhirn entfernt, kann er noch vorzüglich springen und schwimmen, sogar balanciren; entfliehen thut er aber nicht, es sei denn, daß er direct berührt wird. Denkt der Wurm mit seinem dürftigen Nervensystem? Denkt das Infusoriengesindel, welches sich gar nicht des Besitzes eines solchen erfreut? Wenn man im kleinen Gesichtsfelde des Mikroskopes all das kleine Gethier beobachtet, wie es arbeitet und strebt, wie es sich haßt und wie es sich liebt, so wird es einem schwer, anzunehmen, daß es sich gar nichts dabei denkt. Doch das nennt man dann Instinct.

Zwischen niederen Thieren und Pflanzen ist oft keine Grenze zu ziehen, wo bleibt dann da die Grenze des Denkens — wollte sagen: des Instincts? Nun wohl — wenn sich die „Elemente hassen und lieben“, so sagte das ein Dichter, ein moderner Gelehrter würde es chemische Affinität nennen. Wem man keine Gedanken zutraut, dem bewilligt man den Instinct; was unser höchstes Gut ist, das Reich der Gedanken, sollte auch dieses noch einmal eine Größe zweiten Ranges werden können? Erleben werden wir es nicht.

Dieses unser höchstes Gut, unser Stolz, unsre Menschenwürde, sie ist dahin, sobald die winzigen Gebilde unsres nervösen Systems, unsre Nervenzellen krank und leistungsunfähig werden. Auf das unlöslichste ist deren ungestörte Thätigkeit, deren „Mechanik“, mit dem Ablauf unsrer Gedanken verbunden. Dieses Unlösliche hat der Mensch dennoch trennen müssen, denn die Zeiten sind vorüber, wo ein Professor zugleich Theologie und Medicin docirte; die eine Seite der Sache studiren jetzt die Psychologen, die andere die Physiologen, und die Psychophysiker möchten gern beide unter einen Gesichtspunkt bringen. Viel haben sie freilich bisher noch nicht darunter gebracht.

Das Nervensystem des Menschen setzt sich aus Nervenzellen und Nervenfasern zusammen. Dieser Satz ist scheinbar so selbstverständlich und so allgemein anerkannt, daß man dabei ganz vergessen kann, was es für Arbeit gekostet hat, ihn aufzustellen, und noch mehr, wie viele Geister sich haben abmühen müssen, um alle falschen Schlüsse zu widerlegen, die man daraus gezogen hat.

Wer denkt denn von beiden? Die Faser? nein. Die Zelle? nein. Beide zusammen, keines ohne das andere! Den allerneuesten Forschungen blieb es vorbehalten, das Verhältniß von Fasern und Zellen klar zu durchschauen.

Es gibt keine Zelle ohne Faser im entwickelten Gehirn und keine Faser ohne Zelle. Letztere, die Faser, ist nur ein Theil, ein Ausläufer und zwar ein mehr oder minder in die Länge gezogener Ausläufer der Zelle. So sitzen in den untersten Abschnitten des Rückenmarks Zellen, deren Ausläufer so weit in die Länge gezogen ist, daß seine mikroskopisch kleine Endverzweigung bis in einen Muskel der kleinen Zehe reicht. Dann freilich gibt es auch wieder Nervenzellen, deren längster Fortsatz nur winzige Bruchtheile eines Millimeters mißt. Zwischen diesen Extremen gibt es nun alle Uebergänge. Außer diesem einen langen, dem sogen. Nervenfortsatz, hat nun die Zelle meist noch einige oder auch sehr viele Fortsätze, denen man auch bis heute noch nicht die nervöse Natur einstimmig zuerkennen will. So wollte man sie für Ernährungsorgane der Zelle ansehen. Nun, nach den neuen Arbeiten von Golgi, Cajal, Kolliker, Retzius, van Gehuchten und Lenhossék kann es wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß diese ebensowohl nervöse Organe darstellen, wie der „Nervenfortsatz“.

Sämmtliche Fortsätze zerfallen nach wiederholten Theilungen in baumartige Endverzweigungen, deren oft über-

reiches Geäst und Gezweig — nach Golgi's Silbermethode dargestellt: schwarz auf Altgoldgrund — vielleicht das schönste ist, was das Auge im Mikroskop schauen kann. Auch der lange Fortsatz, welcher auf seinem oft weiten Wege von der Zelle bis zu den untergeordneten Organen vielfach rechts und links Seitenzweige, die sog. Collateralen, abgibt, endigt mit einem zierlichen Endbäumchen, von dem bisweilen jedes Spitzchen zierlich geknöpft ist.

Aus solchen Zellen-Elementarorganismen — deren jeder also ein selbständiges Individuum ist — besteht unser Nervensystem. Diese Individuen, Neurone genannt, stehen nun unter sich dadurch in Berührung, daß sich ihre Endbäumchen oder Endknöpfchen berühren; ja höchst wahrscheinlich können sich die Endbäumchen einer Zelle auch direct dem Körper einer anderen Zelle anlegen. Ein nervöser Erregungszustand wird also von Zelle zu Zelle mit Hülfe eines oder zweier Zellausläufer (von 2 Zellen je einer) weitergegeben.

Welcher Art dieser Vorgang ist, den wir Erregung nennen, wird wohl noch lange ein ungelöstes Räthsel bleiben. Eines nur ist sicher, nämlich, daß es nicht elektrische Ströme sind, in denen wir das Geheimniß des Lebens zu suchen haben. Der elektrische Strom geht in einer Secunde 12 mal um die ganze Erde herum, der Erregungsvorgang im Nerven pflanzt sich, zwar sehr verschieden schnell, doch immerhin kann man sagen, mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 25—30 Meter in der Secunde fort, was ihm ein englischer Schnellzug gern nachmacht. Sitzt also eine Person, wie es Siemens ausführt, in einem Schnellzug auf dem Rücksitz, streckt ihren Arm in der Richtung aus, daß die Hand dahin zeigt, wo der Zug hergekommen ist und beugt einen Finger, so steht der dazu nöthige Innervationsvorgang, welcher von der Nervenzelle im Gehirn bis zu dem Endbäumchen des langen Fortsatzes in dem betreffenden Muskel gelangen muß, im Raume still, da der Schnellzug mit derselben Geschwindigkeit in der entgegengesetzten Richtung fährt. Auch das Licht, welches 42,000 Meilen, selbst der Schall, der 333 Meter in der Secunde zurücklegt, sind dem nervösen Erregungsvorgang an Schnelligkeit bedeutend überlegen.

Daß die Leitungsfähigkeit der Nerven durch Gift vorübergehend etwas gesteigert, meist jedoch sofort oder bald verringert wird, diese Kenntniß verdanken wir den interessanten Arbeiten Kräpelins.

Da nun eine jede Nervenzelle Reize empfangen und auch solche weitergeben muß, so müssen wir bezw. in ihren Fortsätzen eine centrifugale, wie auch eine centripetale Leitungsmöglichkeit annehmen. Da sich nun aber an manchen Nervenzellen, z. B. in der Netzhaut des Auges, mit bestem Willen nur ein Fortsatz erkennen läßt, so ist man geneigt, diesem centrifugale Functionen zuzusprechen, während die centripetalen Bahnen — in solchen Fällen, da in der Mitte der Zelle der Zellkern oder nucleus zu finden ist, nucleopetale genannt — dem Körper der Zelle selbst zufallen. Daß bei Zellen mit vielen Fortsätzen eine Arbeitstheilung in dem Sinne eintritt, daß die einen nur noch nucleopetal, die anderen nucleofugal functioniren, ist wahrscheinlich, aber vorerst noch zu beweisen.

Empfängt ein peripheres Endbäumchen mit oder ohne Hülfe einer besonderen Sinneszelle einen Reiz und geht dieser nucleopetal durch die Faser zu der Zelle, so ist damit eine Empfindung, überträgt die Zelle den Reiz nucleofugal auf eine andere Faser, so ist damit der einfachste Reflex gegeben.

Denkt man sich diesen Proceß nun verhundert- oder vertausendfacht — denn ein einziger Reiz kann ja vermöge der reichen Verästelungen jeder Zelle so und so viele Systeme von Nachbarzellen mit erregen — so hat man ein Bild vom Nervenmechanismus des Menschen, wie es die englischen Psychologen (die Associationspsychologen) sich denken. Durch einen Reiz wird dann nicht nur die einzelne Zelle, sondern durch Collateralen und vielseitige Contacte ein ganzes System von associirten Zellen in Mitschwingung versetzt, deren Thätigkeit als associirte Gedanken bewußt werden. In der Richtung des stärksten Reizes oder des geringsten Widerstandes wird der Reiz centrifugal reflectirt, und was wir (freien) Willen nennen, ist eine süße Täuschung: man denkt zu schieben und man wird geschoben. Die für die Ethik zu ziehenden Consequenzen liegen auf der Hand. Eine häßliche Blume, ein schlechter Mensch, beide sind Producte des Bodens, dem sie entstammen — wie darf man die Blume verachten, weil eine Rose schöner ist?

Darnach ist also das nervöse System eine Art Clavier, auf dessen verschiedenen, gleichwerthig neben einander gestellten Tasten die Außenwelt bald die, bald jene Taste anschlägt, bald viele zugleich, woraus dann mehr oder weniger harmonische Accorde entstehen.

Anders die deutschen Apperceptionspsychologen. Sie halten die nervösen Apparate nicht für gleichwerthig in dem Sinne, daß eine ungehinderte Concurrenz aller Individuen möglich wäre, sie verlangen ein übergeordnetes Centrum, das bestimmend und hemmend in dieses Getriebe eingreifen kann. Daß mit diesen anscheinend so elementaren Fragen auf das engste die Probleme des freien Willens u. s. w. zusammenhängen, leuchtet ein. Für dieses Centrum mußte man eine directe oder indirecte Verknüpfung mit sämmtlichen Centren zweiten Ranges fordern. Daß das vielfach für den Sitz der Intellectuellen Fähigkeiten angesprochene Vorderhirn diesen Anforderungen nicht völlig entspricht, hat den Schläfenlappen, wo die Verhältnisse günstiger zu liegen scheinen, mehr in Ansehen gebracht.

Immerhin ist das endlose Gewirr aller Bahnen des Gehirns noch lange nicht so entwirrt, daß wir über die Localisation der Centren zweiten Ranges, des Seh-, Hör-, Sprech-Bewegungscentrums schon jetzt hinauszukommen hoffen dürften.

Der überaus große Reichthum der Zellverästelungen und die dadurch ermöglichte vielseitige Beziehung der einen Zellgruppe zu den übrigen erklärt auf das beste die Fülle der associirten Vorstellungen, welche wir bei der Erregung einer einzigen, z. B. Riechzelle, haben können. Andrerseits kann denn auch umgekehrt ein Zellcomplex von den verschiedensten Seiten aus durch Reize verschiedenster Art zur Thätigkeit angeregt werden.

Die Erfahrung, daß gleichwohl trotz aller dieser günstigen Verhältnisse so oft, zumal bei Uebermüdung, Störungen in dem Mechanismus der Ideenassociation eintreten, hat neuerdings unter besonderer Berücksichtigung der individuellen Selbständigkeit aller einzelnen Neurone zu interessanten Theorien geführt. Da die Theorie der Ermüdungsstoffe nicht mehr recht zog, auch nicht experimentell gestützt werden konnte, so griff man auf die Bewegungsfähigkeit der Zellen zurück und sprach der Nervenzelle die Fähigkeit zu, ihre langen und kurzen Ausläufer etwas zurückzuziehen, so daß sie dann nicht mehr so von allen andringenden Reizen belästigt werden könne. Da sich jedoch mikroskopisch nirgends etwas finden ließ, was auf die Möglichkeit eines derartigen Verhaltens der Nervenzellen schließen ließ, so stellte neuerdings der spanische Gelehrte Ramon y Cajal, dem wir Außerordentliches auf dem Gebiete der Neurologie verdanken, eine andere Hypothese auf.

Schon lange sind im Gehirn und Rückenmark außer den Nervenzellen noch andere Zellen bekannt, welche man nie eigentlich für nervöse Zellen, meist vielmehr, wie sehr gern, wo man nichts besseres wußte, für Stützzellen er-

Digitized by Google

klärte. Ein Fortschritt war es schon, als man diesen morphologisch sehr eigenartigen, gleichwohl sehr vielgestaltigen, moos-, stern- und spinnenförmigen Zellen (Nb.: Spinnen mit unglaublich vielen Beinen) die Rolle zudictirte, für eine Isolirung der nervösen Leitungsbahnen zu sorgen. Cajal weist nun darauf hin, daß diese Gebilde für Stützzellen überhaupt viel zu zart seien und daß ihre scheinbare Vielgestaltigkeit sich vielleicht durch die Annahme verschiedener Contractionszustände erklären lasse.

Erschlaffen diese Spinnenzellen, so strecken sie ihre langen Beine in die minimalen Zwischenräume der Neurone und sorgen für vollkommene Leitungsunterbrechung wie im Schlaf, oder für eine unvollkommene, wie in vielen schlafähnlichen Zuständen.

Eine Gruppe dieser Zellen findet sich besonders in unmittelbarer Nachbarschaft der Blutgefäße angeordnet. Diese benutzt der spanische Gelehrte für seine Theorie der Aufmerksamkeit. Der Wille vermag eine bestimmte Gruppe dieser Zellen zur Contraction anzuregen. Dabei ziehen diese mit ihren an den Gefäßwänden der Blut zuführenden Haargefäße fixirten Ausläufern letztere auseinander, der betreffende Hirnbezirk wird besser ernährt und der schon öfter beobachtete größere Blutreichthum thätiger Hirnbezirke gegenüber ruhenden ermöglicht eine concentrirte Denkthätigkeit, d. h. Aufmerksamkeit.

Gleichwohl, wie dem auch sei, der Schwerpunkt der Frage wird dadurch nur etwas verschoben. Den eigentlichen alt anerkannten Nervenzellen wird ihre Domäne streitig gemacht, die Gliazellen gewinnen an Bedeutung. Doch wem gehorchen sie? sind sie alle gleichwerthig? oder haben sie ein höheres Centrum? Welches ist dieses? Ist es eine Gruppe von Nervenzellen, ist es eine einzige Zelle, oder ist es ein etwas, ein X, das wohl in einer Zelle wohnen kann, das wohl einen ganzen Organismus und seine Gedankenwelt dirigiren kann, das zu seiner vollkommenen Entwicklung aber erst dann gelangt, wenn es befreit von den beengenden Fesseln der Nerven- und Spinnenzellen zu einem selbständigen Dasein herangereift ist?

Dr. H.

Albrecht Ritschl.

Von W. Bornemann.

III.[1])

Ritschls Leben ist ein echtes deutsches Gelehrtenleben, schlicht und einfach in seinem äußeren Verlauf, in seiner Entwicklung trotz mehrerer besonderen Wandlungen von innerer Folgerichtigkeit, in Arbeit und Kampf, Enttäuschung und Hoffnung gebunden und frei zugleich, reich an Interessen und Inhalt, an Freundschaft und Gegnerschaft, an Angriffen wie an Ehren, nie fertig und abgeschlossen, aber immer mehr in sich geschlossen, innerlich gefestigt, des sicheren Zieles gewiß. Menschen und Bücher waren für Ritschl die Gegenstände des lebhaftesten Interesses, beide in reicher Auswahl, aber in sehr bestimmter Auswahl. Eine ganze Fülle von Freundschaft ist ihm in seinem Leben entgegengebracht; aber er hat es auch mehr als einmal erleben müssen, daß sein Lebensgang, seine Arbeit und seine Stellung ihm Menschen entfremdete, die er hochgeschätzt, denen er nahe gestanden hatte: ich nenne nur Eiselen, Diedrich, Steinmeyer, Baur, Plath, Nippold, Lipsius. Seine musikalischen wie seine politischen Interessen blieben bis an sein Ende lebhaft und warm; aber activ hat er sich seit den Jahren seines Mannesalters auf diesen Gebieten nicht mehr bethätigt. Seiner ganzen Art nach war er durch und durch Theolog und wußte überall für seine theologische Arbeit Gesichtspunkte und Früchte einzuheimsen. Er war Theolog im großen Stil; und selten wohl wird es der Nachwelt möglich sein, so in das Werden und Wachsen, in die Entwicklung und die Werkstatt eines bedeutenden Theologen hineinzuschauen, wie es bei Albrecht Ritschl durch die Biographie von der Hand seines Sohnes möglich ist.

Zur Charakteristik deutscher Universitäten und deutschen Universitätslebens im 19. Jahrhundert, aber überhaupt auch zur Charakteristik modernen deutschen Geisteslebens bietet die Biographie Ritschls manchen werthvollen Beitrag und manchen bezeichnenden Zug, wie sich das bei Ritschls sicherer Beobachtungsgabe, seinem scharfen Urtheil und seinen mannichfaltigen Verbindungen erwarten läßt. Gerade die Benutzung seiner Briefe ist in dieser Hinsicht sehr ergiebig gewesen. Ueber eine Menge von zeitgenössischen Personen finden sich bezeichnende und treffende Urtheile. Aus der stattlichen Reihe witziger Bemerkungen, gemüthvoller Episoden und charakteristischer Geschichten seien nur wenige hier ausdrücklich erwähnt. Höchst anmuthig und zu einem Vergleich mit heutigen Verhältnissen herausfordernd ist die briefliche Schilderung der studentischen Weihnachtsfeier in Bonn (I, 41). Köstlich ist der Ursprung der später so intimen Freundschaft zwischen Ritschl und Nasemann — studentische Geldverlegenheit Nasemanns und großmüthiges Eingreifen Ritschls (I, 82 f.). Sehr heiter liest sich die Schilderung der Disputation bei Diestels Habilitation, bei der Ritschl den biederen Hegesipp einführt als den, „qui primus historiam ecclesiasticam privatim docuit“. Charakteristisch für Ritschl ist später, daß er den herrlichen Brief Kaiser Wilhelms an Pio IX. nicht nur mit Freuden begrüßt, sondern auch seinen das Gymnasium besuchenden Söhnen vorliest und erklärt (II, 158). Rührend und für Ritschl persönlich ehrenvoll ist es, daß der alte Professor Sack sein Dogmatikheft in seiner letztwilligen Verfügung ausdrücklich Ritschl vermacht (II, 275). Ueberaus interessant ist Ritschls Zusammenkunft mit Döllinger in Tegernsee (II, 372 ff.). Auch eine klassische Anekdote, die Ritschl aus Döllingers Munde hörte (II, 375), mag hier wiedergegeben werden. Papst Benedict XIV. hält in einem Nonnenkloster zu Bologna, dessen Aebtissin seine Schwester war, am Feste des Patrons das Hochamt. Die Nonnen singen dazu die schönste Messe, lang ausgedehnt mit ihren süßesten Stimmen, und können im Credo gar nicht fertig werden mit immer wiederholtem genitum, non factum. Da dreht sich der Papst am Altar um und unterbricht das Gesinge mit: sive genitum, sive factum, pax vobiscum.

Um Ritschls Persönlichkeit und Charakter recht zu verstehen und zu würdigen, muß man besonders sein Verhältniß zu seinem Vater beachten. Am hundertjährigen Geburtstag seines Vaters hat Ritschl in festlicher Stunde ausdrücklich darauf hingewiesen, daß er die Directiven seiner Wirksamkeit jenem verdanke. Und in einem Briefe aus dem Jahre 1885 heißt es: „Die kirchlichen Dinge zu beurtheilen, habe ich von meinem Vater gelernt und halte es fest, indem ich in dem Parteiwesen keinen Segen erkenne.“ Das ungetrübte, dauernde Vertrauen, das Vater und Sohn stets mit einander verband und bei aller Selbständigkeit immer enger vereinte, ist von uns schon berührt worden; es ist für den Charakter beider Männer ein glänzendes, ehrenvolles Zeugniß. Aus ihrem Briefwechsel mögen nur einige Proben hier gegeben werden. Damals, als Ritschl sich immer entschiedener der Tübinger Kritik und Theologie zuwandte, hatte sein Vater voll Besorgniß ihm einen warnenden und mahnenden Brief geschrieben. Aus Ritschls Antworten theilen wir folgende Stellen mit: „Die Worte der Liebe, welche Dein letzter Brief enthielt, geben mir Veranlassung, Dir meine unausgesetzte Dankbar-

[1]) Vergl. Beilage Nr. 56.

keit und kindliche Ergebenheit auszusprechen. Das Zutrauen, das Du in meinen Fleiß setzest, soll mich mehr anspornen als alles andere. Aber zu gleicher Zeit scheint von Deiner Seite ein Mißtrauen gegen meine theologische Richtung uns zu trennen, welches zurückzuweisen eigentlich nur ein längeres Zusammenleben hinreichen wird. Doch erlaube mir in diesem Briefe einige apologetische Punkte zu berühren. ... Ich habe an mir die Erfahrung gemacht, daß ein Zweck, wie ich ihn vorhabe, sittlich kräftigt und stählt. Ich habe zwar noch viele Seiten, die abgeschliffen werden müssen. Aber das ist erst möglich in einer concret sittlichen Praxis, im Amts- und Staatsleben. Deßhalb bitte ich Dich, meinen Uebermuth, der sich allerdings noch nicht gelegt hat, zu ertragen und mich nicht für unverbesserlich zu erachten. Meine theologische Thätigkeit führt mich wirklich zur Kräftigung des Willens, ist also weder schädlich, noch unnütz, noch ungenügend. Und von dem vorher angeführten Beispiele ist zu schließen, daß die heißeste Frömmigkeit durchaus unfruchtbar für das sittliche Leben sein kann. Darum bitte ich Dich, lieber Vater, auch in dieser Hinsicht um Vertrauen. Die kindliche Liebe zu Dir und Mutter ist für mich ebenfalls eine Quelle der Sittlichkeit. Verstopfe sie mir nicht, indem Du mich von Dir stößest. Du hast mich von Jugend auf zur Selbständigkeit angeleitet, Du hast mich namentlich zum Studium der Philosophie ermuntert, Du mußt auch noch den Schritt thun, meine errungene wissenschaftliche Selbständigkeit anzuerkennen." — Der Vater gestand ihm vertrauensvoll diese Selbständigkeit zu und konnte ihm schon nach wenigen Jahren schreiben: „Was mich für Deine Zukunft weit mehr beruhigt, ist die Ueberzeugung, daß Du, lieber Albrecht, bereits seit Jahr und Tag eine veränderte theologische Auffassungsweise gewonnen hast und sie je länger je mehr gewinnen wirst in dem Maße, als Du der Kirche mit ihrer Geschichte, ihren Bedürfnissen, ihren gegenwärtigen Zuständen u. s. w. Deine Aufmerksamkeit widmest. Der bloße Gedanke, daß aus Deinen Zuhörern Lehrer und Seelsorger der Gemeinden hervorgehen sollen, wird Deinen Vorträgen und Deinen Studien eine andere Richtung geben, ohne daß die Wissenschaft mit ihren Untersuchungen und Forschungen ihre Unbefangenheit und Unabhängigkeit zu verlieren braucht. Eben deßhalb kann ich Dich auch nur immer wieder von neuem bitten, Du mögest bisweilen predigen. Diese Thätigkeit kann und wird nicht ohne den heilsamsten Einfluß auf Deine Vorlesungen bleiben und denselben in vieler Hinsicht als Bewährung oder als Correctiv dienen. Vor allem aber vertraue ich Deinem gesunden und offenen Sinne, der sich nicht in Systeme und Theorien einspinnen, sondern auch auf die Menschen und ihre Natur und ihre Geschichte achten und sich zugleich für die Kräfte und Gaben von oben empfänglich halten wird." Und kurze Zeit darauf schreibt Ritschl in einem Briefe zum Geburtstag des Vaters (1848): „Ich glaube, Du hast ebenso wie ich auch in der Ferne das Gefühl, daß, wenn wir uns auch nie fremd waren, wir durch die Erfahrungen dieses Jahres um vieles uns näher gekommen sind. Denn Du hast ungeachtet der Stürme der Gegenwart Deine heitere Ruhe nicht eingebüßt, ich bin aber, wenn auch auf Kosten meiner Heiterkeit, ernster und erfahrener geworden. Dazu, glaube ich, darf ich Dir und mir Glück wünschen, und das Gefühl des Friedens mit Dir wird mir in schwachen und verlassenen Momenten zum Frieden mit mir selbst verhelfen. Ich bitte Gott, daß er Dich mir noch lange erhalten möge, denn außer unbestimmten Hoffnungen habe ich keinen Hafen für mein Herz und meine Liebe, als das freilich so entfernte elterliche Haus." Als Ritschls Hoffnung auf Beförderung einmal wieder getäuscht war (1850), tröstet ihn sein Vater: „Wie solltest Du nicht Deine Bahn mit unvermindertem Eifer und ungeschwächter Treue weiter verfolgen und als ein echter Theolog Deinem gnädigen Gotte geduldig anheimstellen, wann und wie er Dich zu dem erwünschten Ziele führen will? Ich bin gewiß, er wird Dir einen Weg öffnen und dahnen da, wo Du es am wenigsten denkst, und auf eine Weise, die Du nicht erwartet hast." Und noch eine Stelle aus einem väterlichen Briefe (1851) möge hier Platz finden: „Ich habe, wie Du weißt und wie Du es selbst anerkannt hast, mich nie entschließen können, auf Deine christliche und theologische Grundanschauung einen directen Einfluß zu üben, theils weil mich meine Erfahrungen davor warnten, theils weil ich das Vertrauen hegte, Du würdest von selbst, von der Klarheit Deines Blickes, von Deinem ernsten Suchen nach Wahrheit und von Deinen wachsenden Erfahrungen an Deinem eigenen Herzen wie im Gebiete der Kirche geleitet, von allen Einseitigkeiten und Abwegen zurückkommen und Dich, wenn Du den rechten Weg gefunden, dann um so befriedigter fühlen und die erkannte Wahrheit mit ganzem Herzen, nicht mit einem halben umfassen. Daß dieses Vertrauen mich nicht betrogen hat, daß Du angefangen hast, die Tübinger Fesseln, soweit sie eben Fesseln sind, abzustreifen und Dich einer positiven Theologie zuzuwenden, hauptsächlich aber, daß diese Veränderung auf dem natürlichen Wege der inneren Entwicklung, nicht im Sprunge, nicht von außen her geschehen ist, wie sollte ich mich nicht von ganzem Herzen freuen und Dir selbst Glück wünschen! Läge der Metamorphose irgend ein willkürlicher oder unechter Grund des plötzlich aufgeregten Gefühls, der Nützlichkeit, der Accommodation und dergleichen zu grunde: wahrlich ich würde mich nicht freuen, sondern eher betrüben. Die weitere Entwicklung Deiner Theologie und Philosophie wird Dich, wie ich glaube, auch nie einer geistlosen, mumienartigen Orthodoxie zuführen, sondern Dich stets innerhalb der Grenzen erhalten, wo beiden Factoren, dem göttlichen und dem menschlichen, ihr Recht widerfährt." Ritschl selbst aber schreibt einige Zeit nach seines Vaters Tode in einem Briefe an seine Braut: „Aber ein Element ... hat es uns erleichtert, uns in einander zu finden, der kindliche Sinn, der uns beiden erhalten worden ist, indem wir der Familie zugewendet geblieben sind und offen für die Zucht, die sie über einen ausübt. In dieser Hinsicht kann ich nicht dankbar genug sein, daß ich namentlich meinem Vater gegenüber mich immer noch als Kind habe fühlen dürfen, auch gelegentlich als unartiges, und daß durch allen unsern Verkehr, so sehr ich mich auch in selbständigem Urtheil bewegte und in der Anregung und Mittheilung activ war, die unwillkürliche Zucht des Vaters und die Hingebung des Kindes durchging, in der ich alles, was ich etwa mitgetheilt hatte, durch die Billigung meines Vaters neu gestaltet und geadelt wieder empfing." Aber auch ein Dritter mag noch gehört werden. Ritschls älterer Stiefbruder schreibt nach dem Tode des Vaters an Albrecht: „Wohl fühle ich, daß Du mit Recht sagst, Du habest bei dem häufigsten und innigsten Verkehr mit unserm Vater und bei Deiner sonstigen Vereinsamung am meisten von uns durch seinen Tod verloren. Du standest ihm eben am nächsten nach innerem Recht, durch Deine Tüchtigkeit und Lebendigkeit; und nach Billigkeit, als Mutters leiblicher Sohn und der Jüngste.... Ich habe wohl vormals Dich beneidet wegen Deiner Gaben u. s. w., auch wegen Deiner Stellung zu den Eltern, aber das ist lange vorbei. Sobald ich das Bewußtsein hatte und die Erfahrung, daß unsre Eltern mir viel mehr Liebe und Güte erwiesen, als ich verdiente und glaubte, habe ich jenen Vorzug als Dein volles Recht erkannt. Seit Du, erwachsen, Deinen Vorzug mich nicht directer empfinden ließest als höchstens im Scherz und Witz, bin ich Dir gut gewesen und habe meinen Bruder mit Stolz angesehen.

Unser fernerer schriftlicher Verkehr mag schwerlich recht lebhaft sich gestalten; aber der brüderliche Ton und Sinn wird ihm nicht fehlen. So habe ich mich längst gefreut, wenn ich Dich sah, und das wird bleiben. Vaters Andenken wird uns fester verbinden und namentlich an die Mutter schließen, sie, wie wir nur können, in ihrer Verlassenheit zu tragen und zu erfreuen in sorgsamer Liebe."

Solche Briefe ehren den Schreiber wie den Empfänger. Sie beweisen auch, daß es Albrecht Ritschl, bei dem allerdings der Wille und die Erkenntniß ganz besonders stark ausgebildet waren, keineswegs, wie seine Gegner und Fernerstehende oft meinten, an warmem, tiefem Gefühl und an einem weichen, gesunden Gemüthe fehlte. Freilich pflegte er diese Seite seines Wesens nicht zur Schau zu tragen oder auch nur unnöthig zu zeigen, geschweige denn damit die Früchte seiner ruhigen, gewissenhaften Arbeit erbaulich zu bekränzen. Ueberall, wo es sich um Pflicht und Arbeit, um Aufgaben und Probleme, um die Sache und um seine Ueberzeugung handelte, war er gegen sich und andere ernst und streng. Und seinen Beobachtungen und Urtheilen gab er oft eine witzige und je nach der Art der zu bekämpfenden Fehler humorvolle oder sarkastische Form. Aus dem Zusammenhang gerissen, verschärft und verdreht, sind solche Aeußerungen häufig von denen, für die sie nicht bestimmt waren, weiter colportirt und haben Ritschl die Vorwürfe der Grobheit, Schroffheit, Gehässigkeit, Herzlosigkeit eingetragen, auch den Vorwurf des Hochmuths und der Anmaßung. Daß er oft scharf, zuweilen zu scharf sich äußerte, mag zugegeben werden; er selbst hat es nicht geleugnet. Anton Springer erzählt in seinen Lebenserinnerungen, daß der Kreis der jüngeren Docenten in Bonn, vornehmlich dank den scharfen Zungen A. Ritschls und Römers, bald das Salz, bald der Pfeffer der Universität genannt worden sei. Aber er fügt noch besonders hinzu: „Die Privatdocenten erfreuten sich auch social allgemeiner Achtung, sie verkehrten mit den Professoren auf gleichem Fuße und genossen hier ein höheres Ansehen, als an vielen anderen Hochschulen." Aber Ritschl selbst ist bezüglich seines Temperaments ein classischer Zeuge, wenn er wenige Jahre vor seinem Tode schreibt, daß er eigentlich ein entschiedenes Bedürfniß nach Zärtlichkeit habe und nur deßhalb eine harte Schale um sich bilden müsse, weil er jener Neigung nachzugeben in der Jugend verhindert worden sei. Erst seine Verlobung hat ihn manche Seiten seines Gemüthslebens entdecken lehren: „Denn mein Lebensgang hatte mir die Fähigkeit, weiche Eindrücke zu erfahren, verbergen müssen, und erst die Liebe Ida's hat mein Gefühlsleben flüssig gemacht." Seiner Braut legt er nahe, diese Seiten seines Wesens zu beurtheilen: „Daß ich sehr bestimmt und selbstgewiß spreche, weiß ich; ich möchte nur wissen, ob ich den Schein des Hochmuths an mir trage, den mir wohl manche nachsagen, dessen ich mir aber nicht bewußt bin; ich glaube, ganz nur in der Sache zu sein und nicht meine Person neben der Sache hervortreten zu lassen, aber man kann sich irren über sich selbst." Die Antwort seiner Braut enthält folgende Sätze: „Wenn es sich um Deine Ansichten als Theolog handelte, urtheiltest Du ungemein scharf und präcis und bedientest Dich im Urtheil immer bedeutender Kraftausdrücke. Du könntest vielleicht manchmal von Deinem Gegner dasselbe sagen, nur mit einem betonten, aber weniger starken Ausdruck und würdest dadurch mehr den Eindruck von Milde, der immer vertrauenerweckend ist, von Milde auch gegen Deine Gegner machen. Du meinst es in Deinem Herzen nicht so schlimm, wie Deine Worte manchmal klingen, wer dich aber nicht genauer kennt, bildet sich vielleicht ein Vorurtheil, das Dir nicht immer leicht sein mag zu besiegen. Daß Du Deine eigene Person geltend machst, habe ich nie, auch nur in der leisesten Nuance gefunden, es macht sich nur für Deine Ansichten, für die Sache Deine Geistesüberlegenheit gettend. Diese letztere ist es aber, die die andern Menschen weit weniger ertragen, als den persönlichen Hochmuth, weil jene eine gewaltige Basis hat, dieser aber nur der Person moralisch schadet, die damit behaftet ist." Man sieht, das Auge der Liebe hat mit Scharfblick beobachtet und das Urtheil der Liebe ist ebenso frei und offen, wie freundlich, gerecht und treffend.

Wer jemals bei einem schmerzlichen Trauerfall einen Beileidsbrief von Ritschl empfing, der weiß, daß dieser Mann ein zartes, tiefes Gemüth hatte und wohl zu trösten und aufzurichten vermochte. Nicht nur die wenigen Worte, die er nach dem Tode seiner Gattin an einzelne seiner nächsten Freunde schrieb, zeigen sein tiefes Gefühl; ebenso auch einzelne Trostbriefe, die Otto Ritschl in die Biographie seines Vaters aufgenommen hat, und der Brief mit dem Ritschl seiner Braut den Tod Bleeks mittheilt (I, 344 f.). Oder man lese, was er nach dem Tode seiner ältesten Stiefschwester seinem Vater schreibt: „Die Trauerkunde, welche Du mir mitgetheit hast, wage ich nicht mit Trostsprüchen zu erwidern. Die Quelle alles wahren Trostes steht Dir offen, und wie sollte ich mir herausnehmen, Dich darin zurechtzuweisen! Und die menschlichen Motive des Trostes sind nicht werth, mit der Ergebung in die unerforschlichen, aber immer gnädigen Fügungen Gottes vermischt zu werden. Ich habe wohl oft den Wunsch gehegt, daß Gott Dein Alter mit dieser Heimsuchung verschont haben möge, aber es hat mich mit großer Zuversicht erfüllt, daß Dir und Mutter und Sophien die wahre Kraft des Duldens und des Dienens verliehen worden ist. Es schmerzt mich, daß ich diesen Erfahrungen habe fern bleiben müssen und daß ich nur so sparsame Mittheilungen über den Verlauf der Krankheit und Euer eigenes Befinden empfangen habe, daß ich nicht mit Euch habe fühlen und empfinden können, wie es der Wechsel der Furcht und Hoffnung, des Leidens und der Erquickung mit sich brachte. Und es wäre mir wohl zum Segen geworden, den Tod kennen zu lernen, dessen heiligende und versöhnende Macht auch an denen sich erweisen muß, die ihm im rechten Glauben nahe kommen."

Was endlich den Vorwurf mangelnder Demuth anlangt, so ist vor allem daran zu erinnern, daß das Merkmal der Demuth nicht darin besteht, daß man sich öffentlich etwa gar in salbungsvollen Worten und Formen erniedrigt und — vielleicht gar gegen die Wahrhaftigkeit — sich bezwingt, die durch Gottes Gnade empfangenen oder errungenen Güter verleugnet. Das Bewußtsein der eigenen Mängel und die Empfindung für die Größe der Gaben und Aufgaben vollendet sich bei der Demuth in der dankbaren, zuversichtlichen und selbstlosen Hingabe an den gottgegebenen Beruf. Die Gesinnung muß sich in dem ganzen Lebenswerke offenbaren, aussprechen wird sie sich meist nur gegen die vertrautesten und nächststehenden Freunde. Daß aber Ritschl in diesem tiefen, umfassenden und charaktervollen Sinne demüthig gewesen ist, ergibt sich aus seinem Leben und aus seiner Entwicklung und Arbeit ganz deutlich. Auch seine Briefe legen davon Zeugniß ab. Von seinen Erfolgen schreibt er (II, 277): „Ich kann mir dieses alles nicht dankbar genug vergegenwärtigen. Man wird ja im Leben ganz anders geführt, als man sich im voraus denkt oder vornimmt. Wohin ich aber als Theolog gekommen bin, das ist nicht nur nicht mein Verdienst, sondern ich habe es mir ursprünglich auch nicht vorgenommen oder mit bestimmtem Urtheil erstrebt." Und ein anderes mal: „Im Grunde haben die Gegner nur Reclame für mich gemacht, und die jungen Leute beißen besser auf meine Methode an als je. Ich bin von tiefer Dankbarkeit erfüllt, so etwas erreicht zu haben, was ich mir niemals vorgenommen habe und was nicht wieder rückgängig zu machen ist.... Und die maunich-

sache Freundschaft, die mich im Leben begleitet, ich weiß manchmal nicht, wie ich sie verdiene — bewährt mir das Zutrauen, mit dem ich mich bisher in der Welt bewegt habe. Ich hoffe, daß ich alle diese Güter mit Demuth anerkenne, indem ich sie mir zueigne." Endlich mag hier noch eine Aeußerung aus viel früherer Zeit, aus einem Brief an seine Braut eine Stelle finden: „Ich muß ja eben alles mit Dir theilen, und ich scheue mich nicht, Dir auch zu zeigen, wo es mir mangelt. Aber es war doch ein egoistischer Antrieb, mich gegen Dich zu äußern, ehe ich selbst mit mir ins Klare gekommen war, und ich muß fürchten, daß die Unsicherheit und das Ringen in meinen Empfindungen Dir einen befremdenden Eindruck gemacht haben..... Ich muß Dir deßhalb bekennen, daß ich jetzt ruhiger und klarer mein Verhältniß zu der fehlgeschlagenen Hoffnung betrachte. ‚Was Gott thut, das ist wohlgethan'; und wenn sich meine Selbstgerechtigkeit und mein Mangel an Demuth dahinter versteckte, daß der Drang nach einem meinen Kräften entsprechenden Beruf bitter enttäuscht sei, so war es untreu von mir, über einer unbestimmten Aussicht den Beruf aus den Augen zu setzen, in den mich Gott hineingestellt hat und in dessen Erfolgen ich gegenwärtig seinen Segen wahrnehmen darf. Das weiß ich sehr wohl, daß die Demuth und die kindliche Ergebung in Gottes Fügungen und Züchtigungen die einzige Grundlage unsres sittlichen Werthes und die Probe unsrer Frömmigkeit sind, und ich bin oft genug geneigt, sie bei andern zu vermissen. Ich habe sie heute an mir selbst vermißt, und ich bedaure, daß ich, indem ich Dich zur Zeugin dieses Mangels gemacht habe, Dir entweder Anstoß gegeben oder Dich zu einem unrichtigen Mitgefühl veranlaßt habe. Nicht schäme ich mich vor Deiner Liebe, meine Mängel gezeigt zu haben, aber es war meine Pflicht, mit mir selbst fertig zu werden, ehe ich Dir von dem Zerschlagen jener Hoffnung Mittheilung machte. Aber ich versichere Dich, daß ich stille und geduldig geworden bin und daß ich Gott meinen Hochmuth abgebeten habe; und so bitte ich auch Dich, mir die Störung zu verzeihen, die ich in Dir hervorgerufen haben werde. Meine Pflicht ist jetzt, von allen Speculationen auf Förderung meiner Stellung abzustehen, sie haben mir noch nie etwas anderes eingebracht, als Kummer und Enttäuschungen. Mein Beruf hat das Recht, mich ganz in Anspruch zu nehmen, und dazu muß man Frische und Freudigkeit haben. Und eigentlich liegt es mir so nahe, den Boden zu behaupten, der sich meiner Thatkraft darbietet."

Solche Aeußerungen beweisen, daß es Ritschl nicht an Demuth gefehlt hat. Und was seine gesammte Wirksamkeit anlangt, so bleibt es wahr, was sein Sohn von ihm bezeugt: „Wenn er in seiner Laufbahn Großes geleistet und reiche Erfolge geerntet hat, so war dies dadurch bedingt, daß er nie aufgehört hat, zu lernen und immer besser lernen zu wollen. Und wenn er harte Kämpfe durchgefochten und Neid, Haß, Undank, Verleumdung und bittere Feindschaft in reichlichem Maße ertragen hat, so war der Grund dafür, daß er solchen Anfechtungen nie ausgewichen ist, die unbedingte Pflichttreue, mit der er seinem von Gott ihm gegebenen Berufe oblag, und der ehrliche Mannesmuth, mit dem er seine Ueberzeugung gegen jeden, wer es auch war, oft bis zur Rücksichtslosigkeit vertrat."

Mittheilungen und Nachrichten.

Z. München. Geographische Gesellschaft. In der geschlossenen Versammlung vom 5. März sprach Gymnasiallehrer Dr. Ernst Kaall über seine archäologischen Wanderungen auf der Insel Sardinien. Das Studium der Kunstgeschichte des Orients, für welche Disciplin auch Sardinien einiges Material aufweist, führte den Vortragenden nach der verhältnißmäßig wenig besuchten Insel. Für die Verbindung mit dem Festlande ist hauptsächlich Civitá vecchia maßgebend, von welchem täglich ein kleiner Dampfer abgeht; Neapel und Palermo kommen nur einmal wöchentlich in Verkehr. Unumgänglich nothwendig sind gute, womöglich amtliche Empfehlungen, sowie Kenntniß der italienischen Sprache. Vom Landungsplatz Golfo degli aranci führt die nicht besonders comfortable Eisenbahn durch ziemlich öde, gebirgige, nur stellenweise von Hirten in nationaler buntee Tracht belebte Gegenden nach der zweiten Stadt der Insel, dem nördlich gelegenen Sassari. In bereitwilligster Weise wurde dem Reisenden gestattet, in dem im Universitätsgebäude untergebrachten Museum Studien zu machen. Die Sammlung ist nicht sehr reichhaltig. Neben unbedeutenden alten Thongefäßen finden sich Gegenstände aus der phönikisch-karthagischen Zeit, z. B. Amulette und Scarabäen; aus römischer Zeit ist ein Decret des Agrippa und ein Militärdiplom des Galba hervorzuheben, sowie hübsch geformte Gläser. Nach kurzem Aufenthalt in dem lebhaften Sassari mit seinen 30,000 freundlichen Einwohnern und seiner alten Universität von 70 Lehrern und 90 Schülern ging es mit der Eisenbahn nach Süden bis Macomer. In der Umgebung dieses kleinen Ortes bietet sich die beste Gelegenheit, die der Insel eigenthümlichsten Bauwerke, die Nuraghen, 3000 bis 4000 mehr oder minder gut erhaltene Werke, genauer kennen zu lernen. Es sind dies einzelnstehende oder zu Gruppen verbundene kegelförmige Thürme, die unregelmäßigen Steine sind ohne Bindemittel übereinander geschichtet und enden oben in eine Plattform. Im Innern wölbt sich eine pseudokuppelhalle, zu welcher ein niedriger Eingang führt. Häufig findet sich darüber eine zweite Kuppel, selten noch eine dritte, wozu ein spiralförmiger Corridor hinaufführt. Ueber die Nuraghen existiren eine Reihe der unhaltbarsten Hypothesen (Lamarmora, Malpan, Pais, Baux et Gouin, Perret-Chipiez). Wahrscheinlich ist, daß sie in erster Linie militärischen Zwecken dienten und in die früheste iberische Zeit, wie die Bauten auf den Balearen, zu setzen sind. Hier fand der Vortragende Gelegenheit zu Bemerkungen über den sardinischen Dialekt und wies an einigen Liederproben die nahe Verwandtschaft desselben mit dem Vulgärlateinischen nach. Die öffentliche Sicherheit ist dem Fremdling gegenüber gewährleistet. Gewaltthätigkeiten kommen zwar genug vor, theilweise entspringen sie der vendetta, ein organisirtes Banditenthum fehlt aber ganz und gar. Der Fremde hat bei vernünftigem Auftreten nicht das geringste zu fürchten, im Gegentheil sind auch die untersten Schichten der Bevölkerung liebenswürdig und gastfreundlich, Führung einer Waffe ist gänzlich unnütz. Ein viel schlimmerer Feind ist die Malaria. Die Bodencultur steht auf niederer Stufe, Gestrüpp oder Unland, im günstigen Falle der Wald der „macchia" (5980 Quadratkilometer auf 24,000 Quadratkilometer Areal) bedeckt die im Alterthum angebaut gewesenen Striche, dazu die Vernachlässigung der Wasserläufe und die Stagnation derselben zur Sommerszeit bilden die Ursachen des Sumpffiebers, welche Sardinien außerordentlich ungesund gemacht haben. Nach dem Eintritt der Bahn in die Ebene des Campidano beginnt der afrikanische Charakter der Landschaft, die Felder sind von Cactushecken umzäunt, vereinzelt zeigt sich auch die Palme. In Cagliari hatte sich der Vortragende ebenfalls sehr liebenswürdiger Aufnahme zu erfreuen, besonders von seiten des trefflichen Kenners sardinischer Alterthümer, Signor Nissardi. Das Museum in Cagliari ist in hohem Grade instructiv; man kann hier förmlich die einzelnen Schichten sardinischer Culturgeschichte studiren. Von außen unbeeinflußt sind steinerne Geräthe, eine bestimmte Art von Bronzewaffen und -Figuren; dabei wurden die untreuen Fälschungen, die eine Zeit lang auch die deutsche Wissenschaft beschäftigten, kurz berührt. Aus phönikisch-karthagischer Zeit ist eine große Zahl von Scarabäen vorhanden, von denen sämmtlichen der Forscher Abdrücke machen und vorlegen konnte, sowie andere Gegenstände der Kleinkunst, wie Terracotten und Goldschmuck; griechischer Einfluß ist bei einzelnen Terracotten unverkennbar; auch die römische Zeit lieferte Fundstücke, wie zierliche Gemmen u. a. Eine Eigenthümlichkeit bilden Bruchtheile von Händen, die vielleicht zu einer größeren (Scylla-?)Gruppe gehören. Von der nächsten Umgebung ist erwähnenswerth die ziemlich ausgedehnte punische und römische Nekropolis auf einem kahlen Felsplateau nw. von der Stadt, wo sich Schachtgräben von der Tiefe bis zu 7 m finden, und das Amphitheater, das größtentheils aus den natürlichen Felsen gehauen ist. Auch hier schlossen sich prägnante Bemerkungen über die 35,000 Einwohner zählende Hauptstadt mit ihren Theilen, dem Castell, der Marina, Stampace und Villa Nova und dem Leben und Treiben in derselben an. Von den

bunten Trachten aus früherer Zeit ist vieles verschwunden, der ballo tondo, ein nationaler Tanz, geblieben. Die Universität, 1596 von den Spaniern gestiftet, fristet mit ihren drei Facultäten und 128 Studirenden, wie viele andere Italiens, ein sieches Scheinleben. Verschiedene Photographien, Originalaufnahmen, unterstützten wirksam den freien, inhaltreichen Vortrag. In der darauf folgenden kurzen Discussion betonte der erste Schriftführer die Abgeschlossenheit der Insel nicht nur von dem nachbarlichen Corsica, sondern auch dem italienischen Mutterland im Gegensatz zu den Verhältnissen im Alterthum, erwähnte aber mit Nachdruck die Bemühungen der Italiener um den reichen Bergbau und die geologische Mappirung der Insel. Die großen Züge des geologischen Baues von Sardinien hat O. Sella, der hochverdiente Staatsmann, der ja eigentlich Bergmann war, geschildert und 1871 eine wichtige Arbeit über den Bergbau von Sardinien geliefert, die in neuester Zeit von Zoppi, Traversa und Castra über das Bergbaugebiet des Sarrabus, Monte Ferru und besonders die nächst Toscana und Sicilien wichtigste, an Silber, Zink und Blei reichste Mineralquelle des Iglesiente im südlichen Sardinien fortgesetzt wurde. — Nicht minder anziehend und ergebnißreich war der folgende Vortrag des Hrn. Topographen Lutz über Cassini de Thury's Reisen und topographische Arbeiten in Bayern. Die Akademie der Wissenschaften betrachtete es gleich nach ihrer Gründung 1759 als eine ihrer ersten und vornehmsten Aufgaben, eine neue Karte von Bayern in einem größeren Maßstab als die Apian'sche und Finlh'sche herstellen zu lassen. Da in Bayern damals keine geeigneten Kräfte vorhanden schienen, benützte die Akademie die Gelegenheit einer Reise des berühmten französischen „Erdmessers" Cassini 1761 durch das Land gelegentlich der Vornahme einer Längengradmessung zwischen Paris und Wien, ersuchte denselben um Uebernahme der Vorarbeiten für diese Karte und bewilligte die nothwendigen Mittel aus den Gefällen der Akademie. Außer dem Akademiker v. Lori waren Cassini noch beigegeben zur Triangulirung Baron Zuzi vom Cadettencorps, zur Basismessung zwischen München und Dachau „mit großen Kosten" Ingenieur Oberst d'Ancillon mit einigen Cadetten und der Akademiker Linprunn; für Ausführung der geometrischen Operationen ließ Cassini nach St. Michel aus Paris kommen, der ihm schon bei der Vermessung Frankreichs 1753 u. f. als Ingenieurgeograph zur Seite gestanden war. Der kurfürstliche Hof stellte für die Reisen in der Umgebung Münchens ein vierspänniges Hofgefährt mit zwei Bedienten zur Verfügung. Für astronomische Beobachtungen konnte ein Thurm hinter dem Hofgarten, „das Blackerl", benützt werden. Diese Messung in zwei Blättern kostete der Regierung, der Akademie und der Landschaft gegen 60,000 Gulden. Von 1770 an ruhte die Arbeit, bis 1776 Zanoni wieder mit zwei französischen Ingenieuren, Gérard und Duvivier, sie fortsetzte. Das 18. Jahrhundert endete aber, ohne für die Kartographie des Landes ein anderes Ergebniß geliefert zu haben, als diese zwei Blätter der Gegend zwischen München und Ingolstadt und einige noch im Planconservatorium der Armeebibliothek aufbewahrte Originalzeichnungen der Aufnahmen von St. Michel, Widmer, Zanani, Krenner, Adrian v. Riedl u. a. Fürwahr eine geringe Leistung im Verhältniß zur Zeit und den aufgewandten Mitteln! Die auffällige Erscheinung hat ihre Ursache in den mangelhaften Vorarbeiten der Triangulirung und Basismessung, die Cassini de Thury geliefert und welche, trotzdem ihre totale Unrichtigkeit längst nachgewiesen war, immer wieder zur Grundlage der folgenden Mappirungen benützt wurde. Es ist ferner betrübend, zu sehen, daß in diesem Zeitraum nicht ein einziger Mann sich fand, der mit richtigem Verständniß die nothwendige Energie verband, um das Cassini'sche Kartenhaus einfach zusammenzuwerfen und ein neues solides Gebäude an dessen Stelle zu setzen. Nahezu 40 Jahre mühte man sich ab, eine Karte des ganzen Landes zu fertigen, und als um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die bekannten Kriegsereignisse über Bayern hereinbrachen, waren die Apian'sche und Finlh'sche Karte die einzigen zusammenhängenden Darstellungen, die für Dispositionen der Heerführer in Betracht kommen konnten. Diesem für die Truppenleitung empfindlichen Mangel abzuhelfen, waren wiederum Franzosen berufen, und zwar sind es Ingenieurgeographen der Napoleonischen Armee gewesen, welche in kurzer Zeit das Material für eine Militärkarte zusammenbrachten und deren Wirken direct zur Gründung von Staatsinstituten Veranlassung gab, die heute nach ausschließlich die Herstellung von Landeskarten als eine ihrer wichtigsten Aufgaben zu betrachten haben. Zu den Worten des Dankes für die überraschenden Ergebnisse des kritischen Vortrages fügte der erste Schriftführer den Hinweis auf die älteste Karte Bayerns von Aventinus, Johannes Turmair, 1523 und die rühmliche Fortsetzung der französischen Karten dieses Jahrhunderts durch die Arbeiten des topographischen Bureaus. — Mit fast noch größerer Spannung wurde der zweite Theil der Vorträge des Hrn. Lutz erwartet, worin er eine kurze Mittheilung über ein Project der Ingenieurgeographen Stolz von 1820 gab, Bayern durch schiffbare Canäle zu verbinden. Stolz gründete sein weitführendes System schiffbarer Canäle auf vielfache Höhenmessungen und dadurch erworbene Localkenntnisse, zahlreiche Reliefs und die Erwägung, daß die Güterbeförderung auf Landstraßen schwierig und theuer, auf Wasserstraßen leicht und billig sei. Dabei will er nur angeben, wo diese anzulegen seien, das Wie überläßt er Technikern und anderen Fachleuten. Demnach construirt er frischgewagt einen Diagonalcanal von Traunstein bis Bamberg über Rosenheim, München (Wasserleitung aus der Mangfall), Vohburg, Graben und Nürnberg, als Seitencanäle schließt er mit der Ammer und dem Ammersee die Stadt Augsburg an, ferner Main, bei Steppberg durch den Pfeilfluß die Altmühl, den Ingolstädter-Schuttercanal, Entzcanal von Beilngries über Neumarkt mit Schwarzach-Rednitz, Ansbach, Pegnitz-Canal aus Nürnberg nach Creußen und Bayreuth, Amberger Vils- und endlich Bayreuther Main-Canal. Gegenüber solchen hochfliegenden Plänen wies der erste Schriftführer auf den bescheiden zu nennenden Versuch unserer Zeit hin, das große Werk des Donau-Main-Canals nach weiter auszubauen aber doch die Vorstudien hiezu anzunehmen.

* In Braunschweig feierte am 1. März, wie die „Magdeb. Ztg." berichtet, Prof. Dr. Hermann Riegel das Jubiläum seiner 25jährigen Wirksamkeit als Director des herzoglichen Museums, in dessen Weiterentwicklung die Wirksamkeit des hochverdienten Mannes einen neuen Abschnitt bezeichnet, und zugleich als Professur an der herzoglich technischen Hochschule. Riegel war der Amtsnachfolger des als Naturforscher in weiten Kreisen rühmlich bekannten Professors Binsius, dem es versagt war, die theilweise mit Eifer begonnenen Neugestaltungen des Museums durchzuführen. Riegel sah es in dem über dem Kreuzgang und dem Refectorium des ehemaligen Paulinerklosters aufgeführten Gebäude, das Herzog Karl I. dem von ihm gegründeten „Fürstlichen Kunst- und Naturaliencabinet" 1764 angewiesen hatte. An der Enge dieser Räume, in die auch der größte Theil der berühmten Salzdahlumer Gemäldegalerie Aufnahme gefunden hatte, scheiterten von vornherein die von Riegel als erforderlich erkannten Umgestaltungen der ohne System zusammengepferchten kostbaren Sammlungen. Dazu kam, daß eine große Zahl kostbarer Gegenstände, besonders der Majoliken- und Elfenbeinsammlung, nach unverwischt die Spuren der Beschädigung zeigten, die sie 1807 nach der Beraubung des Museums durch Denon auf dem Transport nach Paris und 1816 bei ihrer Zurückführung erlitten hatten. Die erwähnte Unzulänglichkeit der Räume und die Feuergefährlichkeit des leicht aus Holz gezimmerten Gebäudes, in dem die herrlichen Sammlungen länger als hundert Jahre wie durch ein Wunder von Schaden bewahrt geblieben waren, veranlaßten Riegel bald nach Antritt seines Amtes, den Bau eines neuen Museums bei der Regierung zu beantragen. Das durchgesetzt zu haben, ist sein Verdienst, und endlich im Sommer 1887 wurde ihm die Freude, das schöne Gebäude, das mit seinen drei großen Oberlichtsälen, seinen Galerien und verschiedenen Räumen zu den geplanten, zum Theil schon begonnenen Umgestaltungen Platz bot, dem Publicum öffnen zu können. An Stelle des ehemaligen wirren Durcheinanders ist eine systematische Trennung der verschiedenen, unter Riegels Leitung stark vermehrten Sammlungen getreten. Wir erinnern hiebei nur an die neu hinzugekommene Sammlung der Gypsabgüsse antiker Bildwerke, durch die eine bis dahin fühlbare Lücke im Anschauungsmaterial zur Kunstgeschichte ausgefüllt wurde. So blickt Riegel auf eine langjährige, aber auch erfolgreiche Thätigkeit zurück, durch die das Museum, wie auch vielseitig anerkannt wurde, zu einer in mancher Beziehung mustergültigen Anstalt seiner Art geworden ist.

* St. Petersburg. In der außerordentlichen Sitzung der kais. Russischen Geographischen Gesellschaft vom 17. Februar berichtete A. Wilkizki, Oberst vom Steuermannscorps, über die unter seiner Leitung ausgeführten Küstenaufnahmen des Eismeeres. Die große Bedeutung der Wilkizki'schen Arbeiten geht, wie die „Petersb. Ztg." bemerkt, schon allein aus der Erwähnung hervor, daß seit der „großen nordischen Expedition" in den Jahren 1734 bis 1743, die bekanntlich unter außerordentlichen Schwierigkeiten

Digitized by Google

und bei heldenhafter Ausdauer die ganze russische Eismeerküste von Archangel bis zur Behringsstraße aufnahm, also seit über 150 Jahren, keine erneute Vermessung des Seeweges zwischen Europa und dem Ob-Jenissei-Mündungsgebiet stattgehabt hat. Diese in jeder Beziehung fühlbare Lücke auszufüllen, ist die Aufgabe der Wilkitzki'schen Expedition. Sie begann im Jahre 1894 im Auftrage des Seeministeriums ihre Arbeiten mit der Vermessung des Jenissei bei dessen Mündung, im Jahre 1895 setzte sie ihre Vermessungen von der Jenissei-Mündung bis in den Ob-Busen fort und im laufenden Jahre sollen sich die Untersuchungen westlich ins Karische Meer ausdehnen. Außer den hydrographischen und topographischen Arbeiten hat Wilkitzki auf Anregung der Geographischen Gesellschaft Bestimmungen der magnetischen Elemente und Beobachtungen über Pendelschwingungen übernommen. Dazu kommt noch für den nächsten Sommer die Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 8. August, da die Linie der totalen Verfinsterung gerade durch den Ob-Busen in nordwest-südöstlicher Richtung hindurchgeht. Der Expedition standen 1895, ebenso wie im ersten Jahre, der Dampfer „Lieutenant Owzyn" und die Segelbarke „Lieutenant Skuratow" zur Verfügung, dieselben Fahrzeuge, die Capitän Dobrotworski im Jahre 1893 von England durch das Karische Meer mit Schienenladung für die Sibirische Bahn in den Jenissei geführt hatte. Am 5. August liefen die Schiffe aus dem Winterhafen Jenisseisk aus, erreichten, ohne von Eismassen wesentlich gehindert zu werden, den Ob-Busen, von wo sie am 30. August in Obdorsk einliefen. Am 30. September schloß die Expedition in Tobolsk, dem jetzigen Winterhafen, ihre Campagne. Die Gehülfen Wilkitzki's waren die Lieutenants: Droshenko, Iwanow, Ballaschin, Baron Maydell und Midshipman Dr. Bottin. Die Mannschaft bestand aus 42 Matrosen. Die Ergebnisse der Arbeiten sind überraschend: gegenüber der Halbinsel Mattesaie, welche den Ob-Busen von der Jenissei-Mündung trennt, entdeckte die Expedition eine Insel von der Größe der Sibiriakow-Insel, welche auf den früheren Karten nicht verzeichnet war; die Ostküste des Ob-Busens gewinnt eine ganz andere Gestalt, die auf der früheren Karte fast geradlinige Küste zeigt in Wirklichkeit eine mehrfache S-förmige Linie, wobei sich die Differenz zwischen der angeblichen und wahren Küste auf 45 Meilen beläuft. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus wäre es von hohem Interesse, durch geologische Beobachtungen zu ermitteln, ob diese Differenz nur auf der Unrichtigkeit der früheren Vermessung und der späteren kartographischen Darstellung allein, oder aber zum Theil auch auf neuere Anschwemmungen und Veränderungen der Küsten durch Schwankungen des Meeresniveaus zurückzuführen ist. Einen gewissen Hinweis auf solche Veränderungen erhält man auch in der vom Redner angeführten interessanten Thatsache, daß die Waldgrenze am Ob-Busen nur bis zum 67. Grad n. Br. reicht, während sie am Jenissei bis über den 70. Grad n. Br. vordringt. Sollte das nicht damit im Zusammenhange stehen, daß am Ob das erst in jüngster Zeit gehobene oder aufgeschwemmte Land noch nicht Zeit gehabt, sich mit Wald zu bestocken? Die klimatischen Verhältnisse waren im verflossenen Sommer günstig: die Temperatur hielt sich im Laufe des August zwischen + 7 und 8 Grad C. In Dudino erreichte das Thermometer sogar + 24 Grad C. Die Luft war meist klar, bei frischen Brisen. Dadurch konnten an 27 Punkten astronomische Ortsbestimmungen gemacht werden, ferner wurden an 5 Punkten magnetische und an 3 Punkten Beobachtungen über Pendelschwingungen angestellt. Wenn im neuen Jahre die Arbeiten der Wilkitzki'schen Expedition mit ebenso schönen Ergebnissen abgeschlossen werden, was mit Sicherheit angenommen werden darf, und das Fahrwasser bis zum Weißen Meer ebenfalls gründlich erforscht sein wird, so läßt sich eine neue Periode des Seehandels zwischen Europa und Sibirien erwarten, da ja der Mangel guter Karten bisher ein wesentliches Hinderniß gewesen ist und die 11 Jahrten Capitän Wiggins' erwiesen haben, daß die Eisverhältnisse zum geringeren Theil die Nordostpassage zu diesem Theile gehindert haben.

* **Amsterdam.** An Stelle des verstorbenen Gymäologen van der Mey wurde Dr. Hector Treub aus Leiden, an Stelle des nach Berlin berufenen J. H. van 't Hoff, Dr. chem. H. W. Bakhuis Roozeboom zum Professor an der hiesigen Universität ernannt.

* **Athen.** Wie die Zeitung „Asty" mittheilt, ist vor einigen Tagen von der berühmten Gräberstraße am Dipylon, die alljährlich von Tausenden von Fremden besucht wird, ein Grabrelief verschwunden, das einen bei seinem Hunde stehenden Knaben darstellt. Ebendort ist im vergangenen Frühjahr das schönste aller attischen Grabreliefs, die vielbewunderte Hegeso, stark beschädigt worden. Man befürchtet, daß sich die Regierung gezwungen sehen werde, die werthvollen Kunstwerke aus ihrer alten Umgebung fort ins Nationalmuseum zu schaffen, um sie vor frevelnden Händen zu bewahren. — Zu einer der drei Pfeilerstatuen mit Schlangenfüßen in der sog. Gigantен-Stoa nördlich vom Areopag zwischen dem sog. Theseustempel und der Halle des Königs Attalos hat der am Athens Skulpturensammlungen sehr verdiente Steinmetz Panag. Kaludis, der seit 35 Jahren im Dienste der Generalverwaltung der Museen arbeitet, soeben in einem seit langer Zeit im athenischen Nationalmuseum befindlichen Kopf aus Marmor die Ergänzung entdeckt. Bruch auf Bruch paßt der Kopf auf den Torso des Schlangenfüßlers. Das aber bleibt merkwürdig, daß dieser Kopf nicht in Athen, sondern in Eleusis gefunden ist, so daß man eine spätere Verschleppung der drei Statuen nach Athen anzunehmen hat. Kaludis verheißt weitere Nachforschungen im Museum von Eleusis.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 8. bis 9. März folgende Schriften eingegangen:

Vierteljahrshefte der Statistik des Deutschen Reichs, hggb. vom kais. Statist. Amt. Jahrg. 1896. I. Heft. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Dr. Mehemed Emin Efendi: Die armenischen Gräuel und die englische Humanität; 2. offenes Schreiben an Henry Gladstone. Würzburg, Stahel 1896. — Sanitätsrath Dr. J. Alba: Die Feuerbestattung eine Forderung der Hygiene. Wien, Eduard Beyer (Comm.) 1895. — Director Müller-Guttenbrunn: Der suspendirte Theaterdirector; Rede. 2. Aufl. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1896. — Prof. Johannes K. Mitsotakis: Chrestomathie der neugriechischen Schrift- und Umgangssprache. (Lehrbücher des Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin, Bd. XIV.) Stuttgart u. Berlin, W. Spemann 1895.

Université de Lausanne.

L'Université de Lausanne comprend une Faculté de théologie protestante, une Faculté de droit, une Faculté de médecine, une Faculté des lettres et une Faculté des sciences. Dans la Faculté des lettres, l'enseignement des langues et des littératures modernes est organisé en vue des jeunes gens qui se vouent spécialement à cette étude. La Faculté des sciences est divisée en trois sections: Section des sciences mathématiques, physiques et naturelles; Section des sciences pharmaceutiques; Section des sciences techniques. La section des sciences pharmaceutiques est une école de pharmacie, qui prépare, conformément au programme fédéral, les candidats aux examens fédéraux de pharmacie, lesquels se font à Lausanne. La section des sciences techniques est une école d'ingénieurs qui délivre les diplômes d'ingénieur-constructeur, d'ingénieur-mécanicien et d'ingénieur-chimiste.

NB. Des cours dits de „Vacances" destinés aux étrangers qui désirent se perfectionner dans la connaissance de la langue française auront lieu cette année du 21 Juillet au 28 Août.

Le programme des cours du semestre d'été 1896 sera envoyé gratuitement à toute personne qui en fera la demande au secrétariat de l'Université.

Le Semestre d'été s'ouvrira le 8 Avril.

Le Recteur
(2625) **Dr. M. Dufour.**

Soeben ist im Verlage von Duncker & Humblot in Leipzig erschienen:

Intensität der Arbeit. Wert und Preis der Waren.

Von **Leo von Buch.**

(Elemente der politischen Oekonomie. I.)
15 Bogen in gr. 8°. Preis 4 M.

Inhalt: Die Arbeiterfrage im allgemeinen. — Allgemeines über die Arbeit des Menschen. — Intensität der Arbeit. — Der normale Arbeitstag. — Irrige Ansichten über die den Kapitalisten gewinnbestimmenden Momente. — Belegmaterial bez. des achtstündigen Arbeitstages. — Hypothese der Limitarintensität der Arbeit. — Wert der Waren. Schätzungswert der Waren, Geld und Warenpreis. (2636)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 11. März. Nummer 59.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Märchen und Fabeln der Basuto-Neger. Von Ludwig Jacobowski. — Albrecht Ritschl. IV. (Schluß.) Von W. Bornemann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Märchen und Fabeln der Basuto-Neger.

Von Ludwig Jacobowski.

Die Volkspoesien Nordafrika's und Südafrika's zeigen einen Unterschied, der größer ist als die klimatischen Bedingungen beider Erdstrecken, stärker als die sociologischen Unterschiede der einzelnen Stämme und bedeutender als die ethnographischen Differenzen. Daran haben die religiösen Anschauungen schuld. Ueber ganz Nordafrika liegt der Mohammedanismus mit der Fülle seiner ethischen und religiösen Maximen gewichtig auf den Gemüthern der Stämme und hat ihre Volkspoesie so stark beeinflußt, daß sie einen manchmal anmuthet wie ein rein arabisches Gewächs. Wie ganz anders der Süden! Gewiß werden die armseligen Buschmanns- und Hottentottenhorden bald von dem erbarmungslosen Schritt der europäischen Cultur zertrümmert sein und bald winkt ihnen der Racenlod wie einst den Tasmaniern, aber von ihnen hat sich so viel köstliches Gut an Volkspoesie gerettet, daß man in ihnen völlig eigenartige, national ausgebildete Züge entdecken kann. Und die gleiche nationale eigenartige Physiognomie zeigt die Volkspoesie der Kaffern, wie sie Callaway und Mac Theal gesammelt haben. Gesellt man zu ihnen die Volkspoesie der Herero, die freilich stark hottentottische Züge aufweist, so haben wir hier vier Zweige der südafrikanischen Volksdichtung, deren Eigenart und selbständige Physiognomie sich scharf gegen den verwaschenen mohammedanisch übermalten Charakter der nordafrikanischen Poesie abhebt. Bei einer genauen Analyse dieser Poesie, die ich vorbereite, wird es sich zeigen, daß in den Anfängen der Poesie ein inniger Zusammenhang zwischen den religiösen Vorstellungen eines Volkes und seinen volkspoetischen Erzeugnissen besteht.

Neben den Kaffernstämmen spielen in Südafrika die Betschuanen eine gewichtige Rolle und unter ihnen ist es dem Stamm der Basuto gelungen, sich eine leitende Stelle zu erobern. Ein Betschuanenstamm, den in den zwanziger Jahren unsres Jahrhunderts der Zuluhäuptling Mosilikatse vom Vaalflusse in die Drakenberge getrieben hatte, zog als „Basuto", d. h. als Bettler, ins Gebirge. Ein tüchtiger Häuptling namens Moschesch[1]) machte aus diesem Häuflein durch Zuführung von Küstenkaffern eine mächtige und gefürchtete Schaar. Dazu kam, daß ihr Weideland (s. Ratzels „Völkerkunde" I. 307 ff.) ungemein günstig war. Schon im Jahre 1877 war die Bevölkerung auf 127,000 Köpfe gestiegen und Ackerbau und Viehzucht blühten. Aus dem kleinen Stamme war eine mächtige Nation geworden — in Afrika verschwinden und entstehen eben Nationen leichter, weil sie keine Culturen zu erben, keine zu hinterlassen haben —, die 18,000 berittene Bewaffnete stellen konnte. Und man weiß ja, daß die Basuto 1879 aus dem Kampfe mit der Capregierung als Sieger hervorgegangen sind.

Eine solche Nation mußte eine umfangreiche Volkspoesie haben, und sie dem europäischen Publicum zugänglich zu machen, wird stets ein Verdienst sein. Dieses darf der evangelische Missionar aus Paris, E. Jacottet, für sich in Anspruch nehmen, der in seinem Bande „Contes populaires des Bassoutos" (Paris, Ernest Leroux, 1895) eine Sammlung von Fabeln, Märchen und Sprichwörtern dieses afrikanischen Volksstammes herausgegeben hat. Einige davon kannte man bereits aus den trefflichen Werken von Casalis, „Études sur la langue Bechusna" (Paris 1841) und „Les Bassoutos" (Paris 1860), ferner aus Jacottets Aufsätzen in der „Revue des traditions populaires" (1888 bis 1890). Leider hat der kenntnißreiche Autor in seiner Bibliographie über die Basuto-Volkspoesie die Deutschen ein wenig vernachlässigt. Gewiß führt er Endemanns Lieder und Grammatik der Potho an. Aber das ist nicht genug. Die losen Streiche des Basuto-Eulenspiegel Hudeane oder Chweane hat Missionssuperintendent Nerensky in den „Miltheil. der geogr. Gesellschaft zu Jena" veröffentlicht (1887 Bd. VI S. 111 ff) und ein Basuto-Märchen in der „Zsch. der morgenländ. Gesch." (Bd. 16 S. 471 ff) fehlt bei Jacottet ebenfalls. Ferner halte ich es für einen Mangel, daß er die große Zahl lyrischer und epischer Lieder der Basuto ausgelassen hat, anstatt sein Werk zu einer tüchtigen Monographie über die Volkspoesie dieses Stammes auswachsen zu lassen.

Sonst verdient die Sammlung im großen und ganzen reichliches Lob. Der naive Stil ist ziemlich getreu beibehalten und eine Reihe von kenntnißschweren Anmerkungen vermittelt das Verständniß mancher eigenartigen Sitte und Gewohnheit. Während seines zehnjährigen Aufenthaltes im Lande der Basutos hat Jacottet sein Material gesammelt und es Wort für Wort nach dem Dictat der Eingeborenen niedergeschrieben. Damit hat er ein köstliches Spiegelbild von dem nationalen Geiste eines Volkes gegeben, das, völlig auf sich selbst gestellt, seine Einheit und sein Territorium zu bewahren gewußt hat. Und so ist es nur begreiflich, daß man aus den Fabeln und Märchen dieses Stammes sich ein getreues Bild seiner socialen Eigenart zusammenbauen kann. Die Wörter Cannibale und Gott haben — das ist für eine Religionsgeschichte werthvoll — dieselbe Wurzel „dimo". Ihre eigenen Hütten werden beschrieben und ihre Helden essen dieselbe Maisart wie sie. Auf gutes Benehmen wird geachtet, denn als ein Jüngling, namens Masilo, das Wasser ausgoß, das ihm ein Mädchen zum Trinken anbot, riefen seine Gefährtinnen ärgerlich aus: „Du führst dich (aber) schlecht auf, Masilo!" Gesangsfeste werden mit Lied und Tanz gefeiert und bei einer wichtigen gerichtlichen Entscheidung eine öffentliche Volksversammlung des ganzen Stammes einberufen. Da werden dann Ochsen geschlachtet, eine Masse Yoala oder

[1]) Heißt „Barbier", weil er alle seine Feinde barbiert hatte. (Ratzel, Völkerkunde I. 297.)

Digitized by Google

Léting — zwei Sorgho-Biere — gebraut und es entwickelt sich eine Schmauserei ohne Ende. Ein Schwur wird getreu nach Basutoart, d. h. bei dem Namen todter oder lebender Häuptlinge, geleistet und die Geister der Vorfahren verursachen einen großen Theil ihrer Leiden, namentlich ihrer Krankheiten. Gewisse Riten werden eingehalten und bei einer Heirath alle Regeln des Herkommens getreu beachtet. Als eine Schlange ein Mädchen entführte und nachher zu einem schönen Kerl wird, vergißt er nicht, seine Ehe legitim zu machen, indem er dem Schwiegervater den Kaufpreis in Gestalt einer Viehheerde schickt. Und welche Rolle spielt dieses Vieh erst in andern Märchen! Nur einmal, im Märchen von der schönen Ntotoatsana, darf ein Weib die Bewachung des Viehs übernehmen, was sonst ein Ehrenamt für Männer ist, und jeden Dank, den ein Basuto ausdrückt, wandelt er in ein Geschenk von Vieh um. Besaßen doch die Basuto vor ihrem letzten Kriege mit den Engländern einen Viehstand von 200,000 Häuptern. Will sich ein Häuptling der Betschuanen beliebt machen, schenkt er seinen Kriegern Vieh. Treibt man ihnen die Heerden weg, ist ihr Stolz dahin und ihre Widerstandskraft gebrochen. Wenn ein Häuptling stirbt, wird er in seiner Viehhürde begraben und die riesigen Heerden werden darüber hinweggetrieben, als wären sie ein Theil von seiner Nachkommenschaft und gingen darum trauernd über sein Grab.

Intime Beschäftigung mit der Thierwelt führt stets zu einer eingehenden Kenntniß der Thierseele und ihrer Eigenart, und diese wiederum zur Bildung von Thiernovellen. Das Wort „Thierfabel" ist zu modern und bezeichnet zu sehr ein Kunstproduct mit ausgearbeiteter ethischer Pointe und lehrhaftem Schluß. Das zeigen die Basuto-Thiergeschichten nicht. Es sind Erzählungen und Schwänke, die meist die Ueberlistung eines Thiers durch ein anderes zur Darstellung bringen. Immer wieder läßt sich das dumme Kaninchen vom klugen Hasen anführen. Es glaubt z. B., daß der Hase ein Mittel gegen das Sterben weiß, und läßt sich ruhig in ein großes Feuer werfen, in der Hoffnung, dadurch dem Sterben zu entgehen. Und höhnisch ruft der Hase aus: „Du kannst drin bleiben; es ist deine Schuld, wenn du brennst; warum bist du einfältig genug, dich ins Feuer werfen zu lassen? Wußtest du nicht, daß Feuer brennt?" Die Schildkröte zeigt sich in einer andern Erzählung als das klügste aller Thiere, weil sie sogar den Schakal überlisten kann u. a. m.

Neben diesen Fabeln sind die Märchen und Novellen bei den Basutos ungemein beliebt. Eine ist namentlich interessant, weil sie eine Fülle uralter Sagenmotive in sich vereinigt und von den Basutos am liebsten erzählt wird. Zwei Brüder, namens Masilo und Masilonyané, gehen auf die Jagd und kommen durch ein verlassenes Dorf, wo sie große umgeworfene Gefäße liegen sehen. Masilonyané will das größte zum Stehen bringen, Masilo ihm aber dabei nicht helfen. Endlich gelingt es ihm und ein altes Weib tritt aus dem Gefäß heraus und springt ihm auf den Rücken, wie die Mare in deutschen Sagen und der „Börenwolf" in Westfalen und Hessen. Höhnisch ruft ihm Masilo zu: „Ich hatte dir gerathen, die Gefäße in Ruhe zu lassen", und geht allein davon. Endlich kann sich Masilonyané der Alten entledigen und seine Hunde tödten sie. Als er mit der Hacke gegen ihren großen Zeh schlägt, kommen zwei prächtige perlhuhnfarbige Kühe heraus. In einem andern von Jacottet nicht erzählten betschuanischen Märchen treten aus dem dicken Bein eines Riesen eine ganze Menge Kühe hervor, wie ähnliche Geburten in vielen Sagen der Erde eine Rolle spielen (s. F. Liebrecht, Zur Volkskunde. 1879. S. 491). Masilo sieht von weitem die Kühe und will „seinen Antheil" haben. Als sein Bruder sich nicht willfährig zeigt, tödtet er ihn, während er sich über eine Quelle beugt, um zu trinken. Jetzt nimmt die Basutoerzählung ein altes arisches Märchenmotiv auf. Das Herz Masilonyané's fliegt dem Bruder voraus in das Heimathsdorf in Gestalt eines Vogels und hoch in den Lüften singt er ein Lied von dem Brudermord Masilo's:

„Tsuidi, tsuidi. Masilo hat Masilonyané erschlagen,
Wegen der perlhuhnfarbigen Kuh!"

Wer denkt hier nicht an den „singenden Knochen" und die „sprechende Harfe" der deutschen Sage? Reinhold Köhler hat alle Versionen dieser Sage in seiner klaren und gründlichen Art zusammengestellt (Aufsätze über Märchen und Volkslieder, 1894. S. 79). In allen Parallelen singt oder tönt ein Glied des gefallenen Bruders oder Schwesterchens die Mordthat in die Welt hinaus und führt die Bestrafung des Missethäters herbei, wie in dem Basuto-Märchen. Einer Kuh wegen, klagt das Basuto-Lied, geschah die Mordthat, und eine sicilianische Variante singt:

„Für drei Federn eines Pfauen
Ward ich getödtet am Jordan dort."

Als Masilo heimkehrt, leugnet er ab, etwas von seinem Bruder zu wissen, bis das Vöglein herniederruft: „Ich bin von Masilo erschlagen worden; ihr könnt zur Quelle gehen; dort findet ihr meine Gewänder." Es geschieht und Masilo gesteht seine Unthat ein. Echt afrikanisch schließt jetzt das Märchen mit der lakonischen Wendung: „Masilonyané war wieder ein Mensch geworden!" Als ob das ein Kinderspiel wäre!

Daß Masilo ohne Strafe ausgeht, ist befremdend. In der That lassen sonst die meisten Märchen der Basuto Schuld und Sühne brav aufeinanderfolgen. Der Gute wird belohnt, der Schlechte bestraft. In einer andern Version der Masilo-Geschichte wird der Missethäter auch zum Tode verurtheilt und zwar vom eigenen Vater erschlagen. Das paßt auch mehr zum nationalen Furor dieses Volkes. Andere Schurken müssen schleunigst aus dem Lande fliehen, werden durch Scorpione gepeinigt oder lebendig in einen Kochtopf gesteckt.

Mythischen Ursprungs scheint nur eine Erzählung zu sein, die Jacottet von einer achtzigjährigen Negerin erfahren hat und die sonst kein Eingeborner kannte. Es ist eine Art Adam- und Eva-Mythus und gibt ein naives Bild von der ersten menschlichen Ehe. Irgendwo lebten vier Jünglinge zusammen und von ihnen entfernt ganz einsam ein einziges Weib. Eines Tages sahen die Männer dieses Wesen und waren verwundert darüber, bis einer zu ihr ging, um von ihr Kunde zu bringen. Da erzählte er: „Dieses Wesen geht nicht auf die Jagd, hat Hände wie wir und Füße und einen Kopf; sonst ähnelt es uns nicht. Es lebt ohne Feuer, trinkt Wasser und ißt gar nichts." Da brachte ihr einer täglich ein Stück Fleisch und sie aß es. Ihre Nacktheit bedeckten sie dann mit Thierhäuten. Schließlich blieb einer von den jungen Leuten ganz bei dem Weibe und „alle beide lebten zusammen". Hiemit endet das Fragment, denn ein Fragment scheint es zu sein. Jedenfalls steht es so einsam inmitten der anderen Märchen da, daß ich glaube, hier haben sich ein paar biblische Ideen mit einem alten Betschuanenmythus verquickt.

Die Basuto sind ein Betschuanenstamm und diese selbst gelten als eine „weichere Ausprägung des Kafferntypus". Umwohnt von den Zulukaffern und Nama-Hottentotten haben die Basuto auch den Einfluß dieser beiden einst so scharf ausgeprägten Nationen auf sich wirken lassen. Namentlich der jetzt noch straffe nationale Kafferntypus hat die Volkspoesie der Basuto so stark beeinflußt, daß Jacottet mit Recht zu vielen Erzählungen Parallelen aus den von Callaway und Theal gesammelten Kaffernmärchen hat beibringen können. Er hat hierin nichts mehr zu thun übrig

Digitized by Google

gelassen. Bezeichnend für die Gefühle, die die Basuto für die Kaffern (Matabele) hegen, ist die Stellung dieser in ihrer Volkspoesie. Die Cannibalen und Ungeheuer ihrer Märchen reden fast immer die Zulusprache und in dem Märchen Ntotoatsana werden sie als eine Menschengattung beschrieben, die an die fabelhaften Völker des Plinius und unsrer mittelalterlichen Volksbücher erinnert: sie leben mit einem Bein, einem Arm, einem Auge und einem Ohr. Auch sind sie so tölpelhaft, daß sie sich während der Verfolgung eines Basutomädchens durch die Capriolen eines Schafes aufhalten lassen.

Nächst der Kaffernpoesie hat die der Hottentotten stark auf den Inhalt der Basutodichtung eingewirkt. Hier bedürfen die paar Andeutungen Jacottets dringend der Ergänzung. Die Fabel „Der Schakal und die Quelle" ist auf die Hottentottenfabel „Der Elephant und die Schildkröte" nur in einzelnen Zügen zurückzuführen, während für die Basutofabel „Der Schakal, die Taube und der Panther" die hottentottische Erzählung vom Schakal, der Buschtaube und dem Reiher die genaue Quelle darstellt (s. Bleek, Reinecke Fuchs in Afrika. Weimar 1890. Nr. 14 und Nr. 11). Man betrachte nur den Anfang:

Hottentottischer Text:	Basuto-Text:
Der Schakal kam einst zu der Buschtaube, die oben auf einer Felsenspitze wohnte, und sagte: „Gib mir doch eins deiner Kinderchen!" Die Taube erwiderte: „Nein, das will ich wohl bleiben lassen!" Da sagte der Schakal: „Geschwind gib's, sonst fliege ich hinauf." Da warf sie ihm eins hinunter.	Eine Taube hatte ein Nest mit drei Kleinen; ein Schakal kam zu ihr und rief ihr zu, indem er sich unten an den Felsen stellte: „Ohe, Taube! Taube!" Die Taube fragte ihn: „Was willst du?" Der Schakal entgegnete: „Gib mir eins deiner Kleinen oder ich springe bis an dein Nest." Die Taube warf ihm eines ihrer Kleinen hinunter, das der Schakal aß.

Beide male jammert die Taube, bis ein Reiher vorüberfliegt und nach der Ursache ihrer Thränen fragt. „O wie dumm bist du!" entgegnet der Reiher. „Du gibst dem Schakal dein Kleines, und der kann gar nicht fliegen." Als der Schakal von der Taube wiederum ein Junges forderte, weigerte sie sich, seinem Wunsche nachzukommen. Seine Drohung verfange nicht, da er ja nicht fliegen könne. Sofort merkt der Schlaukopf, daß jemand die Taube klüger gemacht hat, und diese verräth in ihrer Einfalt den Rathgeber. Jetzt will der Schakal an dem Reiher Rache nehmen. Die Methode dieser Rache ist in beiden Versionen ziemlich die gleiche und der Dialog stimmt hier wie dort fast wörtlich überein. Bis hierher ist der Parallelismus der Nama-Hottentottenfabel und der Basutoerzählung auffallend ähnlich. Nur das Loos der beiden Reiher ist verschieden. Der Schakal der Hottentotten gibt dem Reiher einen Schlag auf den Nacken, infolge dessen sein Nacken bis auf den heutigen Tag rundgebogen ist, während der Basutoschakal den Reiher laufen läßt, als dieser ihm einen Ort zu zeigen verspricht, wo ein weiblicher Panther Junge geworfen hat, was die Basutoerzählung gleich zum Ausgangspunkt einer neuen Erzählung nimmt, die der Namaversion fehlt.

Die Basuto sind nicht die einzigen Neger, die diese Fabel besitzen. Auch im Sudan findet sich eine ähnliche Schakalsfabel, die Ernst Marno aufgezeichnet hat (Reise in der Aegyptischen Aequatorialprovinz. Wien, 1878, S. 284 f). Hier verlangt der Schakal Abu'l-Hossein von dem Storch ein Junges, widrigenfalls er den Baum umhauen würde, in dessen Krone sich das Storchnest befand. Der geängstigte Storch willfahrte dem Wunsche des Schlaukopfs, bis der mitleidige Rabe die trauernde Mutter darüber aufklärte, daß das Beil des Schakals nur aus Erde geformt und es diesem unmöglich sei, den Baum zu fällen. Als der Schakal wiederum drohend ein Junges verlangte, wies ihn der Storch ab und der Schakal geht fort, um sich an dem Raben zu rächen. Dieser aber überlistet ihn zweimal und beschämt muß der sudanesische Reinecke abziehen.

Auch der Basuto-Eulenspiegel Hubeane, von dem Jacottet nichts berichtet, weist klar hottentottische Züge. Ein paar seiner lustigen Streiche habe ich ziemlich getreu bei den Nama-Hottentotten gefunden. Diese wissen von einem dummen Hirtenjungen zu berichten, der ein todtes Zebra findet, es nicht kennt und „bunter Stein" nennt. Und als ihn sein Vater fragt, in welcher Richtung er das Vieh hüte, antwortet er: „Auf der Seite des bunten Steins". Die Leute lachen ihn aus, gehen aber schließlich mit ihm und finden das todte Zebra. Da schlug der Vater seinen Jungen und sprach: „Wann du solch ein Ding findest, dann mußt du es mit Strauchwerk bedecken und es mir sagen; das ist ja werthvolle Nahrung!" Genau ebenso handelt Hubeane. Als er am Abend die Heerde eingetrieben, fragten ihn die Männer: „Hubeane, wo hast du heute gehütet?" „Heute habe ich bei dem Stein gehütet, der lauter bunte Streifen hat." Da lachten die Männer, folgten ihm am nächsten Tag und entdeckten das Thier. Da sprach einer zu Hubeane: „Mein Kind, das ist ein Zebra, ein Stück Wild; das kann man essen; wenn du solches findest, dann haue Zweige ab und decke es zu, damit die Geier es nicht sehen; renne nach Hause, rufe und schreie; dann kommen wir und holen es heim." Der Hirtenjunge und Hubeane begehen auch den zweiten Streich auf gleiche Weise, indem sie die Rathschläge allzuwörtlich befolgen. Sie finden ein todtes Vögelchen, bedecken es vorschriftsmäßig mit Strauchwerk und erheben ein Mordsgeschrei. Als aber zu Tage tritt, daß sie nur ein Vögelchen sorgsam zugedeckt haben, regnet es wieder Ermahnungen und Prügel. Hier aber trennen sich die Erzählungen. Der Soma-Hirtenjunge setzt seine Dummheit in gleichem Stile fort, indeß der Basuto-Hubeane sich immer mehr zum Schlaukopf und zum richtigen Eulenspiegel entwickelt.

Albrecht Ritschl.

Von W. Bornemann.

IV. (Schluß.)

Es kann selbstverständlich weder unsre Aufgabe noch unsre Absicht sein, hier eine Darstellung oder Würdigung der Ritschl'schen Theologie zu geben. Ein Lebens- und Charakterbild mit wenigen Zügen zu entwerfen, war unser Wunsch. Dabei mag aber nun zum Schluß der Zusammenhang der Ritschl'schen Theologie, ihrer Art und ihres Einflusses mit der Persönlichkeit des großen Theologen angedeutet werden.

Als Hottinger im Jahre 1880 in einem Büchlein die Bilder der hervorragendsten evangelischen Geistlichen zusammenstellte und veröffentlichte, gab auf seinen Wunsch auch Ritschl sein Bild her und charakterisirte sich selbst mit dem Denkspruch: „Wir rühmen uns der Bedrängnisse, denn die Bedrängniß wirket Geduld" (Röm. 5, 3). Das ist ein bezeichnender Ausdruck seiner Stimmung und Gesinnung aus der Zeit, wo die Angriffe auf ihn immer schärfer und allgemeiner zu werden anfingen. Nun hat Ritschl gewiß durch seine offene und zum Theil scharfe Kritik, die er an allen theologischen Richtungen und Parteien übte, manche dieser Angriffe selbst natürlich hervorgerufen. Er wollte sich weder nach einer bestimmten Partei richten noch versuchen, es allen recht zu machen, sondern er wollte selbständig nach seinem eigenen Wissen und Gewissen seinen Weg gehen. Darum hat er es nun freilich mit allen vorhandenen Parteien verdorben. Sehr bald aber blieb es nicht mehr bei sachlicher Kritik und wissenschaftlicher Gegnerschaft, sondern je mehr gediegene Arbeit und schwerer Gehalt in Ritschls Werken vorlag, um so leichter glaubte

man sich von der Arbeit dispensiren und in wegwerfenden, verdammenden oder warnenden Urtheilen ergehen zu dürfen. Massenweis ist gegen ihn von solchen geschrieben und geredet worden, die von seinen Werken kein einziges gelesen oder gar durchgearbeitet hatten, sondern ihn nur vom Hörensagen und seine Theologie nur aus den gefärbten und entstellenden Artikeln von Kirchenzeitungen oder aus gegnerischen Vorträgen und Broschüren kannten. Was jeder einzelne nicht kannte und nicht verstand, das verurtheilten nur zu oft Massenversammlungen; und die Anonymität war vielfach ein bequemer Schutz für orakelhafte Verdammungsurtheile. Es gibt in der christlichen Kirchengeschichte kaum eine Ketzerei, deren Ritschl nicht beschuldigt wäre, und zuweilen wurden ihm zur gleichen Zeit zwei ganz entgegengesetzte Irrlehren zugeschoben. Sein bloßer Name wirkte auf viele, wie das rothe Tuch auf den Stier, und bald war er der am meisten und schärfsten gehaßte, aber auch der am meisten gefürchtete Theologe. Von manchen Pastorenkreisen wurde er ganz ungenirt in der Sprache Kanaans als „der Eber im Weinberg des Herrn“ (vgl. Psalm 80, 13) oder als „der Ziegenbock aus dem Buche Daniel“ (8, 5 ff.) bezeichnet. Abgesehen von solcher geschmackvollen Schriftanwendung, äußerte sich das unverständige Eifern noch in anderer Weise. Mehrfach erhielt Ritschl anonyme Briefe, in denen er aufgefordert wurde, sich zu bekehren, widrigenfalls man beten würde, daß Gott ihn unwirksam mache. Und bei einer Pastorenconferenz brach ein Pfarrer, nachdem man weidlich über Ritschls seelenverderbliche Wirksamkeit sich aufgeregt hatte, ganz naiv in die Worte aus: „Und dabei soll der Mann doch ein ganz geordnetes Familienleben führen!“ Das sind nur einige wenige Proben von dem, was nunmehr seit Jahren gegen die Theologie Ritschls für erlaubt und zweckmäßig gehalten wird. Ritschl hat sich in der Regel um solche Anfechtungen wenig gekümmert. Kirchenzeitungen las er in den letzten Jahrzehnten grundsätzlich nicht mehr und meist verzichtete er auch auf die Lectüre der massenweis gegen ihn gerichteten Streitschriften, nachdem er aus ihrem Ton die Unfruchtbarkeit jeglicher Vertheidigung erkannt hatte. Seine einzige Streitschrift aus den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens ist die Schrift über „Theologie und Metaphysik“. Daß er aber in seinen Vorlesungen und im Gespräch bei solcher Behandlung zuweilen scharf und bitter sich äußerte, ist nach den gegebenen Proben nicht verwunderlich.

Freilich, um der Sache willen war sein Urtheil über viele Punkte der überlieferten Theologie und der landläufigen kirchlichen Praxis von vornherein sehr kritisch. Auch davon mögen hier einige Proben mitgetheilt werden, bei denen jedoch nicht zu vergessen ist, daß sie aus vertrauten Briefen stammen, hie und da auch wechselnde Stimmungen wiederspiegeln und in seinen für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriften wohl sachlich, aber nicht in dieser Form sich wiederfinden. Vielleicht finden manche dieser Aeußerungen bei gebildeten Laien mehr Verständniß und Zustimmung als in den verschiedenen Lagern der Theologen.

„Ihren kirchlichen Realismus“, so urtheilt Ritschl im Jahre 1869, „haben die Lutheraner immer nur in dem Anspruch, daß sich die Leute anpredigen lassen, und daß im Brode der Leib Christi gegenwärtig sei; aber über das stets erfolglose Ringen mit der Sünde sollen die Leute nie hinauskommen, sie sollen sich nie als vollberechtigt in der Gemeinde wissen, sie sollen immer bloß den Ansatz dazu machen, der sie nie in die Gemeinschaft der Heiligen führt. Nicht erst der Pietismus, sondern schon das orthodoxe Lutherthum muthet den Menschen diese asketische Anfangsstümperei zu. Kann man sich wundern, daß, nachdem der Pietismus den Credit der „realen“ Factoren des Kirchenthums zerstört hatte, die Aufklärer in ihrer moralischen Stümperei mit persönlicher Genugthuung fortfuhren, und ist es nicht sehr menschlich, wenn die aufgeklärten Leute der Gegenwart sich nicht das kirchliche Bewußtsein aufzwingen lassen wollen, daß sie wirklich Stümper sind? Wenn man doch nicht über die Stümperhaftigkeit hinauskommen soll, kann es nichts Lockendes haben, sich dessen bewußt zu werden. Und nun apologetisirt Tholuck vor dem Unionsverein in Halle die Vermittlungstheologie, daß sie nichts anderes sein wolle, als die mit der Pietät vor dem Lutherthum verbundene Modification desselben durch Pietismus und Rationalismus! Das sind drei Schwächlichkeiten für eine! Wenn man nicht auf das Princip der Reformation und auf das umfassender verstandene Neue Testament zurückgeht, und wenn man nicht jenes nach der Symphonie Luthers mit Zwingli versteht — denn Luther schon ist mit dem Begriff der Kirche in die Brüche gerathen und Melanchthon erst recht —, so hat man gar keine anständige theologische Basis.“ Und im Jahre 1885 schreibt er: „Nur zuweilen bricht in meiner Seele ein Strahl der Nutzanwendung meiner Einsichten in den Pietismus auf die Kirche der Gegenwart hindurch. Aber je heller die Gegenwart der Kirche dadurch beleuchtet wird, um so dunkler und verzweifelter erscheint mir dann ihre Zukunft, eingeklemmt zwischen die römische . . . und die Secten. Und die Gesellschaft, welche sich der Herrschaft über unsern Glauben und unser Heil bemächtigt hat, steuert das Schiff gleichzeitig dem einen wie dem andern Gegner in die Hände. . . . Was man von den parteisüchtigen Größen sieht, ist nur Grund zur Verzweiflung.“ Ein anderes mal freilich urtheilt er günstiger und zuversichtlicher: „Darum soll mir auch diese Erfahrung meines Lebens, welche ich nicht hoch genug schätzen kann, zum Spiegel dafür dienen, daß man, wenn man aufrichtig ist, viel mehr Frieden zu erwarten hat, als man im Momente glaubt, und deßhalb glaube ich an den Verfall der Theologie und der evangelischen Kirche nur mit ‚Zeitglauben‘“ (d. h. für vorübergehende Zeit). Wieder ein anderes Urtheil hören wir im Jahre 1871: „Ich kann nicht leugnen, daß die Betrachtung unsres allgemeinen Wirkungskreises mich mit Kummer erfüllt, wohin ich einmal die Fühlhörner ausstrecke. Die Leute, welche den kirchlichen Markt seit 50 Jahren beherrscht haben, sind mit ihren Recepten zu Ende und suchen den Grund davon als natürliche Menschen nicht in sich, sondern in den anderen. Deßhalb predigen die lutherischen Heißsporne in der Stadt Hannover das Bevorstehen des Weltunterganges. Ich will aber diese armen Leute noch nicht so schwer beschuldigen; den Hauptschaden verschulden die Theologen der abgelaufenen Generation durch Begehungen und Unterlassungen. Und dazu gehört hauptsächlich das unfruchtbare Spielen mit der Wissenschaft der praktischen Theologie, durch die keiner hat predigen und katechisiren lernen, durch deren Betrieb man aber die Dogmatik und Ethik hat verkommen lassen, so daß die armen Jungen, wenn sie predigen und katechesiren sollen, nicht zwei Gedanken richtig mit einander zu verbinden wissen. Nun kommen sie immer schlechter vorbereitet von den Gymnasien, und anstatt den christlichen Gedankenkreis zu beherrschen, verbrämen sie ihre Gedankentrümmer mit Phrasen und Splitterrichterei. Und dann wundern sie sich, daß die Leute nicht kirchlich werden wollen! Und dabei die selbstgefällige Rechthaberei der kirchlichen Parteien! Die Wahrheit wollen dieselben nicht hören, mag man sie ihnen höflich oder grob sagen.“ „Welche herrliche Sache ist es doch um die geschichtliche Erforschung der Theologie! Weil wir davon noch lange nicht genug und nichts in lebendigem Zusammenhange erworben haben, deßhalb muß auch die systematische Theologie darniederliegen.“

„Wir laboriren seit 50 Jahren an lauter Rücksichtnahmen; ich habe mir ernst vorgenommen, für mich diesen Bann zu durchbrechen.“ „Du hast ganz richtig meine bekümmerte Stimmung herausgelesen über die Verschüttung des Gedankens der religiösen Gemeinde; wenn nur so mancher sich dadurch beschämen ließe!“ „Ich wäre im Stande, sehr erschütternd über das Franzosenthum in unsrer Theologie und Kirche zu schreiben, über die eingerissene Unwahrhaftigkeit und die begleitende Selbstgefälligkeit“ (1871). „Der Katholicismus ist es, der das Hauptgewicht auf die Garantien der Wahrheitserkenntniß legt, und ich halte es für kein nachahmenswerthes Beispiel; selbst ist der Mann, und der Beweis des Geistes und der Kraft ist das allein Wirksame, auch in der theologischen Erkenntniß.“ „Die Leute, welche immer bloß die Prolegomenafragen nach dem subjectiven Orte der Religion, nach Offenbarung im allgemeinen, nach Wunder und dogmatischer Methode umherwälzen, sind doch nur im Vorhof der Heiden und halten sich vom Angesichte Gottes fern.“ In Bezug auf den Religionsunterricht auf den höheren Schulen urtheilt Ritschl im Jahre 1869: „Ich habe heute ein sehr scharfes Urtheil zu Papier gebracht, daß, wenn die Examina einen Rückschluß auf den Unterricht in den oberen Classen erlaubten, derselbe einer gründlichen Reform bedürfe, da bloß Bibelkunde und Dogmatik dort vorkämen, hingegen nirgends die ethischen Grundbegriffe des Christenthums und das Verhältniß desselben zu den heidnischen Bildungskreisen, welche durch die classische Literatur nahe gerückt werden. Der Unterricht scheine also den einzigen Stoff zurückzusetzen, durch welchen eine gebildete persönliche Ueberzeugung vom Werthe des Christenthums angeregt werden könnte.“

Neben solcher Kritik der überlieferten kirchlichen und theologischen Art mögen nun einige Aeußerungen Ritschls über seine eigenen Principien und seine Ziele hier Platz finden. Ueber einen anonymen Kritiker des ersten Bandes der „Rechtfertigung und Versöhnung“ sagt er: „Der Mann fragt nach den Principien dieses geschichtlichen Buches, ohne zu erkennen, daß diese nur in dem sorgfältigen Quellenstudium, im Streben nach Klarheit der Ergebnisse desselben und nach Erklärung der Erscheinungen liegen. Er meint voraussetzen zu dürfen, daß ich ebenso Geschichtsmacherei treibe, wie Baur, Dorner, die Römischen, die Lutherischen, und construirl mir Principien aus einem Mosaik von Aeußerungen, die theils Ergebnisse der Forschung bezeichnen, theils Urtheile bilden, die sich bloß auf die Verdeutlichung des Dargestellten beziehen.“ Um dieselbe Zeit ungefähr schreibt Ritschl: „Ich habe ja meine Freude an meiner Arbeit, aber die Wirkung, die sich meine Freunde, z. B. der gute Duncker, davon versprechen, werde ich nicht erleben. Ich habe erst vor wenigen Tagen einem jüngeren Theologen gesagt, man dürfe seine Arbeit niemals darauf berechnen, etwa gegenwärtig waltende Irrthümer zu stürzen, dann werde man nur Enttäuschungen erleben; das Beste, was man leisten könne, das Positive, sei immer nur für eine spätere Generation oder auch für solche nicht. Und so ist es ja auch mit unsern Erziehungsunternehmungen bestellt. Ich bin resignirt in Gottes Fügung und deßhalb ruhig, soweit das menschliche Herz es leisten kann.“

Ein ganz wesentlicher Punkt für das Verständniß der Persönlichkeit, der Wirksamkeit und der Erfolge Ritschls ist seine stets nach allen Seiten hin behauptete Selbständigkeit und Freiheit, seine Abneigung nicht nur gegen jedes Parteitreiben, sondern auch gegen jede Parteischablone. Gerade diese Stellungnahme hat ihm manche Feinde gemacht, ihn oft zur Zurückhaltung oder Ablehnung genöthigt den Wünschen und Vorschlägen anderer gegenüber, aber andrerseits auch eine große Schaar treuer und freier Anhänger ihm zugeführt, die ebenfalls von der Ueberzeugung durchdrungen waren, daß das Parteitreiben ein Grundschaden unsrer kirchlichen Verhältnisse und die gegenwärtige Parteigruppirung eine durchaus verfehlte, veraltete und unfruchtbare sei. Und zwar gilt jene Selbständigkeit allen bestehenden kirchenpolitischen Parteien gegenüber. Schon 1848 schreibt er: „Ich weiß zwar nicht, was aus der evangelischen Kirche werden soll, soviel weiß ich aber, daß von den Strengen weder etwas zu lernen, noch Heil zu erwarten ist. Ich halte mich innerlich und äußerlich neutral, und denke durch die Beschränkung auf meine Wissenschaft in reiferen Jahren und unter geänderten Verhältnissen auch zur Wirksamkeit für die Kirche mich zu befähigen, während ich mich durch eine voreilige Parteinahme nur abnützen würde.“ Aber dieselbe Unparteilichkeit beweist Ritschl auch den Liberalen und den Mittelparteilern. Als Baur ihm 1847 Bedenken ausspricht gegen eine „der conservativen Kritik gemachte Concession“, schreibt Ritschl an seinen Vater: „In der Unterscheidung von conservativer und negativer Kritik liegt eine totale Verkennung der Kritik überhaupt, und für den, welcher sich mit Bewußtsein auf die eine oder die andere Seite stellt, liegt die Verdammung in den eigenen Worten selbst“; und 1854 schreibt er bei ähnlicher Veranlassung: „Seltsam ist Baurs Vorstellung von Kritik; damit meint er nicht Methode der Geschichtsforschung, sondern das dogmatisirte Resultat seiner negativen Stimmung und ist immer im Begriff, Abtrünnigkeit von der Kritik da zu sehen, wo man von ihm abweicht, auch wo man ihn gar nicht nennt.“ In derselben Zeit erklärt er aber auch: „Ich werde meine Aeußerung über den consensus so stellen, daß man mich nicht mit der Partei Nitzsch confundiren soll. Ich will mich nach allen Seiten unabhängig stellen und in keiner Partei Diensten zu stehen scheinen.“

Dieser Stellungnahme, die schon den jungen Forscher charakterisirt, ist Ritschl bis an sein Ende treu geblieben. Im Jahre 1874 spricht er sich dahin aus: „Ich habe nach rechts und nach links hin meine sehr bestimmte Grenze des Verkehrs, die darin besteht, daß ich mit geschworenen Parteitheologen nichts zu thun haben will und ihnen ebensowenig Vertrauen schenke, als ich ihnen abgewinne. Doch ist es erfreulich, daß es dazwischen noch eine ziemlich lange Reihe von aufrichtigen Leuten gibt, an denen man das Experiment des theologischen Friedens machen kann“; und 1885 bekennt er: „Ich und meine Freunde erwarten, langsam im Dienste der Kirche etwas zu erreichen, weil und sofern wir keine Partei bilden.“ Aus solchen Gründen ist Ritschl weder dem Protestantenverein, noch der „Protestantischen Kirchenzeitung“ als Mitarbeiter, ja selbst nicht einmal dem Evangelischen Bunde beigetreten, wiewohl er diesen Unternehmungen theilweise seine Sympathie nicht versagte. Gegenüber der Orthodoxie und ihrer kirchenpolitischen Praxis verhielt er sich noch ablehnender: „Das schlimmste ist, daß die Bekenntnißreiterei für nichts weniger bürgt, als für die richtige und vollständige Auffassung der christlichen Religion. Denn die eigentlichen Spitzen, die Lehre vom Gottesreich und von der Gotteskindschaft stehen in keiner Bekenntnißschrift.“ ... „Um in gesunde Verhältnisse zurückzukehren, bedarf die Kirche, daß die Consistorien nicht aus solchen Männern zusammengesetzt seien, welche den romantischen Glauben an hierarchisches Kirchenregiment hegen und damit die Meinung verbinden, daß dieses die echte Tendenz des Lutherthums bezeichne.“ Freilich auch die wohlgemeinten kirchenpolitischen Vermittelungsversuche der Mittelparteiler finden wenig Beifall bei Ritschl: „Sie provociren ja stets den Druck der Schwarzen auf sich, ohne in ihrer Schwarzgrauheit denselben Widerstand leisten zu können. Daß darüber die Kirche in den alten Provinzen in immer größere Verwirrung verfällt, bringt sie immer

noch nicht (1871) zur Ueberzeugung, daß ihre Rolle ausgespielt ist." Ganz besonders stark ist Ritschls Groll gegen die Kirchenzeitungen: „Wenn doch Gott in seinem Zorne alle Kirchenzeitungen vernichten wollte, die Allgemeine wegen ihrer Inhaltslosigkeit, die andern, wie sie gehalten sind, wegen ihrer Parteisucht! Ich bekomme im Lesezirkel wöchentlich zweimal solchen Dreck zu Gesichte und habe bei meinem nun einmal mir gegebenen Temperamente stets den Eindruck, daß es rein weggeworfene Mühe ist, wissenschaftliche Theologie in den Druck zu geben. Man wird sogleich in das Parteischema eingetheilt, und die Leser solcher Constructionen bedürfen dann gar nicht mehr die Lectüre des Buches; und das ist doch die unendliche Mehrzahl aller derer, für welche man versucht sein kann zu schreiben." Und über die Universitätslaufbahn der Theologen äußert er 1865: „Ich sage (demnächst) vielleicht einiges über die Art, akademische Carriere zu machen, die jetzt an der Tagesordnung ist und zu welcher nicht wünschenswerth ist, sich durch wissenschaftliche Werke vorzubereiten. Nun Gott bessere es; es ist hohe Zeit." Um solche und zahlreiche ähnliche Aeußerungen der Schroffheit recht zu verstehen, muß man eben ihren lauteren Ursprung sich vergegenwärtigen und dann auch andersartige erklärende und ergänzende Worte hören, z. B.: „Da meine Streitsucht doch eigentlich aus einem leidenschaftlichen Bedürfniß nach möglichst weitgreifender Uebereinstimmung entspringt, so fühle ich mich um so mehr gehoben, wenn ich da ohne Schwierigkeit Frieden finde, wo man eher das Gegentheil erwartet." Und die Kunde, daß seine Berufung nach Straßburg sowohl den Orthodoxen, wie den Liberalen im Elsaß genehm sei, begrüßt er mit Freuden: „Es hat mir doch im tiefsten Herzen wohlgethan und mich für manches getröstet, da ich wirklich immer nur um des Friedens willen streite. Daß man dies erkennt und mir zutraut, wohl einiges leisten zu können, was beide Parteien sowohl vereinigen als corrigiren könnte, ist mir eine Gewähr des rechten Weges."

Wie ernst es Ritschl war mit der Fernhaltung jeglichen Parteitreibens, erhellt aber am besten daraus, daß er die wiederholten Anerbietungen und Versuche, seine Gesinnungsgenossen um seine Fahne auch äußerlich zu sammeln und als Partei zu constituiren, jedesmal unmißverständlich abgelehnt hat. In dem letzten Jahrzehnt seines Lebens hat er dazu mehrfach Veranlassung gehabt. Aber schon 1869 hat er gegen Evers sich mit voller Offenheit und Entschiedenheit über solche Pläne ausgesprochen. Als im Anfange der achtziger Jahre die Angriffe gegen ihn immer lebhafter und massiver wurden, schreibt er an Mangold: „Ich begnüge mich also, so viel Schanzen aufzuwerfen als nöthig sind, um meine Sache zu schützen. . . . Indem alles mögliche Volk Zeugniß gegen mich ablegt, immer mit der Prätension, mir in der Gläubigkeit (vor den Menschen) über zu sein, so kommt mir der ganze Kram so vor, wie das Knabenspiel Bockspringen. Ich bin der Bock, ziehe meinen Kopf zwischen die Schultern, stemme die Arme auf die Kniee und lasse über mich weghüpfen, wer da will. Schließlich stelle ich doch Leute, welche rechtschaffen predigen und sich von Parteisucht fern halten werden, und das wird für die Zukunft ins Gewicht fallen."

Doch wir müssen abbrechen. Eine charakteristische Episode mag unsre Darstellung beschließen, nämlich ein kurzer Bericht Ritschls über ein Zwiegespräch, das er 1854 mit Richard Rothe in Heidelberg hatte. „Ich sagte ihm, daß sein Verfahren der reinlichen Auseinandersetzung der verschiedenen Disciplinen und Methoden an eine militärische Paradeaufstellung erinnere; ich aber sei Kriegssoldat und bedürfe zu dem praktischen Zwecke, auf die Kirche und die Theologie einzuwirken, eine solche Combination von Disciplinen und Methoden, welche ohne Unordnung doch auf einen Punkt gerichtet sei." Rothe erwiderte, wie Ritschl später oft erzählte: „Dann wird aber Ihre Artillerie auf Ihre Infanterie und Ihre Infanterie auf Ihre Cavallerie schießen." „Ja," entgegnete Ritschl, „wenn ich ein schlechter Feldherr wäre."

Ritschl war ein trefflicher Feldherr. Er hat nicht nur der protestantischen Theologie neue Gedanken und Wege erschlossen, eine neue Ordnung, Art und Anwendung gegeben: er hat auch jeden einzelnen seiner Anhänger mit dem Gefühl der Kraft und der Wahrheit, mit Arbeitsfreudigkeit und Siegesgewißheit, mit Kampfesmuth und Friedenssinn erfüllt.

Mittheilungen und Nachrichten.

S.S. **Aus Friedrich Stolze's Nachlaß.** Vermischte Schriften von Friedrich Stolze; herausgegeben und mit einem Vorwort, sowie einem Lebensabriß des Dichters versehen von Otto Hörth. Frankfurt a. M., Heinrich Keller 1896. — Fünf Jahre nach dem Tode des wackeren und sympathischen Frankfurter Poeten ist jetzt aus Stelze's nachgelassenen Dichtungen und Prosa-Erzählungen eine Auslese erschienen, die bereits in dritter Auflage vorliegt. Stolze hat das herrlichste Poetenziel erreicht, „geliebt zu sein von seinem Volke". In seiner Vaterstadt war er ohne Frage die populärste Persönlichkeit und sein Andenken wird in Ehren gehalten werden, „so lange Frankfurt steht und Vaterlandsliebe, Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit überzeugte Anhänger haben". In seinen hochdeutschen Gedichten hat er den Schwung und Idealismus der jungen Jahre, jenen Ton, der an die Freiheitsheroen Freiligraths und Herweghs anklingt, bis in sein Alter aufrechterhalten. Er gehörte auch zu jenem Häuflein Treuer, „die nie vor Fürsten kreuchten und denen bei der Freiheit Klang die alten Augen leuchten". Unter seinen Erzählungen sind manche prächtige und ergötzliche Geschichten, das Charakteristischste was er geschaffen, sind aber seine Dialektdichtungen, in denen seine begeisterte Liebe für die Vaterstadt beredten Ausdruck findet. Das Altfrankfurterthum hat in ihm seinen besten Vertreter gefunden, und wer denkt wohl nicht an den Vers:

„Un es will merr net in mein Kopp enei,
Wie kaan nor e Mensch net von Frankfort sei!"

wenn er den Namen Stolze hört. Auch der neue Band enthält Proben dieser Gesinnung. So heißt es über die Frankfurter Sprache:

„Von alle deutsche Sprache
Duht dei zu ewerscht sich',
O Frankfort! Laß der 'sch sage;
Ihr „Autsch" selbst klingt noch schee."

Der Band enthält Gedichte in Hochdeutsch und in Frankfurter Mundart, darunter das in Frankfurt sehr populär gewordene

„Im Palmehaas da sitze se
Un Ohr un Nadel spitze se
Un noch der Musik stricke se
Un nach dem Tact da ficke se."

Von den hochdeutschen heben wir das zum vierhundertjährigen Geburtstage Luthers hervor mit den kräftigen Versen:

„Grunddeutsch an ihm und immer wahr
Bis jede Faser immerdar,
Sein Geist ein kerngesunder.
Was sich in unsre Feier drängt,
An seinen Rockschoß heuer hängt,
Auch Blucker sind darunter."

und unter den Gedichten mit politischem Beigeschmack erwähnen wir die lustigen Verse: „Wie können auch ohne Ihn leben" (den Rheumatismus); „An Ihn" (den engen Weiberrock). Auch die Kronprinzenhoffnungen werden in dem Gedicht „Der Kronprinz" launig behandelt. Hübsch und humorvoll sind die verschiedenen Räthsel. Von den Prosa-Erzählungen sind besonders interessant die Erinnerungen an Arthur Schopenhauer, die übrigen lustigen Geschichten sind meistens im Dialekt erzählt. Die gründliche Kenntnis des Frankfurter Wesens und der Geschichte Frankfurts kommt in der Erklärung von Frankfurter Sprichwörtern und Redensarten zur Geltung, darunter: „Ich bin zweck wie'm Kroft fei Häusi", oder die Ausdrücke „Dos", „Steuwenas", in denen Stolze ein Stück Culturgeschichte bietet. Schade, daß diese Sprichwörtersammlung nicht ausführlicher geworden ist!

Das Buch wird nicht nur von den zahlreichen Verehrern Stolze's freudig begrüßt werden, es wird auch denen, die den Dichter noch nicht kennen, Interesse einflößen und ihnen die Lust nach seinen früheren Büchern erwecken.

* **Leipzig.** Für Neu- und Umbauten bei der Universität sollen in diesem und dem folgenden Jahre wieder über 2 Millionen Mark aus Landesmitteln verwandt werden. In dieser Summe sind auch 20,000 M. inbegriffen, die zur Sicherung der nach 1860 plötzlich aus alter Uebertünchung hervorgetretenen Wandgemälde im Kreuzgang des Paulinums dienen sollen. Da wegen der Neubauten jener düstere Kreuzgang abgebrochen werden mußte und eine photographische Aufnahme der Bilder sich schwer ermöglichen ließ, so wurden auf Anrathen und unter Leitung des Professors der Kunstgeschichte Dr. Schreiber Durchzeichnungen angefertigt. Den Gemälden ist in ihrer Gesammtheit ein hoher kunstgeschichtlicher Werth beizumessen; fällt doch ihre Entstehung in das 14. und 15. Jahrhundert, aus welcher Zeit größere Wandgemälde nur vereinzelt auf die Gegenwart gekommen sind. Mitteldeutschland insbesondere hat kein vergleichbares Werk von ähnlicher Ausdehnung und Vielseitigkeit aufzuweisen. Man war daher beim Abbruch des alten Kreuzganges darauf bedacht, die Wandgemälde zu sichern, was dies ist durch Absägen bewirkt worden. An welchen Stellen dieselben im Universitätsneubau wieder anzubringen sein werden, unterliegt noch der Erwägung. Eine Auffrischung der Gemälde ist verständigerweise nicht beabsichtigt.

γσ. **Berlin**, 8. März. Gesellschaft für Erdkunde. Geh. R. Prof. Frhr. v. Richthofen eröffnete die gestrige Monatssitzung mit Gedenkworten an den hoch in den Achtzigern verstorbenen italienischen Geographen de Negri, dem die Wissenschaft zahlreiche Anregungen dankt, wie an Hrn. v. Stosch, auf dessen Wirksamkeit die „Deutsche Seewarte" in Hamburg zurückzuführen ist, nach Mr. Bridgewater, den ehemaligen Leiter der indischen trigonometrischen Landesvermessung. Dr. Hermann Meyer, auf einer Forschungsreise in Brasilien begriffen, hat von einem Ueberfall der Eingeborenen nach eigener Meldung wenig gelitten; nun Karl Ehlers sind für die deutschen Museen reiche Sammlungen eingetroffen, für die dem kühnen Forscher noch über seinen Tod hinaus Dank gezollt werden muß. Nach Neu-Guinea, wo er sein Ende fand, ist jüngst die deutsche Expedition der HH. Tappenbeck, Dr. Kersting und Lauterbach aufgebrochen. Besonders erwähnte der Vorsitzende der vom Prinzen von Orleans jüngst mit Kühnheit, Energie und Erfolg von Assam bis ins Herz von Tibet gemachten Reise. — Der erste Redner des Abends, Dr. A. Voeltzkow, schilderte West-Madagaskar auf Grund eigener, siebenjähriger Anschauung, die er daselbst, mit zoologischen Studien beschäftigt, gewonnen hat. Die wunderbare Insel zwischen dem 12. und 26. Grad südl. Br. ist 211 geographische Meilen lang, eine Länge von Kopenhagen bis Neapel, 400 bis 560 Kilometer breit und besitzt ein größeres Areal als das Deutsche Reich. Obgleich Marco Polo sie kennt und Araber wie Phöniker vielleicht schon lange vor dem 13. Jahrhundert dort gewesen sind, betraten doch 1506 die ersten Europäer das Gestade von San Lorenzo, wie die Entdecker sie nannten. Nach Osten hin durchzieht ein bis zu 5000 Fuß ansteigendes Hochgebirge mit einer reichen Flora und prächtigem Gebirgspanorama die Insel, deren Westküste aus altem Meeresboden mit aufgelagertem Laterit gebildet wird. Die Bewohner zerfallen in die Hova, eine den Javanen, selbst den Südeuropäern ähnliche, schlichthaarige Race, und die Sakalava, die mit ihrem krausen Haar und ihrem ganzen Typus an Südafrika, namentlich an die Kaffern erinnern. Der Name dieser letzteren, von misaka = übersetzen und hova = weiden, leitet zu ihrer afrikanischen Heimath, während die Hova wohl vom Osten her, nicht mit bestimmtem Ziel eingewandert sind. Die gemeinsame Sprache läßt beider Einwanderung als zeitlich nicht zu sehr getrennt erscheinen und die höhere Cultur, wie der Handel und die Zahl der Hova erklärt die Annahme ihrer Sprache durch die Sakalava. Die durch Gottesurtheile und Anschwärzungen geschwächten Hova wurden, da Nachschub wohl kaum erfolgte, später von den Sakalava unterjocht und erst König Radama I. am Anfang unsres Jahrhunderts hat sie von neuem zur Macht geführt. Daneben leben Inder als Zwischenhändler zahlreich auf Madagaskar, Leute von den Comoren und die seit 1877 freien Mozambique-Neger. Bei den Hova sowohl wie bei den Sakalava besteht eine milde Haussklaverei, die hier durch die tropischen Verhältnisse bedingt ist, und selbst die englischen Indier suchen dadurch, daß sie während ihres Aufenthalts auf der Insel eine einheimische Frau heirathen, was den Mohammedanern gestattet ist, auf deren Namen Sklaven zu kaufen. 60 bis 100 Dollars ist der gewöhnliche Preis für ein Sakalava-Mädchen. Diese Sklavinnen wachsen mit den Kindern ihrer Herren auf, gehören zur Familie, werden, wenn sie erwachsen sind, verheirathet und erfreuen sich milder Behandlung und eines freundlichen Loses. Der wichtigste Hafen und Wohnort der Westküste ist Madsunga mit 10,000 Einwohnern, auf einer Landzunge gelegen. Hier endet noch der Landweg von der Hauptstadt Antananarivo her, zugleich ist der Hauptfluß der Insel von dort bis fast 600 Kilometer aufwärts schiffbar. Mit dem Nordwest-Monsun kommen große Schiffe nach Madsunga und nehmen als Rimessen Ochsen und Sklaven, für diese decken sie sich nicht selten durch die französische Flagge vor einer Untersuchung. Der Fischfang wird auf eigenthümlichen Lneca = Booten von 20 bis 25 Fuß Länge und 2 bis 2½ Fuß Breite ausgeführt, die aus Baumstämmen gefertigt werden und durch Auslagen und Spriete gegen ein Umschlagen geschützt sind. Sie sind mit Pflöcken statt Nägeln in ihren einzelnen Theilen zusammengefügt. Der Großhandel wird durch wenige, durchweg deutsche Firmen vertreten, Kattun und Baumwollenstoffe werden gegen Ebenholz und Kautschuk von den Eingeborenen im Innern eingetauscht. Das Fünffrancsstück, das für kleinere Beträge zerhackt und in seinen Theilen gewogen wird, bildet das Geld, doch blüht im Innern der Insel noch der Tauschverkehr. Die Maßeinheit bildet der ausgestreckte Arm. Das Reisen ist beschwerlich, einmal wegen der geringen Gelegenheit, in dem dünnbevölkerten Lande für eine größere Karawane Lebensmittel zu erhalten, sodann deßhalb, weil die Sakalava schlechte Träger sind, die nicht auf dem Kopfe, wie es in Ostafrika geschieht, sondern mittelst Tragstange auf den Schultern die Lasten tragen. Reis bildet das Hauptnahrungsmittel; vor allem aber muß der Fremde sich vor Verstößen gegen die heimischen Sitten hüten. Das Fädi, d. h. das „Unglückbringende", spielt eine wichtige Rolle im Leben der Eingeborenen. Dem einen ist Ziegenfleisch, dem andern sind Früchte Fädi, jeder hat seinen unglücklichen Tag und so fort. Straßen sind an der Westküste eigentlich keine, aber doch ist das Reisen zu Fuß besser, als in den hölzernen Filanzane oder Tragbahre. Der Südwesten ist völlig von Sakalava bewohnt, die ebenfalls sehr abergläubisch sind. Ihre Religion ist Fetischismus. Es gibt für alles einen Odi, der als Amulett in der Form von Krokodilzähnen oder Spitzen von Ziegenhörnern getragen wird und zum Schutze gegen Ungemach dient. Das Orakel ist hier noch gebräuchlich, auch herrschen eigenthümliche Todtenbräuche, so eine doppelte Bestattung; zuerst im Grabe, dann Versenkung der Leiche mit einem Boote ins Meer, und ähnliche Gebräuche. Der Anbau von Reis und Mais, wie die Viehzucht, bildet das Tagwerk der Männer, die Frauen besorgen die Wirthschaft und die Kinder. Abends findet Tanz statt, die Männer machen Schauri. Die hölzernen Wohnhäuser sind wenig reinlich, oft befindet sich die Wohnung oberhalb des Stalles. Aus dem Zuckerrohr pressen die Eingeborenen den Saft, den sie zu Rum verarbeiten. Eigenthümlich ist Madagascars Fauna und Flora und wegen ihrer Beziehung zu benachbarten Continenten interessant. Giftige Schlangen und echte Affen fehlen, dagegen kommt das Eisi hier vor. Die Vogelwelt zeigt keine großen Formen, Kolibris und Hadichte, Krähen mit weißen Kragen kommen nur, doch fehlen die Sänger, neben Perl- und Rebhühnern findet sich ein kleiner Papagei. Sehr merkwürdig sind die auf Madagaskar gefundenen Eier eines seit 200 Jahren ausgestorbenen Riesenvogels (des Vogels Rokh der arabischen Sage), von denen eines gleich 150 Hühnereiern im Volumen enthält. Gefährlich sind die Krokodile, die mit Schlingen gefangen werden, Heuschrecken und Moskuitos fehlen nicht. Dem Urwald der Ostküste steht die trockene Westküste mit geringem Walde gegenüber, 60 bis 80 Meter hohe Raffiapalmen, deren Blätter die Fasern zu Geweben liefern, kommen neben Baobabs und Musaceen vor, „Urania speciosa", der „Baum des Reisenden", der, am unteren Stamme angebohrt, ein kühles Wasser ausströmen läßt, ist dem Wanderer niemals hochwillkommen. Madagaskars Klima schwächt wegen seiner allzu gleichmäßigen Wärme den Körper, dagegen sind die Höhen über 2000 Fuß für den Europäer bewohnbar. Kohle und Edelerze sind vorhanden, und auch Gold dürfte sich finden lassen. Die nunmehrige Occupation durch Frankreich dürfte deutsche Forscher für die nächste Zukunft nicht so leicht nach Madagaskar führen. — Darauf gab Dr. G. Wegener eine Uebersicht über den Stand der Erforschung von Tibet. In den Veden und der Mahabhárata findet sich die Ueberlieferung von der Lotosblume, deren

4 Blätter Vorderindien, Iran, China und das Utarekuru, d. h. die glückselige Welt der Götter und Genien, bedeutet, während der Fruchtkern den Berg Meru darstellt, dessen Wände schimmerndes Metall bildet und der als Sitz des „Herrn der Welt" gedacht ist. Weniger hoch thront Indra auf dem Gipfel Kailasa, wohin die geweihten Schwäne ziehen. Das Hochland von Tibet, umgürtet vom Himalaya, müssen wir als diesen Berg Meru ansehen. Weder Griechen noch Araber und erst spät Chinesen haben das Hochland von Tibet gekannt. Marco Polo und Odorico von Pordenone um 1330 haben es durchzogen, katholische Missionare des 16. und 17. Jahrhunderts fanden dort ein „vom Teufel geschoffenes Zerrbild" der alten Kirche, aber erst auf dem Atlas von D'Anville 1735 finden wir eine auf chinesischen Forschungen beruhende Karte, die in topographischer und hydrographischer Hinsicht Gutes, in geographischer Beziehung Unzureichendes bietet. Erst 1856 haben die Brüder Schlagintweit die Karakorumkette und den Kuen-laen bereist und geographisch erkannt. Der österreichische Geolog v. Stolitzka hatte später geologische Profile dieser Ketten entworfen, doch seitdem haben Engländer bis in die letzten Jahre den Süden und Westen, Russen den Nordrand erforscht, während Franzosen und Ungarn durch Tibet gezogen sind, ohne jedoch in Lassa, der Hauptstadt des Dalai Lama, die seit etwa 50 Jahren für Europäer unzugänglich ist, gewesen zu sein; vorher hatten französische Lazaristen dort verweilt, doch ist der in englischen Diensten stehende indische Geometer A. K. auf Veranlassung des Obersten Montgomery Jahre lang in Tibet gewesen und obgleich als Sklave dort herumgeschleppt, hat er die vorzüglichsten Aufnahmen gemacht und ist auch in Lassa selbst gewesen. Prschewalsky, Kiewloff und Obrutscheff haben in den 70ger und 80ger Jahren topographische und geologische Studien im Norden von Tibet gemacht, Graf Bela Szechenyi und Prof. Lezi im Südwesten ebenso glückliche und kühne Reisen ausgeführt; doch sind alle diese Reisenden vom Prinzen von Orleans durch seine Durchquerung von Tibet von Assam her übertroffen worden. Capitän Bowee und Dutreil de Rhin gelangten fast bis Lassa, doch mußte der erste nach China abweichen, während Dutreil in der Nähe Lassa's ermordet ward; ebensowenig gelang es dem Amerikaner Rockhill, noch der Missionarin Miß Anny Taylor, Otto Ehlers so wenig wie dem Mr. Littledale noch jüngst, die heilige Stadt zu betreten. Von zwei buddhistischen Kalmücken, die dort gewesen sind, ist nichts bekannt geworden, doch heute ist in Nepal ein Herr Möwis Buddhist geworden, um dies Ziel zu erreichen. Hatte A. v. Humboldt die geographische Gliederung im großen, Karl Ritter ein topographisch genaueres Bild Tibets entworfen, so ward durch Ferdinand v. Richthofen das genetische Moment diesem Bilde hinzugefügt. Die Resultate dieser Tibetforschungen können deshalb dahin zusammengefaßt werden, daß in dem Kreissegment, das Tibet bildet, der Himalaya den Bogen, das Kuen-luen-System die Sehne darstellt. In einer Ausdehnung der dreifachen Größe des Deutschen Reichs erhebt sich über einem massiven Sockel ein Gebirgszug mit centralem Charakter der Landschaft, d. h. solcher Gebirgsbildung, daß ein Abfluß der Gewässer zum Meere nicht stattfindet und der langsam hinabgleitende Zerstörungsschutt in den Mulden zwischen den Bergzügen neue Gebirgszüge bildet, auf der andern Seite jedoch durch das Heraufbringen des Schuttes durch das Wasser allmählich sich eine Plateaubildung vollzieht. So gestaltet sich an einer solchen centralen Landschaft auch die Vegetation nicht reichhaltig, doch ist nur der Norden Tibets abflußlos, der Süden nähert sich als das Gebiet der großen nach Indien gehenden Ströme schon dem peripherischen Landschaftscharakter, während der Südosten und Osten schon sehr wasserreich sind. Im Norden haben wir die Parallelketten des Kuenluen, nach Gestein, Faltung und Plumpheit der Formen zu den ältesten Gebirgen zählend. Hier finden wir noch über 6000 Meter hoch einen Paß, wo die Luft schon sehr dünn und transparent ist; auf den stufenförmig von 4000 bis zu 5400 Meter ansteigenden Ketten ist namentlich ein Winteraufenthalt, wie ihn der Herzog von Orleans hier verlebte, mit großen Strapazen und Leiden verknüpft, doch weisen die südlich zur Karakorumkette streichenden Gebirgsketten noch größere Höhen auf. Im Süden Tibets streichen bogenförmig die drei Ketten des Himalaya, die südlichste mit den höchsten Gipfeln, die zweite eine nicht sehr scharfe Wasserscheide und die dritte, noch fast unbekannte, welche die Wasserscheide bilden muß jener hier wie ein Blitzbündel eng zusammengefaßten mächtigsten Ströme der Erde. Der Sangpo geht nach Ueberwindung von großen Höhen in Wasserfällen, die noch kaum bekannt sind, nach den heute feststehenden Berichten in den Brahmaputra, nicht in den Irawaddi. Der Herzog von Orleans hat auf seiner Reise den Lauf des Salween oder Mekong verfolgt und vielleicht ihn sicher festgestellt. Das Volk von Tibet ist mongolischer Race, brachycephal mit breiten Backenknochen, dem Fremden begegnet man gastfreundlich. Die Kleidung des niederen Volkes besteht im Winter aus Pelz von Schafen, im Sommer aus Linnen. In den nicht allzu sauberen Wohnungen findet sich kein Kamin, so daß schon durch den Rauch die Wohnung sehr leidet. Es besteht hier auch die Sitte der Polyandrie, so daß eine Frau mehrere Männer, gewöhnlich Brüder, heirathet; als Vater der Kinder gilt der älteste der Brüder. Das Bemerkenswertheste an dem Volke von Tibet ist seine in alle Verhältnisse eingreifende buddhistische Religion, die vom 5. bis 7. Jahrhundert als Lamaismus dort eingeführt, im 15. von dem Reformator Zonglaba umgestaltet wurde. Zonglaba ist wie Buddha von Sagen umwoben worden. Noch heute soll sein Leib zwischen Himmel und Erde schweben und er alle Jahre Mittheilungen von sich geben. Man scheidet zwischen gelben und rothen Lamas, die rothen sind Anhänger der neuen Lehre, hervorragende Personen gehen nach dem Tode in einen andern Leib über, der höchste Herrscher ist der Dalai Lama, den bisher noch kein Europäer gesehen hat; er residirt in Lassa in einem mit goldenen Kuppeln und Säulen geschmückten und durch unzählige Weihgeschenke der Wallfahrer angefüllten Palast, von dem der Vorragende in seiner ehemaligen, weniger prunkvollen Gestalt ein über 200 Jahre altes Bild in vergrößertem Maße zeigte. Die Hierarchie ist hier völlig durchgeführt, alles Besitz, alle Stellung, die Regierung und die Volksbildung sind in den Händen des Klerus. Die Städte sind um Klöster gelegen, in denen Tausende von Lamas sich nur religiösen Uebungen hingeben. Der Cult ähnelt dem der katholischen Kirche äußerlich. Es findet sich eine Art Messe, Räucherwerk, Rosenkränze, das Kreuz gilt als heilig neben Reliquien- und Heiligenverehrung. Unaufhörlich werden die wohl am häufigsten von Menschen ausgesprochenen Worte gemurmelt: O manupat mehum = O, du Kleinod im Lotos! Sie finden sich selbst auf Felsen und auf sog. Gebetcylindern oder Gebetmühlen zum Gebrauche der Gläubigen unzählige male geschrieben; denn es ist stete Pflicht, sie zu sprechen. — Beide Vorträge waren durch reichen und instructiven Bilderschmuck illustrirt.

* **Breslau.** Beulen wurde der praktische Arzt Dr. med. Arthur Keller aus Salkau als zweiter Assistenzarzt der Universitätsklinik und Poliklinik für kranke Kinder.

* **Königsberg.** Der bisherige außerordentliche Professor in der philosophischen Facultät der Universität Dr. Berthold Hunecke ist zum ordentlichen Professor für Kunstgeschichte ernannt worden.

* **Wien.** In der Sitzung des Obersten Sanitätsraths am 7. März wurde nach Mittheilung der Einläufe über die Erstattung eines Fachgutachtens berathen, welches aus Anlaß von Ansuchen spiritistischer Vereine darüber abzugeben war, inwieferne die Hypnose von nichtärztlichen Personen zu bestimmten, insbesondere Heilzwecken angewendet werden dürfe. Der Verhandlung über diesen Gegenstand war Prof. Dr. Frhr. v. Krafft-Ebing als außerordentliches Mitglied beigezogen, welcher nach das gemeinsam mit Obersanitätsrath Hofrath Prof. Dr. A. v. Hofmann verfaßte Referat erstattete. Der Oberste Sanitätsrath begründete die Anschauung, daß an dem schon im Jahre 1845 erlassenen Verbote der Anwendung des thierischen Magnetismus durch Nichtärzte und der Veranstaltung öffentlicher Schaustellungen auch in Bezug auf die Anwendung der Hypnose und Suggestion festzuhalten sei, und beantragte jene Verordnungen, welche mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse bezüglich der theilweise veralteten Verordnung einzutreten hätten.

* **Zürich.** Im Alter von 84 Jahren ist der ordentliche Honorarprofessor der Kirchengeschichte an unsrer Universität, Senior der theologischen Facultät, Otto Fridolin Fritzsche, gestorben. Vor wenigen Jahren erst gab er seine Vorlesungen auf; dagegen begab sich der kleine alte Herr bis in die allerletzte Zeit noch alltäglich zweimal auf die Cantonsbibliothek, deren Leiter er seit vielen Jahren war. Fritzsche war am 23. Sept. 1812 als Sprosz einer angesehenen Theologenfamilie zu Dobrilugk in der Niederlausitz geboren; 1837 an unsre Hochschule berufen, feierte er 1887 sein fünfzigjähriges Docentenjubiläum, 1892 seinen achtzigsten Geburtstag, beidemale unter lebhafter Theilnahme unsrer gelehrten Kreise, in denen der bescheidene und liebenswürdige Mann sich der größten Sympathien erfreute. Sein literarisches Hauptwerk sind die Commentare zu den Apokryphen des alten Testaments.

* **Amsterdam.** Am 9. März starb Dr. D. van Hueen Roman, Professor der Dermatologie an der hiesigen Universität.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 12. März. Nummer 60.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Napoleon und die schwarzen Cardinäle. — Ein Jugendwerk von Chamisso. Von Dr. Eugen Kilian. — Mittheilungen und Nachrichten.

Napoleon und die schwarzen Cardinäle.

H. Bl. Auf der Höhe seiner Macht drückte Napoleon eine schwere Sorge. Um die Zukunft seines Hauses und seines Reiches war ihm bange. Mußte er nicht befürchten, daß sein Erbe, gleich dem Weltreich Alexanders des Großen, nach seinem Hintritt der Tummelplatz ehrgeiziger Feldherren, herrschsüchtiger Verwandten sein werde? Sollte das so mühsam und kühn errichtete Gebäude, wenn er nicht mehr sein würde, mit einem male in Trümmer gehen? Rasch, wie er zu handeln gewohnt war, hatte er auch den Ausweg aus diesem Wirrsal gefunden. Damit war Josephinens Schicksal entschieden. Er war entschlossen, sich von ihr zu trennen und eine Frau fürstlichen Blutes heimzuführen.[1]) Am 15. December 1809 ward im Tuilerien-Palast unter Beobachtung der nöthigen Formalitäten die bürgerliche Ehe Napoleons und Josephinens aufgelöst. Das allein genügte jedoch nicht; denn auch die Kirche hatte dem Ehebund am 1. December 1804 ihren Segen ertheilt. Es war dies sowohl auf die wiederholten Bitten Napoleons, als auf den Wunsch des Papstes Pius VII. geschehen, der nur unter dieser Bedingung die Krönung Napoleons vornehmen wollte. Dieses kirchliche Band ward nun die Quelle so mancher Weiterungen zwischen dem allmächtigen Kaiser und den höchsten Würdenträgern der Kirche. Daß Napoleon nicht willens war, von dieser Seite sich Schwierigkeiten auf den Weg wälzen zu lassen, hatten bereits im Jahre 1808 der Erzbischof von Bordeaux und dessen Domherren unangenehm genug erfahren. Auf seiner Rückkehr von Bayonne empfing Napoleon in Bordeaux den Erzbischof und dessen Capitel. Dabei nahm er die Gelegenheit wahr, über die Zulässigkeit der Ehescheidung zu sprechen. Der Obervicar der Diöcese, der Abt Thierry, bemerkte darauf, daß der Mensch nicht trennen dürfe, was Gott vereinigt hat. „Jawohl," antwortete Napoleon, „das gilt von den gewöhnlichen Fällen im Leben, denn sonst gäbe es keine Dauer der Ehe; allein dann, wenn es das Staatswohl erfordert, kann dieser Grundsatz keine Geltung haben." Auf den Einwand Thierry's, daß das Evangelium in dieser Hinsicht keine Ausnahme kenne, erwiderte der Kaiser: „Sie erkennen also die Tradition nicht an?" „Die Tradition, Sire, stimmt mit der Schrift bezüglich der Unlösbarkeit der Ehe überein." „Nein," behauptete Napoleon entschieden, „die Tradition spricht für mich. Hab' ich es denn nicht in Polen, im Großherzogthum Posen, in Ungarn und in den anderen nordeuropäischen Staaten, wo ich vor kurzer Zeit gewesen, gesehen?" Er wandte sich hierauf an den Prior des großen Seminars von Bordeaux mit derselben Frage. Der theilte offen die Ansicht Thierry's. Darob erzürnte sich Napoleon und entließ voller Unwillen den Erzbischof und dessen Begleitung. Unmittelbar nach seiner Rückkunft nach Paris entsetzte er die genannten Würdenträger, die es gewagt hatten, ihre Ansicht frei zu vertreten, ihrer Stellen.

Napoleon wußte es nur zu gut, daß in dieser wichtigen Frage der Papst allein berufen sei, die Entscheidung zu treffen; allein zwei Gründe bestimmten ihn, den Papst zu umgehen. Die Weigerung Pius' VII., die Ehe Jérome's mit der Miß Patterson auszulösen, ließ den Kaiser befürchten, der Papst werde auch diesmal auf seinem Standpunkte beharren. Andrerseits gab er sich keiner Täuschung über die Anomalie hin, daß er seine eigene Angelegenheit dem Manne zur Entscheidung vorlegen sollte, der sein Gefangener war. So mußte denn ein anderer Ausweg gefunden werden. Cambacérès war um ein Auskunftsmittel nicht verlegen. Napoleon und Josephine brachten als einfache Bürger ihre Angelegenheit vor das Diöcesangericht, das in ähnlichen, Privatpersonen betreffenden Fällen zur Urtheilsfällung berufen war. Cambacérès berief die Mitglieder des Officialats zu sich und gab ihnen zu verstehen, daß er ein rasches Verfahren wünsche und daß die Befolgung der gewöhnlichen Formalitäten höchst überflüssig sei. Der Vorsitzende dieses Collegiums, der Abbé Rudemare, wies vor allem auf die alleinige Competenz des heiligen Stuhles hin; da er jedoch damit nicht durchdringen konnte, bat er, daß die kirchliche Oberbehörde seine Berechtigung dazu aussprechen möge. Nachdem dies geschehen war, begann das Verfahren. Am 9. Februar 1810 erklärte das Collegium, aus Furcht vor Napoleon, die kirchliche Ehe Napoleons und Josephinens für ungültig, weil sie geheim, ohne Zeugen und nicht durch den zuständigen Pfarrer geschlossen worden. Die Metropolitanbehörde bestätigte drei Tage danach dieses Urtheil mit der sonderbaren Begründung des Mangels der nöthigen Zustimmung der Eheleute. Treffend bemerkte darüber der Abbé Rudemare: „Man machte zu gunsten eines Mannes, der uns alle in Furcht versetzte, einen Nichtigkeitsgrund geltend, der nur bei einem vergewaltigten und überrumpelten Minderjährigen angewendet werden konnte."

Man sieht, vom Standpunkte des strengen kanonischen Eherechts war der Bund Napoleons mit Josephine als ungelöst zu betrachten. Dies war auch die Ueberzeugung

[1]) Im Jahre 1807 schon hatte Napoleon eine Liste jener Prinzessinnen zusammenstellen lassen, unter denen er gegebenenfalls wählen konnte. Die im französischen Nationalarchiv aufbewahrte Liste enthält, wie aus Geoffroy de Grandmaisons gründlichem, wenn auch auf entschieden ultramontanen Anschauungen beruhendem Werke „Napoléon et les cardinaux noirs 1810—1814" (Paris 1895. Plon), das meinem Aufsatze zur Grundlage dient, ersichtlich ist, 18 Namen. Des allgemeinen Interesses halber seien sie hier angeführt. „Maisons catholiques: Autriche: Marie-Louise (16 ans); Marie-Louise-Beatrix (17 ans); — Saxe: Marie-Auguste (25 ans); Marie-Amélie (13 ans); — Bavière: Charlotte (15 ans); — Espagne: Marie-Isabelle (18 ans); — Hesse: Léopoldine (20 ans); — Portugal: Marie-Thérèse (14 ans).

Maisons non catholiques: Russie: Catherine (19 ans); Anna (12 ans); — Saxe: Amélie (15 ans); Thérèse (15 ans); Sophie (29 ans); Caroline (21 ans); — Anhalt: Amélie (14 ans); — Danemark: Caroline (14 ans); Julie (19 ans); Louise (18 ans)."

des Erzbischofs von Wien, der erst nach langen Verhandlungen und auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers Franz' I. sich mit der vom Cardinal Fesch ihm eingeschickten Nichtigkeitserklärung zufrieden gab.

So waren denn alle Schwierigkeiten durch den allmächtigen Willen Napoleons beseitigt. Allein eine Stimme erhob sich gegen diese Rechtsverletzung, ohne Furcht sprach sie laut den Tadel aus, ungescheut protestirte sie gegen diese offene Vergewaltigung der Kirche.

Nach der Gefangennahme Pius' VII. mußten auf Napoleons Verlangen auch die Mitglieder des heiligen Collegiums ihren Aufenthalt in Paris nehmen. Der Kaiser bestimmte für ein jedes von ihnen ein Jahresgehalt von 30,000 Franken. Bis auf vier nahmen sämmtliche Cardinäle, die ja ihres sonstigen Einkommens beraubt waren, diese Entschädigung an. Allwöchentlich, am Sonntag, mußten sie in der Tuileriencapelle zur Messe erscheinen. Sie besuchten auch die Hoffeste, mehrere von ihnen nahmen selbst an den beim Cultusminister und bei Cambacérès stattfindenden Festlichkeiten theil. Diese Nachgiebigkeit und Höflichkeit der Cardinäle täuschte den Kaiser über ihre wahre Gesinnung. Er war davon überzeugt, daß er von dieser Seite keinen Widerstand mehr zu befürchten habe. So dachte er während des ganzen Scheidungsverfahrens nicht weiter an die Bedeutung dieser Kirchenfürsten. Erst als die Vorbereitungen zu den Hochzeitsfeierlichkeiten mit Marie Louise getroffen wurden, erinnerte er sich ihrer. Die Cardinäle erhielten vier officielle Einladungen, und zwar zur Vorstellung in St. Cloud, zur Civilehe, zur kirchlichen Trauung und zum feierlichen Empfange in den Tuilerien. Das Cardinalcollegium ward dadurch in eine sehr schwierige Lage versetzt. Durften seine Mitglieder durch ihre Anwesenheit bei der kirchlichen Trauung das illegale Scheidungsverfahren sanctioniren? Zur Berathung über diese Angelegenheit versammelten sich 27 Cardinäle in der Wohnung des Cardinals Consalvi. Vierzehn von ihnen hielten es für gerathen, sich nicht dem Zorne Napoleons auszusetzen, dreizehn[1]) erklärten jedoch entschieden, weder bei der Civil-, noch bei der kirchlichen Trauung zu erscheinen, um keinen Zweifel an ihrer Rechtgläubigkeit aufkommen zu lassen. Diese ansehnliche Minorität verständigte den Cardinal Fesch von ihrem Beschlusse. Um jedoch jedes Aufsehen zu vermeiden und damit ihre Abwesenheit nicht Anlaß zu unliebsamen Deutungen gebe, schlugen sie dem Großalmosenier vor, es möge, wie dies bereits bezüglich des Senats und des gesetzgebenden Körpers beschlossen war, nur ein Theil des Cardinalcollegiums geladen werden, und zwar jene seiner Mitglieder, die der Einladung nachkommen zu können glaubten, — diese würden dann auch Zeugen der Trauungsfeier sein. Fesch befand sich in einer heiklen Lage. Er kannte seinen Neffen, den Kaiser, zu sehr, als daß er ohne weiteres auf den Vorschlag der Minorität hätte eingehen können. Er fürchtete die Folgen der Abstinenz und versuchte es darum, die widerhaarigen Cardinäle von ihrem Entschlusse abzubringen. Allein diese wollten um keinen Preis ihr Gewissen belasten.

Leise Gerüchte schwirrten schon am Hofe über die Weigerung der Kirchenfürsten herum. „Sie werden es nicht wagen," rief Napoleon erregt aus. Da versuchte der Polizeiminister Fouché sein Glück bei den Cardinälen; allein auch er konnte ihren Willen nicht ändern. So rückte denn der entscheidende Moment immer näher, ohne daß man zu einem befriedigenden Ende gelangt wäre. Am 31. März 1810 fand in St. Cloud der officielle Empfang statt. Das heilige Collegium erschien vollzählig. Nicht jedoch zur kirchlichen Trauung am 2. April. Sechzehn Cardinäle fehlten bei der Ceremonie. Die für sie bestimmten Sitze blieben leer. Unwillkürlich blieb des Kaisers Blick auf ihnen haften. Schwer nur vermochte er seinen Zorn zu unterdrücken. Von den 16 Cardinälen hatten drei ihre Abwesenheit mit dem Hinweis auf ihr hohes Alter und ihre Schwäche entschuldigt; die übrigen wollten, nachdem sie offen für die Rechte der Kirche eingetreten waren, am nächsten Tage dem Kaiser geben, was des Kaisers ist: sie begaben sich zum Empfange in die Tuilerien, wo sie zwischen den Senatoren und Staatsräthen Platz nahmen. „Man kann sich leicht vorstellen," bemerkt Consalvi in seinen Memoiren, „mit welchem Herzen wir den feierlichen Moment, den Kaiser zu sehen und von ihm gesehen zu werden, erwarteten." Napoleon ließ überaus lange auf sich warten. Nach mehreren Stunden erschien endlich ein Adjutant, der mit lauter Stimme meldete, daß der Kaiser die dreizehn Cardinäle, die der kirchlichen Feier nicht angewohnt hatten, nicht empfangen wolle; er befahl ihnen, sofort den Palast zu verlassen. Die Prälaten thaten, wie ihnen geheißen ward. Und da man in kleinlicher Rücksichtslosigkeit ihre Wagen und Diener bereits weggeschickt hatte, mußten die Kirchenfürsten in ihrem vollen Staate die Straßen der Hauptstadt zu Fuß durchwandern, um in ihre Wohnungen zu gelangen.

Am nächsten Tage erhielt der Cultusminister Bigot de Préameneu das folgende Schreiben Napoleons: „Mehrere Cardinäle sind, trotzdem sie eingeladen wurden, nicht zu der Ceremonie meiner Trauung erschienen. Sie haben mich dadurch außerordentlich bloßgestellt. Ich will die Namen dieser Cardinäle kennen und wissen, wer von ihnen ein Bisthum in Frankreich, in meinem Königreich Italien oder im Königreich Neapel inne hat. Meine Absicht ist, diese Individuen zu entlassen und die Bezahlung ihrer Bezüge einzustellen, da ich sie nicht mehr als Cardinäle anerkenne. Sie werden mir darüber Bericht erstatten, damit ich einen rechtskräftigen Entschluß fasse."

Bigot kam sofort dem Auftrage nach. Er nahm in die Liste den Cardinal della Somaglia nicht auf, angeblich um ihm einen Ausweg offen zu lassen; allein della Somaglia wollte das Geschick seiner Amtsbrüder theilen, wie er ihre Ansicht getheilt hatte. Eine Stunde, nachdem Napoleon den Bericht seines Ministers erhalten hatte, dictirte er dem Herzog von Bassano die folgende Note: „Der Cultusminister wird die Cardinäle, die, ohne daß sie durch ihren Gesundheitszustand dazu genöthigt worden wären, bei der kirchlichen Trauung nicht erschienen sind, zu sich berufen. Er wird ihnen sagen, daß sie ohne den Papst nichts sind, und daß, wenn sie auch das Recht der Jurisdiction hätten, die Minderheit der Mehrheit hätte gehorchen müssen, daß Se. Majestät in ihrem Benehmen denselben Geist der Empörung gesehen hat, den sie seit mehreren Jahren bethätigt hätten und der Se. Majestät genöthigt hätte, sich Roms zu bemächtigen, und sie bestimmt hat, den Papst zu bewegen, daß er den Kaiser mit dem Kirchenbann belegte.... Es sei nunmehr Zeit, daß sie es inne würden, daß der Kaiser das Schwert des Gesetzes in seinen Händen halte, um die bösen Priester und die Hochverräther damit zu treffen. Man wird ihnen bemerklich machen, daß, wenn man ihnen den Proceß machen wollte, da man in Frankreich die kirchliche Jurisdiction nicht kennt, nichts ihre Verurtheilung verhindern könnte. Da man sie jedoch bereits als verurtheilt betrachtet, will man nicht, daß sie fernerhin die kirchlichen Abzeichen und die Cardinalstracht tragen."

[1]) Es waren dies die Cardinäle: Caesar Brancadoro, Hercules Consalvi, Julius Gabrielli, Peter Galeffi, Laurentius Litta, Alexander Mattei, Carl Oppizoni, Michael di Pietro, Franz Pignatelli, Louis Ruffo-Scilla, Ferdinand Saluzzo, Philipp Scotti, Julius della Somaglia. Vgl. über diese die biographischen Notizen in dem an werthvollen archivalischen Documenten reichen „Anhang" zu Grandmaisons oben genanntem Buche.

Digitized by Google

Noch am selben Tage, um neun Uhr des Abends, erschienen die Cardinäle im Cultusministerium. Auch Fouché war hier anwesend. Bigot theilte ihnen den Befehl des Kaisers mit. Der größere Theil der Cardinäle erfuhr erst, da sie des Französischen nicht mächtig waren, aus dem Munde Consalvi's, wessen sie beschuldigt seien. Sowohl Bigot als Fouché legten es ihnen nahe, in einer an den Kaiser zu richtenden Eingabe ihr Vorgehen zu rechtfertigen und den Anwurf der Verschwörung zu widerlegen. Fünf Stunden lang währte die Berathung; das Ergebniß war eine Collectivnote, die den Zorn des Kaisers mildern sollte, ohne jedoch der Wahrheit Eintrag zu thun. Die Cardinäle verwahrten sich darin gegen die Beschuldigung einer Verschwörung, oder irgend welcher Intrigue immer; sie seien der kirchlichen Trauung nur darum fern geblieben, weil nach ihrer religiösen Ueberzeugung der Papst allein berufen gewesen wäre, des Kaisers erste Ehe zu lösen, dach liege es ihnen fern, über die Gültigkeit der Ehescheidung und über die Rechtlichkeit der neuen Ehe Zweifel laut werden zu lassen. — Der Morgen war bereits angebrochen, als der Cardinal Litta dieses von den 13 Cardinälen unterzeichnete Schriftstück Bigot überreichte, der davon befriedigt schien, allein mit Bedauern erklärte, an der Verfügung des Kaisers nichts ändern zu können, zumal dieser noch an demselben Tage abreiste. Sa wurden denn die Güter der mißliebigen Kirchenfürsten in Beschlag genommen, ihre Wohnungen gerichtlich versiegelt, ihre Bezüge eingestellt: sie selbst mußten die äußeren Abzeichen ihrer Würde ablegen und sich ganz schwarz kleiden. Sie hießen seitdem die schwarzen Cardinäle. Man ging weiter. Es sollte ihnen die unabhängige Existenz unmöglich gemacht werden; darum wurden die Gesandten in Madrid, Amsterdam und Neapel beauftragt, alle Güter der Verfolgten in Spanien, Halland und im Königreiche beider Sicilien einzuziehen und ihre dortigen Beneficien aufzuheben. Das Strafausmaß war jedoch damit noch nicht erschöpft. Nach 2 Monaten, am 10. Juni wurden die Cardinäle mittelst eines innerhalb 24 Stunden auszuführenden Polizeibefehls in mehrere Städte des östlichen Frankreichs verbannt. Der Minister stellte jedem von ihnen 50 Louisdor für die Reise und ein Monatsgehalt von 250 Franken zur Verfügung, allein sie lehnten dieses Anerbieten ab und wollten lieber von den Spenden frammer Christen im Exil leben. Reichlich flossen ihnen diese zu. Mathieu de Montmorency, der pflichttreue Präfect der großen „Congregation", war die Seele jener Vereinigung, die sich aus freien Stücken zur Versorgung der verbannten und aller Mittel beraubten Cardinäle gebildet hatte. Die Casse führte den Namen: Caisse des confesseurs de la foi. Freilich war die Uebung dieses Liebeswerkes mit Gefahren verbunden; viele dieser glaubensstarken Männer und Frauen büßten ihre Mildherzigkeit mit dem Verluste der Freiheit. Als die Behörde von dem Bestande dieses Vereins erfuhr, wurden die „schwarzen Cardinäle" einzeln strengen Verhören unterzogen; Montmarency wurde verbannt, setzte aber gleichwohl seine Thätigkeit für die Opfer der Rachgier Napaleons fort. Die Lage der exilirten Cardinäle verschlimmerte sich immer mehr, bis sie sich plötzlich zum besseren wendete.

Napaleon hatte Pius VII. aus Savona nach Fontainebleau überführen lassen; denn er wollte dem unhaltbaren Verhältniß zu dem heiligen Vater ein Ende machen. Die Nachricht davon drang auch zu den „schwarzen Cardinälen". Tiefer Kummer bemächtigte sich ihrer darob[1]); ihre Betrübniß wuchs, als sie von dem Abschluß eines neuen Concordats zwischen Napoleon und Pius VII. hörten, wonach der Papst auf das Patrimonium Petri und die Prärogative des heil. Stuhles verzichtet hätte; ohne Zweifel hatte man das Alter, die physische Schwäche, die Güte des Papstes mißbraucht. Was ihnen in dieser Seelenpein einigen Trost bieten kannte, war die Ankündigung ihrer Befreiung; so war denn die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, so manches Unheil von der Kirche noch abwenden zu können; denn der Papst hatte, ehe er seine endgültige Zustimmung zu den Propositionen Napoleons geben mochte, sein Cardinalcollegium anhören wallen; der Kaiser konnte dieses Verlangen nicht abweisen, wenn er zum Ziele gelangen wollte; darum mußte er die Freilassung der widerspenstigen Kirchenfürsten bewilligen.

Kaum waren die Cardinäle di Pietro, Gabrielli und Litta in Fontainebleau angelangt, so machten sie auch schon dem Papst wegen der schädlichen Folgen seiner Nachgiebigkeit die eindringlichsten Vorstellungen. Der alte, kränkliche Statthalter Christi ward darob ganz consternirt. Seine Niedergeschlagenheit blieb den ihn umgebenden Spionen Napoleons nicht verborgen. Der Kaiser befürchtete mit Recht, daß es nunmehr nicht so leicht sein werde, dem Papste sa weitgehende Zugeständnisse abzuringen, daß Pius noch im letzten Augenblick die Ratification der Präliminarien verweigern könnte, darum wollte er mit einem Schlage aller Unsicherheit ein Ende machen: er brach sein Wort, das Abkommen bis zu der formellen Annahme geheim zu halten, und ließ dem Senate durch Cambacérès feierlich die einzelnen Punkte der getroffenen Vereinbarungen mittheilen.

War schon der Inhalt dieser Abmachungen allein geeignet, die Cardinäle zu betrüben, wie bestürzt mußten sie erst jene vor der Hand noch geheim gehaltenen Punkte machen, von denen ihnen der Papst selbst Mittheilung machtel Darnach sollte der Papst in einem eigenem Breve das Vorgehen der schwarzen Cardinäle verurtheilen; die Cardinäle di Pietro und Pacca sollten niemals mehr vor dem heiligen Vater erscheinen dürfen; der Papst sollte von nun ab nur ein Drittel des Cardinalcolleginms erneuern, die zwei anderen Drittel die kathalischen Souveräne. Die Mehrheit des in Fantaineblau versammelten heiligen Colleginms beschloß, den Papst zur bedingungslosen Verwerfung dieser Propositionen zu bestimmen. Pius VII. fühlte durch diesen Beschluß sein Gewissen erleichtert und pflichtete freudigen Herzens seinen Cardinälen bei. Die Durchführung dieses Beschlusses stieß jedoch auf die größten Schwierigkeiten. Das heilige Collegium war von Spionen umgeben, in den Gemächern des Papstes konnten die Berathungen in Folge dessen nicht fortgesetzt werden; die Cardinäle versammelten sich in unauffälliger Weise bei dem kranken Cardinal Pignatelli unter dem Vorwande des Krankenbesuches. Daselbst kamen sie dahin überein, daß der Papst in einem eigenhändigen Schreiben dem Kaiser die Gründe auseinandersetze, die ihm die Ratification der Präliminarien verböten. Doch auch die Ausführung dieser Vereinbarung war nicht sa leicht, als man glauben sollte; denn der Papst konnte in Folge seiner Schwäche mit der größten Anstrengung kaum einige Zeilen täglich niederschreiben. Was so mühselig zu Papier gebracht war, das nahmen Consalvi oder Pacca zu sich, um es am nächsten Tag dem Papste zur Fortsetzung zu überreichen. Diese Vorsicht war darum geboten, weil die Gemächer und Schränke des Papstes alltäglich, während er die Messe las, van einem Polizeibeamten mit einem Nachschlüssel geöffnet und hierauf durchsucht wurden.

Nachdem das Schriftstück endlich glücklich beendet war, wurde es dem Kaiser überschickt. Napoleon gerieth darüber in die größte Wuth. Doch ließ er den Papst vor der Hand über die Wirkung dieses Entschlusses in Zweifel. Die strengen Maßnahmen jedoch, die Napoleon treffen ließ, ver-

[1]) In Paris lief damals darüber das geistreiche Wort umher: „Le Pape a conclu avec l'empereur un concordat qui fait rougir les cardinaux," es war dies eine Anspielung auf den Purpur, den die schwarzen Cardinäle wieder sollten anlegen dürfen.

Digitized by Google

riethen Pius VII. des Kaisers Gesinnung. Die Cardinäle durften den Papst nicht besuchen, um mit ihm kirchliche Angelegenheiten zu besprechen. Der Cardinal di Pietro wurde in der Nacht des 5. April aus seinem Bette geholt, des Purpurs neuerdings beraubt und unter polizeilicher Bewachung nach Auxonne übergeführt. Als ob der Papst keine Widerrede erhoben hätte, wurde das „Concordat" als rechtskräftiges Gesetz veröffentlicht (1813).

Inzwischen war jedoch Napoleons Glücksstern erblaßt; da dachte er an eine Aussöhnung mit dem Papste. Am 23. Januar 1814 ließ er Pius VII. melden, daß ihm der Weg nach Rom offen stehe. Bevor der Papst seine Reise antrat, versammelte er das Cardinalcollegium, dem er es zur Pflicht machte, die Interessen der Kirche zu wahren; er untersagte ihnen, irgend eine Stelle oder ein Gehalt von Napoleon anzunehmen. Nach der Abreise des Papstes erhielten jene 16 Cardinäle, die in Fontainebleau wohnten,[1]) den bindenden Befehl, innerhalb vier Tagen die Stadt zu verlassen und sich, ein jeder von einem Gendarmerieofficier begleitet, auf den Weg zu machen. Erst auf dem Wege ward ihnen das Ziel ihrer Reise bekannt gegeben. Einem jeden wurde ein besonderer Aufenthaltsort angewiesen, wo sie unter strenger Bewachung gehalten wurden. Es wurde ihnen mit dem Verluste der Freiheit gedroht, falls ihr Betragen Grund zur Klage bieten sollte. Doch sie sollten nicht lange zum zweitenmal die Bitternisse des Exils ertragen. Der jähe Sturz Napoleons brachte ihnen die Freiheit. Ungehindert durften sie das Land verlassen, das Zeuge ihrer Standhaftigkeit gewesen; mit Befriedigung konnten sie den Boden betreten, der nun von den Fesseln tyrannischer Willkürherrschaft befreit war, mit Stolz durften sie auf ihre überzeugungstreue Lebensführung zurückblicken und sich sagen, daß sie stets gehandelt, wie es ihnen ihre Pflicht vorgeschrieben und ihr Gewissen eingegeben hatte.

Ein Jugendwerk von Chamisso.

Von Dr. Eugen Kilian.

Ueber Chamisso's Jugendwerk, das Fragment gebliebene Drama „Fortunat", waren wir bis dahin nur durch eine Reihe zerstreuter autobiographischer Zeugnisse aus dem Briefwechsel des Dichters unterrichtet. Von dem Werke selbst waren nur die unter dem Titel „Der Schatz" (bezw. „Auf hoher See") und „Katzennatur" in die Sammlung der Gedichte übergegangenen lyrischen Stücke, außerdem drei Verse, die in einem Briefe des Dichters vom 6. Februar 1811 citirt sind, bekannt geworden. Auf diese wenigen Materialien stützten sich die Muthmaßungen und Combinationen, in denen sich die Biographen Chamisso's im Hinblick auf Entstehung, Inhalt, Ausdehnung des „Fortunat" in mannichfaltiger Weise erschöpften.

Das Dunkel, das die meisten der bezüglichen Fragen umlagerte, wird gelichtet durch die nunmehr erfolgte erstmalige Veröffentlichung des Fragments in der neuen Folge der von Sauer herausgegebenen deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts.[2]) Auf Grund des eigenhändigen Manuscripts des Dichters erhalten wir einen wortgetreuen Abdruck des dramatischen Fragments, dem eine werthvolle literarhistorische Einleitung des auf dem Gebiet der Chamisso-Forschung wohlverdienten Herausgebers vorangeht.

Die Entstehung des Spieles von „Fortunati Glückseckel und Wunschhütlein" fällt in das Jahr 1806. Den äußeren Anstoß erhielt der jugendliche Dichter durch den intimen Verkehr mit Fouqué, dessen Einladung, ihn im Juli 1806 im Bade Nenndorf zu besuchen, dem damaligen Lieutenant v. Chamisso Auffrischung und Erholung gewährte von der lähmenden Betäubung, in die er sich durch die Ereignisse des Jahres 1805/6 versetzt sah. Fouqué's Mahnung an den Freund, sich an ein größeres Ganzes zu wagen, weckte den Entschluß in ihm, das Volksbuch von Fortunatus nach dem Muster des Tieck'schen „Octavian" zu dramatisiren. Mit dem letzteren war das Muster geschaffen, das allen Jüngern der Romantik als glänzendes Vorbild strahlte und dazu reizte, auch die „wundervolle Märchenwelt" der übrigen Volksbücher „in der alten Pracht" heraufzubeschwören.

Der Bearbeiter des Fortunatus-Stoffes sieht sich vor die Wahl gestellt, entweder die durch die Geschicke des Vaters und die Geschicke der Söhne gebotene Zweitheilung der Historie beizubehalten, oder nur den einen Theil mit Unterdrückung oder vereinzelter Benutzung des anderen zu verwerthen. Chamisso entschied sich für das letztere; sein Drama beginnt mit den Ereignissen nach dem Tode Fortunats und behandelt demgemäß nur die Schicksale Andolosia's und Ampedo's. Einige wenige Züge aus der Vorfabel, den Geschicken Fortunats, sind in das einleitende Gespräch der Söhne verwoben, die sich über die Theilung der beiden ererbten Schätze einigen. In dieser ersten Scene (Vers 42—44) spricht Andolosia jene aus dem Briefe von 1811 bekannten drei Verse:

„Ich werde geh'n in fremde Land', es ist
Des Glückes in der Welt noch viel, ich hoffe
Zu Gott, es wird mir fein auch noch ein Theil",

die Walzel in seiner Chamisso-Biographie[1]) hauptsächlich zu der irrigen Annahme verleiteten, das Stück habe mit einem Vorspiel begonnen, das Fortunats Abreise von Cypern behandle, das Drama selbst habe alsdann mit Fortunats Rückkehr eingesetzt. Die allerdings sehr auffallende Uebereinstimmung jener drei Verse mit den betreffenden Abschiedsworten Fortunats im Volksbuche zeigt nur, daß der Dichter wörtliche Anklänge an das letztere suchte und verwerthete, wo immer sich ihm geeignete Materialien hiefür boten. Mit der Unrichtigkeit von Walzels Annahme fällt auch dessen andere Hypothese, daß es in der Absicht des Dichters gelegen sei, die naive Moral des Volksbuchs, Weisheit sei mehr werth als Reichthum, zur leitenden Idee seiner Dichtung zu erheben. Mit Recht hebt Koßmann hervor, daß diese Idee höchstens für Fortunat selbst, zur Noth für die ganze Geschichte als Familiendrama (wie in der Behandlung von Th. Decker), auf keinen Fall aber für den zweiten Theil allein gelten könne. Ebenso unhaltbar ist die Annahme, daß die Gestalt der Agrippina, der Wunsch, in ihr eine blendende Frauengestalt zu schildern, den Dichter zur Andolosia-Fabel gezogen habe. Es besteht vielmehr kein Zweifel darüber, daß gerade die Gestalt des ränkevollen fürstlichen Weibes Chamisso nach seinem eigenen Zeugniß „am meisten Kummer" bereitet hat, daß er bei der sinnlich-lebensvollen Gestaltung dieses Charakters auf ein Gebiet trat, das ihm die Grenzen seines Könnens zeigte.

Die Gründe, die Chamisso zur dichterischen Behandlung des zweiten Theils bestimmten, liegen, wie Koßmann glaubhaft macht, abgesehen von den natürlichen günstigeren Vorbedingungen, die der letztere im Vergleich zu dem ersten Theil für den Dramatiker bietet, in erster Linie darin,

---

1) Bis auf den Cardinal Pignatelli, der in Folge seiner schweren Krankheit nicht transportabel war, befanden sich sämmtliche „schwarze Cardinäle" unter den Verwiesenen.

2) Fortunati Glückseckel und Wunschhütlein. Ein Spiel von Adelbert von Chamisso (1806). Aus der Handschrift zum ersten male herausgegeben von E. F. Koßmann. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrh. Neue Folge Nr. 4/5.)

1) Einleitung zu Chamisso's Werken in der deutschen National-Literatur, S. XXX.

daß der Dichter in der Andolosia-Fabel alle jene Elemente vorfand, die ihm für das ihm damals vorschwebende Ideal des Dramas nothwendig schienen. Schon in den Gesprächen mit Fouqué hatte Chamisso die Theorie einer neuen Dichtung aufgestellt, „die eines Drama, des höchsten vielleicht, wo die für sich höchst tragischen Figuren das höchste Komische gebären, und wiederum die für sich höchst komischen das gräßlichste Tragische. Shakespeare und die deutschen Puppen zeigten uns oft Strahlen unsres Ideals." Die Mischung von Humor und Tragik, wie sie in der schlichten Darstellung des Volksbuchs von Fortunat zu Tage tritt, mußte dem Dichter vorzüglich geeignet scheinen zur Verwirklichung des Ideals, das ihm in Anlehnung an Tiecks dramatische Arbeiten vor Augen schwebte.

Wie hinsichtlich der Stoffwahl, so zeigt sich der Dichter auch in Behandlung der Form als echter Jünger der Romantik, der treulich in den Fußtapfen des Tied'schen „Octavian" zu wandeln sich bemüht. Sein „Fortunat" bietet eine Musterkarte der verschiedensten Versformen und enthält nach der Zusammenstellung des Herausgebers „außer den Blankversen, vierfüßigen Trochäen, Alexandrinern, Trimetern, Anapästen und der Prosa, Terzinen, Assonanzen, zwei Sonnette, einundzwanzig Stanzen, acht Dezimen und vier Gedichte in lyrischen, theils sehr künstlichen Strophen."

Mit Niederschrift des ersten Dialogs hatte Chamisso am 22. August 1806 begonnen; am 22. October war das Werk bis zu 1758 Versen gediehen. Die 21 erhaltenen Scenen des Stückes entstanden frei und zwanglos, nicht in der Reihenfolge der darin behandelten Ereignisse. Die Handlung gelangt bis zum Eintritt Agrippina's in das Kloster, mit der Klage der letzteren über das ihr auferlegte Geschick bricht das Fragment ab. Daß Chamisso noch eine Zeit lang dessen Vollendung im Sinn trug und diese nur durch äußere Hindernisse verzögert sah, beweisen Briefe aus dem Januar des Jahres 1807, wo des unvollendeten Gedichtes und der weiteren Ausgestaltung Agrippina's Erwähnung geschieht. Aber schon im October des folgenden Jahres muß er seinem Freund Fouqué bekennen: „Mein armer Fortunat liegt da versiegelt auf meinem Tisch, dem Eigenthum gleich eines Verstorbenen; und ich blicke zu ihm mit Wehmuth". Noch 1809 wird er von Fouqué gemahnt, „die Leier wieder zu stimmen" und das „wackere, kräftige Lied von Fortunatus" weiterzusingen. Aber vergebens; auch Fouqué spricht nicht mehr von einer Vollendung des Werkes, als er 1812 dem Freunde schreibt: „Sichte aus Deiner treuen, tiefen Brust etwas Eignes heraus, etwas wie die Scenen zwischen Ampedo und Andolosia im Fortunat und ihresgleichen dorten, und belohne so meine deutsche Muttersprache für die Freudigkeit, mit der sie sich Deinem oft kühnen Wallen fügt."

Chamisso war in andere Bahnen eingelaufen, die Botanik bemächtigte sich seiner, an Stelle der dichterischen Thätigkeit für Musenalmanache waren wissenschaftliche Studien verschiedener Art getreten. Und als er 1813 endlich wieder mit einer dichterischen That an die Oeffentlichkeit trat, da zeigte es sich, daß der Glückssäckel des Fortunat sich auf Peter Schlemihl vererbt hatte. Damit war die Ausführung der früheren Dichtung endgültig aufgegeben, und als 1816 zum Ueberfluß der Tied'sche „Fortunat" auf den Büchermarkt getreten war, schien dem Dichter hienach auch die Veröffentlichung des Fragments keinem Zweck mehr zu dienen.

Seinen Untersuchungen über die Entstehung des „Fortunat" läßt Koßmann eine eingehende Analyse des Werkes folgen, die über zahlreiche Einzelheiten Aufklärung und treffende Bemerkungen bietet.

Das von Chamisso selbst mit diesem Namen bezeichnete Vorspiel umfaßt die vier ersten Scenen der Dichtung und behandelt die Abmachungen zwischen Andolosia und Ampedo, sowie des ersteren Abreise von der Heimath; es schließt mit dem bekannten, schon 1815 veröffentlichten Wechselgesang, dem als eine Art Exodos eine zwölfzeilige Doppelassonanz folgt, „in welcher das Grundmotiv alles irdischen Strebens echt romantisch angeschlagen wird." Für diese in der von Chamisso selbst besorgten Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Der Schatz" veröffentlichten Verse:

„Fernher, aus geheimem Schreine,
Winkt ein Schatz, so wunderbar" ꝛc.

wird von Koßmann mit Recht wieder die ursprüngliche Lesart hergestellt, im Gegensatz zu der von Palm willkürlicherweise vorgenommenen und danach in die späteren Ausgaben übergegangenen Stropheneintheilung, die weder durch die von Chamisso besorgten Drucke noch durch die Handschrift des Dichters ihre Rechtfertigung findet.

Das eigentliche Drama setzt ein mit Scene V; es spielt zehn Jahre später als das Vorspiel und beginnt, mit Uebergehung aller dazwischenliegenden, für den Romantiker unergiebigen Geschicke Andolosia's, mit den Ereignissen am englischen Königshofe. Sehr charakteristisch ist das aus Terzinen, Sonnetten, Stanzen und anderen Versformen sich zusammensetzende „romantische Versfeuerwerk", in dem die Pracht des Hoffestes getreu im Geiste des Octavian-Dichters geschildert wird. An der lebenswahren Gestaltung Agrippina's, die alles sinnliche Leben vermissen läßt, scheitert die Kunst des Dichters. Ein eigenthümlicher Zug begegnet uns in dem der Volksüberlieferung fremden Ernst der Amme, mit dem dieselbe bei ihrem ersten Auftreten dem jugendlichen Uebermuth ihrer Gebieterin warnend begegnet (Scene VII):

„Siegeskundig annoch heute,
Pflegst Du des Uebermuthes,
Doch es bringet nimmer Gutes,
Einmal wirst du noch die Beute."

Und auf die höhnende Zurückweisung, die sie von der Herrin dafür erfährt, entgegnet die Amme:

„Magst du immer, theures Kind,
Unbesonnen mich verlochen,
Klugheit führt des Alters Nachen,
Und die Jugend fahret blind;
Jag die Worte in den Wind,
Andre Tage werden kommen,
Deine Scherze schlecht dir frommen
Und du meiner noch gedenken.
Nicht kann solches Wort mich kränken,
Weht der Weg, den du genommen."

Wohl mit Recht vermuthet Koßmann, daß die hier angeschlagenen ernsten Töne ihren Grund in der von dem Dichter während der zweiten Hälfte seiner Arbeit vorgenommenen Aenderung seines Planes haben, dergemäß das Stück mit dem Untergang sämmtlicher Betheiligter schließen sollte. Diese Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man die Charakterzeichnung der Amme in dieser Scene (VII) mit der Amme vergleicht, wie sie uns in der einige Wochen früher geschriebenen Scene XI entgegentritt. Andolosia erwacht nach der verunglückten Liebesnacht und wird von der Amme in sehr ergötzlicher Weise aufgezogen. Der „unerschütterlich ironische Biederton der schalkischen Alten", die hier in nichts mehr an das ernste Pathos ihrer Reden in Scene VII erinnert, steht in der That in sehr gelungenem Contrast zu den prosaischen Zornausbrüchen Andolosia's und erzeugt eine durchaus gelungene und wirksame Komik, die um so mehr ins Auge fällt, wenn man die entsprechende, ziemlich farblos gehaltene Scene bei Tieck damit in Vergleich zieht. Wie der Herausgeber vermuthet, ist dies vielleicht die Scene,

mit der Chamisso nach seiner Mittheilung an Varnhagen vom 7. September 1806, als er „einigen Weibern“ aus dem „Fortunat“ vorlas, den Eindruck des „gewaltigsten Komischen“ hervorrief. Keinesfalls bezieht sich diese Briefstelle, wie man bisher anzunehmen schien, auf das Gedicht „Katzennatur“, das erst einige Wochen später, zwischen dem 22. und 28. September, geschrieben ist.

Ein sehr charakteristisches, echt „romantisches Cabinetstückchen“ hat der Dichter sich gestattet in der Scene, wo Andolosia in der Wüstenei auf den Baum steigt, um Agrippina die gewünschten Aepfel herabzuholen. Nachdem sich der Dialog bis zum Verschwinden Agrippina's ziemlich genau an die Vorlage gehalten hat, gibt sich Andolosia mit einem Male aus dem Laube des Baumes seinem vermeinten Opfer, dessen Verschwinden ihm entgangen ist, in regelrechtem Sonett zu erkennen. Als er nach der ersten Terzine:

„Du bist mit deinem Raub in meinen Händen,
Zertreten kann ich nun das Haupt der Schlange.
Dem die entflohnen Sirge magst du staunen“,

den Blick auf Agrippina werfen will „und merkt, wie sie das Hütlein mitsammt allen Schätzen entführt haben müsse, da fällt er mit Geschrei von dem Baume herab, er liegt ohnmächtig und bewegungslos an der Erde“. Der Soufleur versucht, ihm die ersten Worte der letzten Terzine zuzuflüstern, da jedoch Andolosia nichts hört, „so streckt er den Kopf aus dem Kasten, kehrt sich gegen die Zuschauer und sagt selbst:

Es freut die Jungfrau, schnell ihr Rad zu wenden,
Im unerwartet jähen Uebergange
Verherrlichet Fortuna ihre Launen.“

Unter den folgenden Scenen kommt dem Gesang des Klausners (Nr. XVIII) und dem Gespräche des letzteren mit Andolosia (Nr. XIX) insofern eine gewisse biographische Bedeutung zu, als die darin zu Tage tretende Lebensphilosophie des Eremiten, die beschauliche innere Zufriedenheit und Freiheit des dem Irdischen abgewandten Geistes dem Ideal und der damaligen Lebensauffassung des Dichters entspricht und sich vielfach mit dem berührt, was uns in dem nicht sehr lange vorher entstandenen mystisch-allegorischen Märchen „Adelberts Fabel“ als Chamisso's Selbstbekenntniß entgegentritt. Was das Klausnerlied betrifft, so ist es dem Dichter allerdings nicht geglückt, für den schönen Gedankengehalt eine sich damit deckende, harmonische äußere Form zu finden. Strophen wie die folgende:

„Der Gottheit Sehnsuchtsaugen,
Der Sterne mahnender Chor,
Sie blicken und tönen und singen
Den durstenden Athem empor“,

sind mehr charakteristisch für die unverkennbare Anlehnung an Vorstellungen von Novalis, als daß sie dem dichterischen Anschauungs- und Darstellungsvermögen des jugendlichen Poeten ein glänzendes Zeugniß ausstellten. Daß Chamisso sich selbst über die formale Unzulänglichkeit des Gedichtes keineswegs täuschte, beweist der Umstand, daß er nicht, was so naheliegend gewesen wäre, das Gedicht in späterer Zeit, wie den „Wechselgesang“ und die „Katzennatur“, der Sammlung der Gedichte einverleibte.

Von den in Stanzenform gegossenen Strophen, in denen der Eremit in der folgenden Scene zu Andolosia spricht, knüpft die erste im Gedanken an die Vorlage des Volksbuches an; in den folgenden schöpft der Dichter frei aus der eigenen Brust. Bemerkenswerth ist namentlich die dritte Strophe:

„O hättest du getrunken aus dem Bronnen,
Aus dem lebendige Gewässer quillen,
Der Wunden Schmerzen in des Himmels Wonnen
Zu tehren und den ew'gen Durst zu stillen;
Da wäre Freiheit dir und Heil gewonnen,
Mitwollend ruhigklar des Schöpfers Willen;
Auf Felsen fest gegründet deine Wohnung,
In Herzens Frieden wahrend die Belohnung.“

In den Worten „Mitwollend ruhigklar des Schöpfers Willen“ knüpfen sich rückwärts die Fäden an das συνθέλειν aus „Adelberts Fabel“, während sie sich durch den ganzen Gedankengehalt der Strophe nach vorwärts weiterspinnen zu der Lebensanschauung des Dichters, wie sie uns auf der Sonnenhöhe seines Schaffens aus der „alten Waschfrau“ in unvergänglichen Tönen entgegenklingt. Mit Recht weist Koßmann darauf hin, daß in der Antwort Andolosia's auf die Warnungen des Klausners („Und sollt' ich selber auch zu Grunde gehen“, „Es reißt, ich fühl's, hinab mich unaufhaltsam“) der deutliche Hinweis auf den beabsichtigten tragischen Ausgang des Stückes zu erkennen ist.

Die folgenden Ereignisse, den ganzen zweiten Londoner Aufenthalt Andolosia's mit den beiden Verkleidungen als Apfelkrämer und Doctor, hat der Dichter nicht ausgeführt. Das Spiel setzt erst wieder ein mit der Scene, in der Andolosia die mit Hörnern versehene Agrippina in die Wildniß zaubert, und bricht sodann ab mit dem sehr ernst und pathetisch gehaltenen Eintritt der Prinzessin in das Nonnenkloster.

Der Herausgeber, in dessen Arbeit wir einen werthvollen Beitrag zur Chamisso-Biographie begrüßen dürfen, verzichtet darauf, dem Fortunat-Fragment eine eingehende und erschöpfende wissenschaftlich-ästhetische Würdigung zu schenken. Noch fehlt es an den nothwendigen Vorarbeiten, um Chamisso's Stellung zu seinen Vorbildern, insbesondere zu Tieck, hinsichtlich des Verhältnisses ihrer Dramen zu den Volksbüchern, in das richtige Licht zu setzen. Es wäre dringend zu wünschen, daß Koßmanns Publication, die schon in dieser Form mannichfachste Belehrung und Anregung bietet, durch ihn selbst möglichst bald die ausstehende Ergänzung fände. Abgesehen von den Resultaten, die für die ästhetische Würdigung des jugendlichen Romantikers hieraus zu erwarten sind, wäre es namentlich in hohem Grade wünschenswerth, daß die überaus reiche und ergiebige Ausbeute, welche „Fortunat“ nach Seite der Sprachbehandlung bietet, nutzbar gemacht würde für unsre Erkenntniß der allmählichen Entwicklung der unablässig kämpfenden und ringenden Chamisso'schen Dichtersprache.

Mittheilungen und Nachrichten.

tt. **Der Volksfreund.** Roman von Karl v. Heigel. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1896. — Edmund Waldrek, der Sohn eines sehr reichen Geldmannes, ist socialistischer Agitator, wirkt für das Wohl der Arbeiter und bleibt seinen Theorien insoweit auch in der Wirklichkeit treu, daß er seine kleine Freundin Wally Geyer heirathet, „der Volksfreund und Held aus dem Volke“. Aber mit seinen demokratischen Grundsätzen sind stark aristokratische Neigungen verbunden und an diesen wird er denn auch bald gefangen. Sein Vater, der für verschiedene große Herren, darunter auch den Minister Wülflingen, Geldgeschäfte besorgt, wird zum Lohn für eine großartige Spende, die er bei einem nationalen Unglück gemacht, in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Edmund, der sich bei seiner Verheirathung mit dem Vater überworfen hatte, fühlt sich doch bei der Aussicht, neben dem Doctortitel auch den „Baron“ vor seinen Namen setzen zu können, eigenthümlich gekitzelt. Seine Gleichheitsideen wurzeln überhaupt nicht sehr tief und nachdem er ihnen durch seine Verheirathung genügenden Tribut gezollt zu haben glaubt, sehnt er sich aus dem Kreise der Genossen in eine Atmosphäre, wo feinere Formen herrschen. Von dem Hause des Grafen Wülflingen wird er mächtig angezogen, redet sich in eine Leidenschaft für die elegante Gräfin Gisela hinein und macht sich schon mit dem Gedanken vertraut, Wally abzuschütteln. Aber dem schlauen Staatsmanne war an Edmund nur gelegen, so lange er Einfluß auf die Massen hatte. Seit diese mißtrauisch gegen ihn geworden, hatte er auch seinen Werth für

Wülflingen verloren. Zerfallen mit den alten Freunden und ohne klare Zukunftspläne, reist er mit seiner schwer erkrankten Frau nach Italien, in der stillen Hoffnung, dort den Gräfinnen Wülflingen wieder zu begegnen. Wally stirbt und an ihrem Sterbelager erkennt er erst, was sie ihm gewesen: „ich wälzte das Glück von Millionen in Gedanken und verstand nicht Eine Seele — die treueste! glücklich zu machen!" Es ist dir alte Geschichte von dem Volksgünstling, der dann Fürstengunst sucht. Eine bestimmte Zeit ist nicht angegeben, auch ein bestimmtes Localcolorit fehlt. Der Schluß bringt den Ausblick auf einen Krieg, bei dem man wohl an den von 1870 denken könnte; damit stimmt es aber nicht, daß einmal von Lasker und einmal von Bismarck in der Vergangenheit gesprochen wird, und daß der Verfasser auch Tolstoi's Kreutzersonate citirt. Edmund Waldeck trägt wohl einzelne Züge von Lassalle, der dem Autor als Urbild vorgeschwebt haben mag. Die einzelnen übrigen Figuren sind nur undeutlich skizzirt. Eine Ausnahme macht das Proletarierkind Wally, die mit großer Anschaulichkeit und Natürlichkeit geschildert ist. Ihr ganzes Verhältniß zu dem Gatten, dem ihre niedrige Bildungsstufe zuweilen unbequem wird und an dem sie mit ehrender Treue hängt, macht den Eindruck des Wirklichen, des Gelebten. Die Scenen vor und bei ihrem Tode sind von erschütternder Wirkung und hier zeigt der Verfasser echte Dichterkraft. Störend wirken die vielen Reflexionen, auch manche an sich feine und geistvolle Bemerkung steht nicht genügend in organischem Zusammenhang mit dem Ganzen.

Aufruf.

„Die kgl. Preußische Akademie der Wissenschaften hat beschlossen, eine vollständige, kritische Ausgabe der Werke Kants zu veranstalten. Sie möchte hiedurch eine Ehrenschuld der Nation gegenüber ihrem großen Philosophen abtragen. Daher glaubt sie für die Herstellung der Vollständigkeit dieser Ausgabe auf die Unterstützung aller rechnen zu dürfen, welche irgend eine Kenntniß über bisher nicht veröffentlichte Handschriften Kants besitzen. Außer zusammenhängenden Manuscripten oder einzelnen Zetteln, die sehr zerstreut worden sind, gehören zu diesen Handschriften Briefe von ihm und an ihn, welche einzeln oder in Sammlungen sich finden können, seine Compendien, Handexemplare oder andere einst seiner Bibliothek angehörige Bücher, soweit er in dieselben nach seiner Gewohnheit Eintragungen gemacht hat, Nachschriften seiner Vorlesungen, deren viele circulirt haben und die nicht immer durch seinen Namen bezeichnet sind, endlich biographische Nachrichten über ihn. Jede öffentliche Anstalt und jeder Privatmann, welcher dergleichen besitzt, wird gebeten, dem nationalen Unternehmen durch Mittheilungen der bezeichneten Art hülfreich zu sein. Auch bloße Nachweisungen, wo etwa solche Hülfsmittel für die Ausgabe zu finden seien, werden sehr erwünscht sein. Die Akademie hat eine Commission zur Leitung des Unternehmens eingesetzt; dieselbe ersucht, die gewünschten Mittheilungen an das Secretariat der kgl. Akademie der Wissenschaften, Berlin NW. Universitätsstraße 8, gelangen zu lassen.

Berlin, im Februar 1896.

Die Commission der kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften für Herausgabe der Werke Kants.

Dilthey. Diels. Stumpf. Bahlen. Weinhold.

Zur näheren Erläuterung des vorstehenden Aufrufs mögen folgende Bemerkungen dienen:

Es sind vor allem vier Classen von Handschriften, welche im Besitz von öffentlichen Anstalten oder Privatpersonen sich vorfinden könnten. Die Zahl der in den bisherigen Kantausgaben veröffentlichten Briefe von und an Kant ist nicht sehr erheblich. Eine große Zahl von Briefen an Kant ist im Besitz der Dorpater Bibliothek und von der russischen Regierung bereitwillig zur Verfügung gestellt worden. Seit vielen Jahren haben unter Benutzung dieser Dorpater Sammlung Dr. Reicke und Oberlehrer Sintenis gegen 300 eigenhändige Briefe Kants und über 600 Briefe an Kant zusammengebracht. Aber wie wäre jemand im stande, eine solche Sammlung abzuschließen, da seit dem Tode Kants eine so lange Zeit verflossen und eine solche Zersplitterung seines Nachlasses und des Nachlasses der Personen, mit denen er correspondirte, eingetreten ist! Als Autographen sind solche Briefe durch die ganze Welt verzettelt, in Briefsammlungen der Zeit können sie noch versteckt sein. So darf man die Hoffnung hegen, daß der Aufruf manchen interessanten Brief von oder an Kant an das Licht bringen wird.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß ganze wissenschaftliche Manuscripte Kants noch verborgen sind. Fand sich doch auch neuerdings in Rostock eine Einleitung zur Kritik der Urtheilskraft, welche nun auch in der Ausgabe ihren angemessenen Platz finden wird. Vor allem aber wird man mit einiger Sicherheit darauf rechnen dürfen, daß sich noch hie und da Zettel mit eigenhändigen Notizen finden. Die Nachlaßinhaber sind nicht gut mit ihnen umgegangen und so ist manches zerstreut worden. Eine Reihe solcher Zettel wurde ehemals der Königsberger Bibliothek angeboten und Reicke hat sie veröffentlicht. Ein paar andere sind jetzt von der Berliner Bibliothek erworben worden. So darf man hoffen, daß sich auch an anderen Orten noch manches findet.

Auch in Compendien, die Kant für seine Vorlesungen benutzte, oder in seinen Handexemplaren der eigenen Schriften, überhaupt in Büchern aus seiner Bibliothek könnten Aufzeichnungen von ihm sich vorfinden. Hatte er doch die Gewohnheit, aufsteigende Gedanken in die von ihm meist benutzten Bücher einzuschreiben, und wir haben Compendien, in denen viele Blätter mit seinen feinen Schriftzügen ganz bedeckt sind. Solche Compendien, die sich noch nicht wiedergefunden haben, wären der erste Theil von Gottfried Achenwalls Jus naturae, Basedows Methodenbuch, Baumeisters Institutiones metaphysicae, Vods Lehrbuch der Erziehungskunst, Eberhards Erste Gründe der Naturlehre, Erxlebens Anfangsgründe der Naturlehre, Feders Grundriß der philosophischen Wissenschaften, Kaestners Anfangsgründe der Naturlehre, Wolffs Auszug aus den Anfangsgründen aller mathematischen Wissenschaften.

Auch Nachschriften der Vorlesungen Kants sind sehr verbreitet gewesen. Gewiß sind nicht nur in öffentlichen Bibliotheken, sondern auch in dem Bücherschatz mancher Familie solche Nachschriften noch verborgen. Der Kreis der Vorlesungen Kants war ungemein ausgedehnt. Wie haben heute keinen Begriff mehr davon, wie ein einziger Mann alle diese Wissenschaften umfassen konnte. Las er doch über: Anthropologie, Encyklopädie der gesammten Philosophie, Logik, Mathematik, mechanische Wissenschaften, Metaphysik, Mineralogie, Naturrecht, Pädagogik, allgemeine praktische Philosophie, physische Geographie, natürliche Theologie und theoretische Physik. Die Nachschriften tragen keineswegs immer einen Titel, welcher uns über ihren Verfasser und ihren Gegenstand unterrichtete. Findet sich eine nicht näher bezeichnete Nachschrift, von der vermuthet werden kann, daß sie eine Vorlesung Kants enthalte, so geschieht natürlich auch durch Uebersendung einer solchen der Sache ein Dienst.

n. **Straßburg**, 11. März. Der praktische Frauenarzt Dr. med. Julius Klein hat sich heute als Privatdocent für Geburtshülfe und Gynäkologie bei der medicinischen Facultät der Kaiser Wilhelms-Universität habilitirt. In der öffentlichen Antrittsvorlesung behandelte er die „Geschichte der Straßburger Hebammenschule".

* **Weimar.** Das Gebäude für das Goethe-Archiv ist nunmehr so weit seiner Vollendung entgegengeführt, daß die Ueberführung der literarischen Schätze, welche es den kommenden Geschlechtern bewahren und überliefern soll, demnächst stattfinden kann. Wie verlautet, soll die Einweihung am 27. oder 28. Mai stattfinden. Diese Stiftung, welche in ganz Deutschland nicht ihresgleichen hat, verdankt Weimar und die gesammte gebildete Welt, wie bekannt, der Munificenz J. K. H. der Frau Großherzogin. Dem Zweck gemäß erscheint der Bau in einfach geschlossenen Linien ohne jedwede Ornamentik und wirkt, von dem mächtigen Unterbau getragen, durch seine großartigen Dimensionen wahrhaft majestätisch. Die Eintheilung der inneren Räume wird einer dreifachen Aufgabe dienen: der zweckdienlichsten und übersichtlichsten Aufstellung der literarischen Schätze, der täglichen Arbeit der Collaboratoren des Goethe-Archivs und endlich der jeweiligen Arbeit aller Gelehrten, die von nah und fern nach Weimar kommen, um sie zu wissenschaftlichen Zwecken zu benutzen. Der vom Architekten G. Münchert geleitete Bau erhebt sich hinter der dem Marstall sich zuwendenden Façade des gegenüber Schlosses auf einem Hügel hart am Ufer der Ilm an der Heerstraße, die nach Tiefurt hinaufführt.

* **Hamburg.** Vom 25.—28. Mai d. J. findet hier der 7. Verbandstag der deutschen neuphilologischen Vereine statt. Von den bis jetzt angemeldeten Vorträgen dürften die drei folgenden ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen: 1) Welche Ausrüstung für das praxeachliche Lehramt ist vom Standpunkte der Schule aus wünschenswerth? (Geh. R. Dr. Münch, Koblenz), 2) Der neusprachliche Unterricht auf der Universität (Prof. Förster, Bonn), 3) La littérature française contempo-

Digitized by Google

raine au point de vue scolaire (Hr. Gauthey Des Goutes, Kiel). Mit dem Congreß wird eine Ausstellung englischer Unterrichtsmittel (Realien, Anschauungsmittel und Wörterbücher aller Art) verbunden sein, zu welcher der Hamburger Staat eine nicht unbedeutende Summe zur Verfügung gestellt hat; diese Ausstellung wird von Pfingstmontag bis Mittwoch einschließlich nur für die Mitglieder des Verbandes, an den übrigen Tagen der Pfingstwoche auch für Nichtmitglieder unentgeltlich geöffnet sein. An Festlichkeiten sind bis jetzt eine Hafen- bezw. Elbfahrt mit Festmahl in Blankenese, ein Commers im zoologischen Garten und für den letzten Tag eine Fahrt entweder nach Helgoland oder nach Kiel in Aussicht genommen. Nähere Auskunft ertheilt der Vorsitzende des Ortsausschusses (Prof. Dr. Wendt, Hamburg, Wrangelstraße 9), der auch Anmeldungen zum Beitritt entgegennimmt.

* **Berlin.** Nach der „Nordd. Allg. Ztg." ist die Ernennung des Prof. Kaser in Bonn zum Director der Staatsarchive und des Geheimen Staatsarchivs in Berlin als Nachfolger H. v. Sybels nunmehr erfolgt. Die Bestallung eines zweiten, insbesondere mit der Leitung des Berliner Archivs zu betrauenden Directors, wozu der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Geh. Staatsarchivar und Archivrath Dr. Karl Sattler in Aussicht genommen ist, hat durch Ablehnung der dazu nöthigen Geldforderung in der Commission des Abgeordnetenhauses einen Aufschub erfahren; die Plenarberathung wird darin Abhülfe schaffen müssen. — Der bisherige Observator an der Sternwarte zu München und Privatdocent an der dortigen Universität, Dr. Jul. Bauschinger, ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Berliner Universität ernannt worden. — In Falkenstein am Taunus starb am 9. März, erst 30 Jahr alt, Dr. phil. Victor Krause aus Berlin, Mitarbeiter an den Monumenta Germaniae historica. Schüler Wilhelm Arndts, hat er sich besonders mit Carolingischer Geschichte beschäftigt und nach Boretius' Erkrankung die Edition der Capitularien emsig und kundig fortgeführt, eine Arbeit, die nun abermals verhängnißvoll unterbrochen ward.

* **London.** Die oleejährige Versammlung der British Association for the advancement of science wird am 16. September in Liverpool eröffnet werden. Präsident ist seit vorigem Jahr Sir Joseph Lister, der Begründer der antiseptischen Methode. Nicht weniger als 500 auswärtige Gelehrte haben ihr Erscheinen zugesagt, unter ihnen auch Prof. Röntgen. Lord Derby, gegenwärtig Lieutenant von Liverpool, wird die versammelten Naturforscher auf seinem Herrensitz Knowsley, der Herzog von Westminster wird sie nach Eaton Hall, der Perle der englischen Schlösser, einladen. — Der Ursprung der alten Ruinen im Matabeleland ist bisher zweifelhaft gewesen. Endlich hat man in dem verlassenen Schachte eines Goldbergwerks einen Schädel aufgefunden, der schwerlich der eines Eingeborenen, vielmehr wahrscheinlich ein Arierschädel ist. Er soll zu anthropologischer Untersuchung nach London geschickt werden.

* **Athen.** Hier starb im Alter von 34 Jahren Dr. Karl Buresch. Geborener Hannoveraner, als classischer Philolog besonders durch Nitzsch in Leipzig gebildet und seit 1889 dort habilitirt, ging er später körperlicher Leiden halber nach Griechenland, wo er für einige Zeit Heilung fand. Seine Arbeiten betrafen vornehmlich das hellenische Religionswesen.

* **Winnipeg.** Auf Befehl seines Königs hat der schwedische Gesandte in London die Hudsons Bay-Gesellschaft aufgefordert, unter den Indianern und Eskimos in Britisch-Nordamerika die Nachricht von der Andree'schen Ballonfahrt zum Nordpol zu verbreiten, damit sie sich nicht fürchten und zur Noth Hülfe leisten. Die Gesellschaft ist dem Ersuchen nachgekommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 10. bis 12. März folgende Schriften eingegangen:

August Meitzen: Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen u. Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen u. Slawen. Bd. I—III nebst Atlas. Berlin, Wilhelm Hertz 1895. — W. Naudé: Die Getreidehandelspolitik der europäischen Staaten vom 13. bis zum 18. Jahrhundert, als Einleitung in die preußische Getreidehandelspolitik (Acta Borussica. Denkmäler der Preuß. Staatsverwaltung im 18. Jhdt, hggb. v. d. kgl. Akademie der Wissenschaften. Die einzelnen Gebiete der Verwaltung. Getreidehandelspolitik. I. Bd.) Berlin, Paul Parey 1896. — *Annuario statistico Italiano* 1895. Roma, G. Bertero 1896. — *Léon Riotor:* Des bases classiques Allemandes; histoire de l'enseignement en Allemagne. Paris, librairie de la France scolaire 1896. — Karl v. Lutternotti: Gedichte in Tiroler Dialekten, 3. Aufl. Bearb. v. Dr. L. v. Hörmann. Innsbruck, Wagner 1896. — Rudolf Knuisert: Lieder. Mit Illustrationen. Berlin, Schuster u. Loeffler 1896. — A. Hartlebens kleines statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde. 3. Jahrg. 1896; bearb. v. Prof. Dr. Friedrich Umlauft. Wien ꝛc., A. Hartleben 1896. — Dasselbe statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. IV. Jahrg. 1896. Ebd. — A. Herrich: Neue Specialkarte der Südafrikan. (Transvaal-) Republik, des Oranje-Freistaats u. der angrenzenden Gebiete. Glogau, Carl Flemming. — Koenigs Städtelexikon des Deutschen Reiche mit der Einwohnerzahl nach der Volkszählung von 1895. 4. Aufl. Guben, Albert König 1896. — Arbeit und Aufgabe der Evangelischen Kirchen in Jerusalem. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn 1895. — H. Ruhne: Das gleichzeitige Schießen der Infanterie u. Feldartillerie. 2. Aufl. Ebd. 1896. — v. Livonius: Der Vereinigungs-Uebergang des Kriegs Napoleons unt. bes. Berücksichtigung der Bairischen Truppen; Vortrag. Ebd. — Moser: Kurzer strategischer Ueberblick über den Krieg 1870/71. 2. Aufl. Ebd. — G. Gretz: Die gegenwärtigen Verfolgungen in Rußland; übers. nach der 3. Aufl.; zum Besten der verfolgten Stundisten. Berlin, Deutsche Evang. Buch- u. Tractatgesellschaft 1896. — *Émile Delage:* Aperçu critique sur la législation télégraphique; à propos de la conférence télégr. internationale de Budapest. Paris, Guillaumin et Cie. 1896. — *Comune di Firenze:* Bollettino di Statistica del mese di gennaio 1896. An. IX. Num. 1. — Arthur Achleitner: Familie Lugmüller; Erzählung. Dessau, C. Dünnhaupt. — Lili-Tsee; japanisches Märchen in 1 Aufzuge v. Wolfg. Kirchbach. Musik v. Franz Gartl. Clavierauszug mit Text bearb. v. Hugo Röhr. Leipzig ꝛc., Breitkopf u. Härtel 1896. — August Sauer: Johann Gottfried Seume; Festrede. — Prof. Dr. Victor Ublig: Das unterirdische Wasser u. seine Bewegung. (Samml. gemeinnütz. Vorträge 208/9.) Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse 1896. — Carl Goetze: Die Sonne ist bewohnt; Einblick in die Zustände im Universum. Berlin, — Ernest v. Lyon: Abbazia u. seine Umgebung mit den Inseln des Quarnero; mit Abbildungen u. Karte. (Städtebilder u. Landschaften Nr. 156/57.) Linz, E. Marcis 1896. — F. C. Heinemann: Der Küchen- u. Gemüsegarten. (Gartenbibliothek Nr. 18.) 3. Aufl. Leipzig, Hermann Dage. — C. W. Allers u. Hans Kruemer: Unser Bismarck. 2. Aufl. Liefg. 2 u. 3. Stuttgart ꝛc., Union 1896.

✿ J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart. ✿

Soeben beginnt zu erscheinen: (2622)

Friedrich Rückerts Werke.

Neue billige Ausgabe.

Sechs Bände

in rote Leinwand gebunden zum Preise von je 2 Mark.

Inhalt:

Band 1: Liebesfrühling. Agnes' Totenfeier. Amaryllis.
„ 2: Gedrunschte Sonette. Vermischte Gedichte.
„ 3: Vermischte Gedichte. Auf und Damajanti.
„ 4: Die Makamen des Hoeriri.
„ 5 und 6: Die Weisheit des Brahmanen.

Rückerts Meisterwerke verdienen einen Platz im Bücherschrank jedes Gebildeten. Mit dem Entschluß, in unserer Ausgabe lediglich alles zusammenzustellen, worauf sich Rückerts Dichterruhm gründet, glauben wir den richtigen Weg beschritten zu haben, und hoffen durch unsere wohlfeile Ausgabe seine Werke allgemein zugänglich zu machen und in diesem Hausschatz herrlichster Lyrik dem Dichter die verdiente Einwirkung auf sein Volk zu vermitteln. — Band I ist soeben erschienen und wird auf Wunsch zur Ansicht vorgelegt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 13. März. Nummer 61.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Gründung der Akademie der bildenden Künste in München. I. Von Berthold Riehl. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Gründung der Akademie der bildenden Künste in München.

Von Berthold Riehl.

I.

Im Treppenhaus der Akademie der bildenden Künste steht eine Büste Maximilians I. Joseph auf einer Säule, an deren Fuß ein Jüngling sitzt, neben dem Zeichnungen und Bücher liegen. Das Denkmal wurde durch den Turiner Bildhauer Spalla 1808 ausgeführt, also im Jahre der Gründung unsrer Akademie und offenbar zum Gedächtniß dieses interessanten Ereignisses. Interessant nicht nur dadurch, daß es sich um die Gründung jener Schule handelt, die durch unser Jahrhundert einen so entschiedenen Einfluß auf Münchens Kunstleben hatte, sondern auch, weil diese Gründung an sich eine wesentliche Förderung unsrer Kunst bedeutet, ein charakteristischer Ausdruck des Fortschritts deutscher Kunst im Beginn des 19. Jahrhunderts ist.

Für diesen Fortschritt höchst bezeichnend ist der Gegensatz der Akademie zu der 1770 gegründeten Zeichenschule [1]), an deren Stelle sie trat. Für die Zeichenschule erscheint, wie überhaupt für das 18. Jahrhundert, gerade die Mischung von Kunst und Handwerk charakteristisch; die Akademie der bildenden Künste dagegen stellt sich die Aufgabe, ihre Schüler technisch, zugleich aber auch theoretisch auszubilden, sie will gerade im Gegensatz zur Handwerkerschule gründlich gebildete Künstler erziehen. Die Zeichenschule ging, obwohl von den Fürsten Max III. und Karl Theodor mannichfach unterstützt, doch aus privaten Anregungen hervor; die Akademie dagegen, durch einen königlichen Erlaß begründet, der ein Programm von seltener Umsicht enthält [2]), ist eine Staatsschule. Indem der Staat sich aber verpflichtet fühlt, für die Künste wie für die Wissenschaft Sorge zu tragen, spricht er aus, daß er ihre große volkswirthschaftliche Bedeutung anerkennt. Die Anstalt soll vom Lande erhalten werden, weil ihre Arbeit auch dem ganzen Land zum Nutzen gereicht. An die Stelle der Localschule in der kurfürstlichen Residenz tritt also die Centralschule für das Königreich Bayern.

Der Einfluß der Schule auf das Land soll zunächst durch die Verbindung mit den Provincialschulen in Augsburg, Nürnberg und Innsbruck angestrebt werden, ferner durch die mit den Zeichenschulen, welche möglichst zahlreich errichtet werden sollen. Noch wichtiger erscheint es, daß die Vorstände der Gemeinden angewiesen werden, öffentliche Gebäude stets als Kunstwerke anzusehen, sie deßhalb auch durch Plastik und Malerei schmücken zu lassen und sich hiefür Rath bei der Akademie zu erholen. Den schönen Gedanken, daß die Akademie in möglichstem Umfang auf das gesammte künstlerische Leben des Landes wirken soll, finden wir durchweg stark betont; ja es wird dabei sogar auch des Kunstgewerbes gedacht, das durch Preise und eine Art Feiertagsschule von der Akademie gefördert werden soll.

Zum Director der Akademie wurde Johann Peter Langer ernannt. Er war 1806 als Director der Düsseldorfer Galerie, welches Amt er 1801 erhalten, mit dieser nach München gekommen. Mit ihm siedelte sein Sohn Robert nach München über, damals dreiundzwanzig Jahr alt, der, zunächst an der Zeichenschule angestellt, den Antikensaal neu einrichtete, dann an der Akademie Professor der Malerei wurde, dem die Compositionsclasse übertragen war. Peter Langer ist durch seine Mißgriffe in der Beurtheilung des jungen Cornelius, durch den Kampf, den Cornelius und die Seinen später gegen Langers Richtung führten und führen mußten, allmählich in den Augen der meisten zum reinen Zerrbild geworden, das man durch einige Anekdoten über seine lächerliche Eitelkeit amüsant aufputzte. Peter Langers wesentliche Schwächen wird niemand leugnen wollen, so wenig als man sich heute für seine Kunst begeistern wird, aber es läßt sich andrerseits doch auch nicht leugnen, daß dee einst wegen seiner Kunst, wie wegen seines Charakters hoch geachtete Mann [1]) auch sehr erhebliche Verdienste hatte, die seine Wahl zum Director der neuen Anstalt als ganz glücklich erscheinen lassen.

Peter Langer, 1756 zu Kalkum geboren, hatte seine Schule in Düsseldorf bei Krahe, einem Mann von vielseitigen Verdiensten, durchgemacht, bereits 1784 wurde er Professor, 1789 Director der Düsseldorfer Akademie. Auf seinen Reisen durch Deutschland und die Niederlande, nach Paris und Italien hatte er die Welt kennen gelernt und noch 1822 machte er sich zu einer größeren Studienreise mit seinen Schülern nach Italien auf.

Peter Langer war Classicist und zwar ein so schulgerechter, wie man ihn sich nur denken kann. Das genügt, um auch heute noch dem Mann jeden Anspruch auf eine gerechte Beurtheilung zu nehmen; denn wie gern bedient man sich, um ein Kunstwerk oder einen Künstler kurzerhand zu vernichten, des wirkungsvollen Schlagwortes „classicistisch“ oder „Classicist“! Es ist gewiß merkwürdig, daß man jetzt trotz einer zuweilen entschieden etwas übertriebenen Bewunderung für den „stile de l'empire“ noch sehr wenig geneigt ist, die erheblichen Verdienste des Classicismus anzuerkennen, welche er, zumal für die höhere Kunst, trotz seiner mannichfachen großen Fehler hatte.

Ein ruhiger Uebergang aus der Kunst des Rococo in die des 19. Jahrhunderts war unmöglich. Der Umschwung in unserm gesammten geistigen Leben, die völlige Umgestaltung, die Philosophie und Geschichte, sowie die Literatur der Nation gebracht hatten, hatte das ganze Dichten

[1]) Vergleiche über diese, sowie über Münchens Kunstleben am Ende des 18. Jahrhunderts: Beilage 1895 Nr. 160, 161.

[2]) Regierungsblatt 1808 Seite 1049 u. ff., datirt vom 13. Mai, veröffentlicht am 1. Juni.

[1]) Hiefür recht interessant ist der Artikel über Peter Langer in Naglers Künstlerlexikon.

und Denken so gründlich verändert, daß die deutsche Kunst auf einer anderen Bildung sich aufbauen, einen ganz anderen Charakter gewinnen mußte, als jene liebenswürdige, aber doch meist recht oberflächliche Hofkunst des Rococo, oder als die glänzende, aber doch der Tiefe und Innigkeit entbehrende kirchliche Kunst jener Zeit. Wohl konnten manche Anregungen aus dem Rococo ruhig in die neue Zeit herübergehen, im ganzen aber mußte der Bruch erfolgen, Kunst und Künstler mußten von Grund aus andere werden, wollten sie der neuen Zeit gerecht werden. Den Kampf gegen das Rococo geführt und damit den ersten Schritt zur neuen Kunst gemacht zu haben, ist das Verdienst jenes programmmäßig entwickelten Classicismus, der dadurch ein wesentliches Glied in der Entwicklung der modernen Kunst wurde.

In der Gesammtwirkung, in Glanz und Freiheit der Decoration lag die Hauptstärke des Rococo, darin, daß man ihnen alles opferte, seine Hauptschwäche. Durch das ausschließliche Herrschen der Decoration wurde der Künstler mehr zum Handwerker herabgezogen, als dieser zu ihm emporgehoben. Die Form wurde oberflächlich und dadurch immer manierirter; wozu sollte man ihr auch ein ernstes Studium widmen, da sie ja doch nur nach einem flüchtigen Reiz strebte? Große, ernste Gedanken, ein wahrhaft tiefes, inniges Empfinden, die bedeutendsten Züge der Kunst des 19. Jahrhunderts konnten in dieser Form durch diese Künstler keine Aussprache finden.

Der Classicismus fordert eine gediegenere Bildung des Künstlers, dessen sociale Stellung er dafür aber auch wesentlich hebt, erringt den einzelnen Künsten, wie dem einzelnen Kunstwerk eine selbständigere Bedeutung, dieses soll vor allem nicht mehr bloß Decorationsstück sein. Die Architektur soll schon für sich durch edle, einfache Formen wirken, der Bildhauer soll noch eine andere Aufgabe kennen, als Figuren zu meißeln, die nur ein Ornament, der Maler soll Bilder malen, die auch noch etwas anderes bieten als nur einen im Gesammteffect gut wirkenden Farbenfleck. Der Künstler soll sich vom Decorateur, vom Handwerker scheiden. Wie stets bei solchen principiellen Kämpfen, hat auch der Classicismus durch ein allzu schroffes Vorgehen viel geschadet; ist es ja z. B. nicht zum geringsten Theil seine Schuld, daß unser Kunsthandwerk in der ersten Hälfte des Jahrhunderts so tief gesunken, bis man sich klar wurde, daß Kunst und Handwerk allerdings unvermerkt in einander übergehen sollen, aber dadurch, daß mehr und mehr der Handwerker zum Künstler emporgehoben wird; dazu aber bedurfte es vor allem eines ausgebildeten Künstlerstandes und zu ihm den Grund gelegt zu haben, ist wieder ein Verdienst des Classicismus.

Die Münchener Kunst vom Ende des 18. Jahrhunderts, ja auch noch in den ersten Jahren des 19., verhielt sich, obgleich hier natürlich wie überall auf verschiedenen Wegen classicistische Einflüsse eindrangen, entschieden ablehnend gegen jenen programmmäßigen Classicismus, der vom nördlichen Deutschland ausging und seine Hauptstütze naturgemäß in den Akademien fand. Die Bewegung war aber doch zu mächtig, die Fortschritte, die sie errang, zu bedeutend, als daß es möglich gewesen wäre, sich ihr gegenüber einfach ablehnend zu verhalten. Wollte die Münchener Kunst daher aus dem Charakter einer kleinen und kleinlichen Localschule, was sie doch unleugbar zu Ende des 18. Jahrhunderts war, sich herausarbeiten, sollten die gesunden Keime, die in ihr lagen, sich freier entwickeln, so mußte sie Fühlung mit der Kunst des übrigen Deutschlands, mit der hier allenthalben zur Herrschaft gelangten neuen Richtung gewinnen, und dazu war die Gründung der Akademie und die Berufung der beiden Langer an dieselbe der wichtigste Schritt.

Die beiden Langer waren tüchtige Lehrer und man darf wohl sagen, daß die rasch aufblühende Münchener Akademie alles bot, was eine deutsche Akademie vor dem epochemachenden Auftreten von Cornelius bieten konnte. Es ist dies zwar keineswegs ausschließlich ihr Verdienst, aber ein großer Theil desselben gebührt ihnen. Daß die Langer, zumal Peter, entschieden der bedeutendere, tüchtige Lehrer waren, wurde auch mehrfach anerkannt[4]), und selbst Ernst Förster, der als der Schüler, nahe Freund und begeisterte Biograph von Cornelius gewiß für Peter Langer nicht allzu günstig gestimmt war, gibt zu, daß er vorzügliche Kenntnisse in der Kunst und ausgezeichnete Gaben als Lehrer hatte, was auch seine Werke bis zu einem gewissen Grad, übrigens auch die seines Sohnes Robert, bestätigen.

Für Peter Langers Gemälde, von denen sich einige recht bezeichnende Beispiele in der Schleißheimer Galerie (875—887) befinden, wird sich zwar niemand mehr erwärmen können, so sehr sie auch zu ihrer Zeit geschätzt wurden. Seine kirchlichen Bilder sind mit allen Schwächen der Zeit belastet (875, 882—885), sein Chemiker (887) ist eine äußerst flache, ängstliche Nachahmung der Niederländer; nur seine Portraits sprechen einigermaßen an, namentlich jenes seiner Söhne (877) und die flotte Studie des Kopfes seiner hübschen Gattin. Auch unter den Zeichnungen Peter Langers gehören die Portraitstudien, namentlich einige flüchtige Skizzen, zu seinen besten Leistungen und es finden sich hier eine Reihe ganz anmuthiger weiblicher und recht charakteristischer männlicher Köpfe, wie namentlich das treffliche Portrait von Peter Langers Vater. Noch weniger erfreulich sind in Schleißheim Roberts Werke (888—901), die einen kühlen Eklektiker zeigen und höchstens durch ihr Können eine gewisse Achtung fordern. Zu einem weit günstigeren Urtheil aber führen die Zeichnungen beider Künstler, die für das Studium derselben um so wichtiger, als wir in ihnen gerade die tüchtigen Lehrer kennen lernen, als gerade sie uns einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den älteren Münchener Künstlern zeigen.

Die Münchener Handzeichnung- und Kupferstichsammlung enthält mehrere Bände Zeichnungen von Langer Vater und Sohn, die sehr lebendig von der Kunst jener Tage, von dem Fleiß und ehrlichen Streben jener Künstler erzählen. Der Charakter beider ist nicht unwesentlich verschieden, Peter ist der reine Classicist strengen Stils, Robert dagegen mehr Eklektiker. Peter Langer ist ein in sich fest geschlossener Charakter, Robert sucht den immer mächtigeren Strömungen der neuen Zeit Concessionen zu machen. Zunächst führt ihn das zu einem eklektischen Studium der Italiener, nach denen er auf seinen Reisen zahlreiche, meist recht flaue Studien zeichnete; am glücklichsten ist er hiebei entschieden noch im Anschluß an Rafael, an den auch die hübschen Fresken anknüpfen, die er 1826 für sein Haus in Haidhausen malte und die sich jetzt in der Münchener Handelsschule befinden. Dann aber versucht Robert, zu zeigen, wie auch er großartige Gestalten schaffen, mächtige Charaktere bilden könne gleich seinem Altersgenossen Cornelius. So illustrirt er durch eine Reihe merkwürdig hölzerner Federzeichnungen den Dante und zeichnet mächtige Prophetengestalten; gerade hier sieht man aber am klarsten, daß er unfähig, den Schritt in die neue Zeit mitzumachen, denn seine dramatischen Scenen sind kalt und äußerlich pathetisch, seine großen Charakterfiguren leer und hohl, trotz ihrer grimmen Falten; wie unter seinen Gemälden die Langeweile und den Manierismus seiner Kunst ganz besonders seine Erziehung des Bachus von 1835 zeigt (Schleißheim

4) Nagler: Künstlerlexikon. Marggraff: München mit seinen Kunstschätzen. München 1846. S. 112. Pecht: Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert. München 1888. S. 30.

Digitized by Google

Nr. 888), die „ein Bild des Lebens und der Ueppigkeit“ geben sollte.[1])

Zur Zeit, da Peter Langer wirkte und die Leitung der Münchener Akademie übernahm, herrschte der Classicismus noch unbeschränkt, man freute sich und lernte an den Errungenschaften, die er gegenüber der vorausgehenden Periode gebracht hatte. Zu diesen gehörte vor allem ein strengeres Studium der Form, es ist eine naturgemäße Folge jener selbständigeren Bedeutung des Kunstwerkes, jenes Kampfes gegen die flüchtige und oft so manierirte Formenwelt des Rococo. Hatten die flotten und, wie man einst in dieser Hinsicht bezeichnend sagte, „faustfertigen“ Maler des Rococo die strenge Zeichnung immer mehr gemieden, so stellte man sie jetzt in die erste Linie. Daher interessiren uns auch Peter Langers und Roberts Zeichnungen weit mehr als ihre Gemälde, auch zeigen sie am besten, wie die classicistische Periode der folgenden Generation gar vielfach vorarbeitet, so wenig letztere wohl gewillt war, dies zuzugestehen. Der Fleiß und die Sorgfalt der Arbeit, der Ernst des Studiums, die schöne, klare Zeichnung bieten gegen die älteren Künstler der Münchener Schule doch erhebliche Fortschritte. Die Compositionen Peter Langers erscheinen zwar auch hier allzu steif und regelrecht, die Falten conventionell und allenthalben fehlt das individuelle Leben, weßhalb das schmerzvolle Verziehen der Köpfe ebenso kalt läßt, wie ihr holdseliges Lächeln. Erfreulich aber ist immerhin die Thatsache, daß man eine Composition wieder sorgfältig überlegt, daß man so fleißig Gewandstudien, Hände, Füße und Köpfe zeichnet. In alledem lag ja entschieden ein richtiger Ausgangspunkt für die neue Kunst, man blieb nur allerdings meist an dem Aeußerlichen, oft muß man geradezu sagen an dem Schulmäßigen haften; wie sollte sich aber eine neue Kunst entwickeln, wenn man dies nicht vorher gelernt hatte? Und die Langer, namentlich Peter waren hiefür vortreffliche Lehrer; man überlege nur einmal beim Durchblättern dieser Zeichnungen, ob irgend einer der älteren Münchener Künstler fähig war, den jungen Akademikern eine solche Zeichenschule zu bieten, wie die Langer. Ich glaube, man wird zugestehen müssen, daß zur Zeit der Gründung unsrer Akademie keiner derselben in gleichem Grade wie jene geeignet war, einen Künstler in die neue Richtung der Historienmalerei einzuführen. Mit den alten längst ausgetretenen Bahnen aber war gerade auf diesem Gebiete nichts mehr zu wollen, wie die aus der Zeichenschule an die Akademie übernommenen Lehrer Andreas Seidl und Hauber deutlich genug zeigen.

Gleichen Rang mit dem Director hatte der Generalsecretär, der Vertreter des wissenschaftlichen Elements der Anstalt, deren Programm von der richtigen Ansicht ausgeht, daß der Künstler vor allem eine gründliche technische Ausbildung erhalten, daß mit dieser aber die theoretische gleichen Schritt halten soll. Der Generalsecretär sollte deßhalb ein Gelehrter sein und bei der Gründung der Akademie wurde diese Stelle dem Philosophen Schelling übertragen.[2]) Der Generalsecretär hatte auch die Protokolle, Berichte, Programme und Correspondenzen zu besorgen, hat die Verwahrung der Siegel und Acten, ist bei festlichen Gelegenheiten der Redner der Akademie und hat ferner alle die Geschäfte zu leiten, die sich aus deren Eigenschaft als Kunstgesellschaft ergeben. Um die Bildung der Studirenden zu fördern, wird eine Bibliothek eingerichtet, die neben den Werken über bildende Kunst auch allgemeine Literatur enthalten soll. Vorlesungen werden über Perspective und Anatomie, über Mythologie und Kunstgeschichte gehalten und einmal jede Woche soll einer der Professoren mit den Schülern die Kunstsammlungen besuchen.

In der Abtheilung Malerei wurden außer Robert Langer für die Compositionsclasse noch angestellt: Kellerhoven als Aufsichtsprofessor, Andreas Seidl für die Zeichenschule, Hauber für Maltechnik und Dillis für Landschaftsmalerei.

Moriz Kellerhoven, der bereits 1784 durch Karl Theodor als Hofmaler nach München berufen wurde, war ein sehr tüchtiger Portraitmaler, der den Fortschritten der Kunst seiner Zeit gefolgt war, dabei aber manches Gute der Schule des späten Rococo beibehalten hatte, wie das im Portrait am ehesten möglich war. Kellerhoven war entschieden eine sehr schätzenswerthe Kraft, was auch noch Cornelius in einem Briefe an König Ludwig I. anerkennt,[1]) in dem er wegen der Pensionirungen zur Reorganisation der Akademie im December 1825 schreibt, er könne sich nach strenger Prüfung nur für die Pension von Hauber und Seibl entscheiden: „Kellerhoven ist zwar“ — so fährt er fort — „in den Jahren vorgerückt (er war damals 67 Jahre alt), aber er versieht seine Stelle als Inspector ohne allen Tadel und musterhaft.“

Andreas Seidl und Hauber, die von der Zeichenschule an die Akademie herübergenommen wurden, waren die Vertreter der absterbenden alten Richtung der Münchener Historienmalerei, die an die Spätmeister des Rococo anknüpfte. Andreas Seidl, 1760 zu München geboren, war ein sehr schwacher Künstler. Im Auftrag Karl Theodors hatte er das Galeriegebäude mit Fresken geschmückt, die jetzt namentlich auf der Südseite ganz verwischt sind, übrigens gleich seinem Gemälde des erwachenden Joseph in der Haidhauser Kirche und seinen paar Radirungen doch nur einen äußerst unbedeutenden Künstler erkennen lassen, der schon bei der Gründung der Akademie den zeitgemäßen Forderungen wohl kaum entsprach, dessen Beseitigung durch Cornelius aber nur selbstverständlich erscheint. Etwas anders stand es mit dem Lehrer der Malerschule Joseph Hauber, der den 14. März 1766 zu Geretsried im Allgäu geboren wurde. Hauber, im Gegensatz zu Seidl ein sehr productiver Künstler, wie denn die Zahl seiner Altarbilder allein auf etwa fünfzig angegeben wird, zeigt zwar in manchen seiner sehr ungleichen Arbeiten, wie etwa in dem hl. Joseph und in Christus bei Magdalena in der hl. Geistkirche, daß er sich von der alten handwerklichen Art durchaus nicht zu befreien vermag, seine besten Arbeiten aber lassen daneben auch recht deutlich die Vorzüge jener erkennen. Haubers Richtung scheint vor allem der Galeriedirector Jakob Dorner bestimmt zu haben, dadurch, daß er ihn auf die Kunst des 17. Jahrhunderts hinwies, die Hauber offenbar gründlich studirte, wie er sich auch eine Sammlung alter Gemälde und Stiche anlegte, die 1836 nach seinem Tode versteigert wurde und über 400 Stücke zählte. Vor allem lehnte sich Hauber, was sich aus den Traditionen des 18. Jahrhunderts, sowie speciell auch aus Dorners Einfluß erklärt, an die Holländer an und gewann durch sie einen Sinn für das Malerische, der seinen Zeitgenossen so häufig fehlt, und seine besseren Bilder, wie, um nur einige der nächstliegenden zu erwähnen, Joachim, Anna und die kleine Maria oder die Flucht nach Aegypten, die er 1793 für Thalkirchen malte, sowie etwa auch sein Pfingstfest im Schwabinger Leprosenkirchlein, zeigen ein tüchtiges Können und lassen Hauber gewiß recht geeignet zum Lehrer der Maltechnik erscheinen. Auch seine Radirungen sind für die angedeutete Richtung bezeichnend. Das ansprechendste sind die Bildnisse seiner Eltern, recht tüchtig ist auch die Portraitzeichnung „Aloys Senefelder“, welche W. Devrient lithographirte. Trotz erhblicher

[1]) Brecht: Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert. S. 81.
[2]) Daher die irrthümliche Angabe bei Heller: Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz. München 1875, S. 520: Schelling sei Director der Kunstakademie in München gewesen.

[1]) Ernst Förster: Peter Cornelius. Berlin 1874. I. Band. S. 367.

Schwächen war Hauber entschieden ein ganz achtbarer Künstler; daß er aber nicht der geeignete Mann sein konnte, den sich damals rasch ändernden Ansprüchen gerecht zu werden, liegt klar auf der Hand.

Vertraten an der Akademie die beiden Langer die moderne Hauptrichtung, Seidl und Hauber aber das Absterben der älteren, so zeigen dagegen die Landschaftsmaler Dillis und Wilhelm Kobell eine frische Entwicklung jener gesunden Keime, welche die Münchener Kunst zu Ende des 18. Jahrhunderts erkennen ließ.

Dillis, 1759 als der Sohn eines Försters zu Giebing im Landgericht Haag geboren, kam durch Unterstützung Kurfürst Maximilians III. nach München; da diese Unterstützung aber mit dem Tode des Kurfürsten erlosch, studirte er Theologie, später wandte er sich unter der Leitung des Galeriedirectors Dorner wieder der Malerei zu und gab Zeichenstunden. 1790 wurde er Inspector der Gemäldegalerie. Albrecht Adam, der Dillis in dieser Stellung 1807 kennen lernte, gibt eine gute Schilderung des Mannes, die trefflich zu dessen Portrait paßt, wie es uns durch eine Zeichnung Mattenheimers und aus späteren Jahren durch ein Gemälde von Hundertpfund überliefert ist, die beide durch die Lithographie Verbreitung fanden. Adam sagt,[1]) daß Dillis trotz seines geistlichen Standes durch seine Herkunft aus einer Jägerfamilie etwas Naturwüchsiges hatte, das ihn gut kleidete, er erzählt ferner, daß derselbe jungen Künstlern stets gern mit seinem Rath beistand, und schildert ihn als einen Mann mit viel natürlichem Gefühl, der für die Kunst glühte und vielseitig in seinen Ansichten war.

Eine vielseitige Bildung hatte sich Dillis wohl schon auf seinen Reisen erworben. Bereits damals hatte er Dresden, Prag und Wien besucht, war zweimal in der Schweiz und in Italien gewesen, das Jahr vorher (1806) befand er sich in Paris, wo er dem Kronprinzen Ludwig näher getreten war, mit dem er dann noch nach der Schweiz und später (1817/18) nach Italien ging, welch letzteres er im ganzen siebenmal bereiste. Schon hieraus, noch mehr aber aus seiner künstlerischen Eigenart erklärt sich, daß Dillis strebsame junge Künstler bedeutend fördern konnte, denen er mit Wärme entgegenkam, wenn sie in der Galerie studirten, um die er sich so vielfache Verdienste erwarb.

Dillis ist der älteste jener Richtung, die zunächst dann Wilhelm Kobell, der jüngere Dorner und Wagenbauer vertraten, welche, anknüpfend an die naturalistischen Keime im spätesten Rococo, aus der Nachahmung der Holländer zu einem selbständigen Naturalismus der Münchener Schule dadurch den richtigen Weg fand, daß sie die heimathliche Landschaft zum Ausgang ihrer Studien machte. Der Försterssohn hatte Wald und Feld bei Giebing, wo er sich froh als Knabe tummelte, liebgewonnen und bewahrte diese Jugendliebe treu trotz all des großen und glänzenden Schönen, was er in der Fremde sah. Es ist bezeichnend, daß Dillis dreimal das Elternhaus in Giebing radirte, und zahlreiche seiner landschaftlichen Studien gehen offenbar auf Jugenderinnerungen zurück. An den Försterssohn erinnert uns sogar noch der alte Dillis, da er am 24. April 1838 den Brunnen mit dem Alter des Hirsches im Nymphenburger Hirschgarten zeichnet (Kupferstich- und Handzeichnungsammlung in München), und unter seinen Jugendarbeiten ist hiefür ganz besonders eine kleine Radirung charakteristisch. Wir sehen auf dieser im Walde an eine Säule gelehnt eine Steinplatte, auf welche Dillis' Portrait als Silhouette gezeichnet ist, aus dem Walde aber tritt eben ein Hirsch heraus. Diesen Hirsch radirte der kurfürstliche Hof- und Jagdkupferstecher Winter,[1]) woraus wir sehen, daß dieser, dessen äußerst schüchterne naturalistische Versuche in seinen Isar- und Starnbergersee-Landschaften erste, leise Keime einer Münchener Landschaft enthalten, offenbar auf den Försterssohn von Einfluß war, der in dieser Richtung sehr bedeutende Fortschritte machte. Für das Festhalten von Dillis an den heimathlichen Erinnerungen ist es auch bezeichnend, daß er 1806 in Paris den großen Isarsteg radirte. Unter diesen Radirversuchen von Dillis finden sich einige recht originelle landschaftliche Detailstudien, auch das Portrait seines Bruders Cantius mag unter denselben erwähnt werden. Im Portraitzeichnen war Dillis überhaupt geschickt, wie sein Bildniß des Grafen Rumford belegt, das Rauschmayr 1797 stach, und das des Prinzen Ludwig, den er den 25. Juni 1788 in Straßburg zeichnete, dem am 4. Juni 1789 in Landshut die Zeichnung eines zweiten Kinderportraits des wittelsbachischen Hauses, nämlich des Prinzen Pius August, folgte.

Dillis war ein nicht unbedeutendes und ganz entschieden originales Talent; durch die Ungunst der Zeit — man muß bedenken, daß er 1759 geboren wurde — auch wohl dadurch, daß ihn seine Berufspflichten doch vielfach von der Ausübung der Kunst abzogen, gelangte dasselbe nicht ganz zur Entwicklung. Seine Oelbilder, wie etwa die Ansicht des Tegernsees von 1825 oder die von Grottaferrata bei Rom (neue Pinakothek), kommen daher, wie auch mehrere seiner besonders fleißig ausgeführten größeren Aquarelle, trotz mancher Vorzüge über eine recht befangene, kleinliche, glatte Art nicht hinaus. Die meisten seiner Zeichnungen und Aquarelle und besonders häufig flüchtige Skizzen besitzen dagegen große Reize und z. B. in der hübschen Sammlung derselben im hiesigen Kupferstichcabinet träumt man sich bei ihrer Betrachtung auf das anmuthigste und lebendigste in jene Zeit zurück, die nun doch auch schon lange verflossen. Vor allem zeigen sie ein großes Geschick, das Charakteristische einer Gegend aufzufassen und ohne Zwang zu einem ansprechenden Bilde zu runden. Dillis erscheint dadurch, wie hier etwa seine Ansichten von Olevano und Subiaco zeigen, vorzüglich geeignet, Reisebilder aufzunehmen, wie er das so viel für Ludwig I. that, wobei ihm auch zu statten kam, daß er, wie hier bei dem Triumphbogen in Orange (1806), auch bedeutende Bauten in ihrem allgemeinen malerischen Eindruck geschickt zu geben verstand. Einige kleinere Skizzen, wie die Mühle bei Ohlstadt, zeigen ferner einen entschiedenen Blick für das Malerische und zuweilen eine merkwürdig frische und freie, ja manchmal für jene Zeit überraschend breite Behandlung.

In seinen Motiven ist Dillis außerordentlich vielseitig, wie wir denn schon in dieser Sammlung, um nur auf die heimathlichen Landschaften hinzuweisen, bald Bilder der Gebirgsseen treffen, wie den Kochel- und Schliersee, bald des Vorlandes, so wiederholt den Starnbergersee und auch ein Bild von Seefeld, das die Eigenart dieser Hügelgegend recht hübsch charakterisirt. Mehrere Studien stammen aus der Ruhpoldinger Gegend, wo einer von Dillis' Brüdern Förster war, aus Reichenhall und dem Innthal. Eine Ansicht von Neuburg bietet ein charakteristisches Bild der Stadt und der Donauebene, eine andere, recht feine von 1794 die Donaubrücke daselbst. Zahlreich sind die Studien aus München und Umgebung, die zum Feinsten gehören, was wir in dieser Art besitzen. So das Schwabinger Thor und die Theatinerkirche (1788), der Abbruch des rothen Thurmes, die nördliche Ansicht der Theatinerkirche (1797), die Stadtmauer mit dem rothen Thurm am Kapuzinergraben (1796), oder die Ansicht Münchens bei der Isarcaserne. Besonders ansprechend sind einige Bildchen der

[1]) In seiner durch Holland 1886 bei Cotta herausgegebenen Selbstbiographie Seite 32 und 288, die eine höchst werthvolle Quelle für das Kunstleben Münchens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist.

[1]) Andresen: Die deutschen Maler und Radirer.

nächsten Umgebung Münchens, wie Brunnthal (1826), die Praterbrücke (1820), die Ueberfälle, namentlich aber eine Zeichnung des Abhanges bei Harlaching und eine Federzeichnung des reizenden Rococoschlößchens daselbst. Das Erfassen der malerischen Vorzüge auch ganz einfacher Objecte, wie in Italien der rastenden Ochsen vor dem Lastwagen und der zerfetzten Buben oder daheim das Studium eines Bauernhauses, einer Mühle, eines Hohlwegs oder der spielenden Kinder, die Dillis auf dem Spaziergang nach Föhring zeichnete — das waren frische Griffe und die beste Grundlage zu einem selbständigen Naturalismus der Münchener Schule, der hier denn doch schon einen ganz anderen Zug hat, als bei den ängstlichen und kleinlichen Versuchen der vorausgehenden Generation.

Durch seine Kunst, wie durch seine Persönlichkeit und Stellung gewann Dillis vielfach entschiedenen Einfluß auf junge Künstler und förderte damit die naturalistische Richtung weit bedeutender, als man etwa nach einem flüchtigen Blick auf seine Oelbilder glauben sollte. An der Akademie aber scheint er nur sehr kurze Zeit thätig gewesen zu sein, denn 1808 befand er sich in Italien und bereits 1812 auf 13 wird im Zahlungsstatut der Akademie[1]) Wilhelm Kobell als Professor der Landschaftsmalerei angeführt, der bei der Gründung der Schule nur zum Mitglied des Kunst-Comités ernannt wurde.

Wilhelm Kobell, ein gebildeter Mann von angenehmen Formen, der jedoch zurückgezogen lebte und wenig mit den Kunstgenossen verkehrte, soll nach Adam als Professor an der Akademie ebenfalls keine sonderlich bedeutende Wirksamkeit entfaltet haben. Cornelius dagegen spricht sich über Kobell als akademischen Lehrer in dem oben erwähnten Briefe an König Ludwig[2]) dahin aus, daß, wenn die Fachmalerei, hier speciell also die Landschaft, überhaupt öffentlich gelehrt werden solle, was er natürlich für überflüssig hielt, Professor v. Kobell dazu allerdings „ganz vorzüglich geeignet" sei. Sicher ist jedenfalls, daß der seiner Zeit hoch geschätzte Künstler von erheblichem Einfluß war auf die weitere Entwicklung der naturalistischen Richtung der Münchener Kunst, besonders in der Landschaft. An Originalität steht Kobell hinter Dillis entschieden zurück und dadurch auch an Selbständigkeit und Consequenz des Naturalismus, dafür ist er ihm aber als Maler erheblich überlegen.

1766 in Mannheim als der Sohn des Ferdinand Kobell geboren, siedelte Wilhelm 1793 mit seinem Vater nach München über, wo er kurfürstlicher Cabinetsmaler wurde und bis zu seinem Tode (10. Juni 1855) seinen Wohnsitz hatte. Sein Vater Ferdinand, 1740 geboren, knüpfte, wie zahlreiche Künstler der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in seinen Genre- und Landschaftsbildern an die Niederländer besonders an die Holländer des 17. Jahrhunderts an, machte aber dadurch gegenüber den meisten seiner Zeitgenossen einen wesentlichen Fortschritt, daß er eine Reihe, freilich noch äußerst befangener und kleinlicher Blätter direct nach der Natur zeichnet und radirt. Was der Vater begonnen, setzte der Sohn bedeutender fort.

Wilhelm hatte die Düsseldorfer Akademie besucht und mehrfach zeigten sich bei ihm Nachwirkungen des dort herrschenden Classicismus, so besonders in seinen in Sepiazeichnungen ausgeführten stilisirten Landschaften im Münchener Kupferstichcabinet. Wie sein Vatee bildete er sich dann aber hauptsächlich an den Niederländern des 17. Jahrhunderts. Besonders deutlich sieht man dies in seinen Stichen, welche die stilisirte und naturalistische Richtung der Niederländer häufig imitiren, oft auch copiren, wie er denn eine stattliche Reihe von Aqua-Tintablättern herstellte, die Landschaften und Genrebilder der verschiedensten Niederländer, daneben auch von Claude Lorrain, Poussin, C. W. Dietrich, Franz und Ferdinand Kobell, jedoch meist in recht oberflächlicher Charakteristik wiedergeben. Wie schwer es war, sich allmählich von den Einflüssen der Niederländer zu befreien, wird einem allerdings gerade beim Durchblättern dieser Arbeiten klar, denn wie weit überlegen sind selbst in diesen flüchtigen Copien in Genre und Landschaft jene Niederländer gegenüber den ängstlichen Versuchen einer selbständigen Naturwiedergabe durch den Künstler des beginnenden 19. Jahrhunderts!

Solch schüchterne Versuche, die zeigen, wie der Sohn an den Vater anknüpft, bieten unter Wilhelm Kobells Radirungen die spielenden Kinder, die Ziegen, Schafe und Hunderacen, die, wenn sie auch zuweilen einen Schritt vorwärts gehen gegenüber den Werken des Vaters, doch gleich Wilhelms Pferdestudien meist sehr steif und so oberflächlich beobachtet sind, daß selbst bei den für den Sportsmann gezeichneten Pferdeportraits sehr wenig von individueller Charakteristik zu spüren ist. Wir begreifen daher, daß Albrecht Adam sich schon früh mit diesen Werken des von ihm sonst hoch verehrten Vorgängers nicht recht einverstanden erklären konnte.

Auch die in Contouren gezeichneten, auf Colorirung angelegten Soldatenbilder Wilhelm Kobells, die von Bartsch und Geißler gestochen wurden, sind nur der beste Beleg für die Richtigkeit von Adams Tadel, daß Kobells Figuren immer etwas Lebloses hätten und in der Regel ungewöhnlich lang und hager wären, wie wenn er seine eigene Gestalt zum Muster genommen hätte. Allerdings darf man nicht vergessen, daß diese Blätter schon 1804 gezeichnet wurden und damals immerhin das Verdienst hatten, die Künstler anzuregen, auch solche Gegenstände zu behandeln. Kobell hat diese Schwächen im Figurenbild jedoch auch später nicht überwunden und am meisten zeigen sie sich in seinen großen Schlachtenbildern, mit denen er ein Gebiet betritt, das seinem Naturell fern lag und dem er auch nicht gewachsen war. Am meisten treten diese Schwächen dagegen zurück in seiner ansprechendsten Radirung, der des Octoberfestes, wozu er die Zeichnung, laut Unterschrift, 1811 am Filserbräustadel machte. Bei den kleinen, sorgfältig gezeichneten Figuren fallen jene Fehler weniger auf und die Gruppen der Kinder und Bauern und der biederen Münchener, die da umhersteigen, regen ihn zu schärferer Charakteristik an, wodurch er hier eine frischere und lebendigere Wirkung als sonst in seinen Genrebildern erreicht.

Wilhelm Kobells eigenstes Feld war, wofür er ja auch an der Akademie angestellt wurde, entschieden die Landschaft; in ihr hat er sein Bestes und Selbständigstes geschaffen, hier ist er auch historisch am interessantesten durch die erheblichen Fortschritte, welche er gegenüber der älteren Generation errungen, durch die namhaften Bewegungen, die er auf den jüngeren Künstlerkreis wie Heß und Adam ausübte.

Schon in den Radirungen und Stichen, wie in vereinzelten Aquarellen, z. B. bereits in der Winterlandschaft im Münchener Kupferstichcabinet von 1784, sehen wir bei Wilhelm Kobell ein selbständiges Naturstudium, zu dem ihn in erster Linie offenbar die Kunst seines Vaters anregte, auf das aber, wie namentlich die Stiche und Radirungen aus der bayerischen Hochebene wahrscheinlich machen, in München wohl auch Dillis von Einfluß war, der übrigens entschieden mehr Sinn für das Charakteristische der Landschaft hatte, während Kobells Vorzüge besonders in seiner, stimmungsvoller Auffassung liegen. Zwei kleine Landschaften dieser Art, die Kobell gewöhnlich fein colorirte,

[1]) Gütige Mittheilung des kgl. Rathes Otto Weber.
[2]) Ernst Förster: Cornelius, I. Band, S. 368.

Digitized by Google

womit er sich noch bis in seinen letzten Lebensjahren vielfach beschäftigte, bringen Motive vom Starnberger See; ferner finden wir den Schliersee bei Mondschein, das Isarthal bei Wolfratshausen, den Inn bei Rosenheim und als die gelungensten dieser Blätter die Ansichten von Greifenberg, Emmingen und Beis, die manche feine, zuweilen auch entschieden poetisch stimmungsvolle Naturbeobachtung, natürlich stets noch befangen ausgesprochen, zeigen.

Im Gegensatz zu Dillis entfaltet sich Wilhelm Kobells Naturalismus bedeutender und selbständiger als in den Studien und Radirungen in seinen Gemälden, und hauptsächlich durch sie wirkte er auch auf die jüngere Generation. Diese Verdienste Wilhelm Kobells werden gewöhnlich deßhalb unterschätzt, weil man ihn mit Peter Heß und Adam zusammenstellt, während er doch zwanzig Jahr älter als jener, sechsundzwanzig älter als dieser war und seine Bedeutung gerade darin ruht, daß er neben Dillis als einer der ersten in jene Bahnen einlenkte, jene Wege ebnete, auf welchen diese ja entschieden bedeutenderen Künstler zu günstigerer Zeit mit größerem Erfolg weiter arbeiteten. Adam und Heß gehören in ihrer künstlerischen Wirksamkeit ganz dem 19. Jahrhundert an, während Kobell, der bei der Wende des Jahrhunderts schon vierunddreißig Jahr alt war, gerade dadurch interessant ist, daß er den Uebergang von den Naturalisten des späteren 18. zu denen des 19. Jahrhunderts bildet. Mit Kobell in Parallele zu setzen sind daher eher der jüngere Dorner und Wagenbauer, aber selbst zwischen diesen und Kobell besteht eine nicht unwesentliche Altersdifferenz; denn als Kobell 1793 siebenundzwanzig Jahr alt als kurfürstlicher Cabinetsmaler nach München kam, war Dorner erst achtzehn, Wagenbauer neunzehn Jahr alt.

Der Einfluß Kobells auf Adam und Heß, zwei der bedeutendsten Naturalisten der Münchener Schule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wird am besten durch Adams eigene Worte charakterisirt: „Einige Zeit galt" — sagt Adam in seiner Selbstbiographie — „Wilhelm Kobell als unser Vorbild. Peter Heß und ich blickten an ihm hinauf, ich glaubte, eine hohe Stufe in der Kunst zu erreichen, wenn es mir gelingen sollte, ein zweiter Kobell zu werden. Ebenso erinnere ich mich, daß Peter Heß einmal zu mir sagte, er möchte nur wissen, wie Kobell seine Studien mache, weil er so schön male."

In seinen landschaftlichen Gemälden hängt Wilhelm Kobell nur sehr lose mit den Niederländern zusammen, selbst Wouwermans Einfluß ist hier doch nur vorübergehend, er streift ihn bald ab und gelangt zu einer für diese Zeit beachtenswerth selbständigen Naturauffassung. Eine frühe Landschaft Wilhelm Kobells besitzt die Schleißheimer Galerie. Ein Herr und eine Dame reiten hier, von einem Knecht gefolgt, an das Ufer eines Sees, um dort einen Kahn zu besteigen. Die Schwächen dieses Bildes wird ja heute jeder leicht herausfinden; wer aber weiß, was sonst 1790, von welchem Jahr das Bild datirt ist, gemalt wurde, wird gewiß die Selbständigkeit und das Talent des damals vierundzwanzigjährigen Mannes anerkennen. Bedeutende Fortschritte zeigt ein 8 Jahre später gemaltes Bild der Kasseler Galerie, auf welchem in einem Wald ein Mädchen zwei Kühe und eine Ziege zum Wasser treibt, während ein Hund einen Stock apportirt. Den Niederländern steht der Künstler hier ganz frei gegenüber und geht von einer selbständigen, mehrfach recht feinen Beobachtung des deutschen Waldes und seiner eigenartigen malerischen Reize aus. Theilweise sehr frei behandelt ist eine Landschaft mit Hirt und Heerde von 1800, ebenfalls in der Kasseler Galerie. Bezeichnend für die Entwicklung Kobells ist namentlich durch den Vergleich mit der obengenannten Landschaft von 1790 das kleine Bild von 1822 in der Schleißheimer Galerie, wo auf hochgelegener Landstraße am Gebirge ein Fuhrmann mit einer Bäuerin plaudert.

Mittheilungen und Nachrichten.

M. N-r. Ein Lied von der Menschheit. Hymne von Stephan Milow. Zweite, wesentlich veränderte Auflage. Heidelberg, C. Weiß 1896. — Wenn man jetzt die lyrischen Gedichte Stephan Milows zur Hand nimmt und sich in sie einliest, dann erscheint er fast wie ein Mensch aus einer anderen Zeit. Da ist noch jemand, dem die letzten Fragen der Menschheit das Herz schwer machen, da ist noch ein streng idealistischer Pessimist, ein begeisterter Anhänger Schopenhauers, ein Dichter, der schöne Menschlichkeit anstrebt, mit geistesaristokratischem Stolz den Lärm des Marktes flieht und keine Bilder der Armuth, der socialen Noth zeichnet, für den die Frauenliebe noch ein keusches, süßes Geheimniß ist, das er mit keinem vorwitzigen Finger lüften will — kurz: ein Mensch aus einer anderen Welt, von dem z. B. ein Moderner wie Alexander Tille, der im Zeichen Nietzsche's seine Anthologie: „Deutsche Lyrik von heute und morgen" sammelte, gar keine Kenntniß nehmen zu müssen glaubte. Und in der That: wenn man wie Tille auf dem Standpunkt steht, daß die Lyrik den Ausdruck ihrer Zeit bieten soll, und wenn man nur darin ihre Bedeutung finden will, dann wird man sich schwer mit Milow abfinden können. Denn wenn irgend jemand, so geht Milow selten von äußeren Anregungen in seiner dichterischen Production aus. Er ist einer der subjectivsten Lyriker, die es gibt. Zunächst schon darum, weil er im Grunde seines Wesens eine philosophische Natur ist. Ideen beherrschen sein Geistesleben viel mehr, als Gesichte. Er ist ein ethischer Enthusiast, seine führende Leidenschaft ist die Begeisterung für sittlichen Adel; die Schönheit hat er mehr unter dem Begriff der Harmonie aller Seelenthätigkeit, als in sinnlich greifbaren Bildern und Gestalten erfaßt. Er selbst strebt nach dieser Harmonie, nach jener seligen Ruhe, welche als das Product, als die Wirkung wahrer Schönheit von den Kunstphilosophen bezeichnet wurde. Er ist, um einmal nietzschisch zu reden, genau das Gegentheil jener dionysischen Naturen, die jetzt nach der Herrschaft in der Lyrik ringen, er reibt sich an die apollinischen Geister. Er will nicht außer sich, sondern stets bei sich sein. Höchste Klarheit, höchste Bewußtheit: das ist sein Streben. Er sähet die einzelne Erscheinung auf ihren idealen Zusammenhang mit dem Ganzen zurück. Er belauscht mehr sich selbst, als die anderen, und zieht darum die Einsamkeit dem Lärm des Marktes vor. Er kann sich nicht naiv den Dingen und Menschen hingeben. In seiner Einsamkeit aber spinnt er sich in sich selbst so ein, daß es oft schwer ist, ihn zu begreifen. Er grübelt nicht bloß über allgemeine Fragen, er fühlt nicht bloß das Entzücken des Alleinseins, sondern auch seine Schauer, die Schwermuth, den Mißmuth, das Mißtrauen der Einsamen. Man empfindet seinen Pessimismus zuweilen auch als Schwäche, als übergroße Zartheit, als ungesunde Weltflucht. Dann freilich stößt man auf Aeußerungen von ihm selbst, in denen er das Bewußtsein davon verräth. Er fühlt tief den Unterschied des Künstlers vom Thatmenschen; aber in seiner, wesentlich von Schopenhauer bestimmten Anschauung erkennt er in der Kunst, die ihn vom thätigen Menschen trennt, nur einen Vorzug. Der Gegensatz von Thun und Betrachten steht im Mittelpunkt seines Denkens, in seiner einzigen Tragödie „König Erich" bildet er ihren tragischen Kern, und er hält den Gegensatz für unüberbrückbar und ist eben darum kein Dramatiker. Er preist viel mehr die ruhevolle Betrachtung, als die leidenschaftliche That, die immer nur neues Unrecht oder doch neue Verwicklung und Wirrniß erzeugt und nie jene Seligkeit der reinen Anschauung gewährt, die Schopenhauer zuhöchst stellte. Mit diesem Philosophen ist Milow wesentlich Quietist und erinnert auch an einen anderen dichterischen Quietisten, Leopold Schefer.

Dies ungefähr das Profil des Mannes, dessen 60. Geburtstag (9. März) soeben seinen Freunden Anlaß gab, ihn zu feiern. Er hat bisher wenig Freuden erlebt. Milow gehört nicht zu den glücklichen oder sich Glück machenden Schriftstellern. Er mied persönlich nicht blaß den großen Markt des Lebens, sondern auch den literarischen Markt, auf dem es ja nicht weniger scharf als oben zugeht, vielleicht noch schärfer. Man muß auch seine seit vielen Jahren angegriffene Gesundheit hinzurechnen, um seine ganze literarische Erscheinung richtig zu beurtheilen. Mit Novellen und Romanen konnte er sich nicht durchsetzen; seine dichterische Kraft blieb wesentlich auf die Lyrik beschränkt und äußerte wohl ihr Bestes in den

Digitized by Google

„Deutschen Elegien", Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Comp. 1885, die aus dem Jahre 1870 stammen. Die Bewegung des großen Kriegs hat auch Milow mitgerissen; er ist trotz seiner serbischen Abstammung — sein bürgerlicher Name ist Stephan v. Millenkovics — nach ungeachtet seines ursprünglichen Berufs als österreichischer Officier, in welchem Stande er mit dem damals gleichfalls noch activen Lieutenant Ferdinand v. Saar sich innig befreundete, ein sehr gut national gesinnter Deutscher. Dieser Gesinnung gab er schönen Ausdruck in jenen deutschen Elegien, die ihr reiches Gedankengewebe um die Wiege seines jungen Sohnes spinnen. In seinem neuesten, soeben erschienenen Buche „Ein Lied von der Vielheit" tritt die gleiche Gesinnung zu Tage, und Milow apostrophirt Bismarck, nachdem er seine Verdienste hervorgehoben, so recht milowisch wie folgt:

Und dennoch — Bismarck, du auch sollst
Erkennen lernen, ob du groß bist,
Daß mehr als die That im lauten Streit
Die Sammlung erhebt in der Einsamkeit.
Wie lang der Unmuth in dir brennt,
Da du von deinem Volk getrennt,
Jetzt kommt's wie Rührung über dich,
Die dich beim Handeln nie beschlich.
So halte nur, Gewaltiger, an!
Nach dem, was glorreich du gethan,
Nichts fürchtend als Gott und Gott vertrauend,
Magst du nun feiern, um dich schauend.
Seit du dich in dein Haus gesponnen,
Hast über manches du mild gesonnen,
Hast du für manches erst Aug' und Ohr,
Was sonst sich dir im Lärm verlor.
Und möchtest du früher stärker glänzen,
Die Züge, die jetzt du weisest, ergänzen
Dein Bild uns erst zur klaren Schöne,
Daß es auch deinen Feind versöhne.

So gut und eigen gedacht diese und noch manche unsere Stellen im „Liede von der Menschheit" sind, so können wir es doch nicht unbedingt loben. Milow macht hier einen Flug durch die ganze Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart und bleibt bei einigen Hauptgestalten: Alexander der Große, Christus, Karl der Große u. a. m. verweilend stehen, um dann weiter zu fliegen. Einen inneren Grund in der Wahl dieser und seiner anderen Gestalten mehr konnten wir nicht recht erkennen. Als Anhänger Schopenhauers hat Milow zur Geschichte und dem bunten Reichthum ihrer Erscheinungen kein anderes Verhältniß als das des Moralisten, der in ihr nur das große Arsenal zu exemplificirender Moral sieht. Es fehlt diesem Dinge durch die Weltgeschichte darum auch die rechte Künstlerfreude am concreten Leben der Geschichte. Der ganze Ding wird nur unternommen, um schließlich das quietistische Lebensideal daran zu knüpfen:

Nicht im Gewirr des Weltenlebens,
Im kleinen Zirkel unsrer Brust,
Da liegt der Punkt, um den sich alles,
Um den sich Heil und Unheil dreht,
Nur dem im Wirbel des Zerfalles,
Was schön und dauernd, uns erfleht.

Milow ist sich selbst treu geblieben, und er hat jenes Leben gelebt, das seine Theorie forderte; dafür zeugen seine Gedichte. Er hat mit dem Quietismus Schopenhauers am meisten Ernst gemacht. Andere Dichter, z. B. Eduard Grisebach, die auch Anhänger des großen Philosophen sind, haben, ihrer verschiedenen Art und Begabung gemäß, andere Consequenzen aus der Berührung mit ihm gezogen. Milow schloß sich zwar nicht der Aesthetik (denn der Aestheliker Schopenhauer weist in die Richtung der realistischen Kunst), aber der Ethik des Frankfurter Denkers am innigsten an, und das macht wohl den bezeichnendsten Zug an seiner literarischen Persönlichkeit im deutschen Dichterwalde aus.

* Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig; Philologisch-historische Classe.

Sitzung vom 14. November 1895. Der Secretär Geh. R. O. Ribbeck legte eine Abhandlung von B. Sauer in Gießen vor: „Die Metopen des Apollontempels von Phigalia." Aus einer genauen Untersuchung der erst jüngst übersichtlicher geordneten Fragmente im Britischen Museum gewinnt Verfasser folgende Resultate. Nur die beiden sechssäuligen Fronten, nicht die Langseiten, des Tempels enthielten mit Triglyphenschmuck versehene Metopen. Die allein wenigstens theilweise bekannten der Nordfront hatten zur Hälfte den Mythos des Apollon, zur andern den des auf dem nahen Lykaion verehrten Zeus zum Gegenstande. Insbesondere läßt sich eine Darstellung der heiligen Hochzeit des Zeus und der Hera mit erwünschter Deutlichkeit erkennen. Im Stil, in den Motiven sowohl wie in der Formgebung, weichen die Metopen von dem soviel besser erhaltenen berühmten Friese desselben Tempels in keiner Weise ab; beide sind aus einer attischen Werkstatt des 5. Jahrhunderts hervorgegangen. — Hr. Böthlingk legte „Bemerkungen zu Pratâpa's Smṛti" vor, mit ergänzenden Varianten von Prof. Julius Jolly.

Sitzung vom 2. December. Hr. Meister trug vor über das „Colonialrecht von Naupaktos". Dem Text der berühmten Bronzetafel fügt der Vortragende Uebersetzung und Commentar hinzu und faßt zum Schluß das Colonialrecht in systematischer Anordnung zusammen. Er unterscheidet dabei drei Theile: die von den Opuntiern, welche Colonisten nach Naupaktos senden, bei dem letzteren für diese erwirkten Bedingungen; den Vertrag der Opuntier mit den Colonisten selbst; endlich die Uebertragung der gleichen Bestimmungen auf eine andere, von Chaleion ebenfalls nach Naupaktos gezogene Colonistenschaar. Die Frage nach der Abfassungszeit hält Hr. Meister noch nicht für ausgemacht, neigt aber zu der Annahme, daß es sich dabei um die lokrische Wiederbesiedelung von Naupaktos nach dem peloponnesischen Krieg handle. — Hr. Böthlingk legte vor: „Militärisches Sanskrit der Neuzeit." Verfasser unterwirft das in Hindî verfaßte Exercirreglement des verstorbenen Beherrschers von Jammu und Kaschmir, Maharadschah Runbirsingh, einer Analyse in Bezug auf die darin vorkommenden Sanskritworte. — Derselbe legte vor: „Versuch, Kaushîtaki-Brâhmaṇa-Upanishad I, 1 zu deuten."

* Mit einem auch für die weiteren Kreise der Freunde des classischen Alterthums interessanten Werke wird Heinrich Kiepert, der im vergangenen August seinen 77. Geburtstag und sein funfzigjähriges Doctor-Jubiläum feierte, in nächster Zeit hervortreten. Gelegentlich der Feier dieses seltenen Festes bemerkte der für die Akademie der Wissenschaften bei dem Jubilar erscheinende Professor Mommsen, daß unter den Arbeiten, deren Vollendung die wissenschaftliche Welt von Kiepert noch erwarte, namentlich zwei hervorzuheben seien: die lange vorbereiteten Formae Orbis Antiqui und die jüngst unternommene Forma Urbis Romae. Dieses letztere Werk, ein vergleichender Plan des alten und neuen Roms, wird nunmehr seiner Vollendung und wird noch im Laufe März (im Verlage von Dietrich Reimer, Berlin) erscheinen. Da alle sonst vorliegenden Pläne dieser Art von dem vor mehr als 60 Jahren von L. Canina entworfenen abhängen, der einzige, höheren wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Plan in großem Maßstabe, welchen seit 1893 der römische Archäolog R. Lanciani herauszugeben begonnen hat, erst binnen geraumer Zeit vollendet und dann wegen seines Umfanges und seines hohen Preises in Deutschland nur auf wenigen großen Bibliotheken zu finden sein wird, so kämen die von Kiepert gezeichneten „Formae Urbis Romae" einem von philologischer und historischer Seite vielfach ausgesprochenen Wunsch entgegen. Die Bearbeitung hat Kiepert gemeinsam mit Dr. Ch. Hülsen, 2. Secretär des Deutschen Archäologischen Instituts zu Rom, ausgeführt, der durch zahlreiche Einzeluntersuchungen seit Jahren auf dem Gebiete der römischen Topographie thätig gewesen ist. Zwei große Gesammtpläne (1:10,000) veranschaulichen das Rom der republicanischen Epoche und der Kaiserzeit, beide male mit Unterdruck des modernen Straßennetzes, analog der Ausführung der Pläne von Athen von Curtius und Knupert. Ein drittes Blatt in vierfach größerem Maßstabe gibt Capitol, Forum, Palatin, Kaiserfora und Umgebung in zusammenhängendem Plane, während man bis jetzt gerade für diese wichtigsten und am besten bekannten Stadttheile entweder auf die ganz veralteten Blätter Canina's, oder die weit zerstreuten und zum Theil schwer zugänglichen Einzelaufnahmen angewiesen war. Eine erwünschte Beigabe bildet der von Hülsen bearbeitete, über 7 Druckbogen gr. 8° starke Nomenclator topographicus, welcher nicht nur für die auf den Plänen verzeichneten, sondern überhaupt für alle aus der alten Literatur, aus Inschriften und sonstigen Quellen bekannten Localnamen Roms die Citate aus den alten Autoren und die wichtigsten Arbeiten neuerer Forscher angibt. Er kann mit seinen mehr als 1000 alphabetisch geordneten Stichwörtern als bequemes Repertorium für die weitschichtige Literatur über das alte Rom dienen.

G. M. Nürnberg, 11. März. Die Sammlung der Rechtsalterthümer im Germanischen Nationalmuseum

Digitized by Google

hat in den letzten Tagen eine hochinteressante Bereicherung erfahren durch eine Sammlung sogenannter „Leibzeichen", welche — wohl als die einzig noch existirende — sich im Besitze der Stadtgemeinde Scheinfeld befindet und von dieser in anerkennenswerthester Weise dem Germanischen Museum zur Ausstellung in seinen Räumen überlassen worden ist. Nur die wenigsten werden wissen, was man unter Leibzeichen versteht, und selbst unter unsern Juristen wird manchem der Ausdruck und der alte Rechtsbrauch, auf den er sich bezieht, fremd sein. Nach Schwarzenberger, Bamberger und anderem Recht konnte bis in das 18. Jahrhundert hinein der unbekannte oder abwesende Mörder in die Acht erklärt und seine Verfolgung und Bestrafung durch das Gericht angeordnet werden, sobald der Ermordete oder ein Stück von ihm, ein „Leibzeichen", das in Gegenwart einer Gerichtsperson von dem Ermordeten genommen sein mußte — gleichsam als ein sichtbares und beredtes Zeugniß des wirklich geschehenen Mordes — vor das Gericht gebracht worden war — wie im Artikel 229 und 232 der Bamberger Gerichtsordnung vom Jahre 1507 und an anderen Orten des weiteren ausgeführt wird. — Dementsprechend finden sich nun in der erwähnten Sammlung namentlich eine Anzahl abgehackter Finger, ferner Knochen, darunter einmal auch „ein stücklein auß der zerschlageneu Hirnschallen" und blutige Lappen von des Ermordeten Gewande. Jedem Stück ist eine urkundliche Bescheinigung beigegeben, die beispielsweise folgenden Wortlaut hat: „Leibzeichen von Georg Kaltenbrunner, hiesiger unterthan undt Wirt zu Taschendorff, welcher den 30 novembris 1721 in seinem eigen huuß abendß zwischen 6 undt 7 Uhr von einem Unbekannten filou der noch etliche Cameraden bey sich gehabt, alsn tödlich durch den mittlern krib gestochen worden, daß er Tags hernach gestorben, welchem man anliegendes blutbloß läpplin von seinem ungehabten Hembdt geschnitten. Taschendorff den 1. Decembris 1721. Lorentz Vogel Cent-Knecht" (nämlich an dem hochfürstlich schwarzenbergischen Centamt zu Scheinfeld). Eingewickelt in das betreffende Schriftstück — das früheste ist v. J. 1669, das letzte v. J. 1731 datirt — sind dann diese Leibzeichen zu den Acten genommea woeden — in der That ein Brauch, der, so grausig und überflüssig er uns heute erscheinen mag, sowohl culturhistorisch, wie namentlich rechtsgeschichtlich das Interesse weiterer Kreise zu erregen und auf diese merkwürdige Sammlung von Leibzeichen zu lenken geeignet ist.

* **Paris**, 11. März. Der Herzog von Broglie hat kürzlich auch einen Band Briefe seiner Mutter aus den Jahren 1814—1838 veröffentlicht: „Lettres de la duchesse de Broglie." Die verstorbene Herzogin von Broglie, Gemahlin des Ministers Ludwig Philipps, war eine Tochter der Frau de Staël, dieser aber nach allem, was man durch sie selbst erfährt, sehr unähnlich, geistvoll und von umfassender Bildung, aber schon in jungen Jahren ernst und grüblerisch, zur Melancholie angelegt. Diese streng protestantische Mutter scheint ihrem jüngsten Sohne Paul den Hang zu dem Mysticismus eingeflößt zu haben, der später aus dem Marineoffizier den Abbé machen sollte, welcher vor einem Jahr von einer fanatischen Thörin ermordet worden ist. In ihren Briefen an eine Freundin und an ihre Tochter, die Gräfin d'Haussonville, kommt die Herzogin de Broglie mehrmals auf den Gedanken zurück, wenn ihre Mutter länger gelebt hätte, so wäre sie tirchlich frumm und aus Coppet, dem einstigen Tummelplatz philosophischer Geister, eine Stätte der Erbauung geworden. Die Erinnerung an August v. Schlegel lebt in ihr fort. Sie hat die „Nibelungen" wieder aufgenommen und findet, das Gedicht verdiene nicht den „homerischen Ruhm", den Schlegel ihm in ihrer Kindheit schuf; ein anderes mal führt sie in einem Briefe an ihren Sohn, den späteren Staatsmann, Schlegels Urtheil über ihn an, „er beobachte die Außeadinge nicht genugsam". Dieses Urtheil ist nun zu bemerkenswerther, als der Herzog de Broglie als Minister der „moralischen Ordaung" dem Freunde seiner Großmutter de Staël Recht gegeben hat, denn was ihm und der Sache, die er verfocht, am meisten schadete, das war gerade sein Mangel an Berücksichtigung der äußeren Umstände. Seltsam berühren heute die Klagen der Briefstellerin über die Unzuverlässigkeit der gesellschaftlichen Beziehungen, das Sinken des sittlichen Niveaus, die wachsende Charakterlosigkeit, alles Dinge, welche die Orleanisten als ganz neu unter der Republik entdecken. Im Jahre 1821 schreibt die Herzogin an einen Freund, sie wage ihr Tagebuch, das ihr große Zerstreuung bot, nicht mehr fortzusetzen, weil zwei ihrer Diener von dem Unterstaatssecretär des Ministers des Innern bestochen worden waren und ihre eigenen, sowie die Papiere ihres Gatten, unberufenen Händen ausgeliefert hatten. „Welch trauriges Schauspiel, diese Bestechlichkeit der unteren Classen und die Maulwurfsarbeit der Regierung!" Nur in der Schweiz athmet die Herzogin von Broglie auf. Dort, am Genfer See, findet sie ernsten, rechtschaffenen, gläubigen Sinn; es hat sie bis zu Thränen gerührt, die Inschrift „Freiheit und Vaterland" und auf den Meilensteinen die Anmerkung „das Gesetz verbietet!..." wiederzufinden, denn in Frankreich ist das Gefühl für Monarchie und Republik todt, unsre Regierung spricht zu niemandes Seele oder Herz und die Opposition ebenso wenig."

* **Paris.** Im großen Amphitheater der Sorbonne fand am 11. März die Begrüßung des Prinzen Heinrich von Orleans durch die Geographische Gesellschaft statt. Der Saal war von mehr als 3000 Menschen dicht gefüllt; zahlreiche Mitglieder der französischen Aristokratie waren anwesend. In der ersten Reihe saßen der Herzog und die Herzogin von Chartres. Der Prinz wurde bei seinem Eintritt mit Beifall begrüßt. Janssen, Präsident der Gesellschaft, rühmte die wissenschaftlichen Erfolge der Forschungsreise des Prinzen, der hierauf selbst einen Reisebericht verlas, wobei er oft von Beifall unterbrochen wurde. Der Vertreter des Colonialministers hielt sodann eine Ansprache an den Prinzen, dankte ihm im Namen der Republik für seine Leistungen und erklärte, das Vaterland sei es sich selbst schuldig, alle ihm geleisteten Dienste zu belohnen. Darauf heftete er an die Brust des Prinzen das Kreuz der Ehrenlegion. Eine dreifache Beifallssalve folgte. Der Prinz dankte der Regierung der Republik und versprach weitere Leistungen für die Zukunft.

* **London.** Die Arbeit des englischen Ingenieurs Copt. Lyons, die Trümmer auf der ägyptischen Insel Philae im Nil fortzuschaffen, damit die uralten Denkmäler besser untersucht werden können, wird wahrscheinlich in wenigen Wochen vollendet sein. Es soll bekanntlich auf dem Inselchen ein großes Becken gebaut werden, um das Wasser aufzusammeln, wenn die Fluthzeit des Nils eintritt. Archäologen befürchten, die alten Denkmäler könnten dadurch leiden. Diese Befürchtung ist jedoch unbegründet. Copt. Lyons hat festgestellt, daß die Fundamente des großen Isistempels auf Granitfelsen theilweise in einer Tiefe von 21 Fuß ruhen. Thatsächlich hat der Tempel fast ebenso viel Mauerwerk unter der Erde wie darüber. Alle Gebäude und Denkmäler auf Philae stammen erst aus der Ptolemäischen Periode.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 13. März folgende Schriften eingegangen:

Gustav Rümelin: Der civilistische Unterricht und das bürgerliche Gesetzbuch. Freiburg u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — C. Widmer: Unser Lebensgesetz. Frauenfeld, J. Huber 1896. — Fritz Lienhard: Wasgaufahrten; ein Zeitbuch. Berlin, Hugo Luftenöder 1895. — Caspar Wirz: Acten über die diplomatischen Beziehungen der römischen Curie zu der Schweiz 1512 bis 1552. (Quellen zur Schweizer Geschichte, hggb. v. d. Allg. geschichtforsch. Gesellsch. der Schweiz. XVI. Bd.) Basel, Adolf Geering 1895. — Theodor Schreiber: Der Gorgonenkopf des Museums Giz bei Kairo; Beitrag zur alexandrin. Kunstgeschichte. Leipzig, A. G. Liebeskind 1896. — Friedrich Rückerts Werke. Lfg. 2—6. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Pierre Loti: Die Wüste, a. d. Franz. v. E. Philiparie. Berlin, Schuster u. Loeffler 1896. — Neera: Einsame Seele; aus dem Italienischen von Lothar Schmidt. Ebd. — Rudolf Heinrich Greinz: Allerweil kreuzfidel; Humoresken aus den Tiroler Bergen. Ebd. — Georg Brandes: Ludwig Börne und Heinrich Heine. Robert, Bettina, Charlotte Stieglitz. Ueberf. v. A. v. d. Linden. 2 Bdchn. Leipzig, H. Borsdorf 1896. — Die Odyssee der Kaiserin; Dichtung in 5 Gesängen von Müller vom Waldeck, Valerina Treu v. A. Breitner. Illustr. v. Carl O'Lynch von Town, hggb. v. A. Breitner. München, J. Schweitzer. — Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern K. H.: Melancholie, für Clavier, Violine u. Violoncell componirt. München, J. Seiling. — J. V. Widmann: 'Bin, der Schwärmer; Idyll. Mit Zeichnungen. Frauenfeld, J. Huber 1896. — *Calendario del Santuario di Pompei per l'anno* 1896. Valle di Pompei, Bartolo Longo 1896. — Dr. S. Hausmann: Elsässische Kunstdenkmäler, hggb. in Gemeinschaft mit Primardoc. Dr. Fr. Leitschuh u. Museumsdir. Ad. Seyboth. Lfg. 1 u. 2. Straßburg, W. Heinrich. — Wille-Dénervaud: Anschauungsunterricht im Französischen. Heft V—IX. Leipzig, Ruhmud Gerhard. — Die Post; Universalanzeiger für Briefmarkensammler. III. Jahrg. Lfg. 1—5. Leipzig, Baumbach u. Co. 1896.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 14. März. Nummer 62.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Moralunterricht an den Schulen in London. Von Ludwig Fleischner. — Die Gründung der Akademie der bildenden Künste in München. II. Von Berthold Riehl. — Mittheilungen und Nachrichten.

Moralunterricht an den Schulen in London.

Nach den Bestimmungen des Forster'schen Schulgesetzes vom 8. März 1871 darf, wie bekannt, in den unter dem School-Board von London stehenden öffentlichen Volksschulen kein eigentlicher confessioneller Religionsunterricht ertheilt werden. Dieser Unterricht soll nur im Lesen der Bibel bestehen; hiezu können wohl Erklärungen seitens des den Unterricht ertheilenden weltlichen Lehrers treten, doch dürfen dieselben keiner Confession widersprechen und das religiöse Gefühl keines der anwesenden Kinder verletzen. Den Eltern steht es überdies frei, ihre Kinder an dem nicht obligatorischen Religionsunterricht theilnehmen zu lassen oder nicht, falls sie denselben mit ihren Anschauungen nicht vereinbar finden. Diese letztere Bestimmung, durch welche man den verschiedenen Religionsgesellschaften entgegenkommen wollte, ist als „Gewissensclausel" bekannt und sie hat seit nun mehr als 20 Jahren dem englischen Schulwesen ein freieres Gepräge verliehen.

Zwar waren die Bekenner des katholischen und des jüdischen Glaubens mit dieser Sachlage niemals ganz einverstanden und auch die Freidenker verlangten oft stürmisch eine Aenderung der Schulgesetze in der Richtung, daß in den öffentlichen Schulen in Glaubenssachen völlige Neutralität herrschen solle. Da es aber schwer war, alle Theile in gleicher Weise zufriedenzustellen, so blieb das Gesetz trotz des Streites der Parteien unangetastet und der Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen Londons ist eigentlich ein Moralunterricht, der eine Unterweisung in den Dogmen der katholischen Kirche, wie es die Wortführer derselben verlangten, ausschließt.

Seit den letzten im November 1894 in den School-Board von London vorgenommenen Wahlen ist aber eine gewaltige Aenderung in diesen Verhältnissen eingetreten. Im School-Board herrscht Zwietracht und Mißtrauen und jede fortschrittliche Regung ist unterdrückt. Wie dies gekommen ist, wie endlich die Parteien, die im Jahre 1870 in Betreff der religiösen Unterweisung der Kinder ein Compromiß geschlossen hatten, nun auf ihren separatistischen Forderungen bestehen, das erzählt uns ein lehrreicher Aufsatz von L. Bascan in dem eben erschienenen 12. Jahrgang des Annuaire de l'enseignement primaire, das den überaus verdienstvollen Generalinspector des französischen Volksschulwesens M. Jost zum Herausgeber hat und auf das wir in diesen Blättern schon wiederholt hinweisen durften.[1])

Am 16. November 1892 gab Reverend Cozhead das Signal zum Angriff von katholischer Seite, indem er in der Zeitschrift „Guardian" folgendes erzählte: „Ich befand mich heute Morgen in einer Board-School während der Religionsstunde. In der ersten Classe hörte ich nun folgende Fragen: Wie hieß die Mutter von Jesus? Wie hieß sein Vater? Auf diese zweite Frage antworteten alle Kinder: Joseph. Von Seite des Lehrers vernahm ich kein Wort, welches die göttliche Natur und Abstammung des Heilandes dargethan hätte." Diese Zeitungsnachricht veranlaßte zwei Mitglieder des School-Board, zu verlangen, daß in den öffentlichen Volksschulen Londons die Lehre von der Göttlichkeit Christi, sowie das Dogma von der Dreieinigkeit vorgetragen werden sollten. Die beiden Antragsteller waren die klerikal gesinnten Riley und Davies. Dagegen brachte ein anderes Mitglied, der liberale Copeland Bowie, den Antrag ein, daß den Lehrpersonen in dieser Hinsicht die möglichste Freiheit gewährt werden sollte; doch gab er zu, daß der Moralunterricht in den Schulen auf Grundlage der Bibel gelehrt werden solle.

Alsbald bildeten sich nun zwei Lager im Schoße des School-Board; dennoch gelang es dem Antragsteller Riley und seinem Anhange, daß sein Antrag am 23. Februar 1893 angenommen wurde. Nach diesem Erfolge der Klerikalen zog M. Bowie seinen Gegenantrag zurück, sein Freund M. Lyulph Stanley schlug jedoch folgende Resolution vor, die auch Annahme fand: „Der Board bekennt sich nach wie vor zu jener Form und jener Methode des Religionsunterrichtes, wie beides der erste in London gewählte School-Board festgesetzt hatte." Es gab demnach weder Sieger noch Besiegte und man konnte hoffen, daß der für einige Zeit gestörte Friede bald wieder hergestellt sein würde. Doch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Am 28. September erhob der Präsident des Board, M. Diggle, in einer Rede eine regelrechte Anklage gegen jene, welche die von ihm und Riley befolgte Schulpolitik nicht guthießen. Die Rede erregte ein bedeutendes Aufsehen und bewirkte, daß nunmehr eine vollständige Scheidung der Meinungen in der Körperschaft eintrat. Die klerikale Majorität hatte ihre Wortführer in Diggle und Riley, während sich die liberale Minorität um Stanley und Bowie schaarte. Auch die Oeffentlichkeit begann, sich dieser Frage zu bemächtigen und sie von verschiedenen Standpunkten zu erörtern.

Der Streit nimmt immer größere Dimensionen an. Im Winter 1893—94 unterzeichnen die Katholiken Londons massenhaft eine Petition an das Haus der Gemeinen, in welcher sie ihrer Anschauung Ausdruck geben. „Unser Widerstand," heißt es in dieser Petition, „unsre Kinder in Schulen zu schicken, die nicht unsre Religion lehren, ist unüberwindlich. Keine Gewissensclausel, kein wie immer gearteter Religionsunterricht, sei es in den Schulen des Board, sei es in anderen nicht streng confessionell katholischen Schulen, wird es jemals bewirken können, daß wir unsre Kinder in eine nicht katholische Schule schicken." Die Unterzeichner der Petition verlangen schließlich, daß ihre bisherigen privaten confessionellen Schulen ähnlich wie die in Religionssachen neutralen Board-Schools vom Staate

[1]) Vgl. Beilage Nr. 62 vom 14. März 1892 und Beilage Nr. 23 vom 24. Januar 1894.

erhalten oder mindestens subventionirt werden sollen. Im Board selbst suchen die Anhänger Diggle's — die Diggleiten, wie man sie kurzweg nannte — immer mehr Mitglieder für ihre Ansichten zu gewinnen, und trotz der gegentheiligen Bemühungen von seiten des wackeren Lyulph Stanley bringen sie in einem Subcomité folgende Beschlüsse durch: „In den für die öffentlichen Londoner Schulen geltenden Bestimmungen sind die Worte: „Der Unterricht in der Religion und in der Moral", durch die Worte: „in der christlichen Religion und Moral" zu ersetzen. An das Lehrpersonal der öffentlichen Schulen Londons ist ein Rundschreiben zu erlassen, um die Lehrer von dem Geiste zu unterrichten, in welchem der Board von nun an den Religionsunterricht ertheilt zu wissen wünscht." Die wichtigste Stelle in diesem Rundschreiben lautete: „Bei ihrem biblischen Unterrichte haben sie die Schüler über das Verhältniß aufzuklären, in welchem sie sich zu Gott dem Vater als ihrem Schöpfer, zu dem Gottessohne als ihrem Erlöser und zum heiligen Geiste als dem Heiligmacher befinden. Der School-Board kann einen Unterricht nicht gutheißen, welcher die göttliche Natur unsres Heilands leugnet oder welcher im Gemüthe der Kinder nicht den Eindruck zurückläßt, daß es ihre Pflicht ist, an den Erlöser zu glauben und ihm zu dienen." In einem Schlußabsatze fügte das Circular hinzu, daß man Mittel und Wege finden würde, jene Lehrpersonen von der Ertheilung des Religionsunterrichtes zu befreien, die es mit ihrem Gewissen nicht vereinbar finden könnten, den Unterricht in diesem vom School-Board ertheilten Sinne zu ertheilen.

Am 25. Januar 1894 wurde dieser Bericht des Subcomités der Vollversammlung des School-Board vorgelegt. Das Rundschreiben erregte großes Aufsehen. Die Liberalen protestirten gegen die klerikale Vergewaltigung; die Klerikalen wieder beschuldigten ihre Gegner, daß sie nicht christlich gesinnt seien. Die Discussion wird immer erbitterter, da sie auch von außen geschürt wird. Der Verein der hauptstädtischen Lehrer gibt in einer Denkschrift der Entrüstung und Unzufriedenheit Ausdruck, welche das Rundschreiben hervorgerufen hat. Die Mehrzahl der Londoner Journale stellt sich auf die Seite der Liberalen, der große Verband sämmtlicher englischen Lehrervereine ermuthigt Stanley und seine Genossen zum Widerstande. Doch die klerikale Majorität läßt sich nicht einschüchtern und am 15. März gibt sie ihre Zustimmung zu den getroffenen Maßnahmen. Der Streit erobert sich ein immer weiteres Gebiet; Lehrer, Geistliche, Journalisten und Abgeordnete nehmen an demselben theil.

Anfang April beschließt nun die hauptstädtische Lehrervereinigung, an den School-Board eine Petition zu richten, um ihn zur Zurücknahme des Circulars zu bewegen; der Verein beschließt ferner fast mit Stimmeneinhelligkeit, im Falle eines abschlägigen Bescheides namens seiner Mitglieder das Ersuchen zu stellen, von der Ertheilung des Religionsunterrichts befreit zu werden. Am 10. Mai beantragt nun ein liberales Mitglied des Board, das Circular zurückzunehmen. Der Antrag wird abgelehnt. Da weist dieses Mitglied unter dem Beifalle der Minorität ein mit 3000 Unterschriften von Londoner Lehrern versehenes Schriftstück vor, in welchem dieselben bitten, von der Ertheilung des Religionsunterrichts befreit zu werden. Die liberalen Blätter preisen dieses Beispiel seltener Einmüthigkeit; die klerikalen Organe hingegen zeihen den Lehrerstand einer unchristlichen Gesinnung. Die Mehrheit im School-Board behauptet, die 3000 Unterzeichner der Petition seien zur Abgabe ihrer Unterschrift gezwungen worden; sie erklärt, daß ihre Pflicht ihr gebiete, diese Tyrannei zu bekämpfen und die Freiheit der Lehrer zu schützen. Der School-Board sei aber auch nicht in der Lage, diese Collectiveingabe zu berücksichtigen, er könne nur persönliche Bitten der Einzelnen um Dispens von der Ertheilung des Religionsunterrichts in Erwägung ziehen. Nach zwei stürmischen Sitzungen billigt der Board diese Art der Beantwortung der Lehrerpetition, wie sie von der Mehrheit vorgeschlagen wird.

Da beruft der Lehrerverein für den 11. Juli ein großes Meeting ein. Der Vorsitzende setzt der Versammlung den Ernst der Sachlage auseinander. Die Existenz unsres Vereins steht auf dem Spiele, sagt er; da man ihn nicht als Mittel der Verständigung zwischen dem Board und der Lehrerschaft anerkennen will, greift man die Versammlungsfreiheit der Lehrer an, welche sich bloß vereinigen, um ihre gemeinsamen Interessen zu vertheidigen. Nach Anhörung mehrerer Redner fassen die Anwesenden den Beschluß, dem Begehren des Board nach persönlicher Vorstellung seitens jedes einzelnen Bittstellers nicht Folge zu geben; dafür soll ein Manifest erlassen werden, dessen Entwurf in der Versammlung verlesen und stürmisch acclamirt wird. Die Lehrer erklären darin, daß sie angesichts der Weigerung, welche der School-Board ihrem gemeinsamen Ersuchen um Dispens von der Ertheilung des Religionsunterrichts entgegensetzt, sich auf das Schulgesetz des Jahres 1871 berufen, welches ihnen volle Gewissensfreiheit gewährt; sie bitten daher den Board noch einmal, sein Rundschreiben zurückzuziehen. Der Conflict nimmt mittlerweile immer größere Dimensionen an; er erregt alle Leidenschaften, er wird in allen Zeitungen besprochen und verschieden beurtheilt.

Während dieser Zeit hat der School-Board eine andere wichtige Angelegenheit in Berathung zu ziehen; es handelt sich darum, den Zeitpunkt für die nächsten dreijährigen Wahlen in dieser Körperschaft festzustellen. Ungeachtet des Vorschlages der liberalen Mitglieder, die Wahl Samstag, den 17. November, vorzunehmen, damit alle Wähler an die Urne eilen können — die englischen Arbeiter arbeiten bekanntlich von Samstag Mittag bis Montag Morgen nicht —, setzen die klerikalen Mitglieder es durch, daß der 22. November zum Wahltag bestimmt wird. Sie sind fest entschlossen, auch fernerhin nicht nachzugeben. Sie weisen einen neuen Versuch ihrer Gegner, das Rundschreiben zurückzuziehen, zurück, verwerfen auch andere vermittelnde Anträge und lehnen es überhaupt ab, mit den Lehrern und ihren Vereinen zu verkehren. Sie wollen den Kampf, der die Angelegenheit zur Entscheidung bringen soll. Und dieser Kampf entbrennt. Auf der einen Seite stehen die Diggleiten, die Verfasser und Verfechter des Circulars, befehligt von Diggle und Riley, auf der andern unter Führung von Stanley und Bowie die Progressisten, die auf dem Standpunkt des interconfessionellen Schulgesetzes von 1871 beharren. Zwischen diesen beiden Parteien befindet sich als dritte, minder zahlreiche die der Secularisten, der Verfechter der rein weltlichen Erziehung in der Schule; sie werden von Foot und Wullo geführt. Alle rüsten sich mit gleichem Eifer für den Kampf und veröffentlichen Kundgebungen und Erklärungen. Welcher Zukunft würden wir entgegengehen, fragen die Diggleiten, wenn die Bibel nicht so gelehrt und ausgelegt werden würde, wie wir es verlangen? Die Göttlichkeit Christi würde ein leerer Schall, die wichtigsten Dogmen der katholischen Kirche würden dem allgemeinen Spott preisgegeben werden, unsre ganze heilige Religion stünde in Gefahr. Daß wir sie vertheidigen, das ist der einzige Vorwurf, den man uns entgegenschleudert. Man beschuldigt uns der Engherzigkeit. Aber wir werden unsre Pflicht nicht verabsäumen, wie wollen den Glauben unsrer Väter unversehrt bewahren, wir werden für ihn bis zum letzten Athemzuge kämpfen. An den Wählern ist es, am 22. November zu erklären,

ob sie mit uns sind oder mit unsern Gegnern, mit Christus oder mit seinen Feinden, mit der Religion oder mit ihren Schmähern.

Doch die Progressisten entwickeln eine eben so große Rührigkeit. Man verbreitet überall die Ansicht, heißt es in ihren Kundgebungen, als ob wir die Religion ganz aus der Schule verbannen wollten. Nichts ist falscher als dies; wir wünschen im Gegentheil aufrichtig, daß die Religion im Lehrplane jeder Schule einen ihrer würdigen Platz einnehme, daß sie aber in einem freien, liberalen Geiste gelehrt werde. Wir halten an dem vor 23 Jahren abgeschlossenen Compromiß fest, an jener Vereinbarung, welche die Rechte jeder einzelnen Confession wahrte und alle zu befriedigen trachtete. Eben im Interesse der Religion und der Moral sollte man an derselben nicht rütteln. Unter diesem Grundgesetze unsrer Schulverfassung wollen wir uns sammeln und in den Kampf ziehen!

Welcher Mißbrauch mit Worten und welche Kühnheit! rufen ihrerseits die Freidenker aus. Wir verwerfen das Compromiß. Es wurde von den christlichen Parteien gegen uns abgeschlossen, aber trotz der Gewissensclausel können wir es nicht annehmen. Fügt uns denn nicht gerade diese tausend Quälereien zu, gibt sie uns denn nicht ebenso der Unduldsamkeit der confessionell Gesinnten preis, wie dies ehemals mit den Juden der Fall war, als ihre gelben Mützen sie der Verfolgung durch die Christen preisgaben? Diese Gewissensclausel muß beseitigt werden; sie ist eine Schlinge, die man uns legt, es ist eine Waffe, die man gegen uns geschmiedet hat. Das Geld der Steuerzahler, die öffentlichen Schulen und ihre Lehrer dürfen nicht zum Unterricht in der Religion verwendet werden, die jedermanns private Angelegenheit ist; das Allgemeine ist die Wissenschaft, die allen gleich zugänglich sein soll.

Diese Forderungen entfachten nun die Streitigkeiten von neuem. Wenn man die Religion aus den Herzen der Kinder reißt, riefen die Diggleiten, so raubt man ihnen das kostbarste Gut. Und die Progressisten: Lasset euch in euren Kirchen, nicht aber in den allen Kindern zugänglichen Schulen lehren, was ihr wollt! Und die Säcularisten rufen: Wisset ihr, welche Vortheile die Entfernung des Religionsunterrichtes aus der Schule der ganzen Menschheit brächte? Es gäbe weniger Zwistigkeiten unter den Menschen und die Achtung vor der Meinung und dem Gewissen jedes Einzelnen würde sich steigern.

So wogte der Kampf nach allen Seiten, ohne eine Entscheidung zu bringen; die Aufregung in allen Kreisen erreichte den höchsten Grad. Endlich kam der Tag der Wahlen heran. Sie brachten eine Ueberraschung: 798,203 liberale, 721,175 klerikale und 72,074 Stimmen der Freidenker. Nach diesen Ziffern sollte man nun glauben, daß die Feinde des Rundschreibens einen vollständigen Sieg davongetragen hätten; doch die eigenthümlichen Verhältnisse der Londoner Stadtverwaltung und gewisse Ungleichheiten in der Zusammensetzung der Wahlbezirke haben es bewirkt, daß in dem neuen School-Board die Diggleiten die Majorität besitzen, daß sie über 29 von 55 Sitzen verfügen.

So bleibt die Situation nach wie vor völlig ungeklärt. Wollen die Klerikalen das Rundschreiben aufrecht erhalten, so werden ihnen die Liberalen, die über eine Majorität von 150,000 Stimmen in der Bevölkerung verfügen, einen heftigen Widerstand entgegensetzen. Und wie werden die Streitigkeiten enden? Vielleicht wird Gladstone Recht behalten, der schon im Jahre 1870 die Ansicht aussprach, daß es einmal zu einer vollkommenen Neutralität des öffentlichen Unterrichts in England in Bezug auf die Religion kommen werde.

Ludwig Fleischner.

Die Gründung der Akademie der bildenden Künste in München.

Von Berthold Riehl.

II.

Eine sehr tüchtige Kraft war der erste Vertreter des Kupferstiches an unsrer Akademie, Karl Ernst Christoph Heß. Er war den 22. Januar 1755 zu Darmstadt geboren, kam 1777 nach Düsseldorf, wo er 1780 Mitglied der Akademie und 1782 Professor an derselben wurde; 1806 siedelte er mit seinen Söhnen Peter und Heinrich nach München über, wo er den 25. Juli 1828 starb.

Karl Heß, der in seiner Jugend recht gute Portraits radirte, wie 1781 das seines Freundes Hemsterhuis, kam durch die Betheiligung an dem unter Krahe's Leitung herausgegebenen Galeriewerk dazu, die verschiedensten Bilder der Düsseldorfer Galerie in großen und kleinen Stichen zu reproduciren. Die Niederländer spielen natürlich auch hier eine große Rolle; wie er denn 1786 Eeckhouts Christus unter den Schriftgelehrten radirte, 1794 Dows Quacksalber und vor allem zahlreiche Stiche nach Rubens und Rembrandt fertigte, von ersterem auch den Raub der Töchter des Leukippus als größeres Blatt. Aber auch Dominichino's Susanna, Tizian und Andrea del Sarto, sowie 1804 Rafaels hl. Familie aus dem Hause Canigiani stach Heß. Unter dem Einfluß der Romantiker wendete er sich dann auch dem Studium der deutschen und niederländischen Malerei des 15. Jahrhunderts zu, welchem Gebiete seine weitaus bedeutendste Leistung angehört, nämlich der 1823 vollendete Stich der Anbetung der Könige, eines Bildes, das früher in Schleißheim, jetzt in der älteren Pinakothek hängt und das man ehedem irrthümlich als ein Werk der van Eyck bezeichnete, jetzt aber dem Gerard David zuschreibt.

Die Vorliebe für die Niederländer, besonders für Rembrandt, erscheint in diesen Blättern Heß gemeinsam mit den älteren Stechern; mit der Ausbildung seines eigenen Stils aber unterscheidet er sich von diesen immer bestimmter und erscheint als ein Mann, der selbständig und bedeutend in die neue Bahn des Kupferstichs einlenkt. Die Vorgänger von Heß, wie etwa Baptist Weiß, ja auch manche seiner Zeitgenossen, ich erinnere nur beispielsweise an die Aquatintablätter Wilhelm Kobells, übersetzen in solchen Reproductionen nach Gemälden alles in ihren aus den verschiedensten Reminiscenzen niederländischer Künstler gebildeten Stil; Heß dagegen strebt, die Unterschiede im Stil seiner Vorbilder zu charakterisiren, und macht darin, wie seine Stiche zeigen, rasch erhebliche Fortschritte; als seine gelungenste Arbeit darf wohl auch in dieser Hinsicht jene Anbetung der Könige bezeichnet werden. Damit hängt eng zusammen, daß Heß schon durch das eingehende Studium von Rubens, mehr durch das Rafaels, vor allem jedoch später durch das der niederländischen und oberdeutschen Künstler dazu geführt wurde, zu erkennen, daß im Stich auch die klar ausgesprochene Form, der feste Contour eine Berechtigung besitzen. Dadurch kam er dazu, jene malerische Art der Radirung zu verlassen, die in ihrer weiten Descendenz von Rembrandt herab bei den späten Rococostechern in den verschwommenen Tönen und der höchst oberflächlichen Zeichnung zuletzt doch meist recht manierirt und einseitig wurde und in keiner Beziehung geeignet war, den Forderungen der neuen Richtung zu entsprechen, von der sich der Kupferstich doch unmöglich isoliren konnte.

Anton Peter Simon Lamine war der erste Professor der Plastik unsrer Akademie, nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, der damals zweiundsiebzigjährige Boos, der nur an der Zeichenschule, nie an der Akademie angestellt war. Lamine's Thätigkeit als Lehrer war offenbar nicht

Digitized by Google

bedeutend, was um so erklärlicher, als er damals schon fast siebzig Jahre alt, da er den 28. October 1738 zu Mannheim geboren wurde, und überhaupt wenig productiv war. Lamine war übrigens nur kurze Zeit an der Akademie, da bereits 1812 auf 1813 Konrad Eberhard als Vertreter der Plastik im Zahlungsstatut dieser Anstalt auftritt. Durch den tüchtigen Peter v. Verschaffelt (geboren 1710), seinen Lehrer, wurde Lamine wohl zur plastischen Ausstattung des Schwetzinger Gartens beigezogen, für den er auch die anmuthige Gruppe Pans mit der Ziege schuf, die er für den Nymphenburger Garten wiederholte; nach Verschaffelts Tod wurde er 1793 Director der Mannheimer Akademie. 1805 kam Lamine als Director des Antiquariums nach München, wo er für den Kronprinzen Ludwig eine recht hübsche Rubensbüste schuf, die sich jetzt in der Walhalla befindet, er starb zu München 1817.

Im Gegensatz zu Lamine, der, wenn er auch mehr als Boos in die neue Richtung lenkte, doch wohl kaum den damaligen Forderungen als Vertreter der Plastik an der Akademie entsprechen konnte, war sein Nachfolger Konrad Eberhard, da er als Professor an die Akademie kam, der regelrechteste Classicist. 1763 in Hindelang im Allgäu geboren, hatte sich Eberhard, der dort zuerst Schullehrer war, in München unter Boos ausgebildet. In neue Bahnen lenkte er 1806 in Rom, wo er in die classicistische Richtung und bei einem späteren Aufenthalt, nämlich 1820, in die der Nazarener kam. Als Vertreter des Classicismus, dessen Fortschritte Eberhards Amor und die Muse in der Glyptothek, sowie die Figuren in dem kleinen Garten am Nymphenburger Schloß recht charakteristisch zeigen, erscheint er ganz in der damals an den deutschen Akademien herrschenden Strömung, wie sie in München hauptsächlich durch die Langer die Oberhand gewonnen hatte; indem uns Eberhard aber an die Verbindung Münchens mit dem deutschen Kunstleben in Rom erinnert, weist er schon auf Beziehungen, die bald eine völlige Veränderung, vor allem einen großartigen Aufschwung des Münchener Kunstlebens herbeiführten.

Die Stelle eines Professors der Baukunst erhielt bei der Gründung der Akademie Karl Fischer, ein tüchtiger Architekt, der auch als Lehrer eine beachtenswerthe Thätigkeit entfaltet zu haben scheint. Die Baukunst vom Beginn des 19. Jahrhunderts pflegt man in der Regel, und zwar mit gutem Recht, nicht sonderlich hoch anzuschlagen, aber ganz dürfen wir sie doch nicht außer Acht lassen, bietet sie doch manche für die Zeit charakteristische Züge und auch manche, wenngleich kleine Fortschritte.

Die Zunahme der Bedeutung Münchens, das 1806 aus der kurfürstlichen Hauptstadt die Residenz eines stattlichen Königreiches wurde, mußte, so sollte man denken, zunächst einen großen Aufschwung der Architektur herbeiführen, um so mehr, als ja schon am Ende der Regierungsperiode Karl Theodors die Thore geöffnet wurden, die Stadt begann, sich frei jenseits der alten, engen Grenzen auszudehnen. Die zahlreichen Veränderungen, die sich aus der neuen Stellung Münchens ergaben, forderten viele stattliche Neubauten, Leute aller Art zogen nach München und wollten Wohnung haben. Deßhalb wurde jetzt und in der nächstfolgenden Zeit auch viel gebaut. Gleichwohl besitzen wir aus dieser Periode nur wenig Gebäude von irgend erheblichem Interesse. München bedurfte längerer Zeit, um sich in seine neue Stellung einzuleben, sich ihr entsprechend neu zu gestalten. Zunächst hielt man sich, was auch dem ganzen Streben der Zeit nach dem Praktischen entsprach, lediglich an das Bedürfniß und kam daher trotz mancher Ansätze nur wenig über die alte steife und kleinliche Art hinaus; große, weitgreifende und dadurch auch weitwirkende Gesichtspunkte in diesen Aufschwung der Münchener Bauthätigkeit gebracht zu haben, war dann die bedeutende That des Kronprinzen, später in noch weit höherem Maße des Königs Ludwig I.

Das Praktische betonte man damals im Gegensatz zu der phantasievollen und phantastischen Kunst des Rococo in erster Linie, man erreichte darin auch manche Fortschritte, aber indem man es zu ausschließlich berücksichtigte, arbeitete man nüchtern und unkünstlerisch. Namentlich schädigte dies auch das Kunstgewerbe schwer, indem man, mit der rein praktischen Lösung des Problems zufrieden, eine freiere und reichere künstlerische Gestaltung desselben für überflüssig hielt, eine Gefahr, der wir auch heute wieder, besonders unter den englischen Einflüssen, sehr oft stark entgegengehen.

Schon die Anlage der großen geraden Straßen, die künstlerisch weit weniger ansprechend sind als die malerisch gewundenen der alten Stadt, bietet wichtige praktische Vortheile; diese mit einem künstlerisch ansprechenden Straßenzug zu verbinden, ist ein Problem, an das man sich auch heute leider nur selten wagt. Entschieden ist es anerkennenswerth, daß man diese Straßen so breit baute und durch große freie Plätze Luft und Licht und eine erfreuliche Abwechslung herbeiführte; ein sehr verdienstvolles Werk dieser Art ist die Anlage des Dultplatzes, der Karl- und der Briennerstraße, die damals Königsstraße hieß, mit dem Karolinen- und Königsplatz u. a. m., die sich in ihrer heutigen Disposition im wesentlichen schon auf dem Münchener Stadtplan von 1812 finden.

Derselbe Sinn für das Praktische spricht aus den Häusern dieser Straßen. Wer etwa in der Theatinerstraße, der Promenadestraße oder Prannerstraße die schönen Palais des 18. Jahrhunderts studirt mit ihren hübschen Treppen, den großen Räumlichkeiten und ihrer reichen Decoration und dann in der Müller- oder Karlstraße die Wohnhäuser aus den ersten dreißig Jahren unsres Jahrhunderts betrachtet, der wird sofort sehen, wie unglaublich tief in wenigen Jahrzehnten die bürgerliche Baukunst mit ihrer Devise „Nur praktisch!“ gesunken war; denn die dürftigen Pilaster, Halbsäulen und Giebel zeigen doch nur eine äußerst schwache Fähigkeit zu künstlerischer Behandlung des Objectes, sofern eine solche überhaupt versucht wird und nicht einfach der viereckige, mit Kalk beworfene und mit grüner Erde angestricheue Miethkasten hingestellt wird. Ueber diese Miethkästen, Zinscasernen u. s. w. zu schmähen, die hier so recht im Princip ausgebildet werden, ist allgemein beliebt, aber sie sind nun einmal unbedingtes Erforderniß jeder größeren modernen Stadt und nicht dadurch, daß wir über sie spotten, sondern nur dadurch, daß wir, was zwar schwer, aber sehr wohl möglich ist, sie praktisch und künstlerisch zugleich gestalten, lösen wir ein wichtiges neues Problem der bürgerlichen Baukunst, zu dem diese Bauten immerhin den ersten wichtigen Schritt thaten, indem sie wenigstens einmal die praktische Seite aufgriffen. Die Palais und reichen Bürgerhäuser des 18. Jahrhunderts waren praktisch und künstlerisch höchst schätzenswerthe Leistungen, aber das gewöhnliche bürgerliche Wohnhaus war und ist, da es sich ja in der Altstadt mehrfach erhalten hat, meist ebenso häßlich wie unpraktisch. Daß man in den neuen Häusern der neuen Straßen, die uns ja heute, dank den großen weiteren Fortschritten auf diesem Gebiete, auch nicht mehr recht genügen wollen, weit bequemer und gesünder wohnte, als in den Miethhäusern der inneren Stadt, das ist keine Frage und ist ein Fortschritt, der nicht unterschätzt werden darf.

Die öffentlichen Gebäude, die damals in Angriff genommen wurden, beschränkten sich für die erste Hälfte der Regierungsperiode Max Josephs, wie gesagt, auf das, was man absolut nöthig hatte; die Mittel, die zur Verfügung gestellt wurden, waren gering und die Kräfte meist auch

Digitized by Google

nicht sonderlich bedeutend. So entstand 1801—1803 die Hofgartencaserne, dann die Isarthorcaserne, ferner die Wasserbauschule (1805) und die Façade der Münz (1809), die nach einem Plan des Hofbauintendanten Andreas Gärtner durch Thurn ausgeführt wurde.

Karl Fischer war ein nicht unbedeutendes Talent, aber diese beschränkten Verhältnisse, die ja den Architekten ganz besonders hemmen, gestatteten ihm nicht, sich freier zu entwickeln, zumal er schon im achtunddreißigsten Lebensjahre starb. Fischer wurde den 19. September 1782 in Mannheim geboren, hatte bei Maximilian Verschaffelt in München und Wien gelernt und sich dann in Frankreich und Italien, hier offenbar hauptsächlich durch das Studium Palladio's, gebildet.

Die Privathäuser, welche Fischer zahlreich in der Brienner-, Karl-, Blumenstraße und anderwärts ausführte, zeigen, wie auch das Palais des Kronprinzen, das er 1810 auf dem Karolinenplatz baute, die praktischen Fortschritte, die an jener Zeit anzuerkennen sind, aber auch die ihr eigene Gedankenarmuth, ihr Streben nach edler Einfachheit, das jedoch gewöhnlich nur zur Nüchternheit und absoluten Langenweile führt. Eine bedeutendere Aufgabe auf diesem Gebiete trat an Fischer nur mit dem Palais heran, das er für den Exminister Abbé Salabert erbaute (später Palais des Prinzen Karl). Eine gewiß sehr achtungswerthe Leistung, zumal, wenn man bedenkt, daß das Gebäude zuerst weit größer projectirt war und bei der folgenden Reduction der zwar an sich schöne, jetzt aber doch allzu mächtige Portalbau auf den Wunsch des Bestellers gegen jenen des Architekten unverändert herübergenommen wurde. Das Portal des botanischen Gartens (1812), die Façade des Krankenhauses (1813) sind ja gewiß keine hervorragenden Kunstwerke, aber neben den Schwächen der Zeit lassen sie doch auch einige Vorzüge derselben und des Künstlers erkennen, die Fischer am besten im Hoftheater (1811—1818) zur Geltung brachte, dessen Façade, die bei dem Wiederaufbau durch Klenze 1825 nur durch das Hinzufügen des zweiten Giebels verändert wurde, einen wirklich bedeutenden und echt monumentalen Eindruck macht.

Nach dem Stiftungsprogramm soll die Akademie in erster Linie eine Kunstschule, sie soll daneben aber auch eine Kunstgesellschaft sein, als solche setzt sie sich zusammen aus den Ehrenmitgliedern, den ordentlichen Mitgliedern, den Honorarprofessoren und den correspondirenden Mitgliedern, denen sich noch die akademischen Künstler anschließen. Letzteres sind ausgezeichnete Kunsthandwerker, die mit der Akademie in Fühlung gebracht werden sollen, damit diese, wie das Programm sagt, „möglichst für das allgemeine Leben wirksam gemacht werde und, wenn es möglich wäre, die Zeiten wieder herbeigeführt würden, wo das Handwerk der Kunst näher stand und aus der Mitte desselben tüchtige Künstler hervorgingen." Ausführungen, die 1808 gewiß merkwürdig sind.

Gerade als Kunstgesellschaft ist die Akademie wieder so recht als Mittelpunkt der künstlerischen Bestrebungen des Landes gedacht, für das sie zugleich die wünschenswerthe Verbindung nach auswärts gewinnen soll. Die Mitglieder der Gesellschaft versammeln sich in der Regel monatlich einmal und jährlich wird wenigstens eine öffentliche Sitzung gehalten. Die Akademie veranstaltet ferner zur Förderung des künstlerischen Lebens Preisausschreiben und vor allem Kunstausstellungen.

Mit der Akademie wurde auch das Kunstcomité verbunden, das sich zusammensetzte aus dem Central-Galeriedirector v. Manntich, dem Director der Antikensammlung Lamine und dem Akademiedirector Langer. Jedes Fach der Akademie, also Architektur, Plastik und Kupferstich, ist hier durch seinen Professor vertreten, die Malerei aber durch den der dritten Classe; ferner sollen diesem Comité auch einige — jedoch nicht mehr als vier — Künstler angehören, die nicht an der Akademie angestellt sind, als solche werden zunächst Franz und Wilhelm Kobell ernannt. Dieses Comité erhält die Aufgabe, alle Haupteinrichtungen der Kunstsammlungen zu überwachen, ferner größere Erwerbungen und ähnliches zu begutachten, für die Herstellung der nöthigen Inventare der Sammlungen zu sorgen, und es soll schließlich in allen Kunstangelegenheiten dem Ministerium als berathende Behörde zur Seite stehen, das sich auch die Einberufung dieses Comités vorbehält.

Das Programm, das bei der Gründung unsrer Akademie der bildenden Künste deren Organisation und Lehrplan feststellt, erscheint als eine ganz bedeutende Schöpfung. Daß alle die zum Theil weit aussehenden Forderungen desselben nicht mit einem Schlag erfüllt werden konnten, ist natürlich, aber wichtig war es, daß sie gestellt, daß dadurch der neuen Anschauung über das Wesen und die Aufgaben der bildenden Künste Bahn gebrochen wurde. Die Schule wurde mit den nöthigen Lehrmitteln ausgestattet und erhielt im großen und ganzen tüchtige Lehrkräfte, die eine ganz erfreuliche Vielseitigkeit der Richtungen erkennen lassen. Sie war dadurch in den Stand gesetzt, etwas Tüchtiges zu leisten, was sie auch innerhalb der durch das Kunstleben jener Zeit gesteckten, allerdings noch etwas engen Grenzen gethan hat.

Der Lauf der Zeiten brachte natürlich manche Veränderungen des Lehrplans und der Anschauung über die Aufgaben der Akademie als Schule, wie als Kunstgesellschaft. Manche derselben ergaben sich selbstverständlich aus der Umgestaltung unsres künstlerischen Lebens und gewiß ist es nur mit Freuden zu begrüßen, wenn man diesen stets sorgfältig Rechnung trägt; bei anderen aber wird man heute auch sehr verschiedener Meinung sein können und die Frage erscheint vollkommen berechtigt, ob sie wirklich Verbesserungen waren, oder ob man hier nicht vorübergehenden Strömungen allzugroße Zugeständnisse gemacht hat, wie namentlich bei dem Aufheben der Classe der Landschaftsmalerei und dem Abtrennen der Architekturschule.

Im ganzen aber wurde das Programm der Akademie festgehalten bis heute, es hat sich, gewiß das beste Zeugniß für dasselbe, durch das Jahrhundert bewährt und die Anstalt hat die großen, ihr gestellten Aufgaben erfüllt und zwar bedeutender und glänzender, als man das bei der Gründung ahnen konnte. Daß der Akademie ein ganz hervorragender Antheil an dem großen Münchener Kunstleben unsres Jahrhunderts zufällt, wird niemand leugnen können und ebenso wenig, daß sie stets fördernd auf das künstlerische Leben des ganzen Landes gewirkt hat, wenn sich dies auch etwas anders vollzog als durch den kleinlich gedachten Zusammenhang mit den Provincialschulen. Wer die Geschichte unsrer Akademie kennt, der weiß aber auch, wie ihre Thätigkeit vielfach weit über Bayerns, ja über Deutschlands Grenzen hinaus wirkte, daß sie in der Geschichte der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts eine große, ehrenvolle Stellung einnimmt, und dankbar, zugleich aber auch mit gerechtem Stolz kann sie am Schluß des Jahrhunderts auf ihre Gründung am Anfang desselben zurückblicken.

Mittheilungen und Nachrichten.

B.P. „Die Bau- und Kunst-Denkmäler in den Hohenzollern'schen Landen. Im Auftrage des Hohenzollern'schen Landesausschusses bearbeitet von Dr. Karl Theodor Zingeler, fürstl. Hohenzoll. Hofrath und Wilhelm Friedrich Laur, Architekt. Mit 22 Lichtdrucken, 168 Abbildungen im Text und einer archäologischen Uebersichtskarte." Stuttgart, Paul Neff 1896. — Ein Inventar von Denkmälern gehört vom literarischen Standpunkt keineswegs zu den dankbarsten Aufgaben des Kunstforschers. Eine harmonische An-

Digitized by Google

ordnung des Stoffs ist schon durch die unumgängliche Eintheilung nach Bezirken mit alphabetischer Ortsfolge im ganzen ausgeschlossen. Die verfügenden Behörden dringen bei einem solchen Nachschlagewerk mit Recht auf schematische Vollständigkeit und technisch knappe Buchung des Vorhandenen; der nicht fachmännische Leser dagegen wünscht vor allem neben bildlichen Darstellungen einen anregenden Text und würde auf die Erwähnung zahlreicher Gegenstände von geringem Kunstwerth gern verzichten. Hier den goldenen Mittelweg einzuschlagen, ist schwerer, als der Unbetheiligte denkt. Volle Anerkennung verdient daher ein Werk, das die Schwierigkeiten im wesentlichen so glücklich bewältigt, wie der vorliegende stattliche Band, in den sich die Verfasser derart getheilt haben, daß Hr. Hofrath Dr. Zingeler den historischen Theil, sowie die textliche Abfassung, Hr. Architekt W. F. Laur die Aufnahme und zeichnerische Darstellung, sowie die baugeschichtliche Beschreibung der Denkmäler übernahm. Gleich beim flüchtigen Durchblättern des von der altbewährten Verlagshandlung vorzüglich ausgestatteten Buches fällt es angenehm auf, daß in Wort und Bild alle Kunstepochen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts möglichst gleichmäßig berücksichtigt sind, daß also Barock, Rococo, Zopfclassicismus nicht als lästige Bürde betrachtet werden. Den Ueberblick über den sorgfältig nach den vier Oberämtern zusammengestellten Text erleichtert die in der Beschreibung der Denkmäler jedes einzelnen Ortes eingehaltene Reihenfolge, welche noch durch Stichworte am Rand hervorgehoben ist. Das allgemein Geschichtliche wird jedesmal vorangeschickt, Bemerkungen über vorgeschichtliche und römische Reste bilden den Schluß. In den Illustrationen wechseln rein technische und malerische Darstellungen in erwünschter Weise ab. Vortrefflich sind namentlich die nach Aufnahmen des Hofphotographen R. Pfähler in Ehingen angefertigten Lichtdrucke, welche Ansichten von Kirchen, Altäre und Gemälde, Grabmäler und andere Bildwerke greifbar anschaulich darbieten. — Das mehr dem Zufall als einem natürlichen Zusammenhang seine Gestalt verdankende Gebiet von Hohenzollern, das über die schwäbische Alb hinweg halenförmig vom oberen Neckar zur oberen Donau reicht und in langer Grenzlinie zu drei Viertheilen von Württemberg, westlich von Baden umfaßt wird, war wenigstens in früherer Zeit ein ziemlich abgelegenes Land; noch im 18. Jahrhundert wurde es nur von zwei großen alten Verkehrswegen, der durch Hechingen laufenden Schweizerstraße und der Donau- oder Dauphinéstraße, auf kurze Strecken durchschnitten. Eine reiche Entwicklung bürgerlichen Lebens war hier ausgeschlossen. Von den Hauptfactoren, aus denen sich die Vielherrschaft des alten deutschen Reiches zusammensetzte, kommen also die Reichsstädte mit ihrer mächtigen Kunstentfaltung hier gar nicht in Betracht. Auch von den geistlichen Culturmittelpunkten ist bei der Säcularisation keiner an Hohenzollern gefallen; es wurden nur das Augustiner-Chorherrenstift Beuron, das adelige Cistercienser-Nonnenkloster Wald und einige Gebietssplitter großer Abteien, die Herrschaft Glatt von Muri, Ostrach von Salem, Straßberg von Buchau erworben, vom Deutschorden Hohenfels und Achberg. Dazu noch einige weltliche Gebiete: Trochtelfingen und Jungnau von Fürstenberg, Gammertingen von den Speth. — Die Hohenzollern selbst aber zählen nicht nur zu den erlauchtesten Herrschergeschlechtern von Süddeutschland, sondern sie nehmen auch in der Kunstpflege von jeher einen hohen Rang ein. Wir erinnern nur daran, daß in Burgfelden bei der Schalksburg, auf Zollern'schem Grund und Boden, der freilich noch im Mittelalter dem Haus entfremdet wurde, von Reichenau her eine urthümlich christlichen Kunst eine denkwürdige Stätte bereitet wurde, und daß auch noch im 11. Jahrhundert die Zollern als Gründer und Schutzvögte des Klosters Alpirsbach hervortreten.

Eine willkommene Uebersicht der in Hohenzollern erhaltenen Denkmäler bieten die Herren Verfasser am Schluß ihres Werkes. Indem wir hieran anknüpfend eine Auslese des Bemerkenswerthesten zu geben suchen, flechten wir auch die Künstlernamen mit ein, soweit sie bei dieser Inventarisirung aus Archivalien oder an den Denkmälern selbst zum Vorschein gekommen sind. (Zur Ermittlung der Urheber aller bedeutenderen Kunstwerke dürfte das aus zahllosen Trangsalen des deutschen Volkes gerettete urkundliche Material noch nach seiner völligen Ausbeutung in seiner Provinz mehr hinreichen.) Wenn freilich nur Künstler ersten Ranges, die ihren Schöpfungen das scharfe Gepräge einer überragenden Persönlichkeit aufgedrückt haben, als gesonderte Erscheinungen behandelt zu werden verdienen, während es im übrigen angemessener und lohnender ist, ganze Schulen und Richtungen in ihren übereinstimmenden Zügen und Merkmalen zusammenzufassen, so können doch zufällig überlieferte Angaben über Wandern und Wirken nicht eben hervorragender Meister auf Culturströmungen und Wechselbeziehungen der Völker und Stämme manches Streiflicht werfen.

Als Schauplatz des Waltens gedrungener Volkskraft und Herrscherhoheit in vorgeschichtlicher Zeit erweist sich Hohenzollern gleich dem ganzen benachbarten Albgebiet durch mächtige Volksburgen und Hügelgräber. Die Römerherrschaft hat hier nicht wie in Württemberg in Straßen und Niederlassungen denkwürdige Spuren hinterlassen. Von den Kleinfunden ist der bedeutendste das Cohortenzeichen von Ostereswang, jetzt in Karlsruhe. — Das Christenthum hat aus dem ersten Jahrtausend keine Denkmäler im Land hinterlassen. Auch romanische Bauwerke sind selten und von beschränkten Verhältnissen. In die Kunstsphäre des Klosters Reichenau gehört wohl in ihren ältesten Theilen die kleine dreischiffige Basilika zu Weringendorf. Die Weilerkirche bei Oeringen besitzt noch ein interessantes romanisches Portal. Auf der Burg Hohenzollern haben sich merkwürdige Reliefstafeln aus der ursprünglichen, 1423 zerstörten Michaelscapelle erhalten. Von den Burganlagen der alten Dynastengeschlechter des Landes findet man noch in Weringerstadt, Sigmaringen, Haigerloch romanische Reste.

Verheißungsvoller führt sich die Gothik ein mit einer Zolleren'schen Stiftung, der edlen frühgothischen Klosterkirche zu Stetten im Gnadenthal (1267), unter deren Denkmälern ein spätgothisches Sacramentshäuschen hervorragt. Auch das Refectorium gehört noch dem 13. Jahrhundert an. Ein spätgothischer Kreuzgang u. s. w. hat sich in Klosterwald erhalten. Auch noch frühgothisch ist der Thurm der Kirche in Empfingen mit schönem, dreitheiligem Maßwerkfenster. Einen Chor aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts besitzt die sonst spätgothische Kirche zu Trochtelfingen; sie birgt den schönen Steinsarkophag des Grafen Johann von Werdenberg, † 1465. — Die regere Bauthätigkeit im 15. Jahrhundert, wo zugleich die Sculptur und besonders die Malerei in ihr volles Recht tritt, hat manche reizvolle einschiffige Kirchenanlage mit wohlgebildetem Chor geschaffen. Auf dem Hohenzollern ist ein Ueberbleibsel aus alter Zeit die 1461 eingeweihte St. Michaels-Capelle mit ihren Glasmalereien, Todtenschildern u. s. w. In Dettensee gibt der Chor mit Sacramentshäuschen und Wandnische, dazu noch Glasmalerein aus dem 16. Jahrhundert ein gesättigtes Bild. Die Kirche in Diessen, erbaut 1498 f. von Meister Hans von Baden, Steinmetz und Bürger von Horb, besitzt zwei treffliche Oelgemälde auf Holz, Mariä Tod und Krönung. Verwandte Bauweise zeigen die Pfarrkirchen in Hettingen, mit südlich angebauter Tauficapelle (1499) und reichem Sacramentshäuschen, und in Binsen, mit stattlich ausgebildetem Thurm, herrlichen Holzsculpturen aus der Ulmer Schule und vier durch Kloster Zwiefalten dorthin gekommenen Meisterwerken von Zeitblom: Christi Geburt, Anbetung der hl. drei Könige, Darstellung Jesu im Tempel, Tod der Maria. In der einzigen dreischiffigen gothischen Kirche des Landes in Laiz, der Mutterkirche für Sigmaringen, sind Wandmalereien aufgedeckt, die wahrscheinlich von den Meistern Hans und Jakob Strüb von Veringen herrühren (1505). Schöne Holzsculpturen befinden sich noch in Horthausen auf der Scher, Veringenstadt, Kaiseringen, ein Flügelaltar mit Gemälden in Dettlingen (1491). Von einem prächtigen Kunstwerk der Spätgothik ist ein Ueberrest die Peter Vischer zugesprochene Grabplatte des Grafen Eitel Friedrich II. von Hohenzollern († 1512) in der Stiftskirche zu Hechingen. Minder bedeutend die Flügel der St. Fidelisthür, jetzt in der Pfarrkirche zu Sigmaringen.

Die deutsche Renaissance war bekanntlich constructiv wenig fruchtbar. So zeigt die Schloßkirche zu Haigerloch, 1584—1609 von Meister Hans Stockher, Steinmetz von Rottenburg, errichtet, im bergaufklimmenden malerischen Städtchen hoch und frei gelegen, namentlich außen noch spätgothischen Charakter. Das Innere wurde 1748 im Zeitgeschmack reich ausgestattet; im Chor aber erhebt sich als hervorragend schön aufgebautes Renaissancewerk der Hochaltar. Während an der Spitalkirche in Hechingen, 1603, das Spätgothische vorwiegt, entfaltet die Renaissance ihre decorative Leistungsfähigkeit glänzend in der ehemaligen Franciscanerkirche St. Luzen bei Hechingen, 1586 ff.: die Stuckverzierung der Wände, in eine Scheinarchitektur mit Halbsäulen eingeordnet, erzielt einen Innenraum von reichster Wirkung. An der Kanzel Meisterzeichen mit H. A. 1589. Dieselbe Hand verräth sich in der Ausstattung des Chors der Johannescapelle im Kloster Stetten. Das Zeichen findet sich wieder an Speth'schen Grabsteinen in Hettingen. Weitere Renaissance-Epitaphien: für die Herren v. Neuneck in Glatt, wo auch ein anmuthvolles Sacramentshäuschen von 1550; v. Horn-

Digitized by Google

stein in Bingen, v. Freiberg-Reischach in Klosterwald, v. Speth in Neufra. Daselbst in der Muttergottescapelle ein Renaissance-Flügelaltar, gestiftet von einem Schad von Mittel-Biberach 1592. — Schloßbauten der Renaissance in Glatt, Neuneck, Hohenfels, Halgerloch; Thordau des Schlosses zu Sigmaringen mit prächtigem Votivrelief, 1526, Frührenaissance.

Vom Anfang des 17. Jahrhunderts ab begegnet uns in Hohenzollern, wie sonst in Oberschwaben, in mancherlei Spuren eine noch kaum beachtete Gruppe von Baumeistern aus Welsch-Graubünden. Die an sich unbedeutende Dorfkirche zu Frohnstetten wurde 1617 neu aufgeführt durch Meister Martin Valdierer „aus Ruffolt"; es ist ohne Zweifel derselbe, den ich vor drei Jahren ans Licht gezogen habe als den Erbauer des Chores der Prämonstratenserkirche zu Weißenau bei Ravensburg; andere Mitglieder dieser Familie treten dreißig Jahr später in Jony u. a. Orten auf. Ihre Heimathgemeinde, die sich auch Ruffle, Roffle geschrieben findet, glaube ich jetzt festigen zu können: Roffiè heißt in älterer Zeit und im Volksmunde der Ort Rovereto im Thal Misox. Vielleicht aus derselben, dem Tessin und dem Hinterlande von Como, der Urheimat jener welschen „maurntori", benachbarten Gegend stammt außer anderen hier zu übergehenden Meistern der Welsch-Graubündner Hans Albertal (Alberthaler), der 1610ff. die Jesuitenkirche in Dillingen baute und 1627 am Schloß in Sigmaringen den Portaltrakt aufgeführt zu haben scheint.

Seit dem westfälischen Frieden ist in Hohenzollern im Barockzeitalter und bis tief ins 18. Jahrhundert hinein eine Reihe größerer Kirchen- und Klosterbauten zustande gekommen, deren Meister leider großentheils unbekannt sind. So die Klosterkirche der Dominicanerinnen in Habsthal 1680, mit derb barockem Chorgestühl, originellem Tabernakel und einem großen Bild von dem vielbeschäftigten Mergentheimer Mathäus Zehender (1698). Dann die Kirche von Klosterwald, 1698, reich ausgeziert in der Mitte des 18. Jahrhunderts; die Stuckdecke dürfen wir dem tüchtigen Jakob Schwarzmann von Feldkirch zuschreiben, der bald darauf im Bibliothekssaal zu Schussenried seine Meisterschaft gezeigt hat. Das Augustiner Chorherrnstift Beuron im Donauthal wird 1696 neu gebaut, die Kirche, dreischiffig ohne Querschiff mit Pfeilerreihen und Galerien, 1724—1738; Deckenfresken 1738 von Joseph Ignaz Wegscheider aus Riedlingen — geboren nach dem dortigen Taufbuch 1704 —, die Hauptarbeit dieses frisch ausgreifenden Talentes, dem nur eine strenge Schulung fehlte. Reiche Stuccaturen in Capitelssaal, Capelle, Bibliothek. — Die Dorfkirche von Ostrach wird 1725 durch Salem, die von Trillingen 1738 ff. durch Mnri errichtet. — Eine ansehnliche Rococokirche in reizvoller Lage ist die St. Anna in Haigerloch, 1755, einschiffig ohne Capellen, mit Querschiff und halbrundem Chorschluß; malerisch lebhafte Decoration. Als einheimischer Kirchenbaumeister wird Christian Großdayer aus Haigerloch eingeführt, der neben kleineren Gotteshäusern 1757—1761 die Pfarrkirche in Sigmaringen errichtet. Ihre architektonische Bedeutung ist allerdings nicht groß; die Stuccaturen sind von dem sehr gesuchten Augsburger J. M. Feichtmair, die Deckenbilder von dem Sigmaringen'schen Hofmaler Anorens Meinhard v. Ow, dem in der Composition gewandten, aber im Colorit oft recht flauen Hohenzollern'schen Rococomaler par excellence. Er hat die Kirchen in Haigerloch, Klosterwald u. a. O. ausgemalt und war auch vielfach im benachbarten Oberschwaben thätig, z. B. noch 1780 in der großen Prämonstratenserkirche zu Roth, O.-A. Leutkirch. Endlich ist der Zopfclassicismus gut vertreten durch die Stiftskirche zu Hechingen, 1780—1783; die Pläne lieferte der Franzose Michel d'Ixnard, [1]) geboren zu Nimes 1723, Hohenzollern'scher und Kurtrier'scher Baudirector, † in Straßburg 1795. Einschiffiges Langhaus mit zwei Seitencapellen an Stelle des Querschiffes und geräumigem, halbrund geschlossenem Chor, Gliederung durch Pilaster mit jonischen Capitälen. Der westlich einschneidende Thurm hat ein rundes Obergeschoß mit reizvoller Lösung des Uebergangs. Das schöne Hochaltarbild, Christus am Kreuz, schuf 1780 der Director der Malerakademie in Straßburg, Melin, eigentlich Joseph Melling, ein Deutschlothringer, geb. 1724, in St. Arnold, in Paris gebildet, eine zeitlang Hofmaler in Karlsruhe.

Nach dieser Uebersicht wird es einleuchten, daß die Bearbeiter des trefflichen Werkes mit vollem Recht, nur zu bescheiden, am Ende betonen, wenn auch das kleine, schwach bevölkerte Land nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Denkmälern aufweise, seien doch einzelne darunter, die einen Platz in der Kunstgeschichte beanspruchen. Auf solche die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt zu haben, ist nicht das geringste Verdienst dieses Inventars; wie manche von den Ausflüglern zum Hohenzollern werden z. B. bisher geahnt haben, daß in unmittelbarer Nähe von Hechingen ein so seltenes Renaissancedenkmal wie die Kirche St. Luzen zur Besichtigung einladet. Das herrlich gelegene Sigmaringen mit seinem stolzen, hochragenden Schloß bedarf zwar keiner Empfehlung; immerhin werden uns hier die Schätze der weitberühmten Kunsthalle näher gebracht, indem Zingeler aus verwirrendem Reichthum die Hauptstücke jeder Abtheilung aushebt. Das Werk als Ganzes, das den besonderen Vorzug genießt, daß seine Herausgabe nicht auf Jahre und Jahrzehnte vertheilt werden mußte, tritt den noch nicht abgeschlossenen Denkmälerwerken der größeren Nachbarländer durchaus würdig zur Seite.

* Für eine magnetische Geheimschrift gibt die „Magd. Ztg." folgendes Recept: Wenn man auf einer gut geglätteten Stahlplatte einen zugespitzten kräftigen Magneten bewegt, so behalten die vom Magneten berührten Stellen ziemlich lange Zeit hindurch einen nicht unbeträchtlichen Grad von Magnetismus zurück. Schreibt man nun mit dem spitzen Magneten auf der Platte, so kann man die auf letzterer sonst unsichtlichen Schriftzüge in folgender Art leicht sichtlich machen. Wer die Schrift lesen will, bestreut die Tafel mit Eisenfeilspähnen und stellt die bestreute Platte vertical auf; während nun im übrigen die Feilspäne herabgleiten, bleiben sie an den vom Magneten berührt gewesenen Schriftzügen infolge des Magnetismus hängen und bilden auf diese Weise eine deutliche Hochreliefschrift.

* Von Tübingen und Heidelberg meldeten dieser Tage die Blätter glücklich ins Werk gesetzte Damenpromotionen. Die näheren Beleuchtung der einzelnen Fälle werden uns unsre Leser erlassen. Indem der Vorgang gewöhnlich wird, verliert er sein Interesse. Pflegen wir doch auch die von männlichen Doctoranden bearbeiteten Stoffe und davongetragenen Prädicate nicht einzeln zu dachen. Pikant klingt höchstens das Thema einer Heidelberger dissertatio feminina: „Die Bedeutung der Kaiserin Kunigunde für die Regierung Heinrichs II." In der That hätte die schönere Hälfte der Weltgeschichte noch mannichfache Gelegenheit zu ähnlichen Aufgaben. Auch an der Lösung einer alten, noch unentschiedenen principiellen Frage der Historie könnten sich die Doctrinen wenigstens mitbetheiligen: ob es nämlich wahr ist, daß die Regierungen von Fürstinnen in der Regel deshalb besser sind als die von Fürsten, weil bei jenen eigentlich Männer, bei diesen aber Weiber den entscheidenden Einfluß auszuüben pflegen.

* Freiburg. Prof. Alois Schulte hat den Ruf auf den katholischen Lehrstuhl der mittleren und neueren Geschichte in Breslau angenommen.

* Jena. Der Professor der Pädagogik W. Rein wird auch in diesem Sommer einer Einladung nach England folgen und in der zweiten Hälfte des August Vorlesungen in Cambridge und Edinburg halten.

A. F. Berlin. „Neue Versuche mit kurzen elektrischen Wellen" lautete das Thema eines Experimentalvortrages, den am 11. d. M. Prof. Dr. H. Rubens im Hörsaal des Physikalischen Universitäts-Institutes für die Mitglieder des Vereins Deutscher Ingenieure hielt. Die Faraday-Maxwell'sche elektromagnetische Lichttheorie behauptet bekanntlich, daß Wärme, Licht, Magnetismus, Elektricität Schwingungsformen einer alle Körper durchdringenden Materie, des Aethers, seien. Ist diese Annahme für die elektrischen und magnetischen Erscheinungen zutreffend, so müssen sich Uebereinstimmungen derselben mit den Lichterscheinungen nachweisen lassen, und die elektrischen und magnetischen Wellen müssen, ähnlich den Lichtwellen, sowohl der Reflexion, als der Brechung, Beugung und Polarisation (d. i. der gänzlichen oder theilweisen Auslöschung und Vernichtung unter bestimmten Verhältnissen) unterworfen sein. Der Bonner Physiker Hertz hat z. B. diesen Nachweis für die elektrischen Wellen zu führen unternommen. Da jedoch im Gegensatz zu den Lichtwellen, deren Länge sich zwischen 4300 und 6500 Hunderttausendstel eines Millimeters bewegt, die elektrischen Wellen sehr lang sind, so ergab sich für Hertz die Nothwendigkeit, mit sehr großen Apparaten zu arbeiten, mit deren Herstellung Tischler und Zimmermann, Schlosser und Schmied fast mehr zu thun hatten, als der Feinmechaniker. Die kürzesten elektrischen Wellen, die es mit Hülfe seines primären Leiters Hertz zu erzeugen gelang, waren immer noch 60 Centimeter lang. Um zu

[1]) Vergl. meinen Artikel: Ein französischer Baumeister in Oberschwaben. Beil. Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1894. Nr. 9.

zeigen, daß sie den Gesetzen anderer Wellenbewegungen gehorchen, bedurfte es sehr großer Räume, riesiger Spiegel und zum Nachweis der Polarisation eines Kupferdrahtgitters von sehr bedeutenden Abmessungen. Trotz dieser Schwierigkeiten gelang Hertz im wesentlichen der beabsichtigte Nachweis. Seinen Nachfolgern ist es inzwischen geglückt, elektrische Wellen von viel geringerer, nämlich von nur 3 Centimeter Länge zu erzeugen, mit denen jener Nachweis ungleich leichter und genauer und schon in kleineren Räumlichkeiten zu führen ist. Der Gedanke, wie elektrische Wellen von solcher Kürze zu erzeugen, rührt von Prof. Righi-Bologna her, die besondere Anwendung des Gedankens bei Zusammenstellung eines Apparates, welcher auch dem Laien die vollste Ueberzeugung vermittelt, ist geistiges Eigenthum des Vortragenden. — Hertz bediente sich zur Erzeugung möglichst kurzer elektrischer Wellen der sogenannten alternirenden Entladung: Findet an einer Leidener Flasche oder an einem ähnlichen Apparat Entladung der entgegengesetzten Elektricitäten gegen einander statt, so erfolgt der Ausgleich nie mit einem male, sondern in oscillirender Art, etwa wie eine losgeschnellte Bogensehne, ehe sie zur Ruhe kommt, noch lange um die Ruhelage hin und her schwingt, oder wie in zwei durch Zwischenbahn geschiedenen Gefäßen mit Wasser von verschiedener Niveauhöhe beim Oeffnen des Hahnes der beiderseitige Inhalt sich nicht sofort in gleiche Höhe stellt, sondern erst längere Zeit um die Gleichgewichtslage herum schwankt. Bei dieser alternirenden Entladung nun entstehen sehr kurze elektrische Wellen; doch gelang es Hertz nicht, deren Länge unter das oben bezeichnete Maß herabzudrücken, und zwar aus dem Grunde, weil sowohl die Zuführungsdrähte, mittelst deren die Ladung erfolgte, als auch die Elektricitätsquelle auf die Schwingungen Einfluß haben und ihre weitere Verkürzung verhindern. Righi's Gedanke nun war es, diese störenden Beziehungen zwischen Inductorium und Drähten einerseits, primärem Leiter andererseits dadurch zu beseitigen, daß er die Ladung des letzteren ausschließlich durch Funken vor sich gehen ließ und ihn zugleich in eine isolirende Flüssigkeit, wie Petroleum, eintauchte, wodurch bei der Entladung die beiden Hälften des primären Leiters einander sehr genähert werden konnten und sehr kurze elektrische Wellen entstanden. Righi's primärer Leiter stellt zwei in einander gesteckte Obertheile von Glastrichtern dar, deren Oeffnungen durch kleine Platinakugeln geschlossen sind, die als Elektroden dienen, während der Zwischenraum zwischen den Trichterwänden durch Petroleum ausgefüllt ist. Dem primären Leiter gesellt Righi für seinen Zweck noch einen in der Nähe des ersteren aufzustellenden secundären Leiter bei, in welchem bei Ladungen und Entladungen des ersteren entsprechende elektrische Erregungen entstehen, und gestaltet den letzteren durch Einfügung zweier in einander gehaltener Drähte, von denen einer aus Eisen, der andere aus Neusilber besteht, zu einer thermoelektrischen Kette, deren geringste Schwankungen sich durch meßbare Ausschläge am Galvanometer bemerkbar machen. Prof. Rubens' Apparat behält den Righi'schen secundären Leiter bei, ersetzt den primären aber durch ein kleines Gefäß mit Xylol, in das er von oben die beiden Zuführungsdrähte, in Glasröhren eingeschlossen, hineinführt. In die zugeschmolzenen Enden der Glasröhren sind kurze Stücke von Platindraht eingefügt, die an ihren oberen Enden den unteren Enden der Zuführungsdrähte gegenüberstehen und von diesen durch überspringende Funken geladen werden, während ihre unteren Enden mit je einem horizontalen, dann Xylol umspülten Metallcylinder verbunden sind. Zwischen diesen findet durch horizontal streichende Funken die Entladung statt. Der so beschaffene primäre, mit dem Inductorium verbundene Leiter wird nun hinter einer Linse aufgestellt, die hindurchgehende Strahlen parallelisirt, während jenseit derselben der secundäre Leiter im Focus eines Hohlspiegels angebracht ist, der auf ihn fallende parallele Strahlen im Focus sammelt. Zugleich ist der secundäre Leiter durch Drähte an ein Galvanometer angeschlossen, dessen Nadelschwankungen in vergrößertem Maßstabe auf einem graduirten Schirm an der Wand sichtbar gemacht sind. Der vorbeschriebener Anordnung zugrunde liegende Gedanke ist der folgende: Werden die elektrischen Wellen — was Gegenstand der Untersuchung ist — durch die Linse gebrochen und durch den Spiegel reflectirt, so muß sich ein erkennbarer Ausschlag des mit dem secundären Leiter verbundenen Galvanometers zeigen. Entsprechend muß die Brechbarkeit der elektrischen Wellen durch ein Prisma und ihre Beugungs- und Polarisationsfähigkeit durch Einschaltung eines Drahtgitters oder ähnlicher Veranstaltungen nachweisbar sein. Alle diese vom Vortragenden gezeigten Versuche gelangen programmäßig aufs beste. Das Bild der Magnetnadel am Wandschirm gab wie auf Commando stets bedeutende Ausschläge, wenn auf Grund der theoretischen Schlußfolgerungen eine Verstärkung der elektrischen Wellen entstanden sein mußte. Umgekehrt blieb die Magnetnadel bewegungslos, wenn nach der Vorausberechnung die vom primären Leiter ausgegangenen elektrischen Wellen abgelenkt oder vernichtet worden waren, also den secundären Leiter nicht erreicht hatten. Dies zeigte sich besonders übereinstimmend bei Darstellung der Polarisation, wo bei einer Stellung des Kupferdrahtgitters Erregung, bei Drehung des Gitters um 90° vollständige Theilnahmlosigkeit des secundären Leiters zu beobachten war. Dem Gitter analog verhielt sich ein aus schräg hinter einander aufgestellten Glasplatten hergerichteter Apparat bei seiner Drehung um 90° und ein vollstarkes hölzernes Brett, das in horizontaler Lage seiner Fasern sich genau umgekehrt in Bezug auf Fortpflanzung der elektrischen Wellen verhielt, wie in der verticalen Lage. Das in Anwendung gebrachte Prisma bestand aus einem großen prismatischen, mit Mineralöl gefüllten Glasgefäß. Auch hier wird eine Erregung des secundären Leiters nur alsdann bemerkbar, wenn er in die vorausberechnete Richtung der gebrochenen Strahlen gebracht wurde. So war also sinnfällig der Beweis geliefert, daß die elektrischen Strahlen den gleichen Gesetzen wie die Lichtstrahlen gehorchen. Als eine aus den Versuchen sich ergebende interessante Entdeckung bezeichnete es der Vortragende zum Schluß, daß der Zweifel, ob die polarisirten elektrischen Strahlen in der Polarisationsebene oder in einer darauf senkrechten Ebene schwingen, dahin gelöst worden ist, daß die elektrischen Strahlen in der ersteren, die magnetischen Strahlen in der letzteren Ebene schwingen.

* **London.** In England wurden dieser Tage die Röntgen'schen Strahlen bei der Entscheidung einer Klagesache ins Spiel gebracht. Eine Schauspielerin und Tänzerin hatte den Director des Theeters in Leeds, wo sie in einer Gastrolle auftrat, auf Schadenersatz verklagt, da sie in Folge des schadhaften Zustands einer überdies schlecht beleuchteten Treppe gestürzt war und sich dabei eine Beschädigung des rechten Fußes zugezogen hatte, die es ihr unmöglich macht, weiterhin als Tänzerin aufzutreten. Der Beklagte bestritt dies und behauptete, daß die Klägerin simulire. Als Antwort hierauf legte der Anwalt der Klägerin den Geschworenen und dem Richter die mit Röntgen'schen Strahlen ausgeführten Photographien der beiden Füße der Klägerin vor, die zeigten, daß einige Knochen des rechten Fußes an den Bruchstellen schlecht zusammengewachsen und verschoben waren und so eine theilweise dauernde Lähmung herbeigeführt hatten. Die Geschworenen entschieden hierauf sofort für die Klägerin, und der Richter erkannte ihr einen Schadenersatz von 3000 M. zu.

* **Gothenburg.** Die Vorarbeiten für Andrée's Ballonfahrt nach dem Nordpol schreiten rüstig vorwärts. Der obere Theil des Ballons ist schon ganz fertig gestellt und es sind unter Leitung der Nordenskjöld-Gesellschaft, die alle Vorkehrungen zu der Forschungsreise überwacht, über hundert Versuche auf die Haltbarkeit des Gewebes und der Säume mit völlig zufriedenstellendem Erfolge veranstaltet wurden. Auch die Versuche zur Herstellung des Wasserstoffgases sind beendet und haben ergeben, daß Schwefelsäure dazu am geeignetsten ist. 35 Tonnen davon werden nach Spitzbergen mitgenommen. Das Ballonhaus, das daselbst errichtet wird, soll 25 Meter hoch und 37 Meter breit sein, mit Filz ausgeschlagen werden und ein Dach von Baumwollstoff sowie Gelatinefenster bekommen. Zur Beförderung des dazu erforderlichen Materials wird eine 1½ km lange Eisenbahnlinie vom Landungsplatz in Spitzbergen angelegt werden.

* **New-York.** Der New-Yorker Verlagsbuchhändler Philip Harper ist am 8. März gestorben. 1818 gründete er mit seinem Bruder John das weltbekannte Geschäft. Harper Brothers haben viele Werke der besten amerikanischen Schriftsteller verlegt. Auch die von ihnen herausgegebenen Zeitschriften haben sämmtlich großen Erfolg gehabt. Es sind: „Harpers Magazine", „Harpers Weekly", „Harpers Bazar" und „Harpers Young People".

* **New-York.** Edison, welcher der Röntgen'schen Entdeckung von Anfang an das lebhafteste Interesse zugewandt und sie für wichtiger als all seine eigenen erklärt hat, ist bei Wiederholung der Röntgen'schen Versuche nicht nur dazu gelangt, mit überaus kurzer Expositionsdauer photographische X-Strahlenbilder zu erhalten, sondern hat dabei gleichzeitig gefunden, daß Aluminium sich durch häufig wiederholte Durchleitung starker elektrischer Ströme ſtahlartig verhärten läßt — eine technisch vielversprechende Thatsache.

Jahrgang 1896. München, Montag, 16. März. Nummer 63.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Akademische Ansprache in der Festsitzung vom 14. März. Von Max v. Pettenkofer. — Wilhelm Preger †. Von K. A. v. Cornelius. — Neue Mond-Photographien. — Mittheilungen und Nachrichten.

Festsitzung der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften am 14. März 1896.

Ansprache des Präsidenten Max v. Pettenkofer.

Die öffentliche Festsitzung im Monat März jeden Jahres dient zur Erinnerung an die Gründung der bayerischen Akademie der Wissenschaften, welche vor 137 Jahren durch einen der Vorfahren Seiner königlichen Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern, unsres derzeitigen Protectors, erfolgte, durch Kurfürst Maximilian Joseph III. Alle Regenten Bayerns standen dieser Stiftung ganz im Sinne ihres Stifters gegenüber, welcher wörtlich aussprach, daß er deren Protector nicht nur heißen, sondern auch sein wolle. Hervorragende Verdienste seiner Nachfolger hervorzuheben, hatte ich in der letzten öffentlichen Sitzung im November vorigen Jahres Gelegenheit.

Die hochverehrten Anwesenden erinnern sich, daß ich schon wiederholt betont habe, daß Geldmittel für wissenschaftliche Zwecke unsre Akademie bisher hauptsächlich nur von gekrönten Häuptern aus dem Hause Wittelsbach und vom Staate empfangen hat, aber nicht, wie andere Akademien der Wissenschaften in so hohem Maße, auch von Privaten. Wie bekannt, existiren bei uns nur zwei Privatstiftungen, die Liebig-Stiftung, wofür im Jahre 1870 Landwirthe und Freunde der Landwirthschaft, einer Anregung Liebigs folgend, 15,200 Gulden scheulten, und eine Stiftung für Studium und Erforschung der griechischen Sprache und Literatur, wofür der Bankier Christalis Zographos im Jahre 1876 20,000 M. gespendet hat. Die Renten dieser beiden Stiftungen dienen ihren ganz scharf begrenzten Zwecken und die Liebig-Stiftung wird von einem eigenen Curatorium, die Zographos-Stiftung von der philosophisch-philologischen Classe unsrer Akademie verwaltet.

Die historische Classe unsrer Akademie ist durch ein großes Geschenk Seiner Majestät weiland König Max' II. bei Gründung der historischen Commission bedacht worden.

Die mathematisch-physikalische Classe ist die ärmste, es erfordern heutzutage aber gerade die Naturwissenschaften, welche in ihr vertreten sind, zu ihrem erfolgreichen Betriebe viel größere Mittel, als ihr vom Staate gewährt werden. Die Staatsregierung beschränkt ihre Zuschüsse wesentlich auf Zwecke des Unterrichts und auf Erhaltung der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates.

Heute bin ich nun in der glücklichen Lage, von einer neuen Stiftung zu gunsten der k. b. Akademie der Wissenschaften zu sprechen, deren Renten auch Forschungszwecken der mathematisch-physikalischen Classe zu gute kommen können. Im verflossenen Jahre nahm ich Gelegenheit, mit Hrn. Commercienrath Ludwig Weinmann dahier zu sprechen, wie wünschenswerth es sei, daß ebenso wie in Berlin und Wien auch in München Privatstiftungen für die Akademie der Wissenschaften gemacht würden.

Hr. Weinmann drückte mir gleich mit Wärme seine auf Erfahrung gegründete Ueberzeugung aus, daß die Wissenschaft namentlich der Industrie schon viel genützt habe, indem ja ganze Industriezweige aus ihr hervorgegangen seien, und daß er nicht nur für seine Person für diesen Zweck gern beizutragen bereit sei, sondern daß er auch mit anderen Industriellen sprechen wolle, von denen gewiß manche auch seiner Ansicht seien.

Hr. Commercienrath Weinmann verfolgte ganz im stillen seinen Plan weiter und überraschte mich erst vor wenigen Tagen, am Mittwoch, den 11. März 1896, mit der Mittheilung, daß Münchener Bürger und Industrielle für die k. b. Akademie der Wissenschaften bereits 59,500 M. gezeichnet hätten und daß noch mehrere Zeichnungen in Bälde in Aussicht stünden. Er übergab mir folgendes Schreiben:

„Hochgeehrter Herr Geheimrath!

Infolge der mir gegebenen Aufforderung habe ich bis heute 59,500 Mark laut anderseitiger Aufstellung an Zeichnungen zu gunsten der kgl. Akademie der Wissenschaften erhalten; weitere, ich hoffe, nicht unbedeutende Zeichnungen stehen noch aus und denke ich in Bälde darüber Vortrag erstatten zu können.

Auch habe ich bereits Anordnung getroffen, daß die Einzahlungen der bisherigen Zeichnungen bei dem hiesigen Bankhause Merck, Finck u. Co. zur Verfügung der k. Akademie der Wissenschaften erfolgen werden.

Die sämmtlichen Geber richten an Sie, geehrter Herr Geheimrath, die Bitte, diese Spenden zu einer Stiftung als Zeichen der großen Verehrung und des Dankes, welchen Ihnen die Münchener für Ihr ersprießliches Wirken damit aussprechen wollen, in der Art zu verwenden, daß die Bestimmungen über die Verfügung von Ihnen, oder mit Ihrer Zustimmung festgesetzt werden, und daß die Stiftung den Namen:

Münchener Bürgerstiftung
bei der kgl. Akademie der Wissenschaften

zu Ehren des Herrn Geheimrathes Dr. Max v. Pettenkofer tragen möge.

Mit der Versicherung vorzüglichster Hochachtung zeichne ich als Ihr ergebenster
Weinmann."

In der Liste der hochherzigen Spender stehen folgende Namen:

Firma Gabriel Sedlmayr, Bierbrauerei zum Spaten.
„ Georg Pschorr, Bierbrauerei.
Herr Professor Dr. Linde.
Firma Kathreiners Malzkaffeefabriken.
Herr Rentner Mathias Pschorr.
„ Reichsrath Hugo v. Maffei.
Firma Merck, Finck u. Co.
Herr Commercienrath Max Kustermann.
„ Ingenieur Heilmann.

Herr Commercienrath Bullinger.
Firma Kunstmühle Tivoli.
„ München-Dachauer Actiengesellschaft für Maschinenpapierfabrication.
Firma Hacker-Brauerei.
Herr Commercienrath Weinmann.

Ueberrascht und tief ergriffen sprach ich im Namen der Akademie der Wissenschaften Hrn. Commercienrath Weinmann den Dank aus und bat ihn, auch den übrigen Spendern innigsten Dank zu sagen. Die Annahme der hochherzigen Stiftung ist von der allerdings nicht zu bezweifelnden Genehmigung der kgl. Staatsregierung abhängig, welche zu erlangen ich nicht säumen werde. — Dann ist ein Statut auszuarbeiten, welches die Verwaltung und Verwendung der Stiftung regelt und welches die Wünsche der Geber thunlichst berücksichtigt. Der Titel „Münchener Bürgerstiftung" ist mir sehr sympathisch. Wir Akademiker müssen stolz darauf sein, daß die bayerische Akademie die erste und einzige ist, welche eine Bürgerstiftung besitzt: aber gegen den für mich allerdings sehr schmeichelhaften Beisatz: „zu Ehren des Geheimrathes Pettenkofer" habe ich schwerwiegende Bedenken und werde bei Ausarbeitung des Statuts dessen Streichung beantragen, weil er der Stiftung nichts nützen würde, aber schaden könnte. Menschen und Namen sind vergänglich, nur die Münchener Bürger und die bayerische Akademie der Wissenschaften werden fortbestehen. Stiftungen mit Namen zu bezeichnen, halte ich nur dann für zweckmäßig, wenn es sich um etwas handelt, was damit zum Abschluß kommt, oder wenn es der Name des Stifters ist, welcher dadurch verewigt wird. Zu der Münchener Bürgerstiftung habe ich keinen Pfennig beigetragen, und wenn mein Name damit verbunden wird, kann es ihr gehen, wie der Liebig-Stiftung, welche seit dem Hinscheiden des unvergleichlich großen Forschers keinen einzigen Zuwachs mehr erhalten hat. Die Münchener Bürger ehren die Wissenschaft und ich wünsche und hoffe, daß auch zukünftige Bürger die Wissenschaft unterstützen und für sie nach Bedürfniß beisteuern.

Die Renten der Münchener Bürgerstiftung werden für Durchführung wissenschaftlicher Arbeiten verwendet werden. Die Stifter erwarten nicht, daß die momentanen Ergebnisse solcher Forschungen auch sofort eine praktische Verwerthung finden müßten, da ja alle wissen, daß es fast ein Jahrhundert gedauert hat, bis die wissenschaftlichen Untersuchungen von Galvani und Volta über die Contact-Elektricität zur elektrischen Beleuchtung und zur elektrischen Trambahn geführt haben.

So wissen jetzt alle Bierbrauer, wieviel die wissenschaftlichen Studien über Hefe genützt haben, während das bayerische Bierregulativ vom Jahre 1811, welches gesetzlich vorschreibt, was zur Biersabrication verwendet werden soll, daß dazu nur Malz, Hopfen und Wasser genommen werden darf, die Hefe noch mit keinem Worte erwähnt.

Die Eismaschinen, denen Professor Linde zu einer so großen Anwendung und Bedeutung verholfen hat, hätten nicht erfunden werden können, wenn nicht zahllose mühselige und kostspielige Experimente über Verflüssigung der Gase und über Wärmebindung bei Verdunstung solcher Flüssigkeiten vorausgegangen wären. Professor Linde hat sich als echter Mann der Wissenschaft auch dadurch bewährt, daß er für die Münchener Bürgerstiftung einen namhaften Betrag gezeichnet hat.

Den erstaunlich starken, felsenfesten und wasserdichten Mauern, die man jetzt mit sogenanntem Beton herstellt, mußten die Untersuchungen über Silikatbildung vorangehen, zu welchen ein hochverdientes Mitglied unsrer Akademie, Johann Nepomuk v. Fuchs, schon im Jahre 1829, also vor 68 Jahren, in seinen Abhandlungen über Kalk und Mörtel und über die hydraulischen Kalke den wissenschaftlichen Grund gelegt hat.

Die Wissenschaft entwickelt sich nie sprungweise, sondern langsam organisch wachsend. Erst wenn eine besondere Blüthe oder Frucht an den zahlreichen, schon lange vegetirenden Zweigen am Baume der Erkenntniß sich voll entwickelt zeigt, erregt es die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Röntgen'schen Strahlen, welche zur Zeit so großes Interesse erregen, sind ein schlagendes Beispiel davon. Röntgen selbst hebt hervor, daß er ohne die vorausgegangenen Untersuchungen und Entdeckungen von Hertz, ohne die Hittorf'schen und Geißler'schen Röhren, welche nur Fachleuten bekannt wurden, nicht zu seinen so merkwürdigen Strahlen gekommen wäre.

Solche Beispiele ließen sich noch viele namhaft machen, aber diese wenigen dürften schon genügen, um mit voller Zuversicht hoffen und aussprechen zu können, daß auch die Arbeiten, welche mit Hülfe der Münchener Bürgerstiftung durchgeführt werden und über welche jährlich Bericht erstattet werden soll, allmählich glänzende Blüthen und Früchte tragen werden, wenn nur wissenschaftlich gearbeitet wird. Und dafür hat die Akademie der Wissenschaften zu sorgen.

Wilhelm Preger †.

Akademischer Nachruf von K. A. v. Cornelius, vorgetragen am 14. März 1896.

Am 30. Januar 1896 starb der Oberconsistorialrath Dr. der Theologie Wilhelm Preger; seit 1868 außerordentliches, seit 1875 ordentliches Mitglied der Akademie.

Geboren zu Schweinfurt am 25. August 1827 hat er sich, der erste in seiner Familie, dem gelehrten Studium gewidmet und wurde, dem Wunsche des Vaters folgend, Theologe. Sein Lebenslauf war einfach und gleichmäßig. Er besuchte die Universitäten Erlangen und Berlin, fand Aufnahme in dem Predigerseminare zu München 1850, wurde 1851 Lehrer der Religion und Geschichte nach damaliger Ordnung für die evangelischen Schüler der Gymnasien Münchens, später auf den Religionsunterricht beschränkt und zum Gymnasialprofessor am Wilhelmsgymnasium ernannt; 1890 ist er zum Consistorialrath befördert worden.

Von Anfang war sein Sinn auf stille praktische Thätigkeit im Dienst der Kirche gerichtet. Erst sein Beruf als Lehrer gab ihm die Feder in die Hand, und in dem Verkehr mit einer Anzahl hochstrebender junger Gelehrter und Künstler traten ihm die Ideale der gelehrten Forschung und literarischen Wirksamkeit vor die Seele. Eine Entwicklung, welche nicht eine Aenderung, wohl aber eine Erhöhung und Vertiefung seiner Lebensrichtung mit sich brachte. Denn es war ein Dienst, den er der Kirche zu leisten unternahm, als er sich der Erforschung der Thaten und Schicksale des Matthias Flacius hingab; eines Mannes, der unter den Jüngern Luthers wie kein anderer hervorragte, dessen Nachruf unter der Mißgunst der historischen Literatur vor allen anderen gelitten hat, und dessen Ehrenrettung daher in besonderem Maß seiner Kirche zu gut kommen mußte. Das Buch, welches 1859 und 1861 erschien, hat dieser Absicht mit gutem Erfolg entsprochen. Der Verfasser hat auf Grund eines umfangreichen und von ihm ansehnlich vermehrten Materials die mannichfachen Gegensätze und Streitigkeiten, die das Leben seines Helden verdüstern, klar auseinander gelegt und das Amt der Zurechnung mit Gerechtigkeit und Wohlwollen verwaltet. Daß die Eigenart des Mannes, unter dessen Fußstapfen allerwärts die Flammen aus dem Erdboden aufschlugen, in dem Werke Pregers nicht zu prägnantem Ausdruck gelangt, liegt wohl in dem inneren Widerstreben der sinnigen Natur des Verfassers.

Digitized by Google

Von ganz anderer Art und dem idealen und friedlichen Sinne unſres Freundes angemeſſen war der Gegenſtand, dem er unterdeß, wohl unter dem Einfluß Schuberts und vornehmlich Hambergers, ſeine Gedanken zugewandt hatte. Auch die Geſchichte der deutſchen Myſtik, welcher er nunmehr, weit über drei Jahrzehnte lang und bis zu ſeinem Tode, Sorge und Mühe gewidmet hat, lag in der urſprünglichen Richtung ſeines Lebens: der Dienſt der Kirche war auch hier ſein Leitſtern. Denn indem die Myſtik, von der prieſterlichen Vermittlung abſehend, zu einem unmittelbaren Verhältniß zur Gottheit drängte, wurde ſie in ſeiner Anſchauung die Vorbereitung und der Vorläufer der Reformationskirchen. In großen Zwiſchenräumen erſchienen drei Bände, einer dem hohen Meiſter Eckhart, der zweite dem innigen Suſo, der dritte dem ernſten Tauler und ſeinem Gottesfreund aus dem Oberland gewidmet, jedesmal mit dem Gefolge der anderen Zeitgenoſſen und namentlich der Menge gottſeliger Frauen und Jungfrauen. Der vierte Band ſollte neben den Büchern von der geiſtlichen Armuth und der deutſchen Theologie die Maſſe der niederdeutſchen Myſtik umfaſſen.

Die Vollendung des Werks war ihm nicht beſchieden. Und abgeſchloſſen dürfen wir auch die vollendeten Theile kaum nennen. Als er in die Arbeit eintrat, ſtand die Forſchung in den Anfängen. Die Dürftigkeit der Ueberlieferung, die Unvollſtändigkeit und der Zuſtand der Quellen hinderten. Er ſammelte und ſichtete, zu Hauſe und auf ausgedehnten Reiſen; ohne ſein Zuthun erſchienen neue wichtige Quellen, andere ſind noch zu erwarten; er ſelbſt übergab noch vor ſeinem Tod eine Abhandlung dem Druck, welche über eine bisher unbekannte Schrift von Suſo handelt. Auch wurden die Mitarbeiter, die im Lauf der Zeit ihm zur Seite ſich einfanden, nicht immer einträchtige Förderer eines gemeinſamen Werkes; vielmehr mußte der friedliche Mann nach dem Schwerte greifen, um, während er mit der einen Hand baute, mit der anderen den zerſtörenden Angriff des Gegners abzuwehren. Unterdeſſen ſpannte er, einmal aus der Enge herausgetreten, den Horizont ſeines Erkennens und Schaffens immer weiter und dehnte ihn allmählich über das ganze Jahrhundert aus, welches die Höhen der deutſchen Myſtik umfaßt. So machte er unter anderen religiöſen Erſcheinungen jener Zeit insbeſondere die Waldeſier zum Gegenſtand wiederholter und eingehender Unterſuchung und ſuchte andrerſeits in einer Reihe von Abhandlungen die Kämpfe Kaiſer Ludwigs des Bayern mit dem Papſtthum und im Reich zu ergründen. Mitten im Sinnen, Streben und Schaffen hat ihn der jähe Tod getroffen.

Wir gedenken mit Vorliebe eines Juwels aus dem Schatz ſeiner literariſchen Hinterlaſſenſchaft. Auch Dante und ſein Gedicht gehört dem Jahrhundert an, welches er ſich geiſtig anzueignen beſtrebt war. Nun gibt es in der Commedia eine räthſelhafte Erſcheinung, deren Deutung bisher keinem Ausleger gelingen wollte: ich meine die Matelda, die an die Stelle Virgils tritt, um Dante durch das irdiſche Paradies bis vor das Angeſicht Beatricens zu führen. Erſt in unſern Tagen iſt man der richtigen Spur nahe gekommen, und dann hat Preger nachgewieſen, daß Matelda eine ältere Zeitgenoſſin Dante's, die niederdeutſche Schweſter Mechtild, Dichterin und Prophetin, Verfaſſerin des „fließenden Lichts der Gottheit“ iſt, eine Frau von ſolcher Hoheit des Geiſtes und ſolchem Schwung heiliger Empfindung, daß Dante ſie dicht neben Beatrice ſtellen und ehrfürchtig ihre Weiſſagungen wiederholen durfte. Ihre Weiſſagungen: denn auch der veltro, deſſen nazion sarà tra feltr' e feltro, findet hier die Deutung, nach welcher ſechshundert Jahre vergebens geſtrebt haben.

Neue Mond-Photographien.

S. L. Seit einiger Zeit macht ſich auf dem Gebiete der Himmelsphotographie eine außergewöhnliche Rührigkeit bemerkbar. Es hat den Anſchein, als ob die Kinderkrankheiten, welche dieſer Hülfstechnik der Aſtrophyſik zunächſt noch anhafteten, zum großen Theile behoben ſeien. Mit zunehmender Reichhaltigkeit der Ergebniſſe ſteigern ſich die zu löſenden Aufgaben, ſie wachſen ſozuſagen aus den aſtrophotographiſchen Inſtrumentarien heraus und ziehen — je ziel- und zweckbewußter die Arbeiten ſich geſtalten — immer größere Kreiſe. Allerdings wird dieſe Rührigkeit und dieſes freudige Schaffen zur Zeit noch eingeengt durch die herkömmlichen Schranken einer berufsmäßigen Thätigkeit, welche wenig Fühlung mit der Oeffentlichkeit hat. Aus dieſem Grunde erfährt das große Publicum wenig von dieſen Dingen, vornehmlich bei uns, wo es an lebendiger Theilnahme weiter Kreiſe an aſtronomiſchen Arbeiten fehlt, im Gegenſatz zu Frankreich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika, wo eine Anzahl aſtronomiſcher Geſellſchaften und Vereinigungen mit großer Mitgliederzahl als populariſirendes Element eine beachtenswerthe Thätigkeit entfaltet. In jenen Ländern dringt demgemäß das aſtronomiſche Wiſſen als belebendes Agens immer befruchtender in die Laienwelt ein und zieht dieſelbe wenigſtens theilweiſe von allen möglichen unnützen Dingen ab. Nebenher wirken in dieſem Sinne gediegene Zeitſchriften und andere Publicationen, zu denen die Dürftigkeit und Unzulänglichkeit deutſcher literariſcher Hülfsmittel populärer Natur in auffälligem Gegenſatze ſtehen.

Es iſt hier nicht der Platz, in dieſen Sachverhalt kritiſch einzugehen. Thatſache iſt, daß vielfach auch deutſche Aſtronomen vom Fach auf das Material angewieſen ſind, welches in der letzten Zeit auf fremdländiſchen Sternwarten in Ausübung der Himmelsphotographie gewonnen worden iſt. Der freundliche Leſer erinnert ſich vielleicht noch der ausführlichen Mittheilungen, welche an dieſer Stelle vor längerer Zeit bezüglich der Fortſchritte auf dem Gebiete der cöleſtiſchen Photographie überhaupt vorgebracht wurden.[1]) Wir möchten heute wenigſtens auf einem Specialgebiet der cöleſtiſchen Photographie, und zwar geſtützt auf das uns zur Verfügung ſtehende einſchlägige Material, in den Gegenſtand etwas näher eingehen, in der Vorausſicht, bei manchem Leſer ein lebhafteres Intereſſe für dieſe Dinge zu erwecken. Auf Eines freilich muß derſelbe vorweg verzichten: auf den anregenden Genuß, den die Betrachtung und das Studium der Originalphotographien darbietet. Das trockene Wort kann hier nur andeutungsweiſe wirken.

Es darf als bekannt vorausgeſetzt werden, daß die photographiſche Aufnahme des Mondes, obwohl Verſuche dieſer Art, die ſich an die Namen Draper, Rutherfurd u. a. knüpfen, bis in die ſechziger Jahre zurückreichen, doch vornehmlich erſt ſeit dem Zeitpunkt wiſſenſchaftlichen Werth erlangte, als das mit inſtrumentellen Hülfsmitteln in großartiger Weiſe ausgeſtattete Lick-Obſervatorium auf dem Mount Hamilton in Californien ſeine Arbeiten im Jahre 1888 in Angriff nahm. Von einem Inſtrument gleich dem großen Lick-Refractor mit 36 Zoll (engl.) Objectivöffnung und 56 engl. Zoll (17.2 Meter) Brennweite, durfte man von vornherein auf Ueberraſchungen gefaßt ſein. In der That wurde die ferne Sternwarte am Stillen Ocean durch ihre Mond-Photographien nicht nur ſehr bald in weiten Kreiſen populär, ſondern es erregten dieſe Arbeiten gleichzeitig in zunehmendem Grade das Intereſſe der Fachleute, welche bis dahin geringen Werth auf all die errungenen Verſuche, den Mond photographiſch zu fixiren, gelegt hatten. Man beharrte bei der

[1]) Siehe die Beilagen 97—101 vom 27. April bis 2. Mai 1895.

Ansicht, daß die Handzeichnung auf Grund der Oeularbeobachtung ihre Ueberlegenheit gegenüber der photographischen Methode behaupten werde, da die gewonnenen, relativ kleinen Bilder niemals jenes reiche Detail zur Anschauung bringen könnten, welches die vorhandenen vorzüglichen Karten — die insgesammt auf dem Wege der visuellen Beobachtung durch Handzeichnung bewerkstelligt wurden — aufweisen.

Immerhin handelte es sich in dieser neuen photographischen Campagne um einen ganz wesentlichen Fortschritt. Im Verhältniß zu den früheren Aufnahmen zeigten die Lick-Photogramme des Mondes — dank den gewaltigen Dimensionen des hiezu verwendeten Instruments — lineare Maße, welche bisher nicht erreicht wurden, nämlich 14 Centimeter Monddurchmesser. Zudem wurden diese Bilder (Negative), durch Einschaltung einer dritten Linse von 33 engl. Zoll am Objectiv des großen Refractors, im chemischen Focus desselben gewonnen, somit (bei entsprechend kurzer Exposition und Benutzung der günstigsten Luftverhältnisse) ein hoher Grad von Schärfe erzielt, welcher die Möglichkeit darbot, von einzelnen Abschnitten der Originalplatte starke Vergrößerungen zu bewerkstelligen.

Damit war die Selenophotographie in ein neues Stadium getreten, ihr wissenschaftlicher Werth angebahnt. Wir erinnern in Kürze an die seinerzeit gemachten Mittheilungen, wie durch Eingreifen einer durch ihre wahrhaft künstlerisch ausgeführten Mondzeichnungen (Tuschirungen) hervorragenden Autorität — des Directors der k. k. Sternwarte in Prag, Professor Dr. L. Weinek — die photographischen Erfolge des Lick-Observatoriums ihre grundlegende wissenschaftliche Verwerthung und allmähliche Ausgestaltung erfuhren. Wir erinnern ferner daran, wie zunächst mit Zuhülfenahme von Glaspositiven (Contactcopien nach Negativen) Vergrößerungen durch Handzeichnung gewonnen wurden, dieses Verfahren von dem genannten Astronomen aber nachmals verlassen und die directe photographische Reproduction als der einzig richtige Vorgang erkannt wurde, indem hiebei mit Ausschluß jeder subjectiven Auffassung das Urbild mit Festhaltung alles dessen, was das Licht auf der Platte gezeichnet hatte, sich zu einem Kartenbilde von objectivem — also sozusagen documentarischem Werth — erweiterte und zwar in Ausmaßen, welche alles bisher dagewesene übertrafen. Von den zuerst in Arbeit genommenen Lick-Platten bewerkstelligte Professor L. Weinek Vergrößerungen, welche einem Monddurchmesser von 10 Fuß entsprachen, während die größte vorhandene Mondkarte (jene von J. Schmidt) nur 6 Fuß Monddurchmesser zur Grundlage hat. Bezüglich aller folgenden Lick-Aufnahmen bis auf den Tag ist L. Weinek bei obigem Monddurchmesser, der sich auf Grund einer 24fachen Vergrößerung ergab, verblieben. Als aber nachmals auf dem Nationalobservatorium von Paris in dem ausgezeichneten „Equatorial couvé" (einem im rechten Winkel umgeknickten, sinnreichen Refractor) durch Löwy und Puiseux Negative von einem Monddurchmesser von fast 18 Centimeter, und zwar gleichfalls im chemischen Focus des Instruments, gewonnen wurden, konnte L. Weinek — dem die Originalplatten zur Bearbeitung übermittelt wurden — bei ungefähr gleichem Vergrößerungsmaße schärfere Bilder erzielen, welche überdies einem Monddurchmesser von 4 Meter entsprachen.

Damit war alles bisher auf graphischem Wege in der Kenntniß unsres Satelliten geleistete weit in den Schatten gestellt. Dem Professor L. Weinek kommt, dank seinem Fachwissen, seiner Fertigkeit in graphischen Hantirungen und seiner vieljährigen photographischen Praxis, das anerkannte Verdienst zu, ein Verfahren, dem man noch vor einem Jahrzehnt geringen Werth beimaß, als ebenbürtigen Factor in den Kreis der streng wissenschaftlichen Hülfsmittel, deren sich die Himmelskunde bedient, eingereiht zu haben. Unter seiner Hand hat sich das große Werk aufgebaut: eine schier unübersehliche Zahl von photographischen Mondlandschaften größten Formats, herrliche plastische Bilder — wirkliche „Karten", keine Regenwürmer, Stachelgebilde, schematisch aufgefaßte Ringe, Kreise und Kleckse ohne vermittelnden Uebergang — Karten, welche als Photographien wie Reliefdarstellungen wirken und durch ihre verblüffende Plastik erst die wahre Gestaltung der Mondoberfläche uns vermittelt haben. Diese Blätter vertheilen sich bezüglich ihres Ursprungs in fast gleicher Zahl sowohl auf Lick- als auf Pariser Platten, doch ist zu bemerken, daß weit mehr Negative des Lick-Observatoriums benutzt wurden als solche des Pariser Observatoriums. Die zuerst verwendeten Lick-Platten ließen noch manches zu wünschen, vornehmlich rücksichtlich des Kornes der lichtempfindlichen Schicht (der sogenannten Emulsion), welche infolge ihrer grobkörnigen Structur das Maß der Vergrößerung beschränkte. In der Folge lieferte das Lick-Observatorium Platten, deren Emulsion in Bezug auf Feinheit des Silberkornes in nichts den Negativen des Pariser Observatoriums nachstand. Eine vorzügliche Aufnahme dieser Art ist jene vom 8. November 1894, bei welcher zwei Platten mit einer Zwischenpause von 5 Minuten gewonnen wurden. Solche Doppelaufnahmen sind sehr erwünscht, weil in Fällen, in welchen bezüglich der Reellität kleiner Details auf der einen Platte Zweifel sich ergeben könnten, dieselben durch Vergleichung mit der zweiten Aufnahme sich beheben lassen. Unreinheit des Kornes, Staubpünktchen, kleine Risse — sei es innerhalb der Glasplatte oder in der Emulsion — können derlei Zweifel hervorrufen.

Faßt man die technische Seite der Selenophotographie ins Auge, so hängt der Erfolg der bezüglichen Arbeiten von einer Reihe von Vorbedingungen und Voraussetzungen ab, welche sich theils auf das Material und die Aufnahme selbst, theils auf die weiteren Operationen beziehen. Den vollen Mond zu photographiren, hat so gut wie gar keinen selenographischen Werth; es fehlen diesfalls alle Contraste zwischen Licht und Schatten und selbst bedeutende Objecte, große Wallebenen und Gebirgszüge verschwinden unter dem bleichen, die ganze Mondoberfläche bedeckenden Schimmer, aus welchem nur die als „Meere" (Mare) bezeichneten Tiefländer aschfarbig hervordunkeln. Die Aufnahmen finden daher bei zunehmendem, beziehungsweise abnehmendem Mond, und zwar je nach Bedarf in allen Zwischenphasen (Mondaltern) statt. Aber auch in diesen Fällen lassen sich nur diejenigen Objecte mit Erfolg photographiren, welche an der sogenannten „Beleuchtungsgrenze", d. h. in der unmittelbar an den unbeleuchteten Mondabschnitt grenzenden meridionalen Zone liegen. Hier präsentiren sich die einzelnen Objecte durch wirksame Vertheilung von Licht und Schatten in ihrer ganzen Plastik, wobei jedoch ein gewisser Hochstand der Sonne in Rücksicht gezogen werden muß, da bei tiefem Sonnenstande zu viele Details verloren gehen, das Innere der Krater, Ringgebirge und Wallebenen aber von tiefschwarzen Schatten gänzlich erfüllt ist.

Wer in der photographischen Praxis bewandert ist, erkennt sofort, daß der hervorgehobene charakteristische Gegensatz von Licht und Schatten der photographischen Operation Schwierigkeiten bereitet. Wird eine zu kurze Exposition gewählt, so werden die dunklen Partien unterexponirt; ist die Exposition zu lange ausgefallen, so erscheinen die hellen Partien überlichtet. In beiden Fällen leidet das Detail in dem einen oder anderen Sinne. Da es aber unmöglich ist, beide Bedingungen — d. h. das richtige Exponiren sowohl für die hellen als für die dunklen Partien — in einer und derselben Aufnahme zu erfüllen, so wird man

Digitized by Google

mit Vortheil je nach Maßgabe dessen, was erstrebt wird, bei einem und demselben Mondalter die Expositionsdauer ändern.

Ist die Belichtung erfolgt, und zwar in voraussichtlich befriedigender Weise, so kann der Erfolg noch immer durch die zweite Operation — die Entwicklung der Platte — verdorben werden. Jeder Amateur weiß, daß durch das Bestreben, auf kurz belichteten Platten (und nur solche kommen beim Monde in Betracht) möglichst viel Detail herauszuarbeiten, die hellen Stellen (welche auf dem Negativ dunkel sind) allmählich in einen grauen Ton übergehen, während die dunklen Partien (auf dem Negativ hell) sich mehr und mehr verschleiern. Kurz, durch zu langes Quälen der Platte in der Entwicklungsflüssigkeit erhält man ein sogenanntes „flaues" Negativ. In der Selenophotographie, in der es von principieller Wichtigkeit ist, viele Details zu gewinnen, wird man leicht dazu verleitet, die Dauer der Entwicklung zu sehr in die Länge zu ziehen. Vergrößerungen nach solchen Platten sind nicht schön; sie entbehren der die Plastik bedingenden Contraste, die Schatten sind mehr grau als schwarz, die hohen Lichter erscheinen — wie der technische Ausdruck lautet — „ausgelöscht".

Ist die Platte in allen Stücken entsprechend, so hängt das Endergebniß in dritter Linie von den Vergrößerungsoperationen ab. Abgesehen davon, daß nicht jedes Verfahren dieser Art die Bürgschaft des Gelingens für sich hat, kann der Zustand der Platte die Operation illusorisch machen, und zwar in erster Linie dann, wenn die Emulsion so grobkörnig ist, daß nur mäßige Vergrößerungen angewendet werden können. In zweiter Linie werden sich Fehler in der Platte (Risse in der Schicht, unvollkommener Guß derselben), sowie äußerliche Verletzungen sehr störend erweisen, weil solche Gebrechen erst in den Vergrößerungen deutlich hervortreten. Die Anwendung der Retouche aber, welche in der gewöhnlichen photographischen Praxis wahre Wunder leistet, ist in selenographischen Arbeiten ganz unzulässig, da der Platte die Bedeutung eines Documentes zukommt, an welchem nichts eliminirt, nichts hinzugethan werden darf. Wo die Retouche einspringt, ist aller Credit vorweg dahin. Die Selenophotographie kann derselben um so eher entbehren, als die Möglichkeit, dieselbe Aufnahme unter den gleichen Umständen zu wiederholen, sich immer wieder ergeben wird.

Der Schreiber dieses ist in der glücklichen Lage, an der Hand von weit über 60 Blättern der L. Weinek'schen Vergrößerungen von Lick- und Pariser Negativen des Mondes diese Leistung, insoweit es sich um deren topographischen Charakter handelt, zu beurtheilen. Der ungeheure Fortschritt gegenüber den früheren kartographischen Darstellungen springt in die Augen. Daß nur ein künstlerisch veranlagter Astronom, der die photographische Praxis vollkommen beherrscht, eine solche Prachtarbeit bewerkstelligen konnte, braucht kaum besonders betont zu werden. Die Vergrößerungsmethode, welche Professor Weinek anwendet, ist nicht bekannt, denn er hütet sie als sein Geheimniß. Dagegen hat er uns mit seinen epochemachenden Arbeiten andere Geheimnisse erschlossen: den Reiz einer Wanderung durch diese starre, verödete Bergwelt, das Studium von Reliefformen, die mit fast modellartiger Plastik vor Augen treten, die lebensvolle Illustration zu all den dickleibigen Werken über unsern Satelliten, durch welche sich der Leser durchzuarbeiten hatte, ohne daß ihm klare, präcise Vorstellungen vermittelt worden wären.

Freilich ist dieser Nutzen nicht jedem gleichwerthig zuzumessen, denn zum vollen Genuß der Weinek'schen Mond-Photographien sind etliche Voraussetzungen unerläßlich. Die größte Wirkung werden diese Blätter auf den praktischen Topographen machen, der jede Erhebung, jedes Fältchen im Terrain, jede Unebenheit oder Anschwellung des Bodens ebenso rasch und klar erfaßt, wie den großartigen Aufbau der Ring- und Wallgebirge mit ihren Kämmen und Pässen, ihren Terrassenstufen und Abdachungsformen. Auch diese Mondbilder erfordern die Kunst des Kartenlesens. Wer darin bewandert ist — bewandert im Sinne des praktisch geschulten Topographen — für den ist das Mondrelief ein offenes Buch, zu dessen Verständniß er weiter nichts mitzubringen braucht, als die elementare Kenntniß der Selenologie, mit Ausschluß aller Katzensprünge der Einbildungskraft, welche vornehmlich dort ihr Wesen treibt, wo ihr der reale Boden, das Thatsächliche, entzogen ist. Die Mondkarten eines Lohrmann, Mädler oder Schmidt sind rein wissenschaftliche Orientirungsbehelfe; die Weinel'schen Mond-Photographien sind mehr als Verificirungsmaterial: sie sind das objectiv Wahre gegenüber der subjectiven Auffassung der alten Selenographen, deren Arbeiten doppelt beeinflußt wurden, vom Auge beim Beobachten und von der Hand beim Zeichnen.

Der diesem Aufsatze vorgestellte Titel „Neue Mond-Photographien" bedarf einer Erläuterung. Das bisher Mitgetheilte faßt das Gesammtgebiet der modernen Selenophotographie, mit vorzugsweiser Anlehnung an die Vergrößerungen des Professors L. Weinek, zusammen. Der fragliche Titel jedoch bezieht sich auf jene Arbeiten des genannten Astronomen, welche auf einigen Originalnegativen des Pariser und Lick-Observatoriums aus jüngster Zeit fußen. Ein Unterschied in der Güte der Aufnahmen, beziehungsweise in der der verwendeten Platten, ist kaum mehr wahrzunehmen. Leider ist es nicht möglich, an dieser Stelle in die Details dieser Blätter einzugehen. Hervorragend durch Schönheit, Plastik der Erscheinung und Klarheit der Einzelheiten des Reliefs sind vor allem die Vergrößerungen nach den Pariser Negativen vom 5. und 6. März 1895. Eine Darstellung, wie sie die mächtige Wallebene „Copernicus" zeigt — eine der schönsten Arbeiten Weineks — hat man bisher noch nicht gesehen. Bei Betrachtung dieses gigantischen Wulstes und der von ihm umschlossenen Ebene, nach innen steil in Terrassen abfallend, nach außen relativ sanft abgedacht, mit den radial verlaufenden „Bergadern" — mächtigen Buckeln und Anschwellungen, welche weithin verlaufen —, beim Anblicke dieses Gebildes erkennt man die Stichhaltigkeit der Hypothese des bekannten Wiener Geologen Ed. Sueß, welcher solche Formationen des Mondreliefs als „Aufschmelzungsherde" der lunaren Lithosphäre kennzeichnet und hiebei den Vulcan-Typus von Hawaii zum Vergleiche heranzieht. Als prächtiges Gegenstück zu diesem „Copernicus" präsentirt sich „Eratosthenes" mit seinen drei Kraterkegeln inmitten der vom kreisrunden Schlackenwall umschlossenen Tiefe.

Andere Bilder vermitteln andere Darstellungen. Wenn man sich auf den Mondkarten die sogenannten „Meere" — die primären Formationen der lunaren Lithosphäre — anschaut, meint man brettflache Ebenen, hie und da von Kratern besetzt, vor sich zu haben. Anders bei Betrachtung der Weinek'schen Photographien. Hier gibt es Ebenen im absoluten Sinne kaum; der Boden zeigt sich gewellt, aufgetrieben, durchlöchert, allenthalben modellirt, mit blassen Lichtinseln, welche die flachen Scheitel isolirter, abgerundeter Berge andeuten, besäet. Besonders instructiv in diesem Sinne sind die Blätter, welche die aus der weiten Senkung des Mare Procellarum — des größten lunaren „Meeres" — aufsteigenden Formationen darstellen: „Kepler" im Nordosten, die „Riphäen" in der Mitte, „Guerike" und „Parry" im Westen. Alsdann „Mercator", „Campanus" und „Hippalus" zwischen dem Mare Humorum und dem Mare Nubium. Bei „Hippalus" treten die berühmten drei großen Rillen — die bekannten eigenartigen lunaren Bildungen —

Digitized by Google

mit großer Plastik hervor, wenn auch deren kraterartiger Charakter durch die Granulirung der Emulsionsschicht verdeckt erscheint. Schon das Pariser Negativ vom 14. März 1894 bot Weinek die Gelegenheit, zwei ausgezeichnet schöne Vergrößerungen von solchen Bildungen der berühmten „Hyginus"-Rille und des Rillensystems bei „Triesnecker" zu bewerkstelligen. Der Nicht-Astronom wird sich nun an der Hand dieser Photographien, keineswegs aber bei Betrachtung der rein schematischen Wiedergabe solcher Rillen in den herkömmlichen Karten eine zutreffende Vorstellung von dem Charakter und dem Aussehen derselben machen können. Nebenher sei bemerkt, daß durch die Photographie zahlreiche feine Rillen, die sich ihrer Kleinheit wegen der ocularen Beobachtung entziehen, entdeckt worden sind.

Dasselbe gilt von vielen kleinen und kleinsten Kratern, und hier tritt der wissenschaftliche Werth der photographischen Methode überzeugend genug hervor. Auf den nicht ganz 24fachen Mondvergrößerungen Weineks nach den Pariser Negativen entspricht nämlich 1 Millimeter 0.8692 Meter der Natur. Dem Ungeübten wird es freilich schwer, Objecte von so geringer Ausdehnung aus der Körnung der Emulsionsschicht herauszufinden. Daß es aber dem Fachmann möglich ist, noch kleinere Bildungen als reell zu erkennen, beweist der nachstehende Sachverhalt. Nach seinen photographischen Vergrößerungen fand Weinek die folgenden genäherten Kraterdurchmesser: Gipfelkrater am Centralberge in „Capella" 1.3 Kilometer; Krater am westlichen Abhange desselben 0.7 Kilometer; Gipfelkrater am Centralberge in „Aldategnius" 0.85 Kilometer; Gipfelkrater am Centralberge in „Cyrillus" 1.1 Kilometer; Centralkrater in „Linné" 0.95 Kilometer. Zieht man in Betracht, daß diese Krater photographisch ebensowohl der Größe als auch der Form nach (rund) dargestellt werden und daß eine Abweichung von der runden Form sofort wahrgenommen würde, falls sie 0.2 Millimeter betrüge, so darf geschlossen werden, daß die Photographie unter günstigen Umständen auch Objecte von 0.17 Kilometer wiedergibt. Die meisten von Weinek auf diese Weise festgestellten kleinen Krater sind bisher optisch verificirt worden, insbesondere durch den rühmlichst bekannten französischen Selenographen E. M. Gaudibert in Vaison (Vaucluse).

Unter der Zahl neuester Mondvergrößerungen dürfen diejenigen nicht vergessen werden, denen die Lick-Aufnahmen vom 27. Juni, 2. und 7. August 1895 zur Grundlage dienten. Von diesen Vergrößerungen ist insbesondere das schöne Blatt Mare Crisium, eine der auffälligsten lunaren Formationen am äußersten Nordwestrande des Mondes, hervorzuheben. Abgesehen von dem reichen Detail der östlichen Umwallung (die westliche fällt bereits auf die Rückseite der Mondkugel) tritt besonders plastisch eine tiefere Terrassenstufe hervor, welche von Schmidt und anderen Selenographen irrthümlicherweise für einen niedrigen Gebirgszug angesehen worden ist. Nicht minder effectvoll ist „Aristarch" (mit „Herodot"), weniger seiner Dimensionen halber — welche nicht bedeutend sind —, als der ungemein fein modellirten Umgebung wegen, welche sich aus weichgerundeten Höhenmassen, flachen undulirten Plateaus, einer breiten thalartigen Bildung (welche gegen „Herodot" ansteigt), niedrigen Höhenzügen und flachen Kratern zusammensetzt.

„Aristarch" ist bekanntlich das hellste Object auf dem Monde; nach der Neison'schen zehngradigen Scala kommen dem Inneren dieses Objects, als dem einzigen auf der ganzen sichtbaren Mondoberfläche, 10° zu. Bei diesem Anlasse sei noch eines weiteren Umstandes gedacht. Von einzelnen, besonders hervorragenden lunaren Objecten (Tycho, Copernicus u. a.) gehen radienartig helle breite Streifen aus, zur Zeit des Vollmondes intensiv glänzend, welche weite Bereiche überziehen, Thäler und Berge querend. Das Streifensystem von „Tycho" erstreckt sich über ein Viertel der ganzen sichtbaren Mondoberfläche. Die von verschiedenen Seiten versuchte Erklärung dieser Erscheinung lassen wir beiseite. Dagegen sei auf den merkwürdigen Umstand hingewiesen, daß man diese Streifen auf den Originalnegativen deutlicher sieht, als bei Vollmond (wo sie, wie erwähnt, am glänzendsten sind) durch Ocularbeobachtung. Neison weist darauf hin, daß die den Streifen in so hohem Maße innewohnende Kraft, die verschiedenartigen Formationen zu decken, photographisch bei weitem weniger mächtig ist, als optisch. Bei starken Vergrößerungen verschwinden übrigens die Streifen gänzlich.

Damit wollen wir unser Referat über die schönen und wissenschaftlich werthvollen Leistungen des Professors Weinek beschließen. Dieselben sind um so rühmlicher, als staatliche Mittel zu deren Ausführung nicht zur Verfügung stehen und der Urheber dieser Bilder in selbstlosester Weise, zum Theil auf die pecuniäre Unterstützung wohlhabender Freunde der Himmelskunde angewiesen, einen nicht ganz dornenlosen Pfad wandelt. Da man sonst für alle möglichen unnützen Dinge Geld in Menge hat, wäre es wünschenswerth, daß ein solcher Born sich gelegentlich einmal in das Laboratorium des Directors der Prager Sternwarte ergösse, damit er das groß angelegte Werk eines vollständigen photographischen Mondatlas vollenden könne.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-philologische Classe. Nekrolog vom Classensecretär W. v. Christ: „Ueber den hier wohnenden Mitgliedern unsrer Classe hat im abgelaufenen Jahr ein günstiges Geschick gewaltet, so daß der Tod kein Mitglied aus unsrer Mitte riß. Dagegen haben wir den Verlust zweier auswärtiger Mitglieder, Rud. Roth in Tübingen und Giuf. Fiorelli in Neapel, und zweier correspondirender Mitglieder, Jos. Müller in Trier und Reinh. Rost in Cambridge, zu beklagen. Den drei letztgenannten wird ein Nachruf in den Sitzungsberichten unsrer Akademie gewidmet werden; dem ersten, der uns näher verbunden war, möchte ich hier in der erlauchten Versammlung einige Worte der Erinnerung weihen. Rudolf Roth (geb. 3. April 1821 zu Stuttgart), der unsrer Akademie seit 1852 als auswärtiges Mitglied angehörte, starb am 23. Juni 1895 in Tübingen, bis zu seinem Tode thätig als Professor der orientalischen Sprachen und Vorstand der Universitätsbibliothek. Als er i. J. 1852 zum Mitglied unsrer Akademie vorgeschlagen wurde, stützte sich der Vorschlag auf die zwar kleine, aber epochemachende Schrift „Zur Geschichte und Literatur der Veda" und die Ausgabe des ältesten Vedacommentars, des Nirukkam von Yaska. Seit der Zeit hat Roth, von zahlreichen kleineren Publicationen abgesehen, eine treffliche Ausgabe des Atharva-Veda geliefert und im Auftrage der Petersburger Akademie gemeinsam mit Böhtlingk das große Sanskritwörterbuch in 7 Bänden bearbeitet. Insbesondere sichert das letzte großartige und musterhaft durchgeführte Unternehmen den Bearbeitern ein dankbares Andenken nicht bloß bei den Jadologen, sondern bei allen, welche an der Entwicklung der Sprachwissenschaft Antheil nehmen. Roth hat bei demselben die Ausbeutung des Veda übernommen und dabei nicht bloß den vedischen Sprachschatz festgestellt, sondern auch bei zahlreichen Wörtern erst die richtige Bedeutung unter Anführung der Belegstellen ermittelt. Das große Verdienst unsres Gelehrten bestand nämlich darin, daß er, durchdrungen von dem freien Forschergeist der Tübinger Theologenschule, der traditionellen Deutung zu mißtrauen begann und nun unter Beseitigung der Autorität des Hauptvedacommentators Sayana auf dem Wege der Combination und Etymologie den richtigen Sinn der altehrwürdigen Hymnen herauszufinden suchte. Er ist so ein Lehrmeister der Brahmanen selbst geworden und der Fahnenträger der neuen rationellen Vedaphilologie. In jüngeren Jahren schwebte unsrem Forscher auch der Plan einer Archäologie und Mythologie des Veda vor; zur vollen Ausführung dieses Planes ist er zwar nicht gekommen, aber er hat in mehreren kleineren Abhandlungen wichtige Beiträge für die vergleichende Mythologie geliefert und durch seine berühmten Universitätsvorträge über Religionsgeschichte den Ausbau dieser Wissen-

schaft angeregt. Roth blieb seinee schwäbischen Heimath, deren Zierde er war, zeitlebens treu; aber weit entfernt von beschränktem Localpatriotismus zählte er Burnouf in Paris und Wilson in Oxford zu seinen Lehrern und die Sanskritaner aller Welt zu seinen Verehrern und Anhängern, wie sich das namentlich im Jahre 1893 bei der glänzenden Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums kundgab. Auch mit unserem Lande und mit unserer Akademie stand er in vielfacher Beziehung. Bei festlichen Gelegenheiten beehrte er öfters die Sitzungen unserer Akademie mit seiner Gegenwart und drei unserer, theils noch lebenden, theils verstorbenen Mitglieder, Haug, Trumpp und Kuhn, sind aus seiner Schule hervorgegangen. In dem Andenken, das wir dem großen Gelehrten heute weihen, wissen wir uns eins mit fast allen Akademien und gelehrten Körperschaften Europa's und Amerika's."

* **München.** Geographische Gesellschaft. Einem Privatbriefe Hamann Oberhummers jr. aus Damaskus, den 24. Februar l. J., entnehmen wir folgende Mittheilungen: In Port Said traf er mit der Truppe zusammen, die den Dr. Jameson gefangen an Bord mit sich führte, in Beirut hatte er drei Tage Quarantäne zu halten, da die Provenienzen aus Aegypten als choleraverdächtig galten. Der Bahnverkehr zwischen Beirut und Damaskus war wegen der Schneeverwehungen am Libanon zeitweilig unterbrochen. Dem deutschen Consul in Damaskus, Hrn. Lütticke, verdankt er die freundlichste Aufnahme und zweckdienliche Aufschlüsse. Den ganzen Winter über war die Ruhe in Damaskus wie in Beirut auch nicht ein einziges mal gestört. Noch nie hatte sich die mohammedanische Bevölkerung so friedliebend und versöhnlich gezeigt, wie in den 6 verflossenen Monaten. Der Drusenaufstand im Hauran wurde von den türkischen Truppen ohne Schwierigkeit unterdrückt, zweitausend Drusen sind gefangen und verbannt, darunter 3 Scheils. Im ganzen waren 30,000 türkische Soldaten vor Ende des vergangenen Jahres im Hauran. Jetzt werden die letzten Regimenter zurückgezogen. Etwa 15,000 Drusen haben sich zu den Arabern el Saffa, einem großen Beduinenstamme, geflüchtet, so daß im ganzen Hauranlande kein Druse mehr zu finden ist. Schibi il Abdeaich, der berühmte Drusenfürst, hatte den ganzen Berg aufgehetzt und dann seine Glaubensgenossen verrathen, um eine Belohnung von der Regierung zu erhalten, sich aber in dieser seiner Berechnung grausam getäuscht. Anfang dieses Monats wurde er selbst gefangen genommen und gefesselt nach Damaskus gebracht, wo er z. B. in der Citadelle gefangen sitzt. Die Sicherheit im ganzen Hauran ist jetzt größer als je seit vielen Jahren, das gleiche gilt von Nordsyrien bis Aleppo. In den Vilajets Beirut und Damaskus ist nicht die geringste Ruhestörung vorgekommen. Eine gewisse Panik herrschte nur im Monat November infolge einiger Cholerafälle. Infolge dessen bleibt Roman Oberhummer, seinem alten Plane getreu, zunächst behufs türkischer und arabischer Studien in Damaskus, wo er an den Seen im Osten der Stadt der Jagd auf Gazellen obliegen will. Die Thiere werden von auf Eseln berittenen Bauern aufgetrieben und zum Schuß gebracht. Ende Mai gedenkt er Hrn. Generalconsul Lütticke nach Aleppo zu begleiten, wo derselbe die Forderungen der in Nordsyrien durch die Reisis geschädigten europäischen Kaufleute zu vertreten hat. Von hier aus will Oberhummer mit seinem Münchener Reisegefährten über die cilicischen Pässe nach Kaisarie reiten, vorausgesetzt, daß bis dorthin die politischen Verhältnisse sich gefestigt und beruhigt haben. Daß die hohe Pforte selbst keine Gefahr mehr für die Reisenden besorgt, mag daraus hervorgehen, daß seit einigen Tagen die Genehmigung zur Reise und die Empfehlungsschreiben an die Vilajets Angora und Konia von Konstantinopel in München eingetroffen sind. Die Eisenbahn von Beirut nach Damaskus, noch jüngst von den Lawinen des Libanon verschüttet, ist wieder im Gang, doch bleibt die große Poststraße wohl noch für Wochen verschneit. Das Wetter ist herrlich, blauer, wolkenloser Himmel und eine erfrischende, gesunde Luft machen den Aufenthalt in der Stadt der Rosen überaus beneidenswerth. Die Citronen- und Orangenbäume biegen sich unter der Last unzähliger, goldener Früchte, die Obstbäume sind mit weißen und rosenrothen Blüthen bedeckt, im Freien blühen die syrischen Rosen.

b. **Speyer**, 15. März. Vor einiger Zeit theilte die Beilage mit, daß es Hrn. Rector Dr. Bender hierselbst gelungen sei, Embryonen im Innern einer trächtigen Maus mittelst Röntgen'scher Strahlung zu beobachten. Durch Verbesserung seiner Methode hat es Dr. Bender nunmehr fertig gebracht, von einer männlichen weißen Maus ein Bild zu entwerfen, auf welchem man die Gruppen innerer Organe deutlich unterscheiden kann. Diese verhalten sich nämlich sehr ungleich in Bezug auf Durchlässigkeit der X-Strahlen. So lassen Lunge, Magen und Därme diese Strahlen verhältnißmäßig leicht durch, während Herz, Leber und Fett weniger durchlässig sind. Das Bild war folgendes. Der rechte Lungenflügel erscheint auf dem Positiv hell und auch der linke, soweit er vom Herzen nicht gedeckt wird. Auch dessen Lage läßt sich bei einiger Uebung in seinen Umrissen erkennen. Der Magen erscheint hell, soweit ihn nicht die Leber überlagert. Der Mastdarm und die übrigen Därme projiciren sich hell, dunkle Stellen treten nur da auf, wo die Därme von Fett umgeben sind. Das Mäuschen wurde nacheinander in der Bauch-, Rücken- und Seitenlage aufgenommen, und da auf dem Negativ immer die gleichen auffallenden Flecken sich zeigten, Leib und Brustkörper desselben bloßgelegt. Dieser Sectionsbefund führte zu der erwähnten Kenntniß. Zum Ueberfluß wurde der Vergleichung halber eine gewöhnliche Photographie des geöffneten Mäuschens ausgeführt.

* **Aachen.** Regierungsbaumeister Halz dahier ist zum etatsmäßigen Professor an unserer technischen Hochschule ernannt worden.

* **Göttingen.** In der philosophischen Facultät habilitirte sich Dr. Meißner als Docent für deutsche Sprache und Literatur. Er hielt seine Probevorlesung über die Lilja, ein Gedicht des 14. Jahrhunderts.

* **Leipzig.** Am 14. März waren 40 Jahre vergangen, seit Consistorialrath und Domherr des Hochstifts Meißen, Dr. Christoph Ernst Luthardt, in sein Amt als ordentlicher Professor der Theologie hieher berufen wurde.

* **Berlin.** Am 14. Mai 1796 hat Jenner seine erste Impfung zum Schutze gegen Pockenerkrankung ausgeführt und hat damit den Grund gelegt zur Verhütung einer der gefährlichsten Krankheiten, welche noch im Anfang dieses Jahrhunderts in Preußen allein jährlich ca. 40,000 Menschen den Tod brachte. Der Gedenktag der Einführung der Impfung vor 100 Jahren soll in Berlin in einer der segensreichen Entdeckung entsprechenden Weise gefeiert werden. Außerdem soll im Medicinischen Waarenhause eine Ausstellung stattfinden, umfassend ältere und neuere Impfschriften, die Impftechnik, Portraits, Medaillen u. s. w. Für beide Zwecke hat sich ein Comité, besonders aus hervorragenden Medicinern, gebildet. Nicht übel wäre, wenn man auf der Ausstellung auch Namen und Bildnisse derjenigen sogenannten Gebildeten anbrächte, die noch heute in säcularer Verstockung mit dem öffentlichen Impfzwange nicht einverstanden sind. — Der Oberarzt und Privatdocent Dr. Köppen, erster Assistent an der psychiatrischen Klinik der Charité, ist zum Professor ernannt worden. — Bei der Berliner medicinischen Facultät werden sich in diesen Tagen drei Privatdocenten habilitiren: Dr. Richard Oestreich, zweiter Assistent von Prof. Virchow, Dr. Justus Bödeker und Dr. Albert Jamsen, erster Assistent an der von Prof. Lucae geleiteten Ohrenklinik. — Der Privatdocent an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, Dr. A. Bistrzycki, hat einen Ruf als ordentlicher Professor für analytische und technische Chemie an die Universität Freiburg in der Schweiz erhalten.

⊕ **Wien**, 13. März. Dr. Rud. Beer, Amanuensis der Hofbibliothek, der zur Erforschung der Archive sich längere Zeit in Spanien aufgehalten und einen Theil der Ergebnisse seiner Arbeit in Nr. 248 dieser Beilage vom 26. October 1895 niedergelegt hat, hielt gestern im Wissenschaftlichen Club einen Vortrag über die Frauenfrage in Spanien, dem eine zahlreiche Zuhörerschaft, darunter Erzherzog Eugen anwohnte. Er knüpfte an die durch Lili Lauters Uebersetzungen auch in Deutschland bekannten Romane Juan Valera's, in denen die Spanierin der Gegenwart am treuesten geschildert ist, sowie an dessen geistreiche, unter dem Pseudonym Cleuterio Philogyno erschienene Schrift an, die in seiner Heimath großes Aufsehen gemacht hat. Die letztere war unmittelbar durch die in der Oeffentlichkeit lebhaft erörterte Frage veranlaßt worden, ob man nicht der durch ihre Wohlthätigkeitspropaganda verdienten Arenal, der Dichterin und Kritikerin Bazán, der durch Herausgabe der archivalischen Schätze ihres Hauses als Historikerin beglaubigten Herzogin von Alba Sitze in der spanischen Akademie einräumen solle. Eine in dem classischen Lande der Galanterie sehr charakteristische Zeitfrage, die Valera aber verneint, da die Akademien der Frauen — die Salons seien, wo sie mit ihrer Feinheit der Empfindung, ihrer Begeisterung für das Schöne wahrhaft groß wirken können. Natur und Geschichte, glaubt der Dichter der Pepita Ximenez, versagen der Frau eine unmittelbare Wirksamkeit; ihre natürliche Thätigkeitssphäre liege in der Befeuerung des Mannes zu großen Thaten; was die Frauen außerhalb dieser Sphäre aus-

Digitized by Google

geführt, sei im Vergleich hiemit verschwindend klein; aber was der Mann als Redner, Dichter und Denker leiste, das leiste er dank der Frau, der Gattin oder der Mutter.

A. **Budapest**, 14. März. Der Cultusminister empfing heute eine weibliche Deputation, welche ihm eine von tausend namhaften Damen unterzeichnete Dankadresse überreichte, weil er die Frauen zum Universitätsstudium zugelassen.

* **London.** Der berühmte Physiker Lord Kelvin (Sir William Thompson), Präsident der Royal Society, ist ernstlich erkrankt. — Nachdem die Congregation von Oxford in der vorigen Woche den Vorschlag auf Zulassung der Frauen zum Baccalaureat mit großer Mehrheit abgelehnt, trat sie am 10. ds. abermals zur Beschlußfassung darüber zusammen, ob Frauen, die in vorschriftsmäßiger Weise ihre Studien gemacht und die Prüfungen bestanden haben, ein Diplom oder, wenn gewisse Voraussetzungen nicht erfüllt sind, wenigstens ein einfaches Zeugniß über das bestandene Examen gewährt werden solle. Es lagen im ganzen vier Resolutionen vor, die durchweg abgelehnt wurden. Die Professoren von Oxford haben damit eine geradezu feindselige Stellung gegen die Bestrebungen der Frauen auf wissenschaftlichem Gebiete eingenommen; sie versagen den Frauen selbst eine schlichte Bestätigung über ihren Aufenthalt an der Universität. — Das englische Wetterbureau hat einen Bericht über seine Wetterprophezeiungen im letzten Jahre veröffentlicht. 56 Procent waren völlig richtig, 27 Procent theilweise richtig, 12 Procent theilweise falsch und 6 Procent völlig falsch. Das Bureau addirt aus den beiden ersten Ziffern 83 Procent Erfolg.

R. S. **Rom**, 12. März. In der letzten Sitzung des „Archäologischen Instituts" beendete Hr. Savignoni seinen Bericht über die im vorigen Sommer durch ihn studirten Alterthümer der Insel Keos. Unter Vorlegung von Photographien sprach er über ein im Stadthause von Kéa aufbewahrtes 57 × 48 Centimeter messendes marmornes Bativrelief vom Stil und Charakter der bekannten attischen Reliefs des 5. Jahrhunderts. Es ist aus pentelischem Marmor, hat leider sehr gelitten, läßt aber den guten Kunstgeschmack nicht verkennen. Es stellt eine männliche und drei weibliche Gottheiten dar, vor welchen ein Bittender steht. Savignoni läßt es dahingestellt, ob man in den Gottheiten den auf der Insel hochverehrten Asklepios mit seinen Töchtern, oder den (schon im vorangehenden Vortrage behandelten) Phöbus-Sohn Aristaios mit den Localnymphen zu erkennen habe. In zwei Frauengestalten auf einer Grabstele, die 1856 gefunden ist und ebenfalls im Municipalhause zu Kéa aufbewahrt wird, vermuthet er Priesterinnen der Demeter und Kora, da sie wie diese Göttinnen gekleidet sind und Fackeln in den Händen tragen. Kunststil, Technik und Buchstabenformen der Grabschrift weisen auf das 2. vorchristliche Jahrhundert. — Professor E. Petersen behandelte — ebenfalls mit Beihülfe zahlreicher Photographien — das den Lesern der Beilage kürzlich (in Nr. 2 vom 3. Januar d. J.) anschaulich geschilderte trajanische Siegesdenkmal von Adamklissi in der Dobrudscha und seine Beziehungen zur römischen Trajanssäule. Eine jüngst in der Nähe jenes Monuments an einem viereckigen, etwa 10 Meter langen und breiten Gebäuderest in Bruchstücken aufgefundene Inschrift, über welche Theodor Mommsen berichtete, wirft einiges Licht auf die Kämpfe, denen das Denkmal gilt. Auf die nicht mehr vorhandenen Angaben des Namens und der Titel des Kaisers folgte eine solche über den Zweck des Denkmals, dann ein Verzeichniß der in einer bestimmten Schlacht gefallenen Officiere und Soldaten, was dieser Inschrift eine Ausnahmestellung in der ganzen römischen Epigraphik anweist und gewiß nicht zufällig gerade demjenigen Kaiser zu verdanken ist, den man als den einzigen wirklich feldherischen und militärischen bezeichnen kann. Man erkennt drei verschiedene Abtheilungen der Inschrift. Zuerst werden die Soldaten italischer Nationalität, also jedenfalls Prätorianer, aufgeführt. Dann folgt die Liste der Legionare, die römisches Bürgerrecht besaßen, aber Ausländer waren, und endlich die der Hülfsvölker. Auf einem über den drei Tafeln sich hinziehenden Streifen stand der Name des Befehlshabers. Man sieht, daß schon in dieser Zeit der Haupttheil der römischen Heere aus Provinciales bestand. Nach Mommsen lehrt die Inschrift ferner, daß unter den bisher nicht genügend erklärten missicii die Soldaten zu verstehen sind, die nah am Ablauf ihrer Dienstzeit standen und deshalb, ohne schon die Vorrechte der Veteranen zu haben, von manchen gewöhnlichen Lagerdiensten befreit waren. Man kann die Zahl der Namen im ganzen auf 800 anschlagen, so daß augenscheinlich das Denkmal sich nicht auf einen ganzen Feldzug, sondern auf eine einzelne entscheidende Schlacht bezieht. Dies nimmt auch Petersen an und sucht durch Vergleiche mit den Darstellungen der Trajanssäule den betreffenden Sieg näher zu bestimmen. Die auf den Metopenreliefs dargestellten Feinde zeigen drei verschiedene Typen. Zwei von diesen sind nur wenig abweichend, und beide sind durch Nöte gekennzeichnet. Die des dritten Typus sind ganz barbarisch; ihr Oberkörper ist unbekleidet; ein kurzer Mantel wallt von den Schultern nach hinten; sie tragen Beinkleider und Stiefel und haben — auf den Metopen wie auf den Zinnenreliefs — das Haar nach einer Seite gekämmt und über dem rechten Ohre geknotet. Tacitus bezeichnet dies bekanntlich als Kennzeichen der Sueven; auf der Marc-Aurel-Säule tragen die Markmannen das Haar ähnlich.

Neue Kataloge: Mittheilungen der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig. 1896. Nr. 1. — Mittheilungen der Musikalienhandlung Breitkopf u. Härtel, Leipzig ꝛc. Nr. 45. März 1896. — Theodor Kampffmeyer, Berlin. (Antiquar.) Bücherverzeichniß Nr. 362: Alte Sprachen, Alterthum, Orientalia.

Königliche Akademie der Künste zu Berlin.

Der Unterricht in den Lehranstalten der Königlichen Akademie der Künste, Section für die bildenden Künste, für das Sommersemester 1896 und zwar:

1. in den akademischen Meisterateliers der Professoren: A. von Werner, Otto Knille, Hans Gude, R. Begas, H. Ende, J. Otzen und C. Köpping,
2. in der akademischen Hochschule für die bildenden Künste unter Leitung des Directors, Prof. A. von Werner,

beginnt am

Montag, den 13. April 1896.

Die Anmeldungen haben zu erfolgen

zu 1. innerhalb der ersten vierzehn Tage eines jeden Quartals bei demjenigen Meister, dem die Aspiranten sich anzuschließen wünschen,

zu 2. am **Sonnabend, den 11. April 1896.** von 1 bis 3 Uhr im Secretariate der Hochschule, Unter den Linden 38, woselbst auch Prospecte über die Bedingungen für die Aufnahme in die Hochschule zu haben sind.

Berlin, den 11. März 1896.

Der Senat,
Section für die bildenden Künste.
H. Ende. (3238)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandl. Nachf. in Stuttgart.

Die politischen Reden des Fürsten Bismarck.

Historisch-kritische Gesamt-Ausgabe
besorgt von
Horst Kohl. (3070)

Zwölf Bände.

Mit einem Porträt des Fürsten nach Franz von Lenbach.
Preis geheftet 96 Mark.
Elegant in Halbfranz gebunden 120 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 117. Bnnd. Sechstes Heft. (3217)

Inhalt: Die Kehrseite des neuen bürgerlichen Gesetzbuches II. (Schluß.) — Zur Geschichte der böhmischen Gegenreformation III. — Eine Zeitbetrachtung. Aus dem Königreich Sachsen. — Der Austritt Stöckers aus der conservativen Partei. — Zu Fr. W. Weber. (Nachtrag.)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 17. März. Nummer 64.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Matthew Arnold. — Die Amtsentsetzung evangelischer Geistlicher. I. — Mittheilungen und Nachrichten.

Matthew Arnold.

Ein englischer Schriftsteller vergleicht die Menschen in ihrem Verkehr unter einander mit wüsten Inseln, die gleichsam über einen Ocean von Mißverständnissen sich unverständliche Worte zurufen. In wie viel höherem Maße das noch von den Nationen gilt, das hat wieder einmal die Geschichte der letzten Monate aufs schlagendste bewiesen. Wie sonderbar, wie verständnißlos und unverständig erschollen uns vor kurzem die Stimmen unsrer britischen Vettern in den Zeitungen, in denen gereizte nationale Eitelkeit sich Luft machte! Und wie wichtig ist es doch auf der anderen Seite, daß die Völker sich verstehen! Unsre moderne Cultur ist keine nationale; sie ist eine europäische und verkörpert die Errungenschaften aller großen Culturnationen. Einen besonders werthvollen Dienst leisten deßhalb ihrem Volke die Männer, die gleichsam Brücken bauen, auf denen die Ideen des Auslandes zu ihnen hinübergelangen können, die Dolmetscher nicht sowohl der fremden Sprachen als der fremden Gedanken sind, die sie ihren Landsleuten verständlich machen. Nirgends sind aber solche Dolmetscher nothwendiger als bei einem Volke, wie dem englischen, das in Folge seiner insularen Lage, seines selbständigen Charakters und seiner besonders glücklichen Geschichte dazu neigt, alles Ausländische als minderwerthig zu betrachten und sich deßhalb dagegen abzuschließen. Wenn hierin, auch mit Bezug auf Deutschland, eine Aenderung eingetreten ist, die trotz weitergehender Verstimmungen und Rivalitäten als tiefgehend und dauernd bezeichnet werden darf, so ist das besonders dem Einflusse von zwei Schriftstellern zuzuschreiben, die, jeder in seiner Art, aufklärend und erziehend gewirkt haben, nämlich dem Einflusse von Carlyle und Matthew Arnold. Die Wirksamkeit des ersteren, des „Weisen von Chelsea", ist in Deutschland genügend bekannt und auch im vorigen Jahre bei Gelegenheit seines hundertjährigen Geburtstages vielfach wieder der Gegenstand anerkennender Betrachtung gewesen; von Matthew Arnold aber, dem Dichter und Kritiker, weiß man bei uns sehr wenig. Das Erscheinen seiner Briefe,[1]) die nach seinem testamentarischen Wunsch die Stelle einer Biographie vertreten sollen, gibt uns eine willkommene Veranlassung, auf seine Bedeutung und seinen Einfluß näher einzugehen.

Matthew Arnold, der im Jahre 1822 zu Laleham geboren worden ist, hat das besondere Glück gehabt, einen hochbedeutenden und mit Recht berühmten Vater gehabt zu haben. Dr. Thomas Arnold, seit 1828 Director der Schule zu Rugby, hat durch seine historischen und religiösen Schriften, wie durch seine Persönlichkeit als Erzieher einen mächtigen sittlichen und intellectuellen Einfluß auf seine Generation ausgeübt. Er hat den Schulunterricht den Anforderungen der Zeit entsprechend umgestaltet und ihm ein höheres ideales Ziel gesteckt, er hat die Forschungen Niebuhrs über römische Geschichte in England eingeführt und ist in religiöser Beziehung einer der Vorkämpfer einer weitherzigeren, freieren Auffassung der Religion, der sogen. „Breitkirche", gewesen. Keiner hat diesen Einfluß, der aus der Totalität eines tiefernsten und großangelegten Charakters hervorging, tiefer empfunden als sein Sohn, der sich mit Vorliebe als der Fortsetzer des Werkes seines Vaters bezeichnet. Dr. Arnold starb schon im Jahre 1847, herausgerissen mitten aus einer ungemein fruchtbaren praktischen und schriftstellerischen Thätigkeit. Aber die Mutter Matthew Arnolds, an die die meisten der Briefe gerichtet sind und die, nach denselben zu urtheilen, eine Frau von Geist und Bedeutung gewesen sein muß, lebte noch bis zum Jahre 1873. Sein eigenes Leben trägt den gleichmäßigen Charakter eines stillen Gelehrtendaseins. Auf Schule und Universität zeichnete er sich aus und errang eine Reihe von Preisen für dichterische und wissenschaftliche Leistungen. Dann wurde er, nachdem er kurze Zeit unter Leitung seines Vaters in Rugby unterrichtet hatte, Privatsecretär von Lord Lansdowne und durch dessen Vermittlung im Jahre 1851 Schulinspector, ein Amt, das er bis zum Jahr 1882 bekleidet und mit strenger Gewissenhaftigkeit verwaltet hat. Dreimal reiste er auch als Regierungscommissar nach Frankreich, der Schweiz, Deutschland und Holland, um dort das Schulwesen kennen zu lernen, und legte seine Beobachtungen und Erfahrungen in Schriften nieder, die für die Entwicklung der englischen Schule epochemachend gewesen sind. Im Jahr 1857 wurde er zum Professor der Poesie in Oxford ernannt, eine Stelle, die er 1867 niederlegte. Als solcher hielt er eine Reihe von Vorlesungen über poetische Gegenstände. Wenn wir im übrigen noch erwähnen, daß die Universität Oxford ihm im Jahre 1870 den Titel eines Ehrendoctors verlieh, daß er im Jahre 1883 eine Pension von 250 Pfd. St. von der Regierung erhielt und in demselben Jahre und später noch einmal die Vereinigten Staaten besuchte, das erstemal, um Vorlesungen zu halten, das zweitemal zum Besuche seiner verheiratheten Tochter, so haben wir die wichtigsten äußeren Ereignisse seines Lebens erschöpft. Der äußere Erfolg kam bei ihm langsam, und da seine Schriften sich naturgemäß nur an ein kleines und gewähltes Publicum wenden konnten, so brachte ihm derselbe, auch nachdem er ihm zutheil geworden war, keinen materiellen Ueberfluß. Noch im Jahre 1870 erklärte er den Steuercommissaren, daß er „ein unpopulärer Schriftsteller" sei, und daß sein Einkommen sich kaum auf 200 Pfd. St. belaufe. Aber er besaß, was höher zu schätzen ist als Reichthum, ein glückliches Familienleben, ein reines, für alles Schöne und Gute empfängliches Gemüth und einen heitern unzerstörbaren Humor. Seine Briefe haben keinen hohen Werth als Literaturwerke, wie man erwartet hatte, und haben daher manche seiner Bewunderer ent-

[1]) Letters of Matthew Arnold 1848—1888. 2 vol. Collected and arranged by *George W. E. Russell*. London and New-York 1895.

täuscht, aber sie entrollen uns das Bild eines in hohem Grade liebenswürdigen und wahrhaft guten Mannes, eines edlen, hülfreichen, tiefernsten und doch heiteren Charakters. Schönste Menschlichkeit, innige Liebe zur Natur und wahre Religiosität bilden die Grundzüge seines Wesens. Er starb am 15. April 1888 im Alter von 65 Jahren.

Seine Werke sind theils in poetischer, theils in prosaischer Form verfaßt. Wir wollen zuerst den Gedichten eine kurze Betrachtung widmen. Es sind lyrische Gedichte, Sonette, Elegien, erzählende und dramatische Dichtungen. Alle zeichnen sich durch Anmuth und Reinheit der Form aus. Matthew Arnold ist ein Schüler der Alten. Homer und Sophokles sind seine Meister. Er hat sich sogar in der Chor-Tragödie versucht, aber sowohl seine Tragödie „Merope" als das Fragment „Antigone" sind kalte akademische Uebungen ohne bleibenden Werth. Von antiker Einfachheit und Schönheit sind auch seine epischen Dichtungen „Sohrab und Rustum", eine Erzählung, die wie das althochdeutsche Fragment von „Hildebrand und Hadubrand" den Kampf zwischen Vater und Sohn, die sich nicht kennen, und den tragischen Tod des letzteren von der Hand jenes behandelt, „Der Tod Baldurs", „Tristan und Isolde" u. a. Von den neueren Dichtern schätzt er Wordsworth und Goethe am höchsten. Mit dem ersteren theilt er die feine Naturbeobachtung, die Kunst poetischer Landschaftsmalerei, Goethe ist sein Lehrer in Bezug auf den Ideengehalt und die Tendenz seiner Gedichte. Gedankenvolle, sanfte Melancholie ist ihr Grundzug. Gegenüber der Hast und dem tollen Getriebe des Lebens predigt er Einkehr in sich selbst, gegenüber dem lauten Streit unklarer Meinungen wahres Gefühl, klares Denken und daraus entspringend ruhiges Handeln. Ein besänftigender, reinigender, klärender Einfluß strömt von seinen melodischen Weisen aus. Es ist die Stimmung eines schönen Sommerabends zwischen Sonnenuntergang und Mondaufgang, eine ernste und fruchtbare Trauer, die siegende Schwermuth einer ausgewachsenen, ruhig in und um sich schauenden Seele.

Eine gewisse Eintönigkeit kennzeichnet seine Dichtungen. Seine Leier hat nicht viele Saiten und der Strom der Poesie läuft oft dünn, zu sehr beschattet von Gedanken und Betrachtungen, in denen er sich zuweilen ganz verliert. Es fehlt oft die Anschaulichkeit, der Körper. Arnolds Poesie schwebt über den Dingen, in dem unbestimmten, weiten Gebiete der poetischen Stimmung, das zwischen Denken und Fühlen, Philosophie und Kunst liegt. Und doch übt ihre ernste und ruhige Klarheit einen eigenen Reiz auf den Leser aus. Wir fühlen es: eine interessante Persönlichkeit spricht zu uns, nicht ein gottbegnadeter Sänger Apollo's, aber ein fein empfindender, geist- und gemüthvoller Denker.

Unter seinen früheren Dichtungen wird „Empedokles auf dem Aetna", ein faustisches Seelengemälde, am meisten geschätzt. Er zeigt alle seine Vorzüge und Fehler in sehr charakteristischer Weise, den majestätischen, in harmonischer Sprache mächtig dahinrauschenden Strom klarer Gedanken in den Monologen des verzweifelnden Philosophen Empedokles, der sich in den Krater des Aetna stürzt, die wunderbare Kunst lyrischer Stimmungsmalerei in den Gesängen des Hirten Kallikles, aber auch den Mangel an Gestaltungskraft, an individuellem Leben. Die Figuren sind zu nebelhaft verschwommen, zu unbestimmt, um uns ein wirkliches Interesse einzuflößen.

Von seinen Elegien gelten „Der Zigeunerstudent" und „Thyrsis" als die besten. Die erstere erzählt von einem jungen Oxforder Studenten, der unter die Zigeuner ging, und knüpft daran Betrachtungen über die zwecklose Hast des modernen Lebens; die letztere, welche dem Andenken des Dichters Arthur Clough gewidmet ist, enthält ähnliche Gedanken. Auch die Elegie „Heine's Grab" ist von großer Schönheit und enthält eine liebende und doch gerechte Würdigung des unglücklichen Dichters. Ich könnte noch eine Reihe anderer Gedichte anführen, die den genannten an künstlerischer Vollendung nicht nachstehen, aber ich schließe diese Betrachtung mit dem Urtheil, das Arnold selbst über seine Dichtungen fällt. „Meine Gedichte", sagt er in seinen Briefen (5. Juni 1869), „stellen in ganzen die wichtigste geistige Strömung des letzten Viertteljahrhunderts dar und deßhalb werden sie wohl auch ihre Zeit haben, sobald die Menschen sich des Wesens dieser geistigen Strömung bewußt werden und sich den literarischen Schöpfungen zuwenden, die sie widerspiegeln. Man kann vielleicht mit Grund behaupten, daß ich weniger dichterisches Gefühl habe als Tennyson und weniger geistige Kraft und Reichthum als Browning, da ich jedoch mehr von einer Vereinigung dieser Eigenschaften habe als alle beide und da ich diese Vereinigung regelmäßiger auf die Hauptlinie der modernen Entwicklung angewandt habe, so werde ich wohl auch meine Zeit haben, wie sie sie gehabt haben." Wenn Arnold hiemit gemeint hat, daß seine Gedichte jemals so volksthümlich werden würden wie die Tennysons, oder so intensiv wirken würden wie die Brownings, so ist er im Irrthum. Ihr Leserkreis kann immer nur ein kleiner bleiben, aber dieser wird oft und gerne zu ihnen zurückkehren, um sich durch einen Trunk aus diesem Quell starker, klarer und ernster Gedanken zu erfrischen.

Welches aber diese Gedanken sind, und welches die geistige Strömung ist, als deren Vorkämpfer Arnold sich fühlt, das werden wir besser bei der Betrachtung seiner Prosaschriften untersuchen.

Matthew Arnolds Prosaschriften behandeln drei Gebiete, das Schulwesen, die Religion und die Literatur. Aber alle die Fragen, die er behandelt, sind bei ihm nicht Selbstzweck; sie sind vielmehr alle dem einen großen Zwecke der Aufklärung des englischen Volkes, seiner geistigen Befreiung und Mündigmachung untergeordnet. Die äußere politische Freiheit hat man sich in England erkämpft, aber leider überschätzt man „dieses vom Himmel verliehene Vorrecht des Engländers, zu thun, was er will, zu gehen, wohin er will, sich zu versammeln, wann er will, zu schwatzen, was er will, und zu zerstören, was er will." Man glaubt, daß der ganze Fortschritt in gewissen rohen Reformen bestehe, zu denen man den Plan schon im Kopfe hat, der Ausbreitung des Wahlrechts, der Abschaffung der Staatskirche oder des Oberhauses und dergleichen. Stolz vergleicht man den allmählichen tastenden, aber beständigen Fortschritt des englischen Volkes mit den mißlungenen Versuchen anderer Völker, etwa der Franzosen, die Welt mit der Vernunft in Einklang zu bringen, sie gewaltsam nach Ideen umzugestalten, und zieht hieraus den Schluß, daß Ideen überhaupt etwas Ueberflüssiges und Schädliches seien, nicht bloß auf dem Gebiete des praktischen Handelns, sondern auch auf dem des Denkens, der Theorie. So entsteht denn jene geistige Atmosphäre, die Heine als „echt britische Beschränktheit" bezeichnet hat, und die Matthew Arnold mit einem Heine entlehnten Worte als „Philisterthum" brandmarkt. Dieses Philisterthum herrscht besonders im Bürgerstande, unter den Handeltreibenden und Industriellen der großen Städte, die sich für das Salz der Erde halten. Es kennzeichnet sich durch „eine ungenügende Art der Religion, einen engen Kreis der Intelligenz und des Wissens, einen verkümmerten Schönheitssinn und gewöhnliche Manieren". Und während so der Bürgerstand in engherziger Routine befangen ist, besteht die Aristokratie, die sich gegen Ideen nicht minder abweisend verhält, aus „Barbaren", während die unteren Classen bei ihrer Rohheit und Unwissenheit als „Pöbel" bezeichnet werden müssen. „Barbaren, Philister und Pöbel", so charakterisirt Arnold das englische Volk. Welch

ein Gegensatz zu Macaulay, „dem großen Apostel der Philister“, der die Selbstgenügsamkeit und den Hochmuth seiner Landsleute genährt hatte, indem er die Erbweisheit gleichsam auf Flaschen zog und dies berauschende Getränk ihnen vorsetzte! Carlyle hatte allerdings schon in anderem Tone zu ihnen gesprochen, aber seine Art war zu leidenschaftlich, zu gebieterisch und rauh gewesen. Jetzt nimmt Arnold in seiner ruhig heiteren Weise den Kampf gegen das Ungethüm des Philisterthums auf, dessen Sieg nach seiner Ansicht bedeuten würde, daß England durch seine Unempfänglichkeit für Ideen und seine Theilnahmlosigkeit gegenüber dem allgemeinen und nothwendigen Fortschritte der Menschheit zu einer Art größeren Hollands herabsinke.

Die Methode und die Ziele dieses Kampfes, dem seine Kritik gewidmet ist, bespricht Arnold in einem besonderen Essay, der den Titel führt „Die Aufgaben der Kritik in der Gegenwart“. „Die kritische Kraft,“ so sagt er hier, „muß in allen Zweigen des Wissens, Theologie, Philosophie, Geschichte, Kunst und Naturwissenschaften den Gegenstand an und für sich sehen, wie er wirklich ist; sie soll das Beste wissen, was in der Welt gewußt und gedacht wird, und dadurch, daß sie das bekannt macht, eine Strömung wahrer und frischer Ideen schaffen.“ Sie muß daher besonders auch die Literatur des Auslandes studiren, denn Europa bildet in Bezug auf seine Cultur nur eine Gemeinschaft, und was ein Volk gefunden hat, wird von den anderen nachgeahmt und so Gemeingut aller. In Bezug auf England gilt es besonders, etwas von der fremden Intelligenz zu verbreiten. Energie und Ehrlichkeit sind die hervorstechenden Eigenschaften der Nation; woran es ihr fehlt, das ist ein offener, klarer Geist und eine schnelle und biegsame Intelligenz.

Was nun die Methode angeht, so muß die Kritik ganz objectiv sein; sie darf nicht nach praktischen Folgen fragen oder sich in den Dienst irgend einer Partei stellen. „Wir haben lange genug“, sagt Arnold, „alles vom Gesichtspunkte der Politik und des politischen Lebens betrachtet und erreicht, was sich auf diesem Wege erreichen läßt; versuchen wir einmal eine uneigennützigere Art der Betrachtung, widmen wir uns mehr dem beschaulichen Leben des Geistes! Auch dieses hat vielleicht seine Auswüchse und Gefahren, aber die sind gegenwärtig nicht für uns da. Denken wir daran, unsern Vorrath an wahren und frischen Ideen zu vergrößern, und laufen wir nicht gleich, wenn wir eine Idee oder eine helle Idee haben, mit ihr auf die Straße und versuchen sie dort zu verwirklichen. Schließlich werden unsre Ideen die Welt nur um so besser umgestalten, wenn sie ein wenig gereift sind.“ Nicht stürmisch wie der Parteipolitiker, soll der Kritiker von einer Seite auf die Wahrheit zuzustürzen versuchen, er soll ihr ehrfurchtsvoll von verschiedenen Seiten nahen, denn nur so kann er hoffen, einen Blick von der geheimnißvollen Gottheit zu erlangen. Er muß geduldig sein und zu warten verstehen, er muß den Zauber sanfter Ueberredung auszuüben verstehen. „Sweetness and light“, Sanftmuth und Licht, ist der Wahlspruch Arnolds. Mit ungläubigem Kopfschütteln wendet er sich von dem wilden Parteikampfe ab, um sich der hohen Aufgabe der inneren Befreiung, der Aufklärung seines Volkes zu widmen.

Ein Mittel dieser Aufklärung ist in erster Linie der Unterricht. Arnolds Verdienste um das Schulwesen, sowohl die Volksschulen als die höheren Schulen, sind allgemein anerkannt. Einer staatlichen Regelung des Schulwesens stand in England lange Zeit der falsche manchesterlich-liberale Staatsbegriff entgegen. Man faßte den Staat als einen fremden Eindringling auf, der die Thätigkeit der Individuen nicht zusammenfassend darstelle, sondern durchkreuze. Diesem Vorurtheil tritt Arnold in seiner Schrift „Cultur und Anarchie“ entgegen, wo er den Begriff des Culturstaates als der Einheit unsres besseren unpersönlichen Selbst im Gegensatz zu dem niederen persönlichen Selbst entwickelt. Der Volksschulunterricht ist denn auch nach langen Kämpfen im Jahre 1870 staatlich geregelt worden. Das Schulgesetz dieses Jahres, dessen Urheber der Schwager Arnolds, der damalige Vicepräsident des Erziehungsrathes William Forster war, verkörpert zum großen Theil Arnolds Ideen. Was dagegen die mittleren und höheren Schulen angeht, so ist die Hoffnung Arnolds, auch sie unter staatlicher Aufsicht zu sehen, noch unerfüllt geblieben. Erst jetzt, ein Menschenalter nachdem sie ausgesprochen worden, scheinen die Ansichten Arnolds ihrer Verwirklichung nahe zu sein. Die neuerdings geplante Reform des höheren Schulwesens in England stützt sich ausdrücklich auf seine Vorschläge und Ideen.

Auch die literarische Kritik dient bei Arnold dem großen Zwecke der Aufklärung. Ihre Aufgabe ist nämlich bei ihm wie bei Lessing die Vorbereitung einer großen schöpferischen Periode der Literatur. Damit aber eine solche entstehe, genügt es nicht, daß große Talente vorhanden sind. Der Augenblick muß auch günstig sein, ein Strom neuer und wahrer Ideen über das Leben muß die Nation durchfluthen und dem Dichter Stoff liefern. Denn die Poesie ist keine geistreiche Spielerei, sie ist vielmehr „Kritik des Lebens unter den Bedingungen, die durch die Gesetze der poetischen Wahrheit und der poetischen Schönheit für solch eine Kritik festgesetzt sind“. Von den neueren Literaturen hat allein die deutsche Dichtung, besonders Goethe's Dichtung, dieses hohe Ziel, „eine sittliche Darstellung des Menschen und des Universums von einem unabhängigen Standpunkt aus“ zu geben, erreicht. Der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts, die durch die Namen Byron, Shelley, Keats und Wordsworth bezeichnet wird, fehlt es keineswegs an schöpferischer Kraft des Genius, wohl aber an Ideengehalt. Der englische Dichter findet keine empfängliche, gebildete, öffentliche Meinung vor, wie sie in Frankreich und Deutschland besteht. Die Kritik hat keine Autorität, weil sie einer idealen Norm ermangelt. Daher kommt in einem großen Theile der englischen Literatur ein gewisser Ton des Provincialismus, eine Extravaganz oder Excentricität in Form oder Inhalt. Dem gegenüber legt Arnold in seinen kritischen Aufsätzen immer den höchsten Maßstab der Beurtheilung an. Er vergleicht die Werke, die er bespricht, mit denen der anerkannten Meister. Seine Essays behandeln neben englischen Dichtern und Schriftstellern auch fremde. Sie sind alle formvollendet und geistvoll. Matthew Arnold hatte den Ehrgeiz, der englische Sainte-Beuve zu werden. Er ist weniger und doch mehr. Als Literarhistoriker und Kritiker ist sein Werk an Umfang und Bedeutung gewiß geringer als das des Verfassers der Causeries de Lundi, aber dennoch ist sein Einfluß auf seine Zeit und sein Land größer gewesen.

Das dritte Gebiet, auf dem Arnold reformatorisch gewirkt hat, ist das des religiösen Gedankens. Religiöse Fragen haben bei den Nationen angelsächsischer Race von jeher ein lebhaftes Interesse erweckt; bei keinem anderen Volke ist das religiöse Gefühl so mächtig, bei keinem ist daher das Christenthum auch so verwachsen mit dem ganzen politischen und socialen Leben. Von den beiden großen Principien, die nach Arnold — er hat diesen Gedanken Heine entlehnt — die moderne Culturwelt regieren, dem Hebräismus und Hellenismus, der Herrschaft des Herzens und der Phantasie und der Herrschaft der Sinne und des Verstandes, hat in England das erstere seit dem 17. Jahrhundert fast unumschränkt die Vorherrschaft behauptet. Diese Einseitigkeit hat sich gerächt. „Wir haben“, so sagt

Arnold, „unsre hebraisirenden Instincte, unsre Vorliebe für Rechtlichkeit des Handelns vor Feinheit und Biegsamkeit des Denkens zu ausschließlich gewahrt und sind so in einer mechanischen und unfruchtbaren Routine gelaudet.“ Die engherzige Auffassung des Lebens und der Mangel an Schönheitssinn und wissenschaftlichem Verständniß, die das Puritanerthum kennzeichnen, sind die Folgen dieser Richtung. Ihr tritt Arnold entgegen. Allerdings predigt er keineswegs wie Heine die Abwendung von dem Hebräerthum, der Religion des Leidens, zum Griechenthum, der Religion des Genusses. Er ist vielmehr ein echter Angelsachse auch darin, daß für ihn die Religion die wichtigste Seite des menschlichen Lebens bleibt. Im Unterschied von den liberalen Naturwissenschaftlern ist er von ihrer Nothwendigkeit durchaus durchdrungen. Sie ist im Grunde nichts als eine höhere Moral, eine Moral, die durch das Gefühl erleuchtet, durchwärmt, gehoben wird und die der Menschheit unendliche Dienste leistet, indem sie die gewaltigen Mächte der Liebe, der Verehrung, der Dankbarkeit, der Hoffnung, des Mitleids und der Ehrfurcht für die Lebensführung nutzbar macht. Und die Lebensführung umfaßt doch, wie Arnold betont, drei Viertel des menschlichen Lebens, während Wissenschaft und Kunst sich in das übrige Viertel theilen.

Wenn es so gewiß ist, daß die Menschheit ohne Religion und zwar ohne das Christenthum nicht auskommen kann, so ist es doch nicht minder gewiß, daß sie auch mit demselben, wie es heute besteht, nicht auskommen kann. Die ganze christliche Mythologie, der Wunderglaube, die Auffassung der Bibel als eines Talismans und ihre buchstäbliche Auslegung, die materialisirende Theologie, die hierauf aufgebaut ist, können vor dem Lichte moderner Wissenschaft nicht mehr bestehen und sind zu unrettbarem Untergang verdammt. Diese beiden Thatsachen haben andere Männer vor Arnold erkannt, Carlyle unter ihnen, der einen „Auszug aus der Judengasse“ (Exodus from Houndsditch) als seiner Weisheit letzten Schluß schreiben wollte, aber diesen Plan nicht ausführte, weil er nichts an die Stelle der veralteten Religion zu setzen wußte. Arnolds Verdienst ist es, in seinen beiden Schriften „Literatur und Dogma“ und „Gott und die Bibel“ den ernsten Versuch gemacht zu haben, die Religion mit dem Zeitgeist in eine Linie zu bringen. Er entkleidet den Gottesbegriff seines Anthropomorphismus und definirt ihn als „die Tendenz, wodurch alle Wesen das Gesetz ihres Daseins erfüllen“, oder in dem Sinne des Hebräerthums als „die ewige Macht der Gerechtigkeit außer uns“; er gibt eine Skizze der Entwicklung des religiösen Gedankens, seiner Reform durch Jesus; er erklärt die Entstehung des Aberglaubens schon zur Zeit der Apostel, die ihren Meister nur unvollständig verstehen konnten, und seine weitere Ausbildung und schließliche Festlegung in der orthodoxen, dogmatischen Theologie; er weist auf die Irrthümer hin, die in der buchstäblichen Auffassung der Bibel ihren Grund haben, während in Wirklichkeit ihre Sprache doch nicht wissenschaftlich exact, sondern literarisch-poetisch ist, sich einem nur unvollständig erfaßten Gegenstande des Bewußtseins nähert. Arnold ist kein wissenschaftlicher Forscher; er spottet sogar gelegentlich über die Exactheit der deutschen Bibelforschung, auf der er doch fußt. Seine positiven Constructionen lassen sich daher nicht aufrecht erhalten; er läßt sich durch Worte, durch seinen jeweiligen Zweck hinreißen. Aber er ist überall geistvoll und anregend und der befreiende, lösende Einfluß seiner Schriften ist sehr groß gewesen. Er ist nicht Forscher und Philosoph, sondern Künstler, Prediger, Reformator, Aufklärer im besten Sinne des Wortes, und für sein Werk gilt, so unvollkommen es im einzelnen auch sein mag, doch entschieden der Ausspruch: „In magnis voluisse sat est“.

Seine Mission war, ein Führer und Berather Englands zu sein in dem großen Befreiungskampf aus dem Kerker des Puritanismus, der harten, freudlosen calvinistischen Weltanschauung, ein höheres und volleres Menschheitsideal zu predigen, als das der alten Theologie. Und was seinen Schriften, sowohl den prosaischen als den poetischen, eine so dauernde Wirksamkeit verleiht, das ist der Geist der Milde, der „Maße“, wie unsre alten deutschen Dichter es nannten, jener „sweet reasonableness“, die er selbst an Jesu Wirken rühmt und die in wohlthuendem Gegensatze steht zu dem maßlosen Geschrei der Pfaffen des Glaubens wie des Unglaubens, das in England so oft verwickelte Fragen verwirrt, statt sie zu lösen. Diesen Geist der Objectivität, der inneren Freiheit, die nicht durch Reformgesetze, so nothwendig diese auch sein mögen, sondern durch Selbstzucht erworben wird, verdankt er besonders dem Studium der fremden und vor allem der deutschen Literatur. Und so bildet er gleichsam ein Bindeglied zwischen den beiden großen germanischen Nationen, die, wie die Geschichte zeigt, auf ein friedliches Zusammenwirken angewiesen sind. Dr. Ph. A.

Die Amtsentsetzung evangelischer Geistlicher.

I.

Σ. Mehr und mehr häufen sich die Fälle, da evangelische Kirchenbehörden in die traurige Nothwendigkeit versetzt werden, Pastoren und Candidaten aus dem Grund entlassen zu müssen, weil diese mit einzelnen Punkten der Kirchenlehre zerfallen sind und daraus kein Geheimniß machen. Würde es sich hiebei um Persönlichkeiten handeln, welche es versäumt haben, das „gute Gerücht“ festzuhalten, ohne dessen Besitz keine Predigerwirksamkeit gedacht werden kann, so wäre darüber kein Wort zu verlieren. Derartige Individuen finden sich in allen Ständen. Sie pflegen es eine Zeit lang zu treiben. Dann erfüllt sich an ihnen das Sprichwort von dem Krug, der so lange zum Wasser geht, bis er zerbricht. Nein, ganz anders steht es mit den erwähnten disciplinirten Geistlichen. Diese gehören fast ausnahmlos zu den wissenschaftlich Tüchtigsten, sie zeichnen sich auch sonst durch einen würdigen Wandel aus; ja nicht wenige unter ihnen sind die treuesten Seelsorger ihrer Gemeinden gewesen. Ist es da nicht ein tieftrauriges Symptom der Gegenwart, daß kaum ein paar Monate vergehen ohne neue Unglücksbotschaften von entlassenen Pfarrern? Man braucht wahrhaftig kein Theolog zu sein, um diese Erscheinung aus innerster Seele zu beklagen. Wer noch einen Funken von Liebe zu seiner evangelischen Kirche hat, wird sich davon nicht ausnehmen können. Um so tragischer aber erscheinen diese disciplinären Maßregeln der Kirchenregierungen, wenn man beachtet, daß die Behörden in den meisten Fällen gar nicht anders handeln konnten.

Zwar haben sich die meisten Gebildeten unsrer Zeit in diesen Fragen den Standpunkt der protestantenvereintlich gerichteten Geistlichen zu eigen gemacht, welche sich auf das Recht der freien Forschung berufen, und das hat ja auch wirklich viel Bestechendes bei oberflächlicher Betrachtungsweise. Es fragt sich nur, ob die Gründe, welche hiemit von dieser Seite her ins Feld geführt werden, auch wirklich stichhaltig sind. Uns scheint, daß dieselben bei näherem Zusehen in nichts zerfließen. Muß denn immer und überall vor dem radicalen Liberalismus, der sich hinter die erwähnte Berechtigung versteckt, der Hut abgezogen werden? Wohin diese Strömung in der Politik es gebracht hat, darüber geben sich selbst seine eifrigsten Vertheidiger heute keinen Illusionen mehr hin. Daß sein Stiefbruder in der Theologie jetzt an demselben Geschick theilnehmen muß, ist für den nicht verwunderlich, der die Entwicklung der Dinge

mit offenem Auge verfolgt hat. Muß deßhalb der gesammte Liberalismus in der Theologie über Bord geworfen werden? Das sei ferne. Wir überlassen es ängstlichen Gemüthern, die Flinte in das Korn zu werfen und mit fliegenden Fahnen in das Lager derer überzugehen, die vorher nicht einseitig und culturfeindlich genug geschildert werden konnten. Wir möchten um alles nicht dem Vorwurf der Charakterlosigkeit uns aussetzen. Darum bleiben wir bei jenem evangelischen Liberalismus, der recht wohl mit dem positiven Christenthum Hand in Hand gehen kann und der jedenfalls das Wort Christi für sich in Anspruch nehmen darf: So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei. Alles ist euer; ihr aber seid Christi.

Welches sind denn nun die Streitsätze, mit denen die Gegner der kirchlichen Obrigkeiten die letzteren in der öffentlichen Meinung zu discreditiren suchen? Man sagt: „Die Bezeugung der Wahrheit ist die höchste Pflicht der Kirche und ihrer Diener. Da die Wahrheit aber kein Sterblicher besitzt, kann dieser Grundsatz nur das Aussprechen der persönlichen Ueberzeugung fordern. Wer dieses negirt, der verbietet damit überhaupt die Bezeugung der Wahrheit. Darum ist Protest einzulegen gegen die fraglichen Amtsentsetzungen, welche in offenbarem Widerspruch mit dem Willen Jesu Christi stehen. Wenn ferner die Kirchenregierungen durch solche Eingriffe für sich den Anspruch auf Unfehlbarkeit erheben, so ist zu protestiren gegen diese Maßregeln, weil durch sie in der evangelischen Kirche dieselbe Menschenherrschaft aufgerichtet wird, die in der römischen besteht."

Es leuchtet ein, daß diese Sätze, wie sie z. B. Gottfr. Schwarz, vormals Pfarrer in Binau, vertritt, eine merkwürdige Mischung von Wahrem und Falschem in sich schließen. Mag sein Aufruf von Tausenden zustimmender Unterschriften wimmeln, wir lassen uns dadurch weder imponiren, noch in der Kritik beirren. Wir meinen aber: die Consequenz dieser Sätze bringt die evangelische Kirche in die Gefahr, daß an demselben Tag, da diese Thesen anerkannt würden, dem Irrthum Thür und Thor geöffnet würde und die Existenz unsrer Kirche direct bedroht wäre. Die Kirche darf doch wohl etwas von den Rechten für sich beanspruchen, ohne die sich kaum ein Verein lebensfähig erweist. Jeder gewöhnliche Club verlangt die Beobachtung seiner Statuten. Wer sich diesen nicht fügt, mag anderen sich anschließen. Es geht nimmermehr an, von der Kirche zu verlangen, daß sie einem Prediger, der nun einmal ihr dienendes Glied ist, es freistelle, zu lehren, was er wolle, es sei in Uebereinstimmung mit der Lehre, die sie selbst als biblisch ansieht und fixirt hat, oder im Widerstreit mit dieser Lehre.

Anders sieht sich die Sache an, wenn der Einzelne, der abweicht, der Mund der Gesammtheit ist. In diesem Fall wird man den „Grenzboten" nicht widersprechen können, wenn sie (Nr. 9 pg. 444) verlangen: „Dann hat sich allerdings das Bekenntniß der Kirche eine Umgestaltung gefallen zu lassen, denn es will und muß das ausdrücken, was sich den Gläubigen als Wahrheit darstellt; oder, da wir ja in der Schrift den Prüfstein der Wahrheit haben, können wir genauer sagen: Die Kirche muß ihr Bekenntniß umgestalten, wenn sich herausstellt, daß sie in irgend einem Punkte der Schriftlehre nicht den entsprechenden Ausdruck gegeben hat."

Man mag die abgesetzten Geistlichen so hoch stellen als man will, man mag sie als Märtyrer verehren — eines ist gewiß: der Mund der Gesammtheit der Gläubigen sind sie nicht; darum passen die letzten akademischen Erörterungen auf die besprochenen Fälle nicht.

Wäre es nicht aber doch recht am Platz, wenn diejenigen, welche in Kirche und Schule Diener unsres Glaubens sind, etwas dazu thun würden, um neue frische Luft durch die Fenster hereinzulassen? Liegt nicht doch etwas wie Gefängniß-Atmosphäre auf so manchen Predigten? Sind nicht wenige unter den Kanzelrednern schon durchaus befriedigt, wenn sie Dogmatik und nochmals Dogmatik predigen und hören? Wie viele vermeiden es absichtlich, Gegenwartsfragen von dem göttlichen Wort beleuchten zu lassen! Wie viele gönnen der Ethik, der christlichen Sittlichkeitslehre auch nicht ein bischen Raum! Man fürchtet sich zu versündigen, da ja der Mensch so leicht zu der Meinung verführt werden könnte, seine eigne Leiter sich in den Himmel bauen zu können. Als ob die evangelische Moral mit dieser Gefahr überhaupt zu rechnen hätte.

Was war das doch vor einigen Jahren für ein Entrüstungsrummel, als eine Anzahl von Theologen in Folge wissenschaftlicher Erwägungen die übernatürliche Zeugung Jesu fallen lassen zu müssen glaubten. Uns selber konnten die Beweise für diese Anschauung nicht so weit befriedigen, daß wir deßhalb eine Correctur des Glaubens unsrer Väter gebilligt hätten. Allein ebensowenig konnten wir denjenigen Recht geben, welche das Wort: „geboren von der Jungfrau" als alleinigen Eckstein ihres Glaubens bezeichneten, dem gegenüber alle übrigen Glaubenssätze weniger werthvoll sind.

Fürwahr, die rabies theologorum ist noch lange nicht im Aussterben begriffen. Die Amtsentsetzungen hängen aber durchaus mit diesen Lehrstreitigkeiten zusammen. Mit Recht dringt Schnedermann in Leipzig darauf, daß klares geschichtliches Verständniß der Schrift ebenso Gemeingut der Kirchenglieder werden muß, wie es bisher in Erbpacht der Theologen gewesen ist. Wir würden uns vielen Verdruß ersparen, vielen Aergernissen vorbeugen, viel Peinliches vermeiden, wenn der altchristliche Grundsatz wieder zur Geltung käme, nach welchem der Geist lebendig macht und nicht der Buchstabe. Eben diese Erkenntniß bezeichnet den gewaltigen Fortschritt, welcher dem Christenthum beschieden war. Die Verbreitung dieses Princips, das war seine göttliche Mission. Daran zu erinnern und dies immer wieder aufs neue einzuschärfen, das ist heute kein überflüssiges Beginnen.

Man hat bei den Lehrstreitigkeiten, welche nun bereits seit geraumer Zeit im Lager des Protestantismus viele Herzen aufregen, viele Köpfe verwirren, fast vollkommen vergessen, daß Unfriede auf die Dauer verzehren muß, und es ist ein klägliches Schauspiel, diese fortgesetzte Befehdung unter den Brüdern, welche gar kein Ende nehmen will, vielmehr von Jahr zu Jahr immer schärfere Formen annimmt; um so beklagenswerther, wenn man beachtet, wie der Einfluß der Kirche auf das Volksleben von Jahr zu Jahr mehr verschwindet. Wer unter den sogenannten Gebildeten ist heute noch kirchlich gesinnt, wer hat noch einen Funken von Liebe und Werthschätzung seiner Kirche übrig? Und wie sieht es in den unteren Volksclassen aus! Die aber den Beruf haben, helfend einzugreifen, kommen vor lauter Bruderzwist nicht dazu, den Uebergang vom Wort zum Handeln zu finden. Bald soll die moderne Theologie die Schuld an den zerfahrenen Zuständen haben, bald sollen die Bekenntnißtreuen die Störenfriede sein; und doch kann es erst dann zum Besseren sich wenden, wenn die Besserung im eigenen Lager beginnt.

Man übersehe doch nicht, daß wir in einer Uebergangszeit leben, welche mit dem sechzehnten Jahrhundert viele Aehnlichkeit hat. Ein Neues bereitet sich vor. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das gegenwärtige Geschlecht Zeuge davon sein darf, daß die Cultur abermals einen Schritt nach vorwärts ausführt. Die Cultur, auch die moderne, die kirchenfeindliche, wäre ohne das Christenthum gar nicht da. Aber die Tochter hat sich von der Mutter emancipirt und geht oft recht herzlos und pietätlos mit

Digitized by Google

ihr um. Es geht auf das vorige Jahrhundert zurück, daß eine tiefe Kluft zwischen dem religiösen und dem weltlichen Geistesleben unsres Volkes entstanden ist. Ein böser Riß ist da hineingekommen. Der kirchliche Protestantismus hat sich verdrängen lassen von einem weltlichen Protestantismus, der zuerst auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften und der schönen Künste seine Lorbeeren sammelte, dann aber auch die praktischen Lebensgebiete, vor allem das Staatsleben ergriff, den bewundernden Blicken der Menschheit die große Werkstatt der Natur weiter und weiter erschloß und dabei jenen Reichthum von Culturmächten und Culturgütern entfaltete, der zur Zeit Herz, Geist und Sinn der abendländischen Welt und auch unsres deutschen Volkes gefangen hält — leider auf Kosten des evangelischen Glaubens und der evangelischen Kirche. Wir dürfen hiefür die Reformation mit ihren großen weltbewegenden Grundsätzen nicht verantwortlich machen. Hätte dieser mächtige Lebensstrom in seinem Verlauf nur ein seinem Quell und den ersten Canälen entsprechendes Bett gefunden, wäre er nicht mit Gewalt eingeengt worden, so stünde es heute um unsre Kirche besser. Gleicherweise sollte man den Männern, welche die Vermittlung und Versöhnung zwischen Cultur und Kirche erstrebeu, nicht unlautere Absichten unterschieben. Oder ist das vielleicht Selbstsucht, wenn einer wegen seiner freimüthigen Rede Amt und Haus verlassen muß? Man mag von Idealismus sprechen, vielleicht auch von Mangel an Besonnenheit. Aber hüten wir uns, Steine auf Männer zu werfen, welche vielleicht sittlich viel höher stehen als die, welche sie angreifen und lieblos verurtheilen.

Daß die in Frage stehenden Theologen sich nicht haben halten lassen, das ist kein Mangel an Charakter.

Haben die Amtsentsetzungen ihren Höhepunkt erreicht? Wird's besser werden oder noch verwickelter? Werden die Dissonanzen bald in Harmonie sich auflösen? Werden Ruhe und Frieden wieder zurückkehren? Noch ist die Luft recht schwül. Die Gegensätze spitzen sich immer schärfer zu, die Verhandlungen werden immer leidenschaftlicher, die Geister platzen immer grimmiger auf einander. Und doch könnten die Brüder, welche in ein Haus gehören, recht gut mit einander auskommen. Nur von Vorurtheilen müßten beide Theile ablassen, nur ein wenig Belehrung müßten sie gegenseitig annehmen, den stolzen Geist beugen, den geistlichen Hochmuth lassen, die gemeinsamen Berührungs- und Fühlungspunkte, an denen es nicht fehlt, stärker betonen. Dann würde der Friede einkehren. So lange die Bekenntnißtreuen die Gegner des Unglaubens bezichtigen und die Modernen die Anklage auf Aberglauben erheben, können sich die Zustände nicht bessern.

Einer Theologie, welche hervorhebt, daß die vom historischen Christus ausgehenden Wirkungen heute noch da sind und uns zu ihm in ein persönliches Verhältniß setzen, sollte man die Achtung nicht versagen. Wie viele erleuchtete Geister, religiöse Naturen, lautere, fromme, wahrhaft christliche Charaktere hat diese Theologie in ihrer Mitte! Der Werth einer jeden Kirchengemeinschaft bemißt sich im letzten Grunde doch danach, welche sittlichen Früchte sie zu bringen vermag. Diese aber finden sich tausendfach in der Wissenschaft und im praktischen Leben, auf Kathedern und auf Kanzeln, in den Häusern, auf der Gasse, an Krankenbetten, in Palästen und in Hütten. Auch an dem Begriff der Offenbarung hält man dort fest und ihre Religiosität ermangelt nicht des specifisch christlichen Gepräges.

„So ihr euch unter einander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht von einander verzehrt werdet" — welch ernste Pauluo-Mahnung! Durch Hader und Streit kann das Vertrauen und die Sympathie einer kirchenentfremdeten Welt niemals zurückerobert werden. Und es gäbe so viel Gemeinsames: das Streben nach Versöhnung mit Gott, nach Vervollkommnung des christlichen Ideals, das Werthlegen auf reitende barmherzige Menschenliebe, die anbetende Bewunderung des großen Gottes- und Menschensohnes, kurz alle die lebenskräftigen Wahrheiten und Grundsätze des persönlichen, häuslichen, bürgerlichen und socialen Lebens, die im Evangelium ihre Wurzeln haben, könnten so leicht den Sammelpunkt abgeben. Damit wollen wir keiner falschen Einheit das Wort reden. Das Uebertünchen der Gegensätze führt nur zum Scheinfrieden. Von innen heraus müssen diese überwunden werden. Nur daß die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens als Grundton die Melodien begleitet!

Die Streitwaffen niederzulegen, ist jetzt hohe Zeit. Immer lauter klingt durch das Feldgeschrei der Socialisten ein roher, antireligiöser Ton hindurch. Frech lehnt man sich gegen göttliche und menschliche Autoritäten auf. Aber auch die oberen Zehntausend lassen nach der sittlichen Seite viel zu wünschen übrig. Der Klerikalismus schleudert unausgesetzt seine Bannstrahlen auf unsre Seite. Es läßt sich heute nicht voraussagen, ob die nächste Zukunft nicht Erfolge für diese Strömung mit sich führt. Kurz, Feinde ringsum, wohin wir sehen. Aber wir verzagen nicht. Mag auch zuweilen die Menschheitsentwicklung in wunderlichem Zickzack verlaufen, so ist doch immer am Ende jeder Kampfesperiode ein gewisser Fortschritt unverkennbar. Zuletzt siegt doch das Licht über die Finsterniß, die Vergeistigung über den Geistestod. Wir, die Söhne einer großen Zeit, stehen in einem entscheidungsreichen Kampf. Verstehen wir unsre Aufgabe recht, lassen wir es an der Treue nicht fehlen, dann gehört uns die Zukunft, wenn auch viel Widriges die Wege der Gegenwart durchkreuzt. Je näher diese Zukunft heranrückt, um so seltener werden die trüben Bilder, welche sich uns in diesen Zeilen aufgedrängt haben, und auch das Thema von den um ihres Glaubensstandpunktes willen abgesetzten Geistlichen bedarf dann keiner Erörterung mehr, weil auch diese Dissonanz verschwunden ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Sind Zeitungstitel Waarenzeichen?** Der Titel der in Hannover erscheinenden Zeitung „Manufactarist" wurde vom kaiserlichen Patentamt auf Antrag des Verlegers in die Zeichnrolle eingetragen. Der Verleger erstattete daraufhin Strafanzeige auf Grund des Gesetzes vom 12. Mai 1894 gegen den Verleger eines Berliner Concurrenzblattes, das den Titel „Berliner Manufacturist" führte. Die Strafkammer verurtheilte denn auch den Verleger des Berliner Blattes, welcher Revision zum Reichsgericht einlegte und mit der Begründung derselben den kaiserlichen Justizrath Dr. W. Reuling betraute. Dieser veröffentlicht die Revisionsschrift in einer unter dem obigen Titel bei R. Hoffmann (Herm. Bahrs Buchhandlung) in Berlin erschienenen Broschüre. Es mag hier dahingestellt sein, ob ein solches zur Beeinflussung des Gerichts auf dem Wege der Presse geeignetes Verfahren, wenn es auch gegen § 17 des Preßgesetzes nicht verstößt, als richtig anerkannt werden kann. Zugegeben, daß die Revisionsschrift Fragen von allgemeinem Interesse erörtert, so ist diese Erörterung doch zu sehr auf den Zweck zugeschnitten, zu sehr vom Parteistandpunkt aus gehalten, als daß sie überzeugend wirken könnte. Das Ergebniß, zu dem die Ausführung gelangt, erscheint nicht als logisch nothwendig, sondern als von vornherein bezielt und, so gut es geht, logisch gerechtfertigt; eine schlimme Thatsache für eine wissenschaftliche Schrift, die ihren Argumenten den besten Theil der Beweiskraft vorweg raubt. Als der bessere Theil des Buches erscheint demzufolge die dem Abdruck der Revisionsschrift vorausgeschickte Einleitung, in welcher für das thema probandum, daß Zeitungstitel keine Waarenzeichen sind und darum eine Eintragung derselben in das Zeichenregister niemanden hindert, sie gleichwohl zu verwenden, interessante Momente angeführt werden.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 13. Februar. (Vorsitzender Secretar: He. Auwers.) 1. He. Sachau las „über die Poesie in der Volkssprache der

Nestorianer". 2. Hr. Klein legte die zweite Mittheilung des Hrn. Dr. L. Wulff in Schwerin i. M. „zur Morphologie des Natronsalpeters" vor. — Sitzungen vom 20. Febr. Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Diels.) He. Schmoller legte den ersten einleitenden Band der Acta Borussica, Getreidehandelspolitik, „Die Getreidehandelspolitik der Europäischen Staaten vom 13.—18. Jahrhundert. Darstellung von W. Naudé; Berlin 1896" vor und knüpfte daran eine Abhandlung „über die historische Entwicklung der Verfassung und der Politik des Getreidehandels". — Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretar: Hr. Auwers.) Hr. Planck las „Über elektrische Schwingungen, welche durch Resonanz erregt und durch Strahlung gedämpft werden". — Gesammtsitzung vom 27. Februar. (Vorsitzender Secretar: Hr. Auwers.) 1. Hr. Kohlrausch legte eine Mittheilung aus der physikalisch-technischen Reichsanstalt vor: „Ueber den zeitlichen Verlauf der magnetischen Induction", von Dr. L. Holborn. 2. Hr. Erman theilte eine vorläufige Nachricht des z. Zt. bei den Ausgrabungen auf der Insel Philae beschäftigten Hrn. Ludwig Borchardt mit „Über die Auffindung einer dreisprachigen Inschrift" des ersten römischen Statthalters von Aegypten, des praef. Alexandriae et Aegypti, C. Cornelius Cn. F. Gallus. Die Inschrift liegt in hieroglyphischer, in lateinischer und griechischer Redaction vor und bezieht über Kriegsthaten des Cornelius Gallus, der μετὰ τὴν κατάλυσιν τῶν ἐν Αἰγύπτῳ βασιλέων πρῶτος ὑπὸ Καίσαρος κατασταθείς genannt wird. Er hat in 15 Tagen einen Aufstand in Oberägypten niedergeschlagen, hat verschiedene Städte genommen, er hat äthiopische Gesandte in Philae empfangen und hat sein Heer ultra Nili cataractas geführt. Genaueres Mittheilungen sind in Aussicht gestellt.

* Ergebnisse des Preisausschreibens der philosophischen Facultät der Universität Breslau (Reigebaur-Stiftung). Die philosophische Facultät der königlichen Universität Breslau hat am 8. März 1893, entsprechend den Satzungen der Stiftung des Generalconsuls Dr. Reigebaur, die Preisfrage ausgeschrieben: „Welche Einwirkung haben die in den letzten dreißig Jahren erzielten Fortschritte der Kenntniß fremder Erdtheile auf das staatliche und wirthschaftliche Leben des Deutschen Reichs geübt?" Für die Vertheilung von Preisen waren 14.000 Mark verfügbar. Arbeiten, welche zwar nicht einer Preiskrönung, wohl aber einer besonderen Anerkennung würdig schienen, konnten mit einer Hanseirung ausgezeichnet werden, welche indeß in keinem Falle niedriger als auf 900 Mark bemessen werden durfte. Bis zu dem vorgeschriebenen Termin (1. Januar 1896) liefen 19 Bearbeitungen der Preisfrage ein, darunter außer 8 kurzen, zum Theil in Briefform gehaltenen Beantwortungen 11 ausführlichere, genaue Prüfung verdienende Abhandlungen. Leider erwies sich unter diesen keine einzige einer Preiskrönung würdig; selbst eine Honorirung konnte keiner von ihnen zugesprochen werden.

Entscheidend für diesen bedauerlichen Ausgang des ganzen Preisausschreibens war nicht ausschließlich die Thatsache, daß kaum eine von den eingereichten Arbeiten die gestellte Aufgabe scharf im Auge behalten und erst die Erweiterung und Vertiefung der Kenntniß fremder Erdtheile in den letzten dreißig Jahren klar begrenzt und überblickt, dann deren Wirkung auf das Deutschen Reiches öffentliches Leben eindringend gewürdigt hat. Auch eine wirklich wissenschaftliche Behandlung der von den meisten Bearbeitern in Angriff genommenen, viel umfassenderen Frage nach den Einwirkungen, welche Deutschlands Entwicklung in jüngster Zeit durch die gesammte Wechselbeziehung mit überseeischen Ländern empfangen hat, wäre von der Facultät für so verdienstlich erachtet worden, daß ihr eine reich bemessene Entschädigung für die aufgewendete Mühe nicht versagt worden wäre. Aber leider ergab die Prüfung sämmtlicher Abhandlungen, daß wesentliche Bedingungen wissenschaftlicher Arbeit in ihnen unerfüllt blieben. Die sämmtlichen Arbeiten außer der zuletzt aufzuführenden sind in ihrer ganzen Ausdehnung, jene letzte in ihren geographischen Abschnitten auf völlig unzulängliche Vorstudien begründet, ohne Unterscheidung zwischen zuverlässigen Quellen von originalem Werth und unsicheren, bald flüchtigen vorläufigen, bald abgeleiteten, aus zweiter, dritter Hand stammenden Darstellungen, wie sie die Tagesblätter füllen. Gerade die wichtigsten wissenschaftlichen Werke über die einzelnen in den Kreis der Betrachtung gezogenen Gebiete sind auffälligerweise auf alle Arbeiten ohne Einfluß geblieben. Die Verwerthung des gesammelten Stoffs erhebt sich nur in einigen kleineren, an thatsächlichem Inhalt armen Abhandlungen zu vollständiger Neugestaltung aus eigener Kraft, während sie in den meisten zwischen dürftigen Auszügen und ganz unfreier Entlehnung hin- und herschwankt. Namentlich ist zu bedauern, daß gerade einige durch bedeutenden Umfang hervortretende und die Erwartung auf besonders hohen Arbeitsaufwand weckende Abhandlungen enger, als es dem Wesen wissenschaftlicher Arbeit entspricht, sich an ihre Vorlagen angeschlossen haben, — in manchen Fällen sogar, ohne diese Vorlagen zu bezeichnen. So scheitern sämmtliche Arbeiten nicht an der Schwierigkeit des den Kern der Aufgabe bildenden Problems, sondern schon, ehe sie dazu vordringen, in der Bewältigung der Vorarbeiten.

Diese allgemeinen Bemerkungen gestatten eine kürzere Fassung der Urtheile über die einzelnen Bearbeitungen.

I. Unter offener Namennennung eingegangene Arbeiten: 1) Brief des Briefträgers S. in Sch. — 2) Zwei Briefe des Fischergehülfen S. in K. — 3) Brief des Schlossergesellen A. in L. — 4) Christlich-sociale Betrachtungen von B. in B. (6 S. 8°.) — 5) Aufsatz von B. in L. (6 S. Fol.) — 6) Aufsatz des Cigarrenarbeiters S. in H. (6 S. Fol.) — 7) Aufsatz des königlichen Stations-Assistenten C. in R. (18 S. Fol.) — 8) Aufsatz des Kammmachers S. in D. (18 S. 4°.) — 9) Abhandlung von B. in W. (155 S. Fol.) Die Aufgabe ist unrichtig aufgefaßt, die Gliederung der Darstellung mechanisch, ihre auf sehr beschränkte Vorstudien begründete Durchführung recht ungleich. Gerade die den Kern des Themas bildenden Fragen werden nur nebenbei gestreift oder im wesentlichen durch Anhäufung von leicht beschaffbem statistischen Rohmaterial erledigt, während abliegende Theile ausführlich und ansprechender behandelt sind.

II. Mit versiegelten Namen und einem Erkennungswort eingegangene Arbeiten. 1) „Wer auf die Welt kommt, baut ein Haus." (21 S. 4°.) Der lebhaft geschriebene Aufsatz bietet in engem Rahmen mehr eine in Gemeinplätzen sich bewegende Uebersicht als eine Untersuchung. — 2) „Unsre Zeit steht unter dem Zeichen des Verkehrs." (64 S. Fol.) Die Arbeit zeigt zwar im einzelnen ein gewisses Verständniß für die Aufgabe, beherrscht aber den Stoff nicht im entferntesten, vergeistigt sich in der Vertheilung des Raums und dringt nirgends tief genug ein. — 3) „Gut wär's, dann wär's." (69 S. Fol.) Diese Arbeit beschränkt sich beinahe ganz auf eine Würdigung der deutschen Schutzgebiete, behandelt aber auch diese nur höchst oberflächlich auf Grund geringer Literaturkenntniß in engem Anschluß an genannte und ungenannte Quellen. — 4) „Wissen ist Macht" I. (116 S. Fol.) Der Verfasser zeigt in der Schilderung der Veränderungen, welche sich unter dem Einfluß der erweiterten Kenntniß fremder Erdtheile in dem Bergbau und der Industrie Deutschlands vollzogen haben, wirkliches Verständniß und selbständiges Urtheil. Andere Abschnitte der Darstellung leiden dagegen an erheblichen Mängeln. Die Fortschritte der Kenntniß fremder Erdtheile übersieht eine sehr dürftige und aus abgeleiteten Quellen schöpfende Aufzählung, und die Einwirkung dieser Fortschritte auf das staatliche Leben ist nur andeutend skizzirt. Wohl mag ein Theil dieser Unvollkommenheiten aus dem unglücklichen Zufall entspringen, daß der Verfasser erst im Frühjahr 1895 von der Aufgabe Kenntniß erhielt. Aber das Urtheil konnte nur mit dem Vorhandenen rechnen. 5) „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt." (188 S. Fol.) Der Verfasser hat das Wesen und das Ziel der Aufgabe durchaus richtig erkannt. Aber Disposition und Ausführung stehen in grobem Mißverhältniß zu einander. Wenn die überaus dürftige Ausführung dem gut durchdachten Grundplan entsprechen hätte, hätte die Schrift für eine Belohnung in Betracht gezogen werden können. — 6) „Navigare necesse est." (240 S. Fol.) Die Arbeit behandelt nicht die gestellte Aufgabe, sondern die Einwirkung des überseeischen Verkehrs in den letzten vierzig Jahren auf Deutschland. Sie beruht nicht auf wissenschaftlich werthvollen Quellen, sondern auf wenigen guten, vielen unzuverlässigen, der Tagesliteratur entnommenen Hülfsmitteln, die urtheilslos oft in wörtlicher Abschrift langer Abschnitte ausgebeutet werden. — 7. „Wissen ist Macht" II. (274 S. Fol., der Nachtrag 167 S. Fol.) Der Verfasser ist erst im Frühjahr 1895 auf die Preisfrage aufmerksam geworden und vermochte nur einen Theil seiner Bearbeitung rechtzeitig einzureichen, den Rest nach Mitte Februar. Die Facultät vermag die in ihrem Ausschreiben verkündeten Bedingungen der Einlieferung von Bearbeitungen nicht zu gunsten eines Bewerbers zu ändern; sie muß deshalb die Berücksichtigung des II. Theils der Arbeit ablehnen. Ein Nachtheil erwächst daraus dem Verfasser nicht. Denn die Prüfung des ersten Haupttheils läßt eine Auszeichnung dieser Arbeit als ausgeschlossen erscheinen. Der darin gebotene Abriß der Entdeckungsgeschichte fremder Erdtheile ist ein

Digitized by Google

nachlässiger Auszug aus wenigen sehr nachdrücklich ausgebeuteten Büchern. — 8) „In mngals volaisse sat est.“ (295 S. Fol.) Zwei Drittel der Arbeit gelten der Entwicklung und Bedeutung der Schutzgebiete des Deutschen Reichs mit gelegentlichen Ausblicken auf die wetteifernden Bestrebungen anderer Staaten. Die Darstellung ist breit, nicht unfleißig, aber ohne jede wissenschaftliche Sorgfalt aus den geläufigen Hülfsmitteln leicht zusammengeschoben. Das letzte Drittel behandelt ziemlich planlos Auswanderung, Acclimatisation, Flotte, Seehandel. Die Arbeit ist in der Anlage wie in der Ausführung verfehlt. — 9) „Es sei gewagt.“ (339 S. 4°.) Der Verfasser hat die Aufgabe verkannt und mißverstanden. Von dem Einfluß der erweiterten geographischen Kenntnisse auf die Entwicklung des Deutschen Reiches handelt er nicht, sondern liefert nur eine bei allem Fleiß doch nur lückenhafte, auf unzureichenden Grundlagen aufgebaute Geschichte der neueren Entdeckungen mit besonderer Rücksicht auf die Colonialbestrebungen. — 10) „To be or not to be, that is the question.“ (844 S. gr. 4°.) Der Verfasser der sehr umfangreichen Arbeit hat die von der Facultät gestellte Aufgabe nicht richtig erfaßt und hat sich im großen Ganzen darauf beschränkt, die Weltwirthschaft Deutschlands, die Entwicklung Deutschlands im Verkehr mit den überseeischen Ländern zu kennzeichnen. Ein reiches Material ist zusammengetragen, aber eine tiefere, gründlichere, streng wissenschaftliche Untersuchung liegt nicht vor. Dem in wissenschaftlichen Arbeiten mit Recht beobachteten Brauch, die bei der Ausarbeitung herangezogenen Quellen und Hülfsmittel anzuführen, ist der Verfasser nicht gefolgt. Soweit die Facultät die benutzte Literatur ermitteln konnte, war sie in der Lage, in umfänglichen Abschnitten eine wörtliche Entlehnung der Vorlage festzustellen. Insbesondere sind derart ausgebeutet Supans Abhandlung „Ein Jahrhundert der Afrikaforschung“ und eine ganze Reihe von Aufsätzen des „Archivs für Eisenbahnwesen“. Die Arbeit konnte aus allen diesen Gründen weder mit einem Preis gekrönt, noch für eine Auszeichnung in Betracht gezogen werden, wenngleich der aufgewandte Fleiß, die gute Sichtung des Stoffs, die Brauchbarkeit der Zusammenstellung Anerkennung verdienen.

Sämmtliche Arbeiten stehen bis zum Schluß des Jahres 1896 zur Verfügung der Verfasser. Die bis dahin nicht zurückgeforderten Abhandlungen werden zusammen mit den zugehörigen versiegelten Briefen vernichtet.

Breslau, den 8. März 1896. Die philosophische Facultät der Universität Breslau. J. Partsch, z. Z. Dekan.“

wmn. **München.** Anthropologische Gesellschaft. Sitzung vom 13. März. Prof. Dr. Furtwängler hielt einen Vortrag über: die Völker der mykenischen Periode im ägeischen Meer. Zwischen Griechenland mit den Inseln und Aegypten sind in der mykenischen Zeit ein reger Verkehr statt, der sowohl friedlichen wie kriegerischen Charakters war. Inschriften und Bilder an den Tempel- und Grabbauten der 18. bis 20. Dynastie zeigen uns die Rüstung, Kampfesweise, die Kunsterzeugnisse der mykenischen Inselvölker. Auch die Namen derselben werden uns bekannt und unter Tutmes III. erscheinen die Kefta als die Hauptträger der mykenischen Cultur und der Beziehungen zu Aegypten. Man hat deren Heimath in Cypern, auch in Cilicien erblicken wollen, doch spricht die größte Wahrscheinlichkeit für Kreta. Unter der 19. Dynastie zeigt sich ein allgemeines Drängen der Völker nach Süden, so daß Seti I. mit den Libyern, Ramses II. mit den Hetitern heftige Kämpfe zu bestehen hat; die Verbündeten der letzteren sind die Jawana, in welchen man die Joaler zu erkennen glaubt. Mit den Libyern sind verbündet die Akaiwascha (Achaier), die Lukka (Lykier) und die Schardana (Sardinier). Die letzteren traten bald als Söldner in ägyptische Dienste und kämpfen gegen ihre Stammesgenossen von den ägeischen Inseln. Unter Ramses III. erfolgt wieder ein Einfall von Nordosten her; unter den bei dieser Gelegenheit von den Aegyptern besiegten Völkern werden auch die Purasati und Takara genannt, in denen man die Philister und Teukrer erblickt. Eine Episode aus diesen Kriegszügen war wohl der Grund für die homerischen Gedichte. Mit dem Aufhören dieser Völkerbewegungen ist auch der Rückgang der mykenischen Cultur zu constatiren und in Griechenland rücken gleichzeitig neue Stämme von Norden her ein. — An einer Reihe von mykenischen Vasen, den Inselsteinen, den eingelegten Dolchklingen, Goldmasken, den Bechern von Vaphio, aus denen Abbildungen mittelst des Skioptikons vorgeführt wurden, erläuterte der Vortragende die mykenische Cultur: die primitive Tracht der Männer, die üppige Kleidung der Frauen, Tanz, Jagd, Krieg und Götterculs. Aus dem Funde im Grabe der Kahotep geht hervor, daß specifisch mykenische Erzeugnisse, wie die eingelegten Dolche, in Aegypten nachgeahmt wurden. Die Gemälde im Grabe des Rechmare zur Zeit Tutmes' III. zeigen dann, wie die Inselvölker ihren Tribut bringen, unter dem deutlich Vasen mykenischer Provenienz erkennbar sind. Ein anderes Gemälde führt uns vor Augen, wie diese Stämme in einer Land- und Seeschlacht von Ramses III. besiegt werden. In den Reliefs, welche vom dem Siege des Königs erzählen, sind die einzelnen abgenannten Völkerschaften nach Gesichtsbildung, Haartracht und Kriegsausrüstung deutlich von einander zu unterscheiden; besonders Flinders Petrie hat sich um die Feststellung der einzelnen Volkstypen verdient gemacht.

* **Tübingen.** Wie wir hören, wird an Stelle des Prof. Gauer als Lehrer der Forstwissenschaften Prof. Dr. A. Bühler vom Polytechnikum in Zürich hieher berufen werden. Bühler ist geborener Württemberger und stand früher in Württemberg im praktischen Forstdienst.

* **Marburg.** Der bisherige Privatdocent Dr. Arthur Barth ist zum außerordentlichen Professor der Chirurgie in der medicinischen Facultät ernannt worden.

⊕ **Wien,** 16. März. Wie man aus mittheilt, wurde an Stelle des mit Schluß des laufenden Studienjahres in den Ruhestand tretenden Professors der classischen Philologie an der hiesigen Universität, Dr. Emanuel Hoffmann, der Professor an der Universität in Breslau Dr. Friedr. Marx nach Wien berufen und hat die Berufung auch angenommen. Von seiten des akademischen Senates wurde Prof. Marx als einziger Candidat bei der Unterrichtsbehörde in Vorschlag gebracht.

* **Paris.** In der Nacht zum 15. verschied der Anatom Constans Sappey im Alter von 86 Jahren. Sappey, der sich insbesondere durch seine Arbeiten über die Lymphgefäße des Menschen einen Namen gemacht hat, war Honorarprofessor an der Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

* **Aus Sydney** schreibt man der „Frkf. Ztg.“ vom 3. Febr.: Wie noch erinnerlich sein dürfte, war, nachdem es erst geheißen hatte, Dr. Otto Ehlers sei ertrunken, in der Folge über Port Moresby die Nachricht verbreitet worden, er wie seine Begleiter seien unterwegs dem Hungertod erlegen. Dem gegenüber bestätigt der vorgestern aus Kaiser-Wilhelmsland in Newcastle (Neusüdwales) eingetroffene Kreuzer „Falke“, daß Dr. Ehlers bei dem Versuche, über einen Fluß zu setzen, ums Leben gekommen ist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 14. bis 17. März folgende Schriften eingegangen:

Adolf Stölzel: Schulung für die civilistische Praxis. 2. Aufl. Berlin, Franz Vahlen 1896. — Herrmann Meyer: Anleitung zur Processpraxis nach der Civilproceßordnung von 1877 in Beispielen an Rechtsfällen hrsgb. 4. Aufl. Ebd. — Franz Joseph Pfleger und Ludwig Schwindt: Börsenreform in Deutschland. I. u. II. Abschnitt. (Brentano u. Lotz, Münchener volkswirthschaftliche Studien 15/16.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1896. — J. G. Fischer: Mit achtzig Jahren; Lieder und Epigramme. Ebd. — Welche Folgen hat die Heranziehung des weiblichen Geschlechts zum Lehrberufe auf pädagogischem und socialem Gebiete? 2 preisgekr. Abhandlgn. veröffentlicht vom Curatorium der Wiener Pestalozzi-Stiftung. Wien, Manz 1896. — Dr. Karl Wulcker: Die Frage der allgemeinen Bildung u. der Zeitungsreform. Leipzig, Hermann Haacke 1896. — Karl Lamprecht: Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft. Berlin, R. Gaertner 1896. — Anton Chroust: Abraham v. Dohna; sein Leben und sein Gedicht auf den Reichstag von 1613. München, Verlag der Akad. der Wissensch. (in Comm. G. Franz) 1896. — Albrecht Stauffer: Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Culturentwicklung. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1896.

Zur Beachtung.

Die verehrl. Abonnenten der „Beilage“ werden gebeten, das mit Ende ds. Mts. ablaufende Abonnement rechtzeitig durch Auftrag an die vermittelnde Stelle (Postamt, Buchhandlung oder Verlagsexpedition) erneuern zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 18. März. Nummer 65.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der churbayerische Kanzler Alois Freiherr von Kreittmayr. I. Von Dr. August v. Bechmann. — Die Amtsentsetzung evangelischer Geistlicher. II. — Alphons Pick †. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der churbayerische Kanzler Alois Freiherr von Kreittmayr.

Rede gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 14. März 1896 von Dr. August v. Bechmann, ordentlichem Mitglied der philosophisch-philologischen Classe. [1])

I.

Hochansehnliche Versammlung!

Am 2. Januar waren 140 Jahre verflossen, seit das unter dem Namen Codex Maximilianeus Bavoricus Civilis bekannte Gesetzbuch durch landesherrliches Patent in dem Gebiet des Churfürstenthums Bayern als „bayerisches Landrecht" eingeführt worden ist. Wir dürfen nicht wünschen, daß das Gesetzbuch auch den 150. Jahrestag seiner Verkündigung erleben möge. Wohl aber möchte es sich ziemen, daß jetzt, wo nach menschlichem Hoffen und Ermessen wir dem Anfang einer neuen, längst ersehnten Periode des nationalen Rechtslebens nahestehen, auch an dieser Stelle des Urhebers jenes Gesetzeswerkes dankbar gedacht werde, der auch zu unsrer Akademie von ihren ersten Anfängen an als Förderer und Mitglied in naher Beziehung gestanden ist.

Das Leben von Wigulaeus Xaver Anton Aloisius Kreittmayr (später Freiherr v. Kreittmayr auf Offenstetten) ist von der Geburt — 14. December 1705 — bis zum Tode — 27. October 1790 — mit wenigen und kurzen Unterbrechungen in seiner Vaterstadt München abgelaufen. Vorgebildet in dem hiesigen Jesuiten-Collegium, studirte er Philosophie und Jurisprudenz in Salzburg und Ingolstadt, hielt sich kurze Zeit in Frankreich und auf den holländischen Universitäten Utrecht und Leyden auf, practicirte am Reichskammergericht und erhielt, erst 20jährig, seine erste Anstellung als churfürstlicher Hofrath. Im Dienste dreier Churfürsten stieg er von Stufe zu Stufe und erlangte, nachdem er durch Ausschlagung eines glänzenden Rufes als Reichshofrath nach Wien seine uneigennützige Anhänglichkeit an Bayern bewährt hatte, schon 1749 das höchste Amt, das der damalige bayerische Staatsdienst zu gewähren vermochte, das Amt eines Wirklichen Geheimen Kanzlers und Obersten Lehnpropstes. Seine Thätigkeit beschränkte sich im wesentlichen auf die inneren Angelegenheiten von Churbayern. Doch gab ihm eine dreimalige Erledigung des kaiserlichen Thrones auch Gelegenheit, als Mitglied und das letztemal nach dem Tode Josephs II. als Präsident des Reichsvicariatshofgerichts, unmittelbar an den Reichsangelegenheiten theilzunehmen.

In politischer Beziehung war die Regierung des Churfürsten Max Joseph III., in welche der Höhepunkt von Kreittmayrs Thätigkeit fällt, seit dem Füssener Frieden 1745 überaus still und friedlich, so daß sich die segensreiche Thätigkeit des edlen Fürsten ungestört der Förderung des Landeswohles widmen konnte. Unruhige und aufgeregte, zugleich im Innern rückläufige Zeiten begannen erst mit dem Regierungsantritt Karl Theodors. Auch dieses Fürsten Vertrauen blieb Kreittmayr zugewendet, um so mehr, als dieser den bekannten Tauschprojecten des neuen Fürsten wohlgeneigt war; denn er bekannte sich zu der Ansicht, daß die Einverleibung der sämmtlichen bayerischen Lande in die österreichische Monarchie der einzige Weg sei, um Bayern wieder aufzuhelfen. Der Pessimismus, mit dem schon so viele Staatsmänner ihre Laufbahn beschlossen haben, ist auch diesem Patrioten nicht erspart geblieben. Genauer auf diese politischen Verhältnisse einzugehen, liegt nicht in meinem Plan, wie ich denn auch bei Kreittmayrs rein persönlichen Verhältnissen nicht länger verweile.

In unserm Andenken lebt er fort nicht als Politiker, auch nicht wegen seines vorübergehenden Antheils an der Verwaltung der Universität Ingolstadt, sondern als Jurist, insbesondere als Verfasser und Commentator dreier umfassender Gesetzbücher; und in dieser Eigenschaft gehört er auch nicht bloß der Rechtsgeschichte, sondern nicht minder der Culturgeschichte an.

Trostlos war allmählich der Rechtszustand im Deutschen Reich und in den deutschen Ländern geworden. In der Reichsgesetzgebung vollständiger Stillstand; das sog. gemeine Recht, zusammengesetzt aus römischen, kanonischen, einheimischen, aus geschriebenen und ungeschriebenen Quellen, deren Inventar und Geltung nicht einmal unbestritten feststand, in dieser Formlosigkeit ganz unübersehbar, kaum einen unbestritteuen Satz enthaltend und ohne die leitende Thätigkeit eines obersten Gerichtshofes — denn das Reichskammergericht konnte aus mancherlei Gründen einen allseitigen und nachhaltigen Einfluß auf Rechtsanwendung und Rechtsentwicklung nicht ausüben; daneben und davor überall besondere Statuten, zum Theil noch aus der Zeit vor der Reception des römischen Rechts und mit diesem daher schwer in Einklang zu bringen, und zahllose landesherrliche Verordnungen, deren Beachtung mehr oder minder von Zufall und Willkür abhing. Endlich eine positive Jurisprudenz, der es zwar nicht an hingebendem Fleiße, wohl aber durchaus an leitenden Ideen fehlte und die daher wohl im einzelnen ganz achtungswerthe Leistungen aufzuweisen hatte, aber der gestaltenden Kraft entbehrte, um die unendliche Vielheit des Stoffes zur Einheit des Systems zu verbinden.

Da der Gedanke einer von Reichswegen zu unternehmenden Codification in Regensburg zwar angeregt, aber als unausführbar fallen gelassen wurde, so schlug zuerst der Churfürst von Brandenburg und König von Preußen einen anderen Weg ein, um seine Staaten von diesem Wirrsal zu befreien. Hatte schon Friedrich Wilhelm I. die Verbesserung des Rechtszustandes ernstlich ins Auge gefaßt, ohne jedoch über die Erlassung einzelner Gesetze hinaus-

[1]) Der officiellen Veröffentlichung dieser Rede werden eine Reihe von Anmerkungen, namentlich die Belegstellen, beigegeben werden.

zukommen, so stellte sich Friedrich der Große gleich in den Anfängen seiner Regierung die Reform des Rechtszustandes und der Rechtspflege zu einer im großen Stile zu lösenden Aufgabe. Berühmt ist seine Verordnung vom 30. December 1746:

„Und weil die größte Verzögerung der Justiz aus dem ungewissen lateinischen römischen Rechte herrührt, welches nicht allein ohne Ordnung compilirt worden, sondern worin singulae leges pro et contra disputirt oder nach eines Jeden Caprice limitirt und extendirt werden, so befehlen Wir gedachtem Unserem Etatsminister v. Cocceji, ein deutsches allgemeines Landrecht, welches sich bloß auf die Vernunft und Landesverfassung gründet, zu verfertigen und zu Unserer Approbation vorzulegen — — — damit einmal ein gewisses Recht etablirt und die unzähligen Edicte aufgehoben werden mögen."

Im Vollzuge dieses Auftrages erschienen in den Jahren 1749 und 1751 die zwei ersten Theile eines Projectes des Corporis Juris Fridericiani.

Es liegt das ausdrückliche Zeugniß Kreittmayrs vor, daß dieses preußische Vorgehen auf Bayern anregend und ermuthigend gewirkt hat. Er äußert sich darüber in folgender Weise:

„Der weitere Vorschlag, daß jeder Reichsstand in seinem Lande besondere Vorsehung thun und ex jure Justinianeo das Brauchbare herausziehen möchte, bietet zwar nicht viel weniger Difficultäten als der vorige (Reichsgesetzgebung). Nachdem aber mittelst des im Jahre 1749 ans Licht getretenen königlich preußischen Codicis Fridericiani — — — die offenbare Thun- und Möglichkeit der Sache dargebracht worden ist, so ist man diesem höchst rühmlichen Vorgange hierzulande mittelst Verfertigung der neuen Codices bald nachgefolgt und es hat bereits vor einigen Jahren in den Zeitungen verlauten wollen, daß nicht nur in den kais. königl. Erblanden ein neues Codex Theresianus, sondern auch in mehreren anderen deutschen Reichslanden dergleichen nützliche Arbeiten schon wirklich unter der Feder sind, wodurch sich also eine ganz neue Epocha jurisprudentiae Germanicae aufzuthun scheint."

Das churfürstliche Patent vom 7. October 1751, wodurch das erste der Gesetzbücher, der Codex criminalis, eingeführt wurde, wiederholt im wesentlichen genau dieselben Klagen, die wie eben aus dem Munde Friedrichs des Großen vernommen haben.

Der Codex Criminalis war von den drei Gesetzbüchern das kurzlebigste; nach zwei Menschenaltern wurde er durch das Feuerbach'sche Gesetzbuch von 1813 ersetzt.

Schon mittelst Patents vom 14. December 1753 wurde das zweite Gesetzbuch, der Codex Judiciarius oder in concurrirender officieller Bezeichnung: „die neuverbesserte churbayerische Gerichtsordnung" publicirt. Das Patent hebt hervor, daß nächst dem peinlichen Rechte kein Theil der Landesstatuten mangelhafter und unrichtiger sei als jene, worin das Gerichts- und Proceßwesen begriffen ist.

Die bayerische Gerichtsordnung hat im Laufe der Zeit die größte räumliche Geltung erlangt, indem sie bekanntlich auf das ganze rechtsrheinische Gebiet des Königreichs Bayern ausgedehnt worden ist. Erloschen ist sie am 1. Juli 1870 durch die Einführung der kurzlebigen bayerischen Civilproceßordnung vom 29. April 1869.

Das letzte und größte Unternehmen war der Codex Civilis von 1756. Mit den früheren bayerischen Landrechten, auch mit denjenigen von 1616, besteht doch nur die Gemeinschaft des Namens. Der Inhalt unterscheidet sich auf das wesentlichste dadurch, daß jene älteren Landrechte nur das bayerische Statutarrecht aufgezeichnet hatten, während unser Gesetzbuch das gesammte in Churbayern geltende Privatrecht, auch dasjenige gemeinrechtlichen Ursprungs, aufnimmt und „aus seiner fast unübersichtlichen Weitschichtigkeit und höchst beschwerlichen Unordnung in solche Gestalt und Enge gebracht hat, daß es auch jeder, welcher selbes entweder von Amts- oder eigener Angelegenheiten wegen zu wissen bedarf, desto leichter begreifen, behalten und befolgen kann." Viel Neues dagegen, bemerkt das Publicationspatent, ist hierin eben nicht enthalten. Im übrigen bestimmt die Verordnung, daß „die etwa vorfallende erhebliche Dubia juris in thesi, welche sich wider Verhoffen ex mente vel verbis legis nicht füglich heben ließen, jede Obrigkeit aus denen gemein — geschrieben — natürlich und anderen ehemaligen Rechtsprincipiis, wie sie ihrem besten Wissen und Gewissen nach gleichwohl selbst finden würde, ohne weitere Rückfrage selbst entscheiden sollte," womit denn die subsidiäre Fortdauer des gemeinen Rechts auf das unzweideutigste anerkannt ist. Einen ganz gleichen Vorbehalt zu gunsten des gemeinen Rechts enthielt auch das Einführungsgesetz zum Codex Judiciarius. Wesentlich anders dagegen hatte sich dasjenige zum Codex Criminalis ausgedrückt; sollte sich seinerzeit „ein Criminalcasus ereignen, welcher im gegenwärtigen Codice nicht oder nicht klar genug ausgedrückt ist, so sollte er zwar für selbigesmal von jeder Criminalobrigkeit ex aequitate et analogia juris ihrem besten Wissen und Gewissen nach ohne Anfrage entschieden und zur Execution gebracht, zugleich aber auch an den Geheimden Rath berichtet werden, damit hierin per Generale weitere nöthige Vorsehung geschehe."

Dieser Vorschrift hat, wie sich aus den Anmerkungen ergibt, die preußische Einrichtung einer perpetuirlichen Landrechtscommission zum Vorbild gedient. Auch lassen die Anmerkungen keinen Zweifel über die Absicht für das Criminalrecht, die subsidiäre Geltung des gemeinen Rechtes und namentlich auch der Reichsgesetze (Carolina) ganz zu beseitigen. Es ist daher ein Irrthum, wenn man diese Cassirung des gemeinen Reichsrechtes, für deren Zulässigkeit die Anmerkungen die Autorität von Thomasius anführen, die aber beim Lichte besehen doch revolutionär ist, erst dem preußischen Landrecht von 1794 zuschreibt.

Der alleinige Verfasser und zugleich der Commentator dieser Gesetzbücher ist Kreittmayr. Die Anmerkungen zum Codex Criminalis erschienen anonym 1752, die zum Codex Judiciarius 1754 und die zum Codex Civilis in 5 Bänden von 1758 bis 1769; der 5. Band behandelt übrigens solche mehr dem öffentlichen Rechte angehörende Materien, die in das Gesetzbuch selbst keine Aufnahme gefunden hatten, das geistliche und Religionsrecht, Militärrecht, Recht des Adels, Patriciats und siegelmäßigen Standes, der Schulleute, Akademiker und graduirten Leute, der Beamten, das Stadt- und Bürgerrecht, Handels- und Kaufmannsrecht, Handwerkerrecht, Dorf- und Bauernrecht, Schicht und Ehrlosen-Leuterecht, Gemeinderecht.

Außerdem ist noch zu erwähnen der im Jahre 1769 veröffentlichte Grundriß des allgemeinen deutsch und bayerischen Staatsrechts.

Die Stellung, welche Kreittmayr zu den allgemeinen Fragen der Rechtswissenschaft und innerhalb der geschichtlichen Entwicklung derselben eingenommen hat, ist heutzutage nur noch wenig bekannt; die darauf bezüglichen Abschnitte seiner Werke enthalten kein praktisch verwerthbares Material und werden daher schon lange nicht mehr gelesen. Und doch ist gerade diese Stellung für die Würdigung des Mannes und seiner Werke von ungleich größerer Wichtigkeit, als dieses und jenes geflügelte Wort, das ihm bis auf den heutigen Tag seine Popularität erhalten hat.

Kreittmayr steht ganz und gar auf dem Boden der sogenannten älteren, von französischen, namentlich Rousseauschen Einflüssen noch unberührten Naturrechtsschule und fühlt sich den Gründern und Vertretern derselben ohne

Digitized by Google

alle confessionelle Gegensätzlichkeit aufs engste verbunden, wie er sich denn auch glücklich fühlte, nicht in den finsteren Zeiten des Aventinus gelebt zu haben.

Aelter als der Status civilis oder adventicius ist der Status naturalis und älter als das Jus civile oder positivum das Jus naturale. Dieses hat Gott zum unmittelbaren Urheber, indem er es den Menschen theils in der heiligen Schrift geoffenbart, theils eingepflanzt hat. Mit köstlicher Unbefangenheit lehrt er, dieses Recht habe zwar mit der Erschaffung des ersten Menschen seinen Anfang genommen, sei aber gleichwohl erst im vorigen Saeculo (durch Grotius) in formam artis et disciplinae gebracht worden, da die früheren Versuche bis auf Cicero zurück alle nichts taugten.

Gäbe es lauter gute Menschen, so würde dieses Jus naturale genügen. Der Sündenfall mag zur bürgerlichen Gesellschaft, dem status adventicius, den ersten Anstoß gegeben haben; eine absolute Nothwendigkeit dieser Gesellschaft, d. h. des Staates läßt sich aber aus der Vernunft nicht ausmachen, indem sowohl der menschlichen Bequemlichkeit als dem Bedürfnisse der Ruhe und Sicherheit durch andere Gesellschaften und Bündnisse ebenfalls gesteuert werden könnte.

Kehren wir zum natürlichen Rechte zurück, so ist dasselbe ein Gesetz, welches von Gott auf die menschliche Natur gegründet ist und sich aus dem Endzwecke und innerer Beschaffenheit desselben dergestalt erkennen läßt, daß der Mensch solches durch die bloße Vernunft begreifen, mithin auch wissen kann, was er zunächst Gott, dann sich selbst und endlich seinem Nebenmenschen sowohl im allgemeinen als besonders zu seiner Nothdurft und Bequemlichkeit zu leisten hat. Dieses Naturrecht ist auch völlig unabänderlich, dergestalt, daß Gott selbst daran nichts ändern kann; denn so lange der Mensch diese und keine andere Natur hat, so lange kann Gott seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit gemäß nicht anders wollen, als daß das Gesetz, welches er auf die Natur gegründet hat, also bleibe.

Den Inhalt aber jenes obersten Gesetzes glaubt er am richtigsten dahin zu formuliren: Der Mensch soll seiner Natur gemäß leben, wie es die innerliche Beschaffenheit derselben und der von Gott hierauf intendirte Endzweck mit sich bringt. Dieser Zweck ist kein anderer als die menschliche Glückseligkeit. Daraus ergeben sich denn ganz von selbst die Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen die Mitmenschen. Die letzteren beruhen sämmtlich auf dem principio societatis. Der Mensch soll gesellig leben, denn ohne Geselligkeit kann er den Endzweck seines Daseins, die Glückseligkeit, nicht erreichen. Hieraus entstehen zunächst die allgemeinen nothwendigen und, wie er sich ausdrückt, „unbedungenen Pflichten" gegen andere, insbesondere die Pflicht, Vorträge zu halten, weiter aber auch die die Glückseligkeit fördernden Pflichten der Commodität (Gefälligkeit, Bescheidenheit, Höflichkeit, Geduld u. s. w.).

Daß diese Ansichten, die ich hier nur mit wenig Strichen und lediglich zur Charakterisirung Kreittmayrs andeute, durchaus auf dem Boden des alten Naturrechts stehen, ist ebenso unzweifelhaft, als daß sie auf demselben keinen Fortschritt bezeichnen. Vielmehr erscheinen sie in einem fundamentalen Punkte hinter Pufendorf und Thomasius zurückzugehen; die von diesen und namentlich von letzterem gezogenen Grenzen zwischen dem Gebiet des Rechtes und dem der Moral sind hier wieder mehr oder minder verwischt. Vergeblich bemüht sich Kreittmayr, die von ihm formulirte oberste Pflicht gegen sich selbst, man soll sich so gut als möglich vollkommen machen, als eine wenn auch unvollkommene Rechtspflicht, als vinculum naturalis obligationis zu erweisen.

Wenn nun zum status naturalis zwar auch die Geselligkeit gehört, nicht aber dieselbe gerade in der Form des Staates, so ist der Ursprung desselben vielmehr in der Geschichte aufzusuchen und am wahrscheinlichsten, daß Gewalt und Eroberung den Anfang hiezu gemacht hat. Seine rechtliche Grundlage aber ist immer und überall, selbst in despotischen Staaten, der Vertrag zwischen dem Herrscher und den Unterthanen, welcher auf seiten der letzteren den Gehorsam, auf seiten des ersteren den Schutz, mithin auch Friede, Ruhe, Sicherheit, gemeine Wohlfahrt erheischt; hieraus entspringt eine gegenseitige Verpflichtung, welche man das Band der bürgerlichen Gesellschaft oder den nexus civilis nennt. Die Stellung beider Theile ist darin insofern ungleichartig, als die Rechtspflicht der Unterthanen eine vollkommene, die des Regenten, gegen welchen es keinen äußeren Zwang gibt, eine unvollkommene ist. Hiemit nimmt Kreittmayr entschieden Stellung einerseits gegen die damals sogenannten Monarchomachen, welche, zunächst um die Hinrichtung Karls I. von England zu rechtfertigen, das Erlöschen jenes Pactum und der darin beruhenden Gehorsamspflicht im Falle der Nichterfüllung des Vertrages von seiten des Herrschers lehrten — andrerseits gegen die absolutistische Theorie von Hobbes, welcher jede Pflicht des Regenten leugnete. Von besonderem Interesse ist aber, daß Kreittmayr auch die theokratische Begründung des Staates ausdrücklich ablehnt, obwohl er zugibt, daß sie früher die herrschende Meinung gewesen sei und auch scheinbar einige Aeußerungen der Bibel für sich habe. Aber man müsse unterscheiden zwischen der mittelbaren und unmittelbaren Einwirkung Gottes; jene sei unstreitig vorhanden, diese dagegen weder aus der Schrift noch sonst zu beweisen.

Aus den Consequenzen jener Vertragstheorie gestaltet sich nun wie von selber das sogenannte natürliche oder allgemeine Staatsrecht, das keineswegs eine bloß theoretische, sondern unter Umständen auch eine praktische Bedeutung hat und dessen Studium allen Juristen aufs angelegentlichste empfohlen wird. Auf die einzelnen Ausführungen kann ich hier nicht weiter eingehen.

Der naturrechtliche Standpunkt Kreittmayrs bewährt sich auch in seiner Beurtheilung des römischen Rechts. Dieselbe gibt dem absprechenden Urtheil Friedrichs des Großen nichts nach. Sie tritt schon in der oben angeführten Aeußerung des churfürstlichen Publicationspatentes hervor; ganz persönlich aber äußert er sich darüber in der Vorrede der Anmerkungen zum Codex Judiciarius in folgender kräftiger Weise: „Nicht ohne sonderbaren Ekel kann man das entsetzliche Chaos in denen römischen Gesetzbüchern ansehen, denn es hängt darinnen von Anfang bis zu Ende nichts zusammen, sondern es liegt alles in der größten Unordnung und in der größten Verwirrung durcheinander, wie ein großer Haufen von rohen Baumaterialien, welche nur die Hand des Bauunternehmers erwarten, um in geschickte Ordnung und Symmetrie zu kommen. Wie es ohne Mirakel möglich gewesen sei, daß sich ein so voluminös und unordentlich geschriebenes Werk, als das Corpus juris ist, soweit ausbreiten und solange habe souteniren können, scheint vielen unbegreiflich, weßhalb sie es mit Conring als confusionem divinitus conservatam bezeichnen"; und an einer anderen Stelle läßt er es ganz dahin gestellt sein, ob die Einführung des römischen Rechts in Deutschland iratis vel propitiis diis erfolgt sei.

Freilich schwärmt er auch nicht übermäßig für die Quellen des altdeutschen Rechtes. Die Rechtsgelehrten, meint er, welche sich gar zu sehr in die Alterthümer des Schwabenspiegels vertiefen, machen fast eine ebenso lächerliche Figur wie Jene, welche mitten unter den Waffen der heutigen Miliz mit Streitkolben und Schlachtschwertern aufgezogen kommen wollten. Wer dächte dabei nicht an das freilich noch viel unhöflichere Urtheil Friedrichs des Großen über das Nibelungenlied!

Digitized by Google

Aber auch dem Inhalt des römischen Rechtes steht Kreittmayr wenigstens in der Theorie skeptisch gegenüber. Der richtige Gebrauch besteht nach ihm darin, daß man es für kein Universal- und in allen Stücken durchaus infallibles Evangelienbuch ansieht, sondern nur nach Thunlichkeit in schicklichen und applicablen Dingen anwendet. Darüber gibt aber die Philosophie, Kritik und Historie Aufschluß. Justinian redet nicht alle Zeit als Legislator, sondern raisonnirt gar oft wie ein Philosoph, und da sagt die Philosophie, man solle ihm nicht mehr glauben als der Raison gemäß ist; die Kritik — die dabei offenbar etwas mager wegkommt — bringt insbesondere eine gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache zuweg und die Historie legt den großen Unterschied zwischen unsrer und der römischen Staatsverfassung, mithin auch den Grund der Application vom einen auf das andere dar.

Niemand wird verkennen, daß wir hier durchaus die freilich nicht consequent durchgeführte Theorie von der Geltung des römischen Rechtes als ratio scripta vor uns haben.

Namentlich warnt Kreittmayr auch vor dem groben Fehler, einheimische Rechtsinstitute mit Hülfe römischer Rechtssätze zu erklären und aus römischen Principien abzuleiten. Ihm selbst ist es mit Hülfe seiner ausgezeichneten rechtsgeschichtlichen Kenntnisse gelungen, den Zusammenhang einiger residuärer Institute des früheren bayerischen Processes, die noch der Baron v. Schmid aus dem römischen Rechte abgeleitet hatte, auf ihre germanische Wurzel zurückzuführen.

Von seinem naturrechtlichen Standpunkte aus hat Kreittmayr auch eine tiefe Abneigung gegen alle scholastische Methode, insbesondere gegen alle Fictionen, die allerdings in der damaligen Rechtswissenschaft eine große und der wahren wissenschaftlichen Erfassung überaus nachtheilige Rolle spielten. „Mit einem Worte," schließt er eine längere Ausführung, „die ganze Materie de fictionibus juris nützt nichts, hindert vielmehr an einem soliden studio juris, riecht auch schrecklich nach dem Pedantismus und der alten Schulsuchserei und hat sohin auch in unserm Codex als einem von dergleichen Grillen ganz gereinigten Werke keinen Platz gefunden." Das ist nun freilich eine Selbsttäuschung ähnlich derjenigen Justinians, daß sich in seinem Gesetzbuche keine Widersprüche finden. Und wenn Kreittmayr wiederkommen könnte, würde er zu seiner Ueberraschung finden, daß diese Gespenster auch heute noch, wenn auch nicht mehr so zahlreich und so vordringlich wie seiner Zeit, in unsrer Rechtswissenschaft umgehen.

Maßvoll, wie es seine Art ist, sucht er das Gleichgewicht dadurch herzustellen, daß er das Studium des natürlichen sowohl als des positiven Rechtes empfiehlt. Wer sich bloß dem jus civile positivum zuwendet, wird ein Pedant und Legulejus, wer aber bloß dem jus naturale, artet aus zum Esprit fort oder besser gesagt Brouillon, welcher alles nur nach der Vorschrift seiner hocherleuchteten Vernunft entscheidet und das jus civile durch lauter Raisonnements aus den foris ganz und gar hinausphilosophiren will.

Fragen wir nun aber, welchen Einfluß Kreittmayrs naturrechtliche Anschauungen auf seine gesetzgeberischen Arbeiten gehabt haben, so werden wir sagen dürfen: bezüglich der Form den größten, — denn sie sollten ja eben das formlose römische Recht ersetzen, — bezüglich des Inhalts so gut wie gar keinen. Aber auch in diesem Mangel des Erfolges befindet er sich im vollen Zusammenhange mit der älteren Naturrechtsschule, deren Schwäche gerade darin bestand, daß sie das geltende Recht inhaltlich nicht über die Entscheidung einzelner Controversen hinaus zu fördern vermochte. Wie das Bruchstück des Corpus juris Fridericiani, so steht die Kreittmayr'sche Gesetzgebung durchaus auf dem Boden des gemeinen Rechtes.

Dies gilt vor allem vom Codex Criminalis, dem jeder auch noch so leise Anflug neuer gesetzgeberischer Gedanken vollständig fehlt. In der That hat auch die Naturrechtsschule das Strafrecht vielleicht am meisten vernachlässigt; die Schranken der überlieferten Theorie von der äußerlichen Abschreckung hat sie niemals überwunden.

Es gilt ferner vom Codex Judiciarius, der in formeller Beziehung vielleicht das gelungenste, jedenfalls das selbständigste der drei Gesetzbücher war. Aber hier verdient auch das Festhalten an dem überlieferten Stoffe nicht sowohl Tadel als vielmehr hohes Lob. Gerade auf diesem Gebiete wollte Friedrich der Große mit tiefgreifenden materiellen Reformen einsetzen; aber diese übereilten und mehr von einem militärischen Drängen nach rascher Vorwärtsbewegung als von der schonenden Pflege des Rechtes bestimmten Versuche sind kläglich gescheitert, wie ja überhaupt des großen Königs Berührungen mit der Rechtspflege nicht zu den Glanzpunkten seiner Regierung gehörten; und auch die mit größerer Besonnenheit ausgearbeitete Gerichtsordnung von 1796 beruhte anerkanntermaßen auf unhaltbaren und undurchführbaren Principien. Kreittmayr dagegen hat an den bewährten Grundlagen des gemeinen Processes, insbesondere der Verhandlungsmaxime und der Schriftlichkeit festgehalten und das Verfahren in einer Weise geregelt, die zwar keine schleunige, wohl aber eine sichere, unabhängige und unparteiische Rechtspflege gewährleistete. Gewisse Mängel der Gerichtsverfassung, insbesondere die Verbindung von Rechtspflege und Verwaltung in den unteren Instanzen, wobei die Justiz nothwendig immer zu kurz kommt, hat er nicht geschaffen, sondern vorgefunden; und daß er sie nicht beseitigt hat, wird man ihm kaum zum Vorwurf machen dürfen, wenn man erwägt, daß sie sich noch durch ein volles Jahrhundert mit großer Zähigkeit in Bayern erhalten haben.

Was aber endlich das Landrecht anlangt, so kann man wohl unbedenklich sagen: dasselbe ist römisch von Anfang bis zu Ende; römisch namentlich und beziehungsweise kanonisch das ganze Personen- und Familienrecht, römisch und romanisirt das ganze Sachenrecht mit Einschluß des Pfandrechts, römisch zum weitaus überwiegenden Theile das Erbrecht, vom Obligationenrechte ganz zu schweigen. Vom Natur- und Vernunftrecht ist da ebensowenig zu entdecken wie in den Entwürfen von Cocceji — und das ist ohne Zweifel aus mehr wie einem Grunde ein Glück. Aber auch viel germanisches Recht, wie es sich noch in dem Landrechte von 1616 erhalten hatte, ist sachlich und sprachlich verschwunden, und die aufgenommenen einheimischen Institute sind trotz des Programms durchaus romanistisch behandelt. Auch die Anmerkungen, obwohl von der dem damaligen Stand der Wissenschaft entsprechenden Gelehrsamkeit des Verfassers in rechtsgeschichtlichen und germanistischen Dingen zeugend, machen doch durchaus nur den Eindruck eines Pandektencommentars. Selbst das System schließt sich auf das genaueste und bis in das einzelnste an die Legalordnung der Institutionen. Ja man kann ohne Uebertreibung sagen, daß zwischen dem Landrechte und dem zuletzt genannten Bestandtheile des Corpus juris eine größere Uebereinstimmung besteht als etwa zwischen den Institutionen Justinians und denen des Gajus, während umgekehrt der Unterschied zwischen den Anmerkungen Kreittmayrs und den nur um 60 Jahr älteren des Barons v. Schmid zum Landrecht von 1616 um so größer ist.

Dieselbe Wahrnehmung wird endlich auch derjenige machen, der Kreittmayrs obenerwähnten Grundriß des Staatsrechtes ins Auge faßt. Er wird finden, daß zwischen dem ersten Capitel, welches das natürliche, und den beiden

Digitized by Google

folgenden, die das positive Staatsrecht darstellen, so gut wie gar kein innerer Zusammenhang besteht.

Die Amtsentsetzung evangelischer Geistlicher.

II.

Σ. Nicht auf „Dienstentlassung" ist seitens des kirchlichen Disciplinarhofes gegen den Württemberger Pfarrer Steudel erkannt worden; er wurde bloß zur „Amtsenthebung" verurtheilt. Allein das ist im vorliegenden Fall ganz gleichgültig, da der Verurtheilte bei seiner kurzen Dienstzeit keine Pensionsansprüche hat. Maßgebend bei dem Urtheil war, daß Steudel zufolge seiner von der Kirchenlehre abweichenden theologischen Anschauungen zahlreiche erhebliche Aenderungen und Auslassungen in der Agende und Liturgie, sowie die Umdeutung wesentlicher kirchlicher Lehren im Religionsunterricht vorgenommen und an diesem Verfahren auch für die Zukunft festzuhalten als ein Recht beansprucht hat, obwohl er sich der Pflichtwidrigkeit seiner Handlungsweise angesichts der Amtsverpflichtung, der bindenden kirchlichen Vorschriften und der Verbote des Consistoriums habe bewußt sein müssen. Sodann seien von ihm durch fortgesetztes ungehorsames und unzulässiges Verhalten gegen seine Behörden nicht nur die ihm als Geistlichem obliegenden Pflichten in weitgehendem Maße verletzt, sondern auch das Vertrauen in seine Amtsführung in einer Weise vervirkt worden, daß ihm eine Gemeinde nicht länger anvertraut werden könne.

Steudel seinerseits hielt in der Vernehmung daran fest, daß sein Vorgehen durch kein Gesetz oder Verordnung ihm verboten, wohl aber in der hl. Schrift begründet sei, die er als oberste Norm zur Richtschnur zu nehmen habe.

Wir haben im ersten Abschnitt bereits unsre Meinung dahin kundgegeben, daß wir das Urtheil der Kirchenbehörde nicht für ungerecht halten können. Man muß einer Kirche auf dem ihr eigensten Gebiet der Lehre die Freiheit des Handelns belassen; sonst lähmt man überhaupt ihre Thätigkeit.

Der Fall Steudel liegt anders als der Fall Schrempf, der vor einigen Jahren in demselben Lande sich abgespielt und so außerordentliches Aufsehen gemacht hat. Damals wurde mit Recht dem Kirchenregiment die Zwiespältigkeit seines Verhaltens zum Vorwurf gemacht. Die Kirchenbehörde wußte, daß auf allen Stufen der Geistlichkeit die gleiche Abweichung vom Bekenntniß vertreten war, deren offenherzige Bezeugung sie an einem Einzelnen strafte. Ein hochorthodoxer Theolog wie der Erlanger Professor D. Zahn konnte bei seinem Vortrag über den Kampf um das Apostolicum in der bayerischen Pastoralconferenz 1893 ausrufen: Schrempf ist aus dem Kampf mit seiner Kirchenbehörde, fofern dieser Kampf ein moralischer war, als Sieger hervorgegangen.

Man kann dieses Wort bei dem Fall Steudel nicht wiederholen.

Dennoch blicken wir voll Wehmuth diesem tapfern, wenn auch übereifrigen Streiter nach, der auf der Strecke geblieben ist. Er wird gewiß sein Schwert nicht in die Scheide stecken und den Altgläubigen wie den Ungläubigen gegenüber seine Ueberzeugung vertreten, wie vormals so auch künftig. Wir haben solche Kämpfer nöthig, damit nicht die Stagnation um sich greife, damit nicht die Reaction immer kühner ihr Haupt erhebe.

Wahre Heilsgewißheit ruht nur in dem persönlichen Verhältniß der Seele zu Gott, ohne alle Vermittlung durch Menschen. Diese Erkenntniß ist Luthers Verdienst, der einer neuen Evolution des religiösen Geistes zum Durchbruch verholfen hat. Was einst der berühmtesten Hochschule der Welt, Paris, nicht gelungen war, eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern durchzusetzen, das war, freilich in ganz anderer Weise, von dem bis dahin fast unbekannten Städtchen an der Elbe aus ins Werk gesetzt worden. Von Stund an stand der Protestantismus in ständiger Fühlung mit dem geistigen und wissenschaftlichen Gesammtleben der Nation. Allein es hat den Anschein, als ob die protestantischen Kirchenoberen den Werth der freien deutschen Wissenschaft nicht mehr gebührend schätzen. Wohl fördert die freie Forschung so manche Mißgeburt ans Licht, auf die wir gern verzichten würden. Allein: abusus non tollit usum. Seitdem das Verlangen der Hochkirchlichen, die Berufung Harnacks nach Berlin zu verhindern, von der preußischen Unterrichtsverwaltung abgewiesen ward, sucht man auf anderem Wege zum gleichen Ziel zu gelangen. Man versprach sich besonders viel von der Gründung theologischer Seminare, deren Lehrer auf alle Satzungen der orthodoxen Kirchenlehre verpflichtet werden sollten. Der Staat sollte die Abiturienten dieser Seminare gleich den übrigen Candidaten behandeln und anstellen. Nur schade, daß der Unterrichtsminister sich von dem Vorzug solcher Seminare nicht überzeugen lassen wollte.

Nun sammelt man neuerdings Stipendien für begabtere orthodoxe Candidaten; diese, so hofft man, werden dann bald die ungläubigen Professoren von den Kathedern vertreiben. Der Superintendent Dr. Holtzheuer konnte im Ernst dem Minister den Hofprediger Stöcker als Professor der theologischen Ethik empfehlen und die Hoffnung aussprechen, daß von dieser Berufung eine Aera sittlichen Aufschwungs an der Universität ausgehen würde.

Wenn es sich nun auch noch bestätigen sollte, daß in diesen Tagen der evangelische Oberkirchenrath sich mit einer Eingabe an das preußische Cultusministerium gewendet habe, bei der Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuches darauf hinzuwirken, daß der kirchlichen Trauung die volle eheschließende Bedeutung zurückgegeben wird — dann wird uns niemand verwehren, wenn wir von einer kirchlich-reactionären Zeit sprechen. Die Negation kann sie nicht besiegen. Jede Macht kann nur auf dem Felde besiegt werden, auf dem sie steht, und das nur mit Mitteln, die denen überlegen sind, über welche der Feind gebietet. Das gilt auch für das religiöse Leben eines Volkes. Die deutsche Reformation ist nur durchgedrungen, weil sie eine höhere, reinere Stufe der Frömmigkeit darstellte, als die der römischen Kirche war. Welche Entwicklung die protestantische Kirche in der Zukunft nehmen wird, das läßt sich heute nicht voraussagen. Ein Parallelismus in der Entfaltung der römischen und der evangelischen Kirche ist unverkennbar. Möglich, daß dies zu einem Zusammenstoß führt; möglich auch, daß beide Kirchen einer großen religiösen Krisis entgegentreiben. Wie dem aber auch sein mag, jeder Vaterlandsfreund sollte darüber wachen, daß sich nicht jene Strömungen immer kräftiger geltend machen, welche darauf abzielen, die ganze geistige und geistliche, sittliche und religiöse Freiheit unsres Volkes durch Zucht, Zwang, Drill und Gewalt in „spanische Stiefel" einzuschnüren.

Oder will man vielleicht fragen: Was hat das alles mit dem Fall Steudel zu thun? Zieht sich nicht ein gemeinsamer Faden durch alle religiösen Kämpfe der Gegenwart? Jedenfalls können wir unsre Achtung jenen Männern nicht versagen, bei denen sich die Spannung zwischen ihrer persönlichen Ueberzeugung und den kirchlichen Formeln, zu deren Anwendung sie verpflichtet waren, bis zur Unerträglichkeit gesteigert hat. Auf einem tieferen sittlichen Niveau erscheint der, welcher aus Rücksicht auf Familie, Amt und Brod bei gleicher Gesinnung aus einer religiösen Heuchelei in die andere fällt. Die Mentalreservationen bei protestantischen Jesuiten sind ganz unentschuldbar, ganz verächtlich. Es muß ein unruhiges Land nach der religiösen Seite sein, unser Nachbarland Württemberg. Im Januar 1893

ließen 153 Pfarrer zusammen ihrem Consistorium die Erklärung zukommen, daß sie unter dem Lehrbegriff, an den sie sich halten, nichts anderes verstehen als die „Gerechtigkeit vor Gott durch den Glauben an Christus“. Hat auch das Consistorium diese Deutung der Lehrverpflichtung als ungenügend zurückgewiesen, so zeigt doch der jüngste Fall Steudel, daß die Bewegung bis heute in keiner Weise abgeschlafft ist, und niemand weiß, wie weit der Stein, ins Wasser geworfen, seine Kreise ziehen wird.

Möchte die Zeit nicht fern sein, da alle protestantischen Richtungen, soweit ein Zusammenschließen zulässig ist, sich vereinigen, um gemeinsam die Feinde, von welcher Seite sie auch kommen mögen, zurückzutreiben und durch die Macht, welche der Wahrheit innewohnt, zu überwinden! Fragt man aber nach der gemeinsamen Basis, auf welcher der ersehnte Neubau erstehen kann, so braucht man nur auf das Reformationszeitalter, auf die großen Errungenschaften, welche die charakteristischen Merkmale jener denkwürdigen Geistesbewegung bilden, zurückzugehen. Fürwahr, unsre Väter haben tüchtig vorgearbeitet, sie waren wackere Pioniere. Uns liegt nur ob, fortzusetzen, was jene begonnen haben. Die beiden Thürme ihrer Festung haben für uns den gleichen Werth wie für sie — es sind die beiden Grundprincipien der Reformation: das Formalprincip der alleinigen Autorität der Schrift und das Materialprincip der Rechtfertigung aus dem Glauben.

Sollte denn das Werk, das uns aufgetragen ist, nicht auszuführen sein? Haben wir nicht den gleichen Feind, den wir bekämpfen müssen? Sind es nicht die gleichen Waffen, welche die Verheißung des Sieges in sich tragen: das überzeugende Wort und die Liebe, aus der Begeisterung gebaren? Ist es nicht ein und dasselbe Banner mit der Aufschrift: Evangelium und christliche Freiheit, das alle wahren Protestanten hochhalten? Streben wir nicht ein und demselben Ziele zu, dem Frieden mit Gott als Gottes Kinder?

Nur daß wir bei unserm Bemühen, das Christenthum mit den wissenschaftlichen Strebungen der Zeit zu vermitteln, es nicht vergessen, daß wir im letzten Grund vor einem heiligen Mysterium stehen, van dem es nach immer gilt: „Zeuch deine Schuhe aus, der Ort, darauf zu stehst, ist heiliges Land.“ Selig sind, die geistlich arm sind, so beginnt der Stifter unsrer Kirche sein religiöses Programm, wie man die Bergpredigt genannt hat. Das Wort vam Kreuz ist vau altess her den draußen Stehenden Aergerniß und Thorheit gewesen und der Apostel Paulus wollte lieber „ein Fluch der Welt und ein Fegopfer aller Leute“ sein, als daß er der Wahrheit, welche ihm geoffenbart worden, das geringste abgebrochen hätte.

Wir schließen mit zwei Sätzen aus den „Geistlichen Gedanken eines Nationalökanamen“. Wilhelm Roscher sagt dort: „Die Religion ist der tiefste Grund und zugleich das höchste Ziel des geistigen Lebens“; und wiederum: „Die Wissenschaft darf nie vergessen, daß sie der Selbverleugnung bedarf, um den Weg zur Wahrheit zu finden.“

Alphons Pick †.

Die elsässische Dichterschale, die auch unter der Fremdherrschaft treu am Deutschthum festgehalten, zählte 1870 noch manchen Vertreter. Nachdem am 8. d. M. der greise Alphons Pick dahingegangen, lebt heute nur noch der 87jährige Christian Hackenschmidt, dessen Muse übrigens längst verstummt ist. Friedrich Otte, Adolf und August Stöber, Karl Candidus, G. Doerbach, Gustav Möhl, Daniel Hirtz — sie alle sind nicht mehr; eine kurze Spanne Zeit noch und die altelsässische Dichterschule — wird es eine jungelsässische geben? — gehört der Vergangenheit an.

Der Lebensgang Adolf Picks, mit dem Straßburg eine seiner volksthümlichsten Gestalten verliert, ist der denkbar einfachste. Aus guter bürgerlicher Familie stammend, wurde er am 4. Juni 1808 in Straßburg geboren, wo er zunächst das protestantische Collegium und dann das „Collège Royal“ besuchte, wo er sich das Reifezeugniß für die Universität erwarb. Auf den Besuch der letzteren verzichtete er aber, um in Gemeinschaft mit seinem Schwager Goldenberg eine Stahlwaarenfabrik ins Leben zu rufen. Die industrielle Thätigkeit nahm ihn so in Anspruch, daß er nicht daran denken konnte, im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen. Erst die 1870/71 eingetretenen Umwälzungen veranlaßten den Sechziger, seine Kräfte dem Lande zur Verfügung zu stellen, trotzdem ihm dies viele seiner Landsleute verdachten, die eine abwartende Stellung für angezeigt hielten. Bereits 1874 wurde er in den Bezirkstag und 1882 in den Landesausschuß gewählt, dessen Alterspräsident er eine Reihe von Jahren hindurch war. Ende der achtziger Jahre zog er sich ganz ins Privatleben zurück, um seinen Lebensabend still und ruhig zu verbringen, mehr und mehr vereinsamt; fast alle seine Jugendgenossen sah er ins Grab sinken. Als die letzten Tage des abgelaufenen Jahres ihm seine treue Lebensgefährtin raubten, war auch seine eigene Kraft gebrochen. Eine heftige Lungenentzündung raffte den widerstandslos gewordenen Körper in wenigen Tagen hin.

Vor drei Jahren, als ich den greisen Dichter in seinem gemüthlichen Heim aufsuchte, fand ich ihn noch in voller körperlicher und namentlich geistiger Frische. Die bei ihm verplauderten Stunden, in denen er seinen ganzen Lebensgang mit bewunderungswürdiger Gedächtnißtreue darlegte, werden mir unvergeßlich bleiben.

Mit rührender Anhänglichkeit erinnerte er sich seiner Mutter, auf deren Schoß er den deutschen Märchen und Sagen lauschte und die erste Anregung zu poetischem Schaffen empfing, und erzählte, wie seine ersten dichterischen Versuche auch in seine Knabenzeit fielen und ihm bei seinen praktisch veranlagten Verwandten das Urtheil eintrugen: „Aus dir wird nichts“; wie er, ganz deutschem Brauche folgend, Sonntags vor die Thore der Stadt, an den Rhein oder in die Vogesen oder in den Schwarzwald wanderte; wie er zum erstenmal das später von ihm so oft besungene Münster bestieg. Einen breiten Raum in seinen Erinnerungen nehmen die politischen Ereignisse ein, deren Augenzeuge er war; hat er doch nach einander das erste Kaiserreich, die Restauration, die Julirevolution, ferner die Februarrevolution und die zweite Republik, das zweite Kaiserreich und die dritte Republik an sich vorbeigehen sehen, um zuletzt dem deutschen Reiche angegliedert zu werden. „Um den Elsässer recht zu verstehen,“ meinte er, „muß man sich vergegenwärtigen, daß er im Laufe dieses Jahrhunderts alle möglichen Schicksalsschläge und politischen Umwälzungen mitgemacht hat und daher politisch müde ist. Als praktischer Mann hat er kein Verständniß für sentimentale Begeisterung und ideale Schwärmerei. Damit wird die deutsche Regierung rechnen und alle Ueberstürzung und künstliche Beschleunigung des Verdeutschungsprocesses fernhalten müssen. Das würde bei dem hartköpfigen Elsässer gerade das Gegentheil herbeiführen. Geduldiges Abwarten wird am schnellsten zum Ziele führen und bewirken, daß die Elsässer ebenso gute Deutsche sein werden, als sie Franzosen waren.“ In Bezug auf die deutsche Sprache bestätigte mir Pick die Richtigkeit der Annahme, daß die Deutschen gerade noch im rechten Augenblick gekommen seien, um die vollständige Vernichtung der Volkssprache zu verhindern. „Bis in die fünfziger Jahre hinein bildete unser Straßburger Deutsch die Umgangssprache der Bürgerfamilien. Von da ab wurde es mehr und mehr zurückgedrängt, man schämte sich in den besseren Ständen, sich der Mundart zu bedienen, die man als Sprache der unteren Volksschichten zu verachten anfing. Hochdeutsch wurde kaum mehr gelehrt; die deutschen Classiker, die in meiner Jugend in keinem Bürgerhause fehlen durften, verschwanden. Wenige Jahre noch und der Plan der Regierung, das Deutsche auszurotten, wäre geglückt gewesen. Zu wünschen wäre, daß die deutsche Regierung nicht in den gleichen Fehler verfiele und das Französische bekämpfte. Vielleicht könnte auch der Dialekt im Volksschulunterricht in gewissem Grade berücksichtigt werden.“

Als Dichter war Pick sehr fruchtbar. Von ihm stammt eine große Anzahl hochdeutscher Dichtungen, meist lyrischer Art, von denen aber wohl nur wenige den Weg nach Altdeutschland gefunden haben mögen. Manche derselben zeigen Anklänge an die schwäbische Dichterschule, zu der er sich seiner ganzen Veranlagung nach hingezogen fühlen mußte.

Seine Hauptbedeutung liegt jedoch auf dem Gebiete der mundartlichen Dichtung. Wenn Pick sich des Straßburger Dialekts bedient, so ist er in seinem Element und trifft die mit seinem

Humor durchwebten Herzenstöne des Volkes, dessen Denken und Fühlen er scharf zu erfassen und in schlichter Weise wiederzugeben verstand. Kein Wunder, daß viele seiner Gedichte volksthümlich geworden sind und von Mund zu Mund gehen. An seiner Vaterstadt hing der Dichter mit allen Fasern seines Herzens. Ihr ist auch sein — nach der „Straßburger Post“ — wenige Wochen vor seinem Tode entstandener Schwanengesang gewidmet:

Rückkehr in die Heimath.

„O was e Freud fer d'Aue (Augen)!
Nein, i wurr gar nit satt
Ze schaue un ze schaue
Uff myni Vatterstadt.

Der Anblick macht mi glückli
Un's geht mer wie im Kind,
Dieß ihn verlore Mueter
Uff einmael widder findt.

Un unser altes Münster
Isch widderum ja nooh (nah),
Es glänzt ja wie Karfunkel
Im iyr'je Owerooth.

D'Sunn schickt d'schönste Strahle
Zum letzte Abschiedsgruß,
Sie lächelt noch in friedli,
Eh daß sie scheide muß.

O gueti Stadt Strosburri,
Wo ich geboren bin!
Do wo myn Wieg' isch gstande,
Da soll mya Grab an sinn.“

Jetzt ist sein liederreicher Mund für immer verstummt. Alt- und Neustraßburg reichen sich an seinem Grabe die Hand, um in ihm den Dichter und edlen Menschen zu ehren. Seine Vaterstadt wird es sich, ähnlich wie es mit der Dichterfamilie Stöber geschehen ist, nicht nehmen lassen, das Andenken des Heimgegangenen in irgend einer Form der Nachwelt zu überliefern. Schöner und dauernder wird das Denkmal sein, das er sich in den Herzen seiner Mitbürger gesetzt hat. L.

Mittheilungen und Nachrichten.

E. August Holder: Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung. Heilbronn, Max Kielmann, 1896. — Verfasser dieses auch äußerlich in hübscher Gewandung auftretenden Buchs ist der auf seinem Gebiete wohl bewanderte und schriftstellerisch seit längerer Zeit thätige württembergische Lehrer August Holder. Wer mit ihm näher verkehrte, weiß, daß er mit ehrlichem Fleiß die mancherlei entgegenstehenden Schwierigkeiten, die nicht zuletzt aus seiner einfachen Bildungsdusbahn als schwäbischer Volksschullehrer resultirten, überwand und in seiner Begeisterung für die „Offenbarungen unsres stammheitlichen Volks- und Sprachgeistes“ kein Opfer scheute, seine Idee zu verwirklichen. Daraus, um das gleich zu sagen, erklären sich auch die Vorzüge und einzelne Schwächen des Buches. Ich meine beides mit Bezug auf den allgemeinen Tenor des Buchs, und da Holder selbst es vermeidet, seiner Darstellung eine wissenschaftlich-philologische Grundlage zu geben, so daß z. B. über das, was er unter „schwäbisch“ verstanden wissen will, von ihm nicht ein Wort gesagt wird, so liegt ja wohl zunächst kein Anlaß vor, gerade von diesem Standpunkte aus eine Kritik über sein Buch zu schreiben. Wenn wir die Tendenz desselben recht verstehen, so will es ein Werk für die weitesten Kreise der Gebildeten, ein biographisches und literargeschichtliches Nachschlagebuch sein, bei dessen Beurtheilung der wissenschaftliche Charakter zu gunsten des belehrenden und erläuternden Inhalts in den Hintergrund tritt und das Stammheitsbewußtsein (hätte übrigens der Verfasser für das Wort „Stammheit“ nicht ein minder geschmackloses wählen können?) in erster Linie in Frage kommen soll. Dies war ja auch für den Autor selbst das Leitmotiv seiner Arbeit, die um so dankbarer zu begrüßen ist, als sich die schwäbische Dialektforschung bisher zumeist auf das lexikographische Gebiet beschränkt und auch in anderer Form ihren streng wissenschaftlichen Charakter, der von den schwäbischen Dichterpersönlichkeiten wenig oder gar nichts wissen wollte, niemals ganz verleugnen konnte. Holder hat sich die Grenzen der schwäbischen Dialektdichtung, als deren eigentlichen Nährboden wir württembergischen Schwaben eben doch nur unser engeres Vaterland ansehen, sehr weit gesteckt und uns in Folge dessen mit mancher Persönlichkeit bekannt gemacht, deren Name bei uns kaum je genannt wird; er hat dabei namentlich auch Autoren herangezogen, die ohne selbst Schwaben zu sein, wie der bekannte Herzog Julius von Braunschweig, doch den schwäbischen Dialekt, namentlich in der dramatischen Literatur, zur Erzielung irgend einer derbkomischen Wirkung verwendeten und damit doch ihrerseits die Tradition vom „dummen Schwaben“, die ihren prägnantesten Ausdruck in dem auch von Holder ausführlich erwähnten Volksbuch von den sieben Schwaben empfing, lebendig erhielten. Dabei ist es in der That auffallend, wie stark gerade der „Nichtschwabe“ in der schwäbischen Dialektdichtung vertreten ist und wie wiederum, namentlich in neuerer Zeit und in einer ziemlich bekannten Sammlung schwäbischer Gedichte „Aus'm Herze“ auch der Schwabe in dem merkwürdigen Varietébelle lebt, daß man unter der Spitzmarke „schwäbisch“ den kunterbuntesten Mischmasch von Dialekt und Schriftsprache vorbringen und dabei recht gut ein schwäbischer Dichter sein könne. Holder spricht gerade hierüber sich offen und gerade aus, und wenn es uns auch bedünken will, als ob sein Urtheil manchmal viel zu mild und nachsichtig sei, so verkennen wir doch nicht, daß in einem Buche, wie dem seinigen, die pointirte Schärfe und das radicale Urtheil nur einen Ausnahmefall bilden soll. Holder beginnt seine Darstellung mit der Mitte des 16. Jahrhunderts und zwar mit dem Auftreten des schwäbischen Bauern auf der Bühne, indem er hiefür an das bedeutsame Wort Hermann Fischers anknüpft, dem die schwäbische Mundart mit ihrer kurzen, wuchtigen Hin- und Widerrede am meisten für dramatische Darstellung zu passen scheint. Sieht man seelisch von den doch mehr nur der äußeren Form nach als „Schauspiele“ zu bezeichnenden Werken Sebastian Sailers und anderer Dialektdichter in neuerer, sowie eines Nikodemus Frischlin und Johann Rudolf Fischer in älterer Zeit ab, so ist mit Bedauern zu constatiren, daß die Bühne, die doch für alle möglichen oberbayerischen und österreichischen Volks- und Bauern-Komödien Platz hat, bis zum heutigen Tage mit Ausnahme eines gänzlich verunglückten Versuches der bekannten und vielschreibenden E. Belly ein schwäbisches Volksstück nicht aufzuweisen hat. Wohlgemerkt: wir sagen „Volksstück“ und nicht „Dialektdichtung“, denn die letztere wird auf der Bühne aus dem einfachen Grunde niemals heimisch werden, weil das schwäbische Schwaben unter unsern Schauspielern kaum einen Vertreter und auch das schwäbische Volksstück bis heute noch nicht seinen Dichter gefunden hat. Das wird insonderheit derjenige bedauern, der unser Volksleben aus eigenen Anschauungen kennt, der das echt schwäbische Element anderswo sucht als der selige Auerbach mit seinen von Spinoza angekränkelten Bauern und der poetisch-sentimentalen Naivetät seiner Bäuerinnen. Denn der dramatischen und tragischen Conflicte gäbe es gerade hier für den aufmerksamen Beobachter mehr als genug, und es bedürfte nur einer sicheren Hand und eines echten Dichtertalents, um auch dem Schwaben sein Heimathsrecht auf der modernen Bühne zu sichern. Und es wäre eine derartige Leistung um so mehr zu begrüßen, als der schwäbische Bauer auf der Bühne und auch im geselligen Lied, dem Holder einen besonders ausführlichen Abschnitt widmet, doch immer mehr nur als derb und schief gezeichnete Caricatur, als das in Sprache und Bewegung rohe und unbeholfene Menschenkind erscheint, dem das, was man Herz und Gemüth nennt, vollständig mangelt. Den unumstößlichen Beweis für das Vorhandensein dieser schätzenswerthen Eigenschaften, auf denen zuletzt doch aller Reiz der Dialektdichtung ruht, teilt die schwäbische Poesie, nachdem ihr beinahe ein Jahrhundert zuvor durch Sebastian Sailer und Karl Weitzmann der Weg gebahnt worden war, freilich erst etwa ein Jahrhundert später an. Von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hatte sie mancherlei Wandlungen, viele Förderung, aber auch allerlei Anfeindungen zu erfahren. Unsre schwäbischen Romantiker mit ihrer Vorliebe für das volksthümliche Element, die novellistischen und poetischen Schilderungen unsres Volkslebens — es sei hier nur an die Namen Uhland, Nefflen, Moriz Rapp, Mörike, Berthold Auerbach u. a. erinnert — bereiteten jene Blüthezeit unsrer schwäbischen Dialektdichtung vor, die, um die Mitte unsres Jahrhunderts beginnend, in der That auch das Beste gezeitigt hat, was dieses Gebiet aufzuweisen hat. Wenn Namen Beweise sind, so seien hier vor allen Dingen Eduard Hiller, Michel Buck, die Brüder Weitbrecht, Gustav Seaffer, Wilhelm Ufeld u. a. m. genannt, Dichter und unter den vielen andern neben ihnen auch Dichterlein und Dichterlinge, die Uhlands amiable Mahnung, daß im Deutschen Dichterwalde singe, wem Gesang gegeben, manchmal nur zu gewissenhaft beherzigten und drauflos dichteten und reimten, so viel oder so wenig sie konnten. Schwer hält es hier, die Spreu von dem Weizen zu sondern, und so redlich sich Holder bemüht,

Digitized by Google

jedem on seinem Theil gerecht zu werden, so scheint doch auch ihm bei dieser Periode manchmal der Stoff über den Kopf zu wachsen und sein Urtheil über die Lebenden von Rücksichten geleitet zu werden, auf welche viele derselben keinerlei Anspruch haben. Uns gerade das Capitel von der neueren Dialektdichtung, das Holder vom Jahre 1860 an bis zur Gegenwart leitet, bedürfte, von diesem Standpunkt aus betrachtet, einer nach allen Seiten hin unabhängigen Darstellung, weil hier diejenigen Elemente, die, um Holders Wort zu gebrauchen, dem „stammheitlichen Volks- und Sprachgeist" möglichst fern stehen, sich besonders in den Vordergrund drängen. Es will uns bedünken, als ob Holder hier zu gewissenhaft gewesen, will sagen, vieles in den Bereich seiner Betrachtung gezogen hätte, was ebensu gut unerwähnt bleiben konnte. Die schwäbische Dialektdichtung befindet sich heute in einem Uebergangsstadium. Das Volk selbst hat wenig Theil mehr an ihr, ihre Pflege und Förderung liegt in den Händen der „Gebildeten", und dadurch verliert sie auch mehr und mehr ihren volksthümlichen Charakter. Zur rechten Zeit ist deßwegen Holder mit seiner Geschichte hervorgetreten. Man kann dem Buche das Zeugniß einfach Fleißes nicht versagen und man kann sich in Schwaben nur freuen, daß das Wagestück im ganzen so wohl gelungen ist.

* **Jena.** Die ordentliche Professur für Staats-, Völker- und Verwaltungsrecht an der Universität wurde nun wirklich dem außerordentlichen Professor Rosenthal übertragen. Für Kirchenrecht wird daneben ein auswärtiger Docent als Extraordinarius berufen werden.

* **Göttingen.** Der volle Preis der Beneke-Stiftung ist von der Universität einer archäologischen Arbeit des Dr. Gruyden in Rom im Betrage von 3400 M. zuertheilt worden. Für das Jahr 1898 sind wiederum zwei Preise im Betrage von 1700 M. und 680 M. für die beste Bearbeitung der Aufgabe „geologische Beschreibung des Ith" ausgesetzt.

* **Berlin.** Der 25. Congreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie findet diesmal nicht in der Osterwoche, sondern in der Pfingstwoche vom 27. bis 30. Mai d. J. hier statt. In der Festsitzung am 27. werden nach dem einleitenden Vortrage des Vorsitzenden Prof. v. Bergmann Vorträge halten: v. Esmarch (Kiel) über „die Erfolge der künstlichen Blutleere", Brnns (Tübingen) über „die Entwicklung der modernen Behandlungen des Kropfs", König (Berlin) über „die Entwicklung der Lehre von den Local-Tuberculosen in den letzten 25 Jahren", Wölfler (Prag) über „die Operationern am Magen- und Darmcanal", Sonnenberg (Berlin) über „die Operationen am Processus vermiformis", Langenbuch (Berlin) über „Operationen in den Gallenwegen". In den poliklinischen Sälen der chirurgischen Universitätsklinik findet während des Congresses eine Ausstellung von chirurgischen Instrumenten und Apparaten statt.

* **Amsterdam.** Prof. J. Faester, Ordinarius für Hygiene, wird einem Rufe nach Straßburg folgen.

* **London.** Auf dem Gute Cams Hull in Hampshire hat man in einem alten Schranke ein Packet werthvoller Bücher aufgefunden. Unter ihnen befinden sich einige Caxtons, welche von 1474—94 datiren. Sie sind sämmtlich trotz ihres Alters wohlerhalten. Die Einbanddecken sind allerdings etwas von Würmern zernagt, die Blätter selbst sind aber so weiß und rein, als ob sie eben aus der Druckerpresse kämen. Eine der ältesten Caxton'schen Ausgaben ist „Justinian's Law". Dieses Buch scheint kaum geöffnet worden zu sein. Vor wenigen Jahren erzielte die zweite Auflage dieses Werkes in London einen Preis von 1000 Pfd. Sterl.

* **Paris.** Der Unterrichtsrath hat nun in der That beschlossen, um Ausländer vom Studium der Heilkunde an der hiesigen Facultät abzuhalten, daß künftig Fremde nur eingeschrieben werden sollen, wenn sie in Frankreich die Reifeprüfung nach der für Einheimische geltenden Vorschrift bestehen.

* **Christiania.** An der hiesigen Universität ist der seltene Fall eingetreten, daß ein im Dienst befindlicher Ministerpräsident Vorlesungen hält. Um die Lücke, die der kürzlich gestorbene Prof. Aubert in der juristischen Facultät gelassen hat, vorläufig auszufüllen, hatte sich Minister Hagerup, dem seine frühere Professur noch offen gehalten worden ist, erboten, wöchentlich zweimal Vorlesungen über Encyklopädie des Rechts zu halten.

* **Dorpat.** Der Professor für vergleichende Anatomie, Embryologie und Histologie Dr. Dietrich Barfurth hat einen Ruf als Nachfolger des verstorbenen A. v. Brunn in Rostock erhalten und wird ihm zu Ostern Folge leisten.

P.C. **Konstantinopel.** Das hiesige russische archäologische Institut hielt am 9. d. Mts. unter dem Vorsitze des russischen Botschafters, Hrn. v. Nelidow, und in Anwesenheit eines zahlreichen Publicums seine Jahressitzung. Hr. a. Nelidow eröffnete dieselbe mit einer Ansprache, in welcher er unter Hinweis auf die bisherigen Erfolge des Institutes seinen Wünschen für dessen weiteres Gedeihen Ausdruck gab. Nach einem von dem Institutsmitgliede Hrn. Uspensky gehaltenen Vortrag über das weste und das oströmische Reich im 4. und 5. Jahrhundert las der Secretär des Institutes, He. Pogodin, den Jahresbericht vor. Diesem ist zu entnehmen, daß das Institut im abgelaufenen Jahre drei Studienreisen, nach Sinope und Trapezunt, nach dem Berge Athos, sowie nach Athen, veranstaltet hat, um neue historische Documente zur Geschichte der illyrischen Halbinsel aufzufinden. Diese Reisen waren von Erfolg begleitet; u. a. wurde die Beschreibung der Kirche zu den zwölf Aposteln in Konstantinopel von Konstantin Rhodius aufgefunden. Die Bibliothek des Instituts zählt bereits über 6000 Bände.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 17. bis 18. März folgende Schriften eingegangen:

Fr. Kretzschmar: Brautwetter, oder: Soweit sind wir gekommen? Betrachtungen zur Irren- und Rechtsreform. Großenhain, Herrmann Starke. — Otto Rühle: Die Schundliteratur u. ihre Bekämpfung von seiten des Lehrers. Ebd. — Ortwin Reimar Felix: Die Welt, wie sie ist, nicht wie du sie träumst. Ebd. — A. Frhr. v. Rothenburg: Deutsche Reiterstückchen. Ebd. 1896. — Stimmen aus dem agrarischen Lager: Aufsätze u. Reden gesammelt vom Bund der Landwirthe. Berlin, Wilhelm Issleib 1896. — Dr. jur. Ponfick: 27. Jahresbericht über die Wirksamkeit des Frankfurter Gefängnißvereins. Frankfurt. — H. Kanz: Kannt Marschall Bazaine i. J. 1870 Frankreich retten? Berlin, R. Eisenschmidt 1896. — Dr. Fr. Schuiler: Aus sieben Jahrhunderten; 8 Vorträge aus der siebenbürg.-sächsischen Geschichte. Hermannstadt, W. Krafft 1896. — Festschrift zum 100jährigen Geburtstage Gottliebs Frhrn. v. Autreshofen und zur 50jährigen Jubelfeier des Geschichtsvereines für Kärnten. Klagenfurt, Seibstverlag des Vereins 1896. — Dr. Max Bauer: Edelsteinkunde. Lfg. 7. Leipzig, Herm. Tauchnitz 1896. — Victor Kaiser: Der Humanismus in der Kunst. Frauenfeld, J. Huber 1896. — Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des Scheffelbundes für 1895; geleitet von A. Kennel. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1895. — Eduard Beez: Das Sabinergut; Roman. 10.—12. Tausend. Berlin, Schall u. Grund. — Otto Ernst: Kartäusergeschichten; Novellen u. Skizzen. Hamburg, Conrad Kloß 1896. — Die Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York; Jahresbericht für 1895. 112. Geschäftsjahr. New-York, Oberauny Company 1896. — *Praeco Latinus.* Vol. II. Num. 5. Philadelphine 1896. — *Cosmopolis;* internationale Revue. Vol. I. No. III. März 1896. London, T. Fisher Unwin, Berlin, Rosenbaum u. Hart ꝛc. — Dr. Karl Reiser: Sagen, Gedenke u. Sprichwörter des Allgäus, gesammelt. Heft. 5. Kempten, Jos. Kösel. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 248. Ungarn IV. Bd. 18. Heft. Wien, Alfred Hölder. — Buch der Erfindungen, Gewerbe u. Industrien. Heft 11—16. Leipzig, Otto Spamer. — Katalog: Joseph Baer, Frankfurt: Autographen (ungedruckte Briefe Beethovens u. Goethe's) u. Urkunden aus dem Nachlaß Brentano; Versteigerung 9. April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Waldleute. (3110)

Schauspiel in vier Akten von

Carl Hauptmann.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Ein zweifelloses starkes Talent gibt sich in diesem Stücke kund, welches wir der Beachtung aller Freunde echter Poesie empfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 19. März. Nummer 66.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Ueberſicht.

Der churbayerische Kanzler Alois Freiherr von Kreittmayr. II. Von Dr. August v. Bechmann. — Die allgemeine Sprachwissenschaft in den Jahren 1889—1894. Von L. Sütterlin. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der churbayerische Kanzler Alois Freiherr von Kreittmayr.

Rede gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 14. März 1896 von Dr. August v. Bechmann, ordentlichem Mitglied der philosophisch-philologischen Classe.

II.

Eine bahnbrechende reformatorische Persönlichkeit ist Kreittmayr nicht gewesen, weder auf dem Gebiete der Theorie, noch der Gesetzgebung; und eine solche hätte sich auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schwerlich zu dem Posten geeignet, den er ein Menschenalter hindurch innegehabt hat.

Wohl aber war der Kanzler vor allem eine eminent lehrhafte Natur. Ausgerüstet mit einer umfassenden, gründlichen und zuverlässigen Gelehrsamkeit, der Frucht einer ganz erstaunlichen Belesenheit, beobachtet er Vergangenes und Gegenwärtiges mit scharfem, klarem und heiterem Blick, und gelangt meist — wo er nicht vorzieht, die Entscheidung „dahingestellt sein zu lassen“ — zu einem zutreffenden, gesunden und gerechten Urtheil. Sein wohlwollender Humor hat nur zuweilen einen Stich ins Ironische. Dabei steht ihm allezeit das richtige und anschauliche Wort zu Gebote, nicht selten kleidet er seine Urtheile in eine mehr derb- als feinwitzige Form ein und von keinem Juristen des vorigen Jahrhunderts haben sich noch heute so viele Broeardica erhalten, als von ihm. Den Zopfstil hat er nicht überwunden, aber innerhalb der Schranken desselben darf er wohl als ein Meister der Darstellung bezeichnet werden, besonders unterscheidet sich sein einfacher und sicherer Periodenbau vortheilhaft von vielen gleichzeitigen Schriftwerken, namentlich juristischen Inhalts. Wer näher zusieht, wird in seinen eigenen Schriften einen erheblichen Fortschritt nach Form und Inhalt entdecken.

In dieser Lehrhaftigkeit liegt zugleich seine Schwäche und seine Stärke. Das vorwärts treibende Pathos einer genialen Natur hat ihm gefehlt; und einer kühnen That, wie sie schon zehn Jahre vor der Veröffentlichung des Codex Criminalis der jugendliche Friedrich von Preußen in den ersten Tagen seiner Regierung durch Aufhebung der Tortur vollbracht hatte, wäre er wohl auch unter günstigeren äußeren Verhältnissen nicht geneigt gewesen. Und auch der lapidare Ausdruck, ohne den wir uns ein vollkommenes Gesetzbuch nicht denken können, stand ihm nicht zu Gebote; nicht nur seine Anmerkungen sind Lehrbücher, sondern auch die Gesetzbücher selbst, und als solche, nach Art der Institutionen, wollte er auch selbst sie gebraucht wissen.

Aber in der eminenten Lehrhaftigkeit bestand auch seine Stärke. Innerhalb der nun einmal durch die äußeren Verhältnisse nicht weniger als durch die innere Anlage gegebenen Grenzen ist das bayerische Landrecht von 1756 nebst den fünf Bänden Anmerkungen im großen und ganzen die denkbar beste Leistung und steht ungleich höher als das in parallelen Bahnen sich bewegende, übrigens unvollendete Unternehmen von Cocceji, der nur, wenn er die innere schöpferische Kraft besessen hätte, durch äußere Umstände und Rücksichten weniger gehemmt gewesen wäre.

Gesetz und Anmerkungen spiegeln in vorzüglicher Weise den damaligen Stand des gemeinen Civilrechts wider und gaben der Praxis, die sich in dem Chaos der Quellen nicht mehr zu Recht finden konnte, einen festen und sicheren Anhalt. Freilich, eine selbständige Wissenschaft auf dieser Grundlage, wie sie Kreittmayr erhofft hatte und thatsächlich zu erstreben suchte, indem er ein churfürstliches Rescript erwirkte, wonach an der juristischen Facultät zu Ingolstadt das Privatrecht hinfort nicht mehr auf Grundlage der Institutionen und der Pandekten, sondern des Landrechts und der Anmerkungen gelehrt werden sollte — eine solche selbständige Wissenschaft ist ausgeblieben und jenes Rescript mußte bald wieder zurückgenommen werden. Nur der Codex Judiciarius, dessen eigenartige Stellung ich schon oben hervorgehoben habe, hat noch nach 100 Jahren in dem Commentar von Johann Adam v. Seuffert eine edle wissenschaftliche Frucht erzeugt. Aber das Landrecht hat im allgemeinen die Praxis wenigstens nicht gehindert, an den Fortschritten der gemeinrechtlichen Wissenschaft theilzunehmen und aus dieser sich befruchten zu lassen; von diesem lebendigen Zusammenhange zeugt gerade eine andere literarische Erscheinung, die mit Seufferts ruhmvollem Namen verbunden ist, die Blätter für Rechtsanwendung. So ist durch den zugleich conservativen und discreten Charakter des bayerischen Landrechts unsrer Civilpraxis die isolirte und unfruchtbare Stellung erspart geblieben, welche das Schicksal der Praxis im Geltungsgebiete des preußischen Landrechts von 1794 geworden ist.

Am ungünstigsten wird wohl von der Nachwelt der Codex Criminalis beurtheilt, und in der That tritt der Mangel schöpferischer Initiative in keinem der Gesetzbücher schärfer und empfindlicher hervor. Zeitlich ist der Codex von dem Feuerbach'schen Gesetzbuche nur durch 72 Jahre, nach Form und Inhalt erscheint er von ihm durch Jahrhunderte getrennt. Aber welche unermeßlich reiche und tiefgreifende Entwicklung liegt auch zwischen 1751 und 1813: die Blüthezeit unsrer Literatur, die Blüthezeit unsrer Philosophie, die französische Revolution, die Verwandlung des confessionell abgeschlossenen Churfürstenthums Bayern in das paritätische Königreich Bayern! Hinsichtlich der Roheit und Härte der Strafen, hinsichtlich der unbestimmten Fassung des Thatbestandes oder dessen, was man heutzutage als Norm zu bezeichnen pflegt, hinsichtlich der Gestattung richterlicher Willkür durch Verweisung auf die Analogie und Aequität steht der Codex hinter den gleichzeitigen Strafrechtsordnungen anderer deutscher Territorien, ja auch hinter der Carolina schwerlich zurück. Was aber am meisten abstößt, sind die

Digitized by Google

Artikel über Zauberei, Hexerei und Ketzerei Das Verbrechen der Zauberei kannte auch schon, im Anschlusse an römisches und kanonisches Recht, die Carolina; dagegen hatte die grauenvolle und räthselhafte Krankheit der Volksseele, die man als Hexenglauben bezeichnet, erst im 17. Jahrhundert epidemischen Charakter angenommen — eine der eulturverwüstenden Folgen des 30jährigen Krieges. Daß Kreittmayr persönlich diesen Glauben nicht getheilt hat, dafür spricht manches Anzeichen. In den Anmerkungen zu der betreffenden Stelle läßt er die Frage, ob es überhaupt Teufelsbündnisse gebe, völlig offen und verweist wegen der Gründe pro et contra auf das philosophische Lexikon von Walch; in offenbarer Ironie theilt er dann einen langen und lächerlichen Bericht über das Verfahren bei Eingehung öffentlicher Teufelsbündnisse, sowie andere merkwürdige Dinge mit, die sich hier nicht wiedergeben lassen. Aber der Wille, dem festgewurzelten Aberglauben offen entgegenzutreten, war doch nicht vorhanden. Nur abgeschwächt wurde in höchst charakteristischer Weise die Bedeutung des Gesetzes durch eine in den Gesetzestext selbst aufgenommene ernste Warnung an den Richter: „Es werden auch die Obrigkeiten ermahnt, bei diesem Verbrechen mit vieler Behutsamkeit und Moderation zu verfahren, nicht alles, was dem menschlichen Verstande für unergründlich erscheint, gleich für Hexenwerk und Aberglauben anzusehen, vielweniger den gerichtlichen Aussagen der Hexen und dem Aberglauben ergebener Personen wegen der teuflisch falschen Vorspiegelungen und auch öfter mit vorwaltender starker Einbildung, Phantasie oder Impostен so leichterdings Glauben beizumessen: inmaßen bei Kindern und Unvogtbaren, welche sich dergleichen teuflischer Künsten- und Hexenwerke berühmen oder von andern hier angegeben werden, mehr auf gute Disciplin und Unterweisung, als malefizische Strafen der Antrag zu machen ist."

Dasselbe Compromiß, das uns hier begegnet, wiederholt sich in harmloserer Weise in den Anmerkungen zum Codex Civilis. Dort kommt Kreittmayr auf die einst berühmte Streitfrage zu sprechen, ob der Miether den Miethvertrag wegen umgehender Gespenster auflösen dürfe. Er citirt zuerst eine Reihe von Schriftstellern, Thomasius an der Spitze, welche die Existenz von Gespenstern leugnen, dann andere, welche sie bejahen, und schließt dann mit der Bemerkung, er könne doch eben darum, weil noch gar viel vernünftige Leute diese Opinion sich nicht nehmen lassen wollen, diese Frage weder de nihilo zur Zeit ermessen, noch gegen die gemeinsame Lehre negativ entscheiden, wobei er jedoch einen solchen Fall unterstelle, wo die Geisterfurcht nicht in eitler Einbildung bestehe, sondern durch glaubwürdige Erfahrung sattsam befestigt sei. Er erkennt damit also der Furcht vor Gespenstern unter Umständen eine subjective Berechtigung zu. Die Frage nach der Existenz von Gespenstern läßt er ganz offen und man thut ihm Unrecht, wenn man auf Grund dieser Stelle ihn des Aberglaubens bezichtigt.

Schlimmer eigentlich steht es mit den Bestimmungen des Codex Criminalis über die Ketzerei. Hier kann Kreittmayr von dem Vorwurfe der Doppelzüngigkeit nicht freigesprochen werden. Nach dem Wortlaute des Gesetzes sind „offenbare notorische Ketzer" diejenigen, welche „den christlich-katholischen Glaubensartikeln wibrige Meinungen wissentlich hegen, verfechten und nach vorläufig von der Geistlichkeit eingenommenem genugsamen Unterricht den Irrthum nicht ablegen". In der Anmerkung hiezu bemerkt er: „Was der westfälische Friede wegen der im Reiche tolerirten Religionen mit sich bringt, ist bekannt und gehört eben nicht hieher." (!) Und später in den Anmerkungen zum Landrecht spricht er es als seine ganz bestimmte Ansicht aus, daß Lutheraner und Calviniſten nach Reichsrecht nicht als Ketzer behandelt werden dürfen, die Theologen mögen sagen, was sie wollen. Von diesem unanfechtbaren Standpunkte aus aber jenen Artikel des Gesetzes entweder ganz zu streichen oder so correct zu fassen, daß er auf die Protestanten nicht angewendet werden konnte, hat offenbar wieder der Wille gefehlt; ja, die zuerst erwähnte Anmerkung ist so zweideutig gefaßt, daß sie den Richter nur verwirren konnte.

Damit sind wir von selber zu der Frage nach Kreittmayrs Stellung zu den kirchlichen Dingen gelangt. Eine principielle Erörterung über die Kirche finde ich nirgends. Aber darüber ist er nicht im Zweifel, daß Staat und Kirche, beide je in ihrem Kreise, völlig selbständig sind und daß daher insbesondere der Staat keine Glaubensvorschriften machen, noch Verträge über den Glauben schließen könne, weßhalb er denn auch die bekannte Clausel des westphälischen Friedens: donec per dei gratiam de religione ipsa convenerit, als auf etwas rechtlich Unmögliches gerichtet, verspottet. Auch bezeichnet er den übrigens nur auf die äußeren Verhältnisse der Kirche bezüglichen Satz: cujus est regio, illius est religio als einen ursprünglich protestantischen (was bekanntlich unrichtig ist), den sich aber auch die katholischen Regenten, damit die Protestanten nicht gar zu viel voraus hätten, angeeignet haben und gefallen lassen, nur nicht wie jene als Ausfluß der Landeshoheit, sondern eben nur auf Grund der gemeinen Praxis. Ebenso erkennt er ohne weiteres an, daß für den Staat eine gerechte und vernünftige Ursache vorliegen könne, geistliche Gesetze nicht anzunehmen, namentlich solche, die gegen die Landesverfassung oder das Recht des Fürsten verstoßen, oder sonst nicht recht prakticabel sind. Er billigt durchaus das in Frankreich und anderen katholischen Ländern bestehende Placet. Diese Billigung, sagt er, unter Bezugnahme auf einen katholischen Kanonisten, ist kein Act der Jurisdiction, sondern der Abwehr und bedeutet nur das Zeugniß, daß die päpstliche Bulle nicht gegen die Staatsverfassung verstoße; innerhalb dieser Grenzen sei kein Grund vorhanden, diese Einrichtung zu beanstanden.

Bezüglich der Geltung des kanonischen Rechtes nimmt er daher ebenfalls eine ziemlich zurückhaltende Stellung ein, wenn er auch die bekannte That Luthers in Uebereinstimmung auch mit protestantischen Kanonisten mißbilligt. Aber gegenüber der Ansicht, daß das kanonische Recht auch in weltlichen Sachen subsidiär zur Geltung komme, bemerkt er, daß bezüglich derselben in hiesigen Churlanden bereits solche Vorkehrung getroffen sei, daß man jene Aushülfe nicht mehr brauche. Die zweite Regel aber, daß das kanonische Recht sogar primär in Sachen gelte, die zugleich in das Gewissen eingreifen, wie Wucher, Eid u. s. w., besteht seiner Ansicht nach nur pro foro interno; für das weltliche Recht aber geht sie etwas zu weit, denn das kanonische Recht schlägt ja auch in alle anderen Materien des Mein und Dein ein. Solchem nach, schließt er, wird das geistliche Recht nur noch in geistlichen Sachen und, so weit die Observanz oder Concordate mit einstimmen, bei uns beobachtet. Und mit der bei ihm so häufig vorkommenden vorsichtigen Wendung läßt er es „dahingestellt" sein, ob und in welchem Umfang der index librorum prohibitorum in Deutschland recipirt sei.

Consequent enthält denn auch bekanntlich das Landrecht eine vollständige Ordnung des Eherechts, zwar durchaus auf kanonischer und insbesondere tridentinischer Grundlage, aber doch mit selbständigen Zuthaten und in der unzweifelhaften, auch durch andere Aeußerungen bestätigten Ansicht, daß diese Ordnung Sache des Staates sei. Aber auch hier bleibt das Compromiß nicht aus. Nicht nur wird die geistliche Gerichtsbarkeit in Ehesachen beibehalten,

sondern der Schluß des einschlägigen Capitels enthält eine clausula salvatoria, wonach der geistlichen Obrigkeit durch obige Verordnungen an dem, was das Ecclesiasticum betrifft, keineswegs vorgegriffen, sondern solche dem weltlichen Richter nur quoad effectus civiles zur Richtschnur dienen sollen. Damit ist diese ganze Ehegesetzgebung eigentlich für kraft- und wirkungslos erklärt und Kreittmayr war ein viel zu klarer und scharfer Geist, um sich des hierin liegenden Widerspruchs nicht vollkommen bewußt zu sein.

Seine Stellung zu den damals besonders intricaten confessionellen Fragen ist vom Standpunkte des positiven Rechts, d. h. des Reichsrechts und insbesondere des westfälischen Friedens, absolut unparteiisch und correct. Es ist schon erwähnt, daß er die Protestanten ohne Rücksicht auf den Widerspruch der Theologen unbedingt den Katholiken als gleichberechtigt an die Seite stellt und ihre Behandlung als Ketzer für reichsgesetzwidrig erklärt. Nicht minder gibt er mit einer über alles Lob erhabenen Unbefangenheit zu, daß an den damals grassirenden, zum Theil überaus kleinlichen Religionsstreitigkeiten die Katholiken nicht minder Schuld tragen als die Protestanten. Er erkennt ferner, ebenfalls im Widerspruch mit den Theologen, an, daß die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen sich in Ermangelung besonderer Verabredung nach dem Vater richte.

Aber über das streng juristische, d. h. reichsgesetzliche Gebiet geht er doch nicht hinaus. Nicht ohne einen Seitenblick auf Friedrich den Großen tadelt er es, wenn einzelne Reichsstände über den westfälischen Frieden hinaus und gegen dessen unzweifelhafte Intentionen auch bloßen Secten, Mennoniten, Quäkern u. s. w. Duldung zukommen lassen; solcher Synkretismus und Religionsmischmasch bestehe nur de facto nicht de jure. Auch vertheidigt er — nach damaligem Rechte unanfechtbar — den confessionell geschlossenen Staat, sowohl von katholischer als von protestantischer Denomination; und vollends das ihm ohne Zweifel von der Pfalz her wohlbekannte Simultaneum widerräth er jedem Landesfürsten.

Wie weit in diesen Dingen Kreittmayr seine letzten Gedanken ausgesprochen hat, müssen auch wir „dahingestellt sein lassen“. Immerhin möchte man annehmen, daß ein Mann, der am Abend eines langen, an Erfahrung und Einfluß reichen Lebens für Kurbayern kein anderes Heil erkannte als das Aufgehen in dem Staate Josephs II., innerlich einer über das Maß des westfälischen Friedens hinausgehenden und den fridericianischen Tendenzen entgegenkommenden Toleranz nicht unbedingt abgeneigt war.

Sei dem, wie ihm wolle: so viel ist gewiß, daß, wenn Kreittmayr nicht der des unerschütterlichen Vertrauens seines Kurfürsten sich erfreuende Kanzler, sondern etwa Professor der Rechte in Ingolstadt gewesen wäre, auch schon die Ansichten, die er im Drucke veröffentlichte, und die niemals verhehlte wissenschaftliche Hingabe an protestantische Schriftsteller, wie Grotius, Pufendorf, Thomasius, Christian Wolf — welch letzteren Kurfürst Max III. als Reichsvicar zusammen mit Ickstadt in den Freiherrenstand erhoben hatte —, ihn denselben Anfeindungen, Verdächtigungen und Anklagen ausgesetzt hätten, unter welchen Ickstadt und Lori, oder hier in München der Theatiner und Akademiker Sterzinger zu leiden hatten. Galt doch in Ingolstadt selbst das harmlose Institutionenlehrbuch des würdigen Heineccius als ketzerische Contrebande. Vor Anfechtungen aber, gegen welche vielleicht ihn auch seine hohe Stellung nicht geschützt hätte, blieb er durch kluge Zurückhaltung und vorsichtiges Schweigen gesichert, und so ist er, so viel ich sehe, im wesentlichen unangefochten durchs Leben gegangen.

Ueber die inneren Schranken der eigenen Natur kommt niemand hinaus; die äußeren Schranken der Verhältnisse, der Vorurtheile, des Wahnes zu durchbrechen, ist nur kühnen und genialen Naturen vergönnt, deren vorwärts drängende Willenskraft auch durch das Weh und Leid, das sie sich und anderen bereiten, nicht aufgehalten wird. Neben ihnen haben auch die mild und versöhnlich, vorsichtig und zurückhaltend, die erziehend wirkenden Charaktere ihre volle geschichtliche Berechtigung. Ein solcher war der letzte Fürst aus der langen Reihe der Münchener Wittelsbacher, dessen Regierungsmaxime nach Westenrieders Zeugniß gewesen ist, daß man nicht Meinungen durch Gebote und unvorbereitete Anstalten erzwingen, sondern die Anstalten erst auf geänderte Meinungen folgen lassen, nicht reißen, sondern lösen solle, dem es übrigens im gegebenen Falle auch an Energie in Wahrung seiner landesherrlichen Rechte gegen geistliche Uebergriffe und in Abwehr unbegründeter Beschwerden und Anklagen nicht gefehlt hat. Unter den hervorragenden Männern, denen der Glanz und der Segen seiner Regierung zu verdanken ist, die eine vergehende Zeit würdig abschließen und, jeder nach seiner Art und an seinem Berufe, die kommende Zeit vorbereiten, ist wohl keiner so hingebend auf die edlen Absichten des Fürsten eingegangen und nimmt daher auch keiner eine so feste und nachhaltige Stellung ein als Kreittmayr. Sein Andenken bleibe in Segen!

Die allgemeine Sprachwissenschaft in den Jahren 1889—1894. [1])

Von L. Sütterlin (Heidelberg).

* Die allgemeine Sprachwissenschaft, wie sie im folgenden berücksichtigt werden soll, beschäftigt sich mit der Frage nach der Entstehung und der Entwicklung von Sprache und Mundart; sie hat nicht die Aufgabe, geschichtliche Vorgänge im Sprachleben einzelne zu ermitteln und zu sammeln, sondern sie richtet ihr Augenmerk auf das Ganze und Allgemeine und sucht durch eine philosophische Betrachtung der Einzelheiten allgemeine Ursachen und allgemein waltende Gesetze in der Welt der Sprache festzustellen. Dabei faßt sie sowohl die physiologische als die psychologische Seite der Spracherzeugung ins Auge.

Das bedeutendste und umfassendste Werk, das auf diesem Gebiet in den letzten Jahren erschienen ist, hat der jetzt verstorbene v. d. Gabelentz geschrieben. Er handelt darin eingehend und gründlich von den „Aufgaben, den Methoden und den bisherigen Ergebnissen“ der Sprachwissenschaft. Nachdem er einleitungsweise das Wesen, die Stellung und die Aufgaben der Sprachwissenschaft beschrieben, ihre Geschichte berührt und die Art besprochen hat, wie sich der Sprachforscher nach seiner Meinung für seinen Beruf vorzubilden habe, behandelt er in einzelnen Abschnitten der Reihe nach „die einzelsprachliche Forschung“, „die genealogisch-historische Sprachforschung“ und „die allgemeine Sprachforschung“. Die einzelsprachliche Forschung, führt er aus, hat vor allem Rücksicht zu nehmen auf den jeweiligen Volksgeist und das Verhältniß der Sprache und des Sprachgeistes zu diesem Volksgeist zu untersuchen. Nach diesem Verhältniß bestimmt sich denn auch die Richtigkeit des sprachlichen Ausdrucks für jede einzelne Sprache, und zwar kommen dabei einerseits die Art und die Ordnung der grammatischen Erscheinungen in Frage, andrerseits die Beziehung auf den auszudrückenden Gedanken. Bei der genealogisch-historischen Sprachforschung ist dagegen zu scheiden zwischen äußerer und innerer Sprachgeschichte. Während die eine die äußeren sprachverwandtschaftlichen Beziehungen aufzudecken hat, sucht die andere planmäßig den sprachlichen Veränderungen auf den Grund zu kommen und ihre Richtung und die allgemeine Bedingung ihres Eintritts festzustellen. Zum Schluß wird das „Sprachvermögen“ näher untersucht. Das ganze Leben der Sprache, urtheilt der Verfasser, vollzieht sich nach einem inneren Gesetz, das Erhaltung und Untergang der sprachlichen Erzeugnisse gleichmäßig regelt und von dem die Laute ebenso abhängig sind wie die Wörter und der ganze sprachliche Bau, das Klanggebilde ebenso wie der damit verknüpfte Bedeutungsinhalt. Diese Gesetze sind verschieden in den verschiedenen Sprachen; es muß also Ziel der Forschung sein, diese Verschiedenheit

[1]) Probe aus dem 1. Heft des II. Bandes des Jahresberichts über die Fortschritte der romanischen Philologie, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Battmsütter.

urſächlich zu begreifen und für das ganze Sprachleben eine Art Statik und Dynamik zu gewinnen, die uns alle Veränderung gewiſſermaßen zu berechnen oder doch wenigſtens nachzurechnen erlaubt. Wenn ſich der Verfaſſer, ſeinem Studiengang entſprechend, in ſeinen Ausführungen auch oft auf ſehr fernliegende Gebiete begibt, und wenn ſeine Beiſpiele, jedenfalls ſoweit ſie den indogermaniſchen Sprachen entnommen ſind, auch nicht immer richtig ausgewählt ſind, ſo iſt ſein Buch doch jedem zu empfehlen. Der mit Werken wie Pauls Principien der Sprachgeſchichte Vertraute wird darin zwar manches Bekannte, aber auch, ſei es im Stoff oder ſei es in der Anordnung und der Verknüpfung, manches Neue finden.

Nur auf das Gebiet des Indogermaniſchen, ja eigentlich nur das Engliſche beſchränkt ſich in ſeinen Ausführungen ein Buch von Strong, Lagemann und Wheeler, das auch eine Einführung in das Sprachſtudium geben ſoll. Das Werk iſt zwar nur eine Bearbeitung der Paul'ſchen Principien der Sprachgeſchichte, hat aber neben ſeinem Vorbild doch eigenen Werth. Einmal ordnet es den Stoff in vieler Hinſicht ganz anders und in mancher Beziehung entſchieden glücklicher als Paul, wenn es auch darin noch nicht die höchſte Stufe der Vollkommenheit erreicht. Dann aber bietet es ganz andere und zwar durchgehends auch recht paſſende und ſchlagende Beiſpiele, die, entſprechend der Beſtimmung des Buches, beſonders engliſche Leſer in die Grundfragen des Sprachlebens einzuführen, hauptſächlich dem Engliſchen, in geringerem Maße dem Franzöſiſchen und Lateiniſchen entnommen ſind.

Im Anſchluß an dieſe beiden Werke können wir zwei Vorträge erwähnen, die einen größeren Kreis von Gebildeten in Fragen des allgemeinen Sprachlebens einzuweihen ſuchen, wie ſie bei v. d. Gabelentz und bei Strong, Logeman und Wheeler zunächſt für Fachleute erörtert worden ſind. In Danzig verbreitete ſich Alfred Raſenſtein über das Leben der Sprache. Nachdem der Redner zunächſt die äußeren Bedingungen des ſprachlichen Lebens unterſucht hat, wie geiſtige und ſittliche Cultur des Einzelnen, der Stände und Claſſen der Geſellſchaft, der Nationen, ſowie der Wechſelwirkung der Nationen auf einander, ſpricht er von dem inneren Leben der Sprache, indem er erörtert, wie ſie ſich entfaltet aus der Gliederung zwiſchen Subject und Prädicat, und wie ihr Stoff immer die Bedeutung wechſelt. Fr. Stolz dagegen legte in einem gemeinwiſſenſchaftlichen Vortrag ſeinen Innsbrucker Hörern dar, wie ſich die ſcheinbar rein launenhafte Sprache im Grunde ganz beſtimmten Geſetzen füge, und wie auch die ſo verſchiedenartig wirkende Analogie doch ihren inneren pſychologiſchen Grund habe.

Weniger umfaſſend auch in ihrem Gegenſtand wie die beiden genannten größeren ſyſtematiſchen Werke von v. d. Gabelentz und Strang, Logeman und Wheeler, aber eigenartiger in ihrem Inhalt und dazu noch anziehend geſchrieben iſt eine Arbeit, in der der Kopenhagener Prof. Otto Jeſperſen an der Hand beſonders des Engliſchen nachzuweiſen ſucht, daß jede ſprachliche Entwicklung einen Fortſchritt, keinen Rückſchritt oder Verfall bedeutet. Es iſt das eine engliſche Umarbeitung und Erweiterung der früher in däniſcher Sprache erſchienenen „Unterſuchungen über die engliſchen Caſusverhältniſſe", die in einer Einleitung ſchon vom „Fortſchritt im Sprachleben" handelten. Im Gegenſatz beſonders zu Schleicher, der in der geſchichtlich verfolgbaren Sprachentwicklung nur Verfall geſehen hatte, verficht der Verfaſſer die Anſicht, daß in der geſammten Sprachentwicklung von der Zeit, wo die Sprache geſchaffen wurde, bis auf heute nur ein ſtetiger Fortſchritt zu ſehen ſei. Der Glaube, daß die älteſten, inſonderheit die claſſiſchen Sprachen am höchſten entwickelt ſeien, iſt für ihn nur ein Aberglaube, der aus der das Alterthum überſchwänglich preiſenden Renaiſſancezeit übrig geblieben ſei. Bei Licht beſehen, ſtelle ſich der Bau dieſer Sprachen vielmehr als ungeſchickt und umſtändlich heraus, weil ſie zum Ausdruck ganz einfacher Gedanken einen höchſt unnöthigen Aufwand von Mitteln brauchten. Die neueren Sprachen überträfen in der Hinſicht die alten ganz bedeutend; ſie drückten die Gedanken viel einfacher und kürzer aus, vor allen das Neuengliſche. Das weiſt der Verfaſſer an einigen gut — vielleicht nur zu gut — gewählten Beiſpielen nach.

Bemerkenswerth iſt auch, wie ſich Jeſperſen die Sprachentwicklung im einzelnen denkt. Er verwirft die von der älteren Schule vertretene Anſicht, daß ſich die menſchliche Sprache urſprünglich nur aus Sprachwurzeln zuſammengeſetzt habe und daraus agglutinirend und zuletzt flectirend geworden ſei, und hält deßhalb auch die übliche Eintheilung der Sprachen in iſolirende, agglutinirende und flectirende für unrichtig. Er glaubt vielmehr, wir könnten über das ſprachliche Leben überhaupt nichts anderes ausſagen, als daß der Zug der Entwicklung immer mehr dahin gehe, an Stelle untrennbarer, unregelmäßiger Wortungethüme regelmäßig freie Verbindungen von Wortbildungsmitteln zu ſetzen.

Demgemäß denkt ſich Jeſperſen auch den Urſprung der Sprache ganz anders, als man es bisher gethan hatte. Auf Grund der Beobachtungen, die man an der Sprache des Kindes im erſten Lebensjahr und an der Sprachentwicklung in geſchichtlicher Zeit mache, kommt er zu dem Schluß, die Urſprache der Menſchheit müſſe überaus reich an Lauten, Betonungsarten, Wortſammen und Wörtern, aber jeder Abſtractionsfähigkeit bar geweſen ſein. In den Schnalzlauten der Hottentotten, die er mit ähnlichen Lautgebilden der Kinder vergleicht, ſieht er ein Ueberbleibſel des älteren Lautreichthums. Der Urmenſch, ſo ſchließt Jeſperſen, äußerte ſeine Liebesgefühle durch muſikaliſche Lautverbindungen, die ähnlich geklungen haben müſſen wie Miji's nächtliche Liebesgeſänge auf den Dächern oder wie das melodienreiche Liebesweben der Nachtigall. Die Lautverbindungen werden allmählich in Folge einer Ideenaſſociation Bezeichnungen von Perſonen und Sachen.

Mit Jeſperſens Buch berührt ſich inhaltlich ein zwei Jahre früher erſchienenes Werk von Gleßwein. Nur ſteht es tief unter der Arbeit des däniſchen Gelehrten. Gießwein will unterſuchen, ob ſich die Mannichfaltigkeit der Sprachen mit dem einheitlichen Urſprung der Menſchheit vereinbaren laſſe, und was der Urſprung der Sprache und der natürliche Zuſtand der Menſchheit geweſen ſei. Zu dem Zwecke legt er zunächſt, ähnlich wie Jeſperſen, aber bei weitem viel umſtändlicher, dar, daß die übliche Eintheilung der Sprachen in iſolirende, agglutinirende und flectirende nicht haltbar ſei, weil ſich nirgends ſcharfe Grenzen ziehen ließen; vielmehr ſei überall ein allmählicher Uebergang aus der einen Claſſe in die andere wahrnehmbar. Die heutigen Verhältniſſe ſeien die Folge einer langen fortlaufenden Veränderung. Gerade wenn man aber dieſe ewige Veränderung im Lautſtand und in der Bedeutungsmaſſe berückſichtige, müſſe man zugeben, daß alle Sprachen trotz ihrer großen Verſchiedenheit von heute Fortſetzungen einer und derſelben Urſprache geweſen ſein könnten. Im zweiten Theil ſeines Buches ſtellt der Verfaſſer ebenſo breitſpurig alle bisher über den Urſprung der Sprache geäußerten Anſichten zuſammen, um ſie alle der Reihe nach ebenſo ausführlich als haltlos zu erweiſen, und kommt zu dem kindlichen Schluß, die Sprache ſei eine natürliche Folge des Denkens; in ihrer Grundlage aber ſei ſie eine Gabe Gottes, inſofern der Schöpfer dem Menſchen die Redefähigkeit verliehen habe. Vermöge dieſer Redefähigkeit bezeichnete der Menſch ſeine Begriffe erſt mit Wurzeln, die in Begriffs- und Deutewurzeln zerfielen und eine erſtaunliche Lebens- und Veränderungsfähigkeit beſaßen. Die Urſprache glich alſo der des heutigen China's, wenn wir über ihre ſonſtige Beſchaffenheit auch nichts näheres ausſagen und ſie weder indogermaniſch noch ſemitiſch, noch ſonſtwie nennen könnten.

Vergegenwärtigt man ſich dieſen Inhalt, ja begreift man eigentlich die „warme Aufnahme" nicht, die der Verfaſſer zuvor in Ungarn „nicht nur bei Theologen, ſondern auch bei Philologen" gefunden haben will. Denn wenn es ihm auch glückt iſt, die ſchwache Seite mancher bisher aufgeſtellten Anſichten zu erſchüttern, ſo hat er doch im großen Ganzen und vor allem in der Hauptſache nichts neues geleiſtet, ſondern damit die Frage nur verrückt. Denn damit, daß er die Vernunft zeitlich vor die Sprache ſetzt, hat er doch noch nicht erklärt, wie der vernünftige Menſch zu ſeinen Sprachwurzeln gekommen ſei, und es bleibt da immer noch der Spielraum, ſich dieſe Wurzeln mit Noiré als clamor concomitans oder mit anderen als Onamatopoiien zu denken. Der Verfaſſer eifert des öfteren auch gegen die Geiſterer, die da glaubten, die Sprachſchöpfung hätte auch durch „einen anthropoiden Affen oder einen pithekoiden Menſchen" bewerkſtelligt werden können. Aber er hätte doch erſt nachweiſen ſollen, daß jemand auch nur eine ſolche Anſicht gehabt habe und ſich den Menſchen in der Zeit, wo die Sprache anfam, als ganz vernunftlos vorgeſtellt habe. So erſcheint des Verfaſſers Kampf gerade an wichtigen Stellen als ein Kampf gegen Windmühlen oder Spiegelfechterei.

Und doch iſt dieſer allgemeine Inhalt ſeines Werkes noch gut im Vergleich zu den Einzelheiten. Jedenfalls wimmelt es in den Theilen, die vom Indogermaniſchen handeln, von Unrichtigkeiten, die zeigen, daß des Verfaſſers Weisheit da nur ſehr oberflächlich iſt. Sein Standpunkt iſt der des Schleicher'ſchen Compendiums, das auch wohl ſeine Hauptquelle geweſen iſt, trotzdem daß er den Brugmann'ſchen Grundriß, nach einer Verweiſung zu ſchließen, wenig-

Digitized by Google

ſtens in der Hand gehabt hat. Ja, er ſteht eigentlich nft nnch unter Schleicher, da er non geſetzlicher Lautbeziehung keine Ahnuag hnt nnd alles ans allem herleitet. Wahrſcheinlich ſieht es in den nichtindogermaniſchen Theilen nicht beſſer nus.

Einen kleinen, aber ſchätzenswerthen Beitrag zur Frnge der Sprachſchöpfung hat J. Wintelee in ſeinee Programmarbeit über Natnrlnute und Sprache geliefert. Nach W. Woderaagels Vorgnng ſtellt dee Verfaſſee wiſſenſchnftlich genaue Wiedergabrn von Vogelſtimmen nach verſchiedenen Quellen zuſammen und vergleicht damit die Namen der entſprechenden Vögel in meheeren Speachen. Wenn nuch ſeine Beiſpiele nicht alle ſicher ſind, wie Winteler ſelbee zugeſteht, ſo ſind doch manche Beziehangen zwiſchen Naturlaut und Sprnche ſo nnffallend, daß man knum mehr an einen Zufall glauben kann. Hoffentlich löst der Verfaſſee ſein Verſprechen einer eeneuten umfaſſenderen Behandlung des Gegenſtnndes bald ein.

Was Winteler nur für ein kleines Gebiet nachzuweiſen verſucht hat, behauptet Th. Curti überhaupt für die Urſprache in einem Werk, das ſich das Ziel ſetzt, die Art und die Entſtehung der eeſten Wörter dee Urſprache feſtzuſtellen und dieſe Urwörter in beſtimmte Claſſen zu gliedern. Gebeeden, meint der Verfaſſer, baſſen der unvollkommenen Rede nach; Denken und Sprechen föedeete einander, ohne identiſch zu ſein. Nichts abſtractes, ſondern Empfindungen, Dinge und Ereigniſſe, welche der Menſch in ſich oder in ſeiaer Umgebung and in der Natur beobachtete, das waren die Gegenſtände der ſprachlichen Bezeichnung. Mit der Scheidung der Urwörter in beſtimmte Claſſen faßt Curti die bisherigen vereinzelten und einſeitigen Verſuche, den Urſpreung der Sprache zu erklären, planmäßig zuſammen. Er zählt folgende ſechs Arten auf: Empfiadungewörter, wozu namentlich auch Lock- nnd Warnrufe gehören, obgleich wir deren Laute nicht mehr feſtzuſtellen vermögen; begleitende Empfindungswöeter, die Gegenſtände und Vorgänge beglelteten und dann zu deren Namen wurden; Geberdenwöeter, die zunächſt nur durch Uebung ooa Mund, Zunge und Kehlkopf entſtanden und Bezeichnungen der betreffenden Handlungen wurden, wie des Eſſens, Trinkens, Kauens, Saugens; Thieeſchreiwörter, die nicht bloß aus aageboreenem Nachahmungstaieb und Freude am Thieeleben entſtanden, ſondern nuch dazu dienten, die Angehörigen vom Nahen gefährlicher Thiere zu verſtändigen; kosmiſche Wörter, die man durch Nachahmen des plätſchernden Waſſers, des ſauſenden Windes, des praſſelnden Hagels gewann; die ſymboliſchen Urwöeter endlich bezeichneten z. B. daeh ſpitze Vocnle das Kleine nnd Niedliche, durch ſtumpfe das Gegentheil (vgl. it. -ino und -one) oder, was in gar vielen Sprachen ſtattfindee, durch jene das Nahe, durch dieſe das Ferne (vgl. ung. itt „hier", ott „doet"). Ungefähr in deeſelben Ordnung, wie ſie nufgezählt woeden, ſcheinen dieſe Urwörtee auch entſtanden zu ſein.

Etwas nndere Anſichten über die Sprachſchöpfung vertritt Franz Miſteli. Den Denkgehalt eines Wnrtes, meint er zunächſt, könne man mit dem Ausdend „repräſentirende Vorſtellung" deſeichnen; hinter der einzelnen Vorſtellung berge ſich nämlich eine Zahl nnbewußter Vorſtelluagen, die durch die erſte zu einee Geappe zuſammengefaßt und vertreten würden. Die eepräſentirende Voeſtellung brauche keineswegs immee dieſelbe Voeſtellung zu ſein nnd tonne ſich außerdem bis auf den damit verbundenen Wortlant verflüchtigen. Daraus folge, daß man fälſchlich als Gehalt eines Wortes nur Allgemeinbegriffe beſtimme und auf deren Träger, die Wurzeln, alle Wöeter zurückführe; es laſſe ſich ganz wohl eine Bezeichnungeart denken, die nur dem Dinge, nicht einer ſeiner Eigenſchaften oder Thätigkeiten gelte; Definiren und Repräſentiren ſei zweeeelei. Enlche keinen Allgemeinbegriff enthaltenden Wörtee ſeien ſelbſtverſtändlich nicht etymologiſirbar, ohne deßhalb dem Sprachzweck weniger zu genügen, und ſeien thatſächlich in den Kinderwoetern, Verwandtſchaftenamin und Zahlwoeteen vorhaadea uno aneelannt. Von oa aus liege die Vermuthung nicht feen, ein gut Theil der unableitbaeen Wörter, wie ſie ſich in jeder Sprache fänden, ſei eben nicht einer Wurzel entſproſſen. Weil unter dieſe Wörter die gebräuchlichſten Vorſtellungen gehören, gelangt der Verfaſſee zu den zwei Sätzen: Der Gegenſtand eines mit eine Wurzel zurückführbaren, alſo nach einem allgemeinen Merkmale bnnannten Wortes liege dem Bewußtſein der Namengeber ferner als derjeaige, welcher unmittelbar ſeine Bezeichnung nave, und: Die durch ein allgemeines Merkmal vermittelte Bezeichnung ſcheine ſchwächer und nüchteener als die unmittelbare, bei der von voenherein keine abſtracte Anſchauung vorwalte. Dann lonne nuch ein Wurzelverzeichniß nicht mehr als vollſtändige Sammlung der Grundbegeiffe eines Volkes gelten und verliee erheblich an Weeth. In noch ſtäeleeem Grade treffe das diejenigen, die wie Max Müller den Sinnesumfang der Wurzel dadnech einſchränkten, daß ſie ſie nue auf menſchliche Thätigkeiten beziehen.

Das Verhältniß zwiſchen Vorſtellungsbild und Lautbild hat B. Bnurdon eingehender zu erforſchen geſucht. Er unterſucht bei Schriftſtellern verſchiedener Völkee und verſchiedener Gattung zahlreiche, in einer Art geſteigeeten Gefühls, z. B. in Freude, Zorn geſprochene Stellen darnnfhin, ob ſie lautlich irgend welche Beſondeeheiten aufweiſen, und drückt ſeine Ergebniſſe genau in Zahlen nus. Was er gefanden, läßt ſich kurz in folgeade Sätze zuſammenfaſſen. Die Stäele der Erregung beeinflußt das gewöhnliche Sprechen nur daein, daß es die äußerliche Kraft ſteigert: die Stimme wird lauter nnd geht in die Höhe, die Silbe wird — wenn auch nur unmeeklich — länger. Die Art der Sprecherzeugung im einzelnen, die Wahl der Laute, iſt davon ganz unabhängig. Doch gilt dieſer Einfluß nur von einer mäßigen Erregung. Dieſe allein verträgt ſich mit zuſammenhängendem Sprechen. Eine allzu heftige Erregung eeſtickt die Sprechthätigkeit. Doch iſt nuch zu beeückſichtigen, daß viele Steigerungea in der Rede nnd jede Schwächung unter das gewöhnliche Maß mit dee Erregung nichts zu thun haben, ſondern nuf einer einfachen Nachahmung beruhen. Stäele wird durch eine kräftige Ausſpeache veranſchaulicht, Schwäche durch eine Schwächung der Stimme. Die Reihenfolge der ſtarktonigen Silben iſt bedingt durch die Wichtigkeit des zu Grunde liegenden Gedankens; und zwae teeten die einzelnen Gedanken ins Bewußtſein in der Reihenfolge ihree Wichtigkeit. Ganz ähnlich ſteht es mit der Vertheilung der Tonhöhe. Doch tritt dabei eine Neigung einer gleichzeitigen Tonerhöhung oder -Senkung im ganzen Satze auf. Bei Lautverbindungen gilt das Geſetz, daß zwei Articulationen ſich um ſo mehr uneinander anzugleichen ſuchen, je mehr ſie ſchon veewandt ſind. In der Silbenzahl ſtreben unſre heutigen indogermaniſchen Sprachen dem Chineſiſchen zu; ſie ſuchen alle Wöetee einſilbig zu machen. Die Wortfolge ſucht die Reihenfolge der Gedanken auch äußerlich wiederzugeben. Auch die Folge der Sätze ſpiegelt die Reihenfolge ab, wie die Gedanken ins Bewußtſein treten. Ueber die Vertheilung der Längen gilt für die franzöſiſchen Wöeter die Regel, daß die Zahl der luzen Vocale der Silbenzahl dieſer Wörtee genau entſpeicht, und daß die letzte Silbe viel häufiger lang iſt als die anderen. Füe das Deutſche gilt die gleiche Regel mit der Neaderung, daß die Rolle der letzten Silbe des Franzöſiſchen im Deutſchen dee eeſten Silbe zufällt. Dee Zuſammenhang iſt in dee Rede am innigſten, je raſcher man ſpricht. Was Veeſ. über die überflüſſigen Beſtnndtheile der Rede, über die Wortarten, über den Vers und die Schrift ſagt, müſſen wir der Kürze halber als weniger hieher gehörig übergehen. Nue eines wollen wir noch heronsheben, weil das auf eine Anſchnuung der großen Menge Bezug nimmt. Es iſt die Frnge nach der Klaagſichonheit der veeſchiedenen Sprachen. Der Veefaſſer theilt die Meinung, daß die Schönheit einer Spenche non dem Verhältniß abhänge, in eem ſie einzelne Lnate verwende. Je größer, meint ee, die Zahl der Vocale tei neben der Zahl der Conſonnanten, um ſo muſikaliſcher ſei ſie. Dnneben läme abee nuch die Beſchaffenheit der Conſonantea in Betracht, und zwar geite da die Regel, daß eine Sprache um ſo liebticher klinge, je mehr ſie den ſtimmhaften Conſonanten den Vorzuz gebe nor den ſtimmloſen. Nan ergibt ſich abee nach dea Berechnungen des Verfaſſers das Verhältniß der Vocale zu den Conſonanten im

	Franz.	Deutſchen	Ital.	Span.	Ruſſ.	Ungae.
	965	815	1098	1272	1581	1812
als	1366	1539	1357	1607	2398	2581

Auch über die Häufigkeit der einzelnen Vocale nnd Conſonanten geben Bourdnns Zuſammenſtellungen Aufſchluß.

Ueber die Beſchaffenheit der menſchlichen Sprache in der Voezeit äußeet Raoul de la Grnſſerie eigenthümliche Anſichten. Er verwirft die Aggiutinationstheorie, als müßtea alle ableitenden und wortbildenden Beſtandtheile ehemals unabhängige Wörter geweſen ſein. Für die ſtammableitenden gelte das um ſo weniger, als ſie deutlich die möglichen Verbindungen dou Conſonanten uad Vocalen enthielten, ſo daß ganz verſchiedene Spenchen wie Sanskrit und Mauoſchn in manchen Bildungsmitteln übereinſtimmten. Ebenſo hätten die abſtracten Caſus deelei leere Silben als Bezeichnung angenommaea, während die Endungen der eigentlichrn Caſus einſt attributiven Sinn beſeſſen hätten. Seine Vorſtellung über den Urſprung der Cuſiye käme alſo denen Luowigs am nächſten. Der Verfaſſer theilt nämlich die Caſus in ſubjectiv-conceete (Vocatio), ſubjectiv-abſteacte (Genetiv, Prädicatiß, Nomi-

notio, Accusatia), objectiv-abstracte (Ablativ, Matatia, Instrumentai, Dotia) und objectiv-concrete (Ablativ, Matatia, Instrumentai, Dotia) und objectiv-concrete (Locativ, weil er den Raum im allgemeinen bezeichnet, nicht zu rechnen wäre. Nicht zufrieden damit versteigt sich der Verfasser zu der umfassenderen Annahme, der Genetiv habe einst alle Casusverhältnisse bezeichnet und das Nomen alle Wortarten ersetzt. Aus dem attributiven Verhältnisse hätten sich die übrigen erst entwickelt; die Beziehung von Wort zu Wort, die eben der Genetiv bezeichne, habe Satzbeziehungen vertreten müssen u. s. w. Ausführlich beschränkt der Verfasser dann nach die „einwickelnde" und die „entwickelnde" Wortfolge: erstere hält er für den synthetischen Geist des deutschen Volkes für ebenso charakteristisch wie die andere für die verstandesmäßige Richtung der Franzosen. Im allgemeinen ist das Buch aber mehr dem Fachmann zu empfehlen, dem es vielleicht einige Anregung bieten wird, als dem Laien, für den es besonders mühsam zu lesen und zu unschmackhaft wäre; es zeichnet sich mehr durch Scharfsinn und Weite des Wissens aus als durch Gediegenheit und Tiefe. Ein Gebiet, auf dem de la Grasserie besonders zu Hause wäre, läßt sich nicht entdecken.

Nicht besser gelungen ist ein Versuch desselben Verfassers, die verschiedenen Sprachen der Welt in eine bestimmte Ordnung zu bringen. Denn abgesehen davon, daß es mit seinen endlosen Ober- und Unterabtheilungen die Geduld des Lesers oft eine starke Probe setzt, kommt er am Schluß zu dem Bekenntniß, daß es doch noch andere Arten der Eintheilung gebe, die ganz denselben Gesichtspunkt innehielten wie er; die Entschuldigung, er habe eben nur Beispiele geben wollen, spricht das beste Verdammungsurtheil aus über das ganze Unternehmen, dessen Verdienst höchstens darin liegt, daß es die Schwächen der bisherigen Eintheilungsversuche darlegt. Es lohnt sich daher nicht der Mühe, im einzelnen die Art vorzuführen, wie de la Grasserie die künstlichen Eintheilungsprincipien der phonetischen, psychologischen und morphologischen Seite der Sprachen durchführt, noch wie er seine neue „allseitige und natürliche" Eintheilung gestaltet. Denn das würde nur zeigen, wie sehr er oft den Thatsachen Gewalt anthut, um sie in seine Schablone zwängen zu können.

Nicht besser als diese mehr allgemein gehaltene Arbeit de la Grasserie's sind einige Werke, die sich mit dem Nachweis sprachlicher Verwandtschaft im einzelnen beschäftigen. Sie haben nicht nur nichts neues zu Tage gefördert, das Beachtung verdiente, sondern sie sind zum Theil ganz verfehlt und werthlos. Einmal hat es Johann Topicasek unternommen, die Zusammengehörigkeit des Baskischen und des Slavischen in einem eigenen zweiundeinhalbhundert Seiten starken Buche zu beweisen. Darin vergleicht er das Baskische mit der „slovenischen Volkssprache, wie sie heute in Krain, Untersteiermark, im südöstlichen Theil Kärntens, in Görz, im Gebiete von Triest, im Nordwesten Istriens und im Südwesten Ungarns von ungefähr 1,200,000 Seelen gesprochen wird". Natürlich ist der Versuch, wie man von vornherein erwarten muß, elendiglich gescheitert. Der Verfasser hat gar keine Methode. Er stellt einfach unentwegt klangähnliche Wörter aus beiden Sprachen nebeneinander und nimmt es mit der Klangähnlichkeit dabei auch nicht einmal besonders genau. Das Ergebniß ist darum auch, wie seine eigene planmäßige Lautzusammenstellung am Kopf des Buches beweist, daß beinahe jeder baskische Laut zu gleicher Zeit gewöhnlich allen slavischen Lauten entspricht. Wenn ein solches Verfahren bei dem seiner Stellung und Herkunft nach räthselhaften Baskischen am Ende auch noch entschuldbar ist, so kann dies doch nicht mehr beim Irischen gelten. Das Irische nämlich vergleicht der Verfasser in einem Anhang ganz in derselben unsinnigen Weise mit dem Slavischen. Seinen Vergleichungen legt er die deutlich ausgesprochene Behauptung zu Grunde, im Irischen könnten im Anlaut die einfachen Consonanten ebenso wie die Consonantengruppen spurlos abfallen. Was bei einem solchen tollen Spiel herauskommt, kann sich jeder ohne Phantasie von selbst denken. Bei einem Buch, wie es das vorliegende ist, thut einem der Setzer leid, der seine Kraft hat darauf verwenden müssen, noch mehr aber — das Papier.

Leider gilt dasselbe harte Urtheil von einem hinterlassenen Werke des bekannten, vorher sogar rühmend erwähnten Georg v. d. Gabelentz, das die Verwandtschaft des Baskischen mit den Berbersprachen Nordafrika's darthun soll. Es ist kaum verständlich, wie ein Mann, der ein tüchtiges Buch über die Sprachwissenschaft, ihre Methoden und Aufgaben geschrieben hat, ein Werk hat fertig bringen können, wie man es nur einem Nichtfachmann glaubt zutrauen zu dürfen. Bei Feststellung sprachverwandtschaftlicher Beziehungen kann man doch nie dann mit Einzelwörtern etwas beweisen, wenn sich die Laute und Lautgruppen in den beiden Sprachen in einer genauen Regelmäßigkeit entsprechen. Davon ist bei v. d. Gabelentz keine Spur zu sehen, zumal da er die verschiedenartigen berberischen Mundarten neben einander verwerthet. Wenn er doch wenigstens erst eine vergleichende Lautlehre des Berberischen gegeben hätte! Daß der Neffe des Verstorbenen, der doch wohl der Münchener „Privatdocent für altasiatische Sprachen" ist, dieses Werk nicht kurz entschlossen unterdrückt hat, ist das zweite Räthsel, das sich einem bei Betrachtung des Buches aufdrängt.

Etwas besser als diese beiden Werke sind zwei Programmabhandlungen, in denen Gymnasialdirector Aug. Uppenkamp in Düsseldorf die Verwandtschaft des Semitischen und Indogermanischen beweisen will. Mit diesem Urtheil soll aber keineswegs gesagt sein, daß diese Abhandlungen gut seien. Der Verfasser erinnt zwar wenigstens einen Grundsatz als Richtschnur seiner Untersuchungen an, die Gleichheit der Bedeutung. Freilich verfährt er damit ziemlich frei, und da er die lautlichen Beziehungen absichtlich als nebensächlich vernachlässigt, kommt bei seiner Arbeit nichts heraus. Ueberhaupt ist der Verfasser zu wenig selbständig. Er stellt, was seine Gewährsmänner sagen, ohne Sichtung einfach neben einander. Besonders auf dem Gebiet des Semitischen zeigt sich das. Daneben macht er hie und da mit schulmeisterlicher Weisheit Angaben, wie sie für unreife Schüler passen, aber nicht für Gelehrte. So erzählt er: „Demosthenes konnte anfangs das r nicht sprechen" und gleich daneben: „Der häufige Gebrauch des l ist *λαμβδακισμός* oder *γραυλισμός*."

Die Frage der Speech- und Mundartenmischung hat in diesen Jahren R. Löwe behandelt. Er spricht zunächst von den Verhältnissen der Eigensprache oder derjenigen Sprache, die der Einzelne in dem Verkehrskreise, in dem er zuerst sprechen gelernt hat, für den Verkehr mit den Mitgliedern dieses Kreises erlernt hat, und der Berührungssprache oder derjenigen, die jemand im Verkehr mit einer Sprachgenossenschaft anwendet, der er nicht angehört. Zwei Sätze seien hervorgehoben: Wo eine Sprachgenossenschaft häufiger in die Lage kommt, eine Berührungssprache anzuwenden als eine Eigensprache, läßt sie die letztere zu gunsten der Berührungssprache fallen; sodann: Ein Fallenlassen, Aufgeben der Eigensprache zu gunsten der Berührungssprache findet weit häufiger statt als ein Einmünden der ersteren in die letztere. Dann bespricht Löwe das Verhältniß von Gemeinsprache und Volksmundart und macht die Entstehung einer Gemeinsprache abhängig von einer die Gemüther tief ergreifenden Umwälzung auf kirchlichem oder politischem Gebiete, deren Trägerin eine Mundart wird. Die staatliche Zusammengehörigkeit bestimmt eher als die sprachliche die Grenzen einer Gemeinsprache, wie das Holländische und das Dänische in Norwegen beweisen. Doch kommen auch verwickeltere Verhältnisse vor, weil sich zwischen die reine Gemeinsprache und die Volksmundart wieder eine Berührungsmundart einschieben oder dann die Gemeinsprache durch eine ihr nahestehende Mundart ersetzt werden kann — beides bei den Ungebildeten, die sich aus inneren und äußeren Gründen die reine Gemeinsprache nicht aneignen können. Auch auf die Unterschiede, welche die Aneignung der Gemeinsprache durch Schrift oder mündlichen Verkehr hervorbringt, geht der Verfasser genau ein. Welche Veränderungen die Sätze des Verfassers, der meist, doch nicht ausschließlich das germanische Gebiet berücksichtigt, da erleiden, wo durchaus verschiedene Sprachen zusammenstoßen, läßt sich am besten aus Schuchardts creolischen Studien entnehmen. Das Problem der Möglichkeit einer Mischsprache, das Schuchardt im bejahenden Sinn entscheidet, nicht blos in Bezug auf den Wortschatz, sondern auch in Bezug auf die Grammatik, kommt ja dabei deutlich zum Vorschein.

An diese Stelle dürfen wie endlich auch reden von einem anregenden Versuch, den Stoff der gesammten Grammatik allgemein zu gliedern. Zunächst und dem Namen nach handelt es sich freilich nur um eine Bestimmung und Abgrenzung des Gebiets der Syntax. Bisher hatte man die syntaktischen Eigenheiten einer Sprache in dreifacher Weise dargestellt. Man hatte entweder den Stoff in abgerissenen Abschnitten ohne Ordnung neben einander gereiht oder man hatte ihn nach der Weise Miklosichs und seines Hauptnachfolgers Erdmann nach den Wortclassen geordnet. Die erste Art, die Mischsyntax, ist wegen des Mangels an Einheit nicht wissenschaftlich; die zweite, die in der Syntax einfach die Lehre von der Bedeutung der Wortclassen sieht, ist entweder, wenn

sie diesem Grundsatz treu bleibt, nicht vollständig, oder, wenn sie vollständig sein will, muß sie vieles einflicken, was der einmal angenommenen Gliederung Hohn spricht; sie wird also unvermuthet wieder Mischsyntax. Wieder andere, denen die Syntax die Lehre vom Satz ist, müssen alle die syntaktischen Gebilde vernachlässigen, die auch keinen Satz bilden, aber sie müssen, wenn sie auf sie Rücksicht nehmen wollen, ebenfalls wieder ihre Gliederung durchbrechen. Diese Mängel des bisherigen Verfahrens hat J. Ries scharf ans Licht gezogen. Er erklärt die Syntax für die Lehre von den Wortverbindungen und setzt sie an die Seite der Lautlehre und der Wortlehre, die selbst wieder Formenlehre und Wortbildungslehre umfaßt. Daneben her läuft aber noch eine andere Unterscheidung, die nach der Bedeutung und nach der Form. Sowohl in der Wortlehre als in der Wortverbindungslehre ist von der Form und von der Bedeutung zu handeln, während in der Lautlehre nur von der Form die Rede sein kann. Im einzelnen ist dann gleichgültig, ob die Zweitheilung oder die Dreitheilung an die Spitze gestellt wird; die Entscheidung wird im Einzelfall auch von der Beschaffenheit der gerade in Betracht kommenden Sprache abhängen. Die Stilistik schließt Ries von der Grammatik aus und stellt sie als besonderes Gebiet der Grammatik gegenüber. Man muß zugeben, daß auf diese Weise der Stoff gut vertheilt und alles schön geordnet wird, ohne daß viel Wiederholungen nöthig würden. Schwer ist es nur, sich ein genaues Bild von einer nach Ries' Vorschriften ausgeführten Grammatik zu machen, und das um so mehr, als jede Sprache da ihre besonderen Forderungen stellt. Gerade in dem Punkte ist das Buch, das sonst alles ausführlich, stellenweise vielleicht sogar zu ausführlich bespricht, sehr knapp. Das beste wäre, der Verfasser schriebe selbst einmal nach seinen Grundsätzen für eine beliebige Sprache eine Grammatik, nach der man sich dann richten könnte.

Nach die Frage der Sprachrichtigkeit ist in der letzten Zeit so mannichfach behandelt worden, daß wir darüber kurz im allgemeinen berichten können. Unter denen, die früher in dieser Angelegenheit ihre Meinung geäußert haben, lassen sich mit Leichtigkeit die Vertreter zweier Standpunkte auseinanderhalten. Die einen halten alles das für richtig, was schon in der Vorzeit üblich war, was also die Empfehlung des Alters für sich hat. Aber dem widerstreiten zwei Dinge. Einmal gibt es jetzt zahlreiche sprachliche Gebilde, die heute entschieden richtig sind, und die kein Mensch anfechten wird, und die doch dem Gebrauch der Vergangenheit ins Gesicht schlagen. Sodann ist aber im Einzelfalle schwer festzustellen, welche Vergangenheit in der Art als Richtschnur anzusehen ist. Die Sprache hat sich immer verändert, und was vor 50 Jahren in aller Munde war, würde vor 100 Jahren ganz unerhört geklungen haben. Andere verwerfen deßhalb diesen geschichtlichen Standpunkt und stellen sich auf den Standpunkt des Naturforschers. Die Sprache, sagen diese, ist ein Ding, das fortwährend in lebendiger Entwicklung begriffen ist. Auch da gilt also der Satz: die Lebenden haben immer Recht. In der Sprache ist also immer das richtig, was gerade im Gebrauch ist; auf die Weise kommen besonders die Mundarten zu ihrem Recht. Leider ist auf die Art die Entscheidung auch nicht so leicht zu geben. Wie läßt sich feststellen, was gerade im Gebrauch, was gerade bei der Mehrzahl im Gebrauch ist. Sollen zudem die Stimmen nur gezählt werden, nicht auch gewogen? Die schwachen Seiten der bisherigen Anschauungen hat Noreen grell beleuchtet. Er empfiehlt seinerseits einen neuen Standpunkt, den er den rationellen nennt. Gut ist, führt er aus, und richtig in der Sprache alles das, was zweckmäßig ist. Da die Sprache zur gegenseitigen Verständigung der Menschen dient, ist das richtig, was verständlich ist. Darnach wäre Stiefsein richtiger als Stiefel, Spoene besser als Sporen. Dabei ist freilich auch nöthig, daß der Zweck jedesmal auch einfach erfüllt wird. Richtig ist also nur das Verständliche, das zugleich kurz gefaßt ist. Zäter ist darnach schlechter als zatter. Natürlich sieht der Verfasser ein, daß sich das Urtheil je nach dem Bildungskreis, dem Redner oder Hörer angehören, merklich verschiebt. Opportunismus ist also das Verhalten, das Noreen empfiehlt. Wer ist aber sachverständig in den Dingen, daß er die Entscheidung geben könnte im Falle des Zweifels? Noreen antwortet: nicht der Sprachhistoriker, sondern der Sprachphilosoph und der formgewandte Beherrscher der Sprache. Die Sprache ist nach ihm also ein Kunsterzeugniß, freilich eines, das sich ewig verändert, aber auch eines, das die beste und verständigste Pflege verdient. Im einzelnen kommt der Verfasser, dessen Grundanschauung man nur billigen kann, freilich zu manchen schroffen Lehren, die man verwerfen muß. Das hat auch A. Johannson, der Bearbeiter seiner Darlegungen, richtig gefühlt, und er hat deßhalb in einer besonderen Arbeit seine Bedenken geäußert und Noreens Schroffheiten gemildert. So wendet er sich im Gegensatz zu Noreen gegen das Fremdwörterunwesen, besonders weil die Fremdwörter den einheitlichen Charakter einer Sprache stören und weil sie der großen Masse weniger verständlich seien, als das einheimische Sprachgut. Als Muster, das im allgemeinen nachzuahmen sei, empfiehlt Johannson mit Recht die prosaische Schriftsprache, wie sie von guten Schriftstellern gehandhabt werde. Ganz in ähnlichem Sinne äußert sich auch O. Behaghel. Er empfiehlt zur Nachahmung „Männer, denen es auch um die künstlerische Gestaltung ihres Stoffes zu thun ist." Und solche sind nach ihm nicht nur bloß auf dem Boden der reinen Kunst, der Dichtung, der schönen Literatur zu finden; auch der Gelehrte, selbst der Mann der That, kann vorbildlich werden. „Neben Classiker wie Heine und Uhland, Paul Heyse und C. F. Meyer treten ebenbürtig Philosophen wie Schopenhauer und Lotze, Geschichtschreiber wie Gregorovius und Treitschke und der große Feldherr, unser unvergeßlicher Moltke".

Neben all diesen bis jetzt erwähnten neuen Erzeugnissen treffen wir aber auch manchen alten Bekannten in neuem Gewand an auf dem Büchermarkt. Darunter verdienen neben einer Neuauflage der Steinthal'schen Typen des Sprachbaus, die Misteli mit gründlicher Hand entsagungsvoll besorgt hat, besondere Erwähnung Max Müllers frühere „Vorlesungen über die Sprachwissenschaft", die jetzt in neuer Bearbeitung und mit verändertem Titel in deutscher Uebersetzung als „Wissenschaft der Sprache" (!) erschienen sind. Der Verfasser, dem man ja des öfteren vorgeworfen hat, er sei in den letzten Jahrzehnten bedenklich hinter der Forschung zurückgeblieben, hat sich, wie er versichert, in der neuen Ausgabe bemüht, sein Werk auf die Höhe der Zeit zu bringen, und er nimmt demgemäß schon in der Vorrede — sehr oft leider auch nur hier — Stellung zu einer Reihe von Fragen, die in der letzten Zeit in der Sprachwissenschaft aufgerollt und erörtert worden sind, so zu der Lehre von der „Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze", zur Erscheinung der früher von ihm sogenannten „falschen" Analogie, zu den neuen Ablautlehren u. dergl. Ueberall nimmt er die neuen Anschauungen unbedenklich an, ja er sucht bei den meisten Fragen selbstgefällig nachzuweisen, daß er schon früher selbst all das Neue geahnt und sein Erscheinen angebahnt habe, und er bedauert ausdrücklich, daß ihm der Rahmen und der Plan seines Werkes nicht gestatte, seinen Lesern die Errungenschaften der Neuzeit des längeren vorzuführen. Auch auf dem Gebiet der Etymologie hat der Verfasser jetzt größere Sorgfalt walten lassen, wenn auch gerade da noch manche Vergleichungen an die weitherzige Auffassung früherer Zeiten erinnern, z. B. got. gredus neben russ. golod, got. bairgan neben gr. φυλάσσω. Doch mag der Fachmann auch sehr oft Anstoß nehmen an solchen Einzelheiten, die große Masse der Leser wird in dem Buche angenehme Belehrung finden und seine bedenklichen Einzelheiten so rasch wieder vergessen, wie sie sich dieselben gemerkt hat.

Mittheilungen und Nachrichten.

a/D. Aus Darmstadt kommt die Trauerkunde, daß in der Nacht zum 18. Otto Roquette, seit kurzem hinfällig, doch gefaßt und aufgelegt bis zuletzt, im nahezu vollendeten 72. Lebensjahre gestorben ist. „Der Professor an der technischen Hochschule", sagt der prosaische Telegraph und verschweigt, daß es der alte, ewig jugendliche Dichter war. Französisches Blut, das von der strengen Hugenottenart der ausgewanderten Ahnen nur noch die Reinheit des Herzens, von dem nationalen Wesen des schönen Frankreichs aber die heitere Liebenswürdigkeit, die geschmeidige Anmuth der Form bewahrt und beides zu jenem unschuldigen Leichtsinn verschmolzen hatte, wie er der Lyrik der Lebensfreude so wohl, so gewinnend zu Gesichte steht. In Krotoschin geboren, im kargen Nordosten zu bürgerlicher Genügsamkeit erzogen, erlebte der junge Student der Philosophie und Geschichte in Heidelberg den verheißenden Frühling seiner Poesie.

„Und der euch dieses Lied gemacht,
Dem hat die Maiensonne
Recht in der Seele Grund gelacht
Mit aller Wanderwonne."

„Waldmeisters Brautfahrt", der diese Verse gelten, ist damals entworfen, 1851 herausgegeben, 1893 in der 66. Auflage erschienen. Der fast beispiellose Erfolg dieser ohne tiefe Bedeutung dahin-

Digitized by Google

spielenden, aber mit reizenden Liedern der Jugendlust durchwebten Erzählung erklärt sich zum Theil aus der öffentlichen Verstimmung jener Generation, die sich gleichsam von sich selbst erlöst fühlte beim Anblick eines so fröhlichen Talents, das aus den schlimmen Jahren 1848—51 keine andere Erfahrung zu Buch gebracht, als: „Noch ist die blühende, goldene Zeit, noch sind die Tage der Rosen." Für den Dichter selbst ward jener Erfolg verhängnißvoll. Nicht als hätte er sich eitel darin berauscht; sein Lebelang blieb er vielmehr der bescheidenste, zufriedenste der Menschen. Allein er erkannte doch nun den wahren Beruf seines Daseins in der emsigen Pflege einer Poesie, die den ihr zugemessenen Kreis gar bald durchmaß und hernach trotz aller manierten Bewegung nicht zu überschreiten vermochte. Lieder und harmlose Erzählungen gelangen ihm nach wie vor. Aber der größeren und tieferen Form der ernsten Novelle und des Romans war er nicht ganz gewachsen — der dramatischen Versuche gar zu geschweigen. Er führt gut ein, aber nicht mit gleicher Kraft durch; wo er das Liebliche verläßt, veräert seine Darstellung beinahe jeden Reiz. Am gleichmäßigsten handhabt er noch die Kunst der ansprechenden Schilderung: wie in die Rheinlandschaft, weiß er uns in den Spreewald — das „Waldvenedig" — oder in den Grund von Macugnaga am Fuß des Monterosa zu versetzen. Ueber die Dichtung hatte er aber die wissenschaftliche Vollendung seiner Studien versäumt und mußte sich dann durch die Engen des Lebens hindurchzwängen, indem er wohlgemeinte und gefällige, aber unbedeutende literarhistorische Bücher schrieb und Lehrstellen dieses Fachs an Anstalten einnahm, für die solche Wissenschaft Nebensache ist und bleiben muß. Und doch hat selten ein Mensch sich glücklicher gefühlt und anderen sich wohlthuender bezeigt, als er. Ein zartes Männlein, ein wenig gnomenhaft auch im Antlitz, aber mit dem hellen und warmen Blick des weisen und gütigen Zweckes: so ging er durchs Leben, stille Freude genießend und verbreitend. Man mußte ihn noch als alternden Mann seine frischen Jugendlieder singen hören, einen Kreis einander fremder Menschen, etwa im Gasthaus eingeregnet auf der Reise, zu lauterem gemeinsamen Vergnügen hinreißen sehen; oder man lese seine „Siebzig Jahre", die einfache Geschichte seines Lebens, das reine Spiegelbild eines Herzens, das da selbst von der Welt alle Zeit daher nur das Echte, Schlichte, fröhlich anmuthende, zuversichtlich stimmende, spiegelnd in sich aufgenommen. Für Otto Roquette ist die blühende goldene Zeit, sind die Tage der Rosen in geistiger Bedeutung eigentlich niemals vergangen.

* Bereits im zweiten Jahre werden in Athen durch Unterstützung deutscher Gönner, denen sich auch eine englische Gebetin angeschlossen hat, unter Leitung des ersten Secretärs des kaiserlichen archäologischen Instituts, Prof. Dr. Dörpfeld, Ausgrabungen zur Aufklärung der Topographie Alt-Athens fortgeführt. Dörpfeld läßt sich dabei, wie der „Reichs-Anz." schreibt, von dem Bestreben leiten, Antwort auf bestimmte Fragen zu finden, welche für unsre Vorstellung von der Gestalt der denkwürdigen alten Stadt von besonders entscheidender Bedeutung sind. So galten die Ausgrabungen im vorigen Winter, wie sie schon vorher eingeleitet gewesen waren, der Frage nach dem Platze des Haupt-Stadtbrunnens der Pisistratidenzeit, der sogenannten Enneakrunos. In diesem Winter hat Dörpfeld die Lage des Stadtmarktes ins Auge gefaßt und entsprechend der Annahme einer Lage östlich unter der Höhe, welche den sogenannten Theseustempel trägt, dort mit der Ausgrabung eingesetzt. Es hatte zu diesem Zwecke zwei Grundstücke an der heutigen Poseidonstraße ankaufen können, welche ohne zu großen Aufwand zu haben waren, da glücklicherweise für die antiquarische Forschung die moderne Stadt sich nicht erheblich nach dieser Seite hin ausdehnt und keine besonders werthvollen Häuser hier im Wege sind. Das Terrain dieser beiden Grundstücke ist bis auf den antiken Boden freigelegt. Es haben sich in diesen außer einigen Sculpturen und Inschriften die Ueberreste antiker Bauten gefunden, welche ihren Entdecker in seiner Annahme bestärken, daß aus der literarischen Ueberlieferung bekannte Hallen am alten Stadtmarkte hier gelegen hätten. Dem geringen Umfange der Grundstücke nach können die Funde eine solche Annahme namentlich für diejenigen nicht mit Sicherheit erweisen, welche Gründe für eine abweichende Ansicht von der Lage der gesuchten Baulichkeiten geltend machen. Es ist deshalb auf das lebhafteste zu wünschen, daß die griechische Regierung durch Expropriiren der anstoßenden Grundstücke an der Poseidonstraße die Möglichkeit schaffe, die Untersuchung in größerem Umfange fortzuführen. Hierfür haben sich auch bereits in griechischen Zeitungen empfehlende Stimmen hören lassen.

* **Leipzig.** Gegenwärtig habilitirt sich an unserer Universität Dr. med. Friedrich, Assistent des medicinisch-poliklinischen Instituts, Abtheilung für Nasen- und Halskranke, Probevorlesung über „Allgemeine Symptomatologie der Krankheiten des inneren Ohres". — Dieser Tage starb Dr. Hermann Wolff, geboreene Schlesier, 53 Jahre alt, seit Anfang der siebziger Jahre hier Privatdocent der Philosophie und also mit einigen 40 Semestern der Lehrthätigkeit Senior dieses akademischen Standes. Seine Specialität war wunderlicherweise der „vorkritische", d. h. doch eigentlich der „vorkantische" Kant.

* **Hamburg.** Der Gedanke der Gründung einer Universität in unsrer Stadt kam in der letzten Sitzung der Bürgerschaft beiläufig zur Sprache, wurde jedoch vom Bürgermeister Dr. Mönkeberg entschieden abgewiesen und vernünftigerweise von keiner Seite ernstlich verfochten.

* **Berlin.** Dr. Hans Thierfelder, Privatdocent für physiologische Chemie in der medicinischen Facultät, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden; desgleichen Dr. Dietrich Nasse, bisher Privatdocent und erster Assistenzarzt am klinischen Institut für Chirurgie.

* **Wien.** Bei der medicinischen Facultät steht bevor: die Habilitation des ersten Assistenten am gerichtlich-medicinischen Institut des Prof. v. Hofmann, Dr. Albin Huberda, sowie die des zweiten Assistenten am Institut für allgemeine und experimentelle Pathologie des Prof. Stricker, Dr. Arthur Biedl.

* **Bern.** Am 18. März, als am hundertsten Geburtstage des großen Mathematikers Jakob Steiner, wurden dessen Gebeine feierlich vom Monbijoufriedhof in den Bremgartenfriedhof übertragen, wo ihnen der Gemeinderath ein gesondertes Ehrengrab angewiesen hat. Steiner, geboren als Bauernsohn in Utzenstorf, erst mit 18 Jahren durch Pestalozzi nothdürftig gebildet, gewann den Ruhm eines der genialsten Größendenker der neueren Zeit, dessen unvergleichliche Raumphantasie der synthetischen Geometrie weite neue Gebiete aufthat. Seine Blüthezeit fällt ins zweite Drittel des Jahrhunderts, wo er in Berlin lehrte und wirkte; die dortige Akademie hat seine Werke gesammelt herausgegeben.

Zur Beachtung.

Die verehrl. Abonnenten der „Beilage" werden gebeten, das mit Ende ds. Mts. ablaufende Abonnement rechtzeitig durch Auftrag an die vermittelnde Stelle (Postamt, Buchhandlung oder Verlagsexpedition) erneuern zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Soeben erschien:
Die deutschen Parteien im Jubeljahr des neuen Reiches
von
Otto Diwisch.
M. 1.— (Einzelpreis).
Aus den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", (21. Bd. 1. Heft) herausgegeben von G. Freiherrn von Ungern-Sternberg u. Pfarr. H. Diez. Bezugspreis nur M 5 für den Band von 11 solcher Hefte, die aus allen Gebieten des staatlichen, kirchlichen, wie des gesammten Kulturlebens orientirende Arbeiten bewährter Fachmänner bringen. Bestellungen übernehmen alle Buchhandlungen und Postämter. (2112)
Chr. Belser'sche Verlagshandlung
Stuttgart.
Verzeichniß gratis und franco

Autographen.

Werthvolle Sammlung von
Autographen u. Urkunden
aus dem Nachlasse des
Schöffen u. Senators Franz Brentano
und seiner Gemahlin
Antonia Brentano, geb. Edlen v. Birkenstock (darunter 12 ungedruckte Briefe Beethovens, 21 ungedruckte Briefe Goethe's, Briefe von Bonj. Franklin, Ostberg, Minister v. Stein, Clem. Brentano, Bettina v. Arnim etc.).
Versteigerung d. 9. April 1896
zu Frankfurt a. M. (3321)
Ausführlicher Catalog steht gratis und franco zu Diensten.
Frankfurt a. M., Rossmarkt 18.
Joseph Baer & Co.,
Buchhandlung und Antiquare.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reit in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 20. März. Nummer 67.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der Hortus deliciarum der Herrad von Landsperg. Von Dr. Paul Weber. — Zum 300jährigen Jubiläum der Berester Kirchenunion in Posen vom Jahre 1596. I. Von Dr. W. Miłkowicz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Hortus deliciarum der Herrad von Landsperg.

In die erhebenden Erinnerungen an die große Zeit vor 25 Jahren mischen sich ganz natürlich auch manche bittere Empfindungen, die gleichzeitig mit den freudigen in jetziger Zeit besonders lebhaft wieder emporsteigen. So wird der wissenschaftlich Gebildete bei dem Gedanken an die glückliche Wiedergewinnung der alten deutschen Reichsstadt Straßburg nur zu oft auch des Verlustes der ehemaligen Straßburger Bibliothek gedenken müssen mit ihren zum großen Theil unersetzlichen Schätzen. Sie wurde während der Beschießung in der Nacht vom 24. zum 25. August 1870 ein Raub der Flammen. Die deutschen Kanonen trifft hiebei freilich nicht allein die Schuld, denn die französischen Bibliothekbeamten hatten selbst die einfachsten Maßregeln zum Schutze der ihnen anvertrauten Schätze, die im Chore der „neuen Kirche“ aufgestellt waren, unterlassen. Der werthvollere Theil der Bibliothek hätte sich in wenigen Stunden in feuer- und bombensicheren Gewölben, an denen ja in der alten Veste kein Mangel war, unterbringen lassen. An Zeit dazu fehlte es nicht, denn General v. Werder, der Anführer der deutschen Belagerungstruppen, hatte schon am Tage vorher dem Commandanten von Straßburg das äußerste Mittel der Beschießung androhen lassen, und die Bürgerschaft war auf die Schrecknisse vorbereitet, die ihrer harrten. Trotzdem ließ man die Bibliothek einfach an ihrem gewöhnlichen Aufstellungsorte, der dann infolge der Beschießung bis auf die Mauern ausbrannte. Kaum ein paar verkohlte Papierfetzen sind von der alten Herrlichkeit, die jedes Jahr Schaaren von deutschen Gelehrten in die Mauern Straßburgs gelockt hatte, übrig geblieben, abgesehen von der geringen Zahl von Bänden, die während der Zeit der Beschießung ausgeliehen war. Auch von diesen ist nur ein kleiner Bruchtheil an die neugegründete Bibliothek zurückgelangt, manche Bände sind erst nach Jahren im englischen Antiquariatshandel wieder aufgetaucht.

Die Bibliothek von Straßburg war eine der reichhaltigsten, namentlich an werthvollen alten Handschriften, gewesen. Ihren Grundstock bildete die im Jahre 1531 vom Magistrat gestiftete Universitätsbibliothek, wozu später die von J. J. Oberlin (dem Bruder des bekannten Philanthropen) gegründete Stadtbibliothek kam, welche namentlich die Büchereien der zahlreichen aufgehobenen elsässischen Klöster umfaßte. Einen dritten Theil bildete die Bücherei der ehemaligen Johanniterecommende. Dazu kam das Vermächtniß des berühmten elsässischen Geschichtschreibers Daniel Schöpflin, seine reiche Handbibliothek mit werthvollen Sammlungen ägyptischer, griechischer, römischer und fränkischer Alterthümer, und weiterhin die zahlreichen Erwerbungen der Bibliothek im Laufe dreier Jahrhunderte. Ihren besonderen Stolz bildeten die umfangreichen Correspondenzen der Reformatoren, die seltenen Ausgaben der Straßburger Drucker aus dem 15. und 16. Jahrhundert, vor allem aber eine Fülle von Incunabeln und illustrirten Handschriften des Mittelalters.

Der werthvollste unter der letzten Gruppe von Schätzen war der sog. „Lustgarten“ (Hortus deliciarum) der Aebtissin Herrad von Landsperg, eine reich mit Bildern ausgestattete Encyklopädie des ganzen Wissens, das eine gelehrte Klosterfrau des 12. Jahrhunderts besaß. Sie hatte die mächtige Pergamenthandschrift in den Jahren 1165—1175 für die Nonnen des Klosters Odilienberg bei Straßburg, dessen Aebtissin sie war, zusammengestellt. Auszüge aus den heiligen Schriften und den Kirchenvätern, lange Commentare über den mystischen Sinn der einzelnen Bibelverse, die ganze Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Weltgericht, theologische und moralische Abhandlungen, Legenden aus der heiligen und profanen Geschichte wechselten darin ab mit eigenen, zum Theil in Versform gefaßten Ergüssen der vielseitig gebildeten Herrad, und jeder einzelne Theil war wieder begleitet von zahlreichen flott gezeichneten, theilweise auch höchst kunstvoll ausgemalten Federzeichnungen und Miniaturen, die den Hauptwerth der Handschrift für die Wissenschaft unsrer Tage ausmachten, während wir den Verlust des Textes — die einzige vollständige Abschrift desselben aus dem Jahre 1679 ging bei dem Brande ebenfalls mit zu grunde — leichter verschmerzen können.

In diesen Federzeichnungen und Miniaturen war der ganze Bilderkreis der kirchlich-mittelalterlichen Kunst in vortrefflicher Ausprägung niedergelegt, dazu jede Einzelheit durch ausführliche Beischriften erläutert. Besonders werthvoll aber für die Culturgeschichte des 12. Jahrhunderts waren die mit frischem Zuge eingestreuten Scenen aus dem Leben, die, augenscheinlich auf eigener Erfindung der Verfasserin beruhend, ein außergewöhnlich geschicktes Auge für die Auffassung der Dinge des täglichen Lebens bewiesen. Da lernte man den stahlgepanzerten Krieger im Kampfe, den Ackersmann, den Müller, den Handwerker bei seiner Beschäftigung kennen, sah, wie die Vornehmen und das Volk in damaliger Zeit sich kleideten, aßen, gesellschaftlich verkehrten, und zum Schluß sah man den ganzen Convent der Nonnen von Odilienberg in für die damalige Zeit „getreuen“, d. h. für das Auge des modernen Beschauers kaum zu unterscheidenden Portraits vorgeführt. — Weniger selbständig zeigt sich die Künstlerin in den rein biblischen und mystisch-theologischen Darstellungen. Sie berührt sich hier, nach Art der meisten mittelalterlichen Illustratoren, aufs engste mit den Vorbildern, die ihr gerade zur Verfügung standen. So ist schon früher auf die enge Verwandtschaft der Gegenüberstellung des alten und neuen Testamentes mit den etwa gleichzeitigen Glasmalereien in den Rosetten des Straßburger Münsters hingewiesen worden, die dasselbe Thema behandeln. Eine systematische Bearbeitung der Handschrift nach dieser Richtung hin wird erst möglich sein, wenn die Lichtdruckausgabe der erhaltenen Durchzeichnungen, auf die

Digitized by Google

wir gleich zu sprechen kommen, abgeschlossen sein wird. Aber auch dann wird sich herausstellen, daß gerade das, was die Darstellungen des Hortus deliciarum für uns so werthvoll macht, die freie, flotte Auffassungs- und Darstellungsweise, die bedeutende künstlerische Kraft und die Gewandtheit der Zeichenfeder, der Verfasserin als eigenstes Gut verbleiben muß. In der kunstgeschichtlichen Entwicklung Deutschlands wird das Werk immer einen Markstein bedeuten, wenn sich auch die Theorie vom „nationalen Federzeichnungsstil", als dessen Muster der Hortus deliciarum gilt, auf die Dauer wohl kaum wird halten lassen.

Dieses unschätzbare Kunst- und Culturdenkmal ist nun also der Wissenschaft auf immer entrissen worden. Auf immer? In den Herzen derer, welchen die näheren Umstände bei dem Brande der Straßburger Bibliothek bekannt sind, dämmert immer noch eine leise Hoffnung, daß die Franzosen die Handschrift damals doch gerettet hätten und sie jetzt irgendwo verborgen hielten, um sie gelegentlich irgendwo, sei es auf der Bibliothèque nationale zu Paris, sei es im Kunsthandel oder im Besitze irgend eines hohen Mäcens, wieder auftauchen zu lassen. Eine einfache Erwägung muß ja schließlich jedem sagen, daß die französischen Bibliothekbeamten doch kaum so kopflos oder so dumm gewesen sein können, daß sie nicht wenigstens ihre werthvollsten Schätze in Sicherheit gebracht, dann aber, um die „Barbarei" der Prussiens in recht grelles Licht zu stellen, die Vernichtung der ganzen Bibliothek behauptet hätten, — aber beweisen läßt sich's nicht, und so wünschenswerth es auch wäre, daß der Hortus deliciarum einmal wieder irgendwo auftauchte, so verliert doch diese Hoffnung mit jedem Jahre mehr an Wahrscheinlichkeit.

Da nun Sicherheit immer besser ist als ein ungewisses Harren, die Kenntniß der Handschrift aber für den Kunst- und Culturhistoriker von der größten Wichtigkeit ist, so hat die „Gesellschaft für Erhaltung der historischen Denkmäler im Elsaß" schon bald nach 1870 begonnen, alles, was an früheren Abbildungen und Durchzeichnungen aus der Handschrift vorhanden ist, zu sammeln und in großen Lichtdrucktafeln in Originalgröße zu veröffentlichen.[1]) Außer dem Werke von Engelhard, der schon im Jahre 1817 in seinem Buche über Herrad von Landsperg eine Reihe von Tafeln, zum Theil colorirt, brachte, boten auch die Arbeiten verschiedener Franzosen, so Viollet-le-Ducs und Didrons, einiges Material, und dann die verschiedenen Reihen von Pausen, die deutsche und französische Forscher sich vor dem Jahre 1870 nach einzelnen Bildern der Handschrift angefertigt hatten, zum Theil allerdings in stilkritisch fast werthloser Weise. Und alles dies ergab erst eine Zahl von 150 Abbildungen, während das Werk ursprünglich 333 verschiedene Darstellungen auf 323 Folioseiten umfaßt hatte. Da erhielt im Beginne der achtziger Jahre R. de Lasteyrie, einer der Oberbeamten an der Pariser Nationalbibliothek, von der Wittwe des Grafen Bastard, des bekannten Forschers auf dem Gebiete der mittelalterlichen Miniaturmalerei, die Erlaubniß, in dem Nachlasse ihres Mannes nach Pausen aus dem Hortus deliciarum Nachforschung zu halten. Hier fand sich nun eine große Menge ganz vortrefflicher Copien und Pausen, die Bastard für eine geplante große Ausgabe des Hortus deliciarum hatte anfertigen lassen, so daß dadurch die Zahl der wiedergewonnenen Darstellungen auf 220 stieg, also beinahe zwei Drittel der ursprünglichen Zahl. Sehr wichtig war es auch, daß Lasteyrie mit Hülfe der ausführlichen Auszüge Bastards ohne große Mühe festzustellen vermochte, was auf jeder Seite des Hortus deliciarum dargestellt war. (Gazette archéologique 1885, S. 145 fg.) Die genannte elsässische Gesellschaft, der die Schätze des unterdessen der Pariser Nationalbibliothek vermachten Nachlasses Bastards für ihre Publication zur Verfügung gestellt worden sind, hat denn auch den größten Theil der Copien und Pausen bereits veröffentlicht. Bis jetzt sind 7 Lieferungen zu je 10 Tafeln erschienen, mit der nächsten Lieferung wäre voraussichtlich der Abschluß erreicht worden. Da erhielt die Sammlung der Copien in allerjüngster Zeit noch einen erfreulichen Zuwachs.

Vor wenigen Wochen ging die Nachricht durch die Zeitungen, durch den Unterzeichneten sei auf dem Berliner Kupferstich-Cabinet eine Menge Pausen aufgefunden worden, durch welche alle noch fehlenden Theile des ehemaligen Bilderbestandes der Herrad ergänzt seien. Diese Nachricht bedarf nach zwei Seiten hin der Berichtigung. Erstens ist es nicht wohl angängig, bei einem so wohl organisirten Institute wie dem Berliner Kupferstich-Cabinet von einem „Funde" zu sprechen. Das Vorhandensein dieser Pausen, die aus dem Nachlasse des mittelalterlichen Archäologen Ferdinand Piper zusammen mit vielen anderen Durchzeichnungen nach mittelalterlichen Miniaturen schon vor einer Reihe von Jahren dem Kupferstich-Cabinet überwiesen worden sind, war dort durchaus kein Geheimniß und bedurfte nicht erst einer Neuauffindung seitens des Unterzeichneten. Die ganze Sammlung wurde den Besuchern des Cabinets, sobald sie es wünschten, so auch dem Unterzeichneten, in der zuvorkommendsten Weise zur Durchsicht zur Verfügung gestellt. Das Verdienst des Unterzeichneten, wenn von einem solchen überhaupt geredet werden kann, besteht nur darin, daß er sich der Mühe unterzogen hat, die Berliner Pausensammlung mit der erwähnten Liste Lasteyrie's in der Gazette archéologique zu vergleichen, und dann, nachdem er gefunden, daß hier eine ganze Anzahl von wichtigen Darstellungen aus dem Hortus vorliege, die den Herausgebern des Straßburger Unternehmens noch unbekannt sei, diese davon zu benachrichtigen und zu veranlassen, daß sich die Straßburger Commission mit der Direction des Berliner Kupferstich-Cabinets in Verbindung setzte, um diesen unverhofften Zuwachs ihrem Unternehmen einverleiben zu können. Dies ist denn auch geschehen, und dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Vorstandes des Kupferstich-Cabinets konnte die ganze Sammlung in Straßburg photographirt werden und wird nun dazu dienen, die Wiedergabe der verloreuen Handschrift mit zu ergänzen.

Im Verhältniß zu dem Bastard'schen Pausennachlaß kann man ja den Berliner Zuwachs nicht allzu bedeutend nennen. Es sind im ganzen nahe an 40 verschiedene Darstellungen, die auf den Piper'schen Blättern theils in Originalgröße, theils in verkleinerten Copien erhalten sind. Aber sie sind darum werthvoll, weil ein Theil dieser Blätter Scenen vollständig bringt, die bisher nur in Bruchstücken bekannt waren, ein anderer Theil vollständig auscolorirte Nachbildungen von Bildern enthält, die bisher nur in Umrißzeichnung erhalten waren, ein dritter Theil, und dieser ist der werthvollste, eine Reihe bisher für gänzlich verloren gehaltener Darstellungen darbietet, und zwar meist gerade inhaltlich besonders interessante Stücke, so die Bekehrung Pauli bei Damaskus, die Vision Petri auf dem Dache, den Paradiesgarten u. s. w. Die Zahl der für endgültig verloren zu betrachtenden Scenen sinkt dadurch von 113 auf 104, bezw. 103 — immerhin noch ein bedauerlich großer Bruchtheil von der ehemaligen Gesammtsumme (333), aber doch eine erfreuliche Verringerung gegenüber dem früheren Stande, namentlich wenn man noch in Rechnung zieht, daß die Piper'schen Nachbildungen außerordentlich gewissenhaft und sorgfältig angefertigt sind, so

[1]) Hortus deliciarum par l'abesse Herrade de Landsperg. Reproduction héliographique d'une série de miniatures, calquées sur l'original de ce manuscrit du douzième siècle. Straßburg, Verlag der Ges. f. Erh. d. hist. Denkm. im Elsaß.

daß eine ganze Reihe höchst minderwerthiger Copien in den früheren Lieferungen durch diese besseren ersetzt werden kann. Es wird nunmehr noch eine vollständige Lieferung der ursprünglich geplanten Reihe hinzugefügt werden können.

Ob ein freundliches Geschick vielleicht auch noch den übrigen Rest der Wissenschaft wiederschenken wird? Aussicht dafür ist wohl kaum mehr vorhanden, denn das Interesse der Forscher, die sich vor dem Jahre 1870 dem Studium des Hortus deliciarum widmen konnten, wandte sich naturgemäß in erster Linie den inhaltlich und künstlerisch bedeutendsten Darstellungen zu, diese aber sind uns wohl in der Hauptsache in dem bis jetzt bekannt gewordenen Bestande von Nachbildungen erhalten. Interessant freilich und in seiner Art werthvoll wird jedes der Bilder gewesen sein, die einst der geschickt zeichnenden Feder der gelehrten Herrad entflossen sind, und sollten sich noch unvermuthet unter den Papieren dieses oder jenes Gelehrten, auf Bibliotheken oder in Museen des In- oder Auslandes vereinzelte Blätter mit Copien oder flüchtigen Skizzen finden, so würde dies im Interesse der Wissenschaft nur mit größter Freude zu begrüßen sein. Sollten diese Zeilen die Veranlassung dazu werden, daß man da oder dort noch einmal erfolgreiche Nachforschung hält, so würde es dem Verfasser eine lebhafte Freude sein, durch diesen kurzen Aufsatz der Wissenschaft einen kleinen Dienst erwiesen zu haben.

Berlin. Dr. Paul Weber.

Zum 300jährigen Jubiläum der Bereſter Kirchenunion in Polen vom Jahre 1596.

Von Privatdocent Dr. W. Milkowicz (Czernowitz).

I.

Im vergangenen Herbste des Jahres 1895 pilgerten die ruthenischen Bischöfe an der Spitze eines Häufleins ihrer Getreuen ad limina apostolorum, um dort das Obedienzgelübde, welches ihre Vorgänger im Jahre 1595 am Altare St. Petri geleistet hatten, zu erneuern. Für das laufende Jahr 1896 werden auch verschiedene Festlichkeiten von den Ruthenen geplant, um das Jubiläum ihrer Vereinigung mit Rom, welche vor 300 Jahren vollzogen wurde, würdig zu begehen. Im Jahre 1596 wurde eine Synode nach Bereſt zum Zweck allgemeiner Annahme der Union berufen. Nur wenigen von den Interessirten wird der ganze Vorgang, der sich bei dem Vereinigungsacte der ruthenischen Kirche mit Rom in den Jahren 1595 und 1596 abgespielt hat, gut bekannt sein, und die großen Massen, wie auch selbst die ferner stehende Gelehrtenwelt werden diesen historischen Act kaum dem Namen nach kennen. Und doch war das ein Schauspiel sondergleichen! Die ganze Welt richtete damals ihre Augen auf den Osten, und zwar nach der Grenzlinie zwischen Osten und Westen, wo die zwei Kirchen, die römische und die griechische, seit Jahrhunderten um den Einfluß auf die Slavenwelt kämpften. Die römische Kirche triumphirte damals wieder. Ein ganzer Volksstamm wurde von dem Parteikampf erfaßt und litt unsäglich darunter, bis endlich die ruthenischen Bischöfe die Initiative ergriffen und aus dem griechischen Lager ins römische übertraten. Und man sah, wie in dem tausendjährigen Prozeß wieder ein Stück der griechischen Kirche abbröckelte. Der Schmerzensschrei, welcher sich im ganzen Osten darüber erhob, konnte nichts mehr helfen, er war nur wie eine Staubwolke, welche anzeigte, daß ein Theil des Gebäudes zusammengestürzt sei. Der Vorstoß der römischen Kirche erwies sich abermals stärker als die Widerstandskraft der griechisch-slavischen Welt. Es wird daher an der Zeit und auch erwünscht sein, diesen historischen Act jetzt in Erinnerung zu rufen.

Die Literatur über die Bereſter Kirchenunion ist riesig. Schon zur Zeit der Union hat man auf beiden Seiten fleißig mit der Feder gekämpft. Ja, man muß sagen, daß dieser Unionsact die Ruthenen aus ihrer Unthätigkeit herausriß und aufrüttelte und ein reges literarisches Leben bei ihnen hervorrief. Die neueste Literatur darüber ist ebenfalls groß, aber nicht ihre Größe ist es, welche uns abschrecken könnte, an sie heranzutreten, sondern vielmehr ihre Oberflächlichkeit und Gedankenarmuth, dafür aber um so schärfer betont der Parteistandpunkt, von dem ein jeder die Action seiner Glaubensgegner beurtheilt. Viele mußten wohl aus politischen Gründen oder aus religiöser Ueberzeugung so thun, was auch ganz begreiflich ist, denn jeder Glaube glaubt im Besitze der Wahrheit zu sein und jeder fromme Mann erachtet es für seine Pflicht, für denselben einzutreten; will er ja doch nicht zulassen, daß das, woran seine Vorfahren geglaubt haben und was er selbst noch glaubt, für Unwahrheit erklärt werde. Der Kampf war also auch eine Ehrensache für die Massen. Es fanden sich jedoch einige, welche bestrebt waren, den ganzen Vorgang objectiv — so weit dies überhaupt möglich ist — darzustellen, und ein Beispiel davon gibt erfreulicherweise die „Geschichte der russischen Kirche“ von Makari. Es ist auch leider dahin gekommen, daß man jetzt nicht gerne darüber schreibt und zwar, um sich keinen Unannehmlichkeiten oder Verfolgungen auszusetzen, und eine objective Darstellung ist beinahe ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn ich es aber dennoch unternehme, darüber ein Wort zu sagen, so thu' ich es, weil ich die Autorität der Wissenschaft über die Politik stelle und weil ich niemandem zuleid, aber auch niemandem zulieb etwas sagen, sondern die Sache von einer ganz anderen Seite besprechen will. Schließlich muß man sich auf den Standpunkt stellen, daß beide Parteien schuld sind; denn wie in dem Wortwechsel zwischen zwei Personen schließlich beide sich etwas zu schulden kommen lassen, so ist dasselbe der Fall auch bei zwei kämpfenden Parteien. Uns ist es nicht um den Glauben, sondern um die Geschichte, um die Taktik beider Parteien, folglich nicht um das Was, sondern um das Wie der Unionsacte zu thun.

Um die Sache ganz klar zu stellen, müssen wir einen flüchtigen Blick auf die Geschichte aller Unionen werfen. Die Unionsgeschichte ist so alt, wie die Trennung der Kirchen, denn sobald die Kirchen sich getrennt hatten, war man bestrebt, sie wieder zu vereinigen. Seit der formalen Trennung von 1054 verging kein Jahrhundert, ohne daß, wenn nicht größere, wenigstens kleinere Unionsversuche gemacht worden wären. Von den bedeutenderen Unionen sind die auf dem Concil zu Lyon 1279 und die auf dem Florentiner Concil 1439 zu Stande gebrachten besonders zu nennen. Die feierlichste und die bedeutendste war die zwischen den Griechen und den Römern in Florenz geschlossene Union. Aber sie hat insofern an actueller Bedeutung verloren, als der eine der Contrahenten, nämlich der byzantinische Staat, aufgehört hat zu existiren. Als dann der Schwerpunkt der griechischen Kirche nach dem Untergange des byzantinischen Reiches sich nach Rußland verschoben hatte, ergab sich die Nothwendigkeit, vor allem mit den Russen eine Union zu schließen. Dies war eben die zu Bereſt in Lithauen 1595 geschlossene Union, welche sich nun den zwei oben genannten anreiht. So ist die Nothwendigkeit der Bereſter Union logisch zu erklären. Aber wie die früheren, so ist auch dieser Unionsversuch nur zum Theil gelungen, denn nicht das ganze Volk, sondern ein Bruchtheil desselben vereinigte sich mit Rom, weßhalb später noch einige Unionen folgten, und immer mit ähnlichem Erfolg. Und heute noch zählt die griechische Kirche viele Millionen Bekenner, welche von Rom nichts

wissen wollen. So oft es schien, daß man die Völker des Ostens für die Unionsgedanken gewonnen habe, scheiterte immer alles — man kann nicht sagen — an unvorhergesehenen, aber jedenfalls an nicht genug gewürdigten Hindernissen, und jeder Unionsact war eher ein Schmerzenskind zu nennen als ein freudiges Ereigniß, denn die eine Partei hatte immer das Gefühl, daß sie sich einer gefährlichen Operation unterzogen hätte. Kurz gesagt, es war eine Sisyphusarbeit. Man glaubte schon den schweren Stein hinaufgebracht zu haben, da rollte er wieder hinunter. Von selbst drängt sich uns die Frage auf, wo denn der Fehler lag, daß die Vereinigung beider Kirchen nicht gelingen wollte, und ob denn die Union überhaupt möglich ist. Die Antwort wird sich aus der Schilderung der Unionsverhandlungen, des Standpunktes, den jeder Theil einnahm, wie auch aus der Beschaffenheit beider contrazirenden Theile von selbst ergeben. Freilich konnte man darüber Bände schreiben, aber für uns genügt vorderhand eine kurze Skizze.

Die Idee der Einheit der christlichen Kirche mußte erst allmählich zur Verwirklichung gelangen, und ich schließe mich vollständig der Meinung Ranke's an, daß die Einheit der Kirche aus der Einheit des römischen Staates herausgewachsen ist. Denn anfangs existirten viele Kirchenbereiche, welche keinen einheitlichen Körper bildeten, sondern neben einander bestanden und nur sozusagen geschäftlich mit einander verkehrten. So waren die Kirchenbereiche von Rom, Alexandria, Antiochia, Jerusalem, zu denen dann die Kirchengruppe von Konstantinopel und andere hinzutraten. Sie waren von einander nicht abhängig, unterschieden sich in der liturgischen Sprache, im Ritus und sogar im Glauben. Doch die Idee der Einheit der Kirche, welche in den Kirchensatzungen schlummerte, mußte einmal, sobald die christliche Kirche zur Staatskirche geworden war, zum Durchbruch gelangen. Das erste mal geschah es auf dem von Konstantin dem Großen 325 nach Nicäa zusammenberufenen ökumenischen Concil. Die hochwürdige Versammlung der Kirchenväter zu Nicäa war die erste Repräsentation der ganzen Kirche. Von der Zeit beginnt der Aufbau der Kirche. Es war nur natürlich, daß man bestrebt sein mußte, die Einheit der Kirche, sowohl was Sprache, Ritus, Glauben, als auch was die Administration betrifft, durchzuführen. Daher die vielen und hartnäckigen rituellen und dogmatischen Kämpfe, daher auch der langwierige Streit um den Primat in der Kirche. Man kam bald überein, daß der Primat in der Kirche dem römischen Bischofe zukomme, und dies wurde auf dem Concil zu Sardica 343 und auf dem ökumenischen Concil zu Chalkedon 451 stipulirt. So wurde der Anfang zur Durchführung einer einheitlichen Organisation der Kirche gemacht. Aber was den Ritus und den Glauben betrifft, so herrschte noch in den vielen Diöcesen eine große Verschiedenheit, was freilich erklärlich war, denn die christliche Doctrin mußte erst ausgebildet, formulirt und in ein System gebracht werden. Wie hartnäckig und blutig aber die dogmatischen Kämpfe auch waren, so hätte doch schließlich niemand an der Einheit der Kirche ernst rütteln wollen — was auch keine leichte Sache war, denn ein jeder Christ trug ja die Worte der heiligen Schrift auf den Lippen: es soll ein Hirte und eine Heerde sein —, wenn nicht ein Mann gekommen wäre, der nicht nur wagte, offen damit auszutreten, sondern welcher auch verstand, das Werk des Kirchenschismas durchzuführen. Dieser Mann war bekanntlich der Patriarch von Konstantinopel, Photios (†est. 891), der größte Gelehrte seiner Zeit oder, wie manche wollen, aller Zeiten. Sein Biograph, der Cardinal Hergenröther, nennt ihn den begabtesten und tüchtigsten Repräsentanten des griechisch-byzantinischen Geistes. Der griechische Gelehrte unsrer Zeit Konst. Oikonomos nennt ihn *Φώτιος τὸ μέγα ὄνομα*. Kurz, alle Gelehrten sind voll Lobes über ihn. Dieser Mann war es nun, welcher, der Tradition der griechischen Kirche folgend, Stellung gegen Rom nahm, die Differenz zwischen der römischen und griechischen Kirche formulirte und wissenschaftlich begründete und so die Scheidewand zwischen lateinischer und griechischer Kirche aufrichtete. Die formelle Trennung der Kirchen war jetzt nur eine Frage der Zeit, sie erfolgte 1054. Liest man die Ausführungen des Photios über die Verschiedenheiten beider Kirchen im Ritus und im Glauben, so klingt das verständig, aber die schwache Seite seiner Ausführungen ist die, daß er vergißt, daß solche rituelle und dogmatische Verschiedenheiten auch in den einzelnen Kirchen des Orients selbst bestanden und sie sich einander Häresie vorwarfen. Dann hat er auch aus dem Grunde kein Recht gehabt, im Namen des ganzen Ostens zu sprechen, weil hier die Organisation der Kirche nicht so durchgeführt war, daß die Konstantinopeler Kirche gesetzlich an die Spitze des Orients gestellt worden wäre, wie Rom im Westen. Die östlichen Kirchen folgten zwar dem Patriarchen von Konstantinopel, aber nur freiwillig von Fall zu Fall, unterthänig wollten ihm die anderen unabhängigen Kirchen nicht werden. Ferner waren die Kirchen des Ostens nur soweit für eine gemeinschaftliche Action zu haben, als die Macht des byzantinischen Kaisers reichte. Der Hauptfehler der Thätigkeit dieses bedeutenden Mannes ist aber anderswo zu suchen. Er hat wohl einen wuchtigen Schlag gegen Rom geführt und den Grund zum Kirchenschisma gelegt, den Osten von Rom losgerissen; aber, indem er das Gebäude der einheitlichen Kirche zu zerstören wußte, hat er an dessen Stelle doch kein neues aufgeführt. Von dem Absolutismus Roms hat er den Osten befreit, aber ihm keine andere, sagen wir z. B. föderative, Organisation, wie zu erwarten war, gegeben. Die Kirchen des Ostens blieben auch fernerhin lose nebeneinander bestehen, jedes gemeinschaftlichen Centrums beraubt. Ja die Decentralisation machte im Osten solche Fortschritte, daß bald nicht nur die Patriarchen, sondern auch die Metropoliten unabhängig sein wollten, ja sogar so mancher Bischof autokephalos zu sein wünschte. Wer sollte nun jetzt über die Reinheit der Sitten, über die Einheit des Glaubens, über die Pflichterfüllung des Klerus wachen? Wenn eine Kirchengemeinde moralisch versumpfte, so war ihr nicht zu helfen, und es geschah öfter, daß so manche Kirche sich an Rom wandte und sich die Durchführung der Reformen erbat. Ja, Photios selbst scheint später vergessen zu haben, daß er in einem Briefe an Papst Nikolaus I. denselben gebeten hatte, Ordnung im Konstantinopeler Patriarchate zu schaffen — oder vielleicht meinte er es nicht ernst damit, was aber die Bedeutung seiner Worte nicht im geringsten beeinträchtigen würde.

Die Scheidung vom Jahre 1054 schlug also in so mancher Beziehung zum Schaden des Ostens und zum Vortheil des Westens aus. Rom, von den Fesseln, die ihm die Macht des byzantinischen Kaisers auflegte, befreit, konnte ungehindert seinen Zielen nachgehen, sein System ausbilden. Strenge Disciplin, straffe Organisation, Einheit des Glaubens, des Ritus und der Sprache wurden eingeführt; vom Westen konnte man sagen, daß hier ein Hirt und eine Heerde sei, und der Papst konnte von sich sagen: ich bin die römische Kirche, ich bin der Westen; Fürsten und Könige hat er sich dienstbar gemacht. Eine Macht wurde da gegründet, wie eine solche die römischen Imperatoren nicht kannten. Der zersplitterte Osten mußte Rom gegenüber als schwach und widerstandsunfähig erscheinen. Dies war für die ganze Zukunft folgenreich und von größter Bedeutung. Nur wenn man sich das vor Augen hält,

Digitized by Google

kann man die Geſchichte aller Unionen verſtehen. Ich will keinen Panegyricus auf Rom ſchreiben, denn dieſes hat auch ſeine Schattenſeiten gehabt; aber wo es ſich um den Kampf zweier Parteien handelt, dort fragt man nicht nach der Herzensgüte, ſondern nach der Kraft der einen und der anderen Partei. Und der Oſten war aus ſeinem eigenen Verſchulden entſchieden im Nachtheil geblieben. Hätte er ein Princip gehabt, hätte er ſich irgendwie organiſirt und ſich zu einem Körper zuſammengethan, ſo hätte er, weil auch die griechiſche Kirche große Vorzüge hat, den Sieg davontragen können, zu dem ihm ſogar der von Rom, wie man ſagte, unterjochte Weſten manchmal die Hand gereicht hätte. Photios hätte es vollbringen ſollen, aber er hat's nicht vermocht.

So begannen nach 1054 beide Kirchen ihr Sonderleben. Nichts war freilich natürlicher, als der Wunſch nach Wiedervereinigung. Und ſo begann bald die Reihe der Unionsverſuche. Wir könnten eine ſtattliche Reihe ſolcher Unionsverſuche anführen — ja im Grunde genommen gab es keinen Moment, wo man das auf beiden Seiten nicht gewünſcht hätte — nur waren die Motive der einen und der anderen Partei ganz verſchieden. Selbſtverſtändlich brauchen wir nur das Charakteriſtiſche dem Ganzen für unſre Zwecke zu entnehmen. Der Wunſch Roms nach Wiedervereinigung entſprang dem Syſtem ſeiner Kirche. Die Einheitsidee, welche in der chriſtlichen Lehre wurzelte, wurde hier ſchon realiſirt und ein Kirchenſtaat aufgerichtet, der vollendet genannt werden konnte, und es war daher nur natürlich, daß man die Bekenner der öſtlichen Kirche als verirrte Schafe der Heerde Chriſti bezeichnete. Das Gebot der Nächſtenliebe legte nun der römiſchen Kirche die Pflicht auf, dieſe „Unglücklichen“ in den Schooß der wahren Kirche Chriſti zurückzuführen. Kraft zur Ausführung deſſen hat Rom in ſich genug gefühlt und ſo ging es immer aggreſſiv, ſyſtematiſch, rückſichtslos, ja übermüthig zu Werke. Der Oſten, welcher vice versa von der Lehre der römiſchen Kirche keine gute Meinung hatte, hätte auch gern den Weſten bekehrt, war jedoch zu ſchwach, um offenſiv vorgehen zu können, die Bekehrung des Weſtens blieb nur ſein frommer Wunſch, er war froh, wenn er das Errungene behaupten konnte. Aber er war nicht einmal dazu imſtande. Die Führung der Kirchenpolitik im Oſten ruhte in der Hand der byzantiniſchen Kaiſer. Nun hat aber die politiſche Schwäche des Reiches, welches den anſtürmenden barbariſchen Völkern keinen erfolgreichen Widerſtand entgegenſetzen konnte, ſogar den Beſtand der byzantiniſchen Kirche in Frage geſtellt, und ſo kam es, daß dieſer Oſten, welcher ſo oft über Rom das furchtbarſte Anathema ausgeſprochen hatte, dahin hülfeſuchend kam. Noch in demſelben Jahrhundert, in welchem die Spaltung der Kirche erfolgt war, hat Michael VII. Parapinakes (1071—1078) Hülfe bei Gregor VII. geſucht und die Möglichkeit der Union betont. Im Jahre 1095 kam nach Piacenza, wo Papſt Urban II. eine glänzende Verſammlung hielt, um ganz Europa zur Befreiung des hl. Landes unter ſeine Fahne zu ſchaaren, eine Geſandtſchaft des Kaiſers Alexios und bat um Hülfe gegen die Türken. Die Frage der Union wurde als Köder hingeworfen. Im Jahre 1112 hat derſelbe Alexios mit dem Papſte Paſchalis II. wegen Union verhandelt. Sein Hauptzweck aber war, ſeinem Sohne, dem Prinzen Johannes, die abendländiſche Krone zu verſchaffen. Die Union ſollte wieder nur als Köder dienen. Des genannten Johannes heldenmüthiger und prachtliebender Sohn, Kaiſer Manuel, den ſein Biograph, der ruſſiſche Gelehrte Grott mit Emphaſe als den beſten Repräſentanten des byzantiniſchen Volkes (!) auf dem Throne bezeichnet, unterhandelte mit Eugen III., Hadrian IV. und auch mit Alexander III. wegen Union. Er ſetzte ſich leicht über alle kirchlichen Streitigkeiten hinweg, er erkannte den Primat des Papſtes an, ließ auf einer Synode zu Konſtantinopel auch das filioque annehmen. Dafür verlangte er nichts mehr und nichts weniger, als auch die Krone des Abendlandes. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich. Eine Quelle meldet, der Papſt Alexander III. hätte verlangt, der Kaiſer müßte in Rom reſidiren; Alexios IV. verſprach 1203, die Union durchzuführen, wenn ihm nur der Papſt zur Vertreibung Alexios' III. behülflich ſein wollte, und ſandte, als die Kreuzfahrer Konſtantinopel erobert hatten, am 25. Auguſt 1203 ſein Glaubensbekenntniß nach Rom, indem er zugleich den Patriarchen Kamateros beſtimmte, den Primat des Papſtes anzuerkennen. Daſſelbe that nach der Wiederherſtellung des Reiches die neue Dynaſtie der Paläologen. Ihr Gründer Michael VIII. († 1283) kam in ein ähnliches Bedrängniß, wie einſt Michael VII. Damals drohte Konſtantinopel eine furchtbare Gefahr von ſeiten der Normannen, jetzt waren es ihre Erben, die Anjous, welche an die Spitze der Gegner des Oſtreiches traten. Michael VIII. that nun, was ſeine Vorgänger auf dem Throne in ähnlicher Lage thaten, er wandte ſich um Hülfe nach Rom. Wieder war die Union der Kaufpreis. Diesmal kam ſie auch zuſtande, es war die zu Lyon 1274. Hefele (Conciliengeſchichte VI. Bd.) meint ſelbſt, daß die von ſeiten Roms geſtellten Bedingungen hart waren. Es war keine Union, ſondern eine Capitulation der griechiſchen Kirche. Es war vielleicht politiſch nicht klug gethan, aber nur allzu begreiflich, denn was für eine Vorſtellung konnte man wohl nach alledem im Weſten von dem griechiſchen Glauben und von der griechiſchen Glaubensüberzeugung haben? Aber das griechiſche Volk, dieſes hochbegabte, edle Volk, war noch wirklich glaubenstreu und an ſeinem Widerſtande ſcheiterte die Union, die dort nur wenige als ein Werk der Ueberzeugung, die meiſten als eine Frucht der niedern Politik anſehen mußten. Der gleichzeitige byzantiniſche Schriftſteller Georgios Pachimeres erzählt, wie der Kaiſer den päpſtlichen Legaten in den Staatsgefängniſſen herumführte, um ihm zu zeigen, wie viele von den Unionsfeinden dort als Opfer ſchmachteten. Der Kaiſer ſah bald ein, daß er das Volk für die Union nicht gewinnen könne, und trat dann ſelbſt den Rückzug an, denn die Zahl der Henotiker, wie man die Freunde der Union nannte, war zu klein. So verfuhren auch ſeine Nachfolger, die Paläologen Manuel und Johannes V., welche perſönlich nach dem Abendlande ſich begaben und in Rom, in Venedig, in Paris um Hülfe gegen die Osmanen bettelten. Die Union wurde wieder der Kaufſchilling. Damals kam 1439 die Union zu Florenz zuſtande. Sie hat immerhin einen weit größeren innern Werth als die von 1274 und als alle Unionen überhaupt. Aber das half nichts. Im Jahre 1453 fiel Konſtantinopel in die Hände der Türken und auf der Hagia Sophia wurde an Stelle des Kreuzes der Halbmond aufgepflanzt.

Aus ähnlichen Motiven entſprangen auch die Unionen, welche hie und da die ruſſiſchen Fürſten (auch andere Machthaber griechiſchen Bekenntniſſes) mit Rom geſchloſſen hatten. Waren ſie in Bedrängniß, ſo ſtellten ſie ſich unter den Schutz Roms und leiſteten Obödienz. War die Gefahr vorüber, oder kam die erwartete Hülfe nicht, ſo waren ſie wieder ſtreng orthodox. Es iſt menſchlich gehandelt, denn vor einem großen, einherbrauſenden Sturme kann man ſich retten nur, wenn man ſich bückt. Große, ſtarke Bäume werden entwurzelt, aber die jungen Bäumchen, welche reſpectvoll ihre Wipfel beugen, überdauern die Gefahr. Und Rom war damals eine furchtbare Macht. Aber wenn es ſich um Principien handelt, ſo kann man nicht ſagen, daß der Oſten — ich meine die Kirche — ſein Princip, wenn auch nur der Oppoſition, hochgehalten hätte. Statt

Digitized by Google

sich auf Grund eines Prinzips zu organisiren, versumpfte er immer mehr. Diese Versumpfung war auch eine der Hauptursachen, welche die Union zu Bereſt 1596 herbeigeführt haben, und auf diese bloß will ich hinweisen, denn den ganzen Vorgang zu schildern, wäre hier unmöglich.

Trotz des liberalen Zuges, welcher die Verfassung des polnischen Reiches kennzeichnete, wurde dieses Reich durch den katholischen Klerus immer mehr der exclusiv katholischen Strömung zugetrieben. Stephan Bathory, ehemals Fürst von Siebenbürgen, ein Protestant († 1586), wurde auf dem polnischen Throne ein eifriger Katholik. Sein Nachfolger, Sigmund III. aus dem protestantischen Königshause Wasa, allerdings aus einer Linie, welche zu dem Katholicismus hinneigte, wurde, auf den polnischen Thron gelangt, ein Gönner der Jesuiten, eine Säule des Katholicismus im Norden Europa's. Dadurch wurde natürlich der Stand der orthodoxen ruthenischen, in sich schon ohnehin schwachen Kirche noch mehr erschwert. Ein banges Gefühl bemächtigte sich aller Bekenner des orthodoxen Glaubens, denn sie konnten die Gefahr, die ihnen drohte, voraussehen. Ein krampfhaftes Zucken ging durch die ganze orthodoxe Welt und sie schickte sich an, ihre Position, ja ihre Existenz zu vertheidigen. Man sah die Größe der Gefahr, man sah ein, daß man ihr mit allen Kräften entgegensteuern müsse; um so größer war aber die Bestürzung, als man bald die unangenehme Wahrnehmung machte, daß die Lage ihrer Kirche und auch der mit der Kirche verbundenen Nationalität beinahe hoffnungslos sei, daß alles zu spät sei, und als man keinen Ausweg wußte, verlor man den Kopf darüber. Der auf dem polnischen Reichstag in Warschau versammelte ruthenische Adel richtete an den Metropoliten von Kiew, zu dessen Metropolitansprengel er gehörte, 1585 ein Schreiben, in welchem er den Zustand der ruthenischen Kirche in schwärzesten Farben schildert und ihn bittet und auch ermahnt, endlich etwas für die Kirche zu thun. „Die ruthenische Kirche", heißt es dort, „befand sich noch nie in solcher Bedrängniß wie jetzt unter deiner Waltung. Unsre Heiligthümer werden verhöhnt, die Spende der Sacramente nach unsrem Glauben wird verboten, unsre Kirchen werden geschlossen und versiegelt, das Glockenläuten wird untersagt, unsre Leute und unsre Priester werden verhöhnt und Verbrechern gleich in die stinkenden Kerker geworfen, man spoliirt unsre Kirchen, nimmt das Vermögen weg, man übergibt die Kirchen den Jesuiten und weist die Kirchendotationen den polnischen Kirchen zu, man zerhackt unsre Kreuze, man schleppt unsre Kirchenglocken weg — und du nimmst noch die Missethäter öffentlich in Schutz!" Das Gesagte muß vollinhaltlich bestätigt werden, für jeden Satz finden sich unzählige Belege. Die Lage der ruthenischen Kirche war wirklich äußerst kritisch und bedauernswerth. Die Polen erblickten in der Bekehrung der Ruthenen das Ziel ihrer Staatspolitik, welche ihnen die glänzendste Zukunft im Osten Europa's in Aussicht stellte, denn durch die Union hofften sie die vielen Millionen des ruthenischen Stammes für ihr Volksthum zu gewinnen. Außerdem erwarb der polnische Adel in den östlichen von der ruthenischen Bevölkerung nur sehr dünn bewohnten, aber von Natur reichen Provinzen unermeßliche Güter. Der Drang nach Osten war also auch aus ökonomischen Gründen begreiflich und der polnische Adel colonisirte den Osten eifrig, denn dies lag in seinem ökonomischen und nationalen, wie auch in dem politischen Interesse des Reiches. Was wunder, daß da mit allen Mitteln und rücksichtslos gearbeitet wurde! menschliche Leidenschaft wurde entfacht durch Aussicht großen Gütererwerb. Auch ein anderes Volk an Stelle Polen hätte es so gethan. Das Beispiel steht nicht vereinzelt in der Geschichte. Aehnlich sah die katholische Kirche in der Bekehrung des Ostens ihr Zukunftsprogramm. Der katholische Klerus in Polen, durch die ihm zufallende Mission im Osten in seinem Bewußtsein gehoben, durch seine privilegirte Stellung, die er im Reiche hatte, und durch den Schutz, der ihm von Rom und vom Könige zutheil ward, zu Uebergriffen und Gewaltthätigkeiten geneigt gemacht, konnte sich ebenfalls über alle Rücksichten hinwegsetzen — und dies that er um so leichter, als auch ihm die Hoffnung auf Bereicherung entgegenlächelte, denn die ruthenische Kirche war reich dotirt. Die Jesuiten, welche, des besonderen Schutzes des Königs gewiß, mit dem Netze ihrer Collegien nach und nach die ruthenischen Lande umspannten, übernahmen in dem großen Gange die wissenschaftliche Führung und auf Rücksichten durfte man bei ihnen auch nicht rechnen. Der König Sigmund, selbst ein eifriger Katholik, sah in der Verbreitung des Katholicismus sein Lebensziel und drückte gern ein Auge, ja auch beide Augen zu, wenn die Ruthenen über Gewaltthätigkeiten, die ihnen gemacht wurden, klagten. Dies mußte er auch zum Theil thun, denn die polnische Verfassung ließ dem König kaum den Schein einer Macht. Aber noch mehr war Sigmund den Ruthenen als König durch sein rechtliches Verhältniß zur ruthenischen Kirche selbst gefährlich, denn das Verhältniß der Krone zur orthodoxen Kirche war rechtlich ein ganz anderes als zur römischen. Während die römische Kirche unabhängig dastand und ihr die Güter ohne den Willen und die Genehmigung des Papstes von niemandem, auch nicht von dem König genommen und ebenso die Pfründen wie auch die hierarchischen Stellen ohne ihn nicht verliehen werden durften, war der König nach der Verfassung oder vielmehr nach der Tradition der orthodoxen Kirche ihr Haupt. Sein Verhältniß zu ihr war ein patrimoniales. Dies ist ein Moment, das immer übersehen wird und welches unendlich schwer ins Gewicht fällt. Während die römische Kirche sich über die weltliche Macht erhob, blieb die orthodoxe griechische bei ihrem Unterthänigkeitsverhältnisse zur Krone stehen. So war es in Byzanz, so mußte es in Rußland und überall sein, wo die orthodoxe Kirche bestand. Der König war also befugt, die Pfründen, ja auch die hierarchischen Stellen nach eigenem Ermessen zu verleihen. Auf diese Weise war die orthodoxe Kirche der Krone ganz ausgeliefert und auf Gnade oder Ungnade ihres jeweiligen Trägers angewiesen: ein Moment, welches für die Frage der Verbreitung der orthodoxen Lehre und ihrer Lebensfähigkeit von entscheidender Bedeutung war. Man kann sagen, daß die orthodoxe Kirche sich nur dort behaupten konnte, wo auch die Krone orthodox war, das heißt wo sie Staatskirche war. Schon in dem Moment also, wo die ruthenischen Länder politisch mit der polnischen Krone vereinigt wurden, war hier die Existenz der griechischen Kirche in Frage gestellt — denn sie hatte kein punctum extra terram, wie die katholische in Rom, um wenigstens einen gesetzlichen Rückhalt zu haben. Die Orthodoxie in Rußland hatte einen Sinn, aber in Polen war sie ein staatsrechtliches Absurdum. Für die Ruthenen gab es also seit ihrer Vereinigung mit dem Königreich Polen nur eine Alternative — entweder die Wiederherstellung ihrer politischen Selbständigkeit anzustrebeu, oder sofort rückhaltlos sich mit Rom unter Wahrung ihrer nationalen Interessen zu vereinigen. Dürfen wir nun nach dem Gesagten einem so eifrigen Katholiken, wie es Sigmund III. war, übel nehmen, wenn er seine Stellung als König der Orthodoxen dazu benützte, um dem Katholicismus allen möglichen Vorschub zu leisten? Man hat unzählige male darüber geklagt und eine Riesenliteratur geschaffen, wo an der Hand der Beispiele nachgewiesen werden sollte, welche Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten die Polen, der katholische Klerus und der König den Ruthenen gegenüber sich zu schulden kommen ließen — dies war alles richtig; aber man erwog nicht, daß die Beschaffenheit

der ruthenischen Kirche selbst die Veranlassung dazu gab, denn es handelt sich im Grunde nicht um einzelne Thatsachen, nicht um den guten Willen einzelner Personen, sondern zunächst um die Wirthschaft im eigenen Hause, um das eigene Princip. Aber das Princip der griechischen Kirche sprach gegen sie selbst. Und alle diese Factoren, der König, der katholische Klerus und das polnische Volk hatten in diesem ihrem Streben nach Katholisirung der Ruthenen einen mächtigen Rückhalt an Rom, welches im Osten dasselbe Ziel verfolgte und daher die Bestrebungen der Polen unterstützte, ohne die Gewaltthätigkeiten, von denen man vielleicht nicht einmal wußte, gutzuheißen. Nur übersah man in Rom, daß wohl die Katholisirung, aber nicht die Polonisirung der Ruthenen im Interesse der römischen Kirche lag, daß vielmehr das Verschmelzen der nationalen mit den kirchlichen Zielen die katholische Propaganda im Osten erschwerte. In dem bereits oben citirten Briefe des ruthenischen Adels an den Metropoliten hält ihm derselbe auch seine Verschuldung in bitteren Worten vor. „In unsern Klöstern," klagten sie, „leben Aebte mit ihren Frauen und Kindern und verwalten das Klostervermögen zu ihrem Nutzen und begehen Sacrilegien, indem sie sich aus heiligen Gegenständen verschiedene Sachen zum eigenen Gebrauch, sogar zur Befriedigung ihrer Gelüste anfertigen lassen. Und was noch ärger ist, du consecrirst allein die Bischöfe (zum Consecrationsact waren wenigstens drei Bischöfe erforderlich) und noch dazu für einen bischöflichen Stuhl zu zweien und lauter nichtswürdige Leute, welche mit ihren Frauen leben und zum Aergerniß werden. Wir ermahnen dich: höre auf, Schlechtigkeiten zu begehen, denn unsre Kirche geht zu Grunde...." Gesetzt den Fall, daß der König einen solchen nichtswürdigen Mann absichtlich zum Metropoliten erhob, um durch ihn die ruthenische Kirche zu Grunde zu richten, so würde ihn wohl die private persönliche, aber nicht die gesetzliche Schuld treffen.

Dazu kam noch, daß die katholische Kirche und durch die Verbindung mit ihr auch die Polen culturell schon höher standen, als die ruthenische Kirche und die Ruthenen, welche nach dem Falle Konstantinopels ihres culturellen Centrums beraubt wurden. Rom stand auch in der Beziehung auf der Höhe, und so bildete es für die Bekenner des römischen Glaubens nicht nur ein religiöses und politisches, sondern auch ein culturelles Centrum. Es hatte eine Cultursprache, eine großartige theologische Wissenschaft und ein fixes System, an dem allein viele Nationen arbeiteten. Was konnte nun dem ein Patriarch oder gar ein autokephaler Episkopos, welcher mit seinen einigen tausend Seelen allein in der Welt stand, entgegenstellen, wenn er auch persönlich der tüchtigste war? Als im Jahre 1582 der gregorianische Kalender eingeführt wurde, erhoben sich die Patriarchen von Konstantinopel, von Alexandrien, von Armenien ꝛc., um die Unrichtigkeit des neuen Kalenders schriftlich darzuthun. Man braucht nur diese Schriftstücke zu lesen, um die Ignoranz dieser Oberhäupter der östlichen Kirche und das tiefe Niveau, auf welches die Cultur des Ostens herabgesunken war, kennen zu lernen. Aber dafür um so eifriger schleuderten sie gegen Rom ihre Anathemsentenzen!

Mittheilungen und Nachrichten.

n. Eine neue Descartes-Ausgabe. Wie man in Berlin eine neue Kant-Ausgabe vorbereitet, so ist man in Paris für eine neue vollständige Ausgabe der Werke des größten französischen Philosophen thätig. Am 31. März d. J. sind drei Jahrhunderte seit der Geburt Descartes' verflossen; der Erinnerungstag gab der Direction der Revue de Métaphysique et de Morale den Anlaß zur Veranstaltung jener Ausgabe als des besten intellectuellen Denkmals für den großen Philosophen. Die Ausgabe soll mit Hülfe einer internationalen Subscription bewirkt werden, sie erfreut sich aber des Schutzes und der Unterstützung des französischen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts. Die Ausgabe selbst wird besorgt werden von den HH. Ch. Adam und P. Tannery, die auch in Deutschland rühmlichst bekannt sind. Das Werk wird in 10 Bänden erscheinen, wovon fünf drei Correspondenz, fünf den Schriften bestimmt sind. Die Correspondenz wird nicht nur die Briefe von Descartes, sondern auch die an ihn umfassen und dabei viel Unveröffentlichtes bringen, was nicht nur ein philosophisches, sondern auch ein hochwissenschaftliches und litterarisches Interesse hat. Jedes Jahr sollen zwei Bände erscheinen, und damit schon in diesem Jahre begonnen werden, so daß im Jahre 1900, dem Jahre der Weltausstellung, das Ganze fertig daliegen wird. Was die äußeren Bedingungen anbelangt, so sollen einzelne Bände nicht für sich abgegeben werden, es wird aber jeder Band im Handel 25 Francs kosten. Für diejenigen aber, welche ihre Subscription bei der Revue de Métaphysique et de Morale einreichen (Mr. Xavier Léon, directeur de la Revue de Métaphysique et de Morale, 5 rue de Mézières, Paris), ist der Preis auf je 15 Francs ermäßigt. Die Aufforderung zur Subscription ist nicht nur von den Spitzen der wissenschaftlichen Welt Frankreichs, sondern auch von einer Anzahl auswärtiger Gelehrter, namentlich aus Deutschland, unterzeichnet (so z. B. von Kuno Fischer, Sigwart, Weismann, Wundt, Zeller). Da eine dem heutigen Stande der Forschung angemessene Gesammtausgabe Descartes' fehlt, so ist das Unternehmen in Wahrheit sehr verdienstlich, und da eine vorzügliche Ausführung völlig sicher steht, so ist auch an einem glücklichen äußeren Erfolge nicht zu zweifeln.

* Die Commission für württembergische Landesgeschichte hat am 5. d. M. ihre fünfte Jahressitzung abgehalten. Die Sitzung brachte, wie der „Schw. Merk." versichert, daß das Vertrauen, welches die Regierung sammt den Ständen der Sache entgegenbrachten, völlig gerechtfertigt war. Allerdings sind im letzten Jahr nur die Vierteljahrshefte, die ihren ungestörten Gang gehen, ausgegeben worden. Aber zwei umfangreiche Werke gehen ihrer Druckvollendung entgegen. In erster Linie ist hier der zweite Band der „württembergischen Bibliographie" zu nennen, welcher unter der Leitung des Oberstudienraths v. Heyd geschaffen worden ist und eines der nothwendigsten Stücke des Handwerkszeugs für sämmtliche schwäbische Forscher bilden wird; der zweite Band wird besonders für das große Heer der Ortschronisten und Genealogen willkommen sein. Ein Ehrendenkmal der alten Reichsstadt Rottweil wird der dritte Band der unter der Leitung von Prof. Dr. Dietr. Schäfer in Tübingen beorbreiteten „württembergischen Geschichtsquellen": „Das Rottweiler Urkundenbuch." Dasselbe wird einen stattlichen, aber handlichen Band bilden, den Dr. Güntter, ein Schüler des um die Commission hochverdienten Prof. Schäfer, mit ehrenem Fleiß und in verhältnißmäßig kurzer Zeit bearbeitet hat. Die Arbeit, welche ein weiterer Schüler Schäfers, Dr. Crost, in der Durchforschung, Neuordnung und Verzeichnung der Archive von Biberach nunmehr abgeschlossen hat, ergab zwar nicht genügendes Material für ein Biberacher Urkundenbuch, aber doch Stoff genug für eine auf Urkunden gegründete Darstellung der Geschichte Biberachs und seines Spitals, die besonders in wirthschaftlicher Hinsicht Beachtung finden wird. Sie wird im 5. Band der Vierteljahrshefte erscheinen. Die Unterstützung, welche die Commission der Förderung des württembergischen Urkundenbuchs durch Stellung eines Hülfsarbeiters in der Person Dr. Mehrings angedeihen läßt, lohnt sich durch die erfreuliche Aussicht auf die im Herbst beginnende Drucklegung des 7. Bandes des großen Werkes. Die Arbeit der Pfleger in Verzeichnung der örtlichen Quellen geht ihren Gang weiter. Für die nächsten Jahre wurde an weiteren Arbeiten beschlossen: Wiederaufnahme der Arbeit an der Correspondenz des Herzogs Christoph (Dr. Ernst), indem die Correspondenz des Herzogs Ulrich einstweilen zurückgestellt wurde; Bearbeitung der Acten des Schwäbischen Bundes (Dr. Kaser); Urkundenbücher der alten Reichsstädte Eßlingen (Dr. Diehl mit Unterstützung von Stadtarchivar Prof. Pfaff) und Heilbronn (Prof. Dr. Dürr und Archivass. Dr. Schneider). Alle diese Arbeiten leitet Prof. Dr. Schäfer, der auch die Verhandlungen mit den Stadtverwaltungen geführt und zu einem glücklichen Abschluß gebracht hat. Die Geschäftsleitung wird O.-St.-R. Dr. Hartmann für die nächsten fünf Jahre weiterführen. Es ist zu hoffen, daß nach 20 Jahren sämmtliche ehemalige Reichsstädte nach dem Vorbild von Rottweil, Eßlingen und Heilbronn ihre eigenen Urkundenbücher haben werden, und auch für die übrigen neuwürttembergischen Landestheile entweder eigene Urkundenbücher oder doch auf Urkunden gegründete Darstellungen ihrer Geschichte bis 1806 entstehen, woran es derzeit noch gänzlich fehlt.

Digitized by Google

* **Straßburg.** Wie bereits aus Amsterdam gemeldet ward, hat der bisherige Hygieniker und Bakteriolog Prof. Dr. Forster einen Ruf als Ordinarius an die hiesige Universität erhalten und angenommen. Prof. Forster, der seit 1878 in Amsterdam wirkt, ist geborener Bayer, Schüler von Pettenkofer und Voit in München, wo er zuerst als Privatdocent und außerordentlicher Professor thätig gewesen ist. Er ist seit einem Jahrzehnt Herausgeber des Archivs für Hygieine. — In der medicinischen Facultät hat sich Dr. Georg Thilenius als Privatdocent für Anatomie habilitirt.

* **Berlin.** Unter den zahlreichen bedeutsamen Erwerbungen, welche die kgl. Bibliothek in den letzten Jahren auf dem Gebiete der ostasiatischen Literaturen gemacht hat, befindet sich ein Werk, das, wie die „Nat.-Ztg." betont, in dieser Art einzig in Europa, zu ihren kostbarsten Schätzen gehört: eine 1887 von Prof. Hirth in China aufgefundene Handschrift des Hoa-i i-yu, einer berühmten Sammlung von Wörterverzeichnissen und Texten zahlreicher ostasiatischer Sprachen mit chinesischer Uebersetzung, eine Art Handbuch zum Gebrauche für die Dolmetscherschule in Peking. Der wesentlichste Umstand ist die Vollständigkeit dieses Exemplars, wodurch es sich von dem in der Bibliothèque nationale zu Paris befindlichen unterscheidet, in welchem gerade die besonders wichtigen beiden ersten Bände fehlen. Diese enthalten nur Glossen und zwanzig kurze Texte in der Sprache und Schrift des in der Geschichte Ostasiens so berühmten tungusischen Volkes der Jutschen, die im 12. Jahrhundert n. Chr. in das nördliche China eindrangen und hier unter ihrer Kin- (d. h. Gold-) Dynastie ein ausgedehntes und mächtiges Reich begründeten und die auch die Stammverwandten der heutigen mandschurischen Dynastie China's waren. Das Problem der Entzifferung dieser wichtigen Sprache und Schrift ist von einer Reihe der namhaftesten Forscher wie Abel-Rémusat, Wylie, de Harlez, Devéria erörtert worden, aus Mangel an authentischen Quellen jedoch ohne Resultat; in diesen Tagen aber ist es endlich in den wesentlichsten Punkten theils vollständig gelöst, theils seiner Lösung ein gut Theil näher gebracht worden. Prof. Wilhelm Grube von der hiesigen Universität hat, unterstützt durch die Munificenz der Akademie der Wissenschaften, die in obigem Werke vorliegenden Materialien einer erschöpfenden Untersuchung und Bearbeitung unterzogen (Die Sprache und Schrift der Jutschen. Leipzig, O. Harrassowitz, 1896) und so einestheils selbst bereits eine Reihe der wichtigsten Resultate gefunden, anderentheils eine unschätzbare Grundlage für die weitere Erforschung der Frage geschaffen. Seine Arbeit ermöglicht uns zum erstenmal einen Einblick in das Wesen der Jutschen-Schrift, die sich als eine Silbenschrift, untermischt mit einigen, den chinesischen Charakteren mit einer leichten Abänderung nachgebildeten ideographischen Zeichen darstellt. In sprachlicher Hinsicht hat Prof. Grube durch seine Darlegung der aus dem vorliegenden Material sich ergebenden grammatischen Formen die bisher noch nicht sicher begründete Annahme der engen Verwandtschaft dieser Sprache mit dem Mandschurischen endgültig dargethan und die Kenntniß von 871 Wörtern erschlossen. Wir dürfen wohl hoffen, daß weitere Funde und Entdeckungen uns auch mit dem noch fehlenden Theile der Jutschen-Schriftzeichen und -Wörter bekannt machen und uns so das Verständniß der historischen Denkmälern dieser Sprache, wie der i. J. 1882 von Prof. Devéria in Paris veröffentlichten Inschrift der Stele von Yen-toi, ermöglichen werden.

* **Berlin.** Dr. Emanuel Mendel, Extraordinarius für Psychiatrie, begeht die Feier einer 25jährigen Lehrthätigkeit an der hiesigen Universität.

Genf. Im Alter von 52 Jahren starb hier Prof. Franz Bulliet, Leiter der geburtshülflichen und gynäkologischen Poliklinik an der Universität.

* **Petersburg.** Hier hat sich eine orientalische Gesellschaft gebildet, die soeben in Gegenwart von Mitgliedern der türkischen und persischen Botschaften, der Professoren der orientalischen Sprachen und anderer zur Verlesung der Statuten ihre erste Sitzung hielt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 19. bis 20. März folgende Schriften eingegangen:

Fritz Hoenig: Die entscheidenden Tage von Orleans im Herbst 1870. Th. I. u. II. (Der Volkskrieg an der Loire. Bd. 3 u. 4.) Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1896. — Paul Heyse: Rolands Schildknappen oder die Komödie vom Glück; Volksmärchen in 3 Acten u. einem Vorspiel. Manina Manini; Trauerspiel in 4 Acten. (Dramatische Dichtungen 28. u. 29. Bdchn.) Berlin, Wilhelm Hertz 1896. — Alfred Biese: Lyrische Dichtung u. neuere deutsche Lyriker. Ebd. — Bruno Gebhardt: Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann. I. Bd. Bis zum Ausgang des Prager Congresses. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1896. — Dr. Max Burckhard: Das Recht der Schauspieler. Ebd. — Ernst Lenbach: Abseits; Erzählungen. Ebd. — Pierre Loti: Japanische Herbsteindrücke; übers. v. Robert Pöllß. Ebd. — *Bailey Saunders:* The life and letters of James Macpherson. London, Swan Sonnenschein and Co. 1895. — Anton Bettelheim: Biographische Blätter; Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst u. Forschung. II. Bd. Heft 2. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1896. — Max Herold: Cultusbilder aus 4 Jahrhunderten; Jubiläumsgabe. Erlangen, Fr. Junge 1896. — Dr. Albert Freybe: Faust u. Parsival; eine Nacht- u. eine Lichtgestalt. Gütersloh, C. Bertelsmann 1896. — Heinrich Welcker: Es war ein Traum; Drama. Leipzig, Hermann Haacke 1896. — Adolf Bartels: Aus tiefster Seele; Blüthenlese deutscher Lyrik, hggb. Lahr, Moritz Schauenburg. — Walter Crane: Die Forderungen der decorativen Kunst; übers. v. O. Wittich. Berlin, Georg Siemens 1896. — Spamers großer Hondatlas; Lfg. 2—4. Leipzig, Otto Spamer. — Max Haasbofer: Der moderne Socialismus. (Weders illustrirte Katechismen Nr. 154.) Leipzig, J. J. Weber 1896. — Resolutionen gegen den vorgelegten neuen Margarine-Gesetzentwurf. 1. Sammlung. Köln, Du Mont Schauberg. — Franz Brentano: Zur ehrenrührigen Frage in Oesterreich; Krasnopolski's Rettungsversuch eine verlorene Sache. Berlin, J. Guttentag 1896. — Dr. Fritz Friedmann; authentische Enthüllungen eines langjährigen Vertrauten. Hamburg, G. Fritzsche 1896.

Université de Lausanne.

L'Université de Lausanne comprend une Faculté de théologie protestante, une Faculté de droit, une Faculté de médecine, une Faculté des lettres et une Faculté des sciences. Dans la Faculté des lettres, l'enseignement des langues et des littératures modernes est organisé en vue des jeunes gens qui se vouent spécialement à cette étude. La Faculté des sciences est divisée en trois sections: Section des sciences mathématiques, physiques et naturelles; Section des sciences pharmaceutiques; Section des sciences techniques. La section des sciences pharmaceutiques est une école de pharmacie, qui prépare, conformément au programme fédéral, les candidats aux examens fédéraux de pharmacie, lesquels se font à Lausanne. La section des sciences techniques est une école d'ingénieurs qui délivre les diplômes d'ingénieur-constructeur, d'ingénieur-mécanicien et d'ingénieur-chimiste.

NB. Des cours dits de „Vacances" destinés aux étrangers qui désirent se perfectionner dans la connaissance de la langue française auront lieu cette année du 21 Juillet au 28 Août.

Le programme des cours du semestre d'été 1896 sera envoyé gratuitement à toute personne qui en fera la demande au secrétariat de l'Université.

Le Semestre d'été s'ouvrira le 8 Avril.

Le Recteur
(2625) **Dr. M. Dufour.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen (3112)

Japanische Herbsteindrücke.

Von

Pierre Loti.

Autorisierte Uebersetzung von **Robert Pöllß.**

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Die bewunderungswürdige Gabe Pierre Lotis, auf seinen Reisen in fernen Weltteilen Land und Leute in ihrer intimsten, charakteristischen Eigenart zu beobachten und mit überzeugender Lebenswahrheit zu schildern, kommt in den „Japanischen Herbsteindrücken" wieder in meisterhafter Weise zum Ausdruck; sind sie gleich kein Roman, so lesen sie sich doch wie ein solcher, und dem traumerischen Zauber dieser eigenartigen exotischen Schilderungen wird sich niemand entziehen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 21. März. Nummer 68.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein dramaturgisches Lehrbuch. Von Dr. Eugen Kilian. — Zum 300jährigen Jubiläum der Berester Kirchenunion in Polen vom Jahre 1596. II. Von Dr. W. Miltowicz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein dramaturgisches Lehrbuch.

In dem Vorwort der kürzlich auf den Büchermarkt gelangten „Dramatischen Handwerkslehre"[1]) läßt der Verfasser den naheliegenden Vergleich seines Buches mit Gustav Freytags „Technik des Dramas" nur insofern gelten, als es sein Bestreben gewesen sei, jenes Werk in gewissem Sinne zu ergänzen. Einem doppelten Zweck solle das neue Buch dienen: erstlich, ernsten Anfängern „ihr heißes Bemühen zu erleichtern und sie vor verhängnißvollen Mißgriffen zu bewahren"; sodann, „die Vorwitzigen, die ohne rechte Ahnung von den ungeheuren Schwierigkeiten, die ihnen bevorstehen, von der Laune des Augenblicks getrieben, sich daran machen, ein Stück zu schreiben, womöglich noch zurückzuhalten, ehe sie andern lästig fielen".

Es ist keineswegs ein Mißtrauensvotum gegen den Verfasser dieses Buches, wenn ich ernste Zweifel hege, ob der letztgenannte überaus löbliche Zweck desselben mit großem Erfolg gekrönt sein wird. Eine Beredsamkeit, welche die Kraft besitzt, jugendliche Parnaßeroberer von dem Mißverhältniß ihres Könnens zu den Schwierigkeiten ihrer Aufgabe zu überzeugen, dürfte selbst die Kunst eines Demosthenes in Schatten stellen. Eher könnte die Hoffnung sich erfüllen, daß Anfänger auf dem Gebiete des Dramas eine brauchbare Handhabe in dem Buche gewinnen. Doch möchte ich auch in dieser Beziehung die zu erwartenden didaktischen Erfolge des Werkes nicht allzu hoch anschlagen und der Ansicht zuneigen, daß auch dieses Buch, wie der Verfasser im Hinblick auf Freytags Technik bemerkt, „mehr zur Freude der Wissenden als zur Aufklärung der Unwissenden" geschrieben ist.

Dadurch erleidet indessen der Werth des Buches keine Einbuße. Auch der Wissende, Fachmann sowohl wie Laie, wird sich mit Vergnügen und Interesse von dem Verfasser der Handwerkslehre führen lassen und mannichfache Anregung und Belehrung daraus schöpfen können. Das Buch von Avonianus — so nennt sich der Autor in nicht gerade sehr geschmackvoller Anlehnung an den Meister von Stratford — hat den Vorzug, unterhaltend zu sein, und das ist ein sehr schätzenswerther Vorzug, der den Leser über manche Lücken und Unvollkommenheiten des Buches gern hinwegsehen läßt. Auch da, wo er, wie sehr häufig, zum Widerspruch sich gereizt fühlt, wird er der Darstellung doch mit lebendigem Interesse folgen; der Verfasser versteht es, auch da, wo er nicht zu überzeugen vermag, doch jeweils anzuregen; er erfreut durch eine gewisse Frische und Selbständigkeit seines Urtheils.

Die Eintheilung und Anordnung des Stoffes, die Gliederung und Behandlung desselben ist keineswegs streng systematisch. In zwangloser Weise führt Avonianus den Leser durch verschiedene Gebiete der classischen und modernen Theaterliteratur, um an einigen der lehrreichsten Beispiele die Geheimnisse und Gesetze der dramatischen Kunst zu entwickeln. Seine Ausführungen über die Technik dieses oder jenes Bühnenwerks erweitern sich häufig zu breiten ästhetischen Excursen allgemeiner Art; neben Wesentlichem und Wichtigem kommen Dinge zur Erörterung, die mit dem eigentlichen Thema des Buches oft recht wenig zu thun haben.

Von den einleitenden Erörterungen über das Wesen der dramatischen Kunst im Vergleich zu den übrigen Dichtungsarten, über die Wahl des Stoffes und die dabei maßgebenden Gesichtspunkte gelangt Verfasser zur Betrachtung von vier sogenannten glücklichen Griffen („Die Ehre", „Satisfaction", „Der Talisman", „Der Herr Senator"), deren Erfolge er zum großen Theil der außerordentlich glücklichen Wahl des Stoffes zuschreibt. An die Darlegungen über Aufang, Einführung und Vorbereitung von Handlung und Charakteren in einem guten Bühnenstück schließt sich eine nach diesen Gesichtspunkten vorgenommene Analyse des Scribe'schen „Glas Wasser", dessen Technik mit hohen Lobsprüchen bedacht und dem Anfänger zum eingehendsten Studium empfohlen wird. Zu weniger günstigen Ergebnissen führt den Verfasser eine kritische Betrachtung von „Nora", in deren Schlußwendung er, bei aller Bewunderung für Ibsens dichterische Kraft, einen Bruch der Charaktere erblickt, ohne uns davon überzeugen zu können, daß die von ihm selbst vorgeschlagene Schlußentwicklung, die nicht etwa bloß den „Philister, sondern jeden normal empfindenden Menschen" befriedigen soll, eine glückliche Lösung des Problems bieten würde. In einem umfangreichen Capitel über „Hamlet" zeigt sich Avonianus als begeisterter Anhänger der Werder'schen Theorien über die angebliche Unmöglichkeit der dem Dänenprinzen gestellten Aufgabe; eine Auffassung, die auch er auf das wärmste befürwortet, ohne gleich seinem Gewährsmann zu erkennen, daß ein Held, dessen Lage von vornherein als eine „hoffnungslose" bezeichnet wird, als ein schlechterdings ungeeigneter Mittelpunkt eines tragischen Kunstwerks erscheinen müßte. Wo ein deutscher Schriftsteller von „Hamlet" spricht, geht es selbstverständlich nicht ab ohne einige mehr oder minder heftige polemische Streifzüge gegen die große Zahl der „Verblendeten", denen der Geist von Helsingör noch keine Wahrheit offenbart hat. Nach den interessanten, wenn auch keineswegs einwandfreien und mit dem Thema des Buches nur lose zusammenhängenden Ausführungen über „Hamlet" steigt Avonianus in die Niederungen der Gegenwart herab, in die Krankenhaus- und Branntwein-Atmosphäre der „Familie Selicke", eines Stücks, das ihm besonders geeignet erscheint, um daran die Technik der Moderne zu prüfen. Auf ein anziehendes Capitel über „Die Journalisten" folgen sodann Untersuchungen über Humor, über moderne

[1]) Dramatische Handwerkslehre. Von Avonianus. Leipzig. H. Walther 1895. 8° 298 S.

und unmoderne Technik, über die erzieherische Aufgabe des Dramas, praktische Winke für den Anfänger in seinem Verhältniß zu den Theatern und Directionen, endlich Darlegungen darüber, wie Shakespeare zu der „dramatischen Kernfrage", der Frage von der Willensfreiheit, sich stellte.

Es kann natürlich keine Rede davon sein, den mannichfaltigen Inhalt des Buches, auf den nur in aller Kürze verwiesen werden soll, des näheren an dieser Stelle zu betrachten. Es sei nur hervorgehoben, daß Avonianus zu der sogenannten Moderne principiell einen ausgesprochen gegnerischen Standpunkt einnimmt, ohne damit die bedeutende und originelle Begabung eines Hauptmann und anderer Vertreter des Bühnenrealismus leugnen zu wollen. Von einer gewissen Einseitigkeit ist das Buch indeß nach dieser Richtung nicht freizusprechen. Eine völlig unbefangene und wirklich erschöpfende Würdigung der Moderne wird, auch nach der rein technischen Seite des Dramas, in dem Buche nicht geboten. In dem Ausspruch des Verfassers, daß die Vertreter der Moderne sich in einem Irrthum befanden, indem sie die Nothwendigkeit neuer Motive, neuen Inhalts, neuer Menschen mit der angeblichen Nothwendigkeit einer neuen Form verwechselten, ist ohne Zweifel sehr viel Wahres enthalten. Trotzdem darf nicht verkannt werden, daß auch die in vielen Beziehungen veraltete und überlebte Technik unsres Dramas durch die Bestrebungen der Modernen viele neue und werthvolle Impulse empfangen hat. Der energische Kampf gegen den Monolog und vor allem gegen das unleidliche „Beiseitesprechen" hat angesichts des Mißbrauchs, der mit dem ersteren Kunstmittel getrieben wurde, sehr viele, hinsichtlich des letzteren sogar absolute Berechtigung. Nur durfte dieser Kampf natürlich nicht ins Extrem getrieben werden, in der Weise, daß dem Monolog principiell jede Existenzberechtigung versagt wurde. Mit vollem Rechte wird ein Grundirrthum der modernen Realisten in dem Satze erkannt, daß die Handlung, das erste und unentbehrliche Erforderniß eines dramatischen Kunstwerks, durch Schilderung des rein Zuständlichen zu ersetzen sei.

Auch darin ist dem Verfasser der Handwerkslehre beizustimmen, daß das moderne Drama ein klares sittliches Verhältniß zu dem auserwählten dichterischen Stoff in den meisten Fällen vermissen läßt, „ein Verhältniß, wie es Lessing forderte, wie es Shakespeare in allen seinen Dramen aufweist, wie es den Dramatikern von heute meist als unwichtig, lästig und überflüssig gilt". Die Berechtigung dieses Vorwurfs erhellt in eclatanter Weise, wenn man beispielsweise zwei Werke wie Sudermanns „Ehre" und „Heimath" ins Auge faßt. Es gab Stimmen, die sich angesichts der außerordentlichen und starken Bühnenwirkung, die diesen Dramen bei ihrem ersten Erscheinen beschieden war, in ihrer Begeisterung dazu verleiten ließen, vergleichsweise an die muthmaßliche einstige Wirkung von „Kabale und Liebe" zu erinnern. Nichts ist geeigneter zur Veranschaulichung dessen, was den beiden modernen Stücken mangelt, als dieser Vergleich mit dem Jugendwerke unsres Schiller. Wie klar und unzweideutig schwebt über dem letzteren die erhabene Majestät eines ewigen Sittengesetzes, gegenüber der Verwirrung der sittlichen Begriffe, gegenüber der schwankenden und unklaren sittlichen Stellung des modernen Dichters zu den von ihm behandelten Fragen und Conflicten! In diesem einen Punkte liegt vorzüglich das Unterscheidende, das den Dichter der Luise Millerin in Riesengröße über den Schöpfer der Alma und der Magda erwachsen läßt.

Die dieses Thema behandelnden Ausführungen, insbesondere das Capitel „Gesunde und giftige Kost", dürften zu den besten und überzeugendsten Partien des vorliegenden Buches gehören. Beherzigenswerth ist auch die Warnung vor den Gefahren, welche die immer mehr zunehmende Centralisirung der dramatischen Kunst in Berlin und die wachsende Abhängigkeit der Provinzbühnen von der Centrale für unser Kunstleben mit sich bringt. Die kritiklose Uebernahme aller sogenannten Berliner Treffer, wie sie namentlich von seiten der kleinen Provinzbühnen rein geschäftsmäßig betrieben wird, ist vielfach schon wegen der in diesen Arbeiten behandelten Vorwürfe und Probleme als ein schwerer Mißstand zu betrachten. „Typen, die nur der Hauptstadt angehören, sollen deßhalb auch auf die Hauptstadt beschränkt bleiben; in den Mittel- und Kleinstädten können sie nur verwirren und verführen." Der hierin enthaltene Vorwurf dürfte indeß weit weniger auf das ernste Drama der modernen Schule Anwendung finden, als vor allem, wie hervorzuheben wäre, auf die rein speculative Possenliteratur, in welcher der Einfluß der cocottenhaften Pariser Boulevardpossen, in deren durchaus undeutscher Auffassung des gesammten Gemüths- und Liebeslebens, sich immer breiter und schamloser geltend macht. Wenn Unfläthereien, wie beispielsweise die „deutsche" Posse „Der Rabenvater", in der jedes gesunde Gefühl mit Faustschlägen tractirt wird, ihren Siegeszug über unzählige deutsche Bühnen halten darf, so weiß man in der That nicht, ob hiebei mehr das Beschämende oder das Verderbliche der Erscheinung zu beklagen ist.

Im Hinblick auf das mancherlei Schätzenswerthe und Tüchtige, das Avonianus dem Leser in seinem Buche bietet, mag es gestattet sein, über seine Schwächen und weniger gelungenen Partien hinwegzusehen. Wenn der Verfasser sich des öfteren in Paradoxen gefällt, wenn er beispielsweise Fulda's niedliche, aber gewiß nicht bedeutende Plauderei „Unter vier Augen" als des Dichters beste Arbeit bezeichnet, so wird man darüber wohl leicht hinweglesen. Einem energischeren Widerstande dürfte es schon zu begegnen haben, wenn Avonianus über „König Lear" eine Kritik fällt, die jedenfalls mehr originell als überzeugend zu wirken vermag. Wenn er diese Tragödie als ein „riesenhaftes, wenig übersichtliches Frescogemälde" bezeichnet, „dessen Conturen je nach der Beleuchtung unheimlich verschwimmen und nur hie und da ganz deutlich sind", wenn er gesteht, nur weniges von dem Stück genießen zu können, so dürfte diese Beurtheilung doch mehr auf ein für die Allgemeinheit nicht maßgebendes subjectives Empfinden des Verfassers zurückzuführen sein.

Die Darstellung des Buches ist in der Hauptsache gefällig und dem Gegenstand entsprechend. Nur in einzelnen Abschnitten wäre für die Lesbarkeit eine größere Leichtigkeit und Verständlichkeit der Rede wünschenswerth. Wenn der Verfasser die „musterhafte Behandlung der Sprache", die er an Ibsen rühmt, sich für die eigene Darstellung zum Muster genommen hätte, würde der Leser kaum über Sätze stolpern, wie den folgenden (S. 91): „Selbst in Berlin ist ein Mädchen, das für die Mutter, die sich in einem kalten Zimmer auf dem Sterbebett wälzte, soviel Kohlen da, wo sie sie fand, nahm und den Ofen heizte, selbst die ist letzthin nicht gleich in eine Besserungsanstalt, sondern, da der Gerichtshof Milde walten ließ, ins Gefängniß geschickt worden." (!)

Solche Geschmacklosigkeiten sollen indeß der Anerkennung für das Verdienstliche des Buches keinen Eintrag thun. Dasselbe bringt trotz aller Einwände, die dagegen erhoben werden können, mannichfache lehrreiche Klärung in interessanten dramaturgischen Fragen; es ist vor allem — noch einmal sei es hervorgehoben — ein unterhaltendes und anregendes Buch; und ein Buch, das zu denken gibt, ist niemals umsonst geschrieben.

Dr. Eugen Kilian.

Digitized by Google

Zum 300jährigen Jubiläum der Bereſter Kirchenunion in Polen vom Jahre 1596.

Von Privatdocent Dr. W. Millowicz (Czernowitz).

II.

So lagen die Dinge, als gegen Ende des 16. Jahrhunderts König Sigmund und die Polen ſich anſchickten, die Ruthenen mit Rom zu vereinigen. Wir wiſſen ſchon, wie ſie das durchzuführen geſonnen waren, wir brauchen es auch nicht zu beſchönigen, daß hier Gewaltthätigkeit auf Gewaltthätigkeit gehäuft wurde; aber wir fragen nur: was thaten denn die ruthenische, reſp. die griechiſche Kirche und die Ruthenen, um das kommende Unheil, wie man ſagte, von ſich abzuwenden? Die Klagen waren laut, daß die Lage unerträglich ſei und daß, wenn es ſo weiter gehe, alle zur römiſchen Kirche übertreten würden.

Man ahnte, wie geſagt, die herannahende Gefahr, aber wer ſollte da Hülfe bringen? Natürlich ſollte die Initiative zur Rettungsaction von dem Oberhaupte der Kirche, vom Patriarchen von Konſtantinopel kommen. Und richtig erſchien, wahrſcheinlich a latere ejus, gegen Ende des Jahres 1585 der Patriarch von Achrida in Bulgarien, Gabriel, in Polen. Er begab ſich nach Lemberg, welches das Centrum der orthodoxen Bewegung war. Noch im December desſelben Jahres erſchien hier auch der Patriarch von Antiochia, Joachim. Am 1. Jänner 1586 celebrirte er in der ruthenischen Kirche in Lemberg. Wir wiſſen nichts von den Berathungen, die hier ſtattgehabt haben, aber ſo viel kann man ſchon ſagen, daß man wohl die Wahrnehmung gemacht haben wird, in welcher troſtloſen Lage ſich die ruthenische Kirche gegenüber ihren mächtigen Gegnern befand. Keine politiſche Macht in den Händen, ſpärliche materielle Mittel, keine Schulen, ein armes, rechtloſes Volk, ein ignoranter und moraliſch herabgekommener Klerus — das war das Bild, was ſich ihnen darbot. Ja, man hat auch die Wahrnehmung gemacht, daß ſogar auf die Biſchöfe kein Verlaß ſei. Nur das Bürgerthum der Städte, welches culturell etwas höher ſtand und feſt zur Orthodoxie hielt, bildete noch einen nennenswerthen Factor für die Intereſſen der griechiſchen Kirche. Und nun beſchloß man, dieſes Bürgerthum zu organiſiren, dasſelbe von der biſchöflichen Gewalt zu eximiren und auf dieſe Weiſe aus ihm ein Bollwerk der Orthodoxie gegen Rom zu ſchaffen. Auch erkannte man die Nothwendigkeit, Schulen zu gründen. Dieſen Plan führte man in der Form durch, daß man Kirchenbruderſchaften gründete und ihnen Privilegien gab, kraft welcher ſie ſammt ihren Kirchen, Geiſtlichen und Schulen, ſowie Druckereien nur der Gewalt des Metropoliten unterſtellt waren. Im Jahre 1586 ertheilte Joachim dieſes Privileg der Kirchenbruderſchaft in Lemberg, dann wurden ſolche in Wilno und anderwärts geſtiftet. Zum Zeichen ihrer Exemption durften ſie auf den vier Ecken ihrer Häuſer Kreuze aufſtellen, *σταυρὸν πηγνύναι*, und wurden deßhalb Stauropigien genannt. Der Patriarch von Konſtantinopel, Jeremias, beſtätigte die Statuten der Kirchenbruderſchaften, ja man ging ſogar noch weiter und eximirte dieſelben auch von der Metropolitangewalt, ſo daß ſie bloß dem Patriarchen untergeben waren. Die Thätigkeit der Bruderſchaften begann. Was man bezweckte und erwartete, geſchah: der Schwerpunkt der orthodoxen Bewegung lag nunmehr in den genannten Stauropigien.

Die Thätigkeit dieſer Bruderſchaften verdient unſer Lob und unſre vollſte Anerkennung. Sie haben mit einem Eifer und einer Aufopferung ihren väterlichen Glauben vertheidigt, welche unſer Staunen erregen. Sie knüpften Verbindungen mit der ganzen orthodoxen Welt an, ſie reiſten geſchäftig in aller Welt herum, nach Rußland, nach der Moldau, nach Bulgarien, nach Konſtantinopel, nach Alexandria, nach Kreta ꝛc., ſie ſchonten ihre Habe nicht, ſie ſchmachteten in den Kerkern, ſie griffen auch zur Feder, ſie organiſirten ſich, gründeten Schulen, bauten Kirchen — kurz, was ihnen nur möglich war, das haben ſie gethan. Alle Schriftſteller ſpenden ihnen das verdiente Lob — und doch konnten ſie die Kataſtrophe nicht verhindern: die gefürchtete Union — ſie kam doch. Die Schriftſteller von der orthodoxen Partei erheben laute Klagen gegen die Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten der Polen, gegen welche die gerechte Sache nicht aufkommen konnte. Es iſt alles richtig, wir brauchen es nicht zu leugnen, aber wir fragen immer nach dem Princip — cherchez le principe! Die Herzensgüte, die ſtand gewiß auf ſeiten der Orthodoxen, aber wo ſtand das Princip? —

Die urchriſtliche Kirche war ſo organiſirt, daß die Laien in den Fragen der Adminiſtration der Kirche ein Wort mitzuſprechen hatten, ſo daß der Laienwelt geſetzlich ein Einfluß auf die Angelegenheiten der Kirche eingeräumt war; nur wurde dann beſtimmt, daß ſie in den Glaubensfragen wenigſtens formell nicht zu entſcheiden hätten. Alſo eine kanoniſche, das iſt eine geſetzliche Biſchofswahl wurde z. B. ſo vollzogen, daß Klerus und Volk mitſtimmten. Aus dieſen Zeiten ſtammt auch das Patronatsrecht. Der Gründer einer Kirche durfte, ohne jemanden zu fragen, einen ihm genehmen Prieſter an dieſer Kirche anſtellen und ihn dann, wenn er ihm nicht gefiel, auch entfernen. Demſelben Rechte entſprang auch das Recht des Landesfürſten, die Biſchöfe, die Metropoliten, die Patriarchen ein- und abzuſetzen. In Rom, wo man den Vortheil der Kirche nach allen Seiten erwog, ſyſtematiſch und klug handelte, ſah man bald ein, daß die Kirche unter ſolchen Verhältniſſen nicht proſperiren könne. Und als man ſich nun aus dem Unterthänigkeitsverhältniſſe zur weltlichen Macht über dieſelbe erhob, begann man gleichzeitig auch den Einfluß der Laien auf die Kirchenangelegenheiten zu beſchränken, um ihn dann ganz abzuſchütteln. Ein Prieſter durfte hernach ohne die Bewilligung der Kirchenbehörde weder ein- noch abgeſetzt werden, die Biſchofswahl durfte nur von dem neu organiſirten Capitel vollzogen werden. Der Papſt ſollte ohne Einfluß des Kaiſers vom Cardinalcollegium gewählt werden. Die Hirten trennten und emancipirten ſich von der Heerde, die Laienwelt wurde im Laufe der Zeit zur contribuens Plebs herabgedrückt. Die Herrſchaft der Kirche wurde dadurch vollendet und geſichert. Im Oſten gab es zwar auch eine Partei, die dasſelbe Ziel verfolgte, aber dieſe war zu ſchwach, und es blieb hier alles beim alten. Die Laienwelt hat nach wie vor einen Einfluß auf die Kircheuangelegenheiten gehabt, der je ſpäter je mehr conſervative Oſten berief ſich immer auf die alten Kirchenſatzungen und wollte von Neuerungen nichts hören. Dem Papſte, den man den Neuerer, Tyrannen, ja Antichriſten ſchalt, wurde auch aus dieſem Grunde Häreſie vorgeworfen, aber man verſtand nicht, daß dieſer Antichriſt in Rom im wohlgemeinten Intereſſe der Kirche Chriſti ſo handelte.

Jetzt werden wir die erwähnte Gründung der Kirchenbruderſchaften, ihre Exemption von der biſchöflichen und Metropolitangewalt verſtehen. Es war keine Neuerung, das lag im Syſteme der griechiſchen Kirche. Schauen wir jetzt aber, welche Früchte dieſes Syſtem auch damals getragen hat. Die allerdings braven Kirchenbrüder von Lemberg ſcheuten vor keiner Mühe und vor keinen Koſten zurück, um das Volk bei dem alten Glauben zu erhalten, aber der erſte Mißerfolg, den ſie erzielten, war, daß ſie mit ihrem Diöceſanbiſchof in Conflict geriethen. Damals war Gedeon Balaban, Sprößling einer eingewanderten griechiſchen Familie, Biſchof von Lemberg, Halicz und Kamenec Podolski, ein Mann von großer Begabung und Energie, aber auch gewaltthätig von Natur. Die Exemption der Bruderſchaft

mit ihren Kirchen, Geistlichen und Klöstern wollte er sich nicht so ohne weiteres gefallen lassen. Er klagte vor dem Metropoliten, vor der Synode, vor dem König, und als alle im Sinne der Verfügung der Patriarchen gegen ihn entschieden hatten, verfolgte er sie, drang mit bewaffneter Macht in die Kirchen und Klöster, schleppte die Mönche und die Geistlichen weg, excommunicirte sie und bemächtigte sich ihrer Güter. Wieder und wieder wurden Processe geführt und so entspann sich ein Kampf, der sehr folgenschwer war. Man schimpft über ihn, daß er ein brutaler Mensch war, daß er die Geistlichen schlagen, einen sogar, die Kette um den Hals, in der Stadt herumführen, andere in den Kerker werfen ließ. Das ist alles richtig — ja wir fügen noch dazu, daß er auch Urkunden fälschte —, aber man kann ihm doch nicht verübeln, daß er für seine Diöcesanrechte, welche an die Laien abgetreten wurden, eintrat. Als er einmal einen Priester in den Kerker warf und die Fürstin von der Moldau sich für ihn beim Bischof verwendete, antwortete dieser, es sei doch besser, daß er, sein Bischof, ihn strafe, als daß ihn die weltliche Macht strafen sollte. Und das war entschieden im Interesse der Kirche gesprochen. Einmal, es war im Jahre 1588, kam zu ihm eine Deputation der Kirchenbrüder, um ihn um Rath zu bitten, eigentlich aber, um ihm wegen der von ihm verübten Gewaltthätigkeiten Vorwürfe zu machen. Es waren Kürschner, Schuster, Schneider ꝛc. Der Bischof antwortete, die Tendenz der Bruderschaft könne ihm nicht gefallen, sie sollten gehorchen und sich nicht hineinmischen in Sachen, die sie nicht verstünden. Da traten zwei, wie es heißt, gescheidtere hervor und sagten: „Der hl. Paulus sagt, man soll lernen," also solle er sie unterrichten. „Was," sagte der Bischof zu dem Sprecher, „kaum bist du aus dem Mist herausgekrochen und ich soll dich unterrichten!" Und als dieser ihm darauf etwas antwortete, ließ er ihn von seinen Dienern durchprügeln. Abgesehen von seiner Gewaltthätigkeit, sorgte der Bischof für das Wohl seiner Diöcesanen, hielt Synoden, bestrafte die säumigen Priester, gründete eine Druckerei und ließ die Kirchenbücher verbessern. Ich frage, welche Thätigkeit — ich meine nicht die Prügel — für die griechische Kirche ersprießlicher war, die der Bruderschaft oder die des Bischofs? Welche von beiden konnte zersetzend auf den Kirchenorganismus wirken? Schmerzlich mußte es der Bischof doch empfinden, daß seine bischöfliche Gewalt durch Schuster und Schneider beschränkt wurde. Und was für Gedanken mußten in ihm entstehen, wenn er seine Stellung mit der eines katholischen Bischofs verglich, welcher, geachtet und gefürchtet, fast unumschränkt seine Gewalt ausübte, weil die Laien nichts mitzusprechen hatten und weil hinter ihm der König und, was noch mehr hieß, Rom und die ganze katholische Kirche stand? Und wer stand hinter ihm selbst?

Hören wir, was geschah! Im Jahre 1589 kam der Patriarch von Konstantinopel, Jeremias, nach dem Norden. Das nächste Ziel und wahrscheinlich der Hauptzweck seiner Reise war Moskau, wohin er direct reiste, ohne sich irgend unterwegs lange aufzuhalten. Dort ließ er sich von Borys Godunow bereden, ein unabhängiges russisches Patriarchat zu gründen. War vielleicht dieser Schritt für die östliche Kirche von Vortheil? Im Juli 1589 sehen wir ihn auf der Rückreise in Begleitung des griechischen Metropoliten von Monembasia Hierotheus schon in Wilno, wo er mit dem König Sigmund zusammentraf. Dieser erwies ihm die höchsten Ehren, durch Universale, wie die königlichen Befehle in Polen hießen, verkündete er dessen Ankunft und ließ ihm überall Ehren erweisen, befahl zugleich, seinen Anordnungen, die er für die ruthenische Kirche treffen werde, Folge zu leisten, und verlieh ihnen Gesetzeskraft. Der Patriarch hatte also freie Hand und nun begann seine reformatorische Thätigkeit. Zunächst wurde der oben erwähnte Metropolit abgesetzt und ein neuer namens Michael Rahoza consecrirt. Das erste Schriftstück, welches wir von Jeremias haben, ist ein Excommunicationsedict gegen die Priester, welche auf illegale Weise die Weihe erhielten. Das zweite Schriftstück betrifft die Ausweisung vaganter Kleriker aus Rußland, welche in Masse dorthin kamen, Messe lasen und allerlei Unfug trieben. Dann schwang er seine geistliche Waffe gegen die Häresien und Irrlehren. Fromme Leute begingen z. B. das Fest des Wochenbettes Mariä und brachten ihr zu Ehren Kuchen in die Kirche. Dies und anderes wurde untersagt. Dann ging er daran, die Streitenden zu versöhnen, wie es die Pflicht des Kirchenhirten ist. Zunächst den Lemberger Bischof mit dem Bischof von Luck, Cyrill Terlecki. Dies gelang ihm nicht, er nahm nur den von Luck in Schutz gegen den Lemberger und ernannte ihn zum Exarchen. Dann wollte er die Bruderschaft mit dem Lemberger Bischof versöhnen, was ihm besonders am Herzen lag. Natürlich nahm er die Bruderschaft in Schutz. Der Bischof mußte, zu seinen Füßen gestreckt, Abbitte leisten. Die Confraternität triumphirte. Der Patriarch saß zu Gericht im August und September in Krasnyj Staw, im October in Tarnopol, wohin er alle zu sich beschied. Die Institution der Bruderschaften schien ihm für die Sache seiner Kirche so wichtig, daß er noch andere solche ins Leben rief, wie z. B. in Rohatyn und sonst, welche jedoch der Confraternität in Lemberg untergeordnet waren. In Rohatyn schien die Gründung einer solchen Bruderschaft besonders angezeigt zu sein, weil dort der größte polnische Prediger, der Jesuit Peter Skarga, zuvor Priester war und eine tüchtige ruthenische Bürgerschaft sich dort noch erhalten hatte. Dann wurden die bigamen Priester excommunicirt. Nachdem er noch einige Verfügungen getroffen hatte, reiste er eiligst nach Konstantinopel zurück, weil damals in Galizien die Pest herrschte. Man sagte ihm nach, daß er von dem neuconsecrirten Erzbischof 15,000 Aspr verlangte. Nun, daraus werden wir ihm keinen Vorwurf machen, weit größere Summen flossen nach Rom, wir fragen nur: hat er denn seine Kirche stark genug befestigt?

Als die Proteste des Bischofs von Lemberg zu nichts führten und er vielmehr von einer Synode excommunicirt und abgesetzt wurde, da berief er 1594 eine Diöcesansynode nach Lemberg und faßte den Beschluß, der Union mit Rom beizutreten. Zwar widerrief er das später und blieb standhaft beim orthodoxen Glauben, aber der Fall ist doch bezeichnend. Und er wird unter den ruthenischen Bischöfen mit seiner Gesinnung nicht allein gestanden haben. Andere Bischöfe sagten nichts, gaben vor, daß sie unerschütterlich bei der Orthodoxie stünden, dafür beriethen sie sich heimlich und 1595 gingen sie nach Rom. Der vom Patriarchen zum Exarchen ernannte Cyrill Terlecki war der erste, welcher für die Union agitirte. Man wirft ihnen Heuchelei, Habgier ꝛc. vor — das ist auch alles richtig, das kam auch in der römischen Kirche vor — aber wer war der Unglücklichste bei einer solchen Kirchenverfassung, wenn nicht der Bischof? Der Episkopat war aber immer die Säule der christlichen Kirche. Daher war es nur zu begreiflich, daß die Bischöfe der Ruthenen zuerst ins andere Lager übergingen. Man darf nicht den Wein verklagen, daß er aus dem Faß rinnt, man soll trachten, ein gutes Faß zu haben. Die Laienwelt wollte in der griechischen Kirche regieren. Und öfters ist es vorgekommen, daß die Unionsversuche an dem Widerstande des Volkes scheiterten. So war es bei der Lyoner, so bei der Florentiner, nun zum Theil auch bei der Berester Union. Wenn ein Glied der griechischen Kirche der Union beitreten wollte, so wußte es, mit wem es pactiren müsse, denn dort im Westen führten

Digitized by Google

alle Wege nach Rom; aber wenn Rom wegen Union paetiren wollte, so wußte es nicht, mit wem zu unterhandeln sei, denn hier hatten alle das Recht, dreinzureden. „Bei uns herrscht", sagte der ruthenische Adel in einem andern Schreiben, „eine Vieltöpfigkeit, besser gesagt, eine Kopflosigkeit." Wenn man in Rom glaubte, daß, wenn man die Bischöfe für die Union gewonnen, man auch das Volk gewonnen, so täuschte man sich. Die Kirchenbruderschaften führten jetzt ein größeres Wort als die Bischöfe. Dies wurde offen anerkannt. Sie hatten in ihrer Mitte wirklich tüchtige Leute. Besonders haben sich unter ihnen Johann Krasowski, Lukas Huba, Georg und Johann Rohatynec hervorgethan. Aber je tüchtiger sie waren, je mehr konnten sie der Sache der Orthodoxie schaden, natürlich ohne es zu wissen. Sie waren blinde Werkzeuge des Systems und zugleich gefährlich für ihre eigene Kirche, die sie bona fide zu vertheidigen vermeinten. Damit will natürlich nicht gesagt werden, daß sie allein dadurch die Union herbeiführten! Daß ihre Thätigkeit für die Orthodoxie schädlich war, das haben die fernerstehenden Zeitgenossen wohl eingesehen. Am Hofe des Fürsten der Moldau, welcher die Bruderschaft mit Rath und Geld immer unterstützte, konnte man sich darob nicht genug wundern. Lukas Stroicz, der Kanzler des Fürsten, schrieb einmal den Brüdern: „Eure Handlungsweise können wir nicht begreifen!" Man drang darauf, man solle sich mit dem Bischof ausgleichen. Classisch geradezu ist für unsre Auffassung der Brief, den der moldauische Metropolit von Suczawa, Johannes Semolas, an die Bruderschaft richtete. „Es ist schön", sagt er, „daß ihr Schulen gründet und die Kirche baut, aber eure Thätigkeit wird der Kirche Gottes keinen Nutzen bringen. Ihr streitet mit eurem Bischof, ihr gehorchet nicht dem Metropoliten, ihr kümmert euch nicht um den Patriarchen, Krasowski ist euer Patriarch, Georg Rohatynec ist euer Metropolit und Johann ist euer Bischof!"

Derselbe Vorwurf aber galt für die gesammte griechische Kirche, welche in ihrer chronischen Bedrängniß nie etwas von Rom lernen wollte. Der jahrhundertelang währende Investiturstreit, welcher ganz Europa ergriff und dahin zielte, die Kirche von dem Einfluß der Laienmacht zu emancipiren, blieb für den Osten ohne Folgen. Die östliche Kirche konnte nicht daran denken, von der Laienwelt sich zu emancipiren, sie begünstigte dieselbe geradezu. Darin wie auch in dem Hasse gegen Rom stimmte sie mit den Protestanten überein. In Wilno trat sogar ein gewisser Stephan Zyzanij, ehemaliger Lehrer an der Lemberger Confraternitätsschule als Prediger auf und predigte öffentlich in der Kirche, obwohl er die Weihen nicht annehmen wollte! Also ein reiner Protestantismus! Dieses wie auch der Mangel an Cultur brachte es mit sich, daß in Rußland noch heute über 30 verschiedene Secten existiren. Es ist daher begreiflich, daß eine Annäherung zwischen Protestanten und Orthodoxen um diese Zeit stattgefunden hatte. Diese Zulassung der Laien zur Mitwirthschaft in der Kirche entsprach allerdings dem Geiste des Alterthums und somit auch den Satzungen der Urkirche, denn im Alterthum mußte ein jeder selbst für alles sorgen. Eine Theilung der Arbeit und der Disciplinen war noch nicht so nothwendig, wie sie heute ist. Der Osten steht zum Theil noch heute auf diesem Standpunkte, daher kennt man dort für den Satz Roma locuta, causa finita oder für das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes, welches dem System der römischen Kirche die Krone aufsetzte und nichts anderes besagen will, als daß sich der Laie in die Sachen des Glaubens nicht hineinmischen darf — dafür kennt man nur ein spöttisches Lächeln. Die mißliche Lage der ruthenischen Kirche war also in erster Linie die Folge ihres erstarrten, zu den Erfordernngen der neueren Zeit und der neuen Verhältnisse, in die sie gerathen war, nicht mehr passenden Systems. Die Anforderungen, welche die neue Zeit an die Kirche stellte, wuchsen. Hier hätte man also zuerst den Hebel anlegen und bei sich die Reform beginnen sollen. Es gab manche von dem hohen polnischen Adel, weniger Politiker, mehr Herzensmenschen, welche die Ruthenen bemitleideten, beschützten, mit Geld und Rath unterstützten — aber das half wieder nichts. Es handelt sich im großen Gang der Geschichte und der menschlichen Entwicklung nicht um das Persönliche, nicht um das Gelegentliche, weil dieses nicht entscheidet, sondern um das Principielle! Auf Grund der Principien wirkt und entwickelt sich die ganze Gesellschaft und jedes einzelne Individuum. Das gute Princip bringt gute Leute hervor, das schlechte erzeugt schlechte. Das unglückliche System der griechischen Kirche — ich rede hier immer nur vom Standpunkt der Kirche — wurde erst in das rechte Licht gestellt, als die Ruthenen ihre politische Selbständigkeit verloren hatten — es mußte nämlich unglückliche Leute erzeugen. Der Adel, die Priester, ja die Bischöfe selbst verließen ihre Kirche. Man schilt sie Verräther, man sagt, sie seien die schlechtesten Leute gewesen. Nein, sie waren nicht absolut schlecht, solche Leute gab es überall; nur, zwischen Ambos und Hammer gestellt, wußten sie nicht, was zu thun sei. Sie sahen auf ihrer Seite zwar die gerechte, aber in sich unhaltbare Sache und auf seiten der Gegner ein besseres Princip, daneben auch Vortheile für sich, welche nicht gelegentlich waren, sondern aus dem Princip entsprangen. Nur daß dabei auch die nationale Sache der Ruthenen in Frage gestellt wurde. Die Polen verstanden nämlich, diese Lage für ihre nationalen Zwecke so auszunützen, daß die Wahrung der nationalen Interessen der Ruthenen bei ihrem Uebertritt zur Union illusorisch blieb, und über die Köpfe der Polen war die Union mit Rom damals nicht möglich. Wenn wir nun das nationale Moment in Betracht ziehen, so wäre die zähe Opposition der Ruthenen verständlich. Aber stand dieses Moment im Vordergrund der Discussion? —

Die christliche Religion füllte ehedem das Leben ihrer Bekenner aus, man ging in ihr auf, daher werden uns die dogmatischen Streitigkeiten, die mit größter Erbitterung geführt wurden, heute nicht befremden. Es ist oben gesagt worden, daß die Meinungsverschiedenheiten über Fragen des Cultus und des Glaubens seit jeher bestanden und daß erst Photius dieselben geschickt zu kirchenpolitischen Zwecken zu benützen wußte und so die Trennung der Kirchen herbeiführte. Aber bei diesen von Photius hervorgehobenen Differenzen blieb man nicht stehen. Viele Priester und Mönche geiffen zur Feder, um ihren Glauben zu vertheidigen, und je weniger sie Bildung besaßen, desto mehr Differenzen oder Häresien, wie sie sagten, gelang es ihnen herauszubekommen. Solcher Tractate besitzen wir eine unübersehbare Masse. Wenn wir sie heute lesen, müssen wir vor Schrecken zurückweichen, eine so dichte Finsterniß lagerte über diesen Geistern und mit der Finsterniß waren immer Eigensinn und Hartnäckigkeit gepaart, welche selbst den Tod verachten ließen. Die vielen Tausende von Mönchen, von welchen die Klöster wimmelten, bildeten eine schreckliche Macht und hinter ihnen stand das fanatisirte Volk. In der westlichen Kirche haben sie eine große, jedoch keine maßgebende Bedeutung gehabt, denn Rom herrschte über alle, aber im Osten bildeten die griechischen Mönche geradezu die entscheidende Macht, vor der sogar die Kaiser oft die Segel streichen mußten. Diese Leute brachten ein sehr langes Sündenregister zustande, welches sie der römischen Kirche vorhielten — und sie meinten es damit ernst. Die Haare stiegen ihnen zu Berge, wenn sie erfuhren, daß die römische Kirche zu dem nicänischen Symbolum das filioque hinzufügte, daß sie bei der Communion den Kelch abgeschafft hatte,

daß sie an das Fegefeuer glaubte, daß man dort am Samstag fastete, daß ein Priester an einem Tag mehrere Messen las, daß man in der Mitte der Messe und nicht nach der Messe predigte, daß man Orgeln gebrauchte, daß man das Missale auf die andere Seite des Altars übertrug, daß man das ungesäuerte Brod genoß, daß man das Zeichen des Kreuzes anders machte, daß man das Andenken der Todten feierte, weil man an das Purgatorium glaubte, daß man die kleinen Glocken in den Kirchen einführte, daß man den neuen Kalender annahm ꝛc. ꝛc., um von dem Primat des Papstes gar nicht erst zu sprechen. Jeder Punkt war eine Häresie. Das größte Schimpfwort, das man jemandem zurufen konnte, war, wenn man ihm sagte: „Du bist ein Lateiner, du bist ein Römling!“ Lieber war ihnen der Türke als der Papst. Gebildete Leute, auch Hierarchen setzten sich über viele dieser Punkte leicht hinweg. Kyrillos Lukaris, Legat der Patriarchen von Konstantinopel und Alexandria auf der Berester Synode, später Patriarch von Alexandria, ein hochgebildeter Mann, sagt in seinem Briefe, den er 1601 in Lemberg veröffentlichte: „In den Grundartikeln des Glaubens widersprechen sich beide Kirchen keineswegs, es bestehen nur unbedeutende Verschiedenheiten (non tam contrarietas quam diversitas quaedam), welche auf die nationale Eigenthümlichkeit beider Nationen, der griechischen und römischen, zurückzuführen sind. Nur die Ungebildeten nehmen daran Anstoß, die Gebildeten werden sich in Liebe zu Christus auf diese oder jene Auslegung der hl. Schrift vereinigen.“ Und so blieb de facta nur ein geringer Theil nennenswerther Unterschiede übrig, über welche verhandelt ward.

Für uns ist, wie gesagt, nicht das wichtig, worüber man verhandelte, nicht das Was, sondern das Wie der Verhandlungen. Wir möchten gerne die Standpunkte kennen lernen, von welchen beide Parteien über die strittigen Fragen verhandelten und auf welchen sie noch heute stehen. Das ist ungemein interessant, weil wir nur auf diese Weise das Wesen beider Kirchen werden erfassen können. Also noch ein paar Worte darüber! Wir müßten zu dem Zwecke den Debatten der Berester Synode von 1596 folgen, aber auf dieser Synode sind leider keine Debatten geführt worden. Die Parteien trennten sich a priori, eröffneten jede ihre eigene Synode, excommunicirten einander und die Debatte war geschlossen! Dafür aber wurde viel geschrieben. Im übrigen beriefen sich alle in allen Punkten auf die Florentiner Synode, wenn auch die Ruthenen dieselbe nicht anerkennen wollten. In dieser Beziehung hat das Florentiner Concil, wie schon oben gesagt wurde, einen dauernden Werth. Damals standen auf beiden Seiten große Gelehrte und Redner sich gegenüber und es ist ein Vergnügen, ihren Debatten zu folgen.

Die Griechen haben damals zum letzten male ihre Gelehrsamkeit vor der ganzen Welt dargethan. Es war der Schwanengesang des griechischen Geistes. Greifen wir einige Punkte heraus! Selbstverständlich war die Frage über den Primat die wichtigste. Aber wenn die Griechen schon nach Italien kamen, so waren sie von vornherein gewillt, den Primat Petri anzuerkennen. Schließlich hing die Lösung dieser Frage hauptsächlich vom Kaiser ab. Denn wenn der Repräsentant der weltlichen Macht erklärte, er verzichte auf seine Oberhoheit über die Kirche, so war vom Standpunkte des Staates damit die Sache rechtlich abgethan. Was im Westen erst durch langjährigen Investiturstreit erreicht wurde, das gewährte hier freiwillig das einzige Machtwort des Kaisers. Freilich protestirte dagegen eine Kirchenpartei vom Standpunkte der Kirche, aber ihr Protest hatte ein geringeres Gewicht, als ein Protest des Staatsoberhauptes haben konnte, und er hätte sich bald legen müssen. Man machte geltend, daß in der hl. Schrift nirgends ausdrücklich gesagt ist, daß der Primat dem Papste von Rom zukomme. Aber schließlich haben die Griechen damals den Primat anerkannt. Im 16. Jahrhundert war die Stimmung für die Annahme dieses Punktes in ganz Europa viel ungünstiger, denn das Institut der Inquisition und andere Mißbräuche hatten gezeigt, wie die absolute päpstliche Gewalt mißbraucht werden könne. Es erschienen auch unzählige Tractate pro et contra. Der nächst wichtige Punkt war die Einstellung des filioque in das nicänische Symbolum fidei. „Ihr habt ganz Recht,“ sagte auf dem Florentiner Concil der Erzbischof von Rhodos, Andreas, zu den Griechen, „daß in der hl. Schrift und in dem nicänischen Symbolum ein et a filia nicht steht; aber nennt das nicht eine Zuthat, sondern eine Auseinandersetzung, eine Erklärung, und diese ist ja erlaubt. Das et a filio ist in dem a patre enthalten.“ Durch 25 Sitzungen zog sich die Debatte über das filioque. Endlich fanden die Griechen das Symbolum fidei des Patriarchen von Konstantinopel Tarasius, wo da stand: a patre *per* filium procedentem, und sie erklärten sich bereit, diese Formel anzunehmen. Dann war auch die Frage über das Fegefeuer (purgatorium) von Bedeutung. Die lateinischen Theologen behaupteten: „Wenn die Menschen nach dem Tode Belohnung oder Strafe erwartet, wenn die Kirche für die Seelen der Verstorbenen beten läßt, und wenn dieses Gebet ihnen auch helfen kann, so muß die Strafe nicht durchaus ewig sein, so kann die Seele gerettet werden. Es muß also außer der Hölle, aus der niemand gerettet werden kann, noch einen anderen Ort geben, wo die Seelen ihre zeitlichen Strafen abbüßen können. Diesen Ort nennen wir purgatorium. Wozu betet ihr denn auch für die Verstorbenen?“ Die Griechen aber behaupteten wieder, daß Christus nie etwas vom Purgatorium gesprochen habe: „in der hl. Schrift, sagten sie, steht das nirgends.“ „Glaubt mir“, rief ein frommer Orthodoxer, welcher im 16. Jahrhundert auf Athos lebte, den Lateinern zu, „ihr werdet sehen, ihr Papisten, wenn ihr einmal nach dem Tode in euer Purgatorium kommt, werdet ihr gewiß nicht mehr herauskommen.“ So wurde die Debatte über alle strittigen Punkte geführt. Die Griechen hielten sich an den Buchstaben der hl. Schrift; was dort nicht gesagt worden, das haben sie nicht acceptirt. Denselben Standpunkt nahmen dann die Protestanten ein. Den römischen Theologen handelte es sich aber um das System, um den consequenten Ausbau des theologischen Lehrgebäudes. Nicht nur was in der hl. Schrift stand, sondern was zum Ausbau des Systems nothwendig war und der hl. Schrift nicht widersprach, wurde aufgenommen.

Das sind die Standpunkte, welche beide Kirchen charakterisiren und mit der Zeit zu Differenzen führen mußten. Die Unbeweglichkeit der griechischen Kirche und das Fortschreiten des römischen Kirchensystems lassen sich nur auf diese Weise erklären. Auch zur Zeit der Berester Union wurde von beiden Seiten mit der Feder fleißig gestritten und zwar in derselben, eben angedeuteten Weise. Von den nationalen Interessen sprach man wenig, freilich deckte sich die Nationalität mit der Religion. Mit der Annahme der Union wurde auch das nationale Interesse der Ruthenen gefährdet. Mit der römischen Kirche triumphirte im Osten Europa's auch der Polonismus und die Berester Union hat auch aus dem Grunde eine weltgeschichtliche Bedeutung. Sie war nur partial, andere folgten ihr nach. Der Wunsch, sich zu vereinigen, und die stets wiederholten Versuche beweisen, daß eine allgemeine Union sehr erwünscht und auch möglich wäre, nur müßte sie wohl erwogen werden. Unwillkürlich kommen uns die Worte des berühmten gelehrten Griechen, des Cardinals Bessarion, in den Sinn, die er auf dem Florentiner Concil sagte. „Beide Parteien“, meinte er, „müssen, indem sie die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Union, wie auch ihre Vortheile erwägen, aufrichtig sich

Digitized by Google

einander nähern und nicht mit dem Hintergedanken, daß die eine siegt, die andere besiegt wird.“ Dies gilt für immer. Durch die Union würden beide Kirchen unendlich gewinnen, die vereinigte Kirche würde die Vorzüge beider Kirchen besitzen und wäre politisch genommen das größte Ereigniß in der zweitausendjährigen Geschichte der christlichen Welt.[1])

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Die Redaction des „Centralblattes für Rechtswissenschaft“ (Verlag Hinrichs, Leipzig) veröffentlicht gegenwärtig einen juristischen Literaturbericht über die Jahre 1884 bis 1894, der in gedrängter Darstellung einen Ueberblick über die gesammte, beachtenswerthe Production auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft während dieses Jahrzehnts bieten soll. Sie verdient sich dadurch den lebhaftesten Dank aller Juristen, die es als ihre Pflicht erkennen, die literarischen Bewegungen in der Jurisprudenz, ob sie sich nun in der Entwicklung neuer Gedanken oder in schärferer und gründlicherer Ausarbeitung der bisherigen Lehre zur Geltung bringen, achtsam zu verfolgen, denen aber die Arbeit des Berufes hiezu nicht die nöthige Zeit läßt. Das Unternehmen, dessen Schwierigkeiten unverkennbar sind, ist diesmal etwas weiter angelegt, als vor zehn Jahren, wo der erste Versuch damit gemacht wurde. Es sollen neue Abtheilungen erscheinen: Rechtsphilosophie und deutsche Rechtsgeschichte, Römisches Recht, Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich, deutsches Privatrecht- und Handelsrecht, Processrecht, Strafrecht, Kirchenrecht, Staats- und Verwaltungsrecht, internationales Recht, deren jede für sich ausgearbeitet die sämmtlichen bedeutenderen Erscheinungen auf dem von ihr umfaßten Gebiet anführen, kurz besprechen und das aus dem Widerspruch der Meinungen zu gewinnende Gesammtergebniß feststellen soll. Erschienen sind bis jetzt die ersten vier Abtheilungen; die erste von Salis and Sommer, die zweite von Erman, die dritte von Renz, die vierte von Gareis bearbeitet. Der Zusammenstellung der Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuch von Renz ist hier schon Erwähnung geschehen (Beilage Nr. 17). Das rühmende Urtheil, das über sie abgegeben werden konnte, gilt auch von der Zusammenstellung der Literatur des deutschen Privatrechts und Handelsrechts von Gareis. Das zu sichtende Material war hier ganz außerordentlich reich; es ist mit großer Genauigkeit behandelt, so daß trotz der knappen Fassung die leitenden Gedanken klar heraustreten. Da der Verfasser sich nicht engherzig an den in Betracht kommenden Zeitraum hält, ermöglicht das kleine Werk einen sehr interessanten Einblick in den ganzen dermaligen Stand der deutschen Privatrechts- und Handelsrechtswissenschaft.

dk. Auf dem Pic du Midi (Pyrenäen) ist das Zodiakallicht alle Nächte hindurch sichtbar, zu welcher Jahreszeit es auch sei; als Voraussetzung gilt nur, daß der Himmel klar ist, die Atmosphäre die normale Durchsichtigkeit hat, welche überhaupt die Lage und Höhe des dort errichteten Observatoriums gestatten, und daß endlich der Mond unter dem Horizont steht. Der französische Astronom Em. Marchand hat seit Ende 1892 auf dem Pic du Midi das Zodiakallicht genau beobachtet und glaubt aus seinen Beobachtungen auf eine sehr wichtige Thatsache schließen zu dürfen; nämlich, daß das Zodiakallicht nicht allein in dem spindelförmigen Schein bestehe, der zu beiden Seiten der Sonne, wenn diese unter- oder aufgegangen ist, sichtbar wird, sondern auch auch von einem schwachen, an den Rändern allmählich an Glanz abnehmenden Lichtstreifen gebildet werde, der in der Verlängerung der Achse jenes am Horizont leuchtenden spindelförmigen Streifens seinen Weg über die ganze Himmelskugel nehme, deutlich einem großen Kreise folgend. Das Vorhandensein dieses zweiten, der Sonne gegenüberliegenden Lichtstreifens, worauf auch schon frühere Beobachter aufmerksam geworden, sei jetzt so klar erwiesen, daß sich seine Grenzen selbst auf der Himmelskarte genau verzeichnen lassen. In der That hat Prof. Marchand nach den Veränderungen, die er während dreier Jahre in den einzelnen Epochen an dem Streifen wahrnahm, ein Kärtchen entworfen, auf welchem die Sternbilder nach ihrer Lage zur Ekliptik in cylindrischer Form verzeichnet sind. Danach hat dies zweite Zodiakallicht eine mittlere Breite von ungefähr 14 Grad. Eine Prüfung der Gestalt und Lage dieser Zone ergibt unmittelbar, daß die Achse an einen großen Kreis stößt, der eine Steigung von 6 bis 7° über der Ekliptik hat, mit einer Länge von 70° für den aufsteigenden und 180° + 70° über den absteigenden Knoten. Dies wird auch durch die Wirklichkeit bestätigt; denn die wirklichen Knoten der Achse, die auf der Karte eingetragen sind, haben eine Länge von 85° und 180 + 55°, und die äußersten Enden der Sinuslinie, die in cylindrischer Projection dargestellt sind, in den Breiten + 7° und — 6°. Die genaue Lage der mittleren Achse bleibt natürlich in Folge der Abnahme des Lichts an den Rändern der Zone unsicher; gleichwohl läßt sich aber unbedenklich als Resultat aufstellen: die Achse des Zodiakallichts fällt mit der Ebene des Sonnenäquators zusammen. Da aber diese Ebene eine Steigung von 7° über der Ekliptik und ihr aufsteigender Knoten beinahe eine Länge von 74° hat, ergibt sich nach Prof. Marchand weiter, daß sich die kosmische, sehr mit Wasser verdünnte Materie, auf welche wahrscheinlich das Zodiakallicht in seiner Entstehung zurückzuführen ist, um die Sonne weit jenseit der Planetenbahn der Erde ausdehnen muß und daß dieselbe die Form eines sehr abgeplatteten Rotations-ellipsoids hat, dessen Aequator-Ebene keine andere ist als die des Sonnen-Aequators. Angenommen aber, dies Ellipsoid dehne sich nicht in einer sehr großen Entfernung jenseit der Erde aus, dann müsse sich, meint derselbe Gewährsmann, im Laufe des Jahres eine bestimmte Veränderung in der Lage des Zodiakallichts am Himmelsgewölbe ergeben, eine Parallaxenwirkung, die daraus entstehe, daß die Erde abwechselnd von der einen Seite der Aequator-Ebene des Ellipsoids zur anderen gehe. Wirklich scheinen auch nach Marchand gewisse Beobachtungen während der verschiedenen Epochen des Jahres, wenn man sie mit der mittleren Lage des Ganzen vergleiche, darauf hinzuweisen, daß eine leichte Verschiebung derart stattfindet; doch erfordere dieser Punkt auch neue, sorgfältige Prüfung. — Die Stärke des Zodiakallichts, das der Sonne entgegengesetzt ist, schätzt Prof. Marchand seinen interessanten Bericht an die Pariser Akademie der Wissenschaft, ist schwächer als die der Milchstraße in ihren weniger leuchtenden Theilen. Im gleichen Verhältniß, wie sich die Zone dem Punkte nähert, wo die Sonne steht, wird sie leuchtender; aber dieses Wachsen des Glanzes ist nicht so stetig, als es sein müßte, wenn dasselbe der Verschiedenheit entspränge, die für die Dichte der kosmischen Materie anzunehmen ist. Selbst auf dem Pic du Midi ist der spindelförmige, zur Seite der Sonne befindliche Theil des Zodiakallichts weit leuchtender, als der Rest dieser Zone. Daraus folge, daß die kosmische Materie in der Nachbarschaft der Sonne viel dichter ist. Die Breite dieser Spindel scheint überhaupt an ihrer Basis, nahe dem Horizont, weit größer, als die Breite derjenigen Zone, die den Himmel durchkreuzt, aber dies ist wahrscheinlich weiter nichts, als eine Folge der Himmelsperspective, die der scheinbaren Vergrößerung der Gestirne in der Nachbarschaft der Sonne entspricht. Was endlich das spindelförmige Zodiakallicht betrifft, so erscheint es im allgemeinen in sehr vagen Grenzen. Sehr oft verlor sich das obere Ende des Streifens schneller in der allgemeinen Zone; überhaupt scheint die Form der Spindel selbst nur von der mehr oder minder hohen Himmelsperspective abzuhängen.

* Für Prof. Dr. Kitasato, früheren Assistenten Robert Kochs, ist, wie aus Japan gemeldet wird, in Shibata in der Provinz Yechiga eine Anstalt für Infectionskrankheiten nach dem Muster der Koch'schen in Berlin und des Pasteur'schen Instituts in Paris eingerichtet worden. Sie besteht wie diese aus einer wissenschaftlichen und einer Krankenabtheilung. Besonders ist darauf Bedacht genommen, daß die Anstalt zum weiteren Ausbau der Blutserum-Therapie, an deren Grundlegung Kitasato Theil hat, dienen soll. Zu diesem Zweck ist an die wissenschaftliche Abtheilung ein Thierpark angeschlossen. Zur besonderen Pflicht ist Kitasato das Studium des Aussatzes gemacht.

---

1) Der Hr. Verfasser des obstehenden Aufsatzes, Docent der Geschichte an der Universität Czernowitz, hat soeben in den von ihm herausgegebenen „Monumenta confraternitatis Stauropigianae Leopoliensis“ eine Reihe bisher unbekannter Urkunden zur Historie dieser Bruderschaft veröffentlicht und damit zugleich einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Brester Union von 1596 gegeben, auf welcher das Dasein der nativen griechischen Kirche in ihren Resten noch heute beruht. Der Verfasser, den er in dem obigen Artikel macht, die Summe seiner Gedanken über die Entwicklung der gegensätzlichen Natur der beiden großen katholischen Kirchen, sowie über die Absichten und Aussichten einer Wiedervereinigung dem deutschen Publicum darzulegen, wird bei aller Fremdartigkeit der Form Interesse erregen. Der Protestantismus freilich, dessen Existenz er dabei gar gelegentlich berührt, wird dem Wunsche nach einer universalen römisch-griechischen Union keinen Augenblick zustimmen; dem unbetheiligten Historiker endlich erscheint die Thatsache der getrennten Entwicklung von Ost- und Westeuropa auch auf kirchlichem Gebiet als ein natürlicher Ausdruck mannichfachen geschichtlichen Lebens. Der Herausgeber.

* **München.** Zu den neuen Privatdocenten an unserer medicinischen Facultät: für Chirurgie Dr. Fritz Lange, früher Assistent von Prof. Madelung an der chirurgischen Universitäts-Klinik in Rostock, und für Kinderheilkunde Dr. Siegert, Assistent des Prof. Kohts in Straßburg, gesellt sich nun noch für Augenheilkunde Dr. Otto v. Sicherer von hier.

stb. **Speyer**, 19. März. Im Anschluß an unsern Bericht in Nr. 63 theilen wir mit, daß es Hrn. Rector Dr. Bender nunmehr auch gelungen ist, eine Ringelnatter so zu durchstrahlen, daß die inneren Organe auf der Photographie sichtbar sind. Wie erwähnen speciell einen vom Kopf ausgehenden hellen Canal, die Luftröhre in Gemeinschaft mit der Schlundröhre. Das Aufhören der Luftröhre bei der Lunge ist jedoch deßhalb nicht gut zu sehen, da die Schlundröhre sich ihrerseits weiter fortsetzt und an dem Complex der Organe Herz, Lunge, Leber vorüber in den Magen geht. Diese drei Organe lassen sich übrigens bei der Schlange nicht so gut von einander unterscheiden, wie bei der seinerzeit untersuchten Maus, und da sie auf dem Positiv alle drei ziemlich gleichmäßig dunkel erscheinen, so lassen sie die X-Strahlen allesammt gleichmäßig wenig durch. Ein geübtes Auge kann aber auch hier das Herz der Schlange sehen, welches um eine Nüance dunkler gefärbt ist wie Lunge und Leber. Bei der Maus war es von dieser Gruppe besonders die Lunge, welche die Röntgen'schen Strahlen leicht durchließ, die Leber bedeutend weniger und das Herz am wenigsten. — Die Ringelnatter hatte bei dem warmen Wetter ihr Versteck kaum verlassen, als sie auch von Knaben schon getödtet wurde. Da diese Thiere, ehe sie den Winterschlaf beginnen, vollständig verdauen, so mußte der Magen leer sein. Das zeigte sich auch aufs deutlichste. Die Photographie des Magens bildete einen langen hellen Sack. Der leere Magen läßt also die X-Strahlen leicht durch, in Uebereinstimmung mit den früheren Beobachtungen an der Maus. Auch bezüglich der geringen Durchlässigkeit des Fettes sind hier die gleichen Beobachtungen zu verzeichnen. Der Magen der durchweg sehr fetten Schlange war, besonders nach der Rückenseite hin, von bedeutenden und unregelmäßig gestalteten Fettlappen umgeben. Soweit diese lagerten, ist der Magen nicht zu sehen. Eine besonders starke Fettlage bedeckte auch einen Theil der Gedärme. Soweit diese freilagen, konnte man die Beobachtung machen, daß die Schlangenexcremente, welche bekanntlich aus harnsauren Salzen bestehen, die X-Strahlen sehr wenig durchlassen. Ein außerordentlich kleiner Theil des Darmes erwies sich als vollkommen durchsichtig. — Die Methode, deren sich Dr. Bender bedient, die inneren Organe zu photographiren, bietet nunmehr denselben Grad der Sicherheit, wie jede andere Photographie.

* **Wiesbaden.** Die Verhandlungen des diesjährigen Congresses für innere Medicin, der vom 8. bis 11. April hier stattfindet, werden nach einer neueren Bestimmung des Vorstandes durch einen Vortrag des Geh. Rath Prof. Dr. v. Leyden (Berlin) über die Jenner'sche Entdeckung der Schutzpockenimpfung eingeleitet werden, deren hundertjähriges Jubiläum bekanntlich bevorsteht.

* **Göttingen.** Habilitirt hat sich für Chirurgie Dr. Sultan, Assistent der chirurgischen Klinik, der mit Professor Braun jüngst von Königsberg hieher übergesiedelt ist.

* **Wien.** Der Privatdocent an der hiesigen Universität, Dr. Richard Wahle, ward zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der Universität in Czernowitz ernannt.

* **Brüssel.** Die belgische Akademie der Wissenschaften bestimmte den erheblichen Ueberschuß, der aus der Sammlung eines Fonds für die Aufstellung einer Büste Emil de Laveleye's in der Aula der Lütticher Universität zu ihrer Verfügung geblieben ist, zur Begründung eines Preises für staats-, social- oder rechtswissenschaftliche Arbeiten aus den Gebieten des Völker- und des öffentlichen Rechts. Der Preis soll alle sechs Jahre im Betrage von mindestens 2400 Frcs. dem Gelehrten ohne Unterschied der Nationalität zuerkannt werden, dessen Arbeiten nach dem Urtheil der Jury innerhalb der genannten Frist am meisten den Fortschritt der genannten Wissenschaften beeinflußt haben.

HK. **Oxford**, 18. März. Ihre Mittheilung aus London in 63 über den Beschluß der hiesigen Congregation vom .8. bedarf einer kurzen Berichtigung: Allerdings wurde der .ere Antrag, die Zulassung der Frauen zum Universitäts-.udium betreffend, denselben als Ersatz für das Baccalaureat ein gleichwerthiges Diplom zu gewähren, ebenfalls verworfen. Man wollte kein Scheindiplom, das, nach dem Urtheil der Gegner, Fernstehenden lediglich Sand in die Augen gestreut hätte, und brachte daher alle Compromißvorschläge zu Fall. Im übrigen bleibt der status quo ante, wonach den Frauen der Besuch der Vorlesungen aller Facultäten wie die Benutzung aller Lehrmittel in demselben Grade wie den Studenten gestattet ist, unverändert bestehen. Sie können sich gewissen Prüfungen hier unterziehen und dafür entsprechende Certificate erhalten. Nur die schwierige Frage ihrer Immatriculation, Verpflichtung auf die Statuten und Disciplin, sowie ihrer Promotion zu den Universitätsgraden nach gleichförmigem Curse ist als noch nicht spruchreif vorerst vertagt worden.

* **Paris**, 19. März. In der letzten Sitzung der französischen Akademie kam man zufällig auf den berühmten Dictionnaire zu sprechen, der einer vermehrten und verbesserten Auflage sehr bedarf, da eine Menge geläufiger Wörter und Ausdrücke darin nicht vorkommen, ja nicht einmal als irrthümlich oder vulgär verzeichnet sind. Nach mehrjähriger Arbeit hat man es schon bis zu „Al" gebracht. Da fiel der Dichter José-Maria de Hérédia den Vorschlag gemacht haben, dem Verb „allantir" Aufnahme zu gewähren, das ihm ebenso hoffähig zu sein scheint, wie „alliner". Cherbuliez aber widersetzte sich und Frepcinet rief: „Rallentir genügt." Ihm pflichtete Léon Say bei, darüber war Hérédia empört, denn er hatte sich in seinen pamphlen Versen des Wortes „allentir" mehr als einmal bedient. Um ihn zu beschwichtigen, führte der neueste Akademiker, Jules Lemaître, den Hidalgo hinaus und flüsterte ihm zu: „Lassen wir die Philister zanken und behalten das hübsche Wort für uns!"

* **Rom.** Theodor Mommsen, der gegenwärtig hier weilt, ist auf Anregung des Herzogs von Sermoneta zum Ehrenbürger der ewigen Stadt vorgeschlagen worden, eine Auszeichnung, deren vordem auch Gregorovius gewürdigt ward.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 20. bis 21. März folgende Schriften eingegangen:

Dr. Josef Landgraf: Reichsgesetze betr. die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschiffahrt u. der Flößerei v. 15. Juni 1895; für die Praxis erläutert. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1896. — *Le colonel Secretan:* L'armée de l'Est 20. déc. 1870 — 1. fév. 1871. 2me édition. Neuchâtel, Attinger frères. — Allgemeine deutsche Biographie; hggb. durch die histor. Commission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften. Bd. 40. Vinstingen — Walram. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Dr. Ludwig Beck: Die Geschichte des Eisens in technischer u. culturgeschichtlicher Beziehung. III. Abthlg. Das 18. Jahrhdt. 2. Lfg. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. S. 1896. — Fr. Hottenroth: Handbuch der deutschen Tracht. Lfg. 11—15 (Schluß). Stuttgart, G. Weise. — Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens in Tokio; hggb. vom Vorstande. Heft 57. (Bd. VI.) Tokio, Januar 1896. (Berlin, A. Asher u. Co.) — Heinrich Stümcke: Die Frau Majorin; Drama in 4. Aufzügen. Berlin, Ed. Rentzel. — Paul Gottschall: Geheztes Wild; Raman. Berlin, Richard Taendler 1896. — Marie Stahl: Aus der Gründerzeit; Raman. Berlin, Otto Janke 1896. — Slanu: Das deutsche Poem. Kissingen, Fr. Weinberger 1896. — Thilo Eichholtz: Helft dem Sparer! Vorschläge für die Errichtung einer Staats-Sparbank. Berlin ꝛc., Louis Heuser 1896.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! (3111)

Der Schuß.

Schauspiel in drei Akten von

Rudolf Presber.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Ein energischer dramatischer Zug bekundet sich in diesem nach den ersten Aufführungen von der Presse allgemein glänzend beurtheilten Stück. Die packende Behandlung des glücklich gewählten Stoffes, die treffliche Charakterzeichnung kommen auch im Buch zu voller Wirkung.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reit in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Montag, 23. März. Nummer 69.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Ueberſicht.

Guſtav Freytags politiſche Thätigkeit. I. Von Prof. Ottokar Lorenz. — Mittelalterliche Peſtgräber Raguſa's. Von F. v. Krones. — Mittheilungen und Nachrichten.

Guſtav Freytags politiſche Thätigkeit.

Von Profeſſor Ottokar Lorenz.

I.

Die politiſche Thätigkeit eines Dichters zu ſchildern, hat immer mehr gegen, als für ſich. Man kommt in die Gefahr, den Zaubermantel der Poeſie, welchen gern alle bewundern, in das Getriebe von Ereigniſſen und Handlungen herabzuziehen, für welche immer nur einige Intereſſe haben und bei deren Beſprechung ſofort ſich alles in Freunde und Gegner verwandelt. Und vielleicht war keiner unſrer deutſchen Dichter weniger darauf angelegt, aus dem Reiche der Phantaſie hinaus auf den Markt des politiſchen Lebens, oder auf die Rednerbühne des parlamentariſchen Streits zu ſchreiten. Er hat in ſeinen Lebenserinnerungen eine faſt elegiſche Schilderung von ſeinem Wirken im erſten norddeutſchen Reichstage gegeben, und ſeinen politiſchen Freunden ſetzte er auseinander, daß er ſich einmal und zwar nur in den Reichstag wählen laſſen wollte, welcher die Grundlagen für die heute beſtehende Einheit unſres Reichs ſchuf, dann aber nie wieder, und er hat Wort gehalten; die unmittelbar praktiſche Thätigkeit der mithandelnden Parteigenoſſen in der Politik blieb ihm fremd, und ich möchte es gleich von vornherein betonen, eigentlich ſeinem Weſen unbequem und widerwärtig. Er machte nicht ohne ein ſchmerzliches Gefühl das Geſtändniß, daß er zum Parlamentarier ſich wenig eigne und die dazu nothwendige Uebung und Erfahrung durchaus nicht erwerben möchte, und ebenſo beſtimmt verwahrte er ſich dagegen, ſeine Perſönlichkeit in irgend einen Dienſt politiſcher Männer, Parteien oder gar Regierungen zu ſtellen. Wenn man dieſe ſo eigenthümlich beanlagte Natur unſres liebenswürdigen Dichters ins Auge faßt, ſo muß man ſich fragen: wie kommt man dazu, von einer politiſchen Thätigkeit Freytags zu ſprechen? Und dennoch konnte man, als ihn ein raſcher Tod im vorigen Jahre hinwegnahm, die Beobachtung machen, daß kaum einer von denen, die ſein Andenken ehren wollten, es unterließ, von ſeiner politiſchen Thätigkeit in den Zeiten großer Erſchütterungen und großer Ereigniſſe zu ſprechen. Man hat ihn als Vorkämpfer liberaler Beſtrebungen in den Zeiten ſchwerer Reactionen gefeiert, aber es fehlte auch nicht an „zeitgemäßen“ Aeußerungen, die unſern Freytag mit der Signatur eines Vertreters der liberalen Bourgeoiſie, einer nun abgethanen Periode der Entwicklung kennzeichneten. Zuweilen miſchten ſich Gegenſätze und harter Streit der allerletzten Jahre über den Curs des Reiches in die Beurtheilung eines Lebens, welches ein halbes Jahrhundert vorher begonnen hatte, in Sachen der Literatur und des öffentlichen Lebens beſtimmend auf die Zeitgenoſſen einzuwirken. War es da nicht beklagenswerth, wenn man bemerkte, daß ein ſo großer Wirkungskreis mit ein paar Schlagworten abgethan werden ſollte, die doch nur eine ganz vorübergehende Tagesſtimmung bezeichneten? Und mußte man nicht den Wunſch hegen, einen ſo ernſten und edlen Dichter unſrer Nation in ſeinem wahren und allſeitigen Empfinden und Wirken, und alſo auch in ſeiner politiſchen Gedankenwelt etwas genauer kennen zu lernen? Es iſt in Wahrheit eine Pflicht gegen den treuen deutſchen Mann, nach Kräften beizutragen zum Verſtändniß ſeines Lebens und ſeiner Perſon gerade in dieſer Richtung. Nicht etwa um ihn zum großen Politiker zu ſtempeln, was er nie war und ſein wollte, ſondern um den Mann als ganzen Mann im Andenken der gebildeten Welt zu erhalten, der in manchen trüben Zeiten wahrlich als ein Freudenbringer edelſter Dichtung und zugleich als ein Prediger in der politiſchen Wüſte gegolten hat. Darin liegt, daß wir ihn politiſch zu nehmen und zu würdigen das Recht und die Pflicht haben, weil er zwar nicht ein profeſſionsmäßiger Politiker geweſen iſt, aber durch eine ſeltene Gabe politiſcher Belehrung und eminenter Publiciſtik in langen Jahren einen ſehr vortheilhaften Einfluß auf die beſten und gebildetſten Kreiſe unſrer Nation zu nehmen verſtand. Ein ſolcher Schriftſteller wird in erſter Linie als Dichter werth und unvergeſſen bleiben, aber der Dichter wird uns um ſo lieber ſein, wenn wir bedenken, daß er in harter Zeit ein guter und ſeiner Führer in der Herbeiſchaffung einer beſſeren politiſchen Zukunft Deutſchlands geweſen iſt und recht und redlich mit an dem Webſtuhl geſeſſen hat, an welchem thatkräftige Männer das neue Deutſche Reich geſchaffen haben.

Zur Zeit, als Guſtav Freytag zuerſt unter den Poeten Deutſchlands auftrat, war die ſogenannte politiſche Dichtkunſt und Lyrik eben auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung angelangt. „Für Deutſchland“, erzählt Freytag ſelbſt, „war die Zeit gekommen, wo die Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden überall in der Lyrik austönte. Was ich über die Perſönlichkeit einiger Dichter erfuhr, trug nicht dazu bei, mich für dieſe Richtung der lyriſchen Poeſie zu erwärmen.“ Als das ganze junge Deutſchland in Verſen politiſirte, und Herwegh in ſeinem lyriſchen Fanatismus ſich bis zu der politiſchen Predigt ſteigerte, man ſolle die Kreuze Chriſti in Schwerter für den Freiheitskampf umſchmieden, ließ ſich Guſtav Freytag von Freiligrath, deſſen verſificirtes politiſches Glaubensbekenntniß ihm öde genug erſchien, doch lediglich nur durch den Vers beeinfluſſen: „Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Partei.“ Wirklich gefiel es dem jungen Freytag an der Univerſität in Breslau wenig, wenn der verehrte Lehrer und Freund Hoffmann von Fallersleben die edle Kunſt dazu benützte, um politiſche Hiebe nach allen Seiten hin auszutheilen. „Dieſes Bedürfniß“, ſagt Freytag, „wirthſchaftete ſtark in einer Seele, die gar nicht auf unbefangene Würdigung der wirklichen Verhältniſſe angelegt war.“

Es iſt kein Zweifel, bei Guſtav Freytag entwickelte ſich das politiſche Intereſſe an der Zeit und den Zeitereigniſſen in völlig anderer Weiſe, als bei den meiſten

seiner literarischen Zeitgenossen, und wenn wir hier seinen politischen Gedanken und Ueberzeugungen nachspüren, so wird es sich als eine psychologisch merkwürdige, aber auch sehr erfreuliche Erscheinung erweisen lassen, daß sich in Gustav Freytag von frühester Zeit eine völlige Scheidung von dem vollzogen hatte, was die Poesie und was die Politik ihm war und sein sollte. Völlig als getrennte Aufgaben standen ihm jene Dinge vor dem klar erkennenden Bewußtsein, welche die Modeliteratur in Einen Topf zu werfen pflegte. Daß und warum es Gustav Freytag in einer Zeit starker Verschrobenheit des poetischen Empfindens zu vermeiden wußte, einer von der großen Schaar politischer Dichter zu sein, die das garstige politische Lied und Leid in Gedanken und Werken grausam verquickten, dies wird die Literaturgeschichte in rechtes Licht zu stellen wissen, daß aber des Dichters politische Gesinnungen und Bestrebungen durch die säuberliche Trennung zweier grundverschiedener menschlicher Empfindungswelten an Tiefe und gesunder Verständigkeit unendlich gewonnen haben, dies ist es, was wir hier darzustellen unternehmen. Gustav Freytag war niemals auf die Abwege jener Irrlichtellrenden, phantastischen und irrationellen Stegreifpolitiker gerathen, die in revolutionären Zeiten durch völkermordende Phrasen und in reactionären Zeiten durch kraftvernichtenden Jammer und Weltschmerz so manchen Schaden angerichtet haben. Gustav Freytag blieb stets ein nüchterner politischer Denker, ein unerbittlicher Realist im Gebiete des öffentlichen Lebens und Wohles. Es gehört zu den interessantesten psychologischen Erscheinungen, daß in dem langen Leben dieses gottbegnadeten Dichters und besonders in einer Epoche, wo die Wogen der Revolutionsgeschichte ungewöhnlich hoch gingen und den ganzen inneren Menschen gewaltig aufzuregen geeignet waren, nicht ein Moment zu bezeichnen wäre, wo eine irregeleitete politische Phantasie ihn zu beherrschen vermochte; er war und blieb ein grundsätzlicher Mann voll klarer und realistischer Empfindungen für die Bedürfnisse und Nothwendigkeiten des staatlichen Lebens und des nationalen Wohlstands, und er war nicht einen Augenblick jemals in Versuchung gekommen, sich einer radicalen Strömung auf irgend einem, sei es socialen oder politischen Gebiete zu unterwerfen oder anzuschließen. Wenn Gustav Freytag in dem Bühnenwerke, welches seinen Namen vielleicht am populärsten gemacht hat, einen Journalisten darzustellen verstand, der in dem heiteren Wesen seiner freien Seele doch einen außerordentlich starken Enthusiasmus in politischen Dingen zu entwickeln weiß, so mag man an diesem Charakter mancherlei Züge finden, die dem Dichter selbst als Journalisten nicht ganz fehlten, aber politischer Enthusiasmus war ihm eigentlich doch etwas fremdes geblieben. Ihm war die Politik wie die verdammte Pflicht und Schuldigkeit eines Mannes, der in unsrer Zeit seinem Volke erfüllen möchte, was es gesellschaftlich und menschlich ohne weiteres von dem verlangen darf, der sich öffentlicher Wirksamkeit und Stellung erfreut. Diese politische Empfindung hütete der Dichter als ein besonderes Kleinod, aber er hielt es völlig abseits von der goldenen Krone seiner Dichtung in einem abgetrennten Schrein.

Daher war die Politik für Gustav Freytag thatsächlich auch erst von dem Moment ein Gegenstand seiner ernstlichen Aufmerksamkeit geworden, wo es ihm als ernste und praktische Pflicht erschien, sich in seiner Eigenschaft als Publicist mit ihr zu beschäftigen. Er hatte das 32. Lebensjahr überschritten, als er die Redaction der „Grenzboten" übernahm und mit einem mal ein politischer Schriftsteller ...orden ist. Wenn es sonst als eine Aufgabe psycho...scher Erforschung großer literarischer Männer erscheinen ...nn, den Weg zu zeichnen, auf welchem sie zu ihren Lebensanschauungen und Ueberzeugungen gekommen sind, so ist in Bezug auf Freytags politisches Denken und Wirken dies fast ausgeschlossen. Er sagt in seinen eigenen Lebenserinnerungen von seinen Jugendjahren nichts, was uns den nachmaligen Politiker erklären könnte, und es wird nicht unrichtig sein, wenn man annimmt, daß den jungen Freytag die Politik wenig oder gar nicht interessirte. Das Jahr 1848 hat Freytag in das politische Leben hineingeschoben, nicht er war es, der sich dazu drängte, die Ereignisse drängten ihn in das politische Leben hinein. Er war kein durch Parteidisciplin vorbereiteter Politiker, er gehörte kaum einer ausgesprochenen Richtung an, er war ein liberaler Mann, ein warmer Patriot, ein guter Preuße, ein königstreuer Deutscher allenfalls in schwarzrothgoldener, immer schwarzweißer Beleuchtung, und ein zielbewußter Feind aller revolutionären Gaukeleien, von welchen ihn ein wohlgeordneter Arbeitstrieb und ein tiefer Ordnungssinn abzuwenden wußte. Bezeichnend bemerkt Gustav Freytag, daß er sich beim Ausbruche der Revolution von 1848, als alle Welt sich weltbürgerlich umarmte, in Dresden vereinsamt fühlte. Wenn er sonst mit Ruge und Fröbel menschlich nahe verkehrte, mit Männern, die er persönlich hochschätzte, so sah er sich alsbald durch ihr politisches Parteitreiben völlig abgestoßen. Unter den in Dresden im Jahre 1848 aufgekommenen politischen Vereinen vermochte keiner die Theilnahme Freytags zu gewinnen. Der Deutsche Verein war ihm durch die sächsischen und österreichischen Velleitäten und die particularistische Abneigung gegen Preußen durchaus unsympathisch, obgleich es die verständigeren und gemäßigteren Personen waren, die an demselben theilnahmen; und den Vaterlandsverein beurtheilte man, wie sich Freytag noch in seinen Erinnerungen ausdrückt, am mildesten, „wenn man ihn mit Humor betrachtete, oft freilich wurde der Aerger übermächtig". Indessen blieb die humoristische Seite der Sache dem Gedächtniß Freytags treuer, und es ist reizend, wie er schildert, wie die Mitglieder Schritt für Schritt in die Republik hinein tappten. „Wenn ihnen aber auch beide Großmächte des alten Bundes für gemeinschädliche Erfindungen feudaler Vergangenheit galten, so war doch die stille Abneigung gegen den Nachbar Preußen die größere."

An zwei großen Angelpunkten entwickelten sich die politischen Anschauungen Gustav Freytags in dieser Zeit großer innerer Umwälzungen in Deutschland. Er hatte einen unerschütterlichen Glauben an den deutschen Beruf Preußens, und er sah das Heil Deutschlands nur in der Trennung der geeinigten deutschen Staaten von Oesterreich. Wenn man seinen Erinnerungen vertrauen darf, und es liegt kein Grund vor, warum man es nicht sollte, so hat Gustav Freytag im Jahre 1848 sofort und wie mit Naturnothwendigkeit seine Hoffnungen auf die Führung Preußens gesetzt und gehörte zu jenen, die lange vor dem Frankfurter Verfassungswerk mit dem deutschen Zukunftsprogramme in sich fertig waren. Es waren eben keine Kaiserträume, welche damals einen Mann von starken preußischen Ueberzeugungen erfüllten, aber der engumschlossene Bundesstaat unter mächtig wirkender preußischer Führung stand deutlich vor seiner Seele. Dies ist im politischen Leben dieses Dichters die feste, hochzurühmende Thatsache, bei der es als nebensächlich erachtet werden darf, wie dieselbe in einer theils sächsisch, theils republicanisch gesinnten Umgebung voller Unklarheiten entstanden war. War es doch in der That ein Zeichen seltener Ueberlegung, daß Gustav Freytag seinem Freunde und Landsmann Laube, der ihn zu einer Candidatur für das deutsche Parlament in einem Wahlkreis Böhmens aufforderte, die treffende Antwort gab: „da müßte ich ja dafür wirken, mich selbst wieder aus dem deutschen Parlament hinauszuwerfen."

Digitized by Google

Man besitzt aus dieser Zeit von Gustav Freytags erwachender politischer Theilnahme leider zu wenig Ueberlieferungen, um über das Maß jenes inneren Bedürfnisses sich völlig klar zu werden, welches dem Dichter in diesem Augenblicke die publicistische Feder, der er bis dahin so völlig abhold war, in die Hand gedrückt hat. Er erwarb mit Julian Schmidt zusammen eine Wochenschrift, die „Grenzboten", welche von einem Oesterreicher für Oesterreich durch viele Jahre hindurch in Leipzig geschrieben und herausgegeben und deren verbotener Inhalt über die schwarzgelben Grenzpfähle geschmuggelt wurde. Es war offenbar ein reiner Zufall, daß der Dichter zu der Redaction eines Blattes gelangte, welches bis dahin so ziemlich nach jeder Richtung die entgegengesetzten Tendenzen von dem vertreten hatte, was Gustav Freytag und sein Redactionsgenosse Julian Schmidt für das richtige hielten. Sehr bezeichnend sagt Freytag von jenen Tagen in seinen Erinnerungen: „Einem jüngeren Geschlecht mag es nicht leicht sein, sich in die journalistischen Zustände jener Zeit hineinzudenken und diesen ersten Flugversuchen der befreiten Presse Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es gab damals keine erprobten Staatsmänner mit festen Zielpunkten und keine maßgebenden Politiker, ja es gab nicht einmal feste politische Parteien. Die Regierenden folgten mit großer Willensschwäche der Strömung und standen neuem Verlangen der aufgeregten Massen rathlos gegenüber. Die conservativen Kräfte in der Nation schienen geschwunden, das nationale Selbstgefühl war schwach; die liberalen Forderungen gingen weit auseinander, und der süddeutsche Liberalismus, auch der Gemäßigten, krankte an dem Uebelstande, daß ihm die sämmtlichen Staatsregierungen, vorab Preußen, für Feinde der deutschen Zukunft galten. Wärme für den eigenen Staatsbau bestand im Grunde nur in Preußen und war auch dort zur Zeit nur ein verschüchtertes Gefühl. In der Nationalversammlung zu Frankfurt aber begannen erst die großen dialektischen Processe, welche zu dem Verfassungsentwurf von 1849 leiteten, auch dort bildete sich erst allmählich unter dem Zwang der Thatsachen das Parteileben und eine Majorität für die berechtigten nationalen Forderungen. Wer in solcher Zeit als Journalist über Politik schrieb, hatte keinen andern Anhalt, als das Idealbild, das er sich selbst von einer wünschenswerthen Zukunft des Vaterlands gemacht hatte, und keinen andern Maßstab für sein Urtheil, als die Ansichten, die ihm zufällige Eindrücke seines eigenen Lebens vermittelt hatten; Sprache, Stil und die nothwendige journalistische Taktik, alles, was er haßte und was er liebte, mußte ihm der eigene Charakter geben. Er war frei wie der Vogel in der Luft, ohne Führer, ohne Partei, ohne die Erfahrung und ohne die Bescheidenheit, welche die Gewöhnung einer Nation an parlamentarische Thätigkeit dem Einzelnen zutheilt. Das war eine wundervolle Lehrzeit des deutschen Jouenalismus und es ist kein Zufall, daß aus dem Jahre 1848 viele tüchtige Redacteure unsrer größeren politischen Zeitungen erwachsen sind, klug, welterfahren, gewandt und von sicherem Urtheil in großen Fragen, denen ein jüngerer Nachwuchs nicht eben reichlich gekommen ist."

Es läßt sich keine bessere Darstellung der Zeitströmung geben, in welcher sich Freytag plötzlich als deutscher Journalist umhergetrieben sah. Er hätte vielleicht die Farben noch etwas dunkler auftragen dürfen, wenn er auch die zum nicht geringen Theil auch moralisch verderbten Seiten der im damaligen Augenblick herrschenden Journalistik hätte schildern wollen. Aber er wollte nur die Lage des besseren Theiles der deutschen Presse bezeichnen. Auch unter den ernsten und feineren Zeitschriften nahmen die „Grenzboten" einen hohen Rang ein. Sie suchten mit Nachsicht, aber Entschiedenheit die Verirrungen und politischen Ausschweifungen zu bekämpfen und hielten sich in ihrem festen Glauben an den Sieg der guten deutschen Sache so gut wie möglich im festen Fahrwasser der preußischen Politik. Aber sie nahmen es im Punkte liberaler Lebens- und Staatsanschauungen ernst, bekämpften Reaction und Junkerthum, kirchliche und staatliche Bevormundung und Beschränkung des geistigen und politischen Lebens mit Gründen überlegener Bildung und historischer Erfahrung. Nicht ohne Humor erzählte Freytag in späteren Jahren von den Programmartikeln der „Grenzboten", die mit der dem Jahre 1848 eigenthümlichen Naivetät alle europäischen Fragen lösten und die preußischen und österreichischen Staatsmänner mit wohlgemeinten Lehren überschütteten. Der ausgleichenden Stimmung der Gerechtigkeit und Billigkeit, der Freytag wohl auch in späteren Zeiten seines politischen Wirkens mit Vorliebe Gehör schenkte, entsprach es, wenn er schon damals das alte Oesterreich für den stürmisch verlangten Austritt aus dem deutschen Bunde mit Bosnien entschädigen wollte, und wenn er es für die Präponderanz und den Besitz in Italien auf eine Conföderation der Donaustaaten verwies. In den damaligen Zeitläuften konnten sich aber die „Grenzboten" in Oesterreich unter der neuen Redaction natürlich nicht ihr altes Ansehen bewahren, vielmehr wurde von den Verehrern des früheren Herausgebers Kuranda die neue politische Richtung der Wochenschrift mit Entrüstung zurückgewiesen. Es war selbstverständlich ein ganz verschiedenes Publicum, an welches sich die Redaction jetzt halten mußte, und es war auch für die Existenz des Blattes selbst eine äußerst gefährliche Klippe, die nur durch die äußeste Geschicklichkeit zu umschiffen war. Indessen spricht vielleicht nichts so sehr für die in der That große politische Befähigung Freytags und seines Freundes Julian Schmidt, als daß es den beiden im publicistischen Fahrwasser recht unerfahrenen Lootsen gelang, die „Grenzboten" rasch zu einem der angesehensten Blätter streng nationaler Richtung zu erheben. Die Geschichte wird willig und mit Freude Freytags Urtheil unterschreiben, daß „die „Grenzboten" einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung der jungen Generation ausgeübt und allmählich den Ruhm erworben haben, viel von deutscher Einsicht und deutschem Gewissen zu Tage gefördert zu haben."

Als die Mai-Revolutionen des Jahres 1849 ausbrachen und der schärfere diplomatische und parlamentarische Kampf des Jahres 1850 um die deutsche Einheit und die Führerschaft Preußens gekämpft wurde, standen die „Grenzboten" in Bezug auf ihr politisches Programm und in der Richtung einer festgefügten Partei so geschlossen da, daß man ihnen in gewissem Sinne eine führende Rolle, wenigstens für die Kreise der höchstgebildeten deutschen Leser, ohne weiteres zuschreiben durfte. Das Blatt war schon vermöge seines literarisch-kritischen Inhalts gewiß nicht auf weite Kreise des Volkes berechnet und auch durchaus nicht ein Organ der Bourgeoisie im Sinne der heutigen Verwendung dieses dunklen Begriffs, es hatte aber viel zu bedeuten, daß der deutsche Gelehrte, der deutsche Literat, die höhere Beamtenwelt, der Richterstand durch ein Organ von höchsten Bildungsinteressen auch mit den politischen und nationalen Aufgaben besonders in einer Zeit vertraut geblieben sind, als sich die deutschen Regierungen in dem Wahne zu wiegen begannen, es könnte die ganze Bewegung des „tollen Jahres", wie man zu spotten anfing, wieder zum Einschlafen gebracht werden. Da war ein so gemäßigter Mann von unbeugsamen liberalen und nationalen Gesinnungen, wie Gustav Freytag, auf dem nicht der allerleiseste Vorwurf einer übereilten oder ungerechtfertigten Handlung ruhte, für die deutsche Nation von ganz unschätzbarem Gewicht und größter Bedeutung. Gustav Freytag war ja

kein Politiker von großem Stil und selbst eingreifender Bedeutung und wollte es auch nicht sein, aber was er als tapferer Journalist leistete, bekam durch die Umstände, die in unserm Vaterlande eintraten, den Anstrich wahrer politischer Thaten.

Es ist nicht ganz leicht, eine Analyse von Freytags journalistischer Thätigkeit in den Jahren der Revolution zu geben. Was ihm feststand, waren eigentlich nur gewisse auf die deutschen und preußischen Verhältnisse bezügliche Punkte. Wenn er von Rußland oder Oesterreich sprach, so mangelte wohl die bestimmte Anschauung. Aber die damals sich bildenden Sympathien und Antipathien blieben dem liberal gesinnten Dichter maßgebend für eine lange Zeit seines Lebens. Er war überzeugt, daß Rußlands Freundschaft und Einfluß ein nationales Unglück für Preußen und Deutschland sei, ja er vermochte das wenig geliebte Oesterreich in tiefen politischen Herzenstönen doch aufrichtig zu beklagen, als es durch die Revolution, durch Fehler seiner Regierung und Thorheiten seines Volkes zu den Füßen des Zarenreiches liegen mußte. Aber bezeichnend war es auch für den Standpunkt der „Grenzboten", daß sie sich für die ungarischen Freiheitskämpfe erhitzten und nichts davon bemerkten, daß ein Racenkampf hier spielte, der sich wenig um den liberalen Katechismus kümmerte. Freytag brachte es fertig, zu behaupten, daß es von der österreichischen Regierung gut und verständig gewesen wäre, sich mit Ungarn zu vertragen. Daß es zu dem gewaltigen Revolutionskampf gekommen sei, möchte er aus den aristokratischen Vorurtheilen eines Schwarzenberg und Stadion, die sich mit dem bürgerlichen Kossuth nicht verständigen wollten, erklären! Man darf sich indessen nicht täuschen: die Vorliebe für die Ungarn war eben in Deutschland allgemein verbreitet, und wenn ein gewisser Katechismus ehedem Begeisterung für Polen forderte, so ward diese jetzt für Ungarn gewünscht. Es erlag den Fängen des russischen Adlers, wie damals Polen: Grund genug, zu glauben, daß man in den Ungarn Verbündete für Deutschlands Zukunft gefunden hätte. Von den Sympathien für Polen war freilich der gute Schlesier schon im Jahre 1848 gründlich geheilt worden, und es ist belustigend, wie er in seinem Blatte die Wasserpolaken mit Eifer verfolgt und manchen guten Witz an ihre Vertreter in der preußischen „Nationalversammlung" verschwendet. Eine Täuschung aber war es doch wohl, wenn er die slavische Bewegung Oesterreichs und Ungarns auf die gleiche Linie stellte, wobei es an dem weitverbreiteten Irrthum nicht fehlte, die Ruthenen, Slovenen und andere Slaven seien nur eine Erfindung der Wiener Regierungsbosheit gewesen. Will man übrigens nicht ungerecht sein, so darf man sagen, daß die ohngefähre Vorstellung, die sich Freytag schon in jenen Jahren bei aller Unklarheit über die Zustände im einzelnen von der wünschenswerthen Zukunft der österreichischen Länder und Völker gemacht hat, den nachher entstandenen und durchgesetzten Verhältnissen Oesterreich-Ungarns im ganzen durchaus entsprach. Manche von seinen damals unreif scheinenden Ideen haben sich doch nachträglich als richtig erwiesen.

Inzwischen gaben die Jahre der Reaction seit 1850 den „Grenzboten" so gut wie jedem andern deutschen Journal Gelegenheit zu einer Sammlung des Geistes von ganz besonderer Art. Dem Publicisten hatte diese Periode eine Nöthigung gebracht, mit sehr realen politischen Factoren zu rechnen. Der Tag von Olmütz hatte in ganz Deutschland Zustände nach sich gezogen, die niemand mehr für möglich gehalten hätte und die unserm heutigen Geschlecht viel zu wenig drastisch vor die Augen geführt zu werden pflegen. Es war eine dumpfe, schwere Zeit innerer Mißverständnisse, gewaltthätiger Unfähigkeit und äußerer Schwäche, deren unheilvolle Wirkungen bald dem wiedererstandenen Bevormundungssystem der österreichischen Präsidialmacht am deutschen Bunde, bald dem russischen Einflusse in Berlin zugeschrieben wurden. Daß nach den Stürmen der Revolution in allen deutschen Ländern der Polizeistaat in seiner ganzen Herrlichkeit wieder zur Geltung kommen konnte, hat den Muthigsten das Herz gebrochen, und es ist erstaunlich, wie viele politische Tüchtigkeit in jenen Jahren begraben worden ist. Auch Gustav Freytag sollte erfahren, daß man sich des wärmsten preußischen Patriotismus bewußt sein und von der preußischen Regierung als Feind und Verbrecher verfolgt werden könne. Was er darüber in seinen Lebenserinnerungen erzählt, läßt sich durch mancherlei Acten und Briefe ergänzen, die seither in den Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Coburg veröffentlicht wurden.

Es war im Jahr 1853, seit Freytag in Siebleben bei Gotha einen Landsitz erworben hatte, hier den Sommer, den Winter aber in Leipzig zu wohnen pflegte, daß sich ein persönliches Verhältniß zu dem Landesherrn, Herzog Ernst von Coburg, knüpfte, der damals als liberalster Fürst nach guter deutscher Mode ebenso sehr bis in den Himmel erhoben, wie er später manchmal in fast komischer Weise verunglimpft worden ist. Es bildete sich eine innige und rein menschliche Freundschaft zwischen dem Herzog und dem Schriftsteller, wie es wenige Beispiele in der Geschichte geben dürfte. Wenn man bei Freytags Tode davon zuweilen anders sprach, so bewies dies nur die volle Unkenntniß der Thatsachen, welche dem Näherstehenden, der dieses absolut freie, unabhängige — man kann sagen brüderliche Verhältniß kannte, nur die Ueberzeugung geben konnte, daß es vielen eine gewisse Schwierigkeit verursachen müsse, sich einen auf sich gestellten Charakter und Geist, wie den Freytags, vorzustellen, der jeder Erdengröße gegenüber die rein menschliche Empfindung zu bewahren wußte, so gut, wie Goethe oder Leibniz. Noch ist glücklicherweise die Correspondenz erhalten, welche von diesem Verhältniß Zeugniß geben könnte. Viele Hunderte von vorliegenden intimsten und umfangreichsten Briefen und Schriftstücken, durch den langen Zeitraum von vierzig Jahren nie unterbrochen, durch keine Meinungsdifferenz wirklich gestört, nie getrübt, in wahrhaft olympischer Freiheit und Offenheit der Gesinnungen verfaßt, werden, wenn sie veröffentlicht werden sollten, auch über eine Fülle von Thatsachen und Umständen Aufklärung geben, die für die Zeitgeschichte oft sehr wichtig waren. Mir ist jedoch zur Zeit unbekannt, ob bei denen, welche das literarische Eigenthum dieser großartigen zeitgenössischen Correspondenz besitzen, Absicht oder Neigung, zu einer nach wissenschaftlichen Grundsätzen geleiteten Publication zu schreiten, vorhanden sein wird.

Freytag hat über seine Beziehungen zu dem Herzog von Coburg in seinen Lebenserinnerungen eine tiefempfundene Darstellung gegeben, welche der letztere an zahlreichen Stellen seiner Denkwürdigkeiten ergänzt und herzlich erwidert hat. Er erzählt, wie er durch den Herzog und die Herzogin von Coburg mit einem großen Kreise ihrer Verwandten und mit vielen höchstgestellten Persönlichkeiten der europäischen Welt in Beziehungen gekommen sei; dann heißt es weiter: „Die fröhlichsten Stunden aber habe ich mit ihnen allein verlebt, beide haben die Eigenschaft, welche an Fürsten besonders anmuthig ist, daß sie jede Menschennatur unbefangen und mit freudiger Anerkennung gewähren lassen und im Austausch auch sich selbst reichlich mitzutheilen wissen. Während sonst vornehme Herren gewöhnt sind, unter gefälligen Formen und im vertraulichen Verkehr andere für ihre Zwecke zu gebrauchen, hat mein Herzog mit einem Zartgefühl, das ich oft dankbar erkannt habe, nie den Wunsch geäußert, meine Feder in Anspruch zu nehmen, und nie ein Ansinnen gestellt,

dem ich mich hätte versagen müssen. Seinem Vertrauen, soweit es mir zutheil werden konnte, glaube ich durch offene Ehrlichkeit entsprochen zu haben. Nicht immer vermochte ich den Flug dieses rastlosen Geistes zu begleiten, aber ich war sicher, daß ich in den Tagen großer Entscheidung seinen Entschlüssen mit innigem Einverständniß folgen würde." Hier ist indessen nicht der Ort, das in den Lebenserinnerungen geschilderte Verhältniß noch eingehender in Erwägung zu ziehen; nur mit Rücksicht auf den Umstand, daß ohne das Material, welches jene intime vierzigjährige Correspondenz darbietet, Freytags politische Thätigkeit nicht sicher erkannt werden konnte, schien es nöthig, den Charakter jener Beziehungen hervorzuheben. Es handelte sich hier nur um die Quelle, aus welcher die eigensten politischen Ideen unsres Dichters kennen zu lernen waren.

Im Jahre 1853 hatten die unleidlichen Zustände, die mit der Wiedereinsetzung der deutschen Bundesversammlung in Frankfurt entstanden waren, den höchsten Grad von Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit herbeigeführt. Das deutsche Volk schien durch die Ermüdung der vorangegangenen Kämpfe in seinen politischen Interessen und in seinem gesellschaftlichen Pflichtbewußtsein völlig abgestumpft. Das Ruhebedürfniß breiter Stände des Erwerbs und Verkehrs erleichterte den reactionären Ideen der meisten Regierungen ihre unsaubere Arbeit auf das äußerste. Was die Herzen wahrer Patrioten damals bekümmerte, war nicht so sehr der unhaltbare Zustand, der in den meisten Staaten durch polizeiliche und kirchliche Gewaltmaßregeln herbeigeführt worden war, als vielmehr die volle Demoralisation der Gemüther, die bei größter Knebelung der Presse die Besorgniß erregen mußte, daß der noch immer wenig den öffentlichen Angelegenheiten sich zuneigende Sinn des deutschen Volkes wiederum völlig einschlafen werde. Unter diesen Umständen schien es wunschenswerth, auf dem Wege der Presse die Geister wachzurufen und zu stählen. Es bildete sich in Coburg-Gotha unter dem Schutze und der Theilnahme des Herzogs Ernst ein Verein, der diese literarisch-politischen Zwecke ins Auge faßte und eine für jene Zeit polizeilicher Vergewaltigungen fast erstaunliche Wirkung ausübte. Da die Geheimnisse und die Geldmittel des Vereins in das Cabinet eines souveränen Herrn führten, so war der gewöhnliche, bureaukratische Apparat der deutschen Groß- und Kleinstaaten dem Verein gegenüber recht machtlos, während es denn doch sehr unwahrscheinlich war, daß die hohe und höchste Politik in Frankfurt a. M. sich der Lächerlichkeit aussetzen werde, eine Bundesexecution gegen ein gekröntes Haupt herbeizuführen, weil ein etwas unklar formulirter geheimer Bund im Grunde nichts anderes that, als eine Anzahl von Zeitungsartikeln, Broschuren und Büchern drucken zu lassen, die jedem Staatsanwalt beliebige Gelegenheit gaben einzuschreiten, wenn etwas strafbares vorlag. Aber gerade der Umstand, daß die Polizeibehörden durch die gute Laune eines unverantwortlichen Herrn in ihrer gewohnten Thätigkeit gestört wurden, erregte in vielen Kreisen der damaligen regierenden Welt einen ganz grimmigen Aerger und Verdruß.

Indem sich Freytag mit voller Seele den Aufgaben dieses literarischen Vereins widmete, erwarb er sich ein lange nicht genug gewürdigtes Verdienst. Er war — was er in seinen eigenen Aufzeichnungen bescheiden verschwieg — mit der vollen Ueberzeugung in die nicht unbedenkliche Sache hereingegangen, daß er sich durch die persönliche Vertretung derselben gewissen Gefahren aussetzen werde. Den Bemühungen Freytags war es zunächst vornehmlich zu danken, daß eine Anzahl bedeutender Männer in den Verein eintrat und für den Verein schriftstellerisch thätig wurde. In erster Linie waren Max Duncker als Schriftsteller und der Kaufmann Molinari in Breslau als Finanzkraft für den Verein thätig. Jener hatte damals unter der Verfolgungssucht des reactionären Systems in Halle unmittelbar zu leiden gehabt, dieser ist den Lesern des Freytag'schen Romans bekannt geblieben als treffliches und ehrenfestes Vorbild des Kaufherrn in „Soll und Haben". Er war Freytag persönlich befreundet und trat hülfreich jederzeit ein, um die übrigens erstaunlich geringfügigen Ausgaben des Vereins zu decken. Auch Matthy, der spätere badische Minister, war eines der thätigsten Mitglieder. Seine „Vaterländischen Blätter", mit das beste, was in publicistischer Literatur in Deutschland überhaupt geleistet worden ist, verdanken ihre Entstehung und Verbreitung der unmittelbaren Anregung von Gustav Freytag und Max Duncker, welche sich in die Leitung der journalistischen Angelegenheiten theilten. Aurelio Buddeus war eine lange Zeit hindurch der reisende Agent für literarische Aufgaben des Vereins und entwickelte eine nicht unansehnliche Thätigkeit besonders in Süddeutschland. Es war auch vorgesehen worden, von den verschiedensten Orten, wo politisches Leben pulsirte, Stimmungsberichte zu erhalten, und Freytag gab in Leipzig eine autographirte Correspondenz heraus, welche um so wirksamer war, als es in jener Zeit noch wenige solche Unternehmungen in Deutschland gegeben hat. In Berlin wurde dafür gesorgt, daß selbst die Kammerverhandlungen in der Provinzpresse nur ungenau bekannt gemacht wurden, so daß die Berichterstattung der autographirten Correspondenz, welche Professor Neumann besorgte, einem dringenden Bedürfnisse der großen Zahl von Tageblättern auch in dieser Beziehung entsprach. Freytag wußte mit außerordentlicher Geschicklichkeit und mit einer Pünktlichkeit, die für den Dichter immer bezeichnend war, die erheblichsten Einwirkungen zu üben. Und Max Duncker hat sich durch seine damalige Thätigkeit an der Seite Freytags jene Routine und Kenntniß in journalistischen Dingen erworben, die ihn, obwohl er seiner Natur dabei Zwang anthun mußte, doch später in die Lage setzte, zur Zeit des Hohenzollernschen Ministeriums die officielle Presse in Berlin zu leiten. Auch darf hier noch bemerkt werden, daß einige bedeutende literarische Unternehmungen, wie die Preußischen Jahrbücher, dem Vereine Gustav Freytags ihre Entstehung und Fortführung verdankten. Denn so gedrückt war der öffentliche und publicistische Unternehmungsgeist in Deutschland, daß die nach damaligen preßgesetzlichen Vorschriften bei der Herausgabe eines Journals geforderte Caution durch den Verein beschafft werden mußte. Zugleich wurde durch das Preßcomité des Vereins jener feinsinnige, hochgebildete und gelehrte Redacteur der Preußischen Jahrbücher gewonnen — und man könnte sagen, entdeckt, durch den diese Zeitschrift auf ein so unerschütterliches Fundament gestellt worden ist.

Ein deutliches und interessantes Bild der Thätigkeit Freytags läßt sich aus seiner Correspondenz in dieser Zeit gewinnen: Am 27. September 1853 theilt er mit, daß er Aurelia Buddeus für die Zwecke des Vereins gewonnen und daß dieser in dem schönen, gewandten, thätigen und ehrlichen Manne eine unschätzbare Kraft besitzen werde: „Ich habe" — heißt es dann weiter — „den Feldzugsplan für diesen Winter mit ihm verabredet. Wir haben die deutschen Zeitungen unter uns getheilt und beschlossen, zunächst als Correspondenten auch da Einfluß zu erwerben, wo wir bis jetzt keinen hatten, und die Zeitungen zu gemeinsamem Auftreten gegen die österreichischen Blätter in Deutschland zu vermögen, weil diese in Süddeutschland unsre schlimmsten Feinde sind. Ferner hält Buddeus für die erste und nothwendigste Maßregel zu einer Parteibildung in Süddeutschland und Einwirkung auf die dortige Presse persönliches Aufsuchen der Menschen und Zeitungen, also eine Reisethätigkeit. Er würde im Stande sein, von Frankfurt aus in kleinen Touren die nöthigen Excurse zu machen. Auf

diesen Reisen würde er alle in ihrem Kreise politisch einflußreichen Männer kennen zu lernen versuchen, ohne gegen irgend einen etwas von dem entstehenden Vereine zu äußern, sofern ihm nicht in einzelnen Fällen Auftrag gegeben ist. Dagegen würde er sie auffordern, ihre Seufzer und Bemerkungen ihm zur Benützung für die Presse mitzutheilen." Weiter wird ausgeführt, daß man durch Gewinnung der kleinen Blätter in Süddeutschland der allgemeinen Neigung zur Demokratie entgegenarbeiten könnte. Es wäre möglich, sich die Redacteure zu verpflichten. Unterstützungen durch kleinere, aber häufigere Geldbeiträge an Correspondenten werden in Vorschlag gebracht. Nicht uninteressant ist die Aufstellung des Etats für das erste Vereinsjahr, für welches allerdings nur die kleine Summe von 1000 Thaler zunächst verfügbar zu sein schien. Freytag berechnet alles mit ebenso großer Sparsamkeit wie Genauigkeit. Er will 250 Thaler für die Reisekosten von Buddeus verwenden, für die zu gründende autographirte Correspondenz 200 Thaler, für den Broschürenetat 200 Thaler. Der Rest von 350 Thaler sollte theils für besondere Ausgaben, theis für Volksbücher, theils für einen Besoldungszuschuß für einen Journalisten verwendet werden.

„Ein sehr kleiner Etat," sagt Freytag, „indessen wird auf Vergrößerung des Vereins und Vermehrung der Einkünfte gehofft." In der That erscheint schon der nächstjährige Etat auf 1650 Thaler gestiegen. Die lithographirte Correspondenz behauptet sich auf der Höhe von 200 Thaler, aber für Broschüren vermochte Max Duncker 450 Thaler und für Volksbücher G. Freytag 450 Thaler zu verausgaben. Redacteure und Reisen kann man auf 550 Thaler beziffern, und man darf jetzt die Hoffnung hegen, daß sich die autographirte Correspondenz mit der Zeit selbst bezahlt macht.

Interessant ist die Auffassung, welche Max Dunker und Freytag in Bezug auf die Themata erkennen lassen, die in Broschüren und Volksbüchern behandelt werden sollen: Leben Steins, Yorks, Gneisenau's, Scharnhorsts u. s. w., deutsches Leben in Posen und ähnliches sind die Gegenstände, mit denen man die tiefgesunkene nationale Gesinnung aufzufrischen gedenkt; man sieht, es sind die gebildeten Stände, an die sich das Preßcomité wendet und hält. Die Sache selbst wird in sehr streng gelehrter Weise angefaßt; man beschäftigt sich damit, Mittel und Wege zu finden, um Familienmitglieder der Helden aus den Freiheitskriegen zur Lieferung von Quellenmaterial zu bestimmen. In der Gewissenhaftigkeit gelehrter Arbeit wird zuweilen der politische Zweck des Vereins in den Hintergrund gedrängt, und man bekommt, was insbesondere Max Duncker betrifft, einen Vorgeschmack davon, daß auch in seiner späteren politischen Thätigkeit der Gelehrte den Publicisten zuweilen erdrosselt hat. So war es auch für den Verein bezeichnend, daß alle Versuche zur Gründung eines großen Tageblattes scheiterten, obwohl sogar englische Kreise zur Unterstützung eines solchen aufgefordert und bereitwillig waren. Immerhin setzte der Verein seine Wirksamkeit noch manches Jahr fort und ist erst 1861 vollkommen aufgelöst worden. Das Vereinsvermögen bestand zuletzt in den 500 Thalern Cautionszuschuß für die Haym'schen Preußischen Jahrbücher, welche Summe zurückgestellt und zur Unterstützung der kurhessischen Verfassungskämpfer benützt worden ist. Indessen haben Schriftsteller und Zeitschriften sich in den Jahren der Wirksamkeit des Vereins bewußt und unbewußt moralischer und materieller Hülfe durch die ungemein lebhafte Thätigkeit Freytags zu erfreuen gehabt. Er selbst hat in seinen Erinnerungen nur die bescheidensten Andeutungen hierüber gemacht. Bekannter dagegen ist das Mißgeschick geworden, in welches er durch seine Preßthätigkeit der preußischen Polizei gegenüber gerathen ist: ein Conflict, der die Zustände Deutschlands in den 50er Jahren nicht übel charakterisirt.

Mittelalterliche Pestgräber Ragusa's.

Seit einer langen Reihe von Jahren fördert und bereichert Joseph Gelcich, Professor an der nautischen Schule in Ragusa und k. k. Conservator, die Geschichtskunde seines Heimathlandes Dalmatien und vor allem der Stadt, wo er mit ebenso großem Fleiße als opferwilligem Streben unter Verhältnissen wirkt, welche die Ausdauer und den Muth eines ganzen Mannes erheischen. Eine stattliche Reihe wissenschaftlicher Arbeiten aus seiner Feder, die seit zwei Decennien erschienen, beweist, daß er sich von der Ungunst der Sachlage nicht einschüchtern ließ, und sein Name hat für alle, die sich mit der Geschichte Dalmatiens, vor allem Ragusa's und der Bocche di Cattaro beschäftigen, einen guten Klang.

Vor kurzem veröffentlichte Gelcich ein kleines, gehaltvolles Büchlein,[1]) das manchem Kenner und Freunde der uralten Küstenstadt willkommen sein wird.

Als man im verflossenen Herbste in der Westvorstadt Ragusa's, vor dem Thore delle Pile in der Jamine, im Bereiche der drei Kirchen (ad tres basilicas, wie man sie im 13. Jahrhundert bezeichnete), dort, wo bisher das Haus Lucich stand, das erste, der Gegenwart und Zukunft Ragusa's würdige Hotel, l'Albergo imperiale, zu erbauen anfing, entdeckte man vier Massengräber, mit einer zwei Ellen Tiefe aufweisenden Erdaufschüttung, unter welcher ein Stein den eigentlichen Schlund des Grabes verschloß. Gelcich beschreibt eines davon als einer riesigen „Aschenurne" vergleichbar, an 7 Meter tief und beiläufig gegen die Mitte zu 5 Meter breit, dann sich aufwärts verengend, so daß der Oberrand 80 Centimeter Durchschnitt zeigt. Der Hals dieses Grabes zeigt sich mit Erde angefüllt und von einem mächtigen Steine bedeckt. Das Innere war mit rother Thonerde ausgekleidet, deren Schicht nach oben an Dicke stets zunahm, um so jede Ausdünstung unmöglich zu machen und in ihrer austrocknenden Eigenart den sanitären Zwecken zu dienen. Am tiefsten Grunde fand sich eine Unmasse von Knochen und Asche, deren Farbe sich auch dem Kalke mitgetheilt hatte, der einst hineingeschüttet wurde. — Gelcich führt an der Hand der Ragusaner Chronisten und Stadtbücher den Nachweis, daß diese Pestgräber dem Jahre 1363 angehörten, dessen verhängnißvoller Mai das „große Sterben", die furchtbare Seuche, den „schwarzen Tod" der Stadt „zum zweitenmal" bescheerte. Die Pest währte nahezu 3½ Monate. Ihre Vorgängerin vom Jahre 1348, dem verrufensten Seuchenjahre des Mittelalters, hatte 110 adelige Patricier (nobili), 300 Vollbürger (cittadini) und 7000 „Plebejer" dahingerafft, riesige Ziffern im Verhältniß zur Bevölkerung der kleinen Freistadt. Wenngleich nun die 60—70 Sommertage des Jahres 1363 eine solche Entvölkerung Ragusa's nicht herbeiführen mochten, so müssen wir denn doch von den 140 Nobili und 18,000 Bürgern und Popolaren, die als Summe an Opfern den Pestjahren 1363, 1371 und 1374 zufallen, eine ansehnliche Ziffer dem erstangeführten Jahre zuweisen. Die Seuche begann vom 15. Mai 136[illegible] an zu wüthen. Der Senatsbefehl vom 16. Mai, wonach [illegible] infizirte Fremde in die Stadt nicht eingelassen werden durften — die Pest hatte vorerst auf den Inseln, im [illegible] di Breno, an der Ombla das ragusinische Territorium erfaßt — erwies sich bald machtlos. Aller Verkehr und alle Amtsthätigkeit stockten. Besonders ernst lautet der Erlaß des hohen Raths vom 22. Mai, der zum [illegible]

[1]) A proposito di certi ipogei dissepolti a Ragusa nel Novembre MDCCCXCV . . . Zara 1896, 29 S.

des Gemeinwohles der allgemeinen Panik begegnen sollte. Kein Bürger dürfe bis auf weiteres die Stadt Ragusa verlassen, ohne besondere Erlaubniß des Rettore, bei Strafe des Verlustes der ganzen unbeweglichen und beweglichen Habe. Die Schuldhaft wurde suspendirt. Der Rettore und zwei Delegirte des kleinen Raths gewähren die Entfernung aus der Stadt nur in rücksichtswürdigsten Fällen und höchstens auf sechs Tage, aber auch da nur für Reisen nach den drei Inseln oder nach Stagno. Am 8. Juni war man durch den Mangel an genügenden Notaren und Schreibern des Waisenamtes (foro pupillare) angesichts der massenhaften Geschäfte gezwungen, eine besondere Gesetzesnovelle zu erlassen, zufolge deren die Gebrechen in der formellen Geschäftsbehandlung den überlebenden Interessenten nicht zum Nachtheil gereichen sollten. Wie freudig aufathmend mochte jeder Ragusiner die Vermeldung des Senatsherolds anhören, als dieser den 23. Juli unter Trompetenschall ankündigte, der hohe Rath habe beschlossen, von heute ab allen Bürgern und Bewohnern Ragusa's freie Passage, wohin immer, zu gewähren. Der Würgengel hatte also seine grausige Arbeit damals bereits eingestellt. Wie hart er jedoch Ragusa's Bevölkerung mitgenommen hatte, beweist der Senatsbeschluß vom 23. Juli, wonach drei Nobili erkoren wurden, Mittel und Wege zu finden, wie Ragusa „beoölkert" werden könne; zufolge dessen erging der Auftrag vom 3. September, „taugliche Leute zu den Vlachen (Morlakken) zu senden, um sie zu bestimmen, nach Ragusa einzuwandern". — Das waren die bösen Tage Ragusa's, und jene Massengräber, welche die Opfer der Seuche aufzunehmen hatten, waren dem Senatsbefehl vom 26. Mai 1363 gemäß entstanden. „Im kleineren Rathe (in minori consilio), der sich üblicherweise beim Glockenschall versammelte, wurde beschlossen und festgesetzt: die Anlage von hohlen und tiefen Grabstätten (sepulturas concavas et profundas a duobus cubitis supra) und die Ernennung von zwei Amtspersonen zur Ueberwachung ihrer Herstellung" — so heißt es in den Rathsbüchern Ragusa's. Diese Massengräber, deren Inhalt namentlich in einer Hinsicht das Erstaunen der Laien erweckte, weil mancher Schädel noch Haare aufwies und mancher Stofflappen zum Vorschein kam — dank der antiseptischen, austrocknenden Wirksamkeit der in der Thonerde gebundenen Salze — ergeben als besondere Funde wenige, geringwerthige Dinge, darunter auch ein silbernes Medaillon mit der Muttergottes und dem hl. Antonius von Padua, das jedoch Jahrhunderte später — wahrscheinlich erst, als (nach 1812) das Haus des Lucich erbaut wurde — bei den Arbeiten der Grundaushebung hinabglitt und wohl nichts mit der Geschichte des Pestgrabes von 1363 gemein hat. Es unterliegt ferner keinem Zweifel, daß bei der Anlage der Grundfesten des Hauses Lucich auf die Pestgräber dieses Bezirkes gestoßen werden mußte. Eines wenigstens wurde ausgeleert, gereinigt und als Cisterne verwendet. Die andern, so das beschriebene, mochte man unberührt gelassen haben.

Gelcich läßt in seiner bescheidenen Weise die endgültige Lösung der Gräberfrage offen; doch fällt es dem Leser nicht schwer, sich seinen Schlußfolgerungen unbedenklich anzuvertrauen. F. v. Krones.

Mittheilungen und Nachrichten.

λ **München**, 21. März. K. Akademie der Wissenschaften. Märzsitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Classe hielt Prof. Dr. Furtwängler einen für die Denkschriften bestimmten Vortrag über „Statuencopien im Alterthum". II. Der mathematisch-physikalischen Classe lagen Dankschreiben vor von dem ausw. Mitglied Prof. Dr. Fridolin v. Sandberger in Würzburg für die zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum übermittelten Glückwünsche und von dem Lehrer Philipp Zuoth in Laodstuhl für die neu unsrer Akademie geleistete Beihülfe zu seinen topographischen Mondaufnahmen. — Das Institut Pasteur in Paris hat auch unsre Akademie eingeladen, an einer internationalen Sammlung zur Errichtung eines Denkmals für Louis Pasteur auf einem Platz der Stadt Paris sich zu betheiligen. Wiewohl Pasteur aus bekannten Gründen nicht Mitglied unsrer Akademie gewesen ist, beschließt die Classe, ihren Mitgliedern eine Betheiligung an der Sammlung zu Ehren des großen Naturforschers zu empfehlen. — Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien, welcher dan Pfingstrn d. J. ab die Führung der Geschäfte des Cartells wissenschaftlicher Körperschaften zufällt, hat zur Beschickung einer in der Pfingstwoche in Wien zu haltenden Delegirten-Versammlung eingeladen und eine Reihe von Berathungsgegenständen vorgeschlagen. Die Classe beschließt, dem Präsidenten der Akademie die Beschickung des Tages zu empfehlen, und berath sodann über die zur Verhandlung vorgeschlagenen mathematisch-physikalischen Gegenstände: Herausgabe eines mathematischen Wörterbuchs, Organisation der Studien über Erdschwere, Besuch des botanischen Gartens in Buitenzorg auf Java, Bearbeitung eines Katalogs naturwissenschaftlicher Abhandlungen in Verbindung mit der Royal Society in London. Erwähnt wird, daß auch die Cammission für Herausgabe eines Thesaurus linguae latinae in der Pfingstwoche in Wien zusammentreten werde. — Vorträge hielten: Prof. Dr. Wilhelm v. Miller „zur Isomerie der Stickstoffverbindungen", Prof. Dr. Sohncke „über polarisirte Fluorescenz, ein Beitrag zur kinetischen Theorie der festen Körper", Prof. Dr. Joh. Ranke über „vergleichende Erstimmungen der Schädel- und Rückgrathöhle", Prof. Dr. Pringsheim „zur Theorie der synektischen Functionen". Ferner wurden folgende Abhandlungen von Nichtmitgliedern der Classe vorgelegt: durch Prof. Dr. v. Lommel eine Abhandlung des Hrn. Gymnasiallehrers Dr. Max Zistl „über Berechnung der Mischfarben im Beugungsbilde eines engen Spaltes"; durch Prof. Dr. Lindemann eine Abhandlung des Hrn. W. Godt in Lübeck „über den Feuerbach'schen Kreis und eine Steiner'sche Curve vierter Ordnung und dritter Classe"; durch Prof. Dr. v. Kupffer eine aus dem hiesigen histologischen Laboratorium hervorgegangene Abhandlung des Hrn. G. C. Price aus Californien „zur Ontogenie eines Myxinoiden"; durch Geh. Rath Dr. v. Zittel eine Abhandlung des Hrn. E. Lienenklaus in Osnabrück über „die Ostracoden aus dem Miocän von Ortenburg in Niederbayern". Von diesen Abhandlungen sind die von Sohncke, Ranke, Godt, Pringsheim, Price, Lienenklaus für die Sitzungsberichte, die von Zittl zum Theil für die Denkschriften der Classe bestimmt; die v. Miller'sche Untersuchung soll anderwärts veröffentlicht werden. III. In der historischen Classe hielt Geh. Rath Dr. v. Reber einen für die Denkschriften bestimmten Vortrag über „das Verhältniß des mykenischen zum dorischen Baustil"; Geh. Rath Dr. Hefner v. Altenek machte über „Bildnisse historischer Personen", insbesondere über Wiedertäuferportraits von Heinrich Aldegrever, Mittheilungen, welche nicht zum Druck bestimmt sind. Zur Vorlage kam eine im Auftrag der Classe und im Verlag der Akademie herausgegebene Schrift des Privatdocenten der Universität München Dr. Anton Chrousi, „Abraham v. Dohna. Sein Leben und sein Gedicht auf den Reichstag von 1613". Die ordentlichen Mitglieder der Classe wählten den bisherigen Secretär, Geh. Rath Dr. v. Cornelius, dessen Functionszeit abgelaufen, auf drei weitere Jahre zum Classensecretär.

* **München.** Dr. Marian Kneiberski, Assistent am pflanzenphysiologischen Institut der Universität, gedenkt einem Ruf an den berühmten Botanischen Garten und die Lehranstalt von Buitenzorg in Java zu folgen. — Dr. Oskar Löw, der vor drei Jahren vom Botanischen Institut der hiesigen Universität als Professor der Botanik nach Tokio in Japan berufen worden, will nach Ablauf seines dreijährigen Contracts in diesem Frühjahr eine Stellung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika annehmen, in deren Auftrag er schon in den 70er Jahren Colorado, Sonora und Utah naturwissenschaftlich untersuchte.

-p- **Weimar**, 20. März. Der Vorstand der Schiller-Stiftung hat durch Cooptation an Stelle des verstorbenen Oberhofmeisters v. Donop den Intendanten des großherzoglichen Hoftheaters v. Bignau, für den am 1. April von hier verziehenden Generalintendanten Brossart v. Schellendorf den Redacteur der „Weimarischen Zeitung", Wilhelm Asmus, gewählt.

* **Bonn.** Der hiesige Privatdocent Dr. Aug. Brinkmann ist zum außerordentlichen Professor der classischen Philologie in der philosophischen Facultät der Universität zu Königsberg ernannt worden.

Digitized by Google

* **Berlin.** Der bisherige Privatdocent in der medicinischen Facultät, Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik bei der Charité, Dr. Otto **Hildebrand** ward zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Zürich.** Der Lehrer der Forstwissenschaften am eidgenössischen Polytechnikum, Prof. **Bühler**, hat den erwähnten Ruf an die Tübinger Universität angenommen.

* **London.** Der 62jährige Astronom Charles **Chambers**, Director der indischen Staats-Sternwarte in Coloba (Bombay), ist gestorben. Der Royal Society hat er seit 1869 angehört.

* **Cambridge.** Das Thema der diesmaligen lateinischen Preisaufgabe auf der Universität lautet: „Orator in judicio Lenadrum *Jameson* et socios ejus vel necnost vel defendit." Der Verfasser des gekrönten Essays erhält 30 Guineen.

* **Paris.** Es ist wieder einmal von der Wahl Alphonse **Daudets** in die französische **Akademie** die Rede; allein Daudet erklärt den Reportern, die ihn bestürmen, er denke nicht daran, seine Candidatur aufzustellen, selbst wenn man ihm versprächte, daß er die ganze Versammlung für sich haben würde, und wenn man ihm die üblichen Formalitäten sämmtlich erließe.

* **Madrid.** Am 16. März wurde hier das neue **Bibliothek**gebäude eingeweiht. Es erhebt sich, wie der „Frkf. Ztg." von hier geschrieben wird, unweit der Plaza de Colon auf dem Paseo de Recoletos, einer der schönsten Promenaden der Hauptstadt, und macht einen wahrhaft imposanten Eindruck. Der erste Stein zum Bau war vor 30 Jahren durch Königin Isabella II. gelegt worden. Der Architekt, der den Plan des Gebäudes entworfen, ist der längst verstorbene Jareno. Das nunmehr vollendete Gebäude hat die Form eines Vierecks und ist ungefähr 200 Meter lang (auf der Stirnseite) und 80 Meter breit. Um das Gebäude zieht sich ein wohlgepflegter Rasenplatz, der durch ein prachtvolles vergoldetes Gitter eingeschlossen ist. Durch eine breite Treppe, auf der zahlreiche Statuen von großen Männern Spaniens stehen, gelangt man in das Innere des Gebäudes, wo nicht nur die **Nationalbibliothek**, sondern auch eine Menge von interessanten **Museen**, wie das Museo Arqueológico, Museo de Historia Natural u. a. untergebracht sind, weßhalb das Gebäude Edificio de la biblioteca y museos nacionales genannt wird. Die Madrider Nationalbibliothek ist eine der bedeutendsten Europa's und umfaßt beiläufig eine Million Bände. In dem neuen Gebäude hat letztere in einem ganz aus Stein und Eisen gezimmerten Centralbau installirt, der sieben Stockwerke zählt. Im untersten Stockwerk sind 79,720 Bände untergebracht. Die ganze Bibliothek umfaßt 35 Säle. In einem dieser Säle befinden sich 2000 Incunabeln; in einem andern 800 verschiedene Ausgaben des „Don Quijote" von Cervantes, Handschriften von Isabella der Katholischen, Cortez, Colombus, Karl V. u. s. w. Der Lesesaal für das Publicum ist sehr geräumig, er enthält 320 Lesepulte. Daneben gibt es noch einen kleineren Saal mit 12 Pulten, zur Einsicht in die werthvollsten Werke und Documente. Director der Nationalbibliothek ist der hervorragende Dramatiker Tamayo y Baus, ein ebenso gelehrter wie zuvorkommender Mann.

* **Christiania.** In den hiesigen akademischen Kreisen arbeitet man für eine **Zusammenkunft von Vertretern der nordischen Hochschulen**. Der Plan soll sowohl hier als in den Nachbarländern mit großer Sympathie begrüßt werden und man nimmt an, daß die Sitzung, die hier in der ersten Hälfte des Juni abgehalten werden soll und zu der von Repräsentanten von allen Hochschulen in Schweden und Dänemark, Professoren und Studenten, einzuladen gedenkt, gegen 50 fremde Gäste zählen wird. Die Hauptaufgabe der Versammlung wird sein, ein wissenschaftliches Zusammenwirken zwischen den nordischen Universitäten zu fördern, besonders durch die Abhaltung von Vorlesungen, am liebsten durch ein ganzes Semester, von hervorragenden Professoren aus den Nachbarländern, sowie die Ausarbeitung nordischer Vorlesungskataloge, um einen lebhafteren gegenseitigen Studienbesuch von Studenten an den Universitäten der Nachbarländer zu erzielen.

* **St. Petersburg.** Auch in Rom soll im Laufe dieses Sommers ein **russisches archäologisches Institut** ins Leben gerufen werden. Die bezüglichen Verhandlungen des russischen Ministerresidenten Iswolski mit dem Vatican sind bereits zum Abschluß gelangt. Der Papst hat die Zustimmung ertheilt, daß den russischen Gelehrten unter Beobachtung gewisser Formalitäten der Zugang zu den für die russische Geschichte wichtigen Abtheilungen des vaticanischen Archives gestattet werde. Für 1896 bewilligte die russische Regierung für die Errichtung und Erhaltung des neuen Instituts den Betrag von 10,000 Rubeln in Gold.

Verlag d. Aschendorff'schen Buchhandlung. Münster i. W.

Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte.

Band 9/10. Dr. Hardy, Prof. **Die uebisch brahmanische Periode** der Religion des alten Indiens. 258 S. gr. 8°. 4 Mk.
Bd. 11. Dr. Grimme, Prof. **Mohammed. II. Teil:** Einleitung in den Koran, System der koranischen Theologie. 200 S. gr. 8°. 3.50 M.
Band 12. Dr. Dvorák, Prof. **Chinas Religionen. I. Teil:** Confucius und seine Lehre. 252 S. gr. 8°. 4 Mk.

Früher erschienen: 1. Hardy, Buddhismus. 2.75 Mk. 2. Roos, Südsclaven. 3 Mark. 3. Wiedemann, Aegypten. 2.75 Mark. 4. u. 5. Wlislocki, Zigeuner. 3 Mk. 6. Schneider, ophitische Naturvölker. 4.50 Mk. 7. Grimme, Mohammed. I. 2.75 Mk. 8. v. Wlislocki, Magyaren. 3 Mk. — Ein in ganz Leinen gebundener Band kostet 75 Pfg. (resp. 1 Mk. beim Doppelband) mehr.

Die Sammlung stellt sich die Aufgabe, die Ergebnisse der religionsgeschichtlichen Forschung unserer Tage den wissenschaftlich Gebildeten zugänglich zu machen und den Studierenden zum Weiterstudium Material zu liefern. — Das Unternehmen hat den vollsten Beifall der Fachpresse gefunden. — Jede Buchhandlung liefert, auch zur Ansicht. (3473)

Handwörterbuch der Staatswissenschaften,

herausgegeben von den Professoren **Dr. Konrad, Dr. Lexis** u. A., um angemessenen Preis verkäuflich. Broschirtes, tadelfreies Exemplar. Gefl. Angebote sub **H. N. 3468** an die Expedition dieses Blattes.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! (3113)

Abseits.

Erzählungen von

Ernst Lenbach.

Inhalt: Weltfern. — Lucas Heylandt. — Gegenwart. — Der edle Ferdinand. — Dr. Fläschlein. — Berthold aus dem Turm. — Die Tragödie des Romulus. — Andante fiero. — Der Glücksmops.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Eine einheitliche Grundstimmung, ein gemeinsamer Zug macht sich in diesem Sammelband geltend; die in demselben vereinigten Erzählungen haben sämtlich in gewissem Sinne einen kulturgeschichtlichen Hintergrund, nicht etwa als große Historiengemälde, sondern als abwechselnd heitere und ernste Genrebilder, als Erlebnisse je eines oder weniger Menschen abseits der großen Welt inmitten einer kulturgeschichtlichen Umwelt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Lazarus Geiger:

Zur

Entwickelungsgeschichte der Menschheit.

Vorträge.
Zweite Auflage.
Preis geheftet 4 Mark.

Der

Ursprung der Sprache.

Zweite Auflage.
Preis geheftet 6 Mark.

Ursprung und Entwickelung

der

menschlichen Sprache u. Vernunft.

Zwei Bände.
Preis geheftet 18 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Im Verlage der J. J. Lentner'schen Buchhandlung (E. Stahl jr.) in München ist soeben erschienen:

Heinrich Raspe.

Drama in 4 Aufzügen

von **Dr. Franz Klasen.**

2. neu bearbeitete Auflage.

Preis geheftet Mk. 1.50, elegant gebunden Mk. 2.20.

Schon im 3. Jahre nach Erscheinen des Buches ist eine neue Auflage nöthig geworden, welche vom Verfasser einer sorgfältigen Ueberarbeitung unterzogen wurde. Wir empfehlen das Drama, welches uns ergreifende Bilder aus dem Leben und der Zeit der hl. Elisabeth vor Augen führt, auf das Wärmste. Die erste Auflage hat Recensionen voll hohen Lobes gefunden, insbesondere auch von Seiten unseres gefeierten Dichters Herm. Lingg.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reit in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 24. März. Nummer 70.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die moderne Ethik und die Metaphysik. I. Von Arthur Drews. — Gustav Freytags politische Thätigkeit. II. Von Prof. Ottokar Lorenz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die moderne Ethik und die Metaphysik.

Von Arthur Drews.

I.

Von allen Gebieten der Philosophie ist es neben der Psychologie dasjenige der Ethik, das neuerdings am meisten angebaut wird. Die Beschäftigung mit der socialen Frage, die gegenwärtig im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses steht, die wesentlich praktische Richtung unsrer Zeit muß ja naturgemäß die Blicke auf diejenige Disciplin hinlenken, die eben „das menschliche Handeln“ zum Gegenstande hat. Die sociale Frage ist wesentlich eine ethische Frage und kann daher nur aus dem Grunde gelöst werden, wenn eine klare Einsicht in die Zwecke und Triebfedern des sittlichen Handelns überhaupt gewonnen ist. Wie eng auch hier der Zusammenhang des praktischen Lebens mit den Grundprincipien des philosophischen Denkens ist, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man erwägt, wie verschiedenartig die ganze Behandlung jener Frage ausfallen muß je nach dem, was man als den Zweck des menschlichen Zusammenlebens ansieht. Wer diesen Zweck im Wohlbefinden aller, d. h. im größtmöglichen Glück der größtmöglichen Masse findet, der muß natürlich an die leitenden Organe des Staates ganz andere Forderungen stellen, als derjenige, der das allgemeine Wohlbefinden dem Princip der Culturentwicklung unterordnet. Wie will man aber diese beiden Grundfragen entscheiden, von denen alle praktischen Bestimmungen abhängen, ohne dabei über den Begriff des Menschheitszweckes überhaupt zu reflectiren, und wie will man diese Reflexion zu Ende bringen, ohne sich auf die Kernfragen einer jeden Weltanschauung, d. h. auf Philosophie einzulassen? Es ist daher nur erfreulich, zu sehen, wie gleichzeitig mit den praktischen Reformbestrebungen sich allerarten auch das philosophische Denken regt und Ethiker erstehen, die es sich zur Aufgabe machen, die sittlichen Begriffe selbst nach allen ihren verschiedenen Richtungen hin durchzuarbeiten.

Weniger erfreulich für den, der nicht überall mit dem Zeitgeiste gehen kann, ist freilich die Art und Weise, wie die Ethik in der Regel behandelt zu werden pflegt. Die Abneigung gegen die Metaphysik, die nach immer vielfach für das Zeichen eines „wissenschaftlichen“ Kopfes gilt, hat auf die Ethik nicht günstig eingewirkt. Wir besitzen Bearbeitungen der Ethik von allen möglichen Standpunkten aus, auf Psychalagie und Psychaphysik, auf Naturwissenschaft, Geschichte und Völkerpsychalogie gegründete Ethiken; aber alle diese umgehen ängstlich das Gebiet der Metaphysik und es ist schon viel, wenn sie sich auch nur zu einem kräftigen Wörtlein gegen diese „Afterwissenschaft“ herablassen. Es scheint der Gegenwart selbstverständlich, daß es eine Metaphysik als Wissenschaft nicht geben könne und daß, wer die Ethik auf diesem Boden errichtet, sein Haus auf reinen Sand gebaut hat. Es ist zu einem Dogma geworden, daß man das Gebiet der Erfahrung, d. h. des Wahrgenommenen, nicht überschreiten könne und daß die alleinseligmachende Wahrheit nur im Empirismus und Positivismus zu finden sei. Was für eine Gestalt die Ethik unter diesem Gesichtspunkt annehmen muß, ist vorauszusehen. Man gelangt über eine blaß psychalogische Beschreibung des ethischen Processes nicht hinaus und glaubt schon etwas geleistet zu haben, wenn man eine Art Schema oder Karte des thatsächlich vorhandenen ethischen Handelns entwirft; wenn man aber daran geht, dieses Handeln zu normiren, das Princip oder das ideale Ziel desselben zu bestimmen, dann muß man schon froh sein, wenn es gelingt, wenigstens für die Beförderung des Gesammtwohls einige plausible Gründe beizubringen. Genau das thut aber auch die Socialdemokratie, und zwar ohne umständliche philosophische Voruntersuchung. Diese modernen Ethiker mit ihrem handfesten Empirismus und Positivismus und ihrer exacten Psychalogie merken gar nicht, daß sie nur Wasser auf deren Mühle liefern und thun höchst entrüstet, wenn man ihnen socialdemokratische Tendenzen in die Schuhe schiebt. Es war daher gar nicht so unberechtigt und nur parteipolitische Blindheit hat dies übersehen, wenn unlängst in einer Reichstagssitzung auf die Professoren hingewiesen wurde, die vom Standpunkt ihrer positivistischen Ethik aus sich enger mit dem Socialismus befreundet hatten, als es manchem auf der gegnerischen Seite lieb sein mochte. Jenen Ethikern war es natürlich nicht eingefallen, von vornherein eine socialistische Ethik zu schreiben, sie konnten sich mit Recht darauf berufen, nur dem Zuge der Wahrheit gefolgt zu sein; aber die Prämissen, von denen aus sie ihre Untersuchungen begannen, mußten sie ganz von selbst zum Princip des Gesammtwohls führen, als dessen consequenteste politische Vertreterin gegenwärtig die Socialdemokratie erscheint. Offenbar liegt auch hier, und nur hier, der ideale Grund, der so viele junge Leute auch aus den gebildeten Kreisen, Studenten, Literaten, Künstler u. s. w. in die Arme der Socialdemokratie treibt. Wenn das erfahrungsmäßige Sein das einzige reale Sein, wenn der Mensch die Krone dieses Realen ist, dann kann es nichts Höheres geben als seine Glückseligkeit, und wenn man dieselbe nicht mit Nietzsche in der Uebermenschheit des Individuums sucht, so kann man sie nur in dem größtmöglichen Glück der größtmöglichen Gesammtheit finden, in jenem socialistischen Zukunftsstaat, der ganz und gar auf diesem Princip errichtet sein soll.

Jedes andere Princip, wie z. B. dasjenige der Culturentwicklung, setzt Zwecke voraus, und zwar nicht Zwecke, als deren Träger die empirischen Subjecte gelten können, weil diese natürlich alles nur auf sich, auf ihre Glückseligkeit beziehen werden, sondern objective, d. h. transsubjective Zwecke, die als solche über alle Erfahrung überhaupt hinausliegen. Wie will man aber solche Zwecke anerkennen, wenn man bloß die Erfahrung als Reales gelten läßt? Solche Zwecke

sind Gegenstand der Metaphysik. Wenn man aber die Metaphysik nicht gelten läßt, was bleibt übrig, als die Lösung der socialen Frage allein von der Offenbarung, von der Religion zu hoffen? Die katholische Kirche hat daher ganz Recht, wenn sie die Kirche als die alleinige Errettung aus der socialen Wirrniß anpreist. Wenn das Gesammtwohl dem Princip der Culturentwicklung untergeordnet ist, dann nimmt sie darin jedenfalls einen höheren Standpunkt ein als diejenigen, die ohne transscendente Weltanschauung sich nicht über den Socialeudämonismus mit seiner Forderung des Gesammtwohls erheben können. Und darin liegt auch der tiefere Grund, warum der Staat, in der richtigen Ueberzeugung, daß er noch höhere Zwecke zu erfüllen habe, als bloß das subjective Wohlbefinden seiner Bürger, dem socialen Umsturz gegenüber immer wieder auf die Religion hindrängt, womit natürlich der äußeren Zweckmäßigkeit seiner Maßregeln nach dieser Richtung nicht das Wort geredet werden soll.

Aber es gibt noch ein anderes Mittel, um den Glauben an objective Zwecke auch ohne drakonische Verfügungen und Polizeimaßregeln und ohne die Hereinziehung der religiösen Ueberzeugung zu erwecken, und dies besteht in der Wiederbelebung des metaphysischen Interesses. Wenn der Zeitgeist nur erst wieder zur Einsicht gekommen ist, daß diese Welt der Erfahrung nicht die einzige ist, daß sie eben nur Erscheinung ist, der ein Ansich, ein Wesen correspondiren muß, wenn er aufhört, sich mit dem entnervenden Gedanken einzuwiegen, daß es unmöglich sei, dieses Wesen zu erkennen, wenn er nicht mehr über diejenigen lächelt, die hinter das Geheimniß dringen wollen, dann, aber auch nur dann, kann auch das teleologische Princip der Cultureutwicklung in der Erörterung der socialen Frage diejenige ihm gebührende Stellung einnehmen, die ihm bis jetzt noch immer vorenthalten wird. Heute stehen sich Anhänger und Gegner des Socialismus schroff gegenüber, weil sie sich über ihre Principien nicht verständigen können, ja die letzteren scheinen sogar vielfach im Nachtheil zu sein, weil das von ihnen vertretene Princip der Culturentwicklung ihnen selbst nicht zum Bewußtsein kommt und sie jedenfalls nicht im Stande sind, dasselbe vom Standpunkt einer empiristischen Weltanschauung aus zu begründen.

Im ersten Drittel unsres Jahrhunderts war gerade umgekehrt die objective Teleologie das eigentlich herrschende Princip und das eudämonistische Princip des Gesammtwohls, das heute in allen modernen Ethiken paradirt, als unethisch abgewiesen, oder doch wenigstens als secundär beiseite geschoben. Kants kategorischer Imperativ schließt ebenso die individuelle Eudämonie wie die sociale, ebenso den Egoismus wie den Altruismus aus, Fichte's und Hegels „Freiheit" ist das Gegentheil eines jeden auf bloßes Wohlbefinden gerichteten Strebens, weil ihnen jene Freiheit eben nur die Uebereinstimmung mit der Vernunft bedeutet, und niemand wird behaupten wollen, daß Schleiermacher, dessen ganze Absicht dahin geht, die verschiedenen Interessen des sittlichen Lebens in ein harmonisches Gleichgewicht zu setzen, dem Eudämonismus eine principielle Stellung angewiesen habe. Wo sind heute die großen Traditionen geblieben, die diese Männer der Nachwelt hinterlassen haben? Gibt es wohl, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, eine moderne Ethik, deren Verfasser auch nur den Begriff des Ethischen zu definiren wüßte, ohne dabei auf das sogenannte Gesammtwohl anzuspielen? Unsre Ethiker kennen Bentham, sie haben ihren Comte studirt und verzieren ihre Werke mit Citaten aus Mill und Spencer; aber wer von ihnen hätte unsre großen deutschen Ethiker gelesen, wer hätte den Muth, sich auf Fichte oder Hegel zu berufen, geschweige denn an ihre Anschauungen anzuknüpfen? Sind doch über deren „metaphysische Hirngespinnste" nach ihrer Ansicht heute alle „Gebildeten" in Deutschland einig. Fast könnte man glauben: wir haben gar keine deutsche Ethik, sowie man darüber streiten kann, ob wir eine moderne deutsche Kunst und nicht vielmehr eine skandinavisch-russische Literatur und eine französische Malerei besitzen.

Da ist denn das Erscheinen eines Werkes nur mit Freuden zu begrüßen, das zu jener sogenannten „modernen" Ethik in den wesentlichsten Punkten eine entgegengesetzte Stellung einnimmt. A. Dorner, Professor an der Universität zu Königsberg, hat seiner früheren erkenntnißtheoretisch-metaphysischen Schrift „Das menschliche Erkennen" neuerdings eine umfangreiche Ethik unter dem Titel „Das menschliche Handeln" folgen lassen.[1]) Dorner verkennt nicht den Werth, den die heute im Schwange gehenden psychologischen Untersuchungen der ethischen Probleme haben, er selbst hat es sich nicht nehmen lassen, den Proceß des sittlichen Handelns psychologisch zu fundamentiren; aber er ist auch ebenso mit Recht überzeugt, „daß es unmöglich ist, das ethische Leben nur als eine besondere Gruppe von psychologischen Vorgängen zu verstehen, so wenig man das Erkennen begreift, wenn man es nur als einen psychologischen Proceß betrachtet". Wenn der moderne Empirismus eine Menge von Thätigkeiten gelten läßt, die nicht unter den Begriff des Sittlichen fallen, so betont dagegen Dorner mit aller Entschiedenheit den einheitlichen Charakter des Sittlichen und sucht dem zersetzenden Einflusse jener Auffassung gegenüber die unbedingte Gültigkeit des Sittlichen durchzuführen. Dabei lag es nahe, sich besonders auf Fichte und Schleiermacher zu berufen, deren Bedeutung für die Ethik nicht zum wenigsten darin beruht, daß sie gleichfalls das Sittliche als Totalität erfaßten und im Gegensatze zur modernen positivistischen Auflösung des Ich in eine Vielheit von Functionen die einheitliche Energie der sittlichen Persönlichkeit betonten. Man kann die folgenden Worte Dorners nur unterschreiben: „Es thut doppelt noth, gerade in der Gegenwart an diese großen Geister wieder zu erinnern, wo man vielfach die Ethik durch Einführung von englischem und französischem naturalistischen Eudämonismus zu heben sucht oder unter dem Einfluß der Psychophysik die Ethik dem psychophysischen Proceß einverleiben und in eine Reihe von Einzeldisciplinen auflösen möchte. Sie sind Deutsche, sie haben ihre Grundsätze bewährt in der geistigen Wiederbelebung der deutschen Nation, sie haben an dem Befreiungswerk mitgearbeitet, sie haben den politischen Aufschwung der Nation mit hervorgerufen. An sie anzuknüpfen ziemt der deutschen wissenschaftlichen Ethik, denn mit weltumspannendem Blicke haben sie die persönliche sittliche Freiheit mit der Hingabe an das Allgemeine geeint, mit der Anerkennung von sittlichen Gütern die unbedingte Pflicht der persönlichen Ueberzeugung und der freien Selbstentscheidung, der Gewissensfreiheit verbunden und eben damit an die edelsten Traditionen der deutschen Reformation angeknüpft, aber den Gesichtskreis ihr gegenüber erweitert."

Wer mit Dorner die absolute Gültigkeit des Sittlichen betont, der kann sich schon deßhalb der Bezugnahme auf metaphysische Principien nicht entschlagen. Denn die sogenannte Erfahrung zeigt uns nirgends ein Absolutes, und wenn man die Ethik bloß als Erfahrungswissenschaft bestimmt, dann geht es folglich nicht an, für das praktische Handeln Postulate aufzustellen, die an der Erfahrung selbst keinen unmittelbaren Anhalt finden. Es geht dies nach unsern obigen Ausführungen erst recht nicht an, wenn man den Eudämonismus, über welchen die Ethik des Empirismus nicht hinausgelangen kann, sowohl in seiner individuellen, wie in socialer Form bekämpft und, wie Dorner, die ganze Haltlosigkeit dieses Standpunktes in ethischer Beziehung auf-

[1]) Berlin, Verlag von Wilscher u. Rößell 1895. 737 S.

deckt. Für den Eudämonismus genügt überall eine bloß empirische Begründung, und umgekehrt vermag die empirische Gestalt der Ethik nicht über den Eudämonismus hinauszukommen: wer dies erstrebt, der sieht sich daher auch unweigerlich genöthigt, die Ethik mit der Metaphysik in Beziehung zu setzen. Das Gegentheil erscheint dem heutigen Geschlecht so selbstverständlich, daß man jenes nicht genug betonen kann. Man hält es für so selbstverständlich, daß die Ethik auf sich selbst gestellt werde und völlig ohne metaphysische Voraussetzungen müsse bestehen können, daß jeder sich dem Vorwurfe einer rückständigen Gedankenrichtung aussetzt, der dem Zeitgeist gerade hierin glaubt widersprechen zu müssen. Aber vielleicht ist diese „Errungenschaft" unsrer Zeit auch nur eine von jenen vielen, über die man alsbald zur Tagesordnung übergehen wird. Vielleicht wird sie praktisch sich noch eine Zeitlang behaupten und in „ethischen Gesellschaften" eine gewisse Rolle spielen; aber die wissenschaftliche Behandlung der Ethik wird sich kaum noch lange gegen die Einsicht verschließen können, daß man den Baum von seiner Wurzel trennt, wenn man auf diesem Gebiete ohne metaphysische Voraussetzungen glaubt auskommen zu können.

Man wendet ein, die Ethik müsse deßhalb auf sich selbst gestellt werden, weil es eine allgemein gültige Metaphysik nicht gibt, die Verbindung zwischen beiden folglich auch die Ethik in die Arena der metaphysischen Streitfragen hinabziehen würde. Allerdings entspricht ja einer jeden bestimmten ethischen Richtung eine bestimmte metaphysische Position und umgekehrt, d. h. beide Disciplinen stehen in engster Correspondenz und stützen sich gegenseitig. Aber wird etwa die Ethik allgemeingültig dadurch, daß man sie rein auf den Boden des Empirismus stellt? Man sehe sich doch diese Ethiken einmal an, wie verschiedenartig eine jede von ihnen ihre Aufgabe behandelt! Die metaphysische Form der Ethik hat den Vorzug, daß jeder, der die betreffende Metaphysik, wenn auch nur in ihren Hauptzügen, anerkennt, auch die daraus abgeleiteten ethischen Postulate nicht verleugnen kann. Hier besteht also eine Allgemeingültigkeit wenigstens insoweit, als die betreffende Metaphysik in Geltung steht. Wo aber ist das allgemeingültige Princip, woraus der Empirismus ein ethisches Soll ableiten könnte? Etwa die Erfahrung? Aber sie bringt es, wie gesagt, höchstens zum Eudämonismus, und dieser ist der Tod aller wahren Ethik. Für den Empirismus gibt es daher auch gar keine Moral, sondern höchstens eine eudämonistische Pseudomoral, wonach jeder nur deßhalb im Interesse seines Nächsten handelt, weil er damit am besten zugleich sein eigenes Interesse wahrnimmt. Aber dann ist es doch noch besser, ein unbedingtes ethisches Soll auf eine, wenn auch schwankende Metaphysik zu gründen, als ein pseudomoralisches Princip auf den soliden Boden der Erfahrung. Denn im ersteren Falle ergibt sich doch wenigstens eine wahre Ethik, im letzteren dagegen nur der Schein einer solchen, der auf die Dauer auch die besten sittlichen Anlagen untergraben muß.

Und nehmen nicht auch die Empiristen eine Mehrheit von Subjecten als Träger der ethischen Bethätigung an? Setzen nicht auch sie die Möglichkeit voraus, daß es reale Beziehungen zwischen diesen Subjecten gebe, deren Art und Weise eben durch die ethischen Vorschriften geregelt werden soll? Die Empiristen reden vom Wohle der Menschheit; was ist diese anders als die Vielheit aller einzelnen Subjecte? Und wenn sie das ganze Gebiet des Ethischen letzten Endes auf psychologische Phänomene zurückführen, meinen sie damit nicht reale Processe, die eben in jenen Subjecten ihre Wirklichkeit haben? Aber dann treiben die Gegner alles metaphysischen Denkens ja selbst Metaphysik, denn daß es ein Reales als solches gebe, daß ein Sein auch außerhalb des menschlichen Bewußtseins existire, das ist ja eben eine rein metaphysische Behauptung! Wenn der Positivist sich damit bescheiden wollte, von anderen Subjecten bloß als von Gegenständen seiner eigenen Erfahrung zu reden, so könnte er allenfalls dem Vorwurf entgehen, selbst unbewußter Metaphysiker zu sein, müßte dann aber freilich auch darauf verzichten, ein ethisches Handeln für möglich zu halten, weil die bloße Erfahrung als solche noch keine Realität verbürgt. Wenn er aber zu der weiteren Behauptung fortschreitet, daß es andere Subjecte „außer ihm" zwar gebe, aber eben nur als Inhalt seines Bewußtseins, daß ihr Sein eben nur ihr Wahrgenommenwerden, ihre Realität nur die ideelle Realität unsres subjectiven Geistes oder Bewußtseinsinhaltes sei, dann geräth er damit erst recht in die Schlingen der Metaphysik; nur daß auf diesem Boden eine Ethik am allerwenigsten zu begründen ist. Man sieht, es ist gar nicht möglich, der Scylla der Metaphysik auszuweichen, ohne damit in die Charybdis der Ethiglosigkeit zu gerathen. Die Leugnung aller Metaphysik führt consequenterweise zum subjectiven Idealismus, wonach die Welt nur in einem Bewußtsein existirt; genau das ist aber der Zustand des Traumes, in welchem niemand ein ethisches Verhalten fordert. „Ist der Zweck nur eine subjective Vorstellung ohne Beziehung auf irgend eine Realität, so ist es auch müßig, ihn realisiren zu wollen; man könnte dann höchstens darauf kommen, möglichst viele angenehme Erscheinungen sich zu vergegenwärtigen; aber auch das wäre sinnlos, da ja auch das Ich, das sie sich vergegenwärtigt, nicht ist, sondern ein leeres vorübergehendes Phänomen, ein Traum ist." Und dabei hat man nicht einmal seinen Zweck erreicht, von der Metaphysik gänzlich loszukommen; denn der subjective Idealismus oder Phänomenalismus mit seiner Annahme einer bloß subjectiv-ideellen Realität ist selbst Metaphysik, nur die schlechteste von allen möglichen.

Mag das naive Bewußtsein sich immerhin damit begnügen, die Wirklichkeit, als Object seines ethischen Verhaltens, für selbstverständlich anzusehen: eine wissenschaftliche Ethik muß wissenschaftlich geprüfte metaphysische Voraussetzungen machen, wenn anders sie nicht selbst beständiger Erschütterung durch Phänomenalismus und Illusionismus ausgesetzt sein soll. Es wäre ja immerhin möglich, daß die letzteren Recht hätten und daß wir uns selbst unnütze Sorgen machten, indem wir ein ethisches Verhalten forderten. Sieht sich doch selbst die gewöhnliche unreflectirte Praxis häufig genug vor die Frage gestellt, ob denn der sittliche Zweck überhaupt durchführbar sei, ob der Widerstand gegen ihn nicht unüberwindlich, ob die Welt ihm auch entsprechend sei. Kann das Sittliche Wirklichkeit werden, und unter welchen metaphysischen Voraussetzungen ist dies möglich? Das ist die Frage, welche die Ethik nicht umgehen kann und deren Beantwortung durch Dorner wir nunmehr kurz betrachten wollen.

Gustav Freytags politische Thätigkeit.

Von Professor Ottokar Lorenz.

II.

Im Frühjahr 1854 wurde dem Dichter Mittheilung von einem Haftbefehl der preußischen Polizei gegen ihn von einer unbekannten Hand aus Frankfurt zugesendet. Freytag selbst vermuthete, es hätte sich hauptsächlich um die in seiner autographirten Correspondenz enthaltene Angabe gehandelt, der preußische Mobilmachungsplan sei nach Rußland verrathen worden. Nach dem Wortlaute des Steckbriefs, den man in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Coburg nachlesen kann, muß aber angenommen werden, daß es sich um eine Unterdrückung der autographirten Correspondenz überhaupt gehandelt hat, da in demselben der Vernichtungsurtheile gedacht ist, welche von preußischen

Gerichten über mehrere Nummern der autographirten Correspondenz ausgesprochen waren. Die Sache selbst war jedenfalls ernst genug, um Freytag zu bestimmen, seine preußische Staatsbürgerschaft mit der gothaischen zu vertauschen, zu welchem Ende in der Schnelligkeit ein coburg-gothaisches Hofamt — selbstverständlich ohne Pflicht und ohne Bezahlung — dem Dichter dienen mußte. Die heitere Erörterung darüber in der „Correspondenz" kennzeichnet nicht übel die Lage Gustav Freytags, dem es doch einen gewissen Spaß macht, sich gegen die preußische Polizei hinter einem Fürstenmantel verstecken zu können, den er nur eben wie den Theatervorhang fallen zu lassen versteht. Uebrigens wäre die Sache doch nicht so ganz harmlos verlaufen, wenn nicht der Herzog von Coburg bei dem Minister v. Beust in Sachsen es durchgesetzt hätte, daß der Aufenthalt Freytags in Leipzig ebenfalls als gesichert erachtet werden durfte. Man versprach, eine Auslieferung desselben an Preußen eventuell von den sächsischen Behörden verweigern zu lassen. So löste sich der ganze Handel in Wohlgefallen auf — und Freytag berichtet in seinen Erinnerungen, daß nach Jahresfrist ihm wieder eine anonyme Mittheilung aus Frankfurt zukam, nach welcher der Haftbefehl aufgehoben worden war.

Bezeichnend für den Druck, der in jenen Jahren auf der öffentlichen Meinung herrschte, war es indessen doch, daß Freytag und seine Freunde es für richtiger hielten, von dem ganzen Ereigniß zu schweigen, um nicht die Meinung der Mächtigen noch mehr gegen ihn und seine stille, aber doch nicht unbemerkte politische Thätigkeit aufzuregen. Es schien klüger und zeitgemäßer, sich jede Beschränkung agitatorischer Art aufzuerlegen, um nicht auch das Erreichbare zu gefährden. Waren die „Grenzboten" doch auch genöthigt, die Opposition gegen das in Preußen herrschende Regiment nur in bescheidenster Weise zum Ausdruck zu bringen. Dazu kam eine weitere Schwierigkeit. Gestatteten die allgemeinen Preßverhältnisse in Sachsen auch in den inneren deutschen Fragen einer in Leipzig erscheinenden Zeitschrift größere Freiheiten, so waren wiederum die auswärtigen Angelegenheiten bei der Richtung der sächsischen Politik nur mit größter Vorsicht zu besprechen. Denn der sächsische Minister v. Beust hoffte eine um so größere Bedeutung in den allgemeinen Fragen des deutschen Bundes zu erlangen, je unbedingter er sich auf die Seite Rußlands in den ganz Europa in Athem haltenden orientalischen Wirren stellte. Freytag aber und die Männer, mit denen er vereint damals eine Erleichterung der reactionären Zustände Deutschlands erhoffte, standen in jener großen Krisis der europäischen Allianzen durchaus auf der Seite der Westmächte. Insbesondere glaubte man, durch entschiedenes Auftreten Preußens gegen Rußland auf indirectem Wege zu einer schärferen Zusammenfassung der deutschen Bundesarmee unter Preußens Führung gelangen zu können, und hoffte, der gewünschten politischen Einigung sich auf diesem Wege entschieden am meisten zu nähern.

Freytag bezeichnete schon im Jahre 1852 einmal als die Summe der politischen Fragen den Gegensatz zwischen Rußland und England: „Militärstaat oder freie Verfassung, das sind die Gegensätze, zwischen denen die Mitte Europa's in der nächsten Zeit umherschwanken muß. Der letzte Ausgang ist nicht zweifelhaft. . . ." Und er war der Meinung, daß die Erlangung verfassungsmäßiger Zustände in Deutschland, „in der Mitte Europa's", so sehr alle anderen Fragen an Wichtigkeit übertreffe, daß er sich selbst den Imperialismus Frankreichs gefallen lassen konnte, wenn er hoffen durfte, das Uebergewicht Rußlands gebrochen zu sehen. Er hatte von Louis Napoleon eine klare und lebhafte Vorstellung, welche es ihm auch noch in späteren Jahren und als er das Schlußurtheil über dessen Leben zog, ermöglichte, ein Bild von dem Manne des 2. Decembers zu entwerfen, das zu den besten und historisch treuesten unsrer Literatur zu zählen ist. Als der Kaiser der Franzosen in Verbindung mit England den Kaiser Nikolaus bekämpfte, glaubte Freytag den Lesern seiner „Grenzboten" sagen zu sollen, daß wir Deutsche allen Grund hätten, mit seiner Politik, wie sie bis jetzt war, zufriedener zu sein, als mit der seiner französischen Gegner. „Um von den Socialisten ganz zu geschweigen, weder die Republik unter Cavaignac, noch das Ministerium Thiers haben uns Deutschen irgend welchen Grund gegeben, ihre Zeiten zurückzuwünschen. Wenn Napoleon III., wie erzählt wird, gern ausspricht, daß ein Princip seiner auswärtigen Politik sein müsse, die Nationalitäten zu achten, denn der erste Kaiser seines Hauses habe das Verkennen dieses Princips theuer bezahlt, so ist ein solcher Ausspruch, wie ehrlich er gemeint sein mag, doch keine Bürgschaft für immer und für veränderte Verhältnisse. Aber daß der Kaiser die Aufgabe eines französischen Politikers Deutschland gegenüber größer faßt, als Thiers oder die gegenwärtigen Republicaner, das ist ebenfalls außer Zweifel."

In späteren Jahren hat Freytag die Gründe des Sturzes von Napoleon, anknüpfend an die hier geäußerten Gedanken, mit klarer Erkenntniß der Schwäche des Kaisers sehr genau analysirt; aber in den Jahren, als er auf seiner Höhe stand, hielt es Freytag nicht für unmöglich, daß das regenerirte Deutschland eine gute Strecke Weges mit ihm zusammengehe. Zur Zeit des Krimkrieges war Freytag von dem Gedanken erfüllt, man könne durch die Allianz der Westmächte von den elenden Zuständen in Deutschland und Preußen befreit werden. Der Mann des zweiten Decembers erschien ihm wie so manchem andern Publicisten jener trüben Zeit als der Hecht im Karpfenteich, durch den die Lage Europa's, wie man sich auch drehen und wenden möge, doch eine andere Gestalt erhalten müsse. Und wenn man ehrlich sein will, falsch war diese Auffassung keineswegs! Die Karte von Europa und die Zustände der Welt sind durch das Zeitalter Napoleons doch glücklicherweise wirklich umgestaltet worden.

Die zornmüthige Stimmung, welche in den Kreisen Freytags besonders über Preußens Zustände herrschte, lernt man aus Briefen kennen, in denen sich der sonst so ruhige und treue Vaterlandsfreund beinahe zu verleugnen scheint: „Die Zeitungen," heißt es da, „sind nun alle auf dem Punkte angekommen, wo ihre Existenz in Frage gestellt ist, sie sind zur äußersten Vorsicht gezwungen, und jede Redaction schreibt mit einem Knebel vor dem Mund. Was Ihnen Lauheit und Mangel an Verständniß scheint, ist oft nothgedrungene Vorsicht, die Confiscation der nächsten Nummer zu vermeiden. Die „Kölnische", die „Weser-", die „Nationalzeitung", selbst die kleinen „Grenzboten" stehen so, daß bei jedem mißliebigen Artikel Schließung ihrer Pressen oder Einfuhrverbote zu erwarten steht. Ueber den meisten Oppositionsblättern schweben Preßprocesse. Diese Gesetze und ihre Handhabung sind abscheulich." Dann heißt es weiter: „Die Presse hat zum Volk gesprochen, jetzt muß das Volk sie stützen, ihr Muth machen, mehr zu wagen. . . . Es gilt die öffentliche Meinung auf außerordentlichen Wegen so weit aufzuregen, daß sie der regulären Tagespresse zu Hülfe kommt und dieser Luft macht. . . . Die Aufgabe dieser Thätigkeit muß sein: die öffentliche Meinung in Preußen zu revolutioniren. Es gibt für den Verein und jeden deutschen Privatmann jetzt keine andere Thätigkeit als diese, keine andere Hoffnung, als das preußische Ehrgefühl."

Freytag bemerkt dann weiter, daß er seine Thätigkeit im Verein hauptsächlich in dem Sinne auch bisher geübt habe, auf Preußen als solches zu wirken, von den übrigen

Digitized by Google

Bundesstaaten und dem Bund selbst sei gar nichts zu erwarten. Nur dann könne geholfen werden, wenn die schlummernden guten Kräfte in Preußen selbst wachgerufen würden. Er stellt sich ganz auf die Seite der specifisch preußischen Opposition: „Jetzt macht die veränderte Situation anderes nöthig und mir scheint die ganze parole für die fernere Thätigkeit der Freunde in dem Zuruf zu liegen: Wacht auf, ihr Preußen! Ihr werdet von Schurken ins Verderben geführt! Schaart euch um den Prinzen von Preußen, nieder mit Manteuffel und der Kreuzzeitungspartei!" Der Prinz von Preußen war eben damals in vollem Unfrieden von Berlin geschieden; man sagte, sein Aufenthalt außerhalb Preußens in Baden-Baden wäre unfreiwillig gewesen. Freytag setzt alle seine Hoffnungen darauf, daß der Prinz von Preußen fest bleibt, „und sich nicht wieder mit dem König versöhnt". Wenn er das Commando in der Rheinprovinz behielte, so würde er bald den Mittelpunkt aller frei und national gesinnten Männer bilden und einen gewaltigen Einfluß auf den Gang der Dinge nehmen können.

Indessen zeigten sich für den preußisch gesinnten Patrioten noch lange keine besseren Aussichten. Die Wahlen in die preußischen Kammern im Jahre 1855 warfen die Opposition vollständig zu Boden. Die Linke war auf 40, die Bethmann-Hollweg'sche Partei auf 12 Mitglieder zusammengeschmolzen. Die Fraction Manteuffel zählte allein 148 Mitglieder mit 75 Landräthen. „Es hat dieser Ausfall der Wahlen", schrieb Freytag am 11. November 1855, „offenbar eine große Sicherheit hervorgebracht, und die Gerüchte von einer Entlassung des „treuen" Westphalen sind wieder gänzlich verhallt. Trotz aller unglaublichen Zwangs- und Einschüchterungsmittel ist ein solcher Ausfall nur durch die Corruption der Presse erklärlich. Die Unzufriedenheit unter den Gebildeten ist allgemein gewesen, aber es fehlte ihnen die Möglichkeit, die Wähler aufzuklären. Die Tagespresse ist durch die strengsten Willkürmaßregeln ganz unterdrückt, und was durch Flugschriften geschehen konnte, ist durch die schnellste Confiscation der Broschüren sehr verkümmert worden. Der Verein hat seine Lage außerhalb Preußens benützt, um eine Broschüre in 3000 Exemplaren privatim drucken und vertheilen zu lassen. Der Verleger, S. Hirzel, ist deßhalb in Untersuchung gekommen."

Endlich kam die Zeit, wo der Prinz von Preußen selbst zur Regierung berufen wurde. Freytag hat in den „Grenzboten" mehrmals die Persönlichkeit des nachmaligen großen Kaisers seinen Lesern mit einem erstaunlichen psychologischen und politischen Fernblick und in herrlichsten Farben bereits in einer Zeit geschildert, wo das später allgemeine Urtheil der Nation noch etwas recht Seltenes war. Er hat schon im Jahre des französisch-österreichischen Krieges das muthige Wort gesprochen: „Was in der preußischen Politik männlich, groß, entschlossen war, das kam aus der eigensten Seele des Prinzen. Wenn seit der Mobilmachung eine Zögerung sichtbar wurde, welche dem starken Anlauf, den der Prinz genommen, nicht ganz entsprach: seine Gedanken waren es nicht. Wohl darf behauptet werden, daß er größer von der Aufgabe Preußens gedacht hat, als die Mehrzahl der redlichen und ehrenhaften Mitglieder seines Ministeriums und als die Mehrzahl der Preußen selbst. Möglich, daß er selbst mit geheimer Trauer erkannt hat, daß auch die besten seiner Gehülfen nach langen Jahren politischen Mißlingens und unselbständiger Politik zu viel von dem Selbstvertrauen und Stolz auf die Kraft des Staates verloren haben. Denn wie viel auch der Herrscher bewirken kann, er vermag nicht die Werkzeuge, mit denen zu arbeiten sein Beruf ist, im Augenblick umzubilden und weiches Erz in harten Stahl zu wandeln."

Was das fernsehende politische Urtheil Freytags wohl am meisten auszeichnet, ist der Umstand, daß ihn keinerlei Mißverständniß der Zeiten in seiner Meinung von dem Prinz-Regenten und Kaiser Wilhelm irre zu machen vermochte. Als im Jahre 1859 während des österreichisch-französischen Krieges die Gegensätze besonders in Süddeutschland gegen Preußen zuerst erweckt und von österreichischer Seite geschürt wurden, schrieb Freytag sehr verständig: „Die Aussicht aber möchte ich bekämpfen, daß in der italienischen Frage gegenwärtig ein Eindringen anti-österreichischer Tendenzen bei uns vom Uebel ist. Die gesammte deutsche Presse — die preußischen Blätter ausgenommen und wenige norddeutsche — ist in einem so blinden und fanatischen Eifer gegen Frankreich, daß jede Beeinträchtigung dieses blinden Fanatismus als ein Gewinn für die jetzt doch beginnenden Friedensverhandlungen betrachtet werden muß. So hoch geschwollen ist die Wuth gegen Frankreich und so verkehrt wird die österreichische Politik in Italien als identisch mit der deutschen aufgefaßt, daß auch nicht der Schatten einer Gefahr zu befürchten ist, wenn einzelne Individuen das Gegentheil predigen."

Und in einem weiteren Schreiben sucht Freytag die Politik des Prinz-Regenten in der Hauptsache vollständig zu rechtfertigen: „Hätte unter solchen Umständen der Prinz-Regent nach der Mobilmachung sofort, ohne Rücksicht auf England und Rußland zu nehmen, seine Action gegen Frankreich begonnen, so würde Rußland zunächst alles versucht haben, Preußen einzuschüchtern, und wenn diese Hoffnung getäuscht wurde, wäre es ruhiger Zuschauer geblieben und hätte nur, im Fall es Preußen in einem Kampf mit Frankreich schlecht gegangen wäre, die dadurch auch in der öffentlichen Meinung Rußlands hervorgebrachte Verringerung der preußischen Sympathien benützt, um sich still bis zur Weichsel vorzuschieben. Im Fall guter Erfolge in Frankreich aber würde es sich zu einem gemäßigten Friedensvermittler aufgeworfen haben."

Als im Jahre 1860 die europäischen Verhältnisse sich immer kriegerischer zu entwickeln begannen, hat G. Freytag sich zwar von der Illusion nicht freigehalten, daß Oesterreich seinem raschen Untergang entgegenginge, aber seine Zuversicht für Deutschlands Zukunft wuchs: „Die Zukunft Deutschlands naht ihrer Erfüllung. Der Fall Oesterreichs, das heißt der innere Zusammensturz ist durch große Kraft und glückliche Combinationen vielleicht auf Jahre aufzuschieben, nicht mehr aufzuhalten. Die Krankheit, welche dort herrscht, ist der marasmus senilis. Und wenn es ein göttliches Strafgericht in der Geschichte gibt, so vollzieht es sich dort vor unsern Augen. Seit 340 Jahren hat dies vom Himmel gezeichnete Geschlecht gegen die Nationalität und Selbständigkeit der deutschen Nation gearbeitet; mit Spaniern, Wallonen, Croaten, Jesuiten haben sie ihre eigenen Stammländer geistig verwüstet und dumm gemacht. Jetzt kommt die Rache: Es gibt kein Oesterreich mehr in den Herzen der österreichischen Völker."

„Es widert einen an, wenn man das elende Geschwätz der „Augsb. Ztg." gegen die furchtbare Wirklichkeit hält.... Seitdem ist die Auflösung mit Riesenschritten vor sich gegangen...." „Und angesichts eines so ungeheuren Processes hadern die deutschen Regierungen mit einander. Mir scheint die einzige Rettung für sie selbst zu sein, daß sie sich so enge als möglich an den einzigen Staat anschließen, der einer großen Kraftentwicklung wenigstens fähig ist, an Preußen, und daß sie, statt die ohnehin schwache Regierung dieses Staates zu kreuzen und zu hindern, vielmehr alle Hände anlegen, sie zu stärken und vorwärts zu treiben. Die Herren von Würzburg werden schon in den nächsten Jahren durch ihre Politik sich in Rheinbundsfürsten verwandelt haben, wenn nicht etwas in der Nation aufsteht, was ihre Politik kreuzt." — Und am 7. Juni 1860: „Alles

zusammenzufassen, ich habe die feste Ueberzeugung, daß wir im Anfange einer großen Kraftentwicklung der Nation stehen, welche, durch 10 Jahre der Reaction zurückgehalten, jetzt immer stärker sich expandiren wird. Sie wird im Innern vieles umformen, sie wird ihre Wellen hoch werfen: sorgen wir, sie zu beobachten und das Steuer nicht zu verlieren."

Inzwischen hatte ja allerdings die in Preußen angebrochene Conflictszeit im Verfassungskampf um das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses in der Heeresreformfrage eine starke Anforderung an das sonst so preußentreue Herz unsres liberal gesinnten Dichters gestellt. Mit großer Trauer über die Zeitläufte, waren die Grenzboten doch vollends in den Dienst der, wenn auch gemäßigteren, Richtung der Opposition gestellt. Das Ministerium Bismarcks fand — man muß es ehrlich bekennen — auch bei Freytag in den ersten Monaten durchaus kein Verständniß; noch im Jahre 1863 — selbst, als die Mittelstaaten in Deutschland mit Oesterreich zusammen ihre Bundesreformprojecte gegen Preußen ausspielten — fand G. Freytag keinen klaren Standpunkt und schwankte hoffnungslos in dem mächtigen Kampfe der Parteien. Eine Zeitlang hielt er sich zu jenem Theile der liberalen Partei, der von dem Eingreifen des Kronprinzen alles Heil und die Lösung so vieler Schwierigkeiten erwartete. In einem Briefe vom 9. Februar 1863 wird die Befürchtung ausgesprochen, das preußische Volk könnte der Dynastie entfremdet werden. Freytag wünscht sehnlich, daß der Kronprinz aus seiner Passivität mehr heraustrete. Man hege die Hoffnung, daß der Kronprinz sich der Nationalpartei mehr nähere und nicht mit den Altliberalen allein die Leitung dereinst übernehmen werde.

Indessen beunruhigten den patriotischen Mann besonders die polnische Revolution des Jahres 1863 und die Verwicklung Englands in die amerikanischen Verhältnisse und innere Kämpfe auf das äußerste. „Die Politik ist so schrecklich, daß es schwer wird, darüber zu schreiben." „Wenn es nicht den Engländern gelingt, den Kaiser Napoleon fest in Amerika zu engagiren", so werde er, heißt es an einer andern Stelle, sicher die Verlegenheiten Englands dazu benützen, um unterdeß über das leidvolle Deutschland herzufallen. „Es wäre in der That mehr Glück als Verdienst, wenn der Kaiser die Regierung Bismarcks nicht benützen sollte, um die Schlappe von Mexico vergessen zu machen."

Nichts ist jedoch bemerkenswerther und bezeichnender für die Denkungsart Freytags in politischen Dingen, als daß er doch verhältnißmäßig recht bald sein Urtheil über den immer gewaltiger hervortretenden Ministerpräsidenten von Preußen zu corrigiren beginnt. In der von Freytag verfaßten Lebensbeschreibung seines Freundes und Gesinnungsgenossen Mathy tritt diese Sinnesänderung recht deutlich an einer Stelle hervor, wo von einem Schreiben Mathy's aus dem Jahre 1864 berichtet wird: „Bismarck" — habe Mathy gesagt — „gefällt mir täglich besser". Die Umstände, welche seit dem Ende des Jahres 1863 den preußisch treuen Politikern von Freytags Farbe die Umkehr jedenfalls erleichterten, waren durch die schleswig-holsteinische Frage dargeboten worden. Als sich ernste Ereignisse in Deutschland vorbereiteten, wie der dänische Krieg, trennten sich naturgemäß die in der Politik, man darf sagen mehr schwärmerischen Naturen von den Realpolitikern bei aller sonst gemeinsamer liberaler Grundstimmung doch gleichsam mit innerer Nothwendigkeit. Daß Gustav Freytag zu diesen realistischen Denkern über politische Fragen mehr hinneigte, hatte ihn schon in jüngeren Jahren vor vielen Irrthümern bewahrt. Jetzt stand beim Ausbruch des Kampfes in Schleswig der ganze Stolz und die volle Sympathie des preußentreuen Publicisten bei dem preußischen Heer und seinen Thaten. Einer der stärksten Beweise für die nicht unbedeutende politische Fernsicht und Begabung unsres Dichters dürfte in einem Briefe erblickt werden können, den derselbe gleich im Beginn der schleswig-holsteinischen Verwicklung schrieb. Während der weitaus größte Theil der deutschen und preußischen Liberalen und Gesinnungsgenossen Freytags rasch entschieden in das augustenburgische Lager überging und mit mehr Gemüth als realer Berechnung die für Preußens und Deutschlands Weltstellung entscheidende Besitzfrage nach den Gesichtspunkten eines etwa in der rauhen Alp oder am Watzmann liegenden Fideicommisses gelöst wissen mochte, zog Freytag doch vom ersten Moment an die Sache als eine eminent politische kühl — trotz aller guten Beziehungen zu den Freunden der Augustenburger — in Betracht. Am 14. December 1863 schrieb er an den Herzog von Coburg die merkwürdigen Worte:

„Mir scheint aus einem besonderen Grunde jetzt nicht die Zeit für Ew. Hoheit, sich in diese Bewegung einzulassen. Seit acht Tagen trage ich die Ueberzeugung in mir herum, daß die Sache verloren ist und daß jeder weitere Schritt, den wir thun, unnütz ist. Wie ich zu dieser schmerzlichen Ueberzeugung gekommen bin, das gestatten mir E. H. für mich zu behalten; ich bin aber der Ansicht, daß es auch nicht einmal zu einer Execution kommen wird. . . . Ich habe eine sehr bescheidene Arbeit, die Regelung der Vereinsthätigkeit, vor drei Wochen begonnen und ich halte für Pflicht, auszuharren, doch ich thue meine Arbeit unermüdlich, aber als ein hoffnungsloser Mann. Denn die Bewegung wird nicht mehr lange steigen, sondern sinken. Und ich fürchte, sie wird mit einem Fiasco endigen, welches alle, welche sich jetzt im Interesse des neuen Herzogs und seiner Sache hineindegeben haben, ein wenig compromittiren wird. Soweit compromittiren, als redliche Hoffnung und ehrlicher Wille abfälligem Urtheil überhaupt bloßgestellt sind. Ich werde das für meine Person ruhig ertragen, aber ich will nicht, daß Ew. Hoheit sich in ein zusammenfallendes Haus setzen."

Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß ein Politiker, der schon so früh die Nichtigkeit der sogenannten augustenburgischen Bestrebungen erkannte, in dem Gange der thatsächlichen Ereignisse in den nächsten Jahren nicht einen Moment den historisch gewiesenen Pfad der preußisch-deutschen Politik verlassen hat.

Mittheilungen und Nachrichten.

„Reise durch Innerarabien, Kurdistan und Armenien" von Baron Eduard Nolde. Braunschweig 1895. Friedrich Vieweg und Sohn. — Von den Schriften, die in den letzten zehn Jahren sich diese gegenwärtig „politischen" Theile Vorderasiens zum Stoffgebiet genommen haben, darf das vorliegende Werk als das reichhaltigste und persönlichste ersten Rang beanspruchen. Wenn ich sage „reichhaltig", so meine ich nicht, daß alles Quellenmaterial erschöpft, alle zur Lösung aufforderndem physikalischen und ethnographischen Fragen jener Gegenden der Entscheidung näher gebracht sind, sondern bezeichne, daß bei der Gabe, uneingenommen und auf alle Distanzen zu sehen, die dem Verfasser innewohnt, Punkte wissenschaftlichen, socialen wie seelischen Interesses gleich fort in das Gesichtsfeld gezogen werden und so dem Buche Stimmung und Farbe geben. Die Reiseschilderung ist „persönlich", indem bei gewissen scharf ausgeprägten Charaktermerkmalen des Autors — mögen dieselben je nach Anschauung den Einzelnen sympathisch oder nicht sympathisch berühren — gewisse Partien aus dem Rahmen eines bloßen Referats herauswachsen und eine Art Illustrirung des Typus des Machtmenschen darstellen, als welcher der Forschungsreisende wohl zu betrachten ist. — Der von Baron v. Nolde genommene Weg war Damaskus, Djof, Hail, Oneyzeh, die sogenannte Zobeidehstraße nach Bagdad, von da nach Mossul, Bitlis, Erzerum, Trapezunt. Es sind somit zwei durch Bodenbeschaffenheit und Bewohner wesentlich verschiedene Districte, die von ihm durchzogen wurden: Arabien einerseits, Kurdistan und

Armenien andrerseits. Der Schwerpunkt seiner Leistung lag in der Durchquerung des Nefud, der „rothen Wüste" zwischen Djof und Hail, sowie zwischen Oneyzeh und Meshed Ali, eine Strecke, die bisher nur theilweise und von wenigen Forschern, wie Doughty, Palgrave und Blunt, sowie kürzlich von dem Franzosen Huber zurückgelegt wurde. Letzterer, zwischen Hail und Medina 1885 ermordet, konnte uns die Resultate seiner Beobachtungen nicht hinterlassen. Wir haben nunmehr durch Nolde eine Reihe neuer Beobachtungen wichtiger Natur, solche über Temperatur, Thierleben, Bevölkerungsmomente, Bewohnerziffer u. s. w. Als besonders werthvolles Capitel darf die Abtheilung „Die politischen Zustände Innerarabiens" (S. 52 ff.) gelten. Es sind, was die neueste Geschichte Arabiens betrifft, lediglich die Facta zu unsrer Kenntniß gekommen. Das Verdienst Baron v. Nolde's ist es, daß er uns diese Ereignisse in psychologischer Entwicklung vorführt, die einzelnen Staatsactionen aus dem Charakter der hervorstechenden Persönlichkeiten, der Eigenart des Landes und seiner Existenzbedingungen erklärt. Neu sind namentlich die Schilderungen der Städte Hail, Oneyzeh und Riad, sowie der Rolle, die sie bei der Bildung des gegenwärtig unter Ibn el Raschid stehenden Reichs gespielt haben, sofern „Reich" als Ausdruck für eine mehr oder minder lose Gruppe von Stämmen passiren kann. Ebenfalls ans Licht gezogen werden die fraglichen Zustände in den unter türkischer Herrschaft stehenden Territorien von el Hasa und Yemen. — Mit Hinsicht auf die Tagesfragen darf der zweite Theil des Buches „Kurdistan und Armenien" besondere Beachtung finden. Die rücksichtslose Bloßlegung der türkischen Verwaltungsverhältnisse, die Darstellung der socialen Lage jener Gegenden und des Verhältnisses zwischen den einzelnen Bevölkerungsbestandtheilen, welche der Verfasser gibt, muß als nicht zu unterschätzender Beitrag zur Erklärung des Entstehens der türkisch-armenischen Wirren gelten. Zu den verschiedentlich gemeldeten, aber fälschlich stark bezweifelten Uebertritten der Armenier zum Islam gibt Nolde eine Reihe drastischer Belege (S. 254). Zu vermissen sind längst gewünschte Aufklärungen über die Grundeigenthumsverhältnisse in Armenien. Nach türkischem Recht zerfällt die „terra" in mülk (freies Eigenthum), tapu (Pachtbesitz), wakuf (Kirchengüter) und mahlul (Eigenthum der todten Hand). Wie sind bisher ohne hinreichende Kenntniß, ob den Armeniern und Kurden das freie Eigenthum zugestanden wird, oder ob ihre terra lediglich als Pachtland gilt. Aus der Beschränktheit des freien Eigenthums und den hohen Abgaben, die dem Usufructuar erwachsen, vermuthet man das wachsende Elend der Bevölkerung zum guten Theil erklären zu können. Es ist zu bedauern, daß diese Punkte der Beobachtung Nolde's entgangen sind, um so mehr, als er an anderer Stelle (S. 184 f.) eine treffliche Darstellung der ökonomischen Bedeutung und Entwicklung der Cabinetsgüter des Sultans (den sogenannten nenija) zu liefern weiß. Stark zieht Baron Nolde zu Felde gegen den weitverbreiteten, auch in deutschen Conversationslexiken sich allgemein findenden Irrthum (durch Rich aufgekommen) bezüglich der Unterscheidung der Kurden in zwei Kasten, „Aïsireten und Guraaen" (S. 228 f.). Der Culturhistoriker findet in dieser Abtheilung des Werkes Erörterungen über die Ruinen von Nimrud, die Cisternen und die alte Wasserleitung nach den Gärten gleichen Namens, über die Nimrudbrücke, die Skorpionteppe bei Sört u. s. w. Freilich begnügt sich der Autor manchmal mit wenig Positives gebenden Schlüssen, so z. B. über das letztgenannte Bauwerk (S. 221). Von strategischer Beobachtung zeugen die Auseinandersetzungen über die militärische Bedeutung der Festungswerke Erzerums und die in den letzten Jahren von der Pforte mit hohem Aufwand von Mühe und Geld errichteten Sperrforts am Palantekan. Mit Ausnahme der werthvollen Capitel über das arabischer Pferd (Cap. 7) und der ausführlichen Bemerkungen über das Kameel, seine Leistungsfähigkeit, seine Zucht, Verwendung zur Wüstenpost u. s. w., sind Fauna und Flora der bereisten Länder wenig gründlich in Betracht gezogen. Zu erklären mag dies daraus sein, daß der Verfasser — er setzte im März vergangenen Jahres in London seinem Leben freiwillig ein Ende — wohl das nöthige Material sammelte, dasselbe aber zu verarbeiten unterließ. Dr. Richard Andree gebührt das Verdienst, auf den Wunsch des Verschiedenen für die Veröffentlichung des Manuscripts Sorge getragen zu haben. Bemerkenswerth sind schließlich die von Baron Nolde gegebenen Hinweise zur Verbesserung der existirenden Karten Kleinasiens, namentlich der Kiepert'schen. Am markantesten sind die Mängel auf der verzeichneten Route Oneyzeh—Meshed Ali (S. 98), in der Gegend zwischen Altun-Köpri und Mossul (S. 183 f.), im Bergland zwischen Djezireh ibn Omar und Sört (S. 214 f.), namentlich auch bezüglich der Höhenangaben, die nach den Messungen Nolde's bei Sört um 427 Fuß (Kiepert 2673, Nolde 3100), beim Tegh-tappoß um 700 Fuß (Kiepert 7600, Nolde 8300) und beim Ortappaß um 739 Fuß (Kiepert 5631, Nolde 6500) differirten. H. G.

tt. Nicht nur für die Sammler ist der Katalog der Versteigerung von Interesse, die am 9. April bei der Buchhandlung Joseph Baer u. Co. in Frankfurt a. M. stattfindet und bei der vorwiegend Autographen und Urkunden aus dem Nachlasse von Franz und Antonia Brentano zum Verkauf gelangen. Der einfache Auctionskatalog entrollt ein Stück Cultur- und Literaturgeschichte, das auf jeden Freund dieser Dinge anregend wirken muß. J. M. v. Birkenstock, österreichischer Hofrath, der Vater Antonia Brentano's, stand mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in brieflichem Verkehr. Aus seinem Nachlaß gelangen Briefe von Benjamin Franklin, dem Frhrn. vom Stein, Sonnenfels, Gleim, Jean Paul, den Malern Morgenstern, Tischbein, Füger, Overbeck, dem Bildhauer Canova zum Verkauf. In seinem Hause verkehrte Beethoven, den eine zarte Freundschaft an Antonia Brentano fesselte. Während das Brentano'sche Ehepaar in Wien lebte, war Antonia oft schwer leidend und, für jeden Besuch unzugänglich, ans Zimmer gefesselt. In solchen Zeiten pflegte Beethoven regelmäßig zu kommen, setzte sich in ihrem Vorzimmer ohne weiteres ans Clavier und phantasirte. Nachdem das Ehepaar Brentano Wien verlassen hatte, entwickelte sich zwischen Beethoven und den Freunden eine warme Correspondenz. Zwölf bis jetzt ungedruckte Briefe des großen Meisters sind in der Sammlung enthalten. Zu Goethe stand die Familie Brentano ebenfalls in nahen Beziehungen, von ihm liegen 21 Briefe vor, meistens an Antonia gerichtet und sämmtlich ungedruckt, sodann ein Stammbuch für die Freundin, das ihr Goethe schenkte und das Einträge von ihm, dem Willemer'schen Paare, Savigny, Clemens Brentano und anderen enthält. Die vielen anderen interessanten Documente, aus den Annalen der Familien Brentano, Arnim, La Roche, Saalgny erinnern in der That an den Ausspruch Marianne v. Willemers: „Es müßte den wunderlichsten Eindruck machen, alle die verschiedenen Personen, die jetzt zur Familie Brentano gehören, in einem Raume beisammen zu sehen. Unähnlicher könnte man sie aus fünf Welttheilen kaum zusammensetzen, jedes ist in seiner Art ein wo nicht bedeutend, doch scharf ausgesprochener Charakter."

* Erst fünfzigjährig, ist in Stuttgart Dr. Ludwig Laistner einem quälenden Herzleiden erlegen. Geboren in Eßlingen, Zögling des Tübinger Stifts, war er kurze Zeit im Pfarramt thätig, siedelte jedoch 1870, zunächst als Hauslehrer, nach München über, wo er auch hernach als Privatgelehrter literarisch beschäftigt seinen Wohnsitz behielt, bis ihn 1891 die Eigenthümer der Cotta'schen Firma als geistigen Berather nach Stuttgart riefen. Dort bildete sich allmählich die Krankheit in ihm aus, die bereits seit einigen Monaten einen bedenklichen Charakter zeigte. In München stand er besonders Paul Heyse und Wilhelm Hertz in Freundschaft nahe; mit jenem hat er den „Neuen deutschen Novellenschatz" herausgegeben. Dichterisch selbst nicht eigentlich productiv, war er doch ein feiner Beobachter der Poesie, was er u. a. als Uebersetzer und Erklärer der Goltarden-Lieder bewiesen hat. Vor allem aber versenkte er sich mit sinniger Phantasie in die Urwelt der deutschen Sagen, Mythen und Namen. In der Reihe der Forscher, die neuerdings den Ursprung der religiösen Vorstellungen, zumal bei den Germanen, in der sogenannten niederen Mythologie, dem psychologisch selbsterzeugten Gespensterwesen, gesucht haben, nimmt er fast die vornehmste Stelle ein. Schon 1879 erschienen seine „Nebelsagen", ein Jahrzehnt darauf sein Hauptwerk: „Das Räthsel der Sphinx; Grundzüge einer Mythengeschichte." Hier leitet er den Geisterglauben ebenso originell wie einseitig aus der halb physischen, halb psychischen Erscheinung des Alptraumes ab. Mit gleich ursprünglicher Auffassung ging er auch der Etymologie, besonders der germanischen Völkernamen, nach, wiewohl er auch hier, wie es die Art von innen heraus geschaffener Hypothesen ist, die geistvoll ermittelte Möglichkeit allzu kühn zum gemeingültigen Gesetz zu erheben trachtete. Den Werth in jedem einzelnen Fall stets wieder aufzuwerfender Fragen werden seine gedankenreichen Theorien für die germanistische Ideenlehre allezeit behalten. Persönlich schätzten seine Freunde in ihm eine zarte, ernst in sich gekehrte, in gesunden Tagen jedoch auch zu feinem Scherz aufgelegte Natur, treu im Rath, mit Liebe schaffend.

* Daß Aussatz in Deutschland vorkommt, darauf ist mehrfach hingewiesen worden. Bisher war aber nur ein Herd im Kreise Memel bekannt. Jetzt ist man in Heidelberg auf

Digitized by Google

einen einheimischen Lepraktanken gestoßen. Die Auffindung ist dem Chirurgen Prof. Czerny zu danken. Die Diagnoie ist nuch durch die bakteriologische Untersuchung gesichert. Es handelt sich um einen 41 Jahre alten Mann. In Helmhof geboren, arbeitet er seit olelen Jahren als Taglöhner in Heidelberg. 1870 lag er während des Feldzuges einige Wochen om Typhus im Lazureth bei Orleons. Sooft wor er nicht außer Landes. Das Leideo läßt sich bis 1886 zurück verfolgen. Nachdem erwiesen, daß die Lepra auf Eindringen eines Bocillus lo den Körper hervorgerufen wird, ist jeder einzelne Lepra-Fall auf Ansteckong zurückzuführen. Von diesem Gesichtöpuakte aus gewinnt eine modeeoe sociale Erscheinung besondere Bedeutung: die Wonderungen der Laodorbeiter von Osteo nach Westen und der Uebertritt polnisch-russischer Arbeiter auf deutsches Gebiet. Es ist wiederholt daraof hingewiesen worden, welche Bedeutung für die Choleraverschleppung die Fahrten rossischer Flöße auf deutschen Wasserstraßen hoben. Nun scheinen auch für die Verschleppong des Aussatzes die Wanderungen der Arbeiter oon Bedeotong zu sein.

* **Halle.** Für den socialwissenschaftlichen Cursus, der hier vom 13.—18. April als Fortsetzuag des vorjährigen abgehalten wird, ist das Programm jetzt folgeadermaßen festgestellt worden. Es tragen dor über: 1) Aemenpflege und Armenrecht Pref. Löning 4 Stonden; 2) über die Schwaatungen des Geldwerthes und die Währungsfruge Prof. Coorad 5 Stunden; 3) über die Rechts- und Staatstheorien unsrer Zeit Prof. Stammler 4 Stuoden; 4) über die Arbeiterwohnuagsfrage Dr. Albrecht (Gr. Lichterfelde) 2 Stuoden; 5) über die Anfgaben dee Steuerpolitik und die preußische Steoerreform Prof. Friedberg 4 Stunden; 6) über die nationaalökonomische Theorie des modernen Socialismus und das socialdemokratische Progeamm Prof. Diehl 5 Stuoden; 7) über die socialen Bewegungen im Reformationszeitolter Prof. Looss 1 Stunde; 8) über Geschichte, Arbeit und sociale Bedeutung der inneren Mission Pastor Joesrich (Magdeburg) 1 Stoude; 9) über Cartelle General-Secretär Dr. Mohs 1 Stunde; 10) über das Gefängnißwesen nad die Schutzfürsorge für entlassene Gefangene Prof. v. Liszt 3 Stunden; 11) über die Wohlfahrtseinrichtungen der Staatsbergwerke in Preußen Oberbergrath v. Detten 1 Stuode; 12) über eioige praktisch-wichtige Punkte unirer wirthschaftlichen Entwicklung Director Dr. v. Lippmano 1 Stunde. Cioleitende Vorträge zu den Excurfionea zum Zwecke der Besichtigung von Bergwerks- und Fabrikanlagen, sowie von öffentlichen Aastalten werden halten: Generaldirector Bergroth Schröder, Generaldirectne Kuhlow, Berginspectne Zell, Director Dr. v. Lippmann, Commercienrath Riedel, Assistenzarzt Dr. Panse, Erster Staatsanwalt Göhe, Strafanstaltsdirector Regip. Zur Besichtigung sind in Aussicht genommen drei Bergwerksanlagen, vier größere Fobriken, das berufsgenossenschaftliche Krankenhaus Bergmannstrost, das Gerichtsgefängniß und die Strafanstalt zu Halle. Discussionsabende sind am 15., 16. nud 17. April. Anmeldungen zur Theilnahme om Corsus sind an die Geschäftsstelle des socialwissenschaftlichen Cursus z. H. des Dr. Mohs io Hulle, Landwehrstraße 22, zu richten. Der Preis für die Theilnahme ist auf 3 Mork festgesetzt.

* **Schwerin.** Hier starb am 22. März im 77. Lebensjahr der Rittmeister a. D. Julius v. Wickede, gebotener Schweriner; bekannt als militärischer Belletrist, ehedem als Kriegsberichterstutter besonders in Südeuropa viel umhergetommeo, gero gelesen als gewandter Schilderer nnd Erzähllee mit unterhaltendem Anflug von historischer und weitläufiger Bildung.

* **Utrecht.** Der Professor der Physiologie, Dr. Th. W. Engelmann, feierte om 20. März sein 25jähriges Professoren-Jubiläum.

* **London.** Im geologischen Departement des Britischen Museums sind die werthvollen Sammlungen eingetroffen, die der Engländer Dr. Forsyth Majoe auf Madagascor zusammengebracht hut. Es befinden sich darunter zumal zahlreiche Skelette ausgestorbener Riesenvögel. Die wichtigsten gehören der Familie Aepyornithides an.

or. **Venedig.** Das R. Intituto Veneto di scienze, lettere ed arti hat den Statistiker Dr. Georg v. Mayr, Professer in Straßburg, zum correspondirenden Mitglieo ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 22. bis 24. März folgende Schriften eingegangen:

Constantin J. Bucoiann: Geschichte der rumänischen Zollpolitik seit dem 14. Jahrhdt. bis 1874 (Brentano u. Lotz, Münchener volkswirthschaftliche Studien St. 14). Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1896. — Carl Hauptmann: Waldleute; Schauspiel in 4 Acten. Ebd. — Rudolf Preeber: Der Schuß; Schauspiel in 3 Acten. Ebd. — Kann Hofprediger Stöcker Parteiführer sein? Alte und neue Choralterzüge, von einem Einzweihten. Berlin, Wilhelm Möller 1896. — Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, hggb. v. d. k. statistischen Landesamt. Jahrg. 1895. Stuttgart, W. Kohlhammer (Comm.) 1896. — Statistisches Hoodbuch für das Königreich Württemberg, Jahrg. 1895, bearbeitet in demselben. Ebd. — Dr. J. Bolduio Rittel: Entwicklung und gegenwärtiger Staod des kaufmännischen Fortbildungsunterrichts in Bayern. Benanschweig. — Dr. J. Meisner: Kritische Bemerkungen zur Schlußrevision des Entwurfs des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs. Breslau, Wilhelm Koebner 1896. — 68. Jahresbericht der Rheinisch-westfälischen Gefängnißgesellschaft üb. d. V.-J. 1894/95, zgst. v. Pastor Dr. v. Kahlinli. Düsseldorf, L. Voß u. Co. (Comm.). — Dr. Appelius: Ueber die verbrecherische und verwahrloste Jogend; Vortrag. (Sonderabdr.) Ebd. — Richard Grelling: Brausewetter. Drittes Tausend. Berlin, Richard Taendler 1896. — Sincerus Verus: Dee württembergische Schulmeister um Ende des 19. Jahrhdts. Stottgort, Streder u. Moser 1896. — J. Tewo: Die gemeiniame Elementarschule (Meyer-Marlau, Slg. pädagog. Vorträge, VIII. Bd., Heft 9). Bielefeld, A. Helmich. — Marlttn Meyer: Dee sensationelle politische Irrsinnsproceß eioer in Ungarn lebendeo reichsdeutschen Unterthanin 1894—96; authentische Skizze. 2 Bde. München. — Bulgarien und der bulgoelsche Fürstenhof; politisch-feuilletonistische Aafzeichnongea, vnn einem Diplomaten. Berlin u. Leipzig, Friedrich Lockhardt 1896. — Dr. L. Lönholm: Japans moderne Civilisation. Tokyo, Selbstverlag 1896 (Leipzig, Neßberg Comm.). — *Richard Waddington:* Louis XV. et le renversement des alliances; préliminaires de la guerre de sept ans. Poris, Firmin-Didot et Co. 1896. — Horst Kohl: Bismarcks Briefe an den General Leopold v. Gerlach, neu hggb. Berlin, O. Häring 1896. — Georg Selto: Saterlands ältere Geschichte und Verfassung. Oldenburg und Leipzig, Schulze 1896. — Oberlehrer Niemann: Die Getreuen in Jeoer. Ebd. — A. Schwartz: Vaterländische Ehrentage; Festgabe zom Geburtstage des Fürsten Bismarck, 15. Aust. Ebd. — Johann Wilhelm Appell: Werther und seine Zeit; zur Goetheliteratur. 4. Aust. Ebd. — F. Kraoß: Specialkarte von Deutsch-Ostafrika im Maßstab von 1:2,000,000. Berlin, Simon Schropp (Comm.) März 1896. — Durch Schwoden, 10. Bochn. Wildbad, Liebenzell, Telnach (Europäische Wanderbilder Nr. 239). Zürich, Orell Füßli. — Dr. Fritz Schaudinn: Heliozoa (Das Thierreich, hggb. von der deutscheo zoolog. Gesellschaft; Probelieferung). Berlin, R. Friedländer u. S. 1896. — Ludwig Tormin: Magische Strahlen (Photograph. Lichtbilder durch odisch-otagaetische Ausstrahlong ꝛc.). Düsseldorf, Schmitz u. Olbertz 1896. — Franz Xaver Kraus: Geschichte der christlichea Kaast. 1. Bd. 2. Abth. Freiburg, Herder 1896. — Richard Schaukal: Verse (1892—96). Brünn, Rudolf M. Rohrer 1896. — Borschenliede, Pantomime in drei Bildern vnn H. Regel und J. Haßreiter; Musik von Josef Bayer. Clavieraaszug und Inhaltsangabe. Wien und Leipzig, Gostav Lewy.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Božena.

Erzählung von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Dritte Auflage.

Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Die „Neue freie Presse" schreibt u. o.: „Als die 'Božena' von Frau v. Ebner 1876 erschien, fanden sich keine Käufer, und beinahe 20 Jahre mußte sie warten, bis eine zweite Auflage erscheinen konnte. Jetzt, nachdem das Buch neu gedruckt erschien, erklaren es die einsichtigsten Kritiker und Dichter für eines der bedeutendsten Werke der deutschen Litteratur, für das allerschönste Buch, das seit langem im Bereiche der Belletristik erschien." (3908)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 25. März. Nummer 71.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gustav Freytags politische Thätigkeit. III. (Schluß.) Von Prof. Ottokar Lorenz. — Die moderne Ethik und die Metaphysik. II. Von Arthur Drews. — Zur Geschichte des Burgtheaters. Von A. Bettelheim. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gustav Freytags politische Thätigkeit.

Von Professor Ottokar Lorenz.

III. (Schluß.)

Nach den glorreichen Ereignissen des Jahres 1866 trat Freytag, angespornt von seinen Freunden, in den constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes ein. Daß er für die unmittelbar praktische Thätigkeit im parlamentarischen Leben, wie eingangs erwähnt, sich weniger für geeignet hielt, dürfte jedoch nicht als ein Maßstab für Freytags politische Befähigung zu erachten sein. Er beschränkte sich gern auf seine Arbeit als Publicist und Journalist, und an den großen Begebenheiten in dieser Thätigkeit theilzunehmen, befriedigte ihn tiefer, als durch lautes Hervortreten mit eigenen politischen Meinungen zu glänzen. Seit den Erfolgen von Königgrätz und Nikolsburg aber schien ihm die deutsche Frage im wesentlichen gelöst: „Jeden Deutschen, der jetzt athmet, von König Wilhelm und seinem Minister an bis zum ärmsten Tagearbeiter, hat dieses Jahr überrascht" — so schrieben die „Grenzboten" am Schlusse von 1866 — „und in neue Bahnen gedrängt. Wir wundern uns nicht, daß diese plötzliche Umwandlung vielen Schmerzen macht; aber wir preisen den vor andern glücklich, der sich in den vergangenen Jahren den Glauben an die Kraft und Tüchtigkeit Preußens sicher im Herzen bewahrt hat, denn nur er empfindet die Freude, daß ihm eine Erfüllung treugehegter Hoffnung ist, was jetzt plötzlich ins Leben tritt."

Wenn man Freytags Lebenserinnerungen liest, auch wohl den Gesammtinhalt seiner Correspondenzen in den nächsten Jahren betrachtet und mit denjenigen der früheren bewegten politischen Zeiträume vergleicht, so hat man die Empfindung, als ob der Dichter in ihm wieder ganz und ausschließlich zur Herrschaft und Geltung gekommen sei; die politische Feder wird mehr und mehr vergnügt beiseite gelegt, gleichwie der Pallasch des Husarenofficiers, der aus der Campagne zu friedlicher Arbeit zurückgekehrt ist, seinen Platz an der Wand der Rüstkammer findet. Aber noch einmal und ganz plötzlich war der bewährte Journalist erweckt worden, als Freytag, wie er selbst erzählt, in der letzten Hälfte des Juli 1870 die unerwartete Aufforderung erhielt, nach dem Hauptquartier des Kronprinzen zu kommen und bei der dritten Armee während des Feldzuges gegen Frankreich zu verweilen.

Diesem Umstande hat die deutsche Nation ein Gegenstück zu Goethe's Campagne in Frankreich zu verdanken, welches zwar gewiß niemals in den Schulen unsrer westlichen Nachbarn zum Zwecke der Erlernung der deutschen Sprache gelesen werden wird, aber desto eifriger in den Volksschulen unsrer eigenen Heimath gelesen werden sollte. Die unmittelbar empfangenen Eindrücke der Kriegsbegebenheiten bis zum Ausbruch der Heere von Sedan nach Paris sind in den Berichten des Dichters mit derselben Lebendigkeit und in demselben edlen Stil geschildert, wie der unglückliche Verlauf des Krieges von 1792 von Goethe; aber um wie viel freudiger und enthusiastischer konnte das Bild gezeichnet werden, das sich jetzt den Deutschen entrollte! Der Dichter des 19. Jahrhunderts hat den gewaltigen Ereignissen gegenüber in seiner Darstellung allerdings nicht die olympische Ruhe des Dichters des 18. bewahrt. Die freudigen Erfolge bewirken eine Erregung — ja man kann sagen Nervosität —, die von der objectiven Ruhe weit absticht, mit welcher Goethe einstens mitten im Feldzuge allerlei naturwissenschaftliche Beobachtungen machte. Aber in der Vielseitigkeit der Mittheilungen stellt sich das moderne Tagebuch dem vielgelesenen Berichte über die Campagne in Frankreich würdig zur Seite.

In einer Hinsicht war der Dichter unsrer Tage bei seiner Theilnahme an den Kriegsereignissen besser gestellt, als Goethe, denn dieser stand dem höchstcommandirenden General der damaligen Invasionsarmee durchaus fremd, vielleicht nicht einmal gern gesehen, gegenüber, wenn er auch seinem Herzog und Landesherrn zur Seite, genau wie Freytag neben dem seinigen, den Feldzug mitmachte; aber dieser stand in einem nahen Verhältnisse zu dem commandirenden Kronprinzen, auf dessen höchsten Befehl selbst die Theilnahme und Berichterstattung Freytags erfolgte. Es war eine in jeder Beziehung bezeichnende Willensäußerung des edlen, hochdenkenden Heerführers der III. Armee, daß er sich einen Geschichtschreiber zur Seite wünschte, der kein Geringerer sein sollte, als der Dichter der „Ahnen", der einstens mitten im Getümmel des Kriegs dem zu Bigny leidend auf dem Feldbette liegenden Kronprinzen als dem ersten von seiner Absicht sprach, diesen Roman zu schreiben.

„Was ich in dieser Zeit gesehen und erlebt," — so heißt es in den Lebenserinnerungen — „davon wird einiges an anderer Stelle gedruckt werden. Es fehlt nicht an guten Schilderungen, und das wenige, was ich etwa von anderen erfuhr, gehört noch nicht in die Oeffentlichkeit." — Leider scheint vieles von dem, was Freytag von andern erfahren konnte, indessen niemals aufgeschrieben worden zu sein, und die Hauptquelle unsrer Kenntniß politischer Mittheilungen, die viel erwähnte Correspondenz, versagt ebenfalls hier ihren Dienst, da während des Feldzugs zwischen den sonst vertraulich Schreibenden nur mündlicher Verkehr bestand. Nur einiges wenige von dem, was in den intimeren Kreisen des Hauptquartiers der III. Armee für die Oeffentlichkeit im Jahre 1870 nicht bestimmt sein konnte, hat Freytag nachher in der Slizze dargelegt, die er von dem Leben des Kronprinzen nach dessen tragisch erschütterndem Tode entwarf; und auch damals noch hat dieses Buch so viel unbegreiflichen Staub aufgewirbelt, daß selbst heute noch die Gedenkblätter und Erinnerungsreden auf Gustav Freytag an diesem seinem letzten historischen Gemälde gleichsam scheu wie vor etwas ganz Bösem vorübergehen zu müssen

glaubten! Hier aber scheint es endlich an der Zeit, ein festes, offenes und treues Wort über eine Schrift auszusprechen, die in einer Zeit allergrößter Parteigehässigkeiten zu einer unglaublichen Höhe von Mißverständnissen geführt hat. Denn wenn man in den Tagen der Trauer nach dem Tode Kaiser Friedrichs III. vielleicht zugestehen mochte, daß Deutschland nicht in der Stimmung war, die „Erinnerungsblätter" Freytags an den Kronprinzen unbefangen und vorurtheilslos zu lesen, so darf man heute mit der entschiedenen Forderung davon sprechen, daß nicht vom Hörensagen und nicht als bloßes Echo damaliger mißverständlicher Tagesmeinungen darüber geurtheilt werde. Man darf verlangen, daß die „Erinnerungsblätter" wirklich gelesen und gekannt sind, wenn man darüber in eine Discussion treten will. Da ist es denn nützlich, die Hauptstelle des Buches in den Vordergrund zu stellen, wo die Summe der Thaten des Kronprinzen zu seiner Charakteristik zusammengefaßt ist:

„Der Kronprinz war vierzig Jahre alt, da er als siegreicher Feldherr aus dem Kriege heimkehrte. Noch seiner Erscheinung die glänzendste Heldengestalt, welche je unter einem deutschen Helme geschritten ist, dem Heere als einer seiner großen Kriegsfürsten theuer, in der Auffassung des Volkes ein erprobter, fester Mann, nach jeder Richtung berufen, Nachfolger seines bejahrten Vaters zu werden, ein aufsteigender Stern für viele patriotische Wünsche und Hoffnungen, dem die Gegenwart völlige Erfüllung nicht bieten wollte. Kaum war ein schöneres und mehr Glück verheißendes Dasein zu denken, als das seine nach allgemeiner Meinung war. Aber nie sind durch das Geschick irdische Hoffnungen in gleich schmerzvoller Weise als eitel erwiesen worden." Dies sind Worte, die nicht einen Mangel an aufrichtiger Pietät und großem Verständniß für einen fürstlichen Charakter verrathen. Es wird dann des nähern ausgeführt, daß in einer langen Reihe von Jahren der rege und umfassende Geist des Kronprinzen eine entsprechende, dem gereiften Manne zusagende große staatliche Thätigkeit nicht zu finden und zu erhalten vermochte und daß dieser Umstand als ein tieftrauriges Schicksal auf dem hohen Herrn lastete und dann auch eine gewisse verwüstende Wirkung auf seine von der Natur ihm gegebenen ungewöhnlichen Anlagen ausüben mußte.

In der That, diese Betrachtung sieht von den politischen Nothwendigkeiten gänzlich ab und zieht die rein menschliche Seite eines Herrscherlebens mit in die Rechnung. Und Gustav Freytag hat den Kronprinzen gerade in seiner einfach menschlichen Art und Weise viel zu genau gekannt, als daß er das Gefühl hätte haben können, dem hohen Herrn in einer unangemessenen Weise zu begegnen, wenn er eben dieses Menschliche mit zu seiner Charakteristik heranzog. Soll das Bild, welches vom Fürsten in Deutschland gezeichnet werden muß, nach den Regeln der römischen Staatsgesetze über die Adoration verfaßt werden? Und befinden wir uns demgemäß in einem Zustand, wo der eine Theil der Nation nur Anbetung kennt und der andere den immer wilder werdenden Haß? Die einfache Wahrheit über Freytags Buch vom Kronprinzen war, daß er ihn als Kriegsfürsten und Sieger gepriesen, als König und Kaiser geehrt und als Menschen menschlich erkannt hat; sollte der Umstand, daß zwischen den Zeilen dieses ausgezeichneten psychologischen Gemäldes zart angedeutete menschliche Schwächen bemerkbar waren, die sonst so männliche Brust des deutschen Volkes gekränkt haben? Wenn unverständige Kritik hier den wahren Sachverhalt völlig übertäubt hat, so darf man wohl sagen: Gustav Freytag ist keine für die deutsche Seele so unbedeutende Erscheinung, als daß man nicht endlich gegen den Unsinn auftreten müßte, als habe er irgend etwas gesagt, was gegen sein preußisches, hundertmal bewährtes Ehrgefühl verstoßen oder gegen seine ehrlich bekannte Hohenzollerntreue sich versündigt hätte. Wenn sich in der Uebereilung des Moments selbst solche, die Geschichte zu lesen wissen, hierüber getäuscht haben, so kann man darüber ruhig sein, daß die künftigen Geschichtschreiber das Büchlein von Freytag als eine Hauptquelle benützen werden.

Zu dem erstaunlichsten in der Fülle der Mißverständnisse der Freytag'schen Schrift bot jedoch Anlaß, daß er in der wichtigsten und größten politischen Frage des Jahres 1870 dem Kronprinzen eine fast ausschließliche Initiative beigemessen hat, während er die Verdienste anderer vielleicht allzusehr in den Schatten stellte. Freytag meinte, noch seinen Erinnerungen, den Ursprung der Idee der Wiederherstellung der deutschen Kaiserkrone in erster Linie auf die selbsteigensten Entschlüsse des Kronprinzen zurückführen zu dürfen. Dieser sei es gewesen, der immer wieder die Nothwendigkeit der Annahme des Kaiserthums betonte, während Freytag selbst sich in seinem Gespräche mit dem Kronprinzen zu einer, wie er glaubte, den altpreußischen Königstraditionen mehr entsprechenden nüchternen Auffassung bekannte. Ja, er deutet an, daß der Kronprinz in seinem Bestreben, ein wahres Kaiserthum und kaiserlichen Titel und Rang herzustellen, in einen gewissen Gegensatz gegen den Fürsten Bismarck gestellt gewesen wäre. Es ist daher klar, daß, wenn irgend jemand, vielmehr der Fürst Bismarck gegen die Freytag'sche Schrift zu klagen hätte, nicht aber der Kronprinz, dessen Urheberschaft in Betreff der Idee des Kaiserthums von Freytag jedenfalls nicht unterschätzt worden ist. Wenn dereinst die verschiedenen Einwirkungen bei Hervorbringung des heutigen staatlichen Zustandes Deutschlands nicht bloß actenmäßig, sondern auch persönlich und psychologisch werden abgewogen und die Einflüsse entscheidender Männer mit einander gemessen werden können, wird sich möglicherweise herausstellen, daß Gustav Freytag in der herzlichen Begeisterung für seinen Kronprinzen in der großen Frage der Wiederherstellung des Kaiserthums etwas mehr behauptete, als historisch haltbar sein möchte. Denn ich habe Grund, anzunehmen, daß Fürst Bismarcks Erinnerungen sich vielleicht nicht ganz mit der Erzählung Freytags von der großen Initiative des Kronprinzen in dieser Sache decken werden.[1]) Wie es sich aber auch mit dem historischen Thatbestand betreffs der Wiederherstellung der deutschen Kaiserkrone verhalten mag: eines wird der Leser des Freytag'schen Büchleins auf das entschiedenste zurückweisen müssen, daß dem Kronprinzen darin zu wenig Gerechtigkeit geschehen sei. Nur aus einer völlig fatschen Berichterstattung über das kleine Werk läßt es sich erklären, daß ein Freytag, an dessen gut preußisch-deutscher Gesinnung durch zwei Menschenalter hindurch auch nicht der leiseste Zweifel war, in den Verdacht einer Illoyalität gegenüber einem königlichen Herrn gerathen konnte, der ihn selbst außerordentlich geschätzt und geliebt hat.

Glücklicherweise gibt es ein Zeugniß, dem gegenüber jedoch der ganze Unsinn jener Vorwürfe in sein volles Nichts zerfällt und welches heute, wo die Stimmungen nach allen Seiten hin als völlig beruhigt erachtet werden dürfen, nicht länger verschwiegen und zurückgehalten zu werden braucht. Unmittelbar nach dem Erscheinen des Büchleins vom Kronprinzen findet sich in der oft erwähnten Correspondenz ein Schreiben Gustav Freytags, in

---

[1]) Bei einer mir am 14. October 1889 gewährten Unterredung machten mir Mittheilungen des Fürsten Bismarck über die Ereignisse durchaus nicht den Eindruck, als ob derselbe die Darstellung Freytags bestätigen könnte; indessen hat eigentlich keiner der Betheiligten über die Dinge bisher gesprochen, und die Geschichtschreibung wird noch lange im Dunkeln tappen, wenn sie zu persönlicher Motivirung fortschreiten will.

welchem erzählt ist, wie und durch welche Umstände er veranlaßt worden ist, seine Erinnerungen an den Kronprinzen zu veröffentlichen; und dann folgt der Satz: „Die Ausgabe der Schrift wurde dadurch verzögert, daß der Kaiser, welcher durch Zeitungsgeräusch von dem bevorstehenden Erscheinen vernommen hatte, eine Einsendung der Schrift an ihn vor der Veröffentlichung forderte.“ Es werde — heißt es dann weiter — „vielleicht eine fröhliche Ueberraschung sein, daß der Kaiser zu allem Beistimmung und Beifall ausgesprochen hat.“ Doch hatte G. Freytag die Absicht, unter den Beilagen der Schrift, neben der „Reise des Kronprinzen nach dem Orient“ u. m. a. auch einen Aufsatz über Karl v. Normann hinzuzufügen, der „durch 20 Jahre in der Zeit, wo der Kronprinz die großen Erfolge seiner Mannesjahre zu verzeichnen hatte“ — wie es in den „Erinnerungsblättern“ S. 72 heißt, in dessen Dienst und Nähe war. Diesen Aufsatz aber wünschte Se. Majestät der Kaiser ausgeschieden. „Und er hatte damit Recht,“ schließt Freytag seinen Brief: „dieser Anhang ist weggeblieben.“ Von allen diesen Thatsachen verlautete in dem Streit über den Werth und Inhalt der Freytag'schen Schrift über den Kronprinzen nichts. Es verstand sich bei der edlen Denkungsart und dem auf sich gestellten Charakter G. Freytags ganz von selbst, daß er den thörichten Anzapfungen einer mißleiteten Presse gegenüber in dem Bewußtsein, dem, der doch zu urtheilen am berufensten war, genuggethan zu haben, schwieg und schweigen konnte.

Mir wurde der betreffende Brief Freytags in einer officiellen Abschrift, die ich noch verwahre, sofort von dem Empfänger zugeschickt und Freytag hatte von diesem meinem Besitze Kenntniß. Als ich mit ihm den ganzen Fall in etwas späterer, schon erheblich ruhiger gewordener Zeit besprach, empfing ich den Eindruck, daß er der Ansicht war, es werde der ihn rechtfertigende Thatbestand ohne Zweifel von seinen Freunden bekannt gemacht werden, wenn er einst todt sein werde; bei seinem Leben wünschte er weder Vertheidigung noch erneuerten Angriff zu erfahren. Er hatte eine durch seine alte journalistische Schulung erlangte glückliche Art, die Dinge in ihrer ephemeren Vergänglichkeit zu betrachten und zu vergessen. Nicht ganz so olympisch thronend wie der alte Goethe, war er vielleicht etwas weniger empfindlich und nervös, was seinen Freunden die Hoffnung gab, daß er ein noch höheres Alter erreichen werde, als dieser. Seine Worte und Gespräche sind aber nicht so sorgfältig aufgezeichnet worden; hätte er einen Eckermann gefunden, so würde jetzt manche stramme Antwort auf die Angriffe gegeben werden können, die, wie aus einem heiteren Himmel Donnerschläge, gegen ihn erfolgten, als er gemeint hatte, ein lebenswahres, treues Bild zu malen, welches das Andenken an den theuersten, tapfersten und edelsten Kronprinzen und Kaiser wach zu erhalten bestimmt war. Daß Freytag in diesem Bestreben von demjenigen richtig erkannt worden ist, der das sicherste und untrüglichste Urtheil sprechen konnte, wird wohl auch bei der Nachwelt die Irrungen auslöschen, die eine kurze Zeit den Dichter der „Ahnen“ belasteten.

Fassen wir noch einmal zusammen, was sich über Freytags politisches Denken und Wirken in dem kurzen Ueberblick dieser Darstellung sagen und finden ließ. Es wird niemals unbedenklich sein, das Lebensbild und die Individualität eines Dichters, der der Nation in seinen Schöpfungen vertraut und werth geworden ist, von einer Seite zu beleuchten, die ihm sein Lebelang als eine Nebenbeschäftigung erschien und nicht einmal sein Inneres völlig erfüllte. Freytag war nach Naturanlage und Bildung zum Politiker fast gar nicht gemacht. Seine politische Thätigkeit stand ausschließlich unter dem Einfluß literarischer Interessen. Es war kaum ein völlig freier Entschluß, wenn er sich in der Zeit einer gewaltigen nationalen Erhebung in das politische Leben stürzte, an welchem er eigentlich wenig Freudiges und Rühmliches bemerkte. Die Umstände haben ihn zum Publicisten und Journalisten gemacht. Er blieb den Leidenschaften des öffentlichen Lebens fremd; unter dem Gesichtspunkt treuer Erfüllung staatsbürgerlicher Pflicht und patriotischer Empfindung ging er an seine Arbeit, in welcher ihm nichts ferner lag, als große und eigenartige, oder originale Wirkungen üben zu wollen. Dennoch aber wird man das Leben, Denken und Fühlen dieses Lieblingsdichters einer thatkräftigen Periode nicht genug verstehen und würdigen, wenn man diese politische Seite seiner Thätigkeit verkennt und verschweigt. Freytag war durch eine Reihe von Beziehungen menschlicher und gesellschaftlicher Art mit so vielen Persönlichkeiten von eingreifender politischer Thätigkeit verbunden, daß er kein rechter Sohn seiner Zeit gewesen sein müßte, wenn er sich in eine reine Phantasiewelt eingesponnen hätte. Seine thatkräftige Natur machte ihn zum Politiker und seine Thätigkeit entbehrte nicht manches braven, tüchtigen Erfolgs. Seine Gesinnungen ruhten auf einer festen bürgerlichen Lebensanschauung und auf der Erkenntniß des Werthes deutscher Bürgertüchtigkeit, aber nichts lag ihm ferner als eine einseitige Standespolitik. Sein wirkliches Verdienst, das in seiner ausgebreiteten journalistischen Thätigkeit zum Ausdruck kam, liegt in der Sicherheit, mit der er, als einer der ausdauerndsten Kämpfer für die preußische Idee, die nationale Bahn beschritt und in dieser Richtung des Guten viel zu stiften wußte. Ohne alle doctrinäre Ueberlegungen war er vermöge einer guten preußischen und zugleich ernsten deutschen Gesinnung auf die Seite getreten, welche die Zukunft für sich hatte und diese Zukunft herbeizuführen verstanden hat. Dies ist es, was der Nachwelt den Dichter nur werther machen mag und was sie nicht vergessen darf, wenn sie nach in ferneren Jahren sich an seinen kernigen Gestalten und erfindungsreichen Erzählungen erfreuen wird. Dann mag man sich erinnern, daß der schöpferische Dichter es sich nicht verdrießen ließ, frohgemuth beim Bau des Reichs sandigen Grund abzugraben und Steine zuzufahren.

Die moderne Ethik und die Metaphysik.

Von Arthur Drews.

II.

Die erste Grundvoraussetzung ist nach Dorner die Realität des Ich, nicht als der bloßen Summe seiner einzelnen Functionen, als des Sammelortes seiner verschiedenen Vorstellungen aber als der zusammenfassenden Vorstellung dieser letzteren, sondern als eines mit sich identischen vernünftigen Wesens, das sich mit seiner Vorstellung zusammenschließen, mit einem constanten bestimmten Grundwillen begabt, sich selbst die That zurechnen kann. Es ist mit anderen Worten „die Selbständigkeit des existirenden Ich“, wovon alles ethische Verhalten abhängt, und diese wird von Dorner näher als active endliche Substanz bestimmt. Neben dem handelnden Ich muß es aber auch noch andere von ihm verschiedene Iche (Geister) geben, worauf eben jene Handlung stattfinden kann, und damit eine Gemeinschaft aller verschiedenen Geister unter einander, die folglich auch eine gemeinsame Vernunft besitzen müssen. Nun ist aber ein Handeln der selbständigen und für sich seienden Iche nicht möglich ohne materielle Vermittlung. Die Geister wirken auf einander nur durch ihre Leiber; damit wird aber auch die Realität der Natur vorausgesetzt. Die Natur ist nicht, wie Fichte annahm, bloßes Phänomen, das nur in unserm Bewußtsein existirte: „Es kann keine ethische Aufgabe sein, auf Phänomene ohne Realität zu wirken; viel-

mehr, sobald wir das wissen, daß die Natur nur ein Phänomen ist, werden wir uns von dem Schein abwenden und uns von dem Schleier der Maja nicht durch Handeln, sondern durch Erkennen zu befreien suchen." Müssen wir aber der Natur, ebenso wie den Ichen, selbständige Existenz zuschreiben, dann müssen auch die Geister und die Natur für einander da sein, die Natur muß der Thätigkeit des Geistes zugänglich sein, die Geister umgekehrt von der Natur beeinflußt werden und eben aus dieser Wechselwirkung Gewinn ziehen können, kurzum es muß die Vereinbarkeit von Naturgesetz und Sittengesetz verbürgt sein.

Näher bestimmt nun Dorner das Wesen der fürsichseienden, substantiellen Geister so, daß dieselben vermittelst ihrer teleologischen Actualität, d. h. ihrer nach sittlichen Zwecken bestimmten Thätigkeit, das eigene Fürsichsein mit der Wechselwirkung ausgleichen sollen. Es ist die Aufgabe der ethischen Geister, ihre Innenthätigkeit und die Thätigkeit nach außen, das Empfangen von außen und das Verarbeiten des Empfangenen in die rechte Harmonie zu setzen und so die Persönlichkeit herauszubilden, deren metaphysische Grundlage die Substantialität des Geistes bildet. Dabei muß anerkannt werden, daß die Natur nach festen Gesetzen geordnet ist, die ihren zusammenfassenden Ausdruck im sogenannten Mechanismus finden. Man könnte sich nun die Einwirkung des Geistes auf diesen Mechanismus mit der Identitätsphilosophie so erklären, daß beide qualitativ dasselbe und nur graduell von einander verschieden seien. Allein davon will Dorner nichts wissen, in der Besorgniß, es möchte bei dieser Annahme entweder die Natur „idealistisch verduften", oder aber das Ich in den Naturproceß hinabgezogen werden. Die Art der Bethätigung des Geistes ist aber eine andere als die der Natur. Sehen wir also zu, wie Dorner das berühmte Problem der Wechselwirkung zwischen Geist und Natur glaubt lösen zu können. Es handelt sich darum, einerseits die Vereinbarkeit von Geist und Natur, andrerseits ihre Verschiedenheit metaphysisch zu begründen.

Dorner sucht nun die Auflösung dieser Schwierigkeit in der Richtung, daß er den Geist „als ein Atom unter den übrigen, aber als ein anders geartetes" auffaßt. Aus seinem Zusammenhang mit dem Naturmechanismus ergibt sich auch ein psychologischer Mechanismus, ohne welchen er keine entsprechenden Eindrücke von außen empfangen könnte. Trotzdem aber steht das Ich mit seiner einheitlichen Action als herrschendes Princip über dem psychologischen Mechanismus. Die Action der natürlichen Atome, d. h. ihre gesammte Wechselwirkung, wird einzig durch die Gesetze der räumlichen Bewegung bestimmt. Aber schon hier im Gebiet des bloß Natürlichen findet eine Stufenfolge oder Potenzirung statt, indem die allgemeinen Gesetze der Bewegung zwar auch für den organischen Körper gelten, aber hier näher bestimmt sind durch die chemische Gesetzmäßigkeit, diese wieder durch die eigenthümliche Gesetzmäßigkeit dieses bestimmten Organismus, dieser wieder durch die innere Beschaffenheit der Centralmonas und deren Actionen auf die übrigen Atome des Leibes u. s. w. Wenn so der Mensch eine lebendige Combination von gesetzmäßigen Actionen darstellt und insofern Mikrokosmus ist, wenn in dem Mechanismus der Natur die Grundlage für eine vernünftige Welt, also ein vernünftiges Element gegeben und der Geist zugleich mechanisch thätig ist, wenn demnach alle Weltelemente ohne Ausnahme durch den Mechanismus bestimmt sind, zugleich aber auch alle an der Vernünftigkeit theilhaben, dann mag sich diese Vernünftigkeit immerhin verschieden offenbaren, mag sie in der Natur sich bloß als Gesetzmäßigkeit der Atombewegung, im Geiste sich als Erhebung zum Selbstbewußtsein u. s. w. darstellen: mit der qualitativen Verschiedenheit von Geist und Natur ist es ein für allemal vorbei, und es ist absolut nicht einzusehen, warum Dorner gegen die Identitätsphilosophie polemisirt.

Diese ganze Polemik verliert erst recht allen Grund und Boden, wenn man, wie Dorner dies behauptet, die Garantie für die Vereinbarkeit von Geist und Natur nur in ihrem gemeinsamen Ursprung, d. h. in einem absoluten Wesen, findet, welches beide für einander geordnet hat. Es muß eine absolute Substanz postulirt werden, durch deren Action die endlichen Substanzen in einer bestimmten Zusammenordnung hervorgebracht werden. Allein damit gerathen wir in den Widerspruch der relativen (endlichen) und absoluten Substanz, woran schon Descartes gescheitert ist. Entweder gibt es relative Substanzen, dann ist eine von ihnen verschiedene absolute Substanz nicht denkbar, weil diese durch jene eingeschränkt und folglich auch nicht mehr absolut sein könnte. Oder aber es gibt eine absolute Substanz, dann können die sogenannten relativen Substanzen nur Scheinsubstanzen, d. h. in Wahrheit nur Actionen oder Functionen sein, in denen sich das Absolute äußert. Allein gerade gegen diese letztere Annahme sträubt sich Dorner, weil er fürchtet, es möchte ihnen damit das Maß freier Action genommen werden, welches für einen guten Grundwillen erforderlich ist. Dieser Einwand ist so trivial, daß man sich wundern muß, ihn von Dorner zu hören, der doch sonst mit der modernen Speculation so wohl vertraut ist. Von einer Beeinträchtigung der sittlichen Freiheit des Ich und damit einer Aufhebung seiner Verantwortlichkeit kann ja nämlich gar nicht die Rede sein, wenn man bedenkt, daß das Absolute eben nur actuell ist im endlichen Geiste, oder daß die Function des Absoluten eben gar keine andere als diejenige des endlichen Geistes ist. Ich muß mir meine That zurechnen, auch wenn ich nur eine Function des Absoluten bin, weil diese Function des Absoluten, soweit sie eine Beziehung auf das Ethische hat, mit derjenigen meines Ich zusammenfällt. Ich kann meine Schuld nicht auf das Absolute abwälzen, weil dieses, sofern es schuldig ist, nur ich selber bin; ich würde mich nur bei meinem eigenen Schopf erfassen, wenn ich hinter mir den wahren Thäter greifen wollte. Weit entfernt, daß die Annahme des concreten Monismus, wonach die Geister Functionen des Absoluten sind, die Sittlichkeit aufhöbe, macht diese vielmehr erst ein sittliches Verhalten möglich. Alle Sittlichkeit beruht auf der Abstraction vom Ich, auf Hintansetzung des eigenen Ich im Interesse höherer Zwecke. Wäre nun das Ich, wie Dorner annimmt, Substanz, wäre es ein für sich seiendes und auf sich selbst gestelltes Wesen, wie kann man da von ihm verlangen, es solle von seinem Ich, d. h. von der Grundlage seiner eigenen Existenz, absehen? Die Nichtsubstantialität des Ich ist mithin geradezu ein Postulat der Ethik.

Uebrigens läßt sich Dorners Annahme mit seinen eigenen Worten widerlegen. Dahin zielt es, wenn er die Geister und die Natur durch die Thätigkeit des Absoluten „beständig" hervorgebracht sein läßt, die Schöpfung mithin als eine „ewige" betrachtet. Vor allem aber liegt die Anerkennung des concreten Monismus darin, wie Dorner die Einheit des endlichen guten Willens mit dem unmittelbaren Willen Gottes betont. Nach Dorner ist die Frömmigkeit mit dem guten Willen eins, „so daß der den Menschen beseelende gute Geist Gottes eo ipso in ihm die Quelle der guten Gesinnung ist, so daß man nicht diese letztere von dem die Seele ergreifenden Gottesgeiste scheiden kann." — „Unsre gute Gesinnung ist die unsre, aber sie ist für den Frommen zugleich der in ihm wirkende gute Geist Gottes. Er weiß sich frei in Gott, seinen eigenen guten Grundwillen als die Offenbarung Gottes in ihm." „Nicht im Interesse unsrer Freiheit ist ein überweltlicher Gott zu postuliren (!) . . ., sondern in unserm Inneren ist Gott

Digitized by Google

wirksam, aber so, daß zugleich wir selbst wirksam sind, und das ist in dem Maße der Fall, als wir das sittliche Ideal, das nicht ein überweltliches, sondern ein gottgewolltes weltliches ist, uns voll zu eigen machen." Das ist genau die Ansicht des concreten Monismus, wie wir sie eben dargelegt haben, die hiemit also von Dorner selbst bestätigt wird. Damit ist aber auch zugleich seine Annahme der Substantialität des Ich auf ihren wahren Kern zurückgeführt und wir können dieselbe nun dahin modificiren, daß nicht die Substantialität des Ich, wohl aber die Realität der es constituirenden Functionen eine nothwendige metaphysische Voraussetzung der Ethik bildet. Gewiß: die Geister haben „ein gewisses Fürsichsein", sie haben auch eine innere Activität; sie sind durch ihre eigene That Einheitspunkte, welche im Erkennen die Welt umspannen und mit dieser in Wechselwirkung stehen: nur Substanzen, selbständige, auf sich selbst gestellte Wesen sind sie nicht, und wenn Dorner in der That auf den Ausdruck Substanz kein Gewicht legen will, so ist nicht einzusehen, warum er den Ausdruck Functionen abweist.

Zu allem diesen fügt Dorner noch ein letztes Postulat der Ethik, nämlich, daß auch das absolute Wesen selbst als sittlich und nicht als übersittlich angesehen werde, weil nur so der absolute Charakter des Sittlichen soll behauptet werden können. Mir scheint hiebei ein Mißverständniß vorzuliegen, das sich von selbst berichtigt, sowie man ernsthaft auf den Standpunkt des concreten Monismus hinübertritt. E. v. Hartmann, gegen welchen Dorner in dieser Hinsicht polemisirt, „bestreitet" ja gar nicht die Begründung des Sittlichen im Absoluten, er leugnet nur, daß das Absolute selbst das Prädicat des Sittlichen erhalten könne, weil es eben nur der Grund des Sittlichen sein kann. Insofern das Sittliche von Gott gewollt, d. h. in den Attributen desselben und ihrer endlichen Entfaltung vorgesehen ist, insofern ist es durch Gott „garantirt". Aber darum kann von einem Sittlichen doch eben nur in der Erscheinungswelt die Rede sein, in einer Welt der Vielheit, die allein die realen Bedingungen des sittlichen Verhaltens in sich schließt. Das Wesen dieser Erscheinungswelt dagegen ist als solches allen derartigen Bedingungen entrückt und in diesem Sinne übersittlich. Das Sittliche hat auch nur so lange Geltung, als eine Erscheinungswelt existirt. Wollte man / sich diese aufgehoben, die Attribute und Functionen des Absoluten, auf deren Thätigkeit sie beruht, sich wieder in Ruhe denken, so wäre damit auch die Geltung des Sittlichen aufgehoben. Das schränkt indessen den absoluten Charakter desselben gar nicht ein. Denn innerhalb der Erscheinungswelt, d. h. für die endlichen Subjecte, ist das Sittliche in der That der letzte, höchste Zweck, dem alle übrigen Zwecke untergeordnet werden müssen. Aber daraus darf nicht gefolgert werden, daß die Erscheinungswelt nun selbst eine absolute, der Weltproceß um des absoluten Zweckes willen unendlich sein müsse. Ein unendlicher Proceß kann nicht teleologisch geartet sein, weil in einem solchen das Ziel nie erreicht werden könnte. Ein teleologisch gearteter und darum endlicher Proceß dagegen kann wiederum nicht Selbstzweck, sondern höchstens nur Mittel für einen über ihn selbst hinausliegenden d. h. also in diesem Falle übersittlichen Zweck sein. Gerade weil das Sittliche eine absolute Bedeutung haben, nicht subjectiver, sondern objectiver realer Zweck sein soll, weil der Weltproceß von Natur auf diesen Zweck hin tendiren soll, muß man es folglich als ein Postulat der Ethik aufstellen, daß derselbe sowohl nach rückwärts wie nach vorwärts begrenzt sein müsse.

Unter allen von Dorner angeführten Postulaten der Ethik habe ich eines vermißt, nämlich dasjenige des Bewußtseins und der Persönlichkeit des Absoluten. Dies Postulat hat bisher in der Ethik eine so große Rolle gespielt und ist auch umgekehrt so häufig von der Metaphysik zur Begründung der absoluten Persönlichkeit herbeigezogen worden, daß sein Fehlen bei Dorner höchst auffällig erscheint. Man kann daraus nur schließen, es müsse doch wohl um die Sittlichkeit noch nicht gleich geschehen sein, wenn einer die göttliche Persönlichkeit leugnet, denn sonst hätte ein so umsichtiger und besonnener Denker, wie Dorner, sie doch gewiß nicht mit aufzuzählen unterlassen. Oder sollte wirklich unter den deutschen Professoren die Einsicht schon zu dämmern anfangen, daß man gut thut, das Dogma den Theologen zu überlassen, daß es dagegen eines Philosophen nachgerade unwürdig ist, für die absolute Persönlichkeit eine Lanze zu brechen?

So viel ist gewiß, was man gegen seine Ausführungen im einzelnen auch immer einwenden möge: daß Metaphysik und Ethik untrennbar zusammengehören, diesen Beweis hat Dorner für jeden Vorurtheilsfreien geliefert. Nicht bloß dient die Metaphysik zur Stütze der Ethik, indem sie das Vertrauen auf die Durchführbarkeit der sittlichen Aufgabe begründet, sondern umgekehrt bedingt die Ethik auch die Metaphysik und übt so einen Einfluß aus auf deren nähere Gestaltung, weil diejenigen Voraussetzungen, die unsre Vernunft im Interesse des sittlichen Selbstzweckes machen muß, nothwendig wahr sein müssen, wenn überhaupt unsre Erkenntniß eine wahre sein soll. Dorner hat mit Recht diese Wahrheit unsrer Zeit einmal wieder ins Gedächtniß gerufen, die dessen bedürftiger ist als je, und darum erschien es angezeigt, gerade diesen Punkt aus dem umfangreichen und gehaltvollen Werk besonders hervorzuheben.

Zur Geschichte des Burgtheaters.[1])

Vor einem Jahrzehnt schloß ich einen in diesen Blättern gedruckten Aufsatz: „Im Archiv der Comédie française" (Beilage 1886, Nr. 70 vom 11. März) mit folgenden Bemerkungen: „Wie ist es um die Archive des Burgtheaters bestellt? Wäre ein Forscher, der die innere und äußere Entwicklung dieses Instituts ergründen und schildern wollte, in der Lage, alle Materialien so bequem und übersichtlich zu sammeln, wie etwa ein Historiker der Comédie française? Die Antwortet lautet leider nur bekanntermaßen: rundweg nein. Laube (in seiner Monographie: Das Burgtheater) und Wlassak (in der Chronik des Burgtheaters) haben gleicherweise über den jämmerlichen Zustand der älteren Quellen geklagt. Die Stiftungsurkunde von Josephs Nationaltheater ist nicht aufzutreiben. Aber mindestens ebenso Wichtiges, die Vorschläge und Entwürfe Schreyvogels, die Correspondenzen dieses einzigen Mannes mit seinen Vorgesetzten, seinen Dichtern und Freunden, sind theils verzettelt, theils verschollen und vergessen. Niemand weiß recht, ob Holbein, Laube, Halm und Dingelstedt abschriftliche Belege ihres brieflichen Verkehrs mit auswärtigen Autoren dem Archiv des Hauses einverleibt oder nicht bloß als Privatmänner Episteln derart getauscht haben. Und so mancher weiß, daß die interessanten Gutachten, welche Kanitz für die französische und gegen eine stehende deutsche Bühne in Wien abgab, dem Chronisten des Burgtheaters brevi manu, wenn wir nicht irren, von einem Hofamte zur Verfügung gestellt wurden. Eine fest überkommene Ordnung trat Laube seinerzeit nur in dem alten Nister entgegen, einem wackern ausgedienten Soldaten, der Pünktlichkeit und Genauigkeit in Schreibgeschäften von seinem früheren militärischen Berufe herüberbrachte. Ein vollständiges Archiv des Burgtheaters hat dieser Brave freilich so wenig zu-

[1]) Geschichte des Hofburgtheaters. Von Oskar Teuber. II. Band des Gesammtwerkes: Die Theater Wiens. Heft VI und VII. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien. 1896.

stande bringen können, als dies irgendeinem andern möglich wäre: allein was heute noch zu retten wäre, das sollte, ja das müßte mit geringen Mitteln durch eine systematische Ordnung und Verwaltung der vorhandenen und künftigen Briefschaften des Burgtheaters gerettet werden. In allen Sorgen unsres politischen, in allen verdrießlichen Erscheinungen unsres literarischen und künstlerischen Lebens war diese Anstalt unser Trost und unser Ruhm. Eine würdige Geschichte ihrer Blüthe und Reife wäre das erfreulichste Capitel des Geisteslebens in Deutschösterreich; wie die Quellen aber heute fließen, wird kaum ein ernster Forscher an eine so mühevolle, von vornherein aussichtslose Unternehmung sich heranwagen. Ist doch selbst die Bibliothek des Burgtheaters so schwer zugänglich, daß Untersuchungen zur Geschichte der Einbürgerung Shakespeare's, Goethe's, Lessings und Schillers auf unsrer Bühne, mit anderen Worten eine Geschichte der Censur und Dramaturgie auf Schritt und Tritt uns verleidet, ja unmöglich gemacht wird. Von dem persönlichen Verkehr Grillparzers, Hebbels, Bauernfelds mit dem Burgtheater hören wir nur selten durch Zeugnisse und Gewährsmänner erster Hand. Und doch wären solche Studien künstlerisch und menschlich fruchtbarer, als die unerträgliche Kleinmeisterei der Stoff- und Sinnhuber, welchen F. Th. Vischer jüngst in seinem „Faust, der Tragödie drittem Theil" so kräftig die Wahrheit gesagt. Und doch wäre es, so hart vor der Uebersiedlung des Burgtheaters in das neue Haus, angezeigt, auch zu einer Reform seines Archivs und seiner Bibliothek zu schreiten. Wir haben der Einrichtungen der Comédie française in dieser Beziehung gedacht; sie wären mustergültig in jeder Beziehung, auch in der Geringfügigkeit des Aufwandes, welche diese Neuerung erfordern würde. Ein Seitengang auf einer Galerie ist leicht gefunden: ein paar Büchergestelle und Schriftenkasten, ein paar Glasverschläge zur Abgrenzung der Amts- und Studirzimmer, ein bischen Großmuth für einen talentvollen Poeten vom Schlage Coppée's, der vor seiner Wahl zum Akademiker weniger von seinen Versen als von seinem Gehalt als Bibliothekar der Comédie lebte; nicht zuletzt aber vollständiges Brechen mit den engherzigen verzopften Grundsätzen in der Verwaltung unsrer Hofbehörden, denen Arneth doch längst als Director des Haus-, Hof- und Staatsarchivs das gute Beispiel gegeben, wie man zugleich sehr patriotisch und sehr liberal sein kann.

Seit der Veröffentlichung dieser Zeilen ist die Rococo-Baracke am Michaelerplatz niedergerissen und der Prunkbau am Franzensring eröffnet, in der Fürsorge für die Archivalien des Burgtheaters aber wenig geändert, sicherlich nichts gebessert worden. Arneths Wunsch, zum mindesten die Acten des alten Hauses im Hof- und Staatsarchiv zu centralisiren, ist bis zur Stunde unerfüllt; die sog. „Todtenkammer" der Theaterbibliothek nach wie vor nur von Fall zu Fall, nicht etwa nach einer gemeingültigen Hausordnung, dem Forscher zugänglich. So konnte es geschehen, daß dem früheren artistischen Secretär des Burgtheaters, Baron Alfred Berger, der meines Wissens ursprünglich von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst zum Geschichtschreiber des Burgtheaters ausersehen worden war, von der ihm dazumal just nicht übertrieben wohlgesinnten Intendanz — sagen wir diplomatisch — gar zu mäßiges Entgegenkommen in Betreff der Benützung der Quellen ꝛc. bewiesen wurde. Der nächste, an den sich der damalige Secretär der Gesellschaft, der heute in Berlin thätige Kunsthistoriker Dr. Richard Graul, mit der Vorfrage wandte, ob er unter Umständen geneigt wäre, mit einem Stabe von Mitarbeitern seiner Wahl den Text zu dieser Festgabe der Gesellschaft zum 50jährigen Regierungsjubiläum von Kaiser Franz Joseph zu redigiren, hatte zufällig Kenntniß von dem Zwischenfall mit Berger und lehnte deßwegen ab. Sonst hätte die Anregung einer Theilung der verwickelten Arbeit manches für sich gehabt. Gewiß, die Bewältigung des mächtigen Themas durch Einen Berufenen, fast möchte ich sagen, durch den einzig Berufenen von der Vielseitigkeit Adolf Wilbrandts, der die erste deutsche Bühne als Kenner und Künstler, als Director und Dramaturg, als Literar- und Kunsthistoriker prüfen und richten könnte, gäbe die ideale, künstlerische Lösung der neidenswerthen Aufgabe. Nach Wilbrandt kam zunächst als der Würdigste und Fähigste ohne Frage Berger in Betracht, sofern die Geschichte des Burgtheaters Einem Erzähler mit Beruhigung anvertraut werden sollte. Andernfalls lag die Möglichkeit vor, ein Sammelwerk zu schaffen, in dem etwa Glossy, Weilen und Zeidler die vorangehenden Hof-, Volks- und Jesuitenkomödien; Minor die Zeit von Sonnenfels bis Schreyvogel; Berger und Glossy das Regiment Schreyvogels; Uhl und Speidel, Schlesinger und Valdek die Directionen von Deinhardstein, Holbein, Laube, Münch-Wolff, Dingelstedt, Wilbrandt, Förster, Joseph Bayer; Erich Schmidt, Schönbach die Einbürgerung der Classiker; Brandl und Meißner die Censurgeschichte Shakespeare's; Romanisten die Spanier, die älteren und die neueren Franzosen; Wlassak, Weltner und Teuber die Entwicklung der Verwaltung; Hevesi und Maler Fux Costüm- und Ausstattungswesen; Guglia und andere die Geschichte der Censur, der Kritik, der Stilwandlungen in der Schauspielkunst ꝛc. behandelt hätten. In einem solchen Lexikon des Burgtheaters wäre Raum gewesen für wohlgewählte Bilderproben aus unsern öffentlichen und Privatsammlungen (unter denen die Thimig'sche obenan steht); in einem solchen, Großes und Kleines, Liebhaber, Praktiker und Fachleute vereinigenden Grundbuche wäre weiter Raum gewesen für kritische Biographien aller Leiter und Mitglieder des Burgtheaters. Ein ausgeglichenes Kunstwerk, wie man es von einer einheitlichen Geschichte des Burgtheaters aus Wilbrandts oder Bergers Feder hätte erwarten dürfen, wäre dabei schwerlich zu Stande gekommen: wohl aber eine Quellensammlung, in der es an Meisterproben nicht gefehlt hätte.

Oskar Teubers Text zu den bisher erschienenen ersten zwei Heften des Prachtwerkes unsrer Gesellschaft für vervielfältigende Kunst behandelt recht emsig, nur ein wenig weitläufig und trocken, die Vorgeschichte des höfischen Schauspieles (Oper, Ausstattungsstück, Liebhaber- und improvisirte Komödien, Anfänge eines städtischen und höfischen Theaterwesens, Schul- und Hanswurstkomödie), durchweg vom besten Willen erfüllt, mehrfach auch mit neuen Angaben ausgestattet aus den Acten der Hofämter und Ministerien. An der Sprödigkeit des Stoffes mag es liegen, daß die recht gewissenhafte Darstellung mitunter dürr und mager erscheint. Hoffentlich hebt sich mit der wachsenden Bedeutung der Ereignisse auch der Schwung des durch seine fleißige Geschichte des Prager Theaters auch auf diesem Gebiete bekannten, durch seine publicistische Tüchtigkeit schätzenswerthen Verfassers. Möglich, daß er uns in den folgenden Heften durch tieferes künstlerisches Erfassen seiner Aufgabe überrascht und erfreut. Einstweilen vermögen wir Teubers verdienstliche Compilation nur als Bausteine zu einer künftigen, von Meisterhand aufzuführenden Geschichte des Burgtheaters, nicht als runde, künstlerisch angelegte Schöpfung anzusehen.

A. Bettelheim.

Mittheilungen und Nachrichten.

S.S. „Altes und Neues" von Karl Emil Franzos. Karl Emil Franzos hat „Halb-Asien" für die deutsche Literatur entdeckt und erobert. Wohl haben noch andere Autoren vor und mit ihm, so besonders der genialere und ursprünglichere Sacher-Masoch, das gleiche Stoffgebiet behandelt, aber Franzos ist der-

jenige deutsche Schriftsteller, der in der culturgeschichtlichen und novellistischen Durchwanderung jener fremden Welten seine größten Erfolge erzielt hat. Er hat aber nicht nur Sittenschilderungen aus dem Osten Europa's, galizische, ruthenische und russische Judengeschichten, sondern auch andere Novellen geschrieben, in denen die rein menschlichen Conflicte so bedeutend dargestellt sind, daß sie allein und nicht die Staffagen das Interesse beherrschen. Bei der Nennung seines Namens denken wir indessen zunächst an jene Arbeiten, die ihn zuerst und weithin bekannt machten. In vielen seiner Bücher spiegelt sich der Gegensatz ab, der in seiner Lebensgeschichte und seiner Entwicklung begründet ist: die moderne westliche Bildung inmitten alter, fremdartiger Sitten, freie Weltanschauung im Kampfe gegen Unbildung und Aberglauben. Zählt Franzos auch nicht zu den höchsten Spitzen der modernen deutschen Literatur, so ist er doch ein Schriftsteller, dessen Bekanntschaft dem Leser mancherlei Anregungen bietet. Er findet in ihm einen Erzähler, der viel Interessantes gesehen hat und es lebhaft und anschaulich wiederzugeben weiß, einen Mann, der über ernste Fragen tief nachgedacht hat und in vielen Dingen die ausgetretenen Pfade vermeidet. Die Bücher von Karl Emil Franzos hatten großentheils starken Erfolg beim Publicum und viele davon liegen in mehreren Auflagen vor; so jetzt der zuerst 1883 erschienene Roman „Der Präsident", den der Verfasser auch einmal dramatisch bearbeitet hat, so die „Tragischen Novellen", deren erste Auflage 1885 erschienen war. Neu ist „Der kleine Martin". (Alle in Berlin.) — Der stoffliche Inhalt ist in allen diesen Geschichten ungemein fesselnd, der Autor weiß uns für seine Gestalten lebhaft zu interessiren und es liegt in dem düsteren Walten des Verhängnisses, das hier fast durchweg eine starke Rolle spielt, etwas, was an die grellen Töne der Romantiker, an E. T. A. Hoffmann und Achim v. Arnim erinnert. Bei aller Verschiedenheit in der Behandlung der einzelnen Geschichten ist doch eine gewisse Wiederkehr ähnlicher Grundzüge und Situationen zu bemerken. „Der Präsident" findet in einer Unglücklichen, die wegen Kindesmordes angeklagt ist, mit Entsetzen seine eigene Tochter. Er hatte deren Mutter in jungen Jahren mit heißer Leidenschaft geliebt und war dann durch das Schicksal von ihr getrennt worden. Das erste Zeichen, das er von der Existenz seiner Tochter bekam, war die gegen sie gerichtete Anklageschrift. Er rettet die Unglückliche und büßt seine Schuld mit dem Leben. — „Der kleine Martin" hatte den Muth nicht, sich das Weib zu eigen zu machen, das bei ihm Rettung suchte, und als sie aus den Banden des Unwürdigen befreit worden, an den sie gefesselt war, und er sie für sich erringen wollte, da war es zu spät. Er versinkt im Trunk und findet seinen Tod in den Fluthen bei der Rettung einer alten Frau. — Der „Stumme", der nach einer freudlosen Jugend im Leben Unsägliches erlitten hatte, endigt auf ganz gleiche Weise, indem er ein Kind rettet und nun ruhig sterben kann, nachdem es ihm vergönnt war, ein Menschenleben zu erhalten. Diese Erzählung nimmt anfänglich wirklich den Anlauf zu tragischer Kraft und Größe, aber die Aufhäufung des Grausigen und Düsteren macht einen peinigenden Eindruck. Ueberhaupt kommen wir bei Franzos nicht zu der Befreiung der Seele, welche die tragischen Meisterwerke in uns hervorbringen. Eine Zügelung der ungemein reichen Phantasie, eine weise Selbstbeschränkung in der Fülle der Motive würde den durch eine reine und lebhafte Sprache ausgezeichneten Geschichten zum Vortheil gereichen.

* Durch einen merkwürdigen Zufall hat Hr. C. P. Butler in Knightsbridge in England die Bahn eines Meteors photographirt. Butler war am 23. November v. J. um Mitternacht damit beschäftigt, eine neue Linse in seine Camera einzusetzen und hatte letztere zu diesem Zwecke auf die Fensterbank gesetzt, wobei die Platte von 12^{10} bis 12^{20} unbedeckt war. Die Linse war ungefähr nach der Himmelsgegend, wo die Sternbilder des Perseus, der Andromeda und des Widders an einander grenzen, gerichtet gewesen. Als Butler die Platte am 25. entwickelte, bemerkte er auf derselben sofort einen Streifen, den er aber zuerst für einen Riß auf der Platte hielt. Nachdem diese jedoch völlig entwickelt und fixirt war, schien es dem Beobachter nicht zweifelhaft, daß er in dem Streifen die Photographie einer Meteors vor sich hätte. Um jeden Irrthum auszuschließen, forschte Butler nach, ob anderen Orts zu gleicher Zeit ein Meteor gesehen wäre, und er erfuhr, daß in der That ein solches um 12^{45} Nachts vom Kensington-Observatorium (London) beobachtet worden war, und zwar in derselben Himmelsgegend, wahrscheinlich zu dem Andromediden-Schwarm des 23. November gehörig; es wurde beschrieben als ein Meteor mit langer Bahn, von der Helligkeit des Jupiter. Wenn seine Helligkeit auf der Platte mit der der darauf befindlichen Sterne verglichen wurde, so mußte es nach danach wenigstens den Glanz eines Sternes erster Größe besessen haben. Das interessanteste war, daß sich auf der Photographie auch Details in der Meteorbahn erkennen ließen. Der Beginn des Streifens war außerordentlich fein, allmählich und stetig an Stärke wachsend, wie es dem immer stärker werdenden Aufleuchten des Meteors beim Eintritt in dichtere Schichten der Atmosphäre entspricht. Dann war deutlich wahrnehmbar, daß an einer Stelle der Körper auseinandergesprengt worden war; die Theile wurden nach allen Richtungen auseinandergeschleudert, während die Hauptmasse ihren Weg in bestimmter, aber gegen die ursprüngliche etwas geänderter Richtung fortsetzte. Es ist dies sicher das erstemal, daß das Schicksal eines Meteors auf so objective Art beobachtet worden ist.

γσ **Berlin**, 22. März. Die gestrige Monatssitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" ward von dem Vorsitzenden Geh. R. Waldeyer mit Gedächtnißworten eröffnet. Aus den Mittheilungen, die alsdann Sanitätsrath Bartels machte, verdient besondere Beachtung eine beabsichtigte Publication aus den Manuscripten des Ethnologen Mr. Peels über die Volksstämme in Assam, daneben Nachrichten über Ausgrabungen in Transkaukasien und Funde von Thonartefacten in Bosnien wie von menschlichen Resten an der dalmatinischen Küste. Dr. Reinke, der von 1863 bis 1895 auf Samoa zoologische Studien betrieben hat, legte die Resultate seiner Messungen an 91 melanesischen Eingeborenen von den Salomons-Inseln, Neu-Hebriden, Neu-Hannover und Samoa nebst zahlreichen Photographien dieser Stammestypen vor; er betonte, wie schnell in der Südsee durch das Eindringen europäischer Sitte und Cultur die Typen der eingeborenen Bevölkerung aussterben. Dr. v. Luschan hatte 30 afrikanische Schädelmasken ausgestellt, die Dr. Stuhlmann gesammelt hat. Es sind neben drei nilotischen Schilluk alles Bantaschädel, der Dschagga, Wassukuma, Wanyamwesi, Waganda, Wunyan, Nupe und anderer, außerdem zeigte er die Ceremonialmaske eines Motumotu-Mannes von den Papua, die aus einem großen Alligatorkopf mit Federn besteht. Dr. Standinger legte aus dem deutschen Togogebiet Fußringe und eigenthümlich nach arabischer Art geformte Schlüssel, sowie Gewichte vor, deren sich die Ashanti zum Abwiegen von Gold und Silber bedienen. — Darauf sprach Dr. Rodtling vom Geological Survey of India über die Pagoden von Pagan. Pagan, auf dem westlichen Theil der hinterindischen Halbinsel gelegen, ist heute ein großes Ruinenfeld, dessen Tempeltrümmer auf eine frühere Glanzperiode hindeuten, die das birmanische Reich durchlebte, und die Frage anregen nach dem Grunde, aus dem auf dieser dürren Sandebene auf 27^0 nördlicher Breite im heißen Centrum von Birma diese grandiosen Bauten einst aufgeführt wurden an Stellen, wo heute nur Kalkstein und wenig Nutzpflanzen sich finden. Hier in der Nähe des erloschenen Papadaun-Vulcans wurde, wie aus dem Studium der dort zahlreich gefundenen Inschriften hervorgeht, etwa um 100 v. Chr. eine Stadt von großer Ausdehnung gegründet und es erhebt sich nunmehr die Frage nach dem Baumeister dieser Steinmassen, die mit reicher Ornamentirung geschmückt sind, da wir heute in Birma gegenüber diesen soliden Monumenten nur Holzbauten antreffen, die ohne Kunst aufgeführt werden und oft den Flammen zum Opfer fallen. Um 1000 n. Chr. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts und dem damals erfolgten Einfall der Chinesen nach Birma erlebte Pagan seine höchste Blüthe; durch den Einfall ward viel zerstört. Die Pagoden selbst, um 1000 n. Chr. erbaut, fallen heute einerseits den Schatzgräbern, andrerseits der durch Pagan zu führenden Eisenbahn, für deren Baumaterial sie benutzt werden, zum Opfer. Soweit jedoch Mittel vorhanden sind, sucht auch die indische Regierung sie heute noch aufzunehmen; denn dazu dürfte es bald zu spät sein. Man kann bei den Pagoden nun in der Hauptsache zwei Typen des Tempelbaues unterscheiden, einmal das auf quadratischer Grundlage ruhende massive Bauwerk ohne Gänge im Innern, aber mit einem in Glockenform gehaltenen Oberbau gekrönt; alsdann einen Tempelbau, von gewölbten Hallen rings umgeben, eine oder mehrere Buddhafiguren im Innern enthaltend; daneben finden sich dann noch aberrante Typen, auch solche, die für die indischen Pagoden das Vorbild gewesen sind. Die von dem Vortragenden beigegebenen Aufnahmen der Grundrisse dieser Pagoden sind von den Birmanen, deren Talent für solche Arbeiten nicht gering ist, gefertigt; alle diese Pagoden sind in Kreuzesform gebaut und so

arkentirt, daß der längere Stamm des Kreuzes aufwärts gerichtet ist. Die architektonische Einheit aller dieser Tempelbauten bildet die Breite der Nische, in der die Godamofigur steht. Im Verhältniß von 3, von 5 und von 7 zu dieser Breite stehen die Diagonalen des inneren, des mittleren und des äußeren Blocks des Bauwerks; überhaupt wiederholen sich diese Zahlen, 3, 5, 7 bei den Theilen des Tempels mehrfach, so finden sich drei terrassenförmige Dächer, 5 Thore, eine Siebenzahl in der Ornamentik und dergleichen. In großen Projectionsbildern veranschaulichte nun der Vortragende diese gewaltigen Bauwerke mit ihrer feinen Ornamentik und dem bis ins kleinste und feinste ausgearbeiteten Detail der inneren Verzierung. Da steht die um 1100 erbaute Salomoni-Pagoda als zweistöckiges Heiligthum neben der gleich alten Domajandje-Pagoda, die mit Thoren geschmückten Anande- und Nagajaun-Pagode, letztere durch einen bienenkorbartigen Aufsatz bemerkenswerth; die Miaglassi-Pagoda stellt den glockenförmigen Typ dar, die Bubipayu-Pagoda ist das Vorbild für die indische Mohabodi-Pagoda geworden. Einen eigenthümlichen Eindruck machen die in schwarz und gelb dargestellten Fresken, sowie die dreifachen glasirten Kacheln; auch die den Backsteinen gleichförmig geschnittenen Sandsteinblöcke stellen uns die Kosten eines solchen Tempelbaus lebendig vor Augen. — Dr. Ehrenreich gab alsdann eine Ergänzung zu diesen Darlegungen, indem er eine Reihe von Bauten, Typen und Scenen aus Volksfesten in Birma durch das Skioptikon zeigte, die er auf einer vor drei Jahren daselbst zusammen mit Dr. Roetling gemachten Reise gesammelt hat. Die goldene Pagoda zu Rangun bildet den Mittelpunkt des Anfang März daselbst gefeierten Volksfestes, zu dem eine bunte Menge Volks zusammenströmt, die wir in ihren mannichfachen Typen zum Theil vor oder in Rasthäusern in der Nähe, aber unmittelbar vor der Treppe zur Pagoda und jenen zwei die Treppe flankirenden löwensphinxartigen Ungeheuern erschauen; 450 m mißt diese Pagode im Umfang und 120 m in der Höhe, von deren erster Plattform Elephanten und Löwensphinxe mit Menschenantlitz herabblicken. Der Ti, ein Gitterwerk aus Eisen, das vergoldet und mit Edelsteinen geziert ist, schützt das große aus Teakholz aufgeführte Bauwerk und gilt als Geschenk des Königs Mindanu aus dem Jahre 1871. Doch soll ein solcher Ti, der die Spitze ziert, nur an solchen Pagoden vorkommen, in denen sich echte Reliquien Godama's finden. Um diese Pagode herum steht eine ganze Stadt von solchen Pagoden religiöse Charakters. Es erscheint als eine That von besonderem religiösen Eifer, die Pagoda zu vergolden, und zu diesem Zwecke werden zu den Zeiten der Feste um die Tempel rings Goldblättchen feilgeboten. Ein Bild aus dem Alltagsleben der Birmanen ist der Holz tragende Elephant, dessen Geschicklichkeit in Sägemühlen kaum hoch genug geschätzt werden kann. Die Pagoden selbst sind Privatstiftungen wohlhabender Leute, die dazu gehörigen großen Klöster leisten durch die Verbreitung von Unterricht und Bildung dem Volke manch Gutes, und die Geistlichen werden darum geachtet. Ein malerisches Bild gewährt eine solche Klosterschule mit ihren laienaben und hockenden kleinen Scholaren, noch reizender gestaltet sich dieses Bild, wenn eine solche Schaar in einem jener mächtigen „Einbäume" auf den Fluthen des mächtigen Iravaddi dahin fährt. Da infolge des Aberglauben die Residenz von den Königen häufig gewechselt wurde, so entstanden nach einander Ortschaften, wie Abrapura, Rangun, Mondaleh, letzteres die heutige Residenz, durch 450 Tempel in modernem Typus ausgezeichnet. Neben dem Buddhismus hat sich indessen die alte Volksreligion erhalten, die in allen Dingen einen Schutzgeist für dieselben wollen sieht. Dieser Nat oder Schutzgeist ist besonders wirksam in Tegnua, woselbst es verschlossen gehütet wird und das Land vor Tigern schützen soll; demnach gelang es, von diesem „Nat" eine Photographie bei Magnesiumlicht herzustellen, die dessen Verwandtschaft mit Gottheiten offenbarte, wie sie sich auf den Molukken finden. Die Privathäuser bestehen meist aus Teakholz und Bambusrohr, ein Grund für die vielen Brände in Birma; nicht selten stehen auf dem Dache der Holzhäuser Töpfe mit Wasser gefüllt, für den Fall einer Feuersgefahr bereit. Ein merkwürdiger Umstand stellt in Birma die Frauen den Männern fast gleich, ja macht sie ihnen nicht selten überlegen. Das ist die ungemeine geschäftliche Gewandtheit der birmanischen Frauen. Die Tänze, welche bei den Volksfesten von großer Bedeutung sind, werden von den Tänzerinnen mehr durch Bewegung der Arme und Finger als der Füße dargestellt. Nicht uninteressant war auch das Bild des durch Verwandtenmord berüchtigten, heute in Madras gefangen gehaltenen ehemaligen Königs Tidu King, eines echt orientalischen Despoten. — Darauf sprach Geh. R. Virchow über den Kopf der Aliae, einer durch Geh. R. Prof. v. Kaufmann aufgefundenen Mumie, über deren Kopf auf das Enge einer siebenmal um den Leib geschlagenen Binde ein farbiges Bild gemalt war, das eine kräftige Frau von etwa 35 Jahren darstellt. An diesen Fund und seine Untersuchung hatte sich zwischen v. Kaufmann und Daaner v. Richter ein literarischer Streit geknüpft; nun hat Virchow den Kopf der Mumie daraufhin untersucht, ob an ihm, der stark eingetrocknet ist, etwaige Merkmale zu finden seien, aus denen man einen Anhalt ableiten könne für den Schluß, es sei das Bild, das sehr gut erhalten ist, ein Portrait der Todten. Die Untersuchung ergab, daß das gelbe Aussehen des Mumienkopfes, der nach dem Tode nicht geöffnet worden war, ein durch das Flußwasser entstandenes posthumes Product ist; ferner waren Mund, Ohren, Augen mit bräunlichen Harzpfropfen bedeckt, auch somit fanden sich Spuren dieses Harzes in denunen Flecken auf der Umhüllung der Mumie. Ferner fand Virchow, die Beschaffenheit des Schädels seien ehre derart, daß man danach auf ein junges Mädchen schließen könnte, während dies dem Bilde nach nicht der Fall ist, doch kommt der hohe Grad der Eintrocknung, den die weichen Theile des Gesichts erlitten haben, hinzu, und da die Differenzen zwischen Kopf und Bild bei Theilen auf Knochenbasis nur als sehr gering sich darstellen — so liegt der Mund nur um 11 mm niedriger, das Ohr nur um 7 mm bei dem Mumienkopfe als auf dem Bilde —, so ist die Wahrscheinlichkeit denkbar, daß Mumienkopf und Portraitkopf derselben Person angehört haben, wenngleich ein absoluter Beweis für die Identität des Bildes und des Kopfes schwer zu erbringen ist. Zum Schluß wies der Vorsitzende noch auf die neueren Untersuchungen von His über den Schädel Sebastian Bachs hin.

* **Berlin.** Die vor einiger Zeit gemeldete Wahl des Prof. Dr. Jacob Hendricus van't Hoff aus Rotterdam zum auswärtigen Mitglied der mathematisch-physikalischen Classe der hiesigen Akademie der Wissenschaften hat nun die Bestätigung erhalten. Van't Hoff genießt in deutschen Gelehrtenkreisen seit vielen Jahren den Ruf eines hervorragenden Forschers und hat als correspondirendes Mitglied der Akademie schon seit mehreren Jahren angehört. Neben Pasteur und Spencer wurde er 1895 zum auswärtigen Ritter des Ordens pour le mérite erwählt. 1852 in Rotterdam geboren, hat er in Delft, Leyden, Bonn, Paris und Utrecht studirt, wurde 1876 Lehrer an der Thierarzneischule in Utrecht, 1877 Lector und 1878 Professor der Chemie an der Universität in Amsterdam, an der er sein Lehramt vor etwa Jahresfrist aus persönlichen Gründen niedergelegt hat. Van't Hoff ist einer der Begründer der physikalischen Chemie, des Grenzgebietes zwischen Physik und Chemie, auf dem nach Ansicht der Fachgenossen die größten Errungenschaften der chemischen Forschung in Zukunft zu erwarten sind. Grundlegend war seine Arbeit über die Lagerung der Atome im Raume, mit der er die sogenannte Stereochemie schuf, die jetzt vornehmlich von deutschen Forschern eifrig angebaut wird. Ferner ist die von ihm aufgestellte Theorie des osmotischen Druckes und des Wesens chemischer Lösungen zu erwähnen, schließlich seine „Etude de dynamique chimique", in der seine umwälzenden Anschauungen zum klaren Ausdruck kommen. Der ausgezeichnete Gelehrte wird alle Voraussicht nach jetzt seinen dauernden Aufenthalt in Berlin nehmen, denn die ordentlichen Mitglieder der Akademie sollen an deren Sitze wohnen. Als Akademiker hat er überdies das Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten.

* **Budapest.** Der Reichstagsabgeordnete Emerich Szalay ist von seiner Ceylon-Expedition hieher zurückgekehrt. — Die juridische Facultät der hiesigen Universität hat die Candidationen für den vacanten Lehrstuhl des Verwaltungsrechts vollzogen. Mit überwiegender Majorität wurde prima loco vorgeschlagen der ord. öff. Professor an der Preßburger Rechtsakademie, Dr. Karl Kmety, der bekannte juristische Schriftsteller, der als Privatdocent drei Jahre lang auch an der hiesigen juridischen Facultät wirkte und zum Studium der Verwaltungswissenschaft durch die Regierung nach Paris und Berlin entsendet worden war; secundo loco Dr. Stefan Risó, Professor am Erlauer erzbischöflichen Lyceum; tertio loco Dr. Paul Kovács, Director der ev.-ref. Rechtsakademie zu Kecskemét.

* **Darpat.** Der Professor für allgemeine Geschichte, Dr. Richard Hausmann, ist nach 25jähriger Lehrthätigkeit an der Universität nach bis zum 1. September d. J. in seinem Lehramt bestätigt.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 26. März. Nummer 72.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Verantwortlicher Herausgeber Dr. Alfred Dove in München.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Uebersicht.

Die Bureaukratie in den Staaten Mitteleuropa's. Von Prof. Dr. Giuseppe Fiamingo. — Eine schwäbische Dichterin. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Bureaukratie in den Staaten Mitteleuropa's.

Von Prof. Dr. Giuseppe Fiamingo (Rom).

Die Bureaukratie ist eine der Hauptursachen der fortschreitenden Erhöhung der finanziellen Lasten der heutigen Staaten. Andere Hauptursachen sind die Heere, die Staatsschulden mit ihren Zinsen, das militärische Fortificationswesen. Für das letztere wird sehr häufig durch Specialcredite gesorgt, diese aber sind die Hauptursache der Vermehrung der Staatsschulden, die mit ihren Zinsen auf dem jährlichen Ausgabe-Etat lasten. So bewirken die stehenden Heere eine fortschreitende Erhöhung des öffentlichen Aufwandes der Staaten auf zweierlei Weise: direct und indirect; direct durch das fortwährende Anwachsen der jährlichen Ausgaben für Heere und Rüstungen; indirect durch die fortschreitende Vermehrung der Zinsen der Staatsschulden, welche hauptsächlich durch die besonderen Ausgaben für Wehrzwecke vergrößert werden.

Bekanntlich erkennen die Professoren der Nationalökonomie die Erhöhung der Staatsausgaben einmüthig als etwas Unvermeidliches, Nothwendiges an. Je weiter wir auf den verschiedenen Stufen der Civilisation emporsteigen, desto mehr müssen sich — sagen sie — ohne Zweifel die öffentlichen Bedürfnisse, die Bedürfnisse der Gesammtheit entwickeln. Die fortschreitende Entwicklung der öffentlichen Bedürfnisse laufe vollkommen parallel mit derjenigen der privaten Bedürfnisse. Je mehr wir in der Civilisation fortschreiten und unsre privaten Bedürfnisse sich steigern, desto mehr — behaupten jene Professoren — müssen ohne Zweifel auch die öffentlichen Bedürfnisse sich steigern.

Diese vollkommene Logik erscheint indeß etwas weniger absolut, weniger vollkommen, sobald wir einen Unterschied machen zwischen den verschiedenen Zweigen der staatlichen Thätigkeit, in denen eine raschere Erhöhung des Aufwandes stattfindet. Wenn wir dabei in der That sehen, daß die hauptsächlichste, auf doppelte Art wirksame Ursache der fortschreitenden Erhöhung der öffentlichen Lasten der Staaten gerade die Ausgaben für die Rüstungen, für das Werk der Zerstörung sind, wie läßt sich dann behaupten, daß diese Erhöhung unvermeidlich, nothwendig, wohlthätig, nützlich ist? Wohin gelangen wir schließlich, wenn wir in Bezug auf die Rüstungen in demselben Schritte vorwärts gehen, wie in den letzten Jahren? Das Heer ist nützlich, ist nothwendig, aber in gegebenen Grenzen. Während die fortschreitende Erhöhung der öffentlichen Ausgaben für messieurs les économistes, wie Thiers sagte, ein Beweis des Fortschrittes, der Civilisation ist, können wir wenigstens in der übermäßigen Erhöhung zu Kriegszwecken nichts anderes als einen Beweis der Barbarei, eines urthümlich kriegerischen Geistes erblicken.

Beschränken wir daher lieber unsre Betrachtung auf denjenigen Theil der Thätigkeit des Staates, der in wirklichen, eigentlichen öffentlichen Dienstleistungen besteht. Diese öffentlichen Dienstleistungen werden von einem Personal vollzogen, das wir mit einem allgemeinen, zusammenfassenden Ausdruck als Bureaukratie bezeichnen. Indem wir im Folgenden diese Institution einem ungefähr angestellten Vergleich unterziehen wollen, schließen wir also alle Angestellten des Kriegs- und des Marineministeriums, sowie auch alle bewaffneten Körperschaften, wie die Forstbeamten, Gefangenwärter, Grenzwächter, Schutzleute, aus. Wir haben ferner die vier Staaten Italien, Frankreich, Oesterreich, Preußen deßhalb gewählt, weil sie in ihrem Budget eine gewisse Gleichartigkeit aufweisen. Da nun erhält man folgende statistische Uebersicht:[1])

		Italien	Frankreich	Oesterreich-Ungarn	Preußen
	Bevölkerung .	29,780,900	38,343,192	23,895,413	29,957,367
Ordentliche Beamte	Anzahl . . .	58,447	106,722	41,405	26,095
	Summe der Gehälter in Lire	122,281,761	213,551,262	102,872,665	107,376,099
	Wohnungsentschädigung, sechsjährige Gehaltsaufbesserung, u. andere persönliche Vergütungen . .	11,447,905	11,941,021	52,365,849	19,192,869
Außerordentliches Personal, dessen Anzahl man nicht genau feststellen kann, u. außerordentliche Arbeiten		23,846,520	23,984,699	9,906,511	21,035,974
Verschiedene Personalausgaben, die nicht in die vorstehenden Spesenkategorien eingereiht werden können[2]) .		14,666,762	26,189,500	15,686,399	120,303,825
Insgesammt . . .		172,242,948	275,666,482	180,831,424	267,908,767
Auf den Kopf der Bevölkerung . .		5.78	7.19	7.57	8.94

1) Direzione generale della Statistica d'Italia. Compendio dei ruoli organici dello Stato. Roma 1895.

2) Die in dieser Reihe verzeichneten Summen ergeben sich theils aus Vergütungen und Entschädigungen, welche an ordentliche Beamte, die in der zweiten Reihe mit inbegriffen sind oder nicht, bezahlt wurden, theils aus Vergütungen und Gehältern an außerordentliche Beamte. So enthält bei Oesterreich-Ungarn die Ausgabe von 15,686,399 Lire die für die österreichisch-ungarische Reichsfinanzverwaltung (4 Millionen Lire), einige Ausgaben für Appellhöfe erster Instanz und andere Aufwendungen. Bei Preußen sind in der Ausgabe von 120,303,825 die Zuschüsse zur Verwaltung des Deutschen Reiches mit 114 Millionen Lire, die geheimen Ausgaben für öffentliche Sicherheit mit 2,843,977 Lire, die verschiedenen Ausgaben für öffentliche Gesundheitspflege mit 2,444,375 Lire, Proceßkosten und Vergütungen an Prüfungscommissionen u. s. w. inbegriffen. Bei Italien umfaßt die Ausgabe von 14,666,762 Lire die Zuschüsse zur Verwaltung des Domanialvermögens (392,000 Lire) und der Kirchengüter (150,000 Lire), die Leistungen an die

Die Anzahl der außerordentlichen Beamten erhellt nicht aus den Etats. Sie führen bloß die zur Bezahlung der außerordentlichen Arbeit bestimmten Summen auf, gleichviel ob dieselbe von einem nahezu ständigen Personal, das monatliche Besoldung, jedoch keine Pensionsansprüche hat, verrichtet wird, oder ob es sich um Löhne für augenblickliche und vorübergehende Arbeit handelt. Zur Feststellung der Anzahl dieser außerordentlichen Beamten hat Professor Rodio eine sehr geistreiche Inductionsmethode erfunden. Er geht von der Erklärung aus, welche der ehrenwerthe Hr. Fagiuoli in der Sitzung der italienischen Abgeordnetenkammer vom 25. April 1890 abgegeben, und derzufolge 4300 außerordentliche Beamte der verschiedenen Ministerien einen Kostenaufwand von 7,700,000 Lire verursachten. Außerdem zählte das Ministerium der Posten und Telegraphen in demselben Jahre ungefähr 16,000 außerordentliche Beamte, die den Telegraphenämtern dritter Kategorie und den Postämtern zweiter Classe angehörten, dazu die Postagenten auf dem Lande ꝛc., welche insgesammt eine Bezahlung von 12,700,000 Lire empfingen. Also haben wir in den zwei Classen außerordentlicher Beamter die Gesammtzahl von 20,300 Individuen, deren Bezahlung die Gesammtsumme von 20,400,000 Lire betrug, was ungefähr 1000 Lire für jeden außerordentlichen Beamten ausmacht. In runder Zahl können wir demnach die außerordentlichen Beamten in Italien auf 23,000 schätzen. Rodio zieht nun folgende weitere Schlüsse: Da der Durchschnitt der Gehälter der ordentlichen Beamten Italiens sich zu dem der französischen wie 3:4 verhält, dürfen wir annehmen, daß der durchschnittliche Gehalt der außerordentlichen Beamten, der in Italien 1000 Lire ist, in Frankreich 1300 beträgt. Dasselbe gilt für Oesterreich-Ungarn und Preußen. Theilt man nun die oben genannten Summen der in diesen Ländern für außerordentliche Arbeit aufgewendeten Ausgaben, so ergibt sich ungefähr folgende Anzahl außerordentlicher Beamter:

Oesterreich	Preußen	Frankreich
7600	33,400	18,400

So ersehen wir, daß in Bezug auf außerordentliches und ordentliches Personal die Bureaukratie am meisten in Frankreich entwickelt ist, dann kommt Italien, Preußen und zuletzt Oesterreich. In den lateinischen Ländern entwickelt sich daher das Uebel der Bureaukratie viel leichter als in den anderen. Und während in Italien und in Frankreich die Administrationen der Finanzen und des Staatsschatzes die größten Summen erfordern, sind es in Preußen und in Oesterreich die Verwaltungen der Posten und Telegraphen; dann kommen Cultus und Justiz und erst in beträchtlicher Entfernung, an dritter Stelle, die Administrationen der Finanzen und des Staatsschatzes.

Diese Thatsachen sind viel charakteristischer als die Ziffer, welche der Kostenaufwand für öffentliche Dienste pro Kopf der Bevölkerung ausmacht. Wenn diese Ziffer gleichwohl in Preußen bedeutend höher ist und sogar in Oesterreich diejenige Frankreichs etwas übersteigt, so hängt das von den höheren Gehaltsbezügen ab, welche die Beamten in diesen Ländern genießen. Während also in Italien die Gesammtzahl der Beamten 81,000, in Preußen aber 62,000 beträgt, beziffert sich der Gesammtgehalt dieser letzteren auf 267,908,767, der ersteren dagegen nur auf 172,242,948. Diese Thatsache erscheint um so bedeutsamer, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung Italiens und Preußens fast gleich ist. Nun muß die äußerst wichtige Thatsache in Betracht gezogen werden, daß bis 1883 die Vermehrung der italienischen Bureaukratie lediglich im Verhältniß zu den Ersparnissen geblieben war, die zur Zeit der politischen Einigung durch die Verschmelzung der öffentlichen Dienste gemacht worden waren. Das heißt, 1883 war beinahe ein gleiches Beamtenpersonal wie 1859 vorhanden. In sieben Jahren aber, von 1883 bis 1891, wurde dieses Personal um 11,000 Beamte vermehrt.[1]) Andererseits beginnt mit dem Jahre 1886 oder 1887 die schwere ökonomische Krisis, die Italien noch heute heimsucht.

Die fortschreitende Steigerung der öffentlichen Ausgaben steht also, anstatt mit der Entwicklung der Civilisation verknüpft zu sein, größtentheils vielmehr im Widerspruch mit ihr. Oder könnte man sagen, daß Italien, weil es eine stärker entwickelte Bureaukratie hat, darum auch civilisirter sei, als Oesterreich und Preußen? Vergleiche sind mißlich und ich will deßhalb nicht bei diesem beharren. Die Thatsache aber steht fest, daß die Bureaukratie einen erstarrenden Einfluß übt, daß sie das ganze Getriebe des Privatlebens, die ganze sociale Entwicklung verlangsamt. Weit entfernt, die Civilisation zu entwickeln, ist sie ein Hemmschuh für diese. Die Länder, welche am meisten zur Entwicklung ihrer eigenen Bureaukratie gethan haben, schreiten daher am langsamsten vorwärts und entwickeln ihre social-ökonomische Thätigkeit am langsamsten.

Anstatt im allgemeinen an die Entwicklung der Civilisation geknüpft zu sein, ist die Entwicklung der Bureaukratie und der öffentlichen Dienste an den Parlamentarismus geknüpft. Mit Parlamentarismus nämlich haben wir es zu thun, wo das parlamentarische System schlecht functionirt. Der Parlamentarismus aber triumphirt in den lateinischen Ländern und hier haben wir die größte Entwicklung der Bureaukratie constatirt, die in keinem Verhältniß zu derjenigen in Deutschland und Oesterreich steht. Die übermäßige Entwicklung der Bureaukratie ist ein Zeichen der parlamentarischen Corruption.

Hypothekenverwahrer, die Steuereinnehmer ꝛc. ꝛc. Bei Frankreich endlich enthält die Ausgabe von 26,189,500 Lire für Steuererhebung 15,470,500 Lire, für den Geheimdienst der öffentlichen Sicherheit 1,600,000, für die nationalen Lyceen 9,119,000 Lire.

[1]) *R. Rensi*, La burocrazia di stato in Italia. Torino 1895. Aber die Vermehrung ist noch bedeutender im Dienste des Fortificationswesens und der Armee. Hier ist man von 952 Angestellten oder Besoldeten, die 1859 auf 1000 Einwohner trafen, zu 984 im Jahre 1883 und zu 1025 im Jahre 1891 gelangt. Die Ausgaben haben sich von 2.99 Lire auf einen Einwohner im Jahre 1859 auf 5.56 und 6.11 Lire in den Jahren 1883 und 1891 gesteigert.

Eine schwäbische Dichterin.

Es gibt in dem mit Dichtern und sonstigen dichtenden Individuen so reich gesegneten Schwabenland nur sehr wenige „Dichterinnen". Woher das kommt, dafür lassen sich ja wohl mancherlei Gründe anführen. Jene mit einer rein schriftstellerischen Thätigkeit nothwendig verknüpfte Art von Frauenemancipation, die nichts von hausmütterlicher und hausfräulicher Thätigkeit wissen will und wissen kann, erscheint dem Schwaben immer noch und trotz aller Fortschritte als ein gewisser Ausnahmezustand im Leben des Weibes, der sich seiner Anschauung nach nur wenig oder gar nicht mit Frauenpflichten und Frauenrechten verträgt. Darüber mit ihm zu rechten, ihn am Ende gar eines besseren belehren zu wollen, wäre vergebliche Liebesmüh; Bildungsmächte, die Jahrhunderte lang in Haus und Familie, geheiligt durch die Tradition, das geistige Leben bestimmten, lassen sich nicht in wenigen Jahrzehnten verdrängen durch sociale Forderungen, die, begründet durch die Zeitverhältnisse, auf neue Bahnen überleiten sollen. Und so wenig der Schwabe im öffentlichen und politischen Leben ein Unruhstifter und Umstürzler ist, so sehr er es auch hier vorzieht, in stillem, aber auch um so zäherem Widerstand sich zu stemmen gegen neue Strömungen und Gewalten, ebenso sehr will er da, wo es das Gebiet seines

geistigen Lebens gilt, nur zögernd und manchmal recht unliebenswürdig und eigensinnig nörgelnd und krittelnd, Schritt für Schritt Raum geben den Ansprüchen einer neuen Zeit. Conservativ und liberal zugleich, in der Politik ein demokratischer Realist von schärfster Prägung und daneben doch wiederum ein eifriger Verfechter von allerlei socialen Utopien, ein Träumer und Mystiker, und zugleich auch literarisch noch ein Idealist, dem das Wehen und Stürmen einer neuen Zeit noch immer nicht passen will, hat er viele Mühe, sich überall zurechtzufinden und in der unheimlich raschen Flucht der Erscheinungen auf allen Gebieten immer wieder den Punkt zu finden, der es ihm ermöglicht, einen Compromiß zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu schließen. Unserm geistigen Leben auf allen Feldern und insonderheit auf dem politischen und literarischen fehlt das aggressive Element und die subjective Erfassung der Thatsachen, die ja heutzutage doch mehr und mehr die Oberhand gewinnt. Wir halten auch hier nur zu eigensinnig fest an der idealen und darum angeblich einzig richtigen Objectivität, die freilich noch niemals belebend und befruchtend gewirkt hat, dieweil alle Reformen, sociale und politische wie literarische, stets nur von einem gewissen Uebermaß subjectiven Empfindens und persönlichen Erfassens der gegebenen Verhältnisse bestimmt und geleitet wurden.

Man ist vielleicht geneigt, zu fragen, was diese anscheinend etwas weitschweifigen Erörterungen mit einem Thema zu thun haben, das nichts mehr und nichts weniger behandeln soll, als die Charakteristik einer deutschen Dichterin. Da indessen diese Dichterin, Isolde Kurz, zugleich Schwäbin ist, und da sich in ihrem ganzen literarischen Wirken, das vor allen Dingen unter dem Zeichen einer starken und eigenartig energischen Persönlichkeit steht, eben diese Stammesangehörigkeit immer wieder und wieder zeigt, so durfte wohl hievon etwas eingehender die Rede sein. Zumal es sich um einen Namen handelt, der unsres Wissens noch keineswegs in weitere Kreise gedrungen ist und namentlich in der deutschen Frauenwelt nur wenig genannt wird. Eine Thatsache, die in gewissem Sinne der Dichterin nur zum Ruhme gereichen kann. Denn einmal fehlt ihr jene weniger staunenswerthe, als manchmal geradezu unheimliche Productivität, die heutzutage namentlich bei unsern Frauen einzig und allein als das Zeichen eines echten Talentes gilt, und sodann ist Isolde Kurz, deren äußerer Lebensgang zudem nichts, auch gar nichts Außergewöhnliches, oder nach moderner Anschauung „Interessantes" bietet, gründlich abhold aller Weichlichkeit und unfruchtbaren Gefühlsschwelgerei, weil ihr Dichterange in des Menschenlebens Tiefen andere Conflicte schlummern und andere Mächte walten sieht, als diejenigen einer weltscheuen Aufopferung jeder Individualität. Hierin, wie in so manchen anderen Zügen berührt sich Isolde Kurz insonderheit mit Marie v. Ebner-Eschenbach, und wenn wir sie als deutsche Dichterin neben jene stellen, so thun wir das unbeschadet des augenblicklichen Ruhmes von Talenten, wie desjenigen einer Johanna Ambrosius und anderer, deren Werth uns freilich trotz aller, zum Theil eben auch auf unser sensationslüsternes Publicum berechneten Reclame doch etwas problematisch zu sein scheint.

Indessen — wir haben vielleicht mit alledem unsrer Darstellung schon etwas vorgegriffen. Man darf es ja heute nicht versäumen, so ausführlich wie möglich auch die äußeren Lebensumstände einer Dichterpersönlichkeit zu schildern, und es gibt, wie bekannt, Leute, die dem schon erwähnten Sensationsbedürfniß des verehrten Publicums die weitestgehenden Concessionen machen, während sie mit diesem der etwas eigenartigen Meinung sind, daß Talent und ruhige Lebensführung nichts mit einander zu thun haben. Wir wüßten uns sonst den Ruhm so mancher Tagesgröße wohl kaum zu erklären, und so sehr wir es bedauern, daß Dichterinnen vom Schlage einer Isolde Kurz um ihretwillen gar oft übersehen werden, so wenig beneiden wir andrerseits diese ihre Rivalinnen um ihren nicht immer mit den reinsten und würdigsten Mitteln erworbenen Ruhm. Es ist ein glücklicher Zufall, der uns in die Lage setzt, über die äußeren Lebensschicksale von Isolde Kurz zwei zuverlässige Mittheilungen zu Worte kommen zu lassen. Die eine derselben stammt aus der Feder einer ihrer Freundinnen, Emmy Becher, der geistvollen Tochter des aus der 48er Zeit wohlbekannten Rechtsanwalts Becher aus Stuttgart, und die andere rührt aus einem Briefe her, den die Dichterin selbst an den Schreiber dieser Zeilen richtete. Man mag den nicht mehr ganz seltenen Selbstbiographien moderner Dichter und Dichterinnen nicht ohne ein gewisses Mißtrauen entgegenkommen, und dasselbe erscheint auch, um gleich zwei Extreme zu nennen, angesichts von Büchern, wie desjenigen von Felix Dahn oder des von einer geradezu kindlichen Eitelkeit zeugenden Buches von Thekla v. Gumpert, keineswegs ungerechtfertigt. Man wird, so denken wir, der einfachen Art und Weise, wie Isolde Kurz von sich erzählt, um so mehr Verständniß entgegenbringen. Beide Mittheilungen ergänzen einander aufs beste, umsomehr, als ja auch E. Becher ihre Schilderungen wohl zumeist aus den Berichten der Freundin schöpft. Dabei dürfen wohl die Lebensschicksale des Vaters Hermann Kurz, des leider zu schnell vergessenen Verfassers von „Schillers Heimathjahren", der Hauptsache nach als bekannt vorausgesetzt werden.

Isolde Kurz ist im December 1853 in Stuttgart geboren. Hermann Kurz, der damals die Redaction des „Beobachters", des Organs der schwäbischen Volkspartei, leitete, befand sich zu jener Zeit in sehr ungünstiger äußerer Lage, die Kindheitszeit seiner Kinder mag für den Vater eine schwere Zeit gewesen sein, was aber den von warmer Liebe umfangenen Kindern selbst nicht zum Bewußtsein kam. Wenige Jahre nach Isoldens Geburt zog sich die Familie nach Obereßlingen, einem kleinen Weiler in der Nähe der alten malerischen Reichsstadt Eßlingen, zurück, wo die Mutter ein altes einfaches Häuschen und einen verwilderten Garten besaß, der so recht dazu angethan war, einer träumerischen Kinderseele eine ganze Welt darzustellen. Dort wuchs das kleine Häuslein in beneidenswerther Freiheit auf: Edgar der älteste Knabe, jetzt ein angesehener Arzt in Florenz, dann Isolde und die beiden jüngeren Söhne Alfred und Erwin, der erstere gleichfalls Arzt, der zweite ein hochbegabter Bildhauer, Schüler von Adolf Hildebrand in München. Die Mutter, eine feingebildete, geistvolle und warmherzige Frau, leitete die ganze Erziehung und den Unterricht selbst, Isolde Kurz hat wohl niemals eine öffentliche Schule besucht. Sie lernte von der Mutter und mit den Brüdern die alten Sprachen, und die Zeile „Du lehrtest am Homer mich lesen", beruht auf buchstäblicher Wahrheit. Ausgeschlossen aus dem Gesichts- und Ideenkreis der Kinder war das Christenthum, und zwar so consequent und vollständig, daß sie wohl in der Schule das erste Wort davon vernahmen, wo die Knaben übrigens vom Religionsunterricht dispensirt waren. Der kleine Besitz in Obereßlingen war mittlerweile verkauft worden, und die Familie siedelte nach Kirchheim unter Teck, einem freundlichen Landstädtchen Schwabens, über. Hermann Kurz war immer ohne Anstellung, und die Sorge um seine Familie wirkte hemmend auf seine literarische Thätigkeit, so daß er den Kindern um jene Zeit durch gedrückte Stimmung wohl ziemlich unverständlich blieb. Im Jahre 1864 erfolgte die Berufung als Universitätsbibliothekar nach Tübingen, durch die er eine angenehme, ihm

entsprechende Arbeit und geregelte, wenn auch bescheidene Verhältnisse erlangte und außerdem für die Erziehung seiner Kinder am rechten Orte war. Hier nun erwuchs Isolde Kurz zur jungen Dame, und daß sie als Dame, die mit einer ausgeprägten Vornehmheit der Erscheinung und des Auftretens viel Sinn und Geschmack, sich zu kleiden — die Dichterin schneidert selbst meisterhaft — und eine Leidenschaftlichkeit für Sport, Reiten, Schlittschuhlaufen verband, aus dem schmucklosen Rahmen ihrer Häuslichkeit hervortrat, erregte natürlich in der kleinen Stadt großes Befremden. Nun beschäftigte sich Isolde Kurz auch sehr viel mit neueren Sprachen, lernte u. a. Russisch und machte ihre ersten Uebersetzungen, unter denen namentlich Emersons „Neue Essays" eine hervorragende Stellung einnehmen. Durch die Brüder entwickelte sich im Hause ein lebhafter Verkehr von jungen Leuten, und eine große Anzahl begabter Studenten sammelte sich um die geistig lebendige, anregende Mutter und widmete dabei auch der Tochter eine mehr oder weniger leidenschaftliche Bewunderung, die von ihr aber ausnahmlos kühl aufgenommen wurde. Seitdem Paul Heyse den Vater zur Theilnahme an der Herausgabe des „Novellenschatzes" bewogen hatte, knüpften sich auch nach dieser Seite hin neue Fäden an, und Besuche in München boten der jungen Schriftstellerin mancherlei Anregung, die sie um so höher schätzte, als der Aufenthalt in Tübingen für sie etwas unerquicklich war, da sie die Enge und Kleinlichkeit der dortigen Verhältnisse besonders empfand.

Im Jahre 1873 erfolgte der Tod des Vaters, der ihr sehr nahe ging, und als sich drei Jahr später der älteste Bruder, mit dem sie in einem besonders innigen Verhältniß stand, entschloß, sich in Florenz als Arzt niederzulassen, siedelte die Familie mit ihm dorthin über — für die Entwicklung der Dichterin eine überaus günstige und nothwendige Aenderung. Ein reicher Kreis von Künstlern und Literaten ging bei ihr aus und ein, sie verkehrte sehr viel in italienischen Familien, studirte Italiens Sprache, Kunst und Geschichte und hat besonders über die Zeit der Mediceer eingehende Studien gemacht, als deren künstlerisches Resultat die „Florentiner Novellen" zu bezeichnen sind. „So ist sie", schließt Emmy Becher ihre biographische Skizze, „geworden, was sie jetzt ist, eine großartig angelegte, große und warmfühlende, edle und vornehme Natur von ausgesprochenster Weiblichkeit, nichts Menschlichem fremd und doch hoch über allem Alltäglichen stehend, keines kleinlichen Gedankens fähig, aber, wo sie sich ganz gibt, oft von einer bezaubernden Kindlichkeit. Zur schwäbischen Heimath steht sie jetzt, da der Durst nach Welt und Freude gestillt ist, im innigsten Verhältniß. Im gesellschaftlichen Verkehr alle Formen vollkommen beherrschend, spricht sie nur, wenn sie dazu angeregt ist, dann aber hinreißend gut und plastisch klar. Ein ganz besonderes Interesse widmet sie den Forschungen in Afrika, die ihren Sinn für Heldenthum fesseln."

Als Ergänzung hiezu mag die Schilderung von Isolde Kurz selbst gelten: „Eine Schule habe ich niemals besucht, sondern lief frei wie ein Füllen, eignete mir aber doch theils auf Wunsch der Mutter, theils aus eigenem Interesse die classischen Sprachen an, während ich die modernen auf Reisen und im vielen Verkehr mit Ausländern erlernte. Aber alles geschah ohne Regelmäßigkeit und Ordnung, was ich später stets bedauerte. Dagegen war ich eine unersättliche Leserin, so weit ich nicht eigenen Productionen nachhing, die ich stets vor Eltern und Geschwistern verheimlichte, und trieb mit Leidenschaft jede Art von Sport, die mir erreichbar war. Jugendfreundschaften hatte ich so gut wie keine und litt sehr unter der Vereinsamung, die nothwendig aus dem Contrast meiner freien Erziehung mit den spießbürgerlichen Verhältnissen der Heimath entsprang. Als ich die Enge gar nicht mehr ertrug, zog ich gemeinsam mit meinem Bruder, der an der Akademie studirte, nach München, wo ich mich mit Uebersetzungen (ich trieb dieses Handwerk schon seit meinem dreizehnten Jahre) und mit eigenen poetischen Erfindungen beschäftigte, die ich zum erstenmal an die Oeffentlichkeit brachte. Dort führte mich unser verstorbener Freund Ludwig Pfau im Hause des geistvollen Componisten R. v. Hornstein ein, mit dessen liebenswürdiger, reichbegabter Familie ich mich schnell aufs innigste befreundete. Im Hornstein'schen Hause verkehrte alles, was in Literatur, Kunst und Wissenschaft einen Namen hatte, und ich lernte dort das Glück einer höheren Geselligkeit kennen, das ich bisher auch nicht im Traum für möglich gehalten hätte. Außerdem stand ich von meinem Vater her in freundschaftlichen Beziehungen zu den Häusern der Dichter Paul Heyse, Wilhelm Hertz, Hermann Lingg. Dennoch litt es mich auch dort nicht lange, ich fühlte mich selbst noch zu unfertig und strebte nach neuen stärkeren Eindrücken und einer abermaligen Erweiterung meiner Grenzen. Daher, als nach dreiviertel Jahren meine Familie der Gesundheit meines jüngsten, schwer leidenden Bruders wegen nach Florenz übersiedelte, gab ich unbedenklich das liebgewordene München auf und schloß mich den Meinigen an. In Italien erst wurde ich die ewige Unruhe los und fand mich in Uebereinstimmung mit meiner äußeren Umgebung. Was mir das herrliche Land und sein Künstlervolk geworden sind, das steht auf jeder Seite, die ich geschrieben habe. Schließlich erfuhr ich aber doch, daß es nicht möglich ist, sich ganz einer fremden Nation anzuschließen, wie viel der eigenen Natur verwandte Züge man auch in ihr finde. Immer stärker sehnte ich mich nach Deutschland zurück, um nur einmal wieder in unsern Eichenwäldern unsre Bauernbursche ein schwäbisches Volkslied singen zu hören oder den süßlichen Neckargeruch einzuathmen, der mir von meiner Kindheit her so gut in Erinnerung ist. Darum lebe ich jetzt seit einer Reihe von Jahren, soweit es die Verhältnisse gestatten, abwechselnd zwischen zwei sehr unähnlichen Nationen und Culturen, von denen ich keine entbehren kann, und verstehe mich jetzt auch, wenn ich von außen komme, besser mit meinen Landsleuten, weil doch der Anblick so viel ernsten Strebens nach dem ewig lächelnden italienischen Schlendrian wohlthut."

Damit wäre gesagt, was über den äußeren Lebensgang der Dichterin gesagt werden kann. Wer sich nicht aus ihrer offenbar freudlosen Jugend so eine Art von Roman eines Kindes zusammenstutzen will, wird darin nichts finden, was irgendwie von der Lebensbahn eines Mädchens, dessen Eltern mit widrigen Schicksalen zu ringen hatten, abwiche. Es mußte das nur die durchaus eigenartige Erziehung und Selbstbildung des Mädchens sein, über deren ethischen Werth sich mancherlei debattiren ließe, obwohl die Frage nach dem Gelingen eines solchen Experiments durch die Persönlichkeit der Dichterin am schnellsten beantwortet ist. Originelle Charaktere, und mit einem solchen haben wir es bei ihr ja doch wohl zu thun, bedürfen auch einer originellen Erziehung, bei ihnen ist in der That die Selbstbildung das Bestimmende, und es bleibt denen, die auf dieselben einwirken können, zumeist nichts anderes zu thun, als ihnen die richtigen Wege zu zeigen und im übrigen es dem Geschick anheimzugeben, ob sie diese wandeln wollen oder nicht. Ein Problem bleibt eine solche Erziehungsmethode freilich unter allen Umständen, zumal bei einem so vielseitigen und besonders reich veranlagten Talent, wie demjenigen von Isolde Kurz, das nach allen seinen Aeußerungen sich zumeist nur von einer, im besten Sinne des Wortes gesagten, trotzigen Eigenart und dem unanfechtbaren Rechte der Selbstbestimmung leiten läßt. Solche Menschen finden vielleicht später, aber dann auch um so sicherer, den Weg, den sie gehen müssen,

und sie schreiten auf demselben dahin mit jenem starken und vollberechtigten Selbstbewußtsein, das nur derjenige in sich tragen kann, der auch dem Leid und der Sorge des Daseins seinen vollwerthigen Tribut entrichtet und selbst die Verirrungen, die keiner edel veranlagten Natur erspart bleiben, zu rechtfertigen weiß als Aeußerungen eines ehrlichen Strebens, sich zurechtzufinden in den Widersprüchen des menschlichen Daseins. Eine Stütze und Wehr in diesem Kampf um die Weltanschauung zu finden, dazu bedarf es freilich einer starken und energischen Denkungsart, bedarf es vor allen Dingen einer unbedingten Klarheit über das eigene religiöse Empfinden. Ohne religiösen Schulunterricht aufgewachsen sein, wie Isolde Kurz, heißt nach lange nicht ohne religiöse Erziehung geblieben sein, wenn man das religiöse Moment nur in dem richtigen Sinne als die freudige und selbstlose Hingabe an den Gottesgeist in der Natur und Geschichte, als das Gefühl selbstgewählter Abhängigkeit dan seinem Schalten und Walten betrachten will. Denn religiöses Gefühl ist etwas anderes als Glaube, es steht zu ihm im gleichen Verhältniß wie die Freiheit des Geistes zur Disciplin der Schule, es ist das echte und rechte Menschenthum gegenüber dem Zwang und der Schablone scholastisch-confessioneller Traditian, das sich seine Tröstungen und Glaubenssätze überall da sucht, woa es Reinheit der Gesinnung und muthigen Verzicht auf alle transscendentalen Träumereien und Hoffnungen zu finden glaubt. Das ist vielleicht nicht christlich im engeren und landläufigen Sinne des Wortes, allein es ist darum nicht weniger verehrungswerth, zumal wenn es in einer so idealen und edlen Gestalt vor uns tritt, wie in den Dichtungen von Isolde Kurz. In den trüben Tagen ihrer Kindheit hat ihr, wie sie selbst in einem ihrer schönsten Gedichte sagt, nur die Sonne Homers gelächelt, und sie hat sich damals schon aus einer Welt der Kleinlichkeit und nüchternen Alltäglichkeit hinübergerettet in die heitere und ewig helle Götter- und Heroenwelt der Hellenen. Nikolaus Lenau hat einmal in seinem „Savonarola" als den größten Zauber, durch den uns die Antike rühre, den bezeichnet, daß sie am Schmerz, den sie nicht zu trösten wisse, sanft vorüberführe; Isolde Kurz hat in einem großen Theil ihrer „Gedichte", die, um das gleich in den herkömmlichen Phrasen zu berichten, bei ihrem erstmaligen Erscheinen bedeutendes Aufsehen erregten, diese Melodie, auf welche ja ihre ganze Weltanschauung gestimmt ist, festgehalten und ihr namentlich in dem tief ergreifenden Liedercyklus „Asphodill" Sprache und Ausdruck verliehen. Wenn diese Lieder trotz ihrer classischen Stimmung und ihres Apparates an antiken Worten und Formen nicht antik nach akademischem Sinn genannt werden können, so liegt dies wohl in erster Linie daran, daß in ihnen die antike Weltanschauung durchdrungen ist von jenem lebendigen Naturgefühl und jener frommen Hingabe des eigenen Ich an die ewig schaffende und ewig zerstörende Kraft, die wir kurz und gut nur christlich im eminentesten Sinn des Wortes nennen können. Diesem christlichen Gedanken, dessen idealste Verklärperung Isolde Kurz selbst in der Persönlichkeit des Weltenheilandes sieht und dem sie in einem ihrer gehaltvollsten Gedichte „Weltgericht" Ausdruck gegeben hat, begegnen wir in ihren Dichtungen oft und viel, und wenn auch da und dort ein Ton mächtigen Heimwehs und stiller Sehnsucht nach einer Ruhestätte für die leidensmüde Seele durchklingt, die sich über dem Jammer des Erdenlebens in jenseitigen Höhen so gern ein neues Leben und eine neue Daseinsfreude erträumen möchte — in starker und muthiger Resignation kehren die Gedanken der Dichterin doch immer wieder zurück zur Erde, deren Frühlingspracht und Winterstürme im ewigen Wechsel von Werden und Vergehen ein unvergängliches Evangelium verkündigen. Hassen und Lieben sind wandelbar, und glücklich ist allein derjenige, den sie gelehrt haben, sich selbst vertrauen und jenseits von Gut und Böse festzuhalten an dem Glauben, daß ein Leben voll und ganz nur ausleben kann, wer muthig verzichtet auf alle Hoffnungen, die über die Grenzen unsres Erkennens hinausgehen! Das ist freilich keine Moral für den Alltagsmenschen und ihre Poesie taugt nicht für jene Durchschnittsgeister, die sich nicht besinnen mögen auf eine Lösung des Daseinsräthsels, weil sie fürchten, hinter ihr nur das dunkle und drohende Nichts zu entdecken. Und sie werden auch der Dichterin, die ihnen solches mit erbarmungslosem Ernst und Spott verkündigt, kaum ein Verständniß entgegenbringen; denn einmal ist es ja nur eine Dichterin, und dann thut man nach dem Erachten solcher bildungs- und gedankensatten Menschen nicht gut daran, sich mit Problemen zu beschäftigen, in deren Lösung nicht der geringste praktische Gewinn zu finden ist. Denn das Gefühl der Kindesliebe, Leid und Trauer um herbe Verluste, der mächtige Zauber der echten Liebe und das schöne Geschenk treuer Freundschaft sind keine Factaren, mit denen das Leben von heute mehr rechnen kann, und es sind keine Dinge mehr, mit denen man weiter kommt in diesem Kampf ums Dasein. Das aber sind eben die Ideale, die Isolde Kurz hoch hält, und sind die Elemente, nach deren Maß sie den Werth des Lebens bestimmt wissen will. Es kommt dazu, daß ihre geläuterte und universelle Bildung, für die sie sogar aus den mechanischen Uebersetzungsarbeiten Nutzen und Gewinn zog, ihren Gesichtskreis so erweiterte und ihre Weltanschauung so vertiefte, daß sie, frei schaltend und waltend mit ihrem eigenen Talent, dasselbe doch unter den Einfluß dieser verschiedenartigen Elemente stellen und ihm jene ideale Harmonie geben konnte, mit welcher allein Dauerndes und Vollgültiges geschaffen werden kann. Und doch bleibt bei all dieser Universalität Isolde Kurz in ihrem ganzen Denken und Empfinden eine deutsche Dichterin. Wenn man aus ihren Versen auf ihre Vorbilder in der Poesie meint schließen zu können, so sind es schon in der äußeren Form Meister Goethe und der ihm als Lyriker nahezu ebenbürtige Schwabe Eduard Mörike, an den namentlich auch ihre begeisterte Liebe für die hellenische Mythen- und Culturwelt erinnert, und es ist daneben vielleicht auch noch in der scheinbar etwas willkürlichen und doch reifen und durchgearbeiteten Form ihrer episch-lyrischen Dichtungen der Münchener Freund und Dichter Wilhelm Hertz, dessen Wegen sie hier folgt. — Die Charakterisirung von Isolde Kurz als deutscher Dichterin, die in der bisherigen Darstellung vielleicht noch nicht gehörig zu Tage getreten, bedarf auch noch einer ausdrücklichen Begründung. Denn was man heutzutage unter einer solchen versteht, das deckt sich nicht ganz mit dem, was Isolde Kurz als deutsche Dichterin ist. Wir verstehen darunter vor allen Dingen die ideale Erfassung aller Daseinsfragen, deren Lösung bestimmt wird durch die Erkenntniß, daß unsres ganzen Daseins Werth und Inhalt nicht durch die Zufälligkeit äußerer Verhältnisse, sondern durch den Muth des freien Bekenntnisses seiner selbstgewählten Lebensaufgabe geschaffen wird. Solches in die Sprache der Poesie zu übersetzen, ist freilich nicht leicht; wir meinen indessen, das Wagestück, an dem so manches Talent gescheitert ist, sei Isolde Kurz gelungen, und wir glauben, daß jeder, der ihre Gedichte liest, diesen Eindruck mit uns theilen wird. Das wäre dann ungefähr das, was man in der Sprache der landläufigen Kritik „Gedankentiefe" nennt, und ihr natürliches Seitenstück, „die Wärme des Gefühls", gleichfalls eines unsrer modernen Schlagwörter, unter denen man sich ja alles und nichts denken kann, wird der Leser dieser Gedichte ebenfalls nicht vermissen. Warum auch? Bei einer Dichterin, die so froh und freimüthig bekennt,

daß ihr nichts Menschliches fremd sei, wird niemand etwas anderes finden wollen, und sonderlich zum Verdienst rechnen wir es derselben, daß sie nicht, gleich ihrer italienischen Collegin Ada Negri, in ihren Versen die sociale Frage in deren manchmal recht problematischen Schattirungen erörtert hat. Denn das sind nicht allein unfruchtbare und undankbare Bemühungen, solch eine sociale Poesie geräth auch gar zu leicht auf Irrwege, wo sogar das nackte und rohe Laster zum Märtyrer und die gemeine Selbstsucht und Leidenschaft zur scheinbar vollberechtigten Klägerin gegen unsre Gesellschaftsordnung wird. Und zudem: Isolde Kurz, in deren Adern ja doch auch etliche Tropfen demokratischen Blutes fließen, faßt eben die Contraste des socialen Lebens als etwas anderes auf, als die „Schicksals"-Dichterin Ada Negri, der man wohl auch deßwegen in Deutschland zu Ruhm zu helfen sucht, weil wir eben arm an echten Dichterinnen sind, trotz eines beinahe unheimlichen Reichthums an Heldinnen der Feder. Deren Tendenzen und Ziele sind freilich ganz andere, als diejenigen von Isolde Kurz; wer den Menschen zur sittlichen und damit auch zur religiösen Freiheit leiten will, der darf nicht auf Wegen gehen, deren Pfade ausgetreten sind von den Massen literarischer Lohn- und Tagesarbeiter; er muß im Dämmerdunkel der Einsamkeit sich selbst und seinen Gott suchen und sich damit auch zu trösten wissen, wenn dessen Bildniß ein anderes ist, als dasjenige unsrer Theologen. Weniger rein und erhaben ist es trotzdem nicht, und wenn in ihm auch da und dort Züge zu finden sind, die an die mystischen Probleme unsrer mittelalterlichen Dichter und Denker erinnern, so beeinträchtigen dieselben den Eindruck einer klaren und einheitlichen Erfassung auch der religiösen Lebensfrage keineswegs. Man findet bei Isolde Kurz einen stark mystischen Zug, eine Neigung zu Problemen, die zwischen Erkennen und Träumen, oder anders gesagt, zwischen einer Welt voller Thatsachen und dem Hereingreifen einer dunklen und räthselhaften Macht in dieselbe eine Vereinigung suchen; insonderheit wendet sie sich damit, wie in einer ihrer neuesten Novellen, visionären Erscheinungen zu, deren Erklärung sie freilich dem Urtheil und Ermessen des Lesers überläßt. Was sie auf dieses Gebiet, dem sie, wie es scheint, nun auch in ihren Erzählungen mehr und mehr Raum schaffen will, führte, ist nicht deutlich genug erkennbar und läßt sich vielleicht am ehesten aus der Freude am Phantastischen, aus dem Streben, der brutalen Wirklichkeit die Möglichkeit einer auch dem schärfsten Menschenverstand unerklärlichen Welt von Geheimnissen entgegenzusetzen, erklären. Dem phantastischen Element hat ja Isolde Kurz in ihren, einen Goldgehalt von Poesie und schalkhafter Naivetät aufweisenden „Märchen" ohnedem ihren redlichen Tribut entrichtet, und wenn sie dabei, die freilich meistens verunglückten Versuche unsrer Romantiker auf die Tagesordnung ihrer literarischen Wirksamkeit setzend, die tiefsten Lebensprobleme und auch die herbsten Anklagen gegen die Heuchelei und Unwahrheit unsres Lebens in dem Gewande des Humors und harmloser Satire erörtert — wir erinnern dabei insonderheit an die Geschichte vom erborgten Heiligenschein und vom Leuchtkäfer, der kein Mensch werden wollte —, so zeigt sie sich auch hier als Dichterin im edelsten und besten Sinne dieses so viel mißbrauchten Wortes. Wohl am meisten an literarische Vorbilder, insonderheit an dasjenige Paul Heyse's erinnert Isolde in ihren „Florentiner Novellen", einem glänzenden Zeugniß ihres Fleißes in geschichtlichen Studien und ihrer lebendigen Erfassung und Darstellung fremder Culturepochen. Straffe und einheitliche Composition, meisterhafte Diction und rasche Entwicklung der Handlung, deren jeweiliger Schluß auch stets als das logische Ergebniß der vorausgegangenen Geschehnisse erscheint, sind die Vorzüge dieser Novellen, in denen außerdem auch ein guter Humor und eine treue Anhänglichkeit an die deutsche Heimath zum Ausdruck kommen. Die Aufgabe der geschichtlichen Erzählung hat Isolde Kurz hier glücklich erfaßt und meisterhaft durchgeführt; sie geht auch einem gesunden Realismus, wenn er zur Belebung einer Darstellung erforderlich ist, nicht aus dem Wege, ja sie scheut, wie in der letzten und wohl besten ihrer Novellen „Anno pestis", auch vor dem Herben und Grausigen nicht zurück, ohne dabei doch abstoßend zu wirken.

Es ist wohl der natürliche Gang der Darstellung, daß wir bei den Gedichten von Isolde Kurz am längsten und ausführlichsten verweilt haben. Hier ist sie ganz das, was sie sein will und als Dichterin auch sein muß; sie zu verstehen, ist nicht eine so leichte und oberflächlich zu erfassende Aufgabe; denn sie ist einmal nicht das, was man „modern" nennt, dazu besitzt sie zu viel Originalität und zu wenig Vorrath an Phrasen und Schlagworten; und dann will sie auch nicht der breiten Masse derer dienen, die in der Dichtung der Gegenwart nur ein Palliativ für ihre eigene Blasirtheit und Gedankenarmuth erblicken. Wie sie selbst sich durchgerungen zu der Höhe der Welt- und Lebensanschauung, auf der sie heute steht, so will sie, eine vornehme und ernste Natur durch und durch, auch nur von denen verstanden sein, die gleich ihr des Lebens Freuden in dem Muth des Leidens und des Lebens Noth in der feigen Verehrung der hohlen und trügerischen Ideale der Gegenwart erblicken. Nicht allzu viele freilich sind deren, die sich in solcher Gesinnung um sie sammeln; aber sie sind, gleich der Dichterin, belebt von dem Hoffen, daß die Zukunft manche Bande lösen und manchen Druck, der auf Herz und Seele lastet, heben und uns so zu einem neuen Dasein führen wird.

Wir haben es mit guter Absicht unterlassen, die Richtigkeit unsrer Charakterschilderung durch Anführung einzelner Gedichte von Isolde Kurz zu belegen. Das ist immer ein gewagtes und für die dichterische Persönlichkeit keineswegs stets vortheilhaftes Versuchen. Wir haben es auch vielleicht nicht ganz genau genommen mit der detaillirten Schilderung des literarischen Arbeitens von Isolde Kurz. Aber trockene Aufzählung von Titeln und Namen hat noch niemals ein Charakterbild gegeben und das größte Talent muß heutzutage sich den handwerksmäßigen Anforderungen des deutschen Schriftsteller- und Journalistenberufes fügen. Auch Isolde Kurz mußte sich, wie wir wissen, diesem Gebote der Nothwendigkeit fügen; sie hat es gethan, ohne daß ihr Talent darunter gelitten hätte. Auf der Höhe ihres Schaffens steht sie heute und wir dürfen glauben, daß sie mit dem, was sie bis jetzt vollbracht, ihre Thätigkeit nicht abgeschlossen hat. Denn sie ist keine von den Persönlichkeiten, die ihre Gaben rasch und beinahe mit einemmale verbrauchen, die Stetigkeit ihrer Entwicklung verbürgt zugleich auch die Dauerhaftigkeit ihres literarischen Schaffens; sie ist darin die echte Tochter ihres Vaters, dessen echt schwäbische Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit vielleicht seinem Ruhme hinderlich, dagegen seinen Schriften zum schönen Nutzen war! Man mag aus dem Gesagten die schwäbische Eigenart, die auch Isolde Kurz niemals ganz ablegt, unschwer herausfinden — weder die Dichterin noch ihre Landsleute haben Veranlassung, sich ihrer, so wie sie sich hier äußert, zu schämen. Th. E.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Die neuere Literatur zum Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich befaßt sich vorwiegend mit der Frage, welche Behandlung das Werk im Reichstag finden solle; sie ist inzwischen durch die Thatsachen überholt worden und hat Interesse nur noch durch die Ausführungen, mit denen die aufgestellten Vorschläge begründet werden. Eine kleine Schrift von

Oberlandesgerichtsrath v. Sommerlatt (Sonderabdruck aus dem Sächsischen Archiv für Bürgerliches Recht und Proceß, Band VI, Leipzig, Verlag Rossberg) stellt die Frage: „Ist der Entwurf des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs en bloc annehmbar?“ und bejaht sie mit Wärme. Die an gleicher Stelle veröffentlichten „Bemerkungen zum definitiven Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich“ von Dr. Bingner, Senatspräsidenten des Reichsgerichts, sind zurückhaltender und beanstanden eine Reihe von Vorschriften, die in dem Entwurf enthalten sind; doch gehen die Bedenken nicht tief genug, um nicht das Urtheil des Verfassers dahin zu bilden, daß die unveränderte Annahme einer nochmaligen durchgehenden Umarbeitung, wie sie zum Leidwesen des weitaus größten Theils der deutschen Juristen jetzt eben von der Commission des Reichstags bethätigt wird, entschieden vorzuziehen sei. Im Gegensatz hiezu verlangt Dr. Adolf Lobe, Landrichter in Leipzig, in einem „Wort an den Reichstag“ („Was verlangen wir von einem bürgerlichen Gesetzbuch?“ Leipzig, Verlag Grunow), daß der Reichstag eine Durchberathung sämmtlicher Bestimmungen vornehme oder doch eine Commission damit betraue. Die allgemeinen Ausführungen des Büchleins über Aufgabe, Inhalt, Umfang, Form und Sprache eines Bürgerlichen Gesetzbuches lesen sich ansprechend; mit den positiven Vorschlägen, die allerdings nicht zahlreich sind, wird aber der Verfasser nicht viel Anklang bei den deutschen Juristen finden. — Sehr verschieden wird die Frage beantwortet, welche Wirkung das Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs für die deutsche Rechtswissenschaft haben werde. In der freien Bewegung, deren sie sich bisher auf dem Gebiete des gemeinen Rechts erfreute, wird sie allerdings erheblich beschränkt werden; während sie bisher Recht schuf — die Pandektenlehrbücher werden ja fast durchweg bei Begründung von Urtheilen citirt, als ob die darin niedergelegten Ansichten Gesetzeskraft hätten —, muß sie sich künftig darauf beschränken, das geschaffene Recht zu erklären, seine leitenden Gedanken herauszuschälen und es nach ihnen vollends auszubauen. Aber diese Aufgabe ist nicht minder schwer und nicht minder bedeutungsvoll als die bisherige. Die schroffe Stellung, welche die Mehrzahl der deutschen Rechtslehrer von diesem Standpunkt aus gegen den Entwurf einnahmen, erfährt denn auch allmählich eine Verschiebung. Prof. Zitelmann äußert sich in der zur Feier des jüngsten Kaisergeburtstags in der Aula der Universität zu Bonn gehaltenen Festrede („Die Gefahren des Bürgerlichen Gesetzbuchs für die Rechtswissenschaft“, Bonn, Röhrscheid u. Ebbecke) mir der bei ihm gewohnten ruhigen Sachlichkeit über die voraussichtliche Entwicklung; er gelangt zu dem Ergebniß, daß trotz mancher Bedenken das Zustandekommen des großen Gesetzgebungswerkes freudig zu begrüßen sei. Auch Professor Dernburg stellt sich derzeit zum Entwurf freundlicher als früher; er hat, wie er sich ausdrückt, die „Nothwendigkeit der Resignation“ erkannt. So vollständig hat er aber nicht resignirt, daß er nicht an dem Entwurf noch zahlreiche Ausstellungen zu machen hätte. Seine Besprechung „Persönliche Rechtsstellung nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch“ (Berlin, H. W. Müller) gibt hievon ein für die Verehrer des bedeutenden Pandektisten leider nicht sehr erfreulich zu lesendes Zeugniß. Während er in seinem mit Recht so viel verbreiteten Lehrbuch der Pandekten glücklich das Wichtige hervorhebt und das Bedeutungslose übergeht, erschöpft er sich hier in Beanstandungen, die fast ohne Ausnahme kleinlich wirken und deren Beispiele auch durchweg den Eindruck hervorrufen, daß ihretwegen eine Aenderung des Entwurfs nicht der Mühe werth ist. Alle Fälle, auch die entlegensten, erschöpfend zu berücksichtigen, wird ein Gesetzbuch nie im stande sein; von diesem Verlangen aus darf man es nicht messen. Ohne Rückhalt schließen sich Endemann und Gareis der im Vollzug begriffenen Entwicklung an; sie veröffentlichen bereits das erste Lehrbuch des künftigen Rechts. („Einführung in das Studium des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich“, Berlin, Carl Heymann). Dasselbe schließt sich an die Fassung der Reichstagsvorlage an. Es wurde als Collegienheft entworfen und läßt seinen ursprünglichen Zweck auch in der jetzigen Gestalt noch deutlich erkennen; dadurch eben eignet es sich aber zum einführenden Studium. Erschienen ist bis jetzt der erste Theil (Einführung, Allgemeiner Theil, Recht der Schuldverhältnisse) bearbeitet von Endemann, den zweiten Theil (Sachenrecht, Familienrecht, Erbrecht) bearbeitet Gareis.

Eine hydrographisch-geologische Merkwürdigkeit der Münchener Hochebene. Die einförmige Münchener Hochebene, nach den gründlichen Beschreibungen v. Gümbels, v. Ammons und anderer besser gesagt, schiefe Ebene scheint auf den ersten Blick weder für den Hydrographen noch Geologen besonderes zu bieten. Abgesehen von den Gewässern, welche sie randlich begrenzen, durchzieht eigentlich nur die Isar in einem nacheiszeitlich tief eingeschnittenen Bett die weite Fläche ihrer ganzen Länge nach und nur noch der an Karstgewässer erinnernde Hachinger Bach erscheint als fließendes Gewässer auf eine kurze Strecke auf ihrer Oberfläche, um bald wieder in den Kiesschichten zu verschwinden und unterirdisch seinen Lauf fortzusetzen. Fast noch weniger gewährt dem Geologen ein dankbares Feld für seine Forschungen die aus allen möglichen Gesteinen der nächsten Alpengebiete zusammengewürfelte mächtige Kiesanschüttung der Hochebene, welche die Alpenflüsse, ihrer Hauptmasse nach, ebenfalls schon vor der Eiszeit bei ihrem Austritt aus den Bergen als sehr breite, flache Muren, deren Einebnung sie später fortsetzten, ausgebreitet haben.

Desto lehrreicher und beachtenswerther ist das Moränengebiet, welches die Münchener Ebene im Süden, Westen und Osten umgrenzt, wo die mächtigen Gletscher der Eiszeit vormals das Gebirge mit einem weit in das Flachland reichenden, zusammenhängenden Eisgürtel umsäumten und wuchtige Moränenhügel, riesige Wanderblöcke und, wo sie über felsigen Untergrund hinflossen, Gletscherschliffe zurückließen, worüber in verschiedenen Werken ausführlich berichtet wird, in jüngster Zeit besonders in der gründlichen Beschreibung des fraglichen Gebietes durch Professor L. v. Ammon. Die Eiszeit war jedoch nur eine verhältnißmäßig kurze, aber, bis wohin ihre Verbreitung reichte, mächtige Spuren zurücklassende Episode in der seit der Hauptlebung der Alpen und dem Rückzug des Miocän-Meeres, das einst über der Hochebene fluthete, geologisch sich gleichgebliebenen Weiterbildung dieses kleinen Theilchens der Erdoberfläche.

Aber in keiner der dem Verfasser bekannten Schriften über die Münchener Gegend wird einer ebenfalls sehr beachtenswerthen und in der Natur selten vorkommenden Erscheinung erwähnt, daß hier ein Seitenfluß aus dem Gebiet des einen in das eines andern Hauptflusses abgelenkt wurde. Der das Tegernseer und Schliersee Gebiet entwässernde Mangfall-Fluß strömte noch lange nach der Eiszeit auf der Münchener Ebene nach Norden, und zwar gleich nach der Eiszeit nahe bei dem jetzigen München vorüber, wo sein ehemaliger linker Uferrand an einzelnen Stellen, namentlich bei Zamdorf, noch jetzt gut kenntlich ist, von wo er die naturgesetzmäßige Rechtsverschiebung seines Flußbettes nach Osten fortsetzte, bis zu den alten Moränen-Hügeln bei Schwaben, welche damals sein rechtes Ufer bildeten, längs welchen er in der letzten Zeit seines alten Laufes nach Norden floß und zwischen Freising und Moosburg in die Isar einmündete. Gegenwärtig aber ist die Mangfall ein Zufluß des Inns, indem sie ihren ursprünglich nördlichen Lauf noch jetzt im südöstlichsten Winkel der Hochebene beibehalten hat, denselben aber bei Grub mittelst einer scharfen Abbiegung plötzlich nach Osten verändert und bei Rosenheim sich mit dem Inn vereinigt.

Wie die Mangfall aus einem Seitenfluß der Isar zu einem solchen des Inns wurde, ist augenscheinlich verursacht durch eine damals nächst Grub östlich von der Hochebene zu dem viel tiefer liegenden Rosenheimer Becken hinabführenden Regenschlucht, welche sich allmählich in das lockere Kiesgerölle der Hochebene nach rückwärts einschnitt, bis sie das Mangfallbett erreichte, dessen Gewässer natürlich in rasendem Sturze dem starken Gefälle des neu eröffneten Abflusses folgten und dabei das wilde Höllenthal austieften, an welchem sie noch jetzt mächtig arbeiten. An der Wegschneidung des zwischen der Mangfall und dem Rosenheimer Becken früher vorhandenen Grenzwalles hat wohl auch die Leitzach — früher ein Seitenarm des Inns, jetzt der Mangfall — mit beigetragen, indem sie von Osten her die alte Scheidewand der Mangfall angriff. Der Höhenunterschied von der nächsten Station Holzkirchen auf der Hochebene und der nächsten Station Westerham im Rosenheimer Becken, wo die Mangfall jetzt in dieses einströmt, beträgt 127 m bei 14 km Bahnentfernung. Diesem großen Gefälle, welches die Mangfall plötzlich erhielt, ist auch die tiefe, steile, schluchtartige Ausnagung ihres Thales südlich von Grub, welches in seiner ganzen Gestaltung die Kennzeichen einer geologischen Neubildung an sich trägt, zuzuschreiben. Der bei Grub in die Mangfall mündende, von Holzkirchen herabziehende trockene Teufelsgraben, wie der Höllengraben bei Unter-Dorching dürften von Wolkenbrüchen herrühren. Lz.

* Seine Ermittlungen über das Verhalten der Mineralien zu den Röntgen'schen X-Strahlen überblickt Prof. Dr. C. Doelter in den Mittheilungen des naturwissenschaftlichen

Vereins für Steiermark folgendermaßen: „Ich berichte hier über eine Arbeit, welche demnächst im neuen Jahrbuch für Mineralogie und Geologie (Stuttgart) erscheinen wird, und fasse die Resultate, welche die Untersuchung der Mineralien vermittelst der Röntgen'schen Strahlen zum Gegenstande hat, zusammen. Bei den Versuchen, welche im Institute des Prof. Dr. Rollett ausgeführt wurden, war mir Privatdocent Dr. O. Zoth behülflich und ich drücke diesem Herrn hiemit für seine eifrige Mitwirkung meinen besten Dank aus. Das Verhalten der Mineralien gegenüber den Röntgen'schen Strahlen war in mancher Hinsicht von Interesse, insbesondere in den Beziehungen zur Dichte und chemischen Zusammensetzung. Ein zweiter wichtiger Punkt ist der, daß in manchen Fällen der Untersuchung mit den Röntgen'schen Strahlen sogar ein diagnostisches Interesse zukommt. Dies dürfte zunächst wohl nur in der Edelsteinkunde der Fall sein. Unsere Untersuchungsmethoden sind zwar genau, wo es sich um nichtgefaßte Steine handelt, nicht aber bei gefaßten, hier dürfte die neue Methode von Wichtigkeit werden, um so mehr, als der Besitzer der Edelsteine mit der Photographie einen Beweis der Echtheit seiner Edelsteine erhält.

Diamant läßt sich von ähnlichen minderwerthigen Steinen: weißem Spinell, Saphir und Zirkon, Topas, gelblichem Chrysoberyll, Bergkrystall, Straß, leicht unterscheiden, ebenso Rubin von Spinell (Balais), Turmalin, Cap-rubin (Granat), Saphir von Cordierit, blauem Quarz, Turmalin, Aquamarin ꝛc. Auch zur Auffindung von Einschlüssen, zur Auffindung der sogenannten Doubletten (halb Edelstein, halb Glas) wird die Untersuchung, namentlich wenn es sich um größere gefaßte Objecte handelt, welche nach anderen Methoden nicht untersucht werden können, dienlich sein.

Die Untersuchung der verschiedenen Mineralien bezüglich ihrer Durchlässigkeit (wobei 65 Mineralarten zur Untersuchung gelangten) ergab folgende Resultate: 1. Die Durchlässigkeit eines Minerals hängt mit seiner Dichte nicht zusammen, nur sehr schwere Mineralien, deren Dichte über 5 ist, sind zumeist undurchlässig; unter den andern finden sich aber leichtere, wie Steinsalz, Schwefel, Kali-Salpeter, Realgar, welche undurchlässig sind, und schwerere, wie Kryolith, Korund, Diamant, welche ganz durchlässig sind. 2. Die Durchlässigkeit hängt von der chemischen Zusammensetzung insofern ab, als der Eintritt mancher Elemente in Verbindungen diese undurchlässiger macht. Arsenverbindungen sind sehr undurchlässig, ebenso die Phosphate, während Aluminium- und Bor-Verbindungen mehr durchlässig sind. Eine allgemeine Abhängigkeit der Durchlässigkeit von der chemischen Zusammensetzung läßt sich ebensowenig constatiren, als vom Moleculargewichte und der Dichte. 3. Dimorphe Mineralien zeigen meist ganz unmerkliche Unterschiede der Durchlässigkeit, nur bei Rutil-Brookit, Pyrit-Markasit, Kalkspath-Arragonit sind sie etwas merklicher. 4. In verschiedenen Richtungen durchleuchtet, ergeben sich bei vielen Krystallen nur ganz unbedeutende oder auch gar keine Unterschiede, bei Andalusit, Aragonit und Quarz scheinen aber Differenzen vorhanden zu sein. 5. Zu den durchlässigen Mineralien zählen insbesondere außer Diamant: Boesäure, Bernstein, Korund, Meerschaum, Kaolin, Asbest, Kryolith; zu den undurchlässigen: Epidot, Cerussit, Baryt, Pyrit, Arsenit, Rutil, Almandin.

Es lassen sich hinsichtlich der Durchlässigkeit ungefähr acht Gruppen unterscheiden, deren Glieder nur geringe Unterschiede zeigen, welche aber gegen einander sich stark unterscheiden; als Typen dieser acht Gruppen wurden aufgestellt: 1. Diamant, 2. Korund, 3. Talk, 4. Quarz, 5. Steinsalz, 6. Kalkspath, 7. Cerussit, 8. Realgar. Dabei ist Diamant 10 mal durchlässiger als Korund und mindestens 200 mal so durchlässig als Stanniol.

* Der westliche Theil der Provinz Quebec in Canada, welcher noch fast unbekannt war, ist, wie der „Globus" mittheilt, von Henry O'Sullivan, einem Angestellten der Landesaufnahme von Quebec, während der Jahre 1894 und 1895 erforscht worden. Das Gebiet, in welchem er thätig war, umfaßt die Gegend zwischen dem Ottawa-Flusse, einem Nebenflusse des Lorenzstromes, und der James-Bai (südliche Verlängerung der Hudsons-Bai) mit dem Ruperts-Flusse, der in sie mündet, und dem Mistassini-See als Nordpunkte. Es ist ein Gebiet so groß wie England und bis jetzt „so unbekannt, wie la da Tagen Cartier's", trotzdem es Quebec verhältnißmäßig nahe liegt und in seinem nordöstlichen Theile 1671 bis 1672 von dem französischen Missionar Albanel durchzogen wurde, der vom Saguenay-Flusse zum Ruperts-Flusse vordrang. Die Aussichten für die Cultivirung dieses weiten Gebietes schildert O'Sullivan in seinem Bericht an die Regierung von Quebec als sehr günstig. Es gibt dort ausgedehnte Wälder von Nutzbäumen (namentlich Tamarac) „genug, um Schwellen für alle Eisenbahnen Britisch-Nordamerika's zu liefern". Statt einer unfruchtbaren Bergregion fand er fruchtbare, sanfte Abhänge, die sich gegen die James-Bai abdachen, zwischen denen allerdings barren grounds ausgestreut sind. Für die Entwicklung des Ackerbaues ist hier ein ebenso ergiebiger Boden, wie in Manitoba, zumal die klimatischen Verhältnisse dem nicht im Wege zu stehen scheinen. Pater Albanel sah am 15. Juni am Ruperts-Flusse die Rosen blühen, an einem Punkte, der 100 Kilometer weiter nördlich lag, als der nördlichste von O'Sullivan erreichte. Diese selbst sah am 20. September am Waswanipi-See (49° 40′ nördl. Br.) Kartoffeln grünen, während zu derselben Zeit 180 Kilometer weiter südlich starker Frost herrschte. Im größten Theil des neu erforschten Landes herrscht ein Klima wie in Manitoba, das nur an der James-Bai strenger ist. Seen und Flüsse, von denen wir bisher keine Kenntniß hatten, sind in großer Zahl neu in die Karte eingetragen worden. Da die Erreichung des Landes durch die Hudsons- und James-Bai in der Regel ausgeschlossen, weil die zu ersterer führende Hudsons-Straße höchstens zwei Monate eisfrei ist, so schlägt der Erforscher vor, von Quebec direct eine Eisenbahn dasselbe hineinzubauen.

* **Leipzig.** Staatsrath Prof. Dr. Ludwig v. Strümpell, Senior der noch lehrenden Leipziger Universitätsprofessoren, kann am 26. April auf 50 Semester seiner akademischen Wirksamkeit in Leipzig zurückschaun. Nachdem er 27 Jahre lang in Dorpat als Professor der Philosophie und Pädagogik gewirkt, kehrte er im Frühjahr 1871 nach Deutschland zurück und schlug einen Ruf nach Wien aus, um hier in Leipzig als ordentlicher Honorarprofessor zu lehren. Ein rüstiger Achtziger, fesselt er noch immer in seinen Vorlesungen die Zuhörer. Bereits 1893 beging er das 60jährige Doctorjubiläum, 1894 das 50jährige Docentenjubiläum. Strümpell gehört bekanntlich zu den Führern der Herbart'schen Schule, ebenso wie unser 93jähriger Drobisch, der freilich seit 1886 seine Vorlesungen eingestellt hat.

* **Greifswald.** Der bisherige außerordentliche Professor in der medicinischen Facultät unserer Universität Dr. Otto Schirmer ward zum Ordinarius für Augenheilkunde befördert.

* **Königsberg.** Der bisherige Hülfslehrer an der Landwirthschaftlichen Hochschule zu Berlin Dr. Rörig ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Leiden.** Der Gymnasiallehrer Volland zu Batavia ward zum Professor der Philosophie an der hiesigen Universität ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 25. bis 26. März folgende Schriften eingegangen:

Eugen Kühnemann: Preußisches Stempelsteuergesetz vom 31. Juli 1895, in Verbindung mit dem Gesetz betr. die Erhebung von Reichsstempelabgaben und dem Preuß. Gesetz betr. die Erbschaftssteuer erläutert. Hannover u. Berlin, Carl Meyer 1896. — Dr. Heemann Stöckel und Eduard Walther: Die deutschen Volksfeste, Beitrag zur Reform. Preisgekrönte Abhandlung. München, Theodor Ackermann 1896. — Dr. med. Franz Reimann: Die deutsche Drogistenbewegung. Breslau, Maruschke u. Berendt 1896. — Raoul A. v. Dombrowski: Lehr- und Handbuch des Waidwerks. 3. Aufl. 1. Lfg. Wien, Moritz Perles 1896. — Dr. Karl Ruß: Der Graupapagei, seine Naturgeschichte, Pflege und Abrichtung. Magdeburg, Creutz 1896. — Dr. Johannes Rehmke: Die Bildung der Gegenwart u. die Philosophie. Heilbronn, Eugen Salzer 1896. — Haas Schliepmann: Wir Gebildeten; nachdenksame Geschichten. Berlin, Schuster u. Loeffler 1896. — Carl Reinecke: Rathschläge und Winke für die musikalische Jugend. Leipzig ꝛc., Jul. Heinr. Zimmermann. — Hans Blumenthal: Der praktische Buch- u. Musiksortimenter; Handbuch für Buchhandlungsgehilfen. 2. Aufl. Lfg. 1 u. 2. Iglau u. Leipzig 1896. — Zeitschrift für bildende Kunst. N. F. VII. Jahrg. Heft 6. März 1896. Leipzig, E. A. Seemann. — Dr. A. Petermanns Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt, hggb. v. Prof. Dr. A. Supan. 42. Bd. 1896. III. Gotha, Justus Perthes. — Kataloge: Mayer und Müller, Berlin, Nr. 153. Botanik, Land- und Forstwirthschaft, Balneologie, Hygiene. — Theodor Ackermann, München, Nr. 411. Humanisten u. Drucke von Münster; Westfälisches überhaupt. — J. St. Goar, Frankfurt a. M., Nr. 84. Hessen-Nassau, Rheinland, Westfalen.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 27. März. Nummer 73.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Appartamento Borgia im Vatican. I. Von E. Steinmann. — Neues von J. B. Widmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Appartamento Borgia im Vatican.

Von E. Steinmann.

I.

Wer einmal auf seinen Wanderungen durch Italien das malerische Siena berührte und glückliche Tage oder Wochen in jener Leib und Seele erfrischenden Bergnatur im Verkehr mit seinen glänzenden Kirchen und Palästen verbrachte, wird Pinturicchio's Malereien in der Dombibliothek nicht vergessen haben. Ja, von allem Schönen, was in jener kunstberühmten Stadt, deren großartig architektonischer Charakter so seltsam mit dem stillen Leben in den Straßen contrastirt, das Auge erfreute, mag die Erinnerung an die farbenfrohen Wandgemälde des umbrischen Meisters die lebhafteste und liebste geblieben sein. So einzigartig ist die Erhaltung dieses Freskencyklus, so unmittelbar ist seine Wirkung auf den Beschauer durch die Anmuth der Darstellungsweise und die ungetrübte Leuchtkraft der Farben. Mögen Gefühl und Verstand nur geringe Nahrung erhalten, die Phantasie mag sich hier in die Unendlichkeit verlieren. Dramatische Action, Gedankenreichthum, fein abgewogene Farbenharmonie darf man in dieser Schöpfung Pinturicchio's nicht suchen, aber ein märchenhafter Zauber ruht auf der heiteren Erzählung des erfolgreichen Lebens Enea Silvio's; was wir in der Jugend vom Feenreich und von verwunschenen Königskindern, von unerschöpflichen Schätzen und unvergänglicher Schönheit träumten, hat hier Verwirklichung gefunden.

Erhebt sich der Künstler in solchem Werk phänomenal über sich selbst hinaus, hat er hier eine Leistung vollbracht, wie ihm niemals wieder im Laufe seines thätigen Lebens eine ähnliche gelang, oder bezeugen noch andere Denkmäler das ungewöhnliche Talent des Meisters, das sich in Siena so glänzend offenbart? Die lückenhafte Schilderung, die wenig verständnißvolle Würdigung, welche Vasari[1]) dem Pinturicchio und seinen Werken zutheil werden ließ, hat das Schicksal huldreich ausgeglichen. Außer den Malereien im Belvedere, den culturgeschichtlich besonders interessanten Fresken in der Engelsburg hat die Kunstgeschichte keine wesentlichen Verluste von Werken Pinturicchio's zu beklagen; aber weder die Wandgemälde in S. Maria del Popolo, noch der Freskenschmuck der Capelle Buffalini in Aracoeli lassen sich an äußerer Erhaltung oder an malerischer Gesammtwirkung dem Bilderkreis der Libreria an die Seite stellen. Es gibt nur eine Schöpfung des Künstlers, der den größten Theil seines Lebens und seiner Kraft in Rom im Dienste der Päpste aufwandte, die uns so tief in den intimen Geist der Renaissance, wie die Fresken in Siena, einweiht und uns so mit einem Zauberschlag in jenes verlorene Paradies der Kunst zurückführt wie diese: die Malereien im Appartamento Borgia im Vatican.[1])

Alexander VI. hatte gleich nach seiner Thronbesteigung (August 1492) den Durchbau des alten Palastes begonnen, wo Innocenz VIII. gewohnt und wo heute noch im ersten Stock „im Saal der Päpste“ die gekreuzten Schlüssel mit der niedrigen Tiara an Nicolaus V. erinnern. Dieses Stockwerk, aus vier Gemächern bestehend, die genau unter den weltberühmten Stanzen Raffaels liegen, hatte sich der neue Papst zum Wohnsitz erkoren und durch die von Grund aus neu errichtete Torre Borgia festigen und vergrößern lassen. Zahlreiche Wappenschilder im Mauerwerk, Namenszüge und Inschriften über den Fenstern rufen hier die Erinnerung an die Borgia wach, und von der breiten Galerie, die am alten Palast entlang läuft und nach Westen zu in eine geräumige Terrasse mündet, entdeckt das Auge unter der mächtigen Zinnenbekrönung noch Reste alter Malereien. Hier genießt man auch einen köstlichen Blick auf den stillen, weiten grasbewachsenen Hof des Belvedere, mit der mächtig rauschenden Fontaine Gregors XIII. in der Mitte, wo einst Cesare Borgia seine Streitrosse tummelte und durch seine Gewandtheit im Stiergefecht die Bewunderung des päpstlichen Hofes erregte.

Die malerische Ausschmückung seiner Privatgemächer übertrug der Papst dem Pinturicchio, der sich einer großen Schülerzahl bedient haben muß, um eine so monumentale Aufgabe in so kurzer Zeit zu erledigen. Denn schon im April 1493 nahm Alexander VI. die feierliche Fußwaschung am Gründonnerstag in den neuen Gemächern vor,[2]) während in den beiden unteren Zimmern des Torre Borgia die Jahreszahl 1494 an der Decke den Zeitpunkt ihrer Vollendung verräth. Eine unbeschreibliche Pracht hat sich in diesen Räumen entfaltet. Besaß doch Rodrigo Borgia schon als Cardinal den schönsten Palast in Rom — heute Sforza Cesarini —, dessen glänzende Einrichtung Ascanio Sforza in einem Briefe nach Mailand eingehend beschrieben hat.[3]) Der Papst hat den Cardinal noch weit

[1]) ed. Milanesi III, p. 498.

[1]) Das beste, was bis heute über das Appartamento Borgia geschrieben ist, verdanken wir August Schmarsow, der in seiner Studie „Pinturicchio in Rom“ (S. 34 ff.) vor allem nach der stilkritischen Seite hin neue Bahnen eröffnet hat; an Salvatore Bolpini's Buch „L'Appartamento Borgia nel Vaticano“ wäre nur die sorgfältige Beschreibung der Fresken und die Gewissenhaftigkeit anzuerkennen, mit welcher der Verfasser die halberloschenen Inschriften der Sibyllen und Propheten der Torre Borgia copirt hat. Charles Yriarte widmet in seinem Prachtwerk „Autour les Borgia“ den Gemächern Alexanders VI. ein umfangreiches Capitel, gibt eine Reihe vortrefflicher Abbildungen und behandelt das Thema geistreich und anziehend, aber nicht gerade in die Tiefe dringend. Bei Chattard, „Nuova descrizione del Vaticano“, Tom. II, p. 82, findet sich eine nicht unwichtige Beschreibung, wie es im Appartamento Borgia im Jahre 1766 aussah. Neuerdings hat Pastor (Geschichte der Päpste III, S. 496) der Kunstthätigkeit Alexanders VI. besondere Aufmerksamkeit geschenkt und alles Material zusammengetragen, und endlich wird von Henry Stevenson und P. Ehrle ein kritischer Text zu einer Daneti übertragenen Prachtpublication vorbereitet.

[2]) Vgl. Burchards Diarium ed. Thuasne, II. p. 62.

[3]) Abgedruckt bei Pastor, Geschichte der Päpste, III, S. 810. Anhang 2.

übertroffen; er hat in den Appartamenti Borgia schier unermeßliche Schätze aufgehäuft. Aber kaum war Alexander gestorben, so erschien Don Micheletto, der Henkersknecht des gleichfalls schwer erkrankten Cesare Borgia, und erpreßte unter Todesdrohungen von den Cardinälen alle Schätze, die sich in den Gemächern des Papstes vorfanden. Gold- und Silbergeräthe im Werthe von mehr als 100,000 Ducaten trug er mit sich davon, und doch war dem Häscher Cesare's in der furchtbaren Hast des Zusammenraffens der eigentliche Schatz entgangen, der neben dem Schlafgemach des Papstes in einer Kiste aus Cypressenholz unter einem grünen Teppich verborgen war. Diesen ließen auch die päpstlichen Diener unberührt, die sofort, nachdem sich Micheletto entfernt hatte, die Plünderung vollendeten und von all dem Gut der Borgia nur einige Stühle und Kissen und die Teppiche an den Wänden zurückließen.[1]) Wenige Monate nach dem Tode seines Vaters wurde der Duca Valentino als Gefangener in das Schloß der Borgia zurückgebracht, den Schauplatz seiner glanzvollen und verbrecherischen Vergangenheit. In den oberen Gemächern des Thurmes hielt man ihn gefangen, in denselben Räumen, wo er einst seinen Schwager Alfonso, den Gemahl Lucrezia's, hatte umbringen lassen, und der Schatten des Gemordeten mochte hier die Einsamkeit des Gefangenen bedrängen, über dessen Haupt das wohlverdiente Verhängniß sich drohend zusammenzog.[2])

Julius II. scheint in den ersten 4 Jahren seiner Regierung die glänzenden Gemächer seines Vorgängers, die sich überdies durch eine äußerst bequeme Lage auszeichneten, zum Wohnsitz gewählt zu haben; aber am 26. Nov. 1507 erklärte er endlich, den beständigen Anblick Alexanders VI., dieses „Maranen unseligen Angedenkens", den Pinturicchio so lebensvoll in goldschimmerndem Ornat an einer der Wände dargestellt hatte, nicht mehr ertragen zu können. „Laßt ihn doch niederreißen", rieth Paris de Grassis seinem päpstlichen Herrn, der als echter Mäcen solche Zumuthung zurückwies und sich von der Hand eines Größeren noch, als Pinturicchio gewesen, die Gemächer im oberen Stockwerk ausmalen ließ.[3])

Im Juni 1512 sehen wir nach einmal einen nahen Verwandten des Hauses Borgia gedankenvoll und bewundernd die glänzende Zimmerflucht Alexanders VI. durchschreiten. Alfonso d'Este, der kunstsinnige Gemahl der Lucrezia Borgia, der damals auch Michelangelo oben auf seinem Gerüst in der Sistina besuchte und sich nicht sättigen konnte am Anblick seiner Gestalten, erbat und erhielt vom Papste die Erlaubniß, die Räume sehen zu dürfen, wo Lucrezia ihre Jugend verlebte und die Julius II., nachdem er umgezogen, in völlig unberührtem Zustande gelassen zu haben scheint. Der mantuanische Gesandte berichtete damals an seine berühmte Herrin Isabella d'Este, daß der Herzog Alfonso mit seinen Edelleuten die Gemächer Papst Alexanders besuchte, sich an ihrer Schönheit höchlichst ergötzte und endlich mit seinem Gefolge im Saal der Päpste die Mahlzeit einnahm.[4])

Mit diesem letzteren, der in den zeitgenössischen Quellen am häufigsten Erwähnung findet, haben noch zwei Medici ihre Namen für immer verbunden. Leo X. (1513—1521) ließ durch Perina del Vaga und Giovanni da Udine die zerstörte Decke der „Sala Pontificum" aufs prächtigste wiederherstellen;[1]) Pius IV. (1559—1565) hat die Wände dieses Saales durch mächtige Karyatiden gegliedert und ringsherum mit Ansichten der ewigen Stadt verziert.

Damit schließt die Fürsorge der Päpste für diesen Theil ihres Palastes, mit dem sich die dunkelsten Erinnerungen der Geschichte des Papstthums überhaupt verbinden mußten, und wendet sich mit Sixtus V. dem Palast von S. Damaso zu, welcher bis auf heute die Residenz der Päpste geblieben ist. Schon während des Sacco di Roma im Jahre 1527 wurden durch die französischen Landsknechte die Appartamenti Borgia wie alle übrigen päpstlichen Gemächer der Schauplatz wüsten Saldatenlebens, deren barbarischer Zerstörungswuth nichts zu heilig und nichts zu kostbar war. Aber die Höhe, in welcher Pinturicchio's Malereien beginnen, schützte sie vor der unmittelbaren Berührung brutaler Hände, welcher die Stanzen Raffaels nicht entgangen sind, und nur an den Teppichmalereien der Wände, deren spärliche Reste man eben wieder mit größter Mühe unter der Tünche hervorgesucht hat, lassen sich die Spuren jener furchtbaren Tage noch heute verfolgen. Daneben entdeckt das forschende Auge an allen Wänden in allen Gemächern unzählige Sgraffitti, in das Mauerwerk eingekratzte und halberloschene Namensinschriften und Aufzeichnungen von Thatsachen, die zum Theil noch aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammen und beweisen, daß schon damals die glänzendste Zimmerreihe im Vatican, die nur ein Raffael durch seine Stanzen übertreffen konnte, dem Gebrauch der Dienerschaft preisgegeben war. Wozu man die Appartamenti Borgia in späteren Jahrhunderten verwandte, ist dunkel und hat für ihre Geschichte geringes Interesse. Es heißt, daß man sie gelegentlich mit in den Kreis des Conclave hineinzog und hier einen Theil der päpstlichen Dienerschaft unterbrachte, wenn hohe Kirchenfeste, wie die, welche man in der stillen Woche in der Sistina beging, einen besonderen Aufwand erforderten. Der Plan Pius' VII. im Anfang dieses Jahrhunderts, in den Appartamenti Borgia eine Gemäldegalerie anzulegen, kam nicht zur Ausführung und entsprach auch nicht der Bedeutung dieser Zimmer, die an und für sich schon ein Museum bilden können; dagegen fanden ein Theil der vaticanischen Antikensammlungen und die werthvollen Bibliotheken des Cardinals Mai, Gregors XVI. und Pius' IX. hier provisorische Aufstellung und dienten, wie Yriarte schreibt, zugleich als äußerlicher Vorwand, dem Publicum den Eintritt zu versagen. Der großen Verantwortlichkeit, welche ein so köstliches Eigenthum, wie diese Fresken Pinturicchio's, dem Besitzer auferlegt, war man sich also offenbar noch immer nicht bewußt geworden. Scheint es doch, als ob zu allen Zeiten die Gemächer Alexanders VI. Fremden und Einheimischen verschlossen gewesen sind; sie haben niemals auf dem Itinerarium des Vaticans gestanden, und selbst ein Mann, wie Vasari, scheint ihre Schwelle nicht überschritten zu haben. Mochte der berühmte Name der Borgia, der düstere historische Hintergrund, von dem sich diese Bilder so strahlend abheben, einerseits die Theilnahme der Nachwelt in hohem Grade auf sich ziehen, so konnte doch andrerseits dies Denkmal eines Papstes, für den es keine Ehrenrettung gibt, von seinen Nachfolgern nicht ohne Schmerz betrachtet werden. Man wünschte das Gedächtniß eines Mannes nicht lebendig zu erhalten, der sicherlich als Mensch und Papst schlimm genug gewesen ist und mit dem eine unwissende lästerfrohe Menge die ungeheuerlichsten Vorstellungen verband; aber man bedachte nicht, wenn man die Räume, die dieser Mann bewohnte und mit jener edlen Pracht, die nur der Renaissance eigen, ausgestattet hatte,

[1]) Burchard, a. a. O. III. p. 242.

[2]) Sigismondo dei Conti, Le storie de' suoi tempi. Roma 1883. Tom. II. p. 337: Tum vero Julius vehementer exarsit, et Valentinum in quodam cubiculo Palatii jussit includi, et eo forte cubiculo — ita enim divina poscebat justitia — quod sanguine Alphonsi Aragonensis .... erat respersum.

[3]) Ich habe das Manuscript des Paris de Grassis in der Bibliothek Vittorio Emmanuele in Rom benutzt. Vgl. Yriarte a. a. O. p. 72.

[4]) Vgl. den Aufsatz von Luzio im Archivio della società Romana 1886. IX p. 540—541.

[1]) Vasari ed. Milanesi V. p. 596.

mit ängstlicher Scheu vor dem Publicum verschloß, daß man dem vielgeschmähten Borgia-Papst eine Rehabilitation versagte, die er wohl verdiente, nachdem die Geschichtsforschung ihrerseits unablässig thätig gewesen war, die Thaten und den Charakter dieses schrecklichen Papstes klarzulegen. In diesem Bilderschmuck seiner Privatgemächer zeigt sich Alexander von seiner menschlichsten Seite, als ein Mann, der nicht nur die Laster seiner Zeit in erschreckender Weise verkörperte, sondern der auch die ganze reiche theologisch-humanistische Bildung jener Tage in sich aufgenommen hatte und mit seinen berühmten und nicht weniger ruchlosen Zeitgenossen, den Medici, Sforza, Gonzaga, Malatesta, die Freude an allem Schönen theilte.

Mögen es diese Beweggründe, mögen es andere gewesen sein, Leo XIII. hat sich den immer dringender werdenden Ansprüchen der modernen Wissenschaft, die in den Malereien in den Borgia-Zimmern eins der wichtigsten culturhistorischen Denkmäler der Frührenaissance erkennt, nicht länger verschließen wollen. Diese Räume den Freunden von Kunst und Geschichte zugänglich zu machen, ist ein Lieblingsplan des greisen Papstes geworden, an dessen Ausführung er seit Jahren arbeiten läßt, dessen Erfüllung er mit nicht geringerer Ungeduld entgegensieht, wie einst Julius II. die Vollendung von Michelangelo's Malereien in der Sistina erwartete. Wir verehren in solchem Entschluß eine klare Würdigung der Forderungen unsrer Zeit, ein edles Vertrauen in die Urtheilsfähigkeit der gebildeten Menschheit, welcher er aus den schier unerschöpflichen Kunstschätzen, die der Vatican und St. Peter beherbergen, das Museo Borgiano als freie Gabe darbietet. Möchte die Zukunft solch Vertrauen rechtfertigen! Die Geschichte aber, die so gern bei dem verweilt, was die Großen dieser Erde für das Gedeihen idealer Interessen, für die Förderung von Kunst und Wissenschaft gethan, wird der vorurtheilsfreien Denkweise Leo's XIII., der endlich den Bann gebrochen, der auf dem Appartamento Borgia ruhte, seiner opferwilligen Begeisterung für alles Große und Schöne, durch welche er sich auch nach dieser Richtung hin den weltlichen Fürsten als Vorbild zu erkennen gibt, ihre Bewunderung nicht versagen.

In der That konnte die Wiederherrichtung jener verwahrlosten Prunkgemächer, in denen man überdies seit Jahrzehnten Berge von Büchern und Druckwerken aller Art aufgehäuft hatte, ohne schwere Opfer nicht geschehen. Bauliche Veränderungen und Restaurationen machten sich innen und außen nothwendig, im ersten Zimmer des Borgia-Thurmes mußte ein gewaltiger Bogen, durch welchen man ein Kolossalgemälde im oberen Raum hatte stützen müssen, wieder entfernt werden, da er die Wirkung des durch besonders feinen decorativen Geschmack sich auszeichnenden Zimmers gänzlich zerstörte.[1]) Der köstliche Majolica-Fußboden war aus allen Gemächern entweder völlig verschwunden oder doch nur noch in geringsten Resten vorhanden, die Marmorkamine waren zum Theil ausgebrochen und entfernt, die Teppichmalereien an den Wänden zerstört, übertüncht und verschmiert. Vor allem begannen aber auch die theilweise schon früher restaurirten Deckengemälde zu leiden, hier und dort war die Farbe abgefallen, der reich vergoldete Stuck hatte sich gelöst — kurz: überall zeigte sich erschreckender Verfall.

Der Maggiordomo Seiner Heiligkeit, Monsignor della Volpe, hat selbst die Oberaufsicht dieser umfangreichen Arbeiten übernommen, deren Fortschreiten er in allen ihren Etappen durch thätiges Eingreifen und nimmermüdes Interesse fördert, die technische Leitung ruht in den Händen des Commendatore Ludovico Seitz. Die schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, die ihm geworden, darf schon heute als im glücklichsten Sinne gelöst betrachtet werden. Oeffnete sich doch für die schöpferische Thätigkeit des Künstlers hier nur ein beschränktes Feld, galt es doch vielmehr, sich mit Liebe in den Geist der Vergangenheit zu versenken, ihren halberloschenen Spuren nachzugehen und sie dem Tageslicht wiederzuschenken. Mit glücklichem Spürsinn hat Ludwig Seitz an den Wänden unter drei- und vierfacher Tünche die alten Teppichmuster, die schönen Arabesken hervorgesucht, die sich zu einem harmonischen Gesammtbilde ergänzen ließen; die geringen Reste des alten Bodenbelags, die er hier und dort entdeckte, dienten zum Muster der neuen Majolica-Fußböden, die in Neapel und Florenz zur Ausführung gelangten. Mit echtem Künstlertact und der Ehrfurcht, die unsre Zeit den Denkmälern der Renaissance vor allem entgegenbringt, hat er sich wohl gehütet, die Malereien an der Decke durch unnöthige Restaurationen zu schädigen, sondern sich begnügt, den vorgefundenen Zustand der Gemälde, soweit es nöthig war, zu sichern und durch eine sorgfältige Reinigung von Staub und Schmutz ihre Leuchtkraft zu erhöhen. Möchten die Verdienste des Professor Seitz um die Wiederherstellung der Appartamenti Borgia, da er seine Person so selbstlos in den Dienst der Sache stellte, bei Mit- und Nachwelt die Anerkennung finden, die sie verdienen.[1])

In wenig Monaten wird die Arbeit vollendet sein. Ging dieselbe in den ersten Jahren nur langsam und ruckweise von statten, so beschleunigt sie sich jetzt mit jedem Tage, und jedenfalls noch im Laufe dieses Jahres, darf man hoffen, wird das Museo Borgiano der Oeffentlichkeit übergeben werden. Womit wird es sich füllen? Man scheint bis dahin dieser Frage noch nicht näher getreten zu sein, und sie drängt sich in der That auch wenig genug auf, da die Gemächer Alexanders VI. mit ihren herrlichen Deckenmalereien schon an und für sich ein Museum bilden und es eigentlich nur darauf ankommt, die Leere in den weiten Räumen ein wenig zu beleben. Und doch möchten wir einem Wunsche Ausdruck leihen, dessen Erfüllung vielleicht noch in ferner Zukunft liegt, sich aber gewiß in der einen oder anderen Weise auch einmal verwirklichen wird. Noch schlummern in den Grotten von St. Peter zerstückelt und zerstreut die herrlichsten Sculpturen der Renaissance den Todesschlaf. Ohne die Gräber zu bezeichnen, für deren Schmuck sie einst bestimmt, ohne dem Cultus zu dienen, zu dessen Verherrlichung sie einst geschaffen, ohne das Auge zu erfreuen und den Geist anzuregen, führen die Hauptwerke des Paolo Romano, des Mino da Fiesole, des Giovanni Dalmata unter dem Marmorboden St. Peters ein „tagfremdes Dasein". Man denke sich die Tugenden vom Grabe Pauls II., die Apostel vom Ciborium Sixtus' IV., die Trümmer der Benedictionskanzel Pius' II. in das neue Museum versetzt, in das sie inhaltlich und zeitlich so vortrefflich passen: würde nicht dies oder jenes Stück aus den ehrwürdigen Resten von Alt St. Peter den Borgia-Zimmern eine unbeschreibliche Weihe geben, mit ihnen zusammen ein Renaissance-Museum bilden, wie die Welt kein zweites besitzt? Aber es steht uns nicht zu, kommenden Dingen vorzugreifen, kehren wir vielmehr aus Gegenwart und Zukunft in die Vergangenheit zurück, beschwören wir noch einmal die Geister der Borgia um uns herauf und rüsten

---

1) Die Leitung der architektonischen Arbeiten, die sich auch auf die Außenwände von Palast und Torre Borgia erstrecken, ruht in den Händen des päpstlichen Hausarchitekten Conte Bespigniani.

1) Auf Veranlassung des Commendatore Seitz hat der beste römische Photograph Domenico Anderson sämmtliche Deckengemälde vor ihrer Reinigung in Gesammt- und Detailaufnahmen photographirt und wird Wand- und Deckenschmuck aller Gemächer nach vollendeter Restauration noch einmal aufnehmen. Der größere Theil der trefflich gelungenen Photographien, die ein kritisches Studium der Gemälde überhaupt erst ermöglichen, befindet sich bereits im Handel.

wir uns zu einer ungestörten Wanderung durch ihre Säle und Gemächer, ehe noch die draußen spannungsvoll harrende Menge durch die endlich sich öffnenden Thüren hereindringt.

Neues von J. V. Widmann.

S. S. Freude am Schönen in Kunst, Natur und Leben ist der Grundzug von Joseph Victor Widmanns Wesen. Ein warmes und frohes Gemüth spricht aus seinen Büchern zu uns, ein helles Auge, dem nichts, was menschlich, fremd ist, lächelt uns zwischen den Zeilen freundlich und zuweilen schelmisch zu.

Mit den Schätzen der Weltliteratur innig vertraut und an dem erprobten Alten treu festhaltend, tritt er auch dem Neuen, dem Werdenden mit regem Antheil, mit freiem, vorurtheilslosem Blick gegenüber. Eine umfassende Bildung, gründliches Verständniß der Kunst, insbesondere der Malerei und der Musik, lebendiges Interesse für alle Tagesfragen und klares, scharfes Urtheil sind bei ihm verbunden mit der vollen Naivetät und Ursprünglichkeit des kindlichen Dichterherzens. Eine solche Vereinigung von Elementen, die sich sonst wohl ausschließen, ist vor allem ein Zeichen für die kerngesunde Natur ihres Trägers und sie beweist zugleich, daß er ein echter Lebenskünstler ist. In der That, was ihn frisch und jung und empfänglich erhält, das ist sein enges Befreundetsein mit der Natur, in deren Thau er sich immer wieder gesund zu baden weiß, ohne sich von allem Wissensqualm entladen zu müssen. Wie er in diesem Buch aller Bücher zu lesen, ihm immer neue Seiten abzugewinnen, neue Reize in ihm zu entdecken weiß, das beweist er durch die Ergebnisse, die er von jeder seiner Reisen und Wanderungen mitbringt. Seine „Spaziergänge in den Alpen", sein Buch „Jenseits des Gotthard" gehören zu den schönsten Natur- und Reiseschilderungen, die unsre Zeit hervorgebracht hat und müssen wohl auf jeden Leser anheimelnden Eindruck machen. Aber nicht die „grünen Bäume", die Bäche und Berge allein sind es, die ihn fesseln, er wendet den Blick auch der Creatur zu, welche auf Erden wimmelt, der vierfüßigen zumal, für die er ein besonders warmes Herz hat. Und in dem Menschen sieht er zunächst das Erzeugniß der Natur, den unerschöpflichen, vielseitigen Gegenstand seines Studiums.

Widmann hat als Leiter des Feuilletons und des literarischen Beiblattes vom Berner „Bund" ein vollgerüttelt Maß von Tagesarbeit. Daß er dabei in Vers und Prosa, in epischen und dramatischen Dichtungen unermüdlich schöpferisch thätig ist, ist ein Zeichen dafür, wie lebendig der Quell in ihm sprudelt, und beweist zugleich, daß seine fruchtbare Phantasie unter seiner kritischen Thätigkeit nicht Noth gelitten hat. Und welch mühselige Arbeit ist diese kritische Thätigkeit, in der er alljährlich die nach Hunderten zählenden Erzeugnisse der modernen Belletristik bewältigen muß, so daß ihm,

„Dem Mann im Lärm der Welt,
Dem eine stille Mußestunde
Nur selten wie vom Himmel fällt,"

daß ihm,

„Dem Zeit-, doch nimmer Arbeitslosen,
Den im Genuß noch hetzt die Hast,
Daß er nur grüßt, nie pflückt die Rosen,"

wie er sich in dem herrlichen Gedichte „Der Zelter" [1]) schildert, nur durch die Beschaffenheit seiner Natur die Schaffensfreudigkeit erhalten bleiben konnte. Auch als Kritiker folgt er dem Zuge seines Wesens, Freuden zu suchen. Er kann scharf und rücksichtslos tadeln, aber er weiß auch aus vollem Herzen zu loben. Wenn es ihm zuweilen glückt, einen ganzen Menschen zu entdecken, dann fühlt er sich entschädigt für alle Frohnarbeit, dann erhebt er laut und unermüdlich seine Stimme, um seinen Fund zu verkündigen. Gar manches neue Talent hat ihm eifrige, selbstlose Förderung zu danken. Seine Fähigkeit, sich zu begeistern, die Bewunderung, die er den bewährten Meistern wie dem unbekannten Genie zollt, das er für echt erkannt hat, verleiht dem reifen Mann etwas Jugendliches und ist eine gar sympathische Seite in seinem Wesen. Anton Bettelheim, der schon mehrfach auch in diesen Blättern über Widmann schrieb, hat jüngst in Wien einen interessanten Vortrag über ihn gehalten und dabei besondere Betonung auf seine österreichische Abstammung gelegt. Das leichtflüssige Wiener Blut, das in seinen Adern rollt, bietet in der That wohl auch die Erklärung dafür, daß er, der in der frühesten Kindheit in die Schweiz kam und mit Leib und Seele Schweizer geworden ist, uns näher steht, uns vertrauter anmuthet, als die großen schweizerischen Dichter Keller und Meyer, Leuthold und Spitteler, die zuweilen etwas Fremdartiges für uns behalten, zuweilen gewisse Absonderlichkeiten zeigen, während Widmann der Typus des bon sens, die verkörperte Klarheit und Harmonie ist. Zu dem Einfluß, den die österreichische Abkunft und das Leben in der Schweizer Luft auf ihn ausübte, ist wohl auch noch eine sehr gründliche Beschäftigung mit der französischen Literatur getreten. Denn ein französischer Zug ist unverkennbar in ihm vorhanden und den Franzosen mag er die Klarheit und Knappheit im Ausdruck, die Grazie in der Darstellung danken.

In seinen Erzählungen ist es ihm nicht darum zu thun, die tiefsten Tiefen der Seele aufzuwühlen und den Leser mit künstlich ersonnenen Conflicten zu martern. Er will erheitern und erwärmen, nicht erschüttern und peinigen. Den ernsten und tragischen Stoffen geht er keineswegs aus dem Wege, aber in seiner Behandlung verliert auch das Herbe und Düstere den verletzenden Stachel. Die meisten dieser Geschichten, „gut erzählt", sind aber nach Form und Inhalt derart, daß der Leser sie mit fröhlichem Behagen genießen und auch später mit vergnügten Sinnen wieder zur Hand nehmen mag und sich, wenn der Stoff ihm einmal bekannt ist, an der feinen Charakteristik, an der frischen, von leichtem Humor durchwehten Sprache erfreuen wird. Blumen, am Wege gepflückt, sind die 1894 erschienenen „Touristennovellen", Erzeugnisse der schaffenden Phantasie, zu welchen dem Verfasser die Beschäftigung mit Land und Leuten vielfache Anregung bot. Man merkt es diesen Geschichten an, daß sie in fröhlicher Wanderstimmung entstanden sind, frische Luft weht in dem Buch, das auch den Zusatz tragen könnte: „Im Freien zu lesen".

Die etwas breit und behaglich ausgesponnene Novelle „Die Weltverbesserer" [1]) behandelt Personen, die der Literaturgeschichte angehören, und Ereignisse, die sich wirklich begeben haben. Der Verfasser hat sich eng an die Ueberlieferung angeschlossen und offenbar sorgfältige Studien gemacht, um das Zeit- und Localcolorit zu treffen und ein getreues Culturbild zu geben. Aber nicht hierauf kommt es für die Beurtheilung dieser Novelle an, sondern darauf, daß die darin vorkommenden Menschen uns als Menschen interessiren, daß ihre Ideen verwandte Saiten in uns selbst berühren. In dem „Präludium als Fingerübung" heißt es: „Die Muse der historischen Novellen unterscheidet sich von ihren oft angerufenen Schwestern durch einen kleinen Kalender mit genauesten Daten, den sie stets bei sich trägt. Da sie denselben aber nicht gern immer in der Hand hält und es ihr auch nicht anstünde, etwa an ledernen Riemen um ihre nackten zarten Schultern

[1]) Jung und Alt. Zwei Novellen in Romanzen. Leipzig 1894. Verlag von A. G. Liebeskind.

[1]) Die Weltverbesserer und andere Geschichten. Wien. Verlag der Literarischen Gesellschaft 1896.

ein Täschchen zu tragen, so bequemt sie sich dazu, den anmuthigen Leib in ein Costüm zu zwängen, wo ihr Kalenderchen der Schlupfwinkel genug vorfindet. Sie bleibt aber in diesem Costüm gleich ihren Schwestern ein schönes, warmfühlendes Mädchen, das an menschlichen Dingen, die schon vor hundert Jahren sich ereignet haben, denselben Antheil nimmt, als ob sie heute erst geschehen. Und mit Recht! Denn am Ende sind doch die Menschen im Eisenpanzer oder im Reifrock und unter der Puderfrisur immer dieselben gewesen, gleich uns Lebenden gelenkt von natürlicher Nothwendigkeit, von wahren und falschen Begriffen und gern hingegeben mancher süßen Täuschung." . . . Uebrigens ist „kein Mieder so fest geschnürt — auch das der Muse der historischen Novelle nicht —, daß die Hand der Liebe es nicht aufnesteln dürfte, um darin zu entdecken ‚Fleisch von unserm Fleisch, Bein von unserm Bein' und andere nette Sachen." Auch in unsrer greifbareren Dingen zugewandten, an nebelhaften Idealen ärmeren Zeit mögen schwärmerische Jünglinge zu phantastischen Weltverbesserungsplänen kommen, wie Samuel Taylor Coleridge, Robert Southey und William Lovell. Wie diese drei Freunde, von den Freiheitsideen der großen französischen Revolution begeistert, den Plan fassen, jenseit des Oceans, an den Ufern des Susquehanna einen freien Idealstaat zu gründen, wie Coleridge dazu bestimmt wird, durch Vorträge für ihre Ideen Propaganda zu machen, wie er unterwegs eine schöne, hochgesinnte Schauspielerin kennen lernt und von ihr so bezaubert wird, daß er nur noch von dem einzigen Lebensziel erfüllt ist, sie zu erringen, wie die drei Freunde die lieblichen drei Schwestern Fricker heirathen, das alles ist in so fröhlicher Laune und so anmuthiger Form erzählt, daß man von dieser Geschichte durchwärmt wird, wie von einem Glase guten Südweins. Ueberaus lebendig ist die Episode geschildert, wie Coleridge die schöne Sarah Fricker wiederfindet und sich in der Freude dieses Wiedersehens so gründlich mit ihr verplaudert, daß er Zeit und Ort vergißt und erst durch die etwas ärgerlich heimkehrenden Schwestern Sarahs, die gleich vielen anderen vergeblich auf den angekündigten Vortrag gewartet hatten, in die Wirklichkeit zurückgerufen und zu seinem Entsetzen daran erinnert wird, daß er in der beseligten Stunde eigentlich zu der Bevölkerung Bristols hätte reden sollen. Diese ganze Episode von dem versäumten Vortrag wird von den Biographen Coleridge's und Southey's gerade so erzählt, ein Beweis, daß die Wirklichkeit auch zuweilen humorvolle Situationen zu dichten weiß! Die eingestreuten Gedichte „Das Eselein" und „Cupido als Alchymist" sind genaue Uebersetzungen der betreffenden Gedichte von Coleridge. Der Esel wird von Widmann mit einem gewissen Wohlwollen behandelt. In den „Weltverbesserern" wie in „Doctor Seybolds Ferienreise" (der ersten der „Touristennovellen") spielt er eine wichtige Rolle. Damals war Widmann von Vischer inspirirt worden, auf den er direct hinweist, vielleicht mögen ihn aber schon zu jener Zeit die Vorstudien für die neue Novelle beschäftigt haben. Der Ton ist etwas alterthümlich und man könnte sich die Novelle ganz gut in dem Freiheitsdrang der vierziger Jahre entstanden denken. Auch an Tieck klingt sie zuweilen an. Doch ist es ein modernerer Geist, der sich in den Worten ausspricht: „Was glauben Sie, was einem Lande und was einer Partei geschehen müßte, wenn immer die besten, auf Fortschritt bedachten Köpfe das betreffende Land, die betreffende Partei verließen und irgendwo draußen in der Welt sich zu einer neuen Secte zusammenthäten? Was müßte man aber von einer Jugend denken, die nicht lebendige Saat werden wollte in dem heiligen Boden des Vaterlandes, auf dem die Halme ihrer Väter und Voreltern geblüht und Frucht getragen haben? Von einer Jugend, die in unbekannte Fernen wie vom Sturm erfaßte Spreu sich zerstreuen möchte? Meine Herren! Man muß, wie ich, den größten Theil seines Lebens in einem anderen Lande zubringen, um zu wissen, was man am Vaterlande hat. Und weil ich dieses Vaterland liebe, darum spreche ich zu Ihnen jetzt im Namen von Alt-England: Weihen Sie Ihre Jugendkräfte dem Fortschritt, dem so unendlich nothwendigen Fortschritt und allen schönen Idealen im Heimathlande! Lassen Sie Ihre nach allerlei Freiheiten ringenden, der Scholle treu ergebenen Gesinnungsgenossen nicht im Stiche, indem Sie Ihre guten Gedanken in Gott weiß welche fernen Wildnisse tragen, sondern verstehen Sie, daß gerade der Talentvollste ein Schuldner seines Landes ist, daß Ihre Mutter Sie ruft und dann am meisten ihrer Söhne bedarf, wenn sie selbst in Fiebern liegt oder in Armuth darbt." Die einzelnen Gestalten sind so hübsch und frisch gezeichnet, daß wir sie förmlich vor uns sehen. Allerliebst ist die kurze Schilderung von der Geburt eines Toastes: „Jetzt aber begann Cottle in bezeichnender Weise mit seinem Messer zu spielen, einer Brodkrume ernste Blicke zuzuwerfen, sein Weinglas mit düsterer Miene ins Auge zu fassen, dann wieder, heiter lächelnd, den Kopf in den Nacken sinken zu lassen, zur Decke zu sehen und mit der Linken auf dem Tischtuche leise zu trommeln". —

Unter den kurzen, den „Weltverbesserern" beigesellten Geschichten scheint uns die von den „Hasen von Turslingen" die bedeutendste. Die Gewissensqual des Mannes, der die ihm arglos vertrauenden Thiere verrathen hat und ihr Bild nicht mehr los werden kann, so daß er dadurch in den Tod getrieben wird, ist in ganz ergreifender Weise dargestellt. Es mag auf den ersten Blick befremden, daß das Verständniß für das Herz, das man an die Thiere hängt, bei dem zelotischen Pfarrer zu finden ist, daß gerade diesem die Betrachtungen über die Bedeutung des Individualgewissens in den Mund gelegt werden. Solch ein Mann aber, der schwere innere Kämpfe durchgemacht hat, ist eine fesselndere und bedeutendere Gestalt als die gemüthlichen Pfarrherren, die fünf gerade und Gott einen guten Mann sein lassen. Die übrigen kleinen Geschichten sind ungleichmäßig nach Inhalt und Darstellung, gemeinsam aber sind ihnen die Eigenschaften, welchen Maupassant seinen Ruhm verdankt, die scharfe Beobachtung, sichere Charakteristik und knappe graziöse Sprache. Das heiß Erotische, das krankhaft Sinnliche, von dem Maupassant so ganz beherrscht wird, fehlt natürlich bei Widmann, bei dem alles gesund und natürlich ist. Pruderie aber liegt ihm auch vollständig fern. Wie er die allergewagtesten Dinge in unverfänglicher Weise und mit ganz unschuldiger Miene zu erzählen weiß, zeigt die prächtige Schnurre „Die zurückgenommene Bulle", der wir hoffentlich einmal in einer späteren Sammlung seiner Erzählungen wiederbegegnen. Man meint gewöhnlich, für manche Dinge sei die deutsche Sprache „ein arm Sprak, ein plump Sprak", es kommt aber nur darauf an, wie man sie zu behandeln weiß. „Apfelblüthe" veranschaulicht die elegisch wehmüthige Stimmung des Entsagenden, der plötzlich zu der Erkenntniß gekommen, daß er alt geworden ist, und der, zwar still seufzend, aber mit guter Miene die Jugend der Jugend überläßt. Ganz das gleiche Problem hat Widmann in wunderschönen Versen in der Dichtung „Die Königsbraut" ausgeführt. — Wer so neidlos und frohgemuth die Rechte der Jugend anzuerkennen, sich in ihre Denk- und Fühlweise zu versetzen vermag, wer den stillen Herbst zu genießen weiß, wie den stürmischen Frühling, der versteht die Kunst, glücklich zu sein. Den Mann, dem nie „das Herz altert im alten Leibe", sehen wir auch in dem Einacter „Der greise Paris" (als Manuscript gedruckt, bei Eutsch in Berlin erschienen). Die zehnte Erzählung im Decamerone bildet den Stoff: „Doctor Alberto in Bologna

macht auf bescheidene Art eine Dame schamroth, welche ihn damit aufziehen wollte, daß er in sie verliebt war." Während bei Boccaccio der sechzigjährige Liebhaber die Dame seines Herzens durch einen mehr scherzhaften und witzigen als geistig bedeutenden Gedanken beschamt, hat Widmann das Motiv complicirt und sein Held, der gleichzeitig für drei junge Damen schwärmt, weiß ihnen durch die Höhe seines Geistes bewundernde Huldigung abzuringen. Gerade in dem kargen Stoffinhalt liegt die große Schwierigkeit für die Wiedergabe auf der Bühne, es müssen ausgezeichnete Künstler, die Poesie verstehen, sich den nicht gerade rauschenden Erfolg verbürgenden Aufgaben widmen, wenn die dramatische Kleinigkeit wirken soll. Wie Widmann sich ganz in den Geist der Jugend zu versetzen weiß, das hat er schon in verschiedenen der erwähnten Erzählungen gezeigt. In seiner neuesten Dichtung „'Bin, der Schwärmer"[1]) besingt er die süße blöde Jugend-Eselei, die „zwei Elemente, aus denen sich ein Trunk des Lebens braut, der nicht verzischt im sprudelnden Momente wie Sinnenlust", — die beiden Elemente „dumm und jung". Der Pfarrerssohn Sabinus, genannt 'Bin, hat ein liebedürftiges, liebebedürftiges Herz. Erotisch veranlagt, aber gänzlich rein und unverdorben, bewundert er jede schöne Blume, begehrt aber keine für sich. Auf der Wanderung zur Hochzeit eines Freundes sieht er in einem Parke ein junges Mädchen mit den Gespielen sich tummeln.

„Es war ein Kind von vierzehn Sommern nur,
Doch schlank und hoch, mit großen schwarzen Augen,
Wie ein Gebilde südlicher Natur,
Wo Menschen gleich den Bäumen kräft'ger saugen
In sich den Saft des sonnenwarmen Landes."

Ihr bringt er von der Ferne seine Verehrung dar und trägt ihr Bild mit sich fort. Denn

„mehr als heilsam ward von ihm verpufft
In sel'ger Phantasie die Kraft des Herzens."

Dann kommt er zur Hochzeit, die durch das unerwartete Erscheinen der schönen, vornehmen, eleganten Gutsherrin besonderen Glanz erhält. Ihr Auge weilt schon in der Kirche wohlgefällig auf dem Jüngling, der sie bewundernd anstarrt, bei Tisch improvisirt er — er ist natürlich auch Dichter — einen Trinkspruch auf sie und nachher beim Pfänderspiel bekommt er einen Kuß von ihr:

„Nie hatte solchen Kuß 'Bin nur geträumt,
Geschweige je gekostet solche Lippen."

Und da er sich Nachts in sein Stübchen zurückgezogen, sucht er sich wach zu halten, um der schönen Frau zu gedenken; aber nun erscheint vor seinen Augen das Bild des jungen Mädchens, dem er am Tage zuvor einen Altar in seinem Herzen baute, und nun klagt er sich der Untreue an. Anstatt zur Heimkehr den ihm angebotenen Platz im Wagen der Dame anzunehmen, brach er schon vor Tagesanbruch zu Fuße auf. Unterwegs holt ihn aber die schöne Frau ein und nimmt ihn mit nach ihrem Schlosse. Dort zu kurzer Rastung einkehrend, findet er in ihrer Tochter das schöne Mädchen von gestern wieder. Er schrickt zusammen; auch die schöne Frau, die ihm gleich bis ins Innere blickt, sieht ihr Kind nun wie einen neuen Menschen an:

„Bei allem Spaß war seltsam ihr zu Muthe,
Da sich zum erstenmale das Geschick
Ihr meldete, das Müttern auferlegt,
Nicht mehr so jung zu sein, wie sie sich fühlen,
Weil schon an jene, die ihr Schoß gehegt,
Des Lebens Wellen schmeichelnd, werbend spülen."

Und nun hatte 'Bin, wonach sein Sehnen schon lange ging, den großen inneren Conflict, den Kampf im Herzen zwischen Mutter und Tochter:

„Doch sonderbar! so wilder er durchwühlte
Sein Herz und Hirn, anschwellend seine Schuld
Ins Riesenhafte, desto wenn'ger fühlte
Sein Sinn sich wie von Wollast eingelullt.
Ach! so unglücklich sein, wie war das schön!
Wie solche trag'sche Schmerzen doch beglücken!
Es dehnte sich die Brust, wie wenn auf Höhn
Der Alpen jedes Athmen wird Entzücken."

Er verläßt das gastliche Haus, nimmt die Sehnsucht mit sich fort, und der Dichter schließt sein Idyll,

„aus eines Dichters Leben
Ein Nektaeschälchen Jugendmorgenroth."

Ob wohl Widmann die eigene Jugendzeit neu belebt hat, indem er so die Gefühle seines Helden schilderte? In der gewürzten Kost unsrer Tage schmeckt dies schlichte harmlose Geschichtchen wie frisches, klares Bergwasser nach starkem Wein. Die hübschen Vignetten von Fritz Widmann, dem Sohne des Dichters, schmiegen sich in discreter Weise der Dichtung an.

Wie in den „Weltverbesserern" die Prosa, so sind auch die Verse Widmanns manchmal im Stile einer vergangenen Zeit gehalten, man merkt es ihnen aber doch an, daß sie von einem Manne herrühren, der sich der Rechte und der Forderungen des Tages vollauf bewußt ist. Seine Bücher sind gesunde Kost und bergen in schlichter unaufdringlicher Form tiefe Lebensweisheit. Er lehrt uns, jeder Zeit und jedem Alter ihre guten Seiten abgewinnen.

Und wenn sein schönes Gedicht „Die Königsbraut" zu der Deutung reizen mag, daß auch die Poesie der Jugend gehöre, so ist er selbst gewiß mit seiner Antwort in vollem Rechte:

„Wir Alten auch, wir wollen uns bescheiden,
Will Poesie nun zu euch Jungen geh'n.
Doch manchmal scheint es noch, sie könn' uns leiden.
Wie winken fort sie; lächelnd bleibt sie stehn.
Wie sie nun selbst noch zaudert, uns zu meiden,
Kann unversehens freilich es geschehn,
Daß wir auch unser Herz nicht streng bezwingen
Und aus dem Abschied wird ein neu Umschlingen."

Wenn aber die Muse uns verschmäht:

„Wohlan! So geben wir sie ohne Zaudern,
Wenn auch betrübt, aus unsern Armen frei."

Und die Worte, in denen dies Lied ausklingt:

„Ob schwer es auch, dem eignen Ruhm entsagen,
Die liebende Bewundrung lehrt's ertragen."

darf Widmann mit Fug auf sich anwenden. Ist doch, wie schon gesagt, seine Fähigkeit, neidlos fremde Größe anzuerkennen und zu preisen, einer seiner schönsten Züge. Was man von dem Menschen im allgemeinen sagt, daß er so alt ist, wie er sich fühlt, das gilt ganz besonders vom Dichter. Und Widmann wird, das darf man nach dem Eindruck seiner gegenwärtigen literarischen Physiognomie hoffen, noch lange jung bleiben.

---

[1]) 'Bin, der Schärmer. Idyll von J. V. Widmann. Frauenfeld. Mit Zeichnungen von Fritz Widmann. Verlag von J. Huber 1896.

Mittheilungen und Nachrichten.

△ **Zwei fürstliche Geburtsanzeigen aus der Franzosenzeit.** Durch Zufall habe ich Einsicht genauer Abschriften von zwei fürstlichen Geburtsanzeigen aus der Franzosenzeit erhalten, die beide verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Die eine ist ein Brief des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand zu Braunschweig-Lüneburg vom 26. April 1806 an Napoleon I., in dem er die Geburt seines Enkels, des nachmaligen Herzogs Wilhelm, anzeigt. Er ist in lateinischer Sprache abgefaßt und lautet wie folgt:

Serenissimo ac Potentissimo Principi, Domino Napoleoni, Francorum Imperatori, Regi Italiae etc. etc. Domino Consanguineo Nostro plurimum colendo.

Serenissime ac Potentissime Imperator, Domine Consanguinee plurimum colende!

Dum fonstissimam nepotis Principis, quem hesterno die, Deo auspice, denuo in lucem edidit nurus Nostra carissima, filii Nostri natu minimi, Wilhelmi, Friderici, ducis Brunsvico-Oelsnensis, conjux suavissima, nativitatem Imperatoriae et Regiae Majestati Vestrae nunciandam officii Nostri esse duximus, certa Nobis spes est, felicitatem hanc domus Nostrae jucundo eo benevolo ab Eadem animo fore excipiendam.

Deum Optimum Maximum pie veneremur, ut Imperatoriae et Regiae Majestati Vestrae ad summam usque felicissimamque senectutem optata eo fausta quaevis impertire non desinat, defuturi nunquam, quin officiis omnibus studiosissimis Eandem prosequamur.

Dabantur Brunsvigae, die 26. Aprilis MDCCCVI. Dei Gratia, Carolus Wilhelmus Ferdinandus, Dux Brunsvicensium eo Luneburgensium.

Dieser mit vieler Gelehsamkeit gedrechselte Text würde sich in dem, leider wenig geschmackvollen deutschen Hofstil etwa so wiedergeben lossen:

„Dem allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten Fürsteo ond Herrn Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien u. s. w. u. s. w. Unserm höchst zu verehrenden Herrn Vetter.

Allerdurchlauchtigster und großmächtigstee Kaiserl Höchstzuverehrender Herr Vettee!

Da Wie für Unsere Schuldigkeit hielten, Enrer Kaiserlichen und Königlichen Majestät die gesteen mit Gottes Hülfe erfolgte glückliche Geburt eines Enkels anzuzeigeo, dem wiederum Unsere geliebte Schwiegertochter, die liebenswürdige Gottin Unseres jüngsten Sohnes Friedrich Wilhelm, Herzogs zu Braonschweig-Oels, das Leben gab, so hoffen Wir mit Zuvecsicht, daß Allerhöchst Dieselben dieses glückliche Ereigniß in Unseeem Hause mit gnädigem Wohlwollen begrüßen werden.

Wir bitteo Gott den Allmächtigeo inbrünstig, daß er nicht aofhören möge, Eueer Kaiserlicheo und Königlichen Majestät bis ins höchste Alter Glück ond Segen zu verleihen, nad werden nie ermangeln, mit eifrigstee Dienstwilligkeit Allerhöchst denselben aufzuwaeten. Gegeben zu Braunschweig, den 26. April 1806. Von Gottes Gnoden Carl Wilhelm Ferdinand Herzog zu Braunschweig und Lüneburg."

Mit Recht wird man über die Anwendung der lateinischen Sprache sSe diese Anzeige erstaunt sein, da doch zu jener Zeit die französische Sprache die unbestrittene Herrschaft im internationolen Verkehre besaß. Indem dee Herzog sie ablehnte und die längst für solche Fälle außer Gebrauch gekommene lateinische Sprache wählte, wollte ee wohl, so muß mon schließen, andeuten, daß er dem Gewalthaber nicht den Gefallen thun wolle, die Sprache des von ihm geführten, eroberungssüchtigen Volkes zu gebrauchen. Daß er damit aber deo Corsen verletzt und gereizt hat, dürfte kaum zu bezweifeln sein. —

Der zweite Brief ist vom Großherzog Karl von Baden an den König Hieronymus von Westfalen gerichtet ond lautet:

A Sa Majesté
Jérôme Napoléon,
Roi de Westphalie
à Cassel.

Sire,

C'est un devoir bien doux pour Nous de notifier à Votre Majesté, que Notre très-chère Épouse, la Grande Duchesse Stéphanie Napoléone vient d'accoucher ce matin très-heureusement d'une Princesse.

Les liens étroits qui unissent Notre maison grand-ducale à l'auguste maison Impériale et Royale, ne nous laissent point de doute, que Votre Majesté ne daignera prendre un intérêt particulier à cet événement heureux qui Nous est d'autant plus agréable, qu'il nous fournit l'occasion d'exprimer à Votre Majesté les sentimens du sincère attachement que Nous Lui avons voués.

Sire,
de Votre Majesté
Le très-devoué bon frère
Charles.
B.d'Edelsheim.

Carlsruhe, le 21. 8bre. 1813.

Dieses Schreibeo würde sich deutsch so wiedergeben lassee:

„Allergnädigster König und Herr!

Es ist uns eine angenehme Pflicht, Enrer Majestät anzuzeigen, daß unsere vielgeliebte Gemahlin, die Großherzogin Stephanie Napoleone, heute Morgen glücklich von einer Prinzessin entbunden ist.

Die engen Bande, welche nnser großherzogliches Haus mit dem erhabenen kaiserlichen nnd königlichen Hause verbinden, lassen uns nicht zweifeln, das Euee Majestät gnädigst besondeeen Antheil on diesem glücklichen Ereigniß nehmen weeden, das uns um so erfreulicher ist, als es uns Gelegenheit bietet, Eueer Majestät die Empfindungen aufrichtiger Anhänglichkeit auszudrücken, die wir für Allerhöchst dieselben hegen.

Allergnädigster Herr,
Eurer Majestät
ganz ergebener guter Bruder
Karl.
Frhr. v. Edelsheim.

Karlsruhe, den 21. Oct. 1813."

Der Brief spiegelt noch ganz treu die Zustände der Franzosenzeit und des Rheinbundes wieder. Als er geschrieben wurde, hatte man in Karlsruhe natürlich keine Kunde vom Ausgange der am 18. und 19. Oct. geschlagenen Entscheidungsschlacht bei Leipzig. Man hielt sich noch völlig französisch und schrieb sogar die deutschen Namen auf französische Art. Die Prinzessin, welche Gegenstand der Anzeige war, ist die am 21. Oct. 1813 geborene Josephine, die sich, 21 Jahre alt, am 21. Oct. 1834 mit dem Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen vermählte. Sie ist die Mutter des jetzt regierenden Fürsten von Hohenzollern, wie des Königs von Rumänien nnd lebt bei guter Gesundheit in Sigmaringen, hochgeschätzt von Vornehm und Gering. Ihre Mutter, die Großherzogin Stephanie non Baden, war eine Tochter des Grafen Claude de Beauharnais und von Napoleon an Kindesstatt angenommen worden. Sie ist im Jahee 1860 gestorben.

* Vom 8. bis 11. April wird zu Wiesbodeo unter dem Vorsitz des Geh. R. Prof. Dr. Bäumler (Freiburg) der XIV. Congreß für Innere Medicin tagen. Als schon länger vorbereitete Verhandlungsgegenstände, für welche Autoritäten ersten Ranges die Referate übercommen haben und welche höchst interessant sind, stehen auf dem Programm: Werth der arzneilichen Antipyretica: Kost (Breslau) und Binz (Bonn) und Ueber therapeutische Anwendung dee Schilddrüsen-Präparate: Ewald (Berlin) und Bruns (Tübingen). Unmittelbar nach Eröffnung des Congresses wird v. Leyden (Berlin) auf besonderen Wunsch des Geschäftscomités eine Gedächtnißrede zur 100jährigen Gedenkfeier der Entdeckung der Schutzpockenimpfung durch Jennee halten. Außerdem wurden bis jetzt schon über 50 Originalvorträge angemeldet, welche alle Gebiete dee Inneren Medicin umfassen. Die angemeldeten Vorträge sind: Gerhardt (Berlin): Ueber Rheumatoid-Krankheiten. Kossel (Marburg): Ueber Nucleine. Edgar Gans (Karlsbad): Ueber die Beeinflussung der Umsetzungsgeschwindigkeit des Glycogens durch Salzlösungen. Breitung (Coburg): Ueber die therapeutische Bedeutung der Ozon-Inhalotionen. Quincke (Kiel): 1) Ueber Resorption des Eisens; 2) Demonstration von Präparateo. Benedict (Wien): Klinische Kreislaufsfragen. Angerer (München): Thema vorbehalten. Löffler (Greifswald): Schutzimpfungsfrage. n. Noorden (Frankfurt a. M.): Zur Therapie dee harnsauren Nieren-Concremente. Einhorn (New-York): Eigene Erfahrungen über den chronischen continuirlichen Magensaftfluß. Emil Pfeiffer (Wiesbaden): Ueber die Eiweißkörper der Milch ond ihren Stickstoffgehalt. Georg Rosenfeld (Breslau): Grundzüge der Behandlung der harnsauren Diathese. D. Israël (Berlin): Ueber eine wenig bekannte Infectionskrankheit. Nordhorst (Wiesbaden): 1) Zur Pathogenesis der Gicht, 2) Demonstration mikroskopischer Präparate. Weintraud (Breslau): Zur Frage der Harnsäurebildung im Thierkörper. Stern (Breslau): Ueber Cheyne-Stokes'sches Athmen und andere periodische Aenderungeo der Athmung. Lenhartz (Homburg): Ueber den diagnostischen und therapeutischeo Werth der Lumbalpunction. William Pepper (Philadelphia): Ueber die Bedeutung gastrointestinaler Läsionen für die Entstehung von perniciöser Anämie. Küster (Marburg): Indicationen zur Nephrotomie. Adolf Ott (Prag): Ueber Eiweißgehalt pathologischer Flüssigkeiten. F. Blum (Frankfurt): Zur Behandlung der Cholelithiasis mit Oelklystiren. Unverricht (Magdeburg): 1) Ueber das Fieber, 2) Zur Behandlung des tuberculösen Pneumothorax. Schott (Nauheim): Ueber gichtische Herzaffectionen. Adamkiewicz (Wien): Die heilbare nnd die stationäre Form der luetischen Rückenmarkschwindsucht. Rumpf (Hamburg): Ueber das

Verhalten einiger Ammoniaksalze im Thierkörper. Friedr. Müller (Marburg): Beiträge zur Kenntniß des Sputums. D. Gerhardt (Straßburg): Ueber Hydrobilirubin. Ad. Schmidt (Bonn): Ueber die Beziehungen der Chlorose zum Ulcus ventriculi. Agéron (Hamburg): Anämische Zustände und Gastroenteroptosen. His (Leipzig): Untersuchungen an Gichtkranken. Henning (Königsberg): Ueber den Werth des Diphtheriebacillus in der Praxis und über die Resultate meiner Behandlungsmethode. Lieven (Aachen): Mittheilungen, betreffend die bisherigen Ergebnisse der Anwendung des Nosophens und seiner Salze, unter besonderer Berücksichtigung der Verwendbarkeit für Darm- und Magenaffectionen. Moritz (München): Ueber den Einschluß von organischer Substanz in die Harnsäuresedimente. Max Herz (Wien): Klinische Untersuchungen über den Zustand der kleinsten Gefäße. Magnus-Levy (Berlin): Gaswechsel und Fettumsatz bei Myxoedem und Schilddrüsenfütterung. Max Gruber (Wien): Experimente zur Frage der Immunität gegen Cholera und Typhus. H. Päßler und Romberg (Leipzig): Weitere Mittheilungen über das Verhalten von Herz und Vasomotoren bei Infectionskrankheiten. Carl Pariser (Berlin): Ueber nervöse Leberkolik. B. Laquer (Wiesbaden): Experimentelle Untersuchungen über die Ausscheidung der Alkaloidkörper unter physiologischen und pathologischen Verhältnissen. Jakoby (Germersheim): Thermo-Therapie der Lungentuberculose auf Grundlage der bactericiden Wirkung des Blutes. Kohnstamm (Königstein i. T.): Ueber Penicilliummycose der Niere. Mannaberg (Wien): Ein neuer Befund in leukämischem Blute. H. Riehn (Frankfurt a. M.): Vorstellung zweier Kinder mit Kachexia strumipriva nach dreijähriger Behandlung mit Schilddrüsenextract. Leobuscher (Jena): Erkrankungen des Circulationsapparates im Zusammenhange mit Erkrankungen des Nervensystems im Kindesalter. Gumbrecht (Jena): Ueber Leukocytea-Degeneration im leukämischen Blute. Haußmann (Kissingen): Ueber die Bestimmung der Acidität des Urins und ihre klinische Bedeutung. Matthes (Jena): Ueber Eiweißkörper im Urine bei Osteomalacie. Hoppe-Seyler (Kiel): Demonstration eines Apparates zur klinischen Untersuchung der Magengase. Puzhl (St. Petersburg): Weitere Beiträge zur Frage der Autointoxication. Leo (Bonn): Zur Aetiologie des Diabetes mellitus. Schiesinger (Wien): Zur Diagnostik der Erkrankungen der Vena cava inferior. Leber (Homburg v. d. H.): Ueber den Einfluß der Bauchmassage auf den respiratorischen Gaswechsel. Arthur Blachstein (St. Petersburg): 1) Ueber einige mit Schilddrüsenerkrankungen complicirte Fälle von Diabetes mellitus (mit Demonstration). 2) Ueber die Behandlung des Brechdurchfalles der Kinder mit Azolin. Jacobj (Straßburg): Ueber die wirksamen Bestandtheile des Mutterkornes. Hartmann (Hallein): Ueber die Wirkungen der Einathmung von salzsauren Verbindungen (Liquor salis) bei Erkrankungen der Athmungsorgane. Theilnehmer für einen einzelnen Congreß kann jeder Arzt werden. Die Theilnehmerkarte kostet 15 Mark. Die Theilnehmer können sich an Vorträgen, Demonstrationen und Discussionen betheiligen und erhalten ein im Buchhandel ca. 12 Mark kostendes Exemplar der Verhandlungen gratis. Mit dem Congreß ist eine Ausstellung im rothen Saale des Curhauses von neueren ärztlichen Apparaten, Instrumenten, Präparaten u. s. w. verbunden. Dieselbe wird in diesem Jahre ganz besonders reichhaltig sein. Anmeldungen für dieselbe sind an den ständigen Secretär des Congresses, Sanitätsrath Dr. Emil Pfeiffer, Wiesbaden, Friedrichstraße 4, zu richten.

* **München**, 26. März. Curatorium der Liebig-Stiftung bei der k. b. Akademie der Wissenschaften. — Das Curatorium hat dem Professor der Agriculturchemie an der Universität Leipzig Dr. Friedrich Stohmann für die Verdienste, welche er sich durch seine zahlreichen werthvollen agriculturchemischen Arbeiten, insbesondere durch seine thierphysiologischen und thermochemischen Untersuchungen, um die Begründung und Entwicklung der Landwirthschaftswissenschaft erworben hat, die goldene Liebig-Medaille, dem Professor der Agriculturchemie an der Universität Göttingen Dr. Bernhard Tollens für seine Untersuchungen über die Kohlenhydrate, welche für die Erweiterung der wissenschaftlichen Grundlagen der landwirthschaftlichen Pflanzen- und Thierproduction, sowie der landwirthschaftlichen Nebengewerbe von hervorragender Bedeutung sind, insbesondere für seine Untersuchungen über die Pentosane der Futtermittel und zur weiteren Förderung der letztgenannten Arbeiten ein Ehrengeschenk von Eintausend Mark und die silberne Liebig-Medaille, dem Professor Dr. Paul Sorauer in Berlin in Rücksicht auf seine hervorragenden Verdienste um die Erforschung der Pflanzenkrankheiten und um die Verbreitung und Nutzbarmachung der auf diesem Forschungsgebiete erzielten Ergebnisse die silberne Liebig-Medaille verliehen.

Dr. M. v. Pettenkofer, Vorsitzender.

* **Erlangen.** Wie bereits amtlich gemeldet, wurde der Privatdocent Dr. Albert Fleischmann zum ausserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der hiesigen Universität ernannt und ihm die Zoologie und vergleichende Anatomie als Lehraufgabe zugewiesen, sowie die Direction des Zoologischen Instituts der Universität übertragen.

* **Darmstadt.** An der technischen Hochschule wird mit Beginn des Sommersemesters ein zweiter Lehrstuhl für darstellende Geometrie errichtet. Die venia legendi wurde ertheilt dem Dr. Albert Kolb aus Großumstadt für Chemie und dem Dr. Ferdinand Noack aus Darmstadt für classische Koleoptorhäologie.

* **Wien.** Die Geographische Gesellschaft hat dem 83jährigen Hofrath Prof. Dr. Friedrich Simony „in Anerkennung seiner unvergänglichen Verdienste auf geographischem Gebiete, insbesondere um die wissenschaftliche Erforschung des Dachsteingebietes", ihre höchste Auszeichnung, die Hauer-Medaille verliehen.

* **Budapest.** Dr. Joseph Sukát, Professor am Piaristen-Obergymnasium in Budapest, wurde als Privatdocent für Mathematik an der hiesigen Universität bestätigt.

* **Amsterdam.** Professor Forster läßt erklären, er habe den Ruf nach Straßburg noch nicht endgiltig angenommen.

* **Brüssel.** Der in Frankreich verstorbene Belgier Arthur Meunier hat dem belgischen Unterrichtsminister zwei Millionen Francs vermacht, mit der Bestimmung, daß ein Institut für Physiologie errichtet werden solle.

* **Glasgow.** Im Herbst erlebt Lord Kelvin das 50jährige Jubiläum als Professor der Naturwissenschaft an der hiesigen Universität. Diese, wie die Stadt Glasgow gedenken den Tag durch einen Festakt zu begehen und haben die englischen und fremden Universitäten, sowie die gelehrten Körperschaften dazu auf den 15. und 16. Juni eingeladen. Am ersten Tage findet die akademische Festfeier, am folgenden Tage ein Bankett in der Stadthalle statt; außerdem wird eine Ausstellung mechanischer, elektrischer und anderer wissenschaftlicher Apparate vorbereitet, die Kelvins Leistungen für die Wissenschaft veranschaulichen soll. Lord Kelvin, der im 72. Lebensjahre steht, hat 1892 die Peerswürde erhalten.

* In **Bordeaux** hat ein Physiker mit Hülfe der X-Strahlen verschiedene Weinproben photographirt und bei allen schwarze Punkte auf der Platte entdeckt. Er analysirte die Weine und fand, daß diese schwarzen Punkte den fremden Substanzen im Wein, Fuchsin, Amylsäure, Glycerinsäure u. s. w., entsprachen. Eine darauf angestellte Probe mit Naturweinen ergab ein ganz anderes Resultat: die „schwarzen Punkte" fehlten auf der Platte.

* Aus Sydney schreibt man der „Frankf. Ztg." unterm 11. Februar: „Das letzthin kurz berührte Project der Begründung einer französischen Leihbibliothek in Sydney ist dank der thatkräftigen Unterstützung, welche dasselbe durch den hiesigen Generalconsul, Hrn. Viard d'Aunet, und auch durch die französische Regierung erfahren hat, nunmehr soweit gefördert worden, daß die Eröffnung der vorläufig in den Räumen des französischen Generalconsulats untergebrachten Bibliothek für den 1. März in bestimmte Aussicht genommen werden konnte. Die ersten Bücherzusendungen sind dieser Tage bereits aus Paris hier eingetroffen. Dieselben umfassen sechshundert Bände; es soll jedoch begründete Aussicht bestehen, diese Zahl durch weitere Zuwendungen von amtlicher und von privater Seite binnen kurzem namhaft erhöht zu sehen. Der Subscriptionsbetrag beläuft sich auf jährlich 1 Guinee; eine einmalige Zahlung von 5 Guineen berechtigt zur lebenslänglichen Mitgliedschaft an dem den Namen: „Bibliothèque de l'Alliance française à Sydney" führenden Institut; während andererseits die Leihgebühr für Nichtmitglieder — die Bibliothek soll jedermann offen stehen, also keineswegs nur Franzosen — für das einzelne Buch 3 d für jede vierzehn Tage betragen wird. Geleitet wird die Bibliothek, die unter dem Ehrenpräsidium des Gouverneurs und anderer hervorragender Persönlichkeiten, darunter der Cardinal-Erzbischof Dr. Moran, steht, von einem Comité hiesiger französischer Herren unter Vorsitz des jeweiligen Generalconsuls. Man möchte wünschen, daß von deutscher und zwar amtlicher Seite das Beispiel, das uns die Franzosen geben, recht bald nachgeahmt würde."

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Samstag, 28. März. Nummer 74.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Augustus und Napoleon III. Von B. Gardthausen. — Das Appartamento Borgia im Vatican. II. Von E. Steinmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Augustus und Napoleon III.

Von B. Gardthausen.[1])

Die Vergleichung des französischen Kaiserreichs mit der Schöpfung des Augustus ist nicht neu und war einst gerade in der politischen Tagespresse sehr gewöhnlich. Als Retter der Gesellschaft hatte Napoleon III. die Geister des Unfriedens und der Revolution gebannt und seinen geängsteten Landsleuten die Sicherheit der Person und des Eigenthums wiedergegeben. Seit er mit starker Hand die Zügel der Regierung ergriffen hatte, war die Revolution niedergeworfen, die Opposition vollständig geknebelt. Aber schon nach wenigen Jahren regte sich doch wieder der Geist des Widerspruchs. Ausgeschlossen vom Parlament, eingeengt durch ein strenges Vereins- und Preßgesetz, blieb den Unzufriedenen fast nur das Buch oder die Broschüre, um ihre Anschauungen zu vertheidigen. Direct die Regierung und ihre Vertreter anzugreifen, war zu gefährlich; deßhalb richteten sie ihre Pfeile gegen Personen der Vergangenheit, unter deren Maske jeder kundige Leser sofort das Gegenbild unsrer Tage zu erkennen vermochte. Ich erinnere nur an den großen Erfolg von Rogeards „Propos de Labiénus“ und an die republicanischen Tendenzschriften von Beulé, der die Geschichte des römischen Kaiserreichs erzählte, um das französische angreifen zu können. Oftmals, wenn er vom Augustus und der Livia redete, sollte der Leser darunter Napoleon III. und Eugenie verstehen. Wenn er den Einfluß des Mäcenas und seines Kreises auf die Literatur jener Zeit schilderte, so dachte Beulé an den unheilvollen Einfluß des kaiserlichen Preßbureaus in Paris.

Derartige maskirte Angriffe und vielfach erzwungene Parallelen mögen für den Politiker manchmal erlaubte Mittel der Nothwehr sein, aber der Historiker muß vor einem solchen Mißbrauch warnen; denn meistens kommen beide zu kurz dabei: die Gegenwart sowohl wie die Vergangenheit, namentlich aber die letztere; und die richtigen Vergleichungspunkte kommen nur soweit zur Geltung, als sie sich polemisch verwerthen lassen.

Die Opposition in Frankreich konnte später von indirecten zu directen Angriffen auf Napoleon III. übergehen; sein Thron ist längst gestürzt, und jetzt fast ein Menschenalter später scheint es an der Zeit zu sein, ohne Tendenz und Parteilichkeit zu untersuchen, ob und wieweit jene Parallele berechtigt war.

Wie kam, so möchte man zunächst fragen, die Opposition unter Napoleon dazu, ihren Feind gerade unter dem Bilde des Augustus zu bekämpfen? Zunächst doch wohl deßhalb, weil sie aus einer zweitausendjährigen Geschichte keine andere Periode glaubte auswählen zu können, die ihr dazu geeignet zu sein schien; sie wählte das Bild des Augustus, weil es die größte Aehnlichkeit zu haben schien.

In der That zeigt sich eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Herrschern und ihrer Zeit, obwohl Napoleon III. sich nicht offiziell, wie einst Ludwig XIV., mit Augustus vergleichen ließ. Beide wurden zunächst bei ihrem ersten Auftreten von ihren Gegnern unterschätzt und verlacht wegen ihrer Jugend oder wegen ihres Unverstandes: Cicero scherzte über den „Knaben“, Victor Hugo spottete über Napoleon den Kleinen; beide lebten in Perioden, in denen ihr Volk bis in seine innersten Tiefen aufgewühlt war durch Bürgerkrieg und Revolution, in deren Wirren fast der ganze Grundbesitz seine Herren gewechselt hatte, in Italien durch die Proscriptionen der Triumvirn und die Landvertheilung an die Veteranen, in Frankreich durch die Einziehung der Güter des Klerus, durch den Verkauf der Ländereien des Adels, verbunden mit der Mißwirthschaft der Assignaten bei der ersten Revolution, während neue Aenderungen durch eine künftige sociale Revolution befürchtet wurden.

Wer den damaligen Besitzern Garantien bot für ihren Besitz und gegen die Wiederkehr der früheren Wirren, der wurde als Retter der Gesellschaft verehrt; ihm dankte sein Volk das naturgemäße Aufblühen des Landes und den zunehmenden Wohlstand während einer langen Reihe von Friedensjahren.

Auf dieser festen Basis erhob sich der Thron der neuen Herrscher, die beide nicht darauf Anspruch machten, legitime Könige zu sein. Beide hatten sich mit mehr oder weniger Recht eine dictatorische Gewalt erworben, die sie lange Jahre hindurch zu gebrauchen verstanden, bis schließlich ein Zeitpunkt kam, wo sie sich zu theilweiser Entäußerung der Macht entschlossen. Dies war der kritische Augenblick der Entscheidung über das Schicksal der Herrscher und ihrer Schöpfungen, denn auf die Wahl des Zeitpunktes und das Maß der Concessionen kam alles an. Hier zeigte sich der scharfe Blick und das staatsmännische Geschick des Augustus entschieden überlegen, während Napoleon, der erst nach langem Schwanken zum Entschluß kam, nur zögernd das Steuerruder aus der Hand ließ und bald merkte, wie sein Schiff ohne Erfolg gegen die übermächtige Strömung ankämpfte und dem drohenden Verderben willenlos immer näher getrieben wurde.

Die Herrschaft des Augustus sowohl wie Napoleons III. war eine Tyrannis im guten Sinne des Wortes; weder dem einen noch dem andern fehlte der Tropfen demokratischen Oeles, mit dem der Herrscher gesalbt wurde. Beide wollten ihre hohe Stellung nur begründet wissen in ihrer Nothwendigkeit für den Staat. Augustus hat zu wiederholten malen seine Gewalt wenigstens scheinbar dem Senat zurückgegeben, um sie stets aufs neue, aber nur eine bestimmte Anzahl von Jahren zu empfangen, und auch bei Napoleon III. war die officielle Fiction die, daß seine Gewalt ihm vom Volke im ersten Jahre seiner Re-

[1]) Aus dem demnächst (bei B. G. Teubner in Leipzig) erscheinenden zweiten Bande seines Werks: „Augustus und seine Zeit.“

gierung gegeben und noch im letzten Jahre durch ein Plebiscit bestätigt sei.

Beide hielten, wenn sie eine derartige Entscheidung herausforderten, die Zügel der Regierung fest in der Hand, und niemand glaubte im Ernst, daß sie sich die Macht durch eine ihnen ungünstige Entscheidung bei der Abstimmung hätten aus der Hand winden lassen. Daß der römische Senat und das französische Volk zu wiederholten malen vor diese Entscheidung gestellt wurden, zeigt aber deutlich, welchen Werth jene Herrscher auf diesen Rechtstitel legten. Beide hatten die höheren Classen der Gesellschaft, die bis dahin das Steuer des Staates führten, beiseite gedrängt, um sich auf die breiten Massen des niederen Volkes und des Heeres zu stützen. Die kolossalen Geschenke des Augustus an seine Soldaten und an die hauptstädtische Bevölkerung zeigen, daß er in dem Wohlbefinden und der Zufriedenheit gerade dieser Kreise eine wesentliche Stütze seiner Institutionen mit Recht erkannte. In ähnlicher Art sorgte aber auch Napoleon III. in hervorragender Weise für den materiellen Wohlstand Frankreichs, der unter ihm eine Höhe erreichte, wie nie zuvor.

Beide Herrscher beschränkten ihre Freigiebigkeit durchaus nicht auf das absolut Nothwendige, sondern unterstützten auch Kunst und Wissenschaft in ungewöhnlicher Weise. Die Architektur ist die Kunst der Könige; sie war auch die Kunst des Augustus und Napoleons III. Das moderne Paris ist eigentlich von Napoleon III. erst geschaffen, und ebenso rühmte sich Augustus, die Stadt Rom als einen Backsteinbau übernommen, aber als eine Marmorstadt hinterlassen zu haben. — An den literarischen Bestrebungen ihrer Zeit haben beide Herrscher sich wenigstens als Dilettanten betheiligt. Jeder von beiden hat sich, um auch hier die Erbschaft anzutreten, nicht nur des literarischen Nachlasses seines Oheims angenommen, sondern hat auch als Schriftsteller vertheidigt, was er als Kaiser gethan hat. Um von den kleineren schriftstellerischen Versuchen beider ganz zu schweigen, so hat Augustus in seinen Memoiren sich zu vertheidigen gesucht, während Napoleon III. in seiner Geschichte Julius Cäsars nicht so sehr die Geschichte Cäsars zu schreiben, als vielmehr das Princip des Cäsarismus zu vertheidigen gesucht hat.

Der Cultus des Oheims, dessen Popularität sie ihre Krone verdankten, hier des Dictators, dort Napoleons I., prägt der Regierung beider Herrscher den Stempel auf. Namentlich der kriegerische Ruhm dieser beiden großen Feldherren wurde von ihren Neffen vielfach verwerthet. Weder Augustus noch auch Napoleon III. waren wirklich Soldaten, sie brauchten aber für ihre Regierung ein starkes, tüchtiges Heer, das sie ihren Zwecken viel schwerer hätten dienstbar machen können, wenn sie nicht die Erinnerungen einer großen Vergangenheit für sich gehabt hätten. Beiden ist es geglückt, sich ein schlagfertiges Heer, den Stolz des Landes, zu schaffen, das sie auch, wenn es wirklich nothwendig war, zu gebrauchen verstanden, jedoch ohne wirklich Freude zu haben am Schlagen und Wagen, wie Julius Cäsar und Napoleon I. Diejenigen Erfolge waren ihnen die liebsten, die sie nicht dem Kriege, sondern der Kriegsdrohung und der Diplomatie verdankten. Der Krieg gegen die Parther, Roms alten Erbfeind, war sicher ein Theil vom Vermächtniß des Dictators; aber immer noch zögerte Augustus, diesen wirklich gefahrvollen Krieg zu beginnen, bis das gute Glück ihm die verlorenen Feldzeichen gefahrlos in die Hände spielte. Damit war der militärischen Ehre genug geschehen, und der laute Jubel der Zeitgenossen entband ihn nun von der Pflicht, den gefährlichen Feind zu bekriegen.

In ähnlicher Weise liebte es auch Napoleon III., sein Ansehen in Europa und bei seinem Heere dadurch zu steigern, daß er Kriege führte, die selbst bei einem schlimmen Ausgang weder seinen Thron noch Frankreich erschüttern konnten. Ein Krieg wegen der Rheingrenze war in Frankreich ebenso populär, wie ein Partherkrieg unter Augustus, aber auch ebenso gefährlich. Mehrmals versuchte es daher Napoleon III., die Früchte eines solchen Krieges im Frieden zu erlangen, und schritt erst zur Kriegserklärung, als er sich von der Aussichtslosigkeit dieser Versuche überzeugt hatte.

Mit einem Wort: im Alterthum sowohl wie in der Neuzeit folgte auf den Feldherrn der Staatsmann, auf den Kriegsfürsten der Friedensfürst, der den kriegerischen Ruhm allerdings nicht verschmähte, es aber doch mehr liebte, sich mit dem Lorbeer zu schmücken, den er aus dem Kranze seines Oheims gepflückt hatte. Augustus sowohl wie Napoleon III. rechneten es gerade zu ihren wesentlichen Verdiensten, die Periode der inneren und äußeren Kriege abgeschlossen zu haben. Wie Napoleon III. als Retter der Gesellschaft den Ausspruch that: L'empire c'est la paix, so ließ auch Augustus sich feiern als Hersteller der Ordnung und Freiheit, dem es vergönnt war, dreimal den Janusbogen zu schließen und ein neues Säculum zu eröffnen.

Beide waren nicht genial, aber praktisch und klug in nicht gewöhnlicher Weise; sie waren kühle, politische Rechner, die früh gelernt hatten, eigene Politik zu treiben und alle Verhältnisse vom praktischen Standpunkt zu beurtheilen. Wenn sie den Zweck wollten, so scheuten sie vor den Mitteln nicht zurück; den Schandthaten des Triumvirn kann man mit vollem Rechte bei Napoleon III. die Maßregeln an die Seite stellen, die dem Präsidenten zum Kaiserthron verhalfen. Später haben beide brutale Gewaltacte möglichst vermieden und gelegentlich auch wohl, selbst gegen ihre bessere Ueberzeugung, der ausgesprochenen öffentlichen Meinung, deren Symptome sie eifrig studirten, große Concessionen gemacht, weil sie zu klug waren, nicht einzusehen, daß ihre Herrschaft sich auf die Gewalt allein nicht stützen könne.

Im Besitz der Macht, suchten sie daher auch die conservativen Elemente des Staates heranzuziehen und zu kräftigen. Die Träger der alten, berühmten Namen wurden bei der Verleihung äußerer Ehren von Augustus ebenso sehr bevorzugt wie in unsrer Zeit Napoleon III. seinen jungen Hof und seinen jungen kaiserlichen Adel mit den berühmtesten Namen des alten feudalen Frankreichs zu schmücken bemüht war.

Wie den alten Adel theilweise mit den neuen Verhältnissen zu versöhnen, so verstand Napoleon auch mit der Kirche seinen Frieden zu schließen, den er sogar mit bedeutenden Opfern erkauft und bewahrt hat. In ähnlicher Weise suchte auch Augustus, der selbst die Würde eines Oberpriesters übernahm, die nationalen Traditionen und die Religion der Vorfahren wiederzubeleben und die Priesterthümer zu reorganisiren.

Die Aehnlichkeit zwischen beiden Herrschern ist also vorhanden und bereits öfter hervorgehoben. Daß sie aber bis jetzt weniger anerkannt wurde, als sie es verdient, liegt, meine ich, daran, daß beide doch im Grunde sehr verschiedene Charaktere waren. Fast möchte man sagen: in den Zeitverhältnissen liegt die Aehnlichkeit, in dem persönlichen Charakter der Unterschied; und je mehr dieser betont wird, desto klarer tritt jene hervor. Napoleon blieb sein ganzes Leben, was Augustus nie gewesen ist, ein Träumer und ein Verschwörer. Nach Tocqueville's Ausspruch kannte Napoleon keine feste Grenzscheide zwischen Träumen und Denken; das mochte bedingt sein durch seine brütende Jugend mit ihren Verschwörungen, Festungshaft und phantastischen Plänen, die ohne ungewöhnliches Glück sich niemals verwirklichen ließen. Augustus dagegen hatte niemals Zeit, sich Träumereien zu überlassen. Fast noch ein Knabe, hatte er sich

aus eigenem Entschluß in den Kampf der Parteien hineingeworfen und mußte von Anfang an in dem Kampfe gegen reifere Gegner alle Kräfte seines Geistes aufbieten; dementsprechend hat er auch später, im Besitz der Macht, nie geträumt, sondern stets gedacht.

Ebensowenig ist Augustus jemals Verschwörer gewesen. Er kam sehr früh in den Besitz der Macht und hat sie rücksichtslos angewendet; aber jenes verdeckte Spiel mit Plänen und Intriguen, die das Licht der Oeffentlichkeit scheuten, bis sie plötzlich mit einem Eclat an die Oeffentlichkeit traten, wie Napoleon es liebte, war dem Augustus zuwider und zugleich entbehrlich.

Augustus hatte den großen Vortheil, daß er noch bildsam war, als er in den wirklichen Besitz der Macht kam und durch die Verhältnisse selbst zum Staatsmann erzogen wurde, während Napoleon schon viel älter war, als er auf den Thron kam; in seinen besten Jahren schmiedete dieser Pläne, ein scheinbar unerreichbares Ziel zu erreichen. Man verlachte den Phantasten, bis er Kaiser wurde; kein Wunder also, daß die Pläne des Kaisers ebenfalls phantastisch und ungewöhnlich blieben und daß ihm als Herrscher die Gabe fehlte, welche den Augustus in so hohem Maße auszeichnete, die nüchterne Beurtheilung des Erreichbaren und Nothwendigen. Napoleon konnte auch als Kaiser die abenteuerlichen Pläne seiner Jugend nie ganz vergessen. Wenn einem solchen Manne die ganzen Machtmittel des modernen Frankreichs zu Gebote stehen, kann er zunächst vielleicht Pläne, die ein vorsichtiger Beobachter für unausführbar gehalten, durchsetzen, bis der Rückschlag erfolgt, der auch hier nicht ausblieb.

Allerdings waren die Schwierigkeiten, Frankreich zu reorganisiren, größer als diejenigen, welche sich dem Augustus entgegenstellten, dessen Stellung daher günstiger und fester war. Napoleon fühlte, trotz seiner zuversichtlichen Sprache, seine Schwäche und hatte das Bedürfniß, sich durch augenfällige Erfolge zu rechtfertigen; er wollte überraschen und blenden oder mindestens sein Volk beschäftigen, und wurde schon dadurch zu manchen falschen und bedenklichen Schritten verleitet, die ein wirklicher Staatsmann, wie Augustus es war, sofort verurtheilt hätte.

Aber alle Fehler und Schwierigkeiten im Innern waren nicht im Stande, das zweite Kaiserreich zu stürzen. Die Katastrophe wurde herbeigeführt, weil Napoleon einen auswärtigen Feind hatte, der weit gefährlicher war als die auswärtigen Mächte, welche dem Augustus den Krieg hätten erklären können. Napoleon erkannte die Gefahr, welche ihm von dieser Seite drohte, vollständig; dennoch wurde er willenlos in den Strudel hineingezogen, der ihn und mit ihm seine Schöpfung verschlingen sollte.

Die weltgeschichtliche Erscheinung des Augustus ist also viel größer als die Napoleons III; er gilt in der officiellen Auffassung nicht nur als Gründer des Kaiserreichs, sondern auch als einer der weisesten und größten Fürsten aller Zeiten, wie Karl der Große in Deutschland und Peter der Große im officiellen Rußland. Mit Recht redete bereits das Alterthum, mit Recht reden wir heute noch von dem Zeitalter des Augustus, eine Ehre, die schwerer wiegt als der Name des Großen, weil nur der seiner Zeit seinen Namen gibt, der ihr wirklich seinen Stempel aufgedrückt hat, indem er nicht nur seinem eigenen Volke, sondern der Geschichte seiner Zeit neue Bahnen gewiesen hat. Diese Ehre setzt also dauernde Erfolge im weitesten Umfang voraus; deßhalb wird kein unparteiischer Historiker jemals von einem Zeitalter Napoleons III. reden.

Das französische Kaiserthum wurde noch bei Lebzeiten seines Gründers gestürzt und zeigte gerade bei seinem Zusammenbruch seine innere Hohlheit und seine verrotteten Fundamente, die das Ganze als eine abenteuerliche Episode in der Geschichte Frankreichs erscheinen lassen. Die Schöpfung des Augustus dagegen war eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit, die ihren Gründer überlebte und, wenn auch mit Aenderungen, fortdauerte bis ans Ende des Alterthums. Die folgenden Jahrhunderte sahen in Augustus das Ideal eines Fürsten und begrüßten jeden neugewählten Kaiser mit dem Wunsche: Sei glücklicher als Augustus, besser als Trajan!

Das Appartamento Borgia im Vatican.

Von E. Steinmann.

II.

Die wenigen Bevorzugten, denen heute hie und da dank der nie ermüdenden Güte des Commendatore Seitz der Besuch der Appartamenti Borgia vor ihrer Vollendung gestattet ist, treten nicht durch den Haupteingang von der unteren Loggia des Damasushofes in dieselben ein, sondern gehen durch den Hof des Papagallo zum Hof des Portoncin di Ferro, wo ihnen das wohlbekannte Stierwappen den Weg weist zu einem wendeltreppenartig für Maulthiere mehr wie für Menschen in Backsteinen gemauerten Aufgang, der direct in die Torre Borgia führt. Wir versagen uns mit Rücksicht auf den zukünftigen Besucher, diesen Weg zu wählen, der uns sofort in eine Quattrocento-Stimmung zurückversetzt, und beginnen die Wanderung durch den Haupteingang auf der anderen Seite, der uns zuerst die Aula Pontificum erschließt, welche im ersten Stock genau den Raum einnimmt wie der Constantinssaal im zweiten. Ob Pinturicchio auch diesen vornehmsten und größten der Säle im alten Palast mit Malereien schmückte, wie die Mehrzahl der modernen Schriftsteller annimmt, ob eine alte Tradition Recht hat, welche den großen Giotto hier die Portraits der Päpste malen läßt, dürfte schwer zu entscheiden sein. Jedenfalls berichtet Vasari nicht ausdrücklich, daß sich Pinturicchio's Thätigkeit auch auf diesen Saal erstreckte, und die Bezeichnung „aula Pontificum“ ist älter als die Epoche, in welcher der Meister in den Gemächern der Borgia malte. Johannes Burchard[1]), dessen Diarium für die Geschichte der Appartamenti Borgia dieselbe Bedeutung besitzt wie das Ceremonienbuch des Paris de Grassis für die Chronologie der Sixtinischen Capelle, führt uns in seinen Aufzeichnungen aus der Regierung Alexanders VI. zum erstenmal im April des Jahres 1494 in den Saal der Päpste, wo in dem festlich geschmückten Raum vom Sacristan der Palastcapelle die feierliche Messe gelesen wurde, nach welcher der Papst, von den Cardinälen unterstützt, die Waschung und Consecrirung der Lämmer vornahm, welche, wie alljährlich, im Frühling in großer Anzahl vom Volke herbeigebracht waren. Damals muß also jedenfalls der Papstsaal in völlig intactem Zustande gewesen sein, und es ist wenig wahrscheinlich, daß Pinturicchio, der im Jahre 1494 auch die Malereien in der Torre Borgia vollendet hatte, die Aula Pontificum in den Kreis seiner Aufgabe mit hineinzog. Die Frist, die man ihm stellte, scheint ohnehin kurz genug bemessen. Hat er wirklich im Saal der Päpste gearbeitet, so mußten seine Gemälde 6 Jahr später durch den Einsturz der Decke, der durch das Niederfallen eines Kamins in den oberen Saal verursacht wurde, völlig zerstört werden. Alexander VI. gerieth damals in die größte Lebensgefahr. Es war am 29. Juni des Jubiläumsjahres 1500, als der Papst in diesem Raume wie gewöhnlich Audienz ertheilte. Plötzlich erhob sich ein furchtbares Unwetter, eine Wolke von Staub und Regen drang durch die beiden weit geöffneten Fenster herein, die auf Befehl des Papstes zwei Cardinäle zu

1) ed. Thuasne II p. 105.

schließen eilten. Sie retteten dadurch ihr Leben, denn in demselben Augenblick stürzte mit Krachen und Getöse ein Theil der Decke ein und begrub den Papst, den man nach einer halben Stunde blutend und todt, wie es schien, aus den Trümmern hervorzog. In Rom verbreitete sich blitzschnell die Kunde, der Papst sei erschlagen, aber die goldgestickten weiten Gewänder hatten ihn vor tieferen Verletzungen bewahrt und ein Balken, der sich schützend über den Baldachin des Thrones gelegt, hatte das Haupt der Kirche vor dem Erstickungstode gerettet.[1])

Im Saal der Päpste erinnert heute nichts mehr an die Borgia, wohl aber rechtfertigt eine Reihe alter Inschriften, die sicherlich einst mit den ursprünglichen Gemälden in Zusammenhang standen und die Großthaten der Päpste von Stephan II. bis auf Martin V. verherrlichen, den alten Namen des Prunkgemaches, das sein Licht noch heute durch zwei mächtige Fenster erhält, zwischen welchen einst eine Thür direct auf die Terrasse führte. Die Malereien an der Decke und den Wänden tragen schon den Charakter der Hoch- und Spätrenaissance und rühmen die Kunstfreude des Hauses Medici. Was Pius IV., dessen Wappen an allen vier Wänden prangt, hier malen ließ, ist heute arg zerstört, und doch war es der Mühe werth, die alten Reste unter der Tünche hervorzusuchen, weil sie mit den Malereien an der Decke das einheitliche Bild eines Festsaales im Cinquecento wiederherstellen. Mächtige, in gleichmäßigen Abständen hellbraun gemalte Karyatiden mit Fruchtkörben auf den Köpfen scheinen das reichgegliederte Gewölbe zu stützen; wenigstens in ihren Umrissen sind sie leidlich erhalten, während die Veduten Roms in den breiten Zwischenräumen fast völlig untergegangen sind. In unzerstörter heiterer Pracht leuchten dagegen noch heute Leo's X. Malereien und Stuckarbeiten vom Plafond der Decke herab. In der Mitte treiben in einem Tondo, das sich dem tiefblauen Himmel zu öffnen scheint, fröhliche Putten mit den päpstlichen Insignien ein muthwilliges Spiel und rings herum sind die Sternbilder in zierlichem Rahmenwerk angeordnet. Ja, alle Götter Griechenlands haben sich dort oben, wo nur noch die Papstinschriften den ernsteren Charakter der ursprünglichen Malereien bezeugen, in heiterer Harmonie versammelt. Jupiter fährt auf dem von Adlern gezogenen Wagen gravitätisch dahin, Merkur läßt sich von zwei Hähnen durch die Lüfte tragen und feurige Rosse ziehen den Streitwagen des Mars. Apollo und Diana verkörpern die Sonne und den Mond und flatternde Tauben tragen die göttliche Venus empor. Nach Form und Inhalt sind diese farbenfreudigen Bildwerke des Perino del Vaga und Giovanni da Udine den Loggien Raffaels verwandt, und wer an so köstlichen Decorationen, in denen die Renaissance das Alterthum wie mit einem Zauberschlage erweckte, besondere Freude hat, der wandere an einem Frühlingstage zur Villa Madama hinaus, wenn unzählige Mohnblumen die Campagna bedecken und verwilderte Rosenhecken mit süßem Duft die Lüfte erfüllen und dies Zauberschloß Dornröschens schier zu begraben scheinen. Dort hat Giovanni da Udine in dem reizendsten Stuckwerk, das sich so zart vom tiefblauen Grunde abhebt und die ganzen Wände und Wölbungen gleichmäßig bedeckt, noch Köstlicheres geleistet als im Vatican.

Aber wir suchen die Borgia in diesen Räumen auf; so schreiten wir weiter, vorüber an einem glänzend gearbeiteten Kamin der Hochrenaissance, der aus der Engelsburg hieher gebracht sein soll, durch eine ziemlich enge Pforte mit dem Wappen Nicolaus' V. vorüber in das zweite Zimmer. Nicht mehr als 30 Jahre trennen den heiter classischen Schmuck des Papstsaales von der ernsten in düsterem Golde schimmernden Pracht, die von diesen Wänden herniederleuchtet, und doch fühlen wir uns mit einem Schlage in eine andere Welt zurückversetzt: die Kunst des Quattrocento umfängt uns mit mächtigem Zauber und die leichten Gebilde der Hochrenaissance versinken wie ein Traum.

Ueber die ursprüngliche Bestimmung dieses Gemaches, das sich unter der Stanza d'Eliodoro erstreckt, liegen uns noch heute interessante Einzelheiten vor. Es scheint im päpstlichen Palast für kirchliche Feiern ganz intimer Natur gedient zu haben. Innocenz VIII. feierte in diesem capellenähnlichen Raume am 3. Juni 1492 die Vermählung seiner Nichte Battistina Cibò mit Ludwig von Aragon; Alexander VI. hat hier alljährlich am Gründonnerstag die Fußwaschung der 13 Armen vorgenommen, jene seit Gregor dem Großen in der Kirche heimisch gewordene feierliche symbolische Handlung, deren Verlauf Burchard in seinem Diarium zu wiederholten malen eingehend beschrieben hat.[2]) Einer dem profanen Leben abgewandten, vorwiegend kirchlichen Bestimmung entspricht auch der Bilderschmuck dieses Raumes, der, die unteren Wände freilassend, sich über einem mit breiter Fruchtguirlande verzierten Marmorfries erhebt, der an allen vier Wänden entlang laufend nur durch die weit sich öffnende Nische des einzigen Fensters unterbrochen wird. Waren die unteren Wände mit Teppichen verhängt? Die Haken im Perlstab des Frieses heißen die Frage bejahen, doch waren sie im Anfang nicht vorgesehen, vielmehr rechtfertigt das glänzende Ornament an den Wänden, das in keinem der folgenden Säle seinesgleichen findet, die Annahme, daß man ursprünglich in diesem Gemach keine Teppiche aufgehängt hat. Leider wurde durch Schränke, welche man in späteren Jahrhunderten in die Wände einließ, der größte Theil dieser Decoration zerstört, in welcher sich Pinturicchio's ornamentaler Geschmack so glänzend offenbart. Eine päpstliche Credenza mit schöngeformten Kannen und Schüsseln hat er an eine der Wände gezaubert, eine goldschimmernde Tiara entdeckt das Auge gleich neben dem Eingang, und an den zierlichen Arabesken, deren verblaßtes Gold sich noch heute wirkungsvoll vom grünen und rothen Grunde abhebt, hat Raffael sich für den berühmten Altarschmuck der Disputa inspirirt. Die Ornamentik der Borgia-Zimmer, welche im ganzen Quattrocento nicht ihresgleichen hat, muß man mit Pinturicchio's späteren Grotesken in S. Maria del Popolo, in der Libreria zu Siena vergleichen, um sich der merkwürdigen Wandlung des decorativen Geschmackes im Anfang des 15. Jahrhunderts bewußt zu werden.

In der Gesammtwirkung steht seinerseits der Schmuck der Decke im ersten Gemach, welche ein breiter reichverzierter Gurt in ein Zwillingsgewölbe theilt, unter den Deckendecorationen aller Räume unübertroffen da. So wirkungsvoll, dem Sternenheer am Himmelszelt vergleichbar, heben sich vom tiefblauen Grunde die goldenen Embleme des päpstlichen Geschlechtes ab. Die Strahlenkrone der Lanzol wechselt mit den greifenartig gebildeten, um einen Candelaber zu zweien gruppirten Stieren, und das Ganze vereinigt sich zu einem köstlichen Fries, welcher ein Tondo mit einer Prophetengestalt in die Mitte nimmt. Jeder dieser Propheten trägt nach alter Sitte ein Spruchband, dessen Weissagung jedesmal den unten in den Lünetten dargestellten Scenen entspricht. So ist zwischen Wand und Decke ein enger Zusammenhang hergestellt; wird ein ein-

[1]) Vgl. Pastor a. a. O. III. S. 430.

[2]) ed Thuasne I p. 487. II. p. 36, p. 62, p. 275, p. 361, p. 454. Yriarte (a. a. O. p. 46) verlegt auch die Obedienzleistung Karls VIII. in den Palastsaal; das ist mit Burchards Ausdruck „prima aula“ indessen noch nicht erwiesen. Vielmehr war das ganze Appartamento Borgia für die Wohnung des Königs hergerichtet, als dieser im Januar 1495 in Rom weilte und Alexander VI. sich in die Engelsburg zurückgezogen hatte. Vgl. Burchard a. a. O. II p. 221 u. 224.

heitlicher Gesichtspunkt nicht auch bei der Auswahl der Bilder unter sich maßgebend gewesen sein?

Wir beginnen die Betrachtung dem Fenster gegenüber mit der Verkündigung, es folgen Geburt Christi, Anbetung der Könige, Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn, endlich Ausgießung des hl. Geistes und Himmelfahrt der Maria. In allen diesen Darstellungen ist der Mutter Gottes ein hervorragender Platz zugestanden, sie nimmt an der Himmelfahrt Christi theil und kniet in der Mitte bei der Ausgießung des hl. Geistes. Nur bei der Auferstehung des Herrn, vor dessen leerem Grabe Alexander VI. selber im Krönungsornate kniet, fand sich kein Raum für sie. War aber dieser Vorwurf überhaupt, der ganz unvermittelt auf die Anbetung der Könige folgt, im ursprünglichen Plan mit vorgesehen? Wurde er nicht vielmehr durch ein Machtgebot des Papstes eingeschoben, der den Platz zu den Füßen der Assunta in der Ecke links, den heute ein Cardinal einnimmt, für sich selbst zu dunkel finden mochte und doch die historische Reihenfolge der Bilder beibehalten mußte? Wer heute die glänzende Erscheinung des Borgia-Papstes an bevorzugter Stelle knieen sieht, die überdies für das hell einfallende Licht aufs beste berechnet wurde, und bedenkt, daß im nächsten Gemach die Heimsuchung Mariä noch weit unmotivirter zwischen die Heiligenlegenden eingeschoben ist, wird unsrer Annahme zustimmen müssen, daß sich hier eine Veränderung des ursprünglichen Planes zu erkennen gibt. Eine Darstellung des Marienlebens war für dies Gemach beabsichtigt und statt der Auferstehung Christi die Heimsuchung Mariä für dasselbe bestimmt, als der Papst bemerkte, daß er, vor der Assunta knieend, doch allzu sehr in den Hintergrund treten würde. So befahl er, die Auferstehung Christi einzuschieben, und der ohnedies in seiner Frist aufs äußerste beschränkte Pinturicchio brachte die schon entworfene Heimsuchung unter den Darstellungen aus der Heiligengeschichte im nächsten Zimmer an.

Daraus ergibt sich nicht nur mit Wahrscheinlichkeit, daß der Meister seine Arbeit in diesem Raum begann, wir haben auch einen einheitlichen Namen für denselben gefunden und werden ihn „Zimmer des Marienlebens" nennen, wobei man sich erinnern mag, daß Papst Alexander ebenso wie sein Vorgänger Sixtus IV. der Mutter Gottes besondere Verehrung weihte.

Der künstlerische Werth dieser Bilder, die zur Zeit noch der Reinigung harren, steht nicht allzu hoch. Meister Pinturicchio hat nur gelegentlich selber Hand an ihre Ausführung gelegt, ihm hat man mit Recht die Glanzleistung des ganzen, die Papstfigur zugeschrieben, und seine Hand verräth sich auch in der Himmelfahrt Mariä. In allen übrigen Darstellungen, auf deren weitere Analyse wir verzichten müssen, erkennen wir ein wunderbares Gemisch mailändisch-florentinischer Art mit der Kunstweise der umbrischen Schule, die sich vor allem in der Landschaft offenbart. Der einheitliche Charakter der letzteren muß Bewunderung erregen, er zeigt auch, wie sehr man sich der vorwiegend decorativen Geltung dieser Leistung bewußt war, die nur als Ganzes auf den Beschauer wirken sollte. Derselbe etwas trübe blaue Himmel, der nach dem Horizont zu verblaßt, ruht gleichmäßig über allen Bildern; dieselben eigenthümlichen Berggebilde Pinturicchio's erheben sich im Vordergrunde, und weiter zurück sind die blauen Berge, die schlankstämmigen Bäume anmuthig um ein leuchtendes Gewässer componirt. So scheinen alle Vorgänge sich in derselben Landschaft abzuspielen und in diese fühlt sich endlich der Beschauer selbst versetzt.

Die Gegenwart des Kirchenoberhauptes, dessen majestätische Erscheinung, die alle Zeitgenossen an ihm rühmten, durch den faltenreichen, mit Perlen und Edelsteinen übersäeten Mantel aus Golddrocat aufs wirksamste gehoben wird, verleiht diesem Freskencyklus und dem Raum, welchen er ziert, besondere Bedeutung. Oft genug hatte sich Rodrigo Borgia mit den Seinen portraitiren lassen — Pinturicchio malte ihn in der Engelsburg, ein Bildniß „di eccellente pennello" bewunderte man Jahrhunderte lang in S. Maria del Popolo[1] —, aber der Fluch, welcher auf seinem Andenken lastete, hat sich auch vernichtend auf die Denkmäler jener Zeit erstreckt. So besitzen wir heute außer dem Portrait im Saale des Marienlebens kein einziges authentisches Bildniß des Papstes, und von der vielgerühmten Schönheit seiner Kinder Cesare und Lucrezia vermögen wir uns nur mühsam einen Begriff zu machen.[2] Cesare war etwa 16 Jahre alt, als Pinturicchio in den Appartamenti Borgia thätig war. Sollte er der schöne Jüngling sein, welcher dem knieenden Papst gegenüber sich gleichfalls knieend auf eine schwere Hellebarde stützt und so voll Selbstbewußtsein aus dem Bilde herausschaut? Die Frage läßt sich heute kaum noch lösen, die Vermuthung aber liegt um so näher, als sich der Duca Valentino unter den zahlreichen Portraitgestalten nicht findet, die im nächsten Raum „die Disputation der hl. Katharina" beleben. —

Durch ein schmales, von fein profilirten Marmorpforten getragenes Renaissanceportal, in dessen Tympanon zwei Putten das umkränzte Stierwappen emporhalten, treten wir in das nächste Gemach, über dessen äußere Bestimmung im Haushalte der Borgia uns leider keine Nachrichten vorliegen. Wie sich hier die Augen aufthun, wie sich die Brust voll Sehnsucht öffnet, einen Ton nur festzuhalten von jener farbenfrohen Harmonie, deren unzerstörte Schönheit so unmittelbar, so überwältigend auf uns wirkt! Die architektonische Gliederung ist in diesem Raum dieselbe, wie im Zimmer des Marienlebens, aber der köstliche Marmorfries, von welchem einst die golddurchwirkten Teppiche herniederhingen, ist bedeutend tiefer gelegt, um den Gemälden in den Lünetten seeiere Entfaltung zu gönnen. Geringe Spuren dunkelrother und violetter, mit Granatblumen geschmückter Teppichmuster wurden an den unteren Wänden aufgedeckt und kommen der Phantasie zur Hülfe, die sich hier wie niemals wieder in den Borgia-Zimmern im innersten erregt fühlt, aus dem Gegenwärtigen das Vergangene zu erwecken.

Wer zugeben will, daß die Heimsuchung Mariä ursprünglich für das erste Gemach bestimmt war, und es liebt, ein einheitliches Ganze auch mit einem Namen zu bezeichnen, wird diesen Raum „das Zimmer der Heiligenleben" nennen. Allerdings ist bei solcher Bezeichnung der eigenthümliche Schmuck des Zwillingsgewölbes unberücksichtigt geblieben, wo von geringerer Künstlerhand, aber nicht ohne anmuthige Züge im einzelnen, die Geschichte der Isis und des in einen Stier sich verwandelnden Osiris geschildert wurde. Man sieht, daß der Erfindungsgeist phantasiebegabter Hofpoeten nicht müde wurde, die päpstlichen Wappenemblème in Lied und Sage zu verherrlichen; aber auch die Künstler durften es an solchen Huldigungen nicht fehlen lassen, und wie der Eichbaum der Rovere auf die decorative Plastik der Renaissance überhaupt nachhaltigen Einfluß übte, so bildet der Stier das Grundmotiv für den Stuck der Gewölbe und das Marmorgesims der Wände; ja selbst die Malerei mußte neue Gebilde erfinden, seine göttliche Herkunft zu verherrlichen. Borgia, Borgia! der jauchzende Zuruf, welcher in jenen Tagen so oft die feierlichen Processionen Alexanders, die glänzenden Cavalcaden

[1] Vgl. Piazza, Gerarchia cardinalizia p. 651.

[2] Yriarte a. a. O., S. 79 ff., hat eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung der Portraits Alexanders VI. und seiner Kinder unternommen. Eins der besten Bildnisse des Papstes, das kleine Marmorrelief im Appartamento Borgia, das doch schon Schmarsow erwähnt, ist ihm entgangen; Andersen wird von diesem kleinen, mit höchster Sorgfalt ausgeführten Reliefportrait eine Detailaufnahme in natürlicher Größe herstellen.

Lucrezia's, die kriegerischen Aufzüge Cesare's begrüßte, tönt hier von allen Wänden mit unwiderstehlicher Gewalt auf uns hernieder. Niemals aber hat der Stier, verbunden mit der Strahlenkrone der Lanzol, eine sinnvollere Verherrlichung gefunden wie in dem breiten Marmorfries, dessen glänzende technische Durchführung sofort die erhöhte Bedeutung ankündigt, welche man der künstlerischen Gestaltung dieses Raumes vor allen übrigen zugestanden hat. In langer Reihe zu zweien und zweien gruppirt schreiten die prächtigen Thiere dahin; bald stehen sie ruhig voll gravitätischer Würde vor einem Dreifuß da; bald beschnuppern sie neugierig ein unbekanntes Geräth oder trinken in langen Zügen aus dem wasserspendenden Quell; demuthvoll beugen sie den Stiernacken vor dem Bilde der Madonna, dem Portrait Alexanders, dem Doppelbild zweier geistlicher Würdenträger, den Insignien der päpstlichen Gewalt, die alle in diesem Friese Platz fanden; geduldig tragen sie muthwillige Putten auf ihrem breiten Rücken, aber drohend senken sie die gewaltigen Hörner vor dem neckischen Faun, der leichtfüßig zurückweicht. Und doch kann man sich über den rein decorativen Werth solcher Leistungen ebensowenig täuschen, wie über den monumentalen Charakter der Wandgemälde. Hier wollte man sich nicht wie im ersten Saal mit einer glänzenden Gesammtwirkung begnügen, Pinturicchio legte selber Hand an und that das Beste, was er jemals als Frescomaler geleistet hat.

Die Eintheilung der Seitenwände in je zwei Lünetten ist hier dieselbe wie vorhin: rechts gelangte der Besuch des hl. Antonius bei Paulus Eremita neben der Heimsuchung Mariä zur Darstellung, links wurden die Geschichten der keuschen Susanna und der hl. Barbara erzählt. Ueber der Fensternische prangt das Martyrium des hl. Sebastian und die ganze Mittelwand gegenüber ist für die Disputation der hl. Katharina von Alexandrien vor dem Kaiser Valerius Maximus freigeblieben. Ein klarer Zusammenhang besteht weder zwischen den Gemälden von Wand und Decke unter einander noch zwischen den Wandgemälden unter sich; gab dort die Geschichte des Borgia-Stieres das Thema an, so mögen hier besondere Schutzheilige des Geschlechtes die Auswahl der Darstellungen bestimmt haben.

Ganz als einheitliche Leistung Pinturicchio's gibt sich zunächst die Schilderung des Beisammenseins der beiden greisen Heiligen zu erkennen, die, vor einer hochgethürmten Felshöhle sitzend, brüderlich das Brod theilen, das ihnen ein Rabe soeben gebracht. Aber schon im folgenden Bilde trübt sich der schlichte umbrische Kunstcharakter durch die schwere Stuckarchitektur einer prächtigen Renaissancehalle. Dagegen entzücken das Auge eine Fülle anmuthiger Einzelheiten. Die Frau mit dem Fruchtkorb und dem Knaben, der vor ihr herlaufend einen Vogel im Arm trägt, hat Pinturicchio einem Fresco Botticelli's in der Sistina entlehnt; ein so reizvolles Idyll, wie es sich unter dem hohen Bogen der Halle abspielt, wo spinnende und nähende Frauen behaglich plaudern, ein Alter lesend heranschreitet und ein Knabe sich mit seinem Hündchen die Zeit vertreibt, scheint ganz im Sinne venezianischer Stimmungsbilder geschaffen. Und daneben welch eine tiefe Beseelung der Hauptfiguren, die wir in der Pinturicchio-Capelle in Spello schon einmal gesehen zu haben meinen! Man würdige die dringende Frage in Ausdruck und Haltung Elisabeths und das keusche Geständniß der zögernden Jungfrau in dem gesenkten Blick!

Völlig eigenhändige Leistungen Pinturicchio's sind ferner weder die Flucht Barbara's, die mit fliegenden Gewändern und flatternden Haaren, betenden Händen und dankbar erhobenem Blick durch die weit sich öffnende Spalte eben dem festen Thurm entronnen ist, noch die keusche Susanna, die mit sanft abwehrender Gebärde die beiden Alten zurückweist, die man im Hintergrunde steinigt. Fast möchte man meinen, der liebenswürdige Sodoma habe hier mit Hand angelegt; die schlanke, ganz in ein leuchtendes Hellblau gehüllte Gestalt Susanna's verräth eine reifere Schönheit, als sie Pinturicchio seinen Frauen einzuflößen vermochte. Auch der lustige Garten mit der mächtigen Fontäne aus schwerem Goldstuck in der Mitte und den unzähligen Thieren, die sich rings herum vergnügen, muß uns an die Erzählung Vasari's erinnern, daß Gianantonio Bazzi Hof, Haus und Garten in Siena mit Thieren aller Art gefüllt hatte.[1])

Die tiefe Empfindung Sodoma'scher Gestalten beseelt auch den hl. Sebastian, der zwischen einem Trümmerhaufen auf hoher Basis an antiker Säule angebunden ist. Die Hülfe des goldenen Stuckwerks, wodurch Pinturicchio seinen Fresken plastischen Schein zu geben versuchte, hat dieser Künstler verachtet, der uns nur einmal in den Appartamenti Borgia begegnet und hier das Trefflichste geleistet hat. Wunderbare Einflüsse hat dieser Mann erfahren. Während seine Landschaft stark umbrisches Gepräge trägt und seine Composition anfallend an das Sebastianbild Perugino's in Panicale erinnert, hat er in den schlanken, eifrigst beschäftigten Bogenschützen niemand anders nachgeahmt als den großen Signorelli. Ein in der Ecke auf den Knieen hockender Türke — offenbar ein Portrait — leitet mit befehlender Gebärde die Execution, die in hügeliger Landschaft vor sich geht, in deren Hintergrund das Colosseum sichtbar wird. — Ueberragt das Martyrium des hl. Sebastian durch die gleichmäßige Durchdringung des Stoffes von einem Gedanken alles, was wir bis jetzt in den Borgia-Gemächern sahen, so ist doch die Disputation der hl. Katharina der Fensterwand gerade gegenüber das Glanzstück dieses Raumes, wo Pinturicchio nicht durch eine dramatische Erfassung des Gegenstands, wohl aber durch eine Fülle köstlicher Einzelheiten, durch eine Form- und Farbenschönheit ohnegleichen den Beschauer gefangen nimmt. Hier belebt sich noch einmal die Vergangenheit vor unsern Augen, wir athmen mit Pinturicchio und seinen Zeitgenossen und das Auge sucht unwillkürlich unter all diesen Portraitgestalten die Persönlichkeiten, die uns aus der Geschichte so wohl bekannt sind. In der Mitte erhebt sich in freier Landschaft, aus vergoldetem Stuckwerk kunstvoll aufgebaut, der Triumphbogen Constantins, der die Phantasie der Renaissancekünstler mehr als jedes andere Denkmal der trümmerreichen Roma beschäftigt zu haben scheint. Oben auf der Plattform steht ein mächtiger Stier und darunter prangt die huldigende Inschrift: „Pacis cultori". Ganz rechts in der Ecke hält auf weißem Zelter, von dienendem Gefolge umgeben, ein vornehmer Reiter in türkischem Costüm, den weißen Turban auf den lang herabfallenden Locken, und schaut mit überlegener Ruhe dem Vorgang auf der linken Seite zu. Vor ihm stehen in gedrängter Gruppe alte und junge Gekehrte, die mehr oder minder theilnahmvoll die Disputation der hl. Katharina verfolgen, welche in ziemlicher Entfernung auf der anderen Seite vor sich geht, so daß die Mitte des Fresco durch einige nichtssagende Gestalten nur künstlich belebt erscheint. Selbst die hl. Katharina, die ihre Beweisgründe so überzeugend an den Fingern herzählt, sucht vergebens ihre Zuhörer zu fesseln und sie mit dem Glaubenseifer zu beseelen, der ihr jugendliches Gemüth so ganz erfüllt. Nur der König, ein schöner Märchenprinz mit Scepter und Krone, blickt vom baldachingeschützten Thron herab mit einigem Interesse auf das holde Kind, dem seine Begleiter so wenig Theilnahme schenken. Diese vornehmen Portraitgestalten, auf deren Charakteristik Pinturicchio die höchste

1) ed. Milanesi IV p. 380.

Digitized by Google

Sorgfalt verwandle, haben der inneren Einheit der Composition empfindlich geschadet. Wer fragt noch nach den Schicksalen Sta. Katharina's, wo sich auf einmal der Hof Alexanders VI. vor unsern Augen belebt, wer fragt nach den alten Legenden, wo historische Ereignisse noch einmal wieder Wirklichkeit zu werden scheinen? Jedermann wird sofort den Vollblutttürken rechts vom Thron erkennen, der, in faltenreiche Gewänder gehüllt, die Arme in die Seiten gestemmt, den Turban von „30,000 Ellen Leinewand" auf dem Haupt, finster und schwermüthig aus dem Bild herausschaut. Es ist Dschem, der flüchtige Bruder des Großtürken, den der Papst in freiem Gewahrsam hielt, von dem in den Gesandtschaftsberichten und Chroniken jener Tage so viel die Rede ist, dessen Charakter und Lebensweise der Maler Mantegna in einem Briefe an den Herzog von Mantua so anschaulich beschrieben hat.[1]) Der unglückliche Prinz, der Sohn und das Ebenbild seines Vaters Mohammed II., welcher einst der Schrecken der Christenheit gewesen war, nahm in Rom an allen festlichen Aufzügen theil und seine glänzende Tracht wirkte so bestimmend auf die Mode jener Tage, daß auch der Herzog von Gandia, welchen man nicht ohne Grund in dem vornehmen Reiter zur Rechten erkennen wollte, seine Diener türkisch kleidete und gelegentlich selber in türkischem Costüm erschien.[2]) Aber obwohl man den Prinzen, an dessen ungewöhnlicher Erscheinung sich die schaulustigen Römer nicht satt sehen konnten, mit allen ihm gebührenden Ehren behandelte, ist er doch in Rom seines Lebens niemals froh geworden; den Nachstellungen seines feindlichen Bruders sich nur mühsam entziehend, sein frühes geheimnißvolles Ende vorausahnend, hat er in seinen Prunkgemächern im Vatican ein melancholisches Dasein geführt. Auch jener Grandseigneur im Vordergrunde links vom Thron in weitem gelben Costüm, rothen goldverschnürten Schuhen und prächtigem rosa Mantel mit breitem blauen Klapptragen am Halse ist ein Flüchtling. Es ist „der Despot" einer jener albanischen Häuptlinge, die durch Mohammed II. ihre Herrschaft verloren und in Rom ein Asyl gefunden hatten. Das Ansehen, welches der entthronte Fürst, der durch seine gebietende Erscheinung und seine malerische Tracht sofort das Auge auf sich lenkt, am päpstlichen Hofe genoß, wird dadurch charakterisirt, daß Burchard[3]) wiederholentlich berichtet, der Despot habe in der päpstlichen Capelle gleich hinter dem letzten Cardinaldiacon gesessen, ein Platz, der überhaupt nur außerordentlichen Gesandten und Gästen fürstlichen Geblütes zugestanden wurde. Hinter diesem Mann werden noch mancherlei Portraitgestalten sichtbar, unter ihnen ein Architekt, der sein Winkelmaß hochhält, mit breiter goldener Kette und neben ihm ein anderer Künstler von besonders individuellem Typus, in welchem das forschende Auge einige Aehnlichkeit mit Pinturicchio's Selbstportrait in Spello zu entdecken glaubt. Pflegten doch die Renaissancekünstler unter all den Zeitgenossen, die sie in ihren Heiligendarstellungen und biblischen Erzählungen portraitiren mußten, sich selber niemals zu vergessen.

Wir sahen den Papst selber im ersten Gemach vor dem auferstehenden Erlöser knieen, es konnte die Vermuthung ausgesprochen werden, daß niemand anders als sein jugendlicher Sohn Cesare dem Vater gegenüber auf demselben Bilde dargestellt werden durfte; wir finden ein trefflich gearbeitetes Medaillon-Portrait Alexanders noch einmal im Hauptsaal, im Marmorfries, gleich links neben dem Eingang angebracht, und man ist endlich wohl berechtigt, in dem Reiter rechts im Mittelbilde, in dessen glänzendem Costüm italienische und türkische Pracht sich wundersam verbinden, den Herzog von Gandia zu erkennen, den erstgeborenen Lieblingssohn des Papstes und sein Ebenbild, wie Sigismondo de Conti erzählt.[4]) Alexander VI. hat seine Kinder wahrhaftig nicht verleugnet und seine zärtliche Liebe für sie, die in einen grenzenlos verderblichen Nepotismus ausartete, äußert sich doch auch oft in menschlich schöner Weise. Sollte nicht auch Lucrezia in den Wandbildern dieser Räume dargestellt worden sein, in denen sie ungehindert ein- und ausging und gelegentlich gar in Abwesenheit des Papstes als Herrin waltete? Durch die hl. Katharina als solche hat Pinturicchio unsre Theilnahme in nur geringem Grade zu erregen vermocht; als Lucrezia Borgia erweckt diese kindliche Gestalt weit tiefere Theilnahme als alle übrigen Portraite, die dies Fresco beleben. Ein schlicht herabfallendes dunkelblaues Gewand, mit goldenen Arabesken geziert, umschließt die schlanken Glieder der Heiligen, welcher der rothe goldumsäumte Mantel im Eifer der Disputation von der linken Schulter herabgeglitten ist. Die reich verzierten Aermel sind unter dem Ellenbogen geschlitzt und am Handgelenk mit breiter Stickerei geschmückt, ähnlichen Musters wie der breite Einsatz des Mieders. Ein kostliches Geschmeide umschließt den schlanken Hals und unter der leuchtenden Krone quillt eine unendliche Fülle goldenen Haares auf Brust und Schultern herab. Die Lippen sind leise geöffnet, die großen Kinderaugen blicken fast verwunderungsvoll auf den thronenden König und nicht eine Spur von innerer Erregung trübt den Liebreiz ihrer jugendlichen Schönheit. Sta. Katharina trägt die Farben der Borgia, roth und blau, in besonders dunkler Färbung und ihr Gewand hat einen so individuellen Schnitt wie keines der Kleider der Heiligen und Madonnen rings umher.

Man vergleiche mit diesem frommen Königskinde die Schilderung, welche ein Zeitgenosse von Lucrezia Borgia entwirft. „Sie ist von mittlerer Größe und zierlicher Gestalt," schreibt Niccolo Caguolo von Parma, „ihr Gesicht länglich, die Nase schön profilirt, die Haare goldhell, die Augen von unbestimmter Farbe; der Mund ist etwas groß, die Zähne blendend weiß; ihr Hals schlank und durchsichtig; bedeutend und doch voll Maß. Ihr ganzes Wesen athmet stets lachende Heiterkeit."[2]) Vor allem aber erregte das lang herabwallende goldene Haar, auf dessen Pflege Lucrezia ganze Tage verwandte, das Staunen ihrer Zeit; kein Wunder, daß auch der Künstler an der Wiedergabe desselben besondere Freude hatte. Sehen wir in der hl. Katharina wirklich die damals kaum vierzehnjährige Lucrezia vor uns, so mag man in diesem Portrait den Schlüssel finden für ein psychologisches Räthsel, das alle ihre Biographen nicht zu lösen vermochten. Wie ist es zu erklären, daß dieselbe Frau, welche ihre Jugend bei der furchtbaren Sittenverderbniß, die sie in Rom umgab, unmöglich fleckenlos erhalten konnte, der verpesteten Luft ihrer Vaterstadt entrückt und Herzogin von Ferrara, mit Recht als das Muster aller Tugenden gepriesen wurde? Blickt man in diese völlig leidenschaftslosen Züge, deren ewig heitere Anmuth alle Welt entzückte, deren ruhige Klarheit auch nicht ein Schatten jener furchtbaren Zeit verdunkelt, so mag man sich vorstellen, sie habe all der Verderbniß um sie her mit jenen unschuldigen Kinderaugen zugeschaut, ohne den Sinn solcher Frevel nur von ferne zu ahnen, ohne daß die Reinheit ihres eigenen Wesens daran zu Grunde ging. Noch heute wird der Italiener, für den die Moral im allgemeinen ein ziemlich dehnbarer Begriff ist, einem Charakter wie Lucrezia Borgia mehr Verständniß entgegenbringen wie der Nordländer, der es mit allen Dingen ernster nimmt, dem Immoralität, welcher Art sie auch sei, viel tiefer das ganze Sein versehrt.

[1]) Vgl. Pastor a. a. O. S. 218.
[2]) Burchard ed. Thuasne II p. 69. Yriarte a. a. O. p. 59.
[3]) ed. Thuasne II p. 59, p. 65.

[1]) Le storie de' suoi tempi II. p. 270.
[2]) Pastor a. a. O. III. p. 289.

Darf man also in der Hauptheiligen dieser Bilderreihe mit fast untrüglicher Gewißheit die Tochter Alexanders VI. erkennen, obwohl es kein Document erhärtet, so fühlt man andrerseits Neigung, Vasari zu widersprechen, der behauptet, Pinturicchio habe in der lieblichen Madonna über der Thür, durch welche wir eintraten, die Giulia Farneſe, die Geliebte des Papſtes, portraitirt.[1]) Dies Madonnenbild iſt gar anmuthig in ein goldſchimmerndes Tondo componirt und ſelbſt Pinturicchio hat niemals wieder über Maria und ihr Kind ſo unbeſchreiblichen Liedreiz ausgeſchüttet; und doch iſt er ſeinem eigenartigen Madonnentypus treu geblieben, wie ein Vergleich mit ſeinen Altarwerken in Perugia und Valencia überzeugend darlegt. Vaſari irrt, wenn er behauptet, der Papſt ſei ſelber knieend vor dieſer Gottesmutter dargeſtellt; wird er nicht auch nur eines der unzähligen Gerüchte über Alexander VI. und ſeinen Hof, die noch lange nach dem Tode des Papſtes in der ſcandalſüchtigen Roma umgingen und ſich ins Ungeheuerliche verloren, aufgegriffen haben, wenn er das Bild der Farneſe in dieſer Madonna erkennen will? So unbedingt Alexander ſeine Kinder anerkannte, ſo zurückhaltend verhielt er ſich bekanntlich gegen ihre Mutter, ſo wenig konnte ihm daran liegen, ſein verbrecheriſches Verhältniß zu der ſchönen Giulia Mit- und Nachwelt preiszugeben.

„Die Gemächer unſres Herrn," ſchrieb Bembo am 19. Juli 1517 an den Freund Bibbiena, der damals als Legat in Frankreich weilte, „welche Raffael ausgemalt hat, ſind ſchon durch dieſe Malerei herrlich und ohnegleichen, aber dadurch, daß ſich hier faſt immer Cardinäle in großer Anzahl auf und ab bewegen, erhält ſolche Schönheit noch beſonderen Reiz."[2]) Dieſe feinſinnige Bemerkung des kunſtliebenden Cardinals, die ſich auf Raffaels weltberühmte Stanzen bezieht, mag man auch auf die Prunkgemächer Alexanders VI. anwenden, ſie bieten beſonders für den Mittelſaal, den Schmarſow treffend das Hauptheiligthum des Borgia-Cultus nannte, den Schlüſſel zu völligem Verſtändniß dar. Denken wir uns dies Gemach, deſſen einſt in den hellen umbriſchen Farben leuchtende, mit ſchimmerndem Goldauftrag geſättigte Bilder durch den Schatten von vier Jahrhunderten ſtimmungsvoll verdüſtert werden, mit Teppichen und Möbeln edelſten Geſchmacks, mit goldenen und ſilbernen Geräthen ohne Zahl, kurz mit dem ganzen Reichthum einer hochentwickelten Cultur geſchmückt; denken wir uns ſolchen Raum, wie Bembo es für die volle Würdigung ſeiner künſtleriſchen Ausſtattung verlangt, mit all den ſchönen, lebensfrohen Menſchen belebt, die in ihren reichen maleriſchen Trachten von den Wänden auf uns herniederſchauen, ſo mögen wir nachempfinden, wie ſtolz ſich die Borgia in ſolcher Umgebung ihrer Machtſtellung ohnegleichen, ihres immer höher ſich hebenden Glückſterns bewußt werden mochten; aber ſchaudernd ſehen wir auf einmal über all dieſer Pracht ein furchtbares Geſpenſt von Schande und Verbrechen ſich erheben. Wem die Erinnerung an den ſittlichen Verfall jener Tage den reinen Genuß an ihren Kunſterzeugniſſen trüben will, in der er doch nur eine glänzende, duftloſe Blume erkennt, die ſich aus der Fäulniß emporgerungen hat, der mag ſich erinnern, daß auf einen Alexander VI. ein Julius II. folgte, nach Pinturicchio ein Michelangelo im Vatican gemalt hat. Wie wunderbar klar ſpiegelt ſich doch in den Schöpfungen ihrer Kunſt das Bild jener Zeit! Wird nicht ſelbſt die Stätte hier ſymboliſch? Die römiſche Malerei unter Alexander VI. fand ihren höchſten Ausdruck in den Wandgemälden ſeiner Privatgemächer, die ſich nur hie und da über den Charakter einer glänzenden Decoration, die allerdings ſelbſt in der Renaiſſance ihresgleichen ſucht, erhoben hat; aber mit Julius II. kehrte auch die Kunſt des Papſtthums in den Gemälden der Siſtina und der Stanza della Segnatura zu ihrer welterziehenden Aufgabe zurück.

Aber eilen wir weiter, denn noch harren unſres Beſuches eine Reihe von Gemächern, in denen das intimſte Leben der Borgia ſich abgeſpielt zu haben ſcheint, deren Freskenſchmuck, ob er gleich an ſelbſtändiger Bedeutung hinter dem ebengeſchauten weit zurückſteht, doch den Ideenkreis des Quattrocento beſonders treu verkörpert und zugleich mit erhobenem Finger in das Cinquecento hinüberweiſt, welches die Ideale der Frührenaiſſance verwirklicht und ihre geiſtige Bildung zur Blüthe entwickelt und vollendet hat.

1) ed. Milanesi III p. 499.

2) Belle lettere di Pietro Bembo, Verona 1743. I, p. 42.

Mittheilungen und Nachrichten.

ob. **Des Deutſchen ſchwarze Seele und Ehetaſigkeit.** In Ungarn wird eben an alle Schulen ein Büchlein verſchickt: „Feſtgeſangbuch" von Erdöi Ernö, 39 Seiten ſtark, mit 21 Liedern, die beſtimmt ſind, in den Schulen anläßlich der Millenniumsfeier geſungen zu werden. In einem Lied (S. 23) über die ungariſche Tricolore heißt ein Vers in deutſcher Ueberſetzung ſo: „Die zweite Farbe iſt weiß wie der Schnee. Sie bedeutet, daß der Magyar gutherzig iſt; er hat nicht eine ſchwarze Seele, wie die Geſinnung des Deutſchen, der nicht weiß, wo die Ehre wohnt." Solchen, die etwa aus Deutſchland die Ausſtellung in Peſt beſuchen wollen, diene dies zur Warnung.

* **Ludwig Fulda**, der von den Poeten ſeiner Generation auch durch die Pietät abſticht, mit der er den älteren Meiſtern, einem Freytag, Jordan, Heyſe u. a., in beſcheidener Freundſchaft perſönlich nahe getreten, iſt von **Otto Ruquette** zu ſeinem literariſchen Teſtamentsvollſtrecker beſtimmt worden.

H. Z. **München. Geographiſche Geſellſchaft.** In der allgemeinen, unter dem Ehrenpräſidium Sr. königl. Hoh. des Prinzen Ludwig gehaltenen Verſammlung vom 26. März hielt der erſte Vorſitzende, Prof. Dr. S. **Günther**, einen Vortrag „über Heinrich Barth, den Afrikaforſcher; ein Jubiläum der deutſchen Geographie". Wir können von einer Berichterſtattung an dieſem Orte abſehen, da erſt vor kurzem die Beilage (Nr. 37, 38) eine ausführliche Betrachtung zum 75. Geburtstage (16. Febr.) des „Heros der Afrikaforſchung" gebracht hat. Prof. Günther nahm auf den 50. Jahrestag der Erſchließung Nordweſtafrika's durch den gefeierten Philologen und Naturforſcher, wie auf deſſen 30. Todestag (25. Nov. 1865) Bezug und ſtellte eindrucksvolle Vergleiche zwiſchen der Afrikaforſchung Barths und der der neueren „Conquiſtadoren" an. Zum Schluſſe gab er der Geſellſchaft Nachricht von der Verſendung der „Geographiſchen Rundſchau" in Portu Weſtfalica, welche ihr Herausgeber, Hr. A. Hettner, koſtenlos als freiwilliges Organ der Geſellſchaft zur Verfügung geſtellt.

* **Tübingen.** An der Univerſität hat ſich Dr. W. **Küſter**, Aſſiſtent am phyſiologiſch-chemiſchen Inſtitut, als Privatdocent habilitirt.

* **Ludwigsburg**, 26. März. Wie der „Kirchl. Anz." mittheilt, iſt Pfarrer Dr. **Mezger** in Thumm (früher an der Joh.-Kirche in Stuttgart) als Profeſſor der Theologie nach Baſel berufen worden.

* **Wien.** Der Privatdocent Dr. **Hans Ritter v. Hebra** wurde zum außerordentlichen Profeſſor für Dermatologie an der Univerſität ernannt.

* **London.** Soeben erſchien in zwei ſtarken Bänden bei Longmans, Green u. Co. das neue Werk des vor einigen Monaten als Vertreter der Univerſität Dublin ins Parlament gewählten Geſchichtſchreibers W. E. H. **Lecky**: „Democracy and Liberty". Mehr politiſcher als hiſtoriſcher Natur, ſucht es den Beweis zu erbringen, daß Demokratie keine Freiheit bedeutet. Die geſchichtlichen Erfahrungen entnimmt Lecky den Schickſalen Frankreichs, der Vereinigten Staaten und Englands.

* **Larnaka.** Dr. Alexander **Murray** iſt hier angekommen, um in Salamis Ausgrabungen für das Britiſche Muſeum zu unternehmen.

Neue Kataloge: **Breitkopf u. Härtel**, Leipzig. Muſikal. Monatsbericht: 1896 Nr. 3. März. — A. **Bielefeld**, Karlsruhe: Nr. 179. Revolutionsgeſchichte. Nr. 180. Napoleon I., Befreiungskriege.

Jahrgang 1896. München, Montag, 30. März. Nummer 75.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Professorenconferenz zu Eisenach. — Das Appartamento Borgia im Vatican. III. (Schluß.) Von E. Steinmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Professorenconferenz zu Eisenach.

Auf Einladung der Juristenfacultäten von Berlin, München und Leipzig fand am 23. März zu Eisenach eine Zusammenkunft von ordentlichen Professoren statt, um darüber zu berathen, wie nach Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs der Unterricht in den privatrechtlichen Fächern an den deutschen Universitäten zu gestalten sei. Erschienen waren 65 Professoren. Vertreten waren alle Universitäten des Reichs mit Ausnahme von Straßburg. Am 22. März Abends begrüßte man sich in geselliger Vereinigung. Am 23. März 10 Uhr begannen die Verhandlungen. Die Facultät Leipzig hatte als die nächstliegende die geschäftlichen Vorbereitungen getroffen. Ihr derzeitiger Dekan Friedberg wurde mit dem Vorsitze der Versammlung betraut. Er cooptirte den Geheimen Rath Bekker aus Heidelberg als zweiten Vorsitzenden und die zwei jüngsten der erschienenen Collegen als Schriftführer.

Die Berathung wurde durch drei Referate eröffnet. Zuerst berichtete Geheimrath v. Bechmann aus München über die Art und Weise, wie nach seiner Ansicht der Unterricht im römischen Recht in Zukunft zu gestalten sei. Der Berichterstatter betonte die große pädagogische Bedeutung, die das römische Recht behalte, auch wenn es aufhören werde, geltendes Recht zu sein. Deßhalb könne das römische Recht aus dem juristischen Lehrplane nicht verschwinden. Auch in unseren Nachbarstaaten Oesterreich, Frankreich, Italien, die seit langer Zeit codificirtes Privatrecht besitzen, dauere der Unterricht im römischen Recht fort, in Oesterreich sogar in der Weise, daß die römischrechtliche Pandektenvorlesung trotz der Codification den Mittelpunkt des privatrechtlichen Unterrichts bilde, während das österreichische Gesetzbuch in einer kürzeren Zusatzvorlesung behandelt werde. Frankreich, wo das römische Recht eine Zeit lang, wenn auch nicht beiseite gelegt, so doch in den Hintergrund gedrängt gewesen, cultivire in den letzten Jahrzehnten das römische Recht wieder mehr und mehr, und in Italien habe das römische Recht nie aufgehört, im Universitätsunterrichte die hervorragendste Rolle zu spielen. Seine (des Berichterstatters) Ansicht sei nun die, daß nach Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs eine Vorlesung über das bürgerliche Recht Deutschlands an die Stelle der jetzigen Pandektenvorlesung treten müsse. Er wolle nicht, daß das bürgerliche Recht des künftigen Gesetzbuchs, so wie in Oesterreich das österreichische Civilrecht oder wie in Preußen das Allgemeine Landrecht, als bloße Zusatzvorlesung zu den Pandekten hinzukomme. Vielmehr müsse die Vorlesung über das bürgerliche Recht Deutschlands den Kern des privatrechtlichen Unterrichts bilden und von den privatrechtlichen Vorlesungen den größten Umfang haben. Aber wie deutsche Rechtsgeschichte, so müsse auch die äußere und die innere Geschichte des römischen Rechts der Vorlesung über das bürgerliche Recht vorangehen. Außerdem halte er (der Berichterstatter) eine kürzere Vorlesung, worin dem Studenten die Grundbegriffe des römischen Rechts, soweit sie noch einen Bestandtheil des gegenwärtigen Rechts bilden, systematisch und dogmatisch entwickelt würden, für absolut nothwendig. Durch diese Vorlesung solle der Student auch so weit gebracht werden, daß er im stande sei, wenigstens leichtere Partieen der römischen Rechtsbücher zu verstehen. Auf exegetische Uebungen in den römischen Quellen sei auch in Zukunft großes Gewicht zu legen, damit unsern Juristen möglich bleibe, sich das in den Schriften der römischen Juristen und in den Gesetzsammlungen der Kaiser enthaltene Bildungselement anzueignen und auf diesem Wege juristische Schulung von demjenigen Volke zu lernen, dem unbestrittenermaßen unter allen Culturvölkern des Alterthums und der Neuzeit die größte Befähigung auf dem Gebiete des Rechts zukomme.

Hierauf erstattete Geheimrath Brunner aus Berlin das Referat über die künftige Einrichtung der Vorlesungen mit specieller Beziehung auf das bürgerliche Recht deutschen Ursprungs. Mit dem vorigen Referenten erklärte er sich darüber einverstanden, daß das bürgerliche Recht Deutschlands in den Mittelpunkt des Universitätsunterrichts treten müsse. Die Vorlesung über das bürgerliche Recht Deutschlands solle nach seiner (des Referenten) Ansicht auch denjenigen Rechtsstoff in sich aufnehmen, der in einzelnen Reichsgesetzen und in dem mannichfachen, auch nach der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs fortdauernden Particularrechte enthalten sei. Ueber Handels- und Wechselrecht sei wie bisher eine gesonderte Vorlesung zu halten. Die dogmatische Vorlesung über das bürgerliche sei unter die vorhandenen Lehrkräfte zu vertheilen, wobei sich von selbst ergeben werde, daß gewisse Partieen, in denen das römische Recht vorherrsche, den Romanisten, andere, die wesentlich deutschen Ursprungs seien, den Germanisten zufallen. Für den Fall, daß die Vorlesung über das bürgerliche Recht Deutschlands den Rechtsstoff der einzelnen Reichsgesetze (z. B. das Autorrecht, das Patentrecht, das Markenrecht ꝛc.) und des Particularrechts (z. B. das Wasserrecht und Bergrecht, das Lehenrecht, das Privatfürstenrecht, das Recht der Stammgüter und der Fideicommisse) nicht in sich eingliedern sollte, sei eine besondere Vorlesung über deutsches Privatrecht, worin diese Materien behandelt würden, nicht zu entbehren. Aber die Eingliederung sei das anzustrebende, wenn auch vielleicht nicht sofort und überall zu erreichende Ziel. Die dogmatische Vorlesung müsse durch historische Vorlesungen vorbereitet und ergänzt werden. Deutsche Rechtsgeschichte, und zwar nicht bloß als Geschichte der Quellen und der Verfassung, sondern als Geschichte der rechtlichen Institute vorgetragen, sei nicht weniger nothwendig wie die römische. Es werde zu erwägen sein, ob nicht auch eine kurze dogmatische Vorlesung über deutsches Recht zur Vorbereitung der jungen Juristen für die Vorlesung über das bürgerliche Recht zweckmäßig

sei. Die Vorlesung über deutsches Privatrecht, wie sie jetzt gehalten werde, könne ebenso wenig fortdauern, wie die Pandektenvorlesung.

Als dritter Referent entwickelte Professor Strohal aus Leipzig seine Ideen über den Unterricht insbesondere mit Bezug auf das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuchs selbst. Das Gesetzbuch kam nicht gut dabei weg. Der Redner, der selbst an der zweiten Commissionsberathung über das Bürgerliche Gesetzbuch theilgenommen hatte, nannte es das abstracteste und am meisten gekünstelte Gesetzeswerk, das jemals das Licht der Welt erblickt habe. Dazu komme die eigenthümliche Redeweise, in die man sich erst nach und nach hineinfinden müsse, und die unselige Methode der zahllosen Verweisungen. Was in diesem Gesetzbuch eigentlich drinnen stehe, das wisse zur Zeit noch kein Mensch; das zu entziffern, werde noch viel Mühe und Zeit kosten. Aus diesen Gründen sei aber das Bürgerliche Gesetzbuch absolut ungeeignet, um unsre Studenten in die juristische Begriffswelt einzuführen und ihnen die richtige Methode des juristischen Denkens beizubringen. Dazu sei allein das römische Recht geeignet, dessen eminenter pädagogischer und cultureller Werth nach Aufhören seiner praktischen Geltung erst recht werde gewürdigt werden. Mehr als andere Codificationen berge ein Gesetzbuch, wie das Bürgerliche Gesetzbuch Deutschlands, in sich die Gefahr des ödesten Paragraphencultus und des juristischen Banausenthums. Diese Gefahr könne nur durch gründliche Ausbildung unsrer Juristen in der römischen und der deutschen Rechtsgeschichte und durch vorbereitende Vorlesungen über Rechtsdogmatik vermieden werden, in denen die Anfänger mit den einfacheren und daher leichter faßlichen Begriffen des römischen Rechts vertraut gemacht würden. Erst wenn der Student auf diese Weise vorgebildet sei, könne man ihm mit dem Rechte des Bürgerlichen Gesetzbuchs auf den Leib rücken. Diese Vorlesung müsse den Abschluß des privatrechtlichen Universitätsunterrichts bilden. Sie müsse einen beträchtlichen Umfang haben, wenn es auch nicht ihre Aufgabe sei, alle die verzwickten Details, die dieses Bürgerliche Gesetzbuch berge, dem Studenten vorzuführen. Die Vertheilung des im Bürgerlichen Gesetzbuch enthaltenen Rechtsstoffs nach Materien unter Romanisten und Germanisten werde wohl für die nächste Zukunft nicht vermeidlich sein. Aber sie dürfe nicht zu einer dauernden Einrichtung werden; vielmehr sei eine einheitliche Vorlesung, die das Bürgerliche Gesetzbuch nicht in Stücken, sondern als Ganzes behandle, als Ziel ins Auge zu fassen.

Nachdem der Vorsitzende unter Zustimmung der Versammlung den Referenten für die Berichterstattung gedankt hatte, wurde die Discussion eröffnet, die mit kurzer Frühstückspause bis gegen 4 Uhr fortdauerte. Die zahlreichen Redner alle zu nennen, geht nicht an. Im allgemeinen zeigte sich eine erfreuliche Uebereinstimmung mit den Ansichten der Referenten, die unter einander nur in kleinen Nuancen verschieden waren. Nur ganz vereinzelt wurden Stimmen laut, die von den Gedanken der Referenten stärker abwichen. So wurde von einer Seite die propädeutische Vorlesung über römisches Recht perhorrescirt, von anderer Seite verlangt, daß die socialpolitische Bedeutung der Privatrechtsinstitute in den Vordergrund des Unterrichts gestellt werde. Diese Stimmen fanden in der Versammlung so wenig Widerhall, daß diejenigen, von welchen sie ausgingen, sich in weiser Selbstbeschränkung der Ansicht der großen Mehrheit fügten. Auf diese Weise gelang es mirabiliter, sämmtliche 65 Stimmen — man denke die Stimmen von 65 deutschen Professoren! — auf folgende Thesen zu vereinigen:

1. Der Vorlesung über das geltende Privatrecht haben außer den Vorlesungen über römische und deutsche Rechtsgeschichte zwei propädeutische systematische Vorlesungen über die römisch-rechtliche und deutsch-rechtliche Grundlage des geltenden Rechts voranzugehen.

2. Auf die Exegese römischer und deutscher Rechtsquellen ist das größte Gewicht zu legen.

3. Das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuchs ohne das Handelsrecht ist als Hauptbestandtheil des geltenden Privatrechts in einheitlicher systematischer Darstellung zu lesen, vorbehaltlich von Ausnahmen, die das örtliche oder zeitliche Bedürfniß der Universitäten während der Uebergangszeit bedingt.

4. Nach Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist ein dreijähriges juristisches Studium nicht mehr ausreichend.

Außerdem wurde noch gegen eine erhebliche Minderheit von der Mehrheit die These angenommen: Der akademische Rechtsunterricht beginnt mit einer allgemeinen Rechts-, insbesondere Privatrechtslehre.

Nach Beendigung der Berathung zerstreuten sich die Theilnehmer in die reizende Umgebung Eisenachs, bis man sich Abends gegen 7 Uhr zum gemeinsamen Mahle in Röhrigs Hotel wieder vereinigte. In breitem Strome floß freundschaftliche Unterhaltung neben zahlreichen Trinksprüchen, deren erster dem Kaiser und dem Großherzoge von Sachsen galten. Mit dem letzten mußte sich das Bürgerliche Gesetzbuch begnügen, dieser nasciturus, dem schon vor seiner Geburt so viel des Uebles nachgesagt wird. Hoffentlich wird das Ergebniß dieser Berathungen auch von den deutschen Regierungen nicht in den Wind geschlagen, sondern bei der Neuordnung des Prüfungswesens gebührend berücksichtigt werden.

Das Appartamento Borgia im Vatican.

Von E. Steinmann.

III. (Schluß.)

Die Arbeiten im Zimmer der sieben freien Künste sind schon heute fast vollendet und das Auge des Besuchers mag sich hier an einer äußerst harmonischen Gesammtwirkung freuen. Den Majolica-Fußboden ließ der Director des Kunstgewerbemuseums in Neapel, Professor Pesorone, nach dem Muster des gleichzeitig gelegten, wohlerhaltenen Paviments der „Floreria", der alten Pontifical-Bibliothek Sixtus' IV., wiederherstellen,[1]) die Gemälde der Lunetten und der Decke wurden gereinigt und an den Wänden ist man beschäftigt, die zartgetönte, theilweise ursprüngliche, zum Theil in späteren Jahrhunderten erneuerte Teppichdecoration wiederherzustellen, welche hier weniger gelitten hat wie anderswo.[2]) Auch die Vergoldung des Marmorfrieses, der hier wie in den vorigen Gemächern unter den Lunetten an den Wänden entlang läuft und weniger prächtig wie der des Mittelraumes, doch nicht minder zierlich gearbeitet ist, erfreut sich besonders guter Erhaltung; sicherlich hat für die zarten Blumengehänge, welche zwischen den Stierköpfen schweben, die berühmte Friesdecoration am Grabe der Cäcilia Metella an der Via Appia das Muster dargeboten. Pinturicchio's erstaunliches Geschick, die einzelnen Elemente in seiner Decoration auf einen Gesammtton zu stimmen, die Lunettenbilder unter sich und diese wieder mit den Ornamenten an der Decke gefällig zu verbinden, ist ihm auch bei der Herstellung dieses Raumes treu geblieben, dessen architektonische Gliederung der des Zimmers des Marienlebens fast vollständig entspricht. Ja, fast noch mehr wie

---

[1]) Vgl. eine soeben in den Mélanges d'Archéologie erschienene Studie von Paul Fabre, die über die Vaticana Sixtus' IV. neue, wichtige Aufschlüsse gibt. Hier ist (Sonderabdruck S. 12) das Pavimento der „Floreria" abgebildet.

[2]) Die Wiederherstellung dieser Decoration liegt in den Händen des Professors Retroſi.

Digitized by Google

dort leistet der Künstler hier auf eine Wirkung im einzelnen Verzicht, indem er aus den Deckengewölben figürliche Darstellungen überhaupt verbannt und mit fast ermüdender Einförmigkeit in allen sieben Lunettenbildern dieselbe Composition wiederholt. Und doch hat der Umbrier gerade in der Construction der Zwillingsdecke, deren trennender Gurt nur mit kleinen, heute übermalten figürlichen Darstellungen derziert wurde, sich selber übertroffen. Mögen Verstand und Gefühl vor einer rein decorativen Leistung verstummen, ein schönheitsfrohes Auge kann sich nicht abwenden von dieser goldenen Pracht, die so strahlend auf dem tiefblauen Grunde ruht. Die ganze Breite des Gewölbes nimmt auf beiden Seiten ein mächtiges Achteck ein, welches köstliche Ornamentstreifen und plastisch wirkende Frucht- und Blumenkränze aus Stuckwerk umziehen und aus dessen Mitte, von einer Flammenkrone getragen, das Wappen des Papstes herniederschwebt, während in den Seitenfeldern rechts und links ein träges Stierpaar sich von muthwilligen Putten liebkosen läßt und fröhliche Engelknaben von einem Candelaber herab mit Posaunenton den Ruhm der Borgia verkündigen. Wer mit dem frischen Eindruck dieser wirkungsvollsten Gewölbedecoration aller Borgia-Gemächer ein Stockwerk höher zu Raffaels Stanzen emporsteigt, macht eine überraschende Entdeckung. Kein Zweifel, als Sodoma das Deckengewölbe der Stanza della Segnatura gliederte, das Raffael später mit seinen unsterblichen Frauengestalten zierte, hat ihm Pinturicchio's Glanzleistung im Zimmer der freien Künste als Muster vorgeschwebt: aus einem Achteck in der Mitte entwickelt sich hier wie dort die ganze Decoration, während auch inhaltlich der Gedanke Raffaels, durch das Medaillon an der Decke die Darstellung an der entsprechenden Wand zu erläutern, in Pinturicchio's Zimmer des Marienlebens sein Vorbild gefunden hat. Ein weit tiefer gehender Zusammenhang aber zwischen dem Bilderschmuck und der Bestimmung der Stanza della Segnatura Julius' II. und dem Gemach der sieben freien Künste Alexanders VI., dessen eminente Bedeutung für das völlige Verständniß Raffaels in seinen erhabensten Schöpfungen bis heute völlig unbekannt geblieben ist, wird uns erst klar werden, wenn wir Pinturicchio's thronenden Frauengestalten in den Lunetten, durch welche er nach altem Brauch das Trivium und Quadrivium symbolisirte, unsre Aufmerksamkeit geschenkt haben.

In den zahlreichen Denkmälern von Malerei und Plastik des Mittelalters und der Frührenaissance, wo in encyklopädischer Weise alle Geistesmächte vereinigt wurden, deren Einfluß die Geschicke der Menschheit und des Einzelnen bestimmen, sind mit den sieben Cardinaltugenden und den sieben Planeten regelmäßig auch die sieben freien Künste dargestellt. Die Sculpturen an Giotto's berühmtem Campanile, die Malereien der spanischen Capelle in Santa Maria Novella in Florenz brachten den ganzen Reichthum dieser eigenartigen Symbolik am vollständigsten zum Ausdruck; aber daneben sind schon früh vor allem die Cardinaltugenden und die freien Künste selbständig aufgetreten, wo sich nicht Raum und Gelegenheit zur Darstellung einer ganzen Encyklopädie menschlichen Wissens bot. Wie sich in allen Grabmonumenten Italiens von Venedig bis Neapel die Tugenden um die liegende Gestalt des schlummernden Todten schaaren, wie sie bedeutungsvoll in den Gerichts- und Rathssälen Siena's, Padua's und anderer Städte an den Wänden prangen, so fanden die freien Künste gastliche Aufnahme in den Palästen fürstlicher Herren. Hier mochten sie die genußfrohen Schloßbewohner an die Freuden und Pflichten des Lebens erinnern und ihnen mahnend und bestätigend zugleich seine edelsten Geschenke und seine tief ernsten Aufgaben vor die Augen stellen. Die heute in alle Welt zerstreuten Darstellungen der sieben freien Künste des Melozzo da Forlì im Schlosse von Urbino, wo Castiglione's Cortigiano spielt, sind das bekannteste Beispiel solcher Schilderungen, die heute leider fast ganz erloschenen Fresken im Schlosse der Ursini in Bracciano vielleicht das unbekannteste. Mögen die Lunettenbilder Pinturicchio's in den Appartamenti Borgia als Kunstwerk tief unter Melozzo's vielbewunderten Schöpfungen stehen und an antiquarischem Werth die umfangreichen Fresken in Bracciano nicht um vieles übertreffen: als letzte Stufe, die zur Schule von Athen emporführt, mit welcher sie überdies ein merkwürdiges Geschick unter demselben Dache vereinigt, müssen sie die Theilnahme des Forschers im höchsten Grade erregen.

Wie weit Pinturicchio selber Hand angelegt in diesem Freskencyklus, wird schwer abzuwägen sein, doch gehört ihm jedenfalls ein größerer Antheil, als ihm sein verdienstvoller Biograph zuzuerkennen geneigt ist. Nachdem gerade in der trefflich erhaltenen Lunette der Rettorica, in welcher Schmarsow wie auch anderswo die Hand Perugino's zu erkennen glaubte,[1]) die Künstlerinschrift „Pentorichio" entdeckt worden ist, wird man auch die stilistisch am nächsten verwandten Fresken der Geometria und der Musica dem Meister zuschreiben dürfen, als dessen Leistung im ganzen die Appartamenti Borgia stets gegolten haben und mit Recht noch heute gelten.

Uebrigens hat Pinturicchio, was die Composition der Bilder anlangt, seine Schaffenskraft nicht allzu sehr bemüht und die Beschreibung einer Lunette darf mit geringen Abweichungen auch für die anderen gelten: Mitten in freier Landschaft, deren Hintergrund ein Sternenheer goldener Stucknöpfe bedeckt, erhebt sich ein prächtiger Thron, der mit der monumentalen Würde altchristlicher Bischofstühle die zierliche Decoration der Renaissance verbindet. Eine hohe Frau hat sich auf dem breiten Marmorsitz niedergelassen und zeigt bedeutsam die Symbole ihrer Würde, während weiter unten rechts und links, so daß die Stufen des Thrones fast ganz freibleiben, alte und junge Verehrer, Portrait- und Idealgestalten, in Gruppen zu dreien oder mehr versammelt sind. Die Rhetorik, die vornehmste unter allen, ist mit der Geometrie der Fensterwand gegenüber angebracht, und zwischen beiden schwebt, von Engelhänden getragen wie im Saal des Marienlebens, das päpstliche Wappen. Schwert und Weltkugel charakterisiren die hehre Vertreterin der Beredsamkeit, aber einen Cicero können wir unter den Idealgestalten ihrer Anhänger nicht bestimmen, und auch nach dem Namen eines rechts im Vordergrund sichtbaren, höchst individuell gebildeten päpstlichen Geheimkämmerers dürfte man vergebens forschen. Die Geometrie ist von einem besonders reichen Kranze meist jugendlicher Lernbeflissener umgeben und auch ihr antiker Vertreter, ein greiser Kahlkopf, der nachdenklich seine Kreise zeichnet — Archimedes oder Euklid — hat sich zu ihren Füßen niedergelassen. Es folgt die Arithmetica, unter deren Begleitern wir besonders viele Portraitgestalten entdecken, von welchen abgesondert ein wenig tiefer wie die übrigen, der hohen, seelenvollen Frau sich nähernd, Pythagoras erscheint, ein längst ergrauter Denker mit leuchtenden Augen und langem weißen Bart.

Zeichnet sich die Arithmetica durch unbewußte Anmuth und sinnige Schönheit vor allen übrigen Frauengestalten aus, so ist wieder die Musica aus demselben Stoff geformt wie Rhetorik und Geometrie. Aber wie die Kunst der Renaissance in der sinnlichen Wiedergabe der übersinnlichen Wirkung der Musik auf die, welche sie ausüben oder ihr lauschen, überhaupt nie Erreichtes geleistet hat, so belebt sich auch hier auf einmal die Phantasie des Künstlers. Wenig innere Beziehungen hat er bis dahin zwischen den

[1]) Pinturicchio in Rom. p. 46 ff.

freien Künsten und ihren Vertretern zu entdecken vermocht, bei der Musica gestaltet sich das ganze Beieinander sofort zu einem reizenden Concert, für welches die thronende Frau selber auf der Violine die Melodie erfindet. Andächtig spielen zwei Putten an den Seiten des Thrones die Flöte, junge und alte Sänger singen ernst und eifrig vom Blatt, ein schöner Knabe führt die Harfe und ein vornehmer Jüngling — die ausdrucksvollste Portraitgestalt in diesem Gemach — die Guitarre, während der alte Tubalcain, der schon in der spanischen Capelle zu den Füßen der Musica Platz gefunden hat, das ganze Concert mit klangvollen Hammerschlägen begleitet. Wunderbar, ein unerreichtes Ideal ist auch der Renaissance geblieben! Wohl gelang es ihr, der Musica in Plastik und Malerei, ja selbst, wie Leon Battista Alberti es anstrebte, in der Architektur ein wunderbar poetisches Dasein zu geben, die Kunst durch die Kunst zu verherrlichen, aber die unsterblichen Gesänge, die man suchte, deren Wirkung man ahnte, wurden damals noch nicht gefunden. Fanden wir sie heute? Oder hat Walt Whitman, der amerikanische Dichter von Gottes Gnaden, Recht, der behauptet, daß die Tiefen der Dichtkunst und des Gesanges noch nicht ergründet sind, that the strongest and the sweetest songs yet remain to be sung?

Nach dem formell und inhaltlich gleich anziehenden Bilde der Musica, welches uns gerade in diesem Zusammenhang einen Hauptcharakterzug der Renaissancecultur offenbart, können die drei fehlenden freien Künste, die Astrologie über dem Fenster, Grammatik und Dialektik an der Wand, durch welche wir eintraten, ungetheilte Aufmerksamkeit nicht mehr beanspruchen. Sie sind nicht besser componirt und noch weniger belebt, als die zuerst geschilderten Lunettenbilder und außerdem durch Uebermalung fast völlig entstellt; ein wenig erfreulicher Anblick! Indessen ist es auch hier ikonographisch von höchster Wichtigkeit, daß neben den unbekannten modernen Jüngern der freien Künste auch die berühmten antiken Vertreter eine Stätte gefunden haben. Im Bilde der Astrologie hält links unten Ptolemäus die Himmelskugel, Priscian erscheint an den Stufen des Throns als Lehrer der Grammatik, und den weißbärtigen Alten mit dem breitkrämpigen Hut, der dem Beschauer mit Selbstbewußtsein einen mächtigen Schriftband zeigt, mag man mit dem Vertreter der Dialektik in der spanischen Capelle vergleichen und ihn Aristoteles nennen. Hat doch selbst in der Composition Pinturicchio die Erinnerung an die Malereien der Dominicanercapelle in Sta. Maria Novella nicht ganz abzuschütteln vermocht, wenn auch bei ihm die Weisen des Alterthums vorzugsweise auf den Stufen des Thrones der freien Kunst, die sie lehren, Platz gefunden haben. Und doch hat man in keiner der älteren Beschreibungen der Appartamenti Borgia die antiken Vertreter des Trivium und Quadrivium erkannt, in welchen sich der Uebergang von den Malereien der spanischen Capelle zur Schule von Athen so bedeutungsvoll vollzieht. Was Pinturicchio in sieben getrennten Fresken schilderte, hat Raffael machtvoll auf einer Wandfläche zusammengefaßt, indem er die abstracten Personificationen fallen ließ und den Gedanken des umbrischen Meisters, Vergangenheit und Gegenwart zu verbinden, die todte Allegorie in die lebendige Wirklichkeit zu übertragen, fortsetzte und vollendete. Nur verhält sich Pinturicchio's Darstellungsweise zu Raffael wie das Lallen des Kindes zu der auf tiefer Erkenntniß der Dinge gegründeten Beredsamkeit des Mannes, und doch sind beide echte Kinder ihrer Zeit. Wie der nüchterne Umbrier bei der Darstellung der Musica auf einmal poetische Empfindung äußert, so genügte auch Raffael der Ausdruck nicht, welchen diese Trösterin der Menschheit zwischen den anderen freien Künsten in der Schule von Athen gefunden hatte. Im Parnaß brachte er noch einmal den Dichtern und Sängern seine königliche Huldigung dar, und die Violine, welche Pinturicchio noch der allegorischen Musica in die Hände legte, spielt hier Apollo, von göttlicher Begeisterung beseelt.

Mit diesem bedeutsamen Zusammenhang zwischen Pinturicchio und Raffael, dem wir hier nicht weiter nachgehen können, sind die Beziehungen zwischen der Stanza della Segnatura und dem Gemach der vielen freien Künste indessen noch keineswegs erschöpft. Die figürlichen Darstellungen an dem breiten Gurt, der das Zwillingsgewölbe theilt, verdienen, obwohl sie ganz übermalt und erneuert wurden, doch noch ihres Inhalts wegen Beachtung.[1]) Die Gerechtigkeit thront hier in der Mitte, das Schwert in der Rechten, in der erhobenen Linken die Wagschale haltend; vier Acte der Gerechtigkeit, in denen die thronende Tugend selber noch zweimal wiederkehrt und Kaiser Trajan, der den Schrei einer Wittwe nach Rache und Gericht erhört, nicht vergessen ist, folgen in der Laibung des Bogens rechts und links. Können wir aus so vielsagenden Zeichen nicht wenigstens die Bestimmung dieses Gemaches ableiten, wie im Dogenpalast Venedigs, im Palazzo Publico von Siena, im Cambio zu Perugia die Gemälde an der Decke und den Wänden uns sofort den Zweck errathen lassen, zu welchem die Räume einst gedient? Wenn in den Borgia-Gemächern in der Sala del Trivio e Quadrivio von allen Tugenden allein die Gerechtigkeit an der Decke prangt, liegt da nicht die Vermuthung nahe, daß hier Alexander VI. richterliche Acte vollzogen hat? Bezeugt doch Burchard[2]) in seinen Aufzeichnungen vom September 1492, daß der Papst, der im Beginn seiner Regierung, wie später nach der Ermordung des Herzogs von Gandia, besseren Regungen nachgab, das ganze römische Gerichtswesen reformirte und am Dienstag jeder Woche eine Audienz festsetzte, wo er selber alle Klagen hörte und Männern und Weibern ohne Unterschied sein Ohr offen stand. Was Julian Klaczko für die Stanza della Segnatura so schlagend nachgewiesen hat[3]), das können wir heute auch vom Zimmer der freien Künste in den Appartamenti Borgia sagen: es diente als Raum für die päpstlichen Gerichtsverhandlungen, es war die Stanza della Segnatura des Quattrocento, und wie sich im Freskenschmuck der beiden Gemächer dieselben Gedanken verkörpern, so haben sie auch beide, das eine Alexander VI., das andere Julius II., zu demselben Zwecke gedient.

Sechs Marmorstufen führen in gerader Linie mit der Thür, durch welche wir eintraten, aus dem Zimmer der freien Künste in die Gemächer der Torre Borgia; es öffnete sich aber einst und öffnet sich heute wieder, nachdem sie Jahrhunderte lang zugemauert war, eine dritte Thür der Fensterwand gegenüber in einen Seitenarm, welcher die Verbindung des Appartamento Borgia mit der Sala Ducale herstellt und zugleich den Hof des Papagallo vom Hof des Portoncin di Ferro trennt. Diese Räume, ursprünglich nur zwei Gemächer, werden heute von den Guardie nobili benutzt und sind dem Publicum nicht zugänglich, worin man den Grund sehen mag, daß sie von keinem der genannten Forscher erwähnt werden. Und doch haben sie einst zu den Gemächern Alexanders VI. gehört, ja es scheint zweifellos, daß das erste, größere dieser Zimmer einst zum Schlafgemach des Papstes diente. Mag solche Annahme einer ganz unbegründeten Tradition widersprechen, die Alexander VI. im letzten Zimmer der Torre Borgia sterben

---

[1]) Allerdings gehe ich bei der folgenden Beobachtung von der Voraussetzung aus, daß man bei der Restauration des Bogens an den ursprünglichen Darstellungen festhielt. Es liegt auch in der That kein Grund vor, daran zu zweifeln.

[2]) ed. Thuasne II. p. 5.

[3]) Revue des deux mondes. 15. Juli 1894, p. 245 ff.

läßt, so bringt sie uns doch in Einklang mit den zuverlässigen Nachrichten Burchards, der als Ceremonienmeister an dem letzten schauerlichen Act der Borgia-Tragödie thätigen Antheil nahm. Er schildert in nicht zu mißdeutender Weise den Weg, den man die Leiche des Papstes führte, um sie endlich in St. Peter aufzubahren, und schreibt, daß man ihn zuerst in ein Gemach trug vor der Sala, wo er starb, dann durch zwei andere Gemächer und die Aula Pontificum in das Audienzzimmer, das links an den Papstsaal stößt.[1]) Der Zug bewegte sich also, nachdem man den Papst aus seinem Sterbezimmer herausgetragen, vom Zimmer der freien Künste ausgehend, durch alle eben beschriebenen Räume, und Alexander VI. ist entweder im anstoßenden Saal des Credo in der Torre Borgia oder im ersten Gemach des Seitenarms gestorben. Wir entscheiden uns aus einer Reihe innerer und äußerer Gründe, von denen wir einen Theil hier schuldig bleiben dürfen, für das letztere.

Nur geringe Reste der Quattrocento-Decoration sind im Verbindungsflügel zwischen dem alten und neuen Palast erhalten. Im zweiten Zimmer nach der Sala Ducale zu trägt nur noch die vergoldete cassettirte Decke den Stempel jener Zeit: das Borgia-Wappen prangt in der Mitte und rings herum läuft ein zierlich in Stuck gearbeiteter Fries, in dem das Motiv zweier aus einem Brunnen trinkender Stiere fast bis zur Ermüdung wiederholt ist. Im ersten größeren Saal, von welchem schon im 16. Jahrhundert ein kleineres Gemach abgetrennt wurde, erinnert noch das Wappen über der Thür, die durch einen kurzen Verbindungsgang in das Zimmer der freien Künste führt, ein schlichtes Marmorkamin mit der Inschrift Alexander Borgia Valentin. PP. VI und endlich ein prunkvolles, schwer über dem verkürzten Raume lastendes Soffitto mit allen Emblemen der Borgia und Lanzol an seinen einstigen Bewohner. Man denke sich dies Gemach mit dem kleineren Zimmer nebenan verbunden, so daß es wie einst durch drei Fenster nach Osten und eins nach Westen sein Licht erhält, und man wird Burchards Beschreibung folgen können, der den Papst in einem „Saale" sterben läßt. Und wird nicht dieser Ausdruck auch durch jene düster vergoldete, für größere Verhältnisse berechnete Balkendecke gerechtfertigt, deren Wucht den Besucher heute fast erdrückt? Und doch trägt dieser niedrige Raum, den einst vier Fenster erhellten, den Bedürfnissen des täglichen Lebens weit mehr Rechnung, wie die hohen Prunkgemächer des Palastes und der Torre Borgia, in welche niemals ein Strahl der Sonne dringt. Hier mag auch die Erinnerung an den furchtbaren Papst, der zwischen diesen Wänden, nur von theilnahmlosen Dienern umgeben, von seinen Kindern, die er so sehr geliebt, verlassen, ihrer selbst, wie Burchard schreibt, mit keinem Worte mehr gedenkend, seine Seele aushauchte, mächtig in uns wach werden, und wir nehmen sie mit hinüber in die Torre Borgia, dem Schauplatz der ruchlosen Thaten und des beginnenden tragischen Ausganges des Herzogs von Valentino.

Das historische Interesse, welches sich mit diesem Thurme verknüpft, ist weit größer, als das künstlerische. Das letzte Monument mittelalterlicher Architektur im Umkreis des Vaticans, ist es zugleich das eigentliche Denkmal der Borgia in demselben, deren Namen es noch heute trägt, deren Wappen als einzige Zierde die zinnengekrönten, kunstlos aufgethürmten Mauern hie und da belebt. Auch im Innern gibt sich noch heute ein düsterer, festungsartiger Charakter kund, der indessen einst in den Wohnräumen Alexanders VI. durch goldgewirkte Teppiche und eine vornehm behagliche Einrichtung gemildert worden mochte. Pinturicchio selber, der im oberen Stockwerk die ganze Privatcapelle des Papstes ausgemalt haben soll, scheint für die Decoration der unteren Gemächer nur die leitenden Gesichtspunkte angegeben zu haben. Die Ausführung überließ er wahrscheinlich dem Piero d'Andrea aus Volterra, dem Lehrer des Baldassare Peruzzi, von dem Vasari erzählt, daß er für Alexander VI. in seinem neuen Palaste thätig war.[1]) Ein Spiegelgewölbe, von zierlich gearbeiteten Marmorcapitälen getragen, in der constructiven Anlage der mächtigen Decke der Sistina vergleichbar, ruht über dem Saal des Credo, der seinen Namen den Aposteln und Propheten verdankt, welche, paarweise in den Lunetten angebracht, auf ihren Spruchbändern die Glaubenssätze und eine entsprechende Prophezeiung tragen. Leider haben diese Gestalten durch Uebermalung und Abfall der Farbe arg gelitten, nur hie und da begegnen uns noch besser erhaltene, höchst charaktervolle Greisenköpfe, wie die Propheten Jesaias und Amos in der ersten und vierten Lunette über der Wand, durch die wir eintraten. Ueberhaupt hat man sich mit einer decorativen Wirkung der Malereien in diesem Raum begnügt, dafür spricht das unsymmetrische, aber leicht und sicher geführte, wirkungsvolle Ornament der Decke, in deren Mitte die Dedicationsinschrift prangt: Alexander Borgia PP. VI. fundavit, während nicht weit davon die Jahreszahl 1494 zu lesen ist.

An den hohen Wänden fanden sich nur über einem der Fenster noch und hie und da in den Laibungen derselben die Reste einer reizenden Decoration, die den Maler Morani für seine köstlichen auf Leinewand gemalten Teppiche inspirirten. Wenn erst diese goldenen Arabesken auf dunkelgrünem Grunde, diese zartgetönten, zierlich verschlungenen Putten und Delphine, bei deren Composition sich der Künstler ganz in den Geist des Quattrocento versenkte, die Wände bedecken, wenn der Majolica-Fußboden gelegt sein wird, den nach den vorgefundenen Mustern Cantagalli in Florenz ausführen läßt, so wird hier der Besucher in einem einzigartigen Ensemble den decorativen Geschmack der Frührenaissance bewundern können. Pinturicchio's geniale Begabung auch nach dieser Richtung hin, sein großes Talent, durch eine einheitliche Farbenstimmung zu wirken, werden wir dann mit einem einzigen Blick erfassen.

Wir treten endlich in das zweite Gemach der Torre Borgia ein und sind damit am Schluß unsrer Wanderung angelangt. Die malerische Ausschmückung dieses Raumes geschah nach denselben Grundsätzen wie die der Sala del Credo, das heißt sie beschränkte sich ganz auf die Decke und ihre architektonische Verbindung mit den Wänden, die wir uns wie gewöhnlich mit Teppichen bekleidet zu denken haben. Die flache Decke ziert eine reiche Stuckdecoration, die sich in sehr schadhaftem Zustande befand, und von Professor Frenguelli, dem die Wiederherstellung dieses Raumes im besonderen obliegt, aufs sorgfältigste restaurirt wurde.[2]) Einem mit runden Steinen besetzten Mühlbrett wird man diese Decke am passendsten vergleichen, und das Auge mag sich hier noch einmal an der Naivetät eines Künstlers freuen, dessen Phantasie schier unerschöpflich war im Erfinden neuer reizvoller Motive, und der die Gesetze der Symmetrie doch so wenig beobachtete, daß er das Borgiawappen in der Mitte ganz schief in seinen achteckigen Rahmenausschnitt hineincomponirte. Nach den hie und da im vorigen Jahrhundert oder früher stark übermalten Sibyllen, die wie die Apostel in der Sala del Credo paarweise mit den Propheten in den Lunetten angebracht sind, trägt dies Gemach den

1) ed Thuasne III. p. 239—40.

1) Schmarsow a. a. O. S. 59.

2) Der verdienstvolle Custos des Lateran-Museums hat seine Künstlerhand auch in den Dienst der neuen vielversprechenden Publication des Appartamento Borgia gestellt. Die Herstellung der Teppichmalereien für das Zimmer — schwarzes Granatblumenmuster auf goldenem Grunde — hat Commendatore Seitz dem Maler Cingolani anvertraut.

Namen Sala delle Sibille, man könnte es aber ebensogut den Saal der sieben Planeten nennen, die in den Bogenzwickeln angebracht sind zugleich mit den Vorgängen im Menschenleben, auf welche sie bedeutsame Wirkung ausüben. Da sieht man Luna's Wagen von Delphinen gezogen mit dem Fischfang darunter; Mercur, der die Vertreter der Künste und Wissenschaften beschützt, und Venus, der die auf blumigem Rasen wandelnden Liebespaare vertrauen; unter dem Sonnengott sieht man Päpste und Könige thronen, unter dem Gestirn des Mars entspinnt sich heftiger Kampf um eine Jungfrau; unter den Auspicien Jupiters endlich begibt sich eine vornehme Gesellschaft auf die Jagd und zwei Drachen tragen den Wagen Saturns empor, unter welchem die Werke der Nächstenliebe geschildert sind. Kurz, die Götter der Alten behaupten unter dem Schutze der Astrologie ihren Platz zwischen den frommen Sibyllen und den glaubensstarken Propheten und führen uns auf einmal an den Ausgangspunkt unsrer Betrachtung, in den Saal der Päpste zurück. Welch eine Wandlung hatte sich in den Anschauungen der Menschen im Laufe von wenigen Jahrzehnten vollzogen! Als ein sanesischer Künstler von mittelmäßiger Begabung im Jahre 1494 die sieben Planeten in der Torre Borgia malte, da glaubte man noch an die alte Sage vom geheimnißvollen Einfluß der Gestirne auf die Geschicke der Menschheit. Als Leo X. von den Schülern Raffaels den Papstsaal ausmalen ließ, da gaben die Planetenbilder nur noch ein heiteres Thema ab für eine farbenprächtige Decoration.

Welch eine Fülle von Stoff ist doch in den Malereien im Appartamento Borgia verarbeitet! Die christliche Heilslehre ist hier in ihren Hauptpunkten entwickelt; den Heiligen der Kirche ist ein breiter Raum gegönnt, Apostel, Propheten und Sibyllen haben ihren Platz gefunden. Daneben erscheinen die sieben freien Künste und die sieben Planeten und ein ganzer Borgia-Hymnus, den man in den Archiven der Vaticana suchen mag, hat in der Geschichte von Isis und Osiris eine ausführliche Illustration gefunden. Wie treffend ist das Bild der Zeit, das diese Gemälde entwerfen, wie lebendig wird es um uns her von all den glänzenden Gestalten, die sich so frei zwischen Laster und Verbrechen bewegten, so kühn das Verbotene wollten und so schamlos das Böse vollbrachten! Und wie glanzvoll ist der Rahmen, in den solch Bild gefaßt ist, wie märchenhaft wirkt die Pracht der halberloschenen Farben und die düstere Gluth des schwervergoldeten Stuckwerks! Aber wie vieles lehren uns endlich auch diese Gemälde verstehen, die nicht nur die Gegenwart vertreten, der sie entsprossen sind, sondern auch von der Vergangenheit zu erzählen wissen und die Zukunft deuten!

So mochten wir länger hier verweilen als wir wollten, lernend und genießend zugleich; an der schönen Erscheinung uns freuend, die reiche Cultur der Frührenaissance wie eine Offenbarung in uns aufnehmend und doch auch seufzend unter der lastenden Schwere historischer Erinnerungen. Endlich aber sehnen wir uns hinaus aus der schwülen Luft der Borgia-Gemächer, deren Freskenschmuck Vasari's absprechende Kritik gewiß nicht verdient, der aber auch das Ideal der Renaissancekunst nicht eigentlich gefördert hat. Suchen wir die Stanzen auf im nächsten Stockwerk, oder gehen wir hinüber in den hohen, ernsten Raum der Sixtinischen Capelle — dort weht eine frischere Luft, und Raffael und Michelangelo werden uns erzählen, wie viel wir von Pinturicchio gelernt haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

a/D. Fast zwei Monate sind vergangen, seit der Telegraph die aus Ostsibirien eingelaufene Nachricht verbreitete, daß Fridtjof Nansen auf der Rückkehr von seiner Nordfahrt begriffen sei, nachdem er den Pol erreicht und in dessen Nähe Land entdeckt habe. Von Woche zu Woche harrte man vergeblich auf eine Bestätigung, die zugleich weitere Aufklärung bringen sollte; auch heute bleibt daher nichts anderes übrig, als aus den Erörterungen Sachverständiger, wie sie besonders in der russischen Presse zu finden waren, vorsichtig die Summe zu ziehen. Die Kunde stammt bekanntlich aus Ustjansk an der Küste gegenüber den Neusibirischen Inseln, von wo sie als vorläufige Notiz im Privatbrief eines Handelsagenten nach Jakutsk und weiter gemeldet worden. Nach Ustjansk selber wird sie — ob wahr, oder unwahr — mündlich überbracht worden sein von sogenannten Promyschlennik, die im Herbst mit dem gesammelten Mammuthelfenbein von den Neusibirischen Inseln aufs Festland zurückzukehren pflegen. Wohl möglich, daß es sich dabei um ein bloßes Gerücht handelt, dem nichts mehr, als irgendwelche täuschende Wahrnehmung zu Grunde liegt, woran sich die eigentliche Erzählung als naheliegende Vermuthung angegliedert hätte. Mindestens ebenso denkbar aber, daß der erste Ueberbringer der Botschaft Nansen selbst oder einen seiner Leute wirklich gesehen und gesprochen hat. Nansen, der sein werthvolles Schiff mit heimbringen wollte, würde sich sonach in der Nähe der Neusibirischen Inseln — etwa auf dem öfters nördlich von diesen erblickten, wenn auch nie zuvor besuchten Sannikowland — zu einer letzten Ueberwinterung entschlossen und zugleich, was ganz in seinem Charakter läge, auf die eigene Absendung einer vorläufigen und unvollständigen Nachricht verzichtet haben. Künftigen Herbst würde dann, wenn die Kraft der kühnen, wohlausgerüsteten Männer die Beschwerden des dritten Winterlagers überdauert, die ruhmvolle Landung des „Fram" in Tromsö oder Christiania selbst zu erwarten sein.

Was nun diese zweite Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit erhebt, ist — nach alter paradoxer Regel — der Umstand, daß sie der allgemeinen Voraussetzung zuwiderläuft. Das Credo, quia absurdum tritt hier insofern in sein Recht, als das Unvermuthete schwerer zu erfinden ist. Wie man weiß, baute Nansen seinen Plan auf den Glauben an eine arktische Driftströmung, die sein Schiff, wenn auch in Eis eingeschlossen, gleich den Ueberresten der an der Lenamündung gescheiterten „Jeannette" von dort über den Pol an die Ostküste Grönlands hinübertragen sollte. Eben hier sollte denn auch im vorigen Sommer das Gespenst seines „Fram" von Eskimos gesehen worden sein. Daß er umgekehrt vom Pol ins neusibirische Meer zurückreisen werde, darauf war niemand gefaßt, zur Erdichtung in solchem Sinne daher kein Grund vorhanden. Nun hat aber Nansen schon bald nach der Ausfahrt seinen Entwurf den Umständen nach geändert: statt von der Ostseite des Cape Tscheljuskin aus, ist er — ohne Zweifel, um günstige Eisverhältnisse rasch zu benützen — im August 1893 gleich vom Karischen Meer aus nach Norden vorgedrungen. Wie sollte da ein Mann, dessen Besonnenheit seiner Beharrlichkeit gleichkommt, nicht nachfernerhin die Ausführung seines Planes den Bedingungen einer ungeheuren Wirklichkeit unbequemt haben? Sein Ziel war der Pol. Daß die vielbesprochene Driftströmung über diesen führe, war — selbst wenn die Herkunft der Jeannette-Reliquien mit Unrecht vom Baron Toll bezweifelt würde — eine bloße Hypothese, nicht sicherer als ehedem Petermanns Traum von einem „offenen Polarmeer". Liegt der Pol im Innern einer Landmasse, so müßte die angenommene ostsibirisch-grönländische Strömung diese südlich umkreisen. Nansen aber wäre ihr gewiß nicht ohne Noth gefolgt, sondern hätte sie im Osten von Franz Josephs-Land durchquert, um alsdann seinem Ziele, soweit möglich, zu Lande zuzustreben. Sehr merkwürdig erscheint doch im Zusammenhang dieser Betrachtung die Thatsache, daß die Botschaft von Ustjansk, so unwillkommen sie ist, ausdrücklich die Entdeckung von Land gegen den Pol zu hervorhebt. War so der Zweck erreicht, so hatte ein weiterer Vorstoß nach der Grönländer Seite hin keinen Sinn: die Rückfahrt nach der neusibirischen Gegend mochte aus vielen unbekannten Gründen als die bequemste und sicherste erscheinen.

Dies sind ungefähr die Erwägungen, aus denen die besten Kenner der arktischen Verhältnisse, an der Spitze Baron Toll, wie er soeben der Geographischen Gesellschaft in Petersburg dargelegt, den Glauben an die Wahrheit der Kunde von Nansens erfolgreicher Heimkehr schöpfen. Man wird sich mit ihnen gedulden müssen, bis das Spätjahr Bestätigung oder Widerlegung bringt. Denn die Aussendung entgegenkommender Expeditionen, wovon in Europa wie in Amerika die Rede war, hätte vorläufig keinen Sinn. Nansen hatte sich mit Vorräthen auf fünf Jahre versehen und wird im vierten keinen Mangel leiden: nie war ein Polarfahrer in jeder

Hinsicht so gut vorbereitet und ausgestattet. Vor allem: ist das Gerücht begründet, so braucht er keine Hülfe; ist es falsch, wohin sollte man sie ihm bringen?

* **Karlsruhe.** Nach den in der Budget-Commission abgegebenen Erklärungen hat sich die Regierung auch bei den Hochschulen auf das Nothwendigste beschränkt, was die Commission durch Gutheißung der gestellten Forderungen anerkannte. Für Heidelberg ist die Ernennung zweier außerordentlicher Professoren beantragt: für Astrophysik und für einen Lehrstuhl der mathematisch-naturwissenschaftlichen Facultät, dessen Besetzung sich als besonders dringlich darstellt. Für Freiburg sollen zwei außerordentliche Professuren in ordentliche umgewandelt werden: der Lehrstuhl für Philosophie in der theologischen Facultät und ein mathematischer Lehrstuhl; diese Maßnahme ist zur Erhaltung der betreffenden Lehrkräfte geboten. Die außerordentlichen Professuren werden um zwei vermehrt, in der theologischen und in der philosophischen Facultät; der Senat hatte fünf beantragt. An der Technischen Hochschule Karlsruhe sind neue Professuren nicht zu errichten, wohl aber ist die Stellung des Assistenten an dem physikalischen Institut in eine etatsmäßige zu verwandeln.

* **Darmstadt.** Die Stadt hat für Otto Roquette in Anerkennung seiner Verdienste eine Familienbegräbnißstätte gestiftet und deren dauernde Unterhaltung übernommen. Roquette hat so gut wie nichts hinterlassen.

-p- **Jena.** Professor Dr. Behrendt Pick in Gotha ist zum außerordentlichen Professor für Münzkunde an der philosophischen Facultät der Universität ernannt worden. Er tritt damit in Stickels Stelle als Director des orientalischen Münzcabinets.

ση. **Berlin.** In der letzten Sitzung der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" sprach der kaiserlich deutsche Generalconsul Dr. Hermann Gabriel (Batavia) über die rechtliche und wirthschaftliche Lage der Arbeitee (Kulis) auf den tropischen Plantagen nach Maßgabe der in Niederländisch-Indien bestehenden Einrichtungen. Die seit den letzten 40 Jahren mehr und mehr durch Europäer in den Tropen angelegten Plantagen- und Bergwerksbetriebe riefen das Bedürfniß nach geeigneten Arbeitern hervor, namentlich in den dünn bevölkerten Gebieten, wo, wie auf Malakka, Borneo, Neu-Guinea, zum Theil auch in Ost-Afrika, die eingeborene Bevölkerung im schlimmsten Klima die schwerste Arbeit zu leisten nicht imstande ist, wie sie auf dem Felde und unter der Erde dort erforderlich ist. Schon früh ist man daher besonders in Ostasien dazu geschritten, die wegen ihrer Genügsamkeit, Ausdauer und Geschicklichkeit im Land- und Bergbau ausgezeichneten Chinesen für solche Arbeiten in den Colonien zu verwenden, zumal Handwerk und Handel mit den Eingeborenen in Batavia, Singapore, auf Java zum großen Theil in den Händen von Chinesen liegt, die auch als Maschinenmeister, Locomotivführer, Telegraphisten zahlreich Verwendung finden und in den Tropen nicht ausgeschlossen werden können. Die Philippinen, Java und Sumatra verdanken den Chinesen viel, und weil in Manila, Cochinchina und Singapore, in Penang und in Batavia wie in den Tabakplantagen von Ost-Sumatra sich der chinesische Kuli nur eine kurze Zeit zum Zwecke des dann in der Heimath zu verwerthenden Erwerbs aufhält, ist sein Einfluß von keinerlei Nachtheil für die dortige eingeborene Bevölkerung, wie es etwa in unserm Ost-Afrika und Neu-Guinea der Fall wäre. Auf Java theilen sich meist Kulis aus Britisch-Indien und Eingeborene in die Arbeiten des Plantagenbaues, der Drainage, der Herstellung von Brücken, Wegen und Gräben. Ihre menschliche Behandlung muß verbürgt und ihr Lohn gesichert sein, ihre Beförderung aus der britisch-indischen und chinesischen Heimath, die seit 15 bis 20 Jahren auf englischen und deutschen Dampfern geschieht, unterliegt den Bestimmungen und Anordnungen britischer und deutscher Colonialbeamter, besonders in China, wo Exterritorialität für Ausländer gilt. Die niederländisch-indische Verordnung vom 13. Juli 1889 regelt nun alle Verhältnisse der Kulis zu den Pflanzern in mustergültiger Weise und hat deshalb für unsre gesetzlichen Bestimmungen hinsichtlich dieser tropischen Arbeiter zum Vorbilde gedient. Sie faßt alle Erfahrungen, die namentlich im Bezirk von Sumatra's Ostküste, woselbst der Deli-Tabak gebaut wird, gemacht worden sind, zusammen und hat in den niederländischen Besitzungen der ostasiatischen Inselwelt Gültigkeit, mit Ausnahme des reich bevölkerten Java, wo eine fremde Arbeiterbevölkerung überflüssig ist. Sie fordert vorerst Schriftlichkeit des Arbeitsvertrags mit fest bestimmten Formen: genaue Angabe der Plantage, der Art, der Dauer der Arbeit, fixirter Lohnsatz, Angabe der sonstigen Bezüge sind zur Vollständigkeit solchen Contracts erforderlich; daneben muß die Wohlfahrt des Arbeiters sichergestellt werden. Die höchste Zahl der verlangten Arbeitsstunden ist zehn, dagegen findet für jede weitere Stunde eine Erhöhung des Lohnes um die Hälfte für die Stunde statt. Die Löhne bewegen sich zwischen je 8 Stufen bis zu einem Dollar für die Ablieferung von 1000 Blatt Roh- oder Feinabak zur Scheune. Der geringste Entgelt stellt sich auf $^3/_{10}$ Dollar als Extralohn für die Ablieferung von mindestens 35 Blätter Feinabak. Der Deckabak wird ausschließlich zu Deckblätteen, nicht zu Cigarren verwendet. Bei Krankheitsfällen darf dem Kuli kein allzu großer Abzug vom Lohn gemacht werden, und wie ihm Wohnung und Kost gewährt werden muß, unter Umständen seiner ganzen Familie — was für den Pflanzer ein großer Vortheil ist, denn er gewinnt ja den Kuli sicherer für seine Arbeit —, ist ihm auch ärztliche Hülfe zu leisten. Ist nach fünfjähriger Dauer des Arbeitsvertrags, der freiwillig von seiten des Kuli geschlossen sein muß, eine Erneuerung desselben nicht beliebt, so muß der Pflanzer den Kuli kostenfrei in die Heimath zurücksenden. Jeder Arbeitsvertrag bedarf der Genehmigung der Behörde und ist zu registriren. Der Contractbruch wird auf seiten des Pflanzers mit Geld, auf seiten des Arbeiters ebenso bestraft; im Wiederholungsfalle und überhaupt auch als sonstiges Strafmittel für die Kulis ist der Zwang zur Arbeit an öffentlichen Werken bis zu 3 Monaten gegen Kost ohne Lohn beliebt. Dem Arbeitgeber steht keinerlei Züchtigungsrecht gegen den Kuli zu, und dessen Lage selbst bildet den Gegenstand der behördlichen Fürsorge, auch ist ihm an bestimmten Tagen des Monats und an seinen religiösen Festtagen Freiheit von der Arbeitsleistung zugesichert. Das Gesetz selbst läßt es also keinesfalls an Humanität den Arbeitern gegenüber fehlen und auch der eigene Vortheil der Pflanzer wird durch eine entsprechende Behandlung der Kulis am sichersten gefördert. — An den sehr interessanten Vortrag schloß sich eine lebhafte Debatte, an der sich u. a. Geh. Legationsrath Dr. P. Kayser, der Vorsitzende der Vereinigung Amtsgerichtsrath Dr. F. Meyer, und die HH. Dr. Prien und Dr. Hilse betheiligten.

* **Berlin.** Die Staatsanstalt für Heilserum-Prüfung, die bisher mit dem Koch'schen Institut für Infectionskrankheiten verbunden war, wird von diesem abgelöst und nach Steglitz verlegt. Angeschlossen wird an die Staatsanstalt ein wissenschaftliches Laboratorium für Heilserum-Forschung. An die Spitze der beiden Anstalten tritt Dr. Ehrlich, außerordentlicher Professor an der Universität, dem jüngst der seit Prof. August Hirschs Tod erledigte Lehrauftrag für specielle Pathologie und Therapie übertragen worden ist. Dr. Ehrlich, 1854 zu Strehlen in Schlesien geboren, erhält damit nach fast zwanzigjähriger erfolgreicher Arbeit einen selbständigen Wirkungskreis. — Sein 25-jähriges Professorenjubiläum begeht Dr. Julius Weingarten, Docent der Mechanik an der Technischen Hochschule, ausgezeichnet besonders durch Arbeiten auf dem Gebiete der analytischen Geometrie und theoretischen Geodäsie.

* **Berlin.** Selbst namhafte hiesige Blätter reden dieser Tage von einem Anfang Mai zu feiernden 200jährigen Jubiläum der „Akademie der Wissenschaften". Schon das Programm, das sie selber mittheilen: Festsitzung in der Rotunde des Museums, Eröffnung der internationalen Kunstausstellung, Musikaufführungen u. s. w., sollte über mangelhaften Kenntniß der preußischen Geschichte zu der Einsicht verhelfen, daß es sich um die Akademie der Künste handelt. Die Stiftung der Akademie der Wissenschaften, Leibnizschen Angedenkens, ist, wie jeder Secundaner weiß, fünf Jahr jünger.

* **Königsberg.** Der Privatdocent in der juristischen Facultät, Reg.-Ass. Dr. Paul Schön, hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Jena für Staats- und besonders für Kirchenrecht erhalten und angenommen. — Den 70. Geburtstag feierte am 25. März als Senior der philosophischen Facultät der Germanist Prof. Dr. Oskar Schade, bekannt vorzüglich durch sein „Altdeutsches Wörterbuch".

* **Wien.** Am 27. März verschied im 80. Lebensjahre Dr. Joseph Rank, Journalist, Literat und Poet. Deutscher Bauernsohn aus dem Böhmerwalde, hat er in seinen erzählenden Dichtungen vornehmlich das dortige Volksleben anschaulich geschildert. Alter Frankfurter von 1848, kam er auch sonst im Reich umher und wirkte eine Zeitlang in Stuttgart, Weimar und Nürnberg. 1860 kehrte er nach Wien zurück, wo er außer als Redacteur auch als Theatersecretär thätig war. Sittliche Gesundheit zeichnete ihn als Schriftsteller, bescheidene Liebenswürdigkeit als Menschen

Digitized by Google

aus. — Infolge der Ernennung des Dr. Albert Narath zum ordentlichen Professor an der Utrechter Universität ist der bisherige zweite Assistent an der Gussenbauer'schen (früher Billroth'schen) Klinik, Dr. Funke, zum ersten Assistenten vorgerückt. Zum zweiten Assistenten wurde Dr. Föderl, zum dritten Dr. Puppnac ernannt.

* **Graz.** Der Privatdocent Dr. Paul Czermak wurde zum außerordentlichen Professor der Physik ernannt.

* **London.** Gladstone sucht im „Manchester Guardian", dem großen täglichen Organ der Staatskirche, einen Verwalter für seine Stiftung „St. Deiniols Bibliothek nad Hospiz" auf seinem Landsitz Howarden. Die Stiftung soll zur Förderung des Studiums der Gottesgelahrtheit dienen und Theologen der Hochkirche Gelegenheit bieten, in Muße mit geringen Kosten sich ganz ihrem Studium hinzugeben. Die Bibliothek besteht schon jetzt aus 27,000 Bänden; für weitere 10,000 ist Raum da. Der Stiftungsfonds ist von Gladstone mit 30,000 Pfd. St. dotirt. Der Stifter ist überzeugt, daß der Fonds im Laufe der Zeit durch freiwillige Zuwendungen und sonstwie erhebliche Vermehrung erfahren wird. Es ist Gladstone's Wunsch, die Stiftung womöglich in Verbindung mit seiner Familie nah dem Landgut Howarden zu erhalten.

* **Paris.** Die Reform des Baccalaureats, der französischen Maturitätsprüfung, wie sie der Unterrichtsminister Combes ausgearbeitet, stößt auf große Schwierigkeiten. Anfangs besaß der Minister zwar im Kommerausschuß, dem die Vorlage überwiesen wurde, eine Mehrheit. Nachträglich beschloß jedoch die Kammer, nach dos Project über die Reorganisation des Obererziehungsraths aus der akademischen Räthe an den gleichen Ausschuß zu verweisen und ihn bei diesem Anlaß zu verdoppeln. Die Wahl der neuen Ausschußmitglieder hatte nun zur Folge, daß sich die Majorität verschob. Von 22 Mitgliedern sind jetzt 12 der Reform des Baccalaureats abgeneigt, weil die Vorlage Combes' gegen den Grundsatz der Gleichheit verstößt, der bei dem vorhandenen Modus gewahrt wird. Combes begünstigt die Staatsschulen, indem er ihre Zöglinge von ihren eigenen Lehrern prüfen lassen will, die der freien Anstalten dagegen nicht. Nach der bestehenden Gesetzgebung werden alle Candidaten durch die gleiche, dem Personal der Universitätsprofessoren entnommene Commission examinirt. Diese Prüfungsweise hat den Uebelstand, daß jeder Contact zwischen Prüfenden und Geprüften fehlt, aber der Ausschuß scheint sie jener anderen vorzuziehen, welche dieses mangelhafte System einseitig zu gunsten der Staatsschulen verbessern würde. Combes dürfte daher mit der geräuschvoll angekündigten Reform des „Bachot" ebensowenig Erfolg haben, wie mit seinem Versuch, die moderne Aussprache des Griechischen in den Schulunterricht einzuführen, der bereits als begraben gelten darf.

* **Washington.** Mit dem Bau der seit mehreren Jahren geplanten „Amerikanischen Nationaluniversität" ist nunmehr insofern begonnen worden, als die ersten Spatenstiche auf dem Bauplatz erfolgten. Die Universität soll Studenten beiderlei Geschlechts offenstehen und ein Gegengewicht zu der seit mehreren Jahren in Washington bestehenden katholischen Universität bilden. Zwei Drittel der Universitätsbehörden gehören der methodistischen Episkopalkirche an.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 27. bis 28. März folgende Schriften eingegangen:

Oberst z. D. v. Kraase: Der Austritt Stöckers aus der conservativen Partei. Berlin, Max Pasch 1896. — (Im Auftrag von) J. Schaber: Mord oder Justizmord? Der Fall Schaber vor dem Schwurgericht Ludwigsburg 1859 und vor der Strafkammer des Landgerichts Stuttgart 1894. Zürich, Brüllverein 1896. — *André Daniel:* L'année politique 1895 (22me. année). Paris, Bibliothèque Charpentier 1896. — *Aurélien Scholl:* Tableaux vivants. Ebd. — *Jean Richepin:* Grandes amoureuses. Ebd. — *Georges Rodenbach:* Les vies closes; poème. Ebd. — *Eduard Noel:* Rosie; roman parisien. Ebd. — Oscar Mysing: Nach der Sündflut; Roman von 1795. 3 Bde. Berlin, Otto Janke 1896. — Emil Irmscher: Homers Odyssee, Buch VI.; Nachdichtung. Leipzig, Gustav Fock 1896. — Das Museum: Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst, hrsgb. unter Mitwirkung von Wilhelm Bode, Reinhard Kekule, v. Strodanitz, Waldemar v. Seidlitz u. a. 2. Lfg. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — *The cosmopolitan;* a monthly illustrated magazine. Vol. XX. nov. 1895—apr. 1896. Irvington on the Hudson, J. B. Walker 1896. — C. v. B. K.: Geist und Stoff im Kriege. 1. Th. Das 18. Jahrhundert. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller 1896. — A. Oscar Klaußmann: Das Leben im deutschen Kaiserhause; mit Abbildungen. Minden, Wilh. Köhler 1896. — Dr. Hermann Wedding: Ausführliches Handbuch der Eisenhüttenkunde. 2. Aufl. 1. Bd. 3. (Schluß-) Lfg. Braunschweig, Fr. Vieweg u. S. 1896. — Stratmann: Kurze Anleitung zur Pflanzung und Pflege von Obstbäumen. Essen, G. D. Baedeker 1896. — Die evangelischen Missionen; illustrirtes Familienblatt, hrsgb. v. Julius Richter. II. Jahrg. Heft 2—4. Gütersloh, C. Bertelsmann 1896.

Université de Genève

SEMESTRE D'ÉTÉ 1896

Facultés des Sciences (y compris l'École de chimie), **des Lettres et des Sciences sociales** (séminaire de langue française), **de Droit, de Théologie, de Médecine** (études médicales et pharmaceutiques). **Ecole dentaire.**

Les cours s'ouvriront le 8 avril 1896

On peut se procurer le programme des cours, ainsi que les programmes détaillés des examens de grades, au bureau du Secrétaire-Caissier (Université).

Pour pension et logement, ainsi que pour recevoir gratuitement des informations sur les établissements d'instruction de Genève, s'adresser au **Bureau de renseignements économiques**, 5, quai du Mont-Blanc. (2643)

Le Recteur: professeur Alfred **MARTIN.**

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erschienen die nachstehenden Schriften von

Otto Roquette:

Waldmeisters Brautfahrt.
Ein Rhein-, Wein- und Wandermärchen.
68. Auflage.
Elegant gebunden. 3 Mark.

Rebenkranz
zu
Waldmeisters silberner Hochzeit.
Sechste Auflage.
Elegant gebunden. 3 Mark.

Neue Erzählungen.
Geheftet. 3 M. 30 Pf.

Idyllen, Elegien und Monologe.
Kartoniert. 4 Mark.

Dramatische Dichtungen.
Geheftet.
Erster Band 4 M. 20 Pf.
Zweiter Band 4 M. 60 Pf.

Luginsland.
Novellen. Geheftet. 5 M. 40 Pf.

Susanne.
Erzählung. Geheftet. 3 M. 60 Pf.

Gevatter Tod.
Geheftet. 4 Mark.

Leben und Dichten J. Ch. Günthers.
Geheftet. 3 M. 60 Pf.

Cesario.
Erzählung in Versen.
Elegant gebunden. 2 M. 50 Pf.

Hans Haidekuckuck.
Vierte Auflage.
Elegant gebunden. 3 Mark.

(3887)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Wundt, Wilh., Logik, 2 elegante Halbfranzbände, 80, wie neu, Ankaufskosten M. 31.50, am angemessenen Preis verkäuflich. Gefl. Off. sub **3877** an die Exp. d. Bl.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 31. März. Nummer 76.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Eine italienische Stimme über die rechtliche Stellung der Frau. — Zur Katakombenforschung. Von Franz Xaver Kraus. — Mittheilungen und Nachrichten. — Inhaltsverzeichniß zum I. Quartal.

Eine italienische Stimme über die rechtliche Stellung der Frau.

C. S. Bei dem Ansturme gegen die Bestimmungen des Entwurfs des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich über die Ehe und die rechtliche Stellung der Frauen, der sowohl von der Führerschaft der Frauenbewegung, als auch von den starren Anhängern des kanonischen Rechts vorbereitet wird und dem auch die höchsten Autoritäten der protestantischen Kirche nicht ferne bleiben zu wollen scheinen, dürfte es nicht ohne Interesse sein, von der in den letzten Wochen des vergangenen Jahres bei Roux, Frassati u. Co. in Turin erschienenen Neuauflage eines Werkes Kenntniß zu nehmen, in dem die Frauenfrage und die Ehegesetzgebung der Gegenwart eine eingehende Darstellung und Beurtheilung gefunden haben. Der in seinem Vaterland als Rechtsgelehrter in hohem Ansehen stehende und als eleganter, liebenswürdiger Schriftsteller in weiten Kreisen beliebte Verfasser, der bejahrte venetianische Advocat Domenico Giuriati, ist auch in Deutschland längst kein Fremdling mehr und seine „Erinnerungen eines alten Advocaten", sowie die in diesen Blättern (Beil. Nr. 165 vom 20. Juli 1893) näher besprochenen „Fehlgriffe der Strafrechtspflege" haben auch bei uns verdiente Beachtung gefunden. Durch seinen seit mehr als vierzig Jahren mit Hingebung und glänzenden Erfolgen ausgeübten Beruf mit den Bedrängnissen und Nöthen, aber auch mit den Verirrungen, Fehlern und Lastern der Menschheit wohl vertraut und in Herzensgeheimnisse eingeweiht, die gar oft selbst dem Beichte hörenden Priester verborgen bleiben, hat er sich gleichwohl den Glauben an den edlen Grundzug der menschlichen Natur und die optimistische Hoffnung bewahrt, daß es genüge, althergebrachte Ungerechtigkeiten, Freiheitsbeschränkungen und Härten aus der Welt zu schaffen, um die Menschheit eine höhere Stufe der Civilisation, der Moral und Glückseligkeit erklimmen zu lassen. Er weiß aber recht wohl, daß tief eingewurzelte, durch Jahrhunderte geheiligte und wie Glaubensartikel überlieferte Einrichtungen und Rechtsanschauungen nicht durch streng wissenschaftliche, nur den Fachgenossen zugängliche Abhandlungen erschüttert werden können. Darum hat er für sein Buch eine mehr künstlerische als wissenschaftliche Form gewählt: es soll die öffentliche Meinung weiter Kreise gewinnen; es soll auch dem Laien, insbesondere den nicht juristisch gebildeten Mitgliedern der gesetzgebenden Körper, Anregung und Stoff zum Nachdenken geben und unbedenklich auch in Frauenhände gelegt werden können. Diese Absicht hat der Verfasser glänzend erreicht durch sein hervorragendes Erzählertalent, durch köstlichen Humor, durch seine stete Bezugnahme auf die schöne Literatur der Vergangenheit und Gegenwart und nicht zum letzten durch seine begeisterte Schilderung glücklicher Familienverhältnisse, die mehr der Feder eines Dichters als eines ergrauten Juristen entflossen scheinen. Dem Fachmann aber können der tiefe sittliche Ernst, der Scharfsinn, das umfassende Wissen und das ausgeprägte Gefühl für Gerechtigkeit und Humanität, die sich unter dieser gewinnenden Form bergen, nicht entgehen, und sie werden seine Bewunderung erwecken, wenn er auch vielleicht in Einzelheiten den Standpunkt des Verfassers nicht zu theilen vermag.

Für diesen ist die ultraconservative Lehre, daß die Frau ihren Beruf am vollständigsten erfüllt habe, wenn ihr nach ihrem Tode die altrömische Grabschrift gebühre: Domi mansit, lanam fecit, längst und für immer abgethan; er erblickt in den mächtigen Fortschritten, die die Frauenbewegung in den letzten Jahrzehnten wie in ganz Europa, so besonders auch in Italien gemacht hat, die sichere Gewähr dafür, daß sich das weibliche Geschlecht, wenn auch vielleicht erst in später Zukunft, die Stellung erkämpfen werde, die es schon jetzt in Nordamerika einnimmt, wo die Frau unbeanstandet „Handel treibt, lehrt, curirt, die Advocatur ausübt, Eisenbahnen verwaltet, Journale leitet, Aemter bekleidet, wählt und Stimmen für die höchsten Staatsämter, ja! für die Präsidentschaft der Republik sammelt". Ob freilich dann die Zeit gekommen sein wird, wo die Frau nach der Meinung des Verfassers „in dem Stolz auf ein Doctordiplom Ersatz für den Mangel eines Eherontracts finden wird", möchten wir bezweifeln, aber gern pflichten wir der Forderung bei, daß der Frau, soweit nicht Sitte und Naturgesetz entgegenstehen, gestattet sein müsse, dasjenige zu lernen, wozu sie befähigt ist, und den Beruf auszuüben, zu dem sie das Nöthige gelernt hat. Ehe sie jedoch zu dieser Selbständigkeit gelangen kann, muß nach der Ueberzeugung des Verfassers ihre Befreiung von der Bevormundung und Unterdrückung vorhergehen, der sie heute noch in sozialer und ökonomischer Hinsicht, in Haus und Familie und ganz besonders während der Ehe unterworfen ist. Eine gründliche Umgestaltung der Ehegesetzgebung im Sinne der Gleichberechtigung beider Geschlechter thut daher dringend noth. Gegenwärtig sind beide nur vor dem Strafgesetz gleichgestellt und schon darin liegt eine Härte gegen die Frauen, die durch die Gefängnißhaft an Gesundheit und Leben weit schwerer gefährdet werden als der Mann und überdies weit seltener mit dem Gesetz in Conflict gerathen als dieser; denn auf 100 männliche Verurtheilte kommen in Italien nur 7 weibliche (in Frankreich und Belgien 18—20, in England und Preußen 22).

Weit schlimmer aber ist es um die Lage des schönen Geschlechts vor den Civilgesetzen bestellt, in allen Fällen ist es stets nur auf die Begünstigung des Mannes abgesehen. Er mag um die Hand eines ehrbaren Mädchens angehalten, ihr Herz gewonnen, sich in die intimsten Geheimnisse einer ruhigen Familie eingedrängt, ihren Namen durch die Vorbereitungen zur Hochzeit bloßgestellt haben, gleichwohl kann er sich noch am Vorabend des großen Tages zurückziehen; denn aus einem aufgelösten Eheverlöbniß kann nur auf

den Ersatz verursachter Auslagen geklagt werden. (Der deutsche Entwurf gibt freilich auch noch der unbescholtenen Braut einen Anspruch auf „billige Geldentschädigung“, wenn sie ihrem Verlobten die Beiwohnung gestattet hat.) Ist hiemit der Gerechtigkeit genügt? Hat nicht die Auflösung eines Verlöbnisses für die Braut weit schwerere Folgen als für den Bräutigam? Das Gesetz hat hier für beide denselben Wortlaut, die Wirkungen desselben sind aber himmelweit verschieden. Noch unverhüllter tritt die Ungleichheit in den Bestimmungen auf, welche das Verhältniß zwischen den Ehegatten regeln. Allerdings verpflichtet das Gesetz beide zur ehelichen Lebensgemeinschaft. Allein in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten entscheidet ausschließlich der Wille des Mannes; er allein bestimmt auch den Wohnort und die Wohnung. „Sei,“ wie unser Verfasser sagt, „seine Wahl auch noch so unglücklich, beliebt es ihm, über weite Meere zu ziehen oder dahin, wo das gelbe Fieber herrscht oder ein Laster im Schwange geht, die Frau muß ohne Widerrede folgen; denn der Mann hat immer Recht, zumal wenn er Unrecht hat.“ (Der deutsche Entwurf gestattet in diesem Falle doch wenigstens die Einrede des Mißbrauchs.) Findet sich auch heutzutage wohl schwerlich mehr ein Gerichtshof, der die Frau dem Manne mit Gewaltanwendung zuführen ließe oder das diesem nach römischem Rechte zustehende Recht mäßiger Züchtigung anerkennen würde, so ist doch auch noch in der neuesten Gesetzgebung der Grundsatz, daß die Frau dem Manne unterthan sein soll, allenthalben ausgeprägt. Mit der Eheschließung verliert sie die Verfügung über ihr eingebrachtes Vermögen, und wenn ihr auch die Verwaltung ihres Vorbehaltsgutes gestattet ist, so ist dies doch nur ein bedeutungsloser Schein, so lange sie ohne Genehmigung ihres Eheherrn nichts veräußern und ihre Rechte nicht vor Gericht vertreten darf. Die ungeheuerliche Bestimmung der italienischen Civil- und Strafgesetze, welche der Frau nur dann das Recht gibt, wegen des Ehebruchs ihres Gatten Separationsklage und Strafantrag zu erheben, wenn dieser in förmlichem Concubinat im eigenen Hause oder anderwärts notorisch unter besonders erschwerenden Umständen lebt, während ihm selbst in jedem Falle der Untreue seiner Gattin Klage und Strafantrag freisteht, wird hoffentlich nie in ein deutsches Gesetzbuch Eingang finden.

Wird schon durch diese ungerechte Schmälerung der Rechte der Frau ein Mißbehagen erzeugt, das sich auch auf den Mann überträgt, so haben überdies nach italienischem Rechte beide Ehegatten unter Beschränkungen zu leiden, die bei uns glücklicherweise unbekannt sind. Abgesehen von dem im deutschen Entwurf mit vollem Recht beseitigten römisch-rechtlichen Schenkungsverbote finden sich dort Vorschriften, die mit unserm Rechtsgefühl durchaus unvereinbar sind. Selbst wenn beide Gatten vollkommen einig sind, dürfen sie nicht die allgemeine Gütergemeinschaft unter sich einführen, sondern müssen sich mit der Gemeinschaft ihrer Renten oder ihres Erwerbes begnügen, sie dürfen nach erfolgter Eheschließung kein Titelchen des Ehevertrages ändern und kein Totalgrundstück veräußern, ohne die richterliche Genehmigung erlangt zu haben und ohne sich über die Wiederanlage des erlösten Kaufschillings auszuweisen. Wer wollte da dem Verfasser unsres Werkes das gute Recht bestreiten, die Abschaffung solcher schädlichen Einmischung der Staatsgewalt in die intimsten privatrechtlichen Rechtsverhältnisse zu verlangen? Und wenn er zugleich auf die Aufhebung aller nach kanonischem oder Landesrecht durch Dispens zu beseitigenden Ehehindernisse dringt, so wird ihm gewiß jeder Unbefangene beipflichten müssen. Wir können leider seine glänzende Besprechung der Voraussetzungen und Verbote der Eheschließung und die Darlegung der Gründe, welche in Italien zur Verminderung der Heirathen beigetragen haben, auch nicht annähernd berühren und wenden uns sogleich zu einer Erscheinung, welche nur zu deutlich erkennen läßt, wohin es führt, wenn der Staat nicht die Macht besitzt, seine Befugnisse in Eheangelegenheiten den Uebergriffen eines ihm feindlich gesinnten Kirchenregiments gegenüber mit starker Hand zu behaupten.

Italien besitzt das Institut der obligaten Civilehe; jeder Ehebund, der nicht vor dem zuständigen Standesbeamten abgeschlossen wurde, ist daher ungültig und dem Staate gegenüber als nicht bestehend zu erachten. Aber keine Regierung des Königreichs hat bisher noch gewagt, die kirchliche Einsegnung einer gesetzlich noch nicht existirenden Ehe unter Strafe zu stellen und so kommt es, daß die Zahl der Paare, die sich mit dem kirchlichen Ritus begnügen und auf den rechtsgültigen Abschluß der Ehe verzichten, mit jedem Jahre in erschreckender Progression wächst. Nach approximativer Schätzung wird angenommen, daß von 1866 bis 1892 in Italien nicht weniger als 270,000 Ehen kirchlich eingesegnet wurden, welche weder vorher noch nachher die staatliche Sanction erlangt haben. Welch heillose Verwirrung, dazu welch schwere Schädigung der aus solchen ungültigen Ehen hervorgehenden, vor den Staatsgesetzen als illegitim betrachteten und behandelten Kinder durch solche Zustände hervorgerufen wird, bedarf keiner weiteren Beleuchtung. Ist es ja doch hiedurch in das Belieben eines jeden gestellt, sich heute mit einer Person vor dem Standesamt und morgen mit einer andern in der Kirche, oder umgekehrt, ehelich zu verbinden, ohne darum eine Anklage wegen Bigamie fürchten zu müssen. Verschwindend klein dagegen ist die Zahl der Ehepaare, die nach dem Abschluß einer rechtsgültigen Ehe auf die kirchliche Einsegnung verzichten. „Denn“, wie der Verfasser sagt, „an den Tagen tiefsten Schmerzes und höchster Freude führt die Frau das Scepter. Ihre Bitte ist Befehl, ihr Wunsch geheiligt, und sie, möge sie gläubig oder abergläubisch sein, lechzt nach Segen von oben. Der Freigeist, der gestern noch gegen die Bindungen donnerte, mit denen die klerikale Schlange die Menschheit umstrickt, vergißt heute seine philosophischen Theorien und erst morgen will er wieder auf sie zurückkommen. Aber wie könnte er am festlichen Tage ihr etwas abschlagen, die ihm zuliebe Mutter, Schwestern, Vater und Vaterhaus, ja vielleicht selbst das Vaterland verläßt? Und da kommt über diesen starken Geist, so reich an kühnen Ueberzeugungen, so lange es sich nur um ihn selbst handelt, ein neues, unbestimmtes Gefühl, das er sich selbst nicht eingesteht, über das er sich mindestens keine Rechenschaft gibt, weil es eine Thorheit, eine Schwäche ist, das ihm die Frage nahe legt, ob es denn wohl zu wünschen wäre, daß seine süße Lebensgefährtin ebenfalls ein Freigeist, eine Emancipirte sei, die von einem Segen des Himmels nichts wissen will, entschlossen, sich vor niemand zu beugen. Es ist eine Thorheit, eine Schwäche, wir wiederholen dies; aber wenn das holde Kind nicht bereits selbst auf diesem Standpunkte steht, sollte es dann gerade seine Aufgabe sein, in ihre Vorurtheile Breche zu legen und sie die Kunst zu lehren, sich über alles hinwegzusetzen?“ „An diesem Tage hat die Kirche gewonnen, ihre Anziehungskraft war stärker als die der bürgerlichen Gesellschaft und dadurch wird es klar, warum die kirchlichen Einsegnungen so weitaus überwiegen über Ehen ohne den Segen der Kirche, deren bei uns wenige, recht wenige sind.“

Es dürfte sich wohl kaum überzeugender darlegen lassen, wie wenig die religiöse Gesinnung und die Kirche von dem Institut der Civilehe zu besorgen hat. Wenn gleichwohl der Verfasser, nur um sein Vaterland von den zur Zeit herrschenden Uebelständen zu befreien, der Geistlichkeit die Befugniß rechtsgültiger Eheschließung zurückgeben und sich

mit der Nothcivilehe begnügen will, so können wir ihm auf diesem Wege nicht folgen, auf dem in kurzer Zeit das Uebel ärger und ein vom Staate nach langen Kämpfen errungenes Recht zum schweren Schaden der Gesellschaft preisgegeben werden würde.

Der Schluß und zugleich der bedeutungsvollste Theil des Werkes ist der Erkämpfung der Ehescheidung gewidmet, die von allen europäischen Staaten nur noch Italien, Spanien und Portugal vorenthalten ist. Seit Jahrzehnten ist der Verfasser in Wort und Schrift für dieses der katholischen Welt nur durch kanonische Satzung entrissene und inzwischen fast von allen Staaten wieder zurückeroberte Recht eingetreten, und nicht nur sein Buch selbst, sondern ganz besonders auch seine, diesem als Anhang beigegebene geradezu classische Abhandlung, in der er am 23. Juni 1883 namens des Parlamentsausschusses über den von dem Minister Zanardelli eingebrachten Entwurf eines Ehescheidungsgesetzes der Kammer der Abgeordneten Bericht erstattet hat, beweisen, wie vollständig er diesen Gegenstand beherrscht. Die Nothwendigkeit der Zulassung der Trennung der Ehe dem Bande nach steht im Bewußtsein der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes so fest, daß wir auf eine Begründung derselben nicht weiter einzugehen brauchen. Sie hat auch im Entwurfe des Bürgerlichen Gesetzbuches entschiedenen Ausdruck gefunden. Nur über die Gründe, welche zu dem Verlangen der Ehetrennung berechtigen sollen, läßt sich rechten und da stehen wir dem deutschen Entwurfe gegenüber auf der Seite unsres Verfassers, der beiderseitige Abneigung und gegenseitige Einwilligung aus dem sehr beachtenswerthen Grunde als Scheidungsursachen zulassen will, weil hiedurch den Betheiligten die Möglichkeit gegeben ist, Thatsachen unerwähnt zu lassen, die sie nicht ohne tiefstes Widerstreben nennen könnten. Ueberdies liegt es sehr nahe, daß zu große Beschränkungen zur Gesetzesumgehung geradezu herausfordern. Wenn ein Ehepaar darüber einig ist, sich trennen zu wollen, so findet sich leicht ein gesetzlicher Scheidungsgrund. Es genügt, daß grobe Mißhandlung behauptet und vom Gegentheil zugestanden wird, oder daß eine mit beiderseitigem Einverständnisse erfolgte Trennung in die Form böslicher Verlassung gekleidet wird. Und wenn alle Mittel fehlschlagen sollten, so bleibt doch den Ehegatten immer die thatsächliche Absonderung ohne richterliches Urtheil unbenommen, bei der das Ansehen der Ehe und die Moral ebensowenig gewinnen als bei der Trennung von Tisch und Bett. Wohin diese führt, hat unser Verfasser durch drastische Beispiele dargethan und ungern versagen wir uns, ihm auf dieses Gebiet zu folgen. Aber die Grenzen, die einer Besprechung gesteckt sind, gestatten es überhaupt nicht, mehr als eine Andeutung von dem überaus reichen Inhalte des Buches zu geben, und darum beschränken wir uns darauf, der neuen deutschen Gesetzgebung zum Schlusse die vom Verfasser erwähnte Parömie ins Gedächtniß zu rufen: Optima lex, quae minimum tribuit arbitrio judicis.

Zur Katakombenforschung.[1])

Ein alter Freund der Allg. Ztg., dessen Hingang wir im vorigen Jahre zu beklagen hatten, v. Lehner, hat in diesen Blättern wiederholt von den Arbeiten eines jüngeren Katakombenforschers, Joseph Wilperts, gesprochen, und er hat auch, wenn ich nicht irre, eine vorläufige Notiz über dessen neueste hervorragende Entdeckung in S. Priscilla gegeben, über welche nunmehr eine ausführliche Publication vorliegt.

[1]) Fractio Panis. Die älteste Darstellung des eucharistischen Opfers in der „Capella greca", entdeckt und erläutert von Joseph Wilpert. Mit 17 Tafeln und 20 Abb. im Texte. Freiburg, Herder 1895.

Das Coemeterium der hl. Priscilla an der Via Salaria Nuova gehört zu den wichtigsten und ältesten Grabanlagen der römischen Christen. Der classische Stil seiner Wandbemalung, der Inhalt der hier dargestellten, von der ausgebildeten Symbolik des 3. und 4. Jahrhunderts wesentlich abweichenden Scenen, die mit Zinnober auf Ziegel aufgemalten Inschriften lassen keinen Zweifel, daß wenigstens die ältesten Theile dieser Katakombe noch dem Ausgang des 1. Jahrhunderts angehören. Die Tradition macht dieselbe zum Eigenthum des von Petrus zum Christenthum bekehrten Senators Pudens, und das Interesse haftet namentlich an der sogenannten Capella greca, in welcher man, ohne irgend einen hinreichenden Grund, die Grabstätte von dessen Familie vermuthete. Seit dem Jahre 1851 hatte de Rossi sich mit der Aufdeckung der schon früher theilweise bekannten Katakombe beschäftigt; der Tod entriß den großen Meister dieser, wie so vielen andern Arbeiten, die nun unvollendet dastehen. Doch war ihm noch vergönnt, die Fortsetzung seiner Untersuchungen, welche Wilpert übernommen hatte, zu erleben, und, schon zu Tod getroffen, ließ er es sich nicht nehmen, die letzte merkwürdige Entdeckung mit eigenen Augen zu sehen und dieselbe als die „Krone der bisherigen Ausgrabungen" zu begrüßen.

Die Gemälde der sogenannten Capella greca sind zum Theil schon längere Zeit bekannt und vielfach besprochen. Man sieht da die drei Jünglinge im Feuerofen, die Geschichte der Susanna, den Gichtbrüchigen; an der Decke waren die größtentheils zerstörten Personificationen der vier Jahreszeiten dargestellt, das Mittelfeld nahm wahrscheinlich eine Taufe ein. An der Vorderseite des mittleren Bogens befindet sich eine Anbetung der Weisen, welche jetzt Wilpert (Taf. VII) auch zum ersten male, nach Entfernung der sie bedeckenden Tropfsteinkruste, getreu zu reproduciren im stande war. Die unteren Wandflächen stellen ein Gemisch des ebenso in Pompeji beobachteten Incrustations- und Architekturstils der decorativen Wandmalerei dar, gehören also auch noch einem Decorationssystem an, welches sich seit den Tagen der Antonine in Rom verloren hat. Man wird also nicht mehr davon sprechen können, daß diese untere Wanddecoration wesentlich später sei als die Deckengemälde und erst dem 4. Jahrhundert angehöre. Wilpert macht im Gegentheil mit guten Gründen glaubhaft, daß die Ausschmückung der ganzen Capelle derselben Zeit, wenn auch zwei verschiedenen Künstlern angehört, und daß der ganze Cyklus noch in die Anfänge der Priscilla-Katakombe fällt. Die Susanna-Darstellungen wird man an sich nicht später als die Mitte des 2. Jahrhunderts setzen dürfen, die Technik, die Haartracht der Frauengestalten, die unproportionirte Schlankheit einzelner Figuren, das alles sind Indicien des 1. und der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts.

An den Wandflächen über den Bögen der Apside hatte man bis 1893 keine Bemalung wahrgenommen, da dieselben durch eine dicke Kruste von Stalaktit und Schmutz bedeckt waren. Es gelang Wilpert, diese Kruste durch Anwendung chemischer Mittel zu entfernen, und nun zeigte sich zunächst eine Scene, die bereits unter den ältesten Gemälden von S. Domitilla und S. Lucina constatirt war, Daniel zwischen den Löwen, und zwar bekleidet wie dort, während die Daniel-Bilder des 3. Jahrhunderts den Propheten stets nackt aufweisen. Dann kam die Opferung Isaaks zum Vorschein, weiter die Auferweckung des Lazarus, ohne Christus, Lazarus zweimal gemalt — ohne Zweifel auch die älteste Darstellung dieses Sujets. Das wichtigste Bild aber, welches jetzt bloßgelegt wurde, war ein Mahl. Es konnte nicht an die Speisung der sieben Jünger am See von Tiberias gedacht werden, denn unter den Speisenden befindet sich eine verhüllte Frau. Neben dem Teller mit den Fischen auf dem Tisch kam auch ein doppelt gehenkelter

Pokal zum Vorschein; der Mann an der äußersten Linken des Tisches sitzt nicht hinter, sondern vor dem Speisesopha und ist im Begriff, mit den vorgestreckten Händen ein Brod zu brechen. Demnach nahm Wilpert sofort an, es sei hier die Brodbrechung (fractio panis, ἡ κλάσις τοῦ ἄρτου) als die der Communion vorausgehende Handlung des eucharistischen Opfers, also eine liturgische Scene, dargestellt, ein Gemälde, das in der ganzen altchristlichen Kunst einzig ist.

Die Annahme des glücklichen Entdeckers dieses Frescos ist nicht ohne Widerspruch geblieben. Wer indessen seine Beweisführung prüft, wird sich kaum der Zustimmung zu derselben entziehen können. Die Frage nach dem Inhalte dieser wie ähnlicher Compositionen läßt sich nicht auf den ersten Blick und gewissermaßen im Handumdrehen beantworten. Es mußte sorgfältig untersucht werden, was uns die ältesten Quellen über die eucharistische Feier des 1. und 2. Jahrhunderts berichten und in welchem Verhältniß zu diesen Angaben unsrer patristischen Litteratur die bisher gefundenen Denkmäler des christlichen Alterthums stehen. Diese Untersuchung hat, glaube ich, Wilpert in höchst befriedigender Weise geführt und man wird seinen Conclusionen schwerlich etwas Gewichtiges entgegenzusetzen haben. Den gesammten Inhalt des in der Capella greca gebotenen Cyklus legt sich der Herausgeber (S. 77) also zurecht: „Die Reihe beginnt mit den Darstellungen der Taufe, die das erste Glied in der Kette der Rechtfertigung ist; dann kommt die Gruppe der Epiphanie, durch welche der Glaube an die Menschwerdung des Sohnes Gottes aus Maria der Jungfrau zum Ausdruck gebracht wird; drei weitere Gemälde beziehen sich auf die Eucharistie als Opfer und Mahl; andere versinnbilden die Auferstehung, die eine Folge des Genusses der Eucharistie ist; andere endlich zeigen, wie Gott seinen Getreuen in den Nöthen wunderbar beisteht, und enthalten eine indirecte Aufforderung zum Glauben an die Macht Gottes sowie zur Hoffnung auf den verheißenen Lohn im jenseitigen Leben." Als Abschluß dieses wohldurchdachten Cyklus erscheint dann, der „Commemoratio pro defunctis" entsprechend, das Bild der Verstorbenen in der Gemeinschaft der Heiligen, im „Ort der Erquickung, des Lichtes und des Friedens".

Man wird, meines Erachtens, den Sinn dieser wie ähnlicher Compositionen tiefer und genauer fassen, wenn man ihre Bedeutung nicht bloß auf das Leben des Individuums, sondern auf das Dasein der Gemeinde Christi, auf die Kirche bezieht, welche inmitten der Trübsal der Verfolgungen, inmitten der Gefahren der Verfuchung durch jene die Macht und Gerechtigkeit des Herrn vor Augen führenden Bilder gestärkt und getröstet werden soll. Gregors des Großen Moralia in Job, jenes hochinteressante, die altchristliche Literatur gewissermaßen abschließende Werk des großen Kirchenlehrers, sieht in der Geschichte des Dulders Job das Schicksal der gesammten hier auf Erden kämpfenden und leidenden Kirche symbolisirt. Man wird, in einem viel höheren Grade als es bisher geschehen ist, die Gedanken dieses letzten echten Römers auf dem Stuhle Petri für das Verständniß des christlichen Alterthums heranziehen müssen.

Wilpert hat seiner Untersuchung noch einige Excurse beigegeben, für welche man nur dankbar sein kann; so diejenigen über die Gemälde der Speisung und ihre drei Gruppen (S. 81), über die ältesten Ichthysdenkmäler (S. 83), über zwei unedirte Denkmäler betreffend die Speisung (S. 87), über die Inschriften des Atriums (S. 95), vor allem den über die Abercius-Inschrift (S. 103 f.), dem ein neues Facsimile dieser berühmten Stele beigegeben ist. Ich habe meinen Standpunkt gegenüber den Ficker-Harnack'schen Hypothesen hinsichtlich der Abercius-Inschrift anderwärts [1]) hinlänglich dargelegt, um nicht nöthig zu haben, hier auf die Sache selbst zurückzukommen. Was Wilpert hier gegen Harnack ausführt, scheint mir vollkommen gerechtfertigt.

Der Hintritt de Rossi's fiel in eine Zeit, wo es mir nicht möglich war, ihm die letzte Ehre zu erweisen. So ist auch in diesen Blättern kein dieses großen und bahnbrechenden Forschers würdiger Nekrolog erschienen. Andere Freunde, Leblant, Duchesne, Geffroy, Müntz, haben damals gesprochen; ich denke s. Z. nachzuholen, was ich über meinen verstorbenen Freund zu sagen habe — und es ist dessen manches, was andern unbekannt geblieben ist. Hier will ich nur darauf hinweisen, welch tiefe und unausgefüllte Lücke der Tod de Rossi's in die christliche Alterthumsforschung gerissen hat. Das Inschriftenwerk wird freilich durch die bewährten Hände seines trefflichen Schülers und Vertrauten Gatti fortgeführt werden. Von den übrigen näheren Schülern de Rossi's sind Scagliosi und jetzt kürzlich, vor wenigen Wochen, auch Armellini gestorben; Stevenson, der bedeutendste, welcher übrig bleibt, ist schwer leidend, Marucchi wendet sich mehr und mehr den ägyptologischen und andern Studien zu. So ist Wilpert jetzt in Rom derjenige, welcher die Erforschung der Katakomben im Sinne de Rossi's fast allein oder vorwaltend weiter betreibt. Um so auffallender muß es erscheinen, daß man ihn weder in die Commissione di archeologia sacra, noch in das für die Herausgabe von de Rossi's viertem Bande der „Roma sotteranea" eingesetzte Comité berufen hat. Hier liegt ein Act der Mißachtung seitens der Curie vor, welcher, wie so viele ähnliche, in deutschen Kreisen nur peinlich berühren kann. Gewiß steht jedermann frei, von der deutschen Wissenschaft Notiz zu nehmen oder nicht; uns wird man aber auch dann nicht verwehren dürfen, von Zeit zu Zeit dazu die geeigneten Glossen zu machen.

Rom, im März 1896. Franz Xaver Kraus.

[1]) Repertorium für Kunstwissenschaft, XVIII, 19 (1895).

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Das Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874. Erläutert von Dr. Friese. Oskar v. Schwarze. 3., vollständig umgearbeitete Auflage von Dr. H. Appelius, Staatsanwalt am Oberlandesgericht in Celle. Erlangen, Palm u. Enke. — Schwarze's Commentar zum Reichspreßgesetz genießt in juristischen Kreisen ungetheilte Anerkennung; eine Neubearbeitung wurde aber immer mehr als Bedürfniß empfunden, nicht nur, weil während der zehn seit dem Erscheinen der letzten Auflage verflossenen Jahre Literatur und Rechtsprechung reichliche Beiträge zu diesem Gesetz geliefert hatten und eine Verarbeitung derselben in hohem Grade wünschenswerth erschien, sondern auch, weil gerade auf diesem Gebiete neue Fragen hervorgetreten waren, zu denen der Commentar in der bisherigen Gestalt nicht deutlich genug Stellung nahm. Erwähnt von den letzteren sei nur die bei Gelegenheit des Processes Thüngen so viel erörterte Zuständigkeitsfrage bei Aburtheilung von Preßdelicten. Die neue Auflage hat das Werk der Anpassung des bewährten Buchs an die Forderungen der Gegenwart mit Eifer und Gewissenhaftigkeit besorgt. Wenn ihr Herausgeber im Vorwort die Befürchtung ausspricht, daß manche der von ihm vertretenden Ausführungen, so insbesondere die Lehre von den Preßdelicten, der Vollendung, dem Versuch und dem Gerichtsstand derselben, nicht überall den Beifall juristischer Kreise finden werden, so mag das allerdings zutreffen; jedoch wird sich der Mangel an Beifall nicht auf die Art der Darlegung, sondern auf das Ergebniß derselben beziehen und dadurch gewissermaßen der Commentator für die Mängel des Gesetzes verantwortlich gemacht werden. Es geschieht ihm damit Unrecht. Die Bestimmungen des Preßgesetzes über Verantwortlichkeit für die durch die Presse begangenen strafbaren Handlungen widersprechen in mehr als einem Punkte der gesunden Vernunft, und nicht minder thut das die zufolge des Mangels besonderer Vorschriften geübte Anwendung des gemeinen Rechts auf diesem Gebiete. Hier einen Ausgleich, sei es auch durch Beugung des Buchstabens und Mißachtung der bisherigen Praxis, zu versuchen, ist keineswegs verwerflich; ebensowenig aber darf dem Juristen ein Vorwurf gemacht werden, der gleich dem Heraus-

geber des vorliegenden Commentars den Wortlaut des Gesetzes und die ständige Rechtsprechung für maßgebend erachtet und es der Gesetzgebung überläßt, die vorhandenen Mängel zu beseitigen. Arbeiten hiezu sind bekanntlich schon im Gange. Führen sie zu praktischen Ergebnissen, so wird zu bedauern sein, daß die Neuauflage des Commentars etwas zu früh erschienen ist; manche ihrer besten Ausführungen werden dadurch gegenstandslos werden. Der Anschein spricht allerdings gegenwärtig dafür, daß die Verbesserungsarbeiten vorerst noch nicht zum Ziele kommen.

△ Es sind jetzt zehn Jahre verflossen, daß der **Allgemeine deutsche Sprachverein** gestiftet und die ersten Zweigvereine gegründet wurden. In jener ersten Zeit hatte der **Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach**, wie früher dem Raule'schen Plan einer deutschen Akademie, so auch diesem Unternehmen eine überaus wohlwollende Theilnahme zugewandt und an den Stifter des Sprachvereins, **Hermann Riegel**, unterm 18. October 1885 einen Brief gerichtet, der wohl geeignet ist, eine dauernde Bedeutung zu beanspruchen, obwohl die geplante nähere Beziehung nicht zustande gekommen ist. Wir geben ihn deßhalb hier wieder:

„Mein werther Hr. Professor Riegel, nach längerer Reise hieher zurückgekehrt, fand Ich Ihre Sendung und Zuschrift vom 30. August Meiner wartend und eile nunmehr, mit all der Theilnahme, welche Ich längst für Ihre Bestrebungen bezüglich der Reinigung der deutschen Sprache hege, Ihre Zusendung zu beantworten. Welche freudige Zustimmung Ich Ihrem Vorschlag im ganzen gebe, mögen Sie zunächst aus der Erklärung erkennen, daß Ich gern bereit bin, die Ausführung eines Unternehmens, wie Sie es dem deutschen Volke anschlagen, nach besten Kräften zu fördern, denn Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie den richtigen und einfachsten Weg gefunden haben, um ein großes und wahrhaft vaterländisches Ziel zu erstreben, dessen Erreichung, wenn sie gelingt, dereinst sich als eine Errungenschaft auf geistigem Gebiet erweisen wird, welche sich würdig der Neugestaltung des Deutschen Reichs auf staatlichem Gebiet anreihen und einfügen wird — dieselbe kann aber gelingen, wenn alle Gleichgesinnten sich rasch und freudig zur Mitarbeit zusammenschließen. Mir erscheint die Angelegenheit zu bedeutend und vielverheißend, um dieselbe durch schriftlichen Gedankenaustausch mit Ihnen schon jetzt zu erledigen — gerade der erste Anfang muß reiflich erwogen und durch mündlichen Verkehr gefördert werden. Ich lade Sie daher ein, Mich zunächst auf der Wartburg, die Ich vom 22. dieses Monats an für einige Zeit bewohnen werde, zu besuchen und ersuche Sie um Nachricht, ob und wann Sie kommen können? Ausdrücklich aerlange Ich jedoch, daß von dieser Meiner Meinungsäußerung nicht eher geredet werde, als bis nach unserer Besprechung auf der Wartburg. Sodann bitte Ich, mir durch Ihren Verleger 100 Nummern Ihres „Hauptstücks von unserer Muttersprache" und 25 Ihrer Schrift „Der allgemeine deutsche Sprachverein" für Meine Rechnung senden zu lassen, da Ich die Absicht habe, zur Vorbereitung unseres Unternehmens sofort durch Verbreitung Ihrer Schriften bei Meinen Behörden und Lehranstalten den Anfang zu machen. Ersehen Sie hieraus, Mein werther Hr. Professor, wie sehr Sie durch Ihren „Weckruf" Mich erfreut und Meine Zustimmung wie meinen Dank gewonnen haben.

Carl Alexander."

* **Geschichte der europäischen Staaten**, herausgegeben von Heeren, Ukert, v. Giesebrecht und Lamprecht. Nachdem Prof. Lamprecht in Leipzig die Leitung der Staatengeschichte übernommen hat, sind dem Unternehmen eine Anzahl neuer Aufgaben einverleibt worden. Prof. Pirenne in Gent hat eine Geschichte der belgischen Niederlande übernommen; sie wird in einem ersten Bande die Geschichte von Flandern und Brabant bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts führen; ein zweiter Band wird die Geschichte des burgundischen Staates enthalten. Eine Geschichte Böhmens in zwei Bänden wird Prof. Bachmann in Prag schreiben; eine Geschichte Finlands Prof. Schybergson in Helsingfors. Für eine Geschichte Italiens im Mittelalter und zu der Zeit der Renaissance in drei Bänden ist Privatdocent Dr. Sutter in Freiburg i. B., für eine Geschichte Rußlands, zunächst in zwei Bänden bis zum Abschluß des vorigen Jahrhunderts, ist Staatsrath Prof. Brückner in Jena gewonnen worden. Die Fortsetzung der Geschichte Schwedens hat Prof. Dr. Stavenow, früher in Upsala, jetzt in Gothenburg, übernommen. Erschienen sind im letzten Jahre: der vierte Band der Geschichte Dänemarks von Schäfer; der neunte Band der Geschichte Englands von Brosch; der fünfte Band der Geschichte Oesterreichs von Huber. Unter der Presse befindet sich die Geschichte Finlands von Schybergson. Der erste Band der russischen Geschichte von Brückner, der eine Uebersicht der russischen Geschichte bis zum Tode Peters des Großen, vornehmlich dem Gesichtspunkt der Entwicklung der Zustände, enthalten wird, wird demnächst in die Presse gehen. Mit dem darauf in nicht allzulanger Frist zu erwartenden zweiten Bande wird die Darstellung etwa bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts geführt werden, d. h. soweit die ältere, der europäischen Staatengeschichte angehörende Geschichte Rußlands von Strahl und Herrmann reicht. Von da ab ist dann eine ausführlichere Fortsetzung der Darstellung beabsichtigt. Außer dem ersten Bande der russischen Geschichte stehen für den Zeitraum des nächsten Jahres in Aussicht: der erste Band der Geschichte der belgischen Niederlande von Pirenne, der siebente Band der Geschichte Spaniens von Schirrmacher, der letzte Band der englischen Geschichte (1815 ff.) von Brosch, und vielleicht noch der siebente Band der schwedischen Geschichte (1718 ff.), bearbeitet von Stavenow. In weiterer Frist sind zunächst zu erwarten der vierte Band der Geschichte Bayerns von Riezler, die Zeit von 1508—1651 umfassend; der erste Band der Geschichte Böhmens von Bachmann; endlich der zweite Band der Geschichte Württembergs (1496 bis vermuthlich 1733) von Stälin.

* **Breslau.** Dem Privatdocenten der Geburtshülfe Dr. Johannes **Pfannenstiel** ward der Professortitel verliehen.

⊕ **Wien**, 30. März. Auf der Universität ist heute die Trauerfahne aufgehißt worden: Hofrath Prof. Dr. Jos. **Späth**, der berühmte Gynäkolog ist gestern, 73 Jahr alt, an Lungenentzündung gestorben. Er wurde 1861 Professor der Geburtshülfe für Hebammen an der Universität, 1873 Vorstand der neuerrichteten I. geburtshülflich-gynäkologischen Universitätsklinik für Mediciner und schied 1886 aus der akademischen Laufbahn. Zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften wählten ihn zu ihrem Mitgliede. Er hat veröffentlicht: „Klinik der Geburtshülfe und Gynäkologie." (Mit Dr. Chiari und Dr. Karl Braun), ein „Compendium der Geburtshülfe für Studirende", ein „Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen", außerdem Abhandlungen in medicinischen Fachschriften. Seit langen Jahren erblindet, verfolgte er doch bis zu seinem Lebensende mit voller Theilnahme die Fortschritte seiner Wissenschaft. Sein bedeutendes Vermögen vermachte er Wohlthätigkeitsanstalten, insbesondere dem Studenten-Krankenverein.

* **Basel.** Die Nachricht von der Berufung des Pfarrers Dr. **Mezger** in Thann zum Vacanten der Theologie ist verfrüht, die Verhandlungen schweben noch.

* **Bern.** Durch den Regierungsrath wurden auf eine neue Amtsdauer von 6 Jahren gewählt: Dr. Armin **Balzer** als ordentlicher Professor für Mineralogie und Geologie, gleichzeitig Lehrer für die genannten Fächer an der Thierarzneischule; Dr. Emil **Ferymond** als ordentlicher Professor für romanische Philologie; Architekt Hans **Auer** als außerordentlicher Professor für Kunstgeschichte, speciell Geschichte der Architektur; Paul **Vollmar** als außerordentlicher Professor für Kunstgeschichte, speciell Geschichte der Malerei und der übrigen Gebiete, mit Ausnahme der Geschichte der Architektur; Dr. Stanislaus v. **Kostanecki** als ordentlicher Professor für theoretische und organische Chemie; Dr. Gottlieb **Huber** als außerordentlicher Professor für Mathematik. — Der Professor des Strafrechts Dr. Karl **Stooß** hat einen Ruf an die Wiener Universität als Nachfolger Brunnenmeisters angenommen.

* **Paris.** Der 22. Jahrgang des nützlichen Sammel- und Nachschlagewerkes „L'année politique" (1895) ist in der Bibliothèque-Charpentier zu gewohnter Zeit und in üblicher Form herausgegeben worden, obschon sein Verfasser **André Daniel**, der eigentlich André Lebon heißt, inzwischen 10 Monat lang Handelsminister gewesen ist. Vielleicht teilt uns diesem Grunde der gemäßigte antiradicale Standpunkt jetzt mehr hervor als früher. In der Vorrede urtheilt der Verfasser sehr streng über die Kammer: „Sie fuhr fort," heißt es, „zahlreiche Beweise der Unbeständigkeit zu geben. Bald sah man sie rein gemäßigte Ministerien unterstützen, bald zur Concentrationspolitik zurückkehren; heute ist sie einem rein radicalen Cabinet unterwürfig. Da darf man sich nicht wundern, daß ihr Werk so ziemlich negativ war." Immerhin wird die Geschichte des Streiks von Carmaux in der „Année politique" unparteiisch dargestellt und die Verantwortlichkeit des Directors Reséguier nicht verhüllt. — Im April begibt sich von Marseille aus eine internationale **archäologische Expedition nach Tunis**, wo die Association française pour l'Avancement des Sciences eine Zusammenkunft hat. Bei dieser Reise sollen sowohl historisch berühmte Stätten besucht, als auch Gelegenheit geboten werden, das Land näher kennen zu lernen.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß zum I. Quartal 1896 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten", von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Aufsätze, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Socialos.

Des Kaisers Stellung zur Wissenschaft 28.
Stimmungen u. Wünsche im Elsaß am 26. Febr. 1896 47.
Die Bureaukratie in den Staaten Mitteleuropa's 72.
Zur Geschichte der Monroedoctrin 16.
Cuba u. seine Abfallsbestrebungen 32, 38.
Die Landfrage in den deutschen Schutzgebieten 13, 14, 15.
Kirchenpolitische Briefe VII—IX 1, 26, 51.
Socialistische Pastoren 21, 23.
Die Amtsentsetzung evangelischer Geistlicher 64, 65.
*Ueber den Entwurf zum Bürgerl. Gesetzbuch 10, 11.
*Ueber den Entwurf einer Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz 33.
*Einwirkungen des französischen Verwaltungsrechts auf das preußische 29.
*Criminalpsychologie als Grundlage der Criminalpolitik 47.
*Zur Einführung in eine praktische Rechtsschule 54.
Der Entwurf eines österreichischen Ehegesetzes 37.
Antonio Labriola über Lehrfreiheit 30.
Der Selbstmord in Deutschland 7.
Warum herrscht in Altbayern bäuerliches Grundbesitz? 4, 5, 6.
Zur englischen Agrarfrage 31.
Zur Frage der Arbeitslosenversicherung 8.
*Lage der Arbeiter auf tropischen Plantagen 75.
Wanderung, Auswanderung, Seßhaftigkeit 43.
Die Binnenschiffahrt d. Vereinigten Staaten u. ihre Zukunftswege 40, 41, 42.
Die Demokratisirung des Verkehrs 27.
Hull House, eine sociale Colonie in Chicago 57.
Eine italienische Stimme über die rechtliche Stellung der Frau 76.
Weibliche Protzen 38.
Der Gründerprospect einer jüdischen Schweiz 52.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

*Die Thontafeln von Tello 53.
Augustus und Napoleon III. 74.
*China's Seehandel im Alterthum und Mittelalter 28.
Mittelalterliche Pestgräber Ragusa's 69.
*Ueber Einheitsbestrebungen der Deutschen 16.
*Deutsche in Italien 17.
*E. Müntz über die päpstliche Tiara 43.
Vom geschichtlichen Dr. Faust 9, vgl. *15.
Zum 300jähr. Jubiläum der Berufung der Kirchenunion in Polen 67, 69.
Das politische Testament Friedrich Wilhelms I. von 1722 20.
Zu den politischen Testamenten Friedrichs d. Gr. 45, vgl. *50.
Napoleon und die schwarzen Cardinäle 60.
Napoleon in Dresden 48.
*Fürstliche Geburtsanzeigen aus der Franzosenzeit 73.
Blücher in Gießen 34, 35.
Zur Geschichte des ägyptischen Sudan u. des Mahdireiches 45.
Der churbayerische Kanzler Aloys Frhr. v. Kreittmayr 65, 66.
Gräfin Elise Bernstorff 41.
Besuche bei Goethe 39, vgl. *44.
*Briefe der Herzogin von Broglie 61.
*Jakob Steiner 66.
Ludwig Tieck u. Gustav Freytag 4.
Gustav Freytags politische Thätigkeit 69, 70, 71.
Der Heros der Afrika-Forschung 37, 38.
*Philipp Franz v. Siebold 51.
Albrecht Ritschl 55, 56, 58, 59.
Otto Bähr in seinen gesammelten Aufsätzen 50.
Zur Erinnerung an drei Siebenbürger Deutsche 36.
Georg v. Wyß in seiner Geistesart 54.
*Karl Weinhold 10, 18.
*Adolf Kirchhoff 4, 40.
*K. L. F. v. Sandberger 27.
Staatsminister Rudolf v. Gruß 24.
Sir Joseph Crowe 7.
*Alfred Austin 2.
*Hermann Riegel 58.
*J. G. Christaller† 63.
*Christian d'Elvert† 25.
*August v. Eye† 11.
*Giuseppe Fiorelli† 25, 42.
*Joseph Grimm† 2.
*Ludwig Laistner† 70.
*Rudolf Leuzinger† 16.
*Johannes Müller† 27.
*Cristoforo Negri† 44.
*A. J. Nesselenow† 42.
Alphons Pick† 65.
Wilhelm Preger† 63.
*Otto Roquette† 66.
*Reinhold Rost† 35.
*Rudolf Roth† 63.
Karl Gustav Rümelin† 44.
Gustav Stickel† 28, *17.
*Karl Stölzel† 31.
Eduard Winkelmann† 48, *33.

3. Literatur überhaupt, Poesie insbesondere.

Märchen u. Fabeln der Basuto-Neger 59.
Demo oder allegorische Deutung der homerischen Gedichte 17.
Eine Titurel-Handschrift aus dem 14. Jahrhundert 6.
Zur Literatur des deutschen Volkshumors u. deutscher Volksdichtung 17.
Die Nationalausgabe der Werke Galilei's 11.
*Gladstone's Butler-Ausgabe 18.
*Hefte nach Dictaten Wielands 7.
Ein verschollener Schriftsteller des 18. Jahrhunderts 32.
Humanistenbriefe aus der neueren Zeit 8.
Victor Rydberg u. sein socialpolitisches Testament 28.
Matthew Arnold 64.
*Le Petit Bleu, neue Zeitungsmanier 21.
Carlo Goldoni 52, 53.
Kuno Fischer über Goethe's Sonettenkranz 2.
Ueber ein verschollenes Seitenstück zur Emilia Galotti 36.
Ein Jugendwerk von Chamisso 60.
Heirath aus Rache; Fragment von Grillparzer 23, vgl. *40.
Franz Rissel 27.
Eine niederdeutsche Ilias 49.
Eine schwäbische Dichterin 72.
Gerhart Hauptmann u. der consequente Bühnenrealismus 46.
Neues von J. V. Widmann 73.
Der Heurige von Eberl u. Dahn 39.
Der Nanrubahnhof 45.
Schiffe, die Nachts sich begegnen 34.
Zwei Schriftstellerinnen 6.
Gedichte von Gustav Renner 55.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. u. Nr. 6.)

Stilhoffnungen 20.
Ein altrömischer Messergriff 18.
*Pompejanische Amorettendarstellungen 12.
Römisches Siegesdenkmal in Rumänien 2; vgl. *63.
Zur Katakombenforschung 76.
*Restauration römischer Basiliken 22.
*Die Pagoden von Pagan 71.
Der Hortus deliciarum der Herrud van Landsperg 67, vgl. *51.
Burg Karlstein in Böhmen 24.
*Wandgemälde im Kreuzgang des Paulinums zu Leipzig 59.
*Männliches Portrait von Hans Memling 43.
Die Kunst der Renaissance in Pastors Geschichte der Päpste 42.
Ueber Hans Baldung Grien 15.
Das Appartamento Borgia im Vatican 73, 74, 75.
Zigs „Fischer von Erlach" 35.
Die Gründung der Akademie der bildenden Künste zu München 61, 62.
*Die städtischen Kunstsammlungen von Straßburg 49.
*Herzogliches Museum in Braunschweig 58.
Zur älteren deutschen Theatergeschichte 31; vgl. *38, 42, 44.
Zur Geschichte des Burgtheaters 71.
Ein dramaturgisches Lehrbuch 68.
Das Recht der Schauspieler 10, 11, 12.

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

Naturwissenschaft und letzte Probleme 21, 22.
Fixsternbetrachtungen 40.
Neuere Ergebnisse der Marsforschung 13.
Neue Mondphotographien 63.
*Veränderungen auf dem Monde 28.
*Das Zodiakallicht, vom Pic du Midi beobachtet 68.
*Schwankungen der Erdachse 27.
*Meteorfälle 56.
*Ein Meteor photographirt 71.
Die Continente und ihre geologische Geschichte 54.
*Eine hydrographische Merkwürdigkeit der Münchener Hochebene 72.
*Entstehung des Petroleums 44.
*Größte Meerestiefen 56.
*Aelteste Thermometerbeobachtungen 34.
*Wissenschaftliche Ballonfahrten 17.
*Regenverhältnisse Deutschlands 15.
*Gletscherschwankungen 23.
Das Helium 33.

Digitized by Google

*Röntgens „X-Strahlen“ 8, 11, 14, 15, 18, 19, 22, 25, 26, 28, 31, 32, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 53, 54, 62, 63, 68, 72, 78.
*Neue Versuche mit kurzen elektrischen Wellen 62.
*Photographie in natürlichen Farben 31, 46.
Die Mechanik der Gedanken 58.
Die Ausdehnung des Geruchs 30.
*Behring und Neur nach dem Urtheil der Pariser Akademie 14.
*Jodgehalt der Schilddrüse 18.
*Neues Wundheilverfahren 56.
*Pikrinsäure gegen Verbrennungsschmerz 23.
*Aussatz in Deutschland 70.
Technische Briefe XXI 18.
Ueber Vereinigung von Orten zu gemeinsamen Elektricitätswerken 56.
*Rauchverbrennungsvorrichtungen 56.
Etwas vom Rosenöl 47.
Die Lebensmittelversorgung der nordamerikanischen Großstädte 3.
*Weltkarte des Henricus Glareanus 32.
*Aeltere topographische Arbeiten und Canalprojecte in Bayern 58.
*Die Entdeckung der Gewürzinseln 35.
*Stand der Erforschung von Tibet 59.
*Neue Küstenaufnahmen im Eismeer 58.
*v. Krasnow über die Insel Sachalin 6.
*Tschernyschews Studien auf Nowaja Semlja 5.
*Ramanns Studienreise durch Finnisch-Lappland 6.
*O'Sullivans Forschungen in Canada 72.
*Expedition Nordenskjöld ins Feuerland 10, 31.
*Englische Südpol-Expedition 11, 34; belgische 23, 34.
*Expedition Roborowski 8.
*Graf Zichy im Kaukasus 11, vgl. 32, 44.
*Reisen des Prinzen Henri d'Orleans 47, 59, 61.
*Reisen der Gebrüder Sarasin in Celebes 27.
*Oscar Neumanns Reisen in Central- und Ostafrika 44.
*Untergang der Expedition Ehlers 3, 64.
*Expedition Tappenbeck nach Neu-Guinea 7.
*Das Gericht von Fenthjaf Nansens Rückkehr 75.
Aus Kleinasien 8.
*Die chinesische Provinz Szechuen 13, 14.
*Teneriffe und der Pic 35.
Eine Besteigung des Popocatépetl 19.
*Land und Leute in Westmadagaskar 59.
Ein bulgarischer Baedeker 48.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

Sprache und Denken 44.
Die allgemeine Sprachwissenschaft i. d. J. 1889—1894 66.
*Sprache der Juschen; Handschrift des Hoa-i-yu 67.
*Aussprache des Lateinischen 10; des Griechischen 28.
*Entdeckung einer urgriechischen Bilderschrift (?) 51.
Randbemerkungen zu einer dunklen Dante-Stelle 10.
*Untersuchungen über Häufigkeit deutscher Wörter 5.
*Ein Verdeutschungsbuch für die Heilkunde 11.
*Prähistorische Ausgrabungen in Bayern 49.
Die archäologische Grundkarte Bayerns 16.
*Ausgrabungen in Afrika 7; ägyptische 36, 61; griechische 21, 23, 29 35, 48, 51, 58, 63, 66; römische 22, 23, 24, 34, 39, 45, 48.
*Silbergefäß aus Tello 47.
*Archäologische Wanderungen auf Sardinien 58.
*Weihinschrift am Partheson 55.
*Das antike Schiff im Nemi-See 8.
*Archäologische Funde zu Saarburg in Lothringen 9.
*Hacksilberfunde 17.
*Leitzeichen-Sammlung im Germanischen Museum 61.
*Die Völker der mykenischen Periode im ägeischen Meer 64.
*Geschlechtsleben bei Griechen u. Römern 46.
*Vambery über die Magyaren als Mischvolk 57.
*Ethnologisches aus Spanien u. Portugal 23.
*Die Hienzen, ein halbverschollener deutscher Volksstamm 43.
*Anatomie u. Aesthetik bei den Japanern 22.
*Birmanische Waffen und Gemälde 23.
*Kosmogonische Vorstellungen in der Ethnographie 2.
*Kus oder Helios? Antsage Mommsens 8.
Religion u. religiöse Gebräuche der Abchasen 25.
*Eine neue Descartes-Ausgabe 67.
*Aufruf zur Einsendung von Handschriften Kants 60.
Die moderne Ethik u. die Metaphysik 70, 71.
Zur Kritik der Nietzsche-Literatur 55.
Fragen der Volksbildung 12.
*Berufswahl der Gymnasialabiturienten 57.
Moralunterricht in den Schulen von London 62.
*Unterrichtsanstalten in den Vereinigten Staaten 30.
*Neues Programm für den Gymnasialunterricht in Rußland 53.
Zur Frage der Frauenbildung 49.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

Akademie der Wissenschaften in München *9, 37, 69; Festsitzung 63, 65, 66.
*Liebigstiftung bei derselben 73.
Von der Münchener Universität 55.
*Deutsche meteorologische Gesellschaft in München 15.
*Geographische Gesellschaft in München 13, 14, 28, 44, 58, 63, 74.
*Anthropologische Gesellschaft in München 22, 46, 64.
*Juristische Gesellschaft en München 33, 54.
*Allgemeiner deutscher Sprachverein in München 41; vgl. 76.
*Germanisches Museum in Nürnberg 43, 51, 52, 61.
*Commission für württembergische Landesgeschichte 67.
*Juristisches Studium in Baden 46.
*Elektrotechnisches Institut in Darmstadt 49.
*Goethe-Archiv in Weimar 60; *Schillerstiftung ebenda 60.
Die Matrikel der Universität Leipzig 57.
*Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 61.
*Handelsmuseum in Bremen 32, 40.
*Preußische Staatsarchive 22, 23, 42, 43, 55, 60.
*Disciplin der Privatdocenten in Preußen 35.
*Preußischer Orden pour le mérite für Wissenschaften u. Künste 20.
*Commission zur Ertheilung des Schillerpreises 39.
*Akademie der Wissenschaften in Berlin 18, 20, 21, 37, 38, 40, 48, 60, 64.
*Berliner Universität 16; Orientalisches Seminar 56.
*Physikalische Gesellschaft in Berlin 4.
*Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 6, 35, 59.
*Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie ꝛc. in Berlin 23, 40, 71.
*Museum für Völkerkunde in Berlin 2.
*Freie photographische Vereinigung in Berlin 46.
*Verein der Ingenieure in Berlin 62.
*Juristische Gesellschaft in Berlin 10, 11.
*Internat. Verein. f. vergleich. Rechtswissenschaft in Berlin 29, 47, 75.
*Literaturschutz-Gesellschaft in Berlin 31.
*Socialwissenschaftlicher Cursus in Halle 70.
Der Verein für Geschichte u. Alterthum Schlesiens 50; vgl. *33.
*Reichsbau-Stiftung an der Breslauer Universität 64.
*Technische Hochschulen des Deutschen Reichs 33.
*Deutsche Geschichts- und Alterthumsvereine 48.
Ein Verein für historische Waffenkunde 19.
*Deutsches archäolog. Institut in Rom 12, 21, 24, 48, 63; in Athen 41, 50.
*Deutsche chemische Gesellschaft 21, 32; Chemikerexamen 10, 34.
*Frauenstudium 4, 23, 32, 41, 44, 63; Damenpromotionen 62.
*Akademie der Wissenschaften in Wien 25, 26.
*Wiener Universität 28, 49.
Zur Geschichte des Studienwesens in Oesterreich 18.
*Medicinische Studien- u. Prüfungsreform in Oesterreich 3, 19, 43, 44, 49.
*Wiener Hofbibliothek 30, 47.
*Theresianische Akademie in Wien 45.
*Ottendorfer Freie Volksbibliothek in Zwittau 46.
*Naturforschende Gesellschaft in Zürich 57.
*Belgische Akademie der Wissenschaften: Lavaleye-Preis 68.
*Akademische Grade für Damen in Oxford u. Cambridge 34, 55, 56, 63, 68.
*Académie des sciences in Paris 14, 25, 34, Académie française 15, 20, 35, 40, 68, Académie des inscriptions 43.
*Medicinisches Studium der Fremden in Frankreich 55, 68.
*Reform des Baccalaureats 75.
*Musée social in Paris 47.
*Französisches archäologisches Institut in Athen 8.
*Accademia dei Lincei in Rom 40.
*Nationalbibliothek in Madrid 69.
*Akademie der Wissenschaften in Petersburg 8, 10, 30, 32.
*Geographische Gesellschaft in Petersburg 5, 27, 31, 39, 58.
*Medicinische Doctorprüfung in Rußland 26.
*Universität Dorpat 4, 33.
*Medicinische Facultät in Odessa 33.
*Russisches archäologisches Institut in Konstantinopel 65; in Rom 69.
*Smithsonian Institution in Washington 35.
*Amerikanisches archäologisches Institut in Athen 55.
*III. Internationaler Congreß f. Psychologie in München 19.
*Prähistorische Versammlung u. Ausstellung in Nürnberg 49.
*Deutscher Historikertag 44, 45.
*Heeren-Ukert'sche Geschichte der europäischen Staaten 76.
Die Professoren-Conferenz zu Eisenach 75; vgl. *50.
*7. Verbandstag der deutschen neuphilolog. Vereine 60.
*XVII. Balneologen-Congreß in Berlin 41, 56, 57.
25. Congreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie 65.
*XIV. Congreß für innere Medicin 17, 68, 75.
*Wiener Congreß-Ausstellung 39.
*Schweizerische Landesausstellung in Genf 35.
*British association for the advancement of science 60.
*XII. Internationaler Aerztecongreß in Moskau 31.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

Avoniamus, Dramatische Handwerkslehre 68.
Bähr, O., Gesammelte Aufsätze 50.
*Banaholz, H., Wiegolf von dem Kranichberge 12.
*Bartels, A., Der dumme Teufel 50.
Bausteine zur elsaß-lothring. Geschichts- und Landeskunde 14.

*Bayberger, E., Gemsenleier 8.
*Beiträge zur Volkskunde, Festschrift für K. Weinhold 10.
Bernstorff, Elise Gräfin v.; aus ihren Aufzeichnungen 41.
Beulemann, W., Die Auswanderung über Hamburg 43.
*Bingner, Bemerkungen zum Entwurf eines bürgerl. Gesetzbuchs 72.
Bohlau, H., Der Rangirbahnhof 45.
Bolle, J., Das Danziger Theater im 16. u. 17. Jahrhundert 31.
*Bulletin of the Department of Labour 12.
*Bulling, K., Die Rechte der unehelichen Kinder 17.
Chuquet, A., Paris en 1790 32.
*Cori, J. N., Bau u. Einrichtung der deutschen Burgen 4.
Crowe, J., Reminiscences of 35 years of my life 7.
Dahn, F., Chlodovech 39; Ueber den Begriff des Rechts *44.
*Dernburg, Persönliche Rechtsstellung nach dem bürgerl. Gesetzbuch 72.
Dorner, A., Das menschliche Handeln 70, 71.
Dühr, K., Niederdeutsche Ilias 49.
Ebers, G., Im blauen Hecht 39.
*Endemann u. Gareis, Einführung ins Studium d. bürgerl. Gesetzbuchs 72.
*Engelmann, E., Märchenwald, Nordlandssagen; Pfingstfahrt 17.
Erler, G., Die Matrikel der Universität Leipzig 67.
Fischer, K., Goethe's Sonettenkranz 2.
*Förtsch, R., Die Reichsgesetze betr. die Binnenschiffahrt 26.
*Franzos, K. E., Altes u. Neues 71.
Galileo Galilei, Opere; edizione nationale 11.
*Ganghofer, L., Schlaß Hubertus 50.
*Gareis, Recht ꝛc., Juristische Literaturübersicht 68.
Gelcich, J., A proposito di certi ipogei dissepolti a Ragusa 69.
*Das Gemecht 3.
*Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins 3.
*Gregl, J., Zur Reform der Jrrengesetzgebung 21.
*Giesebrecht, W. v., Geschichte der deutschen Kaiserzeit 41.
Giurtati, D., Frauenfrage a. Ehegesetzgebung 76.
*Göring, Ph. J., Die Viehseuchengesetze 8.
*Goldziehr, W., Denkrede auf Helmholtz 37.
*Gottschall, M., Das Gesetz üb. d. unlauteren Wettbewerb 18.
Grandmaison, G. de, Napoléon et les cardinaux noirs 60.
*Grazie, M. E. delle, Gedichte 56.
*Gruson, H., Im Reiche des Lichts 19.
Haacke, W., Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale 21, 22.
*Haardt, B. v., Uebersichtskarte von Europa 5; Südpolarkarte 57.
*haas, H. J., Quellenkunde 10.
*Hahn, E., Die Haustiere a. ihre Beziehung z. Wirthschaft der Menschen 25.
Harraden, B., Ships that pass in the night 34.
*Heigel, K. v., Der Volksfreund 60.
Herzl, Th., Das Palais Bourbon *33; Der Judenstaat 52.
*Hewest, L., Wilhelm Junker 27.
*Hörth, O., Aus Friedrich Stolze's Nachlaß 59.
*Holder, A., Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung 65.
*Jerusalem, W., Die Urtheilsfunction 43.
Jig, A., Die Fischer von Erlach 35.
*Josses, F., Der Rattenfänger von Hameln 36.
*Kastan, J., Das Christenthum u. die Philosophie 31.
Kassel, A., Zur Volkskunde im alten Hannoverland 14.
*Kerler, Zum Gedächtniß des Fürstbischofs Franz Ludwig v. Erthal 48.
*Knoke, F., Die römischen Moorbrücken in Deutschland 37.
*Kohl, H., Bismarck-Jahrbuch 46.
Kohlmann, E. F., Fortunat, ein Spiel von Chamisso 60.
*Lemaitre, J., Les contemporains 30.
*Levy, Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich 17.
Lienhard, F., Lieder eines Elsässers 14; Wasgaufahrten 34.
*Lobe, A., Was verlangen wir von einem bürgerl. Gesetzbuch? 72.
*Loschi, G., Statuto di una Confraternità di Tedeschi 17.
Ludwich, A., Die Homerdeuterin Dema; Allegoriae Homericae 17.
Merkens, H., Was sich das Volk erzählt 17.
*Meyer, W., Nürnberger Fastnachtgeschichten 15.
Meyer v. Knonau, G., Lebensbild des Prof. Georg v. Wyß 54.
*Mitkow, St., Ein Lied von der Menschheit 61.
Mittheilungen d. Ges. f. deutsche Erziehungsgesch.: Austriaheft 18.
Neuwirth, J., Wandgemälde u. Tafelbilder der Burg Karlstein 24.
Niese, Ch., Licht u. Schatten 6.
*Nietzsche, F., Schriften und Entwürfe 22.
Nissel, F., Dramatische Werke, III. Folge 27.
*Nolde, Baron E., Reise durch Innerasien, Kurdistan u. Armenien 70.
Pastor, L., Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance 42.
*Paul, H., Deutsches Wörterbuch 4.
*Pfeiffer, L., Beiträge zur Glacialforschung 5.
Rabany, Ch., Carlo Goldoni, le théâtre et la vie etc. 52, 53.
*Reetz, C. F., Die Literatur üb. d. Entwurf e. Bürgerl. Gesetzbuchs 17.
Rembe, A. u. C., Straßburg; Schauspiel 14.
Renner, G., Gedichte 55.
*Reuling, W., Unlauterer Wettbewerb 18; Zeitungstitel Waarenzeichen? 64.
Reyer, E., Handbuch des Volksbildungswesens 12.
Ruschl, O., Albrecht Ritschls Leben 55, 56, 58, 59.
*Röntgen, W., Eine neue Art von Strahlen 11.
Rubner, H., Bonhards u. Stadelmanns Briefwechsel 8.
Russell, G. W. E., Letters of Matthew Arnold 64.
*Sanitätsbericht, statistischer über die bayerische Armee 42.
Schanz, G., Zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung 3.
*Schmitz, M., Die Grafen und die Fürsten von Hohenzollern 9.
*Schneider, R. v., Album der Antikensammlung des Kaiserhauses 14.
*Schwarze, O. v. (H. Appelius), Das Reichspreßgesetz 76.
*Simony, F., Das Dachsteingebiet 24.
Slatin Pascha, Feuer u. Schwert im Sudan 45.
*Socalin, J., Die Grundprobleme der Philosophie 15.
*Sohm, R., Ueber den Entwurf eines Bürgerl. Gesetzbuchs 17.
*Sommerlatt, v., Ist der Entwurf e. bürgerl. Gesetzbuchs annehmbar? 72.
*Sontag, E., Der besondere Schutz der Mitglieder des Reichstags 14.
*Steinberger, A., Im heiligen Kampfe 25.
*Stettenheim, J., Heitere Erinnerungen 20.
Stiassny, R., Wappenzeichnungen Hans Baldung Griens 15.
*Stooß, K., Zeitschrift für Schweizer Strafrecht 29.
*Strafzewski, M. v., Ueber die Bedeutung ꝛc. d. orientalischen Philosophie 51.
*Telmann, K., Hagar; Dunkle Tiefen 23.
Tercy, G. v., Die Handzeichnungen des H. Baldung gen. Grien 15.
*Teuber, O., Historische Legionen Habsburgs 32; Zur Geschichte des Hofburgtheaters 71.
Tille, A., Von Darwin bis Nietzsche 53.
Tocilesco, G., Das Monument von Adamklissi 2.
Verbeck, O., Der erste Beste; Die Neuenhofer Kinder; Maria Neander 6.
*Wagner, J., Handbuch des amtsgerichtlichen Verfahrens 8.
*Waiderdorff, H. Graf a., Regensburg in s. Vergangenheit u. Gegenwart 49.
Weddigen, O., Geschichte der deutschen Volksdichtung 17.
*Weißler, A., Das Notariat der preuß. Monarchie 1.
*Weye, E., Boileau's Episteln in freier Nachbildung 52.
*Widel, F., Die alte Burg Wertheim am Main 2.
Wihmann, J. V., Jung a. Alt; Weltverbesserer; Bim, der Schwärmer 73.
Wilpert, J., Fractio panis 76.
*Witte, H., Die älteren Hohenzollern u. i. Beziehungen z. Elsaß 24.
*Wohlmuth, A., Benedict Brecmel 7.
*Wotzogen, E. v., Ecce ego 28.
*Zingeler, K. Th., Bau- a. Kunstdenkmäler in d. hohenzoll. Landen 61.
*Zuns, J., Das Anerbenrecht für die Rentengüter 40.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

Ahlschier, M. 19.
Anton, H. S. *52.
Arnold, H. 16.
Arnold, R. F. *40.
Bechmann, R. v. 65, 66.
Berdrow, W. 40, 41, 42.
Bettelheim, A. 12, 52, 71.
Bock, A. 4, 34, 35.
Bornemann, W. 55, 56, 58, 59.
Brentano, L. 4, 5, 6.
Buchner, H. 21, 22.
Bulle, H. 2.
Burckhardt, M. E., 10, 11, 12.
Busse, E. 46.
Caetani-Lovatelli, E. 18.
Curo, J. 50.
Ehmelarz, E. 35.
Christ, W. v. *63.
Cornelius, K. A. v. 63.
Deckert, E. 32, 33.
Drews, A. 70, 71.
Ebenspanger, J. *43.
Erler, R. 44.
Ermisch, H. 57.
Escherich, K. 8.
Fabricius, W. *38, *44.
Flaminga, G. 72.
Fleischner, L. 62.
Fritzsche, R. 28.
Gardthausen, V. 74.
Geiger, L. 6, *41.
Greif, M. *25.
Günther, S. *5, *10, 11, *24, *25. *57.
Haedicke, P. 16.
Hahn, E. 25.
Heyck, E. 48.
Hnatek, A. 13.
Jacobowski, L. 59.
Karell, L. 33.
Kellen, T. 11.
Kittau, E. 31, *42, 60, 63.
Kluge, F. 9.
Knopfler, A. 55.
Kraus, F. X. 76.
Kreutzer 47.
Krones, F. v. 18, 69.
Landau, M. 52, 53.
Laves, K. 57.
Leaerkühn, P. 48.
Loewe, V. 32.
Lorenz, O. 69, 70, 71.
Mayr, G. v. 7, *12, *47.
Mayr, M. *42.
Mitlowicz, W. 67, 68.
Müller, O. v. 56.
Muncker, F. 55.
Oppenheim, P. 54.
Penck, A. *49.
Pettenkofer, M. v. 63
Pfizee, G. 29.
Polenz, W. v. 31.
Rau, R. 53.
Reichenhart, E. 8.
Riehl, W. 24, 61, 62.
Riehl, W. H. 27.
Riß, F. 50.
Sabersky, H. 10.
Sander, F. 17.
Scherman, L. *10.
Schmidkunz, H. 20.
Schneller, G. 29.
Schöner, R. 30.
Schott, S. 36.
Simonsfeld, H. *17.
Spectator 1, 26, 51.
Steinmann, E. 73, 74, 75.
Stengel, K. v. 13, 14, 15.
Sutterlin, L. 66.
Szczepanski, A. 39.
Tschee, R. 58.
Vogel, M. 28.
Wagner, A. 44.
Weber, P. 67.
Werner, K. 49, *56.
Wutzkow, R. 38.
Zacher, G. 30.
Zwiedineck, H. v. 43.

by Google